Der Teufel in Berlin.

In demselben Verlage erschien:

Herrn Ruffey's Wallfahrt nach dem heiligen Rock. Genrebild von Ad. Prenndas. Broch. 7½ Sgr.

Unsre Zeit. In Biographieen und Bildnissen. Mit einer Einleitung von **Karl Gutzkow** und erläuterndem Text von geachteten deutschen Literatoren.

(Erschienen sind:

Heft I. **Franz Liszt.** Von Ed. Beurmann.

„ II. } **Immermann.** Von L. Stahr
„ III. }

„ IV. **Thorwaldsen's Leben in Bildern.** Von H. C. Andersen.

Dies Prachtwerk erscheint in Heften von 5 bis 6 Bogen in hoch 4° auf satinirtem Velinpapier und in den Text gedruckten Bildnissen. Preis des Heftes: 10 Sgr. — 30 Xr. C. M. — 36 Xr. Rh.

Die Biographieen werden auf Verlangen auch einzeln abgegeben.

Der Wandsbecker Bote. Volkskalender auf 1845. Herausgegeben von **Ludwig Lenz.** Mit vielen Holzschnitten. — Preis 10 Sgr.

Der
Teufel in Berlin.

Dramatische Scenen

von

Theodor Mehl.

Hamburg.
Verlags-Comptoir.
1845.

Druck von H. H. Nöhrs.

I.

Ein ſchwüler Sommerabend des Jahres 1811. An einem einſamen Ort des Thiergartens zuckt eine Flamme in die Höhe; gleich darauf ſteigt Mephiſtopheles aus der Erde.

Mephiſtopheles.

Die Hölle fängt mich über alles Maaß
Aufs Aergſte an zu ennuyiren:
Es giebt, auf Ehre, keinen guten Spaß,
Dem es verlohnte nachzuſpüren.
'S iſt alles ledern, ganz erbärmlich matt,
Nichts neu in Qualen und in Plagen:
Ich bin der Hölle herzlich ſatt
Muß ich zum Aergerniß mir ſelber ſagen
D'rum will ich mich auf's Neu' bequemen
Auf Erden meinen Aufenthalt zu nehmen
Und da von theolog'ſchen Kandidaten
Von denen jüngſt mir in die Händ' gerathen,
Ein Paar — ſehr fleißige Scholaren,
Die Mitarbeiter an der Kirchenzeitung waren —
Berlin iſt vielfach worden angeprieſen,
So will ich mir's zum Wohnſitz auserkieſen
Auf ein'ge Zeiten, um zu ſehen:
Wie meine Angelegenheiten darin ſtehen

Von je, das muß ich anerkennen,
Hört' ich mit Freuden seinen Namen nennen,
Denn mancher sehr besondre Geist
Gehört für mich hier zu den Int'ressanten:
Von hier aus ist der große Nicolai gereist,
Und Rellstab rezensirt die Musikanten.
Auch lebt ja hier in seinen weiten Mauren
Der weltberühmte Dichter Clauren,
Von dem mir manche Her' auf ihrem Beser
In der Walpurgisnacht Romane vorgelesen.
Von Kanzeln sprechen Goßler und Consorten
Und Naupach herrscht in Melpomenens Pforten.
Die Bauer lassen drücken sich und drucken,
Und Preußens „Allgemeine" muß verschlucken,
Was ihr Herr Wittmann und Herr Rousseau schreiben,
Die mir in gutem Angedenken bleiben.
Vor Allem aber will es mich gelüsten:
Ein Wort zu reden mit den Pietisten,
Die, wie ich weiß, in dieser Stadt geworden
Zu einem großen, einflußreichen Orden.
Auch giebt es ein'ge vornehm alte Damen,
Die in Rapport mit Großmamaen kamen,
Und denen tausend schöne Grüße
Ich hinzulegen habe vor die Füße.
Ich bin begierig, muß ich sagen, Leben und Bestreben
Von Hoch und Niedrig zu ergründen:

Ich hoff' im bunten Durcheinanderwelen
So manch' Ersprießliches zu finden.
Da drüben hör' ich luft'ges Musiziren;
Ich ließ mich malcontent frisiren,
Und langen Bart um's Kinn mir stehn;
Ich weis', ich werde gern gesehn,
Geh ich ohn' Weit'res so in das Gedränge
Und misch mich in die buntbewegte Menge.
Mein Kleid ist nach dem neusten Schnitt,
Und halt' ich grad auch keinen rechten Schritt,
Weil mich das Bein, das hinkende, genirt,
So macht das int'ressant, denn Byron hat's geführt.
Dort kommt ein Mann den Weg heraufgegangen.
Ich will mich gradezu nur an ihn hangen,
Damit ich gleich Bekanntschaft mache,
Das bringt in's Herz mich meiner guten Sache.

Der Unvermeidliche tritt auf.

Mephistopheles.

Entschuld'gung, werther Herr, darf ich es wagen
Ihnen meine Gesellschaft anzutragen?
Ich bin hier fremd, weiß nicht Bescheid,
Und ginge gern in gutem Geleit.
Ich seh' es Ihnen am Rockkragen an:
Sie sind ein äußerst geistreicher Mann.

Der Unvermeidliche.

Ich bitte ergebenst. Es wird mich freu'n

Ihnen zu Dienſt und Gefallen zu ſein.
Ich lieb' es ſehr im Grünen ſpazieren,
Und dabei ein angenehm Geſpräch zu führen.

Mephiſtopheles.

Ich möchte gern zu jener Muſik.

Der Unvermeidliche.

Nun ſchön,
So laſſen Sie uns hübſch zuſammengehn.
(Im Weitergehen.)
Sie ſind alſo fremd hier?

Mephiſtopheles.

Durchaus.
Kenne hier weder Katz noch Maus.
Doch iſt's mein Willen und mein Beſtreben,
Mich überall recht hinein zu leben.
Auch iſt's mein Wunſch, mich zu produziren.

Der Unvermeidliche (mit Haſt).

So ſind Sie wohl gar ein Künſtler am End'?

Mephiſtopheles.

Ich könnte den Titel ſchon führen,
Hätt' ich nicht ein zu beſcheidenes Temperament.

Der Unvermeidliche (in Extaſe.)

Ein Künſtler! Ein Künſtler! Das iſt ja charmant,
Da haben Sie ſich grad an den rechten gewandt.
Ich bin der Doctor, Hofrath F. F. — Mit Liszt
Hab' ich zuſammen geſpielt im Whiſt,
Mit Seydelmann hab' ich zuſammen gegeſſen,

Neben Göthe hab' ich auf dem Sofa geſeſſen,
Dem großen Humboldt hab' ich ſechs Mal im Leben
Die Hand und ein Mal den Hut gegeben;
Mit Hegel war ich vertraut und bekannt
Und Schelling hat mich „mein Lieber" genannt;
Bei Ludwig Tieck bin ich häufig gebeten;
Fanny Elßler hat mich zwei Mal auf die Füße getreten;
Charlotte von Hagn hab' ich zur Tafel geführt;
Auch mit der Löwe und der Crelinger hab' ich dinirt;
Fürſt Pückler-Muskau hatten die Gnaden
Mich öfters bei ſich zu Tiſch zu laden;
Mit Schlegel's hab ich viel Geld für Wein verklopft;
Dem Friedrich Jahn hab' ich die Pfeife geſtopft;
Mit Schleiermacher bin ich ſpazieren gegangen;
Bettina hab ich den Shawl umgehangen;
Varnhagen von Enſe kenn' ich genau
Und Henrik Steffens mit Tochter und Frau;
Chamiſſo hat mir häufig geſchrieben,
Und wäre Körner am Leben geblieben,
So wär' er geworden mein Intimus.
Auch muß ich Ihnen bemerken zum Schluß:
Daß, wo es ein Feſt giebt oder 'ne Feier,
Da muß ich dabei ſein mit meiner Leier;
Bei Krieger-, bei Künſtler- und Blumenfeſten
Ueberall bin ich dazu gebeten.
Was nur immer mag in Berlin geſchehn,

Man wird mich dabei betheiligt sehn.
Sie werden daraus wohl greifen mit Händen:
Sie konnten durchaus sich nicht glücklicher wenden
Als eben an mich; wie Ihnen erhellt:
Bin ich das Faktotum der geistreichen Welt.

Mephistopheles.

Es giebt für mich kein größeres Glück auf Erden
Als mit Ihnen, Herr Hofrath, bekannt zu werden.
Ich bin ein äußerst dankbarer Mann,
Und hoffe: Sie nehmen sich meiner an.

Der Unvermeidliche.

Ich bitte, ich bitte! So viel ich vermag
Steh' ich zu Dienst Ihnen jeden Tag.
In was aber sind Sie willens sich zu produziren?

Mephistopheles.

Neue magische Künste will ich executiren,
Und zwar von solcher Art, wie man sie nie gesehn.
Selbst Bosko und Döbler sollen gestehn,
Daß Alles, was sie selber machen,
Dagegengehalten: erbärmliche Sachen.

Der Unvermeidliche.

Charmant! Gleich sollen Sie wissen
Wie wir die Sache anfangen müssen.
Ich will heut Abend ein Gedicht verfassen
Und morgen in die Vossische Zeitung rücken lassen,
Worin ich Sie hoch über Bosko und Döbler rühme

Und ſage: daß Ihnen allein der Kranz gezieme.
Dann werd' ich Ihnen all' die Namen nennen
Die Sie in großer Eile müſſen berennen.
Es ſind die Redakteure der hie'gen Journale;
Die laden Sie ein zu einem leckern Mahle.
Bei Eſſen und Trinken und Gläſerklingen
Woll'n wir das Weit're in Ordnung bringen.
Sie ſind nicht der Erſte, den über Nacht
Ich zu Geld und Ruf und Ehre gebracht.
Wahrhaftig, bei manchem Ruhm in den Landen
Hab' ich, mein Herr, zu Gevatter geſtanden.

Mephiſtopheles.

Ich füge mich ganz.

Der Unvermeidliche.

Sie ſind am -Hofjäger- angekommen.

Doch ſind wir am Ziel.

Mephiſtopheles.

So treten wir ein.

Im „Hofjäger."

Es iſt Concert. Die Gäſte ſitzen an einzelnen Tiſchen zerſtreut unter den Bäumen herum. Mephiſtopheles und der Unvermeidliche wandeln in den Gängen des Gartens auf und nieder.

Mephiſtopheles.

So viel ich meine ſchärfſten Blicke
Durch die Geſellſchaft hin und wieder ſchicke,

Ein recht von Grund vergnügt Geſicht
Seh' ich, auf Ehr', im ganzen Umkreis nicht!
Die Leute ſitzen wie in Träumen
Bei dünnem Caffee, ſchaalem Bier;
Es würde unter grünen Bäumen
Vergnügter ſein das ſtumpfſte Thier!

Der Unvermeidliche.

So trifft man's hier an allen Tagen:
Man iſt manierlich, gut und brav;
Man will Erholung für die Plagen
Und für die Nacht geſunden Schlaf.

Mephiſtopheles.

Das iſt ſo recht Philiſtertreiben.
O pfui! Mir ekelt gleich davor!
Man ſollte hübſch zu Hauſe bleiben
Schleppt man das Phlegma mit vor's Thor.
Nichts Widerlichers auf der Welt,
Als Volk, das zum Vergnügen,
Verdroſſen und ſtruppirt ſich ſtellt,
Wie'n alter Gaul zum Pflügen.

Der Unvermeidliche.

In dieſem Ausſpruch gehn Sie wohl zu weit.
Mir ſcheint das Nichts, als Wohlanſtändigkeit,
Für Jeden gut und Niemandem beſchwerlich

Mephiſtopheles.

Ein Volk, das nicht vergnügt iſt, iſt gefährlich!

Gar manchem großen Herrn und Potentaten,
Wär' es von ganzem Herzen anzurathen,
Daß er Redouten, Féten, Prunkgelage
Dem Pöbel vor die Augen führ',
Denn er vergißt sein Elend, seine Plage,
Bei Spiel und Tanz, bei einer Kanne Bier
Doch lassen wir das Disputiren;
Ich denk': wir machen's uns bequem.
Woll'n Sie mit mir, Herr Hofrath, hier soupiren,
So ist mir das sehr lieb und angenehm.
Nur bitt' ich Sie, wenn Sie's nicht stört,
So gut zu sein: die Tafel einzurichten;
Ich weiß hier nicht, wie sich die Sach' gehört,
Und muß also darauf verzichten.

Der Unvermeidliche.

Ich hoff', es wird mir wohl gelingen,
Ich bin Gourmand und weiß zu wählen.

Mephistopheles.

Nun gut, so will ich hier die Zeit verbringen,
Wir können uns in diesem Raum nicht fehlen.

Der Unvermeidliche verfügt sich in die Küche; **Mephistopheles** geht die Gänge auf und nieder.

Mephistopheles.

Ich muß mich etwas näher wagen,
Will ich ein Abenteu'r erjagen.
Hier an der Seite sitzt ein schönes Kind.
Laßt sehn, wie ist das Ding gesinnt!

Mephiſtopheles geht an einem Tiſche vorüber, an welchem Madame Pieper mit ihrer Tochter Karoline ſitzt. Er ſieht die Letztere durch die Lorgnette ſcharf an.

Madame Pieper.

Nu ſag mir man bloß, Karline, wie ſitzt Du wieder da! Wat it des vor ene Dämlichkeit, deß Du Dir jar nich en Bisken uſpluſterſt, un mit de Ogen mank die ſchönen Herrn rumarbet'ſt? Denkſt Du denn, det ick des Anktree, vor uns beede zuſammen fünf Silberjroſchen, un hier den Koffee mit die drei Stückskens Kuchen, was zuſammen acht Silberjroſchen, alſo in Janzen achtzehn Silberjroſchen macht, wovon ich mir ſchonſt zwee der ſcheenſten Schürzen in Ausverkauf bei Lubartſchen hätte anſchaffen könn'n — denkſt Du denn, Karline, des ick des man reene vor det Bisken lumpigte Muſik auszugeben die Abſicht habe! Jott bewahre, da verdient' ick ja, deß man mir ene Anſtellung in zoolog'ſchen Jarten mank die allerinfamigſten Beeſters zuſchanzen dhäte. Karline, dhu mir den enzigſten Gefallen un ſei nich ſo verkeilt in Kopp! Ick bin ja man hier, deß Du Dir hier zeigen kannſt. Un des kannſt Du, Karline, wahrhaftig, des kannſt Du. Et müßte ja mit den Teibel zujehn, wenn ſich nich Ener in Dir verjaffen ſollte, der Kies in die Taſche hat. Aberſicht dadrum mußt Du Dir ooch en Bisken zu haben wiſſen und enen gefälligen Aki zu präſentiren verſtehn. Haſt Du nich eben den hübſchen, vornehmen Menſchen, mit die beknabberte Tolle geſeh'n! Mit den is wat los, verlaß Dir druf, det hab' ich weg, dadruf verſteh ick mir.

Karoline.

Aber, liebe Mutter, bedenken Sie doch nur, daß mein Herz schon längst meinem Reinhold gehört und daß . .

Madame Pieper.

Bleib mir mit Reinholden vom Halse! Det is keene Partie vor Dir. Er nischt, Du nischt; det is Jammer un Elend. Nimm Dir zusammen, da kommt der hübsche Mensch wieder hergegangen. Jott, wat der vor Plie hat, det geht über'n Leitnant!

Mephistopheles tritt zu ihnen.

Mephistopheles (zu Karolinen).

So einsam, schönes Kind?

Mad. Pieper.

Wie sich dieses vor een anständiges Mädchen geziemt, mein lieber Herr. Ach Jott, meine Karline is ein gar zu gutes Kind. Sie ist achtzehn gewesen, vergangenen Monat den siebenten. Ach, un wat des Kind verständig is, wat es für ein jutes Herz hat! Ne Herr, dieses jeht über de Puppen! Madame Schwertfeger, die meine Nachbarn is, die sagt in eins fort: det is en Kind vor enen Ehemann. So ene find't man nicht so leichte, die kann man bei Tage mit de Laterne suchen.

Karoline.

Aber, liebe Mutter, den fremden Herrn interessirt das gewiß gar nicht.

Madame Pieper.

Ne, ne, wat recht is, mein Kind, des muß recht

bleiben. Du biſt meine Dochter, aberſcht des ſchad't nich; deswegen kannſt Du doch jut ſind, un ich kann Dir loben. Amen!

Mephiſtopheles nickt.

Zur Geſundheit! Sehn Se, Sie müſſen dieſes benieſen, des bedeut't, des es wahr is, wat ick geſagt habe. Ja, ja, meine Dochter is wie jeſchaffen vor ene jute Ehe Wat ick ſagen wollte, ſcheenſter Herr, ſind Sie ſchon verheirath't?

Mephiſtopheles.

Ich kann von dieſem Glück nicht ſagen.

Mad. Pieper.

Det dacht' ick mir. Sie ſehn ooch jar nich darnach aus. Karline, rede doch noch en Wort, Du dhuſt ja, als hett'ſt Du des Sprechen verlernt.

Karoline.

Liebe Mutter, wir werden nach Hauſe müſſen, mir iſt recht unwohl zu Muth. Ich weiß nicht, von was es kommt, aber ....

Mad. Pieper.

Des jeht vorüber.

Karoline.

Nein, nein, liebe Mutter, ich werde gewiß recht ernſtlich krank. Ich halte es hier nicht mehr aus, laß uns nach Hauſe gehn.

Madame Pieper,

ihr vor den Augen ſchönthuend, im Rücken ſie aber kneifend und ſtoßend.

Jott, was is Dich denn, mein liebes Kind. Du

machſt mich Angſt. (Leiſe.) Na warte, Dir wer' ick helfen. — Aberſcht, liebſte Karline, woſo arrivirt Dich des? Sage, mein Kind? (Leiſ.) Komm Du man nach Hauſe, Du Racker!

Mephiſtopheles.

Dem Fräulein ſcheint in der That unwohl zu ſein Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen eine Droſchke beſorgen laſſen. (Er ruft.) Kellner, eine Droſchke!

Madame Pieper.

Sie ſind jar zu jütig! Ick hoffe, Sie ſchenken uns wohl einmal die Ehre Ihres Beſuchs, deß wir mit Anſtand unſern Dank abſtatten können. Wir wohnen Mauerſtraße achtundzwanzig, zwei Treppen. Madame Pieper derfen Sie man fragen.

Kellner

Die Droſchke iſt da.

Mephiſtopheles.

Hier iſt Geld, bezahlen Sie den Kutſcher.

Kellner.

Schön.

Madame Pieper.

Sie ſind jar zu gut. Ick bitte, vergeſſen Sie uns man nicht.

Mephiſtopheles.

Durchaus nicht.

Er bringt ſie bis an die Droſchke, dann geht er zurück.

Das Lärvchen iſt noch unſchuldsvoll und rein,
Drum macht ihr mein Geruch Beſchwerden;

Doch hoff' ich, wird das bald vorüber sein
Und wir noch gute Freunde werden.
Die Mutter ist von meinem Schrot und Korn,
Und sorgt, daß mein Geschäft sich lohne.
Auf keinen Fall spielt sie den Dorn
Um ihrer Tochter duft'ge Rosenkrone.

Er geht weiter.

An diesen weitentlegenen Tischen
Hier hör' ich schreien, lärmen, toben, zischen,
Was mich bewegt, mich drein zu mischen.

Er nähert sich einem Tisch daran Studenten sitzen

Hollin.

Hole der Teufel alles Studiren!
Es ist jetzt nicht mehr mit Ehren zu führen.
All' unser Lernen und unser Wissen
Wird uns nach einer Schablone umrissen,
Wie sie dem Staate beliebt und gefällt,
Der uns als geistige Sklaven hält,
Der uns erzieht nach seinem Begehren,
Auf daß wir in Schweiß und Müh',
Wie die Ruderer auf den Galeeren
Treiben die Bureaukratie.
Es will mir wahrhaftig das Herz zerreißen
Daß ich noch ferner Student soll heißen!
Ich fühl' es tief in der Seele tagen,
Wie Recht der Börne hatte zu sagen:
Man muß auf unserer deutschen Erden

Nur ein Schuſter oder ein Schneider werden!
Wenn ich jetzt ſitz' auf akademiſchen Bänken,
So muß ich mit Grimm im Herzen d'ran denken,
Denn die Hörſä[illegible] ſind nichts als Schulenſtuben
Und wir ſelber ſind nichts als Schulenbuben,
Seit man wieder gebracht in Mode
Die dialogiſche Lehrmethode.
Die Peſt darüber! Die ſchwere Noth!
Sie ärgert mich blaß, ſie kränkt mich todt!

Bärenklau

Laß endlich einmal das Lamentiren,
Es ſchadet meinen Gedärmen;
Wenn ich hier ſitze bei den Vieren,
So will ich mich weder grämen noch härmen.
Was geht's mich an? Was ſoll ich mich ſcheeren
Wie ſie die Wiſſenſchaft treiben und lehren?
Mir iſt es gleich, ich kehr' mich nicht d'rum,
Ich beſuch' tagtäglich 's Collegium,
Um was mir zu Nutz iſt, hübſch nachzuſchreiben;
Nur wenn ich 'mal einſchlaf', laß ich es bleiben.
Im Uebrigen halt' ich mich tüchtig an's Zechen,
Mein Alter muß zahlen, mein Alter muß blechen.
War auch 'mal zur Zeit ein luſtiges Haus
Und führte die flotteſten Streiche aus.
Jetzt iſt er Philiſter, er that ſich bekehren,
Iſt ein Geheimrath in allen Ehren,

Hat Weib und Kinder und graues Haar,
Und iſt, wie das Alter immer war.
Hat's Podagra und 'nen ſchwachen Magen,
Kann nicht die neuen Ideen vertragen;
Führt lange Reden und lange Klagen:
Wie beſſer die Menſchen in ſeinen Tagen,
Und wie da noch Ehr' und Würd' in der Welt,
Und die Studenten brauchten weniger Geld.
Werd' ich alt und komm' ich zu Jahren,
Werd' ich 'mal daſſelbe erfahren.

Mandelholz.

Ihr Kerle ſeid wie's liebe Vieh,
Habt Augen nicht, noch Ohren,
Es geht euch alle Poeſie
Der ſchönen Welt verloren.
Mit keinem Blick habt ihr geſchaut
Die wunderſchönen Damen,
Die ſcheinriſch lächelnd, hold und traut,
An uns vorüber kamen.
Die Blonde da mit kleinem Fuß,
Und mit den weißen Händen,
Ich fort und fort betrachten muß,
Ich kann den Blick nicht wenden.
Ein allerliebſtes Kind! Auf Ehr'!
Möcht' ihr die Lieb erklären,

Wenn zum horrendeſten Malheur
Die Alten nur dabei nicht wären.

Mephiſtopheles (hinzutretend).

Wie ich vernehme, hochgeehrte Herr'n,
Iſt ein Geſpräch im beſten Gange,
Ich hoffe, Sie verzeih'n mir gern,
Wenn ich mich d'reinzumiſchen unterfange
Ich liebe es zu allermeiſt
Daß, um die Stunden ſich zu kürzen,
Man ſeine Red' mit friſchem Geiſt
Und luſt'ger Laune ſucht zu würzen
Vertrackt iſt mir die Prüderie
Von Vettern und von Baſen,
Dagegen lob' ich das Genie
Mit ſeinen hirnerzeugten Blaſen.

Bärenklau.

Wer luſtig iſt und ſaufen kann
Iſt mir ein angenehmer Mann,
Nur Ofenhocker und Pedanten,
Gehören zu den ſtreng Verbannten
Macht keine Flauſen, ſetzt euch her,
Wir wollen commerziren.
Iſt eure Taſch' von Geld nicht leer,
So mögt' ihr uns traktiren.

Mephiſtopheles.

Ein Wort, ein Mann! Ich geh' es ein,

Ihr Herr'n ſeid meine Gäſte,
Und wollt' ihr, ſoll von Speiſ' und Wein
Euch platzen Rock und Weſte.

Bärenklau.

Das lob' ich mir, ihr ſeid mein Mann,
Ihr habt reelles Trachten.

Hollin.

Ich bin dabei, ich nehm' es an,
Ein Narr möcht' das verachten.

Mandelholz.

Zwar hatt' ich heut' mir vorgeſetzt
Ein wenig zu ſcharmiren,
Ich wollt' am Arm zu guter Letzt
Mein Schätzchen heimwärts führen.
Die Mahmamſell iſt fürchterlich,
Ihr wißt's, in mich geſchoſſen,
Das gute Ding erwartet mich,
Wann's Atelier geſchloſſen.
Doch weil ſich hier erwarten läßt,
Es werd' ein ſehr vergnüglich Feſt,
So ſoll's an mir nicht fehlen,
Trotz meiner Liebſten Schmähen,
Das ich mit vielen Thränengüſſen
Werde morgen dulden müſſen.

Bärenklau.

Das iſt Dir wohl ein Heldenſtück! Pfui, über Dich

Weiberſpielzeug! Wahrhaftig, nichts in der Welt iſt mir mehr verhaßt, als ſo ein geſchn[illegible]elter, geputzter und zugeſtutzter Kerl, der, wenn er in der Sonne geht, mit ſeinem eignen Schatten liebäugelt.

Mandelholz.

Immer noch beſſer, als das Leben ſo hahnebüchen abzuleben, wie Du es thuſt. Geht mir mit eurem abſtrakten Verſtande! Er klappert euch, wie ein Holzkloben, der von der Treppe fällt, auf der Stufenleiter eurer Empfindungen herum.

Hollin.

Laßt das Zanken ſein, da kommt unſer Reinhold her. Guten Abend, wie geht Dir's, Reinhold?

Reinhold (hinzutretend).

Wie einem, dem das Paradies und das Butterbrod mit der fetten Seite auf die Erde gefallen iſt, um mit Clemens Brentano zu ſprechen.

Bärenklau.

Der ſitzt in der Theologie, wie der Jude im polniſchen Blocke.

Mephiſtopheles.

Der Herr iſt Theolog?

Reinhold.

Schämt euch, Mann, daß ihr mich ſchamroth machen wollt!

Mandelholz.

Ja, ihr Theologen ſeid in eine üble Klemme ge-

rathen. Strauß, Bauer und Feuerbach haben euch den Glauben ſchwankend gema , den Hengſtenberg mit ſeiner evangeliſchen Kirchenzeitung vergebens im Gleichgewicht zu erhalten ſucht. Es war ſonſt ein bequemer Steg, jetzt iſt er verdammt wacklig geworden. Die Skepſis rauſcht ſo gewaltig darunter fort, daß die Stärkſten ſich anhalten müſſen, um nicht hinein zu fallen.

Reinhold.

Warum bin ich kein Schneider geworden! Ich hätte Weib und Kind und ließe Gott einen guten Mann ſein.

Mephiſtopheles.

Giebt eure Wiſſenſchaft euch keinen Troſt?

Reinhold.

Nein, Herr, meine Wiſſenſchaft giebt mir keinen Troſt und mein Troſt keine Wiſſenſchaft!

Es will mir ſchier das Herz zerreißen,
So viel in meinem Studium
Ich immer mich auch mag befleißen,
Es ſteht doch ewig ſchief darum.
Nie kann ich zur Erkenntniß kommen,
Was ſchädlich iſt, und was zum Frommen!

Mephiſtopheles.

Warum ſeid ihr, wie And're nicht
Und haltet euch an's Wort?
Das Wort, das giebt der Sach' Gewicht,
Das iſt des Heiles Port!

Reinhold.

So ähnlich spricht der Teufel in Göthes Faust. Und freilich, es giebt Unserer, die sich eine Religion aus Worten zusammenbauen, wie die Kinder Häuser aus Kartenblättern. Auf der Universität giebt's einige von den Professoren, die uns die Kunstgriffe beibringen, die man dabei anwenden muß, damit die Sache recht schnell geht, und der christliche Pöbel den Hokuspokus nicht merkt. O, es sind saubere Stückchen! In den Repetitorien apportiren die jungen Kandidaten das hingeworfene Bibelwort wie die Pudel die weggeschleuderten Knochen.

Hollin.

Wurmt es Dich auch, Junge! Die Pest darüber! Sonst wuchsen wir auf, nach eigenem Triebe, der frische, störrige Wald der Wissenschaft; heut zu Tage soll eine Baumschule daraus gemacht werden. Jeder Einzelne bekommt eine dialogische Bohnenstange angesteckt, daß er hübsch nach der Schnur in die Höhe schieße.

Bärenklau.

Herr, macht, daß ich was zu fressen und zu saufen bekomme. Ich halte es sonst nicht mehr aus unter den Kerlen.

Mephistopheles.

Im Augenblick. Ich bitte, laßt uns geh'n;
In Küch' und Keller uns genügend umzuseh'n.

Sie gehen mit großem Geräusche davon.

Die Blondine (am Tiſche ihrer Eltern für ſich).

Da geht er fort! Der mit der Lorgnette hat in einem fort herübergeſehn, mich hat er keines Blickes gewürdigt. Er weiß es gar nicht, daß ich ſeine Nachbarin bin, daß ich ihm nachſehe, wenn er geht, und entgegenharre, wenn er kommt. Er iſt gewiß recht gut, wenn er nur beſſere Geſellſchaft hätte. Ach Hollin, Hollin! Wie gern wollte ich ſterben, wenn ich nur ein Mal an Deinem Hals gehangen!

Dieſer.

Es werden wieder neue Vereine geſtiftet.

Jener.

Das iſt ganz in der Ordnung. Wenn die Deutſchen auch keine vereinte Nation iſt, ſo iſt ſie doch eine Nation der Vereine.

Schulze.

Sagen Se mich man bloß, Herr Schmidt, wat ſoll denn der Ausbau an'n König ſein Schloß bedeiten.

Schmidt.

Beſter Herr Schulze, det wird ene Art von Teraſſe, woruf die Standbilder der Könige von Preußen, die biehero im weißen Saale geſtanden, ufgeſtellt werden ſollen.

Schulze.

He be be!

Schmidt.

Woſo lachen Se denn, Herr Schulze?

Schulze.

Et fiel mir blos in, Herr Schmidt, des man uf

dieſer Weiſe ſagen kennte, unſer König ſetzt ſeine Ahnen vor de Thüre.

Schmidt.

Der Witz is nich janz übel, Herr Schulze, ſtellenweiſe is er ſogar vortrefflich; aber en ander Mal ſagen Se ihn gefälligſt nich ſo laute.

Schulze.

Worum denn nicht, Herr Schmidt?

Schmidt.

Ick meente man ſo, Herr Schulze, Se wiſſen ſchon. (Er flüſtert ihm etwas in's Ohr.)

Schulze

Aha!

Dr. J.....

Wiſſen Sie, die Bordell-Wirthſchaften ſollen geſchloſſen werden.

Dr. P.....

Tröſten Sie ſich, Herr Doctor, man ſagt die Seehandlung werde ſie übernehmen.

Schulze.

Sagen Se mich man bloß, Herr Schmidt, wie kam et denn, deß unſre Voſſ'ſche den Brief von Ronge über den heiligen Rock ſo lange verſchwiegen hat?

Schmidt.

Des wiſſen Se nich, Herr Schulze?

Schulze

Ne, Herr Schmidt.

Schmidt.

Herrje, Herr Schulze, der kam ja davon!

Schulze.

Wovon?

Schmidt.

Davon.

Schulze.

Ach so!

Schmidt.

Ja wohl!

Baron v. P..

Haben Sie gestern die Polin tanzen sehen?

Assessor ..

Versteht sich.

Baron v. P..

Nicht wahr, göttlich! So eine graziöse Tänzerin giebt es keine mehr Erden.

Lieutenant v K...

Was kostet Sie ihm wohl?

Lieutenant v. P...

I nun! Sein erstes Geld und seinen letzten Verstand.

Lieutenant v. V...

Von wem sprechen Sie?

Lieutenant v. K..

Von dem geizigen Herrn v. Z. und seiner Liebschaft.

Der Speisesaal im Hofjäger.

Mephistopheles, der Unvermeidliche und die Studenten sitzen an einer reich mit Wein und Speisen besetzten Tafel.

Der Unvermeidliche

erhebt sich und singt, wiewohl schon etwas trunken, mitten durch den

Lärm der Uebrigen, auf jene salbungsvolle Weise an zu sprechen, welche die »Preußische Allgemeine« mit den Worten »Kraft und Weihe« zu bezeichnen pflegt.

Als guter Patriot kann ich nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, daß es bei unserm Feste Pflicht und Schuldigkeit ist, unserem hohen — —

Hollin (ihn unterbrechend).

Heissa lustig! Wir wollen eins singen, die Reihe herum. Ich will anfangen, haltet Euch bei'm Rundreim daran.

(Er singt.)

Der Michel ist ein braves Blut
Und eine liebe Seele,
Und wenn ihn einer stoßen thut,
So sagt er: zu Befehle!
Und wenn ihn Einer prügeln will,
So hält er hin den Rücken
Und nimmt die Schläge mäuschenstill
Und thut sich drei Mal bücken.
: Ach, Michel, lieber Michel, mein,
Es giebt ein Land, da fließt der Rhein,
Der freie Rhein im Lande.

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot kann ich nicht unterlassen, unserm hohen . . . .

Hollin.

Der Michel ist ein braves Blut
Und eine liebe Seele,
Und sagt ihm wer: ich will Dir gut,

So glaubt er's ohne Fehle.
Und hat nur wer 'ne Titulatur,
Und Orden, Stern und Bänder,
So tanzt der Michel einzig nur
Nach seiner Pfeif' den Länder.
: Ach Michel, lieber Michel mein,
Es giebt ein Land, da fließt der Rhein,
Der freie Rhein im Lande.

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot kann ich nicht unterlassen, unserm hohen ....

Hellin.

Der Michel ist ein braves Blut
Und eine liebe Seele,
Und wenn sein Herr ein Mal geruht
Und sagt: das Recht nicht fehle
Im Regimente, daß ich führ',
So ist er voll Entzücken,
Und möcht' bis an die Sterne schier,
Den gnäd'gen Herren rücken.
: Ach Michel, lieber Michel mein,
Es giebt ein Land, da fließt der Rhein,
Der freie Rhein im Lande.

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot kann ich nicht unterlassen, unserm hohen ....

Hollin.

Der Michel iſt ein braves Blut
Und eine liebe Seele,
Spielt vor der Thür Geheimraths Brut
Mit ihrer Mad'moiſelle,
So macht er Kratzfüß' Kreuz und Queer
Und zieht den Filz in Ehren,
Und fragt ganz unterthänig ſehr:
Wie heut gelaunt Sie wären?
: Ach Michel, lieber Michel mein
Es giebt ein Land, da fließt der Rhein,
Der freie Rhein im Lande.

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot kann ich nicht unterlaſſen unſerm hohen ....

Hollin.

Der Michel iſt ein braves Blut
Und eine liebe Seele,
Sagt Polizei ihm wohlgemuth:
Daß er ſich Freiheit ſtehle,
So ſtöhnt er gleich und weint und zagt
Und ſchlägt ſich an die Brüſte,
Und heult und winſelt, ſchreit und klagt,
Das iſt ein Höll'ngelüſte!
: Ach Michel, lieber Michel mein,
Es giebt ein Land, da fließt der Rhein,
Der freie Rhein im Lande.

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot kann ich nicht unterlaſſen, unſerm hohen ....

Hollin.

Der Michel iſt ein braves Blut
Und eine liebe Seele,
Und ſagt ihm ſeine Oberhut:
Daß ſie ſein Denken quäle,
So ſtellt er gleich das Denken ein,
Zu Haus und in den Gaſſen,
Und heißt man ihn, hübſch frömmlich ſein,
Thut er die Kirch' nicht laſſen.
: Ach Michel, lieber Michel mein,
Es giebt ein Land, da fließt der Rhein,
Der freie Rhein im Lande.

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot kann ich nicht unterlaſſen, unſerm hohen ....

Hollin.

Der Michel iſt ein braves Blut
Und eine liebe Seele,
Und überſchwemmt ihn Feindes Fluth,
So harrt er auf Befehle:
Ob raſten oder ſchlagen ſoll
Das Schwert in ſeiner Rechten —
Und drauff' nimmt er ſich wundervoll,
Daß ſie daheim ihn knechten.

: Ach Michel, lieber Michel mein,
Es giebt ein Land, da fließt der Rhein,
Der freie Rhein im Lande.

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot kann ich nicht unterlaſſen, unſerm hohen . . .

Hollin.

Der Michel iſt ein braves Blut
Und eine liebe Seele,
Und wenn ihn Jemand fragen thut:
Was ihm zum Glücke fehle;
So denkt er hin, ſo denkt er her
Und kratzt ſich hinter'n Ohren:
Wenn's Weißbier etwas beſſer wär'
Und hätte mehr gegohren!
: Ach Michel, lieber Michel mein,
Es giebt ein Land, da fließt der Rhein,
Der freie Rhein im Lande.
Und iſt der Rhein, der freie Rhein,
So muß doch wo die Freiheit ſein,
Im Waſſer, nicht am Strande!
Nun ſchieß Du los, Bärenklau. Raſch hinterdrein, da wir im Gange ſind.

Bärenklau.

Es ſoll nicht fehlen. Acht gegeben!

Der Unvermeidliche.

Aber, meine Herren, als guter Patriot kann ich durchaus nicht unterlaſſen, auf unſern hohen . . . .

Bärenklau.

Wir ſind die allerbeſten Leut'
Wohl in der ganzen Welt,
Wir haben Heil und Sicherheit
Auf Polizei geſtellt.
Und was wir machen, was wir thun,
Wir thun's mit Polizei,
Die Polizei kann gar nicht ruh'n
Und opfert ſich dabei!
: Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot, meine Herren, iſt es meine Pflicht...

Bärenklau.

Am hellen Tag, in dunkler Nacht
Auf Straßen und zu Haus,
Wird All's mit Polizei gemacht,
Und friedlich geht es aus.
Wir geben nicht, wir ſtehen nicht,
Iſt nicht die Polizei
Uns immerdar vor Angeſicht
Und hülfreich nebenbei.
: Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!

Der Unvermeidliche.

Als guter Patriot muß ich darauf beſtehen, daß....

Bärenklau.

Wo Zweie ſteh'n und ſeh'n ſich an,
Da iſt die Polizei,
Gewiſſenhaft als dritter Mann,
Im Augenblick dabei.
Wo Einer nieſt, da ſagt ſie gleich:
Gott helf' euch, guter Mann!
Und wo man ſtahl im lieben Reich
Da kommt ſie ſpäter an.
: Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!

Der Unvermeidliche.

Meine Herren, es wäre unverantwortlich ....

Bärenklau.

Im Schauſpielhaus, im Gartenſaal,
Beim Ständchen vor der Thür,
Im Singverein, beim luſt'gen Mahl,
Bei Wein und Tanz und Bier,
Da iſt's die liebe Polizei,
Die unſer Feſt verſchönt,
Zwar iſt ſie manchmal grob dabei,
Doch das ſind wir gewöhnt.
: Die Polizei, die Polizei
Die gute Polizei!

Der Unvermeidliche.

Es wäre unverantwortlich, ein fröhliches Feſt zu begehen, ohne unſerm hohen ....

Bärenklau.

Wir ſind ihr ſehr zu Dank verpflicht't
Um Dieſes und um Das,
Wir wiſſen eigentlich nur nicht,
Wie, wann und wo und was.
Doch iſt dies hier ganz einerlei,
Wir ſind 'mal bei Humor
Und ſchrei'n: Gott ſchütz' die Polizei
Und uns ſchütz' Gott davor.
: Die Polizei, die Polizei,
Die gute Polizei!

Weiter, Mandelholz!

Mandelholz.

Recht gern, Kinder, aber alle Lieder, die ich ſinge ...

Hollin.

Sind verliebter Art, das kennen wir.

Mephiſtopheles.

Schadet nichts, heraus damit, ein jeder nach ſeiner Gemüthsart.

Mandelholz.

So hört:

Auf den Gaſſen liegt der Schnee
Und die Winde pfeifen,
Nachts ich hier vor'm Hauſe ſteh'
Muß die Saiten greifen.

Alle Lieder, die ich weiß,
Muß ich weinend ſingen,
Herz iſt mir ganz flammenheiß,
Händ' vom Froſte ſpringen.

Meine Liebſte wohnet hier,
Die mich hat verlaſſen,
Nachts ſing' ich ihr vor der Thür
Weinend auf den Gaſſen.

Tag's, da ſchau' ich lächelnd d'rein
Und den Bart mir ſtreiche,
Sage den Kam'raden mein:
Hol' mir eine Reiche!

Bärenklau.

Pfui über das Weibergetändel! Es iſt ....

Hollin.

Stille, Bärenklau, laſſ' den Reinhold zu ſeinem Liede kommen.

Reinhold.

Laßt mich, ich kann kein Lied, wenigſtens keins, das Euch zuſagen würde.

Bärenklau.

Ziere Dich nicht, heraus damit, wenn's auch etwas lamentabel iſt, wir ſind das gewohnt an Dir.

Mephiſtopheles.

Ein Schelm, der eine Ausnahme machen will! Singt, nur kein Gotteslied, ſonſt was Euch in die Kehle kommt.

Reinhold.

Wenn Ihr denn nicht anders wollt, so hört!

Der Unvermeidliche.

Zuvor aber, meine Herren, einen Toast, einen Toast auf unsere hohen ....

Reinhold.

Es gehen hoch die Wellen,
Die Loreley sitzt und prankt;
Es fahren drei Gesellen,
Ihr Schifflein wankt und schwankt.

Der Eine, der thut sagen:
Mir wird so weh und still,
Ich hör' mein Herze schlagen,
Daß es mir springen will.

Der And're recht mit Muthe,
Der hebt sich auf und sagt,
Es liegt mir froh im Blute,
Es glückt ihm, was er wagt.

Der Dritte, der thut schweigen
Und blicket in den Rhein,
Er muß sich heimlich neigen,
Weil Thränen fall'n hinein.

Pärenklau.

Ist das Lied schon zu Ende?

Reinhold.

Ja.

Bärenklau.

Zum Kuckuck damit! Ich verſtehe den Bettel nicht! Es hat weder Anfang noch Ende.

Hollin.

Es iſt ein moraliſches Lied.

Bärenklau.

Bleibt mir vom Halſe! Damit will ich nichts zu ſchaffen haben. Wenn ich graue Haare und das Zittern in die Gliedmaßen bekomme, ſo fragt 'mal wieder mit an.

Der Unvermeidliche.

Aber, meine Herren, als guter Patriot ....

Mephiſtopheles.

Die Reihe iſt an Euch, Herr Hofrath, heraus mit dem Liede!

Die Andern.

Ein Lied! Ein Lied!

Der Unvermeidliche.

Steht zu Dienſt, meine Herren. Hören Sie mein neueſtes, ich ſang's neulich beim Blücherfeſt, wo es allgemeinen Beifall fand. Die Preußiſche Allgemeine hat es ſehr gerühmt, ſie ſagte unter Anderem ....

Alle.

Das Lied! Das Lied!

Der Unvermeidliche

Das Vorwärts iſt ein ſchönes Wort,
Das Vorwärts iſt der Preußen Hort.

Held Blücher rief's vor Jahren.
Er rief es aus in Kampf und Schlacht,
Er rief es aus in Graus und Nacht,
In Leiden und Gefahren.

Seitdem dies Wort geworden iſt
In Preußen gegen Trug und Liſt
Ein Schirm und Schild für Alle.
Es tröſtet uns in Leid und Noth,
Es ruft uns freudig in den Tod,
Es ſchützt uns vor dem Falle.

Im Frieden und im wilden Krieg
Verhilft es uns zu Ruhm und Sieg,
Iſt Fahn' uns und Standarte.
Ein Zauber iſt es, der uns bannt
Und eint vom Rhein- zum Pregelſtrand,
Schallt's von des Königs Warte.

Es macht uns groß, es macht uns ſtark,
Es giebt uns Kraft, es giebt uns Mark
Zu ſteh'n für Gott und König.
Darum das Wörtchen Vorwärts ſei
All' überall das Feldgeſchrei,
Das wir anſtimm'n eintönig.

Was meinen Sie, meine Herren?

Hollin.

Das Lied ist gar nicht so übel, Herr Hofrath, aber aufrichtig gesprochen, ich glaube, wir haben hier Alle wenig Sympathie dafür. Es ist eine Gedankenraupe, die sich 1813 eingepuppt hat und leider jetzt zu spät als Schmetterling ausgekrochen ist. Die Luft ist anders geworden, sie reißt ihn unbeachtet mit fort.

Der Unvermeidliche.

Junger Mann, ich kann nicht glauben . . .

Hollin.

Glauben Sie, was Sie wollen, Herr Hofrath, aber das muß ich Ihnen sagen, daß es mir höchlichst zum Ekel ist, dieses Kokettiren mit dem Vorwärts in Preußen. Nicht ein Glas Wein kann man trinken, ohne das Wort Vorwärts zehn Mal dabei mit anhören zu müssen! . . . .

Mephistopheles.

Ruhig, meine Herren, die Reihe zu singen ist an mir. Erlaubt mir ebenfalls ein Lied zum Besten zu geben.

Mandelholz.

Stille, laßt uns das Lied hören!

Bärenklau.

Aber es muß ein Zotenlied sein, Herr; ich bin des anständigen Tones satt, ich will was Säuisches haben. Im Fall Ihr keins wißt, das dieser Anforderung entspricht, so laßt mich noch ein Mal loslegen. Es ist mir eben eins eingefallen, hört einmal:

Es ſprach der Bock zur Ziege:
Meck! Meck!

Hollin.

Stille, Bärenklau, laß den Herrn zu ſeinem Liede kommen. Es wird was Politiſches, ich ſehe es ſchon an der Art, wie er das Maul zurecht zieht.

Mandelholz.

Stille! Stille!

Mephiſtopheles.

Es war einmal ein König ....

Bärenklau.

Der hatt' einen großen Floh.

Die Geſchichte iſt bekannt. Wenn Ihr nichts Anderes habt, ſo laßt Euch beimgeigen. Neues! Neues!

Mephiſtopheles.

Hört doch nur:

Es war einmal ein König,
Der hatt' eine große Laus, ...

Bärenklau.

Eine Laus! Auch nicht zu verachten! Das laß ich mir gefallen, das iſt wenigſtens Abwechslung. Weiter, es heißt im Sprüchwort: beſſer eine Laus im Kraut, als gar kein Fleiſch!

Mephiſtopheles.

Es war einmal ein König,
Der hatt' eine große Laus,
Die biß ihn gar nicht wenig

Tag ein ſo wie Tag aus.
Er fand nicht Ruh im Bette
Bei ſeiner lieben Frau,
Am Tiſch nicht beim Banquette;
Sie biß, er ſchrie: au! au!

Was war zu thun, zu machen
In dieſem Fall der Noth?
Ihr denkt gewiß mit Lachen:
Ei nun, ſie knicken todt!
Doch, wer iſt's, der, o Grauſen,
Am Herrn ſich's unterſteht?
Wer wagt's: den Pelz zu lauſen
Des Königs Majeſtät.

Es wollt es Niemand wagen,
Dem König blieb die Laus;
Er mußt' ſich laſſen plagen
Tag ein ſowie Tag aus.
Kein Doctor konnt' ihm rathen,
Kein Wunder ihn befrein,
Es mocht' in ſeinen Staaten
Geplagter Niemand ſein!

Bärenhäu.

Das Lied laß ich gelten. Ihr müßt mir's aufſchreiben, ich will's meinen Saufbrüdern zum Beſten geben. Es liegt was drin, in dem Liede!

Hollin.

Der arme König! Es iſt ſchade, daß er nicht jetzt lebt, jetzt fänden ſich ſchon Kerle, die's anzufangen wüßten. Aber, im Ernſt, das Lied hat Sinn. Wir machen Euch unſer Kompliment.

Mandelholz.

Aber es wird ſpät, Kinder, die Sterne gehn unter. Der Herr hat uns eins von ſeinen Kunſtſtücken verſprochen. Laßt uns zu dem Kunſtſtücke kommen.

Die Andern.

Das Kunſtſtück! Das Kunſtſtück!

Der Unvermeidliche

(der eingeſchlafen war, erwacht von dem Lärmen, erhebt ſich und fangt mit ſeinem alten Pathos wieder an.)

Als guter Patriot halte ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit, einen Toaſt auf unſern hohen ....

Mephiſtopheles.

Wie es den Herren beliebt. Was für ein Kunſtſtück wünſcht man?

Bärenklau.

Gebt uns eine von den Metamorphoſen zum Beſten, vor denen Ihr vorhin geſprochen habt.

Mephiſtopheles.

Nennt ſie.

Reinhold.

Zeigt Euch als Taube.

Hollin.

Als Wetterfahne.

Mandelholz.

Als Pudel.

Pärenklau.

Als Teufel, Herr. Ich muß was Grandioſes haben. Ein Stückchen Hölle dazu, wenn ich bitten darf.

F. F. iſt wieder eingeſchlafen.

Mephiſtopheles.

Sogleich. Gebt nur hübſch Achtung, daß Ihr die Sache verſteht, denn meine Metamorphoſen geben auch Stoff zum Nachdenken. Ich betrachte nämlich die Aufgaben wie Reime, die man einem Improviſator zugerufen hat, und beſtrebe mich, ein Ganzes daraus zu bilden. Vorher erlaubt mir aber meinen Hokuspokus zu machen, er gehört zur Sache.

Mephiſtopheles ſtellt ſich, nachdem er einen Stab ergriffen hat, in die Mitte des Zimmers und zieht einen Kreis, welcher als ein flammender Reifen erſcheint. Die Lichter verlöſchen.

Mephiſtopheles.

Eins und zwei und drei,
Das bringt den Spuk herbei;
Vier und fünf und ſechs,
Das giebt die Macht der Hex;
Die ſieben, acht und neun,
Läßt Alles fertig ſein.

Mephiſtopheles verwandelt ſich in eine Taube, die über dem Zauberkreiſe flattert. Nach und nach vergrößert ſich dieſe und nimmt die Geſtalt eines Studenten an. Er iſt altdeutſch gekleidet, mit langem Haar, übergeſchlagenem Hemdkragen und hat einen Hieber in der Hand. Bald darauf ſchrumpft er zu-

ſammen und wird zu einem Schreiber, der gebückt, dürr und klapprig an einem Pulte ſitzt und ſchreibt. Rechts liegen miniſterielle Zeitungen, links die der Oppoſition. Man ſieht dem Schreibenden die Angſt an, in der er ſich befindet, da er unentſchloſſen iſt, nach welcher Seite er ſich wenden ſoll. Plötzlich wird er zu einer Wetterfahne, die bald hierhin, bald dorthin weht. Nach und nach wird dieſe Wetterfahne zu einem Pudel, der ſich in Kunſtſtücken producirt. Er geht auf zwei Beinen, er apportirt, er ſtellt ſich todt, er kriecht auf dem Bauche. Aus dem Pudel geſtaltet ſich plötzlich ein Beamter, der gebückt, kriechend, ſchmeichelnd und mit häßlicher Miene um ſich ſieht. Nach und nach nimmt er die Geſtalt eines Miniſters an. Er iſt mit Orden und Sternen geſchmückt, ſteht ſtolz und frech, in der einen Hand eine Bibel, in der andern einen Kautſchuk haltend. Dann wird das ganze Zimmer mit Feuer erfüllt und Mephiſtopheles erſcheint als Teufel mit Hörnern, Pferdefuß und Höllenſchweif. Die Studenten ſpringen entſetzt auf und ſtürzen ſchreiend zu den Thüren und Fenſtern hinaus. Der Unermüdliche, davon aufgeweckt, erhebt ſich und fängt wieder an zu ſprechen: Als guter Patriot iſt es Pflicht und Schuldigkeit, unſerm hohen .... Plötzlich gewahrt er, was um ihn vorgeht, und läuft dann ebenfalls mit einem ungeheuren Geſchrei zum Zimmer hinaus. Als Alle fort ſind, verſinkt Mephiſtopheles hohnlachend in die Erde.

Intermezzo.

I.

Die Ziefelknechts-Versammlung.

Einer derselben auf der Rednerbühne.

Sicher in der Voß'schen Zeitung habt Ihr Alle wohl gelesen,
Wie von Wuth entrüstet neulich ist ein Fleischersmann gewesen,
Daß es hat gewagt ein Scribler, sonder Scheu und sonder Gleichen,
Einen Fleischersknecht, o hört es, statt Gesellen ihn zu heißen.
Zorn und Groll und Groll und Rache haben so in ihm getrieben,
Daß er folgendes Gedichtchen in die Zeitung hat geschrieben:

„Ein freies Wort zu rechter Zeit
Soll — wird uns Niemand wehren,
Drum soll es hin mit gut Geleit
In Gottes Welt, mit Ehren.

Hier giebt es keinen Fleischers-Knecht;
Hier giebt's Gewerks-Gesellen.

Das haben wir mit Fug und Recht
Dir, Scribler, zu beſtellen.

Und dieſe ſind, das, Scribler, merk,
Wohl ausgelernt und zünftig,
Und ausgeſchrieben beim Gewerk,
Sprichſt Du von ihnen künftig.

Die Knechte ſuch Dir, wenn's beliebt;
Mach ſchnell Dich auf die Beine,
An Orten, wo es welche giebt,
Hier unſre Zunft hat keine.

Und haſt Du Luſt, Anonymus,
Komm hin zum Herbergsſaale,
Und hol Dir den Geſellen-Kuß
Von uns beim frohen Mahle.

Daraus ſeht, o theuren Freunde, Brüder, Stand- und Stammgenoſſen,
Jene Tage ſind vorüber, jene Zeiten ſind verfloſſen,
Wo man nicht für niedre Schande, niedre Schmach es mocht' erkennen,
Sich als einen Sklaven laſſen oder einen Knecht benennen.
Jetzo thun dies Schuft und Schurken, aber Leute nicht von Ehre,
Darum, meine Freunde, denk' ich, daß es hohe Zeit nun wäre

Abzuſtreifen jenen Namen, der uns hält mit Schimpf umfangen,
Den uns finſtere Jahrzehnde niederträchtig angehangen.

Die Uebrigen.

Freilich, freilich, großer Redner! Freilich, freilich, Patriot!
Keine Knechtſchaft, keine Knechtſchaft, nein, viel lieber noch den Tod!
Wir erkennen alle mächtig jetzt den Geiſt der Weltgeſchichte,
Und bekunden jenen Ausſpruch in dem Geibel'ſchen Gedichte:
„Endlich muß es Frühling werden," nun in Thaten frank und frei:
Da beſchloſſen, daß hinfüro Keines Knecht geheißen ſei.

Der Erſte.

Bravo! Bravo! Theure Brüder, laßt uns gleich zum Werke ſchreiten,
Einen neuen, ſchönen Namen für den alten uns bereiten.
Laßt uns künftig: Fußbedeckentkleidungsinſtrumente nennen,
Dieſer Name wird für immer uns von unſrer Schande trennen.

Alle.

Trefflich! Trefflich!

Einer.

Aber, hört mich, wär' es denn nicht herzurichten,
Auf den fremdausländ'ſchen Ausdruck: Inſtrumente zu verzichten,
Denn er wird uns, dies, o Brüder, will ich im Voraus Euch ſagen,

Von den Deutſchbefliſſenen bringen viele ſchwergewicht'ge Klagen.

Ein Anderer.

Ei, ſo laßt uns, lieben Brüder, in die Voß'ſche Zeitung rücken
Eine Frage, wie im Deutſchen dies am Beſten auszudrücken.
Sicher wird ſich Jemand finden, der uns bringt darin in's Klare,
Und vor einem fremden Ausdruck unſern neuen Namen wahre.
Doch bis dahin laßt's indeſſen, theure Brüder, uns genügen:
Jeder mag ſich wieder vor ſein reſpectives Bett verfügen.

Feodor Wehl's

L'HISTOIRE EN JUPON.

Die

Galanten Damen

der

Weltgeschichte.

Von

Feodor Wehl.

Erster Band.

Hamburg,
B. S. Berendsohn.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

II.

Aus dem: „Siècle de Louis XIV. et Louis XV.“

Inhalt.

	Seite
Louise Françoise de la Baume le Blanc, Duchesse de la Vallière	8
Françoise, Athénaïs de Mortemar, Marquise de Montespan	39
Françoise d'Aubigné, Marquise de Maintenon	85
Johanna Antonie Poisson, Marquise von Pompadour	155
Mademoiselle Lange, la Comtesse Dubarri	187

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Einleitung.

Es ist eine sonderbare Absicht, mit welcher der Verfasser der nachstehenden Charakteristiken dieselben zu schreiben unternimmt. Er will nämlich versuchen die galanten Frauen in einem anderen Lichte darzustellen, als man es bisher hat wagen mögen. Die alten Traditionen, die verrotteten Vorurtheile, die trivialen Begriffe von Sitte und Moral sollen bei Seite geschoben und die Wesen, die Naturen jener historischen Damen von einem Standpunkte aus gewürdigt werden, der uns erlaubt, sie nachsichtsvoller und milder zu beurtheilen, als es seither geschehen.

Damit man uns aber nicht mißverstehe, wird es nöthig, ausdrücklich zu bemerken, daß nicht in unserem Plane liegt, die Frivolität zu beschützen und die laxen Tugendmaximen in Ehre zu bringen, die wir zur Zeit, als das Maitressenthum in Blüthe war, auf den Thronen und in den vornehmen Kreisen der civilisirten Länder im Schwange sehen. Im Gegentheile. Es giebt Niemanden,

der ſtrenger und rigoureuſer verfahren kann, wo es gilt, die Laſter und ſchlechten Eigenſchaften der menſchlichen Seele verdammen, als der Autor, der mit dem nachfolgenden Werke vor das Publikum tritt. Nichtsdeſtoweniger aber ſcheint es ihm an der Zeit, das Andenken jener geſchichtlichen Frauen von dem traditionellen Schmutze zu reinigen, mit dem man es ſo verſchwenderiſch beworfen hat. Keine dieſer Perſonen iſt rein und unbefleckt, aber auch keine ſo ſchlimm, als es Mode geworden, ſie abzuſchildern. Sie haben ihre Fehler, ihre ſchwachen Seiten, ihre verwerflichen Eigenheiten, es iſt wahr, aber wir treffen bei einigen unter ihnen auch auf Größe der Empfindung, auf rührende Züge, auf ſchöne und edle Thaten. Ihr Leben iſt nicht ſo nichtsnutzig, als man denkt; nicht ſo prächtig als man glaubt. Wenn man es mit einiger Aufmerkſamkeit betrachtet und verfolgt, ſo findet man oft, daß ſie von entſcheidendem Einfluſſe auf geſchichtliche Ereigniſſe geweſen und daß hinter dem ſchwelgeriſchen Pompe, der ſie umgiebt, eine gewiſſe weinende Melancholie verborgen iſt.

Man befindet ſich im Irrthum, wenn man glaubt: dieſe Weiber ſeien die Maitreſſen der Könige geworden, weil ſie ſchön und leichtſinnig waren, weil ſie weiße Hände hatten und zu küſſen verſtanden. Um dieſer Eigenſchaften willen konnte ein König wohl eine Stunde, eine Nacht, einen Monat mit ihnen verbringen, aber um Jahre lang mit ihnen zu verkehren, um ſie immer um ſich zu haben, um ſie zu lieben, dafür bedurfte es mehr. Die ſüßen

Reize eines schönen Körpers, die kleinen Künste einer Kokette bekommt man bald zum Überdrusse. Es ennuyirt auf die Länge, dies Wühlen im Haare, dies Lauschen des Herzschlages, dies stereotype Lächeln und ewige Kleiderprunken. Man wird müde an diesem Küssen und Kosen, an diesem Tändeln und Hätscheln. Nichts ist leichter befriedigt, als die Sinnlichkeit, selbst die überreizteste und raffinirteste. Der fleischliche Genuß ist bald erschöpft und wird da sehr leicht zum Ekel, wo der Geist ihm keine Abwechselung und verführerische Steigerung gewährt. Der Geist aber ist es hauptsächlich, den wir diesen Maitressen zuerkennen müssen. Ihre Briefe, ihre Ausspräche und Bemerkungen beweisen das deutlich. Sie strotzen von Witz, schlagenden Pointen und treffenden Reflexionen. Welch ein Gedankenreichthum z. B. in den „Lettres de Madame La Marquise de Pompadour!“ Welch ein feines Urtheil! Welch eine grazieuse Art seine Meinung zu sagen! Ja, hier und da, welch eine zarte Naivetät, welch eine schöne Wärme des Herzens, welch eine Erhabenheit der Gesinnung! Diese Erhabenheit der Gesinnung aber, wer zeigt sie mehr und rührender, als die La Vallière, diese zarte, duftige Seele, diese veilchenhafte Bescheidenheit, diese taubenähnliche Unschuld! Man wird weich gestimmt, wenn man an sie denkt. Man sieht sie lebhaft vor sich, diese feine, leidende Gestalt, mit den großen, wehmüthigen Augen und den blonden, ein wenig in das Rothe hinüberspielenden Haaren. Sie kniet vor

dem Könige, sie schmiegt sich an seine Füße, sie betet ihn an. Wenn er da ist, lächelt sie; sie scherzt, sie neckt sich mit ihm. Wenn er fort ist, wirft sie sich auf die Erde und jammert, daß sie verworfen und schlecht sei. Es giebt keine reizendere und tristere Erscheinung, als dieses Weib. Ich werde melancholisch, wenn ich an sie denke. Jules Janin in seinem Buche: „Barnave" läßt sie folgendermaaßen schildern: J'ai vu sous les fenêtres du palais de Saint-Cloud la duchesse de La Vallière; elle avait six ans, elle était déjà pensive et rêveuse, un simple chapeau de paille couvrait sa tête, et elle baissa les yeux quand le jeune prince vint à passer." Ihr Portrait haftet in dieser Gestalt lebendig in meiner Vorstellung. Ich träume oft von diesen zarten, blassen Zügen, dieser schmächtigen, leidenden Figur. Die Stirn ist gedankenvoll, der Mund feingeschnitten, das Auge zeigt ein Lächeln, dem man anmerkt, daß es dem Bade der Thränen entstiegen. Es thut einem weh, dieses Lächeln. Man wird traurig davon. Das Gegentheil aber ist bei der Dubarri der Fall.

Die Dubarri ist unter den Maitressen, was Voltaire unter den Dichtern. Sie ist witzig, voller Esprit und übersprudelnder Laune. Ihr Gott ist das Vergnügen, ihre Religion der Humor. Sie opfert die ganze Welt einem Bonmot. Das Lachen ist ihr Philosophie. Was sinnen, denken, träumen! „Der gute Einfall, das ist meine Macht," sagte sie, „damit herrsche ich, damit unterwerfe

ich mir die Menſchen.“ Der gute Einfall, in der That, der war es, der ſie reizend, unwiderſtehlich machte. Sie feſſelte und überragte damit alles. Ihre Freunde hob und ergötzte, ihre Feinde ſtürzte und überwältigte ſie damit. Wer will einem guten Einfalle trotzen! Wie beſiegt man ihn? Alle Mittel und Wege ſind umſonſt. Man bringt ihn nicht unter. Was nützt dem Feldherrn die Armee? Er kann damit nicht gegen den guten Einfall zu Felde ziehen. Was nützt dem Reichen ſein Vermögen? Er kann ihn damit nicht vernichten. Was nützt dem Gelehrten die Wiſſenſchaft? Er kann ihn damit nicht hinweg disputiren. Gegen den guten Einfall iſt nichts von Wirkung, nichts als die Reinheit der Seele, als das wahre Pathos der Tugend. Wo aber war damals dergleichen zu finden? Wir wollen nicht ungerecht ſein. Vielleicht in irgend einem ſtillen Winkel; in irgend einer Wohnung des Bürgerthums. Das Bürgerthum zeigte noch Tugend zur Zeit Ludwig des Vierzehnten. Im Regne de Louis XIV. heißt es: „Un motiv éloignait Louis XIV. de sa capitale; il craignait d'abord d'exposer le scandale de ses amours aux yeux de la bourgeoisie, la seule classe de la société où la decence des moeurs subsiste ou subsistait encore.“

Dieſe Bemerkung, die eine treffende Wahrheit zeigt und die im Allgemeinen zur Anwendung gebracht, bekundet, daß das Königthum entartet, wenn es anfängt, die Reſidenz zu fliehen, um ſich auf ſeine Luſtſchlöſſer, Solitü-

den und Bellevues zu begeben, diese Bemerkung, sage ich, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Wir halten uns an nichts, als an den König, den Hof, den Adel damaliger Zeit. Jeder weiß und kennt es, wie tief er gesunken und herabgewürdigt war. Wie Beaumarchais durch seine Einfälle der bezeichnendste Schriftsteller seiner Periode wurde, so wurde die Dubarri dadurch die remarkabelste Dame derselben. In ihr hatte das Maitressenthum seine genialste Höhe erreicht und deswegen mußte es mit ihr auch sein Ende finden.

Es ist nicht der bloße Zufall, der die Dubarri unter dem blutigen Beile der Guillotine endigen ließ. Im Gegentheile, es war dies eine historische Nothwendigkeit. Das Maitressenthum, das ein bedeutsames Element in der, die Revolution hervorrufenden Epoche gewesen, mußte nothwendiger Weise in den Sturz derselben hineingerissen werden. Die Geschichte, die die Contraste liebt und am deutlichsten beweist, daß der eine den anderen hervorruft, mußte es zu Wege bringen, daß die lachendste Maitresse das traurigste Ende nahm. Mit dem Königthum mußte das Maitressenthum sinken; mit Ludwig dem Sechzehnten mußte die Dubarri enthauptet werden. Die Eine mit derselben Unschuld, wie der Andere; denn die Dubarri ist bekanntlich eine gutherzige, freundliche und im Ganzen genommen eine sehr unschädliche Person gewesen. Sie war das verkörperte Genie der Frivolität; ja, sie war mehr, sie war wenn man so sagen kann, die verkörperte Poesie der Lüderlichkeit, die Illustration der weiblichen

Sittenverderbtheit. Schlecht war ſie, aber nicht bös. Ihre ganze Laſterhaftigkeit beſtand darin, daß ſie die Tugend verlachte. Sie kam ihr komiſch vor. Aber nicht nur ihr, der ganzen Zeit, in der ſie lebte. Damals war Alles ridicül: Gott und die ganze Welt, am meiſten aber der Ernſt. Der Ernſt compromittirte, er war eine Bläme.

Die Dubarri begriff und benutzte das. Dieſe Klugheit iſt ihr einziges Verbrechen. Darum konnte, darum durfte ſie nicht unter dem Beile des Henkers fallen. Sie fiel darunter weil das Maitreſſenthum mit dem legitimen Königthume beſtraft und gebüßt werden ſollte.

Dieſes Maitreſſenthum aber in ſeinen hervorragendſten Erſcheinungen und Perſönlichkeiten, ſo wie in ſeinen Einflüſſen auf die Zeit und Geſchichte der franzöſiſchen Nation darzuſtellen, das iſt der Zweck des nachfolgenden Werkes. Wir wollen ihn in kurzen, pikanten und überſichtlichen Schilderungen zu erreichen ſuchen; in Schilderungen, die wie wir hoffen und wünſchen, bei den Leſern einiges Intereſſe erwecken und ſie ohne Zweifel jene von Larocheſoucault ausgeſprochene Anſicht als wahr werden erkennen laſſen, jene Anſicht nämlich: „on ne méprise pas tous ceux qui ont des vices, mais on méprise tous ceux qui n'ont aucune vertu.“

Louise Françoise de la Baume le Blanc,

Duchesse de la Vallière.

Es giebt Gesichter, die gleichsam schon dadurch für den Schmerz prädestinirt zu sein scheinen, daß es ihnen unmöglich ist die Freude auszudrücken. Es erhält alles einen ernsten, tristen Ausdruck in ihren Zügen, das Lächeln sogar; es kommt stets mit einem leisen Anhauche der Wehmuth, mit einer stillen Erinnerung des Grames. Man muß immer an verlorene Wünsche, gestorbene Hoffnungen und begrabene Träume denken, wenn man es gewahr wird. Die Blicke lassen Thränen, der Athem Seufzer, der ganze Ausdruck Sorgen durchwachte Nächte ahnen. Es macht melancholisch, ein solches Gesicht; man könnte weinen bei seinem Anblick. Das der La Vallière giebt ein Beispiel davon. Man vermag es nicht zu betrachten, ohne gerührt dabei zu werden. Es liegt ein sonderbares Etwas in diesen blassen Mienen; in diesen blaubraunen Augen, deren feuchter Glanz von langen, schwarzen Wimpern beschattet wird; auf dieser gewölbten

penſiven Stirn; auf dieſen feinen, friſchen Lippen. Dieſes ſonderbare Etwas iſt der verſchleierte Gedanke des Unglücks, der uns geheimnißvoll entgegen weht aus der ſchlanken, zarten Geſtalt, aus dem vollen, blonden Haare, das in die röthliche Farbe hinüberſpielt; aus den Reizen dieſer ſchönen, langgeſchnittenen Hand, des zartgebauten Buſens, der edlen Form des Halſes und der Arme, aus dem faſt unmerklichen Hinken des Fußes. Er gab ſich kund im Klang ihrer Stimme, im Schlag ihres Herzens, in der weichen Anmuth ihrer Bewegungen. Es war unmöglich, ihm zu widerſtehn. Man wurde davon angezogen, gefeſſelt, hingeriſſen. Man fühlte ſich fromm geſtimmt von ihrem Anblick, bezaubert vom Rauſchen ihrer Kleider. Das Myſterium einer ſchönen Seele zitterte in der Atmoſphäre, die ſie umgab und verlieh ihrem Weſen die wunderbare Gewalt, der Ludwig der Vierzehnte nicht zu widerſtehen vermochte.

Er war damals noch jung dieſer König. Das Glück begünſtigte ihn noch; er wurde noch angebetet vom Volke. Die Dichter, die Redner, die Geſchichtſchreiber und Künſtler wetteiferten in ihren Produktionen, ſeinen Namen zu feiern, ſeinen Ruhm zu vergrößern. Er konnte ſich für den Jupiter Europas halten. Er trug den Donner der cultivirten Welt in ſeiner Hand und Mazarin ſagte: „qu'il y a dans cet Regent de quoi faire quatre Rois et un honnête homme!“

Dennoch aber war Ludwig der Vierzehnte nichts, als

ein schwacher Mensch. Der Pomp, der Glanz, das Glück und die Liebe sind verflogen. Die Nachwelt hat das Urtheil gesprochen. Ludwig der Große, der Vielgeliebte, heißt es, verstand nichts, als schön zu tanzen, artig zu fechten und gut auf dem Pferde zu sitzen. Er haßte das Lesen und wußte kaum einen Brief zu schreiben. Von der Welt liebte er nichts, als sich und sein Vergnügen. Das Plaisir war sein Gott, sein Cultus, sein Lebensprincip. Nur daran dachte, nur davon träumte er. Was galt ihm das Glück seiner Unterthanen, der Wohlstand seines Landes? Das kümmerte ihn nicht; dafür sprechen die Dragonnaden, der Widerruf des Edikts von Nantes, der Einbruch in Flandern, in die Franche-Comté, der Krieg mit Holland und mit der englischen Nation. Das that und begann er Alles, ohne zu überlegen, ohne zu berathen, nur weil es ihn amüsirte, oder weil es einem Minister gefallen oder einer Maitresse beliebte. Von ihnen und seinen Launen hing er ab. Er ließ sich beherrschen von Capricen, von Einfällen, von galanten Grillen. Vom Ernste kannte er nur den Pomp, von der Würde nur den gefälligen Anstand.

„Inmitten aller gemachten und zusammengeliehenen Größe," heißt es in „Les crimes des reines de France" „zeigte er doch niemals jenen Muth und jene Erhabenheit der Seele, die seine Schmeichler ihm im verschwenderischesten Grade zugesprochen haben. Er glich jenen indischen Götzen in ihren prächtigen Pagoden, die von

Säulen, Gold und Teppichen glänzen und darunter nichts als eine Art Carrikatur verbergen, von denen der unterrichtete Mensch die Augen mit Widerwillen wendet und vor denen nur die Thoren in die Knie fallen."

Zu diesen Thoren gehören besonders die französischen Poeten, welche die Traditionen über Ludwig den Vierzehnten mit großer Begeisterung und Liebe in ihre Träume und Illusionen aufzunehmen pflegten. Sie halten **Louis quatorze** für den größesten König, weil er der prächtigste und seine Zeit für die glücklichste, weil sie die lustigste war. Diese Bälle, dieser Pomp, diese großen Feuerwerke und theatralischen Aufführungen. Diese Helden **Condé**, Türenne; diese Dichter Corneille, Racine, Molière! Welch ein Glanz des Reiches, welch ein Ruhm der Nation! rufen sie aus. Wahrlich, das Alles schuf und erzeugte die Sonne von Frankreich, **Louis quatorze!**

Auch Jules Janin in der Vorrede zu seinem Buche: „Barnave" sagt: „**Voici Louis XIV., entouré de toutes les pompes de son règne: à sa voix Versailles s'élève, le commerce renait, les arts fleurissent; à tout ce qu'il touche le Roi imprime un caractère de grandeur, ses faiblesses même sont ennoblies par je ne sait quel éclat de bon goût.**"

Dieser **éclat de bon goût** aber, was verbirgt, was verhüllt er nicht Alles! Welche Laster, welche Verbrechen verstecken sich in den Falten dieser Glanz umstrahlten Epoche! Wahrlich, es war so weit gekommen, daß die

Tugend zur Lächerlichkeit und die gröbſten menſchlichen Schwächen zur Mode wurden. Man zuckte die Achſeln über den ehrlichen Mann und hieß die gute That eine bêtise. Als klug, als geſcheut, als ein Menſch von Welt galt nur Der, der die meiſten ſchlechten Streiche mit der dreiſteſten Stirn und mit einer gewiſſen lächelnden Grazie that.

Denke man ſich nun mitten in dieſe Zeit, dieſen Hof, dieſe Umgebung das ſtille, ſüße Weſen der La Vallière hinein. Welch ein Abſtand! Welch ein Contraſt! Sie erſchien wie die lebendige Idylle, das wandelnde Mährchen aus „Tauſend und eine Nacht“ unter den frivolen Tagesgeſchichten, unter der chronique scandaleuse. Ihr Athem war Duft, ihr Blick Mondſchein, ihre Stimme Nachtigall. Sie mußte hervorſtechen, auffallen und die Augen auf ſich lenken. Es geſchah. Ludwig der Vierzehnte bemerkte ſie. Er war damals, wie ſchon geſagt, noch jung. Sein Geiſt hatte noch ſüße Illuſionen, noch ſchöne Regungen. Er träumte manchmal von der Macht der Liebe, vom Fluge einer erhabenen Seele, vom Schlage eines glücklichen Herzens. Ach, die Kammerfrau der Königin, Anna von Oeſterreich, la Dame de Beauvais, die er zuerſt geliebt, hatte ihm nur welke, ſinnliche Reize geboten. Die junge leichtſinnige Mademoiselle de Lamotte-Argencourt, die ihr folgte, konnte ihn auch nicht befriedigen. Sie wußte nur zu ſcherzen, zu tändeln, zu küſſen. Mehr ſchon vermochte ihn anzuregen Olympe Mancini, die

Nichte des Cardinal Mazarin. Sie war ſchön und kokett. Sie beſaß Stolz und Ehrgeiz. Sie wollte Königin von Frankreich werden. Als ſie aber von ihrem Oheim hörte, daß das eine Unmöglichkeit ſei, wurde ſie Gräfin von Soiſſons und Mutter des Prinzen Eugen.

Louis der Vierzehnte ward krank aus Gram über die Untreue ſeiner Olympia. Man fürchtete ſeinen Tod, aber die Gräfin blieb ſtandhaft. Sie kam nicht an ſein Bett, ſie weinte nicht, ſie rang nicht die Hände. Sie ſchickte und ließ ſich nach ſeinem Befinden erkundigen. „Welch ein grauſames Herz,“ ſagte der junge König, „ſie hat mich nie geliebt, ich will ſie vergeſſen und mir eine andere Geliebte ſuchen.“

Dieſe andere Geliebte wurde die Schweſter Olympia's, Maria Mancini. Sie war voller Angſt um das Leben des Königs geweſen. Sie hatte gezittert, gebetet, ſie hatte Thränen vergoſſen. Das rührte Ludwig. Es iſt ſo ſchön zu wiſſen, daß Jemand tiefen, innigen Antheil an uns nimmt; daß er bebt, wenn er uns in Kummer denkt; erröthet, wenn er unſeren Namen hört. Ach, ſo etwas ſchmeichelt immer, einem Könige ſelbſt, ſelbſt **Louis quatorze!**

Er neigte ſich Maria Mancini zu, obwohl ſie nicht ſchön war. Sie hatte kleine Augen, einen großen Mund, einen gelben Teint. Auch ihr Bau erſchien nicht vortheilhaft. Sie war ſehr mager und ohne weiche Formen. Nichtsdeſtoweniger gefiel ſie dem Könige. Sie hatte viel

Wahrheit und Anmuth in ihrem Weſen. Ihr Geiſt beſaß jene Stärke und überwältigende Macht, die bei den Maitreſſen der Könige über Alles gefährlich werden kann, wenn eine wirkliche Liebe ſie nicht bändigt und die Grazien ſie nicht im Zaume halten.

Bei Maria Mancini geſchah dies und man ließ deswegen das Verhältniß zuerſt ohne Störung und Hemmniß. Einmal wollte man den kaum geneſenen König nicht wieder in Aufregung bringen und dann, man fürchtete ſeine neue Leidenſchaft nicht. Die Königin Mutter glaubte darüber ruhig ſein zu können. Sie meinte, Maria Mancini ſei nicht ſchön genug, um ihren Sohn auf die Länge zu feſſeln. Der Häßlichkeit wird man überdrüſſig, dachte ſie und Mazarin . . . Mazarin dachte das auch. Vor der Hand herrſchte und regierte er, das war ihm genug. Er ließ dem Könige gern ſein Vergnügen. Es war unſchuldig genug. Die beiden Liebenden laſen Gedichte, Romane und Dramen. Maria lehrte Louis die italieniſche Sprache, ſie lehrte ihn leſen, denken, empfinden im Geiſt und in der Gluth dieſes Idioms des Südens.

Nach und nach ſchien dies aber doch gefährlich zu werden, man trennte das Paar, man unterſagte ihm, ſich zu ſehen und zu ſprechen. Die Königin Mutter fand, daß auch die Häßlichkeit reizend und verführeriſch werden könne. Maria muß verheirathet werden, äußerte ſie zu Mazarin und Mazarin gab ihr Recht. Er ſah ſich nach einem Manne für ſeine Nichte um. Maria gewahrte das. Sie

ſchrieb an Ludwig: „Que n'usez-vous de votre pouvoir? Vous obéissez à un Prêtre, vous, qui pouvez faire trembler l'Europe! Un coup d'autorité vous couvrirait de gloire; c'est l'amour qui m'a faite votre sujette, mais vous n'êtes pas digne de moi, si vous aimez à servir. Je vous aime comme mes yeux: j'aime encore plus votre gloire. En Italie du moins je ne verrai pas mon amant gouverné en tout, en tout conterdit.“

Und Louis quatorze, was that Louis quatorze? Er ging zu ſeiner Mutter, bat, flehte und umfaßte ihre Knie. Umſonſt, Maria wurde entfernt. Als ſie ſich aus ſeinen Armen riß, ſagte ſie jene denkwürdigen Worte, die Racine ſo glücklich in ſeiner „Berenice“ angebracht hat und welche lauten: „Sire, vous êtes Roi, vous pleurez et je pars!“

Sie reiſte wirklich und Ludwig weinte in der That. Er weinte einige Tage, dann beſchäftigten ihn die Gedanken an ſeine Heirath. Man hatte beſchloſſen, ihn mit der ſpaniſchen Prinzeſſin Marie Thereſe von Öſterreich zu vermählen. Dabei gab es Putz, Feſten, Aufzüge; das lockte den König. Auch war die Infantin von außerordentlicher Schönheit. Ihr Geſicht erſchien edel, ihre Augen ſchön, ihr Teint weiß und ihr Wuchs von üppiger Fülle. Für den Augenblick war das hinreichend, um den König zu feſſeln, aber auch nur für den Augenblick. Um es auf die Länge zu thun, fehlte es ihr an Geiſt

und Leidenschaft. Ihre angeborene Herzensgüte wurde Ludwig bald ennuyant, ihre Bigotterie ihm lästig. Er sehnte sich nach Emotionen, nach verstohlenen Rendezvous. Ein Verhältniß mit Henrietten von England, der Gemahlin seines Bruders, erregte zu viel Aufsehen und Ärgerniß in seiner Familie. Diesen auszuweichen sah er sich nach einer andern Schönheit um, die sein Herz zu fesseln im Stande wäre.

Aber wo fand er eine? Keine sagte ihm zu. Die Frauen am Hofe waren ihm zu frivol und schlecht. Das reizte ihn nicht. Er wollte auf seine Seele, auf sein Gemüth wirken lassen. Wer aber konnte das mehr, als die La Vallière? Sie liebte Ludwig, sie betete ihn an. Sie seufzte oft: Ach, daß er kein König wäre! Daß ich in seine Arme stürzen dürfte! Stundenlang saß sie und träumte von ihm. Sie sah sein Auge, sie hörte seine Stimme. Sein Thun und Lassen, sein ganzes Wesen war ihr bekannt. Sie wußte: wie er ging, wie er zu Pferde saß, wie er eine Rose brach. Sie hatte ihn oft gesehen, viel belauscht. Es blieb ihr die Zeit dazu. Sie wurde wenig beachtet. Sie war ein armes Ehrenfräulein bei Hofe, das keine Anbeter, keine Verehrer hatte. Man sagte ihr wenig Schmeicheleien, wenig galante Worte. Sie wurde roth, wenn man sie ansah. C'est bête, zischelte man und wandte ihr den Rücken. Man sprach nicht von ihr, man wußte von ihr keine galanten Abenteuer, keine zärtlichen Stelldicheine zu erzählen. Darum kannte

ſie auch der König nicht. Er erinnerte ſich kaum, ſie geſehen zu haben. So unbedeutend war ſie.

Wie aber kam ſie zur Bedeutung? Es klingt wie ein Mährchen, wie eine ſentimentale, deutſche Novelle. Der Mondenſchein ſpielt eine Rolle darin. Man könnte anfangen wie die triſten Sagen des Nordens: es war einmal ein König und eine Königin.

Die Königin war nicht glücklich. Sie erſchien bei Hofe, ſie tanzte, ſie dichtete, ſie machte Jagden und Promenaden mit. In der Stille weinte ſie. Den König langweilte das. Er machte ſich los von ihr, wo er konnte.

Eines Abends verließ er ſie. Sie hatte geklagt, ſeine Mutter geſcholten, ſein Bruder vermittelt. Es machte ihn mürriſch. Er wollte Zerſtreuung haben, aber welche? Das Vergnügen war erſchöpft. Theater, Bälle, Maskeraden, Konzerte, Jagden und Feuerwerke, alles hatte man verſucht. Was jetzt unternehmen? Ei nun! Es war eine ſchöne Nacht. Die Sterne ſchienen und die Nachtigall ſchlug. Man konnte es einmal mit dem Schwärmen verſuchen, mit der Melancholie. Die Reichen, die Vornehmen empfinden ſie immer, wenn ſie ſich aus ihrem Luxus heraus, einmal in die ſtille Natur hineinbegeben. Das Rauſchen der Bäume, das Ziehen der Wolken, das Plätſchern der Wellen ſtimmt ſie weich. Sie denken mit Wehmuth an eine welkende Blume, an einen ſterbenden Schmetterling.

Auch Ludwig mochte es ſo ergeben. Er verſank in

Träumereien, aus denen ihn jedoch sehr bald das Rauschen schleppender Kleider weckte. Er sah auf und bemerkte drei Damen, die sich in ein Bosquet verloren.

Da giebt es ein Abenteuer, sagte er zu seinen Begleitern. Laßt uns die Schönen beim Rendez-vous überraschen. Gesagt, gethan. Man schlich sich näher, man lauschte hinter den Bäumen. Aber was hörte man da? Keine Küsse, keine Liebesschwüre, keine Seufzer. Es waren drei junge Ehrenfräulein. Sie sprachen vom letzten Ballet bei Hofe: welcher Edelmann ihnen am besten gefallen, welcher Tänzer am schönsten getanzt. Man nannte den Marquis d'Alincour, den Herrn von Armagnac, den Grafen Guiche, kurz, alle Herren am Hofe, nur den König nicht. Niemand lobte seinen Gang, seine Schönheit, sein Herz. Ludwig verdroß das, er ärgerte sich. Plötzlich aber hörte er eine von den Damen, die bis jetzt geschwiegen hatte, sagen: „Ach, ist es möglich, solche Menschen gewahr zu werden, wenn sie um den König sind!"

„Ei seht doch," riefen die Andern, „muß man denn König sein, um Dir zu gefallen!" —

„Nein," erwiderte die Verspottete, „die Krone erhöht seine Schönheit nicht, sie vermindert nur ihre Gefährlichkeit. Er würde für ein empfindendes Herz zu hinreißend sein, wenn er nicht König wäre!"

Diese Worte brachten auf Ludwig einen großen Eindruck hervor. Er fühlte nur zu sehr den Reiz, um seiner selbst willen geliebt zu sein. Seine Gestalt erhob sich,

seine Augen glänzten. Er fühlte sich glücklich und gerührt. Er hätte zu den Füßen dieses Mädchens stürzen mögen, dieses Mädchens, das er nicht kannte, deren Stimme er sich nicht erinnerte, deren Namen er nicht wußte.

Wer war sie? Wie nannte sie sich? Woran sollte er sie erkennen? Ei nun, er verließ sich auf seinen Instinkt, auf sein errathendes Herz. Sie mußte zum Hofstaate gehören, zu den Damen des Pallastes, wohin er sie zurückkehren sah. Natürlich folgte er. Es drängte ihn Entscheidung zu haben und da er wußte, daß die Königin Zirkel hatte, begab er sich in dessen Mitte. Wer war glücklicher, als Marie Thereſe? Er kommt sich mit mir zu versöhnen, dachte sie; er wird mich lieben. Er sucht meinen Blick, meine Nähe. Arme Majestät! Du irrst! Der König kam nicht, um dich und deine Verzeihung zu suchen, er kam um seine Schöne aus dem Bosquet zu finden.

Da saßen die Fräulein, die Ehrendamen, die stolzen Comteſſen und Dücheſſen, die Prinzeſſinnen und Königinnen, da mußte auch seine Geliebte sitzen. Aber wo? Er musterte mit den Augen, er schweifte damit durch die Säle. Überall Glanz und Pracht, überall strahlende Blicke und süßes Lächeln, aber nirgends sie, die Schwärmerin, die glühende, begeisterte Seele. Aber doch, er sieht, er erkennt sie. Die weiche, zarte Gestalt, das feine, süße Gesicht, mit dem melancholischen Ausdrucke, ja, das ist sie. Sie wird

roth, sie sieht zur Erde, als er sie anstarrt. Das ist sie, ja, das ist sie; er hat sie gefunden. Louise Françoise de la Baume le Blanc ist die Dame, die er sucht und die er liebt, noch ohne sie recht zu kennen.

Aber um sie kennen zu lernen, was bedarf es viel? Er tritt an sie heran, er redet sie an. Wie verlegen sie auch ist, wie ihre Stimme auch zittert; er kennt sie an der Haltung ihres Körpers, am Klange ihrer Worte. Wie schön sie war! Wie reizend sie schien! Es kam ihm vor, als erblickte er das erste Mal ein Weib. Wo hattest du deine Augen? sagte er zu sich selbst, wie konntest du sie übersehen? Sie ist bezaubernd!

Bezaubernd, sagte er, und er kannte sie noch nicht. Er wußte noch nichts von ihrer reinen Seele, von ihrem schönen Charakter. Die Tiefe ihres Gefühls, die Höhe ihrer Empfindung waren ihm noch fremd. Er kannte noch nicht das Herz, das nur eine Leidenschaft in sich schloß, die Liebe. Alle andern waren ihm fremd und es erinnerte sich ihrer nur vom Hörensagen, nur wie aus Fabelbüchern.

Welch ein Glück, von solch einem Wesen geliebt zu sein? Louis genoß es auf Kosten eines Andern. Dieser Andere war ein braver, junger Offizier der französischen Garde, der das arme Fräulein de la Baume seit mehreren Jahren abgöttisch verehrte. Als ihre Mutter sich zum dritten Male vermählte und sie darum aller Aussicht auf ein selbstständiges Vermögen beraubt, sich entschließen

mußte, einen Dienſt bei Hofe anzunehmen, hatte ihr dieſer glühende Anbeter ſeine Hand angetragen. Sie ſchlug ſie aber aus, weil ſie ſagte: ſie könne ihn ſeiner guten Eigenſchaften wegen wohl ſchätzen, doch nicht lieben. Lieben, das kommt vielleicht noch, ſagte der junge Lieutenant zu ſich ſelbſt. Werde ein Held, werde berühmt! Mit dieſem Vorſatz ging er zur Armee zurück. Das Glück wird dir nicht fehlen, dachte er, du biſt jung, du haſt Muth, du kannſt den Lorbeer erringen. Der Gedanke an ſie wird dich tapfer machen, ihr Name wird dir zum Siege helfen.

Armer Träumer, hätteſt du geahnt, was im Parke zu Vincennes geſchah, du würdeſt dich ſo thörigten Hoffnungen nicht hingegeben haben. Der ganze Hof war dort auf der Promenade, als es plötzlich heftig an zu regnen fing. Alles ſuchte nach Schutz. Man flüchtete unter die Bäume, in die Bosquets, zwiſchen die nackten Götterſtatuen, unter die chineſiſchen Sonnendächer. Unſere ſüße Louiſe de la Baume blieb zuletzt, weil ſie hinkte. Der König, dem dieſe Gelegenheit erwünſcht kam, bot ihr den Arm.

Es giebt ein niedliches, rührendes Genrebild, dieſe beiden Liebenden dahin wandeln zu ſehen. Der König war ſonderbar bewegt durch die Gewißheit geliebt zu ſein. Er fand die rechten Ausdrücke, die richtigen Worte nicht. Mit dem Wege ging es ihm nicht beſſer. Er hatte verſprochen, den nächſten zu wählen und doch verfolgte er

ihn über eine Stunde, den Hut in der Hand, Wind und Regen im Gesicht.

Natürlich blieb dieses Ereigniß nicht ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Die Damen des Hofes machten ihre Moquerien. Sie kannten ja die Leidenschaft der de la Baume für den König. Aber, Dem ist sie nicht gefährlich, sagte Maria Thereſe, sie hat einen zu großen Mund, sie hinkt! Ja, und ihre Anbetung Ludwigs, fügte die königliche Mutter hinzu, ist nichts als die Naivetät eines Herzens, das durch das Lesen spanischer Romane verderben worden ist. Die Herren und Damen lachten, der Graf Guiche aber sagte, als die La Vallière erschien: „Ah! vous voilà donc, la belle aux „yeux mourans!“

Diese Schöne aber der »sterbenden Augen« war von nun die Angebetete des Königs. Er ließ ihr die glühendsten und rührendsten Briefe zustellen, die sie erst gar nicht, später aber, als sie immer dringender und flehender wurden, mit vielem Geiste und großer Feinheit beantwortete. Louis quatorze reizte das sehr. Er entschloß sich ihr einen öffentlichen Beweis seiner Zuneigung zu geben, die Gelegenheit fand sich bald.

Es war an einem Abend große Lotterie in den Sälen der Königin Mutter. Der König gewann dabei ein Armband von hohem Werthe, das die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich zog. Wem wird er es geben? fragte man allgemein. Die Königin erwartete es, die Schwägerin wünschte es. Ludwig aber gab es Louise de la

Baume, die verſteckt in einer Ecke ſtand. „Es iſt zu koſtbar!“ ſagte ſie, indem ſie die Augen ſenkte und es abweiſen wollte. „Nicht doch,“ erwiderte der König, „es befindet ſich in zu ſchönen Händen, als daß es in die meinigen zurückkehren dürfte!“ Die Beſchenkte erröthete. Henriette von England wurde blaß, der Königin ſtanden die Thränen in den Augen. Die Wahl des Königs war erklärt; der Sieg der Louise de la Baume entſchieden.

War Ludwig ſo weit gegangen, ſo konnte er auch weiter gehen. Vor allem lag ihm daran, ſeine Geliebte allein zu ſprechen. Aber wie ſollte er zu ihr kommen? Ihre Zimmer lagen entfernt; er mußte Corridore paſſiren, die immer belebt und von Dienern, Zofen und Hofleuten aller Art belagert waren. Dieſe durfte er nicht durchſchreiten. Doch, wo gab es einen andern Weg, auf dem er zu ihr gelangen konnte? Ei nun, auf dem Dache. Durch enge Thüren, ſchmale Fenſter und über kleine Treppen hinweg konnte er darüber hin zu ihrem Boudoire kommen. Er ſcheute keine Hinderniſſe, er machte ſich auf.

Louis quatorze, le grand, le bien aimé, auf den Plombs der Dächer des königlichen Pallaſtes. Wahrlich, das iſt ein hübſches Bild. Hier kann man ihn lieb gewinnen. Hier, wo er nur hoch, aber nicht groß daſteht, hier fühlt man ſich für ihn eingenommen. Hier iſt es der Liebende, der uns intereſſirt und deſſen Wagniß wir

mit klopfendem Herzen begleiten. Den Herrſcher verachten, den Feldherrn belächeln, aber den glühenden Liebhaber mögen wir gern in ihm. So gern, wie die träumende Louiſe, die in ihrem Zimmer ſaß, leicht gekleidet, in einen Fauteuil geworfen. Sie dachte an ihn; ſie malte ſich ihn aus in allen Lagen des Lebens. Er war ſo ſchön! Der Purpur ſtand ihm wohl; die Krone zierte ihn. Ja, wer eine Prinzeſſin von Spanien wäre!

Warum du ſchwärmendes Kind? Die Prinzeſſin von Spanien wurde ſein Weib, du aber ſeine Geliebte. Sieh auf, da tritt er zur Thüre herein. Seine Wangen glühen, ſein Auge glänzt; der Athem verſagt ſeiner ſtürmiſchen Bruſt. „Louiſe“ rief er, indem er ſich ihr zu Füßen warf, „Louiſe!“

In dieſem Namen lag Alles, ſein Herz, ſeine glühendſte Erklärung. Sie erbebte davon, ſie zitterte, die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Sie bat, ſie flehte, daß er ſie verlaſſe. Und er gehorchte! Er war nichts, als ein Liebender. Er dachte nicht an Thron und Scepter, nicht an die Macht ſeines Wortes, an die Gewalt ſeines Namens; er dachte an nichts, als den Willen ſeiner Geliebten zu erfüllen. In dieſer Erfüllung iſt er größer, als in allen Schlachten, allen Siegen, allen Cabinetsverhandlungen. Wir wiſſen es, dieſe Größe iſt nicht welterſchütternd, nicht epochemachend, aber ſie iſt wahr und rührend, ſie entzückt uns.

Auch Louiſe de la Baume ward davon hingeriſſen

Sie ſah, daß er ſie wirklich liebte. Als er wieder kam und ſie an das belauſchte Geſpräch im Bosquet erinnerte, als er ihr ſagte, daß dieſe Nacht, dieſer Sternenſchein, dieſes Geſtändniß ihm ewig unvergeßlich ſein würden, da hielt ſie ſich nicht mehr, da ſank ſie zu ihm nieder, küßte ſeine Hände, ſeine Kleider, den Schlag ſeines Herzens.

Sie war ſo glücklich Und Ludwig auch. Ihre Einfachheit, ihre Unſchuld, ihre ſüße Beſcheidenheit bezauberten ihn. Er konnte ſich nicht ſatt hören an ihren Worten, nicht ſatt ſehen an ihren Mienen. Er kam alle Nächte; alle Nächte unternahm er ſeine Gänge über das Dach.

Endlich wurden ſie entdeckt. Der ganze Hof ſprach und ſchwätzte davon. Man ziſchelte ſich in die Ohren, wenn Louise de la Baume erſchien, man machte ſie zum Mittelpunkt aller Galanterien, man hieß ſie die erklärte Maitreſſe des Königs.

Die erklärte Maitreſſe des Königs! Daran hatte Louiſe nicht gedacht. Sie hatte ja an nichts als an ihn gedacht! Jetzt fiel ihr die Welt, ihre Stellung und ihr Ruf darin ein. Sie fühlte, daß ſie ihrer Ehre oder ihrem Geliebten entſagen mußte. Nach langem Kampfe entſchied ſie ſich für das Letztere. Sie entſchloß ſich zu fliehen. Aber wohin? Sie hatte keine Güter, auf die ſie ſich zurückziehen, keinen Schutz in den ſie ſich begeben, keine Hülfsquellen, die ſie erſchöpfen konnte. Sie war ein armes, unglückliches Fräulein. Was blieb ihr übrig als das

Kloſter? Dort wollte ſie beten, weinen und ſterben. Sie floh nach Chaillot.

Als Ludwig der Vierzehnte das erfuhr, entließ er in Eile die ſpaniſche Geſandtſchaft, die grade bei ihm war, warf ſich ſelbſt auf's Pferd und jagte, von einem einzigen Pagen begleitet, dem Kloſter zu. Dort angekommen, verlangt er ſeine Geliebte zu ſprechen. Als ihm dies verweigert wird, droht er und erzwingt ſich den Zutritt. Als er ſie ſieht, betend und in Thränen aufgelöſt, ſtürzt er zu ihr hin. Er ſagt ihr, daß ihr Entſchluß ihn unglücklich mache, daß er nicht leben könne ohne ſie und daß ſie ihm folgen müſſe.

Sie that es. Wer hätte es nicht gethan? Wer verhärtet ſich gegen das Herz, gegen die Regung der Sinne, gegen den Schwur eines Königs? Ach, es iſt ſo ſüß an eine ewige Neigung, an eine unvergängliche Liebe zu glauben. Auch Louise de la Baume glaubte daran. Sie folgte Ludwig dem Vierzehnten an den Hof zurück, an welchem er ſie triumphirend wieder einführte.

„Vous n'êtes guere maitre de vous-même," ſagte die Königin Mutter und ihr Sohn gab ihr zur Antwort: „Si je ne le suis de moi, je le serai de ceux qui m'outragent!"

Da aber Henriette von Frankreich darüber erbittert war, daß ihr eine „kleine, häßliche, hinkende Kreatur," das Herz des Königs entzogen hatte, ſo kehrte Louise de la Baume in ihr Gefolge nicht zurück. Der Monarch

ließ ihr Zimmer auf dem Flügel des Pallaſtes anweiſen, den die Königin bewohnte und durch welche hindurch die Prinzeſſin ſchreiten mußte, wenn ſie zur Meſſe ging.

In dieſen Zimmern ſah er ſie oft. In dieſen Zimmern wurde ſie ganz die Seine.

Wer möchte ſie deswegen verdammen? Wer ſie verachten? Sie ſteht rein und edel da. Ihre Tugend iſt ohne Flecken. Die La Vallière iſt das Käthchen von Verſailles, das Clärchen Louis quatorze's. Sie hat in der Sylveſternacht von einem ſchönen, blanken Ritter geträumt. Dieſer Ritter war der König von Frankreich und ſie liebte ihn. Sie hatte damit ſo viel zu thun, daß ſie zu etwas Anderem gar nicht kommen konnte. Nicht zu Bevorwortung von Geſuchen, zu Einmiſchungen auf die Politik, zu Bitten um Geld und Güter. Sie konnte zu gar nichts kommen, als zu Kindern, deren ſie dem Könige zwei gebar; nicht einmal zur Trauer über den unglücklichen Offizier.

Der unglückliche Offizier kam zurück aus dem Kriege. Er war noch kein berühmter Held, aber doch ſchon ein tüchtiger Capitain geworden. Eine große Narbe ſtand ihm gut. Sie wird mir jetzt ſchon beſſer ſein, ſagte er. Armer Freund, ſie wußte nichts mehr von dir. Sie war die Maitreſſe des Königs geworden. „Tout est perdu pour moi!“ rief er aus und ſtürzte ſich in ſeinen Degen, als er das hörte.

Die La Vallière vernahm kaum etwas davon. Viel-

leicht erzählte ihr eine Zofe von einem jungen Manne, der ſich das Leben nahm, weil ihm ſeine Geliebte untreu geworden. Man hat ihn draußen auf dem Felde begraben, ſagte ſie vielleicht, ein ſchartiger Degen lag auf ſeinem Sarge und die ſchweren Thränen einer alten Mutter. Vielleicht, daß Louise de la Baume ſich erinnerte, daß ihr eine Ahnung kam. Vielleicht, daß ſie fragte, wie er geheißen hat und daß man ihr zur Antwort gab, man weiß es nicht. Man weiß es wirklich nicht. Sein Name iſt verſchollen, man kennt nichts von ihm, als ſein Unglück, das Unglück, nicht geliebt worden zu ſein! Wie ein bleicher, blaſſer Schatten zieht es durch die Geſchichte, wie ein ewiger, ſtiller Seufzer. Man hört ihn oft. Auch Shakespeare, Molière, auch Ullrich von Hutten und Seume wurden nicht geliebt. Wurde es die La Vallière? Man ſagt es. Man ſchreibt: Ludwig der Vierzehnte hätte nur einmal wahrhaft geliebt und zwar die Françoise le Blanc. Sein Benehmen ſpricht dafür. Zumeiſt bei ihrer erſten Niederkunft. Er ſtand an ihrem Bett, er zitterte für ſie. Als man das Kind, das ein Mädchen war, in ſeine Arme legte, rief er aus: „Prenez tout ce que j'ai; mais laissez-la moi.“

Daß die La Vallière dieſe Liebe verdiente, iſt außer allem Zweifel, eben ſo wie, daß ſie nicht glücklich dadurch wurde. Elle sentit toujours, wie es in „Mémoires de Madame de Maintenon“ heißt, „combien il est humiliant pour une femme d'être aussi dans les bras

du plus grand Roi du monde!“ — „Elle oublia souvent son devoir;“ wird darin weiter von ihr gesagt, „mais elle aima toujours la vertu. Il n'y a que la première faiblesse qui coute à la plupart des femmes: les suivantes étaient pour elle la première chute. Loin de se faire au crime, son coeur semblait devenir tous les jours plus pur. L'amour, en le brûlant, consumait ce goût de sensations qui prouvent bien plus le vuide de l'ame, qu'elles ne le remplissent. La pudeur la suivait jusque dans ces momens d'ivresse, où l'on n'est qu'à la volupté. Tous les jours plus tendre, tous les jours plus vertueuse, tous les jours plus digne de l'homme qui la possédait et du Dieu qui l'avait créée pour lui.“

Was das Ende dieſes Lobes betrifft, ſo gebe ich ihm in Hinſicht auf Gott, aber nicht auf Louis quatorze Recht. Deſſen brauchte ſie nicht würdig zu werden, denn ſie war es von Anfang an mehr, als er es ihr jemals geworden. Ihm war die Liebe zu ihr doch nur eine Zerſtreuung, ein Amüſement. Ihr war ſie mehr, ihr war ſie ein Glück unter Schmerzen, eine Freude unter Thränen. Wie eine Heldin hat ſie geliebt. Wenn er zu ihr kam, koſte und lächelte ſie. Sie erzählte ihm tauſend ſüße, heitere Dinge, ſie ſpielte mit ſeinen Händen, ſie tändelte mit ſeinem Buſenſtreif. Wenn er fort war, ſank ſie auf ihre Knie, weinte und klagte ſich an, vor Gott, vor den

Menſchen, vor ihrem eigenen Gewiſſen. Sie theilte die Vorurtheile der Welt, ſie ſagte: ich bin verworfen.

Deswegen war ſie auch überaus demüthig und überhob ſich nicht. Sie wollte Niemanden kränken, Niemandem weh thun. Es ſchien ihr, als müßte ſie alle Welt um Verzeihung bitten, daß der König ſie liebe. Um die Königin ja nicht zu betrüben, verbarg ſie ihre Schwangerſchaft. Sie erſchien noch in den letzten Tagen derſelben bei Hofe und war nicht eher zu bewegen das Bett zu hüten, als bis ihre Niederkunft heran kam. Dieſe hielt ſie mit großer Standhaftigkeit unter den größeſten Schmerzen in ihren gewöhnlichen Zimmern ab, obwohl der König alles anwendete, um ſie zu bewegen, bei dieſer Gelegenheit, andere und weniger von Perſonen des Hofes beſuchte einzunehmen Da dies aber Aufmerkſamkeit erregt haben würde, ſo ſchlug ſie dies Anerbieten aus und ließ ſich nur bei der Königin, die, wie ſchon geſagt, ihre Wohnung paſſiren mußte, wenn ſie in die Meſſe ging, als krank anmelden. Die Königin, die ſo gut wie ihre Damen, den Beweggrund dieſes Unwohlſeins ahnte, wollte die La Vallière auf eine Probe ſetzen. Sie that peaux d'Espagne in ihre Kleider, ein Geruch, der ſchwangeren Frauen ſehr übel bekommt, den aber Françoise le Blanc mit einer heroiſchen Ruhe ertrug. Sie ertrug noch mehr. Um ja jeden Argwohn ihres Zuſtandes abzuwenden, ließ ſie Tuberoſen, Orangenblüthen und andere Blumen, die Frauen im Kinderbett gefährlich zu ſein pflegen, in ihr

Zimmer bringen. Am nächsten Morgen aber schon erhob sie sich, kleidete sich an und begleitete die Königin in die Messe.

Durch dieses muthige und tapfere Benehmen hatte sie wirklich erreicht, daß man ihre Niederkunft bezweifelte. Da sich aber bald darauf neue Kabale und Intriguen gegen die Geliebte des Königs anspannen, so schenkte ihr Dieser, um sie denselben zu entreißen, das prächtig ausgestattete Hôtel Biron, in welchem sie von nun an ihren Aufenthalt nahm.

In dem schönen Glanze und verschwenderischen Luxus dieses Hauses verlebte sie die zweite, kurze Hälfte ihres tristen Glückes. Oft hat sie darin gesessen und geklagt, daß sie mehr Liebe empfinge, als sie zu geben im Stande sei. Oft hat sie die Vorzüge, die ihr der König der Königin gegenüber angedeihen ließ, mit schmerzlicheren Empfindungen hingenommen, als mit welchen Marie Thereſe ſie entbehren gemußt. Oft hat sie ihn mit Thränen gefleht die Königin zu lieben. Als aber der König sich wirklich einmal mit seiner Gemahlin versöhnte und sie nicht zu dem Maskenballe abholen kam, der eigentlich ihr zu Ehren gegeben wurde, da verbrachte sie die Nacht in Seufzern, Händeringen und Schluchzen. Da lag der Putz: die seidenen Kleider, der goldene Schmuck, die Brüsseler Spitzen, die Fächer, die Broschen und Ohrgehänge, da lag es. Was sollte es ihr? Es hatte nur Werth, wenn sie es für ihn trug, wenn er es bewunderte.

Er aber hatte ihr ſagen laſſen: er begleite die Königin; ſie möchte ihn nicht erwarten.

Nicht erwarten! Ach, was lag für Schmerz, für Jammer, für Herzleid für ſie in dieſen Worten! Sie glaubte ihn ſich für ewig verloren. Sie ſagte ſich: es mußte ſo kommen. Mein Glück war zu groß. Ich ſoll es nun büßen. Er wird mich vergeſſen. Er denkt vielleicht ſchon jetzt nicht mehr an mich. Ach, ich ſehe die Kerzen ſchimmern, die Säle glänzen, die Maſken tanzen. Er iſt um ſie. Er ſpricht, er tändelt, er ſcherzt mit ihr. Er küßt ihr die Hand, er ſchwört ihr Treue. Mich giebt er auf!

Das geſchah indeß noch nicht. Die Königin war der La Vallière nicht gefährlich. „Elle avait," wie es in den Memoiren der Maintenon heißt, ce défaut, le plus incommode dans une femme et le plus inconcevable dans une Reine: elle craignait toujours d'être méprisée." Auch langweilte es den König, ſie ihre Zeit in Gebet und Spiel theilen zu ſehen. Wenn er ſie wirklich hätte lieben ſollen, ſo würde er dieſe Beſchäftigungen haben theilen müſſen, was durchaus nicht in ſeinem Willen lag. Er kehrte daher zur La Vallière zurück, die ſich mehr und mehr iſolirte und faſt gar keinen Umgang hatte. Sie wurde auch wenig geſucht. Sie nahm keine Bittſchriften an, ſie miſchte ſich in keine Intriguen, ſie ergriff nirgends Partei. Sie liebte nur. Sie beſchäftigte ſich mit nichts, als mit ihm und dem Wunſche

ihm zu gefallen. Was sonst in der Welt verging, kümmerte sie nicht, nicht einmal das, was sich auf ihre eigene Person bezog. Sie bemerkte nicht, daß man sie belächelte, daß man die Achseln über sie zuckte, daß man sagte: sie sei dumm. Wenn irgend ein witziges und boshaftes Vaudeville, das über sie gemacht worden war, bis zu ihren Augen oder Ohren gelangte, so grämte sie sich und vergoß die bittersten Thränen. Nie aber klagte sie es dem Könige oder verlangte, daß man die Verfasser solcher Schmähgedichte bestrafe. Sie fühlte sich schuldig; sie schämte sich: Maitresse, Mutter und Herzogin zu sein.

Wäre Louis quatorze wirklich einer Erhebung fähig gewesen, durch die La Vallière hätte sie zu Stande gebracht werden müssen. Ein Wesen wie sie, mußte begeistern, bessern und zu den edelsten Thaten spornen; daß sie es nicht that, war nicht ihre, sondern des Königs Schuld, der am Ende doch nichts als seinen verliebten Ehrgeiz und seine unersättliche Sinnlichkeit bei ihr zu befriedigen wußte.

Daher kam es denn auch, daß er, nachdem sie ihm noch einen Sohn geboren und dabei fast ganz ihre Reize eingebüßt hatte, anfing sie zu vernachlässigen. Ihre Magerkeit, die Blässe ihres Gesichts und der verloschene Glanz ihrer Augen, machten ihn kühl. Er fand, daß ihr Mund zu groß, ihr Hinken zu auffallend, ihre Zärtlichkeit zu lästig sei. Dies ewige Ernstsein, dies triste Lächeln, dies verweinte Aussehen, es begann ihm lang-

weilig zu werden. Er wünſchte wieder einmal luſtig zu ſein, frivol und übermüthig. Er wollte wieder einmal Zweideutigkeiten und ſchamloſe Koketterie.

In dieſem Begehren kam ihm die Frau von Montespan entgegen, die er mehrere Male bei der La Vallière traf. Sie machte Calembours, ſie ſang, ſie tanzte, kurz: ſie war voller Laune, Witz und Eſprit. Den König entzückte das; es reizte ihn. Voyez, ſagte er zu der armen Louise de la Baume, voyez comme elle m'attaque! Elle voudrait bien que je l'aimasse un jour.“ Dieſer Tag war nicht fern, Françoiſe ahnte das. Sie weinte mehr als ſonſt, ſie ſchlief weniger als früher, ſie wurde bläſſer denn je. Sie wußte ſehr wohl warum, aber ſie ließ es Niemand merken. Selbſt der Frau von Montespan nicht. Sie verſchloß ihr nicht die Thür, ſie beleidigte ſie nicht, ſie ſuchte ihr nichts Übles nachzureden. Sie war voll Liebe und Freundlichkeit für ſie; ſie half ſie putzen, ſie lieh ihr Schmuck, ſie ſteckte ihr den Schleier zurecht. „Der König wird Sie reizend finden, Madame,“ ſagte ſie leiſe und die kokette Dame erwiederte: „Ich denke eines ſchönen Tages vielleicht!“

Eines ſchönen Tages vielleicht! Ach die unglückliche Louise de la Baume wußte daß dieſer ſchöne Tag bereits erſchienen war. Sie legte ihr Geſicht in die zarten weißen Hände und weinte. Frau von Montespan lächelte und ſang Couplets. „Was fehlt Ihnen, Frau Herzogin?“ fragte ſie endlich. „Nichts,“ gab die ſtille Seele zur

Antwort, „nichts, als ein wenig Muth; ich habe das Glück ertragen, warum will ich mich von dem Unglück niederbeugen laſſen?“ „Unglück! Sprechen wir nicht vom Unglück,“ warf die triumphirende Nebenbuhlerin dazwiſchen, indem ſie wie d'Espernon im „Lettre à Louise“ hinzufügte: „Rassure-toi, il y aura toujours de la rosée, des fleurs et du soleil!“ „Ach nein,“ ſeufzte Françoiſe, die Sonne geht unter, die Blumen welken, der Thau bleibt aus. O es geht Alles vorüber! Oui et le Roi aussi! rief mit zweideutigem Spotte die galante Frau, die am Fenſter ſtand und witzige Einfälle erſann, mit denen ſie den König ergötzen wollte.

Er kam; er ſah, daß die Herzogin geweint hatte und fragte: was giebts? „Melancholie, ſagte die Frau von Montespan, die wir verdrängen müſſen Eure Majeſtät. Madame la duchesse braucht Zerſtreuung und Aufheiterung. Man muß Feſte, Bälle und Vergnügen erfinden.“ „Ja wohl, ſagte der König, ja wohl.“ Er befahl Gäſte zu laden, Muſik zu beſtellen und die Säle zu beleuchten, alles um die La Valliére zu zerſtreuen, hieß es, die arme La Valliére, die in der Luft noch trüber, im hellen Kerzenglanze noch bleicher und neben den Tanzenden noch iſolirter denn je erſchien, weil ſie ihres hinkenden Fußes und ihrer körperlichen Schwäche wegen, keine Aufforderung in die Reihen zu treten, annehmen konnte. Deſto glücklicher, deſto glänzender aber erſchien die Frau von Montespan. Sie war ganz Luſt, ganz Glück, ganz heiteres Leben. Sie ſcherzte, ſie

lachte, ſie tanzte und moquirte ſich. Den Einen bezauberte ſie durch Worte, den Andern durch Mienen, den Dritten durch den Schlag ihres Fächers. Der König kam ihr nicht von der Seite. Man belobte, bekomplementirte, beglückwünſchte ſie. Die Hofleute thaten es, weil ſie die neue Maitreſſe in ihr ſahen, die Königin Mutter, weil ſie auf ihre Tugend zählte, Marie Thereſe, weil ſie ſich an der La Vallière gerächt ſehen wollte. An der La Vallière, an dem armen, unglücklichen Geſchöpfe, das ihr Glück beweint hatte und ihr Unglück jetzt belächelte! „Es geſchieht mir Recht, ſagte ſie leiſe zu ſich ſelbſt. Warum habe ich Gott und meine Tugend aufgegeben.“

Als ſie Nachts allein in ihrem Zimmer war, betete ſie und indem ſie ſich den Schmuck aus ihren Haaren nehmen ließ, beſchloß ſie, alle Pracht, allen Glanz von ſich zu thun und der Welt für immer zu entſagen.

„Ich erſuche Euer Majeſtät mich in ein Kloſter gehen zu laſſen,“ ſagte ſie eines Tages. „Was denken Sie,“ rief der König; **je vous aime, mais je ne veux pas être contraint!**“ „Laſſen Sie mich in ein Kloſter gehen,“ flehete die Unglückliche wieder. „Nein, ſagte der König feſt, Sie bleiben,“ worauf die La Vallière in Verzweiflung rief: „**Il faut donc, que je forme de ma main les noeuds, qui vous attachent à une autre et c'est vous qui m'y condamnez!**“

Ja wohl, ſo grauſam war Louis quatorze, er that es. Er verdammte die La Vallière dazu, es mit anzu-

ſehen, wie eine Andere ihr nach und nach jeden Gedanken, jeden Herzſchlag des Mannes raubte, den ſie ganz und ewig zu beſitzen glaubte. „Hélas! ils ne savent pas tous les chagrins, qu'ils me donnent!“ ſeufzte ſie oft und da ſie endlich ihre Leiden nicht mehr ertragen konnte, floh ſie heimlich und ging in's Kloſter. Ludwig der Vierzehnte hatte dem nichts mehr entgegen. Sein Verhältniß zur Frau von Montespan war offenkundig und die Herrſchaft derſelben entſchieden. Er gab ſeine Einwilligung und wohnte mit ſeinem ganzen Hofe, um ſeine Herzloſigkeit vollſtändig an den Tag zu legen, der Feierlichkeit der Einkleidung bei. Die Königin, wie es heißt, reichte der neugeweihten Nonne ſelbſt den ſchwarzen Schleier dar, in den ſie von nun an ihren Schmerz und ihre Thränen hüllte. Sechs und dreißig Jahre hat ſie ihn getragen als Schweſter Ludowika, in welchem Namen, wie es ſcheint, ſie ihre letzte Erinnerung an Ludwig hineingelegt.*) Sie fragte nie mehr nach ihm; ſie ſprach nie mehr von ihm. Sie war für die Welt und die Welt ihr verſchollen. Nur als man ihr das Abſterben ihres Sohnes meldete, rief ſie aus: „Es iſt zu viel, den Tod eines Sohnes beweinen zu müſſen, über deſſen Geburt man noch nicht hinreichend Thränen vergoſſen.“

---

*) Andern Nachrichten zufolge hat ſie den Namen Louiſe beibehalten. D. V.

Sie ſtarb, fünf und ſechszig Jahr alt, an einer Erkältung, die ſie ſich durch langes Knien auf den Steinen vor dem Altare zugezogen. Die, ſo viel wir wiſſen wenig bekannten und nie in einer Ueberſetzung erſchienenen „Reflexions sur la misericorde de Dieu“ werden ihr zugeſchrieben und zeigen nur ihre ſchöne und edle Seele im hellſten Lichte.

Zum Schluß aber können wir die Frage nicht unterdrücken: wer verdammt die La Vallière? Wer wirft den erſten Stein auf ſie? Wer fühlt ſich rein, ihr den Fall ihrer Tugend zum Verbrechen zu machen, wer ſich hart genug, nicht von den Thränen und Seufzern gerührt zu werden, mit denen ſie denſelben abgebüßt. Sie war nicht, was man unter der Maitreſſe eines Königs verſteht, ſie blieb im wahren Sinne des Wortes die Geliebte eines ſolchen. Ihre Liebe iſt ihre einzige Schuld und mit dieſer geht ſie wie eine weiße Erſcheinung durch die Zeilen der aufgezeichneten Geſchichte.

Françoise, Athénaïs de Mortemar,

Marquise de Montespan.

Sie hatte erreicht, was ſie wollte, ſie war die Maitreſſe des Königs. Ach, welch ein Glück lag für ſie in dieſem Bewußtſein! Sie kannte den Hof, die Damen, die Sitten. Wie ſie mich beneiden! Wie ſie ſich ärgern! dachte ſie. Sie wären ſo gerne an meiner Stelle die ſchönen Herzoginnen, die ſtolzen Gräfinnen, die ſentimentalen Edelfräulein! Ich ſehe ſie zürnen, die Naſen rümpfen und ſeufzen. O, welch ein vortreffliches Schauſpiel! Da iſt die lange Duchesse de Navailles zum Beiſpiel. Die zieht die Stirne in Falten und ſagt: Je le sais bien que le Roi est bête. Il aimera peut-être la première blanchiseuse, si la petite est coquette! Und dann die gute Madame de Monaco! Sie wird aus Verzweiflung den flatterhaften Lauzün lieben und ſprechen: Oh! le Roi n'aime que les babillardes. Dann aber gar die Mademoiselle de Longueville! Das kleine blonde Edelfräulein, das da glaubte, der große Ludwig würde ſie lieben, wenn ſie ſich ſtelle

als hinke ſie, wie die La Vallière, ach, ſie wird die Augen voll Thränen haben und rufen: Der König hat kein Herz! Aber er hat es, er iſt nicht dumm und er liebt auch nicht allein die Schwätzerinnen, nein, er liebt die Marquise de Montespan.

»Il m'aime, ſchrie ſie, als ihr Mann durch ihre Untreue empört, ſeine Hand gegen ſie erhob, il m'aime, frappez, si vous l'osez!«

Er war ein bornirter Menſch, ihr Mann. Er begriff die Ehre nicht recht, le cornard eines Königs zu ſein. Er wollte geliebt ſein von ſeiner Frau. Er ſagte: er hätte ſie deswegen nur geheirathet. Armer Marquis! Du vergaßeſt, daß es damals von den Damen hieß: Das Weib *eines* Mannes, aber die Maitreſſe *Aller*. Du konnteſt dich darein nicht finden, du hatteſt einen ſchwachen Kopf. Athénais, ſeufzteſt du eines Tages, du biſt nicht mehr ſo zärtlich, wie ſonſt. Du küßt mich nicht mehr am Morgen; am Abend lispelſt du nicht mehr: bonne nuit, mon coeur! Ach, du biſt kalt geworden. Du liebſt mich nicht mehr. Eh bien, laſſen wir das, gab die Marquiſe zur Antwort. *Die* Zeit iſt vorüber. Ich habe jetzt anderes zu denken, zu ſinnen. Störe mich nicht, es iſt keine Kleinigkeit, den König zu unterhalten. Ich muß auf Einfälle, auf Scherze, auf Vergnügungen fallen, die neu und reizend ſind. Ludwig will lachen, die langweilige La Vallière hat ihn triſt gemacht.

Was geht das dich an? ſchrie der Marquis. Laß ihn weinen, wenn er mag. Es iſt ſeine Sache. Will er zerſtreuet ſein, ſo darf er nur winken: Theater, Concerte, Bälle, es iſt alles da; es ſteht ihm alles zu Gebot. Aber mir, Athénaïs, mir bleibt nichts als du. Dein Lächeln iſt mein Glück, dein Herz mein Königreich! Oh, comme vous êtes poete, marquis, erwiederte Madame. Mais c'est dommage, mon coeur n'est pas pour vous. Für wen denn ſonſt? tobte der betrogene Gatte, für wen denn ſonſt! Eh bien, peut-être pour le Roi. Er iſt ſo ſchön, ſo groß, et vous ..... ſchloß Frau von Montespan, indem ſie ſpöttiſch lächelte. Et moi, je suis l'époux! ſchrie der Marquis vor Zorn ganz außer ſich die Hand erhebend. Er liebt mich; ſchlage, wenn du den Muth haſt, gab die galante Dame gelaſſen zur Antwort, indem ſie ihren ſchönen Kopf erhob und ihm einen Schritt entgegentrat.

Er hatte nicht den Muth. Er ließ die Arme ſinken und bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Die Thränen ſtahlen ſich durch die Finger, er ſchluchzte. Madame la Marquiſe trat vor den Spiegel und trällerte ihre frivolen Vaudeville. Laß ihn weinen, dachte ſie bei ſich. Ich bin die Maitreſſe Ludwig des Großen. Alle Welt ſagt mir Schmeicheleien; der ganze Hof liegt zu meinen Füßen. Was ſoll ich mit einem Mann, der abgeſchmackt genug iſt, zu verlangen, daß man ihm treu ſei? Mein Gott, das iſt von ehedem. Heute .....

Sie dachte nicht aus; der Wagen fuhr vor. Sie flog in die Cirkel, wo der König ſie erwartete; Marie Thereſe ſie beneidete und Miniſter und Feldherren nach ihren Blicken geizten.

Auch der Marquis, ihr Mann, kam dahin. Aber was hatte er? Er erſchien ſchwarz von Kopf bis zu Fuß. Was iſt ihm? erkundigte man ſich. Iſt Ihnen jemand geſtorben? fragte der König. Ja, ich traure um meine Frau, gab er zur Antwort. Um Ihre Frau? rief Ludwig verwundert, da ſteht ſie ja vor uns. Ce n'est pas ma femme, ſagte der Marquis von Montespan, indem er ſich wendete und das Wort der Marquiſe überließ, die nun herantrat und ſich über ſeine Härte beklagte. Er quält mich, erzählte ſie, er will mich zwingen, daß ich ihn liebe. Da ich es nicht kann und ihm dies erklärte, hob er den Arm und wollte mich ſchlagen. Schlagen? C'est affreux! C'est abominable! C'est méchant! erſcholl es von allen Seiten. La Reine, Mademoiselle, toute la Cour crient contre un époux si feroce, heißt es in den Memoiren der Mademoiſelle von Montpenſier, und der König, von dieſer Behandlung ſeiner Geliebten erbittert, befahl, den Marquis auf einige Zeit in die Baſtille zu ſetzen und nachher in die Provinz zu verbannen.

Nun ſind wir ihn los, den läſtigen Menſchen, den homme de moral, jauchzte Frau von Montespan; nun haben wir freies Feld.

Sie hatten es in der That. Der Marquis verlor ſich in die Stille; er wurde endlich Philoſoph. Sie iſt deiner nicht werth, ſagte er zu ſich ſelbſt, nachdem er noch einige Zeit hindurch gegen ſie gezetert und geſchrien. Vergiß ſie, tröſtete er ſich, als er ſah, daß Paris nur Freude über ſeinen Scandal empfand und Verſailles ihn belachte. Ah, man muß ein wenig weiſe ſein! ſchloß er. Weiſe? Man wird es ſo leicht, wenn man kein Herz mehr hat. Er verkaufte es um hunderttauſend Thaler. „Ils furent le prix de sa femme, de son silence, de sa láchete“ ſagen die Memoirenſchreiber damaliger Zeit, die nicht begreifen, daß er nichts beſſeres damit anzufangen vermochte. Verloren war ſein Weib auf jeden Fall für ihn und ſchweigen mußte er doch endlich auch. Man hatte ja ſeine Klagen, ſeine Veröffentlichungen verſpottet. Marquis von Montespan iſt ein Narr, hieß es allgemein. Was aber ſeine Feigheit anbetrifft, je nun, dagegen ließe ſich manche Einwendung thun. Wie zeigt man ſich tapfer gegen eine untreue Frau? Daß man ſie, ihren Galan oder ſich ſelber tödtet? Pfui, das wäre erbärmlich. Gut. Aber was thut man ſonſt? Weinen, ein Einſiedler werden, die Welt verfluchen? Nicht doch, das wäre lächerlich! Nun alſo, was bleibt übrig, als daß man ſich faßt, daß man Philoſoph wird.

Der Marquis von Montespan, wie ſchon geſagt, wurde ein ſolcher. Er nahm Vernunft an, d. h. Geld.

Geld war der bon sens seiner Zeit; er mußte es sich auszahlen lassen, um von ihr nicht für verrückt erklärt zu werden. Man hätte sehr gelacht, wenn er es ausgeschlagen und eines schönen Tages gekommen wäre mit verworrenem Haare, mit zerrissenen Kleidern, mit stierem Blicke. Er ist von Sinnen, der arme Marquis, würde man gerufen haben, wenn er vor den Thüren des Schlosses zu Versailles nach seiner Frau gewimmert, nach der schönen Athénais, nach der allmächtigen Maitresse.

Ach, die führte jetzt ein herrliches Leben! Immer Feste, immer Musik, immer Theater, immer große Gala, und in allem diesen die Frau von Montespan der Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Die arme Königin war mehr vergessen und bei Seite gesetzt denn je. Man erwies ihr nothdürftig den Respekt, der ihrer Würde gebührte, alle Galanterie, alle Aufmerksamkeit, alle feine Schmeichelei aber trug man der Maitresse zu. Die Maitresse verlangte das, sie fand es in der Ordnung. Sie war stolz, eitel und herrschsüchtig. Sie sah sich gern gefeiert und war dankbar dafür. Das spornte die Hofleute, die Cavaliere, die Bedientenseelen an. Jeder hatte ein Bittgesuch, das er erfüllt, jeder einen Vetter, den er protegirt, jeder einen Wunsch, den er befriedigt sehen wollte. Wer konnte zu diesem allen mehr beitragen, als die Maitresse? Sie durfte ja nur um etwas bitten, so war es bewilligt; sie durfte ja nur für Jemand lächeln, so war er in Gnade; sie durfte ja nur etwas bevor-

worten, ſo mußte es geſchehen. Die Königin, was konnte die Königin? Nichts! Die gute Frau weinte und wünſchte die beſcheidene La Vallière zurück.

Eine Kammerfrau, die ſie aus Spanien mitgebracht und Molina hieß, vertröſtete ſie. Da es ihr aber nie recht mit Worten gelingen wollte, ſo verſuchte ſie's mit Speiſen, die ſie auf echt ſpaniſche Weiſe zuzubereiten verſtand. Das half. Marie Thereſe aß und gewann dadurch einen Embonpoint, der ihren Umfang, aber nicht die Liebe des Königs vergrößerte.

Im Gegentheil, Louis, der die beleibten Frauen nicht leiden mochte, wurde durch dieſe Eigenſchaft noch mehr von ihr entfernt und zur Montespan hingezogen, die einen ſchönen, ſchlank gewachſenen Körper hatte. Hände, Arme und Buſen waren bewunderungswürdig, ihre Geſichtszüge regelmäßig, die Farbe deſſelben belebt. Beſonders wirkſam erſchien ihr Auge. Es ſtrahlte daraus eine glänzende Heiterkeit, eine geiſtreiche Schelmerei, eine gewiſſe wolluſtvolle Gluth. Schwärmeriſch war ſie nicht, aber voll Witz, voll Pointen, voll ſchlagender Einfälle. Man ſagte von ihr, daß ſie tauſend ſchöne Eigenſchaften, aber keine einzige Tugend, tauſend Fehler, aber kein einziges Laſter beſeſſen habe. Im Ganzen, ſcheint mir, mag ſie zu denjenigen Perſonen zu zählen geweſen ſein, an denen nur die Schwächen liebenswürdig, die guten Seiten aber unausſtehlich ſind. Sie verſtand vortrefflich die Kunſt ſich zu moquiren. Beſonders gelang es ihr,

alle Welt in Gang, Benehmen und Sprechen nachzuahmen. Sie konnte lächeln wie die Herzogin von Richelieu, so dedaigneuſe, ſo vornehm, ſo überhebend im Ausdruck. Sie konnte ſprechen wie der Marſchall von Grammont, ſo ſchleppend, ſo ſtotternd, ſo in halsbrechendem Tone. Sie konnte tanzen wie der Herr von Lauzun, ſo mit übergebeugtem Kopfe, mit erhobenem Arme, mit hängendem Kinne.

Ludwig hatte das gern. Es ſtand ihr reizend an und nahm ſich artig aus. Er lachte darüber. Er lachte, auch wenn ſie die La Vallière verſpottete. Sie hinkte, ſie ſenkte den Kopf, ſie machte große, ſchwärmeriſche Augen. Oh, ſagte ſie dann, es war eine Thorheit, Majeſtät, dieſe weinerliche Sentimentalität zu lieben, dieſe betſchweſterliche Sinnlichkeit. Sie wurden melancholiſch davon; Sie ſahen nach den Sternen. Fi donc! fügte ſie aufſpringend hinzu, indem ſie ein Vaudeville ſang, das ſie früher einmal erſonnen hatte. Es lautete:

„Soyez boiteuse: ayez quinze ans:
Point de gorge: fort peu de sens:
Des parens, Dieu le sait! Faites, en fille neuve,
Dans l'antichambre vos enfans
Sur ma foi! vous aurez le premier des amans.
Et la Vallière en est la preuve.“

Und Louis quatorze, dieſer „fou d'égoisme et d'amour,“ was that er? Ei nun, er gab der Marquiſe recht. Er dachte bei ſich ſelbſt: in der That, wie konnte ich dieſe

dürre, hinkende Perſon nur jemals lieben? Wie konnte ich mir Mühe geben, ſie zu gewinnen? Sie war einfältig und prüde. Sie weinte, wenn ich ihre Bruſt entblößte. Freilich, fiel ihm dann auch bei, ſie hat mich zum Vater gemacht. Ich ſtand an ihrem Bett, ich ſah ſie gebären. Sie ſeufzte und ſtöhnte.

„Drei Schlachten wollt' ich williger
Beſtehn als einmal Mutter werden!“

ruft die Medea des Euripides. Vielleicht, daß ihm etwas Aehnliches bei ſeiner Erinnerung durch die Sinne ging. Die Marquiſe von Montespan mußte zu ihrem Aerger bemerken, daß er weich und wehmüthig wurde. Er ſprach mit Liebe von ſeinen Kindern, von der kleinen Mademoiſelle von Blois und dem kleinen Grafen von Vermandois. Er erzählte von ihren Spielen, ihren Wünſchen, von den ſchönen Hoffnungen, zu denen ſie Veranlaſſung gaben

O, ſind es nur Kinder, die den König glücklich machen! ſagte die Frau von Montespan. Kinder gebären kann ich auch! Und in der That, ſie bewies es. Sie kam in zwölf Jahren acht Mal nieder. Um aber ihre Schwangerſchaft nicht auffallend zu machen und um dadurch nicht die Vergnügungen des Hofes durch eine Entfernung auf längere Zeit entbehren zu müſſen, erſann und erfand ſie eine ganz neue Tracht, die Reifröcke nämlich. „Cette nouvelle mode,“ ſagt Buſſy in ſeiner Histoire amoureuse des Gaules, „était fort avantageuse

pour les femmes, qui voulaient cacher leur grossesse, qui fut de s'habiller comme les hommes, à la reserve d'une jupe, sur laquelle à l'endroit de la ceinture, on tirait la chemise, que l'on faisait bouffer le plus qu'on pouvait, et qui cachait ainsi le ventre."

Dieſe bauſchigen, faltenreichen Gewänder, die zu tragen es überall eine gangbare Sitte wurde, verbargen wirklich in der erſten Zeit das ſüße Geheimniß der glücklichen Maitreſſe. Da man es aber endlich doch errieth, ſo ward es ſpäter durch dieſe Kleider nicht verborgen, ſondern viel mehr offenbar gemacht. „Die Frau von Montespan hat ihren Reifrock angezogen, alſo muß ſie ſchwanger ſein." Schwangerſchaft und Reifrock wurden gleichbedeutend, ſo daß, wenn man von einer Dame ſagen wollte, daß ſie guter Hoffnung ſei, man ſprach: ſie zieht den Reifrock an!

Die Marquiſe von Montespan, wie ſchon geſagt, zog den Reifrock acht Mal an. Die Liebe des Königs aber bewahrte ſie ſich fünfzehn Jahre lang. Er machte ſich zwar häufig Gewiſſensbiſſe, eine verheirathete Frau zu lieben. Heinrich der Vierte, ſagte er oft zu ſich ſelbſt, ſuchte zum wenigſten eine Prinzeſſin zu gewinnen, deren Gemahl ihre Ehre mit ſeinem Degen vertheidigte. Ich aber lebe mit einem Weibe, deſſen Mann ich mit einem Augenwinke vernichten kann. Ich muß ſie ver-

laſſen, ſchloß er dann wohl gewöhnlich ſeine moraliſchen Betrachtungen.

Dieſe indeß vergaß er, ſobald er wieder ſeine Maitreſſe ſah. Sie war gar zu ſchön, zu reizend, zu pikant! Welches Lächeln! Welches Auge! Welche Schelmerei! Sie erſtickte jeden Gedanken an Reue, an Scrupel, an Trennung mit einem Heere von guten Einfällen, von Küſſen und Koketterien. O, ſie konnte bezaubernd ſein! Sie verſtand die Kunſt zu gefallen. Wie verführeriſch erſchien ſie in ihrem ganzen Thun und Laſſen! Alles ſtand ihr gut. Sogar ihre Spielereien. Sie hatte einen kleinen Wagen von feiner Drathbarbeit; davor ſpannte ſie ſechs weiße Mäuſe, die ſie damit auf dem Tiſche herumfahren ließ. Es war dies ihre Unterhaltung, während der König und ſeine Miniſter in ihren Zimmern arbeiteten. Sie ſprachen von Krieg und Frieden, von Landarmeen und Marineſoldaten, von Staatsverhandlungen und neuen Abgaben. Mitten hindurch tändelte die ſchöne Marquiſe. Wird das Volk nicht aufſäßig werden? fragte Louis quartorze! Colbert zuckte die Achſeln. Nicht doch! warf die galante Dame dazwiſchen. Sehen Sie dieſe kleinen, niedlichen Thierchen! Wie ſie dem Zügel gehorchen! Wie ſie ſich lenken laſſen! Allerliebſt, ſagte der große Monarch mit einem leiſen Lächeln, allerliebſt. Aber, Louvois, ſoll man dem Parlamente den Willen laſſen? Wird es dadurch nicht zu übermüthig werden? Louvois ſchwieg. Die Marquiſe aber lief zum Regenten

und zeterte: Majeſtät, ich habe das Volk zu gut behandelt. Sehen Sie, wie ſie mich in die Finger gebiſſen. O, man darf nicht gar zu viel Nachſicht haben!

In der That! Man darf nicht gar zu viel Nachſicht haben, beſtätigte Ludwig, indem er die ſchönen, weißen Finger nahm und ſie ſtreichelte. Man darf nicht gar zu viel Nachſicht haben, meine Herren; die Marquiſe hat recht. Ich denke, man verſucht es mit der Strenge unſers königlichen Willens.

Ja wohl, ſagten die Miniſter, ja wohl; die gnädige Frau Marquiſe ließ ein gewichtiges Wort vernehmen. Sie wußten, daß ſie alle Staatsgeheimniſſe kannte und daß der König viel auf ihre Rathſchläge gab. Warum ſollten ſie widerſprechen? Warum ſich ihre Ungnade zuziehen? Sie waren klug genug ſich der Sentenz zu erinnern: **On buvait à Cléopâtre quand on disait à Antoine: je bois à toi.**

Im Ganzen war es auch nicht zum Nachtheil, wenn man im Verlauf der politiſchen Geſchäfte und Ereigniſſe auf die Ausſprüche der Frau von Montespan hörte. Ihr lebhafter, friſcher und ſcharfer Geiſt traf oft das Richtige.*) Auch zog ſie den König mehr von den auswärtigen Angelegenheiten zu den innern über. Sie übte einen guten Einfluß auf Handel und Induſtrie,

*) On savait que les conseils d'amour et les craintes de Madame de Montespan avaient sauvé la Hollande envahie. *Mémoires de Mad. de Maintenon.*

freilich zumeiſt nur in der eigennützigen Abſicht, ſich ſelbſt zu bereichern oder wenigſtens ſich mit den glänzenden Erzeugniſſen und Waaren derſelben umgeben zu ſehen. Sie liebte den Luxus und Aufwand. Alles mußte Pomp und Glanz um ſie ſein; Alles mußte ſtrahlen und leuchten. Der König, der dieſelbe Neigung dafür hatte, gewann die rechte Ausbildung derſelben doch erſt durch ſie. Sie beſaß ſehr viel Geſchmack und ohne Zweifel auch mehr Kenntniſſe, als damals bei Frauen gewöhnlich zu finden waren. Dadurch hauptſächlich trug ſie bei, die Periode ihrer Maitreſſenſchaft zum Glanzpunkte in der Regierungszeit Ludwig des Vierzehnten zu machen. Sie iſt die Sonnenhöhe ſeiner Größe. In ihr finden die größeſten Feſte, die herrlichſten Bauten, die berühmteſten Dichterproduktionen ſtatt. Louis, von dem es in den **Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV. et de Louis XV.**“ heißt: „**qu'il n'aimait que l'esprit qui pouvait contribuer à l'agrément de sa cour, à ses plaisirs, à ses fêtes, à la gloire de son règne; l'esprit, enfin, dont il ne pouvait être ni embarrassé, ni jaloux,**“ Louis, der ſelbſt geſagt: „**qu'il craignait les esprits,**“ Louis zog und reihte, durch die Frau von Montespan angeregt, die Dichter, Künſtler und großen Geiſter um ſich. Sie mußten ihr helfen, ihn zu feſſeln, ihn zu bannen und treu zu erhalten. Sie brachte alle dazu, ihm zu ſchmeicheln und ihm die Hingebung und Verehrung zu bezeigen, die ſie

ſelber für ihn fühlte oder zu fühlen ſcheinen wollte. Umgekehrt auch war ſie gewiß klug genug den König auf die Macht der Kunſt aufmerkſam hinzuweiſen. Die Kunſt, das fühlte ſie, bleibt ſtärker als die Gewalt, weil ſie dauernder iſt. Beleidige nicht das Talent, ſagte ſie darum, denn es rächt ſich einſt, und dieſe Rache iſt ewig, wie es ſelbſt. Sie geht durch ganze Jahrhunderte hindurch und verwehet die ſtolzeſten Namen, die glänzendſten Thaten.

Ludwig der Vierzehnte begriff das. Er ſuchte das Genie zu gewinnen und ſich geneigt zu machen. Er, der zuerſt noch Weigerung zeigte, als es galt Scarron eine kleine Penſion zu ertheilen, überhäufte ſpäter Corneille, La Fontaine und ſelbſt Molière mit ſo viel Geld und Gunſt, als er im Stande war, dafür in ſeinem Schatze und ſeinem Herzen, die freilich beide oft ſehr leer daran erſchienen, aufzutreiben.

Von hier aus datirt denn auch beſonders jener Enthuſiasmus der Hiſtoriker für Louis quatorze, von dem ſie ſagen, daß „son règne a introduit tant de changemens dans les arts, dans les moeurs, dans le droit civil et public, qu'il deviendra pour le monde politique et pour le monde pensant une époque célèbre, que nos neveux étudieront à jamais“ und daß er ſelbſt anzuſehen ſei „comme le génie tutélaire de l'empire français.“

Der Marquiſe von Montespan verdankte es Ludwig hauptſächlich, daß ſo über ihn geſchrieben wurde, denn

ſie war es vor allem die das Leben und den Geiſt auf ſeine Seite brachte. Sie beſonders hat dazu beigetragen dieſen poetiſchen Pomp um ſeine Perſon zu ſammeln, von dem ihn zu entblößen erſt nach und nach und nur auf ſehr zaghafte Weiſe die hiſtoriſchen Verſuche unternommen werden. Man wagt es noch kaum, ehrlich und offen über ihn abzuſprechen. Man möchte ſo gern den Schmeichlern, den Lobrednern, den Panegyriſten glauben. Ach, es iſt ſo ſchön einen Ruhm zu bewundern, eine Größe anzuſtaunen! Es liegt in der menſchlichen Natur, eine Erhabenheit anzuerkennen. Aber die Ludwigs des Großen, des Vielgeliebten, kann leider vor dem ſichtenden Blicke der Nachwelt, wie wir ſchon früher einmal geſagt, nicht beſtehen. Die Poeme, die Standreden, die prunkenden Phraſen halten nicht Stich. Der Pomp verfliegt, der Glanz zerſtiebt. Was übrig bleibt iſt nichts als eine Menge nichtiger Illuſionen, aus denen herausgehoben, von dem großen Könige nichts übrig bleibt, als einige hübſche Eigenſchaften und ein langer Sonnenſtrahl des Glücks.

Nachdem Düclos von ſeiner gefälligen Geſtalt, von dem Adel ſeiner Züge und der natürlichen Anmuth geſprochen, die ihm eigen war, fährt er fort von ihm zu ſagen: „Le prince avait l'esprit droit, un jugement sain, un goût naturel pour le beau et pour le grand, le désir du vrai et du juste. Une éducation soignée pouvait étendre son esprit par des connaissances: on ne pensa qu'à le resserer; fortifier

son jugement par l'usage des affaires; on ne chercha qu'à l'obscurcir, en l'écartant du travail; développer ou rectifier son caractère: on désirait qu'il n'en eût point. Une mère aussi avide qu'incapable de gouverner, subjuguée par le cardinal Mazarin; s'appliquait à perpetuer l'enfance de son fils, qui ne fut, jusqu'à vingt-trois ans, que la représentation de la royauté. Elevé dans la plus grossière ignorance, il n'acquit pas les qualités qui lui manquaient, et ne conserva pas tout ce qu'il avait reçu de la nature.

A la mort du cardinal Mazarin, Louis annonça qu'il allait gouverner par lui même; et dès-qu'il ne fut plus ostensiblement asservi, il crut règner. En butte alors à tous les genres de séduction, il se laissa persuader qu'il était parfait, et, dès ce moment, il fut inutile de l'instruire. Il céda toujours aux impulsions de ses maîtresses, de ses ministres ou de son confesseur. Il croyait voir une obéissance servile à ses volontés, et ne voyait pas que ses volontés lui étaient suggérées. Quelques fois les choses n'en allèrent pas plus mal. Par exemple, Colbert fait supprimer la charge de surintendant des finances, et le roi croit les gouverner, par ce qu'il se charge de toutes les signatures que faisait Fouquet. Cependant Colbert s'empare heureusement de la véritable administration.

Il égale la recette à la dépense, forme une marine, étend le commerce; établit et multiplie, peut-être trop, les manufactures; encourage les lettres, les sciences et les arts. Tout fleurit, c'est alors le siècle d'Auguste: voici le contraste.

Dieſer Contraſt, dieſes Jahrhundert des Auguſtus, dieſe allgemeine Blüthe des franzöſiſchen S..ates konnte und durfte nur mit der Marquiſe von Montespan ſeine höchſte Stufe erreichen. Sie war der Geiſt, der den ganzen Hof, das ganze Reich überflog. Sie erhob die guten natürlichen Eigenſchaften Ludwigs zu einer momentanen Höhe, in der ſie als Größen erſchienen. Dies Verdienſt darf ihr nicht geſchmälert werden, wenn auch ſonſt ſchon von ihr geſagt werden muß, daß ſie die Frivolität und die Laxheit der Sitten vermehrte. Sie war gleichſam die Mittagsſonne im Leben Ludwigs. Wie dieſe mit ihrem Lichte und ihrer Wärme eine gewiſſe Oſtentation treibt, ſo auch die Marquiſe von Montespan mit ihrem Geiſte und ihrer Liebenswürdigkeit.

Die La Vallière, um bei dem begonnenen Vergleiche ſtehen zu bleiben, war züchtig, friſch und naiv wie die Morgenſonne. Auf ihrer Seele lag der Thau der Unſchuld; ihre Gefühle waren wie Nachtigallen, die in den Morgen hineinſchlagen, ihre Empfindungen wie Lerchen, die gen Himmel ſteigen. Die Marquiſe von Maintenon aber erſcheint uns als die blaſſe, kalte Abendſonne. Sie iſt ruhig und leidenſchaftlos. Bei ihr finden wir haupt-

sächlich Verstand, bei der La Vallière Herz, bei der Montespan Geist.

Dieser Geist aber vermochte ebenso wenig wie das Herz den König für immer zu fesseln. Zwar hatte die Frau von Montespan bei dem Rücktritt der La Vallière gesagt: „Si pareil malheur m'arrivait, je ne me monterais de mes jours, j'en mourrais de honte.“ Aber was kümmerte das Ludwig den Großen? Er liebte die Abwechselung. Er war ein Freund der Veränderung. Die Beständigkeit wurde ihm langweilig, deswegen suchte er sie durch einige kleine Untreuen pikant zu machen. Gelegenheit bot sich ihm dazu in Masse dar. Schönheit und Liebreiz wetteiferten, ihm entgegen zu kommen, ihn zu fesseln. Was Wunder also, daß er es sich dann und wann gefallen ließ?

Da waren: die Mademoiselle Guedanz, ein lebhaftes, frisches, freundliches Mädchen, mit der er gerne verkehrte. Die Gräfin von Grammont, deren Koketterie er ertragen mochte; die Frau von Soubise, die ihm entgegen kam; das Fräulein von Lüde, das ihm nur für eine Nacht genügte; die Madame von Grancey, die sich nichts als leere Hoffnungen, und die drei Schwestern la Motte-Houdancourt, die sich vergebene Bemühungen machten. Endlich war da auch noch eine Baronin Harcourt, die dem Andrinen Ludwigs widerstand, und zuletzt die Mademoiselle de Fontanges, die ihn auf längere Zeit wirklich in Fesseln schlug.

Sie war eine schöngebaute, hohe Gestalt, mit etwas röthlichen Haaren. Ihre Eltern schienen sie nur erzeugt zu haben, um sie dem Könige als Maitresse zuzuführen, denn sie waren von früh auf bedacht, sie in seine Nähe und sein Herz zu bringen. Sie rühmten ihre Schönheit, ihren Geist, ihre Anmuth allenthalben. Ach, sagten sie, unsere Tochter muß der König sehen. Er wird sie bezaubernd, er wird sie reizend finden. Er versteht sich darauf.

Ja wohl, verstand er sich darauf. Ludwig wußte, daß der Adel sittlich so tief gesunken war, es für eine Ehre, es für ein Glück zu halten, wenn er die Töchter desselben für seine Lüste verbrauchte. Unter seinem Nachfolger, Louis dem Fünfzehnten, kam diese Nichtswürdigkeit zwar erst zur vollsten Blüthe, aber unter ihm begann sie doch schon wuchernd empor zu schießen. *) Die höchsten Frauen drängten sich darnach seine Maitresse zu werden. Man stritt, man kämpfte förmlich um diese Schmach. Man suchte um allen Preis seine Sinnlichkeit zu reizen.

---

*) Die Memoiren der Maintenon erzählen, daß Marie Therese einmal den König, den sie auch einst die ganze Nacht hindurch erwartet hatte, gegen Morgen hin durch das Schloß und die ganze Stadt Versailles bei allen galanten und begünstigten Damen suchen ließ. Man vermuthete ihn auch bei einer gewissen Frau von Haudicourt, „qui fut fort glorieuse de ce soupçon“ heißt es in dem vorbemerkten Buche sehr naiv bei dieser Gelegenheit.

Da gab es eine Dame, die schöne Hüften hatte. Was thun, um sie dem Könige bemerklich zu machen? Ei nun, es gilt eine Mode erfinden, die sie heraustreten läßt. Man erdenkt die Spenserkleider, die langen Mieder, die knappen Taillen. Da gab es eine hohe Frau die schön geformte Brüste besaß. Was ist anzufangen, um sie zu zeigen? Man trägt sie blos. Da gab es ein kleines Fräulein, die auf niedlichen Füßen stand. Was beginnt sie um sie zu zeigen? Sie bringt die kurzen Röcke und die hohen Hacken in Schwung.

So eiferten Alle den König zu umstricken, zu fesseln. Vielen gelang es, den meisten aber nur auf sehr kurze Zeit. Der Frau von Montespan am gefährlichsten war die Mademoiselle von Fontanges.

Diese eroberte den König ernstlich. Sie hatte das Benehmen einer Königin, den Reiz einer Jungfrau. Beides wurde erhöht durch das Sanfte und Melancholische einer trüben Stimmung, welche die Ahnung eines frühen Todes gewesen zu sein scheint. Sie starb in ihrem zwanzigsten Jahre an den Folgen eines Wochenbettes.

Der Abbé von Choisi sagt von ihr: „elle etait belle comme un ange, mais sote comme un panier.“ Indeß ist diesem Ausspruch nicht ganz zu trauen. Wir haben schon mehrfach davon gesprochen, was man damals alles für dumm erklärte. Auch bei dem Fräulein von Fontanges mag darunter mehr ihr unerfahrenes, sorgloses Wesen, als eine wirkliche Dornirtheit ihres

Geiſtes verſtanden ſein. Sie lebte raſch, glänzend und viel, gleichſam als wenn ſie ahnte, daß ſie es nicht lange thun würde. Es war eine krankhafte fiebernde Haſt mit der ſie ihr Glück genoß. Sie benahm ſich ſtolz, heißt es, ſie ging an der Königin vorüber ohne zu grüßen, verſchwendete hunderttauſend Thaler monatlich und ſetzte den ganzen Hof durch ihre Launen und Capricen in Bewegung.

Berühmt iſt ein Kopfputz, den ſie, oder vielmehr der Zufall erfand. Es geſchah auf einer Jagdpartie, bei welcher der Wind ihre Coiffure verdarb und ſie nöthigte, dieſe mit einem Bande, deſſen Schleifen auf ihre Stirne herunterhingen, feſt zu machen. Der König, dem dieſe Sonderbarkeit gefiel, bat ſie alle Tage ſo zu erſcheinen. Da dies nun wirklich der Fall war, ſo wurde dieſe Tracht am franzöſiſchen Hofe Mode, von dem aus ſie unter dem Namen des Fräulein von Fontanges über ganz Europa ging.

Es war dies ihr größeſter Triumph und ihre glänzendſte That. Bald darauf wurde ſie ſchwanger und vom Könige dafür zur Herzogin ernannt, was er bei der Marquiſe von Montespan nicht thun konnte, weil ſie verheirathet war. Indeß erfreute ſich die für den Augenblick begünſtigtere Maitreſſe nicht ſehr lange ihres Glückes. Ihre Niederkunft verunglückte, ihre Reize nahmen ab. Der König überhäufte ſie mit Geſchenken, mit Schmuck, mit Diamanten, mit Wohlgerüchen; auch eine

jährliche Rente von vierzigtausend Thalern bot er ihr an. Aber sie schlug alles aus. Sie fühlte, daß der König anfing in der Neigung zu ihr zu erkalten, und daß alle diese Kostbarkeiten und Schätze nicht vermögen würden, ihn ihr wieder zuzuführen. Was nützt mir dieser Tand, diese Pracht, dieser eitle Pomp? seufzte sie leise, indem sie in die Kissen ihres Krankenlagers weinte. Sie geben mir meine Schönheit nicht wieder, sie machen mich nicht gesund, sie gewinnen mir nicht das Herz des Königs! Das Herz des Königs hing am Glanz meiner Augen, an der Frische meines Teints, an der Fülle meiner Formen! Das Alles ist hin. Wer giebt es mir wieder?

Der Prior von Cabrieres, hieß es; er kennt geheime Kräfte der Natur, die verjüngen, verschönen und alle die tausend Reize wieder verleihen, die in den Zügen dieses bleichen Antlitzes gelächelt haben. Nun wohl, rief das Fräulein von Fontanges, so laßt sie uns versuchen. Es würde mich glücklich machen noch einmal frisch und gesund zu erscheinen, noch einmal auf dem Rosse durch den Forst zu fliegen, noch einmal auf den Hofbällen zu tanzen, noch einmal den König zu meinen Füßen zu sehen!

Ach, dieses Glück wurde ihr nicht mehr zu Theil. Die Kräutersäfte und Beschwörungen halfen nichts; das Gesicht wurde blasser, die Hände magerer, die Augen tiefer. Ich sterbe, weinte sie leise, ich sterbe! Draußen blühen die Blumen, grünen die Bäume, das Hüfthorn

ſchallt! O, man iſt luſtig; man freut ſich, man ſcherzt und lächelt! Ludwig, denkſt du noch mein!

Ein wenig. Manchmal bei Nacht. Ihre großen Augen, ihre weichen Hände, ihre ſchlanken Hüften fielen ihm ein. Sie war ſchön, das Kind, ſagte er dann vor ſich hin. Schade, daß ſie ſtirbt.

Sie ſtarb in der That. Sie hatte ſich in ein Kloſter im Faurbourg St. Jacques bringen laſſen und erſuchte den König, als ſie ihre letzte Stunde kommen fühlte, ſie noch einmal darin zu beſuchen. Er that es ungern, indeß, man redete ihm ſo viel zu, daß er ſich doch endlich entſchloß. Er kam. Sie lag vor ihm bleich, abgemagert und kaum zu erkennen. Es war ein triſter Anblick. Ich habe nur noch zwei Bitten, ſagte ſie ſeufzend, als ſie das Erſchrecken ihres ehemaligen Anbeters ſah: bezahlen ſie meine Schulden, Majeſtät, und verheirathen Sie meine Schweſter.

Ich will es thun, entgegnete Ludwig mit Thränen in den Augen. Nun denn, ſo ſterbe ich gerne, ſprach die Leidende. Was will ich mehr? Ich habe meinen König über mich weinen ſehen! Ein Paar kurze Stunden war ich glücklich; jetzt bin ich zufrieden für immer!

Mit dieſem Ausruf verſchied ſie. Die Herrſchaft dieſer königlichen Geliebten, ſagen die Memoiren der Maintenon, war wie eine Zeit der Roſen: voll Glanz, aber kurz.

Ludwig kehrte nach ihrem Abſchluße mit verdoppelter

Inbrunst zur Frau von Montespan zurück. Er brauchte nach dieser traurigen Katastrophe wieder Erheiterung und Laune. Ihre Scherze sollten die Sterbeseufzer, ihr Lächeln die Todesmienen verbannen, die er in seiner Erinnerung noch immer vor sich sah und hörte. Das Verscheiden ist schwer, sagte er oft zu sich selbst. Auch die Könige hören auf zu leben. Auch für sie kommt eine letzte Stunde.

Die Gedanken an diese zu verbannen, kam er zur Marquise von Montespan. Athénais, rief er, seien Sie munter. Singen Sie mir Ihre reizendsten Couplets, erzählen Sie mir Ihre witzigsten Geschichten. Ich bin wieder ganz der Ihre.

Ich wußte es wohl, sagte die schöne Frau, daß ich über diese Leidenschaft, über diese geistlose Schönheit triumphiren würde; aber über den scharfen Verstand, über die fesselnde Unterhaltung ..... O, das wird mich sterben machen vor Gram! fügte sie mit einem Seufzer hinzu.

Dieser Seufzer galt der Madame Scarron. Sie hatte diese Dame, mit der sie früher oft zusammen gewesen, in Frankreich zurückgehalten, als sie kam, um ihr ein Lebewohl zu sagen, weil sie mit der Prinzessin Nemours nach Portugal wollte, wo diese Königin wurde. Nicht doch, hatte sie damals gesagt, Sie dürfen Paris nicht verlassen. Sie sind eine Frau von Geist, Sie müssen in Frankreich bleiben. Als Madame Scarron hierauf erwiderte: es ginge nicht, der König wollte ihr

die Penſion, die ihr Mann erhalten, nicht auszahlen laſſen, da rief ſie ſtolz: wenn es weiter nichts iſt, Madame Scarron, die Penſion ſollen Sie erhalten.

Sie erhielt ſie auch wirklich. Der König bewilligte ſie, obgleich er ein wenig aufgebracht war, auch im Munde der ſchönen Marquiſe den Namen und die Bitten der Madame Scarron zu hören, die ihm ſeit einiger Zeit überall entgegen gebracht worden waren. Auch hier die Wittwe Scarron, rief er. Mein Gott, ich vernehme ſeit Wochen von nichts, als von ihr. Und mit Recht, entgegnete ſeine Geliebte. Sie iſt eine Frau, deren Vorfahren in Ihren Dienſten geſtorben. Man muß ihr Geſuch bewilligen.

Es ſei, ſagte der König. Ihnen zu Gefallen. Ach, die arme Marquiſe wußte nicht, daß dieſe Gunſtbezeugung die ſie für eine Andere erflehte, ihr eigenes Unglück werden ſollte. Sie war es ſelbſt, die dem Monarchen Madame Scarron empfahl und vorſtellte, ohne dabei zu ahnen, daß ſie ihm ihre Nebenbuhlerin zuführte, und daß dieſe eines ſchönen Tages es nicht verſchmähen würde Königin von Frankreich zu ſein.

Vor der Hand aber bekleidete ſie die Stelle einer Erzieherin bei den Kindern, welche die Frau von Montespan dem Könige geboren. Man erzählt: ſie habe dieſen Poſten nicht ganz gern angenommen. Es ſind doch immer die Kinder einer Maitreſſe, ſoll ſie geſagt haben, denn ſie war dévot, die Madame Scarron. Sie

lebte zurückgezogen, besuchte viel die Messe und hielt sich einen strengen Beichtiger, der, obgleich sie überaus einfach gekleidet ging, doch immer noch sehr viel Luxus darin finden wollte. Aber, ehrwürdiger Vater Gobelin, sagte man ihm, diese Stoffe sind ganz gewöhnlicher Art, einfaches Leinen, ohne Spitzen, mit schwarzem Gürtel. Das mag wahr sein, erwiderte hierauf der fromme Mann aber ich weiß nicht wie es kommt, wenn ich Madame Scarron auf die Knie fallen sehe, sehe ich mit ihr einen ganzen Reichthum dieses Stoffes und einen mächtigen Ueberfluß von Falten darin auf die Erde fallen. Das ist zu gut, zu übermäßig, das, es müßte anders sein!

Auch lebte sie ihm immer noch zu viel in der Welt, obwohl sie wenig Besuch empfing und nur selten die Gesellschaft frequentirte. Sie müßte zwei Messen des Tages hören, sagte er, und eigentlich alle Heiligenbilder unserer Kirchen küssen.

Hätte Pater Gobelin mir dies befohlen, äußerte Madame Scarron später, ich würde es befolgt haben. Wäre er entschieden gegen die Annahme der Gouvernantenstelle gewesen, sicher hätte die fromme Dame sie abgewiesen. Uebrigens nahm sie sie auch erst an, als ihr erklärt wurde, daß es der König befehle.

Um diesem Befehle in gehöriger Weise nachkommen zu können, miethete sie sich mitten im Faurbourg Saint Germain ein einsam gelegenes Haus, wo, wie man sagte,

ſie ſtill und zurückgezogen von aller Welt und nur von einigen Freunden aufgeſucht, ihre Tage hinbringen wolle.

Hierher brachte man denn auch gleich nach ihrer Geburt die Kinder der Frau von Montespan, von wo aus ſie dann den für ſie beſtimmten Ammen übergeben wurden. Um aber das Geheimniß dieſer Geburten beſſer zu bewahren, benutzte, wie uns berichtet wird, Madame Scarron die Nacht, um die verſchiedenen Orte zu beſuchen, wo die Kinder genährt wurden. Am Morgen, heißt es, ging ſie dann zu ihren Freundinnen, die ihr die ſchlafloſe Nacht nicht anſahen und am Nachmittag empfing ſie Beſuche. Da aber von dieſen dann und wann auch einer auf ihre myſterieuſe Beſchäftigung Anſpielungen machte und der Name der Frau von Montespan ihr dabei immer das Blut in die Wangen trieb, ſo ließ ſie ſich oftmals zur Ader, wodurch ſie, wie man meint, beſonders ihrer Geſundheit geſchadet.

Ueberhaupt, verlauten die damaligen Memoiren, hatte von den Kindern der Frau von Montespan die Madame Scarron allein alle Noth und Plage, die Mutter aber den Glanz und den Stolz.

Indeß damit dauerte es nicht lange. Der König, der keine weiteren Rückſichten in Bezug auf ſein Verhältniß zu der Frau von Montespan genommen und die Kinder derſelben unter ſeinen Augen erzogen wiſſen wollte, befahl, daß Madame Scarron mit ihren Zöglingen an den Hof gezogen würde. Bei dieſer Gelegenheit lernte

die Maitresse die Gouvernante schätzen, aber auch fürchten. Zwar hatte Ludwig zuerst sich mißfällig darüber geäußert, daß die Erstere sich oft mit der Letzteren Stunden lang unterhielt. Was für ein Vergnügen finden Sie darin, sagte er finster, sich mit dieser frommen Zieräffin zu unterhalten! Wollen Sie sich von ihr zu ähnlichen Thorheiten anstecken lassen! Aber als er bald darauf einmal Gelegenheit fand diese »fromme Zieräffin« zu sprechen, verbot er das nicht mehr, sondern liebte es sogar, sie bei Frau von Montespan anzutreffen. Ihr Gespräch zog ihn an. Besonders aber erfreute es ihn, daß sie von den Kindern geliebt wurde. Er war, sagten die Memoiren der Maintenon, wie alle Bourbonen, ein sehr zärtlicher Vater. Hauptsächlich gewogen war er dem kleinen Duc du Maine, der vielen Geist verrieth und oft sehr treffende Antworten gab. Als ihn der König einmal fragte: wie er dazu gekommen, sagte er ganz naiv: auf sehr natürliche Weise. Je suis élevé par la raison même!

Diese „raison même" fing nun an der Marquise von Montespan das zu werden, was diese der La Vallière gewesen. Der Geist hatte das Herz verdrängt, nun verdrängte der Verstand den Geist. Die Illusionen, die schönen Träume, die poetischen Schwärmereien mußten dem schlagenden Witze, den prächtigen Einfällen, den strahlenden Pointen weichen. Jetzt wieder sanken diese

vor der Schärfe der Dialektik, vor der Macht der philosophischen Reflexion.

Das Leben Louis quatorze's wurde herbstlich. Das grüne Laub der Sinnlichkeit und Wollust welkte ab. Der Gedanke des Todes hauchte seine Seele an. Mitten in den Festen, Musiken, Comödien und Bällen wurde sie manchmal von einem Gefühle befallen, das ihn ängstigte und trübe stimmte. Er wußte nicht recht woher es kam und woraus es entstand. Er empfand es, wenn er eine Kerze verlöschen oder eine Rose verblühen sah; er empfand es, wenn er einen Accord verklingen oder ein Wort verschallen hörte. Es wurde ihm bang zu Muthe. Was ist das? fragte er, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr. Nichts, sagten die Höflinge, Euer Majestät ennuyiren sich. Es müssen neue Vergnügungen ersonnen werden. Nichts, sagte die Königin, Sie haben Vapeurs. Nichts, sagte die Montespan, es kommt vom schlechten Wetter. Daß es vom Alter sei, das sagte niemand; dennoch aber war es so.

Ludwig wurde alt. Die Krone schützte sein Haupt nicht vor dem Ergrauen und Stirn-Runzeln, der Scepter seine Hand nicht vor dem Zittern und der Purpur seine Glieder nicht vor dem Abmagern und Zusammenschrumpfen. Auch die Könige altern und sterben. Diese triviale Wahrheit erfuhr Ludwig der Vierzehnte, wie sie alle Monarchen der Erde erfahren haben und erfahren werden.

Davon kam denn auch der Widerwille und Ekel am

Vergnügen, die Sehnsucht nach einer stillen Stunde, die Erinnerung an das Jenseits. »Laß mich,« sagte er zum Hofe; »laß mich,« sagte er zur Königin; „laß mich," sagte er zur Montespan. »Ihr versteht mich nicht. Mich versteht nur ein Wesen, nur eine Frau, die Gouvernante meiner Kinder, die Madame Scarron.«

Zur Madame Scarron lenkte er seine Schritte. Es that ihm wohl, sie mit den Kindern umgeben zu sehen. Sie war so ruhig, so lieb! In ihre Zimmer drang nicht der Schwarm der Hofleute, nicht das Geschwätz der Damen, nicht der betäubende Klang der Instrumente. Sie lagen wie in einsamer Ferne, wie ganz aus der Welt heraus. »O,« seufzte der König, „hier wird mir gut!" Er lächelte, er setzte sich nieder, er sah Madame Scarron zu. Ihr gemessenes Wesen, ihr stilles Walten that ihm wohl. Noch mehr aber ihr Gespräch. Es lag darin so viel Ernst, so viel Würde, so viel Reichthum an Sentenzen.

»Madame,« sagte er eines Tages »Sie verstehen mich. Sie sollen mir Rath ertheilen. Sie kennen mein Verhältniß zur Marquise von Montespan; Sie sind die Erzieherin ihrer Kinder. Sagen Sie mir, ob man Recht hat, von mir zu verlangen, daß ich sie verlasse.«

»Ja,« gab Madame Scarron zur Antwort, »ja Majestät, man hat Recht.«

»Aber sie liebt mich,« fiel Ludwig ein, »und ich liebe sie wieder.«

„Eben darum," entgegnete die Gouvernante, „eben dar-

um! Wollen Sie ſie auf ewig vernichten, auf immer entehren? Ach, Majeſtät, die Ehre iſt mehr werth, als alle Schätze der Erde und die ganze Welt wiegt nicht eine einzige kleine Seele auf. Entſagen Sie ihr! Verlaſſen Sie ſie! Damit beweiſen Sie ihr eine wahrhafte Liebe. Ach, wenn ſie jemals wirklich eine ſolche für Sie empfunden, ſie würde Sie nicht verführt und umſtrickt haben, denn wo die Liebe nicht eine Tugend iſt, da iſt ſie das ſchändlichſte Laſter."

„Meinen Sie? Meinen Sie?" flüſterte Louis quatorze, indem er verlegen vor ſich hinſah und durch dieſe Niedergeſchlagenheit der Redenden nur noch mehr Muth einflößte, ihm in das Gewiſſen zu reden.

„Ja, Majeſtät," fuhr ſie fort, „ich bin der Ueberzeugung, daß die Liebe zu den Frauen ein Schandfleck im Ruhme der Fürſten iſt; um ſo mehr, wenn ſie auf unrechtmäßigen Wegen genoſſen wird. Die Frau ſeines Nächſten rauben, iſt ein Verbrechen, das gegen alle beſtehenden Geſetze verſtößt. Aber das Weib einem ſeiner Unterthanen entreißen, das Majeſtät, iſt mehr als ein Verbrechen, das iſt . . . . . .

„Halten Sie ein, Madame," rief der Monarch, der einſt geſagt hatte: der Staat bin ich, „halten Sie ein, Ich bin zermalmt, vernichtet. Ich ſehe ein: j'ai trop aimé en souverain; j'ai poussé trop loin mon autorité: il y avait de la lâcheté à m'en prévaloir, de l'injustice à en abuser. Ich fühle es, ich ſehe es ein,

aber das Alles iſt gekommen, ich weiß nicht wie. J'ai trop aimé: je n'ai plus été mon maître; j'ai trop fait sentir que je l'étais des autres: et voila ce que c'est que de se mettre dans un cas à ne pouvoir que faire faute sur faute.“

„O, da Sie ſich anklagen, Majeſtät,“ fuhr die Moraliſtin fort, „ſo werden Sie auch vermögen, ſich zu beſſern. Vor allem laſſen Sie, ich beſchwöre Sie, die Marquiſe von Montespan ſcheiden, damit ſie in ſtiller Zurückgezogenheit die Achtung der Menſchen gewinnen und in fluthenden Thränen die Verzeihung Gottes erhalte. Entziehen Sie dieſem nicht ferner ein Herz, das Sie feſſelt und in Banden jener anſteckenden Libertinage erhält, die mein Geſchlecht verdirbt und das Ihrige erniedrigt. Es kommt eine Zeit, wo eine lange Reue dem kurzen Vergnügen folgt. Bedenken Sie das wohl, Majeſtät, und erinnern Sie ſich jener Büßerin im Carmeliterkloſter, die einſt zu Ihren Füßen lächelte und ſcherzte und jetzt vor dem Altar der Kirche liegt, das Auge voll Thränen, die Seele voll Leid!

Ludwig ſah auf. Madame Scarron ſtand vor ihm hoch aufgerichtet, ernſt und ſtreng. Sie fürchtete nicht ſeinen Zorn; ſie ſcheute nicht ſeinen Blick.

Eine ſeltſame Frau, dachte er bei ſich ſelbſt, und dann: eine ſchöne Frau. Sie war von ſchlanker Geſtalt, von majeſtätiſchem Wuchſe. Sie hatte eine edel geformte Hand, einen Blick voll Feuer.

Bei Louis quatorze bedeutete das viel, denn er war, wie es von ihm heißt, „le plus délicat des hommes et le plus flaté des Rois," welcher „n'eût point aimé la verité dans une bouche ridicule ou pigrieche."

Entzückt darüber, daß die Tugend, die sich damit beschäftigte ihn zu Gott zurück zu führen, dieselben Reize zu bieten hatte, wie das Laster, das ihn von demselben entfernt, ging er nun ernstlich damit um, sich von der Marquise von Montespan zu trennen. Ein öffentlicher Scandal, der um diese Zeit stattfand, bestärkte den König in seinem Vorsatze.

Die galante Dame nämlich begann, als sie merkte, daß Ludwig anfing sich dem Pietismus zuzuneigen, ebenfalls eine große Vorliebe dafür an den Tag zu legen. Sie verschmähte es nicht ihre schönen Hände zu gebrauchen um für die Armen zu arbeiten. Auch glaubte sie durch Gebete, Almosen und Absolutionen sich nicht allein Gott, sondern auch hauptsächlich ihrem Geliebten angenehm zu machen.

In diesem Glauben begab sie sich eines schönen Tages zu dem Pfarrer eines Dorfes, um von ihm das heilige Abendmahl zu nehmen. Der Mann Gottes aber, als er ihren Namen hörte, verweigerte ihr dasselbe, indem er rief: Was, Sie sind diese Frau von Montespan, welche ganz Frankreich schändet! Gehen Sie, Madame, und verzichten Sie erst auf ihren sträflichen Umgang, ehe

Sie hierher vor dieſes fürchterliche Tribunal des höchſten Richters treten!

Die Marquiſe, von dieſer Anrede auf das Höchſte erſchreckt und beleidigt, ſtürzte zum Könige um ſich mit weinenden Augen darüber zu beklagen. Beſtrafen Sie dieſen frechen Prieſter, ſagte ſie, der es gewagt hat, Sie in meiner Perſon zu beleidigen.

Nicht doch, erwiderte Ludwig, nicht doch, Madame ſeien Sie dieſem Pfarrer dankbar, der Sie verhindert hat, die wichtigſte Handlung unſeres Lebens zu entheiligen.

Da er übrigens bald darauf eine Beſichtigung der Armee abhielt, ſo beſchloß er, nach der Rückkehr von dieſer, Frau von Montespan nicht wieder zu ſehen.

Aber, was kann das helfen? ſprachen die einſichtsvollen Leute der damaligen Zeit. Wenn er die Marquiſe verbannt, ſo wird er ſich eine andere Maitreſſe erwählen. Es ſind Damen genug vorhanden, die ihre ganze Koketterie und alle ihre Reize aufzubieten die Abſicht haben, um die erledigte Stelle im Herzen des Monarchen einzunehmen.

Dies war auch in der That der Fall. Kaum wurde es ruchbar, daß Ludwig ſich von der Frau von Montespan trennen wolle, ſo traten eine Maſſe weiblicher Helden auf den Schauplatz, um ihren Sitz zu erobern. Eine Frau von Luyne und eine Madame de la Ferté zeichneten ſich beſonders bei dieſem Kampfe aus. Der König aber, dem ein Hofmann eine Geſellſchaftsdame

der Marie Louiſe von Orléans, Eliſabeth von Grancey, anbot, indem er ihm dabei verſicherte daß er die ganze Autorität ſeiner Vetterſchaft und den Eifer eines alten Dieners anwenden würde ſie in ſeine Arme zu führen, dieſem Hofmanne entgegnete der König lächelnd: Lieber wir ſind beide zu alt: Sie um ein Mädchen von fünfzehn Jahren zu verführen und ich, um ſie zu lieben!

Man erſieht daraus, daß Louis quatorze wirklich ein wenig der Anſicht war, ſeinen Lebenswandel zu ändern. Boſſuet und einige andere Moraliſten benutzten dieſe Gelegenheit ihn darin zu beſtärken und vor allem der Marquiſe von Montespan zu entreißen. Es muß ein Gewaltſtreich geſchehen, ſagten ſie. Sie müſſen dieſes Bündniß brechen und damit es nicht mehr angeknüpft werden könne, die Maitreſſe verbannen. Seien Sie ſtark, Majeſtät, erinnern Sie ſich der Maxime des Du Sage, „que pour ne pas tomber dans le péril, il fallait le fuir.“

Die Majeſtät entſchloß ſich dazu. Sie willigte ein, die Marquiſe noch einmal in Gegenwart eben dieſer guten Moraliſten zu ſehen und zu ſprechen, um ihr zu ſagen, daß ferner keine Vereinigung zwiſchen ihnen ſtattfinden könne.

Es war ein feierlicher Moment, dieſe Zuſammenkunft. Die Hofleute erſchienen ernſt und würdevoll. Sie ſenkten die Blicke zur Erde, ſie gingen leiſe und wagten kaum zu reden. Der König war ſtill, die Marquiſe bleich und

verſtört. Da man von beiden Seiten keine rechten Worte finden konnte, zog die Frau von Montespan den Monarchen in eine Fenſterniſche. Hier entſpann ſich ein Geſpräch, das ziemlich lebhaft wurde.

Ah, ſprachen die Cavaliere, jetzt giebt er ihr den Abſchied. Jetzt ſagt er ihr ein ewiges Lebewohl! Die arme Marquiſe, wie ſie weint, fügten die Damen hinzu. Ja, es iſt ein rührender Auftritt, ſchloß der Herr von Boſſuet. Nur ein Regent wie unſer Louis le grand konnte es über ſich bringen ihn zu Ende zu führen.

Er that es. Er ergriff die Marquiſe von Montespan bei der Hand, führte ſie mitten durch die gerührten Hofleute hindurch und ſagte: es bleibt, wie es geweſen.

Es bleibt, wie es geweſen! Das war vor der Hand das Ende des Liedes, auf deſſen Ausgang man in der ganzen Welt die größeſte Spannung zeigte. Es bleibt, wie es geweſen! Hélas! ſagte Herr von Boſſuet, quels casuistes tiendront contre l'éloquence de deux beaux yeux?

Indeß dieſe Beredſamkeit zweier ſchöner Augen ſollte und konnte auf die Länge doch nicht mehr triumphiren. Ludwig war nur noch auf Augenblicke zu entzücken und hinzureißen. Die Gewiſſensſcrupel, die trüben Gedanken, die böſen Träume mehrten ſich. Er fuhr manchmal im Schlafe auf, er büßte von ſeiner Ruhe ein, wie das im Alter gewöhnlich iſt.

In ſolchen Augenblicken fand er ſich dann ganz

allein. Die Hofleute waren fern, die Dienerſchaft ſchlief. Es erhob ſich keine Muſik, keine Kerzen ſtrahlten. Die Nacht war ſtill, der Mond ſchien zum Fenſter herein, die Uhren ſchlugen.

Wie melancholiſch! Wie triſt! Auch Könige können einſam ſein und Reue haben. Ludwig empfand das. Er ſtarrte vor ſich hin, er drehte und wendete ſich. Er ſeufzte: ich bin ein Sünder. Ich muß Buße thun!

Am Morgen erhob er ſich traurig. Sein Auge war finſter; ſein Mund war geſchloſſen. Der König iſt übler Laune, hieß es, man muß ihn zerſtreuen.

Nun kamen die Miniſter, die Höflinge, die ſchönen Damen. Wie geſund ſehen Eure Majeſtät aus! Wie ſchön! Wie glückverkündend! Wie glorreich! Wie groß! erſcholl es von allen Seiten. O, ſagte der König in ſich, wie verachte ich ſie, dieſe erbärmlichen Kreaturen! Sie kriechen vor einem Thoren! Sie beten einen Verbrecher an!

Lächeln Sie nicht, rief er der Marquiſe von Montespan zu, ich kann es nicht ſehen. Die Zeit iſt vorüber; die ſchönen Tage ſind hin. Wir müſſen weinen, Madame!

Sie weinte. Sie floh in ihre Zimmer, ſie riß die ſeidenen Kleider, den Schmuck, die Spitzen vom Leibe, ſie rief: Es iſt alles aus. Genug der Freude, der Luſt, der ſüßen Stunden! Die Trauer kommt.

Ja freilich kommt ſie, aber erinnere dich, ſchöne Mar-

quiſe, der Worte, die du der armen La Vallière ſagteſt. Du ſagteſt ihr: Beruhige dich! Die Sonne ſcheint wieder, die Blumen blühn, der Thau erglänzt! Vergaßeſt du das? Was jammerſt du?

Sie jammerte, weil ſie dadurch den König auf's Neue zu feſſeln hoffte. Das wird ihn rühren, meinte ſie, das wird ihm das Herz bewegen. Doch darin täuſchte ſie ſich. Nicht zu ihr, ſondern zur Madame Scarron fühlte der König ſich hingezogen.

Er beſuchte ſie öfter, er hörte ihr aufmerkſam zu. Um die Marquiſe von Montespan kümmerte er ſich nicht. Er ließ es geſchehen, daß ſie ſich zurückzog, daß ſie zur Königin ging und dieſe mit weinenden Augen um Verzeihung bat. Sie erhielt ſie leicht von ihr. Die gute Marie Thereſe wurde gerührt von ihren Thränen und Bitten; ſie antwortete auf das Geſuch ihrer Oberhofmeiſterin ſie ihrer Stellung und aus ihrem Hauſe zu entlaſſen: „Vous avez péché auprès de moi: c'est auprès de moi, que vous ferrez pénitence.“

Dieſe Buße war grauſam genug. Denn die Marquiſe, die ſich derſelben nur unterzog, weil ſie immer noch hoffte, den König wieder an ſich zu feſſeln, mußte ſehen, wie er ſich täglich mehr zu der Erzieherin ihrer Kinder neigte.

Wie oft bereute ſie nun, Dieſe von der Abreiſe nach Portugal zurückgehalten zu haben. O, wäre ſie gegangen, ſeufzte ſie. Sie raubte mir nun nicht die

Liebe meiner Kinder, nicht die ihres Vaters. O, dieſe prüde, devote Perſon, wie haſſe ich ſie! rief ſie oft, und ließ es ſie nicht weniger ſelten merken. **Est-ce à une petite Gouvernante de mes enfans à me contredire!** rief ſie eines Tages höhniſch, als ſich Madame Scarron, die aber bereits zur Marquiſe von Maintenon erhoben war, gegen einen ihr gemachten Vorwurf vertheidigen wollte. **S'il est honteux d'être leur Gouvernante,** fragte Dieſe ruhig, **que sera-ce d'être leur mère?**

Darauf konnte dieſe freilich nichts erwiedern; ſie ſchwieg. Die Marquiſe von Maintenon aber beklagte ſich über dieſes Benehmen beim Könige, der ſehr ärgerlich zu Louvois ſagte: **Il m'est plus aisé de donner la paix à l'Europe, que de la donner à deux femmes.** Dennoch verſuchte er es. Er ermahnte die eine Marquiſe nachſichtig, die andere geduldig zu ſein. Die Montespan, iſt nicht hart, ſagte er. Sie weint, wenn man in ihrer Gegenwart von den Unglücklichen ſpricht.

Dieſe Unglücklichen, aber rief die Maintenon aus, wer macht ſie, als die Marquiſe von Montespan! Sie will keine Ruhe, keinen Frieden, kein Glück, ſonſt würde ſie ſchon lange einen Platz verlaſſen haben, der ihr nicht zukommt!

Dieſen Platz aber wollte und konnte der König der Marquiſe von Montespan noch nicht ganz verſagen. Er war ein ſchwacher Charakter. Er vermochte zu keinem rechten Entſchluſſe zu kommen. Er liebte die Maitreſſe

nicht mehr, aber er litt sie, weil sie nicht ging Er konnte ihr keine harten Worte geben, keine reine Wahrheit sagen. Deswegen ertrug er es, daß sich dann und wann das Verhältniß ganz in der alten Vertraulichkeit herzustellen schien. Es gab Tage, an denen er der Marquise von Montespan alle Launen und Capricen erlaubte und es zugab, daß sie ihren Kopf auf seine Schulter legte, mit einer Miene, die sagen wollte: er liebt mich mehr, denn je!

Daß dies aber nicht der Fall war, empfand niemand besser als sie. Sie wußte, daß selbst ihre Kinder, statt den König ihr geneigt zu machen, durch ihren geweckten Geist und ihre Liebe zur Erzieherin dazu beitrugen ihn von ihr zu entfernen. Er konnte sich stundenlang mit dem Duc du Maine unterhalten und sich von der Marquise von Maintenon erzählen lassen, die der kleine Prinz über Alles liebte.

Er hinkte, dieser legitimirte Sohn der Marquise von Montespan, gleichsam zur Rache für die Spöttereien, die sich seine Mutter über denselben Fehler bei der unglücklichen La Vallière erlaubt hatte. Nichts destoweniger aber war er von Lebhaftigkeit und Geist, so daß Ludwig, der ihm besonders gewogen war, von ihm sagte: qu'il ne boiterait pas dans la carrière de la gloire.

Der kleine Herr schien derselben Meinung zu sein. Seine Lust zu Ruhm und Thaten, drückte er in einer Antwort aus, die er dem Prinzen von Condé gab, als

dieſer ſich darüber beklagte, daß er zu großen Lärmen mache. „Plût à Dieu, Monsieur, ſagte er, que je fisse autant que vous!“

Daß er ihn nicht gemacht hat, iſt ein Beweis mehr für die Richtigkeit jenes Ausſpruches, der da beſagt, daß kluge Kinder dumme Menſchen werden. Der Duc du Maine zum wenigſten hat ſich niemals anders, als durch eine große Verehrung und Liebe für die Marquiſe von Maintenon ausgezeichnet, welche im Anſehn und in der Gunſt des Königs zu heben ſeine kindiſchen Aeußerungen nicht wenig beigetragen haben.

Die Marquiſe von Montespan hatte ſich alſo ſelbſt die Menſchen geboren, die am meiſten dazu halfen, den Sieg ihrer Nachfolgerin vollſtändig zu machen.

Ueber ihre völlige Ungnade, die ſie im Jahre 1679 erfuhr, berichten die Memoiren der Madame de Maintenon, die von einer ſehr unterrichteten und ziemlich unpartheiiſchen Hand geſchrieben zu ſein ſcheinen, die folgenden näheren Umſtände. „Madame de Montespan, heißt es, craignit que le Comte de Toulouse (ihr letzter Sohn) ne lui eût laissé quelque incommodité qui inspirât au Roi du dégout. Elle eût l'imprudence de s'en éclarcir et le Roi, la cruauté d'en convenir. Il revenait de la chasse, il était en sueur. Madame de Montespan, encore plus outrée de la froideur avec laquelle on l'insultait, que de l'insulte même, lui répondit avec emportement, qu'il pouvait bien

souffrir ses défauts, puisqu'elle avait si long-temps souffert les siens et lui en reprocha un que l'amour ambitieux tolère quelquefois et que l'amour sensuel ne pardonne jamais. Ce trait perça le coeur du Roi et n'en put jamais être arraché. Envain Madame de Montespan à genoux embrassa ses pieds, on la releva, sans lui montrer ni haine, ni amour, ni pitié."

Nach diesem ist sie nie wieder in Gunst gekommen. Die Neigung des Königs für die Marquise von Maintenon aber trat alle Tage deutlicher hervor. Sie wurde dame d'Atour bei der Dauphine und erhielt sehr häufig die Besuche des Königs, der Stundenlang die ernstesten Gespräche mit ihr führte.

Die Frau von Montespan, die umsonst geweint, gefleht, gebetet, Ludwig aber nicht mehr an sich gezogen hatte, versuchte zuletzt dies durch die Vermittlung der ehemaligen Gouvernante zu Wege zu bringen. Sie sah, daß diese durchaus keine Anstalten machte eine Maitresse zu werden. Sie putzte sich nicht, sie warf keine Blicke, sie lächelte nicht mit jener verführerischen Art, welcher die Männer umsonst zu widerstehen trachten. Sie that nichts, als lange Reden halten, als kluge Antworten geben. Das läßt das Herz des Königs frei, dachte die Frau von Montespan, das beschäftigt nur seinen Verstand. Laßt mich sehen, ob ich nicht noch einmal die Herrschaft gewinne.

In dieſer Abſicht näherte ſie ſich der Marquiſe von Maintenon. Sie beſuchte ſie und erwies ihr Freundlichkeiten. An den König ſchrieb ſie Briefe mit jener begeiſterten Liebe ihrer erſten ſchönen Zeit. Sie ſprach von dem Glücke in ſeine Augen ſehen zu können; von der Seligkeit dem Schlage ſeines Herzens lauſchen zu dürfen. Kurz von allen den tauſend kleinen ſüßen Dingen, die in den Augen der Liebenden ſo reizend und zauberiſch erſcheinen, Louis quatorze aber wie längſt verrauſchte Mährchen klangen, über die er lächeln mußte. Sie iſt närriſch, die gute Marquiſe da; ſie ſchwärmt, ſagte er. Da ihm dieſes Schwärmen aber doch etwas ſchmeichelhaft war, ſo konnte er es nicht unterlaſſen das Schreiben der Maintenon zu zeigen. Ach, rief Dieſe, immer die alten Thorheiten! Immer die alten Schwächen! Euer Majeſtät müſſen dieſem Treiben ein Ende machen! Ja wohl, erwiederte Ludwig, ja wohl. Sagen Sie der Unglücklichen, daß ich von ihr nicht mehr geliebt ſein wolle und daß ſie ſich in Zukunft jeden Gedanken an mich aus dem Sinne ſchlagen möge.

Die Marquiſe von Maintenon beeilte ſich dieſen Auftrag auszuführen. Sie ſind es Gott, dem Könige und ihrer eigenen Ehre ſchuldig, Ihrer Leidenſchaft ſich zu entſchlagen! rief ſie der Frau von Montespan zu, die in Thränen, Klagen und die Worte ausbrach: Dann muß man mir das Herz ausreißen! Ich kann nicht leben, ohne ihn zu ſehn! Ich muß ſterben wenn er mich verbannt!

Als Ludwig das hörte, sagte er: laßt sie. Ich will sie nicht zur Verzweiflung bringen. Sie mag am Hofe bleiben. Sie ist die Mutter meiner Kinder.

So blieb sie denn. Sie erschien in den Cirkeln, bei den Festen, auf den Bällen, ihr Auge immer auf den König gerichtet, der sie nicht mehr suchte, nicht mehr begehrte, nicht mehr liebte. Es müssen traurige Zeiten gewesen sein, die sie durchlebte. Sie wußte nicht zu entsagen; sie verstand nicht zu resigniren. Sie hatte nicht den Muth der La Vallière, eine Liebe aufzugeben, die sie verloren hatte; einen Schauplatz zu verlassen, auf dem sie nur noch Erniedrigungen finden konnte.

Die Erniedrigungen waren ohne Zweifel die schrecklichste Strafe, die ihr zuertheilt werden konnte. Sie sah sich nach und nach überall zurückgestellt, ausgeschlossen, verlassen und lächerlich gemacht. Man erfann Bonmots, beißende Epigramme auf sie. Man nahm sie zum Stichblatte des Witzes. Die Memoiren der Maintenon, erwähnen eine Carrikatur, von der es heißt: „La Vallière etait répresentée la main sur le coeur du Roi, Mademoiselle de Fontanges l'avait sur la bourse, Mad. de Montespan l'avait ailleurs et Mad. de Maintenon portait la sienne sur la couronne."

Die Marquise von Maintenon konnte dies wirklich, denn sie war in der Gunst des Monarchen aufs höchste gestiegen und die Königin war gestorben.

„Depuis vingt-trois ans, ſagte der König froſtig, als er ihren Tod erfuhr, que nous sommes ensemble, voilà le premier chagrin, qu'elle m'ait donné.“

Er vergaß ſie ſchnell. Er heirathete die Marquiſe von Maintenon und verbannte die Montespan, um wie er ſagte, dadurch l'odeur de son péché von ſich zu entfernen.

Dieſe zog ſich nach Paris zurück, wo ſie eine Penſion von tauſend oder wie die Memoiren der Maintenon ſagen von zweitauſend Louis monatlich ausgezahlt erhielt. Es wird erzählt, daß ſie in ihrem Alter geizig geworden und immer in der Angſt gelebt habe, beſtohlen zu werden. Sie betete viel, trug Bußkleider und wurde Janſeniſtin. Die Neigung für den König bewahrte ſie bis zu ihrem letzten Augenblicke. Wenn er ſich in Marly aufhielt, begab ſie ſich nach Clagny, wo ſie ein Haus beſaß. Wenn er in Fontainebleau lebte, beſuchte ſie Petit-Bourg. Sie konnte dort Stunden zubringen, um ſein Vorüberfahren abzuwarten. Ach was mag ſie dabei gedacht und empfunden haben? Es iſt ſo traurig, vergeſſen ſein und vom Glück nur die Erinnerung, von dem Glanz nur das Geld und vom Geliebten nichts als das Wagengeraſſel und den Staub der Straße zu haben.

Vielleicht, daß ſie dabei ſeufzte und ſich leiſe weinend ſagte: ſo war mein Leben! Eine große Leidenſchaft fuhr eilend hindurch; was zurück blieb iſt nichts, als Kraft der Gefühle, als Spreu der Thränen.

Sie ſtarb am 28. Mai 1707 zu Bourbon l'Archambault. Es war ein ſchöner Tag, die Veilchen blüheten, die Nachtigall ſchlug. Sie lag allein, umgeben von fremden Menſchen. Als ihr Sohn der Marquis d'Antin gerufen wurde, kam er nur um ſich ihre Kaſſette geben zu laſſen und den Schlüſſel dazu von der röchelnden Bruſt ſeiner Mutter zu nehmen. Er ſeufzte, klagte und jammerte nicht. Er verließ ſie ohne ein Wort der Rührung, ohne eine Zeichen der Trauer. Sie wurde von Niemandem beweint.

Françoise d'Aubigné,

Marquise de Maintenon.

Es ſind wenig Perſonen in der Welt ſo verſchieden beurtheilt worden, als die Marquiſe von Maintenon. Die Einen ſagen: ſie ſei eine fromme, die Anderen ſie ſei eine heuchleriſche Perſon geweſen. Hier wird ihr Geiſt, Charakter und Größe zugeſtanden: dort jedes gute Gefühl abgeleugnet und behauptet: ſie habe ihr ganzes Leben hindurch Verſtellung geübt.

Was uns betrifft, ſo möchten wir weder das Erſte noch das Zweite als richtig anerkennen. Die Marquiſe von Maintenon, war unſrer Meinung nach, eine eigene Natur, die man nicht nach dem gewöhnlichen Maaßſtabe beurtheilen kann, ſondern von einem iſolirten Standpunkte aus betrachten muß. Sie ſchien dafür geboren, eine ewige Krankenpflegerin und Kindererzieherin zu ſein, denn ihr Weſen beſaß eine gewiſſe kühle Bedachtſamkeit, eine gewiſſe ruhige Ueberlegung, die ſie ganz für dieſe Beſchäftigungen geeignet finden ließ. Das Herz ſcheint nie bei ihr eine große Rolle geſpielt zu haben. Man weiß

nichts von einer mächtigen Leidenschaft, von einer gewaltsamen Emotion. Ihr Verstand trat immer überwiegend hervor. Sie war eine Philosophin von Geburt, die es liebte aus allem eine Nutzanwendung, eine Moral, eine Sentenz zu ziehen. Die Altklugheit kam frühzeitig, schon als Kind, bei ihr zum Vorschein und trug hauptsächlich dazu bei, ihr etwas von einer alten Jungfer zu verleihen, welches Element nie in ihr zu verkennen war. Sie zeigte sich prüde, devot und gewißermaßen von vornherein resignirt. Sie verzichtete auf Vergnügen, Glanz und irdische Freude. Es hatte das Alles keinen Reiz für sie. Sie träumte nicht von dem Tausend und Eine Nacht der Plaisirs, von dem Mährchen der Liebe, von der Sage des Glücks. Das sind Illusionen, sagte sie, schillernde Sterne einer Sommernacht. Dafür kann ich mich nicht begeistern, nicht schwärmen. Ich weiß, das geht vorüber. Der Morgen kommt, das ewige Licht erscheint. Was vor diesem nicht besteht, das fesselt mich nicht, das füllt meine Seele nicht an.

Ihre Seele war ohne Rausch, ohne Enthusiasmus. Es bauschten sich darin keine sinnlichen Empfindungen, keine thörichten Wünsche, keine heißen Begierden. Es war Alles ernst, frostig und knapp darin. Die Gedanken schweiften nicht aus, die Gefühle lärmten nicht, es gab keine Bachanalien der Phantasie darin. Im Gegentheil, es herrschte eine stete gleichförmige Stille darin, von der umgeben, der Glaube an Gott, an Jenseits, an

ein ewiges Leben ſich kund gab. Ihr Geiſt war klöſterlich. Alle Regungen deſſelben trugen den Schleier; ihre Impromptü's, ihre Reflexionen, ihre Ausſprüche hielten den Roſenkranz. Sie zeigten niemals Ueppigkeit, niemals Freude am Irdiſchen; immer lag etwas Einſames, Weltentſagendes darin.

Dies war es hauptſächlich, was Ludwig den Vierzehnten zu ihr hinzog. Mit der La Vallière iſt er glücklich, mit der Montespan frivol, mit der Marquiſe von Maintenon aber bigot geweſen. Die Angſt kam über ihn; er dachte an's Sterben. Was nutzte ihm das Lächeln, der Glanz, der Sinnenrauſch; er wußte, es liegt ein Grab darunter. Seine Sinne erſchlafften. Die Zeit war vorüber, wo ihn ein ſchönes Auge begeiſterte, eine entblößte Bruſt entflammte, eine üppige Hüfte reizte. Er empfand Langeweile bei den Schönheiten ſeines Hofes, bei den Feſten Verſailles, bei den Jagden Saint Clouds. Manchmal überkam es ihn, als wenn er weinen müßte. Er ſagte: ich habe nicht Recht gethan. Ich vergaß das Glück meiner Völker, den Frieden der Welt. Ich habe Armeen meinem Ehrgeize, Millionen meinem Vergnügen, und meinem Stolze die Ruhe meiner Nachfolger geopfert.

Mit dieſen Vorwürfen, die er ſich machen mußte, mochte es wohl geſchehen, daß die leiſe Ahnung einer Revolution Schatten in ſeine Seele warf, die leer und öde ſtand. Im warmen Sonnenſtrahl des Glücks war ſie

voll Glanz, voll Größe, voll Ruhm, aber jetzt, wo dieſer erloſchen, lag ſie voll Angſt und Beſorgniß. Sie konnte ſich nicht ſtützen auf große Thaten, auf die Liebe des Volks, auf den Enthuſiasmus der Künſte. Die Siege verſchollen, die Nation klagte, die Poeten verſtummten. Was blieb von ſeinen Feſten, ſeinen Feldzügen, ſeinen Liebſchaften? Ein erſchöpfter Schatz, ein von ſeinen Bewohnern entblößtes Land, ein verödetes Herz.

Ein verödetes Herz, das war das Schlimmſte. Von den Einkünften konnte er manchmal denken, daß ſie ſich mehren, von ſeinem Reiche, daß es ſich bevölkern würde. Aber von ſeinem verödeten Herzen konnte er ſich nicht einbilden, daß es wieder lieben, ſchwelgen und ſchwärmen werde. Er wußte, daß es ihm bleiben müſſe. Was nun beginnen mit ihm, daß es ihm nicht ſchmerze, daß es ihm keine böſe Stunden, keine Langeweile mache? Er kannte keine Mittel dagegen. Er hatte nicht gelernt: es großen Empfindungen hinzugeben; er verſtand es nicht, die eigene Vernunft zu ſeinem Geſellſchafter herbei zu rufen. Dazu beſaß er zu wenig Charakter, zu geringe Bildung, zu kärgliche Kenntniſſe. Nicht einmal zu leſen wußte er. Die Bücher ennuyirten ihn. Er hatte nicht die Geduld gelernt, den Fußtapfen des Gedankens, den gedruckten Worten zu folgen. Er verirrte und verlor ſich darin. Der Sinn für das Verſtändniß fehlte ihm und damit natürlich jener Ariadnefaden, der den Leſer

durch die Labyrinthe der Sätze und die Myſterien ihrer Conſtructionen führt. Er brauchte einen Führer, einen Leiter dazu. Dieſen fand er in der Marquiſe von Maintenon.

Sie war es, die ihm vorlas oder vorleſen ließ, ihm Erklärungen und Erörterungen gab. Ihre Liebe oder ihr Ehrgeiz hatte Muth genug, auf den traurigen Stoppeln ſeines Herzens Genüge zu finden. Ihr Geiſt wurde der Stab ſeines erbärmlichen Alters. Sie erhob ihn mit ihrem Geſpräche, beruhigte ihn mit ihrer frommen Unterhaltung und gewährte ihm mit der ſcheinbaren Unterordnung ihres Weſens den Triumph einer Willenshoheit, die er ſich immer zugeſchrieben, obſchon er ſie eigentlich nie beſeſſen. „Née dans la misère, ſagt Duclos, elle avait souvent été obligée pour en sortir, de se plier aux différens caractéres; cette habitude lui fut d'un grand secours auprès du roi. Elle savait que le faible de ce prince, jaloux de son autorité, était de paraître tout faire par lui-même; elle en tirait jusqu'aux moyens de le faire vouloir ce qu'elle désirait. Toujours dans la contrainte, d'abord pour subsister; ensuite pour s'élever, enfin pour régner, elle ne fut jamais heureuse, et n'a mérité l'excès, ni des satires ni des éloges, dont elle a été l'objet.“

Duclos, der das ganze Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten und Ludwig des Funfzehnten auf eine ſehr nüchterne Weiſe aufgreift und in der Sorge immer recht

unpartheiisch zu erscheinen, eigentlich nie zu einer entschiedenen Zu- oder Abneigung gelangt, sieht auch die Marquise von Maintenon in einem zu gleichgültigen Lichte an. Es ist freilich wahr, daß man sie nicht lieben, nicht hinreißend nicht bezaubernd finden kann, aber eine gewisse ruhige Bewunderung muß man ihr jedenfalls zollen.

Der Verfasser ihrer Memoiren sagt: „Les lettres de Mad. de Maintenon, ces lettres où son coeur se montre sans arts, et où l'esprit même est naturel, ont dissipé la plupart des doutes, qu'on avait formés sur son caractère et sur son état. Elle était flétrie par la postérité de ceux, qui l'avaient encensée pendant sa vie, comme si les enfans avaient voulu se venger des soumissions, peut-être des bassesses de leur pères, en attaquant une vertu, qui pouvait seule les justifier. Ce que la cour a de plus respectable, et Paris de plus judicieux, est revenu avec plaisir de ses préventions: et Mad. de Maintenon, qui n'avait encore été qu'un problême, que chacun tentait de résoudre d'après ses lumières ou ses vices, peut enfin paraître ses véritables traits."

Diese wirklichen Züge, die der Autor dieser Memoiren darzeigt, weil die Entstellung derselben, wie er mit Emphase ausruft „découragent la vertu, violent l'honnêteté publique" mögen zwar nicht immer ganz

genau und ähnlich, ſondern oft ſehr merklich verſchönt und idealiſirt ſein, dennoch ſcheinen ſie der Wahrheit näher als faſt alle anderen literariſchen Entwürfe zu kommen, aus welchem Grunde in dem vorliegenden Werke auch beſonders darauf gefußt werden ſoll.

Um aber das Weſen der Marquiſe von Maintenon in allen Theilen darzuſtellen und zu charakteriſiren, wird es nöthig ſein, hier vorerſt auf ihre frühere Zeit zurückzukommen. Wie man bei einem großen Fluſſe gern nach der kleinen Quelle ſeines Urſprunges forſcht, ſo liebt man es auch in dem Leben geſchichtlicher Perſonen nach der Familie und den engern Verhältniſſen zu fragen, aus denen ſie hervorgegangen.

Was nun ſpeziell Françoiſe d'Aubigné betrifft, ſo wurde dieſe am 27. November 1635 in einem Kerker der Conciergerie von Niort geboren, in welchen ihr Vater, der eine wilde, excentriſche Natur geweſen zu ſein ſcheint, wegen Veruntreuung der National-Intereſſen geworfen worden war. Die Mutter, die ihn in ſeine Haft begleitet, kam in dieſer mit ihrem dritten Kinde Françoiſe nieder.

Die Frau von Villette, eine Verwandte d'Aubigné's, beſuchte ſie im Gefängniſſe und nahm, da ſie die Unglücklichen umgeben von allen Schrecken des Elendes ſah, die Neugeborene und die beiden älteren Kinder mit ſich auf ihr Schloß Murcay.

Später, als d'Aubigné in einen beſſern Gewahrſam

nach Chateau-Trompette kam, forderte die Mutter ihre Kinder zurück und nahm sie, als ihr Mann endlich befreit wurde und nach Amerika übersiedelte, dahin mit.

Auf dieser Reise, wird erzählt, wurde die kleine Françoise krank und kam dem Tode so nahe, daß man sie gar eine Weile für wirklich gestorben hielt und in das Meer senken wollte. Die Mutter, heißt es, hielt sie in ihren Armen, weinte, seufzte und suchte sie an ihrer Brust zu erwärmen. Der Vater aber, ermüdet von dem nutzlosen Jammergeschrei, wie er wähnte, und in der Besorgniß, daß der längere Anblick der kleinen Todten seine Frau um die Besinnung bringen werde, versuchte endlich selbst, sie ihren Händen zu entwinden. Ein Matrose sollte die Leiche in das Meer werfen, wozu die Segeldecke schon bereit lag und die Kanone, die dabei abgeschossen zu werden pflegt, schon geladen war. Bei den letzten verzweiflungsvollen Küssen, die Madame d'Aubigné ihrer armen, kleinen, kalten Tochter geben wollte, fühlte sie, daß das Herz derselben auf's Neue zu schlagen begann. „Madame, on ne revient pas de si loin pour peu de chose," sagte der Erzbischof von Metz, als die Marquise später in Marly diese Geschichte erzählte; mit welcher Aeußerung der geistliche Herr nicht Unrecht hatte, denn die merkwürdige Frau schien besonders vom Schicksale ausersehen zu sein wunderbare Erlebnisse durchzumachen.

Die Frische und Schärfe ihres Geistes verdankt sie

übrigens, wie es in den Memoiren heißt, zum größesten Theile der sorgfältigen Erziehung ihrer Mutter, die „lui faisait lire les vies de Plutarque, livre le plus propre à inspirer la vertu et à former le jugement.“ Auch versäumte sie nie, von ihr über das Gelesene Rechenschaft zu verlangen und zwar in den meisten Fällen auf schriftlichem Wege.

Davon kam es denn wohl auch, daß die Marquise später so geschickt und trefflich mit der Feder umzugehn verstand. Schon als Kind soll sie hübsche und gut stylisirte Briefe geschrieben haben, besonders an ihre Tante, die Frau von Villette, zu der sie als ihr Vater starb und die Mutter nach Frankreich heimkehrte, von der Letzteren wieder gegeben wurde.

Hier lernte sie von der guten, weichherzigen Dame die Milde und Güte für die Armen und Unglücklichen, denen sie später durch ihr ganzes Leben hindurch eine feste Stütze und eine treue Beschützerin geblieben ist. Die edlen Grundsätze ihrer Tante scheinen sich ihrem jungen Gemüthe unverlöschlich eingeprägt zu haben, obgleich sie nicht gar zu lange bei ihr verbleiben durfte, sondern später zu einer andern Verwandten, einer Frau von Neuillant gegeben wurde.

Bei Dieser wurde sie zum strengsten Katholizismus angehalten und bestimmt, den Glauben ihres Vaters, den Calvinismus aufzugeben. Dies geschah erst später in einem Kloster der Ursulinerinnen, in das sie gegeben wurde.

Hier jedoch bei ihrer Verwandten widerstand sie allen Ueberredungen: weswegen sie denn auch eben nicht das beste Leben bei derselben zu führen hatte. Sie mußte oft die niedrigsten Verrichtungen thun und sagte daher später oft mit einem leisen Lächeln, „Je commandais dans la bassecour; voila, c'est par ce gouvernement que mon règne a commencé."

Im Kloster der Ursulinerinnen zu Niort aber wurde sie, wie schon gesagt, endlich zur strenggläubigen Katholiken gemacht. Man sprach, predigte und lehrte so lange in sie hinein, bis sie endlich den Glauben ihres Vaters und ihrer Tante Villette aufgab. Indeß, versichern die Memoiren, so streng und fest sie auch in den Grundsätzen der römischen Kirche wurde, dennoch konnte sie sich nicht entschließen, die Meinung anzunehmen, daß ihre Tante, die liebe, tugendhafte Frau auf ewig verdammt sei, weil sie nicht im Schooße der alleinseligmachenden Kirche ruhe. Das ist mir unmöglich anzunehmen oder vorauszusetzen, sagte sie und der französische Autor ihrer Biographie ruft bei dieser Gelegenheit aus: „C'était un présage heureux de la bonté de son coeur, et peut-être de la justesse de son esprit."

Die Nonnen, fährt der Biograph in seiner Erzählung fort, konnten sie nicht ganz von dieser ihnen wenig christlich erscheinenden Idee zurückbringen, sondern mußten ihr vor der Hand gestatten, beim Eintritt in die echte Religion, noch einige Plätze im Himmel für Verwandte

und Freunde, welche der falschen anhingen, offen zu denken. Später, das wußten sie nur zu wohl, würde sie von selbst diese Nachsicht aufgeben und zu jenem gottgefälligen Eifer kommen, welcher ohne Rückhalt den Irrthum haßt und ohne Mitleid verdammt.

Die Frau von Villette aber, die bisher für ihre Nichte die Kosten der klösterlichen Pension getragen hatte, unterließ dies als sie den Religionswechsel erfuhr. Da die Nonnen aber nicht geneigt waren, sie umsonst zu beköstigen, so sah sich die Madame d'Aubigne genöthigt, ihre Tochter aus dem Kloster heraus und wieder zu sich zu nehmen. Da sie kein Vermögen besaß und sich nur von ihrer Hände Arbeit ernährte, so kann man sich denken, daß ihre Existenz nur eine sehr kümmerliche war. Sorgen und Aerger über einen Prozeß, den sie gegen unrechtmäßige Besitznahme der ihrem verstorbenen Gatten zugehörigen Güter führte, kamen dazu, ihre drückende Lage peinlicher und ihr herannahendes Ende rascher zu machen, als es im Wohlsein und Glück der Fall gewesen wäre.

Ihre Tochter beweinte sie viel und aufrichtig und kehrte, da ihr keine andere Zuflucht offen stand, zu Madame von Neuillant zurück. Von Dieser wurde sie zuerst mit Scarron, ihrem späteren Manne, bekannt gemacht. Da er als solcher und besonders auch als geistreicher Kopf und satyrischer Schriftsteller in der damaligen Zeit keine ganz unbedeutende Rolle spielte, so ist

nöthig, daß wir hier auf seine Persönlichkeit ein wenig näher einzugehen nicht unterlassen.

Der Abbé Scarron war, allen Schilderungen nach, die wir von ihm besitzen, ein Mann voll Geist, Witz und unerschöpflicher Laune, so daß er für den amüsantesten Kopf in ganz Paris gegolten hat. Man las seine kleinen Gedichte und Schriften mit großem Interesse und drängte sich zu den Abenden, an denen er seine Freunde und seine Bewunderer bei sich empfing. Ausgehen konnte er nicht, denn er war am ganzen Körper gelähmt. Sein Kopf hing auf die Brust, seine Beine vermochten nicht die geringste Bewegung zu machen. Er lag gewöhnlich auf einem Ruhebette und schrieb auf seinen Knien oder auf einer Platte, die durch zwei eiserne Arme an seinem Lager befestigt war. Nie genoß er das Glück eines Spazierganges, einer frischen Landluft, eines freien Himmels. Immer mußte er eingeschlossen bleiben in den vier Wänden seiner Wohnung, hinter verhangenen Fenstern und zugemachten Thüren. Er konnte nicht den Wald durchstreifen, nicht die Rosen blühen sehen, nicht die Nachtigallen hören. Er wußte von allen diesen Dingen nur vom Hörensagen und aus der Erinnerung von früheren Tagen.

Sie waren keine guten, keine glücklichen gewesen, aber doch, wie oft mochte er mit Vergnügen und Freude an sie zurückdenken, wenn er einsam und seufzend daniederlag. Damals konnte er doch gehen, sich frei bewegen.

Es fielen ihm alle die luſtigen Streiche ein, die er mit ſeinen Jugendgefährten ausgeführt. Da hatte man einen Lehrer geprellt, dort einen Garten geplündert, hier eine alte Frau geneckt. Man ſcherzte, lachte, ſprang und tummelte ſich. Es war eine ſchöne Zeit. Wer hätte gedacht, daß ihr eine Epoche ſolcher Leiden und Schmerzen folgen würde, wie er ſie jetzt durchleben mußte! Sie war peinvoll und gräßlich. Sie nöthigte ihn aller Luſt am Leben zu entſagen, auf alle Reize des Daſeins zu reſigniren. Und warum? Weil er einmal eine übermüthige Thorheit begangen, weil er den Straßen-Carneval zu Mons, wie er in den franzöſiſchen Provinzſtädten damals Sitte war, beſuchte. Er wollte luſtig und heiter ſein, er wollte den Tollen austreiben, wie man zu ſagen pflegt. Aber unter welcher Verkleidung ſollte er das thun? Er war vom geiſtlichen Stande, er durfte die Kirche nicht bloß geben, ſeinen Stand nicht compromittiren. Was beginnen? Ei nun, die Jugend hat immer Rath. Es kommt ihr auf eine Narrheit, eine Seltſamkeit, eine Betiſe nicht an. Dem Abbé Scarron auch nicht. Er beſtrich ſich den ganzen Körper mit Honig, warf ſich in einen aus dem Bett geſchütteten Haufen Federn und begab ſich in dieſer Geſtalt in die öffentliche Feſtlichkeit.

O, wie man lachte, wie man lärmte, wie man ſchrie! Die Kinder fürchteten ſich, die Weiber wichen auf die Seite, die Männer liefen hinterdrein. Die Maske machte Vergnügen. Man umringte ſie, man riß ihr

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

die Federn ab, man wollte den Spaßvogel entlarven. Es iſt der dumme Jaques, ſchrien die Einen; es iſt Pierre Lerouge riefen die Andern. Scarron kam in Verlegenheit. Er durfte ſich nicht erkennen laſſen. Mit großer Gewalt drängte er ſich daher durch den Haufen und lief davon. Aber die große Maſſe verfolgte ihn. Man heulte, pfiff und ſchrie hinter ihm her. Er wußte ſich nicht mehr zu helfen. Kein Haus konnte ihn verbergen, kein Gebüſch ihn verſtecken; überall ſpürte man ihn aus. Zuletzt wußte er ſich nicht anders zu helfen, als in's Waſſer zu ſpringen und unter einer Brücke eine Zuflucht zu ſuchen.

Es war dort kalt, ſeine Glieder zitterten. Es dauerte lange, ehe die Menge ſich entfernte und er davon ſchlüpfen konnte. Als er nach Haus kam, war er krank. Seine Nerven waren zerrüttet, Gicht und Rheumatismus bemächtigten ſich ſeines Körpers. Er verlor die Herrſchaft darüber. Er mußte dem Tanz, der Galanterie, dem Vergnügen, allen Annehmlichkeiten der menſchlichen Exiſtenz entſagen. Es blieb ihm nichts, als ſein Geiſt, ſein Witz, ſeine guten Launen, mit denen er ſich zu entſchädigen ſuchte. Er verfaßte Epigramme, Satyren und Schmähgedichte. Es gilt, weiſe ſein, ſagte er; wenn man das Leben nicht genießen kann, muß man es verlachen. Der Fuchs ſchalt die Trauben ſauer, die er nicht erreichen konnte. Eh bien! Laßt mich die Freuden des Daſeins verachten! Ich kann ſie nicht theilen mit den Andern; ich will die Achſeln darüber zu zucken.

Aber er konnte auch die Achseln nicht zucken; sein Rücken war steif. Er mußte es auf dem Papiere thun. Die Poesie wurde die Darlegerin seiner witzigen Geringschätzung, seiner beißenden Weltentsagung. In seine Verse legte er die lustige Philosophie seiner Resignation. In ihnen verspottete er den Duft der Rose, den Schein der Sterne, den Athem der Freude, die Farbe der Lust. Weil er die Entbehrung derselben nicht beweinen wollte, belächelte er sie, weil er sie nicht beklagen wollte, mokirte er sich darüber. Es war dies sein Trost, denn er zählte sich nicht zu jenen großen stoischen Naturen, die mitten im Leiden, über dem Schmerze stehen und durch hohe Betrachtungen ihren Zustand zu vergessen suchen. Scarron im Gegentheil kam keinen Augenblick über seinen elenden Zustand hinaus und alle seine Schriften sind eigentlich nichts, als lustige Glossen darüber.

Diese „Plaisanteries," wie er sie nannte, wurden auch bei Hofe gelesen. Anna von Oestreich interessirte sich besonders dafür und ließ den Verfasser derselben sogar vor sich bringen. Man muß ihm eine Einnahme, eine Anstellung, eine Titel-Versorgung verschaffen, sagten die Freunde des Dichters zu ihr. Aber welche? fragte die Königin. Er ist ja krank. Nun wohl, rief Scarron, geben mir Eure Majestät die Erlaubniß Ihr „malade en titre d'office" zu sein.

Da die Königin über diesen Einfall lächelte und ihm auch wirklich eine Pension bewilligte, so nannte ihn von

diesem Augenblicke an ganz Paris nicht anders als den „malade de la Reine.“

Als dieser „Kranke der Königin“ wurde er der Mittelpunkt aller geistreichen, witzigen und galanten Köpfe. Sein Salon war gefüllt mit berühmten, großen und schönen Namen. Die Gelehrten, die Höflinge, die lustigen Leute fanden sich darin ein und trafen hier zusammen mit den bedeutendsten und lieblichsten Frauen der damaligen Zeit

Auch Françoise d'Aubigné wurde hier eingeführt, und erregte durch ihre Schönheit und ihren Geist die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft. Besonders war es die berühmte Ninon de l'Enclos, die sich an sie schloß.

Diese Dame, von der Jules Janin, in seinem schon mehrfach erwähnten Buche „Barnave“ sagte: „moraliste en jupon, unissant la philosophie à l'amour, la décence au plaisir, elle raprochera encore une fois les hommes et les femmes, elle reforma la société qui se defait, elle corrigera la pruderie par le plaisir, le plaisir par la décence et le goût, elle corrigera son siècle,“ diese Dame fühlte sich hauptsächlich zu der jungen frischen Erscheinung hingezogen und suchte sie auf alle Weise an sich zu ziehen. Die Jugend, Frische und Schönheit der Mademoiselle d'Aubigné interessirte sie. Sie glaubte eine vielversprechende Schülerin in ihr gefunden zu haben. Sie wollte sie leben, lieben und lächeln lehren. Sie anerkannte nur einen

Zweck der menſchlichen Exiſtenz: das Glück, nur einen Cultus: das Vergnügen. Wie ſchön iſt das Leben, ſagte ſie. Die Sonne ſcheint, die Blumen blühen, die Vögel ſingen. Fort mit den Seufzern, den Klagen, den Thränen! Habt keine Sorgen. Bekränzt eure Stirne mit Roſen, füllt die Becher bis zum Rande, werft euch in's Gras und koſet! Man muß nur denken an Liebe, man muß nur ſinnen auf Freude. Jedes Lächeln iſt eine Tugend, jeder Scherz eine gute That! —

Mit dieſen heiteren Grundſätzen, dieſen fröhlichen Anſichten war Ninon de l'Enclos die verkörperte Weisheit der Frivolität, die lachende Pythia der Libertinage. Für ſie gab es keine Rückſicht, keine Moral, keine Reue. Ihr Inſtinkt war das Geſetz, dem ſie folgte, die Regungen ihrer Seele das Recht, dem ſie nachging. Sie erkannte in ſich keine andere Herrſchaft an, als die der natürlichen Triebe.

Nehmen Sie ſich mich zum Vorbild, ſprach ſie zu Françoiſe d'Aubigné. Sie ſind jung, ſchön, klug. Sie verdienen meine Nachfolgerin zu werden. Fangen Sie damit an, mir den Marquis von Villarceaux untreu zu machen. Kommen Sie her, kleine Einfalt, ich will Ihnen ſagen, wie ſie das beginnen müſſen. Zuerſt lächeln Sie, zeigen Sie Ihre ſchönen Zähne, Ihre niedlichen Füße, legen Sie die Hand in den Schooß. Dann ſehen Sie ſchelmiſch zur Erde, heben Sie die Bruſt, laſſen Sie den Schlag Ihres Herzens hören.

Nicht doch, erwiderte Françoiſe, es ſchlägt nicht.

Was, es ſchlägt nicht, rief die reizende Ninon, es ſchlägt nicht, wenn Sie Villarceaux ſehen? Gehen Sie, es iſt nicht möglich. Wer widerſteht dieſem feurigen Blicke, dieſem ſchwebenden Gange, dieſer ſtrahlenden Stirne?

Ich, entgegnete die junge d'Aubigné, ich!

O, dann bedaure ich Sie, ſagte Ninon. Sie werden ein triſtes Leben führen. Sie werden die Schwärmereien der Liebe, die Seligkeit eines Kuſſes, die Reize einer pochenden Bruſt nicht kennen lernen. Sie werden nicht wiſſen, was es heißt: in's Auge des Geliebten ſehn, am Athem ſeines Mundes hängen! O, ſie werden nicht glücklich ſein.

„Elle était vertueuse, hat ſie ſpäter einmal über ſie geäußert, moins par vice de tempérament que par faiblesse d'esprit: j'aurais voulu l'en guérir, mais elle craignait trop Dieu. Nous nous approchions tous les jours: nous ne nous unissions jamais. Si elle avait suivi mes conseils, elle ne serait pas montée où vous la voyez, mais elle eût été plus heureuse."

Françoiſe d'Aubigné iſt es nie geweſen, auch an der Seite Ludwig des Vierzehnten nicht. Es ſind Briefe und Aeußerungen von ihr bekannt, die das klar beweiſen. „Quel supplice d'avoir à amuser un homme, qui n'est plus amusable! hat ſie einmal geſeufzt. Wie oft aber mag ſie das an Scarron's Seite gethan haben. Scarron ſchätzte, verehrte und liebte ſie, aber

er war ein kranker Mensch, ein Krüppel, ein „cul-de-jatte.“ Die Memoiren sagen: „Quand il se portait mal, elle était sa servante, quand il allait mieux, sa compagnie: quand il était rétabli, son lecteur ou son secrétaire.“

Als dieser Sekretär hatte sie besonders viel zu leiden. Scarron war frei in seinen Ausdrücken, schlüpfrig in seinen Gedichten, oft gemein in seinen Späßen. Die Züchtigkeit einer sechszehnjährigen Frau wurde oft davon verletzt. Fast in jedem Augenblicke vernahm ihr Ohr ein Wort, daß sie erröthen und nur mit zitternder Hand auf das Papier setzen konnte. „Je ne puis vous donner les plaisirs du mariage, sagte er, il faut du moins que je vous en apprenne les termes.“

Aber diese Heirath selbst, wie hat sie sich zu Stande bringen lassen, wird man fragen. Und man hat darauf zu antworten: ei nun, wie sich so etwas macht. Mademoiselle d'Aubigné war arm, sie hatte keine Eltern. Die Madame de Neuillant bettete sie nicht auf Rosen, sondern behandelte sie oft sehr hart. Du kostest mich Geld, sagte sie manchmal. Sieh, für das, was Du issest, könnte ich mir einen Shawl, einen Toque, eine Brosche kaufen. Mach', daß Du einen Mann bekommst.

Welchen, fragte Françoise sich oft selbst, wenn sie weinend auf ihrem Lager lag. Sie sind alle schlecht, alle frivol, die Männer. Sie wollen nur meine Tugend, meine Schönheit, meine Unschuld. Verführen möchte

mich Jeder, aber heirathen Keiner. Ich bringe keine Güter, kein Anſehn, keinen Glanz in das Haus. Ich bin eine arme Waiſe, ein Kind des Unglücks. Wer heirathet das?

Ich, ſagte Scarron eines Tages, als er Mademoiſelle d'Aubigné klagen hörte. Ein Mädchen, wie Sie, mein Fräulein, hat nur zwei Aſyle: das Kloſter oder die Ehe. Dieſe Freiſtätten ſtehen Ihnen offen, um ſich vor den Zudringlichkeiten der Libertins und der Armuth zu retten. Wählen Sie. Wollen Sie Nonne werden, gut, ich will Ihre Eintrittsſumme bezahlen. Wollen Sie heirathen, ich ſtehe bereit. Mein Reichthum iſt klein, mein Körper iſt häßlich. Bedenken Sie das und entſcheiden Sie ſich, für was Sie wollen. Mir iſt Alles recht, ich werde zufrieden ſein, wenn ich Sie der Härte der Madame de Neuillant, den Verlockungen der Reichen, den Einflüſterungen der Hofleute entzogen weiß.

Françoiſe überlegte. Endlich entſchied ſie ſich für die Heirath. Scarron iſt gut, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, er thut ſo viel für dich. Als Nonne könnteſt du ihm das nie vergelten, aber als ſeine Gattin kannſt du ihn pflegen, hätſcheln und ſeine Leiden vermindern. Werde ſein Weib.

Sie wurde es denn. Als beim Abſchluß des Ehekontraktes der Notar fragte: welches Witthum Scarron ſeiner Gemahlin ausſetze, ſagte er: „Die Unſterblichkeit. Der Name der Königsfrauen ſtirbt mit ihnen, aber der der Gattin Scarrons wird ewig leben!“

„Uebrigens“ fügte er lächelnd ſich zu ſeinen Freunden wendend hinzu, „verliert Mademoiſelle d'Aubigné in der That auch nichts als ihren Namen, den ich bin l'homme du monde le plus éloigné du mariage.

Es iſt leicht zu denken, daß die damalige frivole Welt ganz beſonders deswegen ihre eigenen Gedanken bei dieſer Heirath hatte. O, meinten die Elegants, das Fräulein von Aubigné will nur eine Gelegenheit um recht ohne Zwang Anbeter haben zu können. Scarron giebt Geſellſchaften und Soiréen. Sein Salon iſt der Sammelplatz der feinen Welt. Gebt Acht, man wird bald von einem Begünſtigten hören.

Es war dies in der That auch ſehr bald der Fall. Der Marſchall d'Albert, hieß es, ſei der Auserkorene. Man ſah ihn täglich zu Scarron kommen. Er verwandte keinen Blick von der jungen Frau, er folgte jeder ihrer Bewegungen. Es iſt richtig, ſagte man, er trägt den Sieg davon.

Dieſer Sieg aber ſcheint keine Wahrheit geweſen zu ſein. Gilles Boileau ſchrieb zwar in einem Epigramme:

„Voi, sur quoi ton erreur se fonde,
Scarron! de croire que le monde
Te va voir pour ton entretien.
Quoi? ne vois tu pas, gross bête,
Si tu gratais un peu ta tête,
Que tu le devinerais bien?“

aber Scarron ſelbſt und viele Andere, darunter beſonders die berühmte Mademoiſelle de Scüderi, traten entſchieden

dagegen auf. Madame Scarron, wird erzählt, weit davon entfernt, dem Marschall d'Albert zu Gefallen zu sein, war im Gegentheil durchaus darauf bedacht, ihn mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Diese, wird hinzugefügt, wurde deswegen auch eine der wärmsten Freundinnen der d'Aubigné, besonders nach dem Tode Scarron's, der 1660 erfolgte.

Er starb mit demselben Humore, mit dem er so lange Jahre seine großen Leiden ertragen hatte. Er bekam zuletzt einen heftigen Schlucken. „O," sagte er, „wenn ich besser werde, will ich eine hübsche Satyre auf ihn machen." Als er sein Ende fühlte, lächelte er. Was haben Sie? fragte man. „Nichts," gab er zur Antwort, „einen komischen Einfall über das Sterben. Aber mir fehlt die Lunge ihn euch zu sagen. Ich hätte nie geglaubt, daß es so leicht sei, sich über den Tod lustig zu machen!"

Das Einzige, was ihm seine letzten Stunden erschwerte, war der Gedanke an seine Frau. »Ich hinterlasse sie arm," seufzte er. „Nur mein Name bleibt ihr!"

Aber es blieb ihr nicht nur sein Name, das wäre noch angegangen, sondern zugleich auch die Schulden, die er darauf gemacht hatte. Das war ein trauriger Schatten des Ruhmes, der schon bei seinen Lebzeiten die arme Frau oft gedrückt hatte. Es war manchmal knapp hergegangen in den Soiréen. Bonmots, Satyren, witzige Einfälle und geistreiche Conversationen hatten Scarron und seine junge Frau immer bereit, aber an Backwerk,

Getränken und Speisen fehlte es oft gar sehr. Madame, flüsterte einst die Aufwärterin der liebenswürdigen Wirthin, die eben eine sehr spannende und interessante Geschichte über Tisch erzählt hatte, leise in's Ohr, Madame, noch eine solche Unterhaltung für die Gesellschaft, denn uns fehlt der Braten heute.

Ach, er fing nach Scarron's Tode erst recht zu fehlen an. Die Pension hörte auf und die arme, junge Wittwe befand sich dadurch von allen Mitteln entblößt. Zwar hatte sie Freunde und Gönner genug, die bereit standen ihr Zuflucht und reiche Geschenke zu gewähren. Aber sie mußte in Annahme derselben vorsichtig sein, weil die meisten davon sie sich nur verpflichten wollten, um ihre Zurückhaltung und Tugend dadurch wankend zu machen.

Zu den Unternehmendsten in dieser Beziehung gehörte der damalige Minister Fouquet, der weder Kostbarkeiten noch Versprechungen sparte, sie sich geneigt zu machen. „Ich besitze das Geld des ganzen Königreiches," sagte er, „und den Tarif aller Tugenden." Das Stückchen Herz, die Elle Ehrgefühl, das Quentchen Schaam, ei was, für ein Paar hundert Louis steht der ganze Kram zu Verkauf. Man muß nur zu handeln verstehn.

Diesen Handel aber, wie es scheint, verstand er nicht. Er hatte schon der La Vallière Anträge gemacht, die mit Entrüstung zurück gewiesen wurden. Bei der Madame Scarron ging es ihm nicht besser. Sie erhörte ihn nicht.

Sie ſendete ſeine Geſchenke zurück, fertigte ſeine Unterhändler ab und ließ ſeine Briefe ungeleſen.

„Sie ſoll es büßen," rief er, „ſie bekommt die Penſion nicht."

Sie bekam ſie wirklich nicht. Alle Geſuche, alle Bitten waren vergebens. Man hatte kein Ohr dafür. Endlich erbarmte ſich die Königin Mutter wieder und genehmigte die Summe, die Scarron einſt als „Kranker der Königin" erhalten.

Wer war nun glücklicher als die junge Wittwe, die mit der Monime im »Mithridate« ſagen konnte:

Et veuve maintenant sans avoir eu d'époux.

Sie gab ſich bei den Urſulinerinnen in der St. Jakobsſtraße in Koſt und verließ das Kloſter nur, um die Zirkel ihrer wenigen Freundinnen zu beſuchen. Beſonders oft kam ſie in dieſer Zeit in das Haus der Marſchallin d'Albert, wo ſie neben dem poetiſirenden Abbé Tétu, der Frau von Richelieu, der Madame de Chalais, der ſpäteren Fürſtin des Urſins, auch die Marquiſe von Montespan kennen lernte.

„On y faisait de grands soupers et de petits vers" heißt es in den Memoiren. Mit den letzteren zeichnete ſich beſonders Mad. Scarron aus. An der Leichtigkeit und Grazie des Styls erkannte man ihr natürliches, ſchon früh für die ſchriftliche Produktion geweckte Talent, das in der Schule eines Poeten nun vollends eine ſchöne und elegante Ausbildung erhalten

Man ſchreibt ihr unter andern eine witzige Grabſchrift zu, die ſie auf den Abbé Tétu, der ſie oft zum Stichblatte ſeiner poetiſchen Plaiſanterien machte, verfaßt haben ſoll. Sie lautet:

„Cy gît un Abbé froid et sec,
Dont la vigeur fut endormie.
Dans les derniers tems de sa vie,
Il ne lui restait que le bec,
Dont il bequetait son amie.“

Eine andere für den Herzog von Richelieu heißt:

„Cy gît Armand; l'amour pour faire piece aux belles,
Lui donna son souris, son carquois et les ailes.“

Auf den ſchon mehrfach genannten Abbé Tétu machte ſie, wie uns in den Memoiren mitgetheilt wird, auch noch ein niedliches Gedicht, welches eine Aehnlichkeit des angeführten Poeten mit der Magdalena auf dem Schilde einer Dorfſchenke zum Gegenſtande hat. Man ſchreibt es:

Est-ce pour flatter ma peine
Que dans un vieux cabaret
Croyant voir la Madelaine,
Je trouve votre portrait.

La marque d'amour me touche.
J'en aime la nouveauté:
On vous a fait femme et louche,
Sans nuire à la vérité.“

Dieſe poetiſchen Neckereien und Scherze waren es hauptſächlich, welche die Würze der heiteren Geſellſchaft

bildeten. Man spottete, hänselte und machte sich lustig in Versen. Man sagte sich: Willkommen und Gute Nacht, wie haben Sie geschlafen und: wie geht es Ihrem Hunde, dem niedlichen Thierchen, in Reimen. Man hatte für Alles eine Strophe, für Alles ein Couplet.

Ich bin niemals glücklicher gewesen, als zu dieser Zeit, das hat die Marquise von Maintenon später sehr oft behauptet, als sie an Ludwigs Seite lebte. Man ehrte, liebte und schätzte sie allgemein. Sie stand, den Schilderungen nach, die man von ihr entwirft, damals in der schönsten Blüthe ihres Lebens. Ihre Bewegungen waren voll Grazie und Würde, ihr Lächeln entzückend, ihre Mienen edel und ihr Auge voll Geist und Glanz.

Was aber hauptsächlich reizend an ihr erschien, das war die Decenz, die in jener Epoche so gern als eine Dummheit ausgegeben wurde, bei der Madame Scarron indeß als eine bezaubernde Eigenschaft mehr angesehen werden mußte, weil man Niaiserie bei ihr nicht voraussetzen konnte. Man lächelte deswegen auch nicht darüber und schalt es albern, sondern man bewunderte vielmehr ihre Züchtigkeit, als man in dem Hôtel d'Albert bei Gelegenheit einer großen Hitze, welche die junge, schöne Wittwe nöthigte, ihren Hals zu entblößen, entdeckte, daß dieser von einer außerordentlichen Schönheit war. Jede andere Frau würde ihn benutzt haben um damit zu trunken und die Blicke der Männer herauszufordern.

Die Madame Scarron aber verbarg und verhüllte ihn, so daß man sich eingebildet hatte, es wäre ein Gebrechen daran zu verstecken. Die Entdeckung der wahren Ursache machte Sensation. Man konnte sich solche Toiletten-Enthaltsamkeit gar nicht vorstellen.

Madame Scarron, sagte man, wie mögen Sie Ihre Kleider bis an das Kinn verschlossen tragen! Sie entziehen den Augen der Welt einen Gegenstand der höchsten Vollendung. Ihr Hals ist ausgezeichnet geformt; lassen Sie ihn frei, damit er bewundert werde.

Nicht doch, gab die Wittwe des frivolen Poeten zur Antwort, nicht doch! Ich bin nicht gewohnt mit Aeußerlichkeiten zu triumphiren.

Sie war dies in der That nicht gewohnt. Sie trug niemals Schmuck, sie ging immer sehr einfach und bescheiden gekleidet. Dennoch hatte sie etwas Hoheitgebietendes, etwas Majestätisches in ihrem Wesen. Sie schien prädestinirt an der Seite eines Königs zu stehn.

Die Memoiren erzählen, daß ihr diese Bestimmung auch von einem Astrologen in voraus zugesagt worden sei. Ein Mensch, Namens Barbé, von dem berichtet wird, daß er sich mit der Sterndeuterei beschäftigte, sagte von ihr, als er sie eines Tages sah: Sie ist das Weib eines Krüppels, aber ich weiß es sehr wohl, daß sie geboren ist um Königin zu sein!

Später soll er sein Orakel mehr ausgeführt und geweissagt haben: daß sie viel Kummer und Schmerzen zu

ertragen haben, aber endlich eine Stelle einnehmen werde, deren Beſitz ſie ſich nicht träumen laſſe. Ein König wird Sie lieben, fuhr er fort, und ſie werden die Zügel der Regierung leiten. Irdiſche Reichthümer aber werden Sie nie erwerben.

Als Diejenigen lachten, welche dieſer Weiſſagung beiwohnten, fuhr der Sterndeuter auf und rief: Worüber lacht man hier? Man thäte beſſer ihr den Saum des Kleides zu küſſen, als über ſie zu ſpotten. Was in den Sternen ſteht, das erfüllt ſich. Eines ſchönen Tages wird die Wittwe Scarron die Königin von Frankreich ſein.

Man weiß nicht, ob Françoiſe d'Aubigné dieſer Prophezeiung Glauben beigemeſſen, nur ſo viel iſt gewiß, daß ſie eine zweite Verheirathung entſchiedener als früher zurückwies. Es war da unter andern ein reicher, durch ſeine Ausſchweifungen ſehr berüchtigter Marquis, der ſich um ſie bewarb. Ich werde alt, ſagte er zu ſich ſelbſt, die Beine verſagen mir den Dienſt und mein Magen leidet an Digeſtionen. Ich muß mich aus der Welt zurückziehen, ich muß häuslich werden. Da mir aber dazu ein Weſen fehlt, daß mir die Füße reibt, das Bett wärmt und mir Unterhaltung verſchafft, ſo will ich mich vermählen. Die Wittwe Scarron, fügte er ſchmunzelnd hinzu, ſcheint mir die geeignetſte Perſon dazu. Sie iſt hübſch, hat Geiſt und beſitzt Uebung in der Krankenpflege. Ich glaube man kann einen Antrag wagen.

Er that es durch Vermittlung der Marſchall d'Albert. O, meinte Dieſe, der Marquis iſt eine gute Partie. Man kann ihn leicht beherrſchen. Was aber die Hauptſache iſt, er hat ein großes Vermögen. Gewinnen Sie ſich das, liebe Freundin. Sie können es brauchen.

Ich danke, entgegnete Madame Scarron, der Mann gefällt mir nicht. Er iſt ſittenlos, ohne Glauben und Geiſt; ein häßlicher Krüppel.

Eh bien! rief die Frau Marſchall, was war denn Scarron? Ich glaube, es iſt kein großer Unterſchied zwiſchen Einem, der die Gicht hat und Einem, der an der Waſſerſucht leidet!

O doch, erwiderte Françoiſe mit weinenden Augen, o doch! Der Letztere iſt nichts als ein reicher Wüſtling, der Erſtere aber war ein genialer Dichter, deſſen Ruhm mein Stolz und die Urſache meiner Penſion iſt.

Dieſe Penſion aber dauerte leider nicht lange. Die Königin Mutter ſtarb und Madame Scarron fand ſich darauf wieder in ihre alte Verlegenheit zurückverſetzt. Ihre ängſtlichen Kümmerniſſe, Thränen, Bitten und Geſuche fingen aufs Neue an; blieben aber lange Zeit eben ſo vergeblich, wie das erſte Mal. Endlich erhielt ſie, wie ſchon erzählt worden iſt, die Summe vom Könige durch Vermittlung der Marquiſe von Montespan bewilligt.

Dadurch wurde ſie auf's Neue in Stand geſetzt ſorgenlos und glücklich zu leben. Lachen Sie wieder, dichten Sie wieder, ſagten ihre Freunde, Sie brauchen ſich keine

trüben Gedanken mehr zu machen. Alle Noth hat ein Ende, aller Gram iſt aus. Die Zukunft iſt heiter, das Leben bietet Ihnen nur glückliche Stunden dar. Alſo fort mit dem Ernſte, der triſten Stimmung, der Melancholie!

Ich bin nicht traurig, ſagte Madame Scarron, ich bin nur fromm. Ich denke an Gott, an das Jenſeit, an's ewige Leben!

Fi donc! rief man von allen Seiten, fi donc, das iſt abſurde! Wer giebt ſich mit ſolchen Dingen ab, wenn die Sonne ſcheint, die Erde blüht, die Wangen glühn! Dazu behält man Zeit im Alter, wenn die grauen Haare kommen, das Podagra, die Runzeln im Geſicht!

Wie bald ſind dieſe da! gab Françoiſe zur Antwort. Ich weiß nicht, ich kann mich meiner Neigung zur frommen Betrachtung nicht entziehen. Alles giebt mir Veranlaſſung dazu: der blaue Himmel, die weißen Wolken, die rauſchenden Waſſer.

Das wird vorübergehen, meinten die Freunde.

Vielleicht, ſprach Françoiſe, vielleicht!

Indeß, es war dies nicht der Fall. Sie wurde immer penſiver, immer ſtiller. Endlich ließ ſie ſich Abbé Gobelin kommen.

Dieſer Abbé Gobelin war ein ſeltſamer Menſch. Vom Hauptmann der Reiterei zum Mitglied der Sorbonne geworden, ſuchte er das Heil ſeiner Seele in der ſtrengſten Buße, in der größeſten Enthaltſamkeit. Er

verwarf alle Freuden, alle Vergnügungen, alles Glück. Das Lächeln galt ihm wie eine Sünde, der Scherz für ein Verbrechen. Man muß an nichts, als an die Seligkeit des Himmels denken, sagte er.

Diese Seligkeit des Himmels aber war lächerlich damals. Man zuckte die Achseln darüber. Indeß sie sollte zu Ehren, sie sollte in Mode kommen. Es ist eine alte Beobachtung, daß sich die Gegensätze berühren. Der eine Contrast erzeugt den andern. Hier in Frankreich sehen wir dies sich aufs Neue bethätigen. Mitten im Schooße der ausschweifendsten Frivolität erhob sich auf einmal die Frömmelei, der Pietismus, die Schaar der „dévots."

Als das große Genie derselben erscheint vor allen die Madame Scarron. Sie hatte Talent dazu. Ihr Herz war kalt, ihre Seele stoisch, ihr Geist gewandt und fest. Sie hegte keine Leidenschaften, keine Liebe, keinen Geiz, keine Gefallsucht, sie fühlte nur Stolz, nur Drang sich auszuzeichnen.

Diesen Drang befriedigte sie einigermaßen, indem sie fromm wurde. Man bewunderte eine Frau, die voll Jugend, Schönheit und Geist es über sich vermochte, dem weltlichen Glanze zu entsagen.

Ach, die Freuden sind so schön, sagte man. Wie glücklich im Schooße eines Geliebten zu liegen, im Taumel der Geselligkeit zu schwelgen! Der Becher schäumt, die Sterne glänzen, die Augen glühn! Wohlan, laßt uns fröhlich sein!

Aber dieſe Fröhlichen kannten die Zukunft nicht. Sie küßten und koſten die Nacht hindurch, aber ſie ahndeten nicht, daß am Morgen alles anders ſein konnte. Die Roſen welkten, die Lippen bleichten, die Geſänge verſtummten. Ludwig der Vierzehnte wurde alt und mit ihm ſeine ganze Epoche, ſein ganzes Reich, eine ganze Welt.

Dieſes Altwerden Frankreichs ſah Françoiſe d'Aubigné voraus. Sie hatte einen hiſtoriſchen Inſtinkt dafür und mit dieſem wurde ſie jene weltberühmte, allmächtige Frau, als welche wir ſie bald an der Seite des Königs werden erſcheinen ſehen.

Wie Dieſer ſie hatte kennen lernen, haben wir bereits erzählt. Er brauchte Ruhe für ſein Gewiſſen, Ernſt für ſeine Reue. Die Marquiſe von Maintenon *) gewährte ihm Beides. Sie wußte vortrefflich zu ſprechen, beſſer als der Beichtvater La Chaiſe, denn ſie war eine Frau; eine Frau von Verſtand und dann eine ſchöne Frau. Eigenſchaften, die Ludwig zu ſchätzen wußte.

Er liebte es: ſie reden zu hören. Ihre Stimme, ihre Bewegungen, ihre Grundſätze entzückten ihn. Sie

---

*) Sie erhielt dieſen Namen von einem Schloſſe dieſes Namens, das ſie an ſich kaufte. Da dies ſchon zu einer Zeit war, wo ſich die Neigung des Königs für ſie erklärte, hieß man ſie, wie die Frau von Sevigné ſchreibt: Madame de Maintenant.

unterhielt sich mit ihm von den Freuden des Himmels, von den Engeln Gottes, vom jüngsten Tage.

Ach Madame, sagte er, wenn er ging, warum kann ich Sie nicht immer um mich, nicht stets zu meiner Seite haben?

Es geht nicht, erwiderte sie. Im Gegentheil, Majestät, wir müssen uns trennen. Ihre Besuche fallen auf. Man zischelt sich in die Ohren. Meine Ehre steht auf dem Spiele.

Freilich, dachte Ludwig, sie hat Recht. Aber trennen nein, trennen kann ich mich nicht von ihr. Ich vermag nicht zu leben ohne sie. Sie fehlt mir überall. Ich werde traurig, wenn ich sie nicht sehe; mir wird bange, wenn ich sie nicht höre. Sie muß bei mir bleiben.

Um dies möglich zu machen, entschloß er sich, sie zur Frau zu nehmen. Die Minister, die Kinder, der Hof, die ganze Welt war dagegen. Aber Ludwig setzte es durch. Er mußte die Maintenon besitzen.

Es war im Winter, in einer finsteren, sternenlosen Nacht, als die Vermählung stattfand. La Chaise, Villarceaux und der Kammerdiener Bontemps waren die Zeugen. Der Letztere holte die Braut und führte sie in die Gemächer des Königs, in denen die Ceremonie vollzogen wurde. Sie waren nur schwach erleuchtet; ein tiefes, ängstliches Schweigen herrschte. Die anwesenden Personen schritten leise über die Teppiche und schienen kaum zu

athmen. Das „Ja“ des Königs wurde kaum vernehmbar.

Viele Geschichtschreiber behaupten, daß es überhaupt niemals ausgesprochen worden sei und eine Vermählung gar nicht stattgefunden habe. Indeß thun dies doch meist nur solche Historiker, die wie Limiers und Larrey von vornherein gegen die Marquise von Maintenon eingenommen sind und sie gern als eine durchaus perfide und schlechte Person erscheinen lassen wollen. Sie meinen: die Heirath sei eine bloße Erfindung ihres Kopfes, ein bloßes Mährchen ihrer Heuchelei gewesen. Sie wollte ihrem Rufe eine misteriöse Ehrenrettung verschaffen. Das ist Alles, was es wahres an diesem Gerüchte hat, heißt es.

Indeß andere Zeitgenossen der Marquise und zwar gerade solche, von denen man eine genaue Unterrichtung in dieser Sache voraussetzen kann, widerstreiten dem. La Fare, der Abbé de Choisy, La Martiniere und Reboulet nehmen die Vermählung als faktisch an. Wenn Voltaire meint, daß sie immer nur für problematisch am Hofe galt, so schrieb er dies gewiß nur in der diplomatischen Absicht: sie weder abzuleugnen noch zuzugeben. Gewiß aber ist, daß sie Niemand bezweifelte. Die Art, wie die Familie des Königs, die Minister, die ganze Welt und der König selbst sie behandelte, beweist sehr deutlich, daß sie, wenn auch nicht die Königin von Frankreich doch die Gemahlin Ludwig des Vierzehnten war.

Die Höflinge erzeigten ihr die höchsten Ehren und

ſuchten etwas darin, ihr wo es nur ging, die Huldigungen einer Majeſtät darzubringen. Die Herzogin von Bourgogne nannte ſie: ma tante und der König: Madame. Es war nicht wohl möglich, ſagt Duclos, die erſte Frau des Königreiches in ihr zu verkennen. Sie ſaß in Gegenwart des Königs auf einer Art von Beichtſtuhl und erhob ſich davon nur auf einen Augenblick, wenn Monſeigneur oder Monſieur eintraten. In ihren Zimmern empfing ſie die „princes et princesses du sang“ nur dann, wenn ſie beſonders um Vortritt gebeten.

Uebrigens waren dieſe ihre Zimmer neben denen des Königs. „Le roi, heißt es in den Memoiren, lui donna un appartement de distinction et a portée du sien.“

Anfangs glaubte man, daß dies nur auf einige Tage geſchehe, da es aber für immer blieb, war damit natürlich ihre Herrſchaft entſchieden.

Dieſe zeigte ſich denn auch deutlich genug. Der ganze Hof veränderte ſich. „Die von der Genußſucht erdachte Decorirung des Zimmers zu Zeiten der La Vallière, Fontanges und Montespan ſagt Thereſe in ihrem Buche „Paris und die Alpenwelt,“ vom Schlafkloſet des Königs ſprechend, ein ganzes Heer von Cupidos und Grazien, einen wahren Venustempel ſchaffend, änderte ſich plötzlich unter den ſtrafenden Blicken der Maintenon. Die Grazien entflohen, Amor verſchwand erſchreckt; die Spitzendecke von Teleble machte einem dunklen Gewebe

Platz, auf dem die Fräulein von Saint-Cyr das Opfer Abrahams gestickt hatten.«

Die Jagden, die Feste, die Bälle hörten auf sinnbetäubend und frivol zu sein. Alles bekam ein ernstes, gemessenes Ansehen, das Vergnügen sogar. Man schaffte die Schminke ab, die schamlosen Trachten, die überladenen Geschmeide. Sogar die Liebhaber kamen aus der Mode, wenigstens die öffentlichen. Man suchte keine Ehre mehr in der Außerachtlassung jeder Moral und Sitte. Man befliß sich gesetzt und ehrbar zu sein. Man besuchte die Kirchen, die Messen, die Feierlichkeiten der Religion. Alle Welt zeigte Reue und Gewissensskrupel, alle Welt that Buße.

Es war erstaunlich in dieser Zeit den Hof zu sehen. Er schien wie ausgetauscht, wie umgewandelt. Die Koketten, die Libertins, die entblößten Brüste, die verführerischen Mienen, die skandaleusen Gespräche waren verschwunden. An ihrer statt sah man gute Heilige, fromme Leute, gesenkte Blicke und gefaltete Hände. Der König betet, hieß es, wohlan, laßt uns niederknien.

Dieses Niederknien geschah, wie früher das Sentimental- und Frivolsein geschah, aus niederem Schmeichelsinn für den König. Der König hatte nicht umsonst gesagt: l'état c'est moi. Wenn er lachte, war ganz Frankreich heiter; wenn er zürnte, ballte der ganze Staat die Faust; wenn er jammerte, klagte das ganze Königreich. Das ganze Königreich war damals nichts als eine Antichambre

Ludwig des Großen, die ganze Nation nichts als sein Kammerdiener. Sie lauschte nur seinen Winken, sie kannte nur seinen Willen. Sie war augendienerisch und schlecht Sie buhlte um seine Gunst.

Seine Gunst trachtete sie zu gewinnen, damals als sie zu Zeiten der La Vallière in die Sterne sah und vom guten Herzen sprach. Seine Gunst trachtete sie zu gewinnen damals, als sie im Glücke der Montespan alle schamlosen und unzüchtigen Dinge beging. Seine Gunst trachtete sie zu gewinnen, jetzt, wo sie unter der Leitung der Maintenon die Augen gen Himmel drehte und von Gott und dem ewigen Leben sprach.

Es war keine innerliche, feste Ueberzeugung, die sie demüthig und fromm machte, es war nur das Bestreben, dem Monarchen zu gefallen.

Duclos erzählt, daß eines Tages, als der König in die Kapelle zum Gebete wollte, die Stufen und Gänge zu derselben wie immer mit Betenden und Knieenden angefüllt waren. Daß aber, als der Hauptmann der königlichen Garde der Wache mittheilte, der Regent werde heute nicht kommen, einen Augenblick darauf fast sämmtliche Büßer und strenggläubige Christen verschwunden waren.

Ludwig aber ließ sich davon nicht irre machen, er hing Crucifixe in seine Zimmer, betete, unterhielt sich mit der Marquise von Maintenon und baute endlich auf deren Anregung das berühmte Fräuleinstift Saint-Cyr.

Es war am ersten Mai 1685, als man diesen Lieb-

lingsgedanken der Françoise d'Aubigné anfing in's Werk zu richten. Zweitausend sechshundert Menschen sollen daran gearbeitet haben, ihn wie über Nacht aus dem Nichts hervorzuzaubern. Der König sowohl als die Marquise besichtigten den Bau fast täglich und konnten die Stunde nicht abwarten in der er vollendet dastehen würde.

Endlich war er fertig. Die Maintenon, die bisher die Erziehung nur im Kleinen getrieben, sah sich nun in den Stand gesetzt, ihrer wie es scheint: angeborenen Neigung, im Großen nachzuhängen. Sie ließ Programme und Reglements entwerfen, sie prüfte die Lehrerinnen, sie wählte die Zöglinge aus. Es war eine Beschäftigung, die sie gänzlich anfüllte und einnahm. Um auch den König anhaltend dafür zu interessiren, wußte sie es einzurichten, daß bald nach Entstehung der Anstalt eigenthümliche und den alten Monarchen fesselnde Feierlichkeiten darin begangen wurden.

Sie veranstaltete nämlich, daß die jungen blühenden Kostgängerinnen von Saint-Cyr theatralische Vorstellungen gaben, zu denen man die „Marianne," „Polieuct" „Iphigenie" und andere Stücke wählte. Da dieselben glückten und sie unter andern an Racine schreiben konnte: „Nos petites filles viennent de jouer votre Andromaque, et l'ont si bien jouée qu'elles ne la joueront de leur vie ni aucune autre de vos pieces," so feuerte das den Dichter so heftig an, daß er für Saint-Cyr allein noch seine „Esther" und seine „Athalie" schrieb.

Dieſe beiden Stücke wurden mit außerordentlichem Glanze und großem Pompe aufgeführt. Die Zuſchauer jauchzten und zollten den rauſchendſten Beifall, deſſen Aeußerung auch wieder nichts anderes als die Bethätigung jenes Schmeichelſinnes war, von dem wir ſchon einmal geſprochen und welcher damals ganz Frankreich charakteriſirte. Er applaudirte und klaſchte hier jenen Ausſprüchen und Sentenzen, deren Inhalt und Kern nichts anderes, als das überſchwänglichſte Lob und die unverſchämteſte Ruhmrederei auf die Thaten des Königs waren.

Jene Fürſten des Orients, jene Alexander, jene Antoine, jene Sieger und Triumphatoren, ſie ſollten nichts als einen Abglanz Ludwigs des Großen darſtellen. Damit aber die Deutung ja nicht unmöglich oder ſchwierig ſei, wußte man es möglich zu machen ihnen die griechiſchen und römiſchen Kleider zu nehmen und ſie einzuhüllen in die Mode jener Zeit, in die Trachten Louis quatorze's.

Dies allein war der Grund, der die Veranlaſſung gab, den Helden der klaſſiſchen Zeit ihren Faltenwurf, ihr Schwert und ihre Sandalen zu nehmen und ſie zu bekleiden mit den hohen Perrücken, den goldbrokatnen Kleidern und den Galanteriedegen des Hofes. Es ſollte und mußte äußerlich erkennbar ſein, daß dieſe Potentaten des Morgenlandes, dieſer ewige Ruhm, dieſe unſterbliche Größe niemand anders, als der regierende König von Frankreich ſein könne. Wie das ganze Volk, die ſämmtliche Nation zum Speichellecker geworden, ſo war es

auch die Poeſie. Die Poeſie verſchmähte kein Mittel und keine Gelegenheit, ſich vor dem Gotte Frankreichs in den Staub zu werfen.

Es iſt bekannt von Racine, daß er an einem ungnädigen Blicke Ludwig's ſtarb. Ludwig war ſein Alles. Er beſang ihn, wenn er Verſe auf die Sonne machte, wenn er von der Roſe ſprach, vom Löwen dichtete. Der Taumel der Begeiſterung hatte ihn erfaßt; er trat auf als das glänzende Genie der Schmeichelei, das in allen ſeinen dichteriſchen Produktionen nur den einen Gedanken hatte: Ludwig zu verherrlichen; nur den einen Zweck: ſeine Größe zu predigen.

Neben dieſer Größe gab es nur noch eine in der Welt, die Maintenon. Der König liebte ſie, der König ließ ſie den Platz an ſeiner Seite einnehmen. Was bedurfte es mehr, um Racine für ſie zu begeiſtern und ſchwärmen zu machen? Sie wurde ſein Ideal aller weiblichen Größe, aller weiblichen Tugend.

„Je ne trouve qu'en vous je ne sais quelle grace,
Qui me charme toujours, et jamais ne me lasse:
De l'aimable vertu doux et puissans attraits!"

oder:

„Oui, vos moindres discours ont des graces secretes.
Une noble pudeur à tout ce que vous faites,
Donne un prix que n'ont point ni la pourpre ni l'or."

ſang er unter anderm, um der Neigung des Königs gleichſam eine dichteriſche Verklärung zu geben. Alles

in ſeinen Werken bezog ſich auf Dieſen. Seine Verſe trugen alle auf den Wellen ihrer ſtolzen, prächtigen Rhythmen den Namen und den Ruhm Ludwig des Großen. Ueber ihn vergaß er Gott, Welt und Ewigkeit.

Würdig zur Seite in dieſer Beziehung ſteht ihm Boileau, der die Geſchichte dieſes Monarchen ſchrieb und ſie ihm ſelber vorlas. Da gab es ebenfalls nur Glanz, nur Triumph, nur Glück.

„L'Univers sous ton règne a-t-il des malheureux?“ ſang er ihm zu in derſelben Zeit, in welcher Louis das Edict von Nantes widerrief.

Dieſer Widerruf war „l'acte le plus terrible de cette dévotion fanatique“ wie Duclos ſagt, in welche der alternde König verfallen war. Er wollte auch über die Gewiſſen ſeiner Unterthanen allmächtig ſein und nur denjenigen Glauben gelten laſſen, dem er ſelber anhing. Was galt ihm Ueberzeugung, Heil und Seelenfrieden? Man bete, wie ich, ſagte er, denn ich bin unfehlbar!

Dieſe Unfehlbarkeit aber wurde doch nicht ganz und überall anerkannt. Man widerſtritt, trat dagegen auf und man proteſtirte. Da dies aber Alles nichts half, wanderte man aus. Frankreich, das durch Kriege, Luxus und Feſte faſt zum gänzlichen Ruine gebracht worden war, wurde nun entvölkert und von ſeinen beſten Bürgern entblößt. Umſonſt ſtellte und hielt man dies dem Könige vor. Er achtete nicht darauf; er ſagte: „Mon royaume se purge!“

Die Marquiſe von Maintenon aber, die vielleicht die Einzige geweſen wäre, ihn von ſeiner grauſamen und unpolitiſchen Handlung zurück zu bringen, verſuchte dies nicht, weil ſie wahrſcheinlich fürchtete, bei den ſtrenggläubigen Katholiken ſich verdächtig zu machen. Dieſe hatten nicht vergeſſen, daß ſie im Schooße des Calviniſmus geboren und erſt ſpäter zur alleinſeligmachenden Kirche zurückgekehrt war. Eine dringende Bitte, ein flehendes Wort hätte ſie beim ganzen Clerus verhaßt machen können. Der Père La Chaiſe mußte in der Beichte jede dieſen Punkt betreffende Aeußerung, die von ihrer Seite ausging, vom Könige erfahren, denn Dieſer würde ſich darüber ohne Zweifel Rath bei dem Prieſter erholt haben. Dieſer Prieſter aber, war er nicht ein Werkzeug der Jeſuiten? Zitterte er nicht vor einer Macht, der er diente? Sicherlich, er würde nicht angeſtanden haben: ſie anzuklagen, um ſeine Stelle und das ihm von der Brüderſchaft geſchenkte Vertrauen zu behalten. Was alſo ſollte ſie thun? Sie mußte den Widerruf geſchehen laſſen. Daß ſie auf ihn beſtanden, glauben wir eben ſo wenig wie der Verfaſſer ihrer Memoiren, nur gehen wir nicht ſo weit wie er bei dieſer Gelegenheit zu erklären, daß ſie ſich überhaupt wenig um die Staatsgeſchäfte bekümmert und im Ganzen nur von geringem Einfluſſe darauf geweſen ſei.

Dieſe Annahme muß als eine völlig falſche und unbegründete zurückgewieſen werden. Ludwig, der immer von ſeiner Umgebung abhing, hing natürlich auch von

der Marquise von Maintenon ab. Ja, von ihr gerade mehr als von irgend Wem in der Welt, denn sie war eine Person, die ihm imponirte und Respekt einflößte. Sie hatte sich nie etwas in seinen Augen vergeben. Sie war kalt, ruhig und streng. Sie wußte nichts von den Thorheiten einer Liebe, von den Exzessen einer Leidenschaft. Sie verlor nie die Gewalt über sich. Diese Herrschaft aber über sich selbst, war zugleich auch die über den König. Daß sie sich äußerlich davon nichts merken ließ, erscheint natürlich. Sie kannte ja seine Eitelkeit. Sie mischte sich daher nie vorlaut und brüsk in die Verhandlungen und Minister-Conseils, die in ihrem Beisein abgehalten wurden, sondern wartete ruhig bis er sie fragte oder ihre Meinung verlangte.

Er hatte eine so hohe Idee von ihrer Urtheilskraft, erzählen die Memoiren selbst, daß er eines Tages zu ihr sagte: „**On donne aux papes le titre de Sainteté, aux rois celui de Majesté, celui d'Excellence a un ambassadeur; il faudrait vous appeller Votre Solidité.**“

Diese Solidité, diese Urtheilskraft war es, die Louis quatorze sehr wohl fühlen und anerkennen mußte. „**Qu'en pense votre solidité?**“ fragte er oft, wenn es irgend eine Entscheidung über einen Gegenstand von Wichtigkeit galt. „**Consultons la raison!**“ sagte er, wenn er über eine Angelegenheit mit den Ministern nicht einig werden konnte.

„La raison," „votre solidité" wandte sich dann gewöhnlich von ihrem Buche oder der Handarbeit, mit der sie beschäftigt war, ab, um in kurzen, bestimmten Worten ihre Ansicht über die Dinge, die man verhandelte, darzulegen. Sie war gewöhnlich klar, deutlich und einleuchtend, so daß man ihre Nützlichkeit sehr leicht einsehen konnte.

„Sie haben Recht, sagte dann der König, wir werden uns darnach richten." Die Marquise aber erwiederte: Ich glaube Euer Majestät werden gut daran thun, denn meine Worte waren nur das Resultat einer Unterredung die wir neulich über diese Sache pflogen. Erinnern Sie sich Majestät: es sind Ihre Gedanken. Wie sollte ich dazu kommen? „Ce sont des affaires d'État, qui ne sont point de mon ressort"

Der König erinnerte sich denn auch wirklich. Ja wohl, gab er zur Antwort, wir sprachen von so etwas. Es fiel mir nur gleich nicht bei. Mein Gedächtniß wird schwach. Das Ihrige aber, Madame, ist glänzend, Sie haben meine Worte gut behalten.

Das ist kein Wunder, fügte die Marquise bei. Was ein Ludwig der Große gesprochen, das vergißt man nicht.

Sie sind sehr artig, Madame, replicirte Dieser mit einem glücklichen Lächeln.

Es ist die Wahrheit, schloß die Maintenon.

Solche Auftritte ereigneten sich fast täglich. Ludwig, mußte immer mit jenen „paroles de soie" angesprochen werden,

von welchen in der damaligen Satyre »Parisalis« (Reine de Perse) die Rede ist und welche stets eine Huldigung für ihn enthielten. Die Marquise von Maintenon, die eben in jener Königin von Persien geschildert wird, verstand es, ihn damit zu leiten und zu fesseln. Sie kannte seinen Ehrgeiz, seine Sucht nach Schmeichelei und wußte, daß sie nur dadurch Einfluß auf ihn haben und behalten konnte. Sie übte denselben aber auf das Entschiedenste aus, denn es ist bekannt, daß sie es war, die Minister und Generäle ernannte und in ihren Briefen an Gesandte fast die ganzen auswärtigen Angelegenheiten leitete. Ihre Briefe, die gedruckt erschienen, sind die besten und schlagendsten Beweise dafür. In ihnen, besonders in denen an die Prinzessin des Ursins in Madrid und an Philipp den Fünften von Spanien, beweist sie ihre ganze politische Wichtigkeit. Sie ertheilt hier Rathschläge und spricht Maximen aus, die eine große geistige Ueberlegenheit bekunden und es klar an den Tag bringen, daß allein sie es war, welche die Zügel der Regierung lenkte, wenn sie auch schon von den Händen des Königs gehalten wurden.

Dieser, der allerdings das Talent besaß, große und pomphafte Aussprüche zu thun, sprach auch die denkwürdigen Worte aus: „Enfin les Pyrenées sont fondues.“ Aber diejenige Person, die am meisten dazu that, daß sie überwunden blieben, war die Marquise von Maintenon. Sie war unermüdlich, dem phlegmatischen Philipp zu rathen und zu helfen. Unter anderm schrieb

ſie auch einmal an ihn „Je me souviens, que vous disiez un jour dans mon cabinet, qu'il fallait contraindre la jeunesse. Voici le tems se mettre cette maxime en pratique.“

In dieſem Anrathen zeigt ſich uns zuerſt die Furcht vor der Jugend, in welcher die kommende Revolution empor wuchs. Die Fürſten der damaligen Zeit ahneten dunkel die Geburt eines Mirabeau, Robespierre und Napoleon. Die Maintenon aber war es, die dieſe Ahnung zuerſt zur Warnung machte und ſagte: ihr müßt die Jugend unterdrücken; ihr müßt wie Herodes die Kindlein tödten, vielleicht, daß ihr die Revolution vernichtet.

Die Revolution aber läßt ſich nicht vernichten, ſie wächſt und keimt unter den Feſten, Ausſchweifungen und Laſtern der Könige fort. Eines ſchönen Tages ſteigt dann ein junger Menſch auf einen Tiſch, ſteckt ein Lindenblatt an ſeinen Hut und ruft: Wir müſſen uns empören. Es iſt eine Schande uns tyranniſiren zu laſſen. Die armen Leute, die kleinen Handwerker, die Gaſſenkehrer rotten ſich darauf zuſammen und ein Genie tritt an ihre Spitze, ein Genie, das da ſagt: ich bin der Held der modernen Zeit. Folgt mir nach. Ich habe mich vor Bajonetten nicht zu fürchten, ich brauche mich vor Kanonenkugeln nicht zu ſcheuen. Ich bin gefeit vom Schickſal. Wenn ich ſterbe, ſo werde ich getödtet durch eine Idee; falle ich als beſiegt, ſo triumphirt über mich ein

Princip; wenn ich unterliege, ſo begraben mich die Trümmer, die ich gehäuft!'

Dieſe Trümmer, unter denen ſpäter Mirabeau, von dem Jules Janin behauptet, daß Frankreich niemals einen Robespierre und einen Napoleon gekannt haben würde, wenn er länger am Leben geblieben wäre, dieſe Trümmer aber, unter denen ſpäter Mirabeau verſchüttet wurde, damals ſtanden ſie noch in vollem Glanze, in höchſter Glorie. Ludwig der Vierzehnte und Ludwig der Fünfzehnte ſind der Gipfelpunkt des franzöſiſchen Königthums. Die Krankheit, ſagt Duclos, war es allein, welche Louis le Grand daran erinnern konnte, daß auch er nur ein Menſch war.

Sie ſtellte ſich 1686 bei ihm ein. Es bildete ſich eine Fiſtel in ſeinen Eingeweiden, die ihm Schmerzen bereitete, ſo oft er ein Pferd beſtieg und ihn verhinderte, längere Zeit niederzuſitzen. Da alle Medizin und gelinden Mittel nichts halfen, ſo mußte man ſich entſchließen eine Operation ſtattfinden zu laſſen. Sie erfolgte nach langem Zögern und großen Vorbereitungen im Beiſein der Hofärzte, des Père la Chaiſe, des Miniſters Louvois, der Marquiſe von Maintenon und des Kammerdieners Bontems.

Der König bewies ſich den aufbewahrten Berichten nach ſehr ruhig und gemeſſen dabei, obwohl das Experiment kein ganz ungefährliches geweſen zu ſein ſcheint. Die Anweſenden erbleichten, die Marquiſe weinte und

schrie. Ludwig aber bekämpfte den Schmerz und ließ sich keine Klage entschlüpfen.

Er hatte auch hierbei ohne Zweifel seine äußere Repräsentation im Auge, die er nie vergaß und als die Maintenon ihm nach der Kur sagte: Sire, Sie haben viel gelitten, entgegnete er darum mit jener grazieusen Würde, die ihm nicht abgeleugnet werden kann: ja, Madame, weil ich Sie in Aengsten sah.

Indeß die Aengsten hatte er bei dieser Gelegenheit gewiß nicht weniger empfunden, als die Frau, die er darüber tröstete. Der Tod rückte ihm täglich näher. Er raffte schnell nach einander Seignelai, la Feuillade und Louvois aus seiner Umgebung fort.

Colbert war ihnen schon vorausgegangen. Er starb 1683 und zwar wie die Memoiren sagen, als der „seul martyr, que le bien public ait eu: seul Ministre des Finances, qui soit mort dans son emploi."

Der König schrieb ihm, als er auf dem Sterbebette lag, einen langen Brief, worin er seinen Verdiensten das enthusiastischte Lob angedeihen ließ. Das wird ihm die letzten Stunden versüßen, dachte er; er wird glücklich sterben, indem er meine Zeilen küssen kann.

Colbert aber, als er sie bekam, legte sie unerbrochen unter sein Kopfkissen, indem er bemerkte, daß man wenig Sinn für solche Aufmerksamkeiten habe, wenn man nahe daran sei, vor den König aller Könige zu treten.

Ludwig erschrak vor dieser Unempfindlichkeit gegen

ſeine Gnadenbezeigung. Der Tod iſt mächtiger, als mein Wort, ſagte er zu ſich ſelber. Vor ſeinem Nahen ſchwindet mein Anſehn, mein Glanz, meine Macht. Mein Blick kann ihn nicht hemmen; mein Befehl ihm nicht Einhalt thun.

Ach, er ſollte das ſchwer empfinden. Er ſah in weniger als einem Jahre drei Generationen erlöſchen. Der Dauphin, ſein einziger Sohn, ſtarb am 14. April 1711. Der Herzog von Bourgogne, kaum zum Nachfolger deſſelben erklärt, erblich am darauf folgenden 18. Februar, zehn Tage nach dem Ableben ſeiner Frau. Drei Wochen ſpäter am 8. März, hauchte auch der Herzog von Bretagne, der älteſte Sohn dieſer Beiden, ſeinen letzten Athem aus.

Ludwig wurde ſchwer durch dieſe Todesfälle in ſeiner Familie niedergedrückt. Schon der Verluſt der Dauphine hatte ihn ſehr erſchüttert. „Voilà, ſagte er damals zu Monſeigneur, ihn an das Sterbelager ziehend, voilà, ce que deviennent les grandeurs!“

Monſeigneur aber, wie es ſcheint, nahm ſich dieſe triſte Bemerkung nicht ſehr zu Herzen. Er machte ſich im Gegentheil ſeine Wittwerſchaft ſo gut es ging zu Nutze und pflog ein ziemlich öffentliches Verhältniß mit einer Madame de Roure, dann, als Dieſe ihm untreu wurde, bevorzugte er eine damals ſehr berühmte Schauſpielerin de la Raiſin, mit der er eine natürliche Tochter zeugte und endlich feſſelte ihn eine Mademoiſelle Choin,

mit welcher er wie ſein Vater mit der Maintenon, eine Gewiſſensehe einging.

Vergebens warnte und rieth ihm Dieſer von dergleichen Dingen abzuſtehen, vergebens ſagte er: »Mein Sohn, gieb dich nicht den Frauen anheim: du beleidigſt Gott, entehrſt dich bei dem Volke und wirſt im Grunde genommen wenig Freude, ſondern im Gegentheil vielen Kummer gewinnen. Glaube mir das, Sohn, und ziehe Nutzen von meinen Fehlern, damit ich nicht ganz vergebens geſündigt habe.«

Aber er hatte es. Der Dauphin kümmerte ſich nicht um ſeine guten Lehren. Er gab Feten und Feſtgelage, er zechte und trank. Er ſoll leben, der „Bon-homme“ rief er aus, und die „Bonne-vieille“ auch, aber ſie mögen uns mit ihrer Moral verſchonen. Was fangen wir an mit ihr? Wir ſind jung. Uns lacht die Liebe, uns winkt der Wein! Wir haben keine Zeit ihre frommen Regeln zu befolgen.

„Mais que deviendra la France après ma mort?“ rief der König aus.

Ach was, das hat Ludwig der Dreizehnte auch gefragt! meinte Monſeigneur. Es iſt eine alte Geſchichte. Es wird ſchon gehn.

Es wird ſchon gehn, das ſagte Frankreich auch, denn Frankreich liebte eigentlich den Dauphin. Er war ſehr populär, ſchon darum, weil ſein Vater aufgehört hatte es zu ſein. Dieſem verdankte man alle Laſten und

Bürden, die man trug. Dem Dauphin aber konnte man nichts davon in die Schuhe schieben. Er kümmerte sich nicht um den Staat, er dachte nicht an Politik. Wäre diese eine glückliche und ruhmgekrönte gewesen, o, was ist Monseigneur un lâche, un bête würde es geheißen haben. Da sie aber verderblich und entwürdigend war, diese Politik, so freute man sich, daß der künftige König keinen Theil daran nahm. Es ist besser, daß er trinkt und liebt, als daß er im Staatsrathe sitzt, meinte man damals. Er könnte von diesem nur verdorben werden. Seine Herzensgüte würde verloren gehen.

Herzensgüte soll er wirklich besessen haben, dieser Prinz, wenigstens spricht Duclos auf eine sehr ernste und überzeugte Weise davon. Freilich fügt er sogleich auch bei, daß sein Verstand nur unbedeutend und sein Charakter schwach gewesen. Er kannte keine andere Mittel und Wege sich die Langeweile zu vertreiben, als auf die Jagd zu gehen und große Tafel zu halten.

Mit diesen Beschäftigungen und der Liebe zu Mademoiselle Choin füllte er denn auch sein ganzes Leben aus. Die Letztere war Ehrenfräulein bei der Prinzessin Conti - La Vallière, seiner natürlichen Schwester, als er sie kennen lernte. Die Memoiren besagen, daß sie niemals eigentlich schön gewesen sei. Sie soll eine wenig vortheilhafte, ziemlich unverhältnißmäßig starke Gestalt, eine braune Gesichtsfarbe und einen schlechten Gang gehabt haben, welche Mängel aber, wie man schreibt, von schö-

nen Augen, feinen Händen, Güte der Seele und einem unwiderſtehlichen Zauber in der Unterhaltung völlig verſchwinden gemacht wurden. Sie beſaß, den aufbewahrten Schilderungen nach zu ſchließen, alles, was im erſten Augenblick abſchreckt, auf die Länge aber anzieht und feſſelt.

Der junge Prinz ſcheint eine wirkliche, ernſte Neigung für ſie gehabt zu haben, wenigſtens ruhte er nicht eher, als bis er vom Könige die Erlaubniß bekommen hatte, ſich im Stillen mit ihr vermählen zu dürfen.

Dieſe Stille hat ſie denn auch eigentlich nie verlaſſen. Sie machte niemals großen Hof, hielt ſich keine Equipage, verſchmähte Glanz und reiche Dienerſchaft und bewohnte in Paris eine einfache, ſehr beſcheidene Wohnung. Das Anerbieten des Königs, ein Appartement in Verſailles anzunehmen, ſchlug ſie aus, indem ſie es vorzog, in ihrer alten Weiſe das kleine Schloß Meudon zu bewohnen. Hier war ſie denn aber auch ganz, was die Marquiſe von Maintenon in Verſailles. Sie verließ ihren Stuhl keinen Augenblick, wenn der Herzog und die Herzogin von Bourgogne, ſo wie der Herzog von Berri zu ihr zum Beſuche kamen, was ſehr oft geſchah. Auch nannte ſie Dieſe niemals anders, als kurzweg „duc“ und „duchesse,“ das „Monsieur“ und „Madame“ davor ſtets außer Acht laſſend, was ihr durchaus nicht übel genommen wurde, ſondern ihr im Gegentheile die-

ſelben „petites caresses“ zuzog, welche die große und allmächtige Frau an der Seite des Königs erhielt.

Um übrigens die Mademoiſelle Choin ganz und gar zu charakteriſiren, ſagt Duclos, iſt nur nöthig, einen einzigen Zug ihrer Uneigennützigkeit anzuführen. Der Dauphin, erzählt er, gab ihr vor ſeiner Abreiſe zur Armee ein Teſtament zu leſen, in welchem er ihr ſeine ganzen Reichthümer vermachte. Dieſes Teſtament nun aber zerriß ſie, indem ſie ſagte: „So lange Sie mir erhalten bleiben, bedarf ich nichts; ſollte ich aber das Unglück haben, Sie zu verlieren, ſo reichen tauſend Thaler Renten hin, mein Schickſal zu ſichern.“

Dieſen Ausſpruch bewahrheitete ſie bei'm Tode des Dauphins auf das Strengſte. Denn gleich nachdem derſelbe erfolgt war, verließ ſie Meudon und zog ſich in ihre alte, kleine Wohnung in Paris zurück, wo ſie nahe an zwanzig Jahre in größeſter Zurückgezogenheit, nur von wenigen Freunden umgeben und viele gute Werke verrichtend, verbracht hat. Sie ſtarb 1710.

Der König aber gab den Titel ihres Geliebten „Monſeigneur“ an den Herzog von Bourgogne. „Wenn dieſer Prinz zur Regierung gekommen wäre, heißt es im „Règne de Louis XIV“ ſo würde es die der Gerechtigkeit, der Ordnung und der guten Sitten geweſen ſein. Obgleich er nur ſchlecht und mangelhaft erzogen, ſo bildeten ſich ſeine angeborenen Eigenſchaften doch ſo gut und glücklich heraus, daß er zu den glänzendſten Hoff-

nungen Berechtigung gab. Er war von Natur unmäßig, ſagt man von ihm, zornig, heftig, ſtolz, Alles verachtend, hochfahrenden Sinnes und verſchwenderiſcher Laune. Später aber machte er ſich zu einem mäßigen, duldſamen, beſcheidenen, ſparſamen und ſeiner Pflicht eifrig nachhängenden Manne.

Seine Maximen waren: daß die Könige der Unterthanen, die Unterthanen nicht der Könige wegen da ſeien; daß dieſe Gerechtigkeit üben müßten, weil ſie die Wächter der Geſetze wären; daß ſie Belohnungen zu geben hätten, weil dieſe abzutragende Schulden bildeten, daß ſie niemals etwas verſchenken dürften, weil nichts ihr Eigenthum und dies nur auf Koſten der Völker gethan werden könne.

Mit dieſen Grundſätzen wäre ſeine Regierung der Schrecken der Libertins und der Segen der Philoſophen geworden. Frankreich würde ohne Zweifel glücklich unter ihm aufgeathmet haben und die Revolution vielleicht nicht möglich geweſen ſein. Wer weiß es? Wer vermag zu beſtimmen was zwanzig Jahre einer guten Herrſchaft hätten fördern oder verhindern können? Die Urſachen hiſtoriſcher Darlegungen ſind oft nur kleine zufällige Dinge. Eine blaue Schleife kann die Veranlaſſung eines Krieges, der Strumpfband einer Zofe der Beweggrund einer Staatsveränderung ſein. Es läßt ſich darin nichts voraus berechnen. Aber Alles, was in Hinſicht auf den

Herzog von Bourgogne zu hoffen und zu erwarten ſtand, das deutete auf Glück und Frieden für Frankreich.

Der König, der das einſah, liebte und bevorzugte ihn deswegen auch auf das Höchſte. Er befahl den Miniſtern mit ihm zu arbeiten, um ihn in die innerſten Angelegenheiten des Staates einzuweihen. Er iſt der Segen, den ich Europa hinterlaſſe, ſagte er. Ich werde mein Auge mit Ruhe ſchließen können.

Das ſollte er aber nicht; es ſollte vielmehr noch die herbſten Thränen vergießen und den Herzog von Bourgogne in die Gruft legen ſehen. Er und ſein älteſter Sohn folgten, wie ſchon mitgetheilt worden, ſchnell und unverhofft der Herzogin von Bourgogne nach.

Dieſe war ebenfalls der erklärte Liebling des Königs und der Marquiſe von Maintenon unter den weiblichen Mitgliedern des königlichen Hauſes geweſen. Voller Anmuth, Laune und Witz trug ſie oft dazu bei, die triſte Stimmung des Hofes zu heben und eine ſanfte Heiterkeit herrſchend zu machen. Die Geſchichte bewahrt viele von ihren treffenden und guten Einfällen auf, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten zum Beſten gab.

„Savez-vous bien, ma tante, ſagte ſie eines Tages im Beiſein des Königs zur Marquiſe von Maintenon, savez-vous bien, ma tante, pourquoi les reines en Angleterre gouvernent mieux que les rois? C'est que les hommes gouvernent sous le règne des femmes et les femmes sous celui des rois.“

Als man über dieſe „petites folies“ wie man es nannte, die Achſeln zuckte, ſagte ſie lächelnd: „Je sais bien que tout ce que je dis et fais devant le roi, n'a pas le sens commun; mais il lui faut du bruit de ma part, et il en aura. Cela n'empêchera pas, que je ne sois un jour la reine de France.“

Uebrigens hat ſie auch gezeigt, daß ſie ernſt ſein konnte. Als man ſie eines Tages in Marly drängte, im Salon zu ſpielen, während man wußte, daß an den Grenzen die blutigſten Schlachten geſchlagen wurden, rief ſie mit weinenden Augen: „Eh! avec qui voulez-vous que je joue? Avec des femmes, qui tremblent pour leurs maris, leurs enfants, leurs frères, et moi, qui tremble pour l'État?“

Auf ihrem Todtenbette bewies ſie ſich gefaßt und ruhig. Sorgen Sie dafür, daß meine Schulden bezahlt werden, bat ſie die Marquiſe von Maintenon; ich will nicht, daß ſie dem Dauphin zur Laſt fallen. Nachdem ihr dies verſprochen worden und eine von ihren Damen, die alle weinend und ſchluchzend um ſie ſtanden, einmal über das andere Mal rief: „O notre Dauphine! O notre Dauphine!“ ſagte ſie ſtreng: „Ne parlez pas de cela! Aujourd'hui Dauphine et demain rien.“ In ihren letzten Augenblicken aber wiederholte ſie die Bitten um Bezahlung ihrer Schulden und verſcheidend hauchte ſie: „Erinnern Sie ſich manchmal meiner!“

Erinnern Sie ſich manchmal meiner! Dieſe melancholiſchen Worte wiederholten Ludwig und die Marquiſe von Maintenon oft, wenn ſie allein zuſammen ſaßen und die Stühle und Plätze ſahen, von denen ſonſt das heitere Lächeln und die friſchen Scherze der Prinzeſſin zu ihnen herüber geglitten waren.

Es wird recht ſtill um uns, pflegte dann Ludwig zu ſagen, indem er vor ſich nieder ſtarrte und über trübe Stimmungen klagte. Nichts macht mir mehr Vergnügen, rief er, nichts unterhält mich mehr. Madame, ſorgen Sie, daß ich keine Langeweile habe, fügte er dann aufſtehend hinzu. Ich halte es ſonſt nicht mehr aus. Alles verläßt mich, alles verräth mich. Die Sorgen werden mich tödten.

Sorgen! Er hatte nie geglaubt, daß ein König welche haben könne. Als er jung war, ging ihm Alles nach Wunſch. Er wurde angebetet und vergöttert; ſeine Waffen ſiegten; ſein Name erglänzte, ſein Ruhm flog über die ganze Erde. In ſeinen Paläſten und Schlöſſern drängte ſich die Schönheit, die Grazie und Freude. Die Muſik ertönte, die Kerzen flammten, die Herzen ſchlugen. Wie glücklich war er damals! Aber jetzt? Wie elend fühlte er ſich. Die Säle waren ſtill, die Gemächer öde. Die liebſten Menſchen fehlten; die theuerſten Kinder waren todt und lagen in der Gruft.

Erinnern Sie ſich manchmal meiner! hatte die Herzogin von Bourgogne geſagt, das liebe Kind mit dem ſüßen

Lächeln, das Ludwig so oft erheitert hatte. Erinnern Sie sich manchmal meiner! Ach, er that es nur zu oft. Was blieb ihm denn von all' seiner Größe, seinem Glücke, seiner Erhabenheit? Nichts als die Erinnerung, dies blaue Kohlenfeuer der Vergangenheit, an dem sich das Alter das Herz erwärmt. Das Herz, wie war es ehemals geschwellt von Liebe, Illusionen und Träumen! Jetzt, wie leer, wie verödet fühlte es sich! Der Tod hatte ihm die letzten schönen Hoffnungen, die letzten großen Wünsche geraubt, denn er hatte den Herzog von Bourgogne aus dem Lichte des Tages in die Nacht des Grabes gerissen.

Diese Nacht des Grabes aber dämmerte auch vor Ludwig auf: er fühlte es. Wer wird nach mir regieren, fragte er sich. Wer wird meine Fehler verbessern, meine Thorheit vergessen machen, Wer? Drei Dauphins starben kurz nach einander, der vierte ist ein schwaches, hinschmachtendes Kind, daß ihnen jede Stunde nachfolgen kann. Wer bleibt, um zu regieren? Niemand, als der Herzog von Orléans, den er nicht liebte, den die Welt anklagte, seine Verwandten vergiftet zu haben und von dem er selber gesagt „C'est un fanfaron de crimes."

Die späteren Geschichtschreiber haben ihm mehr Gerechtigkeit angedeihen lassen und nicht verkannt, daß er Geist, Urtheilskraft und große Talente hatte. Seine eigene Mutter sagte von ihm, daß bei seiner Geburt alle Feen an ihr Bett geladen worden wären und daß ihn

jede derſelben mit einer guten Eigenſchaft ausgeſtattet habe. Er beſitzt ſie alle, meinte ſie, unglücklicher Weiſe aber iſt eine alte Zauberin zu bitten vergeſſen worden; dieſe nach den andern kommend, rief: ja, er mag ſie alle inne haben, nur die Eine nicht, einen guten Gebrauch davon zu machen.

Einen guten Gebrauch ſeiner trefflichen Eigenſchaften hat er denn auch wirklich nie gezeigt. Er war ausſchweifend und wüſt. Er lebte in einer ſteten Zerſtreuung, einem ewigen Lärmen. Sitte und Ordnung widerten ihn an. Ihm wurde nur im Trubel, im Geſchrei, im Gläſerklingen wohl zu Muthe, deswegen umgab er ſich denn auch mit einem Gefolge von Wüſtlingen, Trunkenbolden, und Händelſuchern, die er ſeine „roués“ benannte.

Mit ihnen und ſchlechten Frauenzimmern verbrachte er ſeine meiſte Zeit. Daß er in dieſem Umgange keinen geiſtigen Aufſchwung und feine Lebensart lernen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Im Gegentheile: er nahm davon die roheſten Manieren und ſchlechteſten Geſinnungen an. Zweideutigkeiten und Zoten waren ihm ſo zur Gewohnheit geworden, daß er ſie ſelbſt in Gegenwart des Hofes und des Königs nicht laſſen konnte. Die Gräfin Sabran ſagte ihm deswegen eines Tages bei Tafel, daß es ſcheine: Gott habe, nachdem er den Menſchen geſchaffen, aus einem übrig gebliebenen Reſte von Schmutz die Seele der Prinzen und Lakaien geformt.

Weit entfernt dieſen Ausſpruch übel zu nehmen, lachte der Herzog von Orléans vielmehr darüber aus vollem Halſe und meinte: es ſei gleichgültig ob er wahr oder falſch, „plaisant“ erſcheine er jedenfalls. Auch als ein Pfarrer von Saint-Côme in einer Predigt ein ſehr derbes und abſchreckendes Bild, das Jedermann erkennen mußte, von ſeinen Laſtern entwarf, erzürnte er nicht darüber, ſondern rief: Was kümmern ſie ihn! Ich gehöre nicht in ſein Kirchſpiel!

Dieſe Laſter aber, die den Prieſter nicht kümmern ſollten, waren nicht ganz gewöhnlicher Art. Man klagte den Herzog an, daß er in einem unnatürlichen Verhältniſſe zu ſeiner eigenen Tochter ſtehe und drängte ihn deswegen, ſie an den Herzog von Berri zu verheirathen. Als die Gemahlin deſſelben, wurde ſie ſpäter berüchtigt durch ihre Thorheiten und Ausſchweifungen. Eine wahnſinnige Neigung, die ſie für den Stallmeiſter ihres Mannes, La Haye, faßte, ſkandaliſirte ſie vor der ganzen Welt. —

Der Herzog von Orléans, ſtatt dem allen entgegen zu arbeiten, ließ vielmehr ſeine Tochter ungehindert gewähren. Er hatte zu viel mit ſeinen eigenen Laſtern zu thun, wie ſollte er denen Anderer ſteuern? Laßt Jeden machen, was er will, ſagte er. Es kümmert mich nicht!

Um ſo mehr aber kümmerte es den König. Er ſah ſeine Sünden in den Geſchlechtern nach ihm wuchern. Er konnte ihnen keinen Einhalt thun und war doch auch

noch nicht zu jenem Uebermuthe gelangt, der ſich in ſeinem Nachfolger zu dem lachenden Ausſpruche ſteigerte: **Après nous le déluge!**

Im Gegentheile, er fühlte die Wucht ſeiner Verantwortung. Er ſeufzte und weinte. Die Guten und Tugendhaften ſterben, ſagte er zu ſich ſelbſt, am Peſthauche der Zeit, die ich geſchaffen habe. Nur die Schlechten und Laſterhaften gedeihen. Der Herzog von Bourgogne, ſein Weib und Kind liegen im Sarge, aber der Herzog von Orléans und ſeine Tochter leben und glänzen!

Ach, das machte ihm trübe Gedanken. Verdüſtert aber wurden ſie noch durch das Unglück im Kriege, durch verlorene Schlachten und genommene Feſtungen. Er, der früher ſo oft die Bedingungen des Friedens diktirte, war jetzt ſo tief herunter gekommen, daß er ihn erflehen mußte ohne ihn erhalten zu können. **„Je ne puis faire ni la paix ni la guerre“** rief er mit weinenden Augen im Staatsrathe aus.

Und in der That, er hatte Recht. Er konnte weder Frieden machen, noch Krieg bereiten. Zum Letzteren fehlten ihm die Mittel, die Feldherrn, das Glück. Der Erſtere zwang ihn zu der Schmach alle früheren Eroberungen und Beſitznahmen aufzugeben. Gab er ſie aber auf, wozu hatte er dann die Finanzen erſchöpft, die Provinzen entvölkert, das Blut ſeiner Unterthanen vergoſſen? Wozu nutzten dann ſeine Siege, ſeine Triumphe, ſeine glorreichen Thaten? Zu nichts! Sie waren dann

nur die lächerlichen Hebel und Kulissen eines kurzen Ruhm-Sommernachttraumes gewesen, den man mit einem langen Wintermährchen der Enttäuschungen und Verluste büßte.

Dieses lange Wintermährchen der Enttäuschungen und Verluste erreichte für Ludwig mit dem Rastadter Vertrage seine höchste Wahrheit. Madame, voilà le comble" sagte er zu der Marschallin von Villars, deren Mann ihn in seinem Auftrage unterzeichnet hatte.

Zu diesem „comble" kamen noch kirchliche Wirren und eine Hungersnoth hinzu. Das Ausland machte sich lustig über den König, die Angesehenen seines Reiches schalten ihn und das Volk schrie nach Brod. Welch ein Ausgang für Ludwig! Er war der Vielgeliebte, der Große, das Genie seiner Zeit genannt worden und nun am Abend seines Lebens, für was galt er anders, als für den Lächerlichen, den Beschimpften, den Verwünschten.

Welche Stunden mag er zugebracht und welche üble Stimmungen und böse Launen mag die Marquise von ihm zu ertragen gehabt haben? Man erzählt, daß sie um diese Zeit viel geweint und oft gerufen: man weiß nicht, daß ich vor Traurigkeit sterbe. Oft, wenn sie aus gewesen, soll sie wieder gekommen sein, ohne Börse, ohne Handschuhe, ohne Uebertuch, weil sie das alles den Armen gegeben, die ihren Weg belagerten. Ludwig schalt sie dann darüber und rief, wenn sie zu ihrer Vertheidigung

ſagte: daß das Volk hungere, ich weiß es. Es iſt meine Schuld!

Dieſe Schuld drückte ihn ſchwer. Endlich erlag er ihr. Sein Ende nahte. Er ließ den kleinen Dauphin vor ſich bringen und ſagte zu ihm:

„Mein liebes Kind, nicht mehr lange wird es dauern, ſo wirſt Du König von Frankreich ſein. Was ich Dir am meiſten als ſolchem anempfehle, das iſt: niemals Deine Verpflichtungen gegen Gott zu vergeſſen. Erinnere Dich ſtets, daß alles, was Dir wurde, von ihm herrührt.“

„Siehe vor allem den Frieden mit den Nachbarſtaaten aufrecht zu erhalten.“

„Ich habe leider den Krieg zu ſehr geliebt; ahme mir darin nicht nach, ebenſo wenig wie in den Ausgaben, die ich gemacht.“

„Nimm Rath in allen Dingen an, aber nur den beſten darunter befolge.“

„Fördere Dein Volk, ſo viel Du kannſt, und führe aus, was ich ſelbſt zu thun unterlaſſen.“

Indem er hierauf dem zukünftigen Könige noch die Dankbarkeit gegen ſeine Erzieherin, die Frau von Ventadour, an's Herz gelegt hatte, entließ er ihn, indem er ihm ſeinen Segen ertheilte.

Als er gleich darauf ſeinen Hof verabſchiedete, ſprach er: „Ich bitte Sie Alle um Verzeihung, des ſchlechten Beiſpieles wegen, das ich Ihnen gegeben; danke Ihnen für Ihre Dienſte, Anhänglichkeit und Treue und bedaure nur,

nicht alles für Sie gethan zu haben, was ich für Sie habe thun wollen. Nichtsdestoweniger aber ersuche ich Sie, für meinen Enkel dieselbe Aufmerksamkeit und Liebe zu hegen, die Sie mir bewiesen. Ich hoffe, daß Sie Alle zu diesem Zwecke Ihre Kräfte vereinigen und Den dazu ermahnen werden, der es etwa hier und da zu thun unterlassen sollte. Nehmen Sie dafür in Voraus meinen Dank und lassen Sie uns nun scheiden. Ich fühle, daß ich weich werde und Sie dadurch rühre. Ich bitte um Verzeihung deswegen, leben Sie wohl!

Als er die Trauernden sich entfernen sah, fielen ihm wieder jene letzten melancholischen Worte der armen, heiteren Herzogin von Bourgogne ein: »Erinnern Sie sich manchmal meiner!« sagte er, »Erinnern Sie sich manchmal meiner!«

Von da ab ließ er nur noch wenige Personen einzeln vor sich. Die Marquise von Maintenon aber wich nicht von seiner Seite. Sie ließ sogar, um immer bei ihm sein zu können, ihr Bett neben das seinige stellen. Darauf sitzend oder liegend unterhielt sie sich unaufhörlich mit ihm und sprach ihm Trost zu.

In diesen Unterhaltungen geschah es, daß er mehrmals sagte: zur Zeit, als ich noch König war! Es kam ihm dabei also vor, als wäre das schon lange her. Sein Leben mag ihm vielleicht wie ein Mährchen erschienen sein, wie eine Geschichte aus Tausend und Eine Nacht.

Dies, die Reue, die Ergebenheit und seine letzten trüben Erlebnisse machen die Stimmung versöhnlicher, in die man bei seinem Tode versetzt wird, als es sonst wohl der Fall sein würde, wenn er prunkend und stolz gestorben wäre, wie er gelebt hatte. Auch seine Erkenntlichkeit gegen die Marquise von Maintenon thut wohl. „Ich bedaure Niemanden so sehr, als Sie," sagte er zu ihr; „ich habe Sie nicht glücklich gemacht. Aber seien Sie versichert, ich trug stets alle die Empfindungen der Achtung und Freundschaft, die Sie verdienen, für Sie im Herzen." Vor den Prinzen seines Hauses aber sprach er zu ihr: „Was mich am schwersten betrübt, das ist, daß ich Sie verlassen muß. Indeß ich hoffe, wir sehen uns bald im Jenseits wieder."

Duclos und viele andere Memoirenschreiber und Geschichtsforscher erzählen bei dieser Gelegenheit, daß die Marquise auf jene Worte im Hinausgehen sehr aufgebracht geäußert haben solle: „Ein schönes Stelldichein, das er mir da giebt. Dieser Mensch hat niemals etwas anderes, als sich selbst geliebt."

Duclos beruft sich auf einen Apotheker Voldue, der diesen Ausruf gehört haben will. Indeß mag sich schon er für die Wahrheit desselben nicht verbürgen und der Verfasser der „Mémoires de Madame de Maintenon" nennt ihn geradezu eine Lüge. Seinem Berichte zufolge ließ Ludwig ganz zuletzt noch einmal den Herzog von Orléans vor sich rufen, um ihm speziell und besonders

die Marquise zu empfehlen. »Sie wissen, was ich für sie empfunden,« soll er gesagt haben. »Sie war mein guter Engel. Sie hat mir stets nur den besten Rath ertheilt, den leider nicht immer befolgt zu haben, ich mir vorwerfen muß. Auch ist sie mir in allem von Nutzen gewesen, besonders aber in der Erkenntniß Gottes. Thuen Sie, was sie von Ihnen verlangt. Ich bin überzeugt; sie wird Ihre Güte nicht mißbrauchen.«

Nachdem der Herzog ein feierliches Versprechen gegeben hatte, die Marquise von Maintenon zu respektiren und in Ehren zu halten, wandte sich Ludwig zu ihr selbst mit den Worten: »Verlassen Sie mich nun, Madame! Ich weiß, was Ihr gutes Herz bei dem Schauspiel meines Sterbens leidet; ich hoffe, es wird bald beendet sein.«

Die Marquise stürzte an sein Bett und weinte heftig. Als sie aufsah, lag er ohne Besinnung und umdrängt von den Herren und Dienern seines Hofes. Sie zog sich hierauf zurück und fuhr nach Saint-Cyr, um für das Seelenheil ihres Königs zu beten.«

Dieses Verlassen des Sterbenden hat man der Maintenon fast überall schlimm und gehässig ausgelegt. Nach den Memoiren aber ist es eben ganz natürlich. Einmal hatte Ludwig selbst ihre Entfernung gewünscht, zweitens, schien sein wirkliches Ende gekommen. Daß sie eilte, Versailles nach dem Ableben des Königs zu verlassen, wird ihr Niemand verdenken mögen. Sie kannte den Hof und wußte, daß er bereits der neuen Sonne huldigte. Wie

leicht konnte ſie Beleidigungen oder Zurückſetzungen erfahren, die ihr hätten ſchmerzlich ſein müſſen. Dieſen auszuweichen, ging ſie nach Saint-Cyr, wohin ſie ſich aber fortwährend Berichte über den Zuſtand des Kranken kommen ließ. Als ſie hörte, daß er ſeine Beſinnung noch einmal zurück erhalten und nach ihr verlangt habe, eilte ſie noch einmal an ſein Lager, an welchem ſie blieb, bis ſich ſeine letzte Stunde nahte.

Als dieſe kam, zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück, vertheilte dort ihre Meubel, wie Duclos berichtet, unter ihre Dienerſchaft und fuhr dann im Wagen des Herzogs von Villeroi nach Saint-Cyr zurück, das ſie von da an nicht mehr verließ.

Ludwig der Vierzehnte ſtarb am 1. September 1715, um eine Viertel-Stunde nach acht des Morgens. Ein Höfling riß das Fenſter auf und rief der darunter lautlos harrenden Menge die Worte zu: le roi est mort! Nach einer kleinen Pauſe des Schauers ſchrie dieſe entgegegen: Vive le roi!

Was nun aber die Marquiſe von Maintenon betrifft, ſo iſt von ihr nun nicht mehr viel zu ſagen. Sie hielt ſich ſtill und zurückgezogen in der Stiftung, die ſie geſchaffen hatte. Als ein gutes Zeugniß aber muß ihr nachgeſagt werden, daß ihr alle ihre Freunde blieben. Sie hingen ihr an, bis in ihre ſtrengſte Abgeſchiedenheit hinein, in welcher ſie ſelbſt der Herzog von Orleans,

seine Mutter und die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses aufsuchten.

Auch der Czaar Peter von Rußland, erzählt die Geschichte, kam während seines Aufenthaltes in Paris zu ihr, um die Frau zu sehen, welche Ludwig der Große geliebt. Das Zusammentreffen wird in vielen Memoiren und Geschichtsbüchern als ein sehr seltsames und barockes geschildert. Der moskovitische Herrscher, heißt es, trat in ihr Zimmer, in dem sie zu Bett lag, schob die Vorhänge zurück, sah sie ohne ein Wort zu sprechen mit einem spöttischen Lächeln an und ging dann ruhig wieder fort. Jules Janin sagt: Was muß sie gedacht haben „sous ce rire moqueur du Czar Pierre le Grand, qui souleva la couverture de son lit, et la vit toute nue et toute ridée, cette femme pédante, qui avait consacré sa vie et sa science, au cul-de-jatte Scarron et à l'Énéide travestie?"

Was muß sie dabei gedacht haben? Uns scheint das sehr leicht zu errathen. Wahrscheinlich hat sie, wenn das Rendez-vous wirklich in dieser Weise stattgefunden, zu sich selbst gesagt: an dieser Brutalität erkenne ich den Bezwinger der Strelitzen.

Diesem sah eine solche allerdings ähnlich. Dennoch scheint sie wenigstens in diesem Grade der Rohheit von ihm nicht begangen worden zu sein. Die Memoiren berichten, daß er einige Worte mit ihr gewechselt und ihr Zeichen der Ehrfurcht gegeben habe.

Sie ſtarb am 15. April 1719 um fünf Uhr Abends, ſehr ruhig und ohne ſchwere Kämpfe. Ihr Geſicht, ſagt Fräulein von Aumale, die bis zum letzten Augenblicke um ſie blieb, ihr Geſicht erſchien in ihrer Todesſtunde ſchöner und ehrwürdiger als je. Ihre Beſinnung behielt ſie bis zum letzten Augenblicke, eben ſo ihre Sprache. Sie benutzte ſie, um ihre weinende Umgebung zu tröſten und um ihre Armen in den Schutz der ſie Ueberlebenden zu empfehlen.

Ihr Leichnam wurde in einer Gruft unter dem Chore der Kirche in Saint-Cyr feierlich und mit großen Ehren beigeſetzt. Ihre Grabſchrift aber lautet:

Ci gît
MADAME FRANÇOISE D'AUBIGNÉ
Marquise de Maintenon.
Femme illustre, femme vraiment chrétienne.
Cette femme forte, que le sage chercha
Vainement dans son siècle:
Et qu'il nous eût proposée pour modele,
S'il eût vécu dans le nôtre.
Sa naissance fut très-noble.
On loua de bonne heure son esprit,
Et plus encore sa vertu.
La sagesse, la douceur, la modestie
Forment son caractere, qui ne se démentit jamais.
Toujours égale dans les différentes situations de sa vie:
Mêmes principes, mêmes regles, mêmes vertus;
Fidéle dans les exercices de pitié:
Tranquille au milieu des agitations de la cour:
Simple dans la grandeur:

Pauvre dans le centre des richesses:
Humble au comble des honneurs:
Révérée de LOUIS LE GRAND,
Environnée de sa gloire,
Autorisée par la plus intime confiance;
Dépositaire de ses graces.
Qui n'a jamais fait usage de son pouvoir
Que par sa bonté.
Une autre Esther dans la faveur,
Une seconde Judith dans l'oraison.
La mere des pauvres.
L'asile toujours sur des malheureux.
Une vie si illustre a été terminée
Par une mort sainte,
Et précieuse devant Dieu.

Son corps est resté dans cette sainte maison,
Dont elle avait procurée l'établissement,
Et elle a laissé à l'univers l'exemple
De ses vertus.

Décédée le 15 Avril 1719.
Née le 28 Novembre 1635.

Johanna Antonie Poisson.

Marquise von Pompadour.

Ehe wir uns auf die Charakteriſirung dieſer berühmten galanten Dame einlaſſen, wird es nöthig ſein zuvor einige Blicke auf die ſogenannte Zeit der „Règence“ zu werfen, in welcher wir zuerſt den Herzog von Orléans und ſpäter den **Duc de Bourbon** die Zügel der Regierung während der Minderjährigkeit Ludwig des Fünfzehnten führen ſehen Unter der Herrſchaft dieſer beiden Männer entſchwand wieder ganz und gar die fromme Richtung des Hofes und er kehrte zurück zu den üppigſten Tagen Ludwig des Vierzehnten, indem er alles that, dieſe, wenn auch nicht an Pracht und Glanz, ſo doch an den ekelſten Ausſchweifungen und Gemeinheiten zu überbieten.

Wir haben den Herzog von Orléans ſchon geſchildert und ſeine liederliche Lebensweiſe beleuchtet. Als Regent von Frankreich ſtellte er dieſelbe durchaus nicht ein, ſondern er hing ihr im Gegentheile auf das aller unbeſchränkteſte nach. Alle Tage feierte er Bachanalien und Orgien.

Mit ſeinen Roués, deren Häupter der Marſchall Broglie, der Herzog von Brancas, Biron und Canillac waren, ſchloß er ſich alle Abende ein, um mit ihnen und einigen leichtfertigen Dirnen der großen Oper oder auch gradezu der Straße ſeine „petites réjouissances“ zu haben. Dieſe wurden nicht eher aufgehoben, als bis alle, die daran Theil nahmen, ſich außer Stand geſetzt ſahen zu ſprechen und zu hören. War dieſer Zeitpunkt eingetreten, ſo kamen die Diener, die dann bei herab gebrannten Kerzen und dem eindringenden Frühlichte, zerbrochene Flaſchen, umgeſtürzte Stühle und die Vornehmſten des Reiches mit ſtieren Augen, erſchlafften Gliedern und aufgedunſenen Geſichtszügen, zwiſchen nackten Frauenzimmern unter den Tiſchen zerſtreut herum liegen fanden.

Der Regent ſelbſt war von dieſen kleinen Vergnügungen bei ſeinem Lever, das meiſt erſt in der zweiten Hälfte des Tages ſtattfand, ſo erſchöpft, daß er bei ſeinem Erwachen die Gedanken nicht ſammeln konnte, vor ſich hinſah, die Stirne rieb und Alles unterzeichnete, was man ihm zur Unterſchrift vorlegte. Es kam ihm dabei auf eine Ungerechtigkeit, eine Zurückſetzung oder Beeinträchtigung der heiligſten Intereſſen des Staates und ſeiner Unterthanen nicht an. Es iſt Alles eins, lallte er, nur daß man die Geſchäfte beendigt. Sie nehmen Einem die meiſte Zeit, das Leben iſt kurz! Man muß es genießen!

Ja wohl, ſagte die Herzogin von Berri, ſeine Tochter, ja wohl, das Leben iſt kurz, man muß es genießen.

Darum die Trauer um Ludwig den Vierzehnten um die Hälfte verringert; die schwarzen Kleider, die Schleier, die Flore verbannt; die bunten Roben, die Blumen im Haare, die Feste wieder in Schwang. Es ist gar so trist, die dunklen Farben zu sehen: keine Musik, kein Gelächter, keine Späße zu hören! Man will wieder einmal lustig sein!

Um dies zu können, rief man die italienische Oper zurück, welche die Marquise von Maintenon verbannt hatte und vermauerte die Eingänge zum Garten des Luxembourg, in welchem die schönen Sommernächte auf eine Weise gefeiert wurden, wie die ausschweifendste Phantasie es sich nicht ausmalen kann. Unter der Bläue des Himmels, dem Scheine der Sterne, dem Rauschen der Wasser, dem Wehen der Bäume wurden Dinge begangen, die keine Zeugen, sondern nur Mitschuldige duldeten. Am ausgelassensten dabei erschien die Herzogin von Berri selbst. Sie war die Bachantin der Krone, ein schönes, üppiges Weib, das nur Gedanken auf sinnliche Befriedigung hatte.

Nachdem sie eine große Menge galanter Abenteuer gehabt, verliebte sie sich endlich ernsthaft in den Grafen Riom, einen Menschen ohne Geist, ohne Charakter, selbst ohne äußere Schönheit. Sein Gang war gemein, sein Benehmen platt, sein Wesen roh. Er hatte nichts, schreiben die Memoiren jener Zeit, was an ihm reizen konnte, als ein Paar pralle Lenden, wie man sie oft bei Junkern vom Lande findet. Mit diesen machte

er sein Glück. Er schlug mit der Hand darauf und sagte: „Voilà mes mérites," als er vom Lieutenant der Provinz zum Hauptmann der Garde gemacht, von einem alten Militair gefragt wurde, was er geleistet, um diese Auszeichnung zu verdienen.

Indeß mit dieser war es noch nicht genug. Er erhielt eine prächtige Wohnung im Luxembourg, wurde mit aller Pracht, allem Glanze eines königlichen Sprößlinges umgeben und bei Hofe vorgestellt. Hier beleidigte er durch seinen groben Stolz und seine unverschämte Ueberhebung das sämmtliche Gefolge des Regenten und Diesen selbst. Der Letztere war oft so entrüstet über sein Benehmen, daß er schwor ihn durch das erste beste Fenster des Schlosses auf die Straße werfen zu lassen. Da gehört er hin, rief er aus, er ist ein Pferdeknecht!

Mein Geliebter ist er, schrie dann die Herzogin von Berri, er ist mein Glück, mein Alles. Sire, Sie sollen ihn nicht berühren und ihm kein Haar krümmen lassen. Ich leide es nicht; ich bete ihn an; ich kann nicht leben ohne ihn.

Nun wohl, so behalte ihn, entgegnete der Herzog. Laß Dich von ihm quälen und martern, wie Du willst; es ist Dir recht.

Ja wohl, war es ihr recht. Sie litt eine Behandlung von ihm, die empörend genannt werden muß. Er hatte sie von seinem Onkel, dem Herzoge von Lauzun gelernt. Dieser war der Angebetete der Mademoiselle de

Montpenſier, einer Enkelin Heinrich des Vierten, die entſchloſſen geweſen, ihm ihre Hand zu reichen. Ludwig der Vierzehnte gab auf einen Augenblick ihren Thränen, Bitten und Fußfällen nach indem er die Heirath erlaubte. „Elle a quarant-cinq ans: qu'elle fasse ce qu'elle voudra“ ſagte er.

Später aber fiel ihm der Ausſpruch ein, den der Cardinal Richelieu gethan hatte und der da lautete: un prince du sang peut sans s'avilir épouser une Demoiselle: mais une princesses ne peut sans honte épouser un simple Gentilhomme. Er verbot den Liebenden ſich zu ſehen und ließ an ſeine Geſandten die Ordres ergehen den auswärtigen Höfen zu erklären, daß er niemals in eine ſolche Verbindung ſeine Einwilligung geben werde.

Dieſe ſoll indeß dennoch heimlich ſtattgefunden und Mademoiſelle von Montpenſier und Lauzun in einem ſehr vertrauten Verhältniſſe gelebt haben. Da es aber für den Letzteren durchaus nicht die glänzenden Folgen hatte, die er ſich davon verſprochen, ſo fing er an, wie in den Memoiren berichtet wird, ſie auf die abſcheulichſte Weiſe zu quälen. Man erzählt ſogar, daß er einmal, als er von der Jagd zurückkam, und ihr zurief: Louise d'Orléans! tire-moi mes bottes, weil ſie ſich weigerte dies zu thun, ſie geſchlagen habe.

Durch ſeinen Uebermuth auf das ſchmerzlichſte entrüſtet, gab Mademoiſelle ihn auf. Sie zog

ſich nach dem Luxembourg zurück und ſagte ihm, als er ſich wie immer lächelnd vor ihr einfand: „Je vous défens de vous présenter jamais devant moi.“

Die Herzogin von Berri aber kannte und wußte nichts von dieſem gerechten Stolze einer weiblichen Seele. Sie ließ ſich Alles gefallen. Sie war glücklich, wenn er lachte, wenn er ſie auf den Schooß nahm und in roher Begierde die Kleider von ihrem Leibe riß. Sie liebte die Exceſſe einer brüsken Sinnlichkeit und vergaß darüber die Tracaſſerien, die er ſich mit ihr erlaubte. Oft, heißt es, wenn ſie ausgehen wollte, ſchrie er ihr entgegen, daß der Anzug, den ſie gewählt, abſcheulich ſei, und daß ſie ihn auf der Stelle mit einem andern vertauſchen müſſe. Niemals durfte ſie einen Schmuck tragen, den er nicht vorher geſehen und keine Stoffe wählen, die er nicht ausgeſucht. Da er aber durchaus ohne Geſchmack und Sinn für Schönheit war, ſo erſchien ſie nicht ſelten in Aufzügen, deren Lächerlichkeit ſie ſelber zugeben mußte. Aber das alles hinderte ſie nicht, Riom zu lieben. Wenn ſie ſich allerdings hier und da auch kleine Abwechslungen erlaubte, die ſie ihre „fantaisies courtes“ benannte, ſo hinderte ſie das doch nicht, ſich förmlich mit ihm zu vermählen.

Der Regent, der um dieſe Vermählung wußte, hatte nur wenig gethan, ſie unmöglich zu machen. Als aber Madame ſie erfuhr, wurde ſie darüber in ſo hohem Grade entrüſtet, daß ſie von ihm verlangte: er ſollte den Em-

vorkömmling zum Fenſter hinaus oder in das Waſſer werfen laſſen. Er beſchimpft uns vor ganz Europa, rief ſie. Sie ſollten es nicht dulden, Sire, Sie ſollten um jeden Preis eine Trennung verſuchen.

Um dieſe zu Stande zu bringen, befahl er denn auch wirklich Riom, zu ſeinem Regimente, das unter dem Marſchall von Barwic ausgezogen war, zurück zu kehren. Alle Oberſten hatten ſich bereits dahin begeben, er durfte alſo um ſich nicht ſelbſt zu beſchimpfen, dieſem Befehle keinen Widerſtand leiſten. Er riß ſich deswegen aus den Armen ſeiner Geliebten los und gehorchte. Freilich mit großem Leidweſen. Die Vergnügungen, die Feſte, der feurige Blick und der heiße Athem der Herzogin von Berri hatten ihm annehmlicher geſchienen, als das Leben im Lager, auf der rauhen Erde, beim Trommel- und Trompetenſchalle. Aber, was ließ ſich thun? Er mußte in dieſem Falle gehorchen. Die Thränen und der Jammer ſeiner Geliebten durften ihn nicht halten. Auch glaubte er [illegible], daß ihre Bitten den Herzog von Orléans bewegen würden ihn in Kurzem wieder zurückzurufen.

Es würde dies auch ganz ſicher geſchehen ſein, wenn nicht eben der Eifer, mit dem ſie dieſe Bitten durchzuſetzen ſuchte, ihr verderblich geworden wären.

Sie lud den Regenten, ihren Vater ein, das Souper auf dem Schloſſe Meudon mit ihr zu nehmen.

Es war eine ſchöne Nacht in den erſten Tagen des Mai. Die Bäume fingen an zu grünen, die Nachtigallen ſchlugen,

der Mond ſchien zauberhaft hell. Sire, geben Sie mir Riom zurück, ſagte ſie, ich bin vermählt mit ihm. Er iſt mein Gatte."

Es geht nicht, entgegnete der Herzog von Orleans, man darf das nicht wiſſen; es compromittirt uns vor aller Welt.

„Was da die Welt! rief ſeine Tochter, ich kümmere mich nicht darum. Ich bin Wittwe, Herrin meiner ſelbſt und der Güter, die mir gehören. Wer will mir Vorſchriften machen? mich hindern meinen Willen durchzuſetzen?"

Wenn man ihr geſagt hätte, daß dies der leiſe Luftzug thun werde der ſie anblies, ſo würde ſie gelächelt haben. Aber dennoch war es ſo. Sie erkältete ſich in dieſer Nacht und wurde krank. Kurze Zeit darauf war ſie todt. Sie ſtarb fünf und zwanzig Jahre alt, eben ſo berühmt durch ihren Geiſt, ihre Schönheit und Grazie, als durch die Thorheiten, die ſie beging und die Laſter, denen ſie nachgehangen hatte.

Ihr Vater folgte ihr kurze Zeit darauf neun und vierzig Jahre und einige Monate alt. Er verſchied in den Armen der Herzogin von Phalaris, „une de ses complaisantes," wie Duclos ſagt, mit der er ſich allein in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen hatte, um die Stunde abzuwarten, die ihn zur Arbeit mit dem Könige rief.

Nach ſeinem Tode ergriff der Herzog von Bourbon oder vielmehr deſſen Maitreſſe, die Marquiſe de Prie,

die Zügel des Regiments. Sie war die Tochter eines reichen Financiers, Bertelot de Pleneuf, und an den Marquis von Prie verheirathet, den sie aber verließ, um sich dem Herzoge von Bourbon hinzugeben. Dieser von seinen Zeitgenossen für roh und beschränkten Geistes erklärt, kam ganz unter ihre Herrschaft, die sie auf die despotischste Weise über ganz Frankreich ausdehnte.

Sie that und vollführte, was sie wollte und wünschte. Alle Stellen wurden von ihr besetzt, alle Posten von ihr vergeben. Sie ging so weit in ihrer Willkühr, daß sie die Charge eines Präsidenten an einen ihrer Enkelsöhne vergab, der fünfzehn Jahre zählte. Ihren unbegrenzten Stolz und das Zeugniß ihrer Macht aber legte sie nieder in jenen historischen Worten, die sie im Jahre 1725 aussprach, bei Gelegenheit einer Prozession, die man zu Ehren der heiligen Genoveva hielt, als man für die Ernte, die durch Nässe verdorben wurde, Sonnenschein erflehen wollte. „Le peuple est fou, sagte sie, ne sait il pas que c'est moi qui fais la pluie et le beau temps?"

Sie hatte in der That in dieser Aeußerung nicht ganz Unrecht. Sie war wirklich zwei Jahre in Frankreich allmächtig. Auf ihren Antrieb geschah es auch, daß die früher projectirte Heirath Ludwig des Fünfzehnten mit der spanischen Infantin, die sich zu diesem Ende schon am französischen Hofe befand, rückgängig wurde. Der König zählt fünfzehn Jahre, überlegte sie, die spa-

niſche Prinzeſſin erſt acht. Wenn es in dieſer Zeit das Unglück wollte, daß der König ſtürbe, ſo fiele die Krone an den Herrſcher von Spanien oder an das Haus Orleans. In dem einen wie in dem andern Falle behielte der Herzog von Bourbon nicht das Miniſterium. Dem muß vorgebeugt werden, ſo ſchloß ſie ihre Berathung mit ſich ſelbſt; der König muß eine Gemahlin erhalten, die im Stande iſt, ihm Kinder zu gebären und nicht Macht genug hat, meinen Einfluß zu ſtürzen.

Als ſie dem Herzog von Bourbon ihre Gedanken über dieſe Angelegenheit mittheilte, fand er dieſelben ganz am Platze. Freilich, ſagte er, liebe Marquiſe, Ihr Plan iſt klug, aber wo treffen wir eine Prinzeſſin die unſeren Wünſchen entſpricht?

Laſſen Sie das meine Sorge ſein, rief ihm Dieſe darauf entgegen, ich werde ſie finden. Mir fällt da die Prinzeſſin Leczinska ein, die Tochter des vormaligen Königs Stanislaus von Polen. Sie iſt arm, verlaſſen, vertrieben. Sie lebt ohne Hof, ohne Glanz, ohne königlichen Pomp. Wählen wir Dieſe; ſie wird erkenntlich ſein!

Man that es. Man ſchrieb an den entthronten König von Polen, der in Weißenburg in großer Dürftigkeit lebte. Laßt uns auf die Knie fallen und Gott unſer heißeſtes Dankgebet darbringen, rief er, als er mit dieſem Briefe zu ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter in das Zimmer trat. Ach, mein Vater, rief die Letztere, ſeid

ihr zurückberufen auf den Thron von Polen? Nein, mein Kind, mir wurde ein größeres Glück zu Theil. Du bist Königin von Frankreich!

Sie war es in der That. Die Marquise von Prie hatte es gewollt. Sie zog sie aus der stillen Zurückgezogenheit, aus der Armuth, dem engen Gemache in den Mittelpunkt der civilisirten Welt, in den Schooß des Glanzes, auf den Thron von Frankreich. Wie ein Mährchen kam es der armen polnischen Prinzessin vor; sie glaubte zu träumen. Morgen werde ich erwachen, dachte sie, und da wird Alles verschollen sein. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn ein Hauptmann der Garde kommt, um meine Hand zu werben, ein Hauptmann mit einem kleinen Namen und einem noch kleineren Gehalte. Ich werde sagen: nehmt mich hin, ich bin euer. Ich habe einmal im Schlafe gewähnt „reine de France" zu sein, aber das war eine Illusion, die ich belächle.

Sie belächelte sie jedoch nicht, denn sie wurde wirklich die Gemahlin Ludwig des Fünfzehnten. Der Herzog von Antin und der Marquis von Vauvrau kamen ihr dies zu bestätigen und ihr die einstweiligen Huldigungen der französischen Monarchie darzubringen. Kurze Zeit darauf hielt sie ihren Einzug in Fontainebleau, wo sie mit dem Könige getraut wurde. Sie stieg auf den Thron und die Marquise von Prie fuhr fort, zu regieren. Diese hatte sich in ihrer Voraussetzung nicht getäuscht. Die polnische Prinzessin Leczinska vergaß es niemals, daß sie

dem Herzoge von Bourbon und ſeiner Maitreſſe ihre Erhebung, die ihr wie aus Tauſend und Eine Nacht erſchien, zu verdanken hatte. Sie fügte ſich in alle ihre Pläne, alle ihre Entwürfe. Was kümmerte ſie ſich auch um den Staat? Sie war mit keinem anderen Verlangen beſchäftigt, als dem Könige zu gefallen. Dieſer aber dachte an nichts, als an ſeine Feſte, ſeine Jagden, ſeine kleinen Reiſen nach Chantilly, Rambouillet und Marly. Was Geſchäfte? Was Politik? Er war jung, er liebte das Vergnügen. Die Ermahnungen und den Tod Ludwig des Vierzehnten hatte er vergeſſen. Seines Volkes erinnerte er ſich kaum. Zu was war er da? Was ſtellte er vor? Der Marſchall Villeroi hatte es ihm aus den Fenſtern gezeigt, damals, als Peter der Gewaltige zum Beſuche in Verſailles war. „Voyez, mon roi," rief er enthuſiaſtiſch, „voyez ce peuple! Tout cela est à vous, tout vous appartient, vous en êtes le maître!

Dies war das Einzige, was der junge König von ſeinem Volke wußte. Das Andere überließ er dem Herzoge von Bourbon und ſeiner Maitreſſe, die freien Spielraum hatten und nur in dem Biſchofe von Fleury einen Widerſacher fanden.

Dieſer Prieſter, der ſpäter zum Cardinal erhoben, Frankreich eine Zeitlang beherrſchte, ſuchte auf jede mögliche Weiſe Einfluß bei Ludwig zu erhalten. Die Marquiſe und der Herzog, welche ſein Beſtreben ſehr bald

erriethen, wendeten alles, was in ihren Kräften ſtand, daran, um ihn zu ſtürzen.

Fleury, wie es ſcheint, von ihren Intriguen und Cabalen ermüdet, faßte den Entſchluß, ſich freiwillig zurück zu ziehen. Er ſchrieb an den König einen Brief voll Ergebenheit, aber auch voll Betrübniß und Schmerz, in welchem er von ihm Abſchied nahm und angab, daß er ſeine fernern Tage in ſtillſter Zurückgezogenheit zubringen wolle.

Der junge König wurde gerührt von dieſen Zeilen, vergoß die bitterſten Thränen und ruhte nicht eher, als bis der Biſchof wieder in ſeiner Nähe war.

Von da ab behielt er den unumſchränkteſten Einfluß über ihn, dem der Herzog und die Marquiſe weichen mußten. Beide wurden bald nach dem ſo eben geſchilderten Ereigniſſe vom Hofe verbannt.

Die Art, wie ſich Ludwig bei dieſer Gelegenheit benahm, wird faſt von allen Hiſtorikern getadelt und ſchlecht geheißen. In der That auch, es offenbart ſich Verſteckheit und Falſchheit in ſeinem Weſen darin, anſtatt offen dem Herzog ſeine Verweiſung anzuzeigen, überſchüttete er ihn noch mit Aufmerkſamkeit und gnädigen Worten, als der Letter de Cachet ſchon von ihm unterzeichnet war, welcher den erſten Miniſter ſtürzte.

Der König wollte auf die Jagd, wird erzählt, nach Rambouillet; der Herzog kam vorher noch zu ihm und wurde auf das Freundlichſte von ihm behandelt. Kaum

aber iſt er fort, ſo wird dem Verrathenen ſeine Verbannung angezeigt. Man verwies ihn nach Chantilly, die Marquiſe von Prie aber auf ihre Beſitzung in der Normandie Courbe-epine.

Dieſe glaubte anfangs ihre Ungnade würde nur vorübergehend ſein. Es ſteht eine Wolke vor meinem Glücke, ſagte ſie, aber ſie wird verziehen. Aber das war ein Irrthum. Ihre Zeit war vorüber. Die Verzweiflung und der Aerger darüber machten ſie krank. Sie fing an, über Nerven-Anfälle zu klagen, ein Uebel, von welchem man bisher niemals etwas gewußt und welches in der Revolution erſt ſeine wahre Bedeutung finden ſollte. „Les nerfs, voilà tout l'homme!“ ſagte Galanis indem er damit gewiſſermaßen das Räthſel ſeiner ganzen Epoche löſte und in frappanter Kürze zu Tage legte.

In der vorhergehenden Zeit hatte man von dieſer Entdeckung nur eine leiſe, unklare Ahnung. Man ſpürte ein Mißbehagen, eine Aufregung, eine unerklärliche Gereiztheit. Was iſt das? fragte man ſich. Es ſind die Nerven, gab man zur Antwort. Die Nerven? Wie verſteht man das? hieß es. Ei nun, man wußte es nicht. Man überlegte, muthmaßte, hatte ſeine Gedanken darüber, Niemand aber kam auf den Einfall, daß dieſe Nerven die geheimnißvollen Vorboten einer großen, allgemeinen Staats- und Begriffs-Umwälzung ſein ſollten und daß man eines ſchönen Tages den kühnen Ausſpruch

würde thun können: die Nerven machen den ganzen Menſchen aus!

Zu den Zeiten der Marquiſe von Prie war man zu dieſer Erkenntniß noch nicht gekommen und deswegen wußten die Aerzte ihr auch durchaus nicht zu helfen. Sie ſtarb im neun und zwanzigſten Jahre, fünf Monate nach ihrer Verbannung. Duclos ſchildert ſie als eine vollendete Schönheit, als die verführeriſchſte Perſon der Welt. Sie hatte, ſagte er, eben ſo viel Anmuth des Geiſtes, als des äußeren Weſens und barg unter dem dünnen Schleier einer frivolen Naivetät die gefährlichſte Falſchheit der Seele. Sie hatte nicht die geringſte Idee von Tugend. Dieſe war in ihren Blicken nur ein leeres Wort, in dem ſie weder Sinn noch Verſtand zu finden vermochte. Sie belächelte es nicht; ſie zuckte nicht die Achſeln darüber; ſie ſagte kurz weg: das Wort iſt eine leere Erfindung, eine müſſige Illuſion. Die Tugend iſt unmöglich.

Dieſe unmögliche Tugend iſt die Spitze zu welcher unter Ludwig dem Funfzehnten jene moraliſche Verderbtheit getrieben wurde, die unter Ludwig dem Vierzehnten mit dem Lächerlichwerden der guten Sitten begann. Man mokirte, ſcherzte nicht mehr darüber wie damals, man ſprach ganz ruhig, ſo etwas exiſtirt gar nicht auf Erden. Die Keuſchheit iſt eine Mythe, die Uneigennützigkeit ein Phantom, ſie ſind problematiſch wie der Zeus der Römer, wie die Diana der Griechen. Wer glaubt daran? Wer

ſpricht im Ernſte von Helios und ſeinen Sonnenpferden? Niemand! Nicht einmal ein Poet? Nur Duclos thut es.

Dieſer Hiſtoriker ſpricht von guten Eigenſchaften, die der Cardinal von Fleury gehabt haben ſoll. Er war ſparſam, ſchreibt er, er war uneigennützig. Er lebte in einem einfachen Hauſe, er führte eine beſcheidene Tafel. „Il gouvernait un royaume comme une famille.“

Andere Geſchichtsſchreiber aber behaupten: er ſei nichts als ſchmutzig geizig geweſen. „Les crimes des reines de France“ klagen ihn auch grade zu an Ludwig angereizt zu haben, ſeinen ſinnlichen Ausſchweifungen nachzuhängen. Anfangs, ſagen dieſe, widerſtand der junge König der Verführung. Er liebte die Königin wirklich, endlich aber unterlag er den Verſuchungen.

Seine erſte erklärte Maitreſſe war die Mademoiſelle von Mailly, die zweite deren Schweſter, die Madame von Vintimilli, welche im Wochenbette ſtarb. Als die dritte wird eine Frau von Chateauroux genannt, der eine große Maſſe anderer Damen folgte, unter denen aber allein die Marquiſe von Pompadour und die Comteſſe von Dubarri einer ſpeziellen Erwähnung verdienen.

Die Erſtere, von der wir hier ſprechen wollen, entſprang aus niederer Herkunft, erhielt aber eine gute Erziehung. Nach damaliger Anſicht beſtand dieſelbe in Tanz, Muſik und Deklamation. Dieſe Dinge erlernte die junge Poiſſon mit vieler Leichtigkeit und übte ſie

mit einem großen Geſchicke aus. Man verheirathete ſie ſehr jung an einen Mann, den ſie nach ihrem eigenen Geſtändniſſe durchaus nicht liebte. Er ſcheint gut aber unbedeutend geweſen zu ſein. Wenigſtens geht das aus der Art hervor, mit welcher ſie in den Memoiren über ihn ſchreibt. Sie ſagt: nach dem Unglück ihm angetraut worden zu ſein, kam das größere von ihm geliebt zu werden. „Je n'en connais point de plus grand sur la terre" drückt ſie ſich wörtlich darüber aus „une femme, qui n'est point aimée d'un homme qu'elle a épousée sans amour, jouit au moins de son indifférence."

Dieſe wurde ihr, wie ſchon berichtet, nicht zu Theil. Ihr Mann verfolgte ſie mit Zärtlichkeiten, die ihr läſtig fielen, weil ſie ſie nicht erwiedern konnte Sie dachte an ganz andere Dinge, als Herrn Le Normand zu lieben, zu küſſen und guter Laune zu erhalten. Der König lag ihr im Sinne, von deſſen Liebſchaften ſie oft mußte erzählen hören. Vielleicht von ihrem Manne ſelber. Monſieur Le Normand kam vielleicht zu Hauſe, küßte ſeine Antoinette und ſagte, indem er ſich gemächlich in ſeinen Armſtuhl warf: Fi donc! Was man ſich wieder für Geſchichten erzählt! Denke Dir, Frauchen, man munkelt ſchon wieder von einer neuen Favoritin des Königs. Es ſoll ein ganz gewöhnliches Bürgermädchen ſein, eine Klempnerstochter aus der rue des marais. Der Monarch ſah ſie beim Spazierenfahren. Sein Wagen bog gerade

um die Ecke der rue du jardinet, als sie aus dem Hause einer ihrer Freundinnen trat. Sie hatte ihre Sonntagskleider an und lachte als sie die Stufen vor dem Hause herunter flieg. Der Regent erblickte bei dieser Gelegenheit ihren Fuß. Welch ein Bein! Herzog von Richelieu, sagte er zu Diesem, der bei ihm in der Karosse saß. Dem muß ich das Strumpfband lösen! Denke Dir, Antoinettchen, so rief er, ließ halten und machte seine Bewerbung. Man schlägt sie aus, glaubst du vielleicht, mein gutes Kind; o nein, so albern ist man heut zu Tage nicht. Man nimmt sie an. Die Klempnerstochter wohnt schon in Versailles. Sie hat schöne Gemächer, goldbetreßte Bediente, Pferde und Wagen. Ihr Geliebter besucht sie oft. Sie ist voller Lust und Uebermuth, aber wie lange wird's dauern? Ludwig der Funfzehnte wechselt. Der ist nicht wie [redacted], mein Engel; ich bleibe Dir treu, ich liebe Dich ewig!

Was liegt mir daran, sprach die junge Frau darauf ohne Zweifel in sich selber hinein. Das ist nichts Großes, das füllt mich nicht aus. Ach, wer doch auch das Glück hätte vom Könige gesehen zu werden! Vielleicht, daß man ihm gefiele, daß man ihn fesselte!

Diese Vorstellung wurde sie keinen Augenblick los. Sie lebte und webte darin. Manchmal träumte sie in der Nacht: sie ginge durch die Gärten zu Vincennes. Ihre Roben waren von Seide, ihre Ueberwürfe von Sammet. Goldene Spangen hielten ihre Arme. Als

ſie in ein Boſket einbog, ſtand der König da und ſagte, indem er ihre Hände küßte, es iſt gut, daß Sie kommen, ich habe mit Ihnen über Politik zu ſprechen.

Ueber Politik! ſeufzte dann Madame Le Normand, wenn ſie aufwachte, ach, was iſt das? Ich kenne es nicht.

Wenn ſie aber Monſieur Le Normand, ihren Gatten fragte, ſo zuckte er mit den Achſeln und ſagte: gieb mir einen Kuß, mein Schatz, ich muß in's Geſchäft.

Geh nur, rief ſie ihm dann nach, geh nur, ich werde ſchon dahinter kommen. Vor allem muß ich den König ſehen. Ich kenne ihn noch gar nicht. Ich muß ihn mir doch einmal betrachten. Ich wäre ja keine gute Patriotin, wenn ich das nicht thäte. Alſo nicht lange gezaudert. Er reitet heute auf die Jagd, erzählte mir geſtern der Nachbar. Gut, ich will ihn auf das Pferd ſteigen ſehen.

Geſagt, gethan, Madame Le Normand begab ſich in den königlichen Schloßhof, wo ſie ſich unter die gaffende Menge ſtellte. Ach, wie ihr das Herz dabei ſchlug? Sie meinte: es müßte ihr ſpringen. Indeß, es hielt ſich, es jagte ihr nur alles Blut in's Geſicht, als ſie den Regenten von Frankreich nun wirklich erblickte. Welche Schönheit! Welche Pracht! flüſterte ſie leiſe. Ach, wer nur etwas von Politik verſtände!

Mit dieſen Gedanken fand ſie ſich nun öfters bei'm Abreiten des Königs ein. Endlich bemerkte er ſie. Ihre ſchöne, ſchlanke Geſtalt, ihr feuriges Auge, der geiſtreiche Zug um den Mund fielen ihm auf. Ein ſchönes Weib!

rief er, als er sich im Steigbügel zurecht setzte. Ich muß wissen, wer sie ist, Herzog von Richelieu, wendete er sich zu Diesem, Ihr werdet mir Auskunft geben.

Zu Befehl, Sire, entgegnete Dieser, indem er den Zügel seines Thieres wieder in die Hände seines Dieners zurück gleiten ließ und sich in das Publikum verlor.

Ein Paar Tage darauf hatte Madame Le Normand ihre erste geheime Zusammenkunft mit Ludwig. Es folgten mehrere und endlich erhielt sie ihre Zimmer zu Versailles.

Es machte sich alles dies wie über Nacht. Monsieur Le Normand war ganz erstaunt, eines schönen Abends das Bett seiner Frau leer und sich allein zu finden. Zum Glücke ließ man ihm nicht viel Zeit sich darüber zu ärgern und Lärm zu machen. Man gab ihm Geld und eine einträgliche Stelle. Das tröstete ihn.

„Ich weiß mich zu fassen," sagte er. „Sie paßte nicht recht für mich. Sie hatte allerhand große Ideen, aber keine vielen kleinen Bälge, wie ich sie mir so oft gewünscht und wie sie zum ehelichen Glücke durchaus nöthig sind. Sie scheint nicht geboren dafür zu sein. Lassen wir sie.

Er ließ sie denn auch. Er vergaß sie. Die Marquise von Pompadour, welchen Namen ihr der König gab, wurde für ihn eine fremde Person. Manchmal kam es ihm vor, als hätte er sie nie gekannt, als wüßte er nur vom Hörensagen von ihr.

Die Welt sprach viel von ihr. Sie wurde die Maitresse des Königs, aber nur, um dadurch der weibliche

Premier-Miniſter des Reiches zu werden. Politik ging ihr über Alles, die Politik, von der ſie als von jenem großen Geheimniſſe geträumt hatte, deſſen Löſung ihr die ewige Herrſchaft über Ludwig einräumen würde. Sie zögerte denn auch keinen Augenblick ſich darin zu unterrichten.

Monſieur, ſagte ſie bald nach ihrem Erſcheinen bei'm Hofe zum Marſchall von Belleisle, ich bitte Sie mir zu erklären, was es mit Ihrer Politik für eine Bewandtniß hat. Ich verſtehe nichts davon. Ich weiß nur, die Damen in England finden alle Morgen auf ihrer Toilette ein Stück Papier, das ſie von den Angelegenheiten Europa's unterrichtet, aber „pour nous autres Françaises, nous n'y trouvons que du blanc et du rouge!"

„Je crains bien Madame, erwiederte der Marſchall lächelnd, de vous apprendre une science qui deviendra funeste à bien des gens!" Indeß ſtand er doch nicht an, ihr die nöthigen Unterweiſungen zu geben, die ſie ſchnell begriff. Ihr Geiſt war friſch, ihre Faſſungskraft raſch. Sie ſah ſehr bald, auf was es bei der Sache hauptſächlich ankam.

Dadurch wurde ſie denn auch jene großartige Frau, welche vielleicht das bedeutendſte adminiſtrative Talent geweſen, welches das weibliche Geſchlecht aufzuweiſen vermag. Ihre Memoiren und Briefe legen dies auf das Deutlichſte dar und nicht mit Unrecht ſpricht ſie darin die kühne Behauptung aus, daß vielleicht ohne ihren Aufent-

halt in Verſailles die Ereigniſſe ihrer Tage für die Nachwelt ein ewiges Räthſel geblieben wären. Die Begebenheiten und Thatſachen ſind in vielen Dingen ſo unzuverläſſig und einander widerſprechend dargeſtellt worden, ruft ſie aus, daß es wohl von Nutzen ſein dürfte, für die wahre Auffaſſung derſelben den Schlüſſel zu geben.

Dieſen Schlüſſel bieten ihre hinterlaſſenen Schriften in der That denn auch dar. Man muß darin nicht eine Aufzählung der Galanterien erwarten, welche Ludwig der Funfzehnte ihr und anderen Frauen erwies. Nein. „J'écris plûtot le siècle de Louis XV. que l' histoire de ma vie particulière. La favorite d'un roi n'est que pour le règne où ce prince vit: mais la vérité est de tous les siècles.“

Dieſe Wahrheit ſpricht ſie nun zwar nicht immer offen und unumwunden aus, aber ſie läßt ſie doch ſtets in einer gewiſſen Perſpektive. Sie ſieht wie ein hoher Berg in die Thäler ihrer niedergeſchriebenen Bekenntniſſe, Beobachtungen und Reflexionen hinein, aus denen dem Leſer gleich zuerſt die Bemerkung entgegen ſpringt, daß die Liebe für den König ihr immer nur etwas Untergeordnetes und Nebenſächliches war. Sie gönnte ihm jede Untreue wenn dieſelbe nur ihren Einfluß auf ihn nicht erſchütterte. „Le roi,“ ſagt ſie, ait beaucoup d'amours passagères pendant mon séjours à Versailles. Il vit plusieurs femmes; mais celles-ci n'eurent aucune part aux

affaires publiques. Leur règne commencait et finissait presque toujours dans le lit du prince.“

Es iſt deswegen ein gewiſſer, imponirender Stolz in ihr, mit dem ſie auf dieſe Ausſchweifungen und ſinnlichen Thorheiten herunter ſah. Ihr galten ſie nur als Mittel zum Zweck und deswegen litt ſie es auch oder begünſtigte es vielmehr, daß der König ſich denſelben mit andern Frauen hingab. Der berüchtigte „parc aux cerfs, cette espèce de sérail, dans lequel elle enfermait ce voluptueux Sardanapale au milieu des filles dont elle avait soin de le remplir,“ er war eine Nothwendigkeit, um den König zu unterhalten und um ihr die Zeit für die Regierung zu laſſen. Dieſe führte ſie ganz. Sie hielt Conſeils ab, las die Berichte, beſetzte die Stellen. Sie ernannte Miniſter und Generäle. Viele von den Maitreſſen vor ihr hatten das auch gethan, aber nur aus Laune, Uebermuth, Parteilichkeit oder Ueberhebung. Die Pompadour aber that es aus Intereſſe für die Politik, aus Antheil für den Staat.

Unglücklich genug dann, wird man vielleicht ſagen, ſie hat Frankreich nur geſchadet. Sie zerrüttete die Finanzen, verwirrte die Diplomatie, ſie protegirte ſchwache und ſchlechte Kreaturen.

Indeß, Diejenigen, welche dieſe Anklage gegen ſie ſchleudern, mögen die Sachen ein wenig näher betrachten. Wie anders werden ſich ihnen dann die Dinge entgegen ſtellen! Sie werden finden, daß ſie eben nicht mehr Geld

verſchleuderte, als es eben Sitte geworden am franzöſiſchen Hofe zu verſchleudern. Bekannt von ihr iſt, daß ſie ſich nicht übermäßig bereicherte und bei ihrem Tode wenig Vermögen hinterließ. Was aber den Vorwurf betrifft, daß ſie die wichtigſten Poſten an unbedeutende Menſchen vergeben, ſo vertheidigt ſie ſich dagegen ſelbſt mit der Frage: „Mais où en prendre d'autres en France!“ indem ſie ſatyriſch hinzufügt: „On disait que l'esprit humain s'est rétréci chez nous,“ womit man keineswegs ganz Unrecht haben mußte, denn Frankreich war in allen Theilen erſchöpft, erſchlafft und müde. Am meiſten aber der Adel, der, wie die Pompadour ganz richtig bemerkt, ſein Leben entweder mit der Jagd auf ſeinen Beſitzungen oder in Paris mit den Mädchen der großen Oper verbrachte. Woher alſo ſollte ein friſcher, ſcharfer Geiſt, ein hoher Muth, eine lebendige Thatkraft kommen? „Il semble que le siècle d'habiles ministres en France soit passé ſchreibt ſie.“ „J'ai eu beau chercher, dans le royaume des Colberts, des Louvois: je n'ai trouvé que des Chamillards et des Dubois.“

Wenn ſie aber wirklich einmal ein tüchtiges Talent auffand, wie ſehr ſie dieſes zu ſchätzen wußte, beweiſt die Aufmerkſamkeit und Achtung, mit welcher ſie unter andern z. B. den Marſchall Moritz von Sachſen behandelte. Sie nennt ihn „le hèros de la France,“ „l'enge tutélaire de la monarchie!“ Aber ſie kannte auch ſeine Fehler, ſeine ſchwachen Seiten, für die ſie keineswegs

blind war und welche sie durchaus nicht übersah, wie das wohl sonst bei Frauen geschieht, die Enthusiasmus und Verehrung für einen Helden fühlen. Die Conferenzen, welche er sehr häufig mit Ludwig dem Fünfzehnten hatte, sagt sie, gaben mir Gelegenheit seinen Charakter zu studiren. Derselbe schien von einer eigenthümlichen Beschaffenheit zu sein: im Privatleben durchaus gewöhnlich, aber immer groß an einem Tage, wo es zu handeln galt. An einem solchen zeigte sich in ihm etwas Edles und Erhabenes, das ihn Alles auf den ersten Blick übersehen ließ. Es war sein militairisches Genie, das seinen Ruhm auf dem Schlachtfelde begründete, aber fährt sie fort: „après la baitaille cette belle âme rentrait dans le néant de sa petitesse: il ne restait de grand en lui que le bruit de ses actions."

Diese Nichtigkeit seiner kleinen Seele bewies sich am meisten, wie sie fort fährt ihn zu beurtheilen, in seinem Verhältnisse zu den Frauen. Er kannte nicht, schreibt sie von ihm, jene zarte Liebe, welche edle Geister so hoch über die gemeinen erhebt, sondern er verlor sich in die bloße sinnliche Ausschweifung. „Toutes ses maitresses étaient des femmes de prostitution publique. Tandis qu'il troublait l'Europe par ses victoires, une Comédienne, nommée La Favart, agitait son coeur pour ses galanteries."

Als der König seinen Tod erfuhr, rief er aus: „Je n'ai plus de Général, il ne me reste que quelques

capitaines.“ Der Bedeutendste darunter war Loewendahl, ein Freund und Gefährte des Marschalls von Sachsen, von Dem man die glänzendsten Hoffnungen hegte, obwohl nicht mit Unrecht damals von ihm gesagt worden ist „Il ne fera plus rien de bon à la guerre; car son conseil est mort.“

Leider blieb ihm nicht die Zeit diese Bemerkung zu widerlegen, denn er folgte seinem berühmten Kameraden sehr bald in das Jenseits nach. Die Marquise von Pompadour aber sagt von ihm, daß er ohne Zweifel bei längerem Leben noch mehr Verdienstliches geleistet haben würde und mag sich in dieser Voraussetzung eben so wenig getäuscht haben, als in dem Mißvergnügen, das sie darüber empfand den Herrn von Mirepoix als Bevollmächtigten nach London geschickt zu sehen.

Sie erzählt, daß der Marschall von Sachsen, als sie darüber ihre Mißbilligung ausgesprochen, ihr entgegnet habe: dieser Herr passe sich vortrefflich zu dem Posten, weil er ein schönes Bein habe und gut tanzen könne. Das wird einen guten Eindruck hervorbringen an diesem Hofe, sagte er, an dem so häufige Bälle gegeben werden.

Aber es könnten auch politische Verhandlungen stattfinden, dachte sie und dazu ist der Herr von Mirepoix nicht der Mann, was sich später denn auch wirklich bewies, denn als England Frankreich auf's Neue den Krieg erklärte, war er der Letzte der darüber die Gewißheit empfing, obwohl die Marquise von Pompadour

in dem Briefwechſel, den ſie mit ihm unterhielt, ihn mehrfach ſehr dringend auf die Möglichkeit und die vorauszuſehenden unglücklichen Folgen deſſelben aufmerkſam zu machen, nicht unterlaſſen hatte.

Man findet es ſonderbar, ſchrieb ſie ihm, daß Sie in Ihren Depeſchen unaufhörlich die Verſicherung geben, der König von England ſei unſer Freund und führe durchaus keine ſchlimmen Abſichten im Schilde. Sie wiſſen beſſer als ich, daß das Geheimniß der Politik in der gelegenen Lüge beſteht und daß Könige ſo gut wie wir Uebrigen zu heucheln wiſſen. Es wäre ſchimpflich, wenn in dieſer Angelegenheit ein Franzoſe der Hintergangene Englands würde, und rathe Ihnen daher auf der Hut zu ſein."

Er war es aber nicht und die plötzliche Kriegserklärung Englands überraſchte Frankreich in nur geringen und ſchwachen Vorbereitungen. Der König verlor den Kopf, die Marquiſe von Pompadour aber warf ſich mit ganzer Energie ihres Charakters in die Intereſſen des Landes hinein. Um von Ludwig dem Funfzehnten wenig dabei genirt zu ſein, ſah ſie es gern, daß er um dieſe Zeit ein zärtliches Verhältniß mit einer Madame von Coislin hatte. Während er ſich mit Dieſer die Langeweile vertrieb, über die er ewig klagte und aus der ihn die Feſte, Ballets und Comödien, welche die Marquiſe zu veranſtalten und in denen ſie ſelbſt gewöhnlich die Darſtellerin der Hauptrolle abzugeben pflegte, nicht mehr

herausreißen konnten, durchlas und prüfte sie die Erlasse der Minister, die Memoires der bevollmächten Gesandten an den fremden Höfen und die Schlachtpläne der Generäle, die sie ernannte.

Wie sie allein das leitende und handelnde Princip in den politischen Angelegenheiten war, das beweist zumeist auch der Brief, den die Kaiserin Maria Theresia an sie richtete, als es galt, Frankreich gegen Preußen auf ihre Seite zu bringen. Preußen glänzte damals unter Friedrich des Großen militairischem Genie und dem glücklichen Erfolge aller seiner Unternehmungen.

Dieser Salomon des Nordens, wie ihn Voltaire genannt haben soll, verursachte der Marquise Gram, besonders durch seinen Sieg bei Roßbach. Ueberhaupt war Frankreich in dieser Zeit nicht glücklich, weder den Engländern gegenüber auf dem Meere noch in dem Kriege in Deutschland. Schlacht auf Schlacht ging verloren und wenn auch Ludwig der Funfzehnte stumpfsinnig genug war, bei dem Verluste einer halben Armee auszurufen: „Dieu soit loué, je serais délivré cette fois-ci de l'importunité des recompenses“ so nahm sich seine Maitresse dies doch mehr zu Herzen.

„Enfin j'éspère que nous aurons la paix, schrieb sie damals. Elle nous est bien néçessaire après la guerre la plus funeste et la plus honteuse qui se soit faite depuis le vieux Pharamond. La gloire de la nation sous Louis XV. s'est dissipée comme

un songe et elle ne trouve à son reveil qu'une honte réelle. Quel temps! Le roi est chagrin et moi je pleure, tandis que le monde croit que nous sommes ici fort contens.“

Von Denen aber, die ſie ſelbſt bevorzugt hatte, ſagte ſie mit Unwillen „Je me dépite contre moi-même, quand je considère quels gens j'ai recommandés pour soutenir l'honneur de la France; des gens qui n'étaient propres à rien et qui aspiraient à tout; qui savaient faire des révérences et des bassesses et couraient ensuite en Allemagne pour se battre comme des femmes et servir de risée à toute l'Europe!“

In einem andern Briefe aber ruft ſie aus: „Que nous sommes humilies! Nous donnons à nos ennemis des perruquiers, des rubans et des modes, et ils nous donneront des lois!“

Während nun die Marquiſe in dieſer Entrüſtung über verlorene Schlachten lebte, konnte ſie von Ludwig nur ſagen „le roi est chagrin“ d. h. er ennuyirte ſich. Damals alſo mußte ſie mitten in dem Schmerze, den ſie empfand, doch auch zugleich wieder daran denken, ihren Geliebten zu amüſiren. Sie erfand zu dieſem Ende die „pétites soupers,“ bei welchen nur die vertrauteſten der Hofleute zugelaſſen wurden und eine leichte und anmuthige Heiterkeit herrſchte.

Dies zerſtreute Ludwig einigermaßen, daß aber die Marquiſe von Pompadour keinen Genuß davon hatte

beweisen viele Stellen aus ihrer Correspondenz, von denen wir einige hier mittheilen wollen.

Einmal schreibt sie: „Je m'apperçais de plus en plus que la condition des Rois et des Grands est bien triste et je m'imagine qu'un Palfrenier est un peu plus heureux que son maître. Qu'il faut payer cher la pompe, la gloire et les magnifiques bagatelles, que le peuple ignorant à la bêtise d'envier! Pour moi, je vous avouerai, que je n'ai pas eu six momens agréables, depuis que je suis ici: tout le monde tâche de me plaire, et presque tout le monde me déplait: les plus brillants conversations me donnent la migraine; je bâille au milieu des fêtes et j'éprouve sans cesse, qu'il n'y a point de bonheur dans la vanité. Cependant il faut avaler le calice, tout dégoutant qu'il soit, puisque je l'ai voulu."

Ein anderes Mal heißt es: „La pompe, la grandeur, les plaisirs de cette terre enchantée ne m'enchantent plus: le charme est fini et je ne retrouve plus rien dans mon coeur qu'un vide immense que rien ne peut remplir."

In einem andern Briefe erklärt sie: „La compagnie ne me plaisait pas: c'étaient des gens fort civils, très fades et dont les flatteries faisaient mal au coeur. Ils riaient de tous les bons mots que je

n'avais pas dits et voulaient me persuader en dépit de moi-même que j'avait envie de briller avec eux. — — Quel tourment, que ces petits soupers, qu'on trouve si agréable et si delicieux! Je suis presque convaincue, qu'il n'y a personne qui n'ait envie de bâiller, lorsque tout le monde se récrie, qu'il a bien du plaisir. Pour moi, je n'y en ai point: mais en recompense, je ne manque jamais d'y attrapper beaucoup d'ennuie et une bonne migraine. Voilà la vie agréable que je mene, et que je souhaite à tous mes ennemis."

Wir geben dieſe Auszüge hier um den Beweis zu liefern, daß vielleicht Niemand in Frankreich war, der die Niederlagen dieſes Landes in dem Maße ſchmerzlich empfand wie ſie. Sie hat für den Ruhm und den Glanz, vielleicht ſogar für das Glück dieſes Reiches geſchwärmt und mußte endlich mit Thränen allen ihren ſtolzen Träumen entſagen! Sie hatte umſonſt gehofft, gearbeitet und der Laune des Königs gefröhnt, den ſie ſicherlich auf die Länge nicht zu lieben vermochte. Der Kummer darüber machte ſie alt, ſie ſagte von ſich ſelbſt: „La misère publique, dont on m'accuse, la haine de mes ennemis, l'ennui de la Cour, une mauvaise santé qui empire tous les jours, les rides que je commence a apperçevoir sur mon visage et que d'autres ont apperçues avant moi, tout en un mot sert à rendre ma situation aussi triste que d'autres la croient agréable."

In dieſem Zuſtande verbrachte ſie die letzte Zeit ihres Lebens. Die Langeweile, der Gram über geſcheiterte Entwürfe und der Ekel an Ludwig machte ſie ſterben. Am 15. April 1764 im vier und vierzigſten Jahre verſchied ſie, nachdem ſie mehr als zwanzig Jahre Frankreich regiert hatte.

Mademoiselle Lange.

La Comtesse Dubarri.

Man erzählt, daß Louis XV., als die Leiche der Marquise von Pompadour aus dem Schlosse von Versailles, wo sie gestorben war, hinausgebracht wurde, gesagt habe: „La marquise aura aujourd'hui un mauvais temps pour son voyage.“ Jedenfalls ist authentisch, daß er über ihren Tod keinen Schmerz empfand. Dessen war er gar nicht mehr fähig. Sein Herz war ausgetrocknet; er kannte keine Reue, keine Sorge, wie sie Ludwig XIV. in seinen letzten Tagen gehabt hatte. Zwar fühlte auch er eine leise Ahnung der kommenden Revolution in sich aufdämmern, als er von den Encyclopädisten einmal äußerte: „Les hommes-là perdront la monarchie!“ Aber das wird nach mir sein, dachte er bei sich, was kümmert mich das!

Auch als der Dauphin starb und er den jungen Prinzen, welcher später als Ludwig XVI. eine so unglückliche Bedeutung gewann, als solchen anerkennen mußte, bekundete sich diese leise Ahnung nicht weiter, als in dem

Seufzer, mit dem er ſagte: „Pauvre France! Un roi âgé de cinquante-cinq ans et un dauphin âgé de onze!“

Dieſer Todesfall ſollte aber nicht der einzige in ſeinem Hauſe bleiben. Die Dauphine ſtarb bald darauf und vierzehn Tage nach dieſer auch die Königin Maria Leczinska. Sie hatte einmal in ihrer erſten ſchönen Zeit geſagt, daß Frankreich „le plus beau des royaumes après celui du ciel“ ſei, aber wie wenig Glück und Freude mag ſie darin gefunden haben? Wie wenig mag von ihren Träumen und Illuſionen, mit denen ſie den Thron beſtieg, in Erfüllung gegangen ſein? Ach, als ſie den Antrag des Königs erhalten, hatte ihr Vater geweint und mit einem Blicke gen Himmel geſagt: „Laßt uns auf die Knie fallen und dem Allmächtigen danken!“ Danken! Wofür? Für die Nächte ohne Schlaf, für ein Leben voll Kummer, für einen Pomp mit Thränen! Hätte ſie und ihr Vater Stanislaus dies vorausſehen können, ohne Zweifel, ſie würden jene rührenden Gebete unterlaſſen und die Hand des Königs zurückgewieſen haben. Ein armer Capitain der Armee mit einem kleinen Namen hätte ſie gewiß unendlich mehr zu beglücken vermocht. Vielleicht, daß er ſie geliebt, geküßt, auf den Schooß genommen, vielleicht, daß er geſagt: „Maria, Du biſt mir Alles! Du biſt mein Glück, mein Leben, meine Seligkeit!“ Vielleicht, daß ſie dann darüber gelächelt und geſprochen: „Was war ich für ein thörigtes

Kind, von einem Könige von Frankreich zu träumen? Von dem Glanze Verſailles, von der Pracht des großen Paris? Das Alles wiegt ein liebendes Herz nicht auf!"

„Das Alles wiegt ein liebendes Herz nicht auf!" ſo hat ſie oft geſeufzt, als ſie neben Ludwig XV. ſaß und ihn in Ausſchweifungen untergehen ſah. Unter Schmuck und Hermelin eine weinende Seele verbergen, das war das Geſchäft ihres ganzen Lebens; kann man es ihr deßwegen verargen, wenn ſie ſich ſehnte, es abzuſtreifen? Wenn ſie ſich freute auf ihre letzte Stunde? Gewiß nicht. Man möchte wünſchen: wäre ſie früher geſtorben! Was hielt ſie auch zurück? Ihr Vater, ihr Sohn, ihre Schwiegertochter, ihr Enkel, Alle waren ſie todt. Frankreich lag darnieder und Ludwig XV. liebte ſie nicht. Was ſollte ſie in der Welt? Immer nur ſeufzen, immer nur weinen, immer nur beten? Ach, ſie war müde geworden, ſie verlangte nach Ruhe. Endlich wurde ſie ihr. Sie hauchte ihren letzten Athem am 25. Juni 1768 aus.

Ludwig XV. machte Anſtalt, ſie zu betrauern. Er ging in ihr Zimmer, er umarmte die Leiche, er ſagte: „ich muß ſie beweinen." Lacretelle in ſeiner „Histoire de France pendant le dix-huitième siècle" behauptet ſogar: er hätte geweint. „Pendant plusieurs jours," ſagt er, „il pleura la reine environné de ses filles, et parut s'aborder dans ses pensées funèbres."

Indeß: „Le reveil fut honteux," ſetzt derſelbe Schriftſteller ſogleich hinzu, denn Ludwig ſtürzte ſich gleich

darauf tiefer als je in den Strudel ſeiner ſinnlichen Leidenſchaften. Der Hirſchpark öffnete ſich häufiger als ſonſt, ſeine Meierei wurde bevölkerter denn je. Die verführten Nymphen lagen nackt auf allen Mooſen, allen Grasplätzen, allen Bergèren und ländlichen Ruheſtätten. Die liederlichen Götterſtatuen der Rococozeit ſchienen von ihren Piedeſtalen herabgeſtiegen und lebendig geworden zu ſein, um Ludwig zu tröſten. Die Juno ſetzte ſich auf ſeinen Schooß und ſagte: gräme Dich nicht. Die Venus zog ihn auf ihr Lager und machte mit ihren raffinirten Liebkoſungen ihn die ganze Erde vergeſſen. „Was Tod, was Staat, was Revolution!“ rief er dann wohl aus. „Wir denken nicht daran. Nach uns mag die Sündfluth kommen. Wir wühlen im Haar ſchöner Kinder, wir legen das Haupt in den Schooß der Maitreſſen!“

Die Letzte von Bedeutung derſelben war die Näherin, die kleine Mamſell Lange, die ſpätere Comteſſe Dubarri, das ächte Kind des Volkes. Bis zu dieſem hinab war die Verderbniß gekommen und mit ihm mußte ſie enden. Das Maaß wurde voll damit. So lange nur die Herzoginnen, die Baroninnen, die Edelfräulein dem Conkubinate dienten, ſo lange konnte der Staat beſtehen, weil er doch immer noch einen geſunden, unverletzten Theil in ſich enthielt: das kleine Bürgerthum nämlich. Als aber auch dieſes, um es im franzöſiſchen Sinne zu bezeichnen, ſtetirt wurde, da gab es keine andere Genugthuung mehr als die Revolution. Die Revolution iſt die einzige

Satisfaction, die eine beſchimpfte Nation ſich verſchaffen kann. Der hohe Adel, die Vicomtes, die Marſchalle, die Herren des Hofes haben Degen, Piſtolen, Duelle, mit denen ſie ihre verletzte Ehre rächen und retten können. Aber das Volk, was hat das Volk in der Blouſe? Nichts, als die Steine der Straßen, die Barrikaden, die Ziegel auf den Dächern. Dieſe muß es gebrauchen und in Anwendung bringen, wenn es nicht leiden will, ſich entehrt und beſchimpft zu ſehen.

Eine Entehrung und Beſchimpfung aber für das franzöſiſche Volk war die Maitreſſenſchaft der Mamſell Lange jedenfalls, denn die kleine, frivole Näherin ſtellt in ihrer Perſon nichts anderes, als das Element des niedern Bürgerthums dar. Sie vertritt den ſittlichen Gehalt der Epiciers, der Krämer, der armen Leute. So lange in den Töchtern dieſer die Sucht, Maitreſſe zu ſein, noch nicht rege und lebendig geworden war, ſo lange war auch die breiteſte Fläche des Staates noch feſt. Als aber auch dieſe der Schauplatz jener ſinnlichen Ausſchweifungen wurde, als auch auf ihm die Unmöglichkeit der Tugend Platz griff, da war der Vorabend der politiſchen und ſozialen Umwälzung herangenaht, an dem die letzten bachantiſchen Feſte und Orgien des siècle de Louis XIV. et XV. gefeiert werden ſollten.

Als die Königin derſelben erſchien eben jene Mamſell Lange, jene berühmte Dubarri, die die Geliebte des Königs war, in dem Geiſte jenes Luſtſpiels, das Beau-

marchais ſchrieb und „die Hochzeit des Figaro" nannte. Sie trank, ſie ſchrie, ſie ſprach die gemeinſten Zoten. Sie ſtützte die Ellenbogen auf den Tiſch, ſie ſchlug die ſchönen Beine über einander, ſie trat ſich die Schleppen von den Kleidern. Kurz: ſie erſchien mit allen Laſtern und Fehlern des Volkes, aber zugleich auch mit allen Reizen deſſelben. Ihr Gemüth war weich, ihr Auge lachend, ihr Leib von einer geſunden, compacten Friſche. Am reizendſten aber kleidete ſie ein naiver Humor, der die genialſten „Elans" produzirte, wenn er allerdings auch ſtets an die Straßen von Paris erinnerte, unter deren myſteriöſen, lügübren Lampenſcheine er ſich gebildet hatte.

Die erſten Zeiten ihres Lebens hatte Mamſell Lange darunter ihr Weſen getrieben. Sie war Näherin in einem Putzmachergeſchäfte geweſen, das den Tag in Anſpruch nahm, und ihr nur den Abend und die Nacht zur Verfügung ließ. Sie machte ſich kein Kopfzerbrechen darüber. Sie dachte weder an Vater, noch Mutter, weder an Ehre, noch Tugend — ſie dachte gar nicht; ſie that Blumen in's Haar und Schleifen an ihre Kleider. Man muß luſtig ſein! ſagte ſie und mit dieſem Vorſatze durchzog ſie die belebteſten Gegenden der Stadt. Hier blieb ſie ſtehen und lachte, dort ſtieß ſie mit den Ellenbogen und ſchimpfte.

Welch' ein reizendes Kind! hieß es. Welche Blicke! Welch' ein Hals! Welche Zähne und Hüften! Man muß es lieben, dies Weſen!

„Nun wohl, so thut es!“ entgegnete die kleine Griſette, indem ſie ſich dem Bewundernden in die Arme ſtürzte. Es war ihr gleich, ob er ſie mit ſich nahm oder ihr folgte; ob er ihr ein herrliches Mahl bereiten ließ, oder ihr kärgliches theilte; ob er ihr einen Louisd'or oder einige Sousſtücke gab. Nur luſtig mußte er ſein. Er durfte kein triſtes Geſich', keine ernſthaften Fragen machen. Lieben und Lachen, das war ihr Leben. Dies verſtand ſie aber auch wie Keine. Niemand wußte bei dem Letzteren ſo reizend die Zähne zu zeigen, die Augen zu ſchließen, den Kopf zu ſchütteln; Niemand bei dem Erſteren ſo ſüß zu tändeln, zu ſchwätzen, die Blicke zu reizen.

Unter andern Liebhabern gewann ſie mit dieſen Künſten auch den Vicomte von Dubarri, einen Roué in der größeſten Vollkommenheit. Er liebte den Wein, das Spiel, die Frauen. Am Morgen hatte er ein Duell, in welchem er ſeinen Gegner tödtete oder verwundete, am Mittag ſchlief er, am Abend beſuchte er die Theater, in der Nacht ſpielte er Karten, trank er Wein, nahm er die Straßendirnen auf den Schooß.

„Wie heißen Sie? Was beſitzen Sie und von was leben Sie?“ fragte man ihn einſt. „Ich heiße Dubarri,“ gab er zur Antwort. „Mein Beſitzthum beſteht allein in dieſem Namen und mein Lebensunterhalt in den Schulden, die ich darauf mache.“

Mit allem dieſen war er aber doch ein feiner Cavalier, ein Mann von gutem Tone. Da zu dem vollſtändigen

Innehalten deſſelben damals jedoch auch ein unterhaltendes Mädchen gehörte, ſo konnte er dafür keine geeignetere Perſönlichkeit finden, als die kleine Mamſell Lange. Sie war nicht böſe, wenn er kein Geld hatte, ſie weinte nicht, wenn er ihr keine Geſchenke machte. „Nur luſtig, Jean," ſagte ſie; „ich fühle keinen Hunger, wenn ich lachen kann."

Jean wußte dieſe gute Eigenſchaft zu ſchätzen, aber er war nicht eigennützig genug, ſie für ſich allein zu verlangen. „Du mußt lachen vor allen Leuten, vor der ganzen Welt," ſagte er eines Tages. „Komm, ich will ein Spielhaus anlegen und Du ſollſt darin den Vorſitz führen."

„Meinetwegen," rief die kleine Heiterkeit, „wenn es nur luſtig iſt."

„Du ſollſt Deine Freude haben," ſchloß der Vicomte.

Sie hatte ſie denn auch in der That. Sie ſchmückte ſich, ſie ſetzte ſich in eine elegante Chaiſelongue und ſchwätzte. Die Herren ſtanden um ſie herum, ſagten ihr tauſend ſchöne Dinge und Zweideutigkeiten, die ſie alle ſehr amüſant und entzückend fand.

„Ich ſtehe auf dem Gipfel meines Glückes!" ſchrie ſie, ausgelaſſen im Zimmer herumſpringend. Aber der Vicomte Jean Dubarri ſchüttelte mit dem Kopfe dazu und meinte: ſie ſollte klug ſein, es ſtänden ihr noch ganz andere Dinge bevor. Der Kammerdiener des Königs habe mit ihm geſprochen und ihm die Noth geklagt, die er habe, immer friſche und ſchöne Geſchöpfe für Dieſen aufzufinden.

„Ich ſah in dieſer Vertraulichkeit die Vorbedeutung

eines großen Glückes für Dich, mein Schatz!" fuhr der Vicomte dann fort zu ſprechen. „Ich rühmte ihm Deine Reize, Deinen Geiſt, Deine Heiterkeit an. Laß ſehen, was daraus wird. Vor Allem aber mache zu morgen eine gute Toilette. Der Kammerdiener des Königs wird bei uns ſpeiſen.

Der Kammerdiener des Königs! Welch' eine gewichtige Perſon war er in dieſer Angelegenheit! Was konnte er nicht bewerkſtelligen, was nicht zu Stande bringen! Die arme Mamſell Lange vermochte die ganze Nacht nicht zu ſchlafen. Sie überlegte in einem fort: was ſie anziehen, thun und ſagen ſollte. Bald war ſie für die blaue Robe, bald für die weiße; manchmal dachte ſie ſogar an die roſa. Endlich entſchied ſie ſich für die erſte. „Aber nun," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „von was rede ich? Rede ich vom guten Wetter, von der Liebe oder vom Könige? Und dann: wie benehme ich mich? Wie halte ich die Arme? Was ſteht mir am Beſten an?"

Um das zu erproben, ſprang ſie aus dem Bette, ſtellte ſich vor den Spiegel und verſuchte ihre beſten Stellungen. Sie machte kleine Schritte, ernſte Mienen, große Augen: Nichts war ihr Recht. Der Gang erſchien nicht majeſtätiſch, die Geſichtszüge nicht erhaben, die Blicke nicht vielſagend genug. Mitten im Aerger darüber, mußte ſie plötzlich auflachen. Sie kam ſich in den Nachtkleidern, in den bloßen Füßen und dem Schlummerhäubchen auf einmal ganz komiſch vor.

„Zum Teufel mit dem, der ſich nicht in mich verlieben will, wenn ich lache!" rief ſie, indem ſie wieder

unter die Bettdecke huſchte. „Auf den Ernſt verſtehe ich mich nicht!“

„Das iſt das Beſte,“ dachte der Kammerdiener, als ſie dieſem am andern Tage lachend dieſe Bemerkung wiederholte. „Der König will erheitert ſein.“

Als er am nächſten Morgen den Monarchen vom Schlafe erweckte, ließ er einige Worte von Mamſell Lange fallen.

„Das iſt ein ſeltſames Mädchen,“ ſagte er, „bei der bekommt Alles ein frohes Anſehen. Man wird aufgemuntert, man mag wollen oder nicht. Alle Sorgen, alle üblen Stimmungen ſchwinden.“

Anfangs hatte Ludwig auf die Empfehlung ſeines Kammerdieners nicht Acht gegeben. Endlich aber beſann er ſich, hob den Kopf ein wenig und ſagte: „Nun, bringe ſie nur, dieſe kleine, lachende Perſon. Wir wollen ſehen, wie ſie mir gefällt.“

Sie gefiel ihm aber außerordentlich ſehr, dieſe kleine, lachende Perſon, als ſie der Kammerdiener ihm zuführte. Sie hatte wieder ganz ihre alte Laune, ihre geniale Sicherheit gewonnen. Sie trat muthiger vor den König, als ſie vor den Unterhändler getreten. „Was wage ich denn viel dabei?“ dachte ſie. „Gefalle ich ihm, gut, ſo iſt mein Glück gemacht. Gefalle ich ihm nicht, auch gut, ſo habe ich den König von Frankreich geſehen, das iſt der Weg ſchon werth, ſelbſt wenn ich nur hingehe, um wieder umzukehren.“

Aber dazu kam ſie nicht, denn der König wurde entzückt von ihr. So grade heraus, ſo derb, ſo voll

Humor hatte er noch gar Niemand mit ſich reden hören. Die Sprache des Volkes ſchlug zuerſt an ſein Ohr, mit allen Fehlern und Verſtößen gegen den Dictionair der wiſſenſchaftlichen Akademie, aber auch zugleich mit allen Reizen einer originellen und genialen Anſchauungsweiſe.

Welche wunderbaren Laute, welche barocke Worte vernahm er hier von den ſchönen Lippen dieſes lachenden Mädchens. Sie erzählte ihm ihre Straßen-Bonmots, ſie ſang ihm ihre Boulevard-Couplets. Sie ſagte ihm tauſend dumme Dinge und Grobheiten, von denen viele in einem andern Munde als Verbrechen gegolten hätten. Aus dem ihren aber war das Alles bezaubernd anzuhören. Er konnte ſie nicht genug um ſich haben und ſprach, wenn ſie fort war, zu aller Welt von ihr. Er wiederholte ihre komiſchen Einfälle, ihre Witze, ihre genialen Zoten. Selbſt vor ſeinen Töchtern bezähmte er ſeinen Enthuſiasmus nicht.

„Es muß vorübergehen," meinten Dieſe. „Mademoiſelle Lange wird in die Vergeſſenheit zurückſinken, aus der ſie emporgeſtiegen. Man gönne ihr den Triumph eines Tages und dem König eine heitere Stunde."

Aber dem König war dieſe nicht genug und der Mademoiſelle Lange reichte jener nicht aus. Man ſah ſich alle Tage, man kam ſtündlich zuſammen. Endlich zog Ludwig ſeine neue Maitreſſe an den Hof.

Er konnte und durfte es, ohne die äußere Form zu verletzen. Jean Dubarri hatte Rath gewußt. Er bewog ſeinen Bruder, der in der Provinz lebte, die Mamſell Lange zu heirathen und ſo kam es denn, daß ſie eines

ſchönen Tages als Gräfin Dubarri in Verſailles erſchien.

Faſt der ganze Hof, mit Ausnahme des Marſchall von Richelieu, war darüber entrüſtet. Selbſt Diejenigen, die ſich zwanzig Jahre der Marquiſe von Pompadour unterworfen, verſchmähten es, dieſer neuen Sonne zu huldigen. Das Volk ſcandaliſirte ſogar darüber. Es ſang allerhand Spottlieder, in welchen offen die Namen angegeben wurden von Denen, die dieſelbe Gunſt genoſſen, der Ludwig ſchließlich einen ſo hohen Werth verlieh.

Ueberall tauchten ſie auf, dieſe Pasquille, an allen Ecken und Enden kamen ſie zum Vorſchein. Auch bis zu Ludwig drangen ſie. Man fand ſie in ſeinen Vorzimmern, mitten auf ſeinen Feſten. Als den hauptſächlichſten Verbreiter derſelben trifft man mehrfach den erſten Miniſter, den Herzog von Choiſeul angegeben, der nach dem Tode der Marquiſe von Pompadour der alleingebietende Herr war und in der Gräfin Dubarri eine gefährliche Nebenbuhlerin fürchtete. Um ſie ſo viel als möglich unſchädlich zu machen, verſuchte er Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, um ihre feierliche Vorſtellung bei Hofe zu verhindern, von der in der That ſehr vieles abhängen konnte. Die Beſchaffenheit des Staates, der Kirche und des europäiſchen Gleichgewichtes ſtand dabei auf dem Spiele. Wie leicht konnte ihr Einfluß Politik und Verwaltung ändern!

Dieſe Aenderung zu verhindern, ſtanden dem Herzog viele Verbündete zur Seite. Erſtens der Widerwillen aller Großen des Hofes, dann die Gunſt des Volkes und

des Parlamentes, endlich die Freundschaft Oestreichs. Alle drei aber konnten dennoch die Vorstellung nicht unmöglich machen. Selbst die Töchter weinten und klagten vergebens. Madame Louise ging sogar umsonst in das Kloster deswegen. Sie bewegte auch aus den heiligen Mauern her den Vater nicht, von seinem Vorhaben abzustehen, welche Wirkung eigentlich die Priester von dem Rücktritte seines geliebtesten Kindes erwartet hatten.

Er stand nur noch einen Augenblick an, dann aber auf Zureden des Marschall von Richelieu ließ er die feierliche Präsentation vor sich gehen.

Von diesem Augenblicke an, heißt es in der „Histoire de France pendant le XVIIIe siècle" regierte oder vielmehr ließ eine unwissende, aber gescheute, sehr geistreiche, in ihrem Benehmen mehr als man es erwarten konnte, zurückhaltende Frau, Frankreich regieren von Männern, die hartnäckig auf ihr Ziel, aber nachsichtig auf die Mittel sahen, die dazu dienen sollten, es zu erreichen.

Zu den Bedeutendsten darunter gehören der Kanzler Maupeau und der contrôleur général, Abbé Terrai, denen entschieden gegenüber der Herzog von Choiseul als erklärter Feind der Gräfin stand. Er haßte Diese vielleicht schon darum, weil sie seine Schwester, der Herzogin von Grammont, das Herz des Königs raubte, um das sie sich so lange bemüht und welches sie, wie Einige sagen, kurze Zeit, aber wie auch Andere behaupten, nie besessen hat. So viel aber ist gewiß, das Glück der Comtesse Dubarri war ihr ein Dorn im Auge und verdroß sie in

einem so hohen Grade, daß sie den Hof verließ und von da an die Provinzen mit ihrem Grolle und Aerger über ihre triumphirende Nebenbuhlerin erfüllte.

Den König verdroß dieses Benehmen auf das Höchste und nicht selten hatte der Herzog seine bittersten Vorwürfe darüber anzuhören, zu denen die Comtesse Dubarri natürlich so viel Kränkungen hinzu that, als sie auszutheilen im Stande war. Man berichtet, daß sie, wo es nur ging, gegen Diesen und seine Verbündete ankämpfte. Unter Anderm erzählt man, daß sie, zwei Orangen abwechselnd in die Höhe werfend, unaufhörlich rief: „Saute Choiseul, saute Praslin!“ Auch das Portrait des enthaupteten Königs Karl von England soll sie in ihr Zimmer haben hängen lassen, um damit Ludwig zu stacheln, sich der Willkühr seines ersten Ministers zu entziehen.

Indeß dazu konnte sich Dieser nicht entschließen. Er fühlte, daß er seinen Premier nöthig hatte. Auch war Dieser gerade zu dieser Zeit, durch das Bündniß, das er zwischen dem Dauphin und der Erzherzogin von Oesterreich zu stiften beflissen war, sicherer als je auf seiner Stelle. Der ganze Hof begünstigte diese Heirath und die Nation zollte ihr den lautesten Beifall. Die Politiker der damaligen Zeit meinten sogar, daß sie nöthig sei, um den Norden Europa's vor dem ausgreifenden Ehrgeize Rußlands zu retten.

Sie fand 1770 wirklich Statt, aber unter so unglücklichen Zeitumständen und Ereignissen, daß eigentlich die große Sympathie, auf welche Choiseul dabei gerechnet

hatte, fast ganz und gar darüber verloren ging. Er gewann durchaus nichts an Popularität, sondern mußte im Gegentheil sehen, wie eine schon seit dem Jahre 1768 herrschende Theuerung und allerhand trübe Vorbedeutungen dazu beitrugen, seine guten Voraussetzungen und Hoffnungen zu vernichten, ja sogar dazu dienten, seinen Gegnern Vortheile zu gewähren.

Der König nämlich verlangte durchaus, daß dieser Verbindung zu Ehren die glänzendsten Feste veranstaltet werden sollten. Umsonst hielt man ihm die Noth des Volkes und die Kargheit des Schatzes vor, er bestand darauf und meinte: man möge neue Steuern erheben. Abbé Terrai widersetzte sich diesem Vorhaben mit großer Festigkeit und sagte, als Ludwig ihn nach den Feierlichkeiten in Versailles fragte, wie er sie gefunden: „O, unbezahlbar, Sire!" welches Bonmot ihm den Beifall aller Gedrückten und Mißliebigen zuzog, deren es nicht wenige gab. Ihre größeste Vermehrung geschah durch das Feuerwerk, welches am 30. Mai die gute Stadt Paris den Neuvermählten bei ihrem Einzuge auf dem Platze Ludwig XV. veranstaltete.

Es hatte sich dazu nämlich eine ungeheure Menschenmasse eingefunden, die in den Straßen und auf den Quais zwischen Wagen, Reitern und Militair-Colonnen eingezwängt stehen mußte.

Im Anfang ging Alles gut. Die Nacht war ziemlich finster und die Raketen und Feuerkugeln stiegen unter dem Jubelgeschrei der Zuschauer in die Höhe. Plötzlich aber verloren sie diese Richtung und fuhren mitten in die

gaffende Menge, die ſchreiend auseinanderfloh, aber nirgends einen Ausgang fand. Alle Straßen, Brücken und Paſſagen waren verſperrt. Pferde bäumten ſich und wurden ſcheu; Wagen ſtürzten um; Frauen, Kinder und Greiſe trat man unter die Füße. Es fand eine furchtbare Verwirrung Statt, ein Kampf der Verzweiflung, ein Krieg der Angſt, in dem viele Hunderte auf die elendeſte Weiſe von der Welt ihr Leben verloren.

„Welch' ein ſchreckliche Nacht für die Hauptſtadt!" heißt es in den Berichten darüber. „Ein Tag, an dem eine Bürgerſchlacht geliefert worden, hätte nicht größeren Jammer und tiefere Troſtloſigkeit in den Schooß der Familien tragen können. Faſt jede derſelben hatte einen Verluſt zu betrauern, denn Viele von denen, die ſich noch glücklich gerettet, empfingen durch die Quetſchungen, die ſie erlitten, den Keim eines frühzeitigen Todes in ſich eingepflanzt."

Ludwig indeß verſetzte dieſes öffentliche Unglück in keine große Betrübniß. Er ſchüttelte mit dem Kopfe, als er es hörte. Das war Alles. Das Volk aber machte ſich ſeine eigenen Gedanken darüber. Das bedeutet Unglück, hieß es. Wir werden ſchwere Zeiten haben.

Bei dieſer Gelegenheit wurde auch wieder an die Geburt des Dauphins erinnert. Seine Mutter kam mit ihm nieder, als ſich der ganze Hof in Choisy le Roy befand, alſo kein Mitglied des königlichen Hauſes bei ſeinem Eintritte in die Welt zugegen war. Der Courier, der die Nachricht davon nach Paris bringen ſollte, ſtürzte mit dem Pferde an der Barrière und ſtarb. Der Abbé

von Saujon, der ihn taufen ſollte, fiel auf den Stufen, die zur Schloßkapelle hinaufführten, vom Schlage getroffen, nieder, und von den drei Ammen, welche ſorgſam von dem erſten Arzte ſeines Vaters ausgewählt worden waren, ſtarben zwei im Laufe von acht Tagen. Die dritte aber bekam am Ende der ſechsten Woche die Kinderblattern. Später wurde noch wunderbar gefunden, daß dieſe letzte Amme Guillot geheißen.

Vor der Hand aber reichte das vorhergehende hin: die Verbindung des Dauphins in einem trüben Lichte erſcheinen zu laſſen. „Er iſt auch immer triſt, unſer zukünftiger König," ſagten die guten Bürger. „Es drückt ihn etwas. Er hat keinen freien Blick, kein heiteres Lachen. Das Unglück ſteht ihm im Geſicht."

Was nun aber die Dauphine, die arme Marie Antoinette betrifft, ſo fand ſie das Volk zwar ſehr „complaiſant," aber im Ganzen doch zu blond und von einer zu blaſſen Farbe. Sie machte nicht Eindruck genug. Sie imponirte zu wenig. Auch war ihr erſtes Benehmen ziemlich unentſchieden. Sie näherte ſich anfangs, wie es ſchien, der Gräfin Dubarri, welche ihr Ludwig ſchon bei der feierlichen Einholung in Compiègne als ſeine beſte Freundin vorgeſtellt hatte, weswegen er es denn auch bewerkſtelligte, daß Dieſe an dem Bankette Theil nahm, welches auf dem Schloſſe de la Muette für den König und das neuvermählte Paar gegeben wurde.

Dies Alles und das ewige Verlangen des Herzogs von Choiſeul, einen Seekrieg zu eröffnen, gab die endliche Veranlaſſung zu ſeinem Sturze ab. Louis wollte

von keinen militairiſchen Unternehmungen hören, am allerwenigſten von ſolchen auf dem Meere. Umſonſt ſtellte ihm der Miniſter die günſtigen Folgen derſelben vor, die durch dieſelben erreicht werden könnten. Umſonſt ſprach er von Zwiſtigkeiten, die zwiſchen England und deſſen wichtigſten Colonien ausgebrochen waren. Umſonſt von der Geneigtheit Spaniens, die franzöſiſchen Vorhaben zu unterſtützen. Ludwig gab nicht Acht darauf. Er ſprach immer nur von der Comteſſe Dubarri und ihren komiſchen Einfällen.

„Denken Sie ſich," erzählte er einmal unter Anderm, „heut' lagen wir noch zu Bett, die Comteſſe und ich. Der Kammerdiener hatte den ſiedenden Caffee in der Maſchine auf den Tiſch geſtellt und war wieder hinausgegangen. Plötzlich kochte unſer ganzes Frühſtück über und ſprudelte auf die Erde. In der Meinung, daß meine gute Dubarri noch ſchlafe, kümmerte ich mich nicht viel darum, weil ich ſie durch mein Aufſtehn nicht ſtören wollte. Auch glaubte ich: Lebel würde gleich wiederkommen. Plötzlich aber rief die Marquiſe neben mir: Spring aus dem Bette, Frankreich, Dein ganzes Frühſtück geht ſonſt zum Teufel!"

„Was war zu thun?" ſetzte er lachend hinzu. „Ich kroch unter den Decken hervor und rettete, in den Nachtkleidern im Zimmer ſtehend, was in der Maſchine noch zu retten war. Es hat uns köſtlich geſchmeckt und die Marquiſe erklärte: es ſei meine beſte Eroberung, dieſer gerettete Caffee!"

„Mag ſein, Sire, mag ſein," ſagte dann Choiſeul,

indem er bei ſich ſelber dachte: ich ſehe, ich bin verloren.

Er war es denn auch wirklich. Es dauerte nicht lange, ſo fiel er in Ungnade und wurde entlaſſen, wodurch die Gräfin Dubarri und die ihr ergebenen Miniſter natürlich ganz die Oberhand gewannen.

In Verbindung mit dem Vicomte Jean Dubarri wurden nun oft lange und wichtige Conferenzen gehalten, über welche die Gräfin nicht ſelten den König ein wenig vernachläſſigte. Um ihn zu beſchäftigen, that nun auch ſie, was die Marquiſe von Pompadour gethan, ſie führte nämlich ſelbſt dem Geliebten ihre Nebenbuhlerinnen zu, welche „complaisance," wie Lacretelle ſagt, „ne dégradait pas aux yeux de Louis, qui revenait à elle avec plus d'ivresse."

Uebrigens behauptet der genannte Autor, daß die Comteſſe getrachtet habe, wie die Maintenon, die Gattin des Königs zu werden und ſetzt hinzu, daß es viele vertraute Rathgeber des Königs gegeben, die einen ſolchen Schritt durchaus für keine Unmöglichkeit hielten. Indeß iſt es doch nicht dazu gekommen, vielleicht ſchon darum nicht, weil ſich bei Ludwig XV. das Alter in einer noch bei weitem ſchrecklicheren Weiſe, als bei ſeinem Vorgänger nahte. In ſeinem letzten Jahre zeigte er einen Stumpfſinn, der entſetzen konnte. Man ſah ihn oft ſtundenlang ohne Gedanken, faſt ohne Beſinnung in die blaue Luft hineinſtarren. Keine Regung tauchte mehr in ihm auf, keine Empfindung. Er konnte weder weinen noch lachen. Seine Seele war ganz leer gelebt.

Ohne die geringste Trauer hörte er den Tod seiner besten Jugendgefährten berichten. „Wer war er?“ fragte er, als man ihm erzählte, der Marquis von Chauvelin sei an den Folgen der Orgie gestorben, die er gestern mit dem Monarchen durchgemacht habe. „Ich erinnere mich nicht,“ sagte er, „wie sah er aus?“ Auch die Thränen der Madame Louise rührten ihn nicht, eben so wenig die große Rede des Bischofs von Senez, in welcher Dieser vor dem Könige predigend das Unglück des Volkes mit einer Kühnheit schilderte, die alle Zuhörer erschreckte, ihn selber aber gar nicht berührte. Er lobte sie weder, noch tadelte er sie. Es scheint, daß er sie gar nicht hörte. Er hatte die Kraft nicht mehr, einem Vortrage zu folgen, er besaß nur noch die Lust für die sinnliche Ausschweifung. Diese hat ihn bis zu seinem letzten Augenblicke nicht verlassen. Noch auf dem Todtenbette, berichten mehrere Historiker, konnte er die Gräfin Dubarri nicht sehen, ohne die zügellosesten Verlangen in sich erwachen zu fühlen.

Am 10. Mai 1774, in seinem vierundsechzigsten Jahre, erlag er den Kinderpocken, von denen er sich im Beischlaf mit einem jungen Mädchen, welches der Kindheit noch nicht völlig entwachsen war, hatte anstecken lassen. Seine Leiche erregte und verbreitete so furchtbare Dünste, daß man sie nicht schnell und eilig genug von Versailles nach Saint-Denis, wo sie beigesetzt wurde, bringen konnte. Man erzählt, daß das Volk, das vorzugsweise auch diesen Ludwig den Vielgeliebten geheißen hatte, hinter dem eilig hinfahrenden Leichenwagen die

schmähendsten Schimpfreden und Beleidigungen ausstieß. „On était heureux," schreibt Lacretelle, „de pouvoir oublier un roi que, depuis long-temps, on avait jugé frappé de deux maladies de l'ame les plus incurables, la faiblesse et l'égoisme." Louis Blanc aber schließt das zweite Capitel seiner Revolutionsgeschichte mit einem Ausrufe, der uns bezeichnend scheint und den wir deswegen als einen guten Abschluß unserer Schilderungen glauben hierhersetzen zu dürfen. Er heißt:

„Es naht der Tag, an dem eine allgemeine Revolution zum Ausbruche kommen wird. Denn die Gesellschaft geht mit großen Ereignissen schwanger. Die mit den weißen Lilien umkränzte Monarchie, welche ihre Herrschaft durch Courtisanen übte und die, während sich von allen Seiten der Sturm erhob, ihr Haupt im Schooße entehrter Jungfrauen oder schamloser Weiber verbarg, diese Monarchie ist zu schwach und zu tief gesunken, um nicht geknechtet zu werden. Sie wird die Realität der ausübenden Macht verlieren."

Sie verlor sie in der That und mit ihr Ludwig der Sechzehnte, Marie-Antoinette und auch die Gräfin Dubarri den Kopf.

Die Letztere war von dem neuen Regenten, nach dem Ableben Ludwig des Fünfzehnten, in das Kloster zu Pont en Brie verbannt worden, das sie aber ein Jahr darauf mit dem Schlosse Luciennes vertauschte, das man ihr als Eigenthum ließ. Die Nachrichten über sie sind von da an kärglich und von wenigem Interesse. Gefangen genommen wurde sie, weil sie ein Neger, den sie

in der Zeit ihres Glückes aus Curiosität mit vielen Geschenken überschüttete, als Anhängerin des Königs angab und erklärte, sie hätte auf einer Reise nach England um seinen Tod getrauert. Unterrichtete Personen erzählen, daß sie Ludwig dem Sechzehnten und der Marie-Antoinette beim Ausbruch der Unruhen ihr ganzes Vermögen zu beliebigem Gebrauche angeboten habe. Dies mag vielleicht die tiefere Ursache ihrer Verhaftung sein, in welcher sie, wie uns die „Souvenirs de la Marquise de Crèqui“ mittheilen, ihre Zeit darauf verwendet haben soll, sich auf die abgeschmackteste Weise zu putzen. Indeß diese Nachricht ist nicht ganz authentisch. Die gute, redselige Marquise schreibt dies nur dem Hörensagen nach und gewiß wurde keine Gelegenheit versäumt die exilirte Maitresse so lächerlich als möglich hinzustellen.

Sie starb unter furchtbarem Geschrei auf der Guillotine, die letzte berühmte Maitresse Frankreichs.

Ende des ersten Bandes.

Conrad Muller's Buchdruckerei.

Feodor Wehl's

L'HISTOIRE EN JUPON.

Die

Galanten Damen

der

Weltgeschichte.

Von

Feodor Wehl.

Zweiter Band.

Hamburg,
B. S. Berendsohn.
1849.

Vorwort.

Indem der Autor dem Publikum hiermit den zweiten Theil seines Werkes übergiebt, fühlt er nur gar zu wohl, wie viel derselbe zu wünschen noch übrig läßt. Indeß, wenn er sich aller Schwierigkeiten und Hindernisse erinnert, die er bei Abfassung dieser Beiträge zur Charakterisirung des Jahrhunderts, welches die Namen Ludwig des Vierzehnten und Ludwig des Fünfzehnten an der Stirne trägt, zu überwinden gehabt, so muß er sich dennoch sagen, daß er mit Fleiß und Sorgfalt geleistet, was unter den obwaltenden Umständen zu leisten war.

Die deutsche Geschichte ist arm an Memoiren und sehr dürftig in Allem, was sich auf die Haus- und Familien-Nachrichten der Fürsten bezieht. Die zeitgenossischen Historiker haben in der Unfreiheit und dem Knechtsinn, worin sie sich befanden, gewöhnlich in dem Urtheil über die Monarchen ihres Vaterlandes nur diejenigen Seiten berührt, denen sie Lob oder doch

wenigstens Entschuldigung zu Theil werden lassen konnten. Die offenbaren Fehler, Schwächen und Laster aber übergingen sie mit einem Stillschweigen, das wir unter anderm z. B. in „Christian Friedrich Sattler's Geschichte des Herzogthums Würtemberg unter der Regierung der Herzöge" auf die glänzendste Weise beobachtet sehen. Dieser ausführliche und sehr genaue Historiograph, der in der Geschichte Eberhard Ludwigs fast über jeden einzelnen Tag Bericht erstattet, erwähnt der Grävenitz kaum vorübergehend und nur sehr flüchtig, obschon diese Frau, wie aller Welt bekannt, den entscheidendsten Einfluß auf die Regierung, ja, die Regierung selbst in Händen hatte.

Christian Friedrich Sattler, der das wußte und dem dies offen vor Augen lag, überging nichtsdestoweniger ihre Erwähnung wie und wo es nur möglich war. Nicht minder geschah dies von den Biographen Friedrich Wilhelm des Zweiten von Preußen in Beziehung auf die Lichtenau, die bei ihnen auch kaum in Rede kommt.

Diese schlüpfrigen Verhältnisse zu tadeln oder in ihren verderblichen Folgen hinzustellen, fehlte es den zeitgenossischen Geschichtsschreibern an Muth und den späteren an richtigem Takt und authentischen Quellen. Dadurch nun entstand jene Masse von falschen, übertriebenen und in den gehässigsten Farben entworfenen Schilderungen, die wir über die verschiedenen deutschen Maitressen besitzen, bei deren Charakterisirung noch obenein die hün-

diſche Gemeinheit und Fürſtendienerei ſich nicht ſelten dadurch Genüge that, daß ſie allen Tadel, den der Regent verdiente, über deſſen Geliebte ſchüttete. Die ganze Rohheit und Brutalität der deutſchen Zopf- und Gelehrten-Pedanterie ließ ſich in der hiſtoriſchen Kritik über jene Frauen aus, die als grundſchlecht, böſe und höchſt verwerflich hinzuſtellen, faſt jeder Forſcher und Lehrer der Geſchichte für eine glänzende Beweisgebung ſeines moraliſchen Bewußtſeins angeſehen hat. Der Verfaſſer dieſes Werkes jedoch, wie er das ſchon in der Einleitung zum erſten Bande ausgeſprochen, macht wenig oder keinen Anſpruch auf einen ſo philiſtröſen und billig zu erreichenden Ruhm. Ihm kommt es hierbei nicht auf ſich ſelbſt, ſondern einzig und allein auf die Sache an. Er hat milde und gerecht gegen jene hiſtoriſchen Frauen ſein wollen und dies dadurch zu erreichen gemeint, daß er ſie nicht nur an ſich, ſondern im Zuſammenhange der Zeit und im Vergleich gegen ihre Verehrer und Anbeter betrachtete. Dadurch entſtanden unter ſeiner Feder jene Lebensſchilderungen der Maitreſſen, die eine Kritik der Herrſcher und Monarchen wurden. Wenn er ſich dabei vielfacher Auszüge und Citate bediente, ſo geſchah dies nicht aus Bequemlichkeit oder weil er nicht daſſelbe zu ſagen wußte, ſondern nur um ehrlich zu ſein und dann auch hauptſächlich darum, weil er ſeine Leſer nicht glauben machen wollte, daß die Härte, mit der er die Fürſten dieſes ſchlechten Jahrhunderts beurtheilte, eine grund-

loſe und chimäriſche ſei. Es iſt Zeit, daß die deutſche Geſchichte unumwunden und ohne Rückhalt geſchrieben werde, ſagte der Autor zu ſich ſelbſt, als er nach Durchſtöberung alter Scharteken und langweilig geſchriebener Geſchichtsbücher an ſeine Arbeit ging. Wie dieſe nun auch ausgefallen ſein mag, das Beſtreben wahr und grade zu ſein, wird man neben dem ſo viel als möglich Unterhaltung zu gewähren, ohne Zweifel darin antreffen können.

Berlin, im Februar 1849.

Feodor Wehl.

I.

Aus dem: „Siècle de Louis XIV. et Louis XV.“

Inhalt.*)

Seite

1. Gräfin Maria Aurora von Königsmark 1
2. Reichsgräfin von Cosel 94
3. Gräfin Wilhelmine von Lichtenau..... 139

*) Da das vorstehend abgedruckte Manuscript die für diesen Band festgesetzte Bogenzahl bereits ausfüllte, so muß das weiter Vorhandene, die Geschichte der Gräfinnen Würben und Hohenheim umfassend, einem später erscheinenden dritten Bande vorbehalten bleiben.

Der Verleger.

Gräfin Maria Aurora Königsmark.

Dieſe berühmte Geliebte König Auguſt des Starken, welche man niemals nennt, ohne dabei anzuführen, daß Voltaire ſie die merkwürdigſte Frau zweier Jahrhunderte geheißen, entſtammt einem altadeligen Geſchlechte aus Deutſchland, als deſſen Ahnherr Johann Chriſtoph Königsmark, bezeichnet wird. Auf einem Gute, Kötzlin in der Mark, am 25. Februar 1600, geboren, erſcheint er zuerſt im dreißigjährigen Kriege, den er unter den Fahnen Guſtav Adolphs beſteht.

Von ihm ab, ſehen wir eine Menge herrlicher, großartiger und intereſſanter Perſonen den Schauplatz der Geſchichte behaupten, auf dem die ſchönſten Kränze der Liebe, des Glücks und des Ruhmes für ihre Stirnen geflochten zu ſein ſchienen. In der That aber dürfte es auch nur ſelten einen Stamm von Menſchen geben, in dem ſich Schönheit des Körpers, Muth und ein ſeltſamer Drang nach Abenteuern in einer ähnlichen Weiſe fortzuerben vermöchte, als dies in dem Königsmarkiſchen der Fall geweſen. Es iſt, als wenn etwas wie eine Ahnung,

wie ein Vorgefühl in ihnen gelegen hätte, daß ſie beſtimmt dazu ſeien eines ſchönen Tages auf irgend einem Throne Europas zu ſitzen. Ihr ganzes Leben und Wirken war darauf eingerichtet, es hatte das Anſehen, als wollte es von ſelbſt darauf hinauslaufen. Oft genug ſind ſie auch nahe daran geweſen, ihn einzunehmen. Die erſten Stufen lagen erſtiegen zurück, der Purpur winkte. Daß er ihnen nicht wirklich geworden, nimmt ſich faſt wie ein bloßer Zufall aus, den man ſich bewogen fühlen könnte zu bedauern, weil man ſehr wohl zu der Vorſtellung kommen mag, daß alle Eigenſchaften und Fähigkeiten dieſer Perſonen erſt unter dem Baldachin der Majeſtät ihre rechte und eigentliche Entwicklung gefunden haben würden. Wenigſtens waren ſie in vieler Beziehung ſo groß und glänzend, daß man ſie wohl mit Recht neben die Hohenzollern und Habsburg ſtellen darf, die Zepter und Reich eben ſo gelegentlich erhielten, als die Königsmark ſich beides vorenthalten ſahen. Das Entgehn derſelben aber war ohne Zweifel zum großen Theile der unbewußte Grund, welcher die einzelnen Glieder in die Welt hinaus und auf Abenteuer trieb. In dieſen Abenteuern lockte ſie, was ſie daheim in ihren beſchränkten Verhältniſſen nicht finden konnten, das Glück der Liebe, der Ruhm der Waffen. Da ſich der Königsreif nicht um ihre Scheitel legen mochte, ſo zogen ſie aus, ſich Roſen und Lorbeer darum zu flechten, um die Stelle zu verdecken, der die höchſte Würde entging, welche ihnen gleichſam prädeſtinirt war in ihrem Namen, in dieſer

stolzen, kühnen Bezeichnung ihres Geschlechts. In Wahrheit: Königsmark ist eine Benennung, in der der Glanz und die Berühmtheit der Weltgeschichte zu schlummern scheinen, und es durfte den Trägern derselben daher wohl erlaubt sein, sich Träumen der Größe und Erhebung hinzugeben. Dem Schmerze aber über die Vereitelung derselben zu entgehen, trieb ihr Instinkt sie an ruhelos umherzuschweifen, um sich Ansehn und Macht gleichsam vom Zaune zu brechen und den großen Ruf sich wie kühne Wegelagerer an der offenen Heerstraße der Historie zu ertrotzen.

Diesen Trotz treffen wir schon bei dem Ahnherrn an, der neben den Helden Wrangel, Horn, Banner, Torstenson und Bernhard von Weimar seine Stelle behauptet, und nach dem Westphälischen Frieden den dreißigjährigen Krieg auf seine eigene Hand hin fortzusetzen sich ermüßigt sah. Ihn kümmerte weder Patent noch Siegel, er scheerte sich den Teufel um Verträge. Was Kabinetsverhandlungen und Dekrete! Johann Christoph Königsmark aus Köslin in der Mark, schlug mit seinem langen Schwerte darauf und dachte ohngefähr dasselbe, was Götz von Berlichingen in dem Stücke von Goethe dem Herolde zum Fenster hinausruft.

Die Pest über die Federfuchser, mag er geschrieen haben. Das Volk weiß den Henker wie einem tapfern Soldaten zu Muth ist, wenn er mitten im Feldzuge auf einmal den Frieden proklamiren hört, der ihn auf die Bärenhaut wirft und ihn zwingt zu sagen: Ade nun Glück, Sieg und Beute, ade nun Trompetengeschmetter,

Waffengeklirr und wehende Fahnen, ade nun Kriegesruhm und Plünderung!

Nein, das lasse ich mir nicht nehmen, raisonnirte er weiter, indem er mit seinem Haufen vor die Reichsstadt Bremen zog, die er trotz aller Reclamationen Frankreichs, Schwedens und der Seestaaten nicht eher freiließ, als bis er sich eine einträgliche und ehrenvolle Friedensstellung als Fürststatthalter des occupirten Landes gesichert hatte. Als solcher schlug er später seinen Wohnsitz in Stade auf, in dessen Nähe er ein prächtiges Schloß erbaute, das er zu Ehren seiner Frau Agathenburg nannte.

Von hier aus reiste er oft nach Schweden, wo er am Hofe Christinens stets gut scheint empfangen worden zu sein. Wenigstens wurde er dort zur Grafenwürde und zum Reichsrathe erhoben, in welchen Stellungen er es liebte, sich mit Glanz, Ansehn und selbst dem Pomp der Wissenschaft und Kunst zu umgeben. Es wird erzählt, daß der alte Haudegen sogar selbst in seinen späten Jahren Mitglied einer gelehrten, der sogenannten fruchtbringenden Gesellschaft gewesen und in dieser den Namen des Streitbaren geführt habe.

Er starb 1663 in Stockholm und hinterließ ein Vermögen, dessen jährliches Einkommen seiner Familie, die aus drei Söhnen bestand, 130,000 Thaler abwarf.

Diese, für die damalige Zeit sehr beträchtliche Summe in Ruhe und Gemächlichkeit zu verzehren, fiel keinem der Brüder ein. Der mittelste von ihnen, Johann Christoph, starb sehr jung durch einen Sturz mit dem Pferde. Der jüngste, Otto Wilhelm, ergab sich mit

glühendem Eifer den Wiſſenſchaften. Es wird von ihm berichtet, daß er ſchon in ſeinem fünfzehnten Jahre in Jena zum Rector magnificus erwählt worden ſei. Nebenbei verſäumte er aber auch keineswegs ſich durch Ritterlichkeit und Kriegsmuth auszuzeichnen. Beſonders geſchah dies im Kriege gegen die Türken, den er in venetianiſchen Dienſten beſtand. Morea war es hauptſächlich wo er ſich durch Heldenthaten unſterblich machte, die Venedig durch ein prächtiges Denkmal, auf welchem er, der „immer Siegreiche" genannt wird, anerkannt hat, nachdem er 1688 vor Negroponte einem bösartigen Fieber erlegen.

Der dritte und älteſte dieſer Brüder, Konrad Chriſtoph der ſich in ſchwediſchen und holländiſchen Kriegsdienſten hervorthat und 1673 bei der Belagerung von Bonn durch einen Bombenſchuß getödtet wurde, iſt der Vater der Maria Aurora. Er war vermählt mit Maria Chriſtina Wrangel, die ihm drei Söhne und zwei Töchter gebar. Von den erſteren ſtarb einer in ſehr früher Jugend, ſo daß den Gebliebenen nur noch vier Kinder überlebten.

In dieſen ſcheint das Schickſal die Königsmarkiſche Familie, als wenn es deren raſchen Untergang vorausgeſehen, noch einmal in ſeiner ganzen Schönheit und Kraft entfaltet zu haben.

Karl Johann, der älteſte Sohn, muß den über ihn vorhandenen Schilderungen nach, das Muſter eines Helden geweſen ſein. Schön, liebenswürdig, tapfer, unternehmend, jedem Hinderniß und jeder Schwierigkeit trotzend, ſcheint ihm nur die große Sache, die weltgeſchichtliche Begebenheit gefehlt

zu haben, um darauf den Stempel seines Genies unsterblich zu machen. Um die eine oder die andere zu finden, durchzog er fast die ganze Welt, überall kämpfend, überall wagend, überall hoffend. Kaum eine Fahne giebt es, der er nicht gedient, kaum eine geschichtliche Conjunktur ist zu erwähnen, an der er sich nicht betheiligt. Stockholm, Madrid, Paris, Windsor, Florenz, Genua, Venedig, Hamburg, Gibraltar, Tanger, Malta, Navarino, Modon, Argos und fast jeder bedeutsame Ort der damaligen Welt waren der Schauplatz seiner rühmlichen Thaten. Länder und Meere hallten davon wider und das Jahrhundert schien bereit in ihm seinen Abgott anzuerkennen.

Leider starb er früh, in seinem siebenundzwanzigsten Jahre nämlich. Vor Morea fiel er 1686 als das Opfer einer ansteckenden Seuche.

Sein Bruder Philipp Christoph ist nicht weniger merkwürdig, als er, denn abgesehen davon, daß auch ihm keine der glänzenden Eigenschaften fehlte, die sein Geschlecht von jeher ausgezeichnet hatten, interessirt sein Schicksal noch besonders durch das geheimnißvolle Dunkel, in das es gehüllt ist, und durch die Schauer einer blutigen Katastrophe, die seinen Tod umlagern. Niemals ist sein Ende constatirt und das Räthselhafte seines Verschwindens gelichtet worden. Man weiß nicht, wo er geblieben, wo er bestattet liegt. Keine Gruft, keine Grabstätte ist da, die seinen Körper umschließt. Nur die Sage erzählt, daß man unter dem Parketboden des alten Schlosses zu Hannover ein männliches Skelett gefunden, das der

Überrest jenes Unglücklichen sei, der sich mitten im Flor der Jugend, im Rausche der Liebe, in Träumen des Glücks und des Ruhms aus dem Lichte des schönen Tages verlor, in dessen Schimmer er voller Leben, Glanz und lächelnder Hoffnung weilte.

Früh entwickelt, zeitig in die große Welt getreten, treffen wir ihn zuerst am Hofe des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Zellischer Linie, wo er dessen natürliche Tochter, das Fräulein von Albreuse, die später als rechtmäßig anerkannte Prinzessin Sophia Dorothea kennen lernte, der er nach ihrer Verheirathung mit dem Kurprinzen von Hannover an ihren Hof gefolgt ist. Vorher aber war er nach Dresden und von da mit dem Prinzen Friedrich August auf Reisen und Feldzüge gegangen, in deren Verlauf er zum kursächsischen Oberst befördert wurde. Nach Hannover gekommen, und auch dort zum Obersten ernannt, sehen wir ihn im Strudel der Vergnügungen und Leidenschaften leben, die damals in dieser Residenz eines prachtvollen, verschwenderischen und ausschweifenden Herrn ihren ganzen Reiz und ihre intriguantesten Verwicklungen entfalteten. Es war ein ewiges Rauschen der Musik, des Tanzes, der Masken, der geheimen Thüren, der seidenen Roben und Liebesworte, das damals dort die Ordnung des Tages bildete. Das zärtliche Geheimniß lauschte hinter allen Tapeten, schlich durch alle Corridore, klopfte an alle Pforten. Keine Statue gab es im Park, die nicht zum Stelldichein diente, keine Allee, keine Hecke, in der es nicht flüsterte

und koſte. Alle Blicke waren entflammt, alle Wangen glühten, jedes Herz ſchlug die Pulſe der Liebe.

Mit der ganzen Luſt und Fülle ſeiner Jugend warf ſich Königsmark in das Getriebe dieſer Welt, die tauſend Beziehungen, tauſend Freuden, tauſend Fäden für ſeine im Sonnenſchein des Daſeins ſchwellende Seele hatte. Mit dem ganzen ſchäumenden Leichtſinne der ſchönſten Jünglingsjahre miſchte er ſich hinein in die Schäferſpiele, in die Nymphenchöre, in die ſeidenbauſchende und florbekleidete Frivolität jener Zeiten, die das Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten und Fünfzehnten charakteriſiren, und in denen ihm die glänzendſten Triumphe wurden, weil er ſchön, galant, tapfer, witzig, alle Mitbewerber und Nebenbuhler ſtrahlend überragte. Wie ein Gott der alten Griechen gewann und feſſelte er die Weiber durch ſeine prächtige Erſcheinung, durch ſeine ſtolze Haltung, durch die Anmuth ſeines Benehmens und ſeiner Worte. Beſonders ergeben wurde ihm die Maitreſſe des Kurfürſten ſelbſt, eine gewiſſe Gräfin Platen, die ſich aus dem Dunkel einer niederen Herkunft, vermöge ihrer Schönheit und ihres unerſchrockenen Geiſtes, bis auf die Höhe ihrer Epoche empor gearbeitet hatte.

Sie und ihre Schweſter, eine Frau von Wiek, die Maitreſſe des Kurprinzen, waren die Königinnen aller Feſte. Es mag daher natürlich erſcheinen, daß Königsmark ihnen huldigte und der Erſteren dadurch den Glauben einer ernſtlichen Liebe gab, an die er in Wirklichkeit gewiß nicht gedacht. Es ſchmeichelte ihm vielleicht, dieſe

in Hannover allmächtige und gefeierte Frau ſich geneigt zu wiſſen, aber, obſchon er, wie aus einem Briefe ſeiner eigenen Schweſter hervorgeht, in einem ſehr vertrauten Verhältniſſe mit ihr gelebt haben muß, ſo hing ſein Herz allem Anſchein nach doch einer Andern an, der Prinzeſſin Sophia Dorothea nämlich, die mitten in der Verderbniß des Hofes, an den ſie durch ihre Vermählung gefeſſelt worden, die ſchöne und ganze Reinheit ihrer Seele behielt, mit der ſie dahin gekommen.

Sie fehlte meiſt bei den Feſten und Spielen, die im Grunde nichts als die verſchleierten, mit Gaze, Glanz und Blumen überhangenen Orgien wüſter Sinnlichkeit waren, denen ihre reine Empfindung keine Zuneigung abzugewinnen vermochte. Während drüben in den Sälen die Lüſtres ſchimmerten, die Muſik und die Gläſer klangen, ſaß die Kurprinzeſſin einſam in ihren Gemächern, vertieft in die ſtilleren Genüſſe der Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſie unter den milden Augen ihrer Eltern hatte lieben und ſchätzen lernen.

Sehr leicht möglich iſt es, daß Königsmarks ritterliches Gemüth durch dieſe Zurückgezogenheit der Kurprinzeſſin intereſſirt und ſein Mitgefühl durch die Rückſichtsloſigkeit, mit der man ſie am Hofe behandelte, lebhaft in Anſpruch genommen wurde. Beſondere Wahrſcheinlichkeit gewinnt dieſe Anſicht, wenn man bedenkt, daß er Sophia Dorothea ſchon von früher her kannte und daß ſie eine ſchöne, edle und äußerſt liebenswürdige Erſcheinung war, an die, mitten im Wirbel und Treiben

der wüſten Geſellſchaft ſich zu erinnern, wohl einen ganz eigenen Reiz für den ſchwediſchen Grafen haben mochte. Jung, voll Zuverſicht und abenteuerlich, wie er es war, mag es erklärlich ſein, wenn er den Vorſatz faßte, ſich der unglücklichen Prinzeſſin zu nahen und ihr ſeinen vollen Schutz und ſeine ganze Hülfe anzutragen. Ob ſie beides angenommen oder abgewieſen, iſt nicht genau zu ſagen. Das plötzliche Aufgeben ſeiner Stellung in Hannover und die beabſichtigte Überſiedlung nach Dresden kann das Eine wie das Andere eben ſo gut beſtätigen als widerlegen. Vielleicht, daß ſie ſelbſt, um dem Verdacht des Hofes und dem Drängen Königsmarks zu entgehen, dieſen beſchworen hatte, ihren Hof zu verlaſſen; vielleicht aber auch daß wirklich eine Flucht im Werke und der Argwohn des Kurprinzen gegründet war.

Was das Richtige oder Falſche in dieſer Sache, iſt nie ermittelt worden; jedoch darf das Erſtere gewiß als das Sicherſte angenommen werden, weil ein Beweis der entgegengeſetzten Anſicht nie gegeben und Königsmarks Beſtrafung nirgends eine offizielle Bekanntmachung gefunden, was ohne Zweifel der Fall geweſen ſein würde, wenn man hinreichenden Grund dazu hätte entdecken können.

Das Dunkel, welches über dem Verſchwinden des unglücklichen Mannes ausgebreitet liegt, iſt die beſte Rechtfertigung für Sophia Dorothea, die bald darauf nach Ahlen verbannt und dort bis an ihr Lebensende in Gefangenſchaft gehalten wurde. Die Reſignation und

ſtille Ergebenheit, mit der ſie dieſelbe trug, hat ſie zu einer jener rührenden Geſtalten gemacht, auf denen die Wehmuth der Geſchichte lagert. Man kann ihr Portrait und die Memoiren, die kürzlich von ihr in England erſchienen, nicht ſehen, ohne die Empfindung einer tiefen Trauer über die grauſame Härte eines Schickſals zu haben, das ſie weder verdient noch verſchuldet. Nimmt man ſelbſt an, daß ſie Königsmark geliebt, wer wollte deswegen den Stab über ſie brechen? War ſie doch jung, ſchön und voll Hoffnung auf ein Glück, das ihr Gemahl mit ſeiner brutalen Rohheit und im Verkehr mit ſeinen Maitreſſen ihr nie zu gewähren vermochte. Nur ein dynaſtiſches und politiſches Intereſſe hatte ſie an dieſen Wüſtling geknüpft, dem ſich ihr Herz im Innerſten abgewandt fühlen mußte. Wie viele Andere ihres Gleichen, war auch Sophia Dorothea nur ein Opfer jener beklagenswerthen Staatskunſt, die von den Kindern der Könige und Fürſten behauptet, daß ſie mehr dem Staate als ihren Eltern geboren ſeien. Mit Rückſicht darauf werden nun jetzt wie früher noch immer jene diplomatiſchen Bündniſſe geſchloſſen, welche nicht die Sache der Herzen, ſondern die der Kabinette ſind. Wieviel Unheil daraus entſtanden, iſt hier nicht der Ort zu beweiſen. Nur bemerkt mag es ſein, daß daraus hauptſächlich die Entſittlichung der Throne und die Unmoralität der Höfe entſprang, die ſie zum Abſcheu der Nationen und zur Geiſſel der Geſchichtsſchreiber machten.

Sehr und aufrichtig iſt es zu bedauern, daß ſich

noch kein Historiograph für die Geschichte fürstlicher Ehen gefunden. Diese zusammengestellt und richtig geschildert, müßten ein wunderbares Gemälde von Unglück, Schlechtigkeit und menschlicher Bosheit geben. Nur sehr wenige Gatten, die auf Thronen saßen, sind in ihrer Vereinigung glücklich gewesen. Die meisten lebten in Zwist, in Hader und gänzlicher Uneinigkeit. Selbst die besten Monarchen, darunter z. B. Friedrich der Große, Joseph der Zweite und Gustav der Dritte waren getrennt oder entzweit mit ihren Gemahlinnen, für die sie kein Herz und keine Liebe besaßen. Sie hatten sich vermählt aus Rücksichten für ihr Land, für ihre Politik oder aus anderen staatsmännischen Gründen, nicht aber aus Neigung oder zartlichem Interesse. Die Folgen zeigten sich in unnatürlichen Lastern, in Ausschweifungen und allerlei schlechten Verhältnissen, wie sie von anderen Regenten zum Theil in diesem Werke geschildert werden. Das Maitressenwesen ist eben auch nur das Ergebniß, und zwar das unglückseligste, jener Maxime, die wir oben berührten, denn ganze Völker und Reiche haben an den Nachwirkungen desselben gelitten. Vor allem auch Sachsen, das wir bald näher in Betracht zu ziehen und unter Friedrich August zu schildern haben werden.

Hier aber gehen wir noch einmal nach Hannover zurück, um den Grund zu erörtern, der Aurora von Königsmark nach Dresden, auf den eigentlichen Schauplatz unserer Erzählung brachte. Er lag in dem plötzlichen Verschollensein des Bruders, den man eines schönen Sommerabends

in das Schloß zu Hannover treten und nicht wieder hatte zum Vorschein kommen sehen. Die dunkelsten Gerüchte liefen darüber um, keines aber gab einen wirklichen Aufschluß. Hier erzählte man von einem Cavaliere, den Häscher auf der Treppe überfallen und niedergemacht; dort hieß es, daß man einen blutenden Mann in hellem Mantel über eine obere Gallerie in den östlichen Thurm des alten Hauses gebracht. Einige meinten: er sei todt, Andere: er lebe noch. Bestätigt aber ward nichts; denn die Mauern des alten Palais, der Mondschein, der es umflossen, und die Nachtigallen, die im Parke darum geschlagen, vermochten die Räthsel nicht zu lösen, in denen das Verlorengehen Königsmarks eingehüllt liegt. Die Vermuthung bemüht sich umsonst es zu erklären und Motive dazu aufzustellen, die haltbar sind. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat darunter die Eifersucht jener Gräfin Platen, der man allerdings das Schrecklichste zutrauen darf. Leicht kann es möglich sein, daß sie in ihrem Gefühl sich betrogen sehend und durch spöttische Aeußerungen des Ungetreuen gereizt, an ihm die grausamste Rache genommen, deren das Herz einer Furie fähig ist. Ein düsterer Bericht giebt an, daß man sie, eine Laterne in der Hand, triumphirend an dem Leichname gesehen, der in einer Halle in seinem Blute am Boden gelegen haben und später sogar, wie es dunkel verlautet, unter dem Parket ihres Schlafzimmers begraben worden sein soll.

Authentisch aber, wie schon gesagt, ist von alledem nichts. Weder die Briefe, die Aurora erhielt, noch die

Memoiren der Sophia Dorothea geben genauen Aufſchluß über das Ende eines Mannes, deſſen Schickſal ein ewig dunkler Fleck in der Geſchichte jener Tage bleibt, deren ganzen Glanz und Pomp wir bald aus dem Schatten dieſer Begebenheit heraus über die junge, ſchöne, ſtrahlende Schweſter des Verſchollenen ausgeſtreut finden.

Dieſe, um nun auf ſie ſelbſt zu kommen, iſt wahrſcheinlich zu Stade und zwar 1668 geboren, wenn man dem Dr. Friedrich Cramer trauen will, der die Angabe ihrer Geburt um das Jahr 1678 mit der ſehr pedantiſch-komiſchen Bemerkung widerlegt „daß er ſehr wohl wiſſe, ein wie undankbares Geſchäft es ſei, ſchönen Damen ein früheres Geburtsjahr nachzurechnen und wie er dieſe Unart nur begehe, um der Wahrheit die Ehre zu geben.“ Wir ſelbſt, der wir es nicht ſo ängſtlich mit dieſer Angabe nehmen, ſchenken ihr gern unſern beſten Glauben und erſparen unſern Leſern die weitläufigen Beweiſe, in die ſich der vorhergenannte Biograph in ſeinen „Denkwürdigkeiten der Gräfin Königsmark“ eingelaſſen hat, weil es uns im Ganzen ſehr gleichgültig ſein kann, ob Aurora zehn Jahre älter oder jünger war, als ſie in der großen Welt erſchien. Wichtiger iſt uns, daß ſie von allen Seiten als gut und wohl unterrichtet geſchildert wird. Es heißt überall, daß die Mutter mit großer Sorgfalt die Erziehung ihrer Kinder geleitet und neben der Vorliebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſie ihnen einzuflößen verſtanden, auch die Pflege ſtiller und häuslicher Tugenden nicht verabſäumt habe. Ein Päckchen „Alte Rechnungen

der Frau Mutter, wie ich die Haushaltung geführt" von Aurorens eigener Hand geschrieben, in musterhafter Ordnung zusammengestellt, gilt überall als Beleg einer praktischen Wirthschaftsbildung, während die ausgebreiteten Sprachkenntnisse, so wie die Übung in Musik und Dichtkunst, welche beiden Töchtern, Aurora aber besonders eigen gewesen, die höhere und geistige Intelligenz bewiesen, die in ihnen erweckt und gehegt worden war.

Die ersten Grundlagen zur Entwickelung aller dieser Fähigkeiten wurden in Hamburg gelegt, das damals gerade der Sitz vieler angesehenen Familien und das Asyl ausgezeichneter Geister geworden zu sein scheint. Es ist bekannt, daß auch die Königin Christine längere Zeit dort verweilte, und der Cardinal Azelino von da aus schrieb: „In diesem begünstigten und reizenden Lande lebt der Mensch in glücklicher Ruhe; er genießt in Frieden völlige Freiheit, wie sie die Natur allen Menschen beschied, indeß die grausame Staatskunst der Tyrannen dieses Loos der größeren Hälfte der Erde entreißt."

Erst 1680 ging die Mutter mit den Töchtern nach Schweden zurück, wo sie am Hofe zu Stockholm zwar eine sehr glänzende und zuvorkommende Aufnahme, aber doch nicht die Zurückgabe aller jener Güter erlangte, die der damalige König Karl XI., unter dem Vorwande den Uebermuth des Adels niederzudrücken, als unrechtmäßig verkaufte und verpfändete Domainen der Krone ziemlich gewaltsam und oft nicht ohne große Rechtsverletzung auch auf Kosten ihrer Familie an sich gezogen hatte. Von diesem

Zeitpunkte her datirt sich die schnelle Verwirrung des Vermögens im Königsmarkischen Hause, das, gewohnt einen fürstlichen Aufwand zu machen, nun auf einmal viele Güter und Einkommen verlor, auf die es basirt gewesen. Wie es gewöhnlich in solchen Fällen zu kommen pflegt, so kam es auch hier. Die Familie, im Glück und Reichthum einig und ganz, zersplitterte sich bei diesen Verlusten in viele und heftigstreitende Parteien. Prozesse, Erbschaftsklagen und Rechtsverfolgungen begannen alles gute Vernehmen zu untergraben, und die letzten Sprößlinge eines der reichsten und mächtigsten Häuser in den Ruin und die Verlegenheiten zu stürzen, in denen wir später Maria Aurora bis an ihr Lebensende herumgeworfen sehen.

So lange die alte Gräfin Königsmark lebte, mag noch einigermaßen Halt und Gang in der Sache gewesen sein, nachdem sie aber 1691 zu Stockholm verstorben, fiel Alles bunt und wirr, wie es scheint, durcheinander, so daß die beiden zurückgebliebenen Töchter, von denen die ältere 1689 an den Grafen Karl Gustav Löwenhaupt verheirathet worden war, sich, wie es das Ansehen hat, nicht besser, als durch ein gänzliches Verlassen Schwedens aus allen Aergerlichkeiten und Zwisten herauszuretten vermochten.

Der Ort, welchem sie sich zuwandten, war Hamburg, das ihnen in schöner Erinnerung als der angenehme Schauplatz ihrer kindlichen Jugend erscheinen mochte, die sie hier in lächelnder und ungetrübter Heiterkeit zugebracht hatten.

Von hieraus verbreitete ſich denn auch allmählig der Ruf von Aurorens Schönheit, Klugheit und Anmuth über ganz Deutſchland, in dem ſie aber doch erſt aller Augen auf ſich zog, in dem Momente, als ſie durch das geheimnißvolle Ende ihres Bruders intereſſant gemacht, öffentlich auftrat, um Aufklärung und Strafe der Thäter zu fordern.

Es war in einer Nacht zu Anfang Juli 1694, in welcher Philipp Chriſtoph Königsmark verſchwunden. — Die erſte Nachricht davon erhielt Aurora durch den Secretair des Verſchollenen, der ihr in einem einfach, aber rührend geſchriebenen Briefe mittheilt, daß ſein Herr Sonntag, Abends nach zehn Uhr, ganz allein aus ſeiner Wohnung gegangen und jetzt, nach drei Tagen, noch nicht zurückgekehrt ſei. Nachdem er das Nähere erörtert und ſeine Vermuthungen kundgegeben, ſagt er am Schluſſe: „Ein ſächſiſcher General verliert das Leben auf eine ſchreckliche Weiſe, vor der ich erbebe; er verliert es mitten in einer Reſidenz, im vollen Frieden, an einem Orte, wo man ihn vor der Annahme des neuen Dienſtverhältniſſes hätte treffen können, wenn man ihn zu treffen beabſichtigte. — Welche ſchwarze, ſchreckliche, grauſame Schandthat! Der letzte Königsmark fällt unter der Hand eines elenden Meuchelmörders, und aller Glanz eines erlauchten Hauſes erliſcht mit ihm. Wie nothwendig iſt es, eine ſo verabſcheuenswerthe Fährte zu verfolgen! — Zögern Sie noch, meine Damen, ſeine Schweſtern! Ihre Stimme zu erheben, und treibt Sie nicht Ihr Inneres,

hierher zu eilen, um den Schleier zu lüften, unter welchem beispiellose Bosheit ihr Spiel treibt? Fordern Sie schleunigst Gerechtigkeit über eine Thatsache, die nicht unbestraft bleiben darf! Fordern Sie einen so plötzlich verschwundenen Bruder zurück und würdigen Sie den Verlust nach seinem unschätzbaren Werthe, wenn Sie nicht wollen, daß Ihnen Fremde zuvorkommen und sich eine Verpflichtung anmaßen, welche Ihnen allein vorzugsweise obliegt!"

Nachdem die beiden Schwestern sich nun zunächst vergebens an den Kurfürsten Ernst August von Hannover mit der schriftlichen Bitte wandten, ihnen zu der Auffindung des Bruders seinen Beistand zu leihen und eine gerichtliche Untersuchung anordnen zu wollen, sammelte und betrieb besonders Aurora die Nachforschungen auf ihre eigene Hand auf das Eifrigste und Beste.

In den Denkwürdigkeiten, die der schon vorher genannte Dr. Friedrich Cramer herausgegeben hat, befinden sich eine Masse Briefe und Berichte, die sich alle auf das Ende Philipp Christophs beziehen, aber einen klaren Thatbestand des traurigen Herganges durchaus nicht übersehen lassen. Eine Angabe widerspricht der andern, ein späterer Beleg dem früheren. Nichts ist festgestellt und nichts erwiesen, so daß es daraus wohl erklärlich wird, wie Aurora lange Zeit noch in der Hoffnung leben konnte, ihr Bruder sei nicht todt, sondern werde nur irgendwo gefangen und versteckt gehalten.

Aus diesem Grunde denn auch besonders war es,

daß Aurora Alles, was in ihren Kräften ſtand, aufbot, um ihren Nachforſchungen mächtige Theilnehmer und Unterſtützer zu gewinnen. Nachdem ſie ſich an mehrere, ihr nahe befreundete Fürſten und Höfe vergebens mit ihrer Bitte um Beiſtand und Hülfe gewandt, verfiel ſie endlich auf den Gedanken, den Kurfürſten Friedrich Auguſt den Starken darum anzugehen.

Dieſen, wie hier ſchon früher gemeldet worden iſt, hatte Philipp Chriſtoph auf Reiſen und Feldzügen begleitet. Später, als er ſeine Dienſte in Hannover quittirte, wandte er ſich nach Dresden zurück, wo er noch kurz vor ſeinem Tode geweſen war, um ſich ſeinem hohen Freunde aufs Neue anzutragen. Da man ihn gern und mit Freuden wieder angenommen, wie es ſcheint; ihm auch ſogleich eine militairiſche Charge übergeben, ſo lag es natürlich nahe, den Kurfürſten als ſeinen natürlichen Herrn zum eigentlichen Schutzpatron jener Nachforſchungen zu machen, die Aurora bezweckte. Ja, es darf ſogar in Erſtaunen verſetzen, daß die ſchöne Leidtragende nicht gleich ihre Zuflucht zu ihm nahm. Sicherlich aber geſchah dies nur deswegen nicht, weil ihr andere Fürſten näher ſtanden und ſie von dieſen etwas mehr als jene guten Worte und leeren Vertröſtungen erhoffte, die in den Antworten auf ihre dringenden Geſuche in in ihren Denkwürdigkeiten zum großen Theil noch aufbewahrt liegen.

Unzufrieden damit und durch keine Schwierigkeiten von ihrem Vorhaben abgeſchreckt, ging ſie 1694 allein,

nur in Begleitung einer Verwandten nach Dresden. Die Angabe, die man vielfach verbreitet findet, und welche sagt, daß sie mit noch zwei anderen Schwestern am sächsischen Hofe erschienen, darf als ein bloßer Irrthum angesehen werden, den man vielleicht nur deswegen beging, um von den Geschwistern als von den drei Grazien sprechen zu können. Ebenso unrichtig ist es, wie mehrfach nachgewiesen worden, daß Aurora's Gesuch in der Klage gegen ein Paar Hamburger Kaufleute bestand, welche ihres Bruders Gelder unterschlagen haben sollten. Von solchen Geldern scheint in der Wirklichkeit nie die Rede gewesen zu sein. Wohl aber mag es mit einen Grund jener emsigen Forschungen nach dem Ende des Bruders abgegeben haben, daß ohne dessen notorische Begründung die Hinterlassenschaft desselben nicht angetreten werden durfte.

Wie dem nun aber auch sei, Aurora wurde in Dresden auf das Zuvorkommendste empfangen, obschon der Kurfürst selbst nicht anwesend, sondern in Leipzig auf der Messe war.

Ehe wir jedoch auf das Verhältniß selber kommen, das wir zwischen diesen beiden Hauptpersonen unserer Darstellung sich entspinnen sehen werden, ist es unerläßlich, zuvor über Friedrich August im Allgemeinen zu sprechen.

Gewöhnlich haben triviale Geschichtsschreiber die lächerliche Thorheit begangen, diesen Fürsten als jene Illustration der Historie abzuschildern, als welche zu glänzen und hingestellt zu sein, er in keiner Weise das Recht be-

ſitzt. Sein Geiſt, ſein Thun und Laſſen, alles war unbedeutend an ſich, und nur gehoben durch den Pomp und den Glanz eines fürſtlichen Hofhalts, durch den er ſein Volk ruinirte.

Sein Volk, das wie jedes andere, von einer neuen Regierung das Glück und die Größe hoffte, jubelte ihm bei ſeiner Thronbeſteigung enthuſiaſtiſch entgegen. — Es kannte ſeine Abenteuer, ſeine Fahrten, ſeine Schönheit, ſeinen jugendlichen Muth. Man erzählte ſich Züge eines großen Characters, ſchöne Anekdoten, Mährchen von glänzenden Thaten.

Es kann nicht fehlen, hieß es allgemein, er wird Schlachten ſchlagen und Siege erkämpfen, er wird Sachſen vergrößern und mit Ruhm bereichern, kurz, er wird der Held ſeines Jahrhunderts werden und die Welt mit ſeinem Namen erfüllen.

Niemand hat mehr an dieſe Vorausſetzungen geglaubt als Friedrich Auguſt ſelbſt. Er hielt ſich für das Genie ſeiner Zeit, für den Louis qualorze von Deutſchland. Wie Dieſer umgab er ſich mit Pracht, mit Luxus, mit Adel und zahlreichen Frauen, wie Dieſer ließ er ſich huldigen, anſtaunen, vergöttern, wie Dieſer befahl er ſich Standſäulen, Denkmünzen, Lorbeer und Lobgedichte.

Wenn aber ſchon gegen Ludwig den Vierzehnten die Nachwelt ſtrenge Gerechtigkeit übte und alle Herrlichkeit jenes glänzenden Scheines zerſtörte, um wie viel mehr muß dieß bei Friedrich Auguſt der Fall ſein, der eigentlich nur eine ſchlechte Copie jenes majeſtätiſchen Blend-

werks gab, das mit allem Grunde an den Pranger der hiſtoriſchen Kritik gehört.

Dieſe hiſtoriſche Kritik in ihrer ganzen Ausdehnung zu üben, iſt hier allerdings nicht der Ort, wohl aber muß es als erlaubt angeſehen werden, beſonders darauf hinzuweiſen, wie ſo gar nichts, was Friedrich Auguſt gethan, einen Anſpruch auf Auszeichnung oder Belobigung hat. Es iſt bekannt, daß er in den Kämpfen gegen die Türken immer verloren und niemals auch nur einen kleinen Sieg über dieſelben erfochten. Mit vielem Gepränge wird erzählt, daß ihn die Moslemiten „Demir delhe“, d. h. die eiſerne Hand genannt. Wie ſehr er aber auch *nur dieſe* geweſen, bezeigen die Kriege gegen die Schweden, in denen er Karl XII., dem eiſernen Kopfe, gegenüber ſtand, gegen welchen er eine Niederlage nach der anderen erlitt.

Wie er zum Könige von Polen geworden, wird Jedermann wiſſen. Er erwarb ſich den Thron der Republik durch Geld und Protection. Daß er dieſem unglücklichen Wahlreich, von dem Lamartine mit Recht behauptet, daß die Anarchie ſein fataliſtiſcher Genius ſei *), durchaus und in keiner Beziehung genutzt, bezeugt jede Seite in dem Geſchichtsbuche jener Epoche. Die Verwirrung wurde unter ſeiner Herrſchaft nicht geringer, ſondern nur größer, weil er ſich keine Macht zu erwerben verſtand und der Spielball eines nichtsnutzigen Adels

*) L'anarchie, ce fatal génie de la Pologne.
(Histoire des Girondins)

blieb. Wie ſchimpflich er ſich von dem jungen, ſchwediſchen Heldenkönige daraus vertreiben und vom Throne ſtoßen ließ, ergeht klar aus jenen Documenten, die er nicht unter ſeiner Würde hielt anzuerkennen, und in denen er ſich ſelbſt für unfähig zu regieren erklären muß. In wie hohem Grade dies allerdings der Fall geweſen, erſieht man aus allem, was er in Sachſen that. Er verpfändete und verkaufte eine Maſſe Ländereien. „Am rückſichtsloſeſten erſcheint Friedrich Auguſt“, ſagt Fr. Förſter im dritten Bande ſeines Werkes: Die Höfe und Cabinette Europa's im achtzehnten Jahrhundert, „bei den verſchiedenen Veräußerungen von Anſprüchen und Beſitzungen, die er zum Theil wie ein flotter Student durch Juden verſchachern ließ, um nur für den Augenblick nicht ohne Geld zu ſein. Die ſchöne Ausſicht für Sachſen, an der niederen Elbe einſt Lauenburg wieder zu gewinnen, und ſich, wie es Brandenburg gethan, eine Küſte und Zutritt zum Meere zu erobern, opferte Friedrich Auguſt dem Trugbilde der polniſchen Krone auf. Er verkaufte die Anſprüche auf Lauenburg 1697 für 1,100,000 Gulden an Braunſchweig und Lüneburg. Die Erbvoigtei über Quedlinburg nebſt dem Reichsſchulzenamte zu Nordhauſen kaufte Brandenburg für 300,000 Thaler; das Amt Petersberg bei Halle für 90,000 Thlr. An den Herzog von Sachſen-Zeiz wurde 1700 die ganze Landeshoheit über den Antheil der albertiniſchen Linie an die gefürſtete Grafſchaft Henneberg für 45,000 Thlr. veräußert. Auf die Landeshoheit über die Beſitzungen der Fürſten

von Schwarzburg verzichtete der Kurfürſt gegen eine jährliche Zahlung von 7000 Thlr., doch kam der Hauptreceß hierüber erſt 1719 zu Stande. Ein anderes Mittel ſich Geld zu verſchaffen, war die Verpfändung, welche man des gehäſſigen Namens wegen eine »Ueberlaſſung auf Wiederkauf« nannte. So wurde das Amt Borna 1698 auf Wiederkauf in 24 Jahren an den Herzog Friedrich von Gotha für 500,000 Gulden; das Amt Gräfenhaynchen auf zwölf Jahr für 35,000 Thlr. an die Fürſtin Henriette von Anhalt-Deſſau; der ſächſiſche Antheil an der Grafſchaft Mannsfeld an Hannover für 600,000 Thlr. auf acht Jahre, das Amt Pforta an Sachſen-Weimar für 100,000 Gulden auf zehn Jahre verpfändet.«

Alle dieſe Capitalien verflogen in Nichts. Sie wurden in eitelem Luxus, an Maitreſſen oder Polen verſchwendet, worüber ſpeciell ein anderer Autor mit Fug und Recht geſagt hat: »Auguſt goß Kraft und Mark ſeines deutſchen Landes in ein ſarmatiſches Danaidenfaß.«

So viel wenigſtens iſt gewiß, daß ohne Friedrich Auguſt Sachſen heut zu Tage ganz anders daſtehen würde, als es mit ihm der Fall iſt. Vielleicht wäre Dresden minder ſchön und mancher köſtliche Bau darinnen nicht vorhanden, aber ohne Zweifel würde das Kurfürſtenthum als der große Vorort des Proteſtantismus und ſeiner Wiſſenſchaften die Hegemonie über das nördliche Deutſchland erhalten und ſie nicht an Preußen abgetreten haben, wie dies durch Friedrich Auguſt, der bekanntlich ja auch zur katholiſchen Kirche überging, in ſeiner ſtaatsmänniſchen Unbedeutenheit veranlaßt wurde.

Durch sie verödete und verarmte das schöne, blühende Land, in welches Karl XII. mit seinem ganzen Heere gezogen kam, um seinem Gegner die Hülfsquellen in seinem eigenen Lande zu verstopfen. Er that es mit jenem schroffen, kargen, aber ehrenwerthen Ernste, der allen seinen Unternehmungen und Plänen eigen war. Er sog Sachsen systematisch, aber nicht grausam aus. Im Gegentheil, er nahm es sogar, wo es irgend ging, gegen den eigenen Herrscher in Schutz und suchte der Thorheit desselben die geeigneten Zügel anzulegen.

Dieser aber spottete Friedrich August inmitten seiner Maitressenwirthschaft, seiner Jagden und Feste, die er trotz aller Trübsale, die er über sein Volk gebracht, und trotz aller Schmach, die er selbst erdulden mußte, lustig und guter Dinge beging. Er lachte, tanzte, trank und trieb seine verliebten Streiche. Die Lage und der Zustand seines Landes kümmerten ihn nicht. Ihn hatte darin von jeher nur zweierlei interessirt: die Leipziger Messe nämlich und der Dresdener Carneval. Eigentlich nur immer zu diesen Gelegenheiten war es, daß er wie zum Besuche nach Sachsen kam. Sonst diente es ihm nur als der große Beutel, dem er das Geld zu seinen Thorheiten entnahm.

Wie ganz und gar ihn diese, und besonders die für das weibliche Geschlecht erfüllten, zeigt am deutlichsten jener Ausspruch, den er that, als ihm gemeldet worden, daß der Regent in Frankreich, Philipp von Orleans, in den Armen einer Buhlerin gestorben. „Laßt mich ster-

ben den Tod dieſes Gerechten!“ rief er, indem er das Glas im Kreiſe jener Genoſſen erhob, mit denen er ſeine Orgien zu begehen pflegte.

Daß er es damit dennoch bis zu einem Alter von zwei und ſechszig Jahren brachte, iſt allerdings ein Beweis dafür, daß man Recht gehabt, ihn mit dem Beinamen des Starken zu belegen. Stark war er wirklich, aber dieſe Stärke, die auch ein Hufſchmied beſitzen kann, iſt freilich ſein einziger Ruhm.

Von allem übrigen Gepränge ſeines Lebens, von allem Glanze, aller Pracht, allen Abenteuern und großem Rufe, iſt ihm dagegen eigentlich nichts geblieben, was ihn unſterblich macht, als jener Gaſſenhauer, den der Humor des Volkes gedichtet und welcher lautet:

„Ach, du lieber Auguſtin,
Alles iſt weg!
Sachſen iſt weg,
Polen iſt weg,
Auguſtin liegt im Dreck!
Ach, du lieber Auguſtin,
Alles iſt weg!“

Beifallgeklatſche iſt nicht der Ruhm, ſagt Lamartine. Nach dem Jubel und dem Applauſe einer bethörten, unklugen Menge, folgt in dieſem Hohngeſange das Ziſchen des Weltgerichts, das den Namen jenes Theaterkönigs, der ſich ſo pomphaft in Scene zu ſetzen wußte, auf ewig begleiten wird. Es verwirft, es verurtheilt ihn. In dieſem Gaſſenhauer liegt der Richterſpruch des geſunden Volksſinnes, welcher Friedrich Auguſt zur Lächerlichkeit verdammt

Dieſe Verdammung, in welche das prächtige Leben Friedrich Auguſts, kläglich genug hinauslief, war aber damals, als Maria Aurora nach Dresden kam, in keiner Weiſe vorauszuſehen. Noch war der Enthuſiasmus nicht verkühlt, die Begeiſterung noch nicht verrauſcht, welche ihn bei ſeinem Regierungsantritte empfangen. Von ſeinen abenteuerlichen Fahrten heimgekehrt, hatte er ſich kurz vor dem Tode ſeines Bruders mit der Tochter des Markgrafen von Bayreuth, der fünfzehnjährigen Prinzeſſin Eberhardine, vermählt.

Allem Anſcheine nach, iſt Dieſe eine von jenen blaſſen Schönheiten geweſen, die ehemals in dem ſentimentalen Deutſchland eine ſo große Rolle in den Romanen der Spieß und Clauren geſpielt. Man rühmt ihre weiße Haut, ihr blondes Haar, ihre blauen Augen. Von ihren geiſtigen Fähigkeiten aber wird wenig geſagt. Wahrſcheinlich waren ſie unbedeutend, und nur eben in ſo weit entwickelt oder vorhanden, daß ſie ausreichten, ihr jene chriſtliche Duldung und Reſignation zu geben, mit der ſie die ſpätere Vernachläſſigung und Maitreſſenwirthſchaft ihres Gemahls ertrug.

Da man aber damals noch keine Ahnung von dieſen Dingen hatte, und ſie aus dem Verhalten Friedrich Auguſts gegen ſeinen Bruder auch nicht vorausſehen konnte, ſo begrüßte man die Heirath des Kurprinzen mit allgemeinem Jubel, der ſich um ſo glänzender zeigte, je größer die Entrüſtung war, die man über das Verhältniß

empfand, welches der Kurfürſt Georg IV. mit einer gewiſſen Magdalene Sybille von Neitſchütz unterhielt.

Friedrich Auguſt, ſo wie die ganze Familie, hatten alles Mögliche verſucht, dieſes illegale Bündniß zu brechen. Eine bloße flüchtige Neigung, eine wechſelnde Laune, eine ordinaire Buhldirnenſchaft würde man wahrſcheinlich durchaus nicht für gravirend angeſehen haben. Aber eine große, wirkliche Leidenſchaft erregte tiefe Beſorgniß, die man einer Dynaſtie mit ehrgeizigen Plänen allenfalls verzeihen kann. Nicht verzeihen aber kann man es jenen Hiſtoriographen, welche die Geſchichte für die Schulen ehrbarer Bürgertöchter appretiren und Wunder glauben, was ſie für die Befeſtigung moraliſcher Grundſätze gethan, wenn ſie über eine Frau wie dieſe Magdalena Sybilla von Neitſchütz die nichtsnutzigſten und ſchändlichſten Dinge ſagen.

Es liegt uns in dieſem Augenblicke zum Beiſpiel ein Buch vor, das die „Geſchichte der merkwürdigſten deutſchen Frauen“ heißt und einen gewiſſen Dr. Carl Ramshorn zum Verfaſſer hat. Darin wird viel vom Pfuhl der Sittenloſigkeit, von der Schmach der Zeit und unter Anderem auch von der Geliebten jenes Kurfürſten, als von einem Weibe geſprochen, die eine „Schandrolle“ ſpiele.

Dieſe Schandrolle aber, was war ſie anders, als eine ſchöne und an und für ſich ſehr rührende Liebe? Georg IV. hatte Magdalena Sybilla von Neitſchütz ſchon in früher Jugend kennen und verehren gelernt. Von ihr getrennt, auf Reiſen und Feldzüge geſchickt, endlich wider

ſeinen Willen vermählt, bleibt und gehört ſein Herz nur ihr In wie ſchöner und treuer Weiſe, bezeugt zuerſt ein naives Dokument, in dem es heißt: »daß er ſeine Verbindung mit der Sybilla für eine rechte Ehe halte, indem jenes nur eine zugeſetzte Sache von der Kirche, dieſes aber eben ſo viel ſei, und daß er die in ſolcher Ehe zu erzeugenden Kinder für rechtmäßig erkläre, wenn ſie gleich, um Zerrüttung und Streit im Kurhauſe zu vermeiden, keinen Theil an den Landen und der Kurwürde haben ſollten, weshalb er ſich auch die Freiheit vorbehalte, noch eine Frau zu nehmen und mit derſelben Kinder zu zeugen, weil in der heiligen Schrift keineswegs verboten zwei Weiber zu nehmen, und Exempel anzuführen ſeien, worin ſolches von unſerer Kirche zugelaſſen worden.“ — Noch mehr aber geſchah es durch den Schmerz, den er über das Dahinſcheiden ſeiner Angebeteten empfand, und welcher ihn bald ihr in das Jenſeits nachfolgen machte. — Sie ſtarb am 4. April 1694, und ſchon am 27. April deſſelben Jahres war auch er verſchieden.

Sein Tod brachte Friedrich Auguſt auf den ſächſiſchen Kurſtuhl, Friedrich Auguſt, den Sittenprediger, den Mann der Moral, der eben eine chriſtliche Ehe geſchloſſen, aber kaum über die erſten Flitterwochen hinaus, ein zärtliches Verhältniß mit einer jungen, Hofdame, einem Fräulein Eleonore von Keſſel begann.

Es ſcheint, daß ſie ihn bald erhört und ſich ohne Schwierigkeit ergeben. Der Putz und die Diamanten, mit denen ſie kindiſcher Weiſe ſich zu ſchmücken begann,

verriethen zuerſt ihr zärtliches Einverſtändniß, dem die Mutter des Kurfürſten dadurch ſehr bald ein Ende machte, daß ſie das niedliche Gänschen an den Feldmarſchall von Haugwitz vermählte.

Kurz nach dieſer Kataſtrophe war es, daß Aurora von Königsmark nach Dresden kam — Das „galante Sachſen“ des Herrn von Pöllnitz ſchildert ſie bei dieſer Gelegenheit wie folgt: „Ihre Geſtalt“, heißt es darin, „war von mittlerer Größe, leicht und voll Anmuth. Die Züge ihres Geſichts beſaßen eine Feinheit und Regelmäßigkeit ohne Gleichen. Ihre Zähne erſchienen wohlgeordnet und blendend wie Perlen. Ihre Augen waren ſchwarz, glänzend, voll Feuer und begabt mit jenem Ausdruck der Zärtlichkeit, dem kein Herz zu widerſtehen vermag. Ihre Haare hatten dieſelbe Farbe *) und erhöheten dadurch den bewundernswerthen Glanz ihres Teints auf die allerglücklichſte Weiſe. Ihr Hals, ihre Arme und Hände ſtrahlten von einer Weiße, wie ſie ſonſt nichts in der Welt in dieſem Maaße eigen ſein kann. In einem Wort, daß die Natur ihr zu Liebe ſich erſchöpft und das Meiſterwerk der Schöpfung gegeben habe, dies bezeugten nicht die Vollkommenheiten ihres Körpers allein, ſondern auch ihr geiſtiges Weſen, das Lebendigkeit, ſchönes Be-

*) A. v. Sternberg in ſeinen „Bildniſſen berühmter deutſcher Frauen aus dem achtzehnten Jahrhundert“ bezeichnet ſie merkwürdiger Weiſe als blond, und zwar mit dem Zuſatze, daß man danach eine gewiſſe Haarfarbe ſchwediſch blond genannt. Anm. d. Verf.

nehmen, leichten Scherz, feine Ironie, glückliche Einfälle, ſchöne Ideen, Großmuth und Edelſinn in ſich vereinigte.“ „Ihr Herz“, lautet es weiter, „war wohlwollend, immer bereit zu dienen, nie zu ſchaden, ohne Mißgunſt, Beleidigungen vergeſſend, freundlich, beſcheiden und gut.“

Ganz ähnlich läßt ſich ein ſpäterer Verehrer Aurora's unter dem 28. November 1700 in einem Briefe an ſie ſelber aus. Er ſchreibt: „Die anmuthige Vergegenwärtigung Ihrer Perſon veranlaßt mich, ein ſchwaches Bild Ihrer Liebenswürdigkeit zu entwerfen und Ihnen zu ſagen, daß man ſich nichts Reizendes denken kann, was Sie nicht in höchſter Vollkommenheit beſitzen. Niemand in der Welt hat mehr Geiſt als Sie, und zwar einen Geiſt, der immer erheitert. Sie gehören nicht zu den Schönheiten, welche nur für den erſten Augenblick überraſchen, ſondern zu denen, von welchen man um ſo mehr bezaubert wird, je länger man ſie bewundert, denn Anmuth iſt von Ihnen unzertrennlich. Ich habe Sie in Augenblicken betrachtet, wo Sie die Schönheit aller Welt übertrafen. Ihr Ruhm kann nicht größer und herrlicher ſein; er iſt ſo edel, ſo erhaben, daß man Sie liebt, ohne Sie erblickt zu haben. So habe ich mich Ihnen ſchon längſt gewidmet; Sie dürfen dies nicht von dem Tage her zählen, wo ich das Glück hatte Sie zu ſehen; ſeien Sie vielmehr ſo gerecht zu erwägen, daß ich früher von dem Rufe und Glanze Ihres Geiſtes bezaubert war, als von dem Ihrer Schönheit, die dem Wechſel unterworfen iſt. Meine Liebe und Leidenſchaft wird um ſo ſtandhaf-

ter und feſter ſein. Doch ich will damit nicht leugnen, wie ich mit großem Zartgefühl bemerke, daß Sie einen Reichthum körperlicher Reize beſitzen, daß Ihr Wuchs anmuthig ausgezeichnete Hoheit verräth, da er weder zu ſtark noch zu ſchlank iſt, daß, wenn Sie mehr Fülle hätten, das Ebenmaaß, welches vollkommen zu Ihrer Größe ſtimmt, verloren ginge; ſo ſtehen alle Theile dieſes reizenden Körpers in beſter Uebereinſtimmung. Ihre Geſichtsfarbe, lebhaft und prachtvoll, zeigt beſtändige Jugendblüthe, welche glauben läßt, daß Sie als Dreißigjährige kaum zwanzig Jahre zählen. Ihr Haarwuchs iſt von ungewöhnlicher Fülle und Schwärze, ſchön geformt das runde Antlitz, offen und erhaben die Stirn; unter derſelben erblickt man zwei große, ſchwarze Linien, welche ohne Kunſt in natürlicher Geſtalt bezaubern; dieſes ſind die Liebesbogen, nahe den Augen, welche Pfeile auf die widerſpenſtigen Herzen ſenden. Groß, dunkel, voll Feuer ſind dieſe Augen, voll wunderreichen Glanzes. Wie ſchön geformt iſt nicht die Naſe, der Mund von geringer Größe, die Lippen von Natur gefärbt, immer blutroth, die Zähne in höchſter Vollkommenheit, ſchön weiß, gleich groß, wohlgeſtellt! Mit einem Worte, Alles muß den Unempfindlichſten mit ſeligen Gefühlen erfüllen! Doch, mein Zweck iſt nur, ſie zu überzeugen, daß meine Liebe von der Bewunderung unwandelbarer Eigenſchaften ausging, daß ſie deshalb ewig treu ſein wird.“

Will man nun auch annehmen, daß dieſer Brief, weil er an die Perſon, die er verherrlicht, ſelbſt gerichtet iſt,

viel Schmeichelei und hofmänniſche Uebertreibung enthält, ſo muß man auf der anderen Seite, wenn man gerecht ſein will, doch auch bedenken, daß der Schreiber deſſelben ein Verwandter Auroren's und allem Anſcheine nach auch nicht mehr der Jüngſte war. In einer Nachſchrift ſpricht er ganz ehrbar von ſeiner alten Frau, die der Gräfin Couſine beſtens die Hände küßt. Rechnet man hierzu den großen Ruf von der Schönheit Auroren's, und die Bewunderung, die man ſelbſt der Leiche derſelben, die ſich zu Quedlinburg in ſo ſeltſamer Weiſe erhalten, bis auf die neueſte Zeit gezollt hat, ſo darf man ſich wohl zu der Annahme berechtigt fühlen, daß ſie in der That als eine vollkommene Schönheit anzuerkennen iſt, die damals, als ſie nach Dresden kam, gerade in der vollſten Blüthe ſtand.

Nach Allem übrigens, was man über ſie erzählt und geurtheilt findet, ſcheint ſie allerdings zu jenen Frauen gehört zu haben, deren Natur den größeren Reiz in dem Umgange mit Männern, in dem mit ihres Gleichen aber nur einen ſehr geringen, entfaltete. Stieß ſie ihr eigenes Geſchlecht auch nicht geradezu von ſich ab, ſo zog ſie es, wie es das Anſehen gewinnt, doch auch ganz und gar nicht an ſich. Wenigſtens iſt außer ihrer Schweſter durchaus kein weibliches Weſen bekannt, das ſich eng und herzlich an ſie angeſchloſſen. Sie muß nie eine eigentliche Freundin und Vertraute beſeſſen haben, ſonſt würde gewiß ein Brief, ein Name, ein kleines Merkmal vorhanden ſein, aus dem man dies ſchließen könnte.

Daß man es nicht kann, charakterisirt Maria Aurora aufs Beste, denn es beweist auf der einen Seite die Größe ihres Geistes, und giebt auf der anderen das Motiv zu jenem Unstäten und Ruheloſen, das ihrem Leben eigen geweſen. Frauen, die durch ihre Begabung ſich über ihres Gleichen erheben und in die Welt der Männer gewieſen werden, zeigen gewöhnlich das traurige Schickſal einer vereinſamten Stellung.

Ehe wir aber auf dieſe und damit auf den wehmüthigen Theil unſerer Biographie gelangen, haben wir zuvor eine Epoche des Glückes, des Glanzes und des Ruhmes zu durchlaufen, wie ſie in Deutſchland eine ſehr ſeltene iſt.

Sie begann mit der Liebe Friedrich Auguſts, dem Aurora in Dresden entgegenharrte. Nicht ohne Spannung mag ſie die erſte Begegnung erwartet haben, die ihr einen Mann zeigen ſollte, von dem ihr der Ruf das Schönſte und Glänzendſte ſagte.

Nichts macht den Mann einer Frau intereſſanter, als beſtandene Liebesabenteuer. Daß daran aber gerade das Leben Friedrich Auguſts beſonders reich war, wußte alle Welt. Es iſt daher auch kaum zu bezweifeln, daß Aurora von jenen Damen in Italien und Spanien gehört, von denen „das galante Sachſen“ erzählt, und deren Neigung ſich der Kurprinz oft auf die verwegenſte Weiſe erworben. Gift, Dolch und Degen, denen er dabei offen und im Geheimen zu begegnen hatte, konnten den Reiz nur erhöhen, den ein junges, weibliches Gemüth für Verhältniſſe, wie

unter anderen das mit der unglücklichen Marqueſa Maria von Manzera eines war, empfand.

Dieſe Liebe der Marqueſa Maria von Manzera, wie viel Schönes, Rührendes und Feſſelndes mußte ſie für ein Herz beſitzen, dem die eigenen Gefühle noch wie ein Mährchen waren! Dieſe heimlichen Zuſammenkünfte, dieſe glühende Leidenſchaft, dieſe Mondſcheinnächte und Degenrencontres, wie mußten ſie entflammen und ſchüren! — Dieſe Rache des Mannes, dieſes traurige Ende, dieſer melancholiſche Tod, wie mußte das Schmerz und Trauer erwecken!

Ach, nichts iſt ſo triſt und erhebend zugleich, als das Dahinſcheiden der Jugend, die mit dem Lächeln der Liebe ſtirbt. Dies junge ſpaniſche Weib mit dem feurigen Auge, der ſchwellenden Bruſt, dem heißen Athem, man denke es ſich Nachts auf ſeinem Zimmer, gezwungen von dem eiferſüchtigen Gatten ein vergiftetes Getränk zu nehmen, ruhig, todesmuthig, noch mit dem letzten Seufzer den Namen des Geliebten liſpelnd.

Wieviel Romantik, wieviel Zauber der Liebe in dieſer Geſchichte, der das „galante Sachſen“ noch andere ähnliche in Venedig und Florenz zur Seite zu ſtellen weiß. Gewiß hat Aurora ſie alle gehört und klopfenden Herzens der Stunde geharrt, in der ſie dem Helden derſelben entgegentreten ſollte.

Endlich kam ſie. Friedrich Auguſt war von der Leipziger Meſſe mit ſeinen Einkäufen zurückgekehrt und ertheilte mit großer Bereitwilligkeit der ſchönen ſchwediſchen

Gräfin Audienz. Sie ſprach weich, weinend, gerührt von dem räthſelhaften Verſchwinden des Bruders; ſie bat um Schutz, um Unterſtützung, um fürſtliche Vermittelung.

Friedrich Auguſt hörte zu, wie im Traume. Die Worte verrauſchten, die Bitten verklangen. Er begriff nicht, von was man redete. Die Augen flammend auf Maria Aurora gerichtet, ſtand er da, ſtaunend, entzückt, im Rauſche der Bewunderung.

Sie iſt ſchön, wie eine Göttin, dachte er bei ſich ſelbſt, indem er ſie mit den Frauen verglich, die ihn bisher begeiſtert, und welche alle hinter dieſem Adel der Geſtalt, dieſer Hoheit der Züge, dieſem geiſtigen Glanz einer ſchönen Erſcheinung zurückſtehen mußten. Wie mild dieſes dunkele Auge, wie ſinnend dieſe hohe Stirn, wie anmuthig dieſer kleine Mund, wie glänzend dieſes prächtige Haar!

Ach, er glaubte zum erſten Male ein Weib zu ſehen. Die anderen kamen ihm wie blaſſe Schatten dagegen vor, beſonders ſeine Frau, die blonde Eberhardine, welche ihm die Königsmark zugeführt hatte. Wie eine Zofe, wie eine Dienerin erſchien ſie neben der flehenden Gräfin, die mit der ganzen majeſtätiſchen Anmuth der Größe vor ſeine Augen trat, welche ſich nicht ſatt ſehen konnten an den tauſend Reizen ihres ſchönen Geſichts, ihrer feinen Formen, ihres graziöſen Weſens, ihres leiſeſten Athemzuges.

Wie ſich ſelbſt entrückt, ſagen die Berichterſtatter dieſer erſten Begegnung, blieb er in ihr Anſchaun verſunken, aus dem ihn die Nothwendigkeit, auf ihr Geſuch ein

paar Worte der Erwiederung zu ſagen, kaum herausreißen konnte. Von Genugthuung, von Rache, von ſicherer Auskunft ſprach er, von dem Dunkel eines trüben Geſchicks, welches er lüften wolle; innerlich aber dachte er daran gar nicht. Was war ihm ein verſchollener Bruder, ein gemordeter Königsmark, ein verſcharrter Leichnam? Das ſchöne, blühende Weſen, das vor ihm ſtand, nahm alle ſeine Sinne, Empfindungen und Gedanken in Anſpruch. Sie erringen, ſie beſitzen, ſie ſein zu nennen, das war die Idee, die ihn beſchäftigte, der Plan, den er brütete. Der verlorene Reiſegefährte, der meuchlings getödtete Waffengenoſſe kümmerte ihn nicht. Was Strafe des Frevels! Was Rache der Unſchuld! Die Macht und Begierde der Leidenſchaft erſtickten jede Regung des Mitgefühls, der gerechten Sache, der Trauer um ein junges Leben.

Aurora aber? Je nun, ihr ging es nicht anders. Sie war jung, ſchön, geiſtreich, voll Talent und glänzender Eigenſchaften; eine ausgezeichnete Frau, ein wahres Muſter der femme supérieure, wie die Stael-Holſtein ſie aufſtellt. Einen Gott hätte ſie beglücken können, aber das Schickſal, das faſt alle bedeutenden Weiber ereilt, ereilte auch ſie: ſie gab ſich dem unbedeutenden Manne hin.

Das Talent iſt tyranniſch. Es will Unterordnung, Ergebenheit, Gehorſam. Die ſchöpferiſche Macht duldet keinen Widerſtand, keine Eigenthümlichkeit, kein fremdes Selbſtgefühl. Sie verlangt das weiche Wort, die fügſame Seele, die untergebene That, was Alles dem weib-

lichen Geiſte gegenüber nur der gewöhnliche Mann zu bieten vermag. Der ungewöhnliche, der Menſch von Charakter, von Tiefe, von Genie iſt deſſen nicht fähig. Die weibliche Größe wird von der Wucht ſeines Gehaltes inſtinktmäßig abgeſtoßen, ſie flieht, ſie weicht ihm aus und ſtürzt ſich dem Dummkopf, dem Gecken, dem blaſirten Lion der Mode, dem routinirten Wüſtling an's Herz.

Der Wüſtling beſonders iſt der gefeierte Held der Damen. Ein Roué, der fünf Weiber verführt hat, kann hundert verführen. Die Fabel des Don Juan birgt eine räthſelhafte, unerforſchliche Wahrheit in ſich, das Myſterium der Sinnlichkeit, das Geheimniß der Wolluſt.

Dieſe beſonders iſt es, die in dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten und Fünfzehnten, ihren eigentlichen Cultus erhält. „Die Galanterie iſt die Narrheit der Franzoſen", ſchrieb die Pompadour, „die anderen Nationen wiſſen zu lieben." *) Hauptſächlich wurde dies von der deutſchen gerühmt. Man ſprach von ihrer Treue, ihrer Zucht, ihrem Familienleben. Jeder Hans war ein Abelard und jede Grethe eine Heloiſe.

Aber das kam mit der Zeit aus der Mode. Paris erſchien ſchon damals als die maaßgebende Stadt der Sitten, Gebräuche und Lebensarten. Man ahmte ihr nach in allen Laſtern, allen Thorheiten, allem Frevel. So kam es, daß auch die deutſche Liebe verpönt und verachtet wurde, daß man die Achſeln darüber zuckte und lächelte.

*) La galanterie est la folie des Français: les autres nations savent aimer. (Briefe der Pompadour.)

Nichts Komiſcheres gab es als eine gute Ehe, ein zartes Verhältniß, eine platoniſche Verehrung. Die Frivolität florirte. Man eiferte jener Thorheit der Galanterie nach, die in Frankreich betrieben wurde. Man machte die Schäferſpiele, die nackten Brüſte, die Raffinerien der Koketterie und der Paſſionen nach. Man tanzte auf dem Raſen, man jagte, man gab ſich Stelldicheine, alles, wie wir das ſchon von dem Hofe zu Hannover gemeldet.

An dem von Dresden war und wurde es noch in einem höheren Grade der Fall. — Friedrich Auguſt hatte mehr Geld, mehr Leichtſinn, mehr Ruf. Alles drängte ſich zu ihm, alles wetteiferte ihm zu dienen. — Seine Umgebung war prachtvoll, groß, luxuriös. Die Feſte, die Bälle, die Jagden folgten einander auf dem Fuße. Eines wechſelte das andere ab. Es herrſchte ein ewiger Taumel, ein ſteter Rauſch. Das Vergnügen, welches Louis Blanc den Traum des Glückes genannt, entzückte die Welt, deren Geiſt, Schönheit und Ruhm herzugeſtrömt kam, um ſich im Schimmer deſſelben zu ſonnen.

Wenn dies der Schauplatz war, den Maria Aurora von Königsmark betrat, ſo dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn wir ſie geneigt finden, die Königin deſſelben zu werden. Die allgemeine Lxrheit der Sitten hatte auch ſie affizirt. Sie ſcheute vor einem Verhältniß nicht zurück, das die brutale Maſſe vielleicht ſchmähen, in dem ſie ſelbſt aber nur den glänzendſten Spielraum für ihren Geiſt, ihr Herz und ihre Fähigkeiten erblicken konnte.

Welch ein Reiz muß für eine junge, glücksuchende Frau in dem Gedanken liegen, den Herrscher eines blühenden Landes in ihren Armen zu haben! Ihn lenken, leiten, anspornen zu können zu großen Thaten, schönen Werken, erhabenen Handlungen — welch eine Aussicht das! Der Ruhm und die Segnungen eines Volkes liegen wie eine Sonne darüber, die Alles verklärt, verherrlicht und strahlen macht, selbst die Schwäche, den Fehler, den Fall der Tugend.

Maria Aurora von Königsmark wagte ihn. Nachdem Friedrich August lang um sie geworben, nachdem er sich in Bitten, Seufzern und Thränen erschöpft, nachdem er tausendfach vor ihr gekniet und ihr ewige Treue geschworen, ergab sie sich ihm, groß und edel, ganz und frei.

Nichts ist so lächerlich, als alle jene Erzählungen von den Künsten einer abgeschmackten Verführung, wie wir sie vielfach in Dramen, Romanen und Biographien aufgetischt finden. Lasen wir doch selbst in einem sogenannten historischen Originalgemälde, daß sich Maria Aurora durch ein heißes Glas Punsch, das ihr der Kurfürst nach dem Tanze gereicht, habe bethören und gewinnen lassen. „Der Genius der Menschheit", heißt es bei dieser Gelegenheit pathetisch, „sang ihrer Unschuld weinend den Grabgesang, und der Engel der Versöhnung bezeichnete ihre Ermordung schmerzlich lächelnd neben ihrem Namen im Buche des Schicksals."

Alle diese sentimentalen Trivialitäten aber passen durchaus nicht auf unsere Heldin. Aurora von Königs-

mark wußte vollkommen, was sie that. Nicht verführt war sie worden, sondern geschenkt hatte sie sich einem jungen Fürsten, von dem sie glaubte, daß sie sein guter Genius werden würde.

Aus diesem Grunde geschah es denn auch, daß ihre Hingabe keine heimliche, keine unvorbereitete, keine im Fluge des Zufalls genossene, sondern im Gegentheil ein offizieller Akt, eine feierliche Vermählung, eine erwogene und beschlossene Thatsache war.

Am deutlichsten geht dies aus den Beschreibungen hervor, die über diese ganze Begebenheit noch mehrfach vorhanden sind. In einer derselben heißt es: »Der Kurfürst war vorausgeeilt, die Damen folgten zu Wagen in Amazonenkleidung. Als sie vor dem Schlosse im Walde ankamen, trat ihnen aus dem Portale Diana mit ihrem Gefolge entgegen. Sie wendete sich an „Aurora“, und bat diese Göttin der Schönheit und Jugend, in ihren Palast einzutreten, um hier die Huldigung der Gottheiten des Waldes zu empfangen. Die Damen traten, von Diana geführt, in einen Saal ein, in welchem die Liebesgeschichten dieser Göttin in verführerischen Bildern dargestellt waren, doch fehlte der für seine verwegene Neugier mit einem Hirschgeweih gekrönte Aktäon hier ebenfalls nicht. Auf den Wink der Göttin stiegen aus dem Fußboden Tische mit Speisen, Wein und Blumen; Flöten und Schalmeien tönten aus dem dunkeln Walde herüber und bald darauf erschien Pan, mit dem lustigen Gefolge von Satyrn und Faunen, welche zwischen den

Damen Platz nahmen. Pan war niemand anderes, als der Kurfürst selbst; er wählte sich natürlich Aurora zu seiner Nachbarin. Jetzt wurden draußen Jagdhörner und Hundegebell laut; man eilte an die Fenster, die Parforce-Jagd hetzte einen Achtzehnender vorüber; der Kurfürst lud die Damen ein, sich anzuschließen. Für die Amazonen wurden Pferde vorgeführt, für die Zaghaften standen Jagdkaleschen bereit. Von allen Seiten gejagt, sah sich der Hirsch zuletzt zu dem gewagten Sprung in einen See gezwungen, die Hunde stürzten sich nach, das Gefolge warf sich in Gondeln und die Damen fuhren nach einer nahen Insel, von wo aus sie dem traurigen Schauspiele zusahen, wie von Jagdspießen getroffen, von Hunden angefallen, das edle Wild in den Fluthen den Tod fand. Auf der Insel nahm ein türkisches Zelt die lustige Gesellschaft auf, der Großsultan, umgeben von den Großwürdenträgern des Reichs, erschien mit einem großen Gefolge von Sklaven und Janitscharen, und hieß die Damen bei sich willkommen. Es war der Kurfürst wiederum in einer neuen Verkleidung, und um keine Artigkeit eines Sultans zu versäumen, warf er der Gräfin Aurora einen kostbaren türkischen Shawl als Schnupftuch zu, wodurch er sie zu seiner Favoritin erklärte. Nachdem man hier Sorbets und andere Erfrischungen eingenommen, wurde eine Spazierfahrt auf dem See gemacht; am Ufer erwarteten die Wagen die Gesellschaft, der Großherr stieg mit seiner Favoritin in eine Kalesche, und am Abend kehrte man nach dem Schlosse Moritzburg

zurück. Der Kurfürſt führte die Gräfin in die, für ſie beſtimmten Gemächer, mit der Verſicherung, daß ſie von heut an, die Gebieterin über dies Schloß ſei. Mit aſiatiſcher Pracht waren die Zimmer der Gräfin meublirt, das Schlafzimmer mit ſchweren, ſeidenen, roſenfarbenen Stoffen ausgeſchlagen; die koſtbarſten Kleider und ein reicher Schmuck von Perlen und Brillanten lag in ihrem Ankleidezimmer. Sobald die Kammerfrauen die Gräfin umgekleidet hatten, erſchien der Kurfürſt ebenfalls in koſtbarer Kleidung, um ſie in das Theater zu führen, wo man das franzöſiſche Ballet: „Die Liebe Amor's und Pſyche's" in den reizendſten Gruppen vorſtellte. Nach geendigtem Theater verſammelte man ſich zum Souper. Die Gräfin fand auf ihrem Teller ein Bouquet von den ſeltenſten Edelſteinen, durch welches der Kurfürſt ſie zur Königin des Balles, welchen er nach aufgehobener Tafel mit ihr eröffnete, erklärte. Man konnte glauben ein glückliches Brautpaar den Hochzeitreigen tanzen zu ſehen, ſo vertraut war der Kurfürſt mit der Gräfin geworden, und dieſe Rollen ſchienen Beiden vor allen anderen, welche ſie an dieſem Tage geſpielt hatten, zuzuſagen."

Das „galante Sachſen" berichtet, um die Sache vollſtändig zu machen, daß um Mitternacht ſich das ſchöne Paar aus dem Tanzſaale verlor und daß die gefälligen Hofleute thaten, als wenn ſie nichts davon merkten.

Dies und die Feſte, die vierzehn Tage hintereinander fort auf der Moritzburg gefeiert wurden, beweiſen mehr als Alles, daß das Ganze ein ordentliches Beilager und

keineswegeſ eine Verführung oder ein gewöhnliches galantes Abenteuer geweſen.

Aurora von Königsmark vermählte ſich vielmehr in gewiſſem Sinne Friedrich Auguſt als das Weib ſeines Herzens, ſeiner Neigung und Wünſche. Was ſie davon hoffte, war eine ewige Treue, eine beſtändige Liebe, ein großer Einfluß auf ſein Leben. Nicht um Schmuck und Pracht, nicht um eitlen Gepränges wegen, gab ſie ſich ihm hin, auch nicht, weil ſie nur ſeine Zärtlichkeiten dulden, ſeine Augen küſſen, und die böſe Laune von ſeinem Geſichte ſchmeicheln wollte, ſondern weil ſie die Kraft und den Drang in ſich fühlte, ihn zu leiten, zu veredeln, zu erheben.

Sie war genial und bedeutſam genug, um große Angelegenheiten zu führen und in der Politik von dem entſchiedenſten Einfluß zu ſein. Sie beſaß eine ſeltene Klugheit, größere Bildung als damals üblich, vielen Geiſt, ſtarken Charakter und rühmenswerthe Energie, alles Dinge, die Friedrich Auguſt fehlten und welche ſeiner Regierung eine andere Wendung als ſie in der That genommen, hätten geben müſſen, wenn er ſie anzunehmen und zu benutzen ſtanden.

Leider aber verſtand er dieß nicht, denn er gehörte unglücklicher Weiſe zu Jenen, die ſelbſt ohne Größe, nicht einmal an Andern ſie zu ſchätzen oder zu würdigen wiſſen. So kam es, daß er von lauter ſchlechten und ordinairen Kreaturen umgeben, die beiden größeſten Menſchen, die ſich ihm angeſchloſſen, verließ und verrieth.

Der Eine davon war Johann Reinhold von Patkul, jener kluge und scharf combinirende Staatsmann, welchem Friedrich August es nie vergeben konnte, daß er in dem berühmt gewordenen „Bedenken von schwedischer Invasion in Sachsen", das abzufassen, er ihn selber aufgefordert hatte, mit seltener Freiheit alle seine Schwächen und Fehler in der Politik an den Tag zu legen gewagt.

Der Schluß desselben heißt: „Bisher habe ich nur erzählungsweise vorgestellt, was die Höfe Europa's, von denen J. k. M. Hülfe kommen muß, für Hindernisse finden, in ein gemeinsames Concert zu treten und an dero Conservation Hand anzulegen. Wenn man nun auf die Mittel, wie solche Hindernisse zu heben, reflektiren sollte, so findet sich, daß das Übel nunmehro so beschaffen, daß eine nicht geringe Anzahl Verständiger sich unterstehen würden zu behaupten: es sei so viel Zeit verloren und so viel falsche Maaßregeln genommen, daß alle Medizin, wenn auch etwa eine derselben zu finden wäre, vergeblich und zu spät sei, sintemal J. k. M. Sachen in einer so gefährlichen Krisis stehen, als anitzo kein einziger Staat in Europa, auch nicht viele auf einen so großen Fall (sichern Untergang) jemals gestanden. Und wenn denn auch J. k. M. die Resolution fassen und das Uebel einer Cur unterwerfen wollten, so hat man doch aus vielen raisons und aus der expérience zu besorgen, daß man J. k. M. nur zu einer Palliativ-Cur verleiten, die Wurzel nicht angreifen, sondern auf einem in der Substanz corrumpirten Grunde, eine embellirte

Façade bauen werde, welches in der Sache gar nichts helfen, noch das Unglück, so vor der Thür ſteht, abkehren, oder andere Wirkung thun wird, als daß mit Hinwegſchleppung der Zeit und einer execrablen Flatterie die Lebensgeiſter von J. k. M. Staate nach und nach entkräftet, inſenſiblement dahinfallen und auf eine irrevocable Art plötzlich darnieder liegen werden."

Den wenigen Dank, den Patkul für dieſe offene und leider gegen die Könige nur zu ſelten geführte Sprache, ſich vorausſagte, bekundete er hinlänglich in den Worten: „Alſo habe ich nun Ew. k. M. allergnädigſt und ſo oft wiederholten inſtändigen Befehl zu allerunterthänigſt gehorſamſter Folge meine aufrichtige Meinung und Sentiments entdeckt. Der Schluß davon iſt widrig und ich weiß, daß zu allen Zeiten, ſo geiſtliche als politiſche Propheten ihrer unangenehmen Prophezeihungen halber großen Herrn odios geweſen, ja ſogar mit ihren aufrichtigen Sentiments für ſich nichts anderes, als das Grab, wenigſtens Ungnade, Verfolgung und dergleichen Widerwärtigkeiten ſich bereitet haben. Sothane Conſideration hat ſich bei mir anitzt nicht mit Ungrund auch eingefunden, weil ich ſchon davon effektive Proben, ſo vormals anderswo genoſſen, als auch zu der Zeit, da ich die Ehre gehabt, in Ew. k. M. Dienſte zu ſtehen. Jedoch da Ew. k. M. mir zu verſchiedenen Malen, theils ſelbſt auferlegt, theils auch durch Andere mit Nachdruck erinnern laſſen, dieſes ohne einige Beſorgniß auszufertigen, ſo hoffe, es werde J. k. M. um ſo viel weniger mein offen-

herziges und aufrichtiges Gutachten in Ungnaden vermerken, als unläugbar, daß es nicht meine Gedanken, sondern pure Sentiments anderer Höfe sind, wovon Ew. k. M., wenn Sie sich dessen nur erkundigen wollen, mehrere Gewißheit erlangen werden. Ich habe auch, weder mit dem devoir, noch mit der Devotion, die ich Ew. K. M. bis an mein Lebensende zu bezeugen geneigt bin, verträglich gefunden, hierbei die Wahrheit zu hinterhalten, oder auf einige Weise zu simuliren, zumal da Ihro Zaar. Maj. an J. k. M. Wohlfahrt und Glorie so großen Antheil nehmen. Würde ich aber bei diesem Gehorsam, den ich erwiesen, mich Ew. k. M. Ungnade theilhaftig gemacht haben, so würde ich zwar ein solches mir tief zu Gemüthe ziehen; es dürfte aber die Zeit kommen, da es zur Soulagirung meines Gewissens vor Gott und zur Rettung meiner Reputation bei der Welt gereichen könnte, daß ich eine redliche Intention für Ew. k. M. Conservation und Glorie durch dies Sentiment an den Tag gelegt und mit Freude zu meiner Entschuldigung sagen müßte: „dixi, et salvavi animam meam!“

In dieser Denkschrift von höchstem historischen Interesse tadelt Patkul, daß man die sächsische Infanterie nach den Verlusten gegen die Schweden nach Sachsen gezogen und damit dem Feinde den Weg dahin gebrigt habe. Auswärtige Hülfe, diesen von den Grenzen abzuhalten, glaubt er nicht versprochen zu dürfen, weil alle Höfe keine besondere Achtung vor der Politik des sächsischen Kabinettes hegten, dessen „Gouvernement“ als

„hauptsächlich corrupt“ angesehen werde und wie er zugiebt, in der That auch sei. Er berührt die Verschwendung, die schlechte Verwaltung, die Willkühr der Minister, die Religionsveränderung Friedrich Augusts selbst. Als das einzige Mittel, sich das Vertrauen der auswärtigen Mächte zu gewinnen, schlägt Patkul eine gänzliche Veränderung des Ministeriums und geheimen Conseils vor, denn nicht mit dem Degen, meint er, sondern allein durch einen geschickten „coup de plume“ sei die Aufrechthaltung Sachsens zu behaupten.

Um diesen Streich mit der Feder aber auszuführen, dazu hätte es eines gescheuten Kopfes bedurft, der Friedrich August durchaus nicht war. Nur auf's Dreinschlagen verstand er sich, nicht auf Geist, Intelligenz und politische Berechnungen. In dieser Beziehung war er gänzlich bornirt und rathlos, wie das sein Regiment in Sachsen und in einem noch höheren Grade das in Polen bezeugt.

Die Thorheiten, die er dort begangen, werden wir noch später zu erwähnen haben, hier wollen wir einstweilen nur noch einmal auf Patkul zurückkommen. Sein trauriges Ende und die Verrätherei, durch welche Friedrich August ihn an Karl XII. ausliefern ließ, beweisen deutlich wie wenig ihm dieser Mann gewesen, dessen politischen Scharfblick er nicht erkannte. Was aber seinen Freimuth anbetrifft, so belohnte er ihn, wie ihn die Könige immer zu belohnen pflegen: mit Undank und Rache. Nicht sagen muß man ihnen die Wahrheit, die sie nicht hören wollen, sondern sie erfahren muß man sie

laſſen. Zwar iſt es bekannt, daß ſie Schaden nicht klug macht. Aber was thut das, da die Nationen es dafür werden? Die Irrthümer der Monarchen bilden die Weisheit der Völker. Die Erfahrungen der Erſten ſind die Schule der Letzteren, die immer erſt dann ausgelernt haben, wenn ſie jene nicht mehr bedürfen und ſich ſelbſt zu regieren vermögen.

Mit Recht hat Lamartine geſagt: Daß die Republik das Schlußwort der Revolution und die letzte Anſtrengung der Nationalitäten ſei.*) Sie iſt die Reife des Staatsbürgerthums, jene Politik der Realität, die ſich auf die Erkenntniß des Menſchen und nicht auf die Gnade Gottes ſtützt, auf deren Rechnung hin das Königthum ſich oft ſo ungnädig zeigt.

Einen ſchlagenden Beweis dafür gab Friedrich Auguſt, indem er Patkul auslieferte; Karl XII. indem er ihn auf das Grauſamſte hinrichten ließ.

Der Magiſter Lorenz Hagen, der ihn als Seelſorger auf ſeinem letzten Wege begleitete, hinterließ darüber folgenden Bericht: „Der Richtplatz," heißt es, „war mit dreihundert Mann zu Pferde umgeben, als er nun die aufgerichteten Räder ſah, erſchrak er heftig, umfaßte mich und ſprach: Ach, Herr Paſtor, bittet Gott, daß ich nicht verzweifle! Ich tröſtete ihn beſtens und bat ihn, den gekreuzigten Jeſum ſtets im Gedächtniſſe zu behalten. Dar-

*) La république est le dernier mot de la Revolution, comme le dernier effort de la nationalité.

(Histoire des Girondins)

auf wurde er aus dem Wagen geholt und unterdessen, daß ihm die Ketten abgelöst wurden, betete er: O Lamm Gottes, unschuldig u. s. w.

Danach, als er zu dem Ort kam, da er gerichtet werden sollte, rief der Capitain vom Regimente, der Majors-Dienste that, laut und sagte: „Allen und Jedem sei hierdurch kund und zu wissen gethan, daß Ihro kgl. Majestät in Schweden, unsers allergnädigsten Königs und Herrn gestrenger Befehl ist, daß dieser Joh. Reinhold Patkul, der ein Landesverräther ist, ihm zur verdienten Strafe und Andern zum Exempel, solle gerädert und geviertheilt werden. Ein Jeder hüte sich vor Untreue und diene seinem Könige redlich." Bei dem Worte: Landesverräther zuckte Patkul die Schultern und sah gen Himmel. Danach fragte er, wo soll ich hin? Als der Scharfrichter ihm den Ort zeigte, sagte er zu ihm: thut eure Dienste und gab ihm ein Papier mit Geld. Der polnische Scharfrichter war ein in seinem Handwerke ganz unerfahrener Mann, den man dazu aufgegriffen hatte. Er bat den Herrn Patkul demüthigst um Verzeihung, daß er ihm diese Ungelegenheit machen müßte, und nannte ihn immer: gnädiger Herr. Anstatt eines schweren, beschlagenen Rades, hatte er ein altes, unbeschlagenes Rad von einem polnischen Karren genommen. Es war das gräßlichste Schauspiel, was jemals menschlichen Augen bei einer Hinrichtung geboten wurde. Anstatt den armen Sünder auf eine hohle Unterlage oder einen hölzernen Rost zu legen, hatte man Patkul auf die

platte Erde niederlegen laſſen, auch war vergeſſen, ihm eine Schlinge um den Hals zu legen, um ihn zu erdroſſeln, bevor Arme und Beine zerſchlagen wurden; man hatte ihn nur an vier Pflöcke feſtgebunden. Unter dem fürchterlichſten Geſchrei und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes und der Menſchen, erhielt er vierzehn bis fünfzehn Stöße mit dem Rade. Als ihm die Arm- und Bein-Röhren mit wiederholten Schlägen zerbrochen waren, rief der Hauptmann Waldow dem Scharfrichter zu: er ſolle ihm doch die Bruſt zerſchlagen und der Marter ein Ende machen, allein ſeine Bruſt widerſtand dem Schlage und Patkul rief dem Hauptmann zu: Liebſter Hauptmann! Kopf ab! wozu derſelbe dem Scharfrichter Befehl gab. Als man jetzt Patkul losband, raffte er ſich auf, und ſchleppte ſich blutend und verſtümmelt, ſo daß die zerſchlagenen Knochen der Arme und Füße einen grauſigen Anblick gewährten, den ſelbſt die, an das Blutbad manches Schlachtfeldes gewöhnten Krieger, nicht ohne Empörung und Abſcheu ertragen konnten, zu dem Block und legte ſeinen Kopf darauf. Allein in dem Kopfabſchlagen war der Scharfrichter eben ſo unerfahren, wie in dem Rädern, auch hatte er nur Befehl erhalten, den durch das Rad getödteten Leichnam mit dem Beile in vier Stücke zu zertheilen. Auf Zureden des Hauptmannes entſchloß er ſich endlich dem Unglücklichen den Kopf abzuſchlagen; das Beil aber war ſtumpf und der Mann ſo ungeſchickt, daß er erſt nach mehreren Hieben den Kopf vom Rumpfe trennte. Hierauf wurde der Körper gevier-

theilt, jedes Stück auf ein aufgerichtetes Rad geflochten, der Kopf aber auf eine Stange in der Mitte gesteckt."

Dieser scheußliche Mord, den Karl XII. begehen ließ, muß ein ewiger Schandfleck in seiner Geschichte sein, der um so gravirender für ihn wird, je unhaltbarer die Gründe sind, die ihn veranlassen konnten.

Der erste und hauptsächlichste dafür war eine Rancüne, die Karl XII. von Karl XI. her mit der Krone zugleich übernommen hatte. Der letztere König, „bei dem der böse Geist des Absolutismus, wie er sich zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der gekrönten Häupter bemächtigte, ein sehr geneigtes Ohr gefunden," vergriff sich nämlich an den Rechten und Privilegien Liflands, welches im Frieden zu Oliva 1660 von Polen an Schweden mit der ausdrücklichen Bestätigung aller Freiheiten, abgetreten worden, auf die empfindlichste und ungerechteste Weise dadurch, daß er das Gesetz, nach welchem der Bauer dem Ritter nicht leibeigen, sondern neben diesem auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatte, umstieß und die Verwaltung des schön gelegenen, reichen Küstenlandes der unbeschränkten Herrschergewalt unterwarf. Es wurde zu diesem Ende bestimmt „die königliche Souverainetät solle von dem Reichsrathe unabhängig sein, denn der König habe seine Krone nur von Gott und sei nur Gott allein von seiner Regierung Rechenschaft schuldig."

Unter dieser nichtsnutzigen Ansicht, die sich nur zu lange erhalten und welche den Königen zu allen Verbrechen, die sie gegen ihre Völker begangen, als Schutz

und Schirm gedient, befahl Karl XI. damals die Errichtung eines Reduktions-Collegiums, welches die Macht erhielt, alle von den vorigen Königen schenkungsweise veräußerten, oder unter ihrem wahren Werthe verkauften Domainen mit der Krone wieder zu vereinigen. Demzufolge sollten alle, sowohl allodiale als feudale Herrschaften, die vor oder nach dem Jahre 1604 der Krone entfremdet worden, dem Könige zurückgegeben werden. Desgleichen alle königlichen und adeligen Paläste „die mit ihren Renten von 1655 bis 1681 zu reduciren seien." Außerdem wurden dem Könige zuerkannt „alle Güter in Finnland, in Schweden und in den vom Meer entlegenen Provinzen, von denen man befinden würde, daß sie über sechshundert Reichsthaler Silbermünze einbrächten."

Um diese und ähnliche ganz willkürliche und tyrannische Beschlüsse auszuführen, wurde eine besondere Reduktions-Commission auch nach Liefland geschickt, welche sofort die Güter bezeichnete, welche eingezogen werden sollten. Die liefländische Ritterschaft, die mit Recht über ein so rechtloses Verfahren empört war, schickte Gesandte an Karl XI. ab, gegen welche Dieser „obschon sie in gehöriger Submission ihre jura und privilegia demüthigst in Vorstellung brachten," sich doch so erboßte, daß er bei gehabter Audienz gegen die Deputirten den Degen zog.

Sie kehrten unverrichteter Sache zurück und mußten sich der Ausführung des Reduktions-Ediktes fügen, welches aber auf die Länge so viele Klagen und Remonstrationen erweckte, daß der König 1688 befahl „einige De-

putirte von der Ritterschaft, welche genugsam unterrichtet wären, möchten nach Schweden kommen, um von den alten Rechten und Successionsgerechtigkeiten Nachricht zu geben."

Die zu dieser Sendung auserwählten Abgeordneten waren ein gewisser Leonhard Gustav von Budberg und Johann Reinhold Patkul.

Da ihre Einwendungen abschlägliche Resolutionen erhielten, kehrte der Erstere bald darauf nach Liefland zurück, während der Letztere in Stockholm selbst noch zurück blieb und jede Gelegenheit benutzte, um bei dem Könige und seiner Regierung die gerechte Sache durch freimüthige Darlegung und offene Erklärungen, so viel es ging zu fördern.

Leider erwarb er sich dafür nichts als die Ungnade des Königs und die Verfolgung von dessen Räthen. Nach vielen vergeblichen Versuchen sich Recht und Genugthuung zu verschaffen, sah er sich endlich genöthigt, seine Heimath zu verlassen.

Darauf zuerst in Friedrich August's Dienste, dann in die des Zaaren getreten, führte und leitete er besonders den Krieg, den der König von Polen gegen Schweden eröffnete, um Liefland zurück zu erobern. An dem Mißgeschicke desselben, war er wenig Schuld, denn die Umstände und die Kopflosigkeit Friedrich August's verdarben seine Pläne, von denen sogar seine Feinde sagen: „daß sie sehr gut angelegt und von großem Erfolge hätten sein müssen, wenn sie die richtige Ausführung gefunden."

Die furchtbare Härte, mit welcher Karl XII. gegen ihn verfuhr, iſt eine ſchreckliche Beſtätigung deſſen. Nicht ſowohl den Feind, als vielmehr das Genie, das gegen ihn geſtanden, beſtrafte er in dem entſetzlichen Tode, den er dem widerrechtlich ausgelieferten Geſandten einer fremden Macht zuzuerkennen ſich veranlaßt ſah.

Wie die Gründe dazu nun auch ſein und lauten mögen, nie kann die Hinrichtung vertheidigt oder gut geheißen werden, die in demſelben Grade gegen das Völkerrecht, wie gegen alle Geſetze der Menſchlichkeit war. Sie iſt und bleibt eine reine Schändlichkeit, die in dem Buche der Geſchichte nicht genug gerügt werden kann.

Was aber ihre Stelle hier in unſerer Biographie betrifft, ſo erhielt ſie dieſelbe nur, weil ſie dazu dienen ſoll, die Zeit und die Menſchen zu charakteriſiren, mit denen wir es zu thun haben.

Friedrich Auguſt's ſchlechtes und leichtſinniges Herz kann nicht beſſer dargeſtellt werden, als durch das Verhalten gegen Patkul und Aurora von Königsmark, welches die andere große Perſönlichkeit iſt, die er nicht werth zu halten und zu würdigen wußte.

Von allen Frauen, die ſich ihm ergeben, iſt ſie eigentlich diejenige, welche ſeine Neigung am kürzeſten beſeſſen. Tänzerinnen und ganz gewöhnliche Dirnen beſchäftigten ihn weit länger, als Aurora, deren geiſtige Erhabenheit ihn drückte. Die Bildung, die Feinheit des Gefühls und ihr reizender Witz wurden ſehr bald ſtörende Elemente für ſeinen Umgang mit ihr. Er kam nur um

zu tändeln, um zu küssen, um sinnliche Emotionen zu haben. Nur immer lächeln, nur immer schmeicheln, nur immer lieben sollte die Gräfin. Nicht denken, nicht Einfälle und große Regungen haben, das widerte ihn an; das belästigte ihn; ach, das gab ihm Langeweile. Was Kenntniß, Kunst und anmuthige Verse! Ein Schlag mit dem Fächer, eine derbe Koketterie, eine schamlose Frivolität waren ihm lieber. Das hatte seinen Reiz für ihn, das machte ihn froh und guter Laune. Darüber konnte er lachen und seine Freude haben. Aber ein seelenvoller Gesang, ein kluges Gespräch, eine gute Idee, das alles begriff er nicht. Dazu fehlten ihm Sinn und Verstand, am meisten einer Frau gegenüber, von der er nicht einsehen konnte, wie sie dazu kam von etwas anderem als von Putz, von Schmuck und seiner Liebe zu reden. Sie über die Politik, die Lage seines Landes oder das neueste Werk Voltaire's sprechen zu hören, ach, das machte ihm Kopfweh und böses Blut. Darüber wurde er sehr verdrießlich.

Aurora scheint bald darüber in's Klare gekommen zu sein, denn noch in den ersten Tagen ihres Glanzes, im vollsten Rausche der Liebe flog sie eine Ahnung ihrer traurigen Zukunft an. Ach, wie unglücklich würde ich sein, wenn Sie mich aufgeben könnten! seufzte sie einmal schmerzlich, als sie an seinem Halse hing und von den goldenen Träumen ihrer Zukunft sprach, von denen leider kein einziger in Erfüllung gegangen.

Nur zu bald mußte Aurora von Königsmark sich zu

jener triſten Reſignation des Herzens verſtehen, deren ganze Wehmuth George Sand in ihrem ſchönen Romane „Indiana“ dargeſtellt und in der herzzerbrechendſten Weiſe in jenen Worten niedergelegt hat, in denen es heißt: Mit Schrecken ſagte ſie ſich, daß ſie für ihn nur die Laune von drei Tagen, während er für ſie der Traum eines ganzen Lebens war.*)

Dieſen Traum eines ganzen Lebens, wer hätte ihn nicht einmal gehegt, geküßt und geliebt in dem Blick, in dem Hauch, in dem Herzſchlag eines Weſens, das ihm theuer und werth über Alles war! Ach, wer aber auch hätte ihn nicht verſchwinden, und in das Nichts vergehen ſehen! Wer nicht ſeufzte darüber:

Von deinem Küſſen, deinem Koſen,
Was blieb zurück mir? Ach, fürwahr!
Nicht mehr als von den blüh'nden Roſen
Und Veilchen im vergang'nen Jahr!

Mit Recht ſagt Laube irgendwo in ſeinen Reiſenovellen: „Es trägt jeder ſeine eigene Tragödie im Herzen.“

Auch Aurora von Königsmark that das, aber mit jener geiſtigen Kraft, mit jener edlen Würde, wie ſie nur großen Seelen eigen. Nicht Lamentationen, nicht larmoyante Klagen entweihten ihren Schmerz. Sie trug ihn mit jenem Lächeln, das die Majeſtät des Unglücks

*) Elle se disait avec terreur qu'elle était pour lui le caprice de trois jours et qu'il avait été pour elle le rêve de toute une vie.

ist. Kein Groll, keine üble Laune, kein Haß bemächtigte sich ihrer. Sie blieb so gefaßt in den Tagen des Verlassenseins, wie sie es war, in denen der Huldigung, des Glückes, der Liebe.

Den schönsten Beweis für das Letztere liefert die Achtung, die sie überall und besonders auch bei der Gemahlin des Kurfürsten erweckte. Das „galante Sachsen" erzählt, daß Eberhardine eines Tages gesagt: Es tröstet mich, eine Nebenbuhlerin von solchem Verdienste zu haben!

Gegen sie bestand das hauptsächlich darin, daß Aurora bei Friedrich August fortwährend auf das Entschiedenste dahin zu wirken suchte, daß er sich gegen seine arme verlassene Gemahlin mit Achtung und Ergebenheit benahm. Es war, als hätte sie mitten in ihrem Triumphe eine Ahnung von dem Gefühle einer aufgegebenen Geliebten gehabt. Überall, wo es ging, versuchte sie dieses zu schonen und nirgends hat sie es auf eine verletzende Weise herausgefordert. Selbst, als sie nach Dresden zurückkam, und ein dort ihr vom Kurfürsten prächtig eingerichtetes Haus bezog, in welchem er fast täglich souvirte und rauschende Feste gab, selbst hier bewahrte sie jene ruhige, gemessene Haltung und die feinste Rücksicht gegen die Welt und den Hof.

Am glänzendsten war dies der Fall bei ihrer Niederkunft. Niemand weiß eigentlich wann und wo diese stattgefunden. Weit entfernt Prunk und Aufsehn mit ihrem Verhältnisse zu machen, zog sie es vor, die Frucht desselben das Licht der Welt in aller Stille erblicken zu lassen.

Es heißt, daß in der zweiten Hälfte des Oktobers 1696 Maria Aurora von Königsmark ihren Sohn, welchen Friedrich August, wie das „galante Sachsen" sagt, in Erinnerung an die schönen Tage auf der Moritzburg Moritz genannt, in Goslar geboren habe. Wenigstens wird eine myſteriöſe Taufe in dem Regiſter der dortigen Marktkirche, allgemein für die des Grafen Moritz, des ſpäter ſo berühmt gewordenen Marſchalls von Sachſen, gehalten. Ihre Notifizirung lautet: „Den achtundzwanzigſten Oktober, im Jahre ſechszehnhundertſechsundneunzig Abends zwiſchen ſieben und acht Uhr, iſt von der vornehmen Frau in R. Heinrich Chriſtoph Winkels Hauſe ein Söhnchen geboren und den 30. ejusd. getauft, des Abends im Hauſe von M. S. Alb, und mit dem Namen Mauritius dem Herrn Jeſu einverleibt. Gevatter haben geſtanden Herr Dr. Trumph, R. R. Dufings und R. Heinrich Chriſtoph Winkel." —

Nur bis zu der Geburt dieſes Sohnes erhielt ſich die Neigung des Kurfürſten, worüber der ſchon vielfach citirte Dr. Fr. Cramer das Ausführliche und Genaue in folgender Weiſe meldet:

„Der kurze Zeitraum," ſagt er, „innerhalb welches die Gräfin Königsmark, als erklärte Geliebte des Kurfürſten glänzte, läßt ſich genau nachweiſen. Die Bekanntſchaft ward im Herbſte 1694 geknüpft. Im Anfang des folgenden Jahres übernahm Auguſt die Führung des Kaiſerlichen Heeres wider die Türken. Zu dieſem Kriegszuge ſtärkte er ſich durch einen vierwöchentlichen Aufenthalt

im Karlsbade, wohin ihn die Gräfin, unter großem Gepränge, begleitete und als die Begünstigte seiner Nähe sich erfreute, bis er endlich am 8. Juni 1695 gen Wien aufbrach; wogegen Aurora nach Dresden zurückkehrte. Die kurfürstliche Hauptstadt sah den Regenten, die gefeierte Gräfin den Geliebten im Laufe des November-Monates wieder, wo der Liebeslust neue Opfer gebracht wurden, indeß sich August zu dem neuen Feldzuge gegen die Türken anschickte, um wo möglich die im ersten Feldzuge vergeblich gesuchten Siegeskränze zu gewinnen. Zu diesem Behufe brach er 1696 früher auf als im vorigen Jahre, und eilte im April über Wien nach Ungarn. Mit diesem zweiten Feldzuge, als kaiserlicher Feldherr, hörte das bisherige Liebesverhältniß zur schönen Aurora auf, denn als er in den letzten Tagen desselben Jahres wieder in Dresden eintraf, war sie indeß Mutter des Grafen von Sachsen geworden, nach dessen Geburt der Kurfürst bekanntlich seine Buhlergunst anderen Frauen zuwandte; auch brachte er schon von Wien, wo er der Wollust öffentlich genug fröhnte, eine Gräfin Esterle mit, welche die neue Reihefolge der Maitressen eröffnete."

Diese Gräfin Esterle, die ein ganz gewöhnliches und gemeines Frauenzimmer gewesen zu sein scheint, traf Friedrich August, wie schon oben gesagt, in Wien bei Hofe, wo ihr Mann irgend ein Amt bekleidete.

Ihre Schönheit sowohl, wie ihre Koketterie zogen die Aufmerksamkeit des Kurfürsten auf sich, von dessen Verhältniß zu ihr das „galante Sachsen" die skandalösesten Dinge erzählt.

Unter anderem findet man darin berichtet, daß der Mann den fürſtlichen Liebhaber im Bett bei ſeiner Frau überraſcht und daß jener, um ſie vor deſſen Wuth zu ſchützen, ſie in das Haus ſeines Geſandten gebracht habe.

Aus dieſem holte ſie ſpäter der Graf ſelbſt wieder ab, nachdem er die Sache überlegt und ſich willig gefunden hatte, einen Contract einzugehen, welcher ihm eine Penſion von 20,000 Fl. ſicherte, außerdem ihm aber auferlegte: auf alle ehelichen Rechte bei ſeiner Frau zu verzichten, ſie reiſen zu laſſen, wohin ſie wolle, und alle Kinder, die ſie gebäre, als die ſeinigen anzuerkennen.

Das „galante Sachſen“ erzählt bei dieſer Gelegenheit eine Scene, die dem Hofleben Ludwig XIV. aus dem Spiegel geſtohlen zu ſein ſcheint.

Graf Eſterle nämlich durch den Degen des aus dem Bette geſprungenen Kurfürſten vertrieben, eilte ſogleich in irgend eine Antichambre, um ſein Unglück zu berichten.

Die Hofleute, die ſich um ihn drängten, ſuchten ihn zu tröſten und erinnerten ihn dabei an Amphytrion, dem die Alkmene, an Herrn von Monteſpan, dem die Mortemar untreu wurde. Man muß die Sache nehmen, wie ſie iſt, ſagte Einer. Bei den alten Römern war es ein bekannter Gebrauch, daß die Ehemänner dem Kaiſer ihre Frauen abtraten, wenn dieſer ihrer begehrte.

Alles recht gut und ſchön, ſoll der Graf Eſterle hierauf geantwortet haben. Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, wenn der Kurfürſt von Sachſen mein wirklicher Herr und Herrſcher wäre, aber dieſer iſt er nun doch einmal nicht.

So machen Sie ihn dazu, rieth ihm kurz und bündig ein Politiker. Treten Sie in seine Dienste, so ist ihr Gewissen beruhigt und alles in Ordnung.

Diesen Rath hat Graf Esterle denn auch wirklich befolgt. Er ließ sich zum Kammerherrn am sächsischen Hofe machen und begleitete seine Frau in dieser Charge dorthin, als sie Friedrich August folgte.

Hier in Dresden benahm sie sich so hochfahrend, rücksichtslos und frech, daß bald das ganze Land, dem sie die enormsten Summen kostete, darüber in laute Verwünschungen und Klagen ausbrach. Mit der unverschämtesten Anmaßung betrug sie sich besonders gegen die Kurfürstin Eberhardine, die kurz vor der Niederkunft Aurorens, nämlich am 7. Oktober 1696 ihren Gemahl mit einem Kurprinzen beschenkt hatte. Statt aber dafür sein Weib zu ehren, zwang er es vielmehr zu der Erniedrigung der Gräfin Esterle öffentlichen Empfang und demüthigende Aufmerksamkeiten angedeihen zu lassen. Darüber bitter und tief gekränkt, zog sich die Kurprinzessin auf das Schloß Pretsch bei Torgau zurück, um dort in stiller Trauer und Einsamkeit zu leben.

Die Gräfin Esterle dagegen führte ihr frivoles und verschwenderisches Leben fort. Ihre glänzendsten Triumphe feierte sie in Polen, wo sie der damals stattfindenden Krönung in Krakau und Warschau beiwohnte. Bald aber überführt, ihre Gunst hier auch andern Männern zugewandt zu haben, mußte sie eine schnelle und plötzliche Verbannung erleiden, bei welcher Friedrich August sich

zu der Gemeinheit bereden ließ, ihr Schmuck und Diamanten abzufordern.

Er ſandte ihr eigends einen Offizier nach, der die Vollmacht hatte, ihre Schatulle in Beſchlag zu nehmen. Da ſie aber ihren Geliebten gut genug gekannt, und dieſe unkönigliche Forderung vorausgeſehen zu haben ſcheint, ſo war ſie darauf vorbereitet.

Sie lieferte ihre Kaſſette, die ſie in Gegenwart des Abgeſandten verſiegelte, ab. Als aber Friedrich Auguſt ſie in Warſchau öffnete, fand er nichts als Kieſelſteine und Flitterkram darin.

Später trat ſie in Dresden wieder auf, gelangte aber nie wieder in Gunſt, ſo viel Mühe ſie ſich darum auch gab.

Nach ihr gewann Fatime, eine junge Türkin, des Königs Herz. Er lernte ſie bei einer Frau von Brebentow kennen, die ſie als ein Hochzeitsgeſchenk von dem Feldmarſchall von Schöning erhalten hatte, welchem ſie bei der Eroberung Buda's in einem Alter von fünf Jahren als Beute zuertheilt worden war. Erwachſen und ſorgfältig ausgebildet, zog ſie die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich, wurde ſeine Maitreſſe und gebar ihm einen Sohn, den er zum Grafen Rutowsky machte. Die Mutter verheirathete er bald darauf an einen Oberſtlieutenant ſeiner Garden, einen Herrn von Spiegel, weil ſeine Neigung bereits einen andern Gegenſtand gefunden.

Es war dies die polniſche Gräfin Lubomirska, welche

er ſpäter durch den deutſchen Kaiſer zur Fürſtin von Teſchen machen ließ.

Sie begleitete ihn nach Sachſen, wo ſie der Königin vorgeſtellt, auf deren Frage, ſeit wann ſie in Sachſen ſei, die Antwort gab: Ich bin mit dem Könige gekommen und denke mit dieſem auch recht bald wieder fortzugehen.

Die Thränen, welche Eberhardine darüber in die Augen traten, rächte die damalige Königin von Preußen, die ſich in Leipzig mit einer ſchönen Prinzeſſin Henriette von Anhalt-Deſſau zum Beſuche befand, dadurch, daß ſie der übermüthigen Maitreſſe das Prekaire ihres Verhältniſſes auf die allerſchlagendſte Weiſe vor Augen ſtellte.

Nicht zufrieden nämlich, daß ſie zu einer kleinen Soirée, der ein Maskenball folgte, die Gräfin Königsmark, die Gräfin Eſterle und die Frau von Haugwitz eingeladen und dadurch Friedrich Auguſt in keine geringe Verlegenheit gebracht hatte, nicht zufrieden damit, ſagen wir, wußte ſie es auch noch möglich zu machen, daß die Fürſtin von Teſchen durch eine Maske verſtellt ihren Geliebten gerade in dem Augenblicke überraſchen mußte, in welchem dieſer der Prinzeſſin Henriette die ſchmeichelhafteſte Liebeserklärung zu Füßen legte.

Zwar war Dieſe eine viel zu edle und kluge Dame, als daß ſie ſolchen leichtſinnigen Bewerbungen Gehör hätte ertheilen ſollen, aber die gute Fürſtin von Teſchen, die dergleichen für unmöglich hielt, nahm ſie ſich doch ſo ſehr zu Herzen, daß ſie ohnmächtig wurde und krank nach Hauſe gebracht werden mußte.

Nachdem ſie eine ganze Nacht, in Thränen gebadet, ſchlaflos verſeufzt hatte, kam endlich am Morgen der König zu ihr, um ſie zu beſänftigen. Er ſchwor ihr, daß ſein Benehmen gegen die Prinzeſſin Henriette nichts als leeres Amüſement ſei, dem kein Ernſt zu Grunde liege. Obgleich ſie ſich davon überzeugen ließ, deuten die Memoiren der damaligen Zeit doch ziemlich genau darauf hin, daß Friedrich Auguſt ein wirkliches Intereſſe für die junge, liebenswürdige Verwandte der preußiſchen Königin hegte. Es wird berichtet, daß er ihr bis nach Oranienbaum gefolgt, dort aber ziemlich kalt verabſchiedet worden ſei.

Um ſich dafür zu entſchädigen, kehrte er mit um ſo leidenſchaftlicherer Verehrung zu der Fürſtin von Teſchen zurück, welche ihm einen Sohn gebar, den er den Chevalier George de Sare nennen ließ.

Nachdem er aber bald darauf wieder nach Polen zurückgekehrt, von dem ungeſtümen Schwedenkönige in Krieg verwickelt, ſeinen Vergnügungen auf einige Zeit entſagen mußte, vergaß und verließ er auch ſie.

Aus Warſchau vertrieben, des Thrones beraubt, kehrte er nach Sachſen zurück, wo er bald, um ſich über ſeine Niederlagen zu tröſten, ein neues Verhältniß begann. Die Frau, mit der er es anknüpfte, war die Gräfin Hoymb (Hoym) die ſpätere Reichsgräfin von Coſel.

Ehe wir aber auf Dieſe, der ein beſonderer Abſchnitt in unſerem Buche gebührt, eingehen können, müſſen wir

zunächſt hier noch einmal auf die Gräfin Königsmark zurückkommen, um die zweite Hälfte ihres Lebens darzuſtellen.

Obſchon dieſe, wie wir bereits früher geſagt, ein ziemlich trüber Theil ihres Lebens iſt, ſo bietet er im Ganzen genommen für die Charakterſchilderung Aurorens dennoch eine faſt glänzendere Seite dar, als der erſte, den wir ſo eben durchlaufen und welcher ſo reich war an Pomp, an Liebe, an ſchönen Tagen, an Sonnenſchein des Glücks! Erſt nach dem Verluſt alles deſſen, zeigte ſich die Größe und die Schönheit ihres Geiſtes, den die Pracht ſeiner Umgebung, faſt möchte man ſagen, mehr verdunkelte, als hervorhob. Mit dem Abfall aller ſtrahlenden und verblendenden Aeußerlichkeiten jedoch, zeigte ihr Herz vor allem die natürliche Hoheit, die des Flitters nicht bedarf, um hervorzuſtechen.

Daß ſie Friedrich Auguſt nicht um eiteln Vortheils und auch nicht darum geliebt, weil er, wie man berichtet, ein ſchöner Mann geweſen, das beweiſ't am deutlichſten ihr Benehmen, nachdem er ihr untreu geworden. — Keine Klagen, keine Seufzer, keine Zudringlichkeiten beſchwerten ſein Ohr. Mit einer Thräne im Auge ſagte ſie zu ſich ſelbſt: Du haſt dich getäuſcht in ihm. Du mußt ihm entſagen. Entſagen wie einem ſchönen Traum, wie einer verfloſſenen Stunde, wie der Kühlung eines verrauſchten Windes. Händeringen und Bitten führen ihn nicht mehr zurück. Könnten ſie's aber, wozu ſollte das dienen? Du liebſt ihn nicht mehr. Du haſt nur

noch eine Art von Anhänglichkeit an ihn, weil er der Gegenstand deiner Illusionen war. Daß du dich in ihm irren konntest, das ist der einzige Reiz, den er noch für dich hat!

„Es liegt immer ein wenig Geringschätzung in der vergebenden Sanftmuth des Löwen," *) sagt Alexander Dumas irgendwo in einem seiner Romane.

Mit entschiedenem Rechte kann dieser Ausspruch auf die Vergebung angewendet werden, die Aurora Friedrich August angedeihen ließ. Mehr als jede Kritik, mehr als jede historische Prüfung, mehr als jedes Volksurtheil, verdammt den pomphaften Theaterkönig die Gelassenheit und Ruhe, mit denen ihn seine Geliebte, der schöne Genius seines Lebens aufgab.

In diesem Aufgeben liegt seine Geringfügigkeit documentirt, seine Gehaltlosigkeit, seine kleine Seele. Wäre er ein Held, ein großer Mann, eine Capacität gewesen, wahrlich, Aurora von Königsmark hätte ihn nicht „laufen gelassen," wie sie ihn „laufen ließ." Sie würde sich an ihn gedrängt, ihn verfolgt, ihn gezwungen haben, sie zu lieben. Nur weil er mit ihrer Liebe nichts anzufangen wußte, verschonte sie ihn damit und zog sich so weit von ihm zurück, als es ging, ohne ihn ihres Sohnes wegen ganz aus der Hand zu geben.

Der Sohn war ihr Alles. In ihm wollte sie den

*) Il y a toujours un peu de dédain dans la mansuétude du lion. *(Les mémoires d'un médecin.)*

Ruhm, die Macht, die Größe erziehen, die ſie nicht hatte erreichen können. Mit Erſtaunen muß es uns daher erfüllen, daß kein Biograph unſerer Heldin bisher den wahren Grund für das Ausſchlagen aller Heirathsanträge hat finden können, obſchon er ſo nah und ganz auf der Hand liegt.

Nicht »ein fortwährender Schweiß von unangenehmem Geruch", der ihr, wie das »galante Sachſen" ſagt, nach ihrer Niederkunft geblieben und den König verſcheucht haben ſoll, ſondern die kluge Ueberlegung, daß eine Heirath die Urſache einer gänzlichen Entfremdung zwiſchen ihr und dem Könige herbeiführen würde, war das, was ſie bewog, alle Bewerbungen abzuweiſen. So annehmbar und glänzend dieſelben auch ſchienen; immer war es der Gedanke an den Sohn, der ſie veranlaßte, ſie abzulehnen. Ein Mann, andere Kinder, neue und fremde Bezüge mußten dem Schickſale Moritzens Abbruch thun. Nur ſo lange als ſie allein und ganz auf Friedrich Auguſt angewieſen ſtand, ſtand es auch der junge Graf, der verlieren mußte, ſo wie eine Zwiſchenperſon in das eigenthümliche Verhältniß hineingezogen wurde.

Um dieſem auszuweichen war ſie zeitig zu der Einſicht gelangt, daß ſie eine ehrenwerthe und geſicherte Stellung ſuchen müſſe. Ihr Blick war bei dieſer Gelegenheit auf das Stift Quedlinburg gefallen, in dem ſie ſich das Aſyl ihres Lebens erkor.

Noch vor ihrer erſten Reiſe nach Dresden, beſagen uns Memoiren, ſtattete ſie dort bei der Aebtiſſin,

der Prinzeſſin Anna Dorothea von Sachſen-Weimar einen Beſuch ab, mit der alſo ſie oder ihre Familie in freundſchaftlicher Beziehung geſtanden haben müſſen. Sehr leicht erklärt ſich hieraus, wie Aurora überhaupt auf das Stift Quedlinburg, und beſonders zur Protection der Vorſteherin hat kommen können. Nach vielen Briefen, Geſuchen und Schritten, die wir hier nicht weiter erörtern wollen, wurde ſie 1700 zur Pröbſtin ernannt, wodurch ſie ein jährliches Einkommen von etwa 8000 Thalern heutigen Werthes zugeſichert erhielt.

Wie ſehr ſie dieſes gebraucht und wie wenig es doch gereicht, wird klar durch ihre Briefe, die noch vorhanden ſind, an den Tag gelegt. Faſt in allen befinden ſich Klagen über Mangel an Geld. Bald iſt es ihre Schweſter, bald ihr Schwager, bald ihr Sohn, bald ſie ſelbſt, die es nöthig haben und nicht auftreiben können. Immer Verlegenheiten, immer Verdruß, immer Schulden und Sorge um's Auskommen! Nicht nur die Fähigkeiten eines großen Geiſtes beſaß Aurora; auch ſeine Drangſale, ſeinen Kummer, ſeine ewigen Kämpfe machte ſie durch. Wie jedes Genie, ſo war auch ſie nicht haushälteriſch und karg. Sie gab und warf das Geld mit vollen Händen fort. Sie rechnete nicht, ſie führte nicht Buch, ſie wußte ſich niemals einzurichten.

Aus dieſem Grunde ſchlug es ihr auch nur zum Nachtheil aus, daß ſie ſich 1698 das Rittergut Wilxen in Schleſien im Oelsſchen Diſtricte kaufte. Die Zinſen, die Geſchäfte, die An- und Auskäufe verwickelten und ver-

wirrten den Zuſtand ihres Vermögens noch mehr. Klagen und Prozeſſe waren die Folge, die um ſo drückender für ſie wurde, je kärglicher ſich Friedrich Auguſt gegen ſie zeigte. Seine koſtſpieligen Maitreſſen und die Verſchwendung, die er in Polen trieb, ließen ihm wenig übrig an Zeit und Mitteln. Nur kurz, einſylbig und froſtig beantwortete er ihre Briefe und ſelten ſchickte er Geſchenke.

Maria Aurora aber, weit entfernt, darüber böſe oder erzürnt zu ſein, hielt in ihrem einmal angenommenen Verhalten Stand. Nirgends iſt eine Spur von Unwillen, von Mißvergnügen oder übler Laune zu entdecken. Von keiner Zurückſetzung, von keinem Vergeſſen iſt die Rede, immer nur ſchreibt ſie von ihrem Sohn, von Moritz. Von der Freude ihres Lebens. Aber nicht bettelhaft, nicht drängend thut ſie das, nicht um ihn dadurch zu neuen Sendungen, zu größeren Geſchenken zu bewegen, ſondern nur um ihn ſeiner Liebe, ſeinem Herzen, ſeiner Bevorzugung zu empfehlen.

Zum großen Theil auch darin nicht befriedigt, zeigt ſie dennoch weder Empfindlichkeit noch Aerger, ſondern behält vielmehr dieſelbe Freundlichkeit, dieſelbe Milde, dieſelbe Hingebung, die ſie gegen ihn immer beſeſſen.

Am Beſten bewies ſie das 1701, als ſie von der Bedrängniß erfuhr, in die ſich der König zu Warſchau durch den Krieg der Schweden verſetzt fand. Vom Zaaren wenig unterſtützt, noch weniger von den Polen ſelbſt, mußte ihm Alles daran liegen einen Frieden zu ermitteln, der ihm Zeit und Muße gab, ſeinen Vergnügungen nach-

zugehen. Die Märſche, die Schlachtpläne, das Leben unter freiem Himmel gefielen ihm wenig. Schöne Weiber, Tanz, Muſik und glänzende Feſte galten ihm mehr als der Ruhm eines Feldherrn, den zu erwerben, er nur in ſeinen erſten Jünglingsjahren getrachtet. Die Kämpfe, Verluſte und Niederlagen, die er in Ungarn gegen die Türken durchgemacht, hatten ſeine Begeiſterung für den Lorbeer des Krieges, den er ſich wie die Gunſt der Frauen im Fluge zu erhaſchen glaubte, abgekühlt. Er ſehnte ſich nach Ruhe und dem Pompe des Friedens.

Dieſe Sehnſucht öffentlich zu bekennen, durfte er nicht wagen. Einmal, weil er Rußland nicht beleidigen mochte, und dann auch hauptſächlich deswegen, weil er wußte, daß die polniſche Republik darauf ausging, auf ihre eigene Hand hin Frieden mit Karl XII. zu ſchließen. Bei dieſem hätte er leicht zu kurz und vielleicht ganz um den Thron kommen können. Darum mußte ihm vor allem daran gelegen ſein, hinter dem Rücken des Wahlreichs Unterhandlungen anzuknüpfen, noch ehe dieſe von ihm ſelbſt unternommen wurden. Nun war es freilich ſchwer, dafür eine geeignete Perſon zu finden. Ein Miniſter, ein Offizier oder ein Hofmann würden den Verdacht der Polen rege gemacht und die Liſt verrathen haben. Wo aber war ſonſt Jemand zu finden, der Geſchick und Anſehn genug beſaß, um einen Auftrag von ſolcher Schwierigkeit auszuführen?

Die Verlegenheit, die Friedrich Auguſt über die Beantwortung dieſer Frage empfand, iſt wahrſcheinlich durch

ihn selbst oder durch den Grafen Löwenhaupt, den Schwager Aurora's, der sich in den Diensten und in der nächsten Umgebung des Königs befand, bis zu ihren Ohren gelangt. Kaum davon unterrichtet, reiste sie ab, um sich der Aufgabe zu unterziehen.

Die meisten Historiographen führen an, daß sie sich in ihren eigenen Interessen auf den Weg zu Karl XII. begab. Aber abgesehen davon, daß der Zeitpunkt und das Kriegslager einer Frau, wie der Gräfin Königsmark durchaus nicht geeignet scheinen konnten, um Wiederanknüpfung und Regelung veralteter Erbschafts- und Prozeß-Angelegenheiten in Schweden zu bewirken, wir sagen, abgesehen davon, daß ihr der Zeitpunkt und das Kriegslager wenig dazu geeignet scheinen konnten, lag auch in der That wenig Ursache vor, auf irgend eine Schlichtung in diesen Dingen zu hoffen. Wie wenig davon eigentlich die Rede, geht aus den Briefen Löwenhaupts an seine Frau hervor. Unter anderem heißt es darin: „Ich weiß nicht, ob Dir die Gräfin Aurora geschrieben hat, daß sie aus Freundschaft für uns (den König Friedrich August nämlich) und auch in ihren eigenen Angelegenheiten eine Reise zum Könige von Schweden machen will. Noch ist mir ungewiß, ob der unsrige damit zufrieden ist, doch wenn er seine Einstimmung giebt, habe ich große Erwartung von ihrem Geschick, daß sie uns einen guten Ausweg aus unserer Verlegenheit verschafft. Noch muß für jetzt davon gegen Niemand geredet werden, und wenn sie von hier abreist, will sie sagen, daß sie auf ihr Landgut

zurückkehre, in der Abſicht dort einige Zeit zu bleiben. Du kannſt daſſelbe ſagen, wenn man Dich nach ihr fragt.“ In einem zweiten Schreiben ſteht: „Morgen will die Gräfin abreiſen. Gott gebe ihr gute Verrichtung, dann können wir auch für uns (dies iſt ſpeciell gemeint) auf glückliche Ereigniſſe hoffen.“

Das Erſte, was aus dieſen mitgetheilten Bruchſtücken in die Augen ſpringt, iſt die einfache Bemerkung, welche bekundet, daß der Plan zu dieſer Reiſe von Aurora ausgegangen und von ihr dem Könige vorgelegt wurde. — Das Zweite aber, was daraus erhellt, iſt die offene Widerlegung jener Geſchichtsſchreiber, die von der Wiedererlangung der ſchwediſchen Güter ſprechen. Daran zu denken war, wie aus dieſem Briefe Löwenhaupts hervorgeht, nur dann allenfalls möglich, wenn die politiſchen Unterhandlungen von glücklichſtem Erfolge gekrönt, ihre Erledigung fanden.

Daß ſie ſie nicht gefunden, darf nicht als die Schuld Aurorens angeſehen werden. Sie ſcheiterten an der Schroffheit Karls, der die Gräfin nicht vor ſich ließ. Voltaire, in ſeiner Geſchichte Karl XII. erzählt: „Alle Reize der Weiblichkeit waren an ihm verloren. — Er verweigerte ſtandhaft, die Gräfin zu ſprechen. Zwar entſchloß ſie ſich, ihn auf dem Wege, welchen er gewöhnlich bei ſeinem Spazierritte machte, zu erwarten, aber auch dieſes half ihr nichts. Denn als ſie wirklich einmal auf einer ſchmalen Straße mit ihm zuſammentraf und aus dem Wagen ſtieg, grüßte ſie der König nur, ohne ein Wort

zu ſagen, wandte ſein Pferd und kehrte um. So gewann die Gräfin von ihrer Reiſe nichts, als die Genugthuung ſagen zu können, daß ſie der einzige Gegner ſei, vor welchem der König von Schweden geflohen.“

Obgleich ſie noch einige Zeit in der Nähe des Hauptquartiers verweilte und ihre Unterhandlungen durch andere Hände betreiben ließ, gelangte ſie doch keineswegs damit zu irgend einem Ziele. Der Hauptgrund dazu lag ohne Zweifel in dem geringen Zutrauen, das Karl von Schweden mit vollem Rechte in den Charakter ſeines Gegners ſetzte. Mehrfach hat er ſich darüber in ſeiner brüsken Art und Weiſe ausgeſprochen und nirgends ein Geheimniß daraus gemacht, wie wenig Achtung er vor Friedrich Auguſt hegte, deſſen frivoles und zerfahrenes Weſen ſeinem eiſernen, ſtoiſchen Geiſte äußerſt zuwider war.

Die damalige Welt aber, die dieſe Umſtände wenig kümmerten, benutzte die Gelegenheit, über Aurora zu ſpotten. Beſonders geſchah dies von Seiten der Schweden, die unter anderen auch ein Epigramm auf ſie machten, das etwa lautete:

„Die Diplomatin räume nur das Feld,
Doch kommt ſie als die Göttin ſüßer Liebe
Und klopfet an — O Mars, du ſtarker Held!
Wer weiß, ob deine Thür verſchloſſen bliebe?“

Vielleicht war es auch der Fall, daß Friedrich Auguſt die Gräfin Königsmark mehr als letztere, denn als erſtere abgeſandt hatte. Er, der die Menſchen nur von der gemeinen Seite kannte, konnte wohl im Stande ſein ſich

bewogen zu fühlen, mehr auf den Liebreiz, als auf die Klugheit seiner Gesandtin zu zählen.

Unser guter Dr. Friedrich Cramer sagt zwar „daß der König bei ihrer Sendung mehr auf ihre Klugheit, als auf weibliche Verführungskünste rechnete, ist kaum zu bezweifeln. Ohnehin darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß die Königsmark damals schon das dreißigste Lebensjahr überschritten, während Karl XII. noch nicht das zwanzigste erreicht hatte."

Ganz abgesehen indessen davon, daß das Alter, auf welches der Biograph sich hierbei beruft, gar keinen Grund abgiebt, seine Behauptung zu unterstützen, einmal weil es bekannt ist, daß sich die Schönheit Aurorens unverwüstlich erhielt und dann auch, weil schöne und geistreiche Frauen in dem interessanten Alter der dreißiger Jahre für junge Männer am anziehendsten zu sein pflegen, wie dies Friedrich August allerdings von sich selbst nicht abnehmen, aber doch instinktmäßig ahnen konnte, wir sagen, davon ganz abgesehen indessen, scheint uns dem oberflächlichen Verstande dieses unbedeutenden Fürsten zu viel Ehre angethan zu sein, von ihm behaupten zu wollen, daß er auf die Klugheit eines Weibes gerechnet, das er eigentlich nie verstanden. Gewisser kommt uns die Annahme vor, daß er sich nur eigentlich von dem einen Eindruck auf Karl XII. versprach, von dem er wußte, daß es ihn auch auf ihn selbst gemacht, nämlich von der äußeren strahlenden Erscheinung Aurorens.

Diese Idee, die ihn zu dem Entschlusse brachte, in

ihren Vorſchlag einzugehen, iſt es allein, die jene Gloſſen, Spottverſe und ſatyriſchen Gedächtnißmünzen entſtehen machte, die damals in Umſchwung kamen. Das Volk, das mit ſeinem geſunden Sinne die frivole Abſicht erkannte, brandmarkte dafür in unüberlegter Weiſe, die Perſon, die ihr gedient. Der geſchichtliche Forſcher, der ſinnige Beobachter aber darf das nicht berichten oder leſen, ohne das Wahre in der Sache mit ſeinem feinen Inſtinkte heraus zu erkennen und in dasjenige Licht zu ſtellen, das dafür erforderlich iſt, um den Reſter der Schmach auf Den zurückfallen zu laſſen, auf deſſen Haupt ſie allein gehört. Nur der geheime Gedanke, mit dem Friedrich Auguſt die Gräfin Aurora von Königsmark zu Karl XII. abſendete, befleckt ſie, nicht die Sendung ſelbſt. Dieſe war ein genialer Gedanke der ſchönen Frau, die Folge einer edlen Regung und der energiſche Entſchluß einer Seele, der die größeſten Empfindungen möglich waren.

Mit nur zu richtigem Blicke ſah ſie das Unglück Sachſens in dem Kriege gegen Schweden voraus. Ein Brief des armen Patkul an Aurora, der unter ihren Papieren gefunden worden, beweiſt, daß ſie von dem „Bedenken über die ſchwediſche Invaſion", das er ihr gegenüber nur „eine gewiſſe Denkſchrift" benennt, Kenntniß gehabt. Er beklagt ſich, daß ſie ihm heimlich entwendet und veröffentlicht worden, und erſucht ſie ihm zu ſagen, auf welchem Wege ſie es erhalten. Uns ſcheint aus dem Tone des Ganzen hervorzugehen, daß er ihr ſelbſt eine Mittheilung davon gemacht und ſpäter gefürchtet, ſie habe

ſie unüberlegter Weiſe verbreitet, was aber gewiß nicht der Fall geweſen.

Uebrigens zeigt ſich auch hier wieder bewahrheitet, daß Geiſt, Bildung und große Begabung ſich unter einander anziehen. Aus dem Anfange des eben angeführten Briefes geht ziemlich klar hervor, daß Aurora und Patkul in naher Berührung geſtanden haben. Der Letztere ſchreibt: „Von ganzem Herzen bin ich über die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft in Quedlinburg erfreut. Sehnſuchtsvoll hoffe ich Eure Excellenz bald in Leipzig wiederzuſehen, zu einer Entſchädigung für den durch Ihre Abreiſe erlittenen Verluſt. Nie waren wir zuſammen, ohne Ihre Entfernung zu beklagen und ohne uns zu erwägen, daß Dresden einen für uns unerſetzlichen Verluſt erlitten."

Nachdem wir Maria Aurora von Königsmark in ſo weit geſchildert, bleibt uns nur noch übrig, ſie als Mutter darzuſtellen, um damit ihre Characteriſtik zu beenden.

Nach allem, was uns über die Erziehung des Grafen Moritz von Sachſen aufbewahrt worden, muß der Gräfin zugeſtanden werden, daß ſie dieſelbe ſehr ſorgſam und mit großer Aufmerkſamkeit geleitet. Rührend iſt ihre Angſt, welche ſie über ſeine mangelnde Luſt an den Wiſſenſchaften empfindet. Unter anderem ſchreibt ſie an den Hofmeiſter deſſelben: „Der Graf von Sachſen iſt ſehr glücklich, daß Sie ihn von ſeiner großen Nachläſſigkeit abzubringen ſuchen; es hat mich ſchon längſt betrübt, daß er ſo wenig Neigung für Studien zeigt."

Weit entfernt aber, diese Neigung zu erzwingen, ist sie vielmehr so gescheut, seine eigentliche Begabung zeitig zu erkennen, und dieser die vollste Entwickelung zu gönnen.

Ganz entschieden und bestimmt befiehlt sie: „Da er mehr Talent hat für den Krieg, als für Wissenschaften, so haben Sie die Güte, ihn in der Befestigungskunst, und in Allem, was auf jenen Bezug hat, Unterricht ertheilen zu lassen."

Wie gut dieser angeschlagen, ist bekannt. Graf Moritz von Sachsen wurde jener berühmte Marschall, den Frankreich auf das Glänzendste anerkannt und ausgezeichnet hat. Mit allen Eigenschaften der Königsmark, mit dem Muthe, der Abenteuerlust und dem Glück in der Liebe ausgerüstet, sehen wir ihn hohen Ruhm, aber zugleich auch dasselbe traurige Schicksal einernten, das allen Gliedern dieser edlen Familie zu Theil geworden und welches keines derselben die rechte Stelle, den geeigneten Platz in der Welt hat finden lassen.

Viel zu diesem Mißgeschick beigetragen, hat Friedrich Augusts Wankelmuth und Unentschiedenheit, welche Eigenschaften sich seinem Sohne gegenüber am deutlichsten in demjenigen Momente zeigten, in dem es ihm am leichtesten war, durch ein wenig Energie und Thatkraft diesem das glänzendste Loos zu bereiten.

„Der Graf von Sachsen nämlich", so heißt es in den „Biographischen Nachrichten", „war durch eine sonderbare Verflechtung der Umstände auf ein fernes Land

hingewieſen, mit der verlockenden Ausſicht, an der Spitze deſſelben unter die Regenten Europa's zu treten."

„Das ſouveraine Herzogthum Kurland war, nach Zerſplitterung des deutſchen Ordens, an die Familie Kettler als polniſches Kronlehen gefallen. Der regierende Herzog Ferdinand, der Letzte ſeines Stammes, lebte zu Danzig, in Unfrieden mit den Ständen ſeines Herzogthums. Indeß die Republik Polen darauf dachte, beim Abſterben der Kettlers, Kurland als ein heimgefallenes Kronlehen einzuziehen, ſuchten die Stände durch die Wahl eines Regierungsnachfolgers Ferdinands, jener Einverleibung zuvorzukommen, während die Nachbaren Rußland und Preuſſen darauf ſannen, ſolche Wahl nach ihrem Sinne zu lenken. Hierdurch ſah ſich Auguſt in eine wunderliche Lage verſetzt; als König von Polen ſollte er die Abſichten der Republik betreiben, während die Erweiterung der Macht derſelben ſeiner Königsautorität feindſelig entgegen trat. Außerdem war er bei der Wahl eines künftigen Herzogs von Kurland, einer für die nordiſchen Verhältniſſe nicht unwichtigen Angelegenheit, vielfach betheiligt; er konnte durch ſeine Einwirkung theils ſich mächtige Nachbarn verpflichten, theils durch einen unmittelbar von ſich abhängigen Herzog ſeine politiſche Bedeutſamkeit heben. So lag es nahe, daß vielleicht zuerſt König Auguſt ſelbſt (was ſehr zu bezweifeln) oder (was jedenfalls wahrſcheinlicher iſt) der Rath, der in mütterlicher Sorgfalt für jede Glücksbenutzung ſo ſcharfſichtigen Aurora, oder der für fernliegende Unternehmungen ſo enthuſiaſtiſche Graf

von Sachsen, den Plan auffaßten, welchem zufolge Letzterer eifrig unter die Bewerber um die Wahl zum Herzoge von Kurland trat. Dieses mußte ihn um so mehr reizen, da abgesehen von der Erhebung zum Regenten, mit dem Herzogthum ein noch zu vielen Aussichten berechtigendes Liebesabenteuer verflochten war. Der letztverstorbene Herzog von Kurland, Friedrich Wilhelm, hatte eine junge Wittwe nachgelassen, die Großfürstin Anna, Peters des Großen Bruders Tochter (späterhin Kaiserin von Rußland), deren Hand jedem Wahlbewerber Hülfsmittel und Wahlstimmen sicherte."

„Graf Moritz verließ Paris, wo eine edelmüthige Geliebte, die berühmte Schauspielerin Adrienne de Lecouvreur, um ihn mit Geld zu versehen, ihre Kleinodien versetzte, und empfing in Quedlinburg von der hocherfreuten Mutter mühsam aufgebrachte Geldbeisteuer, Ermahnungen und Rathschläge. So zog er dem Herzogthume zu."

Bald hatte er sich die Stände und auch die Großfürstin Anna geneigt gemacht. Der Thron schien ihm gewiß. Da auf einmal ließ ihn der eigene Vater im Stich, der ein Spielball aller Intriguen seiner Nachbaren, so wie seines eigenen Reiches, weder Hülfe noch Beistand zu geben vermochte.

Moritz von Sachsen schreibt darüber in den Briefen an seine Mutter bitter und gekränkt genug. Zuerst lautet es zwar darin: „Meine Festigkeit ist mir geglückt; während der König nach dem Willen der Polen Alles that, mir einen Querstrich zu machen, ist er in seinem

Herzen vollkommen mit mir zufrieden." Später aber sagt er: „Der berühmte Reichstag ist beendet, und ich bin geopfert, wahrlich unerhört, denn ich bin weder angeklagt noch verurtheilt. Der König hat unterschrieben und meine Feinde können mich ungestraft morden lassen. — Selbst wenn mich das Waffenloos in ihre Hände lieferte, wäre ich verloren. Ich fürchte den Tod nicht; doch wer sollte über so harte Behandlung nicht staunen! — Ich werde zeigen, daß man mich nicht ungestraft auf diese Weise behandelt. Man zwingt mich, zu den Waffen zu greifen, ich nehme sie also auf; doch so lange meine Hände den Degen halten können, werde ich mich desselben bedienen, die mir zugefügte Schmach abzuwaschen. Lassen Sie mir, Madame! freie Hand, Sie sollen in Ihren Tagen und unter Ihren Augen den alten Königsmark aufleben sehen, der Deutschland bekriegte."

Wirklich sammelte er ein kleines Heer und trotzte damit, indem er, wie Karl XII. in der Türkei, sein Haus als Festung vertheidigte, den Russen, so lange es ging. Endlich vertrieben, versuchte er vergebens seinen Vater oder andere auswärtige Mächte zum Beistande zu bewegen. Ohne Anhang und Unterstützung mußte er seinen Träumen entsagen und nach Paris wieder zurückkehren.

Diesen traurigen Ausgang der Unternehmung erlebte Aurora nicht mehr. Schon lange kränkelnd, starb sie in der Nacht vom 15. zum 16. Februar 1728 ruhig und gefaßt, nachdem sie ihre Verfügungen getroffen.

Unter ihrem Nachlasse befanden sich eine zahlreiche

Garderobe, kaum nennenswerthe Kleinodien und einiges Silbergeräth, an baarem Gelde aber nur 52 Rthlr. 10 Sgr. 8 Pf.

Alles Vermögen, was sie zuletzt besessen, war für die Absichten ihres Sohnes geopfert worden. Sie behielt davon nicht einmal so viel zurück, um drei kostbare Perlen, die ihr in den Tagen des Glückes Friedrich August geschenkt, und sie in Versatz gegeben hatte, zurückzulösen. Flehentlich ging sie den König selber an, es für sie zu thun. Dieser versprach, oder ließ es vielmehr versprechen, that es aber nicht. So kam es, daß sie noch in dem Kodizille zu ihrem Testamente, fünf Tage vor dem Tode, mit den Worten darauf zurückkam: „So besinnen wir uns auch, drei große Perlen in Dresden bei den Döringschen Erben annoch vor ein gewisses Anlehen stehen zu haben, und wollen hoffen, daß Ihre königliche Majestät in Polen, als unser aller gnädigster Herr, annoch diese letzte Gnade uns erzeigen und diese Perlen mit der darauf-stehenden Schuldpost befreien und selbiges Pfand unserem denominirten General-Erben freistellen und verabfolgen lassen werden."

Ob dies geschehen, wissen wir nicht; glauben es aber kaum. Was waren Friedrich August drei Perlen, die er vor langen Jahren einmal seiner Geliebten geschenkt? Wer weiß, wo sie geblieben sind? Glücklicher Weise aber hinterließ Maria Aurora Dinge, die für uns werthvoller sind, als jenes Geschmeide: Briefe, Verse und Gedichte nämlich, die uns die ganze Frische und Grazie ihres

Geiſtes zeigen. Wir können nicht umhin, hier einige davon mitzutheilen, um ihre Characteriſtik damit ganz und vollſtändig abzuſchließen.

A la table des Dieux Mercure louoit fort
Le jeune Monarque du Nord.
En parlant des Héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les Lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa piété, sa tempérence,
Si rare parmi les Guerriers,
Minerve applaudissait sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce Roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des Dieux, discourant à sa Gloire
Le plaçait par avance au temple de mémoire.
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un mot.

Drumo! Dein undankbares Gemüthe
Acht't weder Wohlthat, weder Güte;
Drum fahre fort,
Vollführe Deine Tücke:
Brich tauſendmal Dein Wort;
Dich Unhold! ruf' ich nicht zurücke.

Wie ſich das pure Gold
Macht von den Schlacken rein,
Alſo, Du Falſcher, ſollt
Von mir getrennet ſein.

Wie ſich die Jahreszeit
Mit Blitz und Donner ſcheidet,
Alſo nach hartem Streit
Mein Herz Dich ewig meidet.

Un roi d'une auguste origine
Se fond un empire nouveau;
Il choisit, assemble, imagine
Ce que le monde a de plus beau.
Des climats lointains il appelle
Des objets, qui frappent les yeux,
Hommes enfin sur le modèle,
Dont étoient nos premiers aïeux
Egaux de taille et d'allures,
Haut de sept pieds, vaillans et forts,
Habits courts, longues chevelures,
Beaux, adroits et bienfaits de corps;
Troupes, sous ses loix engagées,
Il en fait des éclairs volans.
Qui les voit, croit voir des rangées
D'Aleric, de Coriolans.
De tant de forces réunies
Voulez vous savoir le pourquoi?
Jamais pareil corps de génies
Fut au pouvoir d'un autre Roi!

Auf ihre Mutter dichtete ſie folgende Grabſchrift:

Dies iſt der Frauen Grab, der alles Lob gebühret,
Soll man auf dieſem Stein nicht Ihren Nachruhm leſen?
Wie Ihrer Ahnen Glanz von alter Tugend rühret?
Wie Sie für Tauſende die Krone hier geweſen?

Ach! ſchreibet nur Ein Wort, daß jeder nehm' in Acht,
Wodurch Sie allen Ruhm ſich hier und dort erworben;
Ein Wort, das Sie gewiß hinfort unſterblich macht;
Schreibt: Sie iſt wohl geſtorben. —

Le 29. d'Octb.

Mon cher frère.

Je ne dois point profiter de soins, que Vous Vous donnez à Vienne pour l'amour de moy, sans Vous en remercier infiniment. Ma soeur m'a fait savoir que Vous faisiez de votre mieux avec l'aimable Comtesse de Traun, pour obtenir une Resolution favorable sur ma Requête, mais n'êtes pas plutot le plaisir d'être de concert avec cette charmante personne, que l'Envie de me rendre Service, qui Vous pousse a être si empressé! Votre long séjours à Vienne me fait croire, que Vous y êtes bien attaché, mais ne faites pas le Coquet ni le mal appris, comme autre fois, je Vous en prie, et montrez que Vous avez profité de vos premiéres leçons. L'on dit, que Vous êtes chargé de faire venir les comédiens de Bruxelles. Il me semble, que cette commission ne Vous est pas désagréable, mais je crains aprés tout que Vous n'en ayez bien de la peine. Le chemin est long et facheux et la chambre de Dresde n'aime pas à donner à ces Messrs. là. Voilà pourquoi Vous devez prendre des mesures. Ne suis-je pas bien prudente et capable enfin d'être Coadjutrice? ne désesperons-donc pas le devenir et soyons en attendant de Coeur et d'Ame

Votre

très humble Servante
M. A. Königsmark.

J'apprens que Vous avez un Regiment sans l'achetter, mais je ne sais lequel? ayez la bonté de me dire, si Vous etes dragon, fantassin ou Cavallier. —

Töplitz, den 4. Mai 1698.

Meine Damen!

Am erſten Tage nach unſerer Ankunft die Badeberichte zu beginnen, werden Sie zu früh halten, doch da wir uns ſchon nach der Rückkehr ſehnen, ſo haben wir keine Zeit zu verlieren, und es iſt nicht übel, ſchnell zum Werke zu ſchreiten. Auch ſind uns ſchon mehrere merkwürdige Dinge begegnet, welche wir Ihnen mittheilen müſſen.

Das Herabſteigen vom berühmten Geiersberge iſt keine Sache, der man flüchtig und ſchweigend vorbeigeht. So erfahren Sie denn, daß wir, angelangt an dem Rande der Abgründe, welche mit heiligem Schreck den Reiſenden Zittern verurſachen, anhielten und aus dem Wagen ſtiegen. Unſere Kutſcher ſchwuren, wie wahre Fuhrleute, klagten uns der Feigheit an und hatten nicht Einſicht genug, zu erwägen, in welches Unheil man ſich brächte, wenn man da hinunterſtürzte. Sie wollten uns zur Unvorſicht überreden: doch wir ließen uns durch die gemeinen Seelen nicht irren, wir ſetzten uns in die Lehnſtühle, welche mehrere Träger das Gebirge hinabtrugen, während ſie, um uns Furcht zu machen, alle Hexen des Waldes anriefen. Ich erwog in Gedanken, welchen Vortheil es haben könnte, ſich das Genick zu brechen, während die

Träger von einem Steine zum andern sprangen, und ich eine gewisse Cadence fühlte, bei der Erinnerung der Verse der Madame de la Houliere*) — — ab hic et hoc, deren Fall mir übrigens weniger gefahrvoll dünkt. So mehr und mehr in meine Betrachtungen vertieft, hob ich die Augen zum Himmel, um zu sehen, ob er den Berg mit herabstiege, da sah ich über meinem Kopfe eine Burg hängen, deren Anblick mich so überraschte, daß ich schon glaubte von ihr zerschmettert zu sein. Meine Träger merkten meine Angst, redeten mir zu, furchtlos zu sein, und erzählten, jene bezauberte Burg sei von einem gewissen Könige, Markus, einem größeren Zauberer als alle übrige, zerstört; doch jetzt, dem Himmel sei Dank, wäre der Wald zauberfrei.

Nie habe ich in der Geschichte etwas gehört von einem Könige Markus; deshalb erkundigte ich mich nach ihm, worauf mich ein Träger belehrte, daß es ein König von Schweden gewesen. Nun hatte ich das Geheimniß weg. Ich wußte, daß ich in gerader Linie von diesem Könige abstamme und daß ein alter Königsmark der Zerstörer dieses Schlosses war, wodurch meine Furcht sehr vergrößert wurde. Wenn diese guten Leute, dachte ich, erfahren, daß du die Enkelin des Königs Markus bist, so werfen sie dich in den Abgrund. — Nein, trotz der Ehre, von einem Könige abzustammen, will ich lieber

*) Wahrscheinlich ist Madame Des Houlières, die bekannte französische Dichterin, gemeint, und der Name nur verschrieben.

zu Fuße gehen! Ich ließ also Halt machen, stieg von meinem Throne und wanderte den Rest des Weges.

Kaum hatte ich einige Schritte gethan, so bot sich mir ein neues Abenteuer dar; ich überzeugte mich, daß der Wald noch bezaubert sei. Es erschien einer der berühmtesten Zauberer, der auch von dem Gebirge herabschritt. Er murmelte einige Zauberworte zur Belebung der Geister und zu Wunderthaten. Hätten Sie ihn gesehen, Sie würden sagen, er mache die Steine rollen und die Eulen vor sich her fliegen. Es war der große Schwarzkünstler, in Dresden bekannt unter dem Namen, der Mai, welcher auf einem Bock reitend, herbeikam. Er zog unter den Bäumen durch, wie ein Lufthauch und belebte das Gebirge bei jedem Schritte. „Wohin geht Dein Lauf? rief ich. Wart' einen Augenblick, und gieb mir Nachricht, ob ich in Töplitz gute Gesellschaft finde." — Der Zauberer vergoß große Schweißtropfen und erwiederte halb heulend: „Ihr findet dort Niemand!" —

Er hat nur zu sehr die Wahrheit gesagt, meine Damen! denn wir sind hier in Töplitz gesellschaftslos, wie in einer Einsiedelei, mit Ausnahme einiger Kranken, welche im Schlafrocke durch die Straßen pilgern.

Der einzige Herr Luprecht hat unsere Ankunft abgewartet und kam diesen Morgen zu uns, um Abschied zu nehmen. Dieser Besuch veranlaßte einen wunderlichen Streit. Es galt die Frage: ob es heilsamer sei, zu baden oder zu schwitzen. — Die Stimmen waren sehr getheilt. Herr Luprecht, nach seiner vielen Erfahrung,

ſtimmte für das Schwitzen, als ſeinem Naturell am beſten zuſagend. Er trug den Lorbeer davon. Wir haben in ſeine Abreiſe gewilliget, um Sie, meine Damen zu bitten, auch Ihre Meinung zu ſagen. Haben Sie Gefallen an ſolchen Verhandlungen, ſo mögen Sie uns einige galante oder moraliſche Streitfragen ſenden. Wir wollen ſie hier erörtern laſſen von gelehrten Leuten, welche noch kommen ſollen. Dann wollen wir Ihre Entſcheidung einholen. In dieſer Zuverſicht verharren wir

Ihre

Gehorſamſte
Kranken.

Töplitz, den 10. Mai 1698.

Meine Damen!

Sie ärgern mich ſchrecklich durch eine ſo geiſtvolle Antwort, wie die Ihrige; ich ſehe recht gut, daß Ihnen in der Magie ſchwer gleich zu kommen iſt. - Mir thäte der Pegaſus des Herrn von Seinerdiz Noth, um mich aus vielfachen Abenteuern zu retten. So wage ich es nicht, Ihnen einen genügenden Bericht von dem, was ſich in Breslau begeben, zu überreichen.

Doch wenn Sie die geringfügigen Einzelnheiten unſerer Badegeſchichte befriedigen, ſo will ich Ihnen ſagen, daß die Geſellſchaft ſich unmerklich vermehrt. Sie ſehen hier Grafen aus Prag, deren Ankunft vom Thurme

herab die Trompete kund macht, als wäre ein Wunderthier erschienen. Sie werden leicht erachten, welche Pfeile man nach ihnen schießt, und daß sie nicht ausgehen, als um im Mondscheine Violen zu suchen.

Es sind mehrere Spaziergänge gemacht, die immer mit Regen endeten, und Gastmahle gegeben, bei denen man einschlief. Doch das sind keine Mittel Lähmungen zu heilen. Neulich veranstalteten die Damen, um sich zu entschädigen, ein Bad, in das sie — geschmückt mit Blumen, wie Nymphen der Diana gingen. Sie kamen überein, durch das Loos entscheiden zu lassen, wer Diana sein sollte. Die verwittwete Frau von Reisewitz traf das Loos; sie übernahm die Rolle mit Zuversicht und muthiger Lebendigkeit, indem sie ihr schönes Gefolge in ein mit Blumen bestreutes und mit Goldgewirken umhangenes Zelt zum Bade führte. Kaum vertraute die holde Schaar, welche nur feine Schleier umhüllten, ihre Reize dem Wasser, als sie im Hintergrunde des Bades eine fremde Nymphe, deren männlich bärtiger Anblick sie nicht wenig erschreckte, bemerkten. Diana, einigen Argwohn schöpfend, gedachte vormaliger Abenteuer, und der Lärm theilte sich bald der ganzen Schaar mit. Nur die Nymphe Suranne behielt eine sittsame Haltung und beruhigte Alle, indem sie es unter ihren Gefährtinnen zur Sprache brachte, daß eine bärtige Nymphe gar nichts Ungewöhnliches sei.

Die alte Nymphe sprach kein Wort; nur Seufzer stöhnte sie von Zeit zu Zeit und zog die Füße, als ob sie Leichdornen hätte.

Bald erſchien mit einem Male eine andere Geſtalt unter lautem Jagdgeſchrei. Nie erblickte ich etwas Närriſcheres. Es war ein gewiſſer böhmiſcher Graf, den wir den Grafen Iſterle nennen. Er hatte gehört, daß ſich die Damen als Nymphen gemeinſchaftlich badeten, und erſchien, um den Aktäon zu machen.

Er war im Schlafrocke, mit gefütterten Stiefeln und einer Mütze von Bärenfell; in dieſem Aufzuge wollte er ſich in's Bad, unter die Nymphen machen. Diana, ohne Vertheidigungswaffen, warf ihm Waſſer an den Kopf, und ſogleich wurden hohe Hörner ſichtbar. — Gleichzeitig erhob ſich unſere alte Nymphe von ihrem Platze, ſchwur hoch und theuer, entſagte ganz der Nymphenrolle und gab ſich zu erkennen, als Graf Trautmannsdorf, ſechzig Jahre alt, ganz gichtiſch. Er vollführte einen tüchtigen Schlag auf das Haupt Aktäons; doch Dieſer fing ihn mit ſeinem Geweihe auf. — Viel Glück zur Kopfzier, rief Graf Trautmannsdorf. Ich ſehe, die Hörner ſind zu Allem nütze! Geh, Du alter, gehörnter Windbeutel, zu allen Teufeln nach Polen.

Während dieſes Scharmützels gewann Diana mit ihren Nymphen die Thür; doch wurden ſie bei ihrem Rückzuge aufgehalten von einem Dutzend Bedienten, welche aus einem andern Bade kamen; ihnen folgte auf dem Fuße ihr junger Herr, der Graf Zwirbi, in der Badekleidung, welcher kein größeres Vergnügen hatte, als ſeinen Bedienten die Ruthe zu geben.

Er ermangelte nicht, auch Dianen ſeine Dienſte an-

zubieten; doch sie rettete sich, über den Kopf ein weißes Tuch geworfen, und mit ihr verschwand ihre ganze Schaar, um gemeinschaftliche Tafel in einem nahe gelegenen Hause zu halten. Während der Mahlzeit wurde ihnen eine Nachtmusik gebracht. Man kann nicht wissen, wer von den drei Grafen sie veranstaltete. Ich für mein Theil, glaube, Gott verzeihe es mir, es geschah von unserm Grafen Isterle, der auch närrisches Zeug sang:

„Geduld, mein lieber Florian!
Sieht doch die Katz' den Kaiser an. —
Geduld! —"

Ich schließe meinen Bericht mit der Bitte, ihn nicht für Fabel zu halten und unverzüglich, meine Damen! Glauben zu schenken

Ihren

gehorsamsten und getreuen Nymphen.

Dresden, den 26. Februar.

— Ich bilde mir so ein, daß Ihre Damen viel von Dresden reden, denn in der That bietet man die Möglichkeit auf, um ihnen Unterhaltung zu machen. Der Karneval war sehr schön und glänzend. Nur Opern fehlten; doch Ritterspiele, Ringstechen und Götter-Wirthschaften ersetzten diesen Mangel reichlich. Frau von Rechenberg und ich waren immer gleich gekleidet. Da Jedermann die Freiheit hatte, sich nach Gefallen bei der Redoute zu maskiren, so weiß ich nicht, ob man uns

wegen dieſer Auszeichnung, oder vielmehr wegen dieſes Einfalles mitnehmen (anklagen) wird. Doch wenn uns die Damen deshalb kritiſiren wollen, ſo iſt dieſes ein untrügliches Zeichen, daß wir eine gute Wahl getroffen haben. Was Gedichte und Abenteuer betrifft, ſo ſollen Sie darüber nächſtens Auskunft erhalten, ſobald das Dahingehörige geordnet iſt. Um für Ihre Ungeduld etwas zu thun, will ich Ihnen ſagen, daß jeder Theilnehmer des Ritterſpiels einen Schild trug, deſſen Deviſe mehrentheils von einer Dame gegeben war. Der Kurfürſt hatte deren drei, wovon einer die Blitze Jupiters ſchleudernde Hand darſtellte, mit der Zuſchrift:

„Ohne Meiſter und ohne Nebenbuhler."
(Sans maître et sans rival.)

Ich deutete dieſes auf folgende Weiſe. (Sie wiſſen, der Kurfürſt ſtellte Alexander den Großen vor.)

Alexandre n'eut point de maître.
Et ne souffrit point de rival,
Comme lui le ciel vous fit naître
Pour vaincre et n'avoir point d'égal.
Sa foudre moins forte et moins prompte
Que votre bras terrasse et dompte
Jeune et rédoutable vainqueur.
Ajoutons pour palmes nouvelles
Jamais contre un héros les belles
Ne sçûres moins garder le coeur.

Gräfin von Cosel.

Alles, was Friedrich August that, scheint durch Anregung von Außen entstanden zu sein. Er selbst war, wie man annehmen muß, durchaus ohne Calcul, ohne Absicht, ohne Plan, ein ganz gedankenloser Regent. Die Sendung Maria Aurorens zu Karl XII. ging, wie wir nachgewiesen, von dieser aus. Die Idee Moritz von Sachsen auf den Thron von Kurland zu bringen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach, ebenfalls in ihrem Kopfe entstanden. Wer den Kurfürsten auf den Einfall gebracht, sich zum Könige von Polen wählen zu lassen, kann mit Genauigkeit nicht angegeben, wohl aber darf vermuthet werden, daß man zuerst in Wien darauf verfiel. Der damalige Kaiser, den sich August durch Unterwürfigkeit und durch Übernahme der Oberbefehlshaberschaft in dem Kriege gegen die Türken geneigt gemacht hatte, wollte sich ihm ohne Zweifel dankbar dafür beweisen. Eine bessere Gelegenheit, als die Erlangung der Krone Polens sie darbot, mochte schwerlich gefunden werden. Wußte der kaiserliche Hof doch nur zu sehr, wie viel Werth es

für den jungen, eitlen Fürſten haben würde, künftig eine höhere Stelle in der Etikette der Rangverhältniſſe einzunehmen. Als König von Polen brauchte er dann nicht mehr, wie als Kurfürſt von Sachſen im Wagen des Kaiſers mit dem Rückſitze und in der großen Oper mit einem hinteren Platze in der Loge vorlieb zu nehmen. Auch hatte er als Majeſtät dann nicht mehr nöthig dem Oberhaupt des deutſchen Reiches ein Handtuch nach aufgehobener Tafel zu reichen, ihm tiefe Reverenzen zu machen und dreißig Schritte entgegen zu gehen. Als wirklicher Thronbeſitzer durfte er vielmehr darauf rechnen, daß ihm Leopold I. bei einem künftigen Beſuche ſtatt der halben Verbeugung eine ganze ſchenken und ihn nicht mehr im Zimmer, ſondern an der Schwelle deſſelben, empfangen würde.

Dieſe Dinge, die uns ſelbſt kleinlich und abgeſchmackt erſcheinen, waren und ſind für die Welt der Großen noch immer Sachen von äußerſtem Werthe. Es iſt daher wohl erlaubt anzunehmen, daß ſie bei der Begünſtigung, die Friedrich Auguſt von Seiten des Kaiſers, in Bezug auf die Krone der polniſchen Republik erhielt, von Bedeutung geweſen. Die Beſtrebungen Frankreichs zu vereiteln, ſtand gewiß erſt in zweiter Linie. In dritter aber ganz ſicherlich die Befähigung des Kurfürſten ſelbſt.

Was Talent, Geiſt und Charakter! Der Wunſch zu glänzen, hervorzuſtechen und eine Rolle zu ſpielen, reichte hin, um Jemanden als den Candidaten für einen Purpur zu unterſtützen, der freilich nur von trunkenen Staroſten und Landſtänden feil geboten wurde.

Die Art und Weise, wie ihn Friedrich August erwarb, ist bekannt. Bestechung, Geld und Intriguen hingen ihn endlich um seine Schultern.

Noch berauscht von den Krönungsfesten, die ihn ihm aufgeheftet, kam jener Johann Reinhold von Patkul, um ihn anzuspornen, sich den Besitz desselben durch einen Krieg mit Schweden und die Wiedereroberung von Liefland zu sichern. Die pacta conventa, welche der neue König beschworen, verlangte, daß er die verloren gegangenen Besitzungen des Reichs wieder zu gewinnen trachten solle. Die Unzufriedenheit, welche die Reduktion in Liefland hervorgerufen und die Jugend des damaligen Beherrschers von Schweden schienen diesem Ansinnen besonders günstig.

Friedrich August ergriff es mit dem gewohnten Leichtsinne und der ganzen Oberflächlichkeit seines Wesens. Karl XII. war achtzehn Jahr. Faßmann erzählt von ihm: »Aus seiner ganzen Aufführung leuchtete eitel Übereilung und lauter Eigensinn hervor. Er schien nachläßig und übermüthig zu sein. Die fremden Gesandten an seinem Hofe hielten ihn gleichergestalt für einen Herrn von mittelmäßigem Verstande und malten ihn als einen solchen bei ihren hohen Prinzipalen ab, welche daher eine geringe Meinung von ihm hatten.«

»Diese geringe Meinung nun, war es vornehmlich,« sagt Förster, „welche dem König August das große Vertrauen zu seiner Unternehmung einflößte.“ Karl XII., dachte er, wird dir nicht gefährlich sein, das ist eine

junge, unerfahrene Seele, ein beſchränkter Kopf, ein kindiſches Gemüth. Mit Bällen, Liebſchaften und dummen Streichen wird er ſich abgeben wollen, aber nicht mit Kriegen, mit beſchwerlichen Feldzügen und langen Märſchen. Ach, das iſt eine langweilige und wenig angenehme Beſchäftigung für junge Fürſten, ſagte Auguſt zu ſich ſelbſt, indem er ſich ſeiner Campagne gegen die Türken erinnerte. Welche Strapatzen, welche üblen Nächte, welche verdorbenen Kleider! Nein Karl XII. wird klug ſein und ſich den Teufel um den Verluſt von Liefland kümmern!

Dieſen Kummer aber würde er Karl XII. ganz ſicherlich zugetraut haben, wenn er eine Anekdote gekannt hätte, die man von dieſem berichtet. Auf einer Landkarte fand er einmal, wie es heißt, bei einer ungariſchen Stadt, welche der Kaiſer den Türken abgetreten hatte, die Umſchrift: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſei gelobt! Sogleich nahm er die Feder und ſchrieb auf derſelben Landkarte zur Stadt Riga die Worte: Der Herr hat's gegeben und der Teufel ſoll es mir nicht wieder nehmen.

Der brüske Trotz, der ſich in dieſer kleinen Geſchichte darlegt, charakteriſirt den Schwedenkönig auf die ſchlagendſte Weiſe. Nicht ſtaatsmänniſche Überlegung, Einſicht und Reife der Gedanken ſind es, die ſeine Regierung ausgezeichnet und groß gemacht haben, vielmehr die kriegeriſche Tollkühnheit und ein wirklicher Heldenmuth gereichen derſelben zur Ehre. Er war einer von jenen

ſogenannten „Reiter-Königen,“ ein Monarch, der mehr im Felde der Schlacht, als im Staatsrathe an ſeinem Platze erſchien. Kurz, ſchroff und bizarr in ſeinem Weſen, paßte er wenig zu Berathungen und Verhandlungen des Friedens, aber deſto mehr vor die Front eines Heeres, wo ihm Alles zum Vortheil gereichte, was ihm im Conſeil zum Schaden hätte werden können. Dieſe pralle Conſtruktion ſeiner Reden, dieſe halben Sätze, dieſe derben Worte; dazu die großen Stiefeln, die ganze, prunkloſe Erſcheinung ſeines Weſens, das durchbohrende Auge, das finſtere Geſicht, das eigentlich, wie es ſchien, keine Stelle für das Lächeln hatte, das Alles war wie für das Feldlager im voraus beſtimmt. „Ein Wort und eine Handbewegung machen oft die ganze Beredſamkeit des Feldherrn aus“,*) ſagt Lamartine bei der Schilderung Dumouriez's. Karl XII. beſaß gerade dieſe in hohem Grade. Ein bloßer Zuruf, ein Blick, ein Fingerzeig, begeiſterte ſeine ſchwediſchen Soldaten. Sie kämpften um ein Nicken ſeines Kopfes; ein Zucken ſeiner Wimpern jagte ſie in den Tod.

Etwas Ähnliches zeigt die Weltgeſchichte ſpäter in den Kriegen Friedrichs des Großen, deſſen Miene und Haltung einen ähnlichen martialiſchen Zauber übt. Auch bei Napoleon war dies der Fall. Nur unſer guter König von Polen beſaß davon nicht den geringſten Theil. Sein

---

*) „Un mot et un geste, voilà l'éloquence du général.“
(Histoire des Girondins.)

lachendes Auge, ſein verweichlichter Körper, ſeine wohlfriſirte Perrücke und die tauſend Odeurs, die er um ſich verbreitete, waren durchaus nicht geeignet, Eindruck auf ſeine Krieger zu machen. Sie hatten weder Vertrauen, noch Reſpekt vor ihm. Keine ſeiner Anreden enthuſiasmirte, keine ſeiner Bewegungen riß ſie hin. Sie bewunderten ſein Koſtüme, ſeine Edelſteine, ſeine ſchönen Pferde und den goldenen Knauf ſeines Degens. Aber Liebe, Verehrung und blinde Ergebenheiten zeigten ſie nicht. Dazu war er zu wenig bekannt, und vertraut mit ihnen, dazu theilte er zu ſelten ihre Strapatzen, ihre Lager, ihre gefährlichen Poſten. Er wußte keine Namen alter Kameraden, er konnte an keine Siege erinnern, an keine denkwürdigen Tage. Wenn er Muſterung hielt, ſo begrüßte er keine bekannten Geſichter, ſo begegnete er keiner Narbe, keinem fehlenden Auge, keinem hinkenden Fuße, daran ſich irgend ein hiſtoriſches Datum hing. Keine Tradition, keine Zeitgeſchichte, keine Feldanekdote, keine alte Parole durchlief ſympathieerweckend die Reihen. Alle waren ihm neu; alle fremd. Nichts feſſelte oder band ſie an ihn als der Sold, das kümmerliche Traktament, welches oft genug ausblieb oder gänzlich fehlte.

Sachſen zeigte ſchon Mangel; Polen blieb karg, und das, was der Zaar von Rußland an Subſidien gab, kam mehr in die Hände der Maitreſſen, als in die des Heeres. Kein Wunder alſo, daß dort nie der ſtrenge Geiſt der Disciplin und der Mannszucht herrſchte, ſondern vielmehr das ewige Gelüſt nach Raub, Plünderung und ſchlechten Exceſſen.

Patkul entwarf umsonst die besten Pläne, die klügsten Entwürfe und die intriguantesten diplomatischen Verhaltungsregeln, Alles scheiterte an der „polnischen Wirthschaft," die Friedrich August schon in seiner Heimath getrieben und deren Virtuosität das einzige Verdienst gewesen zu sein scheint, das ihn zu dem Thron der Republik berechtigte. Rechnet man hierzu noch die Saumseligkeit der Generale und das Wesen der Sachsen überhaupt, „das," wie Herr von Loen in seinen kleinen Schriften sagt, „nicht sonderlich zum Kriegshandwerke taugte, weil sie zu wollüstig und zu gemächlich sind und eigentlich nur deswegen Soldaten werden, weil Putz, Üppigkeit und Schwelgerei dasjenige sind, dem sie in diesem Stand besser als in jedem andern glauben fröhnen zu können," wir sagen, rechnet man dies Alles zu dem Leichtsinn und der Unbedeutenheit des Königs August, so wird man sich nicht wundern, daß die Unternehmung gegen Karl XII. in allen Theilen gemißglückt ist.

Nachdem zu Anfang des Jahres 1700 der Angriff mit einer verunglückten Überrumpelung Riga's ziemlich ungeschickt vom Zaune gebrochen, die eigentliche Kriegserklärung aber erst im Juni gegeben worden war, erschien der König von Schweden in der Mitte des Oktobers auf dem Schauplatze des Kampfes selbst. Kaum gelandet, griff er das achtzigtausend Mann starke Heer der Russen bei Narva mit einer Armee von achttausend Kriegern an und siegte.

Friedrich August, der kurz vordem seine Truppen

ſchon Winterquartiere hatte beziehen laſſen und nach Warſchau gegangen war, um die Senatoren und Landboten für den Krieg zu ſtimmen, richtete nicht allein nichts aus, ſondern mußte ſich ſogar von dem Reichstage das dringende Verlangen geſtellt ſehen: Frieden zu ſchließen und die ſächſiſchen Truppen aus Polen zu entfernen. „Die ſchwankende Geſinnung Auguſt's ließ ihn nie zu einem ſicheren Entſchluſſe, viel weniger dazu kommen, ein Ziel feſt in's Auge zu faſſen," ſagt Förſter bei dieſer Gelegenheit. Wirklich knüpfte der König, obſchon er von den Polen, wie wir oben ſahen, zum Frieden gedrängt, den Kaiſer und den damals eben gekrönten König von Preußen Friedrich I. um Vermittlung anging, mit dem Zaaren von Rußland neue Verträge, die eine energiſche Fortſetzung der Feindſeligkeiten bezweckten. Es wurden ihm 200,000 Thaler Hülfsgelder und 18 bis 20,000 Mann Truppen verſprochen. Wie wenig aber es ihm Ernſt um die Sache war, erhellt aus der Sorgloſigkeit, mit der er ſich ſeinen gewohnten Schwelgereien überließ. Weder an Zurüſtungen, noch an Verſorgung der Truppen, dachte er. Während er für ſeine Hunde und ſeine Maitreſſen mit der zarteſten Aufmerkſamkeit ſorgte, kamen ſeine Soldaten vor Hunger und Kälte um.

Überdrüſſig jeder Mühe und Anſtrengung, benutzte er eine Quetſchung des linken Armes, die er ſich bei einem leichten Sturze vom Pferde zugezogen, als Vorwand, um den Oberbefehl des Heeres ganz von ſich abzuweiſen. Er wurde dem Herzog Ferdinand von Kurland übertragen

und von diesem mit keinem größeren Glücke, als von Friedrich August selbst, geführt. Karl XII. siegte überall und drang mit Ungestüm vorwärts.

Diesen zu hemmen und den sehnlichst gewünschten Frieden zu vermitteln, hatte sich Aurora von Königsmark zu jener Sendung verstanden, die wir bereits besprochen und von der wir wissen, daß sie ohne Folgen blieb. Der schwedische König, fest entschlossen, seinen rebellischen „Vetter" zu züchtigen, ließ in Lithauen die Schlitten zimmern, um seinen Feldzug auch im Winter fortzusetzen. Während dessen lachte, liebte und tanzte der Regent von Polen zu Warschau lustig darauf los. Die Briefe des Grafen Löwenhaupt melden unter dem 16. Februar 1702: „Der König war gestern maskirt beim Fürsten Radziwill in Begleitung vieler Herren und Damen beider Nationen Sachsen und Polen, alle gleichfalls in Masken. Madame Podolin war als Flora gekleidet. Seine Majestät und der größte Theil des Gefolges blieb bis vier Uhr Morgens."

Dieß lustige Leben setzte Friedrich August fort, bis Karl XII. auf einmal als ungelegener Störenfried dazwischen kam. Er überschritt, ohne Widerstand zu finden, die polnische Gränze und drang bis Warschau vor, das ihm unaufgefordert die Thore öffnete. Hier erklärte er: „ich werde den Polen nicht anders Frieden geben, als wenn sie einen andern König erwählt haben."

Nachdem er am 20. Juli 1702 bei Clissow den Vertriebenen, der eine Armee von 30,000 Mann um sich gesammelt hatte und glaubte, damit dem Feinde, der nur

18,000 Mann zählte, die Stirn bieten zu können, auf's Haupt geschlagen, setzte er seinen Willen denn auch in so weit durch, daß man zu einer neuen Königswahl zu schreiten Anstalt machte.

Umsonst bot Friedrich August Alles auf, dies zu vereiteln. Von allen Partheien aufgegeben, überall verjagt und verfolgt, blieb ihm endlich nichts mehr übrig als Polen zu verlassen und nach Sachsen heimzukehren.

Hier angekommen, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die Leipziger Messe zu besuchen. Es schien ihm nöthig, sich von seinen Thaten zu erholen. Das Umherirren in Polen, die vergeblichen Proklamationen an die Nation, die unnütz einberufenen Reichstage hatten ihn abgespannt. Es verlangte ihn nach Erholung, nach guten Stunden, nach heiteren Festen; vor allem nach einer Maitresse.

Seine gute Eberhardine langweilte ihn sehr. Diese „Betsäule von Sachsen," wie sie ihrer Frömmigkeit wegen geheißen wurde, sprach ihm von christlichem Wandel, von Strafe für Leichtsinn, von traurigen Folgen veränderter Religion.

Religion! Was war ihm die? Der Herr von Loen schreibt darüber: „August, sagt man, hat die Religion verändert! Ich würde es zugeben, wenn ich gewiß wüßte, daß er zuvor eine gehabt hätte. Es ist bekannt daß er von Jugend auf ein kleiner Freigeist war, der nicht mehr glaubte, als was viele unserer Fürstenkinder zu glauben pflegen: nämlich, daß ein Gott im Himmel

ſei, ſie aber, als Fürſten auf Erden, thun könnten, was ſie wollten. Auguſt hatte demnach, als er zu der römiſchen Kirche überging, eigentlich noch keine Religion; man kann alſo nicht von ihm ſagen, daß er die ſeinige verändert hätte; er nahm nur eine an. Wie eifrig aber er ſich darinnen erzeiget, lehret unter andern das Exempel mit ſeinem großen Hunde, dem er den Roſenkranz um den Hals hing, da ihn ſein Beichtiger erinnerte, der Meſſe mit beizuwohnen.“

Nachdem Herr von Loen darauf fortfährt: „Wir könnten dergleichen Begebenheiten noch verſchiedene anführen, um zu beweiſen, daß die Herren Catholiken eben keinen gar eifrigen Proſelyten an Sr. königl. Majeſtät gemacht haben,“ kommt er zunächſt auf die Liebeshändel des Königs, von denen er, obſchon er behauptete „daß er ſich nicht unterwinde ſie zu rechtfertigen,“ doch bemerkt: „Wenn man aber bei einem Laſter auch die Tugend loben könnte, ſo müßte man ſagen, daß Auguſt ſeine Liebhaberinnen vortrefflich zu wählen wiſſe,“ was ungefähr daſſelbe iſt, als wenn man von einem Diebe rühmen wollte, daß er ſtets nur geſchmackvolle Gegenſtände geſtohlen habe.

Wenn übrigens der vorgenannte Autor, welcher Karl XII. lächerlicher Weiſe auf Koſten Friedrich Auguſt's, ſtreng beurtheilt, und von ſeinem Tode ſagt: „Alſo ſtarb dieſer König, der ſeinem verkehrten Heldenmuth, die Wohlfahrt ſeiner Länder, das Blut vieler tauſend Menſchen und endlich ſich ſelbſt aufgeopfert hat,“ wir ſagen, wenn

übrigens der vorgenannte Autor in seiner Vorliebe für den Kurfürsten von Sachsen so weit geht, zu schreiben: „Darinnen aber ist er zu loben, daß er nicht, wie es ehemals der Kurfürst sein Bruder, wegen der Neitzschütz gethan, seiner Gemahlin übel begegnet, ja, daß er nicht einmal derselben etwas von seiner Hochachtung und Ehrerbietung entziehet," so ist dies eine so komische Ansicht, daß man nicht umhin kann, sie schönstens zu belächeln.

Herr von Loen muß eine sonderbare Meinung von der Hochachtung und Ehrerbietung besessen haben, welche der Mann seiner Frau zu zollen, die Schuldigkeit hat. Um nichts und wieder nichts, fand sich Eberhardine sicherlich nicht bewogen, den Hof zu verlassen. Auch sind die Demüthigungen, die ihr Friedrich August der Gräfin Esterle und der Fürstin von Teschen gegenüber bereitete, gewiß keine Beweise von Respekt und Verehrung. Vielmehr bekundet sich darin die ganze Rücksichtslosigkeit und das bodenlos schlechte Herz des Königs, das wir auch in dem Momente, in dem wir ihn eben jetzt zu betrachten haben, an ihm gewahr werden können.

Statt sich durch den Ernst der Ereignisse zur Besonnenheit bringen zu lassen, warf er sich vielmehr mit ganzer Seele in den Strudel seiner alten Frivolitäten hinein. Er versammelte die Genossen seiner Orgien, vergaß Eberhardine und dachte, wie schon gesagt, an eine neue Maitresse.

Die Art und Weise, wie er zu dieser gekommen, ist sonderbar genug. Es war eine Wette, die sie ihm zu-

führte. Man ſtritt ſich nämlich einmal in ſeinem Beiſein, wer die ſchönſte Dame ſeine Geliebte nenne. Der Eine rühmte eine Tänzerin, der Zweite ein blondes Ehrenfräulein, der Dritte ein ſtumpfnäſiges Kammermädchen. Jeder prahlte mit den Reizen ſeiner Angebeteten, die, wie er meinte, von keinem andern Weibe übertroffen werden könnten. Solche Arme, ſolche Augen, einen ſolchen Wuchs fand man nicht noch einmal in der Welt. Das Muſter der Schöpfung, die mediziſche Venus war lebendig geworden und der näſelnde Kammerherr ſowohl wie der tänzelnde Hofjunker wollten ſie entdeckt und irgendwo in Dresden eingemiethet haben.

Zwiſchen allen dieſen Streiten und Kämpfen ſaß ruhig und triumphirend ein Mann, der fleißig die Gläſer leerte und vor ſich nieder lächelte. Es war der Miniſter von Hoymb, der, aufgefordert, endlich auch ſeine Charmante zu preiſen, in ſeiner Weinlaune ſchwur: er beſitze eine Frau, die an Schönheit und Liebenswürdigkeit alle Damen der Welt übertreffe. Als hierauf der König und der Fürſt von Fürſtenberg ihre Zweifel äußerten und der Letztere tauſend Dukaten einſetzte mit der Wette, daß Frau von Hoymb am Hof durch nichts als durch linkiſches Benehmen und veralteten Anzug Aufſehen erregen würde, ſetzte ſich der ſtolze Miniſter ſogleich darnieder und ſchrieb einen Brief an ſeine Frau, in welchem er ihr kurz befahl, nach Dresden zu kommen.

Aus ängſtlicher Vorſicht nämlich hatte er ſie bis dahin auf einem ſeiner Güter verſteckt gehalten. Mit wie

gutem Grunde dies geſchehen, bewies ihr Erſcheinen bei Hofe, an dem ſie ſogleich die entſchiedene Gunſt des Königs gewann.

Ehe wir ſie aber als die erklärte Geliebte deſſelben betrachten, wollen wir zuvor ein paar Worte über ihr früheres Leben ſagen.

Den Nachrichten zufolge, die über ſie verhanden ſind, war ſie ein armes Fräulein von Burgsdorff (Brocksdorf) aus Holſtein gebürtig und kam als Ehrendame der Prinzeſſin Johanna von Holſtein-Ploen, die dem Erbprinzen von Braunſchweig-Wolfenbüttel vermählt wurde, nach Deutſchland. Hier ward der geheime Cabinetsminiſter von Hoymb, der den ſächſiſchen Damen nicht traute und ihrem weltbekannten Flatterſinne ſein Herz nicht überantworten wollte, auf ſie aufmerkſam gemacht. Von ihrer Schönheit, ihrem Geiſte bezaubert, trug er ihr ſeine Hand zur Ehe an und lebte, wie es ſcheint, in ſehr glücklichem Einverſtändniſſe mit ihr.

Als ſeine Unbeſonnenheit ſie an den Hof berief, war ſie gerade in die Blüthe ihrer Jahre getreten. Siebzehnhundertundneunundſiebzig geboren, zählte ſie damals ohngefähr zwei oder dreiundzwanzig Jahre. Die Beſchreibung, die das »galante Sachſen« von ihr macht, lautet etwa wie folgt: „Sie hatte ein länglich ovales Geſicht, eine wohlgeformte Naſe, einen kleinen Mund, vollkommen ſchöne Zähne, ſchwarze, große Augen von ſtrahlendem Glanze, dunkles Haar, eine bewundernswerthe Büſte und majeſtätiſche Haltung. Der Ausdruck ihrer Züge erſchien

edel, ihr Lächeln bezaubernd.“ Daß ſie auf die vollkommenſte Weiſe zu tanzen verſtand, wird von ihr beſonders gerühmt.

Unſer ſchon oft citirter Herr von Loen, der ſie nach ihrer Verbannung in Halle geſehen hat, giebt von ihr eine Beſchreibung, in der es heißt: „Man kann keine ſchönere und erhabenere Bildung ſehen. Der Kummer, der ſie nagte, hatte ihr Angeſicht blaß und ihren Blick ſehnend gemacht. Sie gehörte unter die bräunlichen Schönen; ſie hatte große, ſchwarze, lebhafte Augen, eine weiße Haut, einen ſchönen Mund und fein geſchnitzte Naſe. Ihre ganze Geſtalt war einnehmend, und zeigte etwas Großes und Erhabenes.“

Was ihre geiſtigen Fähigkeiten betrifft, ſo werden dieſe als ſehr brillant geſchildert. Man erkennt ihr Geiſt, ein lebhaftes Temperament, Friſche der Auffaſſung und viele ausgezeichnete Verſtandeskräfte zu. Nebenbei führt man aber auch an, daß ſie ſtolz, herriſch und ſehr jähzornig geweſen. Das „galante Sachſen“ meint: „Der König fand bei ihr jenen heiteren Geiſt, den er bei ſeinen Maitreſſen vorzugsweiſe anzutreffen wünſchte.“

Nach Allem dieſem ſcheint im Ganzen die Frau von Hoymb die deutſche Montespan geweſen zu ſein, mit der ſie auch darin die größeſte Ähnlichkeit hatte, daß ſie ihrem königlichen Geliebten die meiſten Kinder gebar. Wie bei jener franzöſiſchen Maitreſſe, waren es aber auch bei ihr hauptſächlich die muntere Laune, der ewig ſprudelnde Geiſt und der lächelnde Witz, welche ihr auf lange Zeit

die Neigung des Königs Friedrich August geſichert haben. Neun Jahre hindurch beherrſchte ſie ſein Thun und Laſſen und zwar in einer ſo determinirten Weiſe, daß ſie faſt allein die Zügel des Regimentes führte. Sie beſetzte Stellen, beſorgte Depeſchen und verabſchiedete Miniſter. Ganz Sachſen und Polen ſah ſie zu ihren Füßen. Die wenigen Perſonen aber, die gegen ſie aufzutreten wagten, wußte ſie auf die bequemſte Weiſe und zwar dadurch unſchädlich zu machen, daß ſie ſie auf die Feſtung ſchickte. Dieſes Loos wurde z. B. dem Kanzler von Beichling zu Theil, welcher dem Könige ſehr ernſtliche Vermahnungen wegen des verſchwenderiſchen Aufwandes ſeiner Maitreſſe zu geben ſich herausgenommen hatte. Er wurde dafür von dieſer, wie es heißt, wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt, zur Unterſuchung gezogen und dann auf den Königſtein gebracht.

Dieſer entſchiedene Schritt, war ein Wink für die Umgebung des Königs, den man ſich nicht umſonſt hat geben laſſen. Selbſt die ſonſt Alles vermögenden Günſtlinge, der Fürſt Fürſtenberg, der General Flemming und der Herr von Witzthum wagten es nicht, ſich irgend wie ihrem Willen zu widerſetzen, obſchon er oft genug dem ihrigen entgegen ſein mochte. Mit ergebener Demuth, mit gebogenem Rücken und dem ganzen ſächſiſchen Heuchel- und Kriecherweſen unterwarfen ſie ſich dem Glücke der gefeierten Frau, mit der ſtillen Hoffnung im Herzen, daß der Tag ihres Sturzes kommen und ſie ihre kleinliche Rache würden nehmen können.

Sie haben ſie denn auch wirklich genommen. Die Frau von Hoymb, die ohne Zweifel die mächtigſte und zugleich die glücklichſte Maitreſſe des Königs von Polen war, iſt ſpäter am härteſten und grauſamſten von ihm behandelt worden. Gegen keine hat er ſich ſo brutal, herzlos und gemein benommen, als gegen ſie, was wahrſcheinlich nur darum geſchah, weil er ihr gegenüber ſich die meiſten Thorheiten und die elendeſte Charakterſchwäche vorzuwerfen hatte.

Gleich die Bedingungen, unter denen ſie ſich ihm ergab, ſind eines Theiles ein Zeugniß der großen Klugheit von ihrer und zum andern, ſchmähliche Beweiſe des Leichtſinnes und der tollen Leidenſchaftlichkeit von ſeiner Seite. Nur ein Verblendeter, wie er, konnte ſich vorſchreiben laſſen: erſtens für immer der Fürſtin von Teſchen zu entſagen; zweitens die Scheidung der Gräfin Hoymb von ihrem Manne zu bewirken; drittens durch einen eigenhändigen Contract die Verſicherung zu geben, im Fall die Königin ſterben ſollte, ſie an Dieſer Stelle zur Königin zu erheben und ihre Kinder als legitime Prinzen und Prinzeſſinnen von Sachſen anzuerkennen und viertens ihr eine jährliche Penſion von 100,000 Thaler anzuweiſen.

Alle dieſe Bedingungen ging er ein. Da er zwar keine einzige davon gehalten, ſo iſt es möglich, daß er ſie eben nur deswegen zugeſtand, weil er ſich vornahm ſie nicht zu erfüllen. Aber iſt dieſer Vorſatz einer, der ihm zur Ehre gereicht? Oder dient er dazu, die Härte ſeines Benehmens entſchuldigt erſcheinen zu laſſen? Gewiß

nicht? Ein Mann, der sich tyrannisch gegen ein Weib benimmt und sei es gegen das schlechteste, macht sich verächtlich! Diese Verächtlichkeit aber muß sich steigern, wenn sie sich einer Frau gegenüber entfaltet, die früher das Herz, die Liebe, die ganze Neigung des Mannes besessen. Hier ist sein Undank: Missethat, ein Verbrechen! „Ein Weib, das weint, ist heilig!“ sagt irgendwo August Platen-Hallermünde in seinen Gedichten. Und diese Heiligkeit hatte in ihrem späteren Unglück Niemand mehr, als die Gräfin von Gosel in Anspruch zu nehmen. Wie viele Thränen hat sie nicht geweint in ihrer Verbannung, in tiefem Schmerze, in der Gefangenschaft und Schmach, die sie erdulden mußte. Wieder ist es unser guter Herr von Loen, auf den wir uns hierbei berufen müssen. Er schreibt in dieser Beziehung von ihr: „Die Gräfin von Gosel sah ich, als junger Student in Halle, wo sie als eine von Hof verwiesene Liebhaberin des Königs sich hingeflüchtet hatte. Sie hielt sich daselbst ganz verborgen in einer abgelegenen Straße bei einem Bürger, unweit dem Ballhause auf. Das Gerücht breitete sich aus, daß sich daselbst eine fremde Schönheit aufhielte, die ganz geheim lebte. Das Studentenvolk ist vorwitzig. Ich sah sie etliche Male mit gen Himmel aufgeschlagenen Augen in tiefen Gedanken hinter dem Fenster stehen; sobald sie aber gewahr wurde, daß man sie betrachtete, so trat sie erschrocken zurück.“

Es beweist dieser kleine Zug aus ihrem Leben, der uns aufbewahrt worden, daß sie mit ihrem Schmerz kein

Schaugepränge trieb, sondern sich still damit zurückzog. Friedrich August aber war diese selbstgewählte Zurückgezogenheit des Leides noch nicht genug. er bestand darauf daß die Wehmuth und die Reue über ein ihm vergeudetes Leben in der Gefangenschaft schmachte.

Ehe wir jedoch das Ausführliche darüber melden, wird nöthig sein, zuvor noch einmal zum Beginn jener Bekanntschaft zurückzukehren.

Erst nachdem Friedrich August alle jene gestellten Bedingungen als schriftliche Versprechen in die Hand der Frau von Hoymb gegeben, verpflichtete sich Diese ihm anzugehören. Wie die Marquise von Montespan trat auch sie darauf vor ihren Mann und theilte ihm ihren Entschluß, die Maitresse des Königs zu werden, mit. Nur nicht ganz so frivol, nur nicht ganz mit so viel Uebermuth ging sie dabei zu Werke. Sie zeigte vielmehr bei dieser Gelegenheit den größesten Takt und ein wenig von jener Ruhe, die bei entschlossenen Personen gefaßte Entschließungen immer zu geben pflegen.

Wir müssen uns trennen, sagte sie, der König liebt mich und ich verberge Ihnen durchaus nicht, daß ich mich bewogen fühle, der Ehre zu genügen, der er mich werth erachtet. Ich bitte, lassen Sie uns im Guten scheiden. Ich komme, um Ihnen zu danken, für die Freundlichkeit, die Sie mir während unserer Ehe bewiesen. Leben Sie wohl!

Als Herr von Hoymb hierauf in Klagen ausbrach und sie bat, wohl zu überlegen, was sie thue, antwortete

ſie feſt: Es iſt überlegt, mein Herr. Hier dieſe Unterſchrift des Königs verbindet mich ihm. Wir müſſen unſer Bündniß löſen. Thuen Sie es, wie Sie können und ziehen Sie Vortheil davon, ſo viel Sie mögen.

Daß Hoymb das nicht gethan, verdient eine beſondere Erwähnung, weil dies ein Zeugniß für eine Ehrenhaftigkeit iſt, die man damals ſelten fand. Alles, was er verlangte, war ein Urlaub, um den er den König erſuchte; Geld nahm er nicht.

Kaum aber war er zurückgetreten, ſo bekam die Frau von Hoymb den Titel einer Gräfin von Coſel und als ſolche einen Palaſt geſchenkt, der in der Pracht ſeiner Ausſtattung alles Vorhandene in dieſer Art überbot. Die Koſten für das Geräth und die Einrichtung in demſelben ſollen ſich auf eine Summe von 300,000 Thalern belaufen haben. Wie denn überhaupt die Memoiren damaliger Zeit behaupten, daß ſie diejenige Geliebte ſei, welche dem König Auguſt das meiſte Geld gekoſtet. Allein, da dies faſt von jeder Andern auch behauptet wird und die verſchwendeten Gelder nicht nachzurechnen ſind, darf man daraus nicht geradezu auf ihren Eigennutz ſchließen, ſondern man muß vielmehr bedenken, daß, wenn ſie das Meiſte gekoſtet, dies nur darum der Fall war, weil ſie ſich am längſten in der Gunſt erhielt und die zahlreichſte Familie hatte.

Während der König aber noch ſchwelgte und glücklich war in ihren Reizen, zeigte ſich plötzlich die Möglichkeit für ihn den polniſchen Thron noch einmal in Anſpruch

zu nehmen. Nachdem er auf den Rath Patkul's den von Karl XII. zuerst zu seinem Nachfolger vorgeschlagenen Prinzen Jacob Ludwig Sobiesky nebst seinem Bruder Constantin widerrechtlicher Weise hatte gefangen nehmen und auf die Pleißenburg führen lassen, erwiesen sich in der Bestürzung darüber und in den Kämpfen, die sich nun zu Gunsten des Stanislaus Leszinsky erhoben, noch einmal Momente, die ein glückliches Auftreten in der Republik erwarten ließen. Auch war in diesem Augenblicke, in welchem in Sachsen weder die Leipziger Messe noch der Dresdener Carneval stattfand, eine Pause für ihn im Leben, die er gern mit einem Ausfluge nach Polen auszufüllen sich bereit fühlen mochte.

Seinem Wunsche nach, sollte die Gräfin in Dresden zurückbleiben und ihn allein reisen lassen. Nicht ganz unwahrscheinlich ist es, daß ihm mit seinem Wahlreiche zugleich auch die Fürstin von Teschen einfiel, die er in Warschau zurückgelassen. Als einer Verwandten des einflußreichen Cardinal-Primas, lag es ihm sicherlich nahe, an ihre etwanige Vermittlung zu denken. Die Gräfin Cosel aber, die ohne Zweifel ihren königlichen Verehrer zu gut kannte, um diesen und ähnlichen Reflexionen nicht auf die Spur zu kommen, bestand darauf, ihn auf seiner Reise zu begleiten.

In Polen angekommen, war es sein Erstes sich mit der zurückgelassenen Maitresse zu versöhnen und durch ihre Verwendung den Cardinal-Primas für sich zu gewinnen. Es schien im Anfang auch Alles gut zu gehen. Der

größere Theil der Kronarmee, für die Friedrich August aus Sachsen gute Bezahlung mitgebracht hatte, erklärte sich für ihn. Nur 6000 Mann gingen zu Stanislaus Leszinsky über, der am 12 Juli 1704 zum Könige ausgerufen in seinem Manifeste erklärte: „Meine Absicht, als ich diese, mit so vielen Dornen geschmückte Krone auf mein Haupt nahm, war keine andere, als dem geliebten Vaterlande Freiheit und Frieden zu verschaffen und ermahne ich die getreuen Stände des Reiches mir hiezu behülflich zu sein."

Friedrich August ließ von seinem Anhange dagegen repliciren: „Der ganzen Welt werde bekannt, daß, obgleich einiger Polen gottloser Frevel so weit gegangen, daß er, nach Art unbändiger Riesen, wider den hochheiligen königlichen Thron und wider die gesalbte Majestät ihre unheiligen Hände ausgestreckt und dadurch der heiligen katholischen Religion (!!!) den Gesetzen des Vaterlandes, der Ehre des Volkes, dem Allgemeinen- und Privat-Besten, den äußersten Ruin zugezogen, wir dennoch keinesweges mit schläfrigen Augen und unzeitiger Vorstellung diese, gegen das gemeinsame Vaterland höchst frevelhaft erwiesene Grausamkeit ansehen mögen. — Wir protestiren vor dem ganzen Königreiche Polen, daß dadurch, die Freiheit, welche dieses einzige Reich vor allen auswärtigen Ländern, gleichsam als einen Phönix, bis dato erhalten (!) auf's äußerste gekränkt werde. Wir protestiren vor allen Königen, Fürsten und auswärtigen Staaten, daß die von oben herab gegebene Gewalt, (?) der Gesalbte des Herrn,

der Allerdurchlauchtigſte König Auguſt II., den wir mit freien Stimmen erwählt, und welchen wir bereits ganzer acht Jahr mit allerunterthänigſtem Reſpekt verehrt, an ſeiner Ehr' und Thron durch ſothanen Unfug unſchuldiger, unbilliger und unrechtmäßiger Weiſe beleidiget werde; daher wollen wir auch gedachten unſern durchlauchtigſten König Auguſt nicht aus Zwang, einiger Gewalt, ohne Furcht, ſondern aus Eifer für die Rechtſame und Freiheiten (!) auf alle Weiſe, auch mit unſerem Tode beſchützen."

Der Eindruck, den dieſe Proklamation hervorbrachte, ſcheint ein ziemlich günſtiger geweſen zu ſein, denn noch einmal hat es das Anſehen, als ſollte König Auguſt befeſtigt und ſein Gegner aus dem Felde geſchlagen werden. Viele Adlige traten zu ihm und auch das Volk mochte nicht ganz abgeneigt ſein, ihm zuzufallen, weil man der Schweden anfing überdrüßig zu werden. Man hatte gehofft, daß Karl XII. Polen mit ſeiner Armee nach der neuen Königswahl räumen und ſeine Brandſchatzungen einſtellen würde. Da dies aber nicht der Fall war und auch nicht ſein konnte, weil der Schutz Stanislaus' zum größeſten Theile ja eben nur in dem Heere des nordiſchen Helden beſtand, ohne deſſen Hülfe er wenig auszurichten im Stande war, ſo wurde der Bauer, der niedere Mann des Zwieſpaltes müde und konnte ſehr wohl auf den Gedanken kommen, daß man nur mit Auguſt wieder zur Ruhe gelangen möchte.

In dieſer Zeit geſchah es denn auch, daß der abge-

ſetzte König einen ihm verrathenen Ausflug, den Karl XII. mit ſeinen Haupttruppen unternahm, um ſeinen Gegner in Sandomir zu überfallen, benutzte, um Warſchau zu überrumpeln. Ehe noch an Widerſtand gedacht wurde, waren die Sachſen in alle Thore gedrungen und machten den General Horn nebſt der zurückgebliebenen Beſatzung zu Gefangenen. Kaum daß König Stanislaus und der Kardinal-Primas die Zeit behielten, zu fliehen.

König Auguſt, der darauf unter dem Zujauchzen der Bevölkerung ſeinen feierlichen E[illegible]g hielt, befand ſich jetzt auf einem Punkte, von dem [illegible]er auf das Glücklichſte hätte operiren können. [illegible]ſtatt ſein Heer zu organiſiren, anſtatt Kriegspl[illegible] entwerfen, anſtatt Rußland mit Nachdruck um[illegible]d Soldaten anzugehen, überließ er ſich wie[illegible]und gar ſeinem galanten Leben. Die meiſte Zeit brachte er damit zu, der Fürſtin von Teſchen ſowohl als der Gräfin von Coſel ſeine Ergebenheit und Verehrung in ſolcher Art zu beweiſen, daß ſich die Eine nicht durch die Andere beeinträchtigt fand. Die Billetdour, die heimlichen Zuſammenkünfte, die Stelldicheine immer ſo zu geben oder anzunehmen, daß Beide zugleich ſich geliebt und jede Einzelne ſich als die Bevorzugtere betrachte, das bildete ſein hauptſächlichſtes Tagewerk, von dem ſich zu erholen, er es dann nicht verſchmähte ſich an einem dritten Ort einer neuen Maitreſſe in die Arme zu werfen.

Das „galante Sachſen" erzählt, daß er um dieſe Zeit ein Verhältniß mit der Tochter eines Weinwirths,

die wahrscheinlich Schenkendienste verrichtete, angeknüpft hatte. Sie wird Henriette Düval genannt und eine berühmte Schönheit geheißen, zu der, wie man erzählt, der König verkleidet und nur in der Dunkelheit ging, weil er sich fürchtete, daß die Gräfin von Cosel seiner kleinen Abschweifung auf die Fährte komme.

Sie beherrschte ihn so ganz und mit so vollkommener Gewalt, daß er in der That sich bewogen fühlte, eine gewisse ängstliche Rücksicht ihr gegenüber zu nehmen, wie er sie bei andern Frauen nie genommen. Er scheute ihren Zorn, ihre Leidenschaft, den Ausbruch ihres Schmerzes. Es lag in diesem Allen etwas das ihn drückte, niederbeugte und Zwang anthat. Wahrscheinlich barg das Wesen der Gräfin von Cosel ein wenig von jenem dämonischen Elemente, das wir bei heftigen Naturen so häufig finden. Es bannt, fesselt und zieht unwiderstehlich an, trotzdem es eigentlich niemals eine angenehme Empfindung macht. Es giebt Männer, die eine Frau nur darum lieben, weil sie den Muth nicht haben: sie zu hassen. Friedrich August scheint es ähnlich gegangen zu sein. Allem dem nach zu schließen, was uns Authentisches über sein Verhältniß zu der in Rede stehenden Dame aufbewahrt worden, scheint es klar und ersichtlich, daß sie von allen seinen Maitressen ihm die unbequemste gewesen. Sie tyrannisirte ihn. Sie hielt sein Herz mit ihren Küssen, ihren glühenden Blicken und dem ganzen Arsenal ihrer Reize und Liebkosungen gewissermaßen im Belagerungszustande. Da war immer strenge Controlle,

immer Bewachung, immer Kriegsgericht. Amor mit dem Martialgeſetz der Liebe! Jede Regung, jeder Laut, jedes Zucken mit den Augenwimpern wurde zur Rechenſchaft gezogen. Es war, als wenn die Gräfin von Coſel den Ausſpruch jenes Politikers gekannt hätte, der da beſagt, daß ſich eine Regierung nur durch dasjenige erhält, durch das ſie entſtanden. Mit bewundernswerther Energie behauptete ſie die Strenge, durch welche ſie ſich emporgeſchwungen. Eine ſchnelle, glühende Hingabe würde ſie, wie jede andere Frau, zur vorübergehenden Laune des Königs gemacht haben. Nur der Ernſt, mit dem ſie ſich jene feierlichen Verſprechungen ausſtellen ließ und der Nachdruck, mit dem ſie darauf beſtand, wurden das Mittel, durch welches Friedrich Auguſt ſo lange und feſt an ſie gebunden wurde.

Als es endlich dennoch ſeine Wirkung verlor, war es eben auch nur der entſchloſſene Muth, es nicht aus den Händen zu laſſen, der den König zu der Schändlichkeit brachte, die er gegen ſie übte. Aurora von Königsmark mit ihrer ſchönen Reſignation, entſagte allen Anſprüchen, die ſie zu machen das Recht beſaß und veranlaßte dadurch den lauen Reſpekt, den ſie ſich von Seiten ihres ungetreuen Geliebten zu Liebe des Sohnes gefallen ließ. Die Gräfin von Coſel aber, die eine ſolche Selbſtverleugnung nicht kannte und welche mit dem vollen Trotze eines entſchloſſenen Geiſtes auf dem beharrte, was ihr zugehörte, forderte dadurch die ganze Bosheit heraus, deren Friedrich Auguſt fähig war.

Dem Willen entronnen, dem er ſich ſo lange Jahre gebeugt, bezeigte er ſeinen eigenen zuerſt durch die auserleſene Rache, die er an jenem nahm. Je mehr er ſich hatte von ihm erniedrigen laſſen, jemehr erboßte er ſich darüber. Er wollte in dem traurigen Schickſale ſeiner Maitreſſe ſeine eigene Schmach beſtrafen. Seine Fehler, ſeine Schwäche, ſeine Geiſtloſigkeit, ſein Wankelmuth, kurz, das ganze Regiſter ſeiner Schuld ſühnte er in den Thränen und dem Jammer der Frau, der zu Liebe er ſie begangen. Wie alle ſchlechten Fürſten machte auch er für ſeine Vergehungen und dummen Streiche Andere verantwortlich. Seine Reue beſtand in Buße, die er denen zuerkannte, um deren Gefallen er geſündigt hatte. Um ſich frei zu ſprechen bedurfte es in ſeinen Augen nichts, als die Anklage der Übrigen. Die Übrigen hatten gefehlt, Laſter gepflegt und Thorheiten begangen. Er war ja König. Er that nichts Übles!

Die Gräfin von Coſel hatte, wie es ſcheint, dieſen Glauben nicht. Seinen nächtlichen Ausflügen mißtrauend, ahnte ſie bald, daß ſie nur einer Nebenbuhlerin gelten konnten. Den Ausreden Auguſt's, daß geheime politiſche Unterhandlungen ihm dieſe geheimnißvollen Gänge zur Nothwendigkeit machten, war ſie geſcheut genug, kein Gehör zu ſchenken. Vielmehr trachtete ſie mit raſtloſem Eifer nach Enthüllung des Räthſels, dem ſie ohne Zweifel auch bald auf den Grund gekommen ſein würde, wenn nicht plötzlich die Schweden erſchienen und ſie ſammt Auguſt aus Warſchau vertrieben hätten.

Während sie selbst nun nach Dresden heimkehrte, irrte der König noch eine kurze Zeit von Karl XII. verfolgt, in Polen umher. Endlich aber, da ihm einfiel, daß der Dresdener Karneval und die Leipziger Messe vor der Thür seien, machte er kurzen Prozeß und folgte seiner Geliebten nach Sachsen zurück. Hier empfing ihn die Schmeichelei des Hofes, wie einen sieghaften Helden. Zu Neujahr 1705 wurde ihm eine Medaille überreicht, auf welcher er als Herkules prangte, der auf der Schulter eine Weltkugel trägt, die Polen, Sachsen und Lithauen zeigt. Aber statt diese Länder mit seinem Schwerdte zu beschützen, setzte er sich an das Wochenbett der Cosel, die ihn mit einer Tochter beschenkte.

Um dieselbe Zeit erhielt er auch die Nachricht von der Niederkunft der schönen Henriette, die ihm gleichfalls ein Mädchen gebar. Den Brief, in dem sie ihm dies meldete, empfing er an dem Lager der Wöchnerin zu Dresden, an dem er in jener Epoche Audienzen zu geben und Depeschen zu empfangen pflegte.

Als sich eine leichte Erregung, durch die rührenden Zeilen des verführten Geschöpfes hervorgerufen, in den Zügen Friedrich August's bemerklich machte, forschte die Gräfin sogleich der Ursache derselben nach. Da er dieselbe aber nicht entdecken wollte, sprang sie kurz gefaßt, halb entblößt, wie sie war und nicht genirt durch die Zeugen, die im Zimmer zugegen, aus den Decken hervor und entriß dem überraschten Monarchen das Schreiben mit eigener Hand. Als sie es durchflog, gewahrte sie bald die

Lösung des Warschauer Räthsels, wie sie diese vermuthet hatte.

Ganz außer sich darüber, fing sie an wie eine Furie zu wüthen. In's Wasser mit diesem Kinde, rief sie aus. In's Wasser mit der Mutter auch! Dann, in heftiges Schluchzen und Weinen ausbrechend, besänftigte sie erst das Versprechen August's, daß er an beide Geschöpfe nicht weiter denken wolle.

Wie sehr er der Mann war, so etwas zu halten, wird Jeder wissen, der ihn aus unserer Schilderung kennt. Die Nachrichten melden auch wirklich, daß Henriette Duval aus Gram und Sorge über die gänzliche Vernachlässigung von Seiten ihres königlichen Verführers in eine tiefe Schwermuth verfallen und jung gestorben sei. Ihre Tochter aber hat Friedrich August erst sehr spät, als Gräfin Orzelska, anerkannt.

Wie alle oberflächlichen Menschen besaß er Gedächtniß und Sinn nur immer für die Gegenwärtigen. Die Abwesenden vergaß er. Weil er keinen Blick in die Zukunft hatte, hatte er auch keinen in die Vergangenheit, denn wo die Erwartung stumpf ist, da ist auch die Erinnerung schwach. Mit Recht kann man sagen, daß der Wunsch nichts anderes sei, als der Traum einer Erfüllung.

Immer kleinlich beschäftigt, immer erfüllt von dem flüchtigen Rausche des Lebens, muß man unwillkürlich zu der Vermuthung kommen, daß Friedrich August eigentlich niemals eine Idee, einen Zweck, eine bestimmte Richtung gehabt. Seine Existenz ging auf in einer ewigen Orgie

des Zufalls. Da war immer ein Lächeln der Gelegenheit, ein Sonnenschimmer der guten Stunde, eine Laune des Glücks! Aber nirgends ein Plan, ein Vorsatz, eine Hoffnung, ein großer Gedanke! Sein Dasein ist leer, wenn auch äußerlich prunkvoll. Nirgends ein Schmerz, eine Wunde, ein trauriger Blick, ein tristes Ach der Geschichte. Nirgends aber auch der Humor des Genies, die weise Heiterkeit der Philosophie, das Lachen des guten Herzens! Immer nur die Gala der Alltäglichkeit, der große Hofstaat eines Nichts!

Nirgends wird dies deutlicher, als da, wo Friedrich August wirklich mit einer Größe zusammentrifft. Neben Aurora von Königsmark, neben Patkul, selbst neben der Gräfin Cosel, wie klein, wie dürftig nimmt er sich aus! Nun gar erst neben der bronzenen Energie eines Karl XII.!

Dieser setzte seine Entthronung durch, kam als Sieger nach Sachsen und behandelte ihn wie ein unmündiges Kind. Beim Friedensabschlusse zu Altranstädt verbat er sich jedes Gespräch über Politik, indem er fast von nichts als von seinen vortrefflichen, großen Stiefeln redete. In der Strenge gegen seinen Gegner ging er sogar so weit, daß er den König August zwang, ein Gratulationsschreiben an Stanislaus zu richten. Es hieß darin ohngefähr: „Damit er dem Könige von Schweden zu Gefallen lebe und damit es ihm nicht beigemessen würde, als wenn er des Königs von Schweden Verlangen kein Genüge leisten wollte, so wünschte er dem Könige Stanislaus hiermit Glück zu seiner Erhebung auf den Thron, und daß er

in seinem Vaterlande getreuere und gehorsamere Unterthanen antreffen möchte, als er darin verlassen hätte."

Die Schmach dieser und ähnlicher Bedingungen störte Friedrich August aber durchaus nicht in seinen Vergnügungen. Er schwelgte auf seinen Lust- und Jagdschlössern weiter, als wäre gar nichts vorgefallen. Indessen sog Karl XII. das Land systematisch aus. Man berechnet, daß seine Invasion Sachsen 28 Millionen Thaler gekostet. Einer Bitte des Herzogs von Gotha um Schonung und um Berücksichtigung des Königs und Kurfürsten entgegnete er barsch: „Was Augustus? In Polen ist König der Stanislaus und Kurfürst von Sachsen bin ich vermalen!"

Nach seinem Abzuge, der mit dem 1. September 1707 begann, hofften die Unterthanen Friedrich August's, daß ihr Kurfürst nun endlich zur Besinnung kommen, seine Thorheiten aufgeben und an das Glück seines Landes denken würde. War doch so viel darin gut zu machen! Die Städte zeigten sich arm, gedrückt, gehemmt in Handel und Wandel. Die Dörfer boten den traurigsten Anblick dar. Viele Bauern hatten Hof und Haus verlassen; überall sah man brachliegende Acker, wüste Felder und niedergebrannte Hütten. Außerdem herrschten Hunger und Krankheit.

Statt aber nun durch ein stilles, geregeltes Leben, durch Öconomie, durch neue Ordnung in der Verwaltung, durch Begünstigung des Handels und der Gewerbe den Wohlstand zu fördern, das Vertrauen und die Hoffnung zu heben, was that Friedrich August? Er verkaufte 1708

die Trümmer der aus Polen herausgeſchlagenen und zurückgekehrten Regimenter dem deutſchen Kaiſer für den Krieg in den Niederlanden, eine Armee von neuntauſend Mann, deren Erlös er nicht etwa benutzte, um die erſchöpften Landeskaſſen zu füllen, oder um die Induſtrie zu heben, ſondern einzig um ſeinem Vergnügen zu fröhnen. Luſtig und wohlgemuth folgte er ſeinen Truppen in das Feldlager nach. Aber nicht etwa, um ſich an ihre Spitze zu ſtellen, nicht etwa um zu fechten und zu ſiegen, nein, nur um im Hauptquartier des Prinzen Eugen offene Tafel zu halten. Als zur Belagerung und Erſtürmung von Lille die ernſtlichſten Anſtalten getroffen wurden, brach er nach Brüſſel auf, wo er ſich mit Tänzerinnen und Sängerinnen vergnügte und für ſein Hoftheater in Dresden neue Mitglieder anwarb.

Hier war es, wo er unter dem Namen eines Grafen von Torgau ein zärtliches Verhältniß mit einer Königin des Ballets, mit einer gewiſſen Demoiſelle Düparc begann. Er lernte ſie bei einem Gaſtmahle kennen, bei dem der Champagner in Strömen floß. Zwiſchen Scherzen, luſtigen Anekdoten, ſchäumenden Gläſern, trunkenen Nymphen und taumelnden Lieutenants feſſelt den König die pikante Grazie, der brillante Eſprit dieſer Jüngerin Terpſichorens. Wie ein Neuling in der Liebe, wie ein Junker vom Lande wird er entzückt von dem gewandten Geſpräche, von dem leichten Gazekleide, von dem nonchalanten Weſen und den herausfordernden Blicken dieſer Couliſſenfee. Ganz Taumel, ganz Enthuſiasmus bietet

er ihr an, ihn in seinem Wagen nach Dresden zu begleiten.

Das „galante Sachsen," das sich bemüht, dieser flachen Liebschaft ein besonders romantisches Relief zu geben, erzählt, daß die Demoiselle Düparc Friedrich August nicht erkannt, Zweifel in ein Engagement gesetzt und abgelehnt habe, ihn zu begleiten. Ich bin keine Vestalin, soll sie gesagt haben, aber ich liebe es nicht, mich ohne nähere Bekanntschaft hinzugeben.

Diese nun möglich zu machen, beschwor sie der König ihm später nachzufolgen, indem er ihr für die Reise tausend Dukaten überwies.

Tausend Dukaten waren, besonders zur damaligen Zeit, ein Geschenk, das wohl einen König vermuthen lassen konnte. Sicherlich hat dies die Demoiselle Düparc auch gethan, deren naiver Roman entweder ganz erfunden, oder eine hübsche Komödie ist, die sie mit großer Natürlichkeit zu spielen verstand.

Es wird berichtet, daß sie wirklich nach Dresden kam, und in der ganzen Stadt nach dem Grafen von Torgau forschte. Daß Niemand ihr das Incognito des Königs, das kein Geheimniß sein konnte, verrieth, muß als ein großes Wunder betrachtet werden, das um so mehr berechtigt, Erstaunen zu erregen, als man weiß, daß Dresden gerade nicht für die Stadt der Verschwiegenheit gilt.

Es sei dem aber nun wie ihm sei, so viel ist gewiß, daß die glückliche Künstlerin sehr zuvorkommend in der sächsischen Capitale aufgenommen wurde. Sie fand eine

prächtige Wohnung vor, glänzende Geſchenke, galante Bedienung, große Aufmerkſamkeit von Seiten der Theaterbehörde. Alle dieſe Dinge, ſagt das »galante Sachſen,« brachten die Tänzerin nicht auf die rechte Spur. Die naive Franzöſin wurde ſogar durch die Komplimente und das verſchmitzte Lächeln des General-Intendanten nicht aufgeklärt. Sie träumte noch immer von dem guten Grafen von Torgau, der währenddeſſen ſehr gemüthlich bei den Kindern der Gräfin von Coſel ſaß und ſich auf die große Ueberraſchung freute.

Endlich kam ſie heran. Demoiſelle Düparc betrat eines ſchönen Abends die Bühne. Das Haus war gefüllt; die Kunſtenthuſiaſten, die Crême der Geſellſchaft, die Lions der damaligen Mode waren zugegen. Leider fehlte ein Böttiger, ein äſthetiſcher Kopf, eine kritiſche Feder, die uns die Leiſtung der Tänzerin verewigt hätte. Das „galante Sachſen“ begnügt ſich uns zu melden, daß man davon begeiſtert wurde, daß man applaudirte, daß man jubelte und Beifall rief. Endlich, berichtet es uns, daß gerade mitten in einer bezaubernden Pirouette, mitten im Zuruf der Menge Demoiſelle Düparc plötzlich ohnmächtig geworden ſei, weil ſie in der kurfürſtlichen Loge den Grafen von Torgau als den König von Polen erkannte, der mit der Gräfin von Coſel erſchien.

Dieſer Auftritt, der unter dem entzückten Publikum das größeſte Beileid und die regeſte Theilnahme hervorrief, beunruhigte auch Friedrich Auguſt. Er ſchickte den Kammerdiener, den Hofmarſchall, den Adjudanten, endlich

ging er selbst, um sich nach dem Befinden der Kranken zu erkundigen. Die Gräfin von Cosel, die augenblicklich wußte, wie sie damit daran war, überschüttete ihn bei seiner Rückkehr mit Vorwürfen, Thränen und heftigen Worten, denen auszuweichen er keinen andern Ausweg fand, als den in die Loge seiner Frau.

Bei Dieser wohnte er der Vorstellung, minder gestört, wie es scheint, bis zum Schlusse bei. Während die Königin Eberhardine, beschämt und erröthend die Blicke senkte, so oft sie die freien Bewegungen der Tänzerin sah, befahl enthusiasmirt und aufgeregt davon ihr Gemahl ein Souper bei dem Intendanten des Hoftheaters anzurichten. Spät in der Nacht traf er bei diesem mit Demoiselle Düparc wieder zusammen. Der Champagner schäumte, die Augen glühten, die Worte flogen flüsternd, lachend, scherzend hin und her. Es war ein Fest, wie jenes in Brüssel. Nur daß die geniale Künstlerin nicht von Vestalinnen sprach. Sie redete von Liebe, von Glück, von hoher Gnade. Sie wiederholte, was Friedrich August schon von so vielen andern Frauen gehört hatte, das Geständniß, daß er gesiegt habe.

Während dessen saß die Gräfin von Cosel daheim und weinte. Die Kerzen waren heruntergebrannt, ihre Kleider, ihr Geschmeide lagen zerstreut umher. Sie konnte nicht schlafen. Der Flattersinn des Königs machte ihr Schmerz. Sie war durchaus nicht jene leichtfertige und frivole Person, als welche man sie gewöhnlich geschildert findet. Im Gegentheil, sie besaß eine große Klugheit

und ſchöne Charakterſtärke. Hatte ſie ſich dem Könige auch nicht aus reiner Liebe, aus blindem Enthuſiasmus hingegeben, ſo that ſie es auch nicht aus gänschenhafter Laune, aus kindiſcher Eitelkeit. Vielmehr beweiſt die Beſonnenheit und Überlegung, mit der ſie in das Verhältniß einging, daß ſie das Herz des Königs wie ein Miniſterportefeuille übernahm. Sie wollte ſich eine hohe Stellung, einen hervorragenden Platz verſchaffen. Sie wollte eine Bedeutung haben, einen Namen, einen Glanz in der Geſchichte.

Mit dieſer Berechnung wurde ſie Maitreſſe. Sie gab die Ruhe, den guten Ruf, die ländliche Zurückgezogenheit auf, um die Neigung des Königs wie eine Anſtellung, welche die Ausſicht auf Avancement hat, anzunehmen. Sie traute ſeinen Verſprechungen, ſeinen Schwüren, ihren eigenen Reizen eine ewige Dauer zu. Lange Jahre beſtärkten ſie darin. Sie hatte ſich an ihr Glück, an die Gunſt ihres Geliebten, an Pracht, Reichthum und Einfluß gewöhnt. Daß ſie das Alles verlieren könne, ahnte ſie vielleicht zuerſt in jener einſamen Nacht, die ſie in Thränen verbrachte.

Noch aber war der eigentliche Wendepunkt ihres Schickſales nicht da. Friedrich Auguſt ſcheint die Demoiſelle Düvarc am Ende doch für nichts anderes als eine gewöhnliche femme entretenue angeſehen zu haben. Die erklärte Maitreſſe blieb die Gräfin von Coſel vor wie nach. Auch fiel der Glanzpunkt ihrer Liaiſon gerade erſt in dieſe Zeit, die ihrer Ungnade kurz vorherging.

Der Anlaß, welcher den Herrn von Pölnitz zu dem Ausspruche veranlaßte: „Keine andere Maitresse wurde jemals von dem Könige so ausgezeichnet,“ war der Besuch, welchen der König Friedrich IV. von Dänemark bei seiner Rückkehr von Italien dem Hofe von Dresden machte. Bei den pomphaften Festen, die dem hohen Gaste zu Ehren gegeben wurden, erschien die Gräfin von Cosel als die wahre und ausschließliche Königin, vor welcher sich Alles beugte. Der dänische Monarch selber, zeichnete sie auf die schmeichelhafteste Weise aus. Bei einer Gala-Tafel, an der sich auch Eberhardine befand, nöthigte Friedrich IV. die Gräfin, als sie unter den aufwartenden Hofdamen erschien, zum Niedersitzen an seiner Seite.

Dieser, ihr schönster Triumph, war auch ihr letzter. Denn bald nach dem Glanz und dem Rausche dieser Feierlichkeiten, wurde Friedrich August bewogen, einen neuen Versuch zur Eroberung Polens zu machen. Karl XII. nämlich hatte am 9. Juli 1709 bei Pultawa eine Schlacht gegen die Russen und damit zugleich fast seine ganze Armee verloren. Verfolgt von seinen Feinden, flüchtete er bis in die Türkei.

Friedrich August, das Mißgeschick seines Gegners benutzend, gestützt auf die Freundschaft der Könige von Dänemark und Preußen und aufgemuntert durch den russischen Zaaren brach am 8. August 1709 mit einem Heere von 12,000 Mann nach Polen auf, von dem er vorläufig wieder durch den Titel eines rechtmäßigen

Königs Beſitz ergriff. Die Schmach, die er durch den entehrenden Verzicht darauf, auf ſich geladen, ſühnte er in ſeiner ſchon vorher angegebenen Weiſe wieder dadurch, daß er die beiden Bevollmächtigten, Imhof und Pfingſten, welche den Frieden in Altranſtädt eingeleitet hatten, als Landesverräther feſtſetzen ließ. Friedrich Förſter ſagt: „Auch hier zeigt ſich die Feigheit des Königs wieder, der nicht den Muth hatte, die Schuld von dem Frieden, zu deſſen Unterzeichnung er von Polen ſich in Sachſen freiwillig eingefunden hatte, und deſſen Bedingungen er nur allzuwohl kannte, allein auf ſich zu nehmen. Nicht minder entehrte er ſich dadurch, daß er die Krone, die er den ungetreuen Polen in größter Erbitterung und Verachtung vor die Füße geworfen, demüthigſt aus dem Schmutz wieder aufnahm und ſich jetzt mit großer Gewiſſenhaftigkeit auf die der Nation geſchworenen Eide berief, welche er längſt auf die leichtſinnigſte Weiſe gebrochen. Man kann nichts Haltloſeres leſen, als das Manifeſt vom 18. Auguſt 1709, in welchem Auguſt ſich wegen des Abſchluſſes des Altranſtädter Friedens, an welchen er ſich keineswegs gebunden achtet, zu rechtfertigen ſucht.“

Dieſe Rechtfertigung, die in der That eine faſt kindiſche zu nennen ſein dürfte, wollen wir hier nicht erſt mittheilen, ſondern nur anführen, daß Karl XII. aus der Türkei darauf, jeder angebotenen Übereinkunft zum Trotze, kurz und bündig erklärte „ſeine Feinde den Zaar Peter und den König Auguſt aufſuchen und verderben zu wollen, wo er ſie immer finden werde.“

Da sich indeß diese Drohung vor der Hand wie eine bloße Münchhausen'sche Rodomontade ausnahm, so kehrten sich seine Gegner nicht viel daran, sondern vertrieben Stanislaus aus der Republik und setzten das vorige Regiment wieder ein. Behauptet aber würde es sich schwerlich haben, wenn jener nordische Heldenkönig, der im November 1714 plötzlich wieder selbst auf dem Schauplatze des Krieges erschien, nicht schon am 11. Dezember 1718 in den Laufgräben von Friedrichshall von einer mörderischen Kugel erreicht worden wäre.

Nur dieser verdankt Friedrich August den Besitz der polnischen Krone, in welchem er bis an sein Ende geblieben. Nicht so glücklich war die Gräfin von Cosel in Hinsicht auf seine Liebe. Die Günstlinge Flemming und Bitzthum, welche ihn nach Polen begleitet hatten, benutzten die Gelegenheit um ihn der Herrschaft der Maitresse zu entziehen, die durch ihren Geist, ihren Verstand und den unbeschränkten Einfluß, den sie auf den König übte, jede Absicht, jeden Plan und jedes Ziel von ihrer Seite vereitelte. Eine unbedeutende und ihnen ergebene Kreatur mußte ihnen wünschenswerth sein, weil sie durch diese der Einwirkung auf ihren Herrn vollständig sicher waren. Die Gräfin von Cosel, die Alles, was sie geworden, sich selbst zu danken hatte und welche überdies die Hofschranzen und die ganze sächsische Camarilla vollständig übersah und in Schach zu halten wußte, fühlte und konnte von Erkenntlichkeit gegen diese verächtliche Sippschaft nichts fühlen. Darum hatte sie dieselbe gegen

ſich, wovon ſie aber ſo lange wohlweislich nichts merken ließ, als ſie Friedrich Auguſt unter den Augen und den Händen dieſer Dame ſah.

Erſt, als er dieſen entrückt, ihr ganz allein anheimfiel, fing ſie an, alle ihre Mienen ſpringen zu laſſen. Täglich brachte ſie eine Perfidie, eine Untreue, eine Gewaltthätigkeit, die die Gräfin von Coſel begangen haben ſollte, zu den Ohren des Königs. Kürzlich, ſagte der Eine, hat ſie ein beißendes Bonmot auf den Monarchen gemacht. Vor längerer Zeit pflog ſie ein zärtliches Verhältniß mit dem Grafen von Lecheronne, meinte der Andere. Der Dritte ſprach davon, daß ſie neulich dem Fürſten von Fürſtenberg in's Geſicht geſpieen, weil er ihr nicht habe Geld aus der Staatskaſſe geben wollen. So ging es weiter. Alle Augenblicke wußte man einen neuen Skandal, eine andere Bosheit, ein friſches Verbrechen. Aber das wirkte nicht. Dafür hatte Friedrich Auguſt nicht Sinn. Nur eine neue Schönheit, eine andere Geliebte, ein friſches Verhältniß konnte ihn dem Zauber der Gräfin von Coſel entziehen. Da ſie das endlich merkten, ſchlugen ſie ihm eine gewiſſe Gräfin Dönhof zur Maitreſſe vor. Das „galante Sachſen“ erzählt, daß der Herr von Vitzthum dem Könige bei dieſer Gelegenheit folgende Vorſtellung gemacht habe. „Da Ew. Majeſtät,“ ſoll er geſagt haben, „einen gedoppelten Hofſtaat führen, ſo iſt es auch durchaus nöthig, daß ſie zwei Maitreſſen beſitzen. Auf dieſe Weiſe werden Sie Ihre beiden Nationen zufriedenſtellen. Gegenwärtig beklagen ſich die Polen laut

darüber, daß Sie eine sächsische Geliebte haben; verlassen Sie diese einer Polin wegen, so werden die Sachsen schreien. Das Beste demnach also ist, daß Sie von beiden Völkerschaften eine nehmen, dann sind sie beide befriedigt."

Diese Motivirung scheint Friedrich August eingeleuchtet zu haben, wenigstens bewilligte er, daß man ihm die Gräfin Dönhof präsentirte. Obschon er nun bei dieser Gelegenheit klagte, daß sie eigentlich ein wenig zu mager, gar zu languissant und eine schlechte Tänzerin sei, entschloß er sich dennoch sie von ihrem Manne scheiden und in seine nächste Umgebung treten zu lassen.

Als die Gräfin von Cosel davon Nachricht erhielt, machte sie sich, obgleich sie eben erst ein neues Wochenbett überstanden, auf den Weg nach Warschau, um den ungetreuen Geliebten zu sich zurückzuführen.

Es würde ihr dies ohne Zweifel auch gelungen sein, wenn ihre Feinde ihr Eintreffen nicht zu verhindern verstanden. Diese aber, sobald sie von der Absicht der Gräfin von Cosel hörten, veranlaßten den König durch die Dönhof ihr Polen zu verbieten.

Einer Ordonnanz, die der Gräfin von Cosel entgegenging und sie in Widowa (Windawa) traf, setzte sie bei der Verhinderung der Weiterreise die Pistole auf die Brust. Aber es half ihr Nichts. Sie mußte zurück. Wuth, Rache, Verzweiflung im Herzen, kehrte sie um. Doch gab sie ihre Sache nicht verloren. Sie hatte die schriftlichen Verbrechen des Königs in Händen. Wie

ein weiblicher Shylock der Liebe beſtand ſie auf ihren Schein, aus deſſen Exiſtenz ſie nie ein Geheimniß und jetzt eine ganz öffentliche Angelegenheit machte. Sie berief, ſie ſtützte ſich darauf; ſie ſagte: hier iſt ſein Wort, ſein Schwur, ſein heiliger Eid. Ich bin keine Concubine, kein Kebsweib, keine Beiſchläferin im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Mein Verhältniß zum Könige iſt verbrieft. Hier habe ich den Contract in Händen, der mich ſicher ſtellt.

Dieſe Sicherſtellung aber war eine Illuſion, die gehegt zu haben, ſie bitter genug büßen ſollte. Denn kaum, daß der König die Berufung der Gräfin von Coſel auf ſein ſchriftliches Eheverſprechen vernahm, ſo befahl er ihr daſſelbe mit Gewalt zu entreißen. Da ſie bei ſeiner und der Gräfin Dönhof Ankunft in Dresden ſchon durch die brutalſten Mittel gezwungen worden war, dieſe Stadt zu verlaſſen und ihren Aufenthalt in Pillnitz zu nehmen, ſo fürchtete ſie mit Recht das Ärgſte von dieſem Befehle und floh, ehe er ausgeführt werden konnte, nach Berlin.

Hier, wo ſie ſonſt in großem Anſehen geſtanden, fand ſie, was gefallene Günſtlinge immer zu finden pflegen, ein leiſes Achſelzucken, eine froſtige Höflichkeit und den Triumph der Schadenfreude. Der Neid war von jeher der Schatten des Ruhms Er nimmt zu mit dem Sinken des Glücks, welches die Sonne der Größe iſt. Die Gräfin von Coſel erprobte das. Einſam, verlaſſen und ſtill ſaß ſie in Berlin. Keine Karoſſen, keine Viſiten, keine Schmeichler kamen. Nur eine Weiſung allerhöchſten

Ortes klopfte an ihre Thür, um ſie aus der Hauptſtadt zu entfernen. Sie ging nach Halle. Wie ſie dort zu leben pflegte, haben wir aus dem früher ſchon mitgetheilten Briefe des Herrn von Loen geſehen. Hier fügen wir nur noch an, daß Friedrich Auguſt, damit nicht zufrieden, die Abſcheulichkeit beging, ſie ſich wie eine Staatsverbrecherin von Preußen ausliefern zu laſſen. Sie wurde durch preußiſches Militair bis an die Grenze escortirt, dort von einem ſächſiſchen Piket in Empfang genommen und auf die Feſtung Stolpe gebracht.

Alle Aufzeichnungen, die über die entwürdigende Behandlung vorhanden ſind, bekunden daß die unglückliche Frau ſie mit großer Standhaftigkeit und mit einer ſtummen Verachtung ertrug, welche den König von Polen ebenſo verurtheilt, wie jene Reſignation der Aurora von Königsmark. Zu keiner Schmähung, zu keinem Schimpfen und Hadern ließ ſie ſich hinreißen. Ruhig und gefaßt ertrug ſie Alles. Als ſie gefangen genommen wurde, ſagte ſie nichts, als: „Welche Ungerechtigkeit! Welche Barbarei! Ich bin ja doch die Mutter ſeiner Kinder!“ Früher ſchon hatte ſie verlangt: daß man ſie richten ſolle, wenn ſie für ſchuldig gelte.

Auf dem Transport nach der Feſtung, wie auf dieſer ſelbſt, benahm ſie ſich durchaus edelmüthig und würdig. Dem preußiſchen Lieutenant, der die Escorte nach der ſächſiſchen Grenze führte, verehrte ſie eine Doſe und eine Uhr von großem Werthe. Unter die Soldaten vertheilte ſie Alles, was ſie an Gelde beſaß.

In der Gefangenſchaft ſelbſt lebte ſie fünfundvierzig Jahre. Nach Auguſt's Tode wurde ihr zwar eine größere Freiheit geſtattet, dieſe aber wenig von ihr benutzt. Sie konnte ſich nicht einmal entſchließen ihr Gefängniß zu verlaſſen, ſo ſehr hatte ſie ſich die lange Zeit hindurch gewöhnt an die Stille, an die leeren Wände, an ihr unverdientes Geſchick. Was ſollte ſie auch noch draußen in der Welt, nachdem ſie ſechsundzwanzig Jahre im Kerker geſchmachtet hatte? Ihre Wünſche, ihre Hoffnungen, ihre Träume paßten nicht mehr unter die Menſchen. Ihre Freunde, ihre Verehrer, ihre Schmeichler waren todt oder untreu. Ihre Geſchichte klang den Leuten wie ein Mährchen. Sie war faſt wie verſchollen. Daß ſie jedoch mit ihrem Schmerze und der Grauſamkeit Friedrich Auguſt's auch nach deſſen Tode keinen Prunk, keine Oſtentation getrieben, das muß als etwas betrachtet werden, das ſehr zu ihrem Beſten ſpricht. Eine gewöhnliche Natur iſt dieſer Zurückhaltung, dieſes Schweigens nicht fähig. Nur eine edlere kann das thun. Daß ſie dieſe durchaus und im wahren Sinne des Wortes geweſen, das beweiſt unter anderem auch die Vorliebe, mit der ſie ſich in ihrer Gefangenſchaft mit der Literatur und beſonders mit der franzöſiſchen beſchäftigte. Außer den Büchern wandte ſie ihre meiſte Sorgfalt und Muße der Beſtellung eines kleinen Gartens zu.

Die Rancüne, die Friedrich der Große, ſo lange er im ſiebenjährigen Kriege Sachſen in der Gewalt hatte, dadurch an ihr übte, daß er ihr die ihr ausgeſetzte

Penſion in ſogenannten Ephraimiten, einer Münze, welche wenig galt und durch den Juden Ephraim zu Leipzig unter preußiſcher Genehmigung geprägt wurde, auszahlen ließ, iſt ein kleiner Charakterzug, den wir leider dem großen Könige nicht gerade zur Ehre anrechnen können. Gegen eine geſunkene Größe, noch dazu eine weibliche, ſei ſie nun auch ſo zweideutig wie ſie wolle, ungroßmüthig zu handeln, iſt ein Beginnen, daß wir nie und an keinem Menſchen loben werden.

Daß die Gräfin von Coſel übrigens dieſe Münzen zum Schimpfe für den preußiſchen Eroberer an die Wand ihres Zimmers nagelte, iſt eine Rache, die wir deswegen vollkommen gerechtfertigt finden. Rührend aber ſcheint uns die Liebe, mit welcher ſie vierzig ſogenannte Coſel'ſche Gulden, die Auguſt einer Sage nach in Folge einer Wette mit ihr in den Jahren 1705—1707 hatte ſchlagen laſſen, aufbewahrte. Waren ſie doch eigentlich Alles, was ihr von ihrem Glücke geblieben!

Sie ſtarb 1759. Friedrich Auguſt hatte nach ihr, außer der Gräfin Dönhof, noch zwei andere, einigermaßen bemerkenswerthe Maitreſſen, ein Fräulein von Dieskau nämlich und ein Fräulein von Oſterhauſen. Da aber keine von ihnen großen Einfluß gewann und alle nur gewöhnliche Frauenzimmer geweſen zu ſein ſcheinen, ſo unterlaſſen wir es, ſie hier noch beſonders zu ſchildern. Es iſt eine andere Perſönlichkeit und ein anderer Hof, die nun unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen haben. Der preußiſche nämlich und die berühmte Frau von Lichtenau.

Gräfin Wilhelmine von Lichtenau.

Das Leben und die Schickſale, der, unter dieſem Namen, ſehr bekannt gewordenen Frau, fallen zwar über die Jahreszahlen, aber nicht über den Geiſt der Periode hinaus, welche Ludwig der Vierzehnte und Fünfzehnte in der Geſchichte ausgefüllt haben. Mit Recht glauben wir daher ſie mit einbegreifen zu müſſen in dieſe Epoche, deren entſittlichendem Einfluſſe Preußen erſt unter der Regierung Friedrich Wilhelm des Zweiten erlag, deſſen Hof gleichſam das letzte Aſyl jener Frivolität des ablaufenden Jahrhunderts wurde, die in Verſailles erzeugt und zum guten Tone der damaligen Welt gemacht worden war.

Während Dresden unter Friedrich Auguſt ſchon ganz und gar in dem Weſen der nichtsnutzigſten Galanterie auf und wir möchten ſagen, zu Grunde gegangen war, zeigte ſich in Berlin noch keine Spur davon. „Hier," ſo ſchreibt der Herr von Loen 1718, um uns noch einmal auf Dieſen zu berufen, „ſehe ich einen königlichen Hof, der nichts Glänzendes und nichts Prächtiges, als ſeine Soldaten hat. Es iſt alſo möglich, daß man ein

großer König sein kann, ohne die Majestät in dem äußerlichen Pomp und in einem langen Schweif buntfarbiger, mit Gold und Silber beschlagenen Creaturen zu suchen. Hier ist die hohe Schule der Ordnung und der Haushaltungskunst, wo Große und Kleine sich nach dem Exempel ihres Oberhaupts mustern lernen. Ich habe, so lang ich in Berlin gewesen, kein ganz mit Galonen besetztes Kleid gesehen. Die kostbarsten Kleider haben nicht über etlich und zwanzig Loth Gold oder Silber: sie sind meistentheils gestickt und dieses so nett, so niedlich und so wohl an den Leib gepaßt, daß man nichts Schöneres sehen kann."

„Wenn man von dem Berliner Hofe redet," heißt es weiter, „so verstehet man darunter nur die Kriegsleute, diese allein machen eigentlich den königlichen Hof aus. Die Räthe, die Kammerherren, Hofjunker und dergleichen, wenn sie nicht zugleich Kriegsämter haben, werden nicht geachtet und kommen meistentheils wenig nach Hof; die Gelehrten aber haben sich bei dem König am meisten verächtlich gemacht. Er hat einige dieser Leute um sich, weil er ihrer nicht entbehren kann, sie sind aber bei weitem nicht so geschliffen wie seine Soldaten. Die Zucht macht Leute; die preußische ist herrlich. Die wenigsten Gelehrten haben eine edle Erziehung und eine gute Lebensart. Auf Universitäten schwärmen sie in einer wilden Freiheit. Beides: geistliche als weltliche Ämter werden mit solchen Leuten besetzt, die gewohnt sind nach ihrem Eigensinn zu denken, zu lehren und zu leben. Nichts ist

lächerlicher als ihr Hochmuth. Es ist eine Verehrung unter diesem lateinischen Volk, daß ein vernünftiger Mann darüber gar leicht in die Sünde der Spötterei verfallen kann. Man halte es demnach einem großen König zu gut, der gewohnt ist von Jugend auf die artigsten und belebtesten Leute um sich zu haben, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet."

„Ich kenne unter den preußischen Soldaten," so fährt unser historischer Gewährsmann fort, „verschiedene kluge Köpfe, welche den Wissenschaften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerk eigentlich ist, Gelehrte zu sein. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und zu allerhand Verschickungen an andere Höfe. Er kann damit mehr ausrichten, als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläuftige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weiß."

Nicht zu leben wissen, das ist ein Vorwurf, den man den deutschen Gelehrten von jeher gemacht hat. Mit wie viel Recht oder Unrecht, wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber entschieden protestiren müssen wir gegen die Ansicht, als wären die damaligen Männer der Wissenschaft so ganz unnütz und thörigt gewesen, als unser guter Herr von Loen uns weiß machen will.

Der Hochmuth und der Eigensinn zu denken, zu lehren und zu leben, von denen unser Autor spricht, sind Dinge, die dem sogenannten lateinischen Volke zur Ehre und nicht zur Schande gereichen, denn es documentirt sich darin nichts anderes, als das schöne Element der geistigen

Freiheit, das im Stolze seines Bewußtseins von jeher der Feind alles Kamaschendienstes und aller sterilen Subordination gewesen ist. Wie streng diese zu jener Zeit am preußischen Hofe aber geführt und gehandhabt wurden, das ist zur Genüge bekannt. Man weiß, daß das Leben an demselben fast ein immerwährender Wachtdienst war. Da geschah Alles auf Ordre, auf Tagesbefehl, auf Rücksicht der Disciplin. Jede Miene, jeder Schritt, jedes Wort wurde kommandirt. Das Lächeln, der Athem, der Schlag des Herzens hatten ihre Parole. Eine freie Regung, eine selbstständige Überzeugung, eine eigene Ansicht hegen, das hieß sich des Hochverraths, des Majestätsverbrechens schuldig machen. Pariren, nicht raisonniren! Das gab die große Maxime der preußischen Monarchen ab, die sich bei ihnen vererbt hat, wie ein Muttermaal, welches die Zeit zwar verwischt, aber nicht ausgelöscht hat. Noch jetzt bildet es das innerste Geheimniß ihrer Staatskunst, welche auf die politisch ganz richtige Prämisse basirt, daß sich eine Regierung nur durch das behauptet, durch was sie entstanden. Entstanden ist die Regierung der Hohenzollern durch Militairgewalt, nur durch Militairgewalt kann sie sich behaupten. Wie sie sich ihr Reich, ihre Krone, ihr europäisches Ansehen durch das Schwert erworben, so vermag sie auch nur durch das Schwert sich das Alles zu erhalten. Sei dies nun nach Innen oder nach Außen der Fall. Das Schwert ist das entscheidende Gewicht in der Waagschale der Könige von Preußen, die sich dazu erhoben in einer Zeit, in

welcher, wie der ältere Ségur, auf den wir uns hier noch oft zu berufen haben werden, sagt „der Degen fast allein zum Grabstichel der Geschichte diente.“*)

Es war dies dieselbe Zeit, von der Montesquieu schrieb: „Es hat sich jetzt eine neue Krankheit über Europa verbreitet, die alle unsere Fürsten ergriffen und sie eine große Zahl zusammengerafften Truppen unterhalten läßt, die fortwährend im Wachsen ist. Denn sobald der eine Staat sie vermehrt, vermehrt sie auch der andere, wodurch nichts, als der allgemeine Ruin gewonnen wird.“

Bei diesem allgemeinen Ruin konnte nur ein Staat gewinnen, der von Hause aus, so militairisch organisirt war, wie der preußische, der in dieser Epoche berühmt wurde durch jene „herrliche Zucht,“ von der Herr von Loen, wie wir gesehen haben, rühmt, daß sie „Leute“ macht. Diese Leute, d. h. die Soldaten, die Friedrich Wilhelm dem Ersten Politik, Liebhaberei, Luxus, Feste und glänzende Schauspiele ersetzten, gestalteten sich unter seinem Sohne Friedrich dem Großen zu jener siegreichen Armee, die ihm Schlesien eroberte, die Franzosen, die Russen, die Oestreicher und die Sachsen schlug, aber zugleich auch in gewisser Beziehung die Last und die Geissel des Landes ausmachen half. Da waren immer Requisi-

*) „L'épée pouvait presque seule servir de burin à l'histoire.“

(Histoire des principaux événemens du règne de Fréd. Guill II)

tionen, Aushebungen und Steuern, da gab es immer neue Auflagen, neue Gefälle und Abgaben, welches freilich Alles, wie Ségur mit Recht bemerkt, weniger unerträglich erſchien, weil es immer dazu benutzt wurde um den Ruhm, das Territorium und die Bevölkerung zu vergrößern. Die Erſchöpfung und die üble Nachwirkung zeigte ſich erſt, als die Friedensbeſtimmungen dauernd und dem großen Könige die letzten Mußeſtunden ſeines Lebens durch jene triſte Weltanſicht verbittert wurden, deren Ausdruck in dem Seufzer, daß er müde ſei über Sclaven zu herrſchen und in dem Wunſche bei ſeinen Hunden begraben zu werden, hinlänglich abgeprägt zu finden iſt.

Nachdem der Krieg beendet, die Schlachten gewonnen, ſehnte ſich Friedrich, dem das Studium, wie man ſagt, eine Erholung von ſeinen Siegen und Staatsgeſchäften war, nach einem Genoſſen ſeiner kühnen und freiſinnigen Philoſophie. In ſeinen Ideen erfaßt, in ſeinen Gedanken begriffen, wollte er ſein. Verſtändniß, Wiſſen, ein großes Herz wünſchte er aufzufinden. Aber wo war das in ſeinem Staate? Sein Staat beſtand aus Soldaten. Die Gemeinen vergötterten ihn, die Offiziere folgten ihm blindlings, die Generale wußten ſeine Befehle auf das Prompteſte auszuführen. Kämpfen, ſtreiten, den Feind überwinden, das konnte er mit ihnen; außerdem vielleicht auch noch mit ihnen ſpeiſen, Zoten und derbe Witzworte machen, aber denken, fühlen, empfinden, das konnte er nicht mit ihnen. Da ſtand er allein; da ſah er ſich einſam auf ſeinem Schloſſe zu Sansſouci. Der Freund,

der Gelehrte, der Dichter fehlte ihm. Er verſchrieb ſich Voltaire. In Preußen ſelbſt fand er keinen, weil eben jene herrliche Zucht, die, wie wir ſahen, Herr von Loen ſo verſchwenderiſch zu loben wußte, ſie vertrieben, unterdrückt oder ſcheu gemacht hatte. Wie König Philipp im „Don Carlos“ von Schiller, ſo ſeufzte Friedrich nach einem Menſchen mit freier, großer Seele. Nach einem von jenem lateiniſchen Volke, ſeufzte er, nach einem mit dem Eigenſinn zu denken, zu lehren und zu leben, nach einem mit dem Stolz und dem Hochmuth des Pedanten. Nichts als Soldaten, fand er, die Leute jener herrlichen Zucht. In der Verzweiflung darüber verfiel er in die traurige Hypochondrie, die wir den letzten Abend ſeines Lebens umſchleiern ſehen. Sein Daſein verfinſterte ſich, ſein Tod war elend.

Friedrich Wilhelm der Zweite, der dieſem Helden folgte, ihn aber nicht erſetzte, war einſt von dem Verſtorbenen nach Ausführung einer ſchwierigen und gefährlichen Kriegsoperation umarmt und mit den Worten belobt worden: „Ihr habt die Sache ſo gut gethan, daß ich ſelbſt ſie nicht hätte beſſer machen können. Darum ſehe ich von nun an in Euch nicht mehr meinen Neffen, ſondern meinen Sohn.“

Dieſen durch den feierlichen Akt gleichſam adoptirten Sohn aber vernachläſſigte Friedrich bald, nachdem er Frieden geſchloſſen, weil er in ihm keinen Geiſt, ſondern eben auch nur einen gewöhnlichen Soldaten fand. Den Ruhm, niemals ſein Wort gebrochen zu haben, ſchlug er

so hoch nicht an, als das Volk, daß ihn bei seiner Thronbesteigung begrüßte, wie man das Glück, das Heil, den Segen begrüßt. Wie der vierzehnte und fünfzehnte Ludwig, wie Friedrich August, so wurde auch Friedrich Wilhelm der Zweite, der Vielgeliebte geheißen. Das Jahrhundert dieser Könige war trunken von Überschätzung, Ruhmrednerei und blindem Enthusiasmus. Die kopflose Vergötterung schwacher oder lasterhafter Monarchen ist das Verdammungsurtheil, das es sich selbst vor dem Richterstuhle der Nachwelt gesprochen. Denn nur eine schlechte, verdorbene Zeit konnte Regenten mit jener Liebe und Begeisterung überschütten, die Johannes Müller ohne Zweifel zum größesten Theile mit in jenen „Pöbel der Könige" einbegriffen haben würde, von welchem er in seinen vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichte spricht.

Über Friedrich Wilhelm II. speziell sagt Ségur in der Einleitung zu dessen Geschichte, indem er ihn mit seinem Oheim vergleicht: „Der Eine ließ unserem Jahrhundert einen berühmten Namen, der Andere hat darin nichts als eine hohe Stelle bekleidet. Der Erste hat große Dinge verrichtet, der Zweite solchen nur beigewohnt. Nichts desteweniger sind sie geeignet unsere Aufmerksamkeit in gleichem Grade in Anspruch zu nehmen, denn alle Beide haben Einfluß auf die Geschichte Europa's gehabt dieser vermöge seines Genies und jener durch seine Schwäche."

„Friedrich Wilhelm II.," heißt es weiter, „der Erbe der Macht Friedrichs des Großen, aber nicht seines

Ruhmes, hatte von ſeinem Oheim alle Anleitungen für den Thron, nur nicht das Talent ſie zu benutzen, erhalten können. Als Militair in der beſten Schule gebildet, iſt er doch durchaus Soldat ohne Genie, der den Krieg ohne Methode und Erfolge führt; umgeben von klugen Miniſtern, welche eingeweiht in alle Pläne ſeines Vorgängers ſind, bringt er nichts deſto weniger faſt ganz Europa durch ſeine Politik in Verwirrung, erſchöpft ſein Land durch große Rüſtungen, macht ſich Feinde durch ſeine Drohungen und ſchreckt die Freunde durch ſeine Veränderlichkeit ab. Aufgeſtachelt durch ſeine Eitelkeit, zurückgehalten von ſeiner geiſtigen Trägheit, in Feſſeln geſchlagen durch kindiſchen Aberglauben und entnervt von ſinnlichen Ausſchweifungen, bringt er nichts von alle dem in Ausführung, was vorzunehmen er ſich vorgeſetzt, vollendet er nichts, was er begonnen. Nachdem er der Reihe nach faſt alle europäiſchen Mächte in den Erwartungen über ihn betrogen oder irregeführt, begünſtigt ihn das Schickſal, dem es oft die genaueſten Berechnungen der Politik zu täuſchen beliebt, in einer ſolchen Weiſe, daß ſeiner Schwäche, mitten in einer Zeit, in der die Leidenſchaften bis auf's Höchſte entflammten, ein Reſultat gelingt, welches kaum die Frucht der geſchickteſten Beherrſchung aller Umſtände hätte ſein können. Er vergrößert ſeine Staaten und ſtirbt, ſeinem Königreich einen Frieden hinterlaſſend, den die ganze damalige Welt nicht beſaß."

„Nie," fährt der genannte Hiſtoriker fort, „ſah man

so viel gefaßte Entschlüsse, aufgegeben, so viel schöne Hoffnungen vereitelt, so viel glänzende Namen verdunkelt. Nie entflammte der Fanatismus der Religion und der Freiheit in helleren Flammen, nie wurde mehr Blut vergossen, mehr Glück zerstört, mehr Leben geopfert. Der Brand war um so erschreckender, je länger die Ruhe gedauert hatte, die ihm vorangegangen. Jedes Jahr sah man abwechselnd die Könige Europa's Frankreich mit dem Schicksale Europa's bedrohen und Frankreich dagegen die festesten Throne des Auslandes erschüttern und stürzen. Gewiß ist es bemerkenswerth, daß im Schooße dieser allgemeinen Umwälzung, dieser Folge von blutigen Schlachten, mörderischen Belagerungen, raschen Eroberungszügen, dieser weltumfassenden Revolution, wir sagen: gewiß ist es bemerkenswerth, daß inmitten des Umsturzes aller Stände, aller Grundsätze, aller Mächte und Dynastieen ein Militairkönig zu schildern bleibt, der, dem Ruhme abgewandt, in tiefem Frieden zwischen den Vulkanen schlummert, die ihn umringen, seine abgeschwächte Einbildungskraft den phantastischen Gaukeleien der Illuminaten überliefernd, sich durch die Träume des Aberglaubens und die Reize der Wollust leise in das Grab führen läßt."

Diese Schilderung muß um so auffallender erscheinen, als man sich dabei zu erinnern hat, daß Preußen eigentlich nur durch seine Armee zu einer Macht ersten Ranges geworden und daß, wie Ségur bemerkt „in dem Gleichgewicht der Politik Alles entschieden wird durch die Wucht des Schwertes und durch die Größe des Heeres."

Mirabeau in seiner „geheimen Geschichte des preußischen Hofes," sagt bei Gelegenheit des Eides, den die preußische Soldateska dem Könige zu leisten hatte: „Das ganze kriegerische Schauspiel, diese Haufen Soldaten, welche vom frühen Morgen an die Straßen füllen, die Eilfertigkeit, mit der sie schwören müssen, das Alles zeigt nur zu sehr daß Preußen ein rein militairischer Staat ist und daß Friedrich Wilhelm II. sagt: „Ich bin vorzüglich der König der Armee und setze mein ganzes Vertrauen auf sie, weil ich ohne sie vielleicht kein Reich habe."

„Ich bin überzeugt," fügt der Verfasser jener berühmt gewordenen Briefe, die Segur, wie uns scheint, ein wenig zu geringschätzig als eine bloße Schmähschrift bezeichnet, hinzu „ich bin überzeugt, daß diese ganze militairische Form unter der neuen Regierung gar sehr gemildert werden wird."

Gemildert aber wurde sie nur in so weit, als das Nichtvorhandensein eines Feldherrngenies es zur Nothwendigkeit machte. Während Friedrich der Große nach dem Urtheile aller Strategen in seinen Vertheidigungskriegen eben so viel kluge Berechnung, als Kühnheit in seinen Angriffskriegen zeigte, bewies Friedrich Wilhelm II. von allem dem nichts. Seine Operationen in Polen gegen Kosciusko, so wie sein Zug gegen Frankreich geben Belege dazu. Ueberall erlitt er Niederlagen, überall documentirte sich der Mangel an Ueberblick, an kriegerischer Energie, an Entschlossenheit und rascher Beobachtungsgabe. Die Ländereien, die sein großer Vorgänger erworben und we-

für ihn, wie es in den Bemerkungen zum Leben Friedrichs II. heißt, die Moral verdammt, aber die Diplomatie entschuldigt, würde er unter anderen Umständen kaum behalten haben. Daß er jedoch neue Erwerbungen dazu machen konnte, geschah nur vermittelst jener „politischen Perfidie", welche er im Einverständnisse mit Katharina II. gegen das unglückselige Polen beging. — Trotzdem er diesem Reiche in einem Vertrage von 1790 feierlich angelobt hatte, wie es dort im 6. Artikel heißt: „daß, wenn irgend eine fremde Macht es sich einfallen lassen sollte, sich in die inneren Angelegenheiten der Republik, sei es unter welchem Vorwande es immer wolle, einzumischen, der König von Preußen zuerst im Guten davon abmahnen, aber im Falle dies keine Folge hätte, bezugs der bestehenden Vereinigung zwischen dem Wahlreiche und ihm, zum thätlichen Abweis dessen aufstehen werde," wir sagen, trotzdem er dies feierlich angelobt, verbündete er sich 1792 mit der russischen Kaiserin zur widerrechtlichen Theilung des Landes, das er zuvor zu schützen versprochen.

Es ist hier nicht der Ort, diese That in ihrem ganzen politischen Umfange zu würdigen, wir erwähnen sie nur, weil sie beweist, daß Friedrich Wilhelm II. als König den Ruhm, welchen er als Prinz von Preußen, also als präsumtiver Thronerbe besaß, sein gegebenes Wort nie gebrochen zu haben, ganz und gar nicht behauptet hat, und daß sein großer Oheim im Rechte war, auf dieses Lob überhaupt wenig Bedeutung zu legen. Während

dieſer die Zügel der Regierung im achtundzwanzigſten Jahre, alſo in einem Alter ergriff, das dem ſinnlichen Genuſſe ſich gewiſſermaßen naturgemäß zugeneigt zeigt, ergriff ſie jener im zweiundvierzigſten, alſo in einer Lebensepoche, wo der Verſtand als der Beherrſcher der Leidenſchaften angenommen werden darf. Dennoch war er nicht im Stande den Ausſchweifungen zu entſagen und ſich wie jener mit ſeinem Ruhme zu beſchäftigen.

Zu Anfang ſeiner Regierung zwar ſchien es, als wollte er dieſem Leben entſagen, das ihn Friedrich dem Großen verächtlich gemacht. Die Strenge, mit der ihn dieſer behandelt, und die Kargheit, mit der er ihn ausgeſtattet hatte, ließ ihn kurz nach deſſen Tode den Ausſpruch thun: „Ich habe allein gelitten, nun will ich allein auch herrſchen.“

Wirklich zeigten ſeine erſten Maaßnahmen auch den guten Willen dazu. Mirabeau ſchreibt unter dem 29. Auguſt 1786: „Der König ſcheint ſeinen Gewohnheiten entſagen zu wollen, was die Sache ohne Zweifel ſehr hoch anfangen heißt. Er iſt drei Mal nach Schönhauſen gefahren, ohne Fräulein von Voß zu ſehen. Nicht eine Spur von Verliebtheit hat er gezeigt, kein weibliches Buſentuch hat er berührt, ſeitdem er den Thron beſtiegen. Ein Vertrauter ſeiner menſchlichen Schwachheiten hat ihm gerathen, nach Charlottenburg zu gehen, aber er erwiderte ihm: nein, alle meine alten Bekanntſchaften ſind da. Er legt ſich um zehn Uhr zu Bette und ſteht um vier Uhr wieder auf. Er arbeitet über-

mäßig und gewiß nicht ohne Anstrengung. Wenn er ausdauert, wird er das einzige Beispiel sein, fast dreißigjährige Angewohnheiten abgelegt zu haben.“ Aber schon am 4. October desselben Jahres heißt es weiter: „Es scheint erwiesen, daß die alten Gewohnheiten den Sieg davon tragen und der König nie etwas anderes werden wird, als was sein scharfsichtiger Oheim vorausgesehen. Unmöglich kann man sich vorstellen, wie groß bei den inneren Hausangelegenheiten Unordnungen und Zeitverschwendung sind. Die Bedienten fürchten seine Hitze, sind aber die Ersten, welche seine Unfähigkeit lächerlich machen. Kein Papier ist in Ordnung; kein Memoire bezeichnet, kein Brief wird persönlich eröffnet, und keine menschliche Macht würde ihn zwingen, vierzig Zeilen hinter einander zu lesen. Der Sturm der Leidenschaft und die äußere Trägheit sind in ihm vereinigt.“ Am 24. October meldet der neununddreißigste Brief: „Ich fange mit einer ganz sicheren Anekdote an, die mir mehr als einen völligen Aufschluß über die neue Regierung ertheilt. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen den 29. August im achtzehnten Briefe schrieb: Der König scheint sich von allen Angewohnheiten los zu machen. Er geht Abends um zehn Uhr zu Bette u. s. w. u. s. w.

Ich urtheilte damals wie jeder Andere dem Scheine nach. Freilich verschwand der König halb zehn Uhr, und jedermann glaubte, daß er zu Bette sei, indessen er im Innersten des Palastes bis tief in die Nacht hinein sardanapalische Feste feierte.“

Was es aber für eine Bewandtniß mit seinem Alleinregieren hatte, das fand Mirabeau sehr bald heraus. In eben diesem Briefwechsel wird irgendwo gesagt: „Friedrich der Zweite, der so ganz eigentlich zum Befehlen geboren war, hat niemals Furcht gezeigt, geleitet zu werden. Er war gewiß, es nicht zu sein. Friedrich Wilhelm der Zweite zittert davor und ist es doch."

In einem wie hohen Grade dies der Fall gewesen, bezeugen das Regiment Bischoffwerder's und Wöllner's, den man bezeichnender Weise den „kleinen König" nannte. Diese beiden waren allmächtig zu jener Zeit, und ihnen mußte auch der einzige geniale Staatsmann des damaligen Preußens, der Graf von Herzberg, weichen, welchen Friedrich Wilhelm II. im ersten guten Anlauf seiner Regierung mit allen Ehren und seinem ganzen Zutrauen beschenkte.

Die Berlinischen Jahrbücher sehen noch im Jahre 1788 die größesten Hoffnungen für Preußen in diesem Akte des neuen Monarchen. „Seine erste Königshandlung", heißt es darin enthusiastisch, „athmete gleich den Geist, den wir an unserem vielgeliebten Könige verehren. Belohnung und Ermunterung wahrer Verdienste; der Herr Graf von Herzberg, in dem Europa einen seiner ersten Staatsmänner erkennt, empfing von des Königs Majestät in der ersten Stunde der Regierung den großen schwarzen Adlerorden. Wer bemerkt hier nicht die erhabene Seele unseres geliebten Monarchen, wenn er bei der tiefsten Empfindung des Schmerzes über den unwiederbring-

lichen Verluſt ſchon Verdienſte zu belohnen ſtrebt? — Wer ſieht nicht hierin ſchon auf ihm den großen Geiſt ſeines erlauchten dahingeſchiedenen Onkels ruhen? Wir überlaſſen es Jedes eigenem Gefühl, eine Vergleichung in dieſer Abſicht zwiſchen unſerm König und ſeinem großen Vorgänger anzuſtellen. Uns dünkt es ein charakteriſtiſcher Zug eines großen Geiſtes zu ſein, wenn ſelbſt der gerechteſte Schmerz nicht die Empfindungen geprüfter Verdienſte unterdrückt. Es ſetzt dies die geſchärfteſte Beobachtung und innigſte Ueberzeugung derſelben voraus, welche denn auch nicht durch die heftigſten, obgleich der menſchlichen Seele eigenen Leidenſchaften verdunkelt werden kann."

Wie der Probſt Teller nachmals in der Predigt zum Gedächtniß Friedrich Wilhelms II. dieſen wegen des Religions-Edikts in Schutz nahm, und ſehr komiſcher Weiſe von ihm meinte: „Es kann mit Wahrheit von ihm geſagt werden, daß er Alles, was zum Glücke ſeiner Unterthanen gereichen konnte, nach ſeinem freundlichen Sinn wollte, inſoweit es ihm nicht verborgen blieb, oder er ſonſt durch mannigfache Umſtände, von welchen der Mächtigſte auf Erden, abhängig bleibt, nicht daran verhindert wurde; und alſo auch (welches hinzuzuſetzen die Unpartheilichkeit mir beſonders zur Pflicht macht) nichts dafür konnte, wenn ſeine Verfügungen, ſelbſt in den wichtigſten Angelegenheiten der Religion, bald mißverſtanden, bald übertrieben, und noch öfterer von falſchen Eiferern oder von irregeleiteten Schwärmern oder arg-

listigen Heuchlern gemißbraucht wurden." Wir sagen, wie Probst Teller den König wegen des Religions-Edikts zu entschuldigen wußte, ebenso haben auch die Berlinischen Jahrbücher in dem oben angeführten Auszuge das durch Ausschweifungen stumpf gewordene Wesen Friedrich Wilhelms auf das Glänzendste und Beste auszudeuten verstanden. Leider aber hatte die Sache einen anderen Grund. Seit langer Zeit durch das Mißtrauen seines großen Oheims aus dem Staatsrathe und von allen Regierungssachen entfernt, fühlte der neue Monarch in dem ersten Moment seiner Thronbesteigung sehr wohl, daß seine Hand nicht geübt sei, die Zügel der Regierung zu halten. Es mußte ihm daher nahe liegen, die Minister anzuerkennen, die dazu beigetragen hatten, die Herrschaft seines Vorgängers zu verherrlichen. Der Graf von Herzberg, der die Seele des alten Cabinettes war, muß, wenn als ein einseitiger, doch jedenfalls zugleich auch als ein gewiegter Politiker angesehen werden. Das Unglück seiner Staatskunst bestand in dem Irrthum seiner Ansicht, nicht aber in seiner Fähigkeit. Der höchste Gesichtspunkt seiner Verwaltung der Monarchie nach Außen bestand in dem Verlangen, Holland als „Brücke zu gebrauchen, um eine Verbindung Preußens mit England zu Stande zu bringen, und auf dieselbe ein Schiedsrichteramt Preußens über das mittlere Europa zu gründen."

Im Verfolg dieser Richtung und nach der damaligen Lehre von dem Gleichgewicht der Staaten erzeugte sich jenes merkwürdige Bündniß, das Preußen vereinigt mit

England zur osmanischen Pforte führte, um dem mit Rußland und Frankreich verbundenen Oesterreich gegenüber zu treten. J. G. Woltmann und K. A. Menzel schreiben in der Fortsetzung von „Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte" sehr richtig darüber: „Die Theorie war nicht unbedingt falsch, sie hatte aber den Fehler, daß sie ein der Wirklichkeit ähnliches Bild für die unmittelbare und vollständige Wirklichkeit selbst nahm. Die Wahrheit bestand in der richtigen Thatsache, daß zwischen mehreren Staaten natürliche, durch Stammgenossenschaft, Nachbarschaft oder Handelsgemeinschaft gegebene Bundesverhältnisse Statt finden, und in der durch mehrfache Erfahrungen bestätigten Wahrscheinlichkeit, daß die Eroberungspläne mächtiger Reiche durch die vereinte Entgegenwirkung kleinerer Staaten vereitelt, dem Geringsten durch die Theilnahme aller andern seine Rechte gegen die Größten gesichert werden können. Aber diese Wahrheit wurde dadurch vermindert, daß man die höheren geistigen und geschichtlichen Elemente der Völkerverbindung ganz außer Acht ließ, und nur materielle Verhältnisse in Anschlag brachte; sie wurde verkünstelt, indem man allzu entfernte Beziehungen beobachtete und die wirkenden und gegenwirkenden Kräfte, die Gewichte und Gegengewichte so vervielfältigte, daß die Waage Europa's zu einem höchst zusammengesetzten Kunstwerke wurde, dessen Schwebe bei der geringsten Berührung seiner Gewichte in's Schwanken gerieth, und nur durch ein äußerst verwickeltes Zusammenwirken wieder hergestellt werden konnte. Allerdings

mochte dieſes Zuſammenwirken zuweilen gelingen; gewöhnlich aber mußte es fehlſchlagen, weil es nicht auf die Natur der Dinge, ſondern auf künſtliche, oft ganz eingebildete Berechnungen begründet war. Selbſt die natürlichen Verbindungen verſagen zuweilen ihren Dienſt, und Freunde, Nachbarn und Brüder laſſen einander im Stiche; um wieviel nichtiger wär die Vorausſetzung, daß die Staaten und Völker über den jedesmaligen Stand eines bloß durch Gedanken und Vorausſetzungen beſtimmten Gleichgewichts ſämmtlich gleiche Anſichten faſſen und ſämmtlich geneigt ſein würden, für die Erhaltung oder Herſtellung deſſelben große Anſtrengungen zu machen. Es entging den Staatsweiſen dieſer Schule, daß das wirkliche Verhältniß der Völker ein weit anderes, als das an jenem eingebildeten Wagebalken hangende iſt, und daß in der Weltgeſchichte, wie im Leben nicht todte Gewichte und Gegengewichte, ſondern lebendige, und eben darum nicht wie Zahlen zu berechnende Kräfte mit einander verkehren. Aber gegen die Macht eines Gleichniſſes, welches herrſchenden Zeitanſichten zuſagte, ſchien ſelbſt die Erfahrung ihre Kraft verloren zu haben. Umſonſt ſah man, wie das in der Gleichgewichtslehre dem rechten Arme Rußlands als Hemmniß angelegte Schweden, trotz der Türken, die Rußlands linken Arm feſthalten ſollten, politiſch vernichtet worden war; wie im ſiebenjährigen Kriege die Türken keine Hand gerührt hatten, um den Druck Oeſterreichs und Rußlands auf Preußen zu hindern; wie Frankreich zwar, jener Lehre gemäß, im

österreichischen Erbfolgekriege mit Preußen gegen Oesterreich gestanden, bald darauf aber, im siebenjährigen, mit Oesterreich gegen Preußen gekämpft; wie Polen, unter Theilnahme derselben Mächte, mit denen in einer Waagschale gegenüber der Russischen schwebte, zum Vortheile des letzteren zerstückt worden war; wie Oesterreich, das im Jahre 1772 nahe daran gewesen war, zur Erhaltung der Türken gegen die Russen das Schwert zu ziehen, jetzt mit den Russen verbündet, gegen die Türken im Felde stand; und wie so eben Schweden, in seinem Verzweiflungskampfe gegen Rußland, von den Genossen seiner Waagschale völlig der eigenen Kraft überlassen ward."

Geben wir einerseits mit diesem Gemälde einer politischen Idee, wie sie Herzberg hegte, nun auch ganz und gar den Irrthum zu, in dem er damit befangen, so müssen wir auf der anderen Seite doch erwähnen, daß derselbe genügende Ansprüche auf Nachsicht dadurch gewinnt, daß dieser Irrthum „aus einer, damals allgemein für unzweifelhaft gehaltenen, durch Friedrichs Staatskunst gleichsam geheiligten Lehre floß, und mit der wichtigen, ihm eigenthümlich zugehörigen Ansicht, zum Wohle Preußens Polen als ein selbstständiges Reich zu erhalten, Hand in Hand ging."

So lange Herzberg am Ruder des Staates war, wurde gegen die Republik auch ehrlich verfahren. Erst nach seinem Rücktritte (im Sommer 1791) erfolgte jene „politische Perfidie", von der wir schon gesprochen. Unter seiner Leitung würde sie unmöglich gewesen sein, und

wie bekümmert und erschreckt er darüber war, das beweiſt ſein mehrfach in den Verwickelungen des Jahres 1794 wiederholtes Anerbieten, das Präſidium des Cabinettes wieder zu übernehmen. Er ſah in dem Untergange Polens das entſchiedenſte Uebergewicht Frankreichs, und für Preußen die größeſten Gefahren. Im Unmuth und in der Sorge darüber ſchrieb er drei Mal an den König die rührendſten Briefe, erhielt aber darauf nichts, als ein paar karge Worte der Härte, die wahrſcheinlich nicht wenig dazu beigetragen haben, ſeinen Tod, der am 27. Mai erfolgte, zu beſchleunigen.

Friedrich Wilhelm II, welcher 1790, nach dem Congreſſe zu Reichenbach, zwar die myſtiſche Erklärung abgab: „daß der Wechſel ſeines politiſchen Syſtemes bedingt worden, durch geheime Motive von höchſter Wichtigkeit, aber von ſolcher Natur, daß ſie nur den Augen der Nachwelt entſchleiert werden könnten,“ Friedrich Wilhelm II. hatte, im Grunde genommen, gar keine Ahnung von einem politiſchen Syſtem. Dazu war er viel zu beſchränkt, viel zu läſſig, viel zu wenig ein Staatsmann. Die obige Publikation, in deren innerſten Falten der Abſolutismus wie ein lächelndes Geheimniß liegt, das die Nation ignorirt, und in dem triumphirenden Bewußtſein ſeines von Gottes Gnaden nur dem Allmächtigen Rechenſchaft über ſeine Thaten ſchuldig zu ſein glaubt, wir ſagen: die obige Publikation war nichts als ein Erlaß der bloßen Verlegenheit, wie wir deren oft in der Geſchichte begegnen.

Friedrich Wilhelm II., der ſich noch eben mit großem militairiſchen Pompe nach Schleſien begeben und die Grenzen Oeſterreichs bedroht hatte, ſchloß Frieden und verwarf die Herzbergiſche Politik, nicht weil er ihre Fehlerhaftigkeit erkannte, ſondern weil er, wie Segûr ſagt, Abſcheu vor den Anſtrengungen eines Krieges und große Neigung für ſeine ausſchweifenden Sinnenvergnügungen empfand. Unter dem Jubel ſeines von der Furcht neuer Kämpfe befreiten Volkes, zog er nach Hauſe, um ſich von da an ganz den Händen Wöllner's, Biſchoffwerder's und der übrigen Illuminaten zu überlaſſen.

Dieſe umſpannen ihn mit ſo viel Intriguen, Gaukelſpielen und böſen Ränken, daß darinnen die wenigen guten Eigenſchaften und geiſtigen Fähigkeiten, die er beſaß, faſt ganz zu Grunde gingen. Die ihm angeborene Gutmüthigkeit, die Bonhomie ſeines Weſens wurde zur Schwäche, ſeine Religiöſität zum Aberglauben, ſeine Neigung ſich von Anderen leiten zu laſſen, zur unverzeihlichſten Verblendung in Hinſicht auf ſeine Umgebung. Alles, was ſie that, fand er recht und gut. Er hatte keinen Willen, keine Macht, keine Ueberlegenheit. Er fügte ſich in alle Pläne, die man ihm empfahl, in alle Vorſchläge, die man ihm machte, in alle Befehle, die man ihm unterſchob. Die davon am meiſten berüchtigt gewordenen ſind die Religions- und Cenſur-Edikte, die dem Gewiſſen, wie dem Geiſte ſeiner Unterthanen den verabſcheuungswürdigſten Zwang auferlegten.

Wie oft in der Hiſtorie, ſo bewahrheitet es ſich auch

hier wieder, daß ſich die Contraſte begegnen, oder vielmehr, daß der eine den andern erzeugt. Friedrich der Große, der da geſagt, „daß Jeder auf ſeine Weiſe ſelig werden", und „Zeitungen, wenn ſie intereſſiren ſollen, nicht genirt ſein dürfen," hatte in ſeinem Neffen den Nachfolger gefunden, der von alle dem gerade das Gegentheil dachte. Mit grauſamer Sorgfalt erwies er ſich befliſſen, den Gedanken in Feſſeln zu ſchlagen, und unter den Druck des nichtsnutzigſten Zwanges zu legen. Nicht verwundern darf es uns darum auch, daß wir ihn ſelbſt ſpäter der Rache faſt der geſammten Literatur ausgeſetzt finden. Die Epigramme, die Satyren, die Pamphlete regneten auf ihn und ſein Andenken herunter, das in den preußiſchen Annalen gravirter daſteht, als es manche Schul-Compendien einräumen wollen, in deren Kapiteln ſich die hiſtoriſche Kritik noch immer unter dem Einfluſſe jenes Erlaſſes zu befinden ſcheint, der unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. die Politik in das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten verwies. Aber ſchon Plutarch ſagt, was er eigentlich dem Plato entnommen: „Es ſcheint in der That gefährlich, ſich einem Staate, in welchem Beredſamkeit und Dichtkunſt blühen, verhaßt zu machen. Minos wurde ihn auf den attiſchen Theatern geſchmäht. Es half ihm nichts, daß Heſiodus ihn den trefflichſten König nannte und Homer den Geſellſchafter Jupiters. Die tragiſchen Dichter haben mehr Gewicht gehabt und ihn von der Bühne herab als einen böſen und gewaltſamen Regenten verſchrieen."

Wurde Friedrich Wilhelm II. nun auch gerade nicht durch die tragiſchen Dichter verſchrieen, ſo thaten es in Preußen zum Theil die komiſchen. Es exiſtiren Poſſenſpiele, darunter z. B. eines: „Der klägliche König“ genannt, welche ihn auf die härteſte Weiſe geißeln. Richtiger und ernſter jedoch haben ihn manche verdienſtliche Geſchichtswerke beurtheilt, darunter vor allem das ſchon mehrfach angeführte von dem älteren Ségür, der bei Gelegenheit der beiden angegebenen Edikte ſagt: „Die politiſchen Fehler dieſer beiden Erlaſſe, deren Inhalt ſo ganz und gar ihren Titeln widerſprach, darf nicht verhindern, Friedrich Wilhelm diejenige Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen, die er verdient. Alle ſeine Abſichten und Schritte in der erſten Zeit ſeiner Regierung waren weiſe, wohlthätig und rechtſchaffener Art.“

Vor allem iſt hierbei zu erwähnen, daß er wie ein ehrlicher Mann damit begann, ſeine Schulden zu bezahlen, Handel und Gewerbe zu erleichtern, die deutſche Kunſt und Wiſſenſchaft zu begünſtigen.

Der alte gute Vater Gleim, der von Friedrich dem Großen nicht die Anerkennung erlangte, die er verdiente und welche er der deutſchen Literatur überhaupt zugewendet zu ſehen wünſchte, ſchrieb unter dem 23. Auguſt 1786 aus Halberſtadt an den Nachfolger des großen Helden:

„Sire! Unter den Millionen von Menſchen, welche mit Hoffnung auf Ew. Königl. Majeſtät glorreiches Leben über den erlittenen Verluſt ſich tröſten, befindet ſich ein alter Mann, bekannt unter dem angenommenen Ga-

rakter eines preußischen Grenadiers, welcher in den unvergeßlichen Jahren 1756 und 1757 seinen Zeitgenossen unglaubliche Begebenheiten des Krieges sang, und glaubliche Fabeln dichtete dem königlichen Neffen.

Dieser alte Mann, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, machte sich auf, mit dem heißesten Wunsche seines patriotischen Herzens, zuvorzukommen den Millionen der Hoffenden; er forschte den Augenblick aus, in dem er es wagen dürfte, dem sorgenvollen Landesvater unter die Augen zu treten und ihm zu sagen: Es hätten unter Friedrich dem Einzigen nur allein die deutschen Musen geklagt; sie hätten in ewigen Gesängen ihn singen wollen, Er hätte mit seiner Liebe zu den ausländischen Musen die Muse des Vaterlandes beinahe zum Stummsein gebracht; die Zeiten des Einzigen würden gewesen sein, wie die goldenen Sprachzeiten Alexander's, August's, Leo's, Karl's und Ludewig's; Ew. königl. Majestät aber hätten die Vorsehung aufbehalten, das sechste Weltalter der Musen zu stiften.

Erlauben Ew. königl. Majestät in höchsten Gnaden dem wahrheitliebenden alten Manne, der nie geschmeichelt hat, zu sterben in dieser Hoffnung."

Der König antwortete ziemlich einsylbig aber freundlich darauf:

„Würdiger, lieber Getreuer! Zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Eurem Schreiben vom 23. dieses mit deutscher Treuherzigkeit das Wort bei mir redet, die Versicherung geben, daß ich mit Vergnügen

ihr Beschützer sein werde, wenn sich alle deutsche Dichter bemühen, Euch zu gleichen, und, jeder in seiner Art, den Eurigen gleiche Werke liefert."

Auch beschäftigte er sich in der That zu Anfang mit den Instituten für Kunst und Wissenschaft auf eine sehr angelegentliche Weise. Er gab Berlin sogar ein National-Theater, das am 5. December 1786 in Gegenwart des Königs den deutschen Musen geweihet wurde. — „Mein Ziel ist, sagte er damals, den Frieden mit meinen Nachbaren zu hüten, ihren Ehrgeiz niederzuhalten, keine ungerechten Kriege zu beginnen, im Heere die genaueste Disciplin zu heischen, von der mir gewordenen Gewalt keinen Mißbrauch zu machen, Gerechtigkeit zu üben und nicht zu dulden, daß irgend einer meiner Unterthanen den geringsten Druck zu fühlen habe."

Was er von alledem gehalten, ist leider bekannt. — Ségur, um dessen Urtheil ganz zu geben, schreibt: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß der erste Eifer, mit dem Friedrich Wilhelm zu herrschen begann, ausgehalten hätte. Der Geschichtsschreiber würde alsdann eine angenehme Pflicht zu erfüllen und nur Gutes zu melden haben, anstatt daß er im Verfolg der Sache, wie sie sich wirklich dargethan, gezwungen ist, dieser lachenden Aussicht zu entsagen, um mit Unpartheilichkeit das traurige Gemälde absoluter Erschlaffung, schimpflicher Sorglosigkeit und einer Schwachheit ohne Grenzen in schlüpfrigen Vergnügungen, Cabinets-Intriguen, Schatzvergeudung, blindester Ministerwahl, abgeschmacktester Leichtgläubigkeit,

knabenhafter Eitelkeit und der kopfloſeſten Unthätigkeit zu entwerfen. Die Thätigkeit, Gerechtigkeit und Weisheit des großen Verſtorbenen verſchwand nach einer kurzen Anſtrengung ſie nachzuahmen auf immer. Der Muth dazu erkaltete ſo ſchnell wie der Körper des berühmten Vorgängers, und Preußen hatte nur zu bald die Muße gewahr zu werden, eine wie ungeheuere Leere dieſer unſterbliche Geiſt zurückgelaſſen."

Da es nicht in unſerer Abſicht liegen kann, die einzelnen Fehlgriffe Friedrich Wilhelm II herzuzählen, ſo begnügen wir uns anzuführen, was Mirabeau in ſeinem vierundſechzigſten Briefe ſchreibt: „Noch kein Reich — heißt es darin — iſt dem Verfalle ſo geſchwind nahe gekommen, als Preußen. Es wird auf einmal an allen Ecken untergraben, die Wege des Einkommens werden vermindert, die Ausgaben vermehrt, alle geſunden Grundſätze vernachläſſigt, die Armee geſchwächt, die kleine Anzahl guter Köpfe muthlos, und ſelbſt diejenigen mißvergnügt gemacht, derenthalben man zuvor ein allgemeines Aergerniß gegeben hat. Fremde von Verdienſt werden entfernt, und um den Schein zu haben, als herrſche man allein, ein Haufe Pöbels zuſammengebracht. Dieſe letzte traurige Tollheit iſt auch die furchtbarſte Quelle des gegenwärtigen und künftigen Uebels."

Geben wir nun übrigens auch gern zu, daß Mirabeau, dem gleichſam die Revolution ſchon in allen Gliedern lag, die Dinge in einem etwas zu ſcharfen Lichte aufgefaßt hat, ſo muß hingegen doch ohne Zweifel eben

so billig eingestanden werden, daß die Zustände in Preußen wirklich trostlos geworden waren. Die Staats-Einkünfte, die Commerzien, die Abgaben und Accise-Verwaltungen geriethen in Verwirrung. — Zwar wurde das Caffee- und Tabacks-Monopol aufgehoben, letzteres jedoch auch 1797 schon wieder eingeführt, aber durch eine Accise auf Brot, Mehl und Getränke fast nur in einer drückenderen Weise ersetzt. Der Verfasser des Werkes: „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." sagt: „Allen Maaßregeln zur Aufhebung der Regie und des Caffee- und Tabacks-Monopols kann ich so wenig meinen Beifall geben, als der undankbaren Verstoßung des rechtschaffenen de Launay's, der von 1766 bis 1788 der Regie vorgestanden hatte. Waren viele seiner Unterbedienten Schufte, so konnte man sie fortjagen: daß aber der König seine noch uneingeweihten Hände an eine Finanzmaschine legte, die der weise Friedrich errichtet und zwanzig Jahre conservirt hatte, das war weder weise, noch durch zureichende Gründe motivirt."

Motivirt würde das eben nur geworden sein, wenn er die Mißgriffe und Irrthümer, die allerdings in diesem Staatshaushalte oder in dieser Regie vorhanden waren, durch wirkliche Verbesserungen und nicht durch neue und größere Fehler zu ersetzen gewußt hätte. Der erste und hauptsächlichste bekundete sich zunächst in der Entlassung tüchtiger und eingeübter Finanzbeamten, denen andere nicht sobald als Nachfolger gegeben werden konnten. —

La Haye de Launay wurde zur Unterſuchung gezogen und ſpäter ohne Penſion entlaſſen. Bequelin, der von ihm ſagt: „daß er von ſeiner Amtsführung Rechenſchaft gab, wie ein ehrlicher Mann, und daß ihm wahrſcheinlich ein Gnadenſold geworden wäre, wenn ihn ſein Eigenſinn nicht vermocht hätte, auf eine Entfernung aus einem Staate zu dringen, in welchem er ſich gekränkt glaubte, erwiedert der Verfaſſer der „Vertrauten Briefe“: „daran that er ſehr Recht, und der edle Stolz dieſes Mannes zeugt von der Rechtlichkeit deſſelben. Dies hätte den ſchwachen König belehren ſollen, daß er keinen alten, rechtſchaffenen, von Friedrich gewählten und geſchätzten Staatsdiener ohne Urſache verabſchieden, ſondern ihm die Direction der Acciſe hätte laſſen ſollen, die er beſſer wie der ſchwache Miniſter Werder geführt haben würde.“

Wenn man Seume, in der allerdings etwas zu hausbacken gefaßten politiſchen Anſicht, „daß das Heil des Staats zumeiſt auf einem guten Steuerkataſter beruhe“, in gewiſſer Beziehung dennoch Recht geben muß, ſo iſt damit die Quelle aller Zerrüttungen, die Preußen unter Friedrich Wilhelm II. erlebte, entdeckt. Vergrößert, und bis zum Strome, der Alles ruinirt, angeſchwellt, wurde ſie durch die Verſchleuderung des großen, von Friedrich dem Einzigen zurückgelaſſenen Staatsſchatzes. Die Verſchwendung des letzteren geſchah allerdings weniger durch Abſicht, als vielmehr durch Unordnung, welche überhaupt das charakteriſtiſche Zeichen der ganzen Regierung war, und welche im Häuslichen ſo weit ging, wie die geheime

Geſchichte des Hofes meldet, daß die Königin einmal im Winter zur Heizung ihrer Zimmer kein Holz beſaß. Im Oeffentlichen documentirte ſie ſich beſonders durch die Menge von Titeln und Standeserhebungen, die ſo haufenweiſe und verſchwenderiſch ausgetheilt wurden, daß ein witziger Kopf die Behauptung aufſtellte, es werde in Zukunft weit leichter ſein, einen Edelmann als einen vernünftigen Menſchen in den preußiſchen Staaten zu finden.

Friedrich der Große, der als ächter Philoſoph über dieſem ganzen Flitterkrame geſtanden, machte bekanntlich bei Gelegenheit der Beſchwerde, daß er ſeine Ehrenzeichen Unwürdigen ertheile, die pathetiſche Raillerie: „Mein Orden iſt wie die Gnade Gottes, ich gebe ihn ohne Verdienſt.“

Friedrich Wilhelm der Zweite kehrte die Sache um, und machte ein railleuſes Pathos daraus. Seine Bänder, Sterne und Adelsdiplome nahmen jenen lächerlichen Ernſt der Würde an, den man ihnen auch neuerdings wieder zu geben den Verſuch gemacht hat. Worin derſelbe eigentlich beſteht und ſeine Bedeutung findet, das zeigt am Beſten jene Anekdote, die man von Friedrich Wilhelm dem Zweiten ſelbſt erzählt. Als man dieſem einmal ſagte, daß Jemand mit dem, was er für ihn gethan, nicht ganz zufriedengeſtellt ſein werde, gab er zur Antwort: Nun ſo muß man ihm noch das gelbe Band überſenden. Die Geſchichte ſagt, daß dieß geſchehen und der Bebänderte von da Alles in Preußen vortrefflich befunden habe

Wir aber, der wir leider nicht daſſelbe von uns ſagen können, und dies zur Genüge in dem Vorhergehenden dargethan haben, verlaſſen indeß die allgemeinen Zuſtände des Landes, um nun ſpeziell auf diejenige Frau zu kommen, der das ganze Kapitel eigentlich gewidmet iſt. Um ſie in dem richtigen Lichte darzuſtellen, war vor Allem nöthig den hiſtoriſchen Hintergrund zu malen, aus dem hervor wir ſie in den Vordergrund ihrer Zeit heraustreten ſehen.

Weibliche Weſen wie die Gräfin Lichtenau eines iſt, können ihre Stelle nur unter Regenten finden, wie ſie das Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten und Fünfzehnten vorzugsweiſe aufzuzeigen hat. Schwäche, Laſter und thörigte Glanzſucht der Herrſcher ſind die Mittel, durch welche ſie möglich werden. Darum finden ſie darin auch hinreichenden Stoff zu ihrer Entſchuldigung. Die Anklagen, die man gegen die Könige erheben muß, ſöhnen gleichſam mit ihren Maitreſſen aus, denn es iſt ein Irrthum, daß die Letzteren den Verfall des Königthums verſchuldet, ſondern vielmehr dieſer Verfall hat ſie erſt zur Folge gehabt. Sie ſind das Reſultat, nicht die Urſache, als welche ſie kurzſichtige Hiſtoriker haben ausgeben wollen. Auch ohne die Maintenon und die Pompadour würde die franzöſiſche Revolution entſtanden ſein. Die Thränen der armen La Vallière und das Lächeln der glücklichen Du Barry, was waren ſie anders, als ein Thautropfen und ein Roſenblättchen, die in den Strom des Verderbens fielen, der dem Orkane des gewaltſamen Sturzes in raſender Eile zugewalzt kam.

Auch der Gräfin Lichtenau hat man in dieſer Beziehung das größeſte Unrecht gethan. Iſt es ſchon wahr, daß ſie dem Staate die erklecklichſten Summen gekoſtet, ſo fehlt man doch, wenn man ihr hauptſächlich allein den damaligen Verfall der preußiſchen Lande in Rechnung bringt. Sie that dazu eigentlich nichts als ihre gefällige Gunſt, ihren Liebreiz, ihr leichtes Herz. Sie benutzte die allgemeine Verſchwendung, um an ſich zu bringen, ſo viel ſie konnte, und übte den Einfluß, ſo viel er ſich darbot. Große, entſchiedene Thaten aber hat ſie nicht zu verantworten. Sie hat keine Erlaſſe diktirt, keine Miniſter ernannt, kein Cabinet geleitet. Dazu, ſcheint es, beſaß ſie weder Kühnheit, noch Größe des Geiſtes genug. Sie beſchränkte ſich als eine ächte Deutſche auf das Haus, auf die kleine Welt des Gemüths, auf den Beutel mit Geld. Ruhm, Anſehen, geſchichtlichen Namen begehrte ſie nicht. Kein Ehrgeiz, keine Leidenſchaft, keine Sucht nach Glanz führte ſie Friedrich Wilhelm in die Arme. Die Gelegenheit, der bloße Zufall that es. Sie kam hinein wie im Traume. Sie war noch Kind, als ſie Maitreſſe des Kronprinzen wurde. Kaum daß ſie leſen, ſchreiben und rechnen konnte. Wie ſollte ſie alſo zu Plänen, zu Abſichten, zu Alles beherrſchendem Einfluſſe kommen? Als ſie im Stande war an das Alles zu denken, hatte die Liebe ihres hohen Gönners ſchon aufgehört. Sie war ihm nur noch Freundin, als ſie erwachſen. Ihre glücklichſte Zeit und ihre eigentliche Machtvollkommenheit fiel in ihre früheſten Mädchenjahre, in denen ſie ſchöne

Kleider, kindiſche Träume und die Liebkoſungen ihres Anbeters, gewiß aber keine politiſchen Angelegenheiten beſchäftigt haben.

In der „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beſchuldigungen mehrerer Schriftſteller" von ihr ſelbſt entworfen und ausgeführt von einem gewiſſen Juſtiz-Commiſſarius Grattenauer, erzählt ſie ſelbſt: „Ein Graf von Anhalt-Deſſau war mein Pathe. Dieſer, in Geſellſchaft des Kronprinzen ſah mich einſt als Kind von neun oder zehn Jahren bei meiner Schweſter, der Gräfin Matuſchka. Erſterer nahm mich auf den Arm und ſagte zum Kronprinzen: Ich empfehle dieſe Kleine Ihrer Gnade! Der Kronprinz nahm mich dann auch auf den Arm, und verſprach, wenn ich älter werden würde, für mich zu ſorgen. Ungefähr als ein dreizehnjähriges Mädchen ſah mich der Kronprinz abermals in meiner Schweſter Hauſe, bei welcher ich zuletzt wohnte. Ob ich in dieſen Jahren ihm nachgeſtellt habe, oder auch nur einen Gedanken auf ihn haben konnte, überlaſſe ich jedem Vernünftigen zur Beurtheilung! Daß Er aber gegen mich nicht gleichgültig war, und ſich alle Mühe gab, mich zu gewinnen: hierüber fordere ich den Herrn von Forcade, damaligen Hauptmann in preußiſchen Dienſten, jetzt Gutsbeſitzer in Schleſien, als einen bekannten redlichen Mann zum Zeugen auf, der mehr als Einmal bei dieſen Beſuchen gegenwärtig war. Meine Eltern nahmen mich hierauf wieder nach Hauſe, um confirmirt zu werden. Hier ſetzte der Kronprinz die Bekanntſchaft fort, und das Ende

davon war allerdings, daß er mich in einem Alter, wo meine Vernunft noch wenig ausgebildet und ich überdies gar nicht von mir selbst abhängig war — mit sich nach Potsdam nahm."

„Hier," so heißt es später in der angeführten Schrift weiter, „erhielt ich von dem Kronprinzen eine Gouvernante, eine gewisse Madame Girard, von der französischen Colonie; diese Frau gab mir im Französischen noch weiteren Unterricht; der Kronprinz selbst aber lehrte mich Geschichte und Geographie: und dieser Unterricht dauerte fast unausgesetzt drei Jahre, als so lange ich in Potsdam blieb." — — — „Zuvörderst ward der Kronprinz nur halb gezwungen mein Lehrer; denn da er mich dem scharfen Blicke seines großen Onkels entziehen wollte, so konnte er mir nicht füglich einen Lehrer geben, der in jedem Augenblicke das Geheimniß ausplaudern konnte. Ferner aber bedurfte er weder dazu, noch gebrauchte er besondere pädagogische Künste, sondern lehrte mich treulich und nach derselben Methode wieder, was und wie er selbst in der Jugend unterrichtet worden war. Er traktirte also zuerst mit mir die brandenburgische, dann die allgemeine deutsche Geschichte. Nun schritt er zu der römischen und griechischen fort, und diese Kenntnisse waren mir nachmals auf meiner Reise nach Italien von unendlichem Nutzen. In der Geographie war er so fest, daß er zuweilen zum Scherz auch mit zugeschlossenen Augen die Orte auf den Landkarten richtig zu treffen wußte. Aber er blieb nicht bloß bei diesen ernsten Stu-

dien ſtehen, ſondern miſchte auch dazwiſchen eine ſehr angenehme und mannigfaltige poetiſche und hiſtoriſche Lektüre. Ich lernte den Vater aller Dichter, Homer, in der franzöſiſchen Ueberſetzung, und auch den Virgil kennen. Von ſeinen eingeſtreueten Bemerkungen iſt mir beſonders der Prediger Vakius in Magdeburg erinnerlich, der bei der Einnahme dieſer Stadt den General Tilly mit den Worten des Vater Aeneas anredete. Wir laſen ferner zuſammen die Histoire des Juifs, par Joseph, die Histoire des templiers, die Entdeckungsgeſchichte von Amerika, die Mémoires d'un homme de qualité, qui s'est retiré du monde, die Mémoires der Madame Staël, nicht der jetzigen, ſondern jener aus dem Zeitalter Ludwig XIV., wo der Kronprinz Gelegenheit nahm, über und gegen die Einmiſchung der Weiber in politiſche Angelegenheiten ſeine Gedanken zu äußern. Von Schauſpielen laſen wir den ganzen Shakespeare, nach Eſchenburg's Ueberſetzung. Ich erinnere mich noch, daß mir der König einſt ſchrieb, daß er in Berlin den dicken Ritter (den Falſtaff in Heinrich dem Vierten) ſehen wolle, und wie es ihm ein wahrer Troſt ſei, daß ein ſo altes braves Stück doch auch auf unſere Bühne komme. Von Romanen erinnere ich mich an den Cleveland, und beſonders an Rouſſeau's Heloiſe. Einige Bücher waren mir zu leſen verboten, und ich hätte es nicht wagen mögen z. B. in Voltaire's Pucelle d'Orléans nur einen Blick zu thun, obgleich ich ſeine ſämmtlichen Tragödien las und die Henriade ſogar auswendig lernen mußte."

Dieſe hübſche und rührende Seite des Verhältniſſes theilen wir hier in ihrer ganzen Ausführlichkeit hauptſächlich deswegen mit, um unſere Leſer einigermaßen mit der Schlüpferigkeit deſſelben auszuſöhnen. Denn, möge man die Sache betrachten, wie man will, es liegt immer etwas von Ekel in der Lüſternheit, die ſich an den Reizen eines faſt noch unausgebildeten Mädchens ergötzt. Daß dies der Fall geweſen, leugnet die Apologie in keiner Weiſe. Sie geſteht das „Amüſement auf phyſiſche Art," wie es einge wiſſer Herr von Kölln in ſeinen „Vertrauten Briefen" genannt hat, zu, giebt aber durch die obige Schilderung dem Ganzen eine gewiſſe romantiſche Färbung, die es aus dem Sinnenſchmutze auf eine freie Höhe der geiſtigen Intelligenz hinaufzuretten vermag. — Sie ſagt in dieſer Beziehung ſelbſt: „Ich liebte und verehrte in ihm einen Lehrer, der mir unabläſſig neuen Stoff zum Denken und Fühlen gab. Er hinwiederum liebte in mir ſeine aufmerkſame, leicht faſſende, in ſeine Ideen entrirende und ſich immer mehr ausbildende Schülerin. Dieſes Band hat ſo lange gehalten, bis es der Tod zerriß, das Publikum ſah es, nur kannte es den Stoff nicht, aus dem das Band gewebt war, und ſchob alſo den möglichſt ſchlechten unter."

Daß es aber zugleich auch aus guten, ſelbſt gefühlvollen Elementen beſtand, das zeigt uns die Gräfin Lichtenau in ihren Memoiren durch die Schilderung einer ſentimentalen Scene, die wie aus einem Romane der ſchönen Vergißmeinnichtzeit genommen erſcheint. Trium-

phirend ſagt unſer weiblicher Autobiograph: „Begreift nun wohl das Publikum, daß es keine Prahlerei iſt, wenn ich ſage, daß unter tauſend Geliebten der Fürſten, welche die Geſchichte aufweiſt, vielleicht nicht Eine iſt, die ſich mit mir vergleichen läßt? Sie können mich an Reizen des Körpers, an Vorzügen des Geiſtes bei weitem übertroffen haben: aber ihre Fähigkeiten waren nicht durch den Geliebten ſelbſt gebildet; dieſer hatte nicht den Wonnegedanken darauf, als auf ſein eigenes Werk zu blicken; nicht den ſüßen Gedanken: dieſe — oder keine — wird mir als Schülerin, als dankbare Freundin treu bleiben bis in den Tod! Es geſchah daher gleich im erſten Jahre unſerer Bekanntſchaft, bei Gelegenheit eben dieſes Unterrichts, daß ſich einſt das Herz des Kronprinzen auf eine äußerſt liebevolle Weiſe gegen mich ergoß. Indem er mir geſtand, daß er viele Fehler und mitunter Laſter gegen mein Geſchlecht begangen, gab er mir die heiligſte Verſicherung, daß er mich nie verlaſſen werde. Bei ſeinem fürſtlichen Ehrenworte betheuerte er mir, wenn ich früher als er ſterben ſollte, als derſelbe zärtliche Freund, wie bisher, mir die Augen zuzudrücken. Mit einem Federmeſſer, das er eben, um eine Feder zu corrigiren in der Hand hielt, machte er ſich einen Ritz in den Ballen der linken Hand, drückte das Blut aus, und ſchrieb mir dieſe Verſicherung auf einen kleinen Zettel von ungefähr drei Zeilen nieder. Dieſe Handlung erſchütterte mich ſo ſehr, daß ich mich hierüber nicht zu faſſen wußte. Er benutzte die dadurch hervorgebrachte Stimmung und ver-

langte von mir ein Gleiches. Ich nahm daſſelbe Meſſer und wollte mir damit einen Riß in den Daumen der linken Hand machen: allein der Schnitt ging zu tief und ich hatte längere Zeit daran zu heilen. Die Worte, die ich mit meinem Blute niederſchrieb, waren die Erwiederung ſeiner eigenen, nämlich: daß ich ebenfalls bis zu ſeinem Tode ſeine unveränderliche Freundin bleiben und ihn nie verlaſſen wolle."

Dieſer Auftritt hat, wie man ohne Zweifel zugeſtehen wird, etwas Schwärmeriſches, etwas von wirklicher Liebe, etwas von dem Rauſche eines Herzens, das trunken iſt von ſchönen Empfindungen, lächelnden Träumen und glühenden Küſſen. Wie ein Blumenflor der Gefühle aus dem Eden der Neigung erſcheint er, unter dem aber leider auch wie überall die böſe Schlange des Paradieſes ringelt.

Erkennen müſſen wir dieſe in der Frivolität, die ſich darin bekundet, daß wir einen gereiften Mann ein kaum dreizehnjähriges Mädchen in „die Fehler und Laſter" einweihen ſehen, die er gegen deſſen Geſchlecht begangen. — Welch eine bodenloſe Unmoralität und Sittenloſigkeit gehört dazu, einen Reiz zu finden in der Vergiftung der Jugend, der Unſchuld, der kindlichen Züchtigkeit! Die Naivetät, mit welcher die Biographin dies offenbart, beweiſt wie ſehr der damalige Geiſt der Zeit an dieſe Dinge gewöhnt und wie wenig er ſie befremdend oder verdammenswerth fand. Die franzöſiſche Galanterie mit allen ihren Abſcheulichkeiten und Verbrechen war ſo herrſchend und ſo zur Mode geworden, daß an ein Schamgefühl

über ſolche Entdeckungen gar nicht zu denken war. Man nahm ſie auf wie Dinge, die zum guten Tone, zur feinen Geſellſchaft, zu den Gewohnheiten der vornehmen Welt gehörten. Niemand wunderte ſich darüber, Niemand entſetzte ſich davor. Sie waren Gebrauch geworden wie Schminke, wie Schönpflästerchen, wie Puder.

Kein Menſch am Hofe zeigte daher auch Befremden über das Benehmen und die Gelüſte Friedrich Wilhelms. Selbſt ſein großer Oheim drückte die Augen darüber zu. Die eigene Gemahlin duldete ſie. Mirabeau erzählt, was gar nicht unwahrſcheinlich und ſehr charakteriſtiſch für das Zeitalter iſt, daß die nachmalige Königin, als ſie hörte, der König wolle ſich eine ſpätere Maitreſſe, das Fräulein von Voß, an die linke Hand antrauen laſſen, geſagt haben ſolle: Man wird meine Einwilligung erhalten, aber nicht umſonſt, ſondern für gute Bezahlung.

Daß unter ſolchen Umſtänden die Eltern der Gräfin Lichtenau den Wünſchen des Kronprinzen nicht entgegen, ſondern vielmehr durch dieſelben ſich geehrt und bevorzugt glaubten, iſt eine Erſcheinung, die wir hier wie in Frankreich ſich wiederholen ſehen. Wir ſchenken ihr deswegen auch gar keine Aufmerkſamkeit weiter, ſondern führen nur an, daß die Heldin unſeres jetzigen Kapitels, wie ſie ſich mit einigem Stolze rühmt, eine „ehrliche Künſtlerstochter" war. Ihr Vater bekleidete die Stelle eines Waldhorniſten in der königlichen Capelle und hieß Elias Enke. Ihre Mutter ſtammte aus einer adeligen Familie, und hatte ſehr vornehme Verwandte, welche in erſter Zeit für die

Erziehung der Kinder durch Geldbeiträge einige Sorge trugen, so daß die Erzählung: die Geliebte des Königs habe ehemals Citronen feilgeboten, in das Reich der Fabeln verwiesen werden muß. Es stellt sich vielmehr als notorisch heraus, daß die junge Wilhelmine eine ziemlich anständige Ausbildung erhielt. Sie besuchte die sogenannte französische Schule in Berlin, wo sie außer der Sprache, die den Namen dieses Institutes bezeichnete, auch noch in allen Arten weiblicher Handarbeiten und im Tanzen unterrichtet wurde. Später schickte sie ihr Geliebter nach Paris, um sie besonders in der letzteren Kunst durch den berühmten Vestris ausbilden zu lassen.

Von da zurückgekehrt, im Flor der Jugend, pikant und graziös gemacht durch den Einfluß jener Stadt, welche von jeher, im Guten wie im Bösen, die hohe Schule der ganzen civilisirten Welt gewesen und darum von unsern Philistern auch stets, wie Robert Prutz an irgend einer Stelle einmal sagt, als die geschminkte Frau Potiphar angesehen worden ist, welche den keuschen blonden Knaben Deutschland zu verführen trachtet, von welchem aber leider, wenn wir das Gleichniß annehmen wollen, Frankreich etwas mehr, als den Mantel behalten, wir sagen, von Paris zurückgekehrt, jung, schön, anziehend, fesselte sie Friedrich Wilhelm in einem noch höheren Grade als sonst. Doch scheint es, als habe er sich auf ihren Umgang nicht allein beschränkt, denn die Apologie erwähnt eines Handschreibens Friedrichs des Großen an den Stadtpräsidenten von Berlin, worin es geheißen ha-

ben ſoll: „Er ſei nicht dawider, daß der Kronprinz die Enke beſuche, doch trüge er dieſer auf, ſogleich Anſtalten zu machen, ein Landhaus oder Landgut in der Gegend von Berlin zu kaufen, damit ſein Neffe nicht ſo oft nach der Hauptſtadt käme, weil er dort Bekanntſchaften machte, die er nicht gerne ſähe.' Wenn ſie dieſen Befehl überträte, würde ſie zur Verantwortung gezogen werden; befolgte ſie ihn aber genau, ſo würde er ihr wohlaffektionirter König bleiben."

Dieſem Befehle zufolge kaufte die Heimgekehrte in Charlottenburg ein Landhaus an, zu deſſen Erwerbung der König ſelbſt dem Kronprinzen zwanzigtauſend Thaler ſchenkte. Im Uebrigen aber hielt er ihn ſo knapp in Rückſicht auf ſeine Apanage, daß er, wie die Apologie behauptet, nur wenig in pekuniairer Hinſicht für ſeine Geliebte thun konnte. Außer einer Penſion von ſechshundert Thalern jährlich, die deren Mutter erhielt, bekam ſie ſelbſt faſt niemals Geld in die Hand. „Bloß meine Kammerfrau," heißt es wörtlich, „bekam zuweilen einige Louisd'or, um meine kleinen Bedürfniſſe zu beſtreiten, welche das ganze Jahr keine zwanzig Louisd'or betrugen.
Das Publikum würde erſtaunen, wenn ich aus dieſem Zeitpunkte Anekdoten erzählen wollte: aber meine eigene Schaam und Achtung und Liebe für den Verſtorbenen ſchließen mir den Mund." — „Ich war ſchon Mutter," lautet es ferner, „und litt nicht ſelten Noth."

Wenn es mit dieſer Noth nun auch gerade nicht gar zu ſtreng wird zu nehmen ſein, ſo läßt ſich doch ſehr leicht

nachweisen, daß, was der Kronprinz zu Anfang für seine Geliebte that, allerdings nur wenig war, aus dem Grunde, weil er selbst nicht gar zu viel ertheilt und im Ganzen wohl auch jeder Zeit eine schlechte Wirthschaft damit getrieben hat. Die vielen Schulden, die er zu machen genöthigt war, bezeugen das. Später, als er König wurde, suchte er das Versäumte nach Kräften nachzuholen. Die Gräfin Lichtenau erhielt bei seiner Thronbesteigung monatlich dreihundert Louisd'or, beträchtliche Güter, Häuser, Schmuck und Kostbarkeiten. Ihre Juwelen taxirt sie selbst auf 15,630 Reichsthaler, wobei sie seltsamer Weise den Ausspruch thut: „Es hat einem elenden Pamphletschreiber beliebt, mich mit der vormaligen Gräfin Cosel zu vergleichen; was würde diese wohl zu einem armseligen Schmucke von 15,000 Rthlr. gesagt haben?" Kurz vorher berichtet sie: „Dieses kostbare Spielwerk weiblicher Eitelkeit hatte ich bis zu meiner italienischen Reise gänzlich entbehrt, bis auf ein chrysoprasenes Halsband mit Diamanten und ein Paar brillantene Ohrringe. Mit dieser Reise aber, und noch mehr, mit meiner nachmaligen Präsentation am Hofe als Gräfin von Lichtenau, ward der Schmuck ein Bedürfniß, nicht für mich selbst, sondern für meinen erhabenen Beschützer, der mich auf Reisen schickte, der mich am Hofe präsentiren ließ, und hierbei den einmal eingeführten Weltbrauch weder verletzen wollte, noch füglich konnte."

Diese Rücksicht und dies Verhalten Friederich Wilhem II. gegen seine Maitresse ist etwas Schönes und stellt diese allerdings in ein Licht, in welchem wohl selten eine Person

ihrer Art gestanden haben mag. Der Glanzpunkt ihres Lebens nämlich und ihrer Gunst fällt auf diese Weise in eine Periode, in welcher, wie sie selbst erklärt, das zärtliche Verhältniß zwischen ihr und dem Könige, schon lange aufgehört hatte. Seite siebenundzwanzig in ihrer Apologie betheuert sie: daß seit dem Antritte seiner Regierung und schon vorher seine Liebe zu ihr in bloße Freundschaft übergegangen.

Eine solche Freundschaft, die fast einzig in der Geschichte sein möchte, gereicht gewissermaßen ihr selbst, so wie auch Friedrich Wilhelm zur Ehre. Der Letztere zeigte dadurch, daß er in ihr die Mutter seiner Kinder schätzte und sie bewies damit klar, daß ihre Gewalt über ihn in etwas mehr als in dem bloßen Reize ihres Körpers bestand. Sie behielt sein Zutrauen und den ganzen Einfluß auf ihn auch zu der Zeit noch, wo er längst in andere Fesseln geschlagen zu den Füßen einer Gräfin Ingenheim und Dönhof lag.

Es konnte nicht fehlen, daß dieses Ascendant von vielen Seiten dahin gedeutet wurde, als sei sie aus der Geliebten die Kupplerin des Königs geworden. Mehrfach nannte man sie die deutsche Pompadour. Aber, wie wir glauben, mit großem Unrecht. Die Gräfin Lichtenau behielt ihren Platz an der Seite Friedrich Wilhelms hauptsächlich wohl nur deswegen, weil sie von ihm erzogen und gebildet, ihm wirklich eine Art Lebensgefährtin geworden war. Sie kannte seine Eigenheiten, seine Gewöhnungen, alle Geheimnisse seines Lebens. Schwach, nicht schlecht

wie er war, verblieb ihm eine sentimentale Reminiscenz aus jener Kronprinzenzeit, in welcher sie seine kleinen Nöthen, seine Zurücksetzungen eben so gut wie seine Träume und Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft theilte. Rechnet man dazu noch das Gefühl einer gewissen Vereinsamung, das er als guter Deutscher mitten in aller dieser lächelnden und herzlosen Frivolität, die den Hof, seine Frau, seine ganze Familie beherrschte, empfinden mochte und welches einen schwachen Nachklang jener patriarchalischen und einfachen Häuslichkeit bildete, die vordem das Hohenzollern'sche Regentenhaus charakterisirt, so liegt darin gewiß der geeignete Schlüssel zu jenem ungetrübten und dauernden Umgange, den der König mit der Gräfin Lichtenau bis an sein Ende pflegte. Auch darf dabei nicht vergessen werden, daß die Gräfin eine gefällige, heitere und sehr angenehme Persönlichkeit scheint gewesen zu sein. Dampmartin, der Gouverneur des Grafen von der Mark, schildert sie in seinen Memoiren *) ungefähr wie folgt. „Das Gesicht der Gräfin Lichtenau" sagt er „ist weder durch besondere Anmuth, noch durch eine hervorstechende Regelmäßigkeit seiner Linien bemerkenswerth gewesen. Vortreffliche Zähne und schöne Augen waren kaum hinreichend das wenig Angenehme ihrer übrigen Züge vergessen zu machen, auf denen indeß zur Entschädigung der Ausdruck muthwilligen Scherzes und großer Herzensgüte aus-

*) Mémoires sur divers évenemens de la Révolution et de l'émigration par A. H. Dampmartin. Paris 1825.

gepräzt lag. Ihre Geſtalt, ihre Büſte, ihre Arme und Hände aber würden einem Maler oder Bildhauer die glücklichſten Studien geboten haben. Im Ganzen war ihr lebhafter und leichter Geiſt nicht ſehr zur Ueberlegung geneigt: eine glühende Einbildungskraft erzeugte viele Inconſequenzen und ein launiſcher Charakter fortwährend unruhige Beweglichkeit. Doch gab eine vielſeitige Beleſenheit ihrer Unterhaltung Reiz, ſo wie ein Talent für Geſang und Piano, das über den Dilettantismus hinausging, ihrem Weſen eine gewiſſe künſtleriſche Weihe verlieh. Ihr gutes Herz kannte weder Haß noch Rache.« In Berlin, wenn auch ſchon von nicht preußiſchen Eltern, geboren, eignete ſie ſich ohne Zweifel zum größeſten Theile den aufgeweckten Geiſt und das pikante Weſen an, welches den Berlinerinnen zuzugehören pflegt. Sie haben faſt alle Witz, Laune, ſcharfe Pointen im raſchen Geſpräch. Beſonders reizend verſtehen ſie zu fragen, weil ihr Charakter mehr offenſiv als defenſiv beſchaffen, die ganze Fülle ſeiner Grazie gleichſam nur in dieſen Tirailleurgefechten der Unterhaltung zu entwickeln vermag. Hier iſt ihre Neckerei, der ſchelmiſche Hang ihrer Seele im beſten Zuge. Darin wirkt ihr Blick, ihre Miene, ihr Lächeln auf eine ganz bezaubernde Weiſe. Sie feſſeln, ſie gewinnen, ſie ſiegen damit. Ihre ganze Liebenswürdigkeit beſteht im Fragen. Aber ſie fragen auch ganz beſonders, ganz eigen. Nicht mit dem Worte allein, nein, mit den Augen, mit dem ganzen Ausdruck des Geſichts, mit dem Athemzuge, dem Pochen der Bruſt, mit den Fingerſpitzen. Es läßt ſich das nicht beſchreiben,

nicht ſchildern, nur wahrnehmen und beobachten läßt es ſich. Aufgefallen aber iſt es uns, daß man dieſes charakteriſtiſche Element der Berliner Frauen noch nirgends hervorgehoben, obſchon es unſerer Anſicht nach ſo hervorſtechend und auffallend erſcheint, daß wir meinen in Paris, in London, am Niagara müße die Berlinerin daran zu erkennen ſein.

Daß die Gräfin Lichtenau etwas von dieſer Eigenthümlichkeit beſeſſen, glauben wir mit Gewißheit annehmen zu dürfen. Alle Schilderungen, die wir von ihr kennen, ſtellen ſie uns als lebhaft, heiter, voll Humor und guter Einfälle dar. Scharf im Urtheil, raſch in der Folgerung, glücklich in Wort und Bezeichnung muß ihre Converſation von der beſten Wirkung geweſen ſein. Vielleicht, daß der frühere, niedere Umgang, der Verkehr mit dem Berliniſchen Mittelſchlage ihr ein wenig von dem Jargon gab, den man mehrfach an ihr gerügt und welcher, obſchon ſie ihn verleugnet, dennoch ihrem Geſpräch die Trolligkeit und die komiſche Neckerei verſchafft haben mag, die aus den von ihr aufbewahrten Bonmots hervorgehen und der kleinen Bourgeoiſie der preußiſchen Capitale anzugehören pflegen. Im vertraulichen Umgange, in dem ſie ihn aller Wahrſcheinlichkeit nach, freilich nur geltend zu machen, die Gewohnheit haben mochte, verlieh er außer Zweifel der vielſeitigen Bildung und der Kunſt-Gönner- und Kennerſchaft, die ſie ſich zu erwerben gewußt, ein glänzendes Relief. Ihre Reden und Briefe, wenn auch grammatikaliſch und orthographiſch nicht immer

richtig, gewannen vermöge deſſen an Friſche, an Abwechslung, an Colorit. Der Scherz wurde dadurch zu der Arabeske des Ernſtes, die er in der That denn auch einzig und allein nur abgeben ſollte. Daß ſie Sinn für Muſik, für Malerei, für Literatur beſaß, geht aus den Perſonen hervor, mit denen ſie ſich zu umgeben liebte. Sie verkehrte mit Dichtern, Gelehrten, Schauſpielern Sängern und Componiſten. Ein Herr von Filiſtri, damaliger Hofpoet, Ramler, Fleck, der gelehrte Hofrath Hirt, gehörten zu ihren Freunden. Außerdem ſtand ſie, beſonders ſeit ihrer Reiſe nach Italien, in freundlichſter Beziehung zu den berühmten Künſtlern Philipp und George Hackert, Angelika Kauffmann, Johann Caspar Lavater, dem kenntnißreichen Profeſſor Meißner und dem Maler Müller. In Rom hatte ſie auf den Wunſch des Königs eine große Menge von Kunſtwerken entweder gleich gekauft oder in Beſtellung gegeben. Viele arme Talente unterſtützte und förderte ſie auf das Beſte. Von einem taubſtummen Maler Hoffmann, erzählt ſie ſelbſt als Anmerkung zu den Briefen, die den zweiten Theil ihrer Apologie abgeben, eine ſehr rührende Geſchichte, die wir ſelbſt hier folgen laſſen. „Er war der Sohn eines Paſtoren aus Anspach," heißt es darin, „welcher neun Kinder hatte, worunter ſich ſechs Taubſtumme befanden. Ein einziger redender Bruder war beim Bergdepartement in Berlin angeſtellt. Dieſer kam, als der König noch Kronprinz war, zu mir, ſtellte mir das Elend ſeiner Familie vor, führte mir zugleich ſeinen

Bruder auf, zeigte mir einige von ihm verfertigte Gemälde und empfahl ihn meiner Unterstützung. Ich sah, daß derselbe viel Talent besitze; ich gab ihm also einige kleine Aufträge zu Copien, wofür ich ihn verhältnißmäßig bezahlte. Ich fand, daß dies zu seinem Unterhalte nicht hinreichte. Das Schicksal dieses Menschen dauerte mich; ich gab ihm daher monatlich sechs Louisd'or als Unterstützung, und da ich dessen immer zunehmenden Fleiß und Geschicklichkeit bemerkte, in der Folge noch eine Zulage von vier Louisd'or, wobei ich ihn noch zu den Gemälden, die er für mich lieferte, die nöthige Leinewand, Farben u. s. w. auf meine Kosten kaufen ließ. Mit diesem Einkommen, so wie mit dem, was er von mehreren anderen wohlthätigen Menschen erhielt, unterstützte er zugleich seine, noch im Ansbachischen befindlichen übrigen taubstummen Geschwister. Seine immer zunehmende Geschicklichkeit bewog mich, ihn zu seiner weiteren Bildung in der Kunst nach Dresden zu schicken, um aus der dortigen Gallerie Copien zu machen. Während seines dortigen Aufenthalts, welcher ohngefähr dreiviertel Jahre dauerte, schickte er mir einige kleine Produkte seines Fleißes und meine Unterstützung in seiner Abwesenheit blieb immer dieselbe. Er kam zurück und lebte ferner in Berlin, wo er sich in seiner Kunst sehr vervollkommte. Als ich nachher in Italien, und zwar in Rom war, bat ich den König, der schon früher durch mich von diesem Maler Kenntniß hatte, er möchte ihn doch zu mir nachkommen lassen, weil er dort so viele Gelegenheit habe, sein Talent

noch mehr zu entwickeln. Der König ſchickte ihn mit auch nach Rom, und er war nach dem Tode deſſelben noch dort. Als er aber dieſen, ſo wie mein Unglück (die nach dem Ableben Friedrich Wilhelm II. erfolgte Verhaftung der Gräfin) erfuhr, kam er nach Berlin zurück. Folgendes iſt die Erzählung meiner Schweſter: Hoffmann eilte in mein Haus nach Charlottenburg, ſah ſich überall um, zeigte durch Gebährden die lebhafteſte Theilnahme an meinem Schickſale, und die Beſorgniß, daß nebſt dem Könige vielleicht, auch ich ſterben würde. Dieſe Idee bei ſeiner, oder vielmehr der meiſten Taubſtummen lebhaften Einbildungskraft exaltirte ihn ſo, daß er allein in's Freie eilte, in dem Taumel der Leidenſchaft einem Waſſer zulief und hineinfiel. Er wurde zwar glücklich gerettet: die Verkältung und die Heftigkeit ſeiner Gemüthsbewegung aber zog ihm ein hitziges Fieber zu. Er wurde wahnſinnig und ſtarb im Irrenhauſe."

Aus dieſer kleinen triſten Geſchichte erſieht man, daß die Gräfin Lichtenau manches Gute that und beſonders die Kunſt im Auge hatte. Dem unglücklichen armen Maler war ſie gewiß wie eine gute Fee, wie eine glänzende Lichterſcheinung in das ewig ſtumme und ſtille Unglück ſeines Lebens getreten. Vielleicht liebte er ſie als das Ideal ſeiner Träume, als die liebliche Göttin ſeiner Farben. Ach, der Schmerz braucht immer einen Engel des Troſtes und er ſucht ſich ihn immer, ſei es in einer Illuſion, ſei es in einem Lächeln, in einer gütigen Hand, in einer Miene des Mitleids. Hoffmann fand ihn gewiß

in der Aufmunterung und der Theilnahme seiner Beschützerin. Ihr verdankte er ja Alles, Geld, Gunst, Namen und das Glück seine Familie zu unterstützen. Mit Liebe, Enthusiasmus und rührender Treue hing er ihr an. Er starb, als er sie im Unglück wußte. Sein eigenes hatte er ertragen, ihres überwand er nicht. Es brachte ihn um.

Sein Tod ist ein gutes Zeugniß für unsere Gräfin. Denn wer solche Freunde findet, wie sie sie in ihrem Mißgeschicke gefunden, der kann nicht schlecht, nicht geradezu unwürdig sein. Es beweist ein Etwas, das Anerkennung, zum wenigsten Schonung und Milde erheischt.

Daß man diese so wenig gegen die Gräfin Lichtenau geübt, und sie fast durchweg nur mit Schmähung und Schande überhäuft hat, das ist etwas, das einen mit Trauer erfüllt, um so mehr, wenn man sieht, wie behutsam man dahingegen über Friedrich Wilhelm geurtheilt. Da ist Alles entschuldigt, beschönigt und gutgemacht. Da sagt ein Patriot in dem „Versuch einer Darstellung aus seinem Leben, nebst Wünschen an seinen Thronfolger Friedrich Wilhelm III." ganz naiv, als er zu der Schattenseite seiner Regierung kommt: „doch fort von diesen widrigen Ereignissen, kein zu rasches Urtheil in Hinsicht dieses Punktes über den verewigten König, der fest überzeugt war, da gut zu machen, wo er gerade das Gegentheil bewirkte'" Das Gegentheil! Und über dieses soll fortgegangen werden, wie über einen Fleck im Tischtuch, wie über Staub auf dem Rockärmel? Ja, das ist die

hündiſche Nachſicht der deutſchen Hiſtoriker, daß ſie niemals den Muth gehabt haben, die Verbrechen und Laſter ihrer Monarchen zu geißeln. Die Unfreiheit ihrer Nation liegt ausgeprägt in dem Urtheil über die Könige. Die Regenten in Deutſchland ſind nie kritiſirt, es iſt ihnen ſtets nur immer geſchmeichelt worden. In der Beſprechung ihres Lebens und ihrer Thaten wurde faſt noch jeder Hiſtoriograph ein Hofmann und Cavalier, ſo wenig Geſchick er auch ſonſt dazu haben mochte. Dabei ſchrieb er noch ſtets wie aus der Antichambre heraus. Wenn man die Wahrheit darüber leſen wollte, ſo mußte man in's Ausland, nach Frankreich, England, Italien oder Spanien gehen. In Deutſchland erlaubte die Cenſur es nicht, die Wahrheit zu ſagen. Man behalf ſich mit Lügen. Dadurch nahm man den guten Fürſten den Ruhm und den ſchlechten den Contraſt dagegen. Was aber das Schlimmſte war, man verſchleuderte die Liebe der großen Maſſe damit. Sie wurde indifferent, und kam zuletzt auf den Standpunkt, von welchem aus ſie mit dem großen Monarchen eben ſo zufrieden war, wie mit dem kleinen. Sie kannte keinen Unterſchied mehr, keine Sonderung, keine Wahl. Ihr war Auguſt, was Karl, Wilhelm, was Friedrich. Sie kümmerte ſich nicht um Politik, um Verfaſſung, um Recht, nicht um die Eigenſchaften und Fähigkeiten des Herrſchers, was Alles gewiß der Fall geweſen ſein würde, wenn man zu einer Kritik über ihn gekommen wäre. Die Kritik lehrt lieben und haſſen. Liebe und Haß macht Männer. Gleichgültigkeit

und Indolenz erzeugt Idioten. Fast solche allein haben leider die deutsche Geschichte geschrieben, wie wir uns bei unseren Vorstudien zur Genüge haben überzeugen können. Ist es doch erstaunlich, wie wenig und wirklich Brauchbares z. B. über die Zeiten Friedrich Wilhelm II. und die Gräfin Lichtenau vorhanden. Ueber den Ersten ist Alles loyal, gemüthlich, sanft geschrieben, über die Letztere fast nur geschimpft. Eine eigentliche und rechte Biographie, wie sie über die französischen Maitressen vorhanden, fehlt ganz. Wir haben uns überall nur nothdürftig behelfen müssen.

Aus diesem Grunde darf es unsere Leser denn auch nicht wundern, wenn die Schilderung dieser interessanten Frau, nur lückenhaft und unvollkommen ausfällt. Vielleicht, daß einer von denen, die sie näher gekannt, noch später einmal etwas Ausführliches über sie giebt. Hier können wir wieder auf sie selbst zurückkommend, nur noch einmal sagen, daß, wer im Unglück so viel Theilnahme, Bedauern und Anhänglichkeit fand, wie sie diese durch die im zweiten Theile der Apologie mitgetheilten Briefe zu belegen vermochte, unmöglich das sein konnte, was viele Schriftsteller haben aus ihr machen wollen. Diesen zufolge wäre sie eine ganz gemeine Kreatur gewesen, ein Weib voll ungezügelter Leidenschaft, sittlicher Verdorbenheit und schamlosen Benehmens. Aber hierbei scheint es nach dem Sprichwort gegangen zu sein, nachdem es heißt: man schlage zuweilen den Sack, wenn man den Esel meine. Da man zu feige, sclavisch und zu sehr unter der Censur war, um das politische Unglück, das sich zum

Theil aus der Regierung Friedrich Wilhelm II. hervor über Preußen verbreitete, diesem selbst auf den Kopf zuzusagen, so mußte dafür die Gräfin Lichtenau herhalten. Ihr schob man alle Schuld, alle Mißgeschicke, alle Verlegenheiten unter, in welche der Staat gerathen war. Auch Friedrich Wilhelm III., der bei seiner Thronbesteigung diese Frau verhaften und auf die Festung setzen ließ, erweckt den Glauben diese Ansicht getheilt zu haben. Leicht mochte es kommen, daß seine Umgebung und zum Theil auch die öffentliche Meinung ihn dazu bestimmten. Die „Materialien zur Geschichte der Jahre 1805, 1806, und 1807 sagen: „Nur ein einziges Mal seit seiner Thronbesteigung, schob er die Gewalt dem Gesetze vor; und was dem Beobachter am meisten auffiel, er erlaubte es sich in den ersten Tagen seines Regierungsantritts und in einer zartgewebten Angelegenheit, wo diese Ausnahme seinem Herzen nicht gleichgültig sein konnte. Aber diesmal folgte sein reiner Sinn der Stimme des Instinkts. Der König ehrte bei dieser Gelegenheit mehr die Sitten als er die Formen verletzte; und sein Volk verstand ihn."

Dies Verständniß, welches der Autor der angeführten Materialien mit jenem glorreichen Zartgefühl, das den deutschen Historiographen immer zur Hand zu sein pflegt, wo es ein Laster, einen Fehler, eine Uebereilung der Regenten zu beschönigen gilt, und von welchem wir selbst in unserem Werke die glänzendsten Beispiele anzuführen Gelegenheit hatten, wir sagen, dies Verständniß mag allerdings in gewissem Sinne stattgefunden haben. So

kann wohl sein, daß Friedrich Wilhelm III. mehr den Wünschen des Publikums in dieser Sache, als seinen eigenen gewillfahrt haben mag. Geschah es denn doch, daß als einen Tag vor dem Tode Friedrich Wilhelms II. im Berliner Hoftheater zum ersten Male „Die silberne Hochzeit" von Kotzebue gegeben wurde, die Zuschauer jauchzten, als es am Schlusse dieses Schauspiels hieß: Der König ist todt; die Gräfin, seine Maitresse, verhaftet und auf die Festung gebracht."

Sie gewannen fast eine inhaltschwere, historiche Bedeutung, diese Worte, als es am andern Tage nun auch in Preußen hieß: Der König starb. Der Nachsatz verstand sich fast wie von selbst. Alle Welt trug ihn im Munde, legte ihn aus, wollte ihn bewahrheitet haben. Da es geschehen und nach beendeter Trauer das Theater mit eben diesem Schauspiele wieder eröffnet wurde, fand man kein Ende dieser Stelle Beifall zu spenden.

Friedrich Wilhelm III. mochte darin zunächst die beste Rechtfertigung seines Verfahrens finden. Später jedoch scheint er gänzlich davon zurückgekommen zu sein. Man erzählt sogar, daß er die strengen Maaßregeln, die er gegen sie zu nehmen sich hatte verleiten lassen, sehr bereute und sie als einen Verstoß gegen die Ehrfurcht, die er dem Verstorbenen schulde, angesehen habe. Nichtsdestoweniger aber wurden 500,000 Thaler in holländischen Banknoten, welche Friedrich Wilhelm der Zweite kurz vor seinem Tode der Gräfin Lichtenau zum Geschenke machte, nachdem ihr nicht wieder zurückgegeben. Sie selber schreibt

in ihrer Apologie: „An die Möglichkeit seines Todes und zugleich an mein künftiges Schicksal denkend, äußerte der König eines Tages gegen mich, es sei nun die höchste Zeit, daß er mein Sort mache. Zu dem Ende gab er mir das wahrhaft königliche Geschenk von 500,000 Rthlrn. mit dem Beifügen: „Ich will, daß Du nach meinem Tode lebest, so wie zu meinen Lebzeiten; damit hoffe ich Dich also in den Stand zu setzen, um Deinem Range gemäß leben zu können!" — Aus zuverlässiger Quelle erfahren wir, daß zu dieser Großmuth Mylord Bristol, Bischof von Derry, ein Freund der Gräfin, die eigentliche Veranlassung gegeben. Dieser, ein wunderbarer barocker Kauz, der etwas darin suchte, gegen alle Welt den Derben und Brüsken zu spielen, liebte es, sich den Verkehr mit den ausgezeichnetsten Künstlern und Geistern der damaligen Zeit, den er sich zu verschaffen wußte, dadurch zu würzen, daß er sie bald durch seine tolle Laune, bald durch seine rasenden Einfälle oder auch durch seine furchtbare Grobheit in allerlei Verlegenheiten zu bringen versuchte. Dieser nun, die Hinfälligkeit des Königs bemerkend, nahm es sich eines Tages heraus, ihm die bittersten Vorwürfe über die Sorglosigkeit zu machen, mit der er auf das Schicksal der Geliebten nach seinem Tode sehe. Friedrich Wilhelm dadurch aus seiner Lethargie und Gedankenlosigkeit aufgerüttelt, entschloß sich zu dem vorher angeführten Geschenke, welches die Gräfin Lichtenau unentsiegelt aufbewahrte. Bei ihrer Gefangennehmung wurde es ihr gewaltsam aus dem Verschlusse,

in dem ſie es gehalten, entriſſen, und wie bereits gemeldet, nie zurückgegeben. Auch ihre Nachkommen, die drei Kinder ihrer Tochter, welche an einen Grafen Stolberg vermählt war, die verheiratheten Gräfinnen Ingenheim und Königsmark, ſo wie die verwittwete Gräfin Louiſe von Stolberg-Stolberg, die Verfaſſerin des Buches: „Pſychorama“, nahmen vergebens dieſes rechtsgültige Geſchenk als Erben in Anſpruch. Es wurde ihnen niemals ausgeliefert.

Dies hat vielfach Veranlaſſung gegeben, die Gräfin Lichtenau als nicht ganz vorwurfsfrei anzuſehen. Allein die Freiheit, die ihr Friedrich Wilhelm III. ſpäter wiedergab, und eine gewiſſe verſöhnliche Milde, die er nachdem gegen ſie beobachtet hat, müſſen als Beweiſe, wenn auch nicht geradezu für ihre gänzliche Unſchuld, doch ganz ſicherlich zu der Annahme dienen, daß gravirende Thatſachen nicht zu ermitteln und feſtzuſtellen geweſen ſind. Allerdings mag die Gräfin Lichtenau Friedrich Wilhelm II. beherrſcht, zu dieſem und jenem veranlaßt haben, aber keineswegs wohl iſt anzunehmen, daß ſie von großem politiſchen Einfluſſe geweſen. Vielleicht, daß ſie dem guten Vernehmen nach, welches ſie aus ihrem Briefwechſel zu ſchließen mit der engliſchen Parthei unterhielt, ein wenig den Regenten nach dieſer Seite hin, geneigt gemacht hat. In viel entſchiedenerer Art aber, ſcheint dies den Mirabeau'ſchen Briefen zufolge, durch das Fräulein von Voß geſchehen zu ſein. „Dieſe,“ ſagt der genannte Autor, „die es lächerlich findet, eine Deutſche zu ſein und welche, da ſie ziemlich gut engliſch ſpricht,

die Brittin bis zum rasend werden spielt," war ohne Zweifel ehrgeiziger und von mehr politischem Geiste belebt, als die Gräfin Lichtenau, die im Ganzen, wie es das Ansehen hat, eben nur die langjährige nur Vertraute und Gefährtin des Königs hauptsächlich deswegen wurde, weil sie von der frühen Jugend her, in welcher sie seine Bekanntschaft gemacht hatte, eine gewisse Unterordnung und gleichsam immer etwas von dem Wesen des Schülers gegen den Lehrer behielt. Sie sorgte vor allem für Ruhe, für angenehme Häuslichkeit, für bequeme Unterhaltung. Darum zog es Friedrich Wilhelm immer in ihre Nähe, in die sich auch viele Andere, und manche bedeutsame Persönlichkeit darunter, mit besonderer Vorliebe drängten. Zwei Männer von Ruf und Einfluß zeigten ihr sogar die rührendste Liebe. Der eine war ein Lord Templeton, mit dem sie sich verlobte, den zu heirathen aber, wie die Apologie besagt, der König ihr nicht erlaubte. Später in Italien lernte sie den Chevalier de Sare kennen, einen Mann, der, allen über ihn gemachten Aussagen nach, große Fähigkeiten und schöne Eigenschaften besaß. Seine Briefe an die Gräfin Lichtenau malen die Liebe in allen Nüancen. Da ist Enthusiasmus, Eifersucht, Trauer, Zweifel, kurz das ganze „Leidvoll und Freudvoll" eines männlichen Herzens, das sich mit der Neigung für ein weibliches Wesen beschäftigt. Seine Schreiben, die alle französisch sind, athmen eine solche Glut der Leidenschaft und Hingabe, daß wir nicht umhin können, einige Stellen in der Uebersetzung mitzutheilen.

„Ja, theuerſte, reizende Frau," heißt es unter andrem darin, „ich habe für nichts mehr Sinn als für Sie, denn Sie allein haben das Geheimniß gefunden, einen Mann zu feſſeln, der von Natur vielleicht der unbeſtändigſte iſt, den es geben kann. Dies Geſtändniß, das allerdings nicht zu meinem Vortheil iſt, darf Ihnen nichtsdeſtoweniger die Aufrichtigkeit meiner Liebe beweiſen. Obgleich entfernt von Ihnen, bin ich doch ſtets in Ihrer Nähe. Wachend ſpreche, ſchlafend träume ich von Ihnen. In dem letzteren Zuſtande ſchließe ich Sie tauſend Mal in meine Arme und verwünſche dann den Morgen, der mich aus dieſem ſüßen Wahn erweckt." Später ſchreibt er: „Mein ferneres Leben, ſo angenehm und glücklich es für mich auch ſein kann, werde ich doch ohne Freude verbringen; denn, entfernt von der Frau, die ich allein geliebt und allein auf ewig lieben werde, kann alle Wonne der Erde mich nur traurig ſtimmen, weil ich mich dabei erinnern muß, wie groß diejenige für mich geweſen, wenn es mir vergönnt worden wäre, Dir alle Athemzüge meines Lebens zu opfern. Ja, theure Wilhelmine, ich fühle, daß ich nicht für kleine Empfindungen geboren bin. Bis jetzt habe ich nie geliebt, ja, ich habe bisher keine Neigung zu einer Frau gehabt. Die Erſte, die Eindruck auf mein Herz macht, raubt mir die Ruhe auf immer." Weiter lautet es dann: „Ich verſtehe die beunruhigende und räthſelhafte Art nicht, mit der Sie mich geſtern behandelt haben. Wollen Sie mich zum Unglücklichſten aller Unglücklichen machen? Fahren Sie fort, ſich gegen mich zu

benehmen wie geſtern, ſo werden Sie bald Ihr Vorhaben vollendet haben. Was wollen alle die Redensarten ſagen, die Sie gegen mich äußerten? Je mehr ich ſie überlege, je weniger begreife ich ſie. Ich befinde mich in einem Zuſtande, der ſich nicht beſchreiben läßt. Ihr Schweigen kündigt mir nichts Gutes an. Habe ich das Unglück gehabt Ihnen mißfällig zu ſein? Bin ich nicht mehr von Ihnen geliebt? Ach, der Gedanke es zu ſein, hat meinem Herzen ſo wohl gethan. Er allein konnte mich aus meinen traurigen und ewigen Zweifeln ziehen. Wenn ich mich über Ihre Gefühle getäuſcht hätte, ſo ſchwöre ich Ihnen, daß mir dies mehr wehe thun würde, als die härteſte Gefangenſchaft. Ach, theure Wilhelmine! Beruhige mich, laß einen Mann nicht in Todesängſten, der ſeine Liebe zwar nur ſehr mangelhaft darthun kann, aber ſie auf das Lebhafteſte fühlt. Ich bin von Natur äußerlich kalt und unempfindlich, aber ich hege eine Seele, die vielleicht die weicheſte iſt. Wenn Du glaubſt, daß ich nicht lieben kann, ſo betrügſt Du Dich. Ich trage für Dich nicht nur jene Wärme des Herzens, der man ſo gerne begegnet, ſondern jene glühende, aufopfernde Leidenſchaft in der Bruſt, die alle Regungen des geliebten Gegenſtandes den eigenen vorziehen macht. Ja, theure Wilhelmine, ich bin fähig, Deinem Glücke und Deiner Ruhe zu Gunſten, Allem, nur nicht der Neigung, die Du mir eingeflößt haſt, zu entſagen. Ich kann es über mich bringen, Dich niemals wiederzuſehen, wenn Du das wünſcheſt. Aber auf meine Liebe verzichten, das vermag ich nicht; nur der

Tod ſoll ſie meinem Herzen entreißen.“ Im gleich darauf folgenden Billete lautet es: „Ich kann Dir nicht ſagen, theure Wilhelmine, wie ſelig mich Dein reizender Brief gemacht hat. Alſo liebſt Du mich wirklich? Urtheile über mein Glück; ich, der ich nie verliebt geweſen, der ich nie eine Frau vergöttert, ich finde in der Erſten, die mir ſüße und zärtliche Gefühle einzuflößen vermocht, dieſelbe Neigung für mich, die ich für ſie gefaßt.“ — Nicht lange darauf aber ſagt er wieder: „Was iſt das für ein Verhalten, das Sie gegen mich beobachten? Immer verwickelt, niemals frei. Sie lieben mich, Sie lieben mich nicht. Sie bleiben in Neapel, ſo lange ich nicht dort bin und wollen fort, wenn ich komme. Wenn ich aber dieſe Art ſich zu benehmen, zu denken und zu leben begreife, ſo will ich kein Ehrenmann ſein. Was ſoll dieſe Liebe denn bedeuten? Was mich betrifft, ſo bekenne ich gern, daß ich mich auf ſo ausgeklügelte Dinge nicht verſtehe; ich bin in der Liebe ſo dumm, immer gern um die ſein zu wollen, der mein Herz gehört. Ich bitte, meine theure Freundin, nehmen Sie mir den Freimuth nicht übel, mit dem ich Ihnen ſage: wie klar ich ſehe, daß Sie ſich auf meine Koſten luſtig machen, und wie wenig mich das hindert, Sie zu lieben. Reiſen Sie denn in Gottes Namen von Neapel ab, weil Sie mich denn doch nicht lieben. Seien Sie ſo glücklich, als ich es wünſche, und glauben Sie getroſt, daß Sie mich ſo unglücklich gemacht, als es immer möglich. O, ich kenne das Vergnügen der Frauen: Qualen bereiten iſt für ſie

das höchste Glück. Ich meinte Sie der gewöhnlichen Klasse Ihres Geschlechtes entheben zu müssen, aber ich sehe, daß ich mich darin geirrt. Sie haben nur mehr Talent sich zu verstellen, als diejenigen besaßen, die ich bis jetzt gekannt, und die nicht in einem gleichen Grade verstanden, sich einen Mann geneigt zu machen, der kein Gefühl für sie hatte. Noch einmal: ich verstehe nichts von Ihrem sonderbaren Benehmen. Wenn Sie nicht Herrin Ihrer Handlungen sind, so sagen Sie es mir, alsdann werde ich Ihnen kein Mißtrauen mehr zeigen, und Ihr Verhalten wird alsdann für mich nicht mehr so betrübend sein. Ich weiß nicht mehr, was ich sage und thue. Ich würde auf dem Gipfel des Glückes sein, wenn ich Dich vergessen könnte, aber leider werde ich das niemals können. Du hast Dich meines Herzens bis auf das Innerste zu bemächtigen gewußt, und Du hast die Grausamkeit, es auf die ausgesuchteste Weise zu zerreißen. Wenn Du vor meiner Ankunft von Neapel abreist, so werde ich Dich wie ein Ungeheuer ansehen, das auf die Erde geworfen wurde, um mich die schrecklichsten Qualen erdulden zu lassen." — Der nächste Brief besteht aus den Worten: „Du sägst in Deinem letzten Briefe, daß Du Dich nicht rechtfertigen willst. Warum das? Wohl nur, weil Du in Verlegenheit bist Dich zu entschuldigen und weil meine Klagen gegründet sind. Ach, ich will gerne grausamer sein, als gerecht, wie Du sagst, ja, ich will alle die härtesten Vorwürfe verdienen, wenn meine Wilhelmine mich nur liebt. Du sagst: daß Du

kein Glück mehr auf dieſer Erde kennſt. Warum beraubſt Du Dich deſſen? Denjenigen glücklich machen, den man liebt, das heißt: es ſelber ſein. Lebe wohl, grauſame und doch geliebte Wilhelmine. Wenn Du mich nicht mehr liebſt, und nicht Alles thuſt, um mich in Neapel zu ſehen, ſo biſt Du der Empfindung nicht werth, die ich Dir für das Leben widme."

Endlich ſchreibt er: „Du haſt mir beim Abſchiede ein Taſchentuch gegeben, weil Du im Voraus wußteſt, daß ich nicht entfernt von Dir ſein könnte, ohne in Thränen zu zerfließen. Nun ja, Du haſt Recht gehabt, das Tuch iſt von meinem Weinen naß. Wenn Du noch mehr triumphiren willſt, ſo erfahre, daß Du nicht allein die einzige Frau biſt, die ich geliebt, ſondern daß auch noch keine ſonſt, außer Dir, meine Augen befeuchtet in Schmerzen, wie ich ſie jetzt empfinde. — Ich hielt das immer für Schwäche der Seele, die nur bei kindiſchen Männern möglich. Ich ſetzte meinen Stolz darein, mich keinem Weibe hinzugeben, und jetzt muß ich ihn zu Deinen Füßen niederlegen, dieſen Stolz. Biſt Du damit zufrieden, Grauſame? Genieße Deines Sieges, freue Dich meiner verlorenen Freiheit. Du kannſt glauben: es koſtet viel, ſich überwunden zu erklären, wenn man ſeinen Ruhm darein geſetzt, unbezwungen zu bleiben."

Dieſe Auszüge haben wir nur deswegen hier mitgetheilt, weil wir damit darthun wollten, daß eine Frau, die eine Leidenſchaft erregte, wie die eben geſchilderte, unmöglich ſo ſchlecht ſein konnte, als man es uns von

manchen Seiten her glauben machen will. Durch einen guten Inſtinkt geleitet, verbannte die Gräfin Lichtenau jede unzeitige Prüderie, indem ſie dieſe Briefe der Oeffentlichkeit überlieferte. Sie mochte in ihrem Herzen wohl ahnen, daß eine Frau, und ſei es die ſchlechteſte, ſtets nur geadelt werden kann, durch die Liebe eines wahrhaften Mannes.

Daß der Chevalier de Sare, der Sohn eines Prinzen Xaver, ein ſolcher aber geweſen, beſtätigen alle Urtheile, die über ihn aufbewahrt worden ſind. Bei ſeinem Tode, der in einem unglücklichen Duelle zu Töplitz erfolgte, ſagte ein Schriftſteller von ihm: „Allgemein in Civil und Militair iſt das Bedauern dieſes Prinzen, der nach Aller Ausſpruch ein vortrefflicher Mann war. Wahrlich, es iſt ein großer Verluſt für die Menſchheit, wenn ein edler, rechtſchaffener Mann, der hoch ſteht und einen großen Wirkungskreis hat, der Welt entriſſen wird. Der Genius der Menſchheit läßt eine heiße Thräne auf ſein Grab rinnen. Wehe der Hand, durch welche dieſer Edle fiel; er hat einen großen Raub an ſeinen Nebenmenſchen begangen.“

Wir ſelbſt würden dieſen Raub wenig beklagen, wenn von dem Gefallenen weiter nichts übrig geblieben wäre, als dieſe und ähnliche Lobeserhebungen, die in unſeren Augen gar keinen Werth beſitzen, weil ſie in Deutſchland von jeher an die unbedeutendſten Perſonen einer vornehmen Geburt verſchwendet worden. Was uns ihnen diesmal aber Glauben beimeſſen läßt, das ſind die Briefe an

die Gräfin Lichtenau. Dieſe rühren und flößen uns Theilnahme ein, weil wir darin den Schmerz und die Tiefe einer Seele finden, welche in jener Zeit der lächelnden Frivolität nur eine Seltenheit geweſen ſein können. Sie gewinnen unſer Intereſſe noch um ſo mehr, wenn wir bedenken, daß die ſo abgöttiſch Verehrte ſelbſt nicht den rechten Werth darauf zu legen verſtanden, oder vielleicht darauf nicht legen durfte. Es kann ſehr leicht ſein, daß Friedrich Wilhelm eine zweite Ehe ſeiner Freundin nicht wünſchte, nachdem er die erſte durch den neuen Titel, den er ihr gab, gleichſam zu verwiſchen getrachtet hatte. Vorher hieß ſie einfach Madame Riez, welches der Name eines Kammerdieners des Königs war, den ſie geheirathet hatte, wir wiſſen nicht recht aus welchem Grunde. Wahrſcheinlich nur, um die Bezeichnung Madame zu erhalten, weil ſie zwei Kinder geboren, die der König nachmals zum Grafen und der Gräfin von der Mark erhob. Von dem ihr angetrauten Gatten ſelbſt ſagt ſie in ihrer Apologie: „Mit dieſem Manne wohnte ich nie unter einem Dache, ſah ihn nie anders, als wenn er Geſchäfte beim Könige hatte und auch dieſes äußerſt ſelten.“ Die „geheime Geſchichte“ erzählt: Riez, der Beutelſchneider und Schalksnarr habe, als der Kronprinz bei ſeiner Frau im Bette lag, den Ganymed gemacht, was der obigen Erklärung nach, im Fall dies wirklich ſich ereignete, nicht eben ſehr befremdlich ſein dürfte. Wilhelmine Enke war von früher Jugend an, wie wir geſehen haben, die erklärte Geliebte Friedrich

Wilhelms. Als Riez ſie heirathete, wird er ohne Zweifel von der Rolle unterrichtet geweſen ſein, die er in dieſer Ehe zu ſpielen hatte. Schlecht und gemein, wie man ihn, und wohl mit Grund uns ſchildert, kam es ihm bei dieſem Act gewiß nur auf ein gut Stück Geld und den Befehl ſeines Herrn an. Uebrigens hat er ſich ſpäter anderweitig verbunden; die Gräfin Lichtenau aber gegen jede Gemeinſchaft mit ihm proteſtirt, und zwar nicht ohne einen gewiſſen vornehmen Stolz auf ihre Standeserhöhung, den die Angaben in ihrer Apologie zwar nicht eingeſtehen, viele ihrer Freunde, und darunter auch Dampmartin, aber als die hauptſächlichſte Urſache ihrer nachfolgenden traurigen Schickſale angeſehen wiſſen wollen. Ein gewiſſer Leopold von Brenkenhof, bekannt als der Verfaſſer der „Paradora: militairiſchen und nicht militairiſchen Inhalts“, ſchrieb ihr ſchon unter dem 3. Mai 1798: „Theuerſte, ſtets geliebte und geehrte Freundin! Sie wiſſen's, wie ſehr ich von jeher Anti-Ariſtokrat geweſen bin und werden es mir alſo verzeihen, daß, da Sie mir in Ihrem Schreiben das außerordentliche und unſchätzbare Vergnügen gemacht haben, mich — wie ich es auch zu verdienen glaube, als Ihren alten wahren Freund behandeln — ich in Zukunft die Worte: gnädige Gräfin Hochgeboren, und den übrigen ariſtokratiſchen Krimskrams in meinen Briefen weglaſſen und nach alter vormaliger vertrauter Art an Sie, theuerſte Freundin, ſchreiben werde, und dieſes um ſo mehr, da ich überzeugt zu ſein glaube, daß, wenn Sie nicht in den Grafenſtand wären erhoben

worden, das Publikum nie würde aufgehört haben, Sie zu ſchatzen und zu lieben. Dadurch wurde der Stolz der Vornehmen beleidigt und Sie bei ſolchen ebenſo verhaßt, als bei der Kaſte, über die Sie ſich erhoben und deren Neid dadurch erweckt wurde." Dampmartin aber ſagt: „Fräulein Enke und die Frau Riez hatten ſich befriedigt gefunden in der Umgebung von Verwandten, Freunden und Perſonen zu leben, die der ehrenwerthen Klaſſe des Bürgerthums angehörten und zu denen ſich einige ausgezeichnete Künſtler in ganz ungenirter Weiſe als die hauptſachlichſte Zierde der kleinen Zirkel geſellten. Die Gräfin Lichtenau aber machte Anſpruch auf die große Welt. Ihre angeborenen Neigungen und eine lange Gewohnheit ließen ihr die Unabhängigkeit ebenſo angenehm, als die Etikette langweilig erſcheinen, nichtsdeſtoweniger aber verzichtete ſie auf den Hang ihres Herzens um ihren Stolz zu nähren. Sie opferte dadurch manchen ihrer Standesgenoſſen auf, von denen die Meiſten die Erlaubniß ihr Haus betreten zu dürfen, für eine glänzende Auszeichnung gehalten und Viele darunter ſie mit einer aufrichtigen Freundſchaft vergolten hatten. An die Stelle dieſer kam nun ein hohes Gepränge, das ſie mit Mißtrauen, Politik und den auserleſenſten Künſten der Schmeichelei umringte, niemals aber zu ihrem Herzen ſprach, ſondern darunter nur einen unverſöhnlichen Haß verbarg. Verblendet durch eine vorübergehende Gunſt des Glückes, war ſie weit davon entfernt daran zu denken, daß die Umarmungen der vornehmen Damen ſie eher in ihrem neuen Range zu erſticken,

als darin zu befeſtigen trachten mochten. Das Rauchfaß der Höflinge durfte ſie ungeſcheut ſchlagen, ohne daß ſie dadurch aus ihrem Taumel erweckt wurde. Die düſtern Blicke, welche die Glieder der königlichen Familie auf ſie warfen, erfüllten ſie mit keinem Schrecken. Die Güte der Königin, die ſich in der That mehrfach in übertriebener Art dargethan hatte, war erhoben durch zu viel Geiſt und Tugend, um den mindeſten Zweifel über den Schmerz zu laſſen, den ihr die Herablaſſung verurſachte, mit der ſie ihr Portrait an die Nebenbuhlerin gab, die ihr die Liebe ihres angebeteten (?) Gatten entzog. Verſchloſſen dem Rathe ihrer Freunde, kalt gegen die Bitten ihrer Eltern und ungerührt von den Thränen des Fräulein Chapuis, der Vertrauten der Gräfin, ſchritt dieſe furchtlos der kränkendſten Begegnung und der völligen Ungnade entgegen. Die geiſtreiche Verfaſſerin der „Ourika" hat in der Kenntniß, die ſie von den Schwächen des Geiſtes und den Geheimniſſen des Herzens beſitzt, das Urtheil geſprochen, welches die Frau verdammt, die der Monarch allein durch ſeine Macht erheben wollte. „Die Philoſophie ſtellt uns über die Mängel des Glücks, aber ſie kann nichts gegen die Mängel, die aus der gebrochenen Ordnung der Natur entſtehen. Ourika hat nicht ihr Geſchick erfüllt; ſie hat ſich ohne Erlaubniß in die Geſellſchaft gedrängt: die Geſellſchaft hat ſich gerächt." Die prunkvollen Tafeln, die glänzenden Feſte, die herrlichen Bälle und ſelbſt das prächtige Schauſpiel erlauchte Häupter, die Miniſter vieler Regenten, die Großen des Hofes, die durch ihre Ämter

oder ihre Reichthümer ausgezeichnetsten Männer der Stadt und die Frauen, welche sich zu dem Anspruch berechtigt glaubten, alle Blicke auf sich zu ziehen, um sich versammelt zu sehen, ließen die Gräfin nichts als eine Genugthuung der Eitelkeit genießen, die nur gar zu flüchtig war, und von welcher wenige Augenblicke hinreichend erschienen, sie in das Unglück zu ziehen. Man sah sie ungeduldig für diese Tage des Scheines Entschädigung suchen in ihren kleinen Abendzirkeln, in denen Heiterkeit und Wohlwollen herrschten."

Am glücklichsten und glänzendsten übrigens schien sich die Gräfin Lichtenau in dem Bade Pyrmont zu befinden, in das sie den König mehrfach begleitete und welches dieser mit der ganzen Grafschaft für seine Favoritin zu kaufen die Absicht hatte. Sie selbst, wie sie sagt, verhinderte das. Dampmartin aber erzählt, daß sie hier wie eine Königin behandelt und ein stattliches Gefolge fand, unter dem sich viele glühende Verehrer für die Gräfin besonders hervorthaten. Er spricht dabei auch von einem russischen Grafen Subof (Zuboff), dem letzten Günstling der großen Katharina. Da der Chevalier de Sare, so viel wir wissen, von einem Gegner dieses Namens getödtet wurde, so ist anzunehmen, daß dies derselbe und die Ursache des Duells wahrscheinlich eben die Gräfin Lichtenau war.

Bei Gelegenheit des letzten Aufenthaltes in Pyrmont 1797, während dessen der König schon die deutlichsten Vorzeichen des Todes spürte, wird in den Dampmartin-

ſchen Memoiren erwähnt, daß mit deſſen eigener Bewilligung in die Gräfin gedrungen wurde, ſich nach England zu begeben, um im Falle ſeines Dahinſcheidens geſichert zu ſein vor der etwanigen Ungnade des Nachfolgers. Aber die Gräfin Lichtenau, durch ihre Liebe und Erkenntlichkeit, wie es heißt, an Friedrich Wilhelm gefeſſelt, trotzte den üblen Folgen derſelben. Keine Rathſchläge, keine Verſprechungen und drohenden Vorherſagungen ihres Schickſales konnten ſie erſchüttern. Sie kehrte mit dem Könige nach Potsdam in das ſogenannte Marmorpalais zurück, „deſſen Annehmlichkeiten und Reize", wie Dampmartin ſchreibt, „umhüllt ſchienen von dem düſtern Schleier des Todes. „Der Luxus", fährt er fort, „welcher den Augen die Meiſterſtücke der Kunſt, der Induſtrie und des Genuſſes, den nur der auserleſenſte Reichthum zu verſchaffen vermag, in ihrer reizendſten Fülle darbot, verdoppelte den Schrecken der Vernichtung. Zeuge eines langſamen und ſchmerzlichen Ablebens, ſchaudere ich zurück vor der Aufgabe, die Umſtände deſſelben zu wiederholen. Bei Annäherung der letzten Stunde eines Monarchen iſt es nur gar zu gewöhnlich, daß die Begierde, der Ehrgeiz, die Gemeinheit, die Schmeichelei und die Undankbarkeit, kurz, um es mit zwei Worten zu ſagen, die laſterhaften Leidenſchaften, ihre Maske vom Antlitz ziehen. Ich hatte Urſache, vor der gehäſſigſten Verdorbenheit zu erzittern, als ich die Gräfin Lichtenau heute niedrig vergöttert, morgen vernachläſſigt, übermorgen verlaſſen und am vierten Tage gefangen und zum Gegenſtand eines allgemei-

nen Haſſes geworden ſah. Die Spottgedichte, Libells, Karikaturen, Beleidigungen und Verläumdungen regneten förmlich auf dieſe Unglückliche herab. Unter ihren Verfolgern aber machten ſich als die Hartnäckigſten und die Nichtswürdigſten bemerklich, die mit Unverſchämtheit kurz zuvor ihren Schutz gefordert und mit hündiſcher Demuth ihre Hülfsleiſtungen empfangen hatten."

Die Gräfin ſelbſt ſchildert die Umſtände beim Tode des Königs in ihrer Apologie wie folgt: „Vom 26. September 1797 an," heißt es dort, „an welchem Tage der König nach Potsdam ging, bis zum 16. November, als ſeinem Sterbetage, war ich ſtets um ihn, außer zweimal, wo ich auf ſeinen Befehl nach Berlin fahren mußte, um ihm einige Arzneien aus ſeinem Schranke zu holen."

„Den 15. November, Abends halb neun Uhr, befand ſich der König ſehr übel und ſpie Blut. Ich hielt ihm mein Schnupftuch vor, eilte damit in das daranſtoßende Zimmer, und zeigte dem dort anweſenden Geheimerath Selle die ausgeworfene Blutmaſſe, welcher mich, bei dem dadurch erlittenen heftigen Schreck, ermahnte, mich zu faſſen, indem die Leiden des Königs ſich ihrem Ende näherten, zugleich erinnerte er mich, wie er mir ſchon vor ſechs Wochen in Gegenwart des Geheimeraths Brown geſagt habe, daß der König nicht zu retten ſei. Ob ich gleich hierauf ſchon länger vorbereitet war, ſo ergriff es mich doch ſo heftig, daß ich in der Angſt und Verzweiflung in den Garten lief, um Luft zu ſchöpfen, und mich zu ſammeln. Dort begegnete mir meine Kammerjungfer,

Henriette Plöger, die mich in einem solchen Zustande von Bewußtlosigkeit sah, daß man mich nach Hause und zu Bette bringen mußte. Der nämliche Geheimerath Selle wurde gleich vom Palais geholt, fand meinen Zustand sehr bedenklich, und es mußte auf der Stelle ein reitender Bote nach der Stadt um Arzenei eilen. Nach einigen Stunden, als ich meine Besinnung wieder erhielt, ließ ich dem Geheimerath Selle meinen dringenden Wunsch, wieder zu dem Könige zu gehen, zu wissen thun. Dieser kam darauf zu mir, erlaubte mir aber um der fortwährenden Bedenklichkeiten meines Zustandes nicht, das Bette zu verlassen. Nach einer Stunde schickte ich abermals an den Geheimerath, ließ ihm sagen, ich würde mich nicht mehr zurückhalten lassen, und wünschte von dem Befinden des Königs Nachricht zu erhalten. Die Antwort war, der König schliefe, und ich erhielt auf mein wiederholtes öfteres Anfragen immer dieselbe Antwort. Die letzte gegen den Morgen des folgenden Tages war, der König habe gut geschlafen und sei etwas besser: — alles Täuschung, blos damit ich ihn nicht noch einmal sehen sollte! — Bald darauf traten meine Mutter, mein Sohn, sein Hofmeister, der Oberst Dampmartin und meine Gesellschafterin Chappuis mit thränenden Augen vor mein Bette. Dies fiel mir auf! Mit Hastigkeit fragte ich, was vorgefallen sei? sprang sogleich mit einer unbeschreiblichen Beklemmung aus dem Bette und unwillkührlich an das Fenster. Da sah ich eben die Garde mit ihren weißen Stiefeletten, mit langsamen, feierlichen

Schritten vorüberziehen und den Weg nach dem Schloſſe nehmen. Ich kannte die Sitte, daß die Leichname der Könige immer durch dieſe Garde bewacht werden. Der Gedanke von dem Tode des Königs trat lebhaft vor meine Seele; ich that einen Schrei und ſank in meine Kniee. Meine Mutter knieete betend neben mich und ſagte zu mir: Ja, Friedrich Wilhelm hat ausgelitten; er iſt dort, wo aller Schmerz ein Ende hat! — In dieſer Stimmung, die an Verzweiflung gränzte, umgeben von meinen trauernden Angehörigen, wurde mir durch den Herrn Oberſten Zaſtrow und den Major Kleiſt, im Namen des neuen Königs, der Arreſt angekündigt" —

Ueber dieſen erſten Arreſt giebt Dampmartin in ſeinen Memoiren den genaueſten Bericht. Er lautet: „Während der vier erſten, durch den Tod Friedrich Wilhelms des Zweiten verurſachten tiefen Trauertage, trank die Gräfin Lichtenau mit langen Zügen den bittern Kelch des Schmerzes. Diejenigen, welche ehedem am Reichlichſten den Weihrauch der Schmeichelei zu ihren Füßen ausſtreuten, flohen beſorgt wie ſie waren, ihr ja kein Zeichen des Mitleids zu geben, ihren Aufenthalt zuerſt. Phyſiſche Leiden verſchlimmerten noch den Zuſtand grauſamſten Verlaſſenſeins dieſer Unglücklichen. Ich eilte ihr Hülfe zu verſchaffen; unnützer Verſuch! Meine guten Freunde ſowohl als meine andern Bekannten wichen mir mit ſolch einer Geſchicklichkeit aus, daß ich ſie nicht erreichen konnte. Die Militairs zeigten ſich gefälliger. Ein alter General-Lieutenant des Garderegiments, den ich

zum Erſtenmale ſah, hörte meinen Bericht an, ſuchte dann gleich Aerzte zu ſchaffen und geſtand mir bald darauf, daß dieſe Herren unerbittlich blieben. Dann ſchlug mir dieſer Ehrenmann den Wundarzt des Bataillons, welches er befehligte, vor, deſſen Geſchicklichkeit und Erfahrung er mir rühmte. Ihm verdankte die Gräfin eine ziemlich ſchnelle Herſtellung. Sie erſtaunte über etwas ihren Augen ganz Neues: das beſcheidene und ſtille Verdienſt.

Auf ewig von der Geſchichte gebrandmarkte Tyrannen haben behauptet „daß der Leichnam eines Feindes Wohlgeruch athmet.“ Den meiſten Menſchen widerſtrebt ſolch eine Verderbtheit, aber nur wenige ſind edelmüthig genug, um nicht einen geſchlagenen Feind mit Vergnügen zu betrachten. Zwei durch ihren Grad in der Armee und durch ihre Stellung am Hofe angeſehene Perſonen ſuchten eigends die Erlaubniß nach die Gräfin zu ſehen, nur um das Vergnügen zu genießen, Zeugen ihres Mißgeſchicks zu ſein. Mit heuchleriſcher Theilnahme beklagten ſie ihr Unglück und ſuchten ſie über die Geſinnungen des jungen Königs zu beruhigen. Einige Elende aus der Hefe des Volkes, ſagten ſie, möchten gegen die Gräfin eingenommen ſein, aber alle anſtändigen Leute ſprächen ſich zu ihren Gunſten aus. Ihrer Rathſchläge waren eben ſo viele als ihrer Hoffnungsgründe. Ich beſaß nicht Scharfblick genug, um in ſolchen Scenen ein Gewebe von Lügen, Ironie und Bosheit zu erkennen. Als Soldat und Freund der Wiſſenſchaft, niemals dem Hofe

nahe, waren mir ſowohl die Schlechtigkeit, als die Eiferſucht, der Ehrgeiz, der Haß und die Rachſucht, welche jede Größe feindlich umgeben, fremd geblieben.

Endlich hatte die Ungewißheit, deren Qualen bald ſo furchtbar werden, daß man dazu gelangt die Gewißheit des Unglücks vorzuziehen, ein Ende. Den fünften Tag um fünf Uhr Morgens kam ein Major des Garde-Regiments, um das Feld der Illuſionen zu zerſtören. Nachdem er das Schickſal der Uebrigen beſtimmt, redete er mich an wie folgt: „Meine Befehle laſſen Ihnen die Freiheit, mein Herr, in dieſem Hauſe zu bleiben, oder ſich daraus zurückzuziehen. Ehe Sie mir eine Antwort geben, überlegen Sie dieſelbe wohl, weil ſie unwiderruflich bleiben muß." — „Herr Major, ich ſchwanke keinen Augenblick bei dieſem beklagenswerthen Ereigniß. Ich habe mich der Frau Gräfin Lichtenau genähert, als ſie auf dem Gipfel der Gunſt war, und werde ſie nicht in dem Augenblick verlaſſen, in welchem das Glück ſich von ihr abwendet."

Mein Benehmen in dieſer mißlichen Lage iſt der Gegenſtand von Lobſprüchen ſowohl als von Tadel und ſelbſt von Spott geworden. Die ſich widerſprechenden Urtheile waren ſämmtlich übertrieben. Meine Anſprüche auf Lob wurden zum großen Theile durch das Geſtändniß beeinträchtigt, daß ich nur der erſten Eingebung folgte, und daß ich die etwa zu fürchtenden Folgen nicht berechnete, während andererſeits die Vorwürfe über eine zu große Hingebung, die zu verurtheilen ſei, ſchweigen mußten gegen die

Stimme der Ehre, welche es niemals erlaubt einen Unglücklichen zu verlaſſen, beſonders aber dann nicht, wenn eine frühere Wohlthat, ſei ſie an ſich noch ſo unbedeutend, demſelben Anſpruch auf Dankbarkeit verleiht. Sobald der Spott ſich gegen eine Handlung der Pflicht und Ehrenhaftigkeit wendet, muß er ohnmächtig werden, weil er einer ſolchen gegenüber nichtig und elend erſcheint.

Der getreue Bericht eines der zweiundvierzig Tage, welche ohne den Schatten einer Abwechslung dahinſchlichen, möge beweiſen, daß meine Gefangenſchaft nicht ſchlimmſter Art zu nennen war. Um acht Uhr Morgens kamen mit Einheizen beauftragte Leute und zündeten geräuſchvoll Feuer im Ofen an; dieſes Feuer brannte ſo heftig, daß ich, obgleich ich zu ebener Erde wohnte, und obgleich die Kälte draußen ſo ſtreng war, daß das Auge nichts als Schnee und Eis erblickte, genöthigt war, um nicht zu erſticken, die Fenſter zu öffnen.

Um zehn Uhr wurde mir ein reichliches Frühſtück, beſtehend aus Kaffee mit Sahne, und Brot und Butter, gebracht. Dann ging ich zu der Gräfin, die mit beinahe wunderbarer Ausdauer zwei Stunden hintereinander immer dieſelben Klagen, Betrachtungen, Befürchtungen und Hoffnungen wiederholte. Der Appell für die Gefangenen, den der Major du jour mit deutſcher Feierlichkeit um Mittag vornahm, erlöſte mich von meinen Leiden als Zuhörer.

Während der nun folgenden Toilette der Gräfin, war ich ungeſtört. Um zwei Uhr, zur Eſſensſtunde, trat ſie auf das

Sorgfältigſte geſchmückt bei mir ein. Der Befehl des Königs, welcher über meinem Kamin angeſchrieben ſtand, ordnete unſern Küchenzettel an: Bouillon, Gemüſe, eine ſüße Zwiſchenſpeiſe, Braten mit Salat, drei Schüſſeln mit Deſſert, zwei Flaſchen franzöſiſchen Weines, die eine roth, die andere weiß, und zwei Portionen Kaffee.

Gewiß hatten wir Urſache mit dem Willen des Herrſchers zufrieden zu ſein; aber unglücklicherweiſe hing die Ausführung deſſelben von den Launen ſeiner Diener ab; die Hofköche bedienten uns wochenweiſe. Einige unter ihnen glaubten gegründete Urſache zu haben, die Gräfin zu haſſen, und benutzten die Gelegenheit ſich zu rächen. Die Zahl der Gerichte durfte zwar nicht abgeändert werden, aber oft waren dieſelben ungenießbar. Der immer vortreffliche Kaffee würzte entweder die guten Diners, oder tröſtete uns über die ſchlechten. Um ſechs Uhr bot uns der Thee eine kurze Zerſtreuung dar. Das Abendbrot, welches aus einem Gericht Fiſche, Gemüſe und Deſſert beſtand, wurde um neun Uhr eingenommen.

Mit dem Schlage zehn zog ſich die Gräfin in ihr Zimmer zurück. Ich kann ohne Uebertreibung und ohne die geringſte Bitterkeit behaupten, daß es eine wahre Qual war, die Stunden des Tages auszufüllen. Zuweilen ſaßen wir uns gegenüber, dann gingen wir nebeneinander auf und ab; aber was wir auch beginnen mochten, die Gräfin verblieb in derſelben Niedergeſchlagenheit; ſie ermüdete nicht ihre Klagen ſo wörtlich zu wiederholen wie ein Papagai. Zwei Kartenſpiele dienten uns ſehr

zur Aushülfe; nicht daß uns etwa in den Sinn gekommen wäre, zu spielen, sondern meine gute Gräfin suchte daraus Prophezeihungen für ihre Zukunft zu lesen.

Eine Commission, deren Mitglieder Anspruch auf Achtung besaßen, und Vertrauen einflößen mußten, linderte nach Verlauf von sechs Wochen einigermaßen unsern Zustand. Ein zweistündiger Spaziergang täglich kam unserer Gesundheit zu statten. Auch durften wir Correspondenzen führen. Mir wurde die Freude zu Theil, die Befürchtungen meiner Eltern zu beruhigen. Der älteste Sohn des Predigers Erman, welcher selbst Pastor in Potsdam war, suchte jede Gelegenheit sich gefällig zu erweisen, und sandte mir Bücher. Ich wünschte mir Kleidungsstücke, aber alle meine Sachen waren versiegelt.

Das erste Verhör genügte, um die Commissarien zu überzeugen, daß die Gräfin, weit davon entfernt, den Geist, die Kenntnisse, den Charakter, mit einem Wort, die geeigneten Mittel zu besitzen, um einen gefährlichen Einfluß auszuüben und verborgene Pläne zu verfolgen, nicht einmal fähig war, die Unvorsichtigkeit ihres Benehmens im Geringsten zu entschuldigen. Ich hatte das Glück, daß mein Rath und meine Ermahnungen der Angeklagten zum Vortheil gereichten.

Bei dem ersten Lärm von der Ungnade der Gräfin ergoß sich über die Unglückliche in Schmähschriften, Spottliedern, Journalen und Karrikaturen eine wahre Fluth von Kränkungen. Nun ließ die Gährung wieder nach und das Publikum äußerte sich weniger heftig über

eine Frau, welche von der Laune und der Wuth der öffentlichen Meinung so grausam behandelt worden war.

Nachdem die Commissarien den ihnen ertheilten Auftrag ausgeführt hatten, der darin bestand, einen Bericht zu machen, nach welchem über die Sache vom Gericht oder dem Conseil des Königs das Urtheil gesprochen werden sollte, empfahlen sie sich uns beim Abschied in einer Weise, die keinen Zweifel über ihre Theilnahme ließ. Beyme, der das Amt eines Kanzelisten inne hatte, kam zum Erstenmale in seinem unscheinbaren, aber ehrenwerthen Stand zum Vorschein. Niemand wußte, daß der König ihm als Kronprinz eine geheime Gunst zuwandte. Die bedeutende Rolle, die er nun übernehmen sollte, hatte Niemand entfernt vermuthet. Ich bat ihn um eine Unterredung von wenigen Augenblicken; in dieser bot er der Gräfin seine besten Dienste an; aber sie besaß keinen hinlänglichen Scharfblick, um zu entdecken, daß ein als klug, bescheiden, ja sogar blöde bekannter Mann, in der Ueberzeugung seiner Kraft, den Ton der Zuversicht annahm. Ihre unendlich frostigen Dankesworte machten ihr ihn zwar nicht zum Feinde, aber ließen sie einen Beschützer einbüßen.

Die Nacht vom 16. Februar 1798 las ein Secretair des Cabinettes der Gräfin in Gegenwart des General Rüchel den Befehl vor, welcher sie ihres Vermögens beraubte, ihr den Besitz ihrer Diamanten zur Bezahlung ihrer durch großen Leichtsinn verursachten Schulden überließ, sie auf eine lebenslängliche Pension von vier-

tausend Thalern beschränkte, und ihr zum Gefängniß die Festung von Groß-Glogau anwies. Die Ueberraschung, der Schreck und die Verwirrung veranlaßten schreckliche Auftritte. Der Dichter, Geschichtschreiber und Maler würde eine Menge jener Züge beobachtet haben, welche das wahre Talent anregen.

Eine eilige Abreise bringt besonders bei den Frauen immer einige Verlegenheiten hervor. Der General ließ sich willig, um die Augenblicke der Erwartung abzukürzen, mit mir in eine Unterredung ein. Man hatte mir von mehreren Seiten einen wenig vortheilhaften Begriff von diesem Manne gemacht, welcher vorübergehend sich der Gunst des verstorbenen Königs und der Achtung des Publikums sowohl als des Vertrauens seiner Truppen erfreute. Bald eines Bessern belehrt, erkannte ich, daß er mit Geist Kenntnisse und Bildung verband. Es schlug zwei Uhr Morgens, als nach einem vorübergehenden Lärm die tiefste Stille herrschte. Niedergedrückt, wie ich war, von dem Gewicht der Aufregung, Langeweile und Besorgniß, überließ ich mich erst spät dem Schlafe.

Der erste Schimmer des anbrechenden Tages ließ noch kaum die Gegenstände deutlich erkennen, als die Thüren des Zimmers, in welchem ich schlief, mit Heftigkeit geöffnet wurden. Eine Art von Kastellan, den ein Diener und eine Magd begleiteten, und der die französische Sprache radebrechte, fragte mich im Tone der Verwunderung, was ich in diesem Hause mache; die Antwort

darauf war einfach; ich sagte ihm, daß ich gefangen sei; aber der Mann versicherte, daß ich träume und mir das Vergnügen mache, ihm Mährchen zu erzählen, weil mich nichts am Fortgehen hindere. Das war auch ganz der Wahrheit gemäß, denn als ich aus dem Fenster sah, bemerkte ich keine Schildwache mehr. Der Mann fügte hinzu: „Mein Herr, ich habe den Befehl, dieses Haus sogleich einzurichten, haben Sie also die Güte dasselbe ungesäumt zu verlassen.“ Ich bat höflich, man möge doch die Gefälligkeit haben, mir einen Wagen zu verschaffen, aber mir wurde nur eine grobe Weigerung; ebensowenig hörte man auf meinen Wunsch, mir wenigstens einen Commissionair zu rufen. Der Diener und die Magd luden eiligst meine bescheidenen Habseligkeiten auf. Es war mir bei dem besten Willen von der Welt nicht möglich, für die Bücher zu sorgen, welche mir Herr Erman geliehen hatte; der Kastellan rief: „Sie gehören dem Herrn Pastoren; man wird sie ihm schon bringen.“ Zu meinem großen Bedauern hat aber der gute Herr Erman dieselben nie wiedergesehen. Man nahm mich gewissermaßen bei den Schultern und warf mich hinaus.“

Die Gräfin Lichtenau aber sagt von dem Verfasser dieser Schilderung: „Der Baron von Keith war es, der mir ihn zum Hofmeister meines Sohnes empfahl, und mir ihn als einen Mann von Talenten, und zugleich von englischer Geduld rühmte. Er selbst schrieb an mich folgenden sehr schmeichelhaften Brief:

„Gnädige Frau! Die Preise, welche die Hände der Grazie austheilen, überstrahlen alle übrigen an Glanz. Sie vermögen also mehr als irgend Jemand Talente durch Ihren Beifall zu ermuthigen und zu belohnen. Die Bescheidenheit würde mir das Zutrauen verbieten, Sie um denselben zu bitten, wenn nicht alle Furcht, durch die Lobsprüche, welche man einstimmig Ihren liebenswürdigen und wohlthuenden Eigenschaften ertheilt, schwinden müßte. Wenn Sie einen Blick auf die drei Schriften werfen mögen, welche ich die Ehre habe Ihnen zu überreichen, so verlieren Sie nicht aus dem Auge, daß sie von einem alten Soldaten herrühren, der wenig in der Schreibekunst geübt ist, und dessen frühe Tage den Pflichten gewidmet waren, welche die Ehre und die Galanterie auferlegen. Ich bin u. s. w. von Dampmartin, ehemaliger Oberstlieutenant der Dragoner von Corbringen. Berlin, bei dem Baron von Keith, Taubenstraße, den 6 Juli 1796."

„Gleichwohl übereilte ich mich nicht mit meiner Wahl, sondern suchte ihn erst näher kennen zu lernen. Nachdem ich ihn aber dem Bilde des Barons von Keith ganz entsprechend gefunden, schloß ich mit ihm den Contract als Hofmeister meines Sohnes gegen eine jährliche Pension von 400 Rthlrn. auf Lebenszeit, und stellte ihm darüber eine gerichtliche Versicherung zu. Er trat seinen Posten an, und stand ihm mit aller Treue vor. Diese gute Zeit ging bald vorüber; der arme Dampmartin ward in mein Unglück verwickelt, und gerieth nebst mir, meiner Mutter und meinem Sohne in Arrest, den er

auch vier Monat ausgehalten hat. Dies Unglück für ihn war für mich ein wahres Glück! Ich fand an ihm, da seine Conversation mir nicht verwehrt war, und wir gemeinschaftlich drei Zimmer bewohnten, einen unschätzbaren Tröster. Nichts vermochte seinen Geist niederzuschlagen, er hingegen vermochte den meinigen durch Hoffnung besserer Zeiten aufzurichten; und wäre ja der verzweifelnde Gedanke eines Selbstmords bei mir entstanden: er allein würde ihn in der Geburt erstickt haben. Welch ein Verdienst um mich! aber er fügte demselben noch eine edle That hinzu! Ich hatte ihm eine Pension auf Zeitlebens versprochen, und war gerichtlich verbunden mein Wort zu halten. Ganz freiwillig, ohne dazu von mir mit Einem Worte gereizt zu sein, stellte er mir diese Verschreibung zurück, mit der Erklärung, daß er sie, die unter günstigeren Umständen gemacht wäre, jetzt nicht behalten könne. Das Einzige, was er von mir — nicht forderte, sondern erbat, war die kleine Summe von 20 Louisd'or, um sobald es sich thun ließe damit nach Uzes zurückreisen zu können."

Ueber ihre eigene Reise oder vielmehr über ihre Transportirung nach Glogau lesen wir in den „Denkwürdigkeiten und Tagesgeschichten der Mark Brandenburg" vom März 1798 folgenden Bericht aus Frankfurt a. d. Oder: „In der Nacht vom 16ten bis 17ten kam die Gräfin von Lichtenau in Begleitung eines Offiziers und einiger Frauenzimmer auf ihrer Reise nach Großglogau hier an und blieb bis des andern Tags Nachmittags um

2 Uhr im Gasthofe bei Herrn Merz. Ungeachtet im Thore nur der Name des Offiziers angegeben war, so hatte doch das enträthselte Incognito der Gräfin bereits von früh 6 Uhr an eine große Menge neugieriger Menschen vor ihr Quartier gezogen. Theils ihre Person, die durch ihre mannigfaltigen Schicksale in den Annalen der preuß. brandenburgischen Geschichte so merkwürdig geworden, und theils ihr schöner Wagen mit dem daran angebrachten Wappen hatte die Aufmerksamkeit auch solcher Personen auf sich gezogen, die sonst eben nicht gewohnt sind, Alles anzugaffen und anzustaunen, was ihnen in den Weg kommt. Die Gräfin trat in ihrem Zimmer oft vor den Spiegel und zeigte sich zuweilen am Fenster, ohne daß sie auf das Volk besondern Eindruck gemacht hätte. Sie schrieb ein Paar Briefe und schien hernach mit gutem Appetit zu speisen. Als aber das Schülerchor vor ihrem Quartier, wie man sagt, auf Veranlassung einiger Zuschauer, das Lied sang: Was Gott thut, das ist wohlgethan, so traten ihr die Thränen in die Augen. Um 2 Uhr führte sie der Offizier durch das Gedränge der Menschen in den Wagen, ohne daß etwas Beleidigendes vorgefallen wäre. Aber als der Wagen fortfuhr und die Gräfin den Zuschauern freundlich mit der Hand wiederholend ein Lebewohl zuwarf, da brach das Volk in ein lautes Gelächter aus und die Jungen schrien hinter dem Wagen her bis auf die Brücke."

Von Glogau aus, heißt es später in demselben Journale: „Die Gräfin von Lichtenau wohnt hier in dem

Hause der verwittweten Geheimeräthin Bessel. Sie lebt insofern eingezogen, daß sie keine öffentlichen Orte besucht, sonst macht sie Besuche und nimmt auch welche an. Jeden Markttag geht sie in Begleitung der Chavrnié und ihres Bedienten auf den Markt und kauft selbst ein. Anfänglich hatte sie ein großes Gefolge von der neugierigen Menge hinter sich, allmälig fängt man aber an, sie zu ertragen. Sie erhält ihre sämmtlichen Briefe unerbrochen von der Post und kann frei mit Jedem correspondiren."

Die drei Jahre (sie blieb Gefangene bis 1809), die sie hier zubrachte, suchte sie sich so angenehm als möglich zu machen, besonders durch kleine musikalische Soireen. In einer derselben wurde ihr der Musiker Fontana vorgestellt, ein Mann, der später unter seinem wahren Namen Franz von Helbrun in der Theaterwelt durch mehrere Stücke und Bearbeitungen von Dichterwerken, die er, wie z. B. das Kleist'sche Käthchen von Heilbronn auf die allerabgeschmackteste Weise verstümmelte, bekannt geworden ist. Damals aber zog er noch umher wie ein Troubadour des achtzehnten Jahrhunderts, das Liebeslied, die Romanze, das italienische Ritornell auf den Lippen, die Guitarre in der Hand, ein romantischer Lautenschläger der sentimentalen Vergißmeinnichtzeit, welche als stricter Contrast auf der übrigen Frivolität und als der abgeblaßte und larmoyante Begriff einer Art von bereuender Aschermittwochs-Moralität hervorging, die keinen gesunden Boden und keine reine Lebensluft hatte. Zuerst bei

einem Lottogeschäft in Lemberg mit 400 Fl. Gehalt angestellt, verläßt er diesen Posten, um in der weiten Welt sein Glück zu machen. Er spielt auf kleinen Bühnen Helden- und Liebhaber-Rollen, giebt Concerte und schreibt Theaterstücke. Bald hier, bald dort, durchzieht er als fahrendes Genie Ungarn, Oesterreich und Preußen, wie es scheint, kümmerlich sein Leben fristend. Durch Zufall oder vielleicht auch durch Absicht nach Glogau gekommen, benutzt er den günstigen Moment, sich die Gunst der schönen Gefangenen zu verschaffen. Er singt ihr seine rührendsten Strophen, wirft ihr seine glühendsten Blicke, seine enthusiastischsten Worte zu. Auch entdeckt er sich ihr als Cavalier, verschafft ihr die Beweise seines Adels und wirbt um sie. Nicht essen, nicht geradezu. Das wäre für jene Epoche der verblümten Sentiments zu plump, zu massiv, zu wenig romanesk gewesen. Nein, man arrangirt eine Scene, es giebt eine rührende Situation. Fontane kommt eines schönen Tages, um Abschied zu nehmen. Seine Stimme zittert, seine Wangen sind blaß, seine Augen haben einen melancholischen Glanz. Er seufzt, er spricht von den glücklichsten Stunden seines Lebens, von dem Schmerze der Trennung. Die Gräfin Lichtenau selbst erzählt diese Geschichte in ihrer Apologie. Es heißt darin: „Bis dahin war noch kein Gedanke an mehr als Freundschaft und Wohlwollen, wie schon daraus erhellt, daß Fontane sich nach einiger Zeit ernstlich zu einer neuen Reise rüstete. Ohne ihn davon abzuhalten, suchte ich blos seine Wanderschaft zu erleichtern; und

jetzt erschien er, um von mir Abschied zu nehmen. Dieser kritische Augenblick erzeugte entweder, oder offenbarte blos die bisher schon entstandene Liebe bei ihm oder bei mir. Er wollte und sollte, aber er konnte nicht fort; und mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit sagte er, er wünschte bei mir zu bleiben, selbst auf die Bedingung, mein Diener (im strengsten Sinne des Worts) zu sein! Thränen der Rührung stürzten aus meinen Augen, ich riß eine goldene Kette vom Halse, und band sie ihm um den Arm. Innig küßte er mir die Hand, und fragte, ob er sich diese Handlung nach seinem Wunsche auslegen dürfe? Ich bejahte es; er blieb, und jedes zärtliche Herz wird mich ohne Weiteres verstehen. An eine Heirath ließ sich indeß noch nicht denken; ich war ja bis jetzt noch eine von sich nicht abhängige Staatsgefangene! Indeß schlug die Stunde meiner Erlösung, jedoch auf Bedingungen, von denen ich nichts weiter sagen will, als daß sie manches Unannehmliche hatten. Sein Zureden half meinen Entschluß befördern, und ich verließ Glogau als eine freie Person. Geschäfte führten mich erst zu meinem Bruder nach Falkenhagen; dann wieder nach Glogau; und nun erst nach Breslau, wo ich mich niederließ, und den sogenannten Bischofsgarten vor'm Ohlauer Thore miethete."

Noch ehe sie sich aber häuslich in ihrem neuen Eigenthume niederließ, wurde dies der Schauplatz einer blutigen Katastrophe, die vielfach von sich reden gemacht und über welche die Gräfin selbst den nachfolgenden Aufschluß

giebt: „Ich war genöthigt, in Breslau eine Auction anzustellen," erzählt sie, „bei dieser Gelegenheit lernte ich die unglückliche Therese Trojer kennen, und sah sie seit dieser Zeit zuweilen. Eben war ich im Begriff, eine Reise nach Polen, zu meiner Tochter, damaliger Gräfin Miaskowski, zu machen. Dies erfuhr sie, schickte zu mir, und ließ mich vor meiner Abreise noch um einen Besuch bitten. Als ich zu ihr kam, lag ihr Mann im Bette. Sie führte mich in eine abgelegene Kammer, flehte mich auf den Knieen um Erbarmen an, zeigte mir ihren Rücken und Arme, welche braun und blau geschlagen waren, und sagte: ihr Mann habe sie wegen 4 Groschen, die ihr in der Marktrechnung von 4 Rthlrn. gefehlt, so unmenschlich behandelt, und geschworen, sie zu ermorden. Diese unglückliche Frau, die hier völlig fremd war, jammerte mich. Ich versprach ihr, sie wo möglich zu schützen, indem ich bei meiner Abreise dem Herrn von Holbein und noch zweien in meinem Hause befindlichen Damen, der Frau von Faber und der Frau von Bock, hinterlassen würde, sie in meiner Abwesenheit in mein Haus zu nehmen. Ich reiste ab; und Herr von Holbein, um in dieser Sache ganz sicher zu gehen, wickte einen gerichtlichen Glaubnißschein aus, sie in meinem Hause vor der Wuth ihres Mannes zu schützen. Der Fall trat ein; sie kam während meiner Abwesenheit in meine Wohnung, und noch vor meiner Zurückkunft stieß ihr Trojer hier den Stahl in's Herz. Nicht in Breslau, sondern in Oppatowek in Polen, hörte ich zuerst diese Geschichte

von dem mir nachreisenden Herrn von Holbein und von meinem Sohne erzählen. Meine Unschuld daran also liegt am Tage! In wie fern nun Herr von Holbein Trojern Anlaß gab, eifersüchtig zu sein, ist mir unbekannt. Ich will ihm nicht vorgreifen, und überlasse es ihm selbst, sich gegen diese Beschuldigung des Herrn von K. (Herrn von Kölln in seinen „Vertrauten Briefen") zu vertheidigen. Das nur will ich noch hinzusetzen, was mir mein Sohn erzählt hat. Als Trojer das Mordinstrument (ein Tischmesser) schon vom Tische genommen; als er die Therese mehrmal gefragt, ob sie wieder zu ihm kommen wolle, und sie es ihm wiederholt abgeschlagen — verlangte Trojer Herrn von Holbein im Nebenzimmer allein zu sprechen. Dieser war auch dazu bereit; mein Sohn widersetzte sich aus allen Kräften, daß er es nicht thun solle. Trojer schalt darüber meinen Sohn aus, dieser aber blieb dabei, und das tête-à-tête kam nicht zu Stande. Gleich darauf erfolgte die Ermordung, und zugleich gab Trojer sich selbst mehrere Stiche. Was er nun mit Holbein wollte — ob bloß sich mit ihm zanken, oder ihn gar seiner Wuth aufopfern — ob es, wiewohl ungegründete, Eifersucht (dazu brauchte man, dünkt mich, die Therese nur zu sehen!) — oder Verdruß und Aerger darüber war, daß seine Geliebte in meinem Hause Schutz fand, und ihn eben jetzt durch Holbein fand — das Alles weiß ich nicht; Gott weiß es! —"

Inzwischen lebte sie in Breslau mehrere Jahre, wie

ſie ſelbſt ſagt, in glücklicher Ehe. Die Briefe, die Frau von Holbein aus Paris an ſie ſchrieb, wohin er 1803 wegen muſikaliſcher Zwecke ging, und die ſeine Frau in ihrer Apologie mitgetheilt hat, athmen in der That auch alle eine große, feurige Liebe. Sie ſprechen nur immer von der Sehnſucht nach ihr, von der Freude an ſie zu denken, von dem Glück ihre Zeilen zu küſſen. Einmal heißt es darin: „Mein Herz hängt mit der zärtlichſten, reinſten, innigſten Liebe an Dir.“ Dann ſchreibt er: „Bleibe mir gut, halte mich Deiner Liebe, Deiner Achtung werth und Du haſt den glücklichſten Menſchen zum Mann, der je in dieſer Welt noch lebte.“ Später wieder ruft er aus: „Du mein Weib! O, welch ein Glück! Wann werde ich Dich wiederſehen! Wann Dich wieder an mein liebendes Herz drücken?“

Derſelbe Ton herrſcht in den Briefen, die er ſpäter an die Gräfin Lichtenau ſendet, als dieſe nothgedrungen eine Reiſe nach Berlin machen mußte, um ihre Geldangelegenheiten zu ordnen. Der eine davon lautet: „Breslau, 25. Januar 1804. Gott gebe, daß ich Dich bald wieder habe; denn mit Zuverſicht glaube ich, daß der König unfähig iſt, nicht Rückſicht auf Deine überſtandenen Leiden zu nehmen. Wir ſehen ja jetzt doch endlich einmal ein Ende; laß es ſein, ſo ſchlimm es will, ſo haben wir noch immer auf ein Glück zu rechnen, was wir uns ſelbſt ſchaffen können. Ich tröſte mich mit dem Gedanken, daß nun endlich die Zeit gekommen, welche die Kriſis unſerer Lage gereift. Ja, liebe Frau, dieſe Hoffnung,

dieſe Zuverſicht, mit der ich nun ein Ende unſerer Leiden ſehe, läßt mich ganz über bevorſtehende Kränkungen und Leiden hinwegblicken. Ja, ſie läßt mich eine Zeit hoffen, in der wir weder Kammer-Gerichts-Acten, weder Klagſchriften, noch Bettelbriefe erhalten werden. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer das Recht verloren. Man wird aufhören uns zu beneiden, und da auch eher unſern perſönlichen Werth zu erkennen anfangen.“ —

„Zufriedenheit, die Mutter jedes Glücks, werde uns zu Theil! Was frage ich nach Allem, wenn Du mich nur ſtets liebſt, wenn nur Du mir ſtets lieblich lächelſt? Alles was Entbehrung heißt, vergeſſe ich im ſelig belehrenden Genuß Deiner Geſellſchaft, ja mich ſelbſt, und werde ein Theil Deines Ichs. — Du lächelſt, und meinſt, ich werde romantiſch? Lächle nicht! Denn die ſchönſten Gefühle ſind den meiſten Menſchen fremd, und nur darum hält er oft eine Empfindung überſpannt, deren er nicht fähig iſt. Laß uns drum immer dieſe ſchönen Gefühle der idealiſchen Welt näher bringen, denn nur in ihr blüht des Menſchen wahres Glück.“ —

Dieſes Glück aber zerſtörte Franz von Holbein ſehr bald mit ſeiner eigenen Hand. Um nicht weitläufig oder ungenau zu ſein, laſſen wir darüber wieder die Gräfin Lichtenau ſelber ſprechen. In ihrer Apologie ſagt ſie: „Es war am 31. Januar des Jahres 1806, als mein Mann mich verließ. Verließ? So kann man es jetzt nennen, da er ſeit dieſer Zeit — alſo ſchon über zwei Jahr — nicht wieder zu mir zurückgekehrt iſt! Damals

aber wäre dieser Ausdruck viel zu stark, und eigentlich ganz unrichtig gewesen. Es waren nämlich kurz vorher zwei Briefe aus Grätz in Steiermark eingelaufen, worin er aufgefordert wurde, dahin zu kommen, weil seine Mutter sich in Todesgefahr befinde, und ihn noch einmal zu sehen wünsche. Eine solche Aufforderung verdiente von seiner, und zugleich von meiner Seite Respect; er rüstete sich also sofort zu einer Reise nach Grätz. Der Abschied lautete nichts weniger als auf immerwährende Trennung; vielmehr waren seine letzten Worte: Wirst Du mich auch so aufnehmen, wenn ich wiederkomme, als Du mich aufnahmst, da ich von Paris zurückkam? — Wie hätte ich dies nicht versprechen sollen; und so schieden wir, mit inniger Zärtlichkeit von meiner Seite. Die seinige äußerte sich gleich darauf durch Briefe, die er mir Schlag auf Schlag von den verschiedenen Poststationen, Olmütz, Troppau, Wischau und zuletzt von Wien schrieb. Von seiner Reise nach Grätz meldete er, er würde sie thun, aber er fürchtete, der Mutter zu begegnen, wo nicht gar ihr vorbeizufahren. Bald darauf hieß es, die Mutter habe sich in Grätz operiren lassen, und sei am 25. Februar in Wien angekommen. Dazwischen befanden sich eine Menge theatralische Nachrichten. Mein Mann hatte sich einige Zeit vorher mit dem lebhaftesten Enthusiasmus in dieses Fach geworfen, hatte den Tribolin, die Tyrannen von Syrakus ꝛc. geschrieben, hatte den ersteren vergeblich auf das hiesige Breslauer Theater zu bringen gesucht, und machte nun den gleichen und glücklichern

Verſuch in Wien. Auf einmal und ganz unerwartet gerieth ſein Briefwechſel in's Stocken — und mit ihm ſtockt auch meine Erzählung. Das Ganze würde ein Buch erfordern, welches zu ſchreiben mich der Himmel behüten wird. Nur einige unumgänglich nöthige Data! Ich erfuhr nun ganz poſitiv, daß mein Mann nie wieder zurückzukommen gedenke. Ich erfuhr die Läſterungen meines Wohnorts, wo man die Schuld davon lediglich in mir ſelbſt ſuchte. Auf der andern Seite nannte man ſogar hier, geſchweige denn in Wien, ganz laut eine Dame als die eigentliche Urſache dieſer plötzlichen Umwandlung. Ich würde ſie nicht nennen, würde ſie ganz aus dem Spiele laſſen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt dem Publikum, zu welchem ich rede, dargeſtellt hätte. Ihr Bild ſteht als Titelkupfer vor dem, bei Herrn von Schönfeld herausgekommenen Schauſpiel: Mirina, Königin der Amazonen, von Franz von Holbein; und ihr Name iſt Madame Roſe, Hofſchauſpielerin in Wien. Ich erhielt nun von dorther den Rath, ſelbſt hin zu kommen und das Nähere zu erforſchen, und ich that es im Monat April. Ich habe Madame Roſe geſehen, und ſie mag ſagen, ob ich ihr auf irgend eine Art unanſtändig begegnet bin. Auch ſie hat ſich gegen mich ſehr artig benommen, und nur auf die Frage, ob ſie ſich von ihrem Manne ſcheiden laſſe, die auch für mich ſehr tröſtliche Antwort gegeben: Man kann ſehr edel ſein, und doch nicht zuſammen paſſen! Da aber nur der kleinſte Theil des Publikums für dieſen Edelmuth Sinn hat — da

überdies der ganz gemeine Menschenverstand dagegen noch den Einwurf machen würde, daß man im Falle des Nicht-Zusammenpassens besser gethan hätte, sich von Anfang gar nicht zusammenzufügen — so that ich an meinen Mann die, glaube ich, sehr billige Forderung, zu Madame Rose zu gehen, so oft er wolle, aber nicht ohne meine Begleitung. Dieser Vorschlag aber wurde weit weggeworfen, und nun mußte ich hören, was freilich mit dem obigen Briefe aus Mannheim (worin es hieß: „Alles was ich bin, bin ich durch Dich und Du mein Alles!") vom 12. Mai in geradem Widerspruch steht — er habe ihr (Madame Rose) Alles zu verdanken. Zitternd erwiederte ich: Wenn das so iſt, so habe ich nichts mehr zu sagen — nahm meinen Shawl, und ging. Von seiner Seite erfolgte nun die schriftliche Erklärung: Wir sind getrennt, wegen Deiner gestrigen Aeußerungen — und von der meinigen, die Zurückgabe des Trauringes an die Mutter. In einem Briefe vom 30. April hieß es unter Anderm: „Die Ehre der würdigen Rose und ihres braven Mannes werde ich vor Deinen Angriffen zu sichern und meine eigne zu erhalten wissen." Auf diesen Punkt werde ich in der Folge noch zurückkommen, jetzt bloß dies, daß ich allein nach Breslau zurückkehrte, aber Ende Octobers durch die Kriegs-Trubeln wieder nach Wien gescheucht wurde.

Hier nun hatte ich mit meinem bisherigen Manne, in Gegenwart meiner Schwägerin, der Stallmeisterin Guke, und ihrer Tochter Wilhelmine, die nöthigenfalls

daruber vernommen werden können — ungefähr folgendes Gespräch:

Ich. Holbein! Nur eine einzige Gefälligkeit! Du willst, wir sollen getrennt sein; ich bin es zufrieden. Aber sage mir doch zu meiner Beruhigung, was ist denn eigentlich die wahre Veranlassung zu dieser Trennung?

Mad. Enke. Sagen Sie mir um Gottes Willen.

Er (sich beide Ohren zuhaltend). Davon will ich nichts hören! (Endlich die Hände ab von den Ohren.) Nun, wenn Du es denn wissen willst, so wisse, daß ich nicht den mindesten Zwang in der Ehe ertragen kann. Ich muß meine Freiheit haben, wie ein zügelloses Pferd!

Ich. Wenn das ist, so habe ich nichts weiter zu sagen. Ich habe Dich nie genirt; Du hast gethan, was Du gewollt hast; bist ohne mich in Paris, in Posen, zweimal in Wien gewesen."

Um aber diese ganze Ehescheidungsgeschichte abzuschließen, ist nun auch noch nöthig, die folgende Erklärung der Gräfin Lichtenau hierherzusetzen. Sie sagt: „Ueber dieses Gespräch habe ich hinterher reiflich und ruhig nachgedacht, und finde darin wenigstens einen Schimmer von Aufschluß über meine mir selbst so dunkle Trennungs-Geschichte. Als ich Holbein zuerst kennen lernte, fand ich in ihm blos das musikalische Talent. Während unserer Ehe entwickelten sich in ihm der Talente mehrere. Er fiel auf die Erfindung des neuen musikalischen Instruments, Uranikon, wandte darauf Tag und Nacht die äußerste Anstrengung, und zugleich große Kosten; gleich-

wohl aber iſt es in der Folge nicht zur Reife gediehen. Er warf ſich, wie ich ſchon geſagt, in's theatraliſche Fach, und ſchrieb mit großem Fleiße mehrere Schauſpiele; äußerte auch zuweilen, daß er Schillern, wo nicht zu übertreffen, doch zu erreichen gedenke. Hätte die hieſige Theater-Direktion, die ſchon ein Stück von ihm, das Verhängniß, mit Beifall auf die Bühne gebracht hatte, auch den Frivolin angenommen — wie ſie es hinterher that, nachdem er bereits überall gegeben wurde — ſo erfolgte wahrſcheinlich zwiſchen uns keine Trennung. So aber trieb ihn ſein Theaterdichter-Geiſt nach Wien, wo, ohne alle Nebenideen, die Bekanntſchaft der Madame Roſe, als Schauſpielerin vom Range, für ihn erſtes Bedürfniß war. Durch ſie erhielt er, was er in Breslau vergeblich ſuchte, und das Wiener Theater gab von da an eine ganze Reihe ſeiner Stücke. Die Verdienſte, die Madame Roſe hierin hat, begehre ich auf keine Weiſe anzutaſten; und wenn Holbein's Aeußerung gegen mich, er habe Madame Roſe alles zu verdanken, blos Bezug aufs Theater hat, ſo wende ich nichts dawider ein, geſtehe vielmehr, daß ich mir hierin nicht das geringſte Verdienſt anmaßen kann. Wenn es denn nun recht iſt, die Liebe — der Kunſt, das untheatraliſche Weib — dem theatraliſchen, die älteren Verdienſte — jüngeren aufzuopfern: ſo iſt Alles in ſeiner gehörigen Ordnung, und ich könnte unglücklich ſein, ohne darüber klagen zu dürfen. Aber eben hierüber iſt nun die Frage, ob es recht iſt? Hätte ich je auch nur geahnt, daß meine Ehe aus einem ſolchen Grunde, ſo ſchön er auch

klingen mag, zerrissen werden sollte, nie würde ich sie geschlossen haben! Wer sich indeß in eine dreijährige Gefangenschaft zu finden wußte, findet sich auch in so etwas; und ich würde über diese ganze Geschichte das tiefste Stillschweigen beobachtet haben, hätte nicht der Herr von K. einen so abscheulichen öffentlichen Angriff auf mich gethan, und Holbein's Ehe mit mir als ein so schweres Kreuz dargestellt, daß er lieber wieder Lichtputzer werden wollen ꝛc. Ueber diesen niedrigen Ausdruck habe ich ihn längst gerechtfertigt; auch ist er ja gegenwärtig Theatersecretair bei dem Wiener Theater, um welchen Posten Madame Rose abermal Verdienste haben kann, die mir gänzlich fehlen. Aber er hat mich nun doch wirklich verlassen, und der Schein ist gegen mich. Ich sehe mich daher genöthigt, mit einem Documente hervorzurücken, welches noch mehr beweisen wird, ob ich verlassen zu werden *verdiente*. Um Holbein zu schonen, gebe ich davon blos den sanftesten und gelindesten Theil.

Gott, was steht mir Aermsten noch zu erleben übrig! Wer hilft mir armen Vater die Vergebung der Fehltritte meines Sohnes erbitten! Allmächtiger Beistand, hilf du mir durch diese Zeilen das Herz einer Gemahlin trösten, die Wuth einer Wohlthäterin ersticken, die so äußerst beleidigt ist. O daß ich doch nicht so vermögend bin, die Straße und den Ort erreichen zu können, wo dieser — Irregeführte den Grundstein zu seinem künftigen Elend legt. O Jugend, o blinde Leidenschaften, was könnt ihr wohl alles unternehmen! O könnte ich doch in diesem

Augenblick als Vermittler eintreten und meinen unglücklichen Sohn noch aus den Klauen des Verderbens reißen. Sollen die Bitten eines im Elend grau gewordenen Vaters, sollten meine Thränen, sollte das Bild meines Elends nicht auf sein kindliches Herz wirken. Sollte meine Ueberredungskraft und väterliche Warnungen nicht hinreichend sein, den Keim der jugendlichen Leidenschaft zu ersticken, und diesen Irregeführten in seine glückliche Laufbahn wieder einführen zu können? O ja, wäre es mir nur möglich ihn selbst sprechen zu können. Mein Herz ist zu voll, ich kann nicht mehr schreiben, Thränen des Mitleids und des Grimmes erlöschen meine Zeilen und die Empfindungen des Schmerzes machen meine Denkkraft erstarren. Glauben Sie, Schätzbare, unglückliche gute Frau, daß es in meiner Macht steht, oder daß ich auch nur beitragen könne, ihre Wiederversöhnung (wenn Sie selbe wünschen) herzustellen, wollen Sie es, so erwarte ich Ihre Befehle. Vor allen aber sehen Sie hier diesen armen Vater auf seinen Knieen die Vergebung seines Sohnes erbitten. Sie kennen den Werth edler und großmüthiger Handlungen durch Selbstausübung zu gut, als daß ich das Lobwürdige davon wiederholen sollte, und Ihr Herz, daß so geneigt ist, das Wort Vergebung von sich zu athmen, kann ohnmöglich unerbittlich für jenes Geschöpf sein, was Sie doch so fest durch Liebe fesselte. O würdigen Sie mich doch diesmal einer Antwort, schütten Sie Ihr gekränktes Herz ganz aus, mengen Sie Ihren Schmerz mit dem meinigen,

und rechnen Sie auf Alles, was in meiner Macht und Kräften ſteht, um zu Ihrer Seelenruhe beizutragen. Laſſen Sie, edle Wohlthäterin, den armen und doppelt unglücklichen Vater den Fehltritt ſeines Sohnes nicht entgelten. Entziehen Sie ihm nicht Ihre Gnadenhand, beſonders in jenem Zeitpunkt, wo er Sie auch nur um eine ganz kleine Hülfe anflehet. Wie edel, wie großmüthig würde wohl dieſe Handlung ſein, den Vater desjenigen zu unterſtützen, der Sie beleidigte. Welch ſeltenes Beiſpiel, nur alleinig von Ihrer Denkart zu erwarten, und nach dem Maaßſtabe der edlen Größe dieſer Handlung berechnen Sie den namenloſen und ewigen Dank und Hochachtung

des unglücklichen Vaters

Caspar v. Holbein.

Meine Thränen benetzen dieſen Brief. Ich werde den guten Alten nie vergeſſen: von dem Sohne aber bin ich auf immer geſchieden. Und weil denn doch Herr v. K. auf eine ſo unanſtändige Art meiner Wünſche ſpottet, ſo wünſche ich hierdurch vor ganz Deutſchland, daß Herr v. Holbein, wenn er zum zweitenmale in den Eheſtand treten ſollte, nieder eine Frau finden möge, die ihr Silberzeug, Terrinen, Leuchter, Theemaſchine an einen Juden verkauft, um ihm das Vergnügen zu machen, nach Paris reiſen zu können; die ihn nach der Rückreiſe bei einem Nervenfieber ſechs Wochen lang Tag und Nacht wartet und pflegt; die endlich — welches er allein verſtehen wird und ſoll — nach der Berliner Reiſe, über

einen inhaltſchweren Zettel von nur drei Zeilen, den Schleier der Vergeſſenheit deckt! Das ſind meine Wünſche; wen ſie ſchmerzen, der halte ſich lediglich an den Herrn v. Holbein, der mich nöthigte, ſie öffentlich zu thun." —

Dieſe ganz ausführlichen und etwas langen Auseinanderſetzungen durften wir unſeren Leſern nicht vorenthalten, um die Charakterſchilderung der Frau, die hier unſer Vorwurf iſt, genau und in allen Theilen abzuſchließen. Gewiß wird jedermann aus ihnen erkennen und zugeben müſſen, daß ein Weib, daß ſich ſo offen und rückſichtslos erklären und den ungetreuen Gatten gewiſſermaßen dabei noch in Schutz und in eine Lage verſetzen kann, die ſeinen Treubruch in etwas zu beſchönigen im Stande, wir ſagen, gewiß wird jedermann aus einem ſolchen Beginnen erkennen, und zugeben müſſen, daß ein Weib, das deſſen fähig, nicht für ſo niedrig und gemein zu halten iſt, als es Sitte geworden, ſie auszugeben. Rechnet man hiebei noch hinzu, daß ihre Apologie gleichſam nur eine Nothwehr und einzig darum geſchrieben wurde, weil ſie auf die nichtswürdigſten Verleumdungen und Lügen zu antworten hatte, ſo darf man mit Recht über die Mäßigung und Ruhe erſtaunen, die ſie darin beobachtet oder hat beobachten laſſen. Mit gutem Grunde kann es darum auch bedauert werden, daß ihre Freilaſſung aus der Feſtung mit der Bedingung verknüpft wurde, nichts über ihr Leben und ihre Schickſale veröffentlichen zu wollen. Ohne dies würden wir

gewiß interessante Memoiren und genaue Nachrichten über eine Epoche der preußischen Geschichte haben, über welche leider nur gar zu wenig Materialien vorhanden sind. Die preußischen Historiker schlüpfen gewöhnlich nur mit wenig allgemeinen Bemerkungen darüber hinweg und die Regierung selbst hat dafür gesorgt, daß eine Art von mystischem Stillschweigen darüber beobachtet wird. Der Befehl, welcher der Gräfin Lichtenau das Schloß vor die Lippen legte und eine Masse von Briefen und Dokumenten zum Eigenthum der königlichen Familie erklärte, hat ein gutes Stück der preußischen Geschichte zum bloßen Staats- und Kabinetsgeheimniß gemacht, das wahrscheinlich niemand im Stande ist, zu lüften, wie es die Günstlingin Friedrich Wilhelm II. vermocht haben würde.

Von ihr selbst haben wir übrigens hier zum Schluß nur noch anzuführen, daß sie zuletzt nach Berlin zurückgekehrt und daselbst, wir glauben 1825 in dem Hause No. 50 der Mohrenstraße im zweiten Stock an derselben Krankheit gestorben ist, die auch Friedrich Wilhelm II. dahingerafft und welche in der Königsfamilie der Hohenzollern häufig vorzukommen pflegt, an der Wassersucht nämlich.

Obschon sie übrigens als eine der merkwürdigsten Frauen in Preußen angesehen werden muß, sind die Nachrichten über sie doch so zerstreut und unvollkommen, daß wir uns nur durch viele Mühe die nöthigsten Data zu verschaffen, doch weder ihren Geburtstag noch ihren Todestag genau zu erfahren vermochten. Ihr Leben

verläuft ſich in die Nebel, welche bisher künſtlich über viele Theile der Regentengeſchichte Preußens verbreitet gehalten worden ſind und worin die Perſonen gleichſam nur wie Schatten erſcheinen, die man nirgends faſſen und feſtſtellen kann. Auch ſie verſchwindet uns darin, obgleich ihre Exiſtenz uns ſo nahe und friſch vor den Augen liegt, daß wir die Spur davon faſt noch unter unſeren Füßen gewahren können. Sie verliert ſich erſt an dem Kreuzwege, an welchen unſere Zeit gelangte und an dem ſich das Schickſal Preußens neu entſchieden hat. Sie erlebte Napoleon und die ſogenannten Freiheitskriege.

Im Rückblick auf ihr ganzes, von uns ſo eben geſchildertes Leben aber fällt uns ein Satz des berühmten Saint-Martin ein, in dem es heißt: „Wenn Gott ſeine Liebe nach verſchiedenem Maaßſtabe verleihen könnte, ſo müßte er ohne Zweifel der Frau mehr davon zuwenden, als dem Manne. Was uns betrifft, ſo können wir uns nicht entſchlagen, ſie mehr zu verehren und zu achten, als uns ſelbſt, denn auch das verdorbenſte Weib iſt leichter gebeſſert, als der Mann, der nur einen Schritt gegen das Schlechte gethan. Der Herzensgrund der Frau iſt vielleicht weniger ſtandhaft, als der des Mannes, aber er iſt auch weniger empfänglich für die allgemeine Verdorbenheit der Welt.“

Von dieſer Maxime aus muß man weibliche Weſen beurtheilen, wie ſie den Inhalt unſeres Buches bilden. Der hiſtoriſche Kritiker darf ſich von der Brutalität der

großen Masse nicht beherrschen lassen, sondern er muß vielmehr sich des alten Ausspruchs erinnern, daß wo die Frauen schlecht gewesen, sie es durch die Männer geworden sind.

Die Liebe ist die Wissenschaft des Herzens und wie in allen übrigen besitzt das Weib nur die Empfindung, der Mann aber die Grundsätze und Paragraphen, d. h. das System darüber. Wenn der Letztere schlecht darin ist, so ist er es mit Methode, wie Polonius sagen würde, das Weib aber nur aus Hang, Gewohnheit oder zufälligem Anlaß. Aus einer Sünderin vermag der Mann eine Heilige zu machen, aber aus dem Heiligen das Weib nur einen Sünder. Darum ist auch immer der Mann verdammt, wo das Weib verurtheilt wird, was, wie Lamartine rührend sagt, nur mit Thränen geschehen kann.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der Unterrock

in der

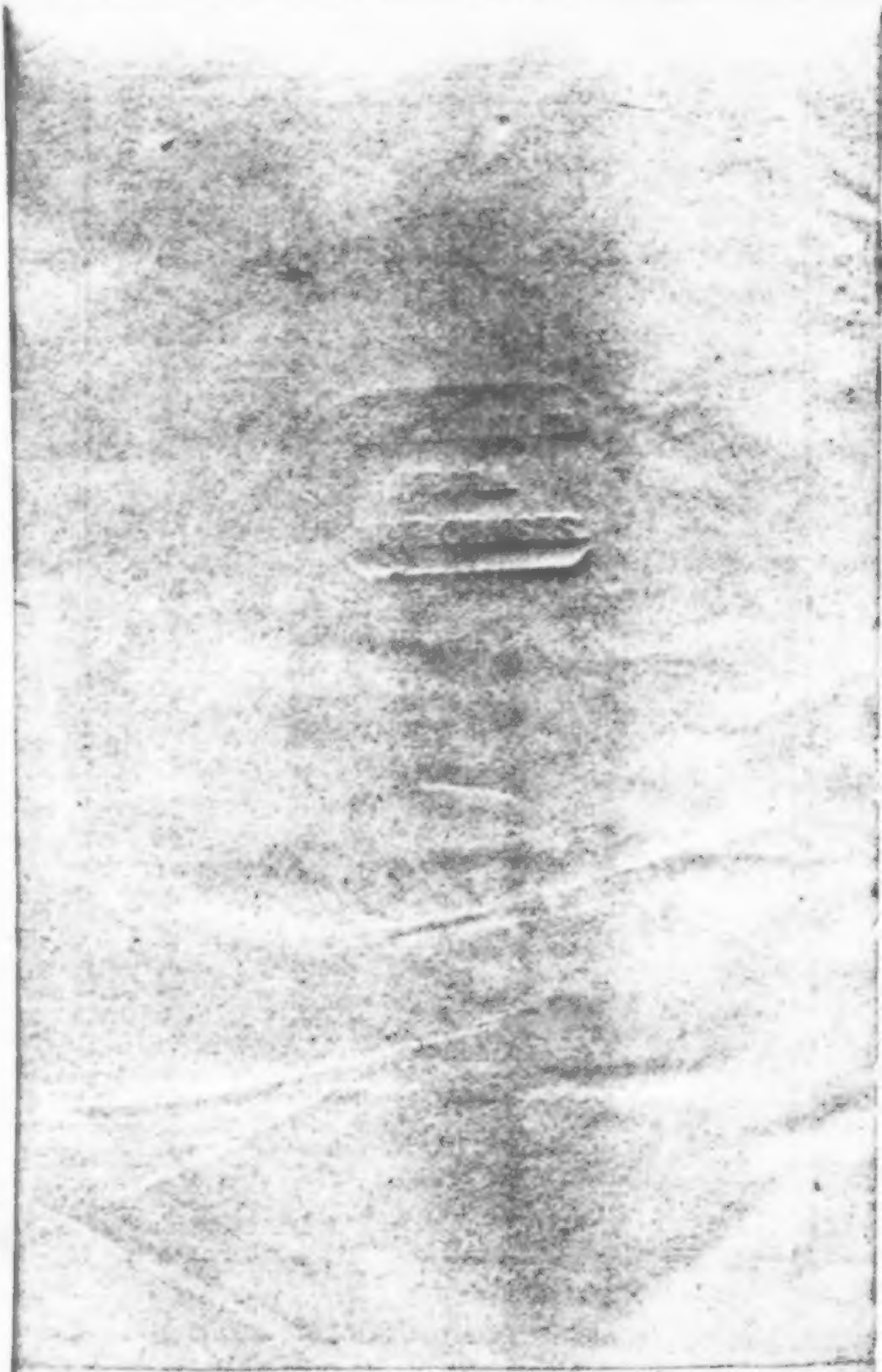
Weltgeschichte.

Von

Feodor Wehl.

Dritter Band.

Hamburg.
B. S. Berendsohn.
1851.



Feodor Wehl's

L'HISTOIRE EN JUPON.

Die

Galanten Damen

der

Weltgeſchichte.

Von

Feodor Wehl.

Dritter Band.

Hamburg.
B. S. Berendsohn
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Mit diesem dritten Bande schließen wir das Jahrhundert Ludwig XIV. und Ludwig XV. ab; dieses Jahrhundert, das närrisch an Liebe und Enthusiasmus war und wie das Bacchanal erscheint, mit welchem das Mittelalter sich endigte. Die Kerzen flammten, die Becher schäumten; es lärmte die Musik. Ueberall gab es Glanz, überall Pracht, überall Schönheit und Ruhm, und das Alles, um den Absolutismus zu feiern und zu verherrlichen. Denn der Absolutismus war damals der Herr der Welt. Aber während er noch im Uebermaß praßte, trank und im Arme schöner Maitressen schwelgte, fing draußen bereits an der Tag einer neuen Zeit zu dämmern. Diese neue Zeit überraschte die Schwärmer, welche die Nacht in wildem Taumel durchras'ten und nie daran dachten, daß es Morgen werden würde. Nach uns die Sündfluth! riefen sie, indem sie die Lippen schöner Frauen küßten. Aber während dieser Küsse kam schon die Fluth heran. Die Schwelger wurden vom neunzehnten Jahrhundert überrascht; von dem Jahrhundert Friedrichs des Großen.

Friedrich der Große und Ludwig XIV., das sind zwei Grenzsteine der Geschichte. Sie stehen an den beiden entgegengesetzten Ufern der Revolution. Der Eine taumelt trunken in sie hinein, der Andere richtet sich ernüchtert und ermärkt in ihr auf. Der Letztere ist der erste Monarch der Neuzeit, der Erstere der letzte König des Mittelalters.

Darum haben wir Beide auch gleichsam zum Rahmen unseres Zeitgemäldes gebraucht. Wir gehen von dem Einen aus und endigen bei dem Andern. Sie sind die beiden Pole unserer Darstellung, der Westen und Osten der von uns skizzirten Geschichtsepoche.

Da es eigentlich unsere Absicht war, das Maitressenthum von seinem Ursprung bis auf die neueste Zeit, d. h. von der Lais bis zur Lola Montez herab darzustellen, so ist freilich in dem von uns geschilderten Jahrhundert erst ein Theil unseres Planes verwirklicht worden. Doch hoffen wir das noch Fehlende in einem oder höchstens zwei Bänden in einem abgesonderten und für sich bestehenden Werke nachtragen zu können.

Hamburg, im Februar 1851

Fedor Wehl.

Inhalt

	Seite
Christine Wilhelmine von Gravenitz, spätere Gräfin von Urach und Würben	1
Franziska von Hohenheim	29
Die Herzoginnen von Cleveland und Portsmouth	54
Katharina die Zweite, Kaiserin von Rußland	80
Anne-Marie de la Tremouille de Noirmoutier, Fürstin des Ursins	166

Christine Wilhelmine von Grävenitz, spätere Gräfin von Urach und Würben.

Der Vollständigkeit, die wir unserem Werke zu geben wünschen, erheischt, daß wir unsere Blicke nun auch nach dem südlichen Deutschland und zwar nach dem schönen Würtemberg richten, wo wir Stuttgart gleichfalls zu dem Schauplatze werden sehen, auf dem das Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten und Fünfzehnten seine Bacchanalien und Orgien feiert. Als der eigentliche Held derselben erscheint zuerst Herzog Eberhard Ludwig, welcher bei dem Tode seines Vaters, Wilhelm Ludwigs 1674 erst drei viertel Jahre zählte und die Regierung daher während der Minderjährigkeit seinem Oheim Friedrich Karl übergeben sehen mußte.

Obgleich dieser Vormund nun selbst kaum mündig geworden und das Land durch den dreißigjährigen Krieg und die Einfälle der Franzosen sehr in Zerrüttung gebracht worden war, so gelang es ihm doch seine Regierung in mehr als einer Beziehung von wohlthätigem Einflusse auf das Herzogthum werden zu lassen. Trotz aller Kriegerüstungen, zu denen er sich genöthigt sah und

nez aller Invaliden, die von jenseit des Rheines und unter ihm ihre Heimath hatten, stiftete er zu Stuttgart das sogenannte Gymnasium illustre, welches aus einem Pädagogium hervorging und ein eigenes Gebäude erhielt, das 1685 beendet wurde. Neben den Predigten über den lutherischen Katechismus ließ er die zweckmäßigen nur noch jetzt bestehenden Kinderlehren einführen. Mit Baden schloß er gute Handelsverträge und gab außerdem viele praktische Verordnungen über Polizei, Gewerbe und Industrie. Auch vermehrte er das Land durch Kauf und Einzug mancher ansehnlichen Orte, unbebaute und öde Strecken bevölkerte er mit den vertriebenen Salzburger Protestanten und den Waldensern, denen er freie Glaubensübung und große Vergünstigungen ertheilte. Wenn er auch nicht geradezu ein großer Feldherr gewesen seyn mag, so sind doch Proben von Tapferkeit und kriegerischer Energie vorhanden, die ihm zur Ehre gereichen und den deutschen Kaiser bewogen, ihn zum General der Reiterei zu ernennen. In der Vertheidigung gegen die Räuber- und Mordbrenner-Schaaren, die Ludwig XIV. in die deutschen Grenzen brechen ließ, wurde er 1692 gefangen, nachdem er sich noch kurz vorher zum Besten der Landes-Verwaltung überaus thätig bewiesen. 1691 war er selbst nach dem Haag gereist, um sich in den Bund, den England, Holland, der Kaiser und mehrere Reichsstände zu Trutz und Schutz gegen Frankreich schlossen, aufnehmen zu lassen. Gleichzeitig arbeitete er auch an einer Verbindung zwischen Schwaben, Baiern und Franken, wobei sogar eine hitzige

Krankheit, die ihn quälte, seine angestrengte Thätigkeit zu lähmen nicht im Stande war.

„Die Ausdauer ersetzt die Kraft" war sein Wahlspruch, von dem Christian Friedrich Sattler in seiner Geschichte Würtembergs sagt: „daß er die beiden Eigenschaften dieses Herrn und die Schicksale seiner Administration von dem Antritt derselben bis an das Ende ausdrückt." Das Portrait Friedrich Karls, welches das Titelkupfer zum zwölften Bande der eben angeführten Geschichte bildet, zeigt uns die Züge eines Gesichts, wie man sie an großen Männern lieben kann. Der Ausdruck ist edel und zeigt von geistiger Hoheit. Auch liegt etwas wie ein Stempel des Genie's auf seiner Stirne. Sie ist hoch und frei; die Nase schön, die Augen groß und scharf, der Mund wohlgeformt und fein. Was aber den eigentlichen Reiz seiner Mienen bildet, das ist ein leiser Zug von Schmerz, der Schatten einer tiefen Schwermuth, in deren Nachtseite das Pathos irgend einer großen Idee verschleiert zu liegen scheint. Ganz anders dagegen nimmt sich das im selben Bande der Sattler'schen Geschichte beigegebene Conterfei seines Mündels, Eberhard Ludwigs aus. Darin finden wir die weichen, aufgeschwemmten Formen, die zwar auf Gutmüthigkeit, aber zugleich auf Schwäche deuten lassen. Da ist keine Kraft, keine Hoheit, kein Herrscherwille ausgeprägt. Nichts documentirt sich darin als der Geist der Gewöhnlichkeit. Die Schläfen sind rund, die Lippen schwammig, die Augen zusammengedrückt und blinzelnd, alles Kennzeichen

der Sinnlichkeit, der er denn auch im höchsten Grade und zum großen Nachtheil des Landes ergeben war.

Nichtsdestoweniger konnte das Herzogthum die Zeit nicht erwarten, ihm die Regierung in die Hände gebracht zu sehen. Kaum hatte sich der Regent Friedrich Karl, den seine Truppen beim bloßem Anblick des französischen Heeres in ordnungsloser Flucht verließen, nach tapferer Gegenwehr seinen Feinden ergeben, so beeilte sich Wurtemberg, bei dem deutschen Kaiser um die Volljährigkeitserklärung des sechszehnjährigen Herzogs nachzusuchen.

Wie die ganze damalige Zeit, so war auch das gute Schwaben in den Vergötterungstaumel der Fürsten, der in jedem Thronfolger das wahre Sonntagskind der Geschichte zu erblicken wähnte, hineingerathen. Es wollte so gut und mit eben so vielem Rechte wie Frankreich und das übrige Deutschland den Phönix der Herrscher, der zum Aberglauben der Welt geworden war, wie den Stein der Weisen, wie die Kunst Gold zu bereiten, entdeckt und gefunden haben. Ein Vielgeliebter, ein Vergötterter, ein anderer Augustus sollte auch bei ihm auf dem Throne sitzen. Bei der Besteigung desselben wurde darum auch eine Münze geprägt, die auf der einen Seite das jugendliche Bild Eberhard Ludwigs und auf der andern Seite ein Kriegsschiff mit vollen Segeln und der Umschrift hatte: die Hoffnung der Unterthanen.

Wie in Paris, wie in Dresden und später in Berlin, so erlebte man nun auch zu Stuttgart den in gewisser Beziehung allerdings rührenden, aber im Ganzen doch

sehr lächerlichen Aufzug eines allgemeinen Hoffnungsrausches, in dem eine ganze Nation von den großen Eigenschaften und den glänzenden Fähigkeiten eines jungen Regenten träumte, der ganz und gar nichts davon besaß. Dieser Held der Zeit, dieser Genius des gesammten Vaterlandes, dieser Ruhm Europa's, was Eberhard Ludwig, den Wünschen und Voraussetzungen seines Volkes nach, sein sollte, wie schlecht und kläglich hat er sich bewährt! Wie sehr haben seine Thaten den Nimbus gelichtet! Wie wenig Glück wurde unter seiner Regierung dem Lande zu Theil, wie wenig Ruhm, wie wenig Segen!

Doctor Friedrich Kinkelin*) spricht zwar bei ihm von Heldenmuth, von militärischem Geiste und von einer ursprünglich schönen Kraft, die in den Armen der Wollust entnervte. Aber wie in dieser Hinsicht den deutschen Geschichtschreibern zu trauen ist, haben wir schon angedeutet. Es wissen überall ein Lob, und wenn sie von Fürsten zu erzählen haben, so verstehen sie wenigstens immer unter der trüben Oberfläche derselben ein versunkenes Verdienst der Tugend zu zeigen, das die guten Deutschen stets mit einer Art von Wehmuth erfüllt, welche sie zum Bedauern, aber nicht zu der Entrüstung kommen läßt, die ihnen oft so nöthig gewesen. Auch bei Eberhard Ludwig scheint uns dies der Fall zu sein. Die Tapferkeit, der martialische Character und der gute Kern,

*) Die Geschichte Wurtembergs nach seinen Sagen und Thaten. Stuttgart. 1836.

den man ihm zugestehen will, lassen sich, wenigstens in glänzendem Lichte, eigentlich nirgends gewahren. Unserer Meinung nach, besaß er nichts mehr und nichts weniger, als das Talent eines Reiter-Obersten, der sein Regiment nach dem Kommando des Feldherrn mit gutem Geschick in die Schlachtlinie hineinzuführen versteht. Im spanischen Erbfolgekriege, in dessen Verlauf Oesterreich und Frankreich um die Besetzung des Thrones auf der iberischen Halbinsel kämpften, verliert sich sein Name neben denen der Helden Prinz Eugen von Savoyen und Marlborough. Bei den großen Siegen dieser Generale gegen die Franzosen hat er doch immer nur als der gehorchende Arm den Befehlen ihres Genie's gedient. Sie entwarfen die Pläne, er war bei der Ausführung behülflich. Steht er dabei manch anderem tapferen Manne voran, so geschieht dieß nur, weil sein Rang und seine Stellung bevorrechtete waren. Ohne Land, ohne Ansehn und Macht, wüßte man vielleicht jetzt so wenig von ihm, wie von Vielen, die damals das Schwert oder die Standarte gegen die Räuber- und Mordbrenner-Schaaren Ludwig XIV. schwangen. Prinz Eugen, der edle Ritter, hätte ihm vielleicht im günstigsten Falle eines schönen Tages auf die Schulter geklopft und gesagt: Du hast Deine Schuldigkeit gethan, Kamerad! aber damit wäre es denn auch ohne Zweifel genug gewesen. Ihn gerühmt, besungen, Münzen auf ihn geschlagen, hätte Niemand. Dazu war er zu untergeordnet, zu unselbstständig, zu wenig Genie. Fast nur ein einziges Mal kommandirte und leitete er ein

an den Kämpfen Theil zu nehmen. Zu seiner Vermählung hatte er sich eine Leibgarde zu Pferde errichtet, prachtvoll wie keine in Europa. Am Hofe stieg der Glanz und der vornehme Ton, kostbare Feste zu Hause wechselten mit noch kostspieligeren Reisen nach England und Frankreich, vor seiner Junker und Hofdamen großer Zahl und der rauschenden Lust seines Hoflebens überlebt und überhörte er den Jammer und die Klagen seines Volkes. – Noch an einer anderen Stelle heißt es: „Mitten in den Kämpfen und Leiden des Krieges hatte der sehr junge Herzog einen sehr lustigen Hof geführt. Die Götter der Liebe, der Freude und des Scherzes herrschten daran, und der junge Adel erfüllte ihn mit Pracht und Aufwand. Des Herzogs Gemahlin, eine Prinzessin von Baden-Durlach, war jung und schön, und während über dem ganzen Lande eine Todesnacht lag, war der Himmel über dem Stuttgarter Hofe so heiter, daß ein Höfling aus der Umgebung des Herzogs gesagt: „es habe Nichts zu ihrer Glückseligkeit gefehlt." – Der Ton am Hofe war so französisch, daß der Hofprediger einst am Neujahr statt eines Glückwunsches dem Hofe den ewigen Fluch verkündete. Nur die Herzogin war so tugendhaft als schön, aber ihre Ehe dauerte weit länger, als die Liebe ihres Gemahls. Seine Ausgebungen und die Zerstreuungen in den rohen Heerlagern lösten zum Unglück des Landes das Band, das ihn in den ersten Jahren an sie gefesselt und beglückt hatte. Da warf er seine Augen auf ein Fräulein von Grävenitz, die aus Mecklenburg, wie so viele andere

Adlige, sich an den Stuttgarter Hof übergesiedelt hatte."

Sie erschien an demselben eines schönen Tages. Niemand wußte eigentlich wie. Die Sage erzählt, daß das Prachtkleid, in dem sie zuerst auftrat, ein geliehenes gewesen. Sie war unbekannt, arm, ohne Anhang. Ein Bruder, der in den herzoglichen Haustruppen diente, hatte sie aus seinem Vaterlande nach Stuttgart mitgebracht, wohin sie als die wahre Abenteurerin der Liebe mit nichts Anderem, als mit ihren Reizen und mit ihren Verführungskünsten ausgerüstet kam. Nur zu bald gelang es ihr, mit raschen, den jungen Herzog in Glut und Flammen zu versetzen, denn, obschon sie, den Berichten jener Zeit zufolge, über die ersten Blüthenjahre ihres Lebens hinaus und überhaupt niemals von ausgezeichneter Schönheit gewesen sein soll, so wußte sie doch alle Mittel weiblicher Eroberungssucht aufzubieten, um sich geliebt und bewundert zu machen.

Eberhard Ludwig erklärte zwar 1708 ziemlich: „der Bruder der Gräfin habe sie als eine junge Person zu sagen mit Gewalt und mit vielen Thränen angefüllten Augen zu dem Vergangenen gebracht," aber es scheint, daß dies nur ein Mährchen war, das die Geliebte ihrem Anbeter aufband, um sich ihm als eine verführte Unschuld doppelt reizend erscheinen zu lassen. Im Ganzen zeigte sich das Maitressenthum damals gar zu sehr ganz und gäbe und viel zu sehr im Geiste der Zeit, als daß man solchen Angaben Glauben zu schenken vermochte. Die Frauen, und besonders die adligen, betrachteten in

jener Periode das Favoritenwesen wie eine Sache, die zur Mode, zum guten Tone, gehörte. Sie suchten sich darin auszuzeichnen wie heut zu Tage im Romanschreiben. Ihr Talent hatte keine Bahnen als die schlüpfrigen der Frivolität. Dahinein drängte sich all ihr Geist, all ihr Ehrgeiz, all ihr Träumen von Glück, Glanz und Ruhm.

Bei Christine Wilhelmine von Grävenitz war dies vielleicht mehr als bei einer anderen der Fall. Man weiß nichts von ihren Eltern, von ihrer Erziehung, von ihrer ersten Jugend. Als sie bekannt wurde, galt sie für eine ausgemachte Kokette, von der Karl Pfaff in der Geschichte Würtembergs sagt: „unbekümmert um die Eigenschaften ihrer Liebhaber suchte sie bei ihnen nur die Befriedigung ihres Ehr- und Geld-Geizes," die sie denn in der That auch nirgends besser finden konnte, als in Stuttgart, wo Eberhart Ludwig große Verschwendung trieb. Er liebte es, seine Umgebung reichlich und mit Großmuth zu belohnen, so daß Pöllnitz in seinen Briefen schrieb: „An diesem Hofe geschieht das Gegentheil von dem, was fast an allen andern Höfen zu geschehen pflegt: man bereichert sich hier, statt daß man sich anderswo ruinirt.*)"

Es konnte in der ganzen Welt keinen Schauplatz geben, der dem oben geschilderten Charakter des Fräulein von Grävenitz nach ihren Wünschen ersehnter und gelegener sein konnte, als die Hauptstadt Würtembergs. Hier kam

*) Mémoires, Tome I. pag. xxx.

ne Spielraum für all ihre Pläne, all ihre Intriguen und Leidenschaften. Zu verlieren hatte sie nichts: keine Unschuld, keinen guten Ruf, kein Vermögen. So dürftig und entblößt begann sie ihre Rolle, daß ihr späterer, vierjähriger geheimer Secretair durch sein Zeugniß bekräftigte, „der Herzog habe sie aus dem Beutel aufgenommen." Was war also zu wagen? Nichts. Die Sache mochte ausschlagen, wie sie wollte, sie konnte dabei nur gewinnen. Vor ihr lag die Aussicht auf Ehre, Glanz, und Glück.

Um sich das Alles zu sichern, fing sie zuerst damit an, sich einen Günstling des Herzogs geneigt zu machen. Der war hier ein Prinz, oder wie er von Andern auch genannt wird: ein Graf von Hohenzollern, welcher gleichsam als der böse Genius Eberhard Ludwigs erscheint, während ein anderer Mann, ein Ober-Hofmarschall von Forstner gewissermaßen nach dem Sinne jener Bürgerschen Ballade, die den Lesern vielleicht erinnerlich sein wird, und worin ein jagender Graf einen schwarzen und einen weißen Begleiter zur Seite hat, das gute Prinzip vertritt.

Geschichtlichen Nachrichten zufolge war der Letztere mit dem Herzog von Kindheit an auferzogen worden und dadurch mit diesem in ein sehr vertrauliches Verhältniß gekommen. Mit grader Offenheit pflegte er ihm seinen Rath und seine Meinung zu sagen, was auch bei dem beginnenden Verhältnisse mit dem Fräulein von Grävenitz geschah. Er erblickte die Absicht derselben genau und erkannte sehr wohl, daß es ihr darauf ankomme, sich

jenen Einfluß zu verschaffen, der ihr verstattete, nach ihrer Laune Regen und Sonnenschein über das Herzogthum kommen zu lassen. Mit Eifer und kluger Umsicht warnte er ihn vor den Netzen der modernen Circe, die wie jene des Alterthums, wenn auch nicht geradezu, doch allegorisch genug die Menschen in Thiere verwandelte.

Anfangs schien es, als wolle Eberhard Ludwig diesen Vorstellungen Gehör und Beachtung schenken, aber nur zu bald gewannen die Einflüsterungen jenes Prinzen von Hohenzollern, die durch eine Geheimeräthin von Stafforst und einen Kammerherrn von Reischach und seine Frau auf das Geflissentlichste unterstützt wurden, die Oberhand. Alle diese Personen, die durch die Favoritin, in der sie ihre Kreatur erkannten, eine Einwirkung auf die Handlungen des Herzogs gewinnen wollten, wetteiferten in dem Bestreben, das galante und reizende Fräulein von Grävenitz dem Auge und dem Gedächtniß des jungen Regenten immer gegenwärtig und von Reiz zu machen. Keine Mittel wurden gespart, keine Gelegenheiten versäumt, sie ihm vorzuführen oder in seine Nähe zu bringen. Man veranstaltete Bälle, spielte Theater, führte Ballette auf und verstand es dabei so einzurichten, daß sie immer die Krone und der Mittelpunkt derselben wurde. Man wußte, wie entzündbar sein Gemüth und wie geschickt sie in ihren Verlockungen war. Ein feuriger Blick, ein zärtliches Wort, ein leises Wallen der entblößten Brust reichte hin seine Sinne zu umstricken und seine Leidenschaft in helle Flammen zu versetzen.

Nur zu bald loderten sie auf. Schon im Jahre 1707 war das Verhältniß so weit getrieben, daß Eberhard Ludwig das Fräulein von Grävenitz sammt ihrem Bruder vom deutschen Kaiser in den Grafenstand erheben ließ, wofür er nach Moser's Angaben in dem patriotischen Archive eine Summe von 20,220 Fl. Rhein. zu verausgaben hatte. Kurz darauf vermählte er sich förmlich mit ihr, gab ihr den Titel einer Gräfin von Urach, verlieh ihr ein Jahrgehalt von zehntausend und einen Schenkungs-Brief von achtzigtausend Gulden, nebst Schmuck, Kleinodien und den ansehnlichen Gütern Höpfigheim und Gemaringen. In der Publikation, die er den Landes-Behörden über seine Verbindung zugehen ließ, that er kund, daß es ihm unmöglich sei, mit der Herzogin zu leben, daß er mehr als einen überzeugenden Beweggrund habe, sie zu verstoßen, daß er die Sache wohl erwogen und Alles zu seinem Vortheil ausschlagen werde, durch die Maaßregeln, die er genommen habe.

Zu dem Ober-Hofmarschall von Forstner, der ihm die lebhaftesten Gegenvorstellungen machte, äußerte er ungefähr dasselbe, mit dem Zusatze jedoch, daß er als lutherischer Fürst über Gewissenssachen Niemandem Rechenschaft zu geben habe, als Gott und daß als oberste kirchliche Behörde in seinem Lande nur er selbst für seine Handlungen verantwortlich sei. Ich will lieber den Besitz meines Reiches aufs Spiel setzen, als meinen Vorsatz ändern, so schloß er ein Gespräch mit seinem Jugendfreunde, das dieser zum Theil in seiner Apologie aufbe-

wahrt hat und welches, wenn es sich auf eine gute Sache bezöge, einigermaßen Bewunderung verdiente, wegen der Nachdrucks und der Entschlossenheit, die darin zu finden ist. Leider aber zeigte sich Eberhard Ludwig nur fest, wo es die Thorheit galt und größtentheils auch da doch gerade nur so lange, als er keinen Widerstand fand, der von mächtigeren Händen, als den seinigen ausging.

Es zeigte sich dies am deutlichsten bei dem Befehl, den der Kaiser auf Antrieb der verstoßenen Herzogin und ihrer Eltern an die Churhäuser von Braunschweig-Wolfenbüttel und Hessen-Kassel erließ, das Benehmen des Herzogs in dieser Angelegenheit zu prüfen. Kaum, daß er davon gehört, beeilte er sich auch schon mit seiner Gemahlin, ihrer Familie und den genannten Fürsten in Unterhandlungen zu treten. An die Letzteren schrieb er eine lange Entschuldigungsepistel, die er damit schloß, daß er sagte: „es sei dies eine Sache, die Zeit und Menagement erfordere, um zum Zweck, zu Ehre und Reputation zu kommen." An die Prinzessin Johanna Elisabeth von Baden-Durlach, die er 1697, mitten in den Wirren des Reichskrieges geheirathet hatte, so wie an deren Mutter aber schickte er den Prälaten Oſiander, mit der Erklärung, daß er sich schriftlich mit seiner Gemahlin reconciliiren, „sie als einige Gattin mit allen Honneurs und Emolumentis anerkennen, auch alles Vergangene aufgehoben haben wolle, im Fall man ihn wegen völliger Abandonnirung der Gräfin nicht poussire, sondern Zeit dazu lasse." Als die Gegenpartei damit nicht zufriedengestellt wurde,

ging er einen Schritt weiter und erklärte, „obwohl man mit ihm so hart verfahren, als niemals bei einem Reichs-Fürsten erhört werden, und er deßwegen eine ganz andere Erklärung thun sollte, so habe er doch allein aus Liebe zu der Frau Gräfin auf ihr inständiges Bitten, sie, so schwer es ihm auch falle, zu entlassen, sich entschlossen, und hoffe, daß man ihm, als einem um Kaiser und Reich so hochverdienten Fürsten nicht weiter beunruhigen und zum Aeußersten bringen werde. Schon habe er die Aufhebung seines Ehebündnisses mit der Gräfin dem Prälaten Oßander eingehändigt, aber entlassen könne er sie nicht, als nach gänzlicher Erfüllung folgender Bedingungen: der Kaiser müsse sie in seinen Schutz nehmen, das Haus Baden-Durlach aber versprechen, sie nicht zu verfolgen; auch müßte ihr, als einer Person, die er mehr als sich selbst liebe, und deren Entfernung ihm nicht minder schmerze, als wenn man ihm die Seel' aus dem Leibe risse, für einen anständigen Gehalt gesorgt, und ihr deßwegen eine baare Summe von hundert tausend Species-Thalern ausgezahlt werden."

Diese Erklärung, mit der sich die Familie seiner Gemahlin so ziemlich zufrieden gab, ist auf der einen Seite ein Akt, welcher die Verblendung Eberhard Ludwigs einigermaßen in einem rührenden Lichte erscheinen läßt, wie er auf der anderen dem Hause Baden-Durlach wenig zur Ehre gereicht und beweist, daß auch diese Dynastie verderben war von der Frivolität ihrer Zeit. Nicht auf das Herz, auf die Liebe des Herzogs kam es ihr an, denn

sonst hätte sie nie in eine Wiedervereinigung gewilligt, die nach dem vorigen Erlasse, und wenn auch nur zum Scheine, das Werk und der Wunsch der Gräfin von Urach gewesen, sondern einzig und allein auf den Herzogsstuhl und den äußeren Vortheil dieser unglückseligen Ehe sah sie es ab. Die Politik, das Staatsinteresse waren es, die den Fortbestand eines Bündnisses forderten, welches der Herzogin die größesten Demüthigungen und die Duldung eines ewigen Skandales auferlegte. Noch kurz nach der Versöhnung mit ihr, documentirte der Herzog öffentlich „daß er sich mit seiner Gemahlin vereint, dieselbe mit aller Höflichkeit gesprochen und mit ihr gespeist, was aber freilich die Zuneigung und daraus entstehende eheliche Beiwohnung betreffe, so sei dies eine Sache, die von Gott und sich selbst abhange und durch Fremde nicht erzwungen werden könne."

Diese naive Auseinandersetzung gab er bei Gelegenheit der Weigerung ab, welche die Stände zeigten, als sie die bedungene Entschädigungssumme an die Gräfin von Urach auszahlen sollten, die der Herzog selbst zu stellen sich außer Stande meinte, „weil sein Kammer-Gut in schlechter Verfassung sei."

Mitten in diese Verhandlungen hinein, kam plötzlich ein kaiserliches Gebot, welches verlangte: „Es solle die Grävenitz sich anderwärts weit vom Herzogthum Würtemberg hinweg begeben und reversiren, künftighin weder in ledigem noch verheirathetem Stande nicht nur des Herzogs Gebiet nicht wieder betreten, sondern auch die

Nachbarschaft meiden, und sich alles Verkehrs mit demselben enthalten, sonst werde man nach der Strenge der Gesetze gegen sie verfahren, und weder ihre Ehre, noch Leib und Güter schonen."

Diesem Befehle unterzog sich die Gräfin von Urach. Sie reiste ab. Der Herzog aber versöhnte sich mit seiner Gemahlin ganz und gar, hielt große Feste und bewog das Land in der Freude über den hergestellten Hausfrieden zu einem Geschenk von fünfzigtausend Gulden.

Tiefe in der Tasche, schlug Eberhard Ludwig seinem Volk und seiner Gemahlin ein Schnippchen, machte sich auf und ging lustig und wohlgemuth der Gräfin von Urach nach, mit der er sich in Genf vereinigte, wo er mit dem eben einkassirten Gelde die seligsten und herrlichsten Tage verlebte. Die schöne Gegend, der reizende See, die glückliche Jahreszeit begünstigten die Schäferidylle, welche seine Geliebte um ihn herum zu zaubern wußte. Man machte Gondelfahrten, man ging spazieren, man spielte Sephise und Amynt. Mit einem Wort, man führte ein heiteres, fröhliches Leben, das leider endlich das letzte Goldstück der getreuen Stände aufhören machte.

Da Eberhard Ludwig auf neuen Zuschuß nicht rechnen durfte, überdies auch den Unwillen seiner Räthe und des ganzen Landes ziemlich laut zu hören bekam, so mußte er endlich an seine Rückkehr denken. Um aber bei dieser auch die Gräfin Urach wieder nach Stuttgart mitbringen zu können, kam er auf den Einfall, sie zu verheirathen. Ein gewisser Johann Franz Ferdinand, Graf von Würben

von Freudenthal, der, wie es heißt, zwar Rang aber wenig Vermögen und noch geringeres Ehrgefühl hatte, ließ sich bereitwillig finden, eine Schein-Heirath mit ihr einzugehen. Sie wurde am 18. Januar 1711 zu Oberhausen begangen und zwar auf die Bedingungen hin, „daß der Gatte die Ehe nicht vollziehe, sondern gleich nach der Trauung sich in's Ausland begebe, wofür er den Titel eines fürstlichen Landhofmeisters, Geheimen-Raths und Kriegs-Raths-Präsidenten und einem jährlichen Gehalt von zehntausend Gulden bekomme."

Diesen Copulationsvertrag unterschrieb authentischen Nachrichten zufolge, nicht die Gräfin, sondern der Herzog, der gleich darauf sich selbst noch einmal mit der neugeschaffenen Landhofmeisterin im Geheimen trauen ließ und dann sofort nach Stuttgart mit ihr zurückkehrte, wo sie den sogenannten neuen Bau zur Wohnung, einen eigenen Hofstaat und den Titel Excellenz erhielt.

Von nun an begann ihre eigentliche Herrschaft, der zwar anfangs einiger Widerstand entgegengesetzt wurde, die aber nachdem dieser überwunden und niedergeschmettert worden war, volle zwanzig Jahre dauerte und das Land in die größesten Drangsale und Zerrüttungen brachte. Der deutsche Kaiser, der auch bei dieser Gelegenheit wieder von der Herzogin und ihrer Familie um Schutz und Beistand angegangen wurde, erklärte durch einen Anhänger der Gräfin von Würben, den Geheimenrath Schütz zu ihren Gunsten, oder wenigstens nicht zu ihrem Nachtheil gestimmt, „daß er einem Reichsfürsten nicht wehren könne

eine Frau von seinem vornehmsten Minister an seinem Hofe zu halten." Das Land aber seufzte und murrte wohl, that jedoch nichts, oder doch nur wenig, um sich das Joch vom Halse zu schütteln. Einmal spann sich eine Verschwörung gegen sie an. Mehrere Männer vom Adel und einige Patrioten schlossen einen geheimen Bund und beabsichtigten die Gräfin bei Gelegenheit einer Jagd im Walde zu überfallen und niederzumachen. Aber der Plan wurde verrathen und die Complottirer festgenommen und bestraft. Mehrere Beamte, die sich ihren Befehlen widersetzten, oder sich Schmähungen über sie erlaubten, erhielten ihre Entlassung oder mußten ihren Vorwitz im Gefängnisse büßen. Selbst der alte Jugendfreund Eberhard Ludwigs, der Hofmarschall von Forstner, mußte ihrem Einflusse weichen. Die Warnungen, die er dann und wann dem Herzoge wiederholte, reizten den Zorn der Maitresse in einem solchen Grade, daß er sich genöthigt sah, um ihrem Grimme zu entkommen, in heimlicher Flucht seine Heimath zu verlassen. Kaum über die Grenze gelangt, schrieb er noch einmal an den Herzog, um ihn zu beschwören, die Gräfin von Würben zu entlassen. Diese aber darüber auf das Höchste empört, wußte es bei ihrem fürstlichen Anbeter durchzusetzen, daß er gegen den Spielgenossen seiner Kindheit, den Vertrauten seiner reiferen Jahre, die Klage auf Hochverrath und Majestäts-Beleidigung einleiten und ihn zum Tode verdammen ließ. Da ihn Frankreich, wohin er geflüchtet war, jedoch nicht ausliefern wollte, so mußte sich die Landhofmeisterin, die ihren

Titel nicht mit Unrecht führte und in der That die Meisterin des Landes und des Hofes war, begnügen ihn im Bilde an den Galgen gehängt zu sehen. Forstner dagegen rechtfertigte sich öffentlich in einer Schrift,*) welche die Gräfin von Würben und ihre Kreaturen, mit denen sie fast alle Stellen im Lande besetzt hatte, so wie den Herzog portraitirte; außerdem aber ließ er auch in seiner Herrschaft Damberg als Repressalie seine Feindin im Bilde ebenfalls hängen und durch das ganze Land offene Briefe laufen, in denen er alle Minister und Räthe als die infamsten Schurken schilderte.

Der Erfolg davon war freilich so gut wie keiner. Die Landhofmeisterin regierte unumschränkt weiter. Ihre Verwandten, Diener und Anhänger nahmen am Hof und im Staate die obersten Posten ein. Ihr älterer Bruder z. B. wurde erster Minister und Oberhofmarschall, ihr jüngerer, Major der Garde, ihr einer Schwager, ein Herr von Boldewein, Kriegsrathspräsident, ihr anderer, Sittmann, Geheimer Rath. Ihren Secretair Pfau machte sie zum geheimen Referendar, seinen Bruder aber zum Hofrath. Mit dieser selbst geschaffenen Kamarilla bildete sie das sogenannte geheime Kabinet, welches alle ausübende

---

*) Apologie, par laquelle il instruit et fait voir au Public les fausses accusations et les calomnies horribles de ses ennemis à la cour de Stoudgard et son innocence. Paris 1716. Steht auch als Beilage bei Spittlers Geschichte Würtemberge.

Gewalt in die Hände bekam und worin ſie ſelbſt den Vorſitz hatte. Es hingen dadurch alle Finanz-, Juſtiz- und Gnaden-Sachen ganz allein von ihr ab. Außerdem aber, daß ſie ihr Vermögen beſonders durch den Verkauf aller Aemter und Ehrenſtellen auf das Unmäßigſte vergrößerte, quälte und folterte ſie den Herzog noch obenein durch die unerſättlichſten Forderungen nach Gelde, Zierrath und Güter-Schenkungen. Pfaff erzählt, daß er ihr einmal mit thränenden Augen geſagt, „er wiſſe nichts mehr aufzutreiben, er gebe ihr ja Alles, was nur zu bekommen wäre. Ihr Schmuck allein ſoll mehrere Tonnen Goldes aufgewogen haben, ihr übriges Vermögen aber, das ſie in den Banken von Venedig, Genf und Hamburg unterzubringen ſuchte, wie ihr Secretair, bei dem ſpäter ihr gemachten Prozeſſe ausſagte, unermeßlich geweſen ſein.

Doch nicht an ſich allein dachte ſie bei der Verwendung der Finanzen; auch auf ihre Umgebung nahm ſie Rückſicht dabei. Vor allem mußte Eberhard Ludwig ihr zu Liebe ſeinen Hofſtaat noch bei weitem prächtiger einrichten, als dies ſchon früher geſchehen. Für den großen und kleinen Würtenbergiſchen Adel, der ſich wie Raubvögel um eine Leiche bei dem Ruin des Landes in Stuttgart zuſammenſchaarte, mußte eine Maſſe neuer Chargen geſchaffen werden. Da wurden allerlei Marſchälle, Hauptleute, Stall-, Forſt-, Jagd-, Falken-, Pagen- und Kapell-Meiſter nöthig, da bedurfte man Kammerherren, Kammerjunker, und andere adlige Aufwartung. An Feſten, Bällen, Concerten und Schauſpielen fehlte es natürlich nicht. Auf

ihre Veranlassung wurde in Stuttgart auch 1705 zum ersten Male Karneval gehalten. Daß bei allen diesen Gelegenheiten die arme Herzogin ganz vernachlässigt oder auch absichtlich zurückgesetzt wurde, versteht sich von selbst. Kaum begreift man, wie sie eine Behandlung Jahre lang hat ertragen können, die ihr täglich neuen Schimpf und die auserlesensten Kränkungen bereitete. Noch wunderbarer aber müssen dabei ihre Eltern erscheinen, von denen man nicht begreift wie sie ihr Kind den empfindlichsten Beleidigungen ungerührt und unbewegt ausgesetzt sehen konnten. Wahrlich, ein Bauer würde seine Tochter von einem rohen Manne so nicht haben mißhandeln lassen, ohne sie in das Vaterhaus zurückzufordern. Fürsten aber, scheint es, kennen Familienbande nicht und stehen auf dem Throne über den Empfindungen, die sonst auch den wildesten Menschen zu Thaten der Milde oder des Heroismus begeistern. Hat doch auch der damalige Kaiser von Oesterreich die Königin Marie Antoinette in der französischen Revolution auf das Schaffot schleppen lassen, ohne eine erhebliche Anstrengung zu ihrer Rettung zu machen. Mißliche Umstände und die damalige Politik verhinderten eine Invasion, aber was hielt den Bruder ab, von Liebe beseelt, allein nach Paris zu eilen, um die Schwester von dem Revolutions-Tribunale zurückzufordern? Wahrlich, wir wären begierig zu sehen, was für einen Eindruck eine solche Heldenthat auf die französische Nation hervorgebracht hätte, von der wir denken, daß sie davon gerührt und erschüttert gewesen sein würde. Aber wenn auch nicht, sie hätte in jedem Falle als der

große Akt eines edlen Herzens gezollen, der unauslöschlich in der Geſchichte glänzen müßte, ſtatt daß wir jetzt jenen Gipfel der Hoheit nur bedauern können, auf deſſen majeſtätiſcher Schneeregion, wie es ſcheint, die Regungen der Seele erkalten.

Mit dem Haß und dem Widerwillen der Gräfin von Würben gegen die Herzogin aber war dies nicht der Fall. Sie konnte dieſer die Bemühungen nicht vergeſſen, die ſie ſich gegeben, ihr erſtes Fußfaſſen in Stuttgart zu vereiteln. Nicht genug damit, daß ſie die Verlaſſene mit völliger Nichtachtung behandelte, verſuchte ſie es auch auf die nachdrücklichſte Weiſe die unglückliche Frau aus dem herzoglichen Schloſſe zu Stuttgart und wo möglich wohl gar aus dem ganzen Lande zu vertreiben. Da ihr dies aber doch nicht gelang, erfand ſie wenigſtens das Mittel ſie ganz zu iſoliren.

Drei kleine Stunden nordwärts von der ſchwäbiſchen Hauptſtadt nämlich befand ſich auf einer hochgelegenen Ebene meiſt von Wald umgeben, eine kleine Beſitzung, Erlachhof, auf welcher 1704 ein Jagdſchloß errichtet worden war, das man die Ludwigsburg nannte. Hier fiel es der Landhofmeiſterin nun ein, einen neuen Sitz des Hofes zu gründen, welcher 1706 begonnen und zehn Jahre darauf ſchon zur dritten Haupt- und Reſidenzſtadt des Herzogs erhoben wurde. Durch große Vortheile und anlockende Ausſchreiben hatte man die Unterthanen bewogen ſich hier anzuſiedeln. Auch waren die höchſten Staatsbehörden, namentlich der Geheimerath, die Rentkammer, das Con-

ſiſtorium und ſomit alſo eigentlich die Landesregierung ſelbſt dahin verlegt worden.

Stuttgart und ſein Schloß verödeten, denn es blieb darin faſt Niemand als die trauernde Herzogin mit einem kleinen Gefolge zurück. In Ludwigsburg, der Reſidenz der Gräfin von Würben dagegen, ſammelte ſich Alles was Würtemberg an Rang, Bedeutung, Glanz und Ueberfluß aufzuweiſen hatte. Pfaff ſchreibt bei dieſer Gelegenheit: „Hier ſaß die Gräfin auf dem herzoglichen Throne, das Land war ihr Fußſchemel und das Volk lag, wie ein Stier unter dem Beil.“

Dieſer Zuſtand dauerte bis 1731, in welchem Jahre Eberhard Ludwig endlich aus ſeinem Sinnenrauſche erwachte, ſich mit der Herzogin verſöhnte und die Landhofmeiſterin auf das Schloß Freudenthal verwies. Viele Hiſtoriker geben als die Urſache dieſer plötzlichen Trennung die Vorſtellungen des damaligen Königs von Preußen an, der ſich um dieſe Zeit nach Ludwigsburg zum Beſuch begeben hatte. Da die Preußiſche Königsfamilie in jener Epoche, wie wir dies in dem Kapitel, das wir der Gräfin Lichtenau widmeten, nachgewieſen haben, noch eine gewiſſe hausbackene und ehrbare Moral in ihrem Schooße hegte, die wir in dem Abſchnitte, welcher die Gräfin Coſel behandelt, in gewiſſer Beziehung ſchon am Hofe König Auguſts von Polen eine Art von Verſöhnungsamt ausüben ſehen, ſo kann es wohl möglich ſein, daß ſie auch hier von Einfluß geweſen. Indeß, was den Herzog am meiſten beſtimmte, die Gräfin von Würben aufzugeben,

das war gewiß das Herannahen ihres Alters und der damit verbundene Verluſt aller körperlichen Reize. Völlnitz, der ſie kurz vor ihrem Sturze ſah, ſagt von ihr: „Sie nähert ſich den fünfziger Jahren, deren Spuren ſie durch alle nur erdenklichen Mittel von ihrem Geſicht zu vertilgen ſtrebt. Ihr Geiſt iſt nicht natürlicher, als die Farbe ihrer Haut; Verſtellung und allerhand Kunſtgriffe bilden die Grundzüge ihres Charakters. Da ſie nur bemüht iſt, Reichthümer zuſammen zu ſcharren, ſo iſt dies ihre Hauptbeſchäftigung. Eine große Ehrfurcht vor dem Herzog affectirend, fordert ſie doch, daß vor ihr allein Alles zittert und ſich beugt. Da ſie übrigens die Vertheilerin aller Gnaden iſt, ſo wird ihr in der That mehr als Eberhard Ludwig geſchmeichelt. Wehe denen, die ſich ihr Mißfallen zuziehen.“ Forſtner ſchildert ſie ſchon früher in ſeiner Apologie, indem er ſchrieb: „Sie wird täglich dicker und widerlicher. Die weiße Schminke, mit der ſie ſich bedeckt und übertüncht, hat ihre Augen entzündet und ihre Zähne faulen gemacht, was am beſten ihr übelriechender Athem beweiſt. Ihr Lachen iſt gezwungen, ihre Beine haben eingebogene Kniee. Immer in gereizter Stimmung, iſt ſie zugleich auch eiferſüchtig, zu ausbrechendem Zorne geneigt und vom äußerſten Argwohn beherrſcht.“

Nimmt man nun auch an, daß dies Portrait von dem Todfeinde der Gräfin von Würben entworfen, nicht mit ſanften Farben gemalt, ſondern in vielen Dingen ſehr übertrieben ſein wird, ſo bleibt, ſelbſt wenn man das grelle Colorit etwas mildert, noch immer genug für die Phan-

taſſe vorhaben, um ſich von ihr ein häßliches und unangenehmes Bild zu entwerfen. Im Ganzen hat ſie etwas Aehnlichkeit mit jener Gräfin Platen, die wir in Hannover haben kennen lernen und welche, wie ſie, mit dem Lächeln der Grazie anfing, um mit dem Grinſen der Furie aufzuhören. Wie in dem Leben jener berüchtigten Courtiſane ſo auch in das ihrige miſcht ſich etwas Finſteres und Grauſenhaftes, der Aberglauben nämlich ihrer Zeit, der vom Blute raucht. Nicht allein, daß das Volk in dem Wahne lebte, dieſe Frauen feſſelten die Männer durch Spuk, böſen Zauber und hölliſche Mittel, nein, auch dieſe Frauen ſelbſt glaubten zuletzt, daß es Opiate und geheimnißvolle Dinge gebe, durch welche ſie die Neigung ihrer Anbeter weit über die Jahre ihrer Jugend und Schönheit hinaus an ſich zu feſſeln vermöchten. Von der Gräfin Würben ſpeciell wird berichtet, daß ſie, als ſie in Ungnade bei dem Herzoge verfallen, in ihrer Verzweiflung an einen Kammerdiener des Herzogs ſchrieb, ihr von deſſen Blute für großen Lohn einige Tropfen zu verſchaffen. Pöllnitz will ſogar von einem Verwandten, den er am Stuttgarter Hofe hatte, wiſſen, daß ſie ein Handtuch mit Eberhard Ludwigs Blut benetzt, wirklich erhalten habe; gewiß iſt jedenfalls, daß ſie auf dieſen oder einen ähnlichen Verdacht hin, auf Schloß Urach unter ſtrenge Bewachung gebracht worden iſt. Später wurde ſie, unter ſtarker Bedeckung, um ſie vor den Ausbrüchen des Volkshaſſes zu ſchützen, nach Heidelberg geführt, wo ſie bis zum Tode des Herzogs blieb.

In der gezwungenen Zurückgezogenheit, in der ſie hier lebte, wird ſie Zeit gehabt haben, die Sinnesänderung ihres Geliebten in ganz natürlichen Umſtänden zu entdecken. Es läßt ſich denken, daß ein von Leidenſchaften, und immerwährenden Luſtbarkeiten und Ausſchweifungen erfülltes Leben ſich endlich erſchöpfen und in Stumpfheit verlieren mußte. Umſonſt wurden Augenbrauen, Wangen, Lippen und Hals gefärbt oder mit fingerdick aufgetragener Schminke belegt, die Runzeln und die welke Schlaffheit der Züge ließ ſich nicht ganz mehr darunter verbergen. Muſik, Tanz, Jagdgelage und wilde Orgien reichten endlich auch nicht mehr hin, die Abnahme der Lebensgeiſter zu verdecken. Die Langeweile, die Abſpannung, die Erſchöpfung brachen hindurch. Nachdem der brillante Champagnerſchaum der Frivolität abgeſchöpft war, zeigte ſich die Ekel erregende Neige brutaler Begierden, ein Gemiſch von Reue, Vorwürfen und Gewiſſensbiſſen, wie es den trüben Bodenſatz eines wüſt vergeudeten Daſeins immer zu bilden pflegt.

„Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch," ſagt Schiller in ſeinen Xenien, was wir hier ſich buchſtäblich ereignen ſehen. Nachdem Herzog Eberhard Ludwig faſt ein halbes Leben im Schooße der Sünde geſchwelgt und ihren Becher bis auf die Hefe geleert, kam es ihm plötzlich an, wieder den guten Gatten und Ehemann zu ſpielen, wobei ihm aber das Glück nur ſehr wenig gelächelt hat. Nachdem 1731 ſein Sohn, der Erbprinz Friedrich Ludwig geſtorben und die Hoffnung auf einen neuen Leibeserben ſich als eine irrige bewieſen, erlag

er ſelbſt nach einer längeren Krankheit dem Tode ſchon 1733 in einem Alter von ein und ſechszig Jahren. Zu ſeinem Nachfolger ernannte er ſeinen Neffen, den Prinzen Karl Alexander.

Dieſer machte zunächſt dem Regiment der Grävenitzſchen Partei, welches unter Eberhard Ludwig auch nach dem Falle der Favoritin noch fortgedauert hatte, gänzlich ein Ende. Die Gräfin von Würben ſelbſt wurde peinlich angeklagt und von dem Criminal-Gericht zum Tode verurtheilt. Der unter dem neuen Herrſcher aber von großem Einfluß werdende Joſeph Levy Süß Oppenheimer, der durch große Geldſummen beſtochen worden war, wußte es zu einem Vergleiche zu bringen, demzufolge ſie für ein bedeutendes Kapital auf ihre Güter verzichtete. Sie rettete außer den großen Summen, die ſie ſchon früher in Sicherheit gebracht, 138,000 Gulden, mit denen ſie ſich nach Berlin begab, wo ſie 1744 in ſehr guten und glücklichen Umſtänden geſtorben ſein ſoll.

Franziska von Hohenheim.

Bei der unter diesem einfachen Namen bekannten Frau scheint sich der Ausspruch zu bestätigen, der da besagt, daß dasjenige Weib das beste sei, von dem am wenigsten geredet und erzählt werden könne. Wenn wir berichten, daß Franziska die Tochter eines Herrn von Bernerdin oder Bernardin gewesen, die sich, wahrscheinlich, um ihre Familie vor Dürftigkeit zu bewahren, an einen reichen, häßlichen und verwachsenen Kammerherrn von Leutrum vergab, welchem der Herzog Karl von Würtemberg sie entführte, um sie 1786 zu seiner Gemahlin zu machen, so haben wir, wenn wir ihr Todesjahr 1811 noch hinzufügen, eigentlich Alles zusammengestellt, was uns die Historiker über diese edle und schöne Erscheinung aufzubewahren für nöthig hielten. Die speziellen Angaben über ihr Leben und Wirken sind sparsam. Gewöhnlich beschränkt man sich darauf, sie im Allgemeinen zu loben und den guten Einfluß zu preisen, den sie auf ihren fürstlichen Entführer ausgeübt hat. „Nicht durch ausgezeichnete körperliche Reize," melden uns Memoiren aus jener Zeit, „sondern durch ihren gebildeten Verstand, ihre angenehmen

Sitten und die Kunſt, ſich in alle ſeine Launen zu ſchmiegen und ihm dabei immer im Gewande der liebenswürdigſten, jeder Zeit doch Achtung gebietenden Weiblichkeit zu erſcheinen, erlangte ſie eine unbeſchränkte Gewalt über den Herzog. Sie wandte dieſe freilich auch zu ihrem und ihrer Angehörigen Vortheil, aber vorzugsweiſe doch beſonders zum Beſten des Landes an. Sie lehrte Karl die Annehmlichkeiten eines ſtillen Lebens ſchätzen, mäßigte den Ausbruch ſeiner Leidenſchaften, beförderte manche gute und nützliche Anſtalt, verhalf dem Verdienſte zu ſeinem Rechte und war eine Wohlthäterin der Armen."

Was viele andere Frauen ihres Gleichen mit vielleicht ungleich größerer Begabung und hervorſtechenderem Genie vergebens verſuchten, das gelang ihrem milden und ſtillen Geiſte an einem Manne, an dem es unglaublicher als an manchem Anderen erſcheint. Wir ſehen ſie nämlich in der That der gute Genius Karl Eugen's, der Schutzgeiſt Würtembergs und zwar gerade in dem Momente werden, in dem Beides am Dringendſten nöthig und am Unerwartetſten war.

Der damalige Herrſcher Würtembergs, 1728 geboren, wurde ſchon 1744, alſo ebenfalls erſt ſechszehnjährig, wie Eberhard Ludwig, von dem deutſchen Kaiſer Karl dem Siebenten für volljährig und regierungsfähig erklärt. Hauptſächlich veranlaßt hatte dieſe Erklärung Friedrich der Große, welchem Karl Eugen von 1741 an, gleichſam als Schüler in der Staats- und Regierungskunſt zugeſchickt worden war. Er gab dem jungen Herzog das

Zeugniß „daß er ſolche Eigenſchaften, Gaben und Einſichten beſitze, die einen Prinzen in den Stand ſetzten, allein zu regieren und ein Volk glücklich zu machen, ſelbſt von größeren Staaten als die, welche die Vorſicht ſeiner Sorgfalt anvertraut habe."

Allein, wie ſehr er ſich darin betrogen, hat der große König nur zu bald erfahren müſſen. Obſchon er ihm beim Abſchiede die beſten Verhaltungsregeln gab und ihm einprägte: ſich gleich beim erſten Auftreten die Herzen des Volkes zu gewinnen, Schmeichler zu fliehen, Intriguen zu beſtrafen, ſich ſelbſt mit allen Staatsangelegenheiten, beſonders mit den Finanzen, als „den Nerv des Landes" bekannt zu machen, Sittlichkeit und Religioſität auf's Ernſtlichſte zu wahren, ſich vor dem Fanatismus zu hüten, ſich nicht von Kaiſer und Reich zu entfernen und ſowohl gegen Oeſtreich als Frankreich ein gleiches, parteiloſes Betragen anzunehmen, wir ſagen: obſchon er beim Abſchiede ſeinem fürſtlichen Zöglinge dies Alles an's Herz legte und ihm auch außerdem noch unter Anderem nach Stuttgart ſchrieb: „Glauben Sie nicht, daß Würtemberg für Sie da ſei, ſeien Sie vielmehr überzeugt, daß die Vorſehung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk glücklich zu machen, ſetzen Sie daher ſtets ſein Wohlergehen höher, als Ihre Vergnügungen, denn wenn Sie in ſo zartem Alter Ihre Luſt dem Wohle Ihrer Unterthanen aufzuopfern vermögen, dann werden Sie nicht nur ihre Freude, ſondern auch die Bewunderung der Welt ſein," ſo zeigte ſein Regiment doch nur zu bald, wie wenig dies und anderes von Wirkung

auf sein Gemüth gewesen war. Zwar hatte er bei der Besteigung des Herzogsstuhls versprochen: „als ein rechtschaffener, wahrer Vater des Vaterlandes treuherzig zu handeln und nach den Rechten und Ordnungen des Landes zu herrschen," aber um dies Versprechen zu halten, war sein Charakter, im Ganzen genommen, doch zu störrisch und sein Wesen noch viel zu ungereift und flüchtig. Hätte er noch mehrere Jahre unter der Leitung Friedrichs des Großen bleiben und sich unter den Augen dieses weisen Monarchen ausbilden können, vielleicht, daß seine Natur mehr Fassung, Selbstbeherrschung gewonnen haben würde. Vielleicht, daß er gesetzter, mäßiger und besser geworden, vielleicht, daß er sein Vorbild verstanden und ihm nachzueifern fähig geworden wäre. Große Talente waren allerdings in ihm vorhanden. Seine Urtheilskraft war richtig und schnell, sein Gedächtniß ungewöhnlich stark. Er hatte eine lebhafte Einbildungskraft, einen klaren, gesunden Verstand und einen Willen, der an und für sich rasch geweckt, unermüdet verfolgt, dem Lande von außerordentlichem Nutzen hätte sein können, wenn er durch Leidenschaften und böse Rathgeber gelenkt, nicht gar zu oft in brutale Willkühr und Gewaltthat ausgeartet wäre. Beherrscht von den Begierden nach Genuß und Ehre, war „Glänzen und Genießen" sein Wahlspruch, der nur dann dem Glücke Würtembergs nicht geschadet hätte, wenn er durch die Zahl der Jahre und eine gute Schule geläutert worden wäre.

Aber jung, unbeständig in seinen Neigungen und un-

ausgebildet in seinen Ansichten konnte und mußte seine Regierung nur von betrübenden Folgen sein. Friedrich II. erging es mit ihm, wie es dem Genie immer mit seinen Nachahmern zu gehen pflegt: er sah seine Größe durch eine läppische Nachahmung zur Lächerlichkeit werden. Die Strenge wurde zur Härte, das Selbstbewußtsein zur Ueberhebung, die Philosophie zur Paradoxomanie, der geistreiche Humor zur barockesten Tollheit. Besonders abgeschmackt und übertrieben copirte er Friedrichs des Einzigen Vorliebe für das Militair. Ohne den Geist des Feldherrn und uneingeweiht in die Geheimnisse der Strategie, hatte er nicht die Zweckmäßigkeit der preußischen Kriegseinrichtungen erkennen lernen, sondern nur Sinn für das schöne Aeußere, die Pracht der Uniformen, den hübschen Wuchs und eine gute Aufstellung empfangen. „So wurde ihm," schreibt Zimmermann, „als er zur Regierung kam, das Militair mehr ein Gegenstand des Aufwandes, des angenehmen Spiels, als des Ernstes. Er richtete es ganz auf preußischen Fuß ein, aber Alles nur übertrieben und für die Parade: närrisch knapp anschließende Kleider, und Stiefeletten, vorne auf der Kniescheibe und hinten über die Waden mit Pappe ausgefüttert, Sturmhauben wie Zuckerhüte oder Lichtdämpfer, mit einem Band hinten an einem langen steifen Haarzopf befestigt, alle nach französischer Mode frisirt, weiß gepudert, mit Halskrausen und Manschetten, die bis über die Finger herabhingen, alle mit pechschwarzen Schnurrbärten, die Haare auf dem Kopfe mochten weiß oder roth sein — das war die herzogliche

Armee! Fiel einer um, ſo lag er wie ein Klotz, weil er, in ſeine Montur eingeſperrt, kein Glied regen konnte. Oft ſah man in der Reſidenz, wenn Glatteis war, dergleichen Maſchienen auf der Erde liegen, die, „ob ſie ſich gleich nicht im Geringſten wehe gethan, doch nicht im Stande waren, ſich ſelbſt wieder aufzuhelfen. Die Offiziere, wenn ſie in Geſellſchaft zum Sitzen genöthigt wurden, kamen in Verzweiflung; ſie mußten ein eigenes Manöver einüben, ſich ohne das Knie zu bewegen, auf einen Stuhl zu bringen, es ſah nicht anders aus, als wenn ſie Convulſionen hätten."

Einer ſeiner Brüder, wird erzählt, ſchickte ihm einmal eine Schachtel mit bleiernen Soldaten, indem er ihm dazu ſchrieb: „dieſe thun, was Deine thaten."

Und in der That, wenn man die Schlachten und Feldzüge lieſt, an denen ſich Karl Eugen mit ſeinen Truppen betheiligte, ſo findet man über dieſe durchaus nichts Rühmliches, ſondern meiſt nur Angaben von Flucht, Deſertion und Verluſten. In Schleſien, in Böhmen, überall wurden ſie geſchlagen. Der Herzog, der ſich gegen ſeinen Lehrer und väterlichen Freund, gegen den König von Preußen erhob, mußte allerwärts der Wucht jenes Genies weichen. Seine eigenen Soldaten ſchwärmten für den preußiſchen Heros, zu dem ſie ſchaarenweiſe übergingen und vor deſſen Armee der Herzog von Würtemberg ſelbſt ſo große Furcht hatte, daß, als ſich einmal das Gerücht verbreitete, man habe an der Grenze einige preußiſche Huſaren geſehen, er keinen Augenblick ſäumte in größeſter

Stie mit seinen Staatswagen und Kostbarkeiten nach Straßburg zu fliehen. Seine Garden, Husaren und die ganze Cavallerie erhielt Befehl, sich zum Marsch nach Hohentwiel bereit zu halten, denn auf ihren Schutz mochte er sich nicht verlassen. Er kannte den Geist seines Militairs und wußte nur zu gut, daß er auf Treue, Ergebenheit und Aufopferung nicht zu rechnen habe. Die Regimenter waren durch die abscheulichsten Gewaltthaten im ganzen Lande rekrutirt worden. Auf die heimtückischte und brutalste Weise entriß man die Jugend dem Schooße ihrer Familie, der alten Mutter den einzigen Sohn, dem kranken Vater die Stütze und Hoffnung seiner Tage, der Geliebten das Glück ihres Lebens. Keine Bande der Natur, keine Heiligthümer des Herzens wurden geschont. Alles mußte weichen. Und warum? Etwa weil das Vaterland in Gefahr war, weil es Heldenthaten zu verrichten und Lorbeeren zu erringen gab? Nein, das Alles nicht! Nur weil der Herzog Geld zu seiner Verschwendung brauchte, weil er seine Armee an Frankreich verkaufte.

Frankreich hatte mit Karl Eugen einen Contrakt geschlossen, demzufolge dieser ein Corps von 6000 Mann im Solde jenes Landes hielt, und so lange in seinem Dienste gebrauchen konnte, als jene Macht es nicht bedurfte. Dieses Corps vollzählig zu halten, wurden die grausamsten Mittel nicht geschont. Dennoch kam es, weil das Geld für diese Truppen zu Lustbarkeiten vergeudet worden war, daß die französischen Commissäre zur Besichtigung des Heeres einmal zu einer Zeit eintrafen, in der sie gerade

nur 4000 ſtatt 6000 Leute zählten. In der Verlegenheit darüber nahm ein Günſtling des Herzogs, der berüchtigt gewordene General Rieger, ſeine Zuflucht zu einem Betruge, den zu ſanktioniren ſein Herr keine Scheu getragen. Er ließ, nachdem das erſte und zweite Regiment die Muſterung beſtanden hatte, und während das dritte und vierte eine ſolche aushielt, die Mannſchaft der erſten beiden in den Kaſernen umkleiden und dann als fünftes und ſechstes Regiment die Revue noch einmal paſſiren.

Die großen Summen, die Herzog Karl durch dieſen Vertrag gewann, verflogen meiſtentheils, wie wir ſchon vorhin geſagt, in der Beſtreitung der Koſten, die ihm ſein Hofſtaat verurſachte, welcher allen Nachrichten nach, einer der prächtigſten im damaligen Europa war. Pfaff erzählt, daß ſich gegen zwanzig Fürſten und Reichs-Grafen dazu eingefunden und daß man an großen Gala-Tagen in Aufwand und Luxus mit Verſailles gewetteifert habe. Beſonders glänzend ſollen die franzöſiſchen Schauſpiele, Ballette, Opern und Concerte geweſen ſein, zu deren Ausführung die berühmteſten Künſtler und Künſtlerinnen aus Frankreich und Italien herbeigezogen wurden. Die Kapelle leitete Nicolo Jomelli. Im Orcheſter glänzten die Violinſpieler Nardini und Antonio Bolli, ſo wie der Waldhorniſt Rudolfs. Im Geſange entzückten Aprili, Graſſi, Bonaſini, Cäſari und Andere. Durch ihren Tanz begeiſterten Noverre und der berühmte Veſtris, welcher auf ſechs Monate von Paris entboten und mit mehr als zwölftauſend Gulden beſoldet wurde. Unter Mitwirkung und

Leitung solcher Künstler kamen oft Vorstellungen zu Stande, von denen eine allein eine Tonne Goldes kostete. Außerdem liebte es der Herzog, bei besonderen Festen den Damen reiche Geschenke zu machen. Einmal vergab er in einer Zeit von nicht mehr als fünf Minuten für fünfzig Tausend Thaler Kleinodien an die Damen des Hofes.

An Geburtstagen oder anderen Festen brannte man Feuerwerke ab, welche ein gewisser Veronese auf das Prächtigste, aber freilich auch auf das Theuerste einzurichten wußte. Manches derselben puffte eine Summe von 52,000 Gulden in die Luft. Noch kostbarer kam ein großer Wintergarten zu stehen, den man auf den rauhen Höhen von Ludwigsburg errichtete und worin wie in einem glücklichen Zauberlande, ein ewiger Frühling herrschte. Die Kasten, worin die größten und schönsten Bäume standen, waren in die Erde eingesenkt, so daß der Stamm unmittelbar aus dem Boden zu wachsen schien. Ueberall waren Hecken von Jasmin, Caprifolien und Myrthen, Gruppen von phantastischen Schlinggewächsen, Beete wunderbarer Blüthendolden. Bassins, Wasserkünste und Statuen fehlten nicht. Auch konnte durch das schönste und kunstreichste Zimmerwerk, ohne einen Hammerschlag und Riegel das ganze Prachtstück, dem unsichtbare Oefen die Sonnenwärme des Südens gaben, unter Dach gebracht werden. Bewunderer und Anstauner dieser Seltenheit berichten, daß die hängenden Gärten der Semiramis nicht verdient hätten, mehr Aufsehen in der Welt zu machen, als dieses Zauberwerk, das aber, wie sie hinzusetzen, selbst für den Schatz

eines über große Reiche herrschenden Königs zu kostspielig gewesen sein würde. Nicht minder wird dies behauptet von der Liebhaberei des Herzogs, hoch auf dem Gebirge sogenannte Wasserjagden zu halten. „Mitten im Winter," schreibt Zimmermann, „so stark es auch fror, mußten die Bauern, der Kälte und dem wasserlosen Gebirge zum Trotz, auf der Alb Vertiefungen graben und weit her aus entfernten Orten das Wasser darein führen, welches durch mehr als vierzig Oefen, worin das Feuer nicht ausgehen durfte, flüssig erhalten wurde. Diesen Teichen zu wurde das Wild getrieben, daß es sich geängstigt in die Abgründe desselben stürzte und statt eines Todes zwei ausstehen mußte. Darin bestand das herzogliche Jagdvergnügen. Die Jagdbauern hatten es nicht viel besser, als das Wild; sie wurden oft wochenlang gehetzt und von den Jägern gemißhandelt, und der Landmann durfte nur seufzen, wenn das Wild die grüne Saat fraß und der Herzog mit seiner wilden Jagd mitten durch sein Ackerfeld tobte und die Frucht und die Hoffnung seines sauren Schweißes zerstampfte."

Aber damit begnügte sich der Herzog nicht. Wir müssen hier auch Pfaff noch anführen, der da schreibt: „Nicht Prachtliebe nur und unmäßige Verschwendung, auch andere Begierden waren es, denen damals Karl sich ohne alle Mäßigung überließ und die das schönste Glück so mancher Familie im innersten Keime zerstörten. Manches Mädchen, das des Herzogs Blicke auf sich zog, wurde der Schande hingegeben, und die Ihrigen mußten es

dulden, wenn nicht des Fürsten Rache, das erklärte er selbst oft laut, sie treffen sollte, und nur selten erweichte das Flehen der Unschuld, bewegte die Würde unbefleckter Tugend sein Herz. Daneben aber hielt er noch viele Buhldirnen, meist aus Wälschland, welche ihn überall hin begleiteten, mit schamloser Frechheit sich brüsteten und besonders bei ihrem vielfachen Wechsel große Summen kosteten."

Vergebens hatte das Land gehofft, daß diesen Ausschweifungen die Vermählung des Herzogs mit der einzigen Tochter des Markgrafen von Brandenburg Gulmbach ein Ende machen würde. Das Beilager wurde 1748 begangen, aber die Ehe dauerte nicht lange. Die Prinzessin war eine wegen ihrer Schönheit berühmte, aber stolze und sehr hochfahrende Frau, von der erzählt wird, daß sie, als ihr beim Einzuge in das Stuttgarter Schloß die Winzermädchen in Prozession jubelnd entgegen sprangen, naserümpfend gerufen habe: „Was will das Geschmeiß?" Für Karl Eugen mag sie im Ganzen zu pathetisch und vornehm gewesen sein. Das Ceremoniel und die Etikette, die sie überall aufrecht erhalten und bewahrt wissen wollte, wurden ihm lästig. Er ließ sich darum gewiß manchen Verstoß und viele Rücksichtslosigkeiten gegen sie zu Schulden kommen, was sie, ganz im Geiste jener Zeit, härter berührte, als seine stete Untreue und der ewige Flattersinn seines Herzens. So geschah es denn auch, daß eine Bitte, die sie an ihn gerichtet und welche er zwar zu bewilligen versprochen, aber nicht erfüllte, der Grund einer Trennung

wurde. Bei einer Spazierfahrt, die sie machte, ließ sie plötzlich die Straße nach Baireuth einschlagen, auf der sie nicht eher anhielt, als bis sie wieder bei ihren Eltern angelangt war, von denen der Herzog sie durch keine Bitten und Ueberredungskünste fortzubringen vermochte.

Von da ab nahmen seine Liederlichkeiten nur noch immer mehr zu. Auch wurde er jetzt ganz der Spielball seiner Umgebung, in der sich drei Männer besonders anrüchig hervorgethan haben. Der erste derselben war der schon genannte Rieger, der Sohn eines angesehenen Geistlichen in Stuttgart, der im Jahre 1756 aus preußischen Kriegsdiensten als Auditor nach Würtemberg kam und sich durch lebhaften Witz, gute Unterhaltungsgaben und seine Gewandtheit in den Künsten der Schmeichelei und des Knechtsinns zu einem geschickten Werkzeug der Willkühr machte. Er stieg bis zum Geheimen-Kriegsrath und Oberst, in welcher Stellung er Karl Eugen vor Allem dazu diente, durch die schändlichsten Gewaltthaten sein Heer zu rekrutiren. Auch wußte er immer Mittel, das nöthige Geld herbeizuschaffen. 1762 wurde er durch einen andern Günstling, den Grafen Samuel von Montmartin gestürzt, bei offener Parade verhaftet und nach Hohentwiel in's Gefängniß gebracht, wo er vier volle Jahre, ohne ein Menschenantlitz zu sehen, ohne die geringste Erleichterung seines Schicksals zu erlangen, ohne einen Schimmer von Tageslicht in unterirdischen Gewölben schmachten mußte. Erst 1766 gelangte er durch die Verwendung der Stände, denen er oft genug die größten

Schwierigkeiten und die brutalsten Streiche in den Kammern entgegengestellt hatte, zum Gebrauch seiner Freiheit zurück. Die volle Gnade Karl's erhielt er niemals wieder, doch wurde er später General und Befehlshaber auf der Festung Asperg, wo er in Krömmelei verfiel und an einem Schlagflusse starb. Als der Grund seiner Bestrafung wird eine Correspondenz angegeben, die er mit den Brüdern des Herzogs, die damals mit diesem sehr zerfallen und unzufrieden waren, unterhalten haben soll.

Aufgedeckt wurde dies, wie schon angegeben, durch Montmartin. Dieser, ein vollkommener Jesuit, früher geheimer Rath bei des Herzogs Schwiegervater, dem Markgrafen von Baireuth, ward durch seine kluge Betreibung der Mündigsprechung Karl's diesem zuerst in günstiger Weise bekannt und für seine Bemühungen mit einem Jahrgehalte belohnt. Später, da er sich durch allerlei Machinationen gegen den König von Preußen dem Wiener Cabinette angenehm gemacht hatte, empfahl ihn Maria Theresia dem Herzoge von Würtemberg zum Staats- und Premierminister.

Im Jahre 1758 kam er nach Stuttgart, von welcher Zeit an die Verfassung, die Rechte und die Freiheiten des Landes auf das Ernsteste gefährdet wurden. Die Stände erhielten fast gar keine Stimme mehr und mußten Montmartin täglich von der „Pflicht unbeschränkter Unterwerfung" und „absoluten Befehlen" reden hören, die der Herzog „ohne Widerrede befolgt wissen wolle." Aller Widerstand wurde durch Militairgewalt unterdrückt und

jede freisinnige Vorstellung mit dem Gefängnisse bestraft. Der durch ganz Europa berühmte Staatsrechtsgelehrte Johann Jakob Moser, der damals Landschaftsconsulent war und sich den Plänen des Ministers widersetzte, wurde, nachdem Karl Eugen vergebens alle Mittel und sogar seine eigene Ueberredungskunst angewendet hatte, um den ehrlichen Mann zu bestechen oder einzuschüchtern, von dem zürnenden Despoten, aus dem Audienzsaale zur Thüre hinausgestoßen und von dort unmittelbar nach Hohentwiel geschleppt, wo ihm fünf Jahre in einem engen Kerker, jeder menschliche Umgang, Luft, selbst Bücher und Schreibzeug entzogen wurde. Dabei war er ein Mann von hohen Jahren und mit ganz weißem Haupte, dessen Ehrwürdigkeit einen Wilden gerührt haben würde. Montmartin und den Herzog bewegte dies aber nicht. Der Letztere rief damals, um die Parodie auf Ludwig XIV vollständig zu machen, bei irgend einer Gelegenheit aus: „Was Vaterland! Das Vaterland bin ich!“

Montmartin aber, der den Herzog durch seine Lehren zu dieser lächerlichen und zugleich auch furchtbaren Maxime gebracht, ging im Ganzen nur darauf aus das Herzogthum den Jesuiten in die Hände und sich selbst so viel Geld als möglich in den Beutel zu bringen. Schon bei der früher angegebenen Flucht des Herzogs nach Straßburg hatte er zwei schwer beladene Wagen in's Ausland gebracht. 1766 ging er selbst, vom Herzog ehrenvoll entlassen. Die Nachrichten über ihn besagen, daß er als kaiserlicher Geheimrath und Gesandter bei den sächsischen

fürſtlichen Höfen noch eine längere glänzende Laufbahn geführt, aber zuletzt unter maternden Gewiſſensbiſſen und ſchweren körperlichen Schmerzen, „als wenn er vom Stricke des Henkers erwürgt worden wäre,“ geſtorben ſei.

Der dritte Günſtling des Herzogs Karl war Wittleder, aus einem niederen Geſchlecht in Thüringen, ein Mann, den alle Beurtheilungen als von den rohesten Sitten und der gemeinſten Denkungsart ſchildern. Der Werkſtätte entlaufen, war er in Preußiſche Kriegsdienſte getreten und als Unterofficier von dem Herzoge bei der Umgeſtaltung ſeines Heeres nach preußiſchem Fuße nach Stuttgart gezogen worden. Hier ſtieg er bis zum Adjutanten, verließ aber, weil ſeine geringe Herkunft einem höheren Avancement entgegen war, den Soldatenſtand und wurde 1748 kirchenräthlicher Pfleger in Gültſtein. Später kam er nach Göppingen, als geiſtlicher Verwalter und von da als Expeditions-Rath und Kirchenkaſten-Verwalter in die unmittelbare Nähe des Herzogs. Bei dieſem machte er ſich zuerſt durch die Preisgebung des Kirchenguts, wodurch Karl Eugen in kurzer Friſt eine Summe von 547,966 fl. erhielt, beliebt. Noch größere Summen jedoch verſchaffte er dem Herzoge und ſich ſelbſt durch eine neue Organiſirung des Dienſthandels, den er in noch nie erlebtem Umfange trieb. In Ludwigsburg ließ er eine förmliche Bude eröffnen, wo man ſich nach Luſt und Belieben ein Amt ausſuchen und für baare Bezahlung auf dem Flecke erhalten konnte. Ganz öffentlich bot er ſeine Waare preis und ſah dabei nur auf die Kaufſummen, nicht auf den

Kaufer. „Dadurch," ſagt Viaſſ, „erhielten unbärtige Knaben Ober-Amtleien, reiche Dummköpfe Rathsſtellen und liſtige Schurken Kaſſenverwaltungen." Bis auf die Hirten- und Nachtwächterpoſten war Alles feil.

Von jeder Kaufſumme ſollte Wittlever den zehnten Theil erhalten, aber damit begnügte er ſich nicht; er nahm gewöhnlich den fünften oder auch mehr. Es wird ſogar von ihm berichtet, daß er an den Bewerber einer Stelle geſchrieben, „wenn er mir tauſend Gulden und dem Herzoge fünf hundert giebt, ſo kann er das Dekret abholen"

Die Schändlichkeiten Wittlevers alle herzuzählen, würde ein Buch allein erfordern. Wir begnügen uns deßwegen hier nur anzuführen, daß er bei Karl Eugen bis 1773 in Gunſt blieb, in welchem Jahre er, nachdem ihm der Herzog 36,000 Gulden für eine Reiſe nach Venedig abgezwungen, nach Heidelberg entfloh, wo er ſich den Hofrathstitel kaufte, aber ſehr bald auf eine elende Art um's Leben kam.

Nach Schilderung dieſer Creaturen erfreut es endlich auf Franziska zu kommen und mit ihrem Einfluß auf den Herzog die beſſere Periode ſeiner Regierung anfangen zu können.

Schon zu Anfang dieſes Kapitels haben wir erwähnt, welche Aenderung dieſe milde und ſchöne Frauenerſcheinung auf Karl Eugen hervorgebracht.

Die erſte Darlegung dieſer Aenderung documentirte ſich in dem ſogenannten Erbvergleich, den er am 2. März 1770 mit den Ständen abſchloß und worin er die alten

Gerechtſame des Landes nicht allein für ſich, ſondern auch für alle ſeine Nachfolger anerkannte und neu beſtätigte. 1778, an ſeinem fünfzigſten Geburtstage ließ er das berühmt gewordene, von ihm ſelbſt verfaßte Bekenntniß ſeiner Sünden durch das ganze Land von den Kanzeln ableſen, in dem er ſeine Irrthümer öffentlich eingeſtand und ihre Ablegung gelobte. Es hieß darin unter Anderem wörtlich: „Ich war ein ausſchweifender Teufel, was um ſo weniger zu verwundern war, da mir jeder Diener dabei willig fröhnte, aber Reue und Buße, werden die Vergehungen erkannt, ſind immer noch zuläſſig und bereiten Verzeihung.“ Ferner heißt es dann: „er ſei ein Menſch und aus menſchlicher Schwachheit, unzulänglicher Kenntniß und anderen Umſtänden hätten ſich viele Ereigniſſe begeben, die er bereue. Er betrachte den heutigen Tag als den Anfang der zweiten Periode ſeines Lebens. Die Zukunft werde von nun an von ihm einzig zum Wohle ſeiner Unterthanen verwendet werden.“

So viel und ſo weit ihm dieß möglich, that er's auch wirklich. Sich ganz verleugnen und ändern, konnte er freilich nicht. Ein wüſtes Leben hatte ſeine Kräfte erſchöpft, viele ſchlechte Angewohnheiten ſeinen Charakter verdorben. Die urſprünglich guten Anlagen, die er beſaß, waren in der Jugend zu wenig geſtärkt und befeſtigt worden, als daß ſie von allen Stürmen der Leidenſchaft und des Sinnentaumels umrauſcht, nicht viel an Wurzel und Gehalt hätten verlieren ſollen. Wenige Jahre länger der Pflege, Sorgfalt und Bildung anheimgegeben, würden ſie gewiß

zur Reife und zum ſchönſten Segen des von ihm regierten Landes geworden ſein. Die frühzeitige Volljährigkeitserklärung hat der Entwickelung der guten Fähigkeiten geſchadet und den Nationen die Warnung gegeben, ihre Könige nicht zu jung von der Vormund- und Regentſchaft freizuſprechen. Der gewöhnliche Menſch, in ſeinen beſchränkten Verhältniſſen wird erſt im vier und zwanzigſten Jahre für fähig erachtet ſein eigener Herr zu ſein. Zu den Ständekammern hat man erſt den Mann von dreißig Jahren zuläſſig erachtet. Für den Thron und die Regierung eines ganzen Landes aber iſt von je nur ein Alter von achtzehn Jahren erfordert worden, was, wie uns ſcheint, als eine große Thorheit und ein arger Mißgriff angeſehen werden muß, wenn man auf die Geſchichte ſolcher Kinderherrſchaften zurückblicken mag.

Auch bei Karl Eugen iſt dies der Fall. Die gute Zeit ſeiner Verwaltung hat doch kaum die Nachtheile auslöſchen können, die er dem Lande durch ſeine ſchlechte zugezogen. Allerdings verſtummte der laute Lärm des Hofes, an dem keine koſtſpieligen Feſte, kein Serail, keine Millionen von Thalern verſchlingenden Prunkgelage mehr dem armen Würtemberg Veranlaſſung zu Aerger und Verdruß gaben, allerdings bekümmerte ſich der Herzog nun mit Ernſt und gutem Willen um das Heil des Volkes, um das Glück ſeines Reiches, aber nur zu oft verfiel er in ſeine alten Fehler zurück und nur zu viel miſchte ſich von ſeinem früheren despotiſchen Geiſte in die Humanität ſeiner ſpäteren Tage.

Am reinſten und hellſten zeigt ſich dieſe in ſeiner Neigung zu Franziska, was einige Briefe, welche Juſtinus Kerner in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" mittheilt, bekunden. Da ſie, auch in Hinſicht auf Schreibweiſe und Orthographie charakteriſtiſch für den Herzog ſind, ſo wollen wir uns erlauben, dieſe Schreiben hier einzuflechten. Sie lauten:

Herzallerliebſtes Franzeln!

Schon der Anfang meiner Fahrt war ſehr angenehm, um 4 Uhr bin ich hier angekommen und habe bis auf dieſen Augenblick einen fatiguanden Augenſchein eingenommen; jetzo ſtehen zwanzig Perſonen vor meinem Tiſch um einen Vergleich wo möglich zu erzielen welches noch lange dauern wird, doch werde ich mein Möglichſtes thun um nicht gar zu ſpät zu kommen, aber ich laſſe nicht nach bis es verglichen iſt, ich kann faſt nicht mehr reden.

aber ſchönſtes Weible!
das wichtigſte:

haſt Du mich auch gerne? Ich habe hundertmahl an Dich gedacht, auch daß Du meine Geduld beloben würdeſt, ja mein Franzeln iſt mir immer vor Augen. Adieu Engel! ich küſſe Dich tauſendmal in Gedanken und bin von ganzen Herzen Dein bis in den Tod.

Adreſſe: der regierenden Herzogin meiner allerliebſten Frau in Stuttgart.

An einem Franziska-Tage:

Herzallerliebste Frau!

Jeder Tag ist Dir geweiht, doch besondere Fälle gestatten den Drang des Herzens in Vollerem, in mehr als gewöhnlichem maaß. Franziskens Nahme ist mir so angenehm, so wichtig, indem Ich Dir heute Geliebteste, die Gesinnungen erneuern darf, die mein Vor Dich so zärtliches Herz empfindet, mit ächter Wärme empfindet.

Wortgepräng, schmeicheley, fliehe auf immer, der treue Freund, Gatte, tritt an die Stelle, und mit dem aufrichtigen Herzenswunsch, die dein Edles benehmen mit Recht fordern darf, ruft Er Dir laut zu:

Bleibe ferner die Beruhigung meiner Tage

und

Mache Mich zum Glücklichsten der sterblichen

nemlich

Zum Werkzeug Deines Glückes.

so denkt so schreibt

am Franziska-Tage Dein ewig treuer

Carl H. Z. W.

Auch von der derben, scherzhaften Gemüthlichkeit des Herzogs, theilt Kerner in dem vorhin angegebenem Buche ein Beispiel mit, das uns wichtig scheint, weil es für manchen Zug der Härte und tyrannischer Schroffheit entschädigt. Der Autor erzählt:

Einst kam der Herzog in die Wohnung des Pfarrers B. zu H. Dieser gab sich für einen sehr frommen Mann

aus, war aber sehr geldgierig. Der Herzog wußte das, und als er seine Bibel bemerkte, die unter anderen Büchern im Bücherschrank steckte, zog er sie heraus, blätterte in ihr, legte heimlich ein Goldstück in dieselbe und stellte sie wieder an ihre vorige Stelle. Nach einiger Zeit kehrte der Herzog wieder beim Pfarrer ein. Sein erster Blick fiel auf die Bibel, die sehr bestäubt noch an der alten Stelle stand; er zog sie heraus und siehe da, das Goldstück fiel ihm aus ihr hervor in seine Hand! Liest er auch fleißig in seiner Bibel? fragte er den Pfarrer. Ihre Durchlaucht pflichtgemäß alle Tage. Sieh er, erwiederte der Herzog, da sagt er nicht die Wahrheit, sieh er, dies Goldstück legte ich ihm vor einem Vierteljahre in das Buch, und da ist es noch in ihm. Hätte er darin gelesen, hätt' er's gefunden, jetzt steck' ich's wieder ein. — Der Pfarrer sah dem Goldstück mit Aerger nach.

Am Barockesten und Seltsamsten zeigte sich der Herzog dagegen in der Art, mit der er die Jugend zu erziehen strebte. Die Erziehung nämlich, die Schule wurde das Steckenpferd seines Alters, nachdem er in seinen jüngeren Jahren auf so manchem anderen herumgetrottet war.

Die weit und breit berühmt gewordene Karls-Akademie, die er 1770 auf seinem Sanssouci, der sogenannten Solitüde, zur Erziehung verwaist er Soldaten- und Offiziers-Söhne in sehr beschränkter Gestalt begründet, 1775 nach Stuttgart in ausgedehnterer Form verlegt und 1782 vom deutschen Kaiser zur Universität hatte erheben lassen, sollte die Pflanzstätte einer kommenden Generation werden, wie

Karl Eugen ſie der Welt von Nutz und Frommen glaubte. Nicht der Körper allein ſollte Kontur und militairiſchen Takt erhalten, ſondern auch der Geiſt. Nach der Ordre, nach dem Kommando die Jugend denken, empfinden, glauben und wiſſen lehren, das ſchien ihm das Heil der Zukunft. Die Individualität war ihm zuwider. Eine eigene Idee in ſich tragen, galt bei ihm für das Zeichen eines excentriſchen Kopfes, an dem er für nöthig hielt, ſo lange herumzuarbeiten, bis er ſich in die allgemeine Form bequemte. Wo ihm dies nicht gelang, gab er Alles verloren. Er hatte keinen Sinn für das Genie. Es beunruhigte und incommodirte ihn. Er hielt es für gefährlich, für ein Staatsverbrechen.

Heinrich Laube in ſeinem beliebt gewordenen Drama „Die Karlsſchüler" hat dieſes Moment in dem Charakter Karl Eugen's unſerem großen Schiller gegenüber auf das Schlagendſte herausgeſtellt. Dieſer unſterbliche Genius unſerer Literatur, der aus dem Inſtitut des Herzogs hervorging, wurde von dieſem nur in ſo weit erkannt, als er das Element der Revolution in ihm witterte, das er für ſtrafbar hielt und welches gleichſam unmöglich zu machen, das eigentliche Prinzip ſeiner Anſtalt war. Die Vermeſſenheit dieſes Vorhabens beſtrafte ſich durch die Erreichung des Gegentheils, denn es iſt bekannt, daß aus der hohen Karlsſchule hervor eine Maſſe Apoſtel der Neuzeit gingen, die die Welt nicht allein durch den Ruf ihrer Wiſſenſchaft, ſondern auch durch den Geiſt einer allgemeinen Staatsumwälzung zu Bewunderung und Antheil bewegten.

Wie die Rache des Schickſals erſcheint es übrigens, daß Herzog Karl noch alle Gräuel der franzöſiſchen Revolution erleben und unter ihren Stürmen ſterben mußte. Er mußte ſehen, daß er umſonſt gedämmt, umſonſt geiſtige Bollwerke hatte errichten wollen. Die geſtauete Bewegung riß alle Schanzen nieder, die neue Zeit brach durch, trotzdem daß er ihre Trabanten verfolgt und in ſeine Kerker hatte werfen laſſen. Sogar bis in die letzten Freuden ſeines Alters hinein, drängte ſich die Revolution. Kerner erzählt, daß auf einem maskirten Hofballe, der zu Ehren der emigrirten franzöſiſchen Prinzen gegeben wurde, auf einmal ein dumpfes Gemurmel durch den Saal lief, das die Hofleute beſtürzt, die Emigranten blaß vor Zorn, ſelbſt Franziska erbleichen machte, über ein ungeheures Evenement, von dem man nicht wußte, wie es der Herzog aufnehmen würde. Eine Maske nämlich, die ſich als Kronos mit einer Urne in die Mitte des Saales aufgeſtellt, und zwei anderen Masken zur Seite Orakelſprüche vertheilte, hatte alle Welt um ſich verſammelt, weil man glaubte Galanterien, ein Bonmot oder Anſpielungen auf etwaige Skandale zu erhaſchen. Allein was bekam man in die Hände? Bruchſtücke aus der Marſeillaiſe, aus den Menſchenrechten von Payne, aus den Reden Robespierres, die wüthendſten Grundſätze, die nur irgend im Convente ausgeſprochen worden waren. Mitten im Wirrwarr, welche dieſe Entdeckung veranlaßte, flüchteten ſich die Unbekannten, und die Emigranten warteten vergeblich an der Hauptthüre nachdem die Ruheſtörer durch Seitenthüren

längſt entkommen waren. Natürlich waren es Karlsſchüler und Karl ging denn auch zu ihnen und hielt eine warnende Strafrede gegen die revolutionären Grundſätze, mit der er aber, wie Nachrichten aus jener Zeit melden, ausgelacht wurde. So weit kam es mit ihm! Mit Schrecken mußte er ſehen, daß es ihm nichts geholfen, die freiſinnigſten Männer ſeines Landes einſperren zu laſſen.

Was gewann er z. B. durch die Gefangenſchaft Schubart's, den er, weil ihm ſeine freiſinnigen Gedichte und Aufſätze zuwider waren, hinterliſtiger Weiſe in ſein Land locken und zehn Jahre lang zu Hohen-Aſperg unerhört im Kerker ſchmachten ließ? Was gewann er, fragen wir? Keinen Stillſtand, keine Vernichtung der ihm gehäßigen Ideen, nichts als den Ruf eines Tyrannen und „des Sängers Fluch," den Ludwig Uhland dichtete und deſſen Wirkung wir im Buche der Geſchichte zum Theil in den Verwüſtungen und der dürren Oede erblicken, die um ſeinen Namen herum gelagert liegt. Da wächſt kein Lächeln des Glücks, kein Wunſch der Jugend, kein Herzſchlag des Ruhms, keine Liebe der Familie. Da ſteht Alles vereinſamt und traurig. Hätte Karl Eugen nicht Franziska von Hohenheim gefunden, ſo gehörte ſeine Regierung mit zu einer der düſterſten Partien der Würtembergiſchen Hiſtorie. Sie allein mit ihrem klugen, milden und verſöhnenden Weſen, brachte den warmen Sonnenſchein der Humanität durch die dicken Nebel ſeiner Laſter und Irrthümer zum Durchſchimmern über ſein Land, ſo daß in demſelben eine Art von politiſchem Nachſommer

entſtand, der noch einige Früchte einer weiſeren Staatskunſt reifen machte.

Sehr zu bedauern iſt es, daß zu der Charakteriſtik dieſer liebenswürdigen Frau nicht hinreichendere Materialien vorhanden, als wir ſie gefunden. Es müßte ſehr intereſſant ſein, Einzelheiten über ihr Leben mit dem Herzoge zu liefern, aus denen man die Sinnesänderung des Letzteren vielleicht motivirt und ſeine Beſſerung gleichſam im Prozeſſe ſehen könnte. Hoffen wir, daß ein Biograph an Ort und Stelle das Verſäumte nachhole und eine Schilderung gebe, die uns die Umſtände unmöglich machten.

Die Herzoginnen von Cleveland und Portsmouth.

Was uns die Geſchichte über dieſe beiden hervorragendſten Maitreſſen Karls II. aufbewahrt, iſt leider ebenfalls nur wenig. Kaum daß wir erfahren, woher ſie ſtammen, wer ſie waren und was aus ihnen geworden. Merkwürdigerweiſe laſſen uns hier die Engliſchen Hiſtoriker in derſelben Verlegenheit, in der uns vielfach auch die Franzöſiſchen und Deutſchen ließen; nur, daß es aus einem ganz anderen Grunde geſchieht. Die Franzöſiſchen Autoren entſtellten und verpfuſchten die Berichte über die galanten Frauen ihrer Zeit durch Servilität und niedrige Speichelleckerei. Die Deutſchen Schriftſteller aber thaten es aus Furchtſamkeit und verzagter Scheu. Bei den Engliſchen aber werden wir in Ungewißheit darüber gehalten durch eine gewiße pedantiſche Prüderie, welche die Schreiber der Landesgeſchichte verhindert, ſich näher auf ein ſo ſchlüpfriges Kapitel einzulaſſen. Sie eilen nur leicht und mit einer Art von Nichtachtung darüber hinfort, weil Keiner von ihnen ſich dazu hergeben will, der Biograph einer Maitreſſe zu ſein. Die Maitreſſe iſt ihnen

die anstößige unanständige Person, der Sie zwar eine gewisse politische Wichtigkeit zuzugestehen sich genöthigt finden, aber ohne sich dadurch auch nur im Geringsten bewogen zu fühlen, dieselben einer näheren Erörterung zu unterziehen.

Aus Mangel dieser Erörterungen werden unsere Angaben über die beiden obengenannten Damen denn auch nur sehr sparsam auszufallen im Stande sein. Wir werden nur die Hauptsachen, gleichsam nur die Umrisse, nicht das Detail dieser Personen angeben können, weil uns ihre Memoiren, ihre geheimen Geschichten, ihre skandalösen Chroniken fehlen. Und daß uns damit viel, ja, daß uns damit Alles fehlt, wird man uns zugestehen. Aus was sollen wir den Charakter, das Wesen, die Gemüthsart einer Cleveland, einer Portsmouth erkennen, wenn nicht aus den tausend kleinen Begebenheiten, Anekdoten und Witzworten, die entweder von ihnen selbst oder ihrer nächsten Umgebung herrühren? Aus den Historien von Lingard, Goldsmith, Mackintoch und anderen sonst in jeder Beziehung sehr tüchtigen Geschichtsschreibern vermögen wir das nicht zu thun. Vermögen wir es doch kaum, aus den Spezial-Geschichten Hume's, Burnet's und der „secret history of the court and reign of Charles the second, by a membre of his privy council.“ Sind doch auch darin die Nachrichten über die in Rede stehenden Frauen nur sparsam und gelegentlich eingestreut. Zwar wird uns von dem damaligen Hofe, von seinen Sitten, seinen Gebräuchen und nicht selten sogar von seinen Bonmots eine genaue, Zeit und Umstände sehr charakterisirende Aufzeichnung

gemacht, aber dieſe reicht doch bei weitem noch nicht hin, eine frappante Schilderung der einzelnen Individualitäten zu ermöglichen. Dieſe in ihrem Naturell zu enträthſeln und zu erkennen, bleibt darum noch immer eine in einigermaßen genügender Weiſe kaum zu vollbringende Aufgabe, eine Aufgabe, vor deren Schwierigkeit auch wir erſchrecken.

Die aus moraliſchem Stolz entſtehende Prüderie der Engliſchen Autoren, obſchon an und für ſich höchſt ehrenwerth und edel, iſt uns hier noch bei weitem hindernder, als die niedrige Schmeichelkunſt der Franzoſen und die puerile Verzagtheit der Deutſchen. Die Letztere läßt uns in Beziehung auf das Maitreſſenthum doch wenigſtens ahnen und errathen; die Erſtere definiren, und die blaße Wahrheit unter der prächtigen Schminke der Lüge erkennen. Aber die Engliſche Prüderie iſt durchweg ſteril. Da hilft kein Studium, kein Kalkül, kein Spintiſiren. Was da eben nicht iſt, das iſt nicht. Die Forſchung ſteht hier vor einer Geſchichts-Abtheilung, vor der es nicht hilft, durch das Schlüſſelloch der Commentare, die Thürſpalte der Memoiren und die Ladenritze der Skandaloſa zu ſehen. Die Wände, die Seſſel, die Winkel ſind leer. Die Engliſche Geſchichtsſchreibung hat die Maitreſſenwirthſchaft, ſo viel es ging, desavouirt. Sie entſchuldigt, ſie beſchönigt die Laſter ihrer Könige nicht, dazu iſt ſie zu brav, zu honnet, zu freiſinnigen Geiſtes, aber ſie ignorirt ſie, ſie übergeht ſie mit Schweigen, weil ſie zu puritaniſch, zu ſchämig iſt.

Unter dieſer Scham, die zwar ſchön, aber zugleich

doch auch kleinlich genannt werden muß, leidet das Werk, das wir auszuführen uns vorgenommen. Wir müssen uns, wo gerade das Spezielle von Wichtigkeit und Interesse wäre, an das Allgemeine und Große halten, an die Zeit, die Welt, an das Jahrhundert selbst.

Dieses Jahrhundert nun, das mit Recht in der Geschichte das Jahrhundert Ludwig XIV. und Ludwig XV. heißt, kann und darf mit Grund als das goldene Zeitalter des royalistischen Absolutismus angesehen werden. Auch in England hat es geherrscht; auch England hat seinen Augustus haben wollen. Aber der Rausch ist dort niemals so mächtig und von so langer Dauer gewesen, als im übrigen Europa. Ja, er fand von vornherein und im Kern seines Wesens sogar Widerstand dort. Die Revolution in England war nicht wie in Frankreich Rancüne und Rache für dieses Jahrhundert, sondern im Gegentheil, sie war ein Präservativ dagegen, ein blutiger Versuch es auf der Brittischen Insel unmöglich zu machen. Man sträubte, man wehrte sich dagegen, man wollte es nicht leiden. Der politische Instinkt des Englischen Volkes strebte seine Einbürgerung zu verhindern.

Dieses Verhinderungsbestreben wurde in England erleichtert durch die geringe Militairmacht, welche den Brittischen Regenten zur Verfügung stand. Der Englische Staat, durch das Meer vom Continente getrennt, war nicht genöthigt gewesen, die Vergrößerung der stehenden Heere in einem Grade wie die Reiche des Festlandes thun

mußten, mitzumachen. Er hatte im Verhältniß weniger Soldaten, als Frankreich, weniger als Oesterreich, ja, weniger als das damals sich erst noch entwickelnde Preußen. Dann aber, und das ist ein wichtiger Punkt, den auch M. Guizot in seiner Schrift „Warum ist die Revolution in England geglückt?" bedeutsam hervorgehoben hat, dann aber besaß das Englische Königthum weder auf dem Lande noch in den Städten die Macht einer wohlorganisirten Central-Verwaltung. Die Finanz-, Polizei-, Gerichts- und sogar zum Theil die Militair-Verwaltungen befanden sich mehr oder weniger in den Händen von meist ziemlich unabhängigen Lokal-Behörden, d. h. von Municipalbeamten, ganzen Corporationen oder einzelnen großen Landbesitzern, die alle ihre administrative Macht mehr im Interesse ihrer eigenen politischen Sache, als zum Vortheile des Königs oder des Parlamentes benutzten. Meistens thaten sie es sogar zum Nachtheil für beide.

Daß unter solchen Umständen das absolutistische Gelüst auf große Schwierigkeiten stoßen mußte, ist natürlich; ebenso, wie es begreiflich ist, daß es deswegen mehr unternehmend, als stark war. Es fehlte ihm von vornherein der Boden, auf dem es Fuß fassen konnte. Es mußte sich jeden Schritt Land mühsam erkämpfen und erobern, es fand die Prämissen nicht, die es in Frankreich und anderswo fand und ging darum zuletzt denn auch an den Anstrengungen, die es sich zugemuthet hatte, elend zu Grunde. Schon mit Jacob II. erlosch es, nachdem es bereits in Karl I. die eigentliche Wurzel verloren. Karl II.

war nur ein üppiger Schößling, der prächtig aufging, aber endlich doch auch dürftig verkümmerte.

Nichtsdestoweniger ist seine Regierungszeit für England der Glanzpunkt des Jahrhunderts, das wir in dem Maitressenwesen zu charakterisiren uns vorgenommen. In ihn hinein gehören auch die Herzoginnen von Cleveland und Portsmouth.

Ehe wir aber zu diesen beiden übergehen, wird nöthig sein, vorher einen Blick auf Karl II. zu werfen. Er war Cromwell's Häschern und dem Schicksale seines Vaters nur durch die Flucht entgangen. Während der Lord Protektor mit eherner Strenge über England herrschte, zog er lustig und wohlgemuth in Frankreich und Holland umher. Die blutige Erinnerung an seinen Vater störte seine Heiterkeit nur in geringem Grade. Ein witziger Einfall, ein Possenspiel, ein Bacchanal brachten ihn leicht über dieses traurige Ereigniß hinweg. Er war jung und liebenswürdig. Und vor allem, er machte Glück bei den Frauen. Die galanten Abenteuer, die Stelldicheine und Liebschaften bannten die Sorgen von seiner Stirne, die Thränen aus seinen Augen. Er putzte, schmückte und verliebte sich. Was kann ein verwiesener Prinz auch sonst noch thun? Er ist geboren, um König zu sein. Und wenn er dies nicht ist, nun gut, so hat er nicht nöthig etwas Anderes zu sein. Und etwas Anderes war Karl denn auch wirklich nicht. Er gab keinen Unterricht in der Geographie, er wurde nicht Reiter-Oberst in einem fremden Staate. Er zog umher und amüsirte sich. Und

dieſes Amüſement wurde ihm von der Welt noch hoch angerechnet. Man applaudirte, man lobte es, man ſah darin das energiſche Beſtreben ein großes Unglück vergeſſen zu machen, das Unglück eben nicht König geworden zu ſein.

Am Ende wurde er es aber doch. Der alte Cromwell war geſtorben und das Engliſche Volk, der triſten melancholiſchen Puritanerexiſtenz müde, hörte mit Freuden von dem luſtigen und vergnügten Leben ſeines Thron-Prätendenten. Ganz frei und unberührt kann eine Nation ſich von dem herrſchenden Geiſt ſeiner Zeit nicht erhalten. Auch die Engliſche vermochte es nicht völlig. Unmerklich theilte ſich ihr der Enthuſiasmus für das Königthum mit, der bei ihr nicht minder tumultuariſch und ſinnlos wurde, als es bei den Nationen des Feſtlandes der Fall geweſen. Wie in Frankreich, Sachſen, Würtemberg, Preußen, ſo begann nun auch in England der Sankt Veittanz der Königsvergötterung.

Die Geſchichtserzählungen jener Zeit können uns nicht genug berichten, von dem Pomp und den Liebesbeweiſen, mit denen das gute Volk von England ſeinen zurückberufenen König Karl begrüßte. Man riß ſich darum ihn zu ſehen und die angeſehendſten Leute der vereinigten drei Königreiche ſchlugen ſich um die Ehre von den Fußtritten ſeiner Pferde betroffen zu werden. Karl ſelbſt war erſtaunt über die Begeiſterung, mit der man ihn empfing. Mit Verwunderung dachte er daran, wie er vor einigen Jahren, auf demſelben Eilande, das jetzt nicht aufhören konnte ihn

mit Jubelruf und Mützenſchwenken zu bewillkommnen, verwehmt und verfolgt umherirrte, um ein Schiff zu finden, das ihn in die Fremde, nach Frankreich hinüber vor Tod und Ver..ichtung rette. Damals war ihm Cromwell, der düſtre, blutige Lord-Protektor mit ſeinem Heere auf den Ferſen. Er hatte ſeine Armee geſchlagen, ſeine in Schottland geſammelten Regimenter zerſtreut. Der Plan, ſich ſein Reich mit Waffengewalt zu erobern, war in Nichts vergangen. Beinahe hätte er ſein Leben bei dieſem Wagniß eingebüßt. Und nun wurde er ohne ſein Zuthun zurückberufen und mit Entzücken begrüßt. Mußte ihm da die Vergangenheit nicht wie ein Traum erſcheinen? Gewiß. Er hatte Recht, daß er mit Lächeln ſagte: „Sollte man nicht meinen, es ſei nur meine Schuld, daß ich nicht früher zurückgekehrt bin! Wo ich die jauchzende Menge um mich her betrachte, bemerke ich Keinen, der meine Rückkunft nicht ſtets gewünſcht zu haben ſcheint.“

Dieſe Rückkunft Karls II. geſchah im Jahre 1660. Er war damals gerade dreißig Jahre alt, und nicht ohne Grund durfte das Volk vermuthen, daß er, wie Shakespeares König Heinrich den Leichtſinn der Jugend und die Ausſchweifung ſeiner Vergnügungen mit ſeiner Thronbeſteigung hinter ſich laſſen werde. Geſchah dies, ſo durfte man in der That Hoffnung auf die vielen vortrefflichen Eigenſchaften ſetzen, die er beſaß. Vor Allem hatte er einen geraden, guten Verſtand, der ihn geeignet machte, die Lage der Dinge daheim und in der Fremde wohl zu erkennen. Auch war er ſanft von Charakter und darum

im Stande, alle Menſchen, die in ſeine Nähe kamen, durch die Liebenswürdigkeit ſeines Benehmens zu bezaubern. Gütige Worte und ſchöne Verſprechungen zu machen, wurde ihm leicht. Ein gutes Gedächtniß und eine ſchnelle Faſſungsgabe kamen ihm wohl zu ſtatten; eben ſo ein hübſches Redner-Talent. In der Chemie konnte er für unterrichtet gelten und in allem, was die Schiffahrt betraf, war er Meiſter. Seine Laune aber und ſein Witz ſind zum Sprüchwort geworden.

Was Wunder alſo, daß man ſich freute, ihn zum Herrſcher zu bekommen? Sah er doch gut, menſchenfreundlich und luſtig aus. Nicht von Rache, Schaffot und Vergeltung ſprach er; er ſprach von Verſöhnung, von guten Tagen und dem Glücke, das er über ſein gutes England bringen wolle. Seines enthaupteten Vaters erwähnte er nicht, oder wenn er es that, ſo geſchah es nur, um zu verſichern, daß er über deſſen Hinrichtung keine Rechenſchaft fordern werde. Von Breda aus hatte er eine allgemeine Amneſtie erlaſſen, von der er ſpäter ſpeciell nur diejenigen ausnahm, die ſich zum Richter über Karl den Erſten aufgeworfen und denſelben zum Tode verurtheilt hatten. Es waren dies Harriſon, Carew, Clement, Jones, Scrope und Scot, welcher letztere ein ſo glühender Republikaner war, daß er noch kurz vor der Rückkehr Karl des Zweiten im Parlamente rief, er verlange keine andere Grabſchrift, als die, »Hier liegt Thomas Scot begraben, der den König zum Tode verdammte.« Er und ſeine übrigen fünf Genoſſen wurden verurtheilt und hingerichtet.

Die Execution fiel noch in die erſten Tage des allgemeinen Jubels, welcher dadurch wenig geſtört und jedenfalls gar nicht unterbrochen wurde. Er dauerte geraume Zeit fort und documentirte ſich am Beſten in der großen Appanage, welche dem Könige vom Parlamente als jährliches Staatsgehalt bewilligt wurde. Man genehmigte eine Million zweihundert tauſend Livres-Sterling, eine Summe, die in dieſer Beträchtlichkeit bis dahin noch keinem Könige von England zugekommen war. Nichtsdeſtoweniger aber finden wir Karl II. in ewiger Geldverlegenheit. Niemals reicht er aus, ſtets iſt der Schatz geplündert. Um nur immer wieder das Nöthigſte herbeizuſchaffen, ſieht er ſich gezwungen Thorheiten über Thorheiten und ſelbſt einige niedrige und gemeine Streiche zu begehen. So verkaufte er 1662 Dünkirchen an den König von Frankreich für 400,000 Livres-Sterling, eine Handlung, von welcher ſelbſt der vorſichtige und mit außerordentlicher Mäßigung urtheilende Hume ſagt, „daß ſie eins der größeſten Verſehen, wenn nicht geradezu eine Schandthat ſeiner Regierung ſei.“ Uebrigens iſt es merkwürdig, fügt der ebengenannte Autor bei dieſer Gelegenheit hinzu, daß man weder daheim noch in der Fremde die Wichtigkeit dieſes Verkaufes einſah. Selbſt Ludwig XIV., der ſonſt immer gut unterrichtet war, wo es ſeinen eigenen Vortheil betraf, wurde dieſelbe nicht inne. Er klagte ſeinem Geſandten d'Eſtrade, wie aus deſſen Memoiren hervorgeht, daß er einen unvortheilhaften Handel glaube abgeſchloſſen zu haben. Es war dies aber ganz und gar nicht der Fall, wie ſich bald ge-

zeigt hat, und ſchon damals zu begreifen geweſen wäre, wenn man bedacht hätte, daß durch den Verkauf dieſes feſten Platzes, den Ludwig zu einem ſeiner bedeutendſten Seehäfen erhob, ſowohl der Engliſche Handel um ein Bedeutendes verkümmert, als auch die politiſche Macht Brittaniens auf dem Continente beträchtlich verringert werden mußte. Beide verloren ſie den feſten Fuß, den ſie auf dem Feſtlande mit dem Seeplatze Dünkirchens gefaßt hatten. Von hier aus konnten Waaren und Armeen leicht an's Land befördert werden, was von da ab ohne Alliirte natürlich nicht mehr möglich gemacht werden konnte.

Aber dies iſt bei weitem noch nicht Alles, was Karl Schlechtes und Uebles that. Er ließ ſich in ſeiner Geldnoth ſogar zu öffentlichen Lügen vor dem Parlamente herab. Wenn er vor dieſem um neuen Zuſchuß bettelte und bei ſolcher Gelegenheit natürlich Rechenſchaft von den früher bewilligten, außerordentlichen Geldleiſtungen zu geben hatte, ſo machte er ſich gar kein Gewiſſen daraus, die Verſammlung mit falſchen Angaben zu hintergehen. Er berichtete da von Summen, welche auf die Flotte, das Heer oder ſonſt eine Inſtitution des Staates verwendet worden ſein ſollte, in der That aber doch nur für ſeine Vergnügungen verſchwendet worden waren.

Was ihm dieſe koſteten, iſt unberechenbar. Weder die Million zweihundert tauſend Livres-Sterling, die ihm bewilligt worden, noch die ihm auf außergewöhnlichem Wege zufließenden Reichthümer reichten hin die Ausgaben dafür zu decken. Auf immer neue Mittel und Wege mußte er

denken, ſich Geld zu verſchaffen. So kam es, daß er zuletzt ein ganz und völlig käuflicher Herrſcher wurde. Er verkaufte ſeine Politik, ſeine Religion; ſein Herz ſogar verkaufte er.

Um mit dem Beweiſe für die letztere Angabe zu beginnen, führen wir an, daß er ſich mit einer Prinzeſſin Katharina von Portugal vermählte, nur aus dem Grunde, weil ſie ihm fünfhundert tauſend Livres-Sterling und die Feſtungen Tanger in Afrika und Bombay in Oſtindien zur Mitgift brachte.

Daß ſeine Frau nicht ſchön war, kümmerte ihn nicht. Auch daß man von ihr ſagte, ſie ſei außer Stande Kinder zu haben, berührte ihn nicht. Er brauchte Geld und darum heirathete er ſie. Wir glauben behaupten zu dürfen daß er deswegen auch nur Katholik geworden. Der Katholicismus war reich und konnte ihm immer neue Hülfsquellen eröffnen. Da gab es Unterſtützungen vom Pabſte, von den Jeſuiten, von dem katholiſchen Frankreich. Schon als umherirrender Prinz hatte er das empfunden; die ihm halfen, borgten und vorſchoſſen, die Katholiken waren es. Was Wunder alſo, daß er die Religion ſeines Landes aufgab und katholiſch wurde? Dem Katholicismus hatten ſich die Stuarts von jeher zugeneigt. Es war ein alter Zug der Sympathie, der in ſeiner Familie lag. Er folgte ihm halb aus Berechnung, halb aus Hang. Sein leichtes Gemüth konnte ſich in die ſtrengen Grundſätze der anglikaniſchen Kirche nicht hinein finden. Der herbe und ernſte Sinn, der darin herrſchend war,

that ſeinen flatterhaften Gedanken weh. Er liebte Pracht, Glanz und vor Allem, er liebte die Vergebung, welche die katholiſche Kirche in ſ reichem Maaße für begangene Sünden zu ſpenden hat. Dann aber knüpfte ihn dieſe Religion auch an Frankreich, an Ludwig XIV., ſeinen hohen Gönner und Freund, der immer Geld in Bereitſchaft hatte, um ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Dafür überließ ihm Karl denn auch gerne ſeine ganze Politik. War ſie hier und da aber wirklich einmal gegen die Abſichten Ludwig XIV. gerichtet, ſo geſchah dies doch eigentlich nur, um dieſem noch größere Geldſendungen, als bis dahin ſtattgefunden, zu erpreſſen. Meiſtentheils oder faſt immer jedoch war ſie dem franzöſiſchen Regenten zu Dienſt und gleichſam in ſeinem Solde. Irgend ein unbekannter Geſchichtsſchreiber hatte den guten Einfall zu ſagen: Karl II. beſitzt ein Reich, aber ſein Bruder regiert es. Richtiger aber würde dieſe witzige Bemerkung geweſen ſein, wenn ſie gelautet hätte: Karl II. beſaß den engliſchen Staat, aber der König von Frankreich regierte ihn. Die Regierung Englands zu damaliger Zeit befand ſich wirklich faſt allein in den Händen Ludwigs XIV.

Am Schlagendſten tritt dies unter andern bei der Auflöſung der ſogenannten Triple-Alliance hervor, welche zwiſchen England, Spanien und Schweden geſchloſſen worden war, um Frankreich in Schach zu halten. Ludwig, den dieſer Vertrag verdroß, weil er ſeinen Uebergriffen am Ende wirklich im Stande geweſen wäre Einhalt zu thun, ließ aus politiſcher Rancüne, um Karl zu compromittiren,

seinen Verbündeten zu entfremden und sich selber auf's Neue unterthan zu machen, alle geheimen Abkommen durch die Presse veröffentlichen, die zwischen ihm und dem Könige von England getroffen worden waren. In diesem Abkommen, das uns einen nicht unwichtigen Blick in die intriguante, perfide und nichtswürdige Kabinetspolitik jener Tage thun läßt, heißt es unter Anderem: daß die Zeit gekommen sei, sich an den Holländern, als an einer Nation zu rächen, die auffallend wenig Respekt vor den Königen zeige; daß, um dies Vorhaben auszuführen, der König von Frankreich sich mit dem Könige von England zusammengethan und daß in Folge dieses Zusammenthuns der sehr christliche König von Frankreich seinem Bruder in England verheißen habe seine absolute Macht über das Parlament zu bestärken und auf einen solchen Punkt zu bringen, daß es mittelst ihrer möglich werde, die katholische Religion in den drei Königreichen England, Schottland und Irland einzuführen und zu befestigen.

Die Veröffentlichung dieses Vertrages stürzte Karl in tausend Verlegenheiten. Das Volk wurde mißtrauisch, das Parlament entrüstete sich. Man fing an, den Maschinationen Karls vorzubauen.

Erschrocken darüber kam er selbst, um feierlich zu geloben, wie es in seiner Absicht sei Gesetze zu geben, denen zufolge der Thron von England von keinem katholischen Regenten eingenommen werden dürfe. Er glaubte mit dieser Phrase den Sturm zu beschwichtigen, unerwarteter

Weiſe aber brach er dadurch erſt recht hervor. Ober- und Unterhaus verlangten einſtimmig, daß die Mitglieder das Pabſtthum förmlich abſchwören und erklären ſollten, wie ſie es für nichts Anderes, denn eine eitle Götzendienerei erachteten.

Natürlich ſollte nun auch der Bruder des Königs, der Herzog von York, der im Parlamente ſaß, dieſen Schwur zu leiſten haben, da er ſich deſſen aber weigerte und mit Thränen in den Augen bat, man möge hinſichts ſeiner eine Ausnahme machen, weil er außer Stande ſei, etwas was er glaube, daß es ſpeziell nur ihn und ſein Gewiſſen betreffe, öffentlicher Beurtheilung zu unterwerfen, ſo verſuchte man ſeine Ausſchließung von der Thronfolge durchzuſetzen.

Sicherlich würde dieſe Durchſetzung auch erfolgt ſein, hätten Ludwig XIV. und ſeine eigentliche Geſchäftsträgerin in London, die Herzogin von Portsmouth nicht gar zu ſchnell und offenkundig verrathen, wie ſehr ihnen an dieſer Ausſchlieſſung gelegen war und was für verderbliche Abſichten für England ſie daran knüpften.

Wir werden dieſe Abſichten im Verlaufe unſerer Darſtellung noch erörtern; hier wollen wir indeß nur anführen, daß, um ſie zu realiſiren, der franzöſiſche König es weder an Beſtechungen noch Gnadenbezeugungen fehlen ließ.

Wie Karl ſelbſt fortwährend Geld von Ludwig empfing, ſo empfingen dies auch mehrere Häupter und Chorführer der Engliſchen Parteien in dem Parlamente. Es gab Lords

und Gemeine, welche Gnadengehalte und Penſionen von dem franzöſiſchen Könige erhielten.*)

Dieſen zum Trotz aber wehrte Karl noch einmal den gefährlichen Schlag vom Haupte ſeines Bruders ab. Sehr zu ſtatten dabei kam ihm, daß die Verfechter der Ausſchließung ſehr ultrademokratiſche Grundſätze äußerten, was viele Lords nicht wenig erſchreckte und dem Herzoge geneigt machte. Dieſer entging freilich ſeinem Schickſale nicht. Er wurde ſpäter bekanntlich aus England verwieſen und ſtarb in der Verbannung auf franzöſiſchem Boden.

Sein Charakter, der ſtrenger und ohne Zweifel auch bedeutender war, als der von Karl, artete im Gegenſatz zu der Leichtfertigkeit und ſinnloſen Verſchwendung dieſes Königs in Geiz, Härte und finſteres Mißtrauen aus. Wo der Erſtere durch ſeine Frivolität, ſein luſtiges Leben fehlte, fehlte der Zweite durch ſeine Verſchloſſenheit und ſeinen düſtern Ernſt. Beide waren ſie Extreme, die aus der Verwahrloſung guter Eigenſchaften hervorgegangen. Der Eine hätte groß werden können durch Güte, der Andere durch Strenge. Aber eine ſchlechte Erziehung und der herrſchende Geiſt des Jahrhunderts ruinirten ihre guten Fähigkeiten und machten ſie dem Lande und ſchließlich ihnen ſelbſt verderblich. Von dieſem Verderben vermochten gute Freunde und tüchtige Miniſter, wie ſie Karl z. B. zu Anfang ſeiner Regierung fand, leider nur wenig abzuwenden. Hyde, der zum Grafen von Clarendon ernannt

*) Siehe: Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? par M. Guizot. S. 60.

wurde, war ein ganz ausgezeichneter Staatsmann ſeiner Zeit und ein treuer Anhänger der königlichen Familie. Schon um Karl I. hatte er ſich verdient gemacht; Karl II. verdankte ihm noch bei weitem mehr. Er war lange Zeit hindurch die Seele des Kabinets und mit allen Kräften ſeines Geiſtes darauf bedacht, die Thorheiten, Fehler und ſchlechten Streiche des lüderlichen Herrſchers auszugleichen und, ſo weit es ging, wieder gut zu machen. Dabei hielt er auf die Freiheit und Verfaſſung des Landes, zähmte den Uebermuth des Adels und verſchmähte jede unrechtmäßige Bereicherung. Daß er den wilden Genoſſen und den Maitreſſen des Königs ein Dorn im Auge war, läßt ſich deswegen leicht begreifen. Sie ruhten denn auch nicht eher, als bis ſie ihn in Ungnade und in eine ſchmachvolle Verbannung nach Frankreich brachten, wo er noch lange Jahre lebte und eine Geſchichte des Engliſchen Bürgerkrieges ſchrieb, die als die beſte gilt, die in damaliger Zeit darüber erſchienen. Nach dem Rücktritte dieſes ehrenwerthen Mannes fiel Karl mehr denn je in die Hände ſeiner frivolen Umgebung. Daß Alles, was er noch an guten Eigenſchaften beſaß, darin verloren ging, verſteht ſich von ſelbſt. Sein Verſtand verwahrloſte aus Mangel an Fleiß; ſeine Güte, die von jeher mehr ein Ergebniß ſeines Leichtſinnes als die Folge einer Art von Charaktergroßmuth geweſen war, verwandelte ſich in Indifferentismus. Sein wüſter Humor ließ ihn ſeine Würde vergeſſen, und ſein Hang zum Vergnügen überſchritt alle Grenzen des Anſtandes und der Sitte. Obwohl er noch

immer freundlich ſein konnte, bemerkte man nun doch, daß er einer eigentlichen Freundſchaft nicht fähig war. Er hatte, im Ganzen genommen, eine ſchlechte Meinung von Jedermann. Das Uebelſte von den Menſchen zu denken und vorauszuſetzen, war ihm zu einer Gewohnheit geworden, die er wahrſcheinlich deswegen angenommen, um damit leicht ſeine eigene Undankbarkeit und rückſichtsloſe Handlungsweiſe gegen Freunde und Untergebene zu beſchönigen. Nie oder nur bei wenigen Gelegenheiten ließ er es ſich einfallen, denjenigen, die ſich für ihn aufgeopfert oder in's Unglück geſtürzt hatten, ihre Hingabe und Uneigennützigkeit zu vergelten. Es lebten viele arme Leute in England, die Hab und Gut daran geſetzt hatten, Karl II. auf den Thron ihres Vaterlandes zurückzubringen, und die, da dies geſchehen, gewahr werden mußten, wie er mit unwürdigen Günſtlingen Tauſende verſchwendete, ohne für ſie auch nur eine armſelige Penſion oder eine kümmerliche Gratification zu haben. Während ſeine Officiere und die ganze Armee vergebens auf die Beſoldung warteten und weder Brot noch Kleider hatten, verſchwendete er für Courtiſanen und nächtliche Schwelgereien die ungeheuerſten Summen. Eine geheime Geſchichte ſeiner verbrecheriſchen Ausſchweifungen berichtet, daß an einem Tage in jeder Woche, an welchem er ſeine Orgien zu begehen pflegte, tauſend Livres-Sterling verausgabt wurden, und zwar lediglich zur Erzielung des allergemeinſten Sinnenreizes. Nackte Buhldirnen mußten verführeriſche Tänze und Gruppen aufführen, mußten als Bacchantinnen oder als ſtrahlende

Houris erſcheinen, mußten Göttinnen oder Mährchengeſtalten abgeben. Die Säle, in denen dieſe Feſte begangen wurden, erſchienen bald als tropiſche Gärten, bald als Felsſchluchten bald als Wolkenſchlöſſer. Muſik durchſchwellte alle Räume, Luft durchwürzte alle Winkel. Daß es die auserleſendſten Speiſen und Weine gab, verſteht ſich natürlich von ſelbſt.

Der eigentliche Unternehmer und Veranſtalter dieſer nächtlichen Bacchanalien war der Herzog von Buckingham, ein zweiter Richelieu der Regentſchaft. Von ſchönem Aeußern, edlen Formen und mit ſchlagendem Witze begabt, beſtand ſeine Hauptunterhaltungsgabe in der Kunſt, mit welcher er allen möglichen Menſchen nachzuahmen verſtand. Er beſaß die gefährliche Gabe an allen, und ſelbſt den ernſthafteſten Perſonen etwas Lächerliches zu entdecken und dieſe Entdeckung in ergötzlicher Nachbildung einer ganzen Geſellſchaft zum Beſten zu geben. Vermöge dieſer perfiden Geſchicklichkeit übte er den größeſten Einfluß auf den König aus. Er compromittirte und blamirte damit jede Größe, jede Tugend, jedes Talent und nahm ihnen in den Augen Karls die Würde und Bedeutſamkeit, welche ihnen zu zollen geweſen wäre. Hauptſächlich grade ſeinen Bemühungen iſt es zuzuſchreiben, daß der Engliſche Regent eine ſo verächtliche Meinung von den Menſchen bekam und zuletzt allen und jeden Reſpekt vor ihnen verlor. Der Sturz Clarendons iſt gewiß zum größeſten Theile ſein Werk geweſen, wie auch er wohl es war, der den König veranlaßte, häufiger mit ſeiner Neigung zu Frauen zu

wechseln. Dieſer Wechſel ſicherte ihm ſeine Gunſt und ließ ihm die Maitreſſen nicht gefährlich werden. Die Schauſpielerinnen Davis und Nell Gwynne unter anderen Courtiſanen, führte er wohl nur deswegen ſeinem gnädigen Herrn in die Arme, um die ihm zu mächtig gewordene Barbara Villiers in ihrem Einfluſſe zu beſchränken. Daß ſie ihn nichtsdeſtoweniger eine lange Zeit behauptete, zwingt uns, hier näher auf ſie einzugehen.

Sie ergab ſich dem Könige ſchon in der erſten Nacht ſeiner Wiedereinſetzung.*) Daß ſie ein prächtiges, glänzendes Weib von Junoniſcher Schönheit war, bezeugen alle Berichte, die über ſie vorhanden. Aber alle auch ſtimmen darin überein, daß ſie maaßlos ehrgeizig, habſüchtig und voll niederer Leidenſchaftlichkeit geweſen.

Ehre, Liebe, häusliches Glück galten ihr für nichts. Dies waren ihr, wie vielen andern, ja, man könnte ſagen, wie aller Welt damals, lächerliche und banale Dinge. Der royaliſtiſche Taumel, welcher jene Zeit ergriffen hatte, zeigte ſeinen Wahnſinn auch darin, daß er glaubte, die Nähe des Thrones verklärе ſogar das Laſter und mache die Sünde vergeſſen, ſobald ſie nur ein Zipfel des Purpurs bedecke.

Auch Barbara Villiers glaubte das und ſcheuete ſich deswegen nicht, ſich blindlings in die Arme des Königs zu werfen. An der Seite ihres Mannes einem Lord

*) The secret history of the court and reign of Charles the second.

Palmer, ſchienen ihr Geiſt, Wiz und eine Fülle von körperlichen Reizen, wie ſie ihr eigen waren, verſchwendet. Sie gab ihn deswegen ohne weiteres auf und ſah es nicht ungern, daß er ſich durch die Erhebung zum Grafen von Castlemaine über ſeine Schmach nicht täuſchen, ſondern öffentlich von ihr trennen ließ. Dieſe Trennung trug ihr den Titel einer Herzogin von Cleveland ein, als welche ſie dem Könige raſch nach einander fünf Kinder gebar. Sie war eben wieder von einem Sohne entbunden worden, als Katharina von Portugal nach London kam, um ſich mit Karl zu vermählen. Und obſchon dieſer dem Portugieſiſchen Geſandten verſprochen, in Folge deſſen ſich von ſeinen Maitreſſen loszuſagen, ſo verblieb er doch vor wie nach im intimſten Umgang mit ihr. Er hatte ſogar die Rückſichtsloſigkeit, ſie ſeiner Gemahlin förmlich vor dem verſammelten Hofe zu preſentiren, worüber dieſe ſich in dem Grade entſezte, daß ihr das Blut ſtromweis aus Mund und Naſe quoll und ſie ohnmächtig hinweggebracht werden mußte. Deſſenungeachtet blieb ihr zulezt doch nichts anderes übrig, als dies ſchändliche Verhältniß ruhig ſich gefallen zu laſſen. Nachdem ſie und die aus Portugal in ihre neue Heimath gefolgten Cavaliere vergebens getrachtet hatten den König andern Sinnes zu machen, ergaben ſie ſich drein und fanden zulezt gar nichts Auffallendes mehr darin, daß Karl die Königin ganz öffentlich vernachläſſigte und bei Bällen und im Theater nie mit ihr, ſondern nur allein und ausſchließlich mit ſeiner Maitreſſe beſchäftigt war.

In welchem Grade er für dieſe eingenommen geweſen, bezeugt am Beſten, daß er einmal an Clarendon, als dieſer ſich vom Hofe entfernt hatte, um nicht Zeuge dieſer ſkandalöſen Vorgänge zu ſein, in klaren Worten ſchrieb: „Ich mag der unglückſeligſte Menſch dieſer und jener Welt werden, wenn ich nur im Geringſten etwas nachgebe, indem, was ich über meine Lady Caſtlemaine beſchloſſen. Ich will und wünſche, daß ſie wie meine Gemahlin erſcheine und werde der Feind eines Jeden bis auf den letzten Augenblick meines Lebens ſein, der mich in der Ausübung dieſes Entſchluſſes auch nur im Geringſten zu hindern verſucht. Ihr wißt, welch ein treuer Freund ich Euch geweſen bin, wollt Ihr mich aber Euch für ewig verpflichten, ſo helft mir mein Vorhaben ausführen, Ihr mögt darüber denken, wie Ihr wollt. Daß ich es auszuführen geſonnen bin, es komme, wie es wolle, deſſen dürft Ihr verſichert ſein. Ich beſchwöre Euch deswegen beim allmächtigen Gotte, wenn Euch an meiner Geneigtheit etwas gelegen iſt, ſo miſcht in dieſe Angelegenheit nichts von den Skandalen und den niederträchtigen Intriguen, die man gegen meine gute Lady Caſtlemaine ſpinnt, ſondern ſehet in Ihrer Ehre vielmehr meine eigene, die zu verletzen ich keinem geſtatte, ohne ſein geſchworener Feind für ewig zu ſein.“

Was den König in dieſe leidenſchaftliche Extaſe verſetzte, das waren hauptſächlich die Einflüſterungen, die von den Creaturen der Lady Caſtlemaine gefliſſentlich zu ſeinen Ohren getragen wurden. Die Gräfin iſt eine Frau, hieß

es, welche die Hingebung und Aufopferung für den König schon von ihren Vorfahren ererbt hat. Ihr eigener Vater starb im Dienste der Krone. Sie selber aber trennte sich aus Liebe für den König von ihrem Gatten und kann nun auf der ganzen Welt, um der Schmach und Schande zu entgehen, keinen andern Zufluchtsort, als in seinem Schutz und in seiner Zärtlichkeit finden.

Diesen Zufluchtsort wollte ihr Karl nun auch um jeden Preis bewahren, schon darum, weil sie wirklich die Frau war, wie er sie allein gebrauchen konnte. Sie hatte Geist, wie aus Schilderungen über sie erhellt und wir selbst schon angegeben, Witz und vor allem sie war amüsant. Sie wußte ihn durch tausend Moquerien, tausend Späße und immer neue Abwechselung in seinem Vergnügen zu fesseln. Auch gestattete sie ihm wohl gern eine gelegentliche Untreue, wenn sie nicht zu weit ging und nicht zu lange dauerte. Soll sie doch selbst dem Könige nicht immer ganz treu geblieben sein. Burnet in seiner Geschichte erzählt, daß ihr launenhaftes Benehmen und die Abschweifungen ihres Herzens ihn oft auf Tage und Wochen in eine solche Aufregung versetzten, daß er die Herrschaft über sich selbst und jede Fähigkeit Staatsgeschäfte vorzunehmen verlor.

Als Karl II. 1672 ihrer Herrschaft müde, ein intimes Verhältniß mit einem Fräulein von Querouaille anfing und sie ernstlich zu vernachlässigen begann, ging sie mit den zusammengerafften Reichthümern nach Frankreich hinüber. Ob und wann sie dort gestorben, vermögen wir

nicht anzugeben, da uns alle näheren Nachrichten darüber fehlen.

Wir wenden uns daher sogleich zu dem eben angeführten Fräulein von Querouaille, welches mit der Herzogin von Orleans, der Schwester Karls nach London kam, und wie man sagt, von Ludwig XIV. eigends abgesendet gewesen sein soll, den Englischen König in sich verliebt zu machen.

Es gelang ihr dies in der That in einem solchen Grade, daß sie nicht allein zur Herzogin von Portsmouth ernannt, sondern wie einige Memoiren angeben, sogar zu seiner ihm im Geheimen angetrauten Frau erhoben wurde. Es liegen keine authentischen Beweise vor, welche diese Angabe bewahrheiten, wir müssen sie also dahingestellt sein lassen. Dagegen steht als ganz erwiesen vor Augen, daß sie auf die Politik Karls einen sehr beträchtlichen und mehr bemerkbaren Einfluß hatte, als die Herzogin von Cleveland. Am Hervorstechendsten zeigt sich dies bei der beabsichtigten Thronausschliessung des Herzogs von York. Für diese Ausschliessung interessirte sie sich nämlich besonders und wohl nur deswegen, weil nach der Entfernung des Staatskanzlers Hyde, der Herzog der Einzige war, der eine Art von Herrschaft über den König ausübte. Da diese Herrschaft aber nicht selten gegen die Vortheile Ludwig XIV. anging, so war nichts begreiflicher, als daß dieser ihn zu beseitigen und Karl ganz unumschränkt in seine Hände zu bekommen suchte. Burnet in der Geschichte seiner Zeit erzählt sogar, daß man

durch diese Ausschließung, welche Karl die Macht gegeben hätte, sich, wie Heinrich VIII. einen Nachfolger zu wählen, beabsichtigte ein Kind der Herzogin von Portsmouth auf den Thron zu bringen. Dieser natürliche Sohn Karls II. sollte alsdann mit einer natürlichen Tochter Ludwig XIV. vermählt und der Thron Englands dadurch natürlich ganz und gar in Abhängigkeit von der französischen Staatskunst gebracht werden.

Kam diese Intrigue, die einigen Parlamentsmitgliedern in ihrer Absicht doch wohl zu weit ging, nicht zu Stande, so gelang der Herzogin dagegen die Bildung eines Ministeriums, welches ihr und dem Könige von Frankreich mehr oder weniger ganz nach Willen war. Mit Hülfe dessen und den großen körperlichen Reizen, die sie besaß, wurde es ihr möglich sich bis zum Tode des Königs mächtig und in seiner Gunst zu erhalten. Sie blieb bis zum letzten Augenblicke um ihn und er empfahl sie und ihren Sohn noch im Sterben seinem Bruder auf das Angelegentlichste und Beste. Auch für seine übrigen Kinder und einige seiner früheren Maitressen bat er ihn Sorge zu tragen. Von der Königin, seinem Volke, seinen ergebensten Dienern ließ er keine Sylbe verlauten. Er starb im fünf und fünfzigsten Jahre seines Alters, im fünf und zwanzigsten seiner Regierung. Was die Geschichte von ihm aufbewahrt, ist wenig Gutes. Alle Historiker kommen darin überein, ihm Leichtsinn, grenzenlose Ausschweifung und die größesten Fehlgriffe in der Politik vorzuwerfen. Hume rügt auch mit Recht noch

den Mangel aller Liebe für die Talente, großen Geister und Poeten seiner Zeit. Es wirft einen großen Schatten auf das Gedächtniß Karls, schreibt er, daß er Beurtheilungskraft genug besaß, um den Werth des Genie's zu erkennen, nach allen Seiten hin Geld verschwendete, aber doch für die Künste und Wissenschaften auch nicht das Geringste zu thun sich entschließen konnte.

Das schlagendste Urtheil jedoch über Karl II. hat Rochester in einer Grabschrift gefällt, die er dem Könige spottend in der Geschichte als Denkstein setzte. Es lautet: „Nie hat dieser König eine Dummheit gesagt, nie aber auch ein weises Wort gesprochen."

Die Herzogin von Portsmouth ging übrigens, wie die Herzogin von Cleveland, nach Frankreich, wo sie, wie diese, für uns verschollen ist. Wir wissen von ihr nur noch, daß sie verbreitete, Karl sei vergiftet worden, und für diese Vergiftungsgeschichte nicht Wenige fand, die ihr Glauben schenkten.

Katharina die Zweite,
Kaiſerin von Rußland.

Das Jahrhundert, das wir in unſerem Werke in ſeinen Hauptmomenten zu ſchildern uns vorgenommen, zeichnet ſich wie aus Allem hervorgeht und unſern Leſern ſeither gewiß auch klar geworden ſein wird, beſonders dadurch aus, daß die Frauen darin eine ſo vielbedeutende Rolle ſpielen. Die Frauen ſind in den Zeiten Ludwig XIV. und XV. nicht nur die Königinnen der Herzen und die Heldinnen der Salons, ſondern ſie ſind auch Geſandte, Miniſter, Staatsmänner und Regenten. Die Herzogin von Marlborough iſt es, die zu London und die Prinzeß des Urſins, welche zu Madrid den Vorſitz im Kabinette führen. Die Aphra Behn war einige Zeit hindurch Engliſcher Botſchafter in Holland und den Thron des Ruſſiſchen Reiches nehmen faſt ausſchließlich und auf lange nur die weiblichen Herrſcher ein. Die männlichen werden alle abgeſetzt, in's Kloſter geſteckt oder heimlich ermordet. Nur Katharina I., nur Eliſabeth, nur Katharina II. erhalten ſich.

Wenn wir in unſerm Buche uns darauf beſchränken, von den eben namhaft gemachten Kaiſerinnen allein die

zuletztgenannte ausführlich zu besprechen, so geschieht dies einzig darum, weil gerade sie es ist, in der sich alle Tugenden und alle Laster eines weiblichen Regenten vereinigen.

Katharina II. ist eine großartige, aber zugleich auch eine furchtbare Frau. Irgend ein gutmüthiger Deutscher Archivrath, der 1797 bei Karl August Nikolai, dem Sohne, in Berlin einen „Abriß des Lebens und der Regierung der Kaiserin Katharina II. von Rußland“ herausgab, sagt in einem Briefe an Herrn ***, den er statt einer Vorrede mittheilt: „Die Beschäftigung mit dieser merkwürdigen und thatenvollen Geschichte ist für mich aufs neue von großem Vergnügen gewesen. Welch eine bewunderungswürdige Frau! habe ich öfter bei dem Ordnen der Materialien ausrufen müssen. Aber bei gewissen Stellen empfindet man freilich einen Schauder, und tröstet sich nur damit, daß man nicht weiß, ob sie Alles, was geschah, selbst befohlen habe.“

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt von dieser trostreichen Art, mit welcher unsere Deutschen Historiker Geschichte zu schreiben pflegten, Beweise zu geben. So ein vaterländischer Biograph königlicher Helden und Potentaten ist der sonderbarste Kerl, den es geben mag. Wo es irgend etwas zu loben und zu preisen giebt, da nimmt er die Backen außerordentlich voll. Da ist er ganz Hingabe, ganz Begeisterung, ganz muthvoller Vertreter seiner Aussage. Aber sobald es eine Schwäche zu rügen, einen Fehler zu tadeln giebt, da sehe man zu, wie er sich kleinlaut dreht und windet, wie er beschönigt, wie

er verwischt. Er schaudert, ja, wie es unser vorhin erwähnter Archivrath thut, aber statt sich von diesem Schauder anfeuern zu lassen, der Sache auf den Grund zu kommen, wendet er sich verschüchtert ab, seinen Trost in der Entschuldigung suchend, daß man doch eigentlich nicht genau wisse und kenne, wie die Dinge zusammenhängen. Dieser Zusammenhang wäre auch nie gefunden worden, würde die Geschichte nur von den Deutschen geschrieben worden sein. Bei all dem Hange zur Gründlichkeit, welcher den Deutschen eigen ist, hätte man dennoch über gewisse Personen und Zustände der Historie niemals in's Klare kommen können, wären nicht die leichtfertigen, frivolen Franzosen da gewesen, die bei aller Oberflächlichkeit, mit der sie die Sachen zu betrachten gewohnt sind, doch zugleich die Leidenschaft für die Ergründung ihrer Motive besitzen. Diese Leidenschaft mag allerdings mehr ihren Grund in der Neigung zum Skandale, als in der zur Wahrheit haben. Es ist wenigstens oft genug behauptet worden und wir wollen dieser Behauptung nicht geradezu widersprechen, obschon wir einige Ursache dazu hätten. So viel aber steht trotzdem fest, daß die Franzosen für die Partikulargeschichte von jeher mehr als alle andern Nationen der civilisirten Welt geleistet haben. Im Pragmatismus der Geschichte, in der philosophischen Betrachtung über dieselbe, stehen wir höher und großartiger da, aber in der Detaillirung, in dem Memoirenmäßigen bleiben wir weit zurück. Uns fehlt der Blick in die Scenerie, hinter die Koulissen; wir sehen die Historie nur in

ihren Staatsaktionen, nicht im Boudoir der galanten Frauen, nicht im Oeil de Boeuf der Könige.

Vielleicht giebt es Menschen, die das Erstere für wichtiger und bedeutsamer halten. Und würdiger ist es gewiß. Aber in dieser Würde freilich erschöpft sich die Geschichte nicht. Man ist längst übereingekommen, daß in ihr die kleinsten Ursachen die größesten Wirkungen haben können. Und wenn diese großen Wirkungen auch die Geschichte bilden, so machen sie sie doch lange nicht aus. Das Was befriedigt nur die Laien; der Eingeweihte, der Forscher, der denkende Geist verlangt auch das Wie zu kennen. Ihm genügt nicht das Produkt, er muß auch den Prozeß erfahren. Und der Prozeß, das gerade ist das Fach der Franzosen. Darin sind sie geübt, darin sind sie Meister.

Das Leben der Katharina beweist uns dies auf's neue. Ich könnte eine ganze Reihe werthvoller Schriften über sie anführen. Aber wie ich von Deutschen nur die eine in Berlin erschienene meiner Schilderung zu Grunde legen will, so nehme ich auch nur eine französische und zwar die von de Castera,*) welche mit der Deutschen in einem und demselben Jahre edirt worden ist.

Sie giebt einen sehr ausführlichen und aller Wahrscheinlichkeit nach auch ziemlich genauen Abriß von dem Leben und den Thaten der Kaiserin. Der Autor hat jenen Schauder, von welchem der Deutsche Verfasser spricht, wohl

*) Vie de Catherine II., impératrice de Russie. A Paris. An V. de la republique (1797).

auch gefühlt, aber nicht wie dieser ist er davon erschreckt und verschüchtert worden. Im Gegentheile, mit sicheren, scharfen Strichen legt er die schwarzen Flecke bloß, die sich in der Geschichte jener Frau befinden und welche auch nur flüchtig zu lüften unser treuherziger Archivrath sich nirgend beikommen ließ. Hauptsächlich und mit unverholenem Freimuth schildert Castera die Wirthschaft der Günstlinge, welche der Deutsche Schriftsteller ganz mit Stillschweigen übergeht und die nichtsdestoweniger doch so in das Große und Maaßlose getrieben ist, daß die Wirthschaft der Maitressen unter den beiden Ludwigs in Frankreich fast wie unbedeutend dagegen verschwindet.

Es ist bekannt, daß Katharina folgende Günstlinge hatte: Soltikoff, Stanislaus Poniatowsky, Gregor Orlow, Schkurin, Iwan Lepkoy, Andreas Tschernitschew, Alexander Wasiltschikow, Gregor Potemkin, Peter Sawadowsky, Alexander Besborodko, Sorizsch, Korsakow, Alexander Lanskoy, Alexander Permolow, Alexander Wamonow und Platon Subow. Und doch sind dies nur die, die einigermaßen hervorragend und von politischem Einflusse waren. Außerdem pflegte sie noch leiblichen Umgang mit einer Menge anderer Männer, deren Namen und Geschichte dunkel geblieben. Die große Katharina nämlich verschmähte es durchaus nicht sich Bedienstete der niedrigsten Art, Kutschern, Ofenheitzern und andern Menschen so genannter gemeiner Abkunft hinzugeben, wenn sie irgendwie an ihrem Körper Eigenschaften und Reize entdeckte, die ihre sinnlichen Begierden weckten.

Ein Buch „Ruſſiſche Günſtlinge“ betitelt, das 1809 zu Tübingen in der L. G. Cotta'ſchen Buchhandlung erſchienen, giebt, wenn auch nur eine ſehr ſchüchterne und andeutungsweiſe verfahrende, doch immer ſehr ſchätzenswerthe Mittheilung darüber. Caſtera führt am Schluſſe ſeines Werkes eine Zuſammenſtellung der Summen an, welche Katharina II. an ihre Günſtlinge verſchwendete. Sie beläuft ſich ſeiner Angabe nach auf ein Totale von 88,820,000 Rubel.

Hiergegen kommen nun freilich weder die Franzöſiſchen Ludwige, noch Karl II., am allerwenigſten aber Friedrich Auguſt von Sachſen und Friedrich Wilhelm II. von Preußen auf. Dieſe vielmehr ſtehen in ihrer Verſchwendung ſowohl, wie in ihren Ausſchweifungen weit hinter Katharina II. zurück. Keiner von ihnen auch hat das Maitreſſenthum zu einer ſolchen Art von Hofceremoniel gemacht, wie ſie dies mit der Günſtlingenſchaft gethan. Dieſe Günſtlingenſchaft wurde unter ihr gleichſam eine nothwendige Hofſtaatscharge, ein Poſten, der ſeine ganz beſtimmten Bedingungen und Conceſſionen hatte.

Sobald Katharina ſich einen Günſtling ausgewählt, wurde derſelbe zu ihrem Adjudanten ernannt, in welcher Eigenſchaft er immer um ſie ſein und ſie überall hin begleiten mußte. Er bewohnte in ihrem Palaſte Zimmer, die unter den ihrigen lagen und zu welchen eine verborgene Treppe führte. Am erſten Tage ſeiner Gunſtbeſtallung erhielt er ein Geſchenk von 100,000 Rubel und außerdem war es eingeführt, daß er am erſten Tage eines

jeden Monats 12,000 Rubel auf ſeiner Toilette fand. Der Hofmarſchall war beauftragt ihm einen Tiſch von täglich vier und zwanzig Couverts zu unterhalten und Alles anzuſchaffen, was ſonſt zum Haushalte gebraucht wurde. Dafür war der Favorit genöthigt die Kaiſerin nie zu verlaſſen. Nie durfte er ohne beſondere Erlaubniß ſeiner Herrin aus dem Palaſte gehen, und mit anderen Frauen, als mit ihr, irgend einen Umgang zu haben, war ihm nicht geſtattet. Wenn er zu irgend einem ſeiner Freunde ſpeiſen gehen wollte, ſo mußte Katharina die Gewißheit haben, daß Keine und auch die Dame des Hauſes nicht, bei dem Diner zugegen ſei.

Jedesmal, wenn die Kaiſerin ihr Auge auf einen Mann geworfen hatte, den ſie Luſt verſpürte, zu ihrem Günſtlinge zu erheben, mußte ſie es zu veranlaſſen, daß er bei einer ihrer vertrauten Damen zu Mittag eingeladen wurde. Bei dem Mahle erſchien ſie dann, wie von ohngefähr, um ihn ſich näher zu betrachten und einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Fiel dieſe Prüfung günſtig aus, ſo deutete dies ein Blick der Vertrauten an, welche alsdann auch keine Minute verſäumte, dem Glücklichen ſeine Erhebung zu verkünden. Ein Arzt, der in ſeine Wohnung kam, um ſich von ſeinem Geſundheitszuſtande zu überzeugen, war die erſte Gewißheit ſeiner Erwählung. Nachher bezog er ſofort die Gemächer in der ſogenannten Heremitage.

Caſtera erzählt, daß dieſe Formalitäten zuerſt bei der Wahl begann, die Potemkin traf. Nachher ſind ſie ſtets

in Gebrauch gewesen und bei allen Günstlingen nach ihm in Anwendung gebracht worden.

Ehe wir aber nun von den Günstlingen sprechen, ist es doch wohl nöthig, daß wir zuvor Katharina selbst etwas näher in's Auge fassen.

Katharina Alexejewna hieß ursprünglich eigentlich Sophia Auguste Friederike und nahm diesen ersteren Namen erst bei ihrer Vermählung mit dem Großfürsten Peter Feodorowitsch an. Ihr Vater war Prinz Christian August von Anhalt-Zerbst-Dornburg, damals General-Major in Preußischen Diensten und Kommandant der Stadt und Festung Stettin. Er hatte sich mit einer Holsteinischen Prinzessin vermählt und mit dieser zwei Kinder, einen Sohn und die in Rede stehende Prinzessin Sophia erzeugt. Diese Letztere wurde am zweiten Mai 1729 zu Stettin geboren und daselbst von ihren Eltern sehr einfach aber mit Sorgfalt erzogen. Man erzählt, daß sie schon sehr jung sich durch Verstand und lebhaften Sinn ausgezeichnet habe. Anmuth und Freundlichkeit sollen ihr besonders eigen gewesen sein. Unser gutmüthiger Archivrath berichtet, daß sie der Liebling der ganzen Stadt gewesen und hebt als einen besonderen Ruhm hervor, daß ihre Familie sie gut bürgerlich „Fieke" genannt habe.

Bis zu ihrem fünfzehnten Jahre blieb sie in Stettin, nur dann und wann einmal einen Ausflug nach Berlin, Hamburg, Braunschweig, Dornburg oder Zerbst machend. 1724 ging sie mit ihrer Mutter nach St. Petersburg, um sich Peter Feodorowitsch antrauen zu lassen

Dieſer Peter Feodorowitſch hieß eigentlich Karl Peter Ullrich und war Herzog von Holſtein-Gottorf. Die Kaiſerin Eliſabeth, welche ohne legitime Nachkommen war, hatte ihn am 16. November 1742 als ihren Schweſterſohn und nächſten Anverwandten nach einem von Peter I. eingeführten Geſetze über die freie Ernennung eines Nachfolgers zum Großfürſten von Rußland erkoren. Als ſolcher ſollte er nun, da er ſechszehn Jahr alt geworden, verheirathet werden. Sophie Auguſte Friederike war die Prinzeſſin, die man ihm auserwählte. In Moskau ſah ſich das Brautpaar zum erſten Male. „Wer kann ſagen, mit welchen Empfindungen, mit welchem erſten Eindrucke?“ fragt unſer Deutſcher Biograph, indem er ganz ſchüchtern daranfügt, „obgleich man nachher erzählt hat, daß es kein liebevoller Eindruck geweſen.“

Unſer Franzöſiſcher Autor dagegen berichtet, daß die jungen Leute ſich zuerſt nicht ohne gegenſeitiges Wohlgefallen aneinander zu finden, geſehen hätten. Er ſchreibt, daß der Widerwillen, welchen Katharina gegen Peter gezeigt, erſt ſpäter, kurz vor der Heirath bei ihr und zwar nach einer ſchweren Krankheit des Großherzogs entſtanden ſei. Die Blattern nämlich, die er in ſehr bösartigem Grade durchzumachen hatte, ſollen ihn ſehr verändert und häßlich gemacht haben. Das Portrait aber, das von Peter III. vorhanden, zeigt von dieſer Häßlichkeit eigentlich wenig auf. Sein Geſicht iſt nicht ſchön, doch auch nicht widerlich. Er ſieht nur unbedeutend und leer aus. Daraus alſo ſcheint ſich die Abneigung, welche Katharina deutlich

genug gegen ihren Gemahl an den Tag gelegt hat, nicht zur Genüge zu erklären. Darf man Caſtera trauen, ſo entſtand ſie gewiß aus einem anderen Grunde.

Dieſer Schriftſteller nämlich giebt an, daß eine körperliche Unvollkommenheit Peter verhindert habe, das Beilager der That nach zu vollziehen. Er theilt in ſeiner Geſchichte mit, daß der unglückliche Ehemann ſich erſt dann entſchloſſen habe, dieſes Uebel durch eine Operation heben zu laſſen, als es bereits zu ſpät geweſen und ihm ein Anderer lange bei ſeiner jungen ſinnlich angeregten Frau zuvorgekommen war.

Dieſer erſte Günſtling der Katharina nannte ſich Soltikoff und bekleidete das Amt eines Kammerherrn bei dem Großfürſten. Er war, wie es heißt, ein ſchöner, verführeriſcher Mann, mit einer Bildung, die über die gewöhnliche des Ruſſiſchen Adels weit hinaus ging. Als beſonders bewandert galt er in der Franzöſiſchen Literatur, von deren Haupterzeugniſſen er das Meiſte auswendig gelernt hatte und mit einer ſehr angenehmen und wohlklingenden Stimme vorzutragen verſtand. Obgleich noch ſehr jung, rühmte er ſich doch ſchon vieler Eroberungen im weiblichen Herzen. Weswegen es denn auch als kein Wunder angeſehen werden darf, daß er ſeine Augen bis zu der jungen Großfürſtin erhob. Er kannte den Hang, den dieſe zum Vergnügen hatte und wußte auch die Urſache, welche die Quelle dieſes Hanges war. Der Großfürſt machte ſeiner Umgebung kein Geheimniß aus ſeinem Gebrechen oder konnte ihr keines daraus

machen. Daß aber eine junge, gesunde, in der Fülle ihrer Natur dastehende Frau der Bälle, der Feste, kurz der Lust und des rauschenden Taumels bedurfte, um darin die Regungen und Versuchungen ihres sinnlichen Temperamentes zu ersticken, konnte er sehr leicht errathen. Und welcher Mann, der ein solches Räthsel des weiblichen Herzens gelöst hat, machte sich die Lösung desselben nicht zu Nutze? Soltikoff wenigstens war nicht der Mann es zu unterlassen. Er brauchte das Vergnügen, in der sich Katharina vor ihrer Sinnlichkeit rettete, um sie darin erst recht derselben zuzuführen. Alle Festlichkeiten, alle ländlichen Bälle und Gondelfahrten, die er den Großfürsten auf dessen Lustschloß Oranienbaum veranstalten ließ, benutzte er als Gelegenheiten, sich Katharinen zu nähern.

Castera erzählt darüber einen ganzen Roman, auf den wir hier nicht weiter eingehen wollen. Wir begnügen uns daraus anzuführen, daß er den Angaben des Französischen Schriftstellers nach von Folgen gewesen. Um durch diese nicht die Großfürstin zu compromittiren, heißt es nun, habe Soltikoff es durchzusetzen gewußt, daß die Kaiserin Elisabeth endlich die Heilung des Großfürsten befehlen ließ. Man überraschte demzufolge Peter, als er sich in halbtrunkenem Zustande befand, um die Operation an ihm zu vollziehen. Als sie glücklich von Statten gegangen war, lag nichts im Wege, den Sohn, welchen Katharina später gebar, für den seinigen gelten zu lassen. Er wurde Paul Petrowitsch genannt, und Soltikoff abgesendet, seine Geburt dem Könige von Schweden anzu-

zeigen. Nachdem der glückliche Günſtling ſich ſeines Auftrages entledigt hatte, wollte er ſpornſtreichs nach Petersburg zurück, um ſein Verhältniß mit der Großfürſtin fortzuſetzen. Allein da daſſelbe zuletzt doch ein wenig gar zu offenkundig geworden, ſo zog es die Kaiſerin Eliſabeth vor, ihn als bevollmächtigten Miniſter nach Hamburg zu ſenden. Hier blieb er bis zu der Zeit, in der Katharina den Thron beſtieg. Ihre Neigung zu ihm aber war da längſt erloſchen; obſchon ſie zuerſt allerdings alle nur möglichen Anſtrengungen gemacht hatte, ihn an den Hof zurückzubringen. Als ihr dies jedoch nicht glückte, tröſtete ſie ſich darüber in einer Neigung, die ſie zu Staniſlaus Poniatowsky faßte.

Dieſer junge Graf, dem Katharina ſpäter den Polniſchen Thron gegeben und auch wieder entzogen hat, war ein armer Polniſcher Edelmann, der außer einem ſchönen Geſichte und einer Bruſt voll Ehrgeiz eigentlich nichts beſaß, was ihn zu dem Glücke berechtigt hätte, das er, von vaguen Hoffnungen getrieben, zuerſt in Deutſchland, dann in Frankreich und endlich in England ſuchte. Von London aus kam er mit einem Baronet Williams, der als Engliſcher Geſandter nach Rußland ging, nach Petersburg. Dieſer Baronet Williams hatte eine große Freundſchaft zu dem jungen Abenteurer gefaßt und nahm ihn daher, um ſich nicht von ihm zu trennen, an den Hof, wo er ſeinen Poſten bekleiden ſollte, mit. Hier ſchloß Poniatowsky ſich ohne irgend einen Titel zu führen, der ihn an die Geſandtſchaft knüpfte, an das Kabinet des Miniſters an;

und obſchon es durchaus nicht ſeine Abſicht war ſich zum Diplomaten auszubilden, verſah er darin doch das Amt eines Secretairs.

In dieſer Stellung konnte es ihm nicht fehlen, in die Nähe der jungen Großfürſtin zu gelangen. Und dieſe, in die Frivolitäten und Intriguen eines verbotenen Umganges bereits eingeweiht, verlangte und wünſchte nichts ſehnlicher, als ſich ihnen auf's neue hinzugeben. Ihr Gatte langweilte ſie und konnte ihr in keiner Weiſe genügen. Das Beiſpiel der Eliſabeth aber feuerte ſie an. Sie ſah dieſe Kaiſerin aus den Umarmungen des einen Mannes, in die des andern eilen, ſie ſah die gemeinſten Orgien, die alleranſtößigſten Skandale ſich täglich unter ihren Augen ereignen. Was Wunder alſo, daß ſie anfing, ſich über ihre eigener Ausſchweifungen keine Vorwürfe mehr zu machen und ſich ohne Skrupel und Rückhalt der Befriedigung ihrer ſinnlichen Begierden hinzugeben.

Den Umgang mit Poniatowsky ſuchte ſie ſchon kaum mehr zu verheimlichen. Dieſer Günſtling verließ ſie faſt keinen Augenblick und war Tag und Nacht in ihrer Umgebung, ſo daß wohl nicht mit Unrecht angenommen worden iſt, er ſei der Vater eines zweiten Kindes, welches die Großfürſtin gebar und das kurz nach ſeiner Geburt verſtarb.

Der Großfürſt ſelbſt ſchien dieſes Glaubens zu ſein und klagte deswegen ſeine Frau der Untreue bei der Kaiſerin an. Dieſe ſuchte Poniatowsky zu entfernen und ſchickte den Kanzler Beſtuſcheff, der das Verhältniß der

Liebenden begünſtigt haben ſoll, nach Sibirien. Kaum aber war dies geſchehen und die Eintracht ſo gut es ging auf der einen Seite hergeſtellt, ſo fing der Unfriede auf der andern an.

Peter Feodorowitſch nämlich begann nun auf einmal ſelbſt in den Fehler zu verfallen, den er noch ſo eben bei Katharina verurtheilt hatte. Ohne alle Scheu und Rückſicht ließ er ſich in ein Verhältniß mit Eliſabeth Romanowna Woronzoff ein. Caſtera ſagt von ihr, daß ſie weder Geiſt noch Grazie, am allerwenigſten Schönheit beſeſſen. Was den Großfürſten an ſie feſſelte, das war dem Ausſpruche dieſes Autors nach, nichts, als die Bereitwilligkeit, mit welcher ſie ſeinen Wünſchen entgegen kam und ihre Launen, mit denen ſie ihn amüſirte.

Nichtsdeſtoweniger war ſeine Neigung zu ihr ſo groß, daß er ohne ſie faſt keine Stunde verleben konnte und im Umgange mit ihr, all die Rückſichten vergaß, die er ſich ſelbſt und ſeiner Tante ſchuldete.

Dieſe wurde über ſein Benehmen auch in einem ſolchen Grade aufgebracht, daß ſie, wie man ſagt, damit umging, ihn von der Nachfolge auf ihrem Throne wieder auszuſchlieſſen. An einem Abende, als der Großfürſt mit ſeiner Maitreſſe in Oranienbaum war, ließ die Kaiſerin plötzlich eine große Theatervorſtellung anſagen und dazu beſonders ihre getreuen Garden einladen. Dieſen brachte ſie in großem Aufzuge den kleinen Paul Petrowitſch entgegen, ihn ihren greiſen Kriegern als denjenigen Sprößling ihrer erlauchten Familie aus der Loge auf den Ar-

men vor Augen haltend, der dazu bestimmt sei künftighin den Thron von Rußland einzunehmen.

Die Truppen jauchzten dieser Anrede enthusiastisch entgegen und, hätte Elisabeth die Thronausschließung Peter's in diesem Augenblicke ausgesprochen, so würde er nie und vielleicht zu seinem Glücke darauf gelangt sein. So aber ging die Kaiserin nicht weiter. Man weiß nicht, ob sie dem Großfürsten nur drohen wollte oder ob sie sich weitere Schritte noch vorbehielt, die auszuführen der Tod sie verhinderte. Erzählt aber wurde damals, daß die Kaiserin Elisabeth die Amme, welche den Prinzen Paul Petrowitsch säugte, bestochen und bewogen habe, an die Stelle des Kindes von der Großfürstin eines von ihren eigenen, das sie mit Razumoffsky erzeugt, zu setzen. Darum hieß es, habe sie den Großfürsten entthronen und diesen vermeintlichen Paul Petrowitsch zum Nachfolger wollen erwählen lassen.

Castera und mehrere andere Historiker aber widerrufen dieses Gerücht und stellen es als ein bloßes Mährchen dar. Katharina aber so viel steht fest, merkte sich das Mannöver der Kaiserin und wendete es später an, um ihren Gatten zu stürzen und sich selbst zur Herrscherin zu machen.

Als am fünften Januar 1762 Elisabeth, von ihren Ausschweifungen zu Grunde gerichtet, plötzlich starb, flammte in Katharina sogleich der Gedanke auf, sich zu ihrer Nachfolgerin zu machen. Die Verdrängung ihres Gatten, der als Peter III. den Thron bestieg, konnte eben

nicht als gar zu schwierig gelten. Abgesehen davon, daß er eben nicht viel Geist besaß und ziemlich schlecht erzogen und wenig gebildet war, besaß er auch schon darum die Liebe der Russen nicht, weil er die Ausländer und besonders die Deutschen sehr zu begünstigen angefangen hatte. Seine Haustruppen waren Deutsche, meist Holsteiner, die er genau nach dem Reglement exerzieren und nach den Vorschriften halten ließ, die Friedrich der Große in seine Armee eingeführt hatte.

Die ersten Tage seiner Regierung setzten zwar alle Welt in Erstaunen. Er rächte sich an Niemanden, obschon er sehr gut wußte, wer die Personen waren, die ihm am Meisten in der Umgebung seiner Tante geschadet. Viele Tausende, die unter der vorhergehenden Regierung nach Sibirien verwiesen worden waren, setzte er in Freiheit. Den Krieg, welchen Rußland gegen Preußen führte, gab er auf, weil er, wie unser Archivrath sagt, „mit zu vieler Anstrengung und Aufopferung und ohne richtige Politik unternommen war," was übrigens ein totaler Irrthum unseres Biographen ist. Rußland fühlte schon damals sehr richtig, daß das Heil seiner Politik nur im Anschluß an Oesterreich und dem Widerstande gegen Preußen zu finden sei. Diesen Widerstand hatte damals Elisabeth gegen Friedrich den Großen geleistet, so viel es in ihren Kräften stand. Daß Peter III. ihn aufhören machte, war ein politischer Mißgriff, den er wohl nur deswegen beging, weil er überhaupt nur wenig von der Staatskunst verstand und blindlings für den Preußischen

König eingenommen war. Dieſe Verblendung kam Preußen unter den damaligen Verhältniſſen ſehr gut zu ſtatten und man mag ſie, vom Preußiſchen Standpunkte, der hierbei auch der unſere iſt, immerhin glücklich finden, nur muß man dabei nicht die Einſicht Peters loben, denn dieſe hat ſich dabei gerade am allerwenigſten bewährt. Mehr und treffender dagegen können wir ſie in anderen ſeiner Maaßregeln erkennen, z B. in der Abſchaffung der furchtbaren „Geheimen Kanzellei“ bei dem Kriminalgericht welche ſeine Nachfolgerin, als ſie des Kaiſers Ukaſe darüber beſtätigte ſehr richtig „die Geheime Inquiſitions-Kanzlei nannte,“ ein verfolgender und lichtſcheuer Gerichtshof, bei dem alle Gräuel der unbeſtimmten Angeberei und einer Unterſuchung ohne rechtliche Formen herrſchte“.

Alexis Michaelowitſch, der Vater Peter des Großen war der Errichter dieſes tyranniſchen Tribunals, das den Auftrag hatte alle die des Hochverraths Angeklagten zu verhören oder vielmehr zu verurtheilen. Denn der leiſeſte Verdacht, wenn nicht die bloße Anklage allein reichte hin den Verdammungsſpruch nach ſich zu ziehen. Die rechtſchaffendſten, ehrſamſten Perſonen wurden eingezogen. Kein Geſchlecht, kein Alter war ſicher geſtellt vor den Torturen dieſes Gerichtshofes, der mit einer Härte und Grauſamkeit verfuhr, wie ſie faſt ohne Beiſpiel ſind.

Daß die Aufhebung dieſer Kanzlei die allgemeinſte Freude erweckte, läßt ſich denken, aber ſie wurde noch geſteigert dieſe Freude, durch einen, für die damaligen

Verhältniſſe Rußlands nicht unbeträchtlichen Grad geſetzlicher Freiheit, welche Peter III. dem Adel dadurch ertheilte, daß er ihm erlaubte ſeine Güter zu verkaufen, außer Landes zu gehen und ſelbſt in ausländiſche Dienſte zu treten.

So gut, ſo ſegensreich jedoch auch alle dieſe Verordnungen waren, die der neue Kaiſer erließ, ſie vermochten dennoch nicht ihm die Liebe ſeiner Unterthanen zu ſichern. Die Unterthanen wußten wenig von allem, was geſchah und der Hof war von jeher mehr gegen als für den Nachfolger der Eliſabeth geweſen. Auch hatten die Anſtrengungen zum Guten, die er in den erſten Tagen ſeiner Regierung machte, wohl nicht viel zu bedeuten. Wir hören gleich darauf, daß er in ſein altes Schlemmerleben und in die Arme ſeiner Maitreſſe nur um ſo tiefer zurückſank. Katharina vernachläſſigte er dabei ganz und gar, was dieſe indeß wenig gekümmert haben würde, wenn er nicht in ſeinem Thun und Laſſen Abſichten zu erkennen gegeben hätte, die allerdings nicht wenig geeignet waren ſie vorſichtig und argwöhniſch gegen ihn zu machen. War es ſchon aufgefallen, daß er in der Proklamation, die er bei ſeiner Thronbeſteigung erließ, weder ſeiner Frau, noch ſeines Sohnes erwähnte, ſo mußte noch ſtaunenerregender die Nachricht wirken, daß er heimlich die Feſtung Schlüſſelburg und den darin von Eliſabeth gefangen gehaltenen Sohn, der abgeſetzten Kaiſerin Anna, Prinz Ivan beſuchte.

Dieſen Beſuch, wie Caſtera erzählt, ſoll Peter III. wirklich in der Abſicht gemacht haben, ſich mit dem un-

BAYERISCHE STAATS-

glücklichen Kronprätendenten zu verständigen. Der Kaiser heißt es, wollte die Kaiserin verstoßen, seinen Sohn als Bastard von der Nachfolge ausschliessen und diese dem Gefangenen zusichern.

Es kann wohl sein, daß dieser Mittheilung etwas Wahres zu Grunde liegt. Die Gräfin Woronzow und ihre Umgebung mögen wohl darauf hingearbeitet haben, Katharina und ihren Anhang zu beseitigen. Allein, ob Peter im Ernste und mit Nachdruck diesen Wünschen nachzukommen die Absicht hatte, muß dahingestellt bleiben. Uns selbst scheint, als ob Katharina und viele Autoren, von denen die meisten doch von vornherein zu Gunsten der Kaiserin schrieben, diese Aufstellungen nur als Vorwand und Entschuldigung für Thaten brauchten, die ohne diese Entschuldigung und ohne solchen Vorwand als gar zu entsetzensvoll dastehen würden.

Unserer Meinung nach wollte Katharina herrschen und, um dies zu können, ihren Gatten stürzen. Dieser Sturz aber, da er doch nicht ohne weiteres und auf's Blaue hinein unternommen werden durfte, mußte so eingerichtet werden, daß er bei seiner Vollführung den Schein einer verzweifelten Nothwehr erhielt.

Um diese Nothwehr ersichtlich und wahrscheinlich zu machen, war nun nichts leichter, als alle Schritte und Versäumnisse, welche sich Peter gegen seine Gattin zu Schulden kommen ließ, so auszulegen, als zielten sie darauf ab diese und ihren Sohn zu verderben. Peter liebte und konnte Katharina wohl nicht lieben. In der Ver-

blendung, die er für seine Maitresse hegte, mochte es nun leicht geschehen, daß er die Rücksichten gegen seine Gemahlin mehr außer Acht ließ, als nöthig war. Wie bald also ging da eine Verdächtigung anzuknüpfen? Eine Verdächtigung gegen das Leben der Katharina und des Paul Petrowitsch, dieses Kindes, das schon Elisabeth einmal benutzt hatte, um gegen Peter III. zu verfahren!

Dieses Verfahren griff Katharina auf. Sie schlug den Weg ein, den ihr Elisabeth bezeichnet hatte. Sie versicherte sich der Garden und jener Partei am Hofe, die auf dieselben den meisten Einfluß übte. Sie gewann den Hauptmann Rasumowsky, den Grafen Panin, Oberhofmeister des jungen Großfürsten, Feldzeugmeister Villeboi, den General Wolkonskoy und die Fürstin Daschkow, eine verheirathete Schwester der Gräfin Woronzoff und der Kaiserin ebenso zugethan, als jene dem Kaiser. Ihre Hauptstütze fand sie in ihrem damaligen Günstlinge Gregor Orlow, von dem wir später noch ausführlich sprechen werden, und dessen Brüdern.

Peter III. dagegen hatte eigentlich nur einen bedeutenden Mann auf seiner Seite, den General Graf Münnich nämlich, den er aus Sibirien, wohin ihn Elisabeth verbannt hatte, zurückberief und welcher zum Dank dafür nun treulich zu ihm hielt. Mit diesem, der Gräfin Woronzow und einem dieser Maitresse zugehörigem Gefolge befand er sich auf seinem Lustschlosse Oranienbaum, einer Stadt, die etwa sechs Deutsche Meilen von Peters-

burg entfernt, am Finnischen Meerbusen der Ostsee, Kronstadt gerade gegenüber liegt, als die Empörung in der Hauptstadt ausbrach. Es war am neunten Juli, Katharina fuhr schon vom Jubel des Volkes begrüßt und zur Kaiserin ausgerufen durch die Straßen von Petersburg als man in Oranienbaum noch immer damit beschäftigt war, die Vorbereitungen zu einem Feste zu treffen, das zu Ehren des Namenstages Peter III. am zehnten begangen werden sollte. Die Illuminationen, die Feuerwerke und Säle wurden hergerichtet; man braute, kochte, bratete; die Feier sollte prächtig werden. Die Musiker stimmten ihre Instrumente, die Damen ordneten ihren Putz; es war Alles voller Hoffnung und Freude auf den kommenden Tag. Und dieser kommende Tag, was brachte er? Enttäuschung, Schmach, Elend und Tod. Katharina, oder vielmehr ihre Anhänger, denn sie selbst war bei diesem ersten Unternehmen so verzagt, wie Friedrich der Große bei seiner ersten Schlacht, benutzten die Abwesenheit des Kaisers von der Hauptstadt, um dort die Revolution zum Ausbruch kommen zu lassen

Man weiß, wie dies zu geschehen pflegt. Man besticht die Garden, täuscht das Volk. Die eine Hälfte wird durch Geld, die andere durch Furcht gewonnen. Die Hauptsache ist, einen allgemeinen Taumel zu erregen, die ganze Bevölkerung in Rausch zu bringen. Mitten darin wird der Monarch, den man beseitigen will, gefangen, eingekerkert, erdrosselt, gleichviel; wenn die Welt wieder zu sich kommt, ist er vergessen und ein neuer Regent vor-

handen, der an den vorbergehenden keinen Gedanken mehr aufkommen läßt.

So ging es auch hier. Ein großer Theil der Regimenter war für Katharina gestimmt worden. Man hatte sie überredet, durch Versprechungen und Branntewein trunken gemacht. Sie schrien, tobten, kurz, sie empörten sich. Daß sie nicht eigentlich wußten warum und zu welchem Zwecke, das that nichts. Man ließ ihnen auch gar keine Zeit zu überlegen. Man brachte die Kaiserin plötzlich unter sie. Die halbnackten Menschen mit ihrem Geschrei, ihrem Tumult, hätten Katharina bald aus der Fassung gebracht. Sie zitterte und fing zu weinen an aus Angst. Aber ihre Anhänger benutzten das. Seht, riefen sie aus, so bewegt, so vor Furcht außer sich ist unsere Czarewna! Und wißt ihr warum? Der Czar hat sie und den Czarewitsch in der Nacht ermorden wollen. Nun ist sie geflohen und sucht Schutz bei euch! Schützt sie und schützt Paul Petrowitsch!

Ja, schützt die Czarewna und den Czarewitsch, brüllte es aus dem Haufen, schützt sie; und den Czar, den nichtswürdigen Czar, schlagt ihn todt, hängt ihn, viertheilt ihn!

Der arme Peter Feodorowitsch ließ sich von dem Allen nichts träumen. Er lag zu Oranienbaum im Schooße seiner Gräfin Woronzow und lachte über ihre Späße.

Während dessen sammelte sich um Katharina Militair und Volk. In kaum zwei Stunden hatte sie schon 2000 Soldaten auf ihrer Seite. Damit war eigentlich der Sache auch der Ausschlag schon gegeben. Mit vomp-

haftem Gefolge zog ſie in die Caſankirche und ließ ſich von dem Erzbiſchofe von Nowogorod als Katharina II. krönen. Das Volk ſtrömte maſſenweis herbei, um ihr die Füße zu küſſen. Es hörte, daß ſie Kaiſerin ſei und rief: ſie lebe!

Von Peter wußte man nichts. Es war eine verhängte Bahre durch die Menge getragen worden, darum hieß es nun: er ſei todt; er wäre auf der Jagd verunglückt. Die Verſchwörer hatten dieſen Streich erſonnen, um die Verwirrung zu mehren und um das Volk von einem möglichen Widerſtande abzulenken. Sie wußten, einem todten Kaiſer zu Liebe würde man einer lebenden Kaiſerin nicht zu trotzen wagen. Und dieſe Vorausſetzung betrog ſie nicht. Die Hauptſtadt blieb ſtill. Kein Tropfen Blutes iſt gefloſſen. Katharina machte ſich, ohne auch nur die geringſte Oppoſition zu finden, zur Kaiſerin. Und als ſolche erließ ſie eine Proklamation, die anfing mit dem, womit alle Proklamationen in Rußland anfangen, wenn es gilt, die Ruſſen für irgend etwas zu fanatiſiren. Sie ſprach von der Kirche, ſie ſagte: die Griechiſche Religion ſei bedroht. Eine ſolche Bedrohung läßt noch heut zu Tage der Kaiſer aller Reußen am Eingange jeder Proklamation erblicken, mit der er ſein Volk gegen das Ausland hetzen will. Der in Gefahr erklärte orthodoxe Glaube, das iſt der Kriegsruf der Czaren, welchen Katharina II. wie es ſcheint, für ewige Zeiten der Regierungsgewalt in Rußland eingeimpft hat. Ihre Nachfolger erreichen damit in der That auch immer, was ſie damit erreicht hat, die

Sympathie der Nation. Auf dieſe fußend, fuhr die neue Kaiſerin fort energiſch weiter zu ſchreiten.

Peter III. indeſſen, von dunklen Gerüchten aufgeſchreckt, eilte nach Petershof, wo er zuerſt eine genaue Nachricht von den Vorgängen erhielt. Die Günſtlinge ſtanden beſtürzt, die Weiber weinten, die Gräfin Romanowna raufte ſich das Haar. Was thun? fragte Peter. Kämpfen! antwortete der alte Marſchall von Münnich, der ſich, wie wir ſchon angegeben haben, in dem Gefolge befand. Sammeln Sie Ihre Soldaten, Ihre Holſteiner, ſagte der Haudegen, ſtellen Sie ſich an ihre Spitze, ziehen Sie gegen die Hauptſtadt. Sie haben noch Freunde, Sire, wenn Sie erſcheinen, werden ſie zu den Waffen greifen. Die Mehrzahl der Truppen iſt noch ſchwankend, und wird bei Ihrem Erſcheinen nicht ſäumen, ſich für Sie zu erklären. Wagen Sie's, Sire!

Wagen wir's, ſagte Peter. Peter hatte eben dinirt und dabei das Trinken nicht verſäumt. Wagen wir's, ſagte er, indem er ſich erhob und nach dem Degen griff. Aber die Gräfin Romanowna rang ihm denſelben aus den Händen, indem ſie etwas von Tollkühnheit murmelte. Katharina hat 20,000 Mann, rief ſie, ſo eben hat man das hierher berichtet; ſie iſt auf dem Wege zu uns.

Nun dann, nahm Münnich, das Wort wieder auf, wenn Sie Furcht haben, Majeſtät, ſich mit den Rebellen zu ſchlagen, ſo warten ſie dieſelben wenigſtens hier nicht ab. Petershof iſt kein Ort, der eine Belagerung aushält. Auf, eilen wir nach Kronſtadt. Kronſtadt wird Ihren

Befehlen noch gehorchen. Und dort finden Sie eine zahlreiche Flotte, eine ſtarke Garniſon. Mit beiden können Sie ſich Petersburg wieder erobern und dieſe Stadt zum Gehorſam zurückbringen.

Dieſer Vorſchlag ward angenommen. General Sievers ging nach Kronſtadt, um dort das Kommando zu übernehmen. Peter und ſein Gefolge begaben ſich auf wei Jachten, um überzuſchiffen.

Sie glaubten ſich bereits ſicher und geborgen, ſie ſollten aber ſchrecklich enttäuſcht werden. Allerdings hatte Sievers alles in günſtiger Stimmung für den Kaiſer in Kronſtadt gefunden, weil dieſe feſte Stadt unbegreiflicher Weiſe von den Empörern im erſten Momente vergeſſen worden war. Doch fiel es ihnen noch ziemlich zur rechten Zeit ein, den Admiral Talitzin dahin abzuſchicken, um ſie nun für ihre Sache zu gewinnen. Freilich kam er zu ſpät und erſt nach Sievers in der Feſtung an. Aber er wußte dieſen General zu täuſchen und ſo zu thun, als ob er von der Empörung in Petersburg noch gar nicht genau unterrichtet ſei. Dadurch entging er einer Arretirung, die gewiß ſtattgefunden hätte, wenn die Abſicht, mit der er nach der Feſtung kam, verrathen worden wäre. Beſtand ſie doch in nichts anderem, als in der Verſperrung des letzten Aſyles, das dem armen Peter Feodorowitſch offen blieb, und welches dieſem durch ſeine Liſt nun auch wirklich verloren ging.

Nachdem Sievers nämlich glücklich hintergangen war, begab ſich Talitzin ſogleich in das Stadtviertel, in dem

die Matroſen zu leben und zu verkehren pflegten. Nachdem er dort Branntewein in reichlichem Maße hatte austheilen laſſen, rief er die Seeleute an, ſchilderte ihnen die Vorgänge in Petersburg, die Erhebung der Katharina, die böſen Abſichten Peters und ſchloß endlich ſeine Rede mit der Aufforderung: den Kommandanten zu arretiren und dem Kaiſer den Eintritt in Kronſtadt zu verweigern.

Natürlich ſtimmte ihm alle Welt bei. Nachdem man raſch auch noch einen Theil der Beſatzung gewonnen, ſchritt man zur Ausführung des angegebenen Planes. Im Nu war Sievers im Namen der Katharina verhaftet und der Platz für Peter verloren. Man beſetzte die Ufer mit Militair, fuhr Kanonen auf die Wälle und ſtellte die Kanonier mit angezündeten Lunten daneben.

So fand Peter die Feſtung, in der er ſich verſchanzen wollte. Als ſeine Jacht ſich dem Strande näherte, rief die Schildwache ihr „Werda?“ das mit einem „der Kaiſer“ beantwortet wurde. Als der Soldat hierauf entgegnete: „Es giebt keinen Kaiſer mehr,“ ſprang Peter der Dritte auf, indem er den Mantel, in dem er eingehüllt war, auseinanderſchlug und auf den Stern zeigte, der ſeine Bruſt verzierte. Was! Erkennt man den Kaiſer nicht mehr! rief er. Nein! Nein! ſcholl es auf einmal von allen Seiten ihm entgegen, wir kennen keinen Kaiſer mehr. Es lebe die Kaiſerin Katharina!

Die Kaiſerin Katharina lebe! ſchrie nun auch Talitzin, indem er in deren Namen befahl die Jacht möge ſich

augenblicklich zurückziehen, ſonſt werde er ſie in den Grund ſchießen laſſen.

Das war für den armen Peter Feodorowitſch zu viel. Vor dieſer Drohung erſchreckend, verſank er in eine Muthloſigkeit, aus welcher Münnich und einige andere tapfere Männer ſeiner Umgebung ihn vergebens herauszuziehen verſuchten. Langſam ließ er die Jacht umwenden. Es war Nacht geworden; die Sterne ſchienen, ruhig flutheten die Wogen dem großen Meere zu. Was thun? fragte der Czar noch einmal und ſich zu Münnich wendend, fügte er hinzu: Sie haben ſo viele Gefahren überſtanden, Feldmarſchall, rathen Sie mir, was iſt zu machen? — Sire, vereinigen Sie ſich mit dem Geſchwader, das zu Reval liegt, entgegnete der alte Graf, ſammeln Sie ein Heer und ziehen Sie an ſeiner Spitze gegen Petersburg. In ſechs Wochen können Sie's erobert haben.

Wohlan, nach Reval, rief der Kaiſer. Aber die Frauen, welche Angſt vor der Seereiſe hatten, ſchrieen dagegen und gaben zu bedenken, daß den Ruderern die Kräfte mangeln würden, die Jacht bis in den Hafen zu treiben. Zwar entgegnete der greiſe Münnich darauf, daß alsdann alle die auf dem Schiffe wären, Hand mit anlegen würden, aber die Menge übertönte ihn. Man rieth Peter dem Dritten die Sache nicht ſchlimmer zu nehmen, als ſie ſei. Katharina wird ſich mit dem Czar verſtändigen, ſagte man. Und der Czar war ſchwach genug das zu glauben. Er befahl nach Oranienbaum zurückzukehren.

Es war vier Uhr des Morgens als man daſelbſt ankam. Das Schloß ſtand faſt leer, die Diener fehlten; kein Zimmer erſchien in der alten Ordnung. Peter mochte wohl eine düſtere Ahnung angehen, als er über die Schwelle trat. Schweigend ſchloß er ſich in ein Kabinet ein und ſchrieb an ſeine Frau.

Er ſchrieb lange; er ſchrieb von Unrecht, von Verſöhnung, von Eintracht. Er entſchuldigte ſich, er that Abbitte, er wollte ſich beſſern.

Als er mit Schreiben fertig war, kam er in den Hof, wo ſich ſeine treuen Holſteiniſchen Truppen ſammelten. Sie umringten ihn, ſie küßten ſeine Hände, ſie umklammerten ſeine Knie. Wir wollen ſterben für den Kaiſer, riefen ſie. Man führe uns vor den Feind!

Auch Münnich war wieder da und feuerte an; aber vergebens. Peter war ruhig; Peter hatte an Katharina geſchrieben und hoffte, wie ſeine Umgebung geſagt hatte, daß ſie ſich mit ihm verſtändigen würde.

Während deſſen kam die neue Kaiſerin ſchon an der Spitze eines Heeres gegen ihn herangezogen. Auf dem Marſche erhielt ſie die Zeilen von Peter Feodorowitſch. Aber ſie thaten die Wirkung nicht, die er von ihnen erwartet hatte. Katharina wurde weder gerührt noch weich geſtimmt. Sie zuckte die Achſeln und ſtatt der Antwort, rückte ſie weiter vor.

Dies erſchreckte Peter. Er befahl ein Pferd, einen guten Renner zu ſatteln, denn er dachte einen Augenblick daran ſich durch die Flucht über die Grenze nach Polen

zu retten; aber wie gesagt, es war nur ein Augenblick, während dessen er diesen Gedanken festhielt. Gleich darauf entsagte er ihm wieder. Er setzte sich noch einmal hin, um an die Kaiserin zu schreiben. Und dies Mal schrieb er noch jämmerlicher, noch bittender als das erste Mal. Er entsagte dem Throne zu Gunsten Katharinens und verlangte dafür nichts, als sein Leben, eine kleine Pension und die Freiheit damit nach Holstein heimkehren zu dürfen.

Aber auch darauf antwortete ihm Katharina nicht anders, als durch das Vorrücken ihrer Heereskolonne. Er möge sich auf Gnade und Ungnade unterwerfen, ließ sie ihm sagen. Dann würde sie sehen, was zu machen sei, fügte der Bote hinzu, den sie sendete, indem er meinte: es würde so schlimm nicht werden.

Der gute Peter traute diesem Versprechen, entließ seine Holsteiner, deren er noch 600 Mann hatte, und unterwarf sich. So viel Resignation, dachte er, würde Katharina rühren. Aber darin täuschte er sich. Als der Wagen, in dem er saß, in die Reihen der Armee fuhr, welche seine Gegnerin gegen ihn führte, empfing ihn zuerst ein düsteres Schweigen und dann ein endlos scheinendes Rufen: Es lebe die Kaiserin!

Als er mit seiner nächsten Umgebung den Wagen verließ, ward seine Maitresse sogleich gewaltsam entfernt und sein Adjutant Ghoudowitsch an seiner Seite beschimpft. Im Schlosse zu Petershof angekommen, riß man ihm sogleich die Kleider und die Zeichen seiner

Würde vom Leibe. Zuletzt sperrte man ihn halb nackt und barfuß in ein Zimmer, welches man streng bewachte.

In dieses Zimmer kam später der Graf Panin, welcher vorgab von der Kaiserin abgeschickt zu sein und ihm die Freiheit und eine unbehinderte Rückkehr nach Holstein verhieß, sobald er eine Erklärung, die er ihm vorlegte, unterschrieben haben würde.

Nach Castera lautet diese Erklärung folgendermaßen: „Die kurze Zeit meiner unbeschränkten Herrschaft über Rußland hat mich erkennen lassen, wie weit eine solche Bürde über meine Kräfte geht. Ich sehe ein, daß ich außer Stande bin dieses Reich weder allein noch auf sonst eine andere Weise zu regieren. Alle meine Anstrengungen und all' mein Fleiß würden nicht hinreichend sein, es vor einem Verfalle zu bewahren, der mein Andenken mit einer ewigen Schmach bedecken müßte. Diesen auszuweichen erkläre ich hiermit freiwillig und ungezwungen vor Rußland und der ganzen Welt, daß ich für immer auf die Herrschaft über das in Rede stehende Reich verzichte, und zwar verzichte weder allein noch sonst wie darüber zu regieren, noch auch sonst je durch irgend welchen Schritt oder irgend welche Hülfe einen Versuch zu machen mich dieser Herrschaft wieder zu bemeistern. Dies vor Gott und der ganzen Welt beschwörend, schreibt und unterzeichnet diese Verzichtleistung mit eigener Hand. Peter der Dritte."

Nachdem Graf Panin dies Aktenstück erhalten und sich entfernt hatte, ergab der arme entsetzte Kaiser sich

gelaſſen und ruhig in ſein Schickſal, das, wie er meinte, nun bald anfangen würde ſich ihm wieder freundlicher zu geſtalten. Die Heimath, die Tage ſeiner Kindheit fielen ihm ein. Er träumte wieder von dem Vaterhauſe daheim und ſah ſich im Geiſte ſchon dort von einer reichlichen Penſion ein gemächliches Leben führen. Die Jagd, das Spiel, ſeine liebe Romanowna ſollten ihn für den Verluſt des Ruſſiſchen Thrones tröſten.

Mit dieſem Troſte im Herzen ließ er ſich geduldig von Petershof fort nach dem Schloſſe Robſchak bringen. In Robſchak hieß es, ſollte er nur noch kurze Zeit bleiben, um ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht zu ſehen. Er wünſchte für dieſen Aufenthalt einen Mohren, der ihn oft durch ſeine Späße erheitert hatte, zur Geſellſchaft; einen Hund, den er ſehr gern leiden mochte; ſeine Geige, eine Bibel und andere Bücher. Er wollte von nun ab, wie ein Philoſoph leben, ſagte er. Aber eben um ihn gleich ein ſolches Philoſophenleben gut beginnen zu laſſen, ſchlug man ihm alle dieſe Bitten ab. Wozu braucht ein Philoſoph Bücher, die Bibel, eine Geige, einen Hund und wozu gar einen Mohren? Ein Philoſoph braucht nichts; nicht einmal das Leben. Auch das Leben ſollte Peter nicht haben.

Um es ihm zu nehmen, brachte man ihn heimlich nach Mopſa, einem kleinem Landhauſe, das dem Hetman Razumoffsky gehörte. Dort blieb er etwa zehn Tage in ſtrengem Verwahrſam, bis ſich ihm endlich eines ſchönen Tages Alexis Orloff, ein jüngerer Bruder Gregor's und

ein junger Offizier, der Teploff genannt wird, vorſtellten, um, wie ſie ſagten: ihm ſeine baldige Freiheit anzukündigen. Dieſe zu feiern, brachte man Wein, den man ihn trinken ließ. Der Wein war vergiftet, vergiftet, wie das Getränk, daß einſt Socrates hatte trinken müſſen, Socrates, der Philoſoph von Athen! Und Peter der Dritte, hatte er nicht auch ein Philoſoph ſein wollen? Man ließ ihn ſeine Philoſophie beginnen, womit ſie bei Andern zu endigen pflegt: mit dem Tode nämlich. Indeß der Tod war dem armen Feodorowitſch noch nicht ſo ganz erwünſcht; er ſträubte ſich dagegen. Als er die Wirkung des Trankes verſpürte, weigerte er ſich noch mehr davon zu nehmen. Gebt mir Milch! ſchrie er, gebt mir Milch! Man vergiftet mich!

Als die beiden Böſewichter ſahen, daß ſie auf dieſe Weiſe mit dem unglücklichen Gefangenen nicht fertig werden würden, verſuchten ſie es auf eine andere und freilich auf eine etwas gewaltſamere Art. Sie packten den Czar bei den Beinen, rißen ihn zu Boden, knieten ihm auf die Bruſt und erdroſſelten ihn mit einer Serviette.

Dies iſt eine von jenen Begebenheiten, wie ſie unter der Regierung Katharina der Zweiten mehrfach vorgekommen, und bei deren Erwähnung unſer guter Archivrath den Schauder empfindet, von dem er in ſeiner Einleitung ſpricht und über den er ſich nur dadurch tröſtet, daß er ſich ſagt: man wiſſe nicht, ob Alles was geſchah, von der Kaiſerin ſelbſt befohlen wurde. Und dieſe Unwiſſenheit macht er ſich dann auch ſo gut zu Nutze, daß

er von Peter ganz naiv erzählt: „Es war vorauszusehen, daß seine Gefangennehmung unmittelbar oder mittelbar auch seinen Tod nach sich ziehen würde. Und so geschah es.“ Mit diesem: Und so geschah es! schafft er sich ein für allemal die ganze Katastrophe vom Halse. Er beleuchtet, er untersucht sie nicht. Daß sie geschah, das genügt ihm. Nur ganz schüchtern giebt er in der Voraussicht, daß die Gefangennehmung Peters unmittelbar oder mittelbar auch seinen Tod nach sich ziehen werde, der Vermuthung Raum, daß dieser Tod doch jedenfalls kein natürlicher gewesen sei. Aber weiter zu forschen und aufzuklären, fällt ihm nicht ein. Ist er doch ein guter Deutscher, der censirt geboren und genug geschult worden ist, um zu wissen, daß man von Herrschern nur immer das Gute sagen und das Schlimme übergehen muß.

Bei unserem Franzosen dagegen ist dies ganz und gar nicht der Fall. Er behandelt diese Thatsache ganz ohne Rückhalt und Scheu. Ja, er sagt sogar ganz einfach und klar, daß Peter der Dritte gradezu auf den Befehl Katharinens ermordet worden sei. Indeß geht er darin wohl einen Schritt zu weit. Wir sind überzeugt, daß Katharina um den Tod ihres Mannes gewußt und selbst, daß sie ihn durch die Vorstellungen ihrer Umgebung dazu bewogen, gebilligt, ihn aber ausdrücklich verlangt, das hat sie gewiß nicht. Dazu war sie damals wohl noch zu scheu und ohne jene Stirn, die sie später freilich so oft gezeigt hat und auf welcher selbst der goldene und von Brillanten strahlende Reif der Krone die Schamlosig-

keit des Weibes und den rücksichtslosesten Ehrgeiz nicht hat verdecken können.

Zu Anfang ihrer Regierung aber war sie in diesen Dingen noch Schülerin; ihr Meister, der Günstling Gregor Orloff oder Gregory Orlow, wie er auch geschrieben wird. Da er es hauptsächlich auch gewesen, der die Verschwörung entwarf und leitete und auf lange hin einen großen Einfluß auf die Handlungsweise der neuen Kaiserin ausübte, so ist es natürlich nöthig, daß wir uns ein wenig ausführlich mit ihm beschäftigen.

Jenem früher genannten Werke „Russische Günstlinge" zufolge, ist er von fünf Brüdern der zweite dem Alter nach. Sein Vater, der wie er Gregor Orlow hieß, soll den Oberstenrang unter den Strelizi bekleidet und erst in seinem drei und fünfzigsten Jahre sich mit einem Fräulein von sechszehn verheirathet und noch neun Kinder mit ihr erzeugt haben. Viere sind entweder davon gestorben, oder Mädchen gewesen, von denen die Geschichte keine Nachrichten aufbewahrt hat. Genug, man weiß eben nur von fünf Söhnen, von denen die drei ältesten, und darunter also auch Gregor, in einem Cadettenhause, wo sie eine gute, militairische Erziehung und Unterricht in den vornehmsten ausländischen Sprachen, besonders im Deutschen und Französischen erhielten, aufgenommen wurden.

Aus diesem heraus trat Gregor in ein Garderegiment zu Fuß, ließ sich aber bald nachdem zur Artillerie versetzen, wo er kurz nachher zum Adjudanten des General-Feldzeugmeisters ernannt wurde. In dieser Stellung er-

hielt er ſchnell den Ruhm, der ſchönſte Mann des Nordens zu ſein. Ganz Petersburg war erfüllt von ſeinen Eroberungen. Es iſt leicht möglich, daß auch am Hofe davon geredet wurde und Katharina etwas davon zu Ohren kam. Von Orlow wenigſtens iſt gewiß anzunehmen, daß er trachtete, von der Großfürſtin bemerkt zu werden. Man wußte damals ſchon allgemein, wie ſie zu ihrem Gatten ſtand. Auch waren ja ſchon einige Männer als entſchiedene Günſtlinge der jungen Prinzeſſin bekannt. Was Wunder alſo, daß er auf den Ruf ſeiner Schönheit und dieſe ſelber fußend, daran dachte ſich in ihre Nähe zu bringen. Da ihm zunächſt der Hof ſelbſt noch verſchloſſen war, ſo hatte er mindeſtens eine Wohnung zu beziehen gewußt, die ſich dem Winterpalais gegenüber befand und von der aus ihm leicht eine Gelegenheit geboten werden konnte ſich bemerkbar zu machen.

Dieſe Gelegenheit ließ, dem angeführten Werke nach, auch gar nicht lange auf ſich warten. Es wird darin erzählt, daß Katharina nach einem Wortwechſel, den ſie mit der Kaiſerin oder ihrem Gatten gehabt, an das Fenſter geeilt ſei, um es zu öffnen und bei dieſem Anlaß in der gegenüberliegenden Wohnung Gregor Orlow von ihr geſehen worden ſei. „Von dieſem Augenblicke an, war alles entſchieden", heißt es. „Der Anblick des ſchönen Mannes war ein electriſches Feuer, das Katharina beſeelte. Der bloße Gedanke an ihn füllte in ihrem Herzen eine Leere aus, die daſelbſt, nach dem Abgange des Grafen Poniatowsky von Petersburg entſtanden war. Seitdem

hatten zwar manche Gegenstände (einige Lakayen und Ofenheizer nämlich) auf sie Eindruck gemacht, aber keiner war bleibend gewesen.“ Erst Gregor Orlow gelang dieser bleibende Eindruck. Zwischen ihm und der erglühten Katharina entspann sich bald ein sehr intimer Verkehr, der zum größesten Theile, wie man berichtet, auf dem Zimmer des jungen Lieutenants geflogen wurde und Folgen hatte.

Diese zu verbergen soll sie um jene Zeit ein Fußleiden affektirt haben, welches ihr erlaubte vor der Kaiserin in sitzender Stellung zu erscheinen. Erst im April 1762, also schon unter der Regierung Peter III. verschwand dieses Uebel, das also nicht gar viel weniger als neun Monate gedauert haben kann, wie unsere hier benutzte Quelle angiebt. Dieser zufolge ist Katharina auch besonders von Orlow deßwegen zu der Verschwörung gegen Peter III. getrieben worden, weil sie als Gemahlin des Kaisers nicht so viel Geld auftreiben konnte, als ihr Günstling und seine Kreaturen zu ihrer Verschwendung gebrauchten. Als unumschränkte Kaiserin mußte ihr dieß voraussichtlich mehr gelingen können. Der leichtsinnige und gewissenlose Favorit ließ sich daher von keiner Schwierigkeit abschrecken, seine Gebieterin in den Besitz einer unbegrenzten Macht zu setzen. Sollte doch keinem dieselbe in einem Grade zu gute kommen, wie ihm. Und das Vorhaben Peter III. zu entthronen, war übrigens auch nicht einmal so schwierig, als es scheinen mag. Beliebt ist er, wie wir schon angeführt haben, eigentlich nie ge-

weiſen, und was das Schlimmſte war, durch die Vorliebe, die er für ſeine Holſteiniſchen Haustruppen hegte, hatte er ſich nicht wenig bei den Ruſſiſchen Soldaten verhaßt gemacht. Dieſe waren natürlich nun leicht gegen ihn aufzuregen, welche Aufregung hervorzubringen Orloff vortrefflich verſtand. Nachdem er ſich die Zahlmeiſterſtelle bei der Artillerie verſchafft hatte, fand er Mittel genug das Militair zu beſtechen und für Katharina zu gewinnen.

Wir haben die Entſtehung und den Verlauf dieſer Verſchwörung im Allgemeinen ſchon in ſo weit geſchildert als es ihn zu unſerem hiſtoriſchen Abriß zu ſchildern nöthig war. Wir wenden uns daher hier direkt zu Orloff zurück, um einen Augenblick das Portrait zu betrachten, das uns von ihm zurück geblieben iſt. Es weiſet uns in der That ein Geſicht, das man in Rußland und auch wohl anderwärts wird ſchön nennen dürfen. Sein Kopf zeigt eine ebenmäßige Abrundung, weiche Formen, hübſche Züge. Seine Stirn erſcheint ziemlich hoch und dabei nicht ohne Anmuth gewölbt, ſein Auge ziemlich groß mit einem Aufſchlage, der auf Lebhaftigkeit wenn nicht auf Feuer ſchließen läßt. Die Naſe iſt proportionirt, zwar ſtumpf, aber nicht unſchön; der Mund voll, üppig geformt und fein geſchnitten; das Kinn rund und fleiſchig.

Dies Alles ſind in der That Eigenſchaften und Attribute der Schönheit. Die Schönheit wollen wir Orloff auch durchaus nicht abſtreiten. Nur müſſen wir bekennen daß ſie ziemlich geiſtlos erſcheint. Der Ausdruck, welchen

wir in der Physiognomie dieses berühmten Günstlings ausgeprägt finden, ist ein ziemlich nichtssagender und bedeutungsloser. Er sieht süß, lächelnd und vor allem übermäßig sinnlich aus, welche letztere Eigenschaft freilich es am meisten gewesen sein mag, die ihn Katharina empfahl. Außerdem spielt ein Zug um seinen Mund, der etwas von Grausamkeit, Arglist und gemeiner Klugheit hat, von welchen Dingen er oft genug in seinem Leben Beweise gegeben hat; auch gegen Katharina selbst. Es ist bekannt, daß diese sich vor ihm fürchtete, wie es denn auch nicht eben gar wenig Historiker giebt, die geradezu behaupten, daß sie von ihm geschlagen worden sei. Brutal genug, es zu thun, mag er gewesen sein. Lag doch viel Wildheit und aufbrausende Heftigkeit in seinem Charakter, wurde er doch oft vom Zorn übermannt. Da die Thronerhebung Katharinens aber recht eigentlich sein Werk und seine Veranstaltung war, so läßt sich leicht erklären, daß Katharina gewissermaßen in ein abhängiges Verhältniß zu ihm kam. Auch ist sie zuerst ohne Zweifel in allen ihren Schritten sehr furchtsam und unsicher gewesen und nur von seiner Kühnheit und Unerschrockenheit angespornt und getrieben worden. Es wurde ihm daher gewiß nicht schwer sich etwas gegen sie herauszunehmen. Zeigte er doch schon am ersten Tage, an welchem Katharina die Zügel der Regierung ergriff, daß er vor der Kaiserin sich zu geniren keineswegs gewilligt sei. Als diese nämlich ihre erste große Cour im Sommergarten-Palais abhielt, setzte sich Orlow neben den Thron in

einen Armſtuhl, von dem er ſich auch dann nicht erhob, als die Czarewna erſchien und alle andern Höflinge ihr entgegeneilten um ſich ihr entweder zu Füßen zu werfen oder um auf irgend eine andere Weiſe ihr ihren Reſpekt zu erweiſen. Er ſei leidend, ſagte Orloff; er habe ſich Tags vorher an das Bein geſtoßen und könne nun nicht ſtehen. Katharina duldete das. Der Hof aber, wenn er ja noch über das Verhältniß, in welchem die Kaiſerin zu Orloff ſtand, im Unklaren war, befand ſich nun plötzlich im Klaren darüber. Man ſah und erkannte nun, daß vorerſt Orloff der eigentliche Souverain von Rußland war. Zunächſt wurde er freilich nur zum Kammerherrn, Ritter des Alexander-Newsky-Orden und zum Grafen ernannt. Aber das blieb er nicht lange. Er avancirte ſchnell. Bald wurde er General-Adjudant der Kaiſerin, General-Direktor aller Fortificationen, Chef der Garde, Gerichtspräſident; endlich General-Feldzeugmeiſter, Ritter des blauen Bandes und Reichsfürſt. Damit aber ja über ſeine Stellung im Reiche kein Zweifel ſein könne, wurde ihm, als dem Einzigen in Rußland erlaubt, das Portrait der Kaiſerin in der Knopfſchleife tragen zu dürfen. Dieſes Portrait war mit einem außergewöhnlich großen Brillanten, einem ſogenannten Tafelſteine, in Form eines Herzens, bedeckt und ſollte ihn für die Vereitelung einer Vermählung mit ihr, welche die Miniſter hintertrieben hatten, Troſt gewähren.

Allein dieſen Troſt ſuchte er ſich durch ganz andere Dinge zu verſchaffen; zunächſt durch ein ganz rückſichts-

loſes und faſt brutales Benehmen, daß er gegen die Kaiſerin beobachtete. Er ging zu jeder Stunde des Tages oder des Nachts unangemeldet in ihre Zimmer und behandelte ſie vor Zeugen mit einer Ungenirtheit, die an Unverſchämtheit grenzte. Daß ihm jedes Benehmen und jeder zarte Takt des Umgangs fehlte, war kein Wunder. Hatte er doch faſt ſein ganzes Leben in Kaſernen und Wirthshäuſern verbracht. Fühlte er ſich nun in ſeiner lächerlichen Ueberhebung und ſeinem albernen Ehrgeize gekränkt und zurückgeſetzt, ſo gab es nun für ihn allerdings kein anderes Mittel ſich dafür zu entſchädigen, als daß er Katharina damit zu demüthigen ſuchte, daß er ſein Verhältniß zu ihr ganz im Charakter jener gemeinen Verbindungen zeigte, die ganz ohne höhere Beweggründe und nur, wie ein deutſcher Hiſtoriker delikat ſich ausdrücken würde, „in phyſiſcher Hinſicht geſchloſſen werden.“

Natürlich mußte Orloff dadurch der Kaiſerin mehr und mehr unangenehm werden. Zuerſt zwar überſah ſie ſeine Brutalität und ſie war wohl genöthigt es zu thun, um ſich, ſo lange ſie nicht feſt und geſichert ſtand, ſeine Hülfe, ſeinen Schutz und ſeinen unternehmenden Geiſt zu Nutze zu machen. Als ſie aber nach und nach ſich erſtarken und in ihrer Herrſchaft begründet ſah, fing ſie an darauf zu denken, ihn ſich vom Halſe zu ſchaffen.

Die erſte Gelegenheit dazu gab eine Peſt, die 1771 in Moskau ausbrach und an welcher in kurzer Zeit in dieſer Stadt allein an 150,000 Menſchen ſtarben. Da es nun, um durch Umſicht und kluge Beſonnenheit das

Uebel zu verringern und wohl auch ganz zu besiegen, eines entschlossenen und klaren Kopfes bedurfte, so veranlaßte Katharina Orloff dahin abzugehen. Er nahm in seinem Gefolge einen sehr geschickten Wundarzt, Todie mit Namen, mit, dessen zweckmäßigen Anordnungen es in der That gelang die Seuche zu hemmen. Als darauf Orloff nach St. Petersburg zurückkehrte, wurde er mit großem Pompe empfangen und sogar durch eine, ihm zu Ehren eigens geschlagene Denkmünze belohnt. Selbst Katharina nahm ihn mit aller Herzlichkeit auf, aber doch wohl nur zum Scheine, denn seine Abwesenheit, die sie sehr gut zu ertragen gewußt, hatte ihr gezeigt, daß sie im Stande sein würde, ohne ihn zu leben. Um dies weiter zu erproben, schickte sie ihn bald darauf noch einmal fort und zwar als ihren Bevollmächtigten nach Jakschany, einer kleinen Stadt in der Wallachei, wo auf einem Congresse über die Beendigung des Türkenkrieges unterhandelt werden sollte. Er ging dahin mit großem Pompe und mit einem Aufwande, wie er auch dem mächtigsten Monarchen der Erde Ehre gemacht haben würde. Er hatte Marschälle, Kammerherren, Kammerjunker, Pagen, kaiserliche Bedienten und die prächtigsten Equipagen. Nach diesem Maßstabe waren nun auch Küche, Kellnerei und alles Uebrige eingerichtet. Die Juwelen an seinem Anzuge hatten einen ungeheuren Werth.

Während er sich aber in diesem Prunke brüstete und sich deutlich genug als den eigentlichen Herrn und Regenten von Rußland zu erkennen geben wollte, war in

Petersburg ſein Glück bereits zu Ende und Katharina in den Armen eines jungen Offiziers, mit Namen Waſiltſchikow.

Sobald Orloff dies erfuhr, befahl er eine Kibitka mit zwei Pferden zu beſpannen, warf ſich hinein und ließ ſich in raſender Eile, Tag und Nacht hindurch fahrend, nach St. Petersburg bringen. Er glaubte daſelbſt unerwartet eintreffen und die Kaiſerin wieder zu ſich zurückführen zu können. Aber dieſer Glaube betrog ihn. Man hatte in Petersburg ſeine Abſicht errathen und ihm von daher einen Courier entgegengeſchickt, welcher ihm einen Brief von Katharina überbrachte, worin ſie ihm, wenn auch ſchon etwas ſchüchtern, doch immerhin befahl, ſein Schloß Gatſchina zu ſeinem einſtweiligen Aufenthalte zu wählen. Sie kannte ihn und wußte, daß ſie nur in dieſer Entfernung vor ſeinen Gewaltthätigkeiten geſchützt ſein würde. Zu größerer Sicherheit ließ ſie noch ihr Palais von einer verdoppelten Wache beziehen und die Thür ihres neuen Günſtlings mit einem Poſten beſetzen. Um keine Vorſicht unangewendet zu laſſen, befahl ſie ſogar alle Schlöſſer zu verändern, zu denen Orloff die Schlüſſel hatte. Dennoch meinte ſie noch immer er würde durchzubringen vermögen und ſie plötzlich mit ſeiner Wuth überraſchen. Sie zitterte vor Angſt und ſagte weinend zu dem Miniſter Grafen Panin: Sie kennen ihn nicht; er iſt fähig, mich und den Großfürſten umzubringen!

Um ihn einigermaßen zu beſänftigen, ließ man ſich auch bald genug mit ihm in ſehr detaillirte Unterhand-

lungen ein. Zunächſt wünſchte die Kaiſerin, daß er auf Reiſen gehen und das Ausland beſuchen möge, ſie nicht haſſe, ſondern vielmehr ihr zugethan bleibe. Für die Verſprechungen dies Alles thun und innehalten zu wollen, erhielt er baare 100,000 Rubel und die Ausfertigung einer Penſion von 150,000 Rubel; außerdem ein ſehr prächtiges Silber-Service, deſſen Preis ebenfalls auf 150,000 Rubel angegeben wird und eine Beſitzung mit 6000 Seelen. Das koſtbarſte Geſchenk aber von allem war der ſogenannte Marmorpalaſt. Dieſes Gebäude wurde 1770 angefangen und 1783 beendet. Der Untertheil deſſelben iſt Granit, der Obertheil grauer Marmor mit rothen Säulen, die Fenſterrahmen Bronce, ſtark vergoldet, die Scheiben Spiegelglas, die Dachſparren Eiſen, das Dach Kupfer. Die Summen, die er gekoſtet, gehen ins Ungeheure. Freilich revangirte ſich Orloff dagegen. Er kaufte Katharina nämlich für 460,000 Rubel den berühmten, großen Brillanten, der noch jetzt das Staunen der Welt iſt und den hauptſächlichſten Glanz der Ruſſiſchen Czarenkrone ausmacht.

Von ſeinen Reiſen zurückgekehrt, lebte er abwechſelnd in Petersburg, Reval und Moskau. Endlich verheirathete er ſich und ging auf's Neue in Begleitung ſeiner Frau auf Reiſen. Als dieſe nach einer kurzen Ehe ſtarb, kehrte er jedoch umſtäter, als je zurück; überließ ſich einem wüſten Junggeſellen-, Kaſernen- und Wirthshausleben und verfiel in Folge ſeiner Ausſchweifungen in eine Art von Geiſteszerrüttung, in welcher er nicht ſelten dem Hofe,

an dem er aus Rückſicht der Neigung, die Katharina einſt für ihn gehabt, geduldet wurde, das grauſenerregendſte Schauſpiel gab. Gewöhnlich bildete er ſich ein von der blutenden Erſcheinung des ſterbenden Kaiſers verfolgt zu ſein. Er glaubte das Seufzen und Röcheln des ermordeten Monarchen zu vernehmen und deſſen Blut an ſeinen Kleidern zu ſehen. In ſolchen Momenten ſprang er alsdann wie raſend auf, die Säle und Gemächer mit ſeinem Geſchrei erfüllend. Endlich im April des Jahres 1783 ſtarb er, unbedauert und unbetrauert, ein abſchreckendes Beiſpiel banalen Ehrgeizes und niederer Begierden.

Waſiltſchikow, der Nachfolger Orloffs in der Gunſt Katharinens, erhielt ſich in dieſer nur zwei und zwanzig Monat. Caſtera und mehrere andere Geſchichtsſchreiber rühmen ihm ſeiner Beſcheidenheit und Uneigennützigkeit wegen, die er während ſeiner ganzen Favoritenzeit bewies. Er bereicherte ſich wenig und behielt Katharina gegenüber ſtets ein ſehr achtungsvolles Benehmen. Aber dies wurde Katharina, wie man annehmen muß, ſehr bald zum Ueberdruſſe. Sie war allem Anſcheine nach eine von jenen Frauen, denen die männliche Natur gleichſam nur im Holzſchnitte, d. h. in der derben und brutal-ſinnlichen Ausprägung gefiel. Auf Feinheit des Gefühles und zarte Neigung verſtand ſie ſich nicht. Der Mann, der ihr Herz feſſeln wollte, mußte es inne haben: ſich ihrer mit einer gewiſſen leidenſchaftlichen Compaktheit und brüsken Wildheit zu bemächtigen. Sie begriff die

Liebe nur im Drucke der geistigen sowohl wie der physischen Kraft. So kam es, daß sie rohe und wüste Männer immer länger und mehr geliebt hat, als solche, die durch Bildung und geistige oder moralische Fähigkeiten ausgezeichnet waren. Selbst Potemkin, ohne Zweifel der bedeutendste und glücklich begabteste ihrer Günstlinge, vermochte sich deswegen in ihrer Gunst nicht zu erhalten, zu der er kurz, nach der Verweisung Wasiltschikow's, gelangt war.

Im September 1736, in der Nähe von Smolensk geboren, erhielt er eine zwar einfache, aber doch für die damalige Zeit und die kümmerlichen Umstände, in denen sich sein Vater, als verabschiedeter Garnisons-Major befand, sehr sorgfältige Erziehung. Obgleich eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt, schickte man ihn später doch in ein Garde-Regiment nach Petersburg, weil man militairische Talente glaubte in ihm entdeckt zu haben.

Dort befand er sich zur Zeit der Thronbesteigung Katharinens als Wachtmeister. Die Memoiren erzählen, daß die Kaiserin ihn in der Nacht, in welcher die Verschwörung ausbrach, zuerst gesehen habe. Einige erzählen: er hätte ihr den Bügel gehalten, als sie zu Pferde steigen wollte und in der Verwirrung Niemand zur Hand gewesen, ihr diesen Dienst zu erweisen; andere berichten: es wäre ihr von ihm die Quaste seines Degens gereicht worden, welche sie an dem ihrigen vermißt habe. Aber wie dem auch sei, es ist hier gleichviel. Jedenfalls scheint es begründet, daß Katharina gleich in der ersten Zeit

ihrer Regierung aufmerksam auf ihn geworden, denn kaum als sie den Thron bestiegen, wurde er zum Offizier und Kammerjunker ernannt und nach Schweden abgeschickt um daselbst ihre Thronbesteigung anzuzeigen. Gewiß war sie damals schon von seiner Schönheit gewonnen, aber Orloff ihr in diesem kritischen Momente noch viel zu wichtig, als daß sie es hätte wagen mögen ihn zu beseitigen. Sie ließ Potemkin darum wohl einstweilen noch unbeachtet, aber doch mit dem stillen Vorbehalt ihn seiner Zeit aus seiner Verborgenheit emporzuheben. Leicht mag es gekommen sein, daß sie später in ihrem wüsten Sinnenleben sich seiner nicht gleich wieder erinnert hat. Aber als er ihr einfiel, war sein Schicksal auch gleich von ihr bestimmt. Sie ließ ihn kommen, prüfen und zum Günstling erklären, welche Erklärung ihm aber leider ein Auge kostete. Castera erzählt, Potemkin habe nach seiner ersten Unterredung mit der Kaiserin, beim Billardspielen im Palais sich seines Glückes gerühmt und Alexis Orloff, der Bruder Gregor's, darüber in Wuth gerathend, ihm ein Auge ausgeschlagen.

Natürlich meinte man, daß diese Verunglimpfung des Gesichts dem neuen Günstlinge Eintrag bei der Czarewna thun würde und in der That verbannte dieselbe ihn des angezettelten Skandals wegen auch auf ein halbes Jahr nach Smolensk. Allein nach Ablauf dieser Zeit rief sie ihn zurück, um ihm nun ihre unbestrittene und ungeschmälerte Gunst zu geben.

Wenn bei irgend einem Manne, so ist sie bei ihm

erklärlich. Potemkin war in der That, nach allem, was uns von ihm überliefert worden, eine glänzende verführerische Persönlichkeit. Sein Wuchs war schlank und von angenehmer Größe, sein Gliederbau fein, aber kräftig. In seinen Zügen lag eine gewisse wollüstige Weichheit gepaart mit feuriger Entschlossenheit. Er hatte eine hohe, freie Stirn, glänzende scharfblickende Augen, eine edelgeformte, kühngeschwungene Nase und volle, feingeschnittene Lippen. In der Unterhaltung zeigte er Esprit und in seinen Reden oft einen hinreissenden Schwung der Begeisterung. Hätte er mehr Ausdauer, mehr Energie besessen, die von der Natur empfangenen Befähigungen auszubilden, so würde Rußland vielleicht in ihm einen großen Staatsmann und Helden zu bewundern gehabt haben. Er besaß alles, was im Felde sowohl wie im Kabinet einem Menschen von Vortheil werden kann. Adel der Erscheinung, ein gewinnendes Aeußere, bestechende Manieren, hinreißende Worte, Verschlagenheit, List, klaren Blick und die große Kunst sich geschickt zu verstellen. Prachtliebe und Bequemlichkeit haben ihn von der Ausstreckung eines großen Zieles entfernt gehalten. Es genügte ihm Günstling der Kaiserin zu sein und in ihren Armen so ziemlich der Welt zu vergessen. Sein Leben ging in Bällen, Festen, Musiken, Carousel, kurz in Pomp und Ueppigkeit unter. Nur wenig hat er gewollt und noch weniger hat er gethan. Aber trotz dem allen ist und bleibt er doch immer der Bedeutendste und Glänzendste unter allen Favoriten, welche Katharina gehabt

hat. Er iſt unter den Günſtlingen das, was die Pompadour unter den Maitreſſen war. Wie dieſe auf Ludwig den Fünfzehnten, ſo hat auch er lange über ſeine eigentliche Gunſt hinaus Einfluß auf ſeine Herrin behalten. Er gab ihr Herz nur frei, um ſich ihres Zepters zu bemeiſtern. Als er nicht mehr geliebt wurde, herrſchte er. Und um das ſo ungeſtört, wie möglich thun zu können, war er dem Beiſpiele jener galanten Dame in Frankreich folgend, ſtets darauf bedacht der ſinnlichen Begierde und Neigung der ihm untreu gewordenen Herrſcherin neuen Vorſchub zu leiſten. Kaum wurde er gewahr, daß ſie des einen Günſtlings überdrüſſig war, ſo führte er ihr den andern zu. Mehr als ein halbes Dutzend hat er nach ſeiner eigenen Günſtlingſchaft ſich in der Gunſt der Kaiſerin folgen ſehen. Doch ſah er, wie ſich von ſelbſt verſteht, ſehr gewiſſenhaft darauf, daß ihm keiner von ihnen in ſeiner Macht gefährlich wurde. Dieſe Peter Sawadowsky, Alexander Besborodke, Sorizſch, Korſakow, Alexander Lanskoy, Alexander Jermolow und Alexander Mamanow waren faſt alles Männer, die er ſelber der Kaiſerin als Günſtlinge empfohlen und welche ihm als ſolche keinen Eintrag in der Verwaltung des Reiches thaten. Entweder waren ſie beſchränkte Köpfe, die ſich des Ehrgeizes nicht fähig fühlten, oder wie Lanskoy gute Herzen, die ihn glaubten beſiegen zu müſſen. Genug, Potemkin wurde durch keinen von ihnen verdrängt und erhielt ſich bis zu ſeinem Tode, alſo bis 1791 am Ruder des Staates. „Er war," wie das Werk „Ruſſiſche

Günſtlinge" von ihm ſagt, „im ganzen Ruſſiſchen Reiche, im Kabinet, im Felde, am Hofe, und ſelbſt in dem Privatleben der Monarchie ohne Vergleich der wichtigſte Mann. So weitläuftig und wundervoll die Zonen der Geſchichte ſind, ſo findet man dennoch wenig Emporkömmlinge, die mit ſo geringen Mitteln, als Potemkin hatte, auf die hohe Stufe des Glücks kamen, auf welcher er ſtand. Ganz Rußland und die benachbarten Staaten mußten bei dem fürchterlichen Gedanken zittern, daß das Schickſal ganzer Generationen von den Launen dieſes Menſchen abhing."

Obſchon das hier eben Geſagte ziemlich linkiſch und unbeholfen in ſeiner Abfaſſung erſcheint, trifft es die Sache doch auf ein Haar. Potemkin war eine Zeitlang in der That beinahe eben ſo mächtig wie Ludwig der Vierzehnte. Wenigſtens gab bei vielen Gelegenheiten ſein Ausſpruch in der ganzen Europäiſchen Politik den entſcheidenden Ausſchlag. Auch verſäumten nur wenig Potentaten und hohe Perſonen ihm den Hof zu machen. Als 1777 der König von Schweden, 1780 Kaiſer Joſeph und im Herbſt deſſelben Jahres der damalige Prinz von Preußen nach Petersburg auf Beſuch zur Kaiſerin kamen, konnte man recht gut auch annehmen, daß ein Theil der Huldigungen, welche Katharina erhielt, auf die Rechnung Potemkins zu ſetzen waren. War er doch, wie ſchon geſagt, der erſte Mann, Miniſter und Regent des Landes. Er erklärte Krieg, er ſchloß den Frieden. Er allein auch hatte die Verwaltung in Händen. Dieſe Verwaltung

gedieh Rußland nun freilich nicht ſo wohl darum weil ſie ſo überaus weiſe und klug war, denn dies iſt ſie in der Wirklichkeit nicht immer geweſen, ſondern deswegen, weil ſie vom Glück begünſtigt wurde. Potemkin unterdrückte den Aufſtand Jemeljan Pugatſchews, der ſich für den heimlich geretteten Peter den Dritten ausgab, mit dem er Aehnlichkeit hatte, eroberte die Krimm oder beſſer geſagt, ließ ſie erobern und erhielt weil er aus einer Grille ihr den klaſſiſchen Namen Taurien zurückgab, die ſtolze Benennung des Tauriers davon. Einige Memoiren behaupten auch: Katharina habe ihn nach dem Tode Lanskoys geheirathet. Aber dieſe Heirath iſt jedenfalls nur problematiſch, wenn ſie nicht geradezu ein Mährchen iſt. Daß weder die Kaiſerin noch Potemkin ſich anderweitigen Neigungen hinzugeben Anſtand nahmen, ſteht jedenfalls feſt. Von dem Letzteren weiß man, daß er noch kurz vor ſeinem Tode ein ziemlich offenkundiges Verhältniß mit einer ſchönen Griechin hatte, einer Frau von Witt, deren Mann nichtswürdig und ſervil genug war, daſſelbe ſo viel es in ſeinen Kräften ſtand, zu begünſtigen, weil ihm daraus Vortheil und Beförderung erwuchs. Er befand ſich meiſtentheils mit ſeiner Frau im Gefolge des Günſtlings, der ihn aus Erkenntlichkeit dafür ſpäter zum Commandanten von Kerſon machte. Im Kriege aber den Potemkin gegen die Pforte führte, waren noch beide in ſeiner Umgebung. Sie begleiteten ihn bei der Unterwerfung der Inſel Bereſan und bei ſeinen Siegen in der Moldau, wo er einen Feldzug führte,

wie ein perſiſcher Satrap. Pracht und Luxus, in nie geſehenem Aufwande, machten ſein Lager in den Tagen der Ruhe und des Waffenſtillſtandes zum Schauplatze der ergötzlichſten Feſtlichkeiten. Man ſpielte, trank, tanzte, man gab Theatervorſtellungen und große Concerte, kurz: man genoß das Leben in vollen rauſchenden Zügen, man genoß es um ſo wollüſtiger, um ſo emſiger, als man es doch gleichſam unter den Schauern der Vernichtung, beim Rauſchen der Fittiche genoß, welche der Engel des Todes über die Schlachtfelder breitet. Wie raſch man vom Taumel der Luſt zu dem Gewirre des verderblichſten Kampfes überging, beweiſt am Beſten eine Anekdote, die uns die Memoiren jenes Krieges hinterlaſſen haben. Bei einem feſtlichen Mahle erſchien Frau von Witt als griechiſche Wahrſagerin, um dem Alexander von Rußland, als welchen man Potemkin feierte, aus den Karten die Zukunft zu entſchleiern. In drei Wochen, rief ſie dabei aus, in drei Wochen wirſt Du Ismael (eine Feſtung, die man gerade belagerte) erobert haben. „In drei Wochen?“ entgegnete Potemkin lächelnd. „Warum ſo ſpät? Ich weiß ein Mittel die Sache ſchneller und ſicherer abzumachen.“

Nach dieſen Worten ließ er den General Suwaroff kommen und befahl ihm Ismael in drei Tagen zu nehmen. Augenblicklich wurden Anſtalten getroffen, dieſen Befehl ins Werk zu ſetzen. Die Zelte verſchwanden, die Muſik verſchallte, der Sturm begann. Am dritten Tage ſchrieb Suwaroff im Namen Potemkin's, an Katharina:

„Das stolze Ismael liegt der allmächtigen Czarewna zu Füßen.“

Natürlich stand die allmächtige Czarewna auch keinen Augenblick an den großen Potemkin auf das Verschwenderischeste zu belohnen. Er bekam 1790: 100,000 Rubel, einen Kommandostab, mit künstlichem Lorbeer umflochten, dessen Blätter Gold und strahlend von Diamanten waren; 1791 aber bekam er außerdem noch ein Palais, das 100,000 Rubel geschätzt wurde und ein mit Diamanten besetztes Kleid, dessen Werth auf 200,000 Rubel angegeben wird.

Alle diese Geschenke und alle die Feste und Triumphe aber, die Katharina ihrem ehemaligen Lieblinge bereitete, sie konnten, sagt Castera, die düstere Ahnung nicht verscheuchen, die dieser über sein baldiges Ende in sich aufsteigen fühlte. Mitten im Jubel, im Beifall des Volkes, zwischen allem Reichthum und allem Glücke beschlich ihn die Angst des Sterbens. Er seufzte, wenn man ihm zulächelte und zitterte vor dem Tode, wenn man die Gläser auf langes Leben anstieß. Er fühlte, daß es mit ihm zur Neige ging. Und mit diesem Gefühle verließ er Petersburg, um nach Jassi zu gehen, wo ein Friede mit der Pforte geschlossen werden sollte. Aber noch ehe er bis dahin gekommen war, unterlag er einem ansteckenden Fieber, das in der Gegend herrschte, die er durchreisen mußte. Er starb auf dem Wege, unter einem Baume an der Straße, zu dem er sich aus dem Wagen hatte bringen lassen.

M. L. P. Ségur, der zu ſeiner Zeit Franzöſiſcher Geſandter in Petersburg war, giebt in einem Briefe an Caſtera folgende Charakteriſtick von ihm.

„Fürſt Gregor Alexander Potemkin“, ſchreibt er an den Verfaſſer des von uns mehrfach genannten Buches, „war ein Mann, der zu den außerordentlichſten ſeines Jahrhunderts gehört; aber um eine ſo bemerkenswerthe Rolle ſpielen zu können, als er ſie geſpielt hat, iſt allerdings nöthig geweſen, daß er in Rußland geboren wurde und unter der Regierung Katharina II. lebte. In jedem andern Lande, in jeder andern Zeit, unter jedem andern Regenten würde er nicht am Platze geweſen und zu jener Stellung gekommen ſein, die ein glücklicher Zufall allein für ihn geſchaffen zu haben ſchien.“

„Er vereinigte in ſeiner Perſon die aller entgegengeſetzteſten Eigenſchaften. Er war geizig und zugleich prächtig, deſpotiſch und zugleich human, hartherzig und zugleich wohlwollend, ſtolz und zugleich unterthänig, verſchlagen und zugleich hingebend, Freigeiſt und zugleich abergläubiſch, kühn und zugleich furchtſam, ehrgeizig und zugleich auch anerkennend. Verſchwenderiſch gegen ſeine Verwandten, ſeine Maitreſſen und Günſtlinge, bezahlte er doch oft weder ſeinen Haushalt noch ſeine Gläubiger. Alles, was er beſaß, hatte und war, hing von der Gunſt einer Frau ab, und doch war er dieſer Frau nicht ſklaviſch ergeben, ja, nicht einmal ihr treu zu der Zeit, da ſie ihn über Alles liebte. Nichts glich der Thätigkeit ſeiner Phantaſie und nichts der Trägheit ſeines Körpers.

Sein Muth erſchrack vor keiner Gefahr und auf ſeine Unternehmungen konnte ihn keine Schwierigkeit verzichten machen. Aber nach dem Erfolge kannte er kein Intereſſe mehr für die Sachen, die er mit ſo viel Eifer unternommen; er ließ ſie alle gleichgültig liegen."

„Er erſchöpfte das Reich durch die Zumuthungen, die er ihm ſtellte und die Ausdehnung, die er ſeiner Macht zu geben wußte. War er doch in ſich ſelbſt erſchöpft von der Wucht ſeiner Exiſtenz; neidiſch auf Alles, was Andere thaten und angeekelt von dem, was er ſelber verrichtete. Er verſtand weder ſich von ſeiner Muße noch von ſeiner Thätigkeit einen Genuß zu verſchaffen. Es war ihm Alles zuwider, Arbeit, Vergnügen, Ehre und Anſehn. Die Menſchen waren ihm und er den Menſchen zur Laſt. Die ihn fürchteten, behandelte er mit Uebermuth und mit Zuvorkommenheit alle die, welche ſich ohne Umſtände ihm vertrauten."

„Er verſprach Alles, hielt wenig und vergaß nichts. Niemand hatte weniger gelernt, aber Keiner war mehr unterrichtet als er. Er wußte nichts, aber er verſtand Alles. Er beſaß die Kunſt gleich geſchickt mit Handwerkern, Gelehrten und Künſtlern umzugehen. Selten wird Jemand es inne haben, wie er es inne hatte, ſich das Wiſſen Anderer zu nutze zu machen. Er verſetzte in der Unterhaltung den Schriftſteller, den Theologen, den kleinen Gewerksmann in Erſtaunen, durch das, was er ſo eben von ihnen gehört, ſo gewandt und verblendend konnte er das wiedergeben. Seine Kenntniſſe waren nicht

tief, aber ausgebreitet. Er ergründete nichts, aber er berührte Alles."

„Die Wandelbarkeit seiner Stimmung breitete eine unbegreifliche Bizarrerie über alles aus, was er that und wollte, über seine Pläne, seine Ausführungen, seine ganze Lebensart. Heute wollte er Herzog von Kurland, morgen König von Polen und am dritten Tage wieder gar nichts sein. Dazwischen zeigte er auch wohl das Verlangen, Erzbischof oder gar ein niedriger Mönch zu werden. Natürlich aber blieb er, was er war. Er bauete ein prächtiges Palais, und wollte es verkaufen, als es fertig stand. Eines schönen Tages fiel es ihm ein, Krieg zu führen und zu diesem Zwecke umgab er sich mit Offizieren, Tartaren und Kosacken. Am anderen Morgen dachte er nur an Politik; da wollte er die Türkei zerstückeln und durch dieses Vorhaben alle Kabinette Europa's in Bewegung setzten. Zu einer andern Zeit beschränkte er sich darauf, nur an seinen Hof zu denken; während dieser Periode hatte er nur Sinn und Auge für Kleider, Schmuck und die Veranstaltung herrlicher Feste."

„Während ein Paar Monaten sah man ihm bescheiden zu Fuß die ganze Stadt durchwandern, um ein verlorenes Mädchen zu besuchen, bei dem er ganze Nächte zubrachte, Rang, Staat und alle Sitte vergessend. Dem entgegengesetzt gab es Wochen, in denen er seine Zimmer nicht verließ, mit nackten Füßen, entblößtem Halse und im Schlafrocke auf dem Sopha lag, Karten oder Schach spielte und die Stirn runzelte, wenn sich ihm ein Fremder zeigte."

„Alle dieſe Sonderbarkeiten erregten oft den Mißmuth der Kaiſerin, aber ſie reizten ſie doch auch. In ſeiner Jugend hatte er ihr gefallen durch das Feuer ſeiner Augen, die Kraft ſeiner Geſtalt, den männlichen Ausdruck ſeiner Schönheit. Im reiferen Alter bezauberte er ſie durch die Art, wie er ihrem Stolze zu ſchmeicheln, ihrer Eigenliebe zu dienen und ihrem Ehrgeize Nahrung zu geben verſtand.“

„Mit achtzehn Jahren Unterofficier in der reitenden Garde bewog er am Tage der Verſchwörung ſein Corps, die Waffen zu Gunſten der Kaiſerin Katharina zu ergreifen. Bald der Nebenbuhler Orloff's, begeht er ſeiner Herrſcherin gegenüber alle Thorheiten, welche eine romantiſche Leidenſchaft einem jugendlichen Herzen eingeben kann. Er verliert ein Auge, ohne ſeine Schönheit einzubüßen. Von ſeinem Gegner noch auf einen Augenblick verdrängt, ſtürzt er ſich in die Schlacht. Er ſucht den Tod und findet ſtatt deſſen — den Ruhm. Endlich zum Glücke ſeiner Liebe gelangt, entzieht er ſich der ſchmachvollen Rolle, die dieſe ihm auferlegt, weil er klug genug iſt, am Ende derſelben eine Ungnade zu ſehen, die ihn in das Dunkel ſeiner Zeit unfehlbar zurückſtoßen würde. Aus dieſem Grunde führt er ſeiner Geliebten ſelber die Günſtlinge zu und wird aus ihrem Anbeter, ihr Vertrauter, ihr Freund, ihr General und Staatsminiſter.“

„Panin war der Chef des Geheimraths und hielt auf das Bündniß mit Preußen. Potemkin bewog die Czarewna, die Freundſchaft des Oeſterreichiſchen Kaiſers bei

ihren Unternehmungen gegen die Türken für nützlicher anzusehen. Er verbündete sie mit Joseph II. und verschaffte sich dadurch Mittel die Krimm und das Tartarenland zu erobern. Diesen Eroberungen ihre altgeschichtlichen und wohlklingenden Namen zurückgebend, zu Kerson und Sevastopel ein Marineheer schaffend, veranlaßt er Katharina selbst auf den Schauplatz seines Ruhmes zu kommen. Nichts ward von seiner Seite unterlassen, diese Reise für ewig berühmt zu machen. Aus allen Theilen des Reiches ließ man Geld, Lebensmittel und Pferde kommen. Die Wege, die Nachts befahren wurden, ließ man bunt und feenhaft erleuchten. Das Meer bedeckte man mit prächtigen Fahrzeugen. 50,000 Soldaten wurden neu eingekleidet und bewaffnet. Man sammelte die Kosacken, schulte die Tartaren. Man bevölkerte die Wüste, und um die Einöden nicht so unbewohnt erscheinen zu lassen, als sie in der That es waren, ordnete man an, daß ganze Dörfer und Ortschaften auf Holzplanken gemalt und durch Feuerwerke phantastisch belebt wurden. Sogar die Bergketten wurden illuminirt; wilde Gehölze in Englische Gärten umgewandelt. Der König von Polen kam auf dieser Reise um der zu huldigen, die ihn gekrönt hatte und bald nachher auch wieder entthronte. Auch der Kaiser Joseph II. erschien, um die Czarewna auf ihrem Triumphzuge zu begleiten. Dieser Triumphzug, welcher den Neid der feindlichen Reiche erregte, hatte einen neuen Krieg zur Folge, einen Krieg, den die Engländer und Preußen unpolitischer Weise die Türkei gegen Rußland

anzetteln ließen und in welchem dem Ehrgeize Potemkins nichts als neue Nahrung gegeben wurde. Er eroberte Oczakoff und bekam dafür das Groß-Kreuz Saint-Georges, der einzige Orden, der seiner Eitelkeit zu wünschen übrig geblieben war, und den er nun, wenn auch eigentlich nur für das Paradebett seiner Leiche erhielt. Er starb in der Moldau und das sehr plötzlich; sein Tod, von ein Paar Nichten und wenigen Freunden betrauert, beschäftigte eigentlich nur seine Widersacher, die sich gierig in seine Verlassenschaft theilten; er war bald vergessen."

„Potemkin ging es wie einem glänzenden Meteor, das man mit Eclat erscheinen und dann spurlos verschwinden sieht. Er begann alles und vollendete nichts, er brachte die Finanzen und die Armee in Unordnung, entvölkerte sein Land und bereicherte es nur mit neuen Wüsten. Die Berühmtheit der Kaiserin wuchs durch seine Eroberungen; sie wurde bewundert, aber er gehaßt. Die Nachwelt vielleicht, wenn sie gerecht sein will, ändert dies ab und läßt ihm mit dem Gewichte der Vorwürfe zugleich den Ruhm der Erfolge angedeihen. Sie wird alsdann Potemkin allerdings nicht als großen, aber doch immerhin als außergewöhnlichen Mann bezeichnen; bezeichnen als einen Mann, in dem gleichsam das Emblème, das Sinnbild ganz Rußlands gegeben ist."

„Er war in der That kolossal wie das Reich, das er regierte. Er vereinigte in seinem Geiste Kultur und Wildniß, wie Rußland das auch vereinigt; man konnte in ihm den Asiaten, den Europäer, den Tartaren und

Kosacken gewahren. Die natürliche Rohheit des eilften und die raffinirte Verderbtheit des achtzehnten Jahrhunderts; die in allen Fächern sich zurechtfindende Oberflächlichkeit und die Unwissenheit des Klosters; das Äußere der Civilisation und darunter die Spuren der Barbarei. Will man das Bild vollenden, so kann man sogar wagen zu behaupten, daß sein offenes und sein geschlossenes Auge das schwarze, ewig fluthende Meer und jene stets mit Eis belegte Nordsee dargestellt habe."

„Dies Portrait mag übertrieben erscheinen, aber die, welche Potemkin gekannt haben, werden nichtsdestoweniger die Wahrhaftigkeit desselben bezeugen können. Dieser Mann hatte große Fehler, aber ohne diese, hätte er vielleicht nie seine Kaiserin, sein Land beherrscht. Der Zufall hat ihn grade so gemacht, wie er geeignet war über eine außergewöhnliche Frau und ein seltsames Reich seine Gewalt auf so lange Zeit hin zu behaupten."

Am Meisten haben diese Aufstellung noch die Thatsachen bewiesen, daß Katharina sowohl wie ganz Rußland eine Art von Anerkennung für Potemkin auch nach seinem Tode bewahrten. Bei der Feier des Türkischen Friedens verfertigte man im Senate, auf Befehl der Kaiserin, eine Lobschrift auf ihn, die in der Hauptkirche in Kerson in einem silbernen Behältniß aufbewahrt wird. In dieser Kirche wurde ihm auch ein Denkmal errichtet, und im Zeughause daselbst sein Bildniß aufgestellt. Auch eine Denkmünze wurde auf ihn geprägt.

Katharina verlor jedenfalls in ihm den hervorragendsten

Mann ihrer Zeit, ihren erſten Miniſter und unternehmendſten General; was ihr blieb, waren meiſt nur Schwachköpfe, dürftige Geiſter, banale Sinnenmenſchen, in denen nur ihre Begierden Nahrung aber Rußland nicht mehr den Genius ſeiner Nation zu finden im Stande war. Peter Sawadowsky muß für gutmüthig aber unbedeutend gelten; Alexander Besborodko beſaß mehr Geiſt, Thatkraft und Muth, aber doch keine hervorſtechenden Gaben. Sorizſch war tollkühn, eitel, prahleriſch, vielleicht nicht ohne Reiz für Frauen, aber knabenhaft vor Männern. Das Letztere gilt auch von Korſakow. Alexander Lanskoy allein macht eine Ausnahme. Zwar iſt er kein großer Geiſt, kein Held, kein Staatsmann geweſen, aber doch eine rührende, ſinnige Perſönlichkeit. Er hatte etwas von einem Deutſchen Jünglinge. Er war mild, träumeriſch, weich, wie man das oft an Perſonen findet, denen die Ahnung eines frühzeitigen Todes eine Art von elegiſcher Stimmung giebt. Was man über dieſen Günſtling in den Ruſſiſchen Memoiren lieſt, das iſt wie aus einem Gedichte der Göttingiſchen Schule, wie aus einem Liede von Hölty.

Katharina verlor ihn in der Blüthe ſeiner Jugend und ließ ihn in einer romantiſchen Gegend des Gartens in Sarskoe-Selo begraben, wo er bei Lebzeiten gewünſcht hatte einſt nach ſeinem Tode beerdigt zu werden. Eine einfache, aber koſtbare Urne von Marmor bezeichnet ſeine Grabſtätte, an welcher Katharina oft geweint haben ſoll. Oft aber nicht lang, denn ſie tröſtete ſich ſehr bald in den Armen eines

gewiſſen Alexander Jermolow, der, wie es heißt, viel Verſtand, Rechtſchaffenheit und Kenntniſſe, aber wenig Gewandheit beſaß. Potemkin pflegte ihn ſeiner auffallenden Blondheit und breiten Naſe wegen, „den weißen Mohren“ zu nennen.

Nachdem dieſer in Ungnade gefallen, kam Alexander Mamonow in Gunſt, aber auch nur auf kurze Zeit. Er machte bald Platon Sukow, dem letzten bemerkenswerthen und öffentlich anerkannten Günſtlinge Katharinen's Platz. Nächſt Gregor Orloff war er derjenige von allen Männern, zu denen die Kaiſerin am Längſten in einem Verhältniß ſtand. In den „Ruſſiſchen Günſtlingen“ heißt es, daß er von allen der kleinſte, ſchwächſte und häßlichſte war. Aber nächſt Potemkin hatte er gewiß den meiſten Verſtand und die größeſte Klugheit. Er allein nur hat noch eine ſolche Stellung eingenommen, wie ſie jener einnahm. Er war Staatsmann und General. Er ſchloß den Frieden mit Schweden zu Werela, den Frieden mit der Pforte zu Jaſſy; die Revolution und die daraus entſtehenden Aufſtände in Polen begünſtigte er, um die zweite Theilung dieſes Reiches zu ermöglichen. Curland nahm er widerrechtlich in Beſitz und die Begünſtigung der Franzöſiſchen Emigranten war ſein Werk.

Umſicht, Fleiß und Energie ſind ihm nicht abzuſtreiten, wohl aber Großartigkeit der Seele und des Geiſtes. Viel aber nichts Außerordentliches hat er geleiſtet. Er überlebte Katharina.

Katharina war alt geworden, ohne aber in ihren Ausſchweifungen ſich durch die vorrückende Zahl ihrer Jahre irgendwie beſchränken zu laſſen. Sie blieb unerſättlich und ewig lüſtern in ihren Begierden. Aber, wenn man dies rügt, wie es gerügt zu werden verdient, ſo darf man ſich allerdings dadurch nicht verleiten laſſen, ihr diejenige Anerkennung zu verſagen, auf die ſie vollen Anſpruch zu machen hat.

Katharina, das iſt nicht zu leugnen, war eine außerordentliche Frau. Obſchon laſterhaft und oft grauſam in ihrem Privatleben, zeigt ſie doch eine Art von Größe und Erhabenheit in der Geſchichte. Dieſe Erhabenheit und Größe in der Geſchichte iſt allerdings nicht von dem Range und der Bedeutung, vom welchem und welcher die Hiſtoriker und beſonders die Deutſchen ſie ihr zugeſtehen wollen, aber ſie iſt dennoch noch immer der Beachtung und einer gewiſſen Anerkennung werth. Dieſe ihr nehmen zu wollen iſt durchaus nicht unſere Abſicht. Im Gegentheil, wir wollen ihr zuerkennen, was ihr zuzuerkennen iſt, vor allem Muth, Unternehmungsgeiſt und ein gewiſſer politiſcher Inſtinkt. Auch daß ſie vieles ſehr Wichtige für ihr Reich gethan, wollen wir ihr unbenommen laſſen. Sie führte 1768 die Impfung der Kinderblattern in Rußland ein und ließ bis weit nach Aſien hinein eigene Pockenhäuſer errichten, in denen die Impfung vorgenommen wurde. Sie zuerſt auch war es die ihr großes und in unermeßlicher Ausdehnung ſich erſtreckendes Reich nicht allein erweiterte und erhielt,

ſondern auch der Wiſſenſchaft und Kenntniß im übrigen Europa förmlich und zum erſten Male eroberte. Sie ließ ihre entlegenen Provinzen durch gründliche Beobachter und vorzüglich Naturforſcher unterſuchen, Landesmeſſungen vornehmen und daraus Karten bekannt machen. 1764 legte ſie zu Irkuzk eine Navigationsſchule an und ſchon vorher gründete ſie die große öffentliche Bibliothek in Petersburg. Als ihr herrlichſtes Werk aus dieſer Zeit werden die Anſtalten gerühmt die ſie zur Abfaſſung eines neuen Geſetzbuches treffen ließ. Unſer Archivrath ſchreibt darüber:

„Im Auguſt 1767 ward die Commiſſion zu Moskau eröffnet. Die Mitglieder derſelben waren eine der größten Merkwürdigkeiten für Europa. Um den Entwurf zu einem allgemeinen Geſetzbuche zu entwerfen, welcher das Staatsrecht, das Kriminalrecht, die bürgerlichen Verordnungen, den Prozeß, die Staatswirthſchaft, die Polizei, begreifen ſollte, und für ein deſpotiſches Reich beſtimmt war, wurden nicht von der Krone die Arbeiter des Werkes ernannt, ſondern ſie waren Deputirte, von den Kollegien und von den verſchiedenen Klaſſen der Unterthanen des Kaiſerthums völlig frei erwählt. Dieſe Männer wurden geſchickt: 1) aus dem Senat, der Synode, den übrigen Kollegien und Kanzleien, von jedem Orte Einen; 2) aus jedem Diſtrikt eines Gouvernements, worin Adliche angeſeſſen ſind, ein Edelmann; 3) von jeder Stadt ein Deputirter; 4) von den Freibauern jeder Provinz Einer; 5) von den auf Ackerbau angeſeſſenen Soldaten, den

vorzeiten zum Kriegsetat, und den noch jetzt zur Landmiliz gehörigen Bauern, aus jeder Provinz Einer; 6) von den Reichsbauern, die statt des Kopfgeldes eine Naturalabgabe an die Krone leisten, aus jeder Provinz Einer: 7) von den verschiedenen Völkern im Russischen Reiche, die ihre Wohnsitze nicht ändern (also mit Ausschluß der Nomadischen Horden) getaufte oder ungetaufte, von jeder Nation und aus jeder Provinz Einer; 8) von den Kosacken endlich sandte das Hauptcommando unter dessen Befehle sie stehen, die nöthigen Deputirten. — Jeder Stand, Kreis u. s. w. ernannte erst einen Marschall oder Aeltesten oder Kreisbevollmächtigten, unter dessen Leitung das Wahlgeschäft des eigentlichen Deputirten ordnungsmäßig geschah. Dieser Letztere muß (wie die Vorschrift bestimmt) ein Mann aus dem Stande der wählenden Kommune und aus dem Distrikte sein, angesessen, unbescholten, wenigstens fünf und zwanzig Jahr alt; ein Deputirter des Landvolks muß dreißig Jahre zählen, Gatte und Vater sein und keine öffentliche Strafe erlitten haben. Die Wähler ertheilen ihren Abgeordneten, außer der Vollmacht, eine Instruktion, welche die einmüthig abgefaßten Wünsche und Beschwerden des Landes oder der Provinz begreift. Die Deputirten und Völkerschaften, die kein Russisch reden, müssen Dollmetscher mitbringen; und können bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt sich einen Vorsprecher, aus welchem Stande sie wollen, wählen. Jeder bekommt aus der Kronkasse ein jährliches Gehalt: Der adlige 400 Rubel, der Stadt-

deputirte 120, jeder andere 37; außerdem jeder eine goldene Schaumünze, mit der Kaiserin Namen auf der einen und einer Spitzsäule auf der andern Seite an einer goldenen Kette im Knopfloch zu tragen. Sie sind sämmtlich auf Lebenslang von der Todesstrafe, von aller Tortur, von allen Leibesstrafen frei, worin auch ihr Verbrechen bestehen mag; wer sie beleidigt, verletzt, tödtet, wird doppelt so scharf bestraft als es sonst in dergleichen Fällen geschehen würde.

„Die äußerst zahlreiche, und äußerst gemischte Gesellschaft dieser unter sich an Stand, Vermögen, Nation, Sprache, Glauben, Kleidung, Sitten, so verschiedenen und hier doch zu Einem Zweck vereinigten Versammlung gab in Moskau ein sonderbares aber wahrhaft feierliches und ehrwürdiges Schauspiel. — Es wurden zur Abfassung des neuen Gesetzentwurfes sogar Ausländer, besonders einige Gelehrte aus Deutschland, eingeladen."

Unser Archivrath führt um dieses Kapitel zu vervollständigen einige von den Institutionen an, welche die Kaiserin diesem Gesetzbuche zur Grundlage gegeben wünschte. Viele davon dürfen in der That auch als Sätze gelten, welche die feinsten Bemerkungen, die richtigsten Ansichten und edelsten Gesinnungen zu Tage legen. Sind sie meist auch nur Reproduktionen und Reminiscenzen vorzüglicher Stellen aus den berühmtesten Philosophen Roms und Griechenlands, so ist dies doch immer genug um zu zeigen, daß Katharinens Geist Bildung und Aufschwung hatte. Diese geistige Bildung und

dieſer geiſtige Aufſchwung können ihr ſelbſt dann noch nicht ganz abgeſtritten werden, wenn man annimmt, daß das alles nicht allein von ihr herrührt, ſondern ihr zum größeſten Theile nur untergelegt worden iſt. Das Gute befördern, iſt auch ſchon etwas Gutes. Und Katharina that das hier. Ueberdies weiß man, daß ſie beleſen und wohl im Stande war die Feder zu führen. Wohl alſo darf deswegen füglich vorausgeſetzt werden, daß wenigſtens manches, von dem, was ſie vorſchlug, ihrem eigenen Kopfe entſprungen. Aus dieſer Rückſicht wollen wir hier auch gern ein Paar Stellen ihrer Geſetzvorſchläge citiren; ſie geben vielleicht im Allgemeinen den Standpunkt an, auf dem ſich die Czarewna befand und welcher durchaus als ein philoſophiſch nicht ganz niedriger und planer anzuſehen ſein wird.

Unter anderem ſagt ſie z. B. „Viele Dinge herrſchen über den Menſchen: die Religion, das Klima, die Geſetze, gewiſſe angenommene Staatsregeln, Beiſpiele vergangener Begebenheiten, die Sitten, die Gebräuche. Aus dieſen Dingen entſteht bei dem Volke eine allgemeine Denkungsart.“ Dann: „Die Geſetzgebung muß ſich, ſo viel es geht, eben nach dieſer allgemeinen Denkungsart richten Wir machen nichts beſſer, als was wir freiwillig und zufolge unſerer Neigung vornehmen. Die beſſern Geſetze einzuführen, iſt nöthig, daß die Gemüther der Menſchen ſchon dazu vorbereitet ſeien. . . . . Wenn zum Beſten eines Volkes eine große Veränderung erfordert wird, ſo muß das, was durch Geſetze eingeführt worden, durch

Geſetze, und was die Gebräuche in Schwung gebracht haben, durch Gebräuche verbeſſert werden. Es iſt eine ſchlechte Politik, die durch Geſetze verändern will, was durch Gebräuche wrändert werden muß." Ferner: „Forſchet mit Aufmerkſamkeit nach der Urſache der Indisciplin; ihr werdet finden, daß ſie von der Freiheit ungeſtraft zu ſündigen, nicht aber von der Gelindigkeit der Strafen herrührt. . . . . Oft denkt ein Geſetzgeber, der ſich vorgenommen hat ein Uebel zu heilen, an nichts mehr, als an dieſe Heilung, ſeine Augen ſind nur auf dieſen Gegenſtand gerichtet, und ſehen nicht auf die ſchlechten Folgen, die daraus entſtehen können". An einer anderen Stelle heißt es: „Man verbietet in ſouveränen Staaten Schriften die allzuanzüglich ſind, dies aber iſt mehr ein Gegenſtand der Polizei als ein Verbrechen. Man muß ſich wohl in Acht nehmen dieſe Unterſuchung nicht zu weit zu treiben, indem zu befürchten iſt, daß der Verſtand dadurch Zwang und Unterdrückung leide. Es kann daraus nichts anderes als Unwiſſenheit entſtehen; man vernichtet die Gaben des menſchlichen Verſtandes und benimmt die Luſt zum Schreiben."

Wir könnten noch viele ähnliche Stellen ausziehen, allein wir meinen die hiergegebenen genügen um Katharina hinreichend in dieſer Beziehung zu charakteriſiren. Jedermann wird in dieſen Auszügen erkennen, daß darin der Geiſt Friedrich des Großen lebt. Friedrich der Große war das Vorbild, dem damals mehr als ein Regent und oft lächerlich genug, nachzuahmen verſuchte. Auch die

Kaiſerin von Rußland that es. Sie war in den Staaten und gleichſam an den Thronesſtufen dieſes großen preußiſchen Monarchen geboren. Sein Genie, das einer ganzen Epoche ſeinen Stempel gab, übte auch auf ſie ſeinen Einfluß. Sie wollte der weibliche Friedrich ſein und ihm an Ruhm, Glanz und Anſehn in keiner Beziehung nachſtehen. Darum dieſe philoſophiſchen Abhandlungen, dieſe Freiſinnigkeit und Aufklärung; darum dieſe humanen Einrichtungen, dieſe weiſen Geſetzerlaſſe, dieſe Feldzüge, dieſe Vorliebe für das klaſſiſche Alterthum, dieſe Benennung Taurien für die Krimm, dieſe Nacheiferung in der Verehrung franzöſiſcher Autoren, dieſe Briefe an Voltaire, d'Alembert, dieſer Eifer Conſtantinopel zu erobern. Dies Alles geſchah gewiß zumeiſt aus dem Ehrgeiz mit Friedrich den Großen zuſammen ſich in den Ruhm ihres Jahrhunderts zu theilen. Vielleicht, daß ſie es für bedeutungsvoll hielt gewiſſermaßen unter ſeinen Augen geboren worden zu ſein und wie er den Beinamen der Zweiten zu führen. Der zweite Friedrich und die zweite Katharina! Warum nicht auch Katharina die Große und Friedrich der Große? Der Gedanke liegt nah', es iſt wahr, und Katharina mag oft genug von dieſer Größe geträumt haben! Sind doch auch einige Hiſtoriker wirklich ſo galant geweſen ſie ihr zu zuerkennen. Aber das Volk, die unbeſtochene Geſchichte thaten es nicht. Sie haben immer neben Friedrich den Großen, nur Katharina die Zweite geſetzt. Und mit Recht, denn die hiſtoriſche Größe kann man nicht verleihen, wie einen Adlerorden

oder wie ein Adelsdiplom, sie muß angeboren sein. Sie muß da sein aus sich, von sich selbst, denn sie ist etwas, was ganz unabhängig von Glück, von Lorbeer und Siegen dasteht. Ruhm ist allerdings etwas Großes, aber es ist noch lange die Größe nicht. Darum war auch Katharina nicht groß. Schon weil sie es sein wollte, war sie es nicht. Groß kann man nicht werden, groß muß man sein. Darin liegt das Mysterium, in das damals alle Herrscher eingedrungen zu sein meinten, wenn sie Friedrich dem Großen nachäfften. Aber diese Nachäffung ist oft nur, wie wir das schon gesehen haben, eine Lächerlichkeit gewesen, eine Lächerlichkeit so gut wie die Nachäffung Ludwig XIV. und Ludwig XV. In der Epoche zwischen diesen liegt der Keim der Revolution. Und dadurch, daß die Regenten bald diesen bald jenem nachahmten erzeugten sie jenes Chaos der Liberalität und des Despotismus, aus dem sich ganz natürlich und nothgedrungen eine neue Weltanschauung erzeugen mußte.

Aber nicht diese, sondern Katharina ist es, die wir hier zu behandeln haben. Kommen wir also auf sie zurück und gestehen wir ihr, wenn auch nicht die Größe, doch die Bedeutsamkeit in der Geschichte zu. Sie strebte und eiferte sowohl den Französischen Regenten als auch dem Preußischen nach, aber sie that es, das muß ihr gelassen werden, mit so viel Umsicht, Klugheit und Maß, daß sie dadurch nicht allein all den Thorheiten anderer Nachahmer sondern zum Theil auch sogar denen der Nachgeahmten und Nachzuahmenden selbst entging. Wir

ſagen zum Theil; denn daß ſie z. B. in dem Treiben mit ihren Günſtlingen faſt um ein Paar Schritt weiter gegangen iſt als jene beiden Franzöſiſchen Könige zuſammengenommen im Maitreſſenweſen, das haben wir bereits an einer früheren Stelle hervorgehoben und verdientermaßen auch gebrandmarkt. Hier aber wollen wir auf das Gute, was ſie geleiſtet zurückgehen und darum vor allem auch hervorheben, daß ſie, wie Friedrich der Große Autor, ſich beſtrebte Schriftſtellerin zu ſein. Sie verfaßte Luſtſpiele und einen Abriß der Ruſſiſchen Geſchichte. Ihr Hauptwerk aber war eine Schrift, die ſie zum Nutzen ihrer Enkel ſchrieb und die „Bibliothek der Großfürſten“ nannte. Darin gab ſie Geſchichte, Länderkunde, Mährchen, alles Dinge, welche die Jugend bilden und erziehen helfen ſollten. Wie faſt alle laſterhaften und verdorbenen Perſonen aus der Geſchichte jener Zeit, ſo ſehen auch wir ſie hauptſächlich ihr Augenmerk auf die Kindheit richten. Die Kindheit, das war die Manie der Maintenon, die Schrulle des Herzogs von Würtemberg, die Schwärmerei der Katharina. Und warum? Uns ſcheint es wunderbar, daß man ſich dieſe Frage noch nicht für eine ernſte Würdigung vorgelegt. Man that, dies damals nicht ganz ohne Urſach. Jean Jaques Rouſſeau beſonders und auch manche von den Enciclopädiſten hatten die Jugenderziehung angeregt. Die Revolution fing mit dem Intereſſe für eine neue Generation an. Und dieſes Intereſſe wollte die alte Welt der neuen aus den Händen ringen, weil ſie die Rache und Vergeltung des nach-

kommenden Geſchlechtes fürchtete und es deßwegen durch Erziehung und Bildung in ſeiner Weiſe an ſich knüpfen und ketten wollte. Dieſe Ankettung und Knüpfung war nicht die bloße Liebe und Neigung zur Jugend, ſie war der Inſtinkt, der das Jahrhundert Ludwig XIV. und XV. die Revolution in ihr fürchten ließ. Sehet dieſe Franzöſiſchen Könige im Fräulein-Stifte zu Saint-Cyr, dieſe Deutſchen Deſpoten in ihren Kunſt-Akademien und Schulen, wie ſie dieſer aufgährenden und wilden Jugend freundlich thun! Meint ihr, das geſchehe, weil ſie für dieſe Jugend ein Herz haben? Nein, weil ſie ſich davor ängſtigen. Friedrich der Große, der dieß nicht that, hat ſich um die Jugend nicht bekümmert. Er war ſchon vom andern Ufer des Jahrhunderts und hatte für dieſe Furcht kein Verſtändniß. Aber Katharina hatte es noch zum Theil. Deßwegen ſchrieb ſie jene „Bibliothek der Großfürſten," worin beſonders »das liebliche Mährchen von dem Zarewitſch Chlor« gerühmt wird. Chlor! Als ob ſie damit eine treffende Allegorie hätten geben mögen! Wer weiß nicht, daß das Chlor eines der revolutionärſten Elemente in der Chemie iſt!

Da uns die Chemie auf die Wiſſenſchaft führt, ſo wollen wir auch hier gleich angeben, was Katharina im Bereiche dieſer gewirkt. Zunächſt muß erwähnt werden, daß ſie die von Peter I. angelegte Akademie der Wiſſenſchaften durch bedeutende Gelehrte, die ſie entweder aus dem Auslande kommen oder in dieſem bilden ließ, erweiterte und von Anſehn machte. Außerdem ſtiftete ſie

1783 auch eine Akademie der Russischen Sprache. Das Landkadettencorps wurde erweitert, ein Artillerie- und Ingenieur-Kadettenhaus nebst einem Seekadettencorps eigends noch errichtet. Schulen ließ sie anlegen und Lehranstalten, aus denen künftig Universitäten und Handels-Institute erwachsen sollten. Auch Erziehungshäuser zu gründen war eine besondere Sorge von ihr.

Was ihren Hofstaat anbetrifft, so werden die Kosten desselben jährlich auf 4,000,000 Rubel berechnet; die zahlreichen und immer sehr kaiserlichen Geschenke an Generale, Staatsmänner und Günstlinge nicht mit eingeschlossen.

Ihre gewöhnliche Lebensart war, daß sie um sechs Uhr des Morgens aufstand, manchmal auch früher, sich gemeinhin ihr Frühstück selbst bereitete, kurze Toilette machte und dann zur Arbeit ging. An dem Tage, wo kein Rath gehalten wurde, arbeitete sie von acht bis eilf Uhr im Kabinette allein; dann ging sie in die Kirche, die bis zwölf dauerte. Von da bis eins hatten die verschiedenen Minister Vortrag. Um ein halb zwei hielt sie ihre Tafel, dann ging, fuhr oder ritt sie spazieren. Um sechs pflegte sie in der Russischen oder Französischen Komödie zu erscheinen, um zehn zu Abend zu essen und um eilf das Bett zu suchen.

Der einzige Tag, an welchem Cour bei ihr gehalten wurde, war der Sonntag. Nach der Kirche gab sie Audienz, bei welcher sie jedem Vorgelassenen erlaubte ihre Hand zu küssen. Zu gleicher Zeit theilte sie Gnaden

und Beförderungen aus. Die eigentliche Cour fing um ſechs Uhr Abends an. Sie beſtand gewöhnlich in Ball oder Concert. Die Kaiſerin ſelbſt aber tanzte nicht, ſondern ſpielte während deſſen Karten, am meiſten Piket. Nach dem Spiele ging ſie durch die Säle und unterhielt ſich mit den Anweſenden; gewöhnlich nach zehn entfernte ſie ſich geräuſchlos durch eine Seitenthüre.

Natürlich gilt dies Alles nur für den Winter. Im Sommer, wenn ſie auf einem ihrer Luſtſchlöſſer reſidirte, fiel die Cour fort. Dafür aber gab ſie dann große, prächtige Feſte im Freien: Feuerwerke, Illuminationen, Gondelfahrten und Carouſſels.

Um nun zuletzt von ihrer Perſon zu ſprechen, ſo ſchildert ſie Caſtera als eine Frau, die in ihrer Jugend ſchön geweſen ſei und ſich bis in ihr hohes Alter wenigſtens die Anmuth und die imponirende Würde der äußern Erſcheinung zu bewahren gewußt habe. Sie war von mittlerer Statur, ſagt er, aber gut gewachſen; und weil ſie ſtets ſehr grade und mit in die Höhe gehobenen Kopfe ging, konnte ſie ſogar als groß erſcheinen. Ihre Stirn war frei, ihre Naſe fein, ihr Mund angenehm und ihr Kinn obſchon ein wenig lang, doch durchaus nicht mißgeſtaltet. Ihre Haare waren kaſtanienbraun; ihre Augenbrauen ſchwarz und dicht, ihre Augen blau, nicht ſelten eine affektirte Güte aber noch öfter einen Stolz von unbegrenztem Maaße zeigend. Ihren Zügen fehlte es nicht an Ausdruck, aber dieſer Ausdruck diente weniger dazu

dasjenige zu zeigen, was in ihrer Seele vorging, als vielmehr dazu es zu verbergen.

Gewöhnlich ging sie in Russischer Nationaltracht. Sie trug einen kurzen, grünen Oberrock; einen Oberrock, der vorn nur bis über den Schooß hinabreichte und enge bis zum Handgelenke reichende Aermel hatte. Ihre leicht gepuderten Haare fielen bis auf die Schultern und waren auf dem Scheitel von einem mit Diamanten besetzten Häubchen bedeckt. In den letzten Jahren ihres Lebens legte sie stark rothe Schminke auf, weil sie auf ihrem Gesichte die Spuren der Zeit nicht bemerkbar werden lassen wollte.

Allein, wenn sie sie auch dort übertünchte, so kamen sie doch desto auffallender an andern Theilen ihres Körpers zum Vorschein. Sie wurde gegen das Ende ihres Lebens hin unförmlich dick und bekam aufgeschwollene, öfter in Eiter ausbrechende Beine, so daß sie zuletzt kaum noch zu gehen, Treppen aber fast gar nicht zu steigen vermochte. Aus welchem Grunde einige Höflinge, die sich ihr besonders zuvorkommend zeigen wollten, mit großen Kosten die Treppen in unmerklich abhängige und mit Teppichen belegte Auffahrten verwandeln ließen.

Aus dieser Zeit aber schreibt der Major Masson in seinen Geheimen Denkwürdigkeiten über Rußland, dennoch von ihr noch Folgendes: „Katharina besitzt im sieben und sechszigsten Jahre noch Reste von Schönheit. Ihre Haare sind immer mit antiker Einfachheit und äußerstem Geschmacke geordnet; und nie stand eine Krone einem Kopfe

beſſer, als ſie dem Ihrigen ſteht. Sie iſt von mittlerem, aber vollem Wuchſe und keine andere Frau von ihrer Wohlbeleibtheit verſteht es ſich ſo ſchicklich und anmuthig zu kleiden, als ſie es thut. Es iſt, als ob die Heiterkeit und das Zutrauen welches ſie einflößt, in ihrem engeren Umgange Schäckerei, Jugend und Scherze vereinigte. Ihr einnehmendes und vertrauliches Anſehen verſetzt Alle, die bei ihr Zutritt haben und ihrer Toilette beiwohnen, in behagliche Stimmung; ſobald ſie jedoch die Handſchuhe anzieht und ſich in die benachbarten Gemächer begiebt, nimmt ſie eine ganz andere Haltung und Miene an. Die liebenswürdige und fröhliche Frau verwandelt ſich plötzlich in die majeſtätiſche und würdevolle Kaiſerin. Wer ſie da zum erſten Male ſieht, findet ſie gewiß nicht unter ſeiner Erwartung und muß ausrufen: Ja, ſie iſt es, ſie iſt wirklich die Semiramis des Nordens! Man kann auf ſie ſo wenig, wie auf Friedrich den Großen den Grundſatz anwenden, der da heißt: daß die Erſcheinung den Ruf vermindere."

„Ich ſah ſie," fährt Maſſon fort, „zehn Jahre lang ein oder zwei Mal die Woche und immer mit neuem Intereſſe. Die Aufmerkſamkeit mit der ich ſie betrachtete, bewirkte zuerſt, daß ich mich mit der Menge vor ihr niederzuwerfen vergaß; die Huldigung, welche ihr mein Blick zollte, war ohne Zweifel ſchmeichelhafter. Sie ging langſam und machte kleine Schritte, die Stirn hoch und heiter, das Auge ruhig und oft niedergeſchlagen. Sie grüßte mit einer leichten Verbeugung, die nicht ohne

Anmuth war, aber mit einem erzwungenen Lächeln, das mit ihrer Verneigung kam und ging. Wenn ſie ihre Hand einem Fremden zum Küſſen gab, that ſie es ſehr artig und ſagte ihm gewöhnlich ein Paar Worte über ſeine Reiſe und Ankunft; dann aber ſah man die Regelmäßigkeit ihrer Züge ſich entſtellen und vergaß einen Augenblick die große Kaiſerin über der alten Frau; denn der Mund, den ſie aufthat, war zahnlos und ihre Stimme hohl und undeutlich. Der untere Theil ihres Geſichtes hatte etwas Rauhes und Plumpes, ihre hellgrauen Augen etwas Falſches und eine gewiſſe Falte an der Naſenwurzel verdüſterte ein wenig ihr Ausſehen."

Dieſes Ausſehen, das wir hier in den Schilderungen der Augenzeugen gegeben haben, iſt gewiß in vieler Beziehung wahr und treffend gezeichnet, ſcheint uns aber, wenn wir es mit den Portraits vergleichen, die uns ſelber von Katharina verliegen, noch immer ſehr in hofmänniſcher Manier abconterfeit zu ſein. Nehmen wir das Bildniß, das ſie in ihrer blühendſten Jugendzeit darſtellt und welches charakteriſcher Weiſe unſer guter Archivrath ſeinem Buche vorgeſetzt hat, ſo erblicken wir da ſehr idealiſirte, regelmäßig ſchöne Züge, Züge, denen man um ſie nur ja recht ſchmeichelhaft erſcheinen zu laſſen einen antiken Helm, ein Helm aus der Griechiſchen Heroenzeit aufgeſtülpt hat. Dieſer aufgeſtülpte klaſſiſche Helm, der einmal die gute Eigenſchaft beſitzt, daß er die ziemlich banal und unbedeutend geformte Stirn bedeckt, dient zum Andern auch noch dazu, den Beſchauern gleich die Ka-

gorie anzudeuten, in die man die große und berühmte Frau zu versetzen gewünscht und geglaubt hat, in die Kategorie der Heroinen nämlich. Diese Heroine, es ist wahr, sie erscheint edel und schön, aber doch nur in einer Schönheit und einem Adel, wie solche der Pinsel eines Malers zu geben vermag. Dieser Mund, diese Nase, diese ganze kokettgezeichnete Form des Gesichts, sie beweisen, daß hier geschmeichelt worden. Und diese Schmeichelei, man weiß es, liebte Katharina, denn Katharina war eitel, wie eine kleine Grisette, eitel noch in ihrem spätesten Alter. Der berühmte Maler Lampi hatte ihr Bild ziemlich ähnlich, obschon ebenfalls sehr geschmeichelt, aber mit jener verdüsternden Falte gemalt von welcher der Major Masson erzählt. Darüber gerieth sie außer sich. Er mußte das Bild überarbeiten und mindestens um zehn Jahre verjüngen, in welcher Verjüngung wir es nun vor uns haben. Die Czarewna erscheint darauf mit harten, breiten Zügen, mit Zügen, die unter all' der angenommenen Freundlichkeit einen hohen Grad von Grausamkeit erkennen lassen; von der Sinnlichkeit nicht zu reden, die klar darauf ausgeprägt liegt.

Von dieser Grausamkeit hat Katharina oft genug Belege gegeben. Den Tod Peter III. hat sie, wie wir schon gesagt, wenn auch nicht befohlen, doch gebilligt, den des Prinzen Iwan hat sie gewünscht. Diesen Unglücklichen, der mit seinen Eltern von Elisabeth entthront und in's Gefängniß geworfen worden war, wollte Peter III. statt seines Sohnes, den er nicht anerkennen mochte, zu

seinem Nachfolger ernennen. Aber dieser Ernennung kam Katharina, wie unsere Erzählung nachgewiesen hat, durch die Entfernung und Ermordung ihres Mannes zuvor. Doch gab sie sich damit nicht zufrieden. Da ihr Iwan einmal als Schreckbild vorgehalten worden, so ruhte sie nicht eher, als bis auch dies vernichtet war. Der arme, seit seiner frühesten Kindheit im Kerker schmachtende Prinz wurde 1764 in der Festung Schlüsselburg ermordet und zwar lediglich, wie es in den Memoiren heißt, durch die Intriguen Katharinen's und ihrer Räthe. Sie gaben nämlich Befehl, daß Iwan augenblicklich niedergemacht werden sollte, im Fall man den Versuch wagen möchte ihn zu befreien. Einen solchen Befreiungsversuch aber begünstigten oder veranstalteten die Kaiserin und ihre Anhänger selbst. Sie verleiteten und bestachen einen Offizier, Namens Wassili Mirowitsch den Prinzen seinem Kerker zu entreißen. Mit einigen Mann der Festungswache drang er in das Gefängniß ein, in welchem dann sofort der in Haft gehaltene Thronfolger von den gut instruirten Gefängnißwärtern niedergemacht wurde. Ein nicht weniger schreckliches Schicksal hatte eine natürliche Tochter der Elisabeth, welche unter dem Namen einer Fürstin Tarakanoff in Rom von einem Fürsten Radziwill erzogen wurde, wie es heißt, um sich später einmal durch den Eclat, den er mit diesem unehelichen Kinde der Kaiserin hervorbringen wollte, an der Schmach zu rächen die von Russischer Seite seinem Vaterlande Polen angethan wurde. Katharina, die von dieser Absicht erfuhr,

beorderte oder ließ es doch geschehen, daß Alexis Orloff, ein Bruder Gregor's, als er in Italien reiste, alle möglichen Kunstgriffe anwandte um diese junge Person in's Verderben zu führen. Um sie ganz sicher zu bestricken, stellte er sich in sie verliebt, versprach sie zu heirathen und verlockte sie: ihm von Rom aus nach Livorno zu folgen und sich dort mit ihm, auf das im Hafen liegende Russische Geschwader zu begeben. Kaum darauf angekommen, ließ er sie fesseln und in Gewahrsam bringen, nach Petersburg entführen und dort in einer Festung einsperren. Es giebt Geschichten, die von der Leiche eines jungen Frauenzimmers sprechen, die man eines schönen Tages in einem unterirdischen Verließe schwimmend auf dem Wasser der Newa fand, das man da hineingeleitet. Diese Leiche soll die der Fürstin Tarakanoff gewesen sein.

Solche Thatsachen, selbst wenn sie Katharina nicht unmittelbar zur Last gelegt werden können, sind immer noch gravirend genug dadurch, daß sie überhaupt unter ihrer Regierung geschehen konnten. Die Grausamkeit gewähren lassen, ist auch eine Grausamkeit und zwar eine Grausamkeit die an diabolischem Naturell ersetzt, was ihr an Bestialität etwa ermangeln mag.

Bei einer derartigen Beschaffenheit ihres Charakters muß es auffallen, daß sich keiner ihrer Günstlinge je ihren Haß oder ihre Rache zuzog, obschon sie mehrere beleidigten und einige sogar von ihr auf Untreue ertappt worden sind. Masson schreibt: „Keiner wurde je gestraft oder verfolgt: Diejenigen, welche in Ungnade fielen,

begaben sich ins Ausland, um dort ihre Gunstbezeigungen zur Schau zu tragen und ihre Schätze zu verschwenden, dann kamen sie wieder zurück und genossen ruhig im Schooße des Vaterlandes die Wohlthaten ihrer furchtbaren Geliebten, welche sie hätte vernichten können. Gewiß stellt sich Katharina dadurch über alle galanten und wollüstigen Frauen, die je gelebt haben. War es Seelengröße oder Mangel an Leidenschaft?" fragt Masson indem er gleich darauf selbst hinzusetzt: „Vielleicht empfand sie nur Drang und niemals Liebe; vielleicht achtete sie noch in ihren Liebhabern die Gunstbezeigungen, mit denen sie dieselben beehrt hatte. Es scheint jedoch, daß ein Liebhaber für sie oft nichts war, als ein Werkzeug der Wollust, das ihr bequemer vorkam als jene Phallus, deren sich einst die Priesterinnen der Ceres, Cybele und Isis bedienten."

Daß dies unsere Ansicht darüber ist, haben wir bereits gesagt. Hätte Katharina wie Elisabeth von England ihre untreuen Günstlinge und ihre glücklichen Nebenbuhlerinnen köpfen oder wie Christina von Schweden sie vor ihren Augen ermorden lassen, so wäre dies ein Verbrechen gewesen, es ist wahr, aber zugleich doch auch ein Zeichen von Leidenschaft, von Liebe, von einer wirklichen Empfindung. Und dieses Zeichen, so verdammungswürdig uns auch die Beurkundung desselben hätte scheinen müssen, in seinen Motiven, in seinem seelischen und geistigen Prozesse wäre es uns doch entschieden lieber gewesen, als jene diabolische und zugleich auch thierische Theilnahm-

losigkeit, die Katharina für die Männer von dem Augenblicke an bewies, von dem an sie aufhörte leiblichen Umgang mit ihnen zu pflegen. Dieser leibliche Umgang war Alles, was sie von dem andern Geschlecht schien in Anspruch nehmen zu können. Und sie nahm ihn unablässig und ohne eigentliche Unterbrechung in Anspruch. Man schreibt: daß mit Ausnahme des Zwischenreiches von Lanskoi bis auf Jermolow die Stelle eines Günstlings kein einziges Mal vier und zwanzig Stunden ledig geblieben ist. Die sinnliche Begier dieser Frau war unerschöpflich. Masson meint: „Ihre Sitten waren locker und ausschweifend; sie beobachtete jedoch stets einen gewissen äußern Anstand und sogar ihre Günstlinge ließen nie die ihr gebührende Ehrerbietung aus den Augen.“ Aber abgesehen davon, daß das Letztere allerdings mehrfach und besonders von Orloff geschehen, wie wir dies selber angegeben, so will dies auch eben nicht viel besagen. Einer herzlosen Frau, wie Katharina, von der jeder Günstling fürchten konnte und fürchten mußte, daß ein nächster Augenblick ihn in Tod und Verderben führe, war es leicht sich eine Art Ehrerbietung zu verschaffen. Allein sie ist auch darnach gewesen, ebenso wie jener gewisse äußere Anstand, den der vorerwähnte Major von ihr rühmt und welcher in der That doch nichts anderes als Schamlosigkeit und dreiste Stirne war. Sie machte sich eben nichts aus dem was Gegenwart und Nachwelt über sie zu sagen hatten. Sie meinte, der Purpur sei ein so verblendendes und heiliges Gewand, daß Niemand

es wagen würde ihn über den Laſtern und Schwächen zu lüften, die von ſeinen Falten verborgen wurden. Und dann, war ihre Regierung ihrer Meinung nach, nicht ſo voll Glanz, Ruhm und Glück, daß ſie darauf rechnen durfte, dadurch das Urtheil der Geſchichte für ſich einzunehmen? Wahrlich, darin dachte ſie wie die Franzöſiſchen Könige Ludwig XIV. und Ludwig XV. Sie glaubte, ihre Inſtitutionen, ihre Denkmäler, ihre Siege und Eroberungen würden ſtets ihren Namen mit jener Glorie umgeben, mit jener Glorie vor der auch die Zunge der Gerechtigkeit ihre Macht verliert. Pflegte ſie doch oft gegen das Ende ihres Lebens hin zu ſagen: „Ich bin arm nach Rußland gekommen, aber ich entrichte meine Schuld an das Reich: Polen und Taurien ſind die Mitgift, welche ich ihm zurücklaſſe.“

Polen und Taurien aber, welch' eine traurige Verlaſſenſchaft. Taurien war öde und Polen, ... wir brauchen über Polen nichts zu ſagen. Man kennt dieſes unglückliche Land zur Genüge, um zu wiſſen, daß ſein erzwungener Beſitz von keinem Segen iſt.

Und was Katharina ſonſt noch that; es iſt manches Gute darunter; wir wollen das nicht leugnen. Aber wie Maſſon ſagt: „An der Eitelkeit, dieſer unſeligen Klippe der Frauen, ſcheiterte auch Katharina; ihre Regierung wird ſtets das Gepräge ihres Geſchlechtes tragen.“ Und in der That, ſie that Alles, was ſie that, gleichſam nur um mit der Zeit und der Hiſtorie zu kokettiren. Sie wollte das Jahrhundert verliebt in ſich machen. Das

war Alles, was ſie bezweckte. Und zu dieſem Ende umgab ſie ſich mit Pracht, pflegte ſie die Künſte, führte ſie ungerechte Kriege. Aufſehen, Eclat, Bewunderung, darnach haſchte ſie. Wir haben ſchon geſagt, daß ſie einen Theiles die Franzöſiſchen Ludwige und andern Theiles Friedrich den Großen nachahmte. Von dem Letzteren copirte ſie die Liebe für die Literatur, die Luſt Geſetze zu machen. Und dieſe Geſetze, daß ſie gegeben wurden, war ihr die Hauptſache, nicht daß man ſie ausübte. Der Sinn für die Künſte aber war ihr nur ein angelernter. Es iſt bekannt von ihr, daß ſie weder Verſe noch Muſik leiden konnte. „Selbſt in den Zwiſchenakten im Theater" erzählt Maſſon, „konnte ſie das Spielen des Orcheſters nicht vertragen und ließ ihm gewöhnlich Schweigen auferlegen." . . . . . „Dieſer Mangel an Empfindlichkeit," fährt der angeführte Autor fort, „iſt bei einer ſonſt ſo vollkommen gebildeten Frau überraſchend, er giebt Aufſchluß, wie Katharina mit ſo viel Geiſt und Genie ſo unempfindlich und blutdürſtig war." . . . . . Von Ludwig XIV. und Ludwig XV., um ſie nach dieſer Seite ihrer Nachahmung hin zu charakteriſiren, nahm ſie den äußeren Pomp, gleichſam die Inſceniruug der Herrſchaft an. Der Schein galt ihr Alles. Um nur immer von ſich reden zu machen, begann ſie ſchon ſtets etwas Neues, noch ehe das Alte vollendet war. So kam es, daß die meiſten Denkmäler ihrer Regierung ſchon während ihrer Lebzeiten in Trümmer zu fallen begannen. Geſetzgebung, Fabriken, Bauten, Spitäler, Städte, Kanäle, Feſtungen....

Alles wurde mit ſolcher Haſt begonnen und mit ſo wenig Eifer betrieben, daß das Meiſte davon eigentlich nur bis zur Hälfte gedieh.

„Der Petersburger Almanach," ſchreiben die geheimen Denkwürdigkeiten, „nennt 240 und einige Städte, zu denen Katharina den Grund gelegt; allein dieſe Städte ſind nichts, als elende Weiler, deren Namen und Eigenſchaften man durch einen ſogenannten Imenoi Ukas, einem allerhöchſten Befehle Ihrer kaiſerlichen Majeſtät, veränderte. Einige dieſer Städte beſtehen ſogar blos aus einem Pfahle, auf den man ihren Namen geſchrieben und ihre künftige Stelle bezeichnet hat; einſtweilen bis ſie erbauet und vorzüglich bis ſie bevölkert ſind, prangen ſie auf den Ruſſiſchen Karten als Hauptſtädte."

Dieſe Ruſſiſchen Karten alſo, wie man ſieht, waren bei Katharina auch durch kein anderes Motiv, als ihre Eitelkeit veranlaßt worden. Sie wollte prahlen mit den Städten, die ſie gründete; ſie wollte die Welt verblenden. Wie wenig ihr dies aber manchmal gelang, zeigt eine Anekdote, die man von Joſeph II. erzählt. Während ſeiner Reiſe in Taurien lud ihn Katharina ein den zweiten Grundſtein zur Stadt Ekatharinoslaw zu legen, wie ſie bereits mit großem Gepränge den erſten gelegt. Nach ſeiner Rückkehr ſagte Joſeph: Ich habe mit der Kaiſerin von Rußland in einem Tage ein großes Werk verrichtet; ſie hat den erſten Stein zu einer Stadt gelegt und ich den letzten.

Außer dieſen Städten, die gleichſam nur Städte in

effigie waren, hat ſie noch große und prächtige, aber wenig geſchmackvolle Denkmäler ſetzen laſſen: Obelisken, Säulen aus Schiffsſchnäbeln und Triumphbögen zu Ehren der Orloffs, des Potemkin und einiger Ruſſiſchen Krieger, die den Archipel unterwarfen und auf kurze Zeit Lacedämonien wieder erobert hatten. Neben dieſen Ehrendenkmälern erblickte man oft, beſonders in Czarskoy-Selo Grabmäler von Lieblingshunden, und von dieſen nicht weit entfernt den Aſchenkrug auf dem Grabe des liebenswürdigen Lanskoi's.

Mit Recht rügt Maſſon, daß Katharina wenig für die Straßen ihres Landes gethan. „Eine Straße war für ſie etwas zu Alltägliches", ſagt er.

Und er ſagt das mit Recht. Sie wollte immer nur feſttäglich erſcheinen. Das Volk in Rußland ſelbſt war noch zu uncultivirt und zu wenig eingeweiht in den Geiſt der damaligen Zeit, als daß es hätte, wie das übrige Europa in jenen Herrſchertaumel verfallen können, demzufolge in jeder monarchiſchen Strohpuppe der Genius des Reiches und das Sonntagskind der Geſchichte erblickt wurde. Aber Katharina ſelbſt, in Deutſchland geboren und angeweht von jenem Tarantelhauche der civiliſirten Welt, wollte, wenn auch nicht als dieſer Genius und dieſes Sonntagskind erwartet, doch dieſes Sonntagskind und dieſer Genius ſein. Darum dieſer Prunk, dieſe Oſtentation, dieſer Schimmer und Glanz: mit welchem Allen ſie noch ganz in das von uns geſchilderte Jahrhundert hinein gehört. Sie, dieſe Semiramis des Nor-

denn, ſie iſt der eigentliche Abſchluß dieſer Epoche, die ſich erſt mit ihrem Todestage dem ſiebzehnten November 1796 mitten in der Revolution geendigt hat. Bis dahin dauerte ſie.

Anne-Marie de la Trémouille de Noirmoutier, Fürſtin des Urſins.

Dieſe berühmte Frau, die in Madrid eine Zeit lang, erſter Miniſter, General und, man kann wohl ſagen, Königin von Spanien war, hatte ſich zuerſt mit Adrian Blaiſe de Talleyrand, Fürſten von Chalais vermählt, als deſſen Gemahlin ſie als eine der erſten Schönheiten am Hofe Ludwigs XIV. die glänzendſten Triumphe feierte. Mitten aus dieſen Triumphen heraus riß ſie die Verbannung ihres Mannes, der wegen eines Duelles aus Frankreich verwieſen, nach Italien ging, um dort im Lande der Schönheit und der alten Kunſt ſich über die ihm in Paris allerhöchſten Ortes zu Theil gewordene Ungnade zu tröſten. Anne-Marie de la Trémouille de Noirmoutier begleitete ihn, nicht ohne Bedauern von den Feſten in Verſailles, den kleinen Zirkeln in Saint-Cyr und den großen Bällen in Paris ſich losreiſſend. Sich losreißen von Paris in einem Alter von achtzehn Jahren, mit Schönheit, Geiſt und vornehmen Namen, das wollte in der damaligen Zeit allerdings etwas ſagen. War

damals der Hof des Franzöſiſchen Regenten doch die neue Tafelrunde des König Artus, jene Tafelrunde, an der ſich die ganze Ritterlichkeit, Galanterie und Anmuth des Jahrhunderts ſammelte. Und in dieſe Verſammlung mit hineingehören zu können, welch' ein Ruhm, welch' eine Ehre, welch' ein Glück! Beſonders für eine Frau, wie die Fürſtin von Chalais war. Sie war eine geborne Franzöſin, eine reizende Erſcheinung, voll Eſprit, voll Zuverſicht, voll goldener Träume und Ehrgeiz. Was Wunder alſo, daß ſie für den Hof von Frankreich ſchwärmte! Konnte dieſer Hof ihr doch Gelegenheit geben ihre kühnſten Pläne, ihre ausſchweifendſten Phantaſien zu verwirklichen. Verwirklichte eine ſchöne ſtrahlende Frau doch ſo vieles damals in Paris! In Paris war damals der Ort, wo die Schönheit herrſchte. Und ſchön, ſchön muß damals Anne-Marie de la Trémouille de Noirville geweſen ſein. Die Schönheit laſſen ihr ihre Feinde ſogar noch zu der Zeit, da ſie in Spanien war. Selbſt der Herzog von Saint-Simon, einer ihrer erbitterſten Gegner, geſteht ſie ihr zu und ſtellt ſie in ſeiner Schilderung den berühmten Schönheiten Diana von Poitier, Ninon de l'Enclos, Frau von Montespan und der Nichte Mazarin zur Seite. Sie muß alſo in der That ſehr ſchön geweſen ſein. Und mit dieſer Schönheit Paris verlaſſen und einem Gatten in die Verbannung folgen, das iſt in Wahrheit kein kleines Opfer; das iſt ein großartiges Unternehmen, das iſt eine Heldenthat.

Anne-Marie de la Trémouille de Noirmoutier konnte mit Recht verlangen, daß das Geſchick ſie dafür belohne. Wir wiſſen nicht, ob ſie den bald darauf erfolgenden Tod des Fürſten für dieſe Belohnung anſah; nur iſt uns bekannt, daß ſie nicht gar zu lange darüber trauerte, ſondern kurz nachher in Rom als die alle Welt bezaubernde Schönheit des Tages erſchien. Unter geiſtlichem Schutze, unter dem Schutze der Cardinale von Bouillon und Eſtrés auftretend, konnte dieſes geheiligte Patronat dennoch nicht verhindern, daß einige ſehr ſeltſame Abenteuer über ihr Leben unter die Leute kamen. Die Leute munkelten von allerlei Verhältniſſen, allerlei Liebſchaften. Aber wie dem nun auch ſei, das Ende vom Liede war, daß ſie ſich mit einem Herzoge von Bracciano, dem Haupte des in Italien ſehr berühmten Fürſtenhauſes des Urſins, (der Orſini) vermählte. Daß dieſer Herzog ſchon ſehr alt geweſen, beſtätigen alle Memoiren, aber alle Memoiren führen zugleich auch von ihm an, daß er überaus reich und mächtig war. Er beſaß viele Ländereien und in Rom einen Palaſt, den die junge Herzogin bald zum Mittelpunkte aller Vergnügungen, aller geſellſchaftlichen Kreiſe und des ganzen Römiſchen Lebens machte.

Um dieſes Leben zu charakteriſiren wollen wir hier eine Geſchichte erzählen, die Alexander de Lavergne, in ſeinem Buche „La princesse des Ursins“ zu einem Romane benutzt hat, der ſich ſo amüſant und unterhaltend leſen läßt, wie jene Erzählungen der Margaretha von

Valois. Wir treffen in demſelben die nämlichen Abenteuer, faſt die gleichen Situationen. Die junge Herzogin iſt natürlich die Heldin.

Man berichtet, daß der alte Herzog, der ſie abgöttiſch liebte, nicht wenig durch ihre Flatterhaftigkeit zu leiden hatte. Ihre Jugend und ihr leichter Sinn verleiteten ſie oft die Heiligkeit der Ehe zu verletzen und ſich in Abenteuer einzulaſſen, die nicht immer ganz in den Grenzen des Anſtandes und der Sitte blieben. Man hebt da beſonders eines hervor, daß ſich gegen 1690 zutrug und durch ſein tragiſches Ende die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem ſolchen Grade auf ſich zog, daß es nicht allein in den Italieniſchen Staaten ſondern auch weit außerhalb derſelben eine Zeitlang das Geſpräch und die Unterhaltung aller Zirkel und geſellſchaftlichen Kreiſe wurde.

In der Mitte des Jahres 1689 nämlich kam ein junger Franzöſiſcher Edelmann, der mit dem Franzöſiſchen Geſandten in Rom verwandt war, mit ſeiner eben ihm angetrauten jungen Frau in den Kirchenſtaat. Die beiden jungen Eheleute gaben das reizendſte Paar, das man ſich denken kann. Ihre beiderſeitige Schönheit und Anmuth war ſo groß, daß die damals ſich im mythologiſchen Taumel befindende Welt, in ihnen nicht mit Unrecht Venus und Adonis in ſeidenen Brokatkleidern zu ſehen glaubte. Wie Venus und Adonis, ſo ernährte das Eine auch für das Andere die lebhafteſte Leidenſchaft, eine Leidenſchaft, die durch allerlei Widerſtand, den ihre Liebe gefunden, nur noch geſteigert worden war. Der

junge Edelmann, durch Glück und Geburt begünſtigter als ſeine Geliebte hatte zuletzt kein anderes Mittel ſich mit dieſer zu vereinigen gefunden, als die Flucht.

Auf dieſer Flucht waren ſie nun nach Rom gekommen und in Rom, wo ſie zum Tagesgeſpräch aller glücklich und aller unglücklich Liebenden wurden, in Rom konnten ſie natürlich nicht verweilen, ohne im Palais des Urſins eingeführt zu ſein. Franzoſen von Geburt und verbannt aus Frankreich, wie es einſt auch die Fürſtin von Chalais geweſen, konnte es natürlich nicht fehlen, daß ſich zwiſchen ihnen und der Herzogin von Bracciano mehr als eine ſympathetiſche Anknüpfung fand. Bald war ſie mit dem jungen Ehepaare denn auch in der That ſo bekannt und vertraut, daß ſich zwiſchen ihnen das innigſte Verhältniß entſpann.

Beſonders feſt ſchloß ſich die Herzogin von Bracciano der jungen Gattin an. Man war verſucht, ſie für zwei Schweſtern zu halten, ſo viel Sorgfalt verwandten ſie darauf ſich in allem gleich zu tragen und zu kleiden. Sie hatten dieſelben Kleider, die gleichen Farben, den nämlichen Schmuck. Im Theater, in den Salons, auf den Promenaden, überall erſchienen ſie zuſammen. Sie waren unzertrennlich und in allen Dingen ſo gleich gemuthet, daß die Eine lachte, wenn die Andere heiter war und die Andere weinte, wenn die Eine betrübt erſchien.

Eines ſchönen Tages aber gab ſich bei der jungen Franzöſin eine Veränderung kund, von der man meinte, daß die Herzogin ſie nicht theilen würde. Es zeigten ſich

leiſe Spuren einer Schwangerſchaft und dieſe Schwangerſchaft ſchien bei der Herzogin unmöglich. Der Herzog war nicht mehr im Alter, das vorausſetzen ließ, daß ſeine Frau auch bis zu dieſem Grade der Franzöſin nachahmen würde. Nichtsdeſtoweniger hatten einige Perſonen in Rom dennoch den bizarren Einfall einen gleichen Zuſtand an der Herzogin wahrnehmen zu wollen. Sie zeigte dieſelben Launen im Geſchmacke, in den Stimmungen, in den Koſtümen ſogar. Ihre Hüften wurden ſtärker, ihre Brüſte voller, ihr Gang etwas ſchwerer. Sie thut dies künſtlich, hieß es, um die arme Franzöſin nicht gar ſo ſehr von ſich abſtechen zu laſſen. Sie will nicht anmuthiger, nicht ſchöner, als ihre Freundin erſcheinen.... Ach welch eine Rückſicht dies, welch eine Aufopferung! ſagte man, das iſt ein gutes Beiſpiel für alle Welt.

Aber als dieſes Beiſpiel aufgeſtellt zu werden, ſchien die Herzogin von Bracciano zu beſchämen. Im Frühlinge des Jahres 1690 zeigte ſie plötzlich ihrem Gemahle und allen Freunden ihres Hauſes an, daß ſie auf ihre Beſitzungen in den Apeninen gehen wolle. Sie fühle ſich angegriffen, ermüdet, ſagte ſie; ſie müſſe Landluft, Ruhe und die Stille des Landes haben. Die Villeggiatura iſt ſo reizend, ſo ſchön in der guten Jahreszeit. Freilich, klagte ſie, da der Herzog, mein Gemahl, durch wichtige Geſchäfte in der Stadt zurückgehalten wird, ſo werde ich keine Beſuche, keine Geſellſchaft bei mir ſehen können. Aber dafür werden mich die Roſen, die Cypreſſen, die ſchöne Gegend und die reizende Lage meiner Villa

entſchädigen. Meine Villa liegt ſo zauberiſch im Gebirge, am Strande eines See's. Und ich werde die Nachtigallen hören, die Nachtigallen! .....

Ach, ſie ſprach ganz entzückt, ganz bezaubert von dieſem Aufenthalte auf dem Lande. Das Land war auf einmal ihre Sehnſucht, ihre Schwärmerei geworden. Sie ſchien darüber ſogar ein wenig ihre junge Freundin zu vergeſſen, dieſe junge Freundin, die durch ihren körperlichen Zuſtand an Rom gefeſſelt war und ſie nicht begleiten konnte.

Aber freilich, dieſe junge Freundin war am Ende doch immer noch weniger zu beklagen, als ſie ſelbſt; dieſe junge Freundin verlor allerdings ſie, ihren Umgang, ihre Geſellſchaft, ihre Zerſtreuung und Liebe, aber dafür behielt ſie doch ihren Gatten, den Vater des Kindes, das ſie im Schooße trug und dieſer ſchon in voraus vergötterte. Er konnte ja Stunden lang vor ihr ſitzen, ihre Hände halten und mit brennenden Küſſen bedecken. Die arme Fürſtin Bracciano hatte von alledem nichts. Die war ganz einſam, ganz allein draußen auf dem Lande, auf der Villa in den Apeninen, am Strande des See's. Sie hatte allerdings die ſchöne Gegend, die Roſen, die Cypreſſen, die Nachtigallen, aber, was iſt das Alles, ohne die Liebe, Aufmerkſamkeit und Sorgfalt eines Gatten ..... Der Gatte der Fürſtin Bracciano mußte ja, wie wir ſchon geſagt haben, von wichtigen Geſchäften in Anſpruch genommen, in Rom zurückbleiben. Die Fürſtin reiſte allein, ganz allein. Der Freundin blieb der Mann

Aber der Mann blieb ihr leider nicht lange. Er erhielt einen wichtigen Auftrag des Gesandten nach Neapel und diesen Auftrag wollte er nicht ausschlagen. Seine glückliche Erfüllung, meinte er, sei das einzige Mittel sich mit seinem Vaterlande wieder auszusöhnen. Und diese Wiederaussöhnung lag ihr wie ihm am Herzen. Darum entließ sie ihren Mann denn auch, obschon unter heißen Thränen und vielen Seufzern.

Sie wollte muthig sein, sagte sie.

Aber mit diesem Muthe war es nicht weit her. Am ersten Tage nahm sie sich zusammen: sie weinte, doch sie blieb. Am zweiten wurde sie schon etwas ängstlicher, sie hatte nirgends Ruhe. Es fiel ihr ein, daß sie bisher noch nie von ihrem Manne getrennt gewesen sei. Und nun war sie es gerade in einem der entscheidendsten Momente ihres Lebens. Sie faßte sich nicht mehr, sie rang die Hände und machte die hieraufolgende Nacht kein Auge zu. Am dritten Tage hielt sie es nicht mehr aus. Sie hatte allerlei wunderliche und schlimme Einfälle. Auch hatte ihr Mann noch nicht geschrieben. Wie leicht konnte ihm ein Unglück geschehen sein! Ein Unglück!... Dieser Gedanke tödtete sie.

Nachdem die junge Frau fünf furchtbare Tage in diesem entsetzlichen Zustande zugebracht hatte, konnte sie sich am sechsten nicht mehr gelassen in ihr Schicksal finden. Sie entschloß sich: ihrem Manne nach Neapel nachzureisen, um sich dort mit ihm zu vereinigen.

Man befand sich, wie gesagt, im Frühling des

Jahres; es war das schönste Wetter der Welt. Nachdem die junge Französin alle Vorbereitungen, die ihr Zustand nöthig machte, getroffen hatte, machte sie sich langsam und in kleinen Tagereisen auf den Weg.

Zuerst ging die Sache sehr gut; die Dame befand sich wohl und hatte ihre Freude an den schönen Gegenden, die sie passirte. Sie sprach mit Vergnügen von der Ueberraschung, die sie ihrem Manne bereiten würde. Jeder Schritt, dachte sie, führt mich ihm näher. Wie lange dauert's, so lieg ich in seinen Armen!

Aber gedacht ist nicht immer gleich gethan. Vorerst sank sie noch in die Arme ihrer Kammerfrau, die sie begleitete. Die Anstrengung hatte sie erschöpft. Sie wurde ohnmächtig. Jedoch nicht ohnmächtig allein aus Ueberwindung, sondern auch ohnmächtig weil sie die Wehen fühlte. Natürlich mußte der Postillon halten.

Durch einen glücklichen Zufall geschah es, daß sich dies am Eingang eines Dorfes ereignete, aus dem hervor man im Abendsonnenschein das Schild eines Wirthshauses schimmern sah, in dem man hoffen konnte doch einige Hülfe anzutreffen, die für den Moment erforderlich war.

Man brachte die junge Frau, die noch halb ohnmächtig war, so schnell es ging dahin. Als sie ihre Besinnung wieder erhielt, vernahm sie um sich her ein Gespräch, das sie auf das Peinlichste berührte.

— Ich bin in Verzweiflung, sagte die Wirthin, aber ich kann die junge Frau in mein Haus nicht aufnehmen, weil alles, was an Raum darin zu vermiethen ist, bereits

einer Herrſchaft gehört, die ich durchaus nicht beeinträchtigen darf, weil ſie auf das Beſte bezahlt. Man hat mir noch dieſen Morgen anempfohlen in dieſem Gebäude keine Menſchenſeele mehr aufzunehmen. Alſo fragen Sie anders vor. Sie werden gewiß im Dorfe irgend einen Bauer finden, der Ihnen ſeine Hütte mit Vergnügen abtritt. Ein Paar Tholer verdient ein Jeder gern. Es iſt ein armes Land, unſer Land hier.

Hier erhielt die junge Frau ſo viel Kraft, daß es ihr möglich wurde ſich ſelbſt ins Geſpräch zu miſchen.

— Um des Himmels Barmherzigkeit Willen! gute Frau, rief ſie aus, laſſen ſie mich hier bei Ihnen bleiben. Ich fühle, daß ich nicht weiter kann. Ach! weiſen Sie meine Bitte nicht zurück! . . . . Wer ſind die Perſonen, die ihr Haus gemiethet haben? . . . . Laſſen Sie ſie mich ſehen, mich ſprechen . . . . In dem Zuſtande, in dem ich bin, werden ſie mir irgend einen kleinen Winkel nicht verweigern . . . . Führen Sie mich zu ihnen.

— Nun, das will ich wohl thun, meine ſchöne Frau denn Sie flößen mir ein gar zu großes Mitleid ein. Es iſt unmöglich, wenn man Sie ſo ſprechen hört und leiden ſieht, Ihre Bitte Ihnen abzuſchlagen. Ich hoffe meine Herrſchaft wird Mitleid haben. Alſo kommen Sie, kommen Sie zu Signora Maltea, das iſt der Name der ſchönen Frau, die ſich mit ihrem Gatten hier in meinem Hauſe eingemiethet hat.

— Mit ihrem Gatten! ſeufzte die junge Franzöſin. Ach, ihr Gatte iſt um ſie! Wie glücklich dieſe Dame!

Der meinige iſt fern in Neapel, mit einer Botſchaft des Franzöſiſchen Geſandten! . . . .

So vor ſich hinſprechend, auf der einen Seite von der Wirthsfrau, auf der andern von der Kammerfrau geſtützt, läßt ſich die junge Franzöſin in das Haus und in demſelben eine kleine Treppe hinauf vor die Thür eines Zimmers führen, in welchem, wie es heißt, die fremde Herrſchaft wohnen ſoll. Man klopft erſt beſcheiden an und horcht eine Weile auf ein: Herein. Da daſſelbe aber nicht ertönt, glaubt ſich die Wirthin berechtigt: auf die Klinke zu drücken und zu öffnen. Man tritt hinein. Es iſt dunkel im Kabinet. Und das Kabinet ſelbſt iſt lang, wenig elegant, vom Winterrauch geſchwärzt. Man kann nur wenig darin unterſcheiden. Aber am Fenſter ſieht man doch, daß da zwei Geſtalten ſitzen: eine Frau und ein Mann.

Die Frau in einem weißen, faltigen Kleide ruht in einem großen Lederſtuhle, den Rücken gegen die Thür gewendet. Ihr zur Seite auf einem Schemel ſitzt der Mann. Der Kopf des Mannes ruht an der Bruſt der Frau; ihre Hände ſind in einandergeſchlungen.

Welch' ein Bild für die junge Franzöſin! Wenn ich doch auch ſo mit meinem Manne ſitzen könnte, dachte ſie. Wie ſchade, daß mein Mann mit dem Auftrage des Miniſters nach Neapel reiſen mußte. Neapel iſt noch ſo weit! . . . . .

Und während dieſer Gedanken iſt man eingetreten. Die Wirthin läßt mit Abſicht die Thür ein wenig

geräuſchvoll ins Schloß fallen. Sie will die Glücklichen aus ihren Träumen wecken. Und ſie weckt ſie auch wirklich. Die Perſonen am Fenſter ſchrecken auf, erheben ſich und wenden ſich um.

Welch' ein Moment!

Es iſt dunkel allerdings, aber das Auge der Liebe iſt ſcharf. Die junge Franzöſin ſtarrt die beiden ſich wendenden Perſonen an, erſt lautlos, erſtarrt, mit ſtockendem Herzſchlage, dann aber macht ſich ihr Schmerz in einem furchtbarem Schreie Luft, in einem Schreie deſſen Angſt und Verzweiflung auszudrücken den Worten eines Sterblichen niemals gelingen möchte.

Nach dieſem Schreie ſinkt ſie leblos zuſammen.

Warum?

Sie hat in der Signora Maltea die Herzogin von Bracciano und in dem Manne ihr zur Seite ihren eigenen Gatten erkannt.

Wir wollen das Elend nicht ſchildern, das dieſem Auftritte folgte. Die Leſer werden es ſich denken können. Es iſt nicht ſchwer es ſich auszumalen.

Genug, drei Tage darnach wurden zwei Särge aus dem Hauſe, in dem ſich dies Alles ereignet hatte, hinausgetragen, zwei Särge; ein großer und ein kleiner Sarg.

In dem großen Sarge lag eine Frau mit unverdecktem Geſichte, wie es in Italien gebräuchlich iſt. Auf dieſem Geſichte hatte der Tod die Reize einer engelgleichen Schönheit kaum verwiſcht. In dem kleinen Sarge lag ein neugeborenes Kind. Das Kind, ſagt man, war die

Frucht eines doppelten Ehebruches, das Kind des jungen Franzoſen und der Herzogin von Bracciano. Die Frau war, wir brauchen es eigentlich nicht zu ſagen, denn es wird es Jeder errathen, die Frau war die junge Franzöſin.

Sie ſtarb in den Wehen einer zu frühen Geburt. Aber während das Kind ihrer Nebenbuhlerin todt zum Vorſchein kam, blieb das ihrige am Leben. Man weiß jedoch nicht, was daraus geworden. Es verſcholl. — Nur ſehr dunkel wird angegeben, daß es ſpäter dazu gedient haben ſoll die Prinzeſſin des Urſins in Spanien zu ſtürzen. Man weiß das aber nicht genau. Es iſt das Alles nur ſehr mährchenhaft. Gewiß iſt aber, daß die Herzogin damals eine ſehr lange Villeggiatura hielt und erſt ſehr ſpät im Winter nach Rom zurückkehrte. Der junge Franzöſiſche Edelmann erſchien aber bereits früher, wie es heißt, in ſehr leidendem und angegriffenem Zuſtande. Er beſuchte keine Geſellſchaften und ſah wenig Menſchen. Einen Monat nach ſeiner Ankunft etwa fand man ihn eines ſchönen Tages erdolcht an der Mauer der heiligen Apoſtel-Kirche in Rom. Die päbſtliche Polizei hat nie den Thäter eines ſo abſcheulichen Mordes entdecken können. Die Leute aber munkelten von einem Bravo, der in den Dienſten des alten Herzogs von Bracciano ſtand und am Tage, an welchem die Mordthat geſchehen ſein mußte in der Gegend geſehen worden war. Nie jedoch iſt dies aufgeklärt worden. Der junge Edelmann wurde begraben und vergeſſen. Die Herzogin

aber gab vor wie nach die glänzendſten Feſte. Von ihrer Freundin hat ſie nie mehr geſprochen.

Als ihr Gatte geſtorben und Philipp V. nachdem er Louiſe Gabriele von Savoyen geheirathet hatte, für dieſe ſeine Gemahlin eine Camerera Major wünſchte, wurde auf Anrathen des Cardinals von Porto-Carrero von Ludwig XIV. die Fürſtin des Urſins dazu auserſehen.

Von da ab, beginnt ihre politiſche Wirkſamkeit. Sie wurde die Maintenon Spaniens, der Rath und der Miniſter Philipp V.

Dieſer Philipp V. ein Enkel Ludwig XIV. den dieſer auf den Thron von Spanien geſetzt, darf für keinen ſchlechten aber für einen ziemlich beſchränkten Menſchen gelten. Er war gutmüthig, pflegmatiſch, äußerſt ſinnlich. Man erzählt von ihm, daß er nicht leben konnte, ohne jeden Tag dem Geſchlechtstriebe Genüge gethan zu haben.

Natürlich mußte ihn dies erſchlaffen und zur eigentlichen Regierung untauglich machen. Ludwig XIV. der das wußte und welcher ihn gleichſam nur als Stellvertreter ſeiner ſelbſt, als Vicekönig eingeſetzt hatte, wollte ſeine volle und unbeſchränkte Herrſchaft über das Reich jenſeits der Pyrenäen behalten und hatte deswegen eben die Fürſtin des Urſins auserſehen ſeine Bevollmächtigte zu ſein. Ein Mann würde den Spaniern leicht Verdacht eingeflößt und die Granden des Reiches gegen ſich gehabt haben. In einem Franzöſiſchen Miniſter würde man immer den Vertreter der Franzöſiſchen Politik geſehen haben. Aber in einer Frau, in einer Camerera

Major ſah man dieſen Vertreter nicht. Auch war dieſer weibliche Vertreter der Franzöſiſchen Politik in der That nicht officiel anerkannt. Die Fürſtin des Urſins correſpondirte mit Ludwig XIV. nicht ſelbſt, ſie correſpondirte nur mit der Frau von Maintenon. Und die Correſpondenz zweier Frauen iſt eben keine große Sache. Was werden und können ſie ſich ſchreiben? Von Putz, neuen Moden, kleinen Intriguen und Liebesabenteuern. Von was ſchreiben denn Frauen ſonſt! ..... Es iſt wahr ..... Aber die Frau von Maintenon und die Fürſtin des Urſins ſchrieben ſich doch über andere Dinge. Ihre Correſpondenz liegt vor; wenn auch nicht ganz, aber doch zum größeſten Theile. Mancher Brief wurde unterdrückt; der eine und der andere ging verloren; aber eine ſehr große Menge derſelben iſt erhalten und dem Publikum zugänglich gemacht worden. Sie erſchienen 1824 in Paris, bei Adolphe Beſſange in vier ſtarken Bänden gedruckt. In der Vorrede dazu heißt es:

„Als im Jahre 1705 die Fürſtin des Urſins auf den Befehl Ludwig XIV. nach Madrid geſendet wurde, geſchah dies weniger um der Gemahlin Philipp's des Fünften zur Begleitung zu dienen, als vielmehr um das Intereſſe der Franzöſiſchen Politik am Spaniſchen Hofe zu überwachen. Sie war eine begünſtigte Freundin der Frau von Maintenon und wollte (und ſollte zum Theil wohl auch) dieſelbe Rolle ſpielen, welche jene in Verſailles ſpielte.“

„Dieſe beiden außergewöhnlichen Frauen, deren eigent-

licher Charakter wenig bekannt geweſen iſt und deren Talente bald über alle Maßen gerühmt, bald bis zur ſchreiendſten Ungerechtigkeit getadelt wurden, hatten das gleiche Intereſſe zu wiſſen, was an den beiden Höfen vorging. Aus dieſem gegenſeitigen Intereſſe entſtand die vertraute Correſpondenz, welche in dieſen vier Bänden zu Tage gelegt wird."

„Beide Frauen gaben ſich das Verſprechen ihre Briefe zu zerſtören, alle beide haben ihr Wort nicht gehalten. Nach dem Tode der Frau von Maintenon fiel ein großer Theil dieſer Briefe in die Hände Ludwig XV."

„Eine Abſchrift dieſer koſtbaren Briefſchaften, wurde für den Herzog von Choiſeul, den damaligen Premier-Miniſter gemacht, der ſie ohne Zweifel nicht ohne großen Nutzen daraus zu ziehen, geleſen hat. Warfen ſie doch ein helles Licht auf die politiſchen Intriguen, welche gegen das Ende Ludwig XIV. hin am Franzöſiſchen Hofe und in der ganzen übrigen Welt jener Zeit herrſchend geweſen ſind."

„Dieſe Abſchrift iſt mit Sorgfalt in der Familie des berühmten Miniſters Ludwig XV. aufbewahrt worden. Ein Nachkomme derſelben hat ſie der Verlagshandlung zur Veröffentlichung übergeben."

„Und dieſe Veröffentlichung erfolgt ohne jede Veränderung des Textes. Man hat denſelben gewiſſenhaft reſpektirt."

Zuerſt theilt man die Briefe der Frau von Maintenon mit. Und dieſe Briefe laſſen einen wunderbar

überraſchenden Einblick in die letzten Tage Ludwig XIV. thun. Der Ruhm, der Glanz, das Glück ſind verſchollen; der große König lebt in ziemlich mißlichen Verhältniſſen. Ihm fehlen Geld, Generale, die Gunſt der Umſtände. Rings um ihn herum fordert der Tod ſeine Opfer, ſeine nächſten Anverwandten, ſeine Kinder, ſeine Freunde ſterben.

Am fünfzehnten Februar 1709 ſchreibt Frau von Maintenon:

„Ich habe in meiner Taſche eine Liſte all' der Perſonen von Bedeutung, die ſeit zwei Jahren geſtorben ſind: mir ſcheint, daß dies die Liſte von Marly ſei; in Wahrheit, Madame, wir zeigen nur wenig Weisheit uns um ein Leben von ſo kurzer Dauer zu quälen; es iſt ſchon geraume Zeit, Sie wiſſen es, daß ich die Ehre habe Ihnen zu verſichern wie mein beſter Troſt in meinem Alter liegt."

Am dreizehnten Juni 1708 ſchreibt ſie:

„Unſer großes Unglück, Madame iſt der Mangel an Geld; es gäbe noch ſo viel gute Dinge zu thun, beſonders in Schottland, von wo aus wir hören, daß man geſonnen iſt für den König von England in die Schanze zu treten."

Dieſen König von England, der vertrieben worden war, und über den wir ſchon früher geſprochen, wollte Ludwig XIV. wieder einſetzen. Aber für dieſe Wiedereinſetzung fehlte ihm nicht allein das Geld, ſondern wie Frau von Maintenon unterm ſechsten Mai 1708 ver-

zweiflungsvoll an ihre Freundin in Spanien meldete, auch die Generale, die im Stande gewesen wären, eine bewaffnete Intervention zu leiten. „Alle unsere Marschälle von Frankreich," klagt die Marquise, „alle unsere Marschälle von Frankreich haben sich invalide erklärt, den Marschall d'Estrées ausgenommen." Und dieser von dem Invalidenthume ausgenommene Marschall von Frankreich d'Estrées hatte nie auf dem Lande, sondern immer nur auf der See gedient! .... Auch war sein hartes, seemännisches Wesen wenig geeignet, die Franzosen, Engländer und Schotten, welche sich in der Umgebung des Englischen Königs befanden, unter einander zusammen zu halten. Es scheint, man sagte das Ludwig. Und Ludwig, der keinen andern Feldherrn zu stellen hatte, verdroß das. Er kam zu Frau von Maintenon und klagte. Er war ärgerlich und machte ihr einen schlechten Tag. Deswegen schrieb diese in demselben Briefe an die Fürstin des Ursins: „Man geht in der Freiheit Alles zu sagen an unserem Hofe zu weit; man mißbraucht die große Güte des Königs."

Aber dieser Mißbrauch der Güte des Königs war eigentlich nichts, als der bereits sich geltend machende Geist der Revolution. Der Nimbus, mit welchem sich Ludwig XIV. zu umgeben gewußt hatte, verlor allmälig seine blendende Wirkung, man kam zu sich, man sah die Dinge, wie sie waren und dachte nach. Das fühlte Ludwig und Frau von Maintenon auch. Am sechszehnten Februar 1710 schrieb sie:

„Schon ſeit geraumer Zeit habe ich die Ehre gehabt Ihnen zu ſagen, daß es weniger die Angelegenheiten des Staates ſind, über die ich mich betrübe, als vielmehr die Verfaſſung, in welcher ſich der allgemeine Geiſt unſerer Zeit ſich befindet; (que de la disposition des esprits.) was ich ſehe, das iſt Verzweiflung und Muthloſigkeit auf der einen Seite und was ich höre: Gemurre und ausartende Klagen auf der andern.“

So begann die Revolution. Frau von Maintenon hörte gleichſam ihr erſtes Gras wachſen, jenes Gras, das ein Paar Jahre ſpäter ſchon ſo hoch geſchoſſen war, daß ſeine Halme über die Wiege des kleinen Mirabeau hinausreichten und in die Ohren des Kindes jene Mährchen von Aufruhr, Volkserhebung und Empörung gegen den abſoluten Willen des Herrſchers flüſterten, von denen die ſpäteren Reden und Schriften dieſes Menſchen die erſtaunenswürdigſte Kunde über den ganzen Erdkreis trugen.

Da es aber hier nicht unſere Aufgabe iſt dieſe Kunde in ihrer Verbreitung und die Revolution in ihrer Entwickelung weiter zu verfolgen, ſo wenden wir uns nun ſogleich zu den Briefen der Fürſtin des Urſins.

Dieſelben beginnen bereits auf dem Wege von Paris nach Madrid. Die Abgeſandte Ludwig XIV. ſchreibt von Bordeaux, von Saint-Jean-de-Lüz, von Vittoria und Burgos.

Von dem vorletztgenannten Orte aus ſchreibt ſie von

dem festlichen Empfange, den sie bei der Bevölkerung in Spanien findet.

In ihren Zeilen vom ein und zwanzigsten Juli 1708 heißt es:

„Es ist mir unmöglich, Madame Ihnen die Freude zu schildern, die man mir in allen Orten, durch die ich reise, zu Tage legt. Auf meinem Wege bin ich bisher noch durch kein Dorf gekommen, in dem ich die Bevölkerung mir zu Ehren nicht unter den Waffen fand. Ich habe, wo ich es konnte, verhindert, daß man mir eine Ehrenwache gab; aber das gelang mir nur selten. Die ganze Provinz von Guipuscoa hat Befehl gegeben, mir wo ich übernachte, diese Aufmerksamkeit zu erweisen. Ueberall, wo ich einkehre, Madame, werden unter meinen Fenstern Tänze und Feuerwerke aufgeführt, gerade, als ob ich eine Königin wäre oder Spanien den Frieden brächte."

Diesen Frieden läßt sie sich auch gleich sehr angelegen sein. Sie schreibt in demselben Briefe:

„Ich finde überall im Volke viel Liebe für den König und die Königin; alle Welt spricht sich gegen die vorhergehende Regierung aus ..... Mit Zuversicht hofft man, daß Seine Majestät bald in den Stand gesetzt sein wird, mit einer mächtigen Armee, das wieder zu erobern, was er im vorhergehenden Jahre verloren; ja, man giebt sich sogar der freudigen Erwartung hin, daß er weit darüber hinaus, noch bedeutende Vortheile über seine Feinde gewinnen werde. Es war in der That Zeit,

Madame, das hier ausgebrochene Feuer endlich zu unterdrücken. Die Guten fingen bereits an eingeschüchtert zu werden, durch die Unverschämtheit derjenigen, welche die Umgestaltung des Reiches wünschen; dieselben wurden täglich kühner und scheueten keine Strafe; ..... man war am Vorabende einer allgemeinen Staatsumwälzung."

In dem Briefe von Burgos vom fünf und zwanzigsten Juli 1785 sagt sie:

„Ich halte es, wie der Marschall von Teſſe, für durchaus nöthig, daß der König, wenn er irgend kann, den Feldzug mitmacht, nicht sowohl um seiner Behauptung wegen, denn diese liegt jetzt wohl außer allem Zweifel, sondern lediglich für seine eigene und die Ehre Frankreichs, der man Alles zuertheilt was heut zu Tage Großes und Herrliches in der Welt geschieht ..... Dieser Schritt allein kann den Feinden beweisen, wie weit sie entfernt davon sind uns zu bezwingen; es gilt sie zu enttäuschen; gelingt diese Enttäuschung aber auch nicht, was thut's? ..... das Volk wird wenigstens dadurch bis zu einem Grade ermuthigt werden, wie Sie sich, Madame, denselben nicht vorstellen können. Natürlich müßte Herr Amelot (ein Französischer Geschäftsträger) den König begleiten, indessen ich selbst mit der Königin in Madrid zurückbliebe."

Man ersieht hieraus, daß die Fürstin des Ursins, noch ehe sie bei Hofe angekommen, schon ihre Dispositionen über denselben machte. In der Hauptstadt Spa-

rien angelangt, überſah ſie auch ſogleich ihr Terrain. Unter dem dritten September 1705 ſchreibt ſie:

„Der König von Spanien kann nicht Herr ſeines Landes ſein, wenn er nicht in den Stand geſetzt iſt, ſich von den Großen des Reiches gefürchtet zu machen. Und ſich von dieſen gefürchtet machen, kann er nur vermöge der Garden; ohne dieſe wird dies ihm nie gelingen. Neue Einrichtungen zu treffen, das hat überall ſeine Schwierigkeiten, Madame, aber noch beſonders hier, wo man nichts von Neuerungen hören will, und doch ein Prinzip verfolgt, das der Autorität des Königs ſchadet, ohne irgend der Sache des Volkes von Vortheil zu ſein. Dieſe unglückſelige Sachlage iſt es, die den Verfall dieſer Mo...rchie verurſacht und ihren gänzlichen Ruin zur Folge haben wird, wenn man da nicht vorbeugt. Die Sache iſt ſchon zu weit vorgerückt, als daß man noch zurückgehen dürfte; auch kann Sich Seine Majeſtät (der König von Frankreich) bei dieſer Gelegenheit ganz auf die Klugheit Seines Geſandten (der Gräfin des Urſins) verlaſſen, der durchaus nicht in der Abſicht hat ſich zum Granden von Spanien machen zu laſſen und deswegen auch nach keinem anderen Prinzipe handeln wird, als nach dem einer gerechten Unterordnung, wie ſie Unterthanen vor ihrem Könige nöthig iſt." .....

Man erſieht hieraus, daß die Fürſtin des Urſins damit umging den Adel in Spanien zu beugen, wie einſt Richelieu den von Frankreich gebeugt hatte. An Muth und Entſchloſſenheit fehlte es ihr nicht. Auch ſchreckte

ſie nicht gleich vor Schwierigkeiten zurück. Die Intriguen, ja ſelbſt die Widerſetzlichkeit der Spaniſchen Edelleute ſchreckte ſie von dem einmal als richtig anerkannten Plane nicht ab. Sie feuerte vielmehr den König von Spanien an mit Strenge allen Widerſtand zu beſiegen. Und vor Ludwig XIV. wie wir ſehen, vertheidigte und motivirte ſie dieſe Strenge. Sie war reſolut, dieſe Frau! ..... Man höre die Nachſchrift, die ſie dem vorhergehenden Briefe anhing:

„Nach Abfaſſung dieſes Briefes erfahre ich von Seiten unſeres Geſandten und auch von anderen, daß die Granden von Spanien einen beſonderen Courier nach Paris geſchickt haben, um daſelbſt vor Seiner Majeſtät ihre Vorſtellungen zu machen. Nichts beweiſt mehr unſere Einigung und wie wenig Hoffnung dieſe Herren haben, ſie zu brechen, als dieſer Entſchluß, der ohne Zweifel ganz und gar nicht nach ihrem Geſchmacke iſt; nichtsdeſtoweniger Madame wäre es doch ſehr gefährlich ihren Klagen dieſe Thür zu öffnen, geſchehen ihre Klagen doch in Sachen, welche die Autorität des Königs ihres Herren betreffen. Dies würden fortwährende Prozeſſe werden, welche ihrem Ungehorſam ein Relief geben und in Frankreich ſowohl wie hier zu denſelben Verlegenheiten führen müßten, welche die Franzoſen kaum angefangen haben zu beſeitigen. Wenn dieſe Herren an den König oder an den Marquis von Torcy geſchrieben haben, ſo darf Seine Majeſtät nur die Güte haben, ihre Briefe an ſeinen hieſigen Geſandten zu ſchicken, um zu erfahren

daß ſie gelogen haben, und um ihnen keine Hoffnung auf ein Gelingen ihrer Intriguen und böslichen Abſichten zu laſſen.«

„Die Herzöge von Montalto, von Medina-Coeli und von Medina-Sidonia ſind die Häupter dieſer Kabale; alle dreie verdienten, daß der König ſie ſeinen Unwillen fühlen ließe, beſonders verdiente dies der Erſtgenannte, welcher bei allen Gelegenheiten Beweiſe ſeines Uebelwollens giebt. Unſer Herr Geſandter iſt der Meinung, daß der König von Spanien ihm den Vorſitz im Rathe zu Aragon nehmen müßte. Und ich habe dieſe Meinung auch. Auch glauben wir Beide, daß dies geſchehen ſein müſſe, ehe die Antwort vom Franzöſiſchen Hofe kommt, damit es den Anſchein gewinnt, als ob dieſer Entſchluß allein vom Spaniſchen Monarchen ausgehe und Frankreich gar keinen Theil daran habe.“

„Erſtaunen Sie nicht, ich bitte Sie, Madame, über alle dieſe Maßnahmen, die ich Ihnen in Vorſchlag bringe. Iſt es doch glücklich genug, daß uns die Granden ſo gute Gelegenheit geben ſie niederzuſchmettern. Es ſind dies alles große, vornehme Herren, welche zwar ohne Kraft und Muth ſind, aber doch darauf hinarbeiten die Autorität ihres Königs zu vernichten. Wollte man ihnen nachgeben, ſo wäre Spanien bald verloren und alle unſere Anſtrengungen vergebens. Sehen wir uns deswegen vor. Unſer junger Monarch fängt nach und nach an ein wenig Zutrauen in ſich ſelbſt und in ſeine Macht zu bekommen. Es geſchieht dies in dem Grade,

in dem ſich ſeine Angelegenheiten verbeſſern. Er iſt ſehr glücklich zu ſehen, daß ſein Anſehen ſich ein wenig zu befeſtigen beginnt.« .....

Dieſe Befeſtigung ſah ſie hauptſächlich in der Unterdrückung der Granden, der ſie denn auch noch durch mehrere Briefe hindurch ſehr eifrig das Wort zu reden nicht unterläßt. Sie unterläßt das ſelbſt in den allermißlichſten Verhältniſſen nicht, während der Unruhen in Catalonien, des Aufruhrs in Barcelona, der Krankheit der Königin. Immer behält ſie die Beſonnenheit, den klaren Geiſt und die raſche Einſicht in die obwaltenden Umſtände. Am dreißigſten October 1705 ſchreibt ſie:

„Wir haben Barcelona verloren, Madame ohne noch zu wiſſen, ob die Beſatzung Zeit gehabt hat zu capituliren oder ob die Einwohner ſie gezwungen haben ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Der König von Spanien iſt ſehr betrübt über dieſen Verluſt und faſt in Verzweiflung, daß ihm ſeine wenigen Streitkräfte nicht erlauben, das, was er thun möchte, um dieſe Scharte auszuwetzen, auszuführen. Sollte es jetzt, wo die feindliche Flotte die Küſten der Provence nicht mehr beunruhigt, weil, wie man uns verſichert, dieſelbe in den Hafen eingelaufen iſt, ſollte es jetzt dem Könige von Frankreich nicht möglich ſein, uns einige Infanterie zu ſchicken, welche uns helfen könnte eine Armee zu bilden, an deren Spitze unſer Monarch ſich ſelber ſtellen würde? Ich glaube, daß wir 8000 Mann in Aragonien aufſtellen könnten, ohne die Grenzen gegen Portugal übermäßig zu

entblößen; 4000 Mann mehr würden dieſes Corps dem Heere des Erzherzogs überlegen machen. Wäre dies der Fall, dann würde es, meiner Anſicht nach, wenn der König von Spanien ſich ſelbſt an die Spitze dieſer Colonne ſetzte, leicht möglich werden, entweder Catalonien zum Gehorſam zurückzubringen oder es doch ſo in Schach zu halten, daß der Erzherzog darin nicht die Unterſtützung fände, die er braucht, bis die feindliche Flotte wieder zurückkehren kann. Wenn man Zeit verliert, Madame, verliert man das Mittel, das Uebel zu heilen. Benutzen wir ſie nach Kräften; ſo gewinnen wir Alles wieder."

„Entſchuldigen Sie, Madame, daß ich Sie nicht wie ſonſt, durch meine Briefe tröſten und beruhigen kann; die Gefahr iſt dringend heute und die Anſicht, die hier zu Lande herrſcht und der zufolge Frankreich den Mächten, die im kommenden Jahre gegen daſſelbe aufſtehen werden, nicht wird Widerſtand genug leiſten können, trägt vollends dazu bei uns dem Abgrunde des Verderbens preisgegeben zu ſehen. Die Beſtgeſinnten verlieren den Muth in einer ſolchen Lage. Unſere Infanterie darf, außer den beiden Garde-Regimentern, für gar nichts gelten. Nicht einmal der Stamm derſelben iſt in kriegsmäßigem Zuſtande. Der Herr Marſchall von Teſſe will ſeine Truppen nicht theilen. Und vielleicht hat er Recht. Alles dies, Madame, macht mich für die Zukunft beſorgt und macht uns die Hülfe Frankreichs zur abſoluten Nothwendigkeit. Ich bin ſehr betrübt Ihnen ſo unangenehme Mittheilun-

gen machen zu müſſen: wollte Gott, daß ich um den Preis meines Lebens Ihrem Geiſte ſo viel Ruhe geben könnte, als ihm gut thut. Aber das geht nicht!.... So eben erfahre ich noch, daß der größere Theil der Soldaten von der Beſatzung in Barcelona die Partei der feindlichen Truppen ergriffen hat. Dies verſtärkt dieſelben in dem Grade, als es die unſrigen ſchwächt. Unſer Unglück wird mit jedem Augenblick größer, und nächſt Gott, giebt es nur noch den König von Frankreich, auf den wir unſere Hoffnung ſetzen können. Der Herr Maréchall von Teſſé würde gegenwärtig mit ſeinen Truppen in Aragonien weit nothiger als in Eſtramadura ſein."....

Als ein bedeutendes Aktenſtück darf der Brief angeſehen werden, den die Fürſtin des Urſins um dieſelbe Zeit, am ſechsten November 1705 über die Zuſtände und die ganze politiſche Lage von Spanien an den Marquis von Torcy ſchrieb. Er lautet:

„Das Mißgeſchick, das uns bedroht, mein Herr, iſt weit größer, als ſie es ſich denken. Da uns die Hülfe Frankreichs fehlt, um die Greuel des Aufruhrs zu unterdrücken, ſo iſt Alles zu befürchten, und es bleibt uns nur noch jener eine Ausweg übrig, von dem ich Ihnen ſchon in einem meiner frühern Briefe geſprochen."

„Sie haben die Güte mir zu ſagen, mein Herr, daß Sie die Veränderungen, die man beliebt habe, würden theuer bezahlen müſſen, und daß dadurch Grund zu einer allgemeinen Mißſtimmung gegeben ſei."

„Sie fügen hinzu, daß es durchaus nicht ſcheint, als

ob die Granden in Verlegenheit wegen des Entſchluſſes wären, den ſie genommen, und noch weniger, daß ſie daran dächten, ſich dem Willen des Königs ihres Herrn zu unterwerfen. Mich der Freiheit bedienend, die wir Einer dem Andern gegeben haben, wo es gilt uns über Staatsangelegenheiten zu verſtändigen, frage ich Sie vor allen Dingen ob es Ihnen gefällt mir zu ſagen, was das für Veränderungen ſind, von denen Sie haben ſprechen hören und welche Sie ſo theuer bezahlen ſollen."

„Ich weiß nur von dreien, ſeit ich die Angelegenheiten Spaniens kenne. Die erſte iſt der Rücktritt des Kardinals: die zweite betrifft die Geſandtſchaft des Herrn von Grammont und die dritte, wenn es Ihnen gefällt ſich deſſen zu erinnern, iſt im Gange ſeit der Ankunft des Herrn von Amelot."

„Die Erſte iſt ohne Zweifel keine, die Ihnen Kummer macht: Sie erinnern ſich gewiß ſehr gut der Klagen, mein Herr, die man damals über die Verwaltung führte, auch haben Sie wohl nicht vergeſſen, daß wir zu jener Zeit im October 1703 uns beinahe in der Lage befanden, in der wir heute ſind, und daß es Orry war, welcher den König in den Stand ſetzte die erſte ruhmvolle Campagne gegen Portugal zu führen."

„Wenn es die Geſandtſchaftsangelegenheit des Herrn Herzogs von Grammont iſt, von der Sie ſprechen, ſo theile ich darin ganz Ihr Gefühl, denn allerdings iſt das Mißgeſchick von heute nur die traurige Folge der Fehler, die damals gemacht worden ſind: doch will ich nichts-

deſtoweniger die Schuld davon nicht auf den Geſandten ſchieben, ſeine Abſichten waren gewiß die beſten. Er hat ſich auf die verlaſſen, von denen er meinte, daß ſie Frankreich am meiſten zugethan wären; und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen ſage, daß man von Franzöſiſcher Seite aus noch nie recht begriffen, welche Art von Einfluß man auf die Spanier am Geeignetſten Geltung gewinnen laſſen ſolle."

„Es iſt eine unbeſtreitbare Wahrheit, mein Herr, daß dieſe Nation ſich nur deswegen einem Franzöſiſchen Prinzen anvertraut hat, weil ſie fürchtete vom Kaiſer nicht hinreichend genug unterſtützt zu werden: die Ligue war entzweit in dieſer Zeit; Frankreich hatte große Heermächte an den Spaniſchen Grenzen und das Haus Oeſterreich ſchien verlaſſen von allen ſeinen Verbündeten, die da alle wünſchten, daß dieſe Monarchie ſich zerſplittern möchte. Dies waren die Beweggründe, welche Karl II. veranlaßten ein Teſtament zu Gunſten des Herzogs von Anjou zu machen. Dieſe Beweggründe laſſen ſich nicht bezweifeln. Philipp V. wurde deswegen mit jenem außerordentlichen Jubel begrüßt, von dem er, der König, er mag darüber denken wie er will, doch ſtets nur wünſchen wird, daß er dauern möge. Seitdem ſich der größere Staatentheil von Europa für den Erzherzog erklärt hatte, befanden ſich die Franzoſen nicht mehr ganz ſicher in Madrid. Herr von Blécourt kann das bezeugen, er war damals gerade hier; auch beſitze ich mehrere Briefe von dem Herrn Kardinal von Porto-Carero, die dieſer

von Barcelona ſchrieb und welche, was ich ausſage, beſtätigen. Die Niederlage des Herrn Herzogs von Savoyen und der Krieg gegen Portugal erſchütterten den öffentlichen Geiſt noch mehr; aber, was ihn ganz darnieder warf, das war jener unglückliche Tag von Hochſtedt, welcher in unſerem Lande hier für den Schickſalsſchlag angeſehen wurde, dem Frankreich erliegen müſſe. Von da ab haben die Granden geglaubt, indem ſie die Wohlthaten und die Großmuth des Königs unſeres Herrn vergaßen, daß ſie die Wendung ihrer Monarchie nicht mehr verhindern könnten und daß es Zeit ſei ſich auf die Seite der Verbündeten zu werfen, die ihnen die ſtärkſte ſchien. Das Volk auf der andern Seite indeſſen, verdrießlich keinen Handel führen zu können und von jeher geneigt unſere Nation zu haſſen, verführt von einer Anzahl von Emiſſären, die raſtlos und ungeſtraft alle Provinzen durcheilten, bildete ſich ein, daß es unter der Herrſchaft des Erzherzogs ſeine Wollen wieder an England und Holland vor wie nach würde verkaufen und ſeine alten Reichthümer ſammeln können. Es ſah im Geiſt ſchon ſeine Galionen die ſichere Reiſe nach Indien machen, nach Indien wieder, wo es meinte, daß indeß der Franzoſe da ſeine Vortheile ziehe. Dies ſind die Gedanken, mein Herr, und die Meinungen, die diejenigen hegen, welche die größte Treue gegen Frankreich beweiſen und doch dazu beitragen, daß hier zu Lande die Sachen nur um ſo bunter durch einandergehen. Alle anderen Angaben ſind nichts als Vorwände, die man erfunden

hat, um das zu verbergen, was ich offen dargelegt habe. Meine Darlegung iſt die einzig wahre und richtige Aufzählung alles deſſen, was in der That und im Grunde zu Veränderungen führen kann und führen muß, zu Veränderungen nicht der Gewalt, ſondern auch des Oberhauptes. Und dieſe Veränderungen ſucht man zu erlangen durch Mittel und Wege, die es verhindern Anklagen wegen Untreue aufzuſtellen. Ich erinnere mich noch ganz gut, an die Vorgänge des verfloſſenen Jahres, wo man das Conſeil unmächtig zu machen wußte und die Truppen durch ſo harte und barbariſche Behandlung erſchreckte, daß faſt Niemand mehr in der Infanterie dienen wollte. Wenn es irgend etwas giebt, was dem Herrn Herzog von Grammont vorzuwerfen iſt, ſo iſt es das: nicht das Geheimniß der militairiſchen Reduktion entdeckt und wie die Andern dahin gearbeitet zu haben, die Angelegenheiten des Königs von Spanien bis auf den Stand zurückgeführt zu haben, auf dem ſie Herr Amelot angetroffen hat."

„Ich gehe jetzt, mein Herr, zu den Veränderungen über, die ſeit dieſer neuen Geſandtſchaft eingetreten ſind. Sie ſind faſt alle während der Zeit geſchehen, die ich auf Reiſen war. Darum können ſie wohl leicht glauben, daß es nicht meine Aufgabe iſt ſie überall zu vertreten. Dennoch werde ich Ihnen ſagen, ohne in ein Detail zu gehen, das ich nicht vollſtändig erörtern kann, daß es keine einzige darunter giebt, die Spanien nicht gleichſam vom Untergange gerettet hat. Einige davon haben in gewiſſer Beziehung dem Könige das Anſehen zurückgegeben,

das er faſt gänzlich verloren hatte; einige andere dienten dazu neue Truppen zu ſammeln; keine einzige aber ſteht irgend wie im Zuſammenhange mit der Empörung der Catalonier oder mit der Böswilligkeit der Valencianer und der Aragonier. Dieſe Provinzen ſind gerade die, welche ſich in Spanien am Vortheilhafteſten ſtehen; ſie geben dem Könige faſt gar keine Abgaben und ich weiß nicht im Geringſten von einem Angriffe, der auf ihre Privilegien abgezielt geweſen wäre. Haben wir doch auch geſehen, daß außer einigen Verblendeten, die unter einem neuen Herrſcher ihr Glück zu machen hofften, ſich faſt nur allein die Hefe des Volkes hat verleiten laſſen die Waffen zu Gunſten des Erzherzogs zu ergreifen. Dieſe Leute würden vor drei Jahren daſſelbe gethan haben, wenn ſie den Feind in der Lage ſie zu ſchützen geſehen hätten, ohne daß ich Ihnen zu ſagen vermöchte, ob dies aus Haß gegen die Franzoſen oder aus dem gegen die Spanier geſchehen wäre. Es iſt wahr, daß Sie mir entgegnen können, mein Herr, es ſei noch ungewiß ob die Caſtilianer treuer ſeien; aber ich habe Ihnen den Grund geſagt und ich kann dem nichts hinzufügen, als daß wahrſcheinlich Alles von den Kräften abhängen wird, die wir gegen den Erzherzog ins Feld zu ſchicken haben werden."

„Was die Angelegenheiten der Granden gegen den Hauptmann der Garden betrifft, ſo finden wir in Allem, was wir ſahen nur, daß dieſer mehr und mehr ſich im Recht befindet. Die gegenwärtigen Zeitläufte ſind wenig

geeignet dieſe Herren zu ihrer Pflicht zurückkehren zu machen; indeſſen Sie wiſſen, daß wir dieſe Sache nicht vernachläſſigen und ich kann Sie verſichern, daß ſie beendigt ſein ſoll ſobald wir nur ein wenig günſtigen Fortgang in den politiſchen Verhältniſſen finden. .... Dieſe lange Auseinanderſetzung, mein Herr, beſchönigt unſer Uebel nicht. Auch ſehe ich nur ein einziges Mittel noch größere Mißgeſchicke, die uns bedrohen, abzuwenden. Der Erzherzog kann, noch bevor ein Monat vorübergeht, mit 20,000 Mann in Arragonien ſein. Er darf alsdann nicht darauf rechnen, daß das Land ſich vertheidigen wird, denn es wäre Thorheit wenn der König von Spanien auf die Gefahr hin ſeine beſten Truppen zu verlieren, unbefeſtigten Städten Beſatzungen anvertrauen wollte. Mit 7 oder 8000 Mann würde es unter allen Umſtänden unmöglich ſein einen ſo überlegenen Feind aufzuhalten. Auch könnte irgend eine Zufälligkeit die Bevölkerung von Madrid in Aufſtand bringen und die Majeſtäten alsdann, wenn ſie ohne hinreichenden Schutz einer bewaffneten Macht wären, ſich gezwungen ſehen eine Flucht zu ergreifen, die nicht allein ſchimpflich, ſondern auch für ganz Spanien entſcheidend ſein würde."

„Unter dieſen Umſtänden ſcheint es mir das Beſte, wenn der König ſo ſchnell als möglich den Herrn Marſchall von Teſſé mit allen Franzoſen, die unter ſeinem Kommando ſtehen, herbeiruft und die Vertheidigung der Grenzen gegen Portugal einem Theile der Spaniſchen Armee überläßt, die ſich dem Portugieſiſchen Heere aller Vorausſetzung nach

nicht ſo ſchnell wie dem Erzherzoge unterwerfen werden. Sie reichen während des Winters wohl hin zu verhindern, daß die Feinde in das Land eindringen, beſonders wenn einige Regimenter Cavallerie, deren wir hinreichend haben, ihnen zur Unterſtützung dienen. Auf dieſe Weiſe aber allein wird es dem Könige möglich eine Armee von mindeſtens 20,000 Mann zu bilden, mit ihnen in Catalonien einzudringen, das Volk zu entwaffnen und ſeinen Feind bis Barcelona zurückzudrängen. Ich weiß ſehr gut, daß dieſer Plan ſeine Schwierigkeiten hat, aber andere haben ſie noch in höherem Grade. Man wird ganz gewiß Alles verlieren, wenn man ſich nicht entſchließen will Etwas zu opfern. Ich weiß nicht, ob der Herr Marſchall von Teſſé nicht Gefahr liefe aufgehoben zu werden, wenn er den Winter über bliebe, wo er ſich jetzt befindet. Dies iſt eine Meinung, mein Herr, die ich dem Herrn Geſandten zu überlegen geben werde. Wolle Gott, daß er die Wege und die Mittel finde dieſe Monarchie zu retten! Meine Erfindungskraft iſt erſchöpft, ich entdecke keine anderen, als die ich angegeben habe und welche, wie ich gewiß glaube, auch die einzigen ſind, die eingeſchlagen werden müſſen, wenn wir bis zum Monat April auf keine Unterſtützung von Seiten Frankreichs zu hoffen haben.“

„Ich bin, mein Herr, die aufrichtigſte Ihrer Freundinnen, und ehre Sie, wie Niemanden in der Welt.“

„P. Schr. Es hat ſich gefunden, mein Herr, daß der König von Spanien über die Heranziehung des

Herrn Marſchalls von Teſſe denſelben Gedanken gehabt hat, wie ich. Seine Majeſtät hat darüber mit dem Herrn Geſandten geſprochen; alſo habe ich an der Entſchlieſſung, die man nehmen wird, keinen anderen Theil, als den, der mir zukommt und welcher darin beſteht, daß ich über die Angelegenheit nachgedacht habe und nun darin handeln laſſe, wie man es für recht hält.« .....

Dieſer Brief iſt ein Meiſterſtück an Umſicht und diplomatiſchem Takt. Was die Fürſtin des Urſins darin angiebt und vorſchlägt, war gewiß richtig und gut. Es iſt ohne Zweifel, daß ſie damals am Spaniſchen Hofe der umſichtigſte und klügſte Kopf geweſen. Am meiſten zu bewundern aber bleibt, daß ſie eben dieſen klugen und umſichtigen Kopf, dieſen Kopf eines Generales, eines Staatsmannes, nicht amazonenmäßig mit einem Helme oder ſonſt einem männlichen Embleme zierte, ſondern, daß ſie geſcheut genug war, ihn echt weiblich mit Spitzen, Bändern, Schleiern und Blumen zu ſchmücken. Mit anſtaunungswürdiger Grazie weiß ſie ſogar allen ihren Einfluß zu verbergen und nur ſo erſcheinen zu laſſen, daß er nicht nur die, auf die er ſich erſtreckt, nicht compromittirt, ſondern auch denen nicht verdächtig wird, gegen die er gerichtet iſt. . . . Für wie charakteriſtiſch in dieſer Beziehung darf die Nachſchrift des eben mitgetheilten Briefes gelten! Nachdem ſie angegeben, wie Alles zu machen, auszuführen und zu vollbringen iſt, und veranlaßt hat, daß man nun auch wirklich daran geht es nach ihrer Vorſchrift zu machen, auszuführen

und zu vollbringen, nach alledem ſchreibt ſie: der König hatte dieſelben Gedanken, die auch ich hatte, er ſprach mit dem Geſandten; werden die Pläne vollſtreckt, ſo habe ich ſelbſt natürlich nichts mehr damit zu ſchaffen. Der König iſt König und der franzöſiſche Geſandte ſein officieller Rathgeber. Was hat da die Fürſtin des Urſins zu ſagen? Die Fürſtin des Urſins hat nur ein wenig nachgedacht..... Nachgedacht! ..... Und nun läßt ſie darin handeln, wie man es für recht hält! ..... Wahrlich das iſt ſehr weiblich! Und dieſe Weiblichkeit iſt in der Fürſtin des Urſins ein großer Reiz. Nachdem ſie fünf Seiten wie ein großer Staatsmann, wie ein Politiker, wie ein Feldherr geſchrieben, kann ſie den Brief nicht ſchließen, ohne eine Nachſchrift wie eine Frau zu ſchreiben. Nicht mit Groll, nicht mit Aerger kann der Marquis von Torcy den Brief aus der Hand gelegt haben. Der Brief hat ihm zwar manche Wahrheit, manche Rüge geſagt, aber wie konnte ihn das verletzen, wie beleidigen? Sagt die Frau am Schluſſe doch ſo beſcheiden, daß ſie nur ein wenig gedacht habe. Und wenn dieſe Gedanken ausgeführt werden, ſagt ſie ferner, ſo geſchieht dies nicht, weil es meine Gedanken waren, ſondern weil ſie mit den Gedanken Anderer zuſammenſtimmten, welche die Gewalt und die Macht haben, ſie ins Werk zu richten.

Die Fürſtin des Urſins überhob ſich nicht. Sie war ſo klug ſich den Anſchein von weniger Einfluß zu geben, als ſie in der That beſaß. Aber deswegen hatte ſie ja

auch Ludwig XIV. geſchickt. Dieſer König wollte, daß man ſeine Herrſchaft in Spanien nicht merken ſollte. Deswegen ließ er ſie in die Hände einer Frau legen, die ſie unter gewinnendem Lächeln und unter ſpielender Anmuth verbarg. In der Wirklichkeit jedoch regierte ſie nach den Vorſchriften und Winken der Frau von Maintenon das ganze Land. Aus Philipp V. machte ſie vollends, was ſie wollte. Nur freilich einen Helden und Staatsmann konnte ſie nicht aus ihm machen. Sie brachte ihn nicht einmal dazu, daß er ſich, wie es zu wünſchen war, an die Spitze des Heeres ſetzte. Im Lager fand er freilich das Bett ſeiner Gemahlin nicht. Und ohne dieſes Bett, wie wir ſchon geſagt, konnte er nicht leben .... Aber er ſollte es doch. Es wurde in Paris gewünſcht und die Fürſtin hatte Mühe genug ihn deswegen bei der Frau von Maintenon zu entſchuldigen.

Am dritten Februar 1706 ſchrieb ſie unter anderem:

„Es iſt nöthig, Madame, daß ich die Ungeduld befriedige, die Sie haben den König von Spanien an der Spitze ſeines Heeres zu erblicken. Ich bin ſelbſt in einem zu hohen Grade betrübt darüber ſeine Abreiſe von einem Monat auf den andern verſchoben zu ſehen, als daß ich die Gründe, die ihn dazu bewogen, nicht von Anderen erörtern laſſen ſollte. Der Aufſtand im Königreiche Valencia iſt Aller Anſicht nach ein ſehr gefährlicher und die Truppen, die man dahin hat ſchicken müſſen, um ihn zu dämpfen, haben die Armee des Herrn Marſchall von Teſſé zu ſehr geſchwächt, um es zu wagen Seine Majeſtät

in einem Lande an ihre Spitze zu ſtellen, in welchem Alles, was Waffen tragen kann, dieſelben ergriffen hat. Der Herr Marſchall hat deswegen geglaubt, ſich erſt Aragoniens bemächtigen zu müſſen, ehe er nach Katalonien einrückt. Eine Armee en corps hat ihm zu dieſem Vorhaben nicht geeignet geſchienen und er ſich deswegen bewogen gefühlt ſeine Truppen hier und da um den Ebro herum zu cantonniren, damit er Lebensmittel und Alles, was zu einer ſolchen Unternehmung nöthig iſt, ſammeln könne ..... Dies, Madame, antwortete man mir, wenn ich fragte, wie Sie gefragt haben. Es iſt die Sache des Königs zu beurtheilen, ob dieſe Gründe gut oder ſchlecht ſind. Jedenfalls dürfen Sie ſich verſichert halten, daß der König von Spanien vor Verlangen brennt, abzureiſen, und daß er ſowohl wie die Königin die Zeit bedauern, die man ſeit beinahe einem Monate zu verlieren ſcheint. ....."

Die Entſchuldigung, wie wir ſie hier mitgetheilt, konnte nicht klüger gegeben werden, als ſie gegeben worden iſt. Der König wird wegen ſeiner Verſäumniß angeklagt, aber angeklagt in einer Weiſe, daß die Schuld nothwendig von ihm ab und auf ſeine Umgebung fallen mußte. Dadurch brachte es natürlich die Fürſtin des Urſins dahin, daß man den König von Spanien von Paris aus antrieb und immer mehr und mehr auf ſie verwies.

Sie brachte es denn auch wirklich dahin, daß auf beſonderen Befehl Ludwigs: Philipp kurz darauf ſich zum

Heere begab, aber freilich an der Spitze deſſelben mit ſo gar wenig Glück operirte, daß man ſich genöthigt ſah, ihm den Herzog von Orleans zu Hülfe zu ſchicken.

Während dieſer Zeit war es, daß die Fürſtin des Urſins am neunten April 1706 an Frau von Maintenon ſchrieb:

„Ich geſtehe Ihnen, Madame, daß ich beſſer, als irgend Jemand in der Welt begreife, was Sie in der jetzigen Zeit zu leiden haben, ſind Sie und ich doch wohl die Einzigen, die an dem Schickſale unſerer Könige einen ſo tiefen und innigen Antheil nehmen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie erregt die Gedanken ſind, mit denen ich mich niederlege ſowohl als aufſtehe, ſie ſind zu erregt, als daß meine Geſundheit dabei beſtehen könnte! Ich leide heftig an Rheumatism; aber was mich noch mehr als dieſes Leiden beläſtigt; das iſt die Schwäche meines Auges, dem Licht und Staub hier durchaus nicht zuträglich ſind ..... Sie täuſchen ſich nicht, Madame, wenn Sie glauben, daß ich keinen Augenblick müſſig bin; faſt nie habe ich Muße meinen Gedanken nachzuhängen, immer muß ich ſie beſtimmten Verrichtungen widmen. Erlaubt mir der Zufall, daß ich mir die Ehre geben kann, an Sie zu ſchreiben, ſo werde ich jeden Moment unterbrochen, denn mein Amt erfordert, daß ich mir den Kopf über allerlei nichtsſagende Dinge zerbreche, an denen alle Camerera Major vor mir ihr Vergnügen fanden. Es iſt leider nicht an der Zeit, das zu verwerfen

und doch giebt es ſo viel wichtigere Dinge, an die ich zu denken habe."

Sie dachte wirklich an Alles in Spanien und manchmal darüber hinaus auch noch an die Welt. Einmal hat ſie einen langen Brief faſt allein politiſchen Inhalts an die Frau von Maintenon geſchrieben. Er iſt zuſammengelegt, couvertirt und geſiegelt der Brief, da reißt ſie ihn noch einmal auf und macht eine Nachſchrift. Eine Nachſchrift! Und von was? Von den Worten: „Was für Ungeheure giebt es doch in der Welt! Mein Gott!" ....

Wir ſagten ſchon: die Fürſtin des Urſins war bei aller Politik, aller Staatskunſt doch eine echte Frau. Nachdem ſie eine lange politiſche Abhandlung geſchloſſen, erfuhr ſie, daß vielleicht ein Mann ſchlecht von ihr geſprochen, oder ein Anbeter ihr untreu geworden ſei, gleich reißt ſie den Brief wieder auf und ſetzt unter ihre Depeſche den Ausruf: „Was für Ungeheure giebt es doch in der Welt! Mein Gott!"

Die Männer lachen vielleicht, wenn ſie dieſes Anhängſel leſen. Aber die Frauen werden wiſſen, was es zu beſagen hat. Frau von Maintenon verſtand es gewiß. Sie verſtand in dieſem Ausrufe das Herz eines Weibes, das vor lauter Staatsgeſchäften nicht dazu kam ſich auszulaſſen und daß nur eben Zeit hatte, ſich in dieſem Schmerzensſchrei Luft zu machen.

„Was für Ungeheure giebt es doch in der Welt! Mein Gott! ..... Wahrlich in dieſem Satze liegt

eine ganze Geſchichte, das ſtille Geheimniß einer weiblichen Seele.

Wir können es nicht entziffern, nicht enträthſeln, aber reſpektiren können wir es. Reſpekt verdient die Fürſtin des Urſins jedenfalls, ſo ſehr der Herzog von Saint-Simon auch dagegen iſt. Und ſie verdient ihn hauptſächlich deswegen, weil ſie die männliche Entſchloſſenheit, die ihr eigen war, nicht gar zu ſehr auf Koſten ihrer Weiblichkeit walten ließ. Dieſe Sorge für die Kinder der Königin von Spanien, dieſe langen Erzählungen, die ſie von Schwangerſchaft, Ammen und Erziehung mitten in ihre politiſchen Erörterungen hineinflicht, ſie beweiſen am Beſten, wie ſie doch nie vergaß, daß ſie eine Frau war. Und daß ſie als Frau doch wieder ſo reſolut, ſo unternehmend, ſo wenig verzärtelt ſein konnte, wie ſehr gereicht ihr dies nicht zur Ehre!

Am ſiebenten November 1707 ſchreibt ſie da unter anderem:

„Vergangene Woche, Madame, konnte ich Ihnen nicht ſchreiben, weil ich das Fieber hatte: ich habe mich dabei ſelbſt und nach meiner eigenen Eingebung behandelt, ganz ohne Arzt, und ich bin jetzt auch richtig wieder hergeſtellt..... Doch muß ich mich vor einem Rückfalle hüten, denn es iſt hier eine hergebrachte Sache in dieſem Jahre, daß man nach kaum überwundenem Unfalle noch zwei oder dreimal nachträglich in denſelben zurückverfällt. Auf alle Fälle hin beobachte ich eine Diät, wie man ſie am Hofe in Frankreich unter denſelben Umſtänden

zu beobachten nicht für möglich hielte. Aber wie dem auch ſei, Madame, wenn es durchaus nöthig iſt, daß Sie oder ich das Fieber haben, ſo wird es immer beſſer ſein, wenn ich damit behaftet werde, denn ich werde bei ſolchen Gelegenheiten nie ſo melancholiſch wie Sie, die Sie mir am heiterſten ſcheinen, wenn Sie ſich wohl befinden."....

Nirgends aber zeigte ſich die Fürſtin des Urſins geſcheuter als in der Art, in der ſie über den Herzog von Orleans nach Paris ſchrieb. Es iſt bekannt, daß Ludwig XIV. es durchaus nicht leiden konnte, wenn irgend Jemand neben ihm berühmt wurde. Der Ruhm ſollte ihm allein gehören. Wie er geſagt hatte: Ich bin der Staat!.... ſo ſagte er auch: Der Ruhm, das bin ich... Er haßte Racine, weil der Name dieſes Dichters neben dem ſeinigen glänzte..... Nun gar den Herzog von Orleans!..... Dieſer junge Prinz war wüſt, lärmend, übermüthig und laſterhaft, aber er hatte Muth, Geiſtesgegenwart und den Blick eines Feldherrn. Dieſer beſonders war es, den Ludwig an dem Prinzen nicht leiden mochte. Er hatte denſelben ſchon einmal von ſeinem Heere abgerufen, weil er an der Spitze deſſelben Geltung und Ruf gewann. Nach Spanien hatte er ihn nur nothgedrungen gehen laſſen. Philipp war kein Soldat, er blieb gegen die Feinde überall im Nachtheile, es mußte da alſo, wenn man Spanien nicht verloren geben wollte, ein Aeußerſtes geſchehen. Und dies Aeußerſte war für Ludwig die Abſendung des Herzogs von Orleans, der auch wirklich bald den Dingen jenſeits der Pyrenäen

eine günſtigere Wendung gab. Er ſchlug und verdrängte die Feinde.

Die Fürſtin des Urſins, die darüber Nachricht zu geben hatte, that dies mit einem ganz wunderbaren Geſchicke. Sie rühmte in allen Thaten des Herzogs von Orleans den Geiſt Ludwigs. Sie wußte es ſo zu machen, daß alles Lob, was dem jungen Prinzen geſpendet wurde, als ein Attribut des Königs erſchien. Der König, der am Ende die Sache wohl durchſchaute, ließ ſich aber doch eine lange Zeit dadurch blenden, leider aber nicht ſo lang, als es wünſchenswerth war. Er rief den Herzog früher ab, ehe der Feind ganz darniederlag.

Die kluge Zurückhaltung der Fürſtin des Urſins gegen den Herzog von Orleans aber hatte die Folge, daß man ſie mit dieſem zu entzweien ſuchte. Man erkannte die Politeſſe nicht, mit der ſie verfuhr.

In einem Briefe ohne Datum ſchreibt ſie deswegen an Frau von Maintenon:

„Es bleibt mir nur noch übrig, Madame, Ihnen von einer Kabale Rechenſchaft zu geben, vor der ich ſie zu warnen mir die Freiheit genommen habe. Sie verlangen, daß ich mich offen erklären und keine halben Worte ſagen ſoll. So viel ich aber weiß, hat dies ſchon der Herr Geſandte an meiner Statt gethan und einen langen, ausführlichen Brief über dieſe Angelegenheit an den Hof geſchickt. Ich weiß ſehr wohl woher die Sache kommt. Es giebt da noch immer vier oder fünf Granden, die in ihren Intriguen gegen mich fortfahren:

ſie wollen Frankreich gerne überreden, daß hier Alles verloren ſei, wenn man das Gouvernement nicht ändere; allein dies that man nur aus Verblendung gegen mich und aus mißverſtandenem Intereſſe. Wollte man dieſen Leuten folgen, ſo ginge hier ſchon lange Alles drunter und drüber. Sie verſammeln ſich aber nichtsdeſtoweniger ſehr oft zu Berathungen bei denen, wie ſie öffentlich erklären, der Herzog von Orleans den Vorſitz führt. Die Holländiſchen Zeitungen ſind voll dieſer Armſeligkeiten und es geſchieht mir nicht eben ſelten, daß ich im Ernſte gefragt werde, ob ich mit Seiner Königlichen Hoheit entzweit ſei und ob der König mir ſeine Gnade entziehe. Ich antwortete hierauf, Madame, daß ich von alledem nichts wiſſe und daß, wenn durch irgend ein Unglück es geſchehen ſollte, daß Seine Majeſtät mit meinem Verhalten unzufrieden ſein müßte, ich keinen Augenblick zögern würde ihn unterthänigſt zu bitten mich aus dieſer Stellung, die ich die Ehre habe hier einzunehmen, ſofort zu entlaſſen..... Ich habe einige meiner Freunde am Hofe einen Brief des Herrn Herzogs von Orleans leſen laſſen, in welchem Seine Königliche Hoheit mir die Ehre erweiſt, mir auf die allerverbindlichſte Weiſe von der Welt zu ſchreiben, daß er mich bitte Ihnen, Madame, mehr als ſonſt Jemand auf Erden zu trauen. Man war überraſcht, zu leſen, daß dieſer Prinz mir eben ſo viel Freundſchaft erweiſt, als man in Madrid und ſelbſt in Frankreich glaubt, daß er mit mir in Feindſchaft ſtehe. Und dies hat, wie ich glaube, guten

Erfolg gehabt. Aber Seine Königliche Hoheit würden auch, wenn es mir erlaubt zu sagen ist, großes Unrecht haben, wenn Sie die ehrfurchtsvolle und aufrichtige Anhänglichkeit, die ich für Sie hege, verkennen wollten. Sie wissen mehr als Jemand sonst, Madame, auf welche Art ich von den guten und großen Eigenschaften des Prinzen gesprochen, und ich wüßte nicht, weßwegen ich auch anders von ihnen sprechen sollte."

So gescheut dieser Brief auch abgefaßt war und wie sehr die Schreiberin darin auch getrachtet hatte sich nach beiden Seiten hin gerecht zu machen, eine völlige Aussöhnung scheint ihr doch nicht gelungen zu sein. Abgesehen davon, daß sie noch mehrmals auf ihr Verhältniß zum Herzog von Orleans in ihrer Correspondenz, wie auf eine wunde Stelle darin, etwas zagend und scheu zurückkommt, schreibt sie unter dem acht und zwanzigsten April 1709 auch noch einen Brief, in welchem sie sich gleichsam auf Gnade und Ungnade ergiebt. Dieser Brief lautet:

„Ihre Briefe werden leider sehr selten, Madame. Durch die hier zuletzt angekommene Post habe ich keinen erhalten, keinen, Madame, und doch habe ich nie mehr auf die Ehre einen zu bekommen gerechnet, als gerade jetzt. Ich schreibe Ihnen also diesmal nicht, um Ihnen zu antworten, sondern nur um Ihnen meine Gedanken und Empfindungen über das mitzutheilen, was mir das Wichtigste ist. Gilt es doch: mir die Güte zu bewahren, durch welche mich der König ehrt und ohne die ich die

unglücklichſte Perſon auf dieſer Erde ſein würde. . . . . Der Friede, den man von allen Seiten von Seiner Majeſtät abgeſchloſſen zu ſehen wünſcht und deſſen Bedingungen man veröffentlicht, wirft mich in eine Lage, die eben ſo unangenehm als drückend iſt. Ich weiß durchaus nicht wie ich mich bei ſo bewandten Umſtänden zu verhalten habe; ich weiß nur, daß ich eine gute Franzöſin bin, daß meine erfurchtsvolle Anhänglichkeit an den König unendlich iſt und daß meine Erkenntlichkeit für ſeine Gnade, dieſer Gnade immer angemeſſen ſein wird. Erlauben Sie darum, Madame, Sie unterthänigſt zu bitten mich wiſſen zu laſſen, wie ich hierbei mich zu verhalten habe, auf daß der König mehr und mehr durch meine Handlungen erkennen lerne, wie ſehr ich ihm von ganzem Herzen ergeben bin. Sein Geſandter, deſſen Eifer ebenſo groß iſt, wie der Geiſt und die Bildung, die er beſitzt, wird ihn über nichts im Unklaren laſſen, was ſich hier am Hofe begiebt und ohne Zweifel ihm auch gemeldet haben, daß Seine Katholiſche Majeſtät entſchloſſen iſt, ſeine Krone und ſeine Unterthanen nur mit dem Leben aufzugeben."

Dieſer Brief iſt eine Art Chamade, welche die Fürſtin des Urſins zu ſchlagen beginnt. Man weiß, daß ſie gerade vor allen auf den Krieg beſtand und Philipp V. dazu anfeuerte. In dieſem Feuer befindet er ſich noch, ſagt ſie, aber will der König von Frankreich, daß es erlöſchen ſoll, gut, ſo will ich es dämpfen, dämpfen zum Leidweſen des Herzogs von Orleans. Denn der Herzog

von Orleans, wenn er auch schon nicht mehr an der Spitze des Heeres stand, von der ihn Ludwig abberufen, durfte doch hoffen, dahin zurückzukehren, sobald die Lage drängend wurde."

In einem darauf folgenden Briefe vom sechsten Mai 1709 sagt sie:

„Sie werden aus meinem letzten Briefe ersehen haben, Madame, wie ich über die gegenwärtige Lage unserer Angelegenheiten denke und wie ich vor allem wünsche darin nach dem Willen des Königs zu handeln. Einen Augenblick habe ich daran gedacht mir die Freiheit zu nehmen selbst an den König zu schreiben und ihn ganz unterthänigst zu bitten mir, was ich hierbei thun soll, höchst eigenhändig vorschreiben zu wollen. Aber nach einiger Ueberlegung habe ich klüger zu handeln geglaubt mich an Sie, Madame, zu wenden, um die Absichten Seiner Majestät zu erfahren. Ich bitte hier noch einmal mir dieselben mittheilen zu wollen. . . . . ."

Weiter unten fährt sie fort:

„Ich bin sehr erstaunt darüber, Madame, daß der Herr Marschall von Villars die Truppen in besserem Zustande und geordneterer Disciplin gefunden hat, als man am Hofe zu Versailles es vermuthete; es scheint, daß fast alle Welt sich verschwört den König zu entmuthigen. Es hätte vielmehr im Interesse dieses Generals gelegen die Uebel zu vermehren, als zu vermindern; würde er dadurch doch unangenehmen Ereignissen entgangen sein, die er vielleicht jetzt doch nicht wird ver-

hindern können. Hat er doch Recht, daß man mit einer Armee, die keinen Sold bezieht, nichts ausrichten kann. Wie lange ist es her, Madame, daß man an Ihrem Hofe schrie, wie man weder Geld noch Leute habe und darum gezwungen sei Frieden um jeden Preis zu machen! Sie haben aber im letzten Feldzuge gesehen, wie falsch das Alles war, und wenn die Generäle einig gewesen wären, so würden Sie noch mehr Gelegenheit erhalten haben sich davon zu überzeugen, wie man mitten unter Hülfsmitteln aller Art verzweifelte . . . . Ich will in diesen Dingen nicht weiter gehen, denn ich weiß, dies würde nur dahin führen Sie und mich selbst aufs Höchste zu betrüben; aber so viel ist gewiß, Madame, wie mir scheint: könnte ich mein Herz Ihnen in einer vertrauten Zusammenkunft ohne Rückhalt öffnen, so würden viele Sachen zum Vorschein kommen, die uns in den Abgrund stürzen und die, wie ich glaube, man leicht hätte voraussehen können, oder auch ganz zu vermeiden vermocht haben würde. Indeß will ich immer noch hoffen, daß der Himmel einen Schlag zu unseren Gunsten thue . . . . . ."

Etwas von diesem Schlage glaubte die Fürstin des Ursins schon in dem Siege zu sehen, den der Marquis von Bay um diese Zeit über die Portugiesen errang. Sie theilte diese Nachricht ganz triumphirend der Frau von Maintenon mit und ereiferte sich in hohem Grade, als diese in die darüber ausgebrochene Freude einzustimmen wenig Lust bezeigte.

Sie ſchrieb am dritten Juni 1709 an dieſe:

„Sie haben wenig Freude über unſere Siegesnachricht empfunden, Madame, vielleicht hat ſie Ihnen ſogar Kummer gemacht, weil Sie befürchten, daß durch die Fortſchritte in Spanien Seine Katholiſche Majeſtät dem ſo ſehr gewünſchten Frieden Schwierigkeiten in den Weg legen möchte. Indeſſen, was thut das? Wenn man hier zu Lande die Feinde ſchlägt, ſo wird man anderswo die, mit denen der Herr von Torcy unterhandelt nur um ſo weniger ſtolz und um ſo weniger ungerecht finden. Aber freilich man hat den Herrn Marſchall von Beſons für derartige Unternehmungen wohl nicht hierhergeſchickt; ich glaube ſogar, daß wenn wir die Mittel und Wege fänden dieſe Campagne fortzuſetzen, die Franzoſen, welche er kommandirt, nicht Befehl erhalten würden die Schwäche des Erzherzogs in Catalonien zu benutzen. Man muß geſtehen, daß es ein großes Unglück für die beiden Könige iſt, daß die Maaßregeln nicht ergriffen werden, die ihnen von Vortheil ſein müßten. Ich befürchte ſehr, daß man dies ein wenig zu ſpät einſehen wird ..... Ein Courier, den der Herr Herzog von Alba abgeſchickt hat, verſicherte mir, daß er auf ſeinem ganzen Wege das Korn in ſehr gutem Wachsthume geſehen habe. Wenn aber die Ernte gut wird, hört natürlich die Hungersnoth auf. Aber dieſe iſt es freilich ja nicht allein, die man Sie fürchten läßt. Man erzählt Ihnen auch noch vom Scorbut und der Peſt. Hat man Ihnen nicht auch noch mitgetheilt, daß hier der Himmel anfängt einzuſtürzen?...

Ich geſtehe zu, daß allerhand Mißgeſchick kommen kann; aber warum ſich im voraus über Dinge ängſtigen, die noch nicht vorhanden ſind? ..... Wenn die Soldaten glaubten vor Hunger ſterben zu müſſen, würden ſie nicht ſo viel Muth beweiſen, als ſie zu Tage gelegt haben; und wenn die Officiere und der Herr Marſchall von Villars ſich damit begnügen ſchwarzes Brot, oder Brot von Gerſte zu eſſen, ſo bin ich überzeugt, daß man im Stande iſt, ihnen dieſes zu geben..... Verzeihen Sie, ich bitte Sie, Madame, wenn ich nicht ganz wie Sie, die Nothwendigkeit einſehe, ſich den Geſetzen der Ligue, die dieſe dem größeſten Monarchen der Welt vorſchreibt, zu unterwerfen. ....."

In einem Briefe vom zehnten Juni ſagt ſie ferner:

„Ich geſtehe gern, Madame, daß unſer Mißgeſchick ſehr groß iſt und daß Sie mehr als eine Urſache haben ſich zu betrüben, wenn der Friede auf jene furchtbaren Bedingungen hin zu Stande kommt, auf welche die Feinde beſtehen. Es kommen mir darüber ſo entſetzliche Dinge zu, daß ich nicht begreife, wie man um dieſen Preis den Frieden erkaufen mag. Müßten meiner Ueberzeugung nach ſich doch lieber alle Unterthanen des Königs opfern, als eine ſolche Schmach über Frankreich ergehen laſſen. Es giebt Niemanden in Spanien, der die verderblichen Abſichten der Ligue nicht kennte und begriffe, daß man dieſe Monarchie Frankreich abwendig machen will. Ich überlaſſe Ihnen ſich auszudenken, welchen Eindruck hier dieſe Dinge machen und in welchen Zuſtand ſie den

König und die Königin verſetzen. Was ich bewundernswürdig dabei finde, Madame, das iſt, daß Sie betroffen, aber nicht niedergeſchlagen ſind und daß der König ganz eingenommen von der Sorge iſt, ſich allein zu vertheidigen, im Fall der König ſein Großvater ihm die Hülfe verweigert, die er ihm verſprochen und ohne welche es ihm allerdings ſchwer ſein wird ſich Spanien zu erhalten. Sie fordern mich auf, Madame, hier zu bleiben, weil Sie glauben, daß ich den Majeſtäten nicht ohne Nutzen ſein würde und vor allem weil die Königin einer menſchlichen Seele bedürfe, die ſie tröſte. Aber Sie können verſichert ſein, Madame, die Erhabenheit ihrer Seele und die Stärke ihres Geiſtes werden ſie mehr unterſtützen, als Alles, was ich zu thun vermöchte, um ihren Kummer zu mildern. Dieſen Kummer fürchte ich nur noch zu vermehren durch das Mißtrauen, das die Spanier gegen mich hegen werden, wenn ſie mich durch das Vertrauen der Majeſtäten geehrt ſehen, mich, die ich, wie Sie wiſſen, abhängig vom Könige von Frankreich bin. Sie würden, wenn die Dinge nicht nach ihrem Wunſche ging Gelegenheit nehmen ſich zu beklagen, daß es der Geiſt Frankreichs ſei, der ſie beherrſche durch meine Einflüſterungen. Darum, Madame, wäre es gut, denke ich, wenn man ihnen dieſen Vorwand zur Klage nähme. Die Verehrung, die ich für eine Prinzeß und einen Prinzen hege, die mich durch ſo viel Güte ausgezeichnet haben, erlaubt mir nicht in ihrem Dienſte zu bleiben wenn ich Urſache habe anzunehmen, daß ich durch dies Darinver-

bleiben ihnen Schaden bereite. . . . . Ich werde die Ehre haben, Madame, mich gegen Sie noch vollſtändiger über dieſe Sache auszuſprechen, wenn wir von dem Erfolge unterrichtet ſein werden, den die Unterhandlungen des Herrn von Torcy gehabt. Darin bin ich mit Ihnen einverſtanden, Madame, daß der König und die Königin noch viele Wechſel der Umſtände mit anzuſehen haben werden; ihre Jugend und die Zeitläufe ſind gleich berechtigend zu dieſer Annahme; das Haus Oeſterreich iſt allerdings nicht zahlreich genug, um hoffen zu dürfen, die Herrſchaft ſich noch auf lange Jahre hin in's Geſammt über dieſe Monarchie bewahren zu können; aber dies ſind doch nur ſchwache Hoffnungen auf die Wiedererlangung einer Krone in dem Augenblicke, wo man im Begriffe ſteht ſie zu verlieren. . . . . "

Man ſieht aus allem dieſen, daß die Fürſtin des Urſins ein wirklich politiſcher Kopf war, ein Kopf, der zu definiren, zu combiniren und was am meiſten ſagen will, auch ihre eigene Stellung im Auge zu behalten wußte. Das, was ſie über die Nothwendigkeit ſagt, den Hof von Spanien zu verlaſſen, iſt klug und durch die Lage der Dinge motivirt. Wenn ſie nichtsdeſtoweniger blieb, ſo geſchah dies nur, weil eben Ludwig XIV., wenn er auch ſchon Philipp V. nicht mehr helfen konnte, demſelben doch immerhin noch rathen wollte. Darum geſchah es denn auch, daß das Rückberufungsgeſuch der Fürſtin des Urſins unberückſichtigt und ſie vor wie nach am Spaniſchen Hofe blieb.

Am zwölften Juni 1709 ſchrieb ſie zwar:

„Ich habe die Güte erkannt, mit welcher der König in der Depeſche an ſeinen Miniſter mich zur Herrin über die Entſcheidung macht, ob ich hier bleiben oder mich entfernen will. Er ſei überzeugt, ſagt er, daß meine Dienſte den Katholiſchen Majeſtäten ſehr nützlich ſein würden, meint aber, daß es an mir ſei, mich zu dieſen zu verſtehen oder nicht. Nachdem ich lange hin und her überlegt habe, was dem Könige und der Königin am meiſten nützen könne, mein Bleiben oder mein Gehen; habe ich beſchloſſen, Madame, daß es beſſer ſei mich zu entfernen, weil ich fürchte, wenn die Spanier das Vertrauen ſehen, mit denen die beiden Majeſtäten mich beehren, ſie mir alles das zur Laſt legen werden, was der König und die Königin nicht nach ihrem Wunſche thun.. Ich habe bisher von meinem Plane nur zu dem Herrn Geſandten geſprochen. Der Zuſtand, in dem ſich gegenwärtig die Königin befindet, macht es mir ſchwer denſelben auch ihr mitzutheilen. Doch wird dieſe Mittheilung noch ſchmerzlicher für ſie ſein, wenn ich ſie ihr in den Wochen mache. Ich weiß wie ungern ſie und der König mich entlaſſen. Als ich vor längerer Zeit den König und die Königin allein in ihrem Zimmer traf, erwieſen ſie mir die Ehre, mir unter Thränen zu ſagen, wie unglücklich ſie ſein würden, wenn ich ſie eines Tages verlaſſen wollte..... Sie können ſich leicht denken was dieſer Auftritt für einen Eindruck auf mein Herz gemacht hat. Aber je mehr Liebe dies für ſie fühlt, um ſo mehr

muß ich darauf bedacht ſein ihre Intereſſen wahrzunehmen. Ich glaube Sie werden dieſe zarte Rückſichtsnahme nicht tadeln, Sie gewiß nicht, Madame, die Sie zum mindeſten meinen das Fieber zu bekommen, wenn Sie an eine Ungnade der Könige denken. . . . . Ich werde diejenigen Maßregeln ergreifen, die mir die beſten ſcheinen, um die Katholiſchen Majeſtäten in meine Abreiſe einwilligen zu machen."

Dieſe Abreiſe aber wie geſagt, erfolgte nicht. Es ereigneten ſich ſehr bald Dinge, die ſie von ihrem Entſchluſſe zurückkommen ließen, obſchon derſelbe ziemlich feſt in ihr ſchien geweſen zu ſein. Wahrſcheinlich war ſie von der Kälte, die Ludwig XIV. bei ihrem Rückberufungsgeſuche zeigte, verletzt. Sie hatte erwartet, daß er in Anerkennung ihrer Verdienſte, dieſe Gelegenheit ergreifen würde, um ihr ſeinen Antheil und ſeine beſondere Achtung zu beweiſen. Allein ſo etwas lag nicht im Charakter des Franzöſiſchen Königs. Ludwig hielt Niemand für unerſetzlich in der Welt, als ſich ſelbſt. Daß die Fürſtin des Urſins Dank und Anerkennung von ihm erwartete, verdroß ihn; wie es ihn wohl auch noch mehr verdroß, daß ſie auf das, was ſie gethan, einigen Werth meinte legen zu dürfen. Ludwig dachte, daß das, was ſie ausgeführt, nur ſeine Gedanken geweſen wären, auch dann, wenn dieſe Gedanken nie in ſeinem Sinne gelegen. Dadurch, daß er ihr erlaubt hatte für ihn und ſeine Intereſſen zu denken, glaubte er, daß er das einzige und ausſchließliche Recht auf dieſes Denken habe. Dies

Denken war sein Denken, weil er es gewünscht, weil er es gefordert hatte, weil es nicht dagewesen sein würde, wenn er es nicht anbefohlen. Daß seine Abgesandte, seine Creatur eine gewisse Selbstständigkeit, eine Art von Eigenwillen haben wollte, verletzte ihn. Deswegen bewies er sich so spröde gegen die Fürstin, so kalt, so wortkarg. Darum stellte er ihr frei zu bleiben oder zu gehen. Du bist nicht nöthig, sagte er ihr auf verstohlene Weise damit; was du thust, werden auch Andere thun. Und die Fürstin des Ursins, die da wußte, daß dies nicht der Fall sein würde, zog sich dadurch beleidigt und gekränkt, auf jenen Entschluß zurück, den sie der Frau von Maintenon auf eine, nicht eben allzu zarte und rücksichtsvolle Weise zur Kenntniß brachte.

Daß sie ihn nicht ausführte, wie wir schon angegeben, geschah, weil die Ereignisse sie überholten und sie in eine Lage versetzten, in welcher ihrem Ehrgeiz eine so lachende Aussicht eröffnet wurde, daß sie es nicht über sich vermochte sich davon loszureißen. Auch spannte Ludwig selbst bald darauf, wahrscheinlich auf Veranlassung der Frau von Maintenon, gelindere Saiten auf, Saiten, die mit ihrem verführerischen Klange die Fürstin auf ihrem Platze zu fesseln wohl geeignet waren.

Bereits am ersten Juli 1709 schrieb sie an Frau von Maintenon in einem Tone, der da beweist, wie sehr sie schon wieder sich sicher und in der Gunst des Königs von Frankreich wußte. Gleich zu Anfang heißt es:

„Es hängt nur von Ihnen ab, Madame, mich zu

beruhigen und meinen Groll zu beſänftigen. Will der König die Güte haben die zwanzig Bataillone, um welche Seine Katholiſche Majeſtät ihn bittet, in Spanien zu belaſſen, ſo werden wir ganz zufrieden geſtellt ſein. Wollte er dreißig andere an den Herrn Herzog von Noailles ſchicken, ſo würde dadurch ſeine Gnade vollſtändig gemacht und wir durch dieſe Heeresvermehrung in den Stand geſetzt werden mit einer beträchtlichen Armee in Catalonien einzurücken. Dies Einrücken in ein Land, wo man es müde iſt den Erzherzog zu friſten, würde ohne Zweifel dieſen Prinzen, der ſich hier gar nicht mehr gefällt, veranlaſſen Spanien ganz zu räumen. Wollen Sie denn gar nicht begreifen, Madame, von welchem Nutzen dieſer Vorgang für Frankreich ſein würde. Es ſcheint, daß man es immer für ein Hinderniß zum Frieden angeſehen hat, wenn unſer Katholiſcher König auf ſeinem Throne befeſtigt würde und man aus dieſem Grunde dieſe Befeſtigung nicht mit allen zu Gebote ſtehenden Kräften ausgeführt hätte. So viel ſteht feſt, je mehr man uns niederdrückt, je mehr wird der Stolz der Gegner in die Höhe ſchwellen. Hätte man aber zur rechten Zeit uns unterſtützt und unſere Schwäche verborgen, ſo würden Sie die Feinde weniger übermüthig gefunden und nicht ſolche Forderungen an den König machen ſehen, wie ſie jetzt die Unverſchämtheit haben ſie von ihm zu verlangen. Ich kann es nicht verhindern, Madame, daß mein Blut vor Zorn zu gähren beginnt, wenn ich an jenen Stand der Dinge denke, auf welchen man

Frankreich zurückführen will. Iſt es nicht ſchrecklich, daß alles Geld, welches bei den Geſchäftsleuten zu finden, nicht zum Vorſchein kommt, wo es gilt es den Bedürfniſſen des Staates zu widmen! Doch noch will ich hoffen, daß ſich die Härte ihrer Herzen erweichen wird."

„Ich lege großen Werth, Madame, auf einen General, welcher ſich nicht entmuthigt zeigt, auch wenn er hinter dem Gegner an Streitkraft zurückſteht. Der Herr Marſchall von Villars, welcher ſeinen Stand und den Ruhm liebt, ſchmeichelt ſich daſſelbe Glück haben zu können, das mehrere vor ihm gehabt haben, die geringer an Zahl, dem Feinde dennoch den Sieg abgewannen. Warum auch ſollte ihm das nicht geſchehen können?"

Am dritten Juli 1709 ſchreibt ſie in einem noch etwas härteren Tone:

„Sie hatten die Freundlichkeit, Madame, in Ihrem Briefe vom vier und zwanzigſten Juni mir den Entſchluß des Königs mitzutheilen, demzufolge er die Abſicht hatte alle ſeine Truppen aus Spanien zurückzuziehen. Leider haben Sie es nicht der Mühe werth gehalten, mir Nachricht darüber zu geben, ob der König ſeinen Entſchluß geändert und die fünf und zwanzig Bataillone, um welche ihn Seine Katholiſche Majeſtät gebeten haben, hier belaſſen will. Es iſt dies eine Sache von großer Bedeutung, Madame, und ich will nicht glauben, obſchon Ihr Schweigen mich verleiten könnte, es zu thun, daß Sie es ſind, die nicht gerne ſehen, daß der König ſeinem Enkel dieſen Beweis von Güte gebe. Haben Sie mir

doch deutlich genug die Versicherung gegeben, daß Sie diesen Enkel des großen Ludwig entthront zu sehen wünschen, und wissen wir doch alle hier, daß da, wo Sie sind, fast alle Welt gesonnen ist diesen Wunsch zu theilen und nichts mehr, als das gänzliche Aufgeben unseres Königs verlangt. Aber wie dem auch sei, Madame, ich kann dennoch nicht glauben, obschon Sie es sagten, daß Sie den Katholischen Majestäten die Krone entrissen zu sehen wünschten. Die Großmuth Ihres Herzens und die Milde Ihres Gemüthes können Sie solche Wünsche nicht hegen lassen. Sie haben es hier gemacht, wie Menschen, die da im Unglücke sagen: ich wollte, daß ich todt wäre' ohne zu überlegen, daß sie sehr in Verlegenheit sein würden, wenn der Tod sie beim Worte nähme."

Zwischen diese und andere Briefen fällt nun eine Niederkunft der Königin und der Tod dieses eben zur Welt gekommenen Kindes. Die Fürstin des Ursins spricht darüber und über andere ähnliche Dinge mit Wärme, aber ohne jene Leidenschaft, die wir in allen ihren Briefen finden, wo von Politik die Rede ist. Die Politik, das sieht und erkennt man überall, ist ihr Element und das gewöhnliche Leben mit seinen kleinen Freuden und Leiden unter diesen Umständen, nur von geringer Wichtigkeit für sie. Doch darf es als bezeichnend genug für sie gelten, daß sie das Alles doch nicht außer Acht läßt, sondern berührt und erörtert, wo es hingehört. Sie ist Frau genug, um zwischen diplomatischen Aktenstücken und Berichten großer Staatsaktionen auch noch nach dem

Schnitte der Kleider zu fragen, welche die Herzogin von Bourgogne zu Paris auf den kleinen Festen zu Marly trägt. Ueberhaupt versäumt sie bei allen Sorgen und Mühen, die sie sich um die Spanische Herrschaft macht, keinen Augenblick das lebhafteste Interesse für Persönlichkeiten ihrer Bekanntschaft zu zeigen. Da hat sie immer zu fragen, zu forschen, zu sorgen und Antheil zu zeigen. Es ist bewundernswerth! ..... Man muß in der That erstaunen, wo sie zu dem Allen die Zeit hernahm. Nicht allein, daß sie erster Minister, leitender Staatsmann und zugleich Französischer Gesandter war, sie war außerdem auch noch Gesellschaftsdame der Königin, Camarera Major und Gouvernante der Königlichen Kinder. Bald sollte sie auch noch mehr werden. Die Königin von Spanien selbst. Die Gemahlin Philipp V. nämlich starb.

Dieser Tod der Königin verursacht eine große Lücke in dem Briefwechsel der Fürstin des Ursins und der Frau von Maintenon. Man findet da Briefe von 1711, die von der Krankheit der Königin handeln und gleich darnach Briefe von 1714, wo von einer neuen Vermählung des Königs die Rede ist. Die Briefe der Zwischenzeit sind unterdrückt worden oder verloren gegangen, was sehr zu bedauern ist, weil aus ihnen wahrscheinlich leicht alles das zu entziffern gewesen wäre, was jetzt räthselhaft und dunkel bleibt.

Man erzählt nämlich vielfältig die Fürstin des Ursins habe alles, was in ihren Kräften stand, aufgeboten,

Philipp von Spanien das zu werden, was die Maintenon Ludwig XIV. war. Der Gedanke dazu mochte der Fürstin auch allerdings nahe genug gelegen haben. Wir berichteten aus ihrem früheren Leben einige Züge, die sehr deutlich beweisen, daß sie von der Frivolität der damaligen Zeit angesteckt und nicht eben sehr darauf bedacht gewesen war ihren Ruf und ihren Namen rein zu erhalten. Die Maitresse eines Königs zu sein, galt ihr gewiß für keine Schande. Und wie konnte es das auch?... Stand sie mit der Frau von Maintenon nicht in innigster Verbindung? War sie nicht deren Freundin? Und erschien diese nicht in der That wie die Königin von Frankreich! Regierte sie nicht den Staat, so regierte sie doch den, der gesagt hatte, daß er der Staat sei..... Und die Fürstin des Ursins! Sollte und konnte diese geringer von sich denken? Aus dem, wie wir sie bisher geschildert, ist leicht abzunehmen, daß das nicht gut möglich war. Wie begreiflich also darf es erscheinen, daß sie nach dem Tode der Spanischen Königin Träume und Gedanken hatte, durch welche sie sich für die Stelle derselben berufen glauben mochte. War sie doch noch schön damals, wie selbst der Herzog von Saint-Simon eingesteht. Er schildert sie als eine Frau von schöner Gestalt, majestätischem Aeußern, anmuthig geformter Büste und prächtig braunem Haar. Sie hatte seiner Beschreibung zufolge besonders ausdrucksvolle anziehende Augen und eine sehr glückliche, hinreißende Art zu sprechen.

Die Memoiren der damaligen Zeit erzählen die aben-

teuerlichſten Dinge von den Mitteln und Wegen, die ſie verſuchte, um den König auf ihre Idee zu bringen. Sie wußte es zu veranlaſſen, heißt es, daß Philipp förmlich abgeſperrt wurde von der Welt, und vom weiblichen Geſchlechte nur ſie allein zu ſehen bekam. Sie allein nur deswegen, weil ſie die Gouvernannte der Königlichen Kinder war. Alle anderen Damen des Hofes verließen natürlich mit dem Tode der Königin das Palais. Waren ihre Chargen doch erloſchen. Die Charge der Gouvernante aber blieb und mußte nach dem Tode der Königin natürlich erſt noch ganz beſonders bleiben. Die Kinder konnten in der zarten Jugend, in der ſie ſich befanden, weiblicher Leitung nicht entbehren. Dieſe Leitung ſcheint im Grunde genommen, auch von der Fürſtin des Urſins nur angetreten worden zu ſein, weil ſie den etwaigen Eventualitäten nach einem frühzeitigen Tode der Königin vorbeugen wollte. Die Königin war von jeher kränklich und leidend geweſen, und durchaus der ſinnlichen Natur ihres Gemahls nicht gewachſen. Ihre ſchnell auf einanderfolgenden Kindbetten mußten ihre ſchwächliche Leibesconſtitution ſehr bald untergraben. Das war vielleicht nicht ſchwer vorauszuſehen. Und die Fürſtin des Urſins hatte dies wohl vorausgeſehen und daraufhin neben der Camerera Major auch noch die Stelle einer Gouvernante übernommen, um ſich unter allen Umſtänden am Hofe zu Madrid möglich zu erhalten.

Sie benutzte ihre Stellung nun, erzählen die Berichterſtatter jener Zeit, um ſich dem Könige in ſeiner Ein-

samkeit und Verlassenheit so nützlich, unentbehrlich und verführerisch zu machen, als möglich. Sie besuchte ihn zu jeder Tageszeit und so oft sich nur irgend ein Vorwand dazu finden ließ. Bald hatte sie ihm die Kinder zuzuführen, bald ihm eine Depesche zu bringen, bald einen Befehl von ihm zu verlangen. Stundenlang las sie ihm vor und nie ward etwas beschlossen oder ausgeführt, daß sie nicht intim mit dem Könige berathen hatte . . . . . .
So blieben die Dinge lange Zeit . . . . . Philipp, der sinnliche Philipp schien an keine neue Heirath zu denken . . . . . Und das natürlich mußte zuletzt die Welt in Verwunderung setzen und auf Combinationen bringen, die der Fürstin des Ursins nicht eben zur Ehre gereichten. Man munkelte von einer verhüllten Frauengestalt, die nächtlich auf geheimnißvolle Weise über dunkle Corridore schlüpfte, um sich in die Schlafzimmer des Königs zu verlieren. Diese verhüllte Frauengestalt, meint man, sei die Fürstin des Ursins gewesen. Man meint es, aber man weiß es nicht. Diese Verhältnisse sind niemals klar und offenkundig geworden. Vielleicht hätte die Correspondenz der Fürstin des Ursins mit der Frau von Maintenon darüber einige Aufklärung geben können. Aber diese Correspondenz, wie wir schon angeführt, stockt gerade in dieser Zeit. Die Briefe der beiden Frauen gerade aus diesem Zeitraume fehlen und sie fehlen ohne Ursache. Es ist kein Grund, kein Motiv für diesen Mangel vorhanden. Dieser Mangel gehört mit in das Mysterium jener dunklen Geschichtsepoche hinein. Und

iſt darum für das Andenken der Fürſtin des Urſins allerdings um ſo verdächtiger. Aber der Verdacht iſt nicht begründet. Es fehlen alle Beweiſe.

Als die Fürſtin des Urſins in der uns vorliegenden Correſpondenz den Briefwechſel mit der Frau von Maintenon wieder aufgriff, ſchrieb ſie ihr in ſehr gemeſſener und ruhiger Weiſe von der Abſicht des Königs ſich mit der Prinzeſſin Eliſabeth Farneſe zu vermählen. Man hatte in Paris die Wahl des Königs auf einen andern Gegenſtand leiten wollen. Die Fürſtin des Urſins aber begünſtigte auffallender Weiſe Eliſabeth Farneſe. Man ſagt, weil man ihr vorgeredet, daß dieſe Prinzeſſin unbedeutend, einfältig und von wenig Geiſt ſei. Aber es könnte auch einen andern Grund haben. Vielleicht widerſetzte ſich die Fürſtin den Plänen des Pariſer Hofes, weil man ſich den ihrigen widerſetzt hatte. Vielleicht hatte man ſie nicht die Spaniſche Maintenon werden laſſen, die ſie werden wollte. Und dafür übte ſie vielleicht nun Rancüne. Wenigſtens ſieht ihr Verfahren ein wenig darnach aus. Sie hielt die Wahl des Königs zuerſt geheim und ſuchte ſie durch alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel zu betreiben. Erſt, als die Sache ſo gut, wie entſchieden war, ſchrieb ſie nach Frankreich. Und in den Briefen dahin, war ſie, wie wir ſchon geſagt haben, ſehr ruhig, ſehr gemeſſen. Man merkt darin keinen Aerger, keinen Groll über fehlgeſchlagene Hoffnung; nur ein wenig Zurückhaltung, ein wenig Reſignation liegt darin.

Diese Resignation und diese Zurückhaltung beziehen sich vielleicht auf das Vereiteln der Pläne, die sie gehegt hatte. Wenigstens können sie so gedeutet werden. Bestimmt so auslegen, darf man sie aber nicht. Dazu geben sie nicht Grund genug. Auch nicht in einem Briefe vom sieben und zwanzigsten August 1714, worin sie schreibt:

„Man würde ein großes Unrecht begehen, Madame, wenn man mich anklagen wollte, daß ich dem Könige von Spanien Rathschläge gebe, die ungehörig und nicht nach dem Gefallen des Königs von Frankreich sind. Es ist nicht erst heute, daß ich bemerke das Unglück zu haben verkannt zu sein. Es wäre ein vergebliches Bemühen Sie aus langer Zeit her die Wahrheit erkennen machen zu wollen. Sie schienen mir ehedem von dieser Wahrheit selbst überzeugt. Sind Sie es jetzt nicht mehr, was kann ich dann thun, Sie davon zu überführen? Ich muß mich in die Unvermeidlichkeit fügen und, obschon nicht ohne Mißvergnügen, meinen einzigen Trost in der Richtigkeit meines Verhaltens und darin suchen, daß Gott allein in die Wahrheit der Herzen dringt und die Menschen immer dem Irrthum erliegen."

Diese Worte liefern einen Beleg zu der Vermuthung, daß die Fürstin des Ursins zuletzt nicht mehr in altem Einklange mit dem Pariser Hofe stand. Aber was diesen Einklang gestört, bleibt nichts destoweniger ein Räthsel, von dem man wahrscheinlich wohl niemals die Lösung finden wird.

Daß unſere Diplomatin übrigens trotz dieſem geſtörten Einklange doch hoffte und hoffen durfte ſich am Spaniſchen Hofe zu behaupten, geht aus den Vorſchriften hervor, die ſie dem Cardinal Acquaviva für die neue Königin zur Befolgung nach Italien ſchreibt.

Am achten Auguſt 1714 meldet ſie der Eminenz:

„Sie ſind Zeuge der gegenſeitigen Liebe geweſen, welche alle Zeit zwiſchen unſerer liebenswürdigen Königin und unſerem großen und geheiligten Könige beſtanden hat. Sie hatten Einer vor dem Andern nichts zu verbergen. Sehr zu wünſchen wäre, daß in dieſem neuen Verhältniſſe das Nämliche ſtattfände. Das Mittel dies zu bewerkſtelligen iſt: gleich im Anfange darauf zu ſehen, daß alle Hinderniſſe die ſich dem entgegenſtellen können, beſeitigt werden. Eine Prinzeſſin, die dem Könige gefallen will, wird vor allen Dingen keine vertraute Diener und Dienerinnen haben dürfen. Solche Geſchöpfe, beſonders wenn ſie aus der Heimath mitgebracht werden, wiſſen ſich gewöhnlich durch Einflüſterungen geltend zu machen und den Geiſt einer jungen Prinzeſſin zu verderben. Die verſtorbene Königin hat mir die Ehre erzeigt mehr als einmal mir zu verſichern, daß man ſehr wohl daran gethan von Perpignan aus alle Piemonteſer und Piemonteſerinnen, die ſie von Turin her begleitet hatten, nach dahin zurückzuſchicken."

Dem Abbé Alberoni, der die Verbindungsverhandlungen leitete, hatte ſie ohne Zweifel ähnliche Inſtruktionen gegeben. Dieſe Inſtruktionen aber benutzte dieſer

wahrscheinlich bei der jungen, ehrgeizigen und intriguanten Prinzessin die Camerera Major, die diesem verschmitzten und eben aufsteigenden Staatsmann im Wege war, zu stürzen. Er wies ihr wahrscheinlich aus dieser Instruktion die Herrschaft nach, welche die Fürstin des Ursins über die junge Königin zu behaupten suchen würde. Auch ließ er wohl etwas von der Intimität verlauten, welche zwischen ihr und dem Könige, während des Wittwerstandes desselben, bestanden hatte. Genug, das Ende vom Liede war, daß die junge Königin, als sie in Spanien ankam, die ihr entgegeneilende Camerera Major sehr hart empfing und sogleich aus ihrer Nähe verbannte.

Die Geschichtsschreiber haben über diesen Vorgang, die aller fabelhaftesten Hypotheien aufgestellt, Hypothesen, auf die wir uns hier nicht weiter einlassen wollen, weil sie uns in jeder Beziehung nur als müssige Erörterungen erscheinen, als Erörterungen, die auf das Leben und den Charakter der Fürstin des Ursins durchaus weder Schatten noch Licht zu werfen vermögen.

Das Leben und der Charakter der Fürstin des Ursins liegen abgeschlossen vor uns. Wir haben von beiden gegeben, was von beiden zu geben war. Einige kurze historische Nachrichten und die von uns zu Beweisstücken unserer Aussprüche herbeigezogenen Briefe sind Alles, was wir über diese sehr denkwürdige und bedeutende Frau zur Benutzung erlangen konnten. Es ist uns sehr wohl bekannt, daß mehr Material über sie, besonders in

der Pariſer Bibliothek enthalten. Aber dieſes war uns für den Augenblick nicht zugänglich zu machen. Auch war es am Ende nicht nöthig. Unſer Werk iſt kein ausführliches, ſtrenges Geſchichtswerk, es iſt gleichſam nur ein Vorläufer, eine Aufforderung dazu.

Unterhalten und anregen wollten wir, und unterrichten nur eben ſo viel, als ſich dies auf angenehme Weiſe mit dem vorherangegebenem Zwecke vereinigen ließ.

Von der Fürſtin des Urſins haben wir hier zum Schluſſe nur noch anzuführen, daß ſie nach Frankreich zurückkehrte und dort, wir wiſſen nicht wann, geſtorben iſt.

Ende des dritten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Conrad Müller'ſche Buchdruckerei.

Hamburgs Literaturleben.

Hamburgs Literaturleben

im

achtzehnten Jahrhundert.

Von

Feodor Wehl.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1856.

131. J.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dem Herrn

K. A. Varnhagen von Ense,

Geheimen Legationsrathe, Ritter ꝛc. ꝛc. ꝛc.

in

dankbarster Verehrung

zugeeignet.

Inhalt.

		Seite
I.	Hamburg im achtzehnten Jahrhundert	1
II.	Hamburgs Theateranfänge	25
III.	Georg Behrmann, Konrad Eckhof und Johann Friedrich Löwen	49
IV.	Der Paſtor Johann Melchior Goeze und das Theater in Hamburg	79
V.	Albrecht Wittenberg, Charlotte Ackermann und Leſſing	113
VI.	Leſſing, der alte Reimarus und Anti-Goeze	149
VII.	Das hamburgiſche Theater bis Friedrich Ludwig Schröder: Chriſtian Wernike, Michael Richey und Berthold Brockes	181
VIII.	Friedrich von Hagedorn, Daniel Schiebeler, Chriſtoph Chriſtian Sturm, Joachim Eſchenburg, Johann Wilhelm von Archenholz und Adolf Friedrich von Hennings	219
IX.	Die Familien Reimarus und Sieveking; die franzöſiſchen Emigranten; Frau von Genlis	267
X.	Die Verfaſſer der „Bremer Beiträge" und Klopſtock	287

I.

Hamburg im achtzehnten Jahrhundert.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Es ist seltsam genug, daß sich über Hamburg die Meinung und das Vorurtheil hat verbreiten können, als sei diese Stadt literarisch niemals und zu keiner Zeit von irgendwelcher Bedeutung gewesen. Und am seltsamsten ist, daß diese Meinung und dieses Vorurtheil in Hamburg selbst von jeher am meisten angenommen und geglaubt gewesen und daß aus seinem eigenen Schooße fast nie und nirgends Versuche und Anstrengungen von einigem Werthe und größerer Nachhaltigkeit gemacht worden sind, solche Annahmen, deren Irrthümlichkeit bei näherm Zusehen sogleich in die Augen fallen muß, verschwinden und aufhören zu machen. Ja, selbst nachdem mehre tüchtige Literarhistoriker, wie z. B. Gervinus in seiner „Geschichte der deutschen Dichtung", Guhrauer in der Lebensbeschreibung des großen Jungius und Danzel in seiner imposanten Biographie Lessing's starke und ziemlich bemerkbare Fingerzeige auf den außerordentlichen Einfluß gegeben, welchen Hamburg nach dem Dreißigjährigen Kriege in Bezug

auf die Literatur in unserm Vaterlande gewonnen und erhalten hatte, blieb dennoch die nähere Betrachtung und ein weiteres Eingehen in Das, was von hier aus literarisch angeregt, durchgefochten und zum Theil siegreich ausgetragen worden ist, unerörtert oder mindestens nicht in dem Grade zu Tage gestellt, als es wünschenswerth erscheinen darf.

Ehe wir uns nun aber angelegen sein lassen können, hier in unserer Schilderung kurz und übersichtlich das Versäumte, so gut es in unsern Kräften steht, nachzuholen und eine Darstellung von den literarischen Phasen und Richtungen zu geben, die von Hamburg entweder zuerst ausgegangen oder an denen es sich mindestens wichtig und bedeutsam betheiligt hat, sehen wir uns genöthigt, vor Allem und voran eine Charakteristik von der Stadt selbst zu geben, mit der wir uns hier beschäftigen und die wir uns doch erst in ihren geschichtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen gegenwärtig gemacht haben müssen, um die Art und Weise zu verstehen, in der sie sich literarisch bethätigt hat.

Wie sich bei einem Menschen in Dem, was er thut und treibt, Stand, Geburt und Erziehung nicht unwesentlich und gleichgültig erweisen und wie, wenn man sein Leben und seine Thaten zu schildern und zu beurtheilen vorhat, auch darauf Sinn und Auge mit Recht zu richten pflegt, so ist es nicht minder nützlich und nöthig bei dem literarischen Einflusse, den eine große Stadt ausübt oder ausgeübt hat, ihre Entstehung, Lage und Historie in Obacht zu nehmen.

Hamburg, wie man sagt, ein Gedanke Karl's des Großen und von diesem zur Stadt creirt, mußte durch seine günstige Lage am Ausflusse eines der mächtigsten Ströme Deutschlands und gewissermaßen angesichts des Meeres, das mit der beginnenden Cultur und der Ausbreitung der Schiffahrt aus der Länderscheide, die es bis dahin gewesen, vielmehr zum verknüpfenden Bande der Staaten und ganzer Erdtheile geworden, ganz nothwendig und selbstverständlich sich zum Handelsplatze prädestinirt und geeignet finden. Die tief aus dem Binnenlande herabströmende Elbe vermittelte es mit dem Innern von Deutschland, das Meer mit allen Küsten der bewohnten Welt. Nachdem Konstantinopel aufgehört hatte, das Centrum und die Seele des Welthandels zu sein und nachdem Städte wie Ancona, Bardowik, Vinetha, Wollin u. a. theils durch kriegerische Verheerungen, theils durch feindliche Gewalt der Elemente ganz zugrunde gerichtet oder doch wenigstens im frischesten Aufschwung gelähmt, in der vielversprechendsten Entwickelung ihrer commerciellen Ausbreitung behindert worden waren, mußten Städte wie Bremen, Lübeck, Hamburg, Wisby auf Gothland u. a. denjenigen Kaufleuten, die sich aus dem Ruin der vorgenannten Orte noch glücklich und unternehmungslustig genug herausgerettet hatten, als die zweckdienlichsten Punkte zu neuen Handelsanknüpfungen erscheinen. Hamburg indessen damals zunächst noch am wenigsten, denn diese Stadt, die von früh an, ja, man kann sagen von ihrer Entstehung an, einen großen Un-

abhängigkeitssinn bewährte und doch so vielen Herren und Fürsten ihrer guten Lage und ihres wachsenden Reichthums wegen begehrenswerth erschien, hatte in ihrer ersten Zeit und über sich hinweg viele Kämpfe um ihren dauernden Besitz auszuhalten; nachdem die Könige von Dänemark, die Herzoge von Mecklenburg und Oldenburg sie abwechselnd entweder wirklich an sich gerissen oder an sich zu reißen gesucht hatten, gelang es ihr endlich, sich freizukaufen. Sie ward selbständig und zur Republik aus ihren eigenen Mitteln, durch ihren Fleiß, ihre Anstrengungen, ihre kühnen und glücklichen Unternehmungen. Alles, was sie ist und hat, verdankt sie ganz allein nur sich und dem ihr inwohnenden Genie, keiner Großthat eines Regenten, keinem Heldenmuthe eines angestammten Fürstengeschlechts. Man kann und darf sich aus diesem Grunde denn auch nicht wundern, daß Hamburg von jeher und stets sich mit einem gewissen und, wie man zugestehen muß, durchaus gerechtfertigten Bewußtsein behäbigen Bürgerstolzes in allen Lagen und Zeiten und auch zu den schwierigsten und in den drückendsten auf sich selbst gestützt hat. Allein bei allem diesem Selbstbewußtsein und dieser ganzen Zuverlässigkeit und Rechnung auf die eigene Kraft ist Hamburg doch nie zu weit und über die Kreise seiner Macht hinausgegangen. Immer und überall hat es politische Mäßigung, klugen Takt und in seiner Entwickelung einen Gang beobachtet, der hitzigen Köpfen allerdings oft zu langsam und saumselig hat erscheinen wollen, dem es aber doch allein

zu danken ist, daß es so fest, mächtig und in seinen Grundpfeilern unerschüttert noch heutigen Tages dasteht, während andere Städte seinesgleichen längst nicht allein den Flor ihres Handels, sondern auch die Bedeutung, wenn man so sagen darf, ihrer statistischen Größe eingebüßt haben. Während Lübeck und die übrigen Hansastädte die Blüte ihrer Macht und ihres Glanzes mit dem Sinken und Verfall dieses Bundes zu verlieren begannen und während des Dreißigjährigen Krieges ohnmächtig und fast vernichtet wurden, weil sie einmal ihren ganzen Bestand und ihr Wohlergehen zu sehr und zu ängstlich an das Wesen der Verbrüderung geschlossen, sodann aber unklug oder durch Umstände gezwungen sich in die Religionsconflicte jener unseligen Zeit einzulassen nicht vermieden oder vermeiden konnten, fing Hamburg an, erst während und nach dem Dreißigjährigen Kriege „sich zu heben und denjenigen Rang in der politischen und Culturgeschichte Deutschlands einzunehmen, welchen es seitdem mit so viel Glanz zu behaupten wußte." (Guhrauer.)

Die kluge Mäßigung, die wir vorhin schon an Hamburg gerühmt, hat es besonders und hauptsächlich auch bei der Reformation bewiesen, die fast in keiner Stadt unsers Vaterlandes mit so viel Würde und Ruhe und auf eine so einfache Weise eingeführt wurde als hier. Nachdem mit einer allgemeinen Stimmeneinheit der ganzen Bürgerschaft die Reformation beschlossen worden, ward dieselbe, ohne daß eine Kirche gestürmt oder ein Priester gemishandelt wurde, in der Zeit von 1524

bis 1526 durchgesetzt und zwar so, daß man 1528 schon Dr. Johannes Bugenhagen, einen Schüler Luther's, berufen und beauftragen konnte, das wichtige Werk vollständig abzuschließen. Am Pfingstabend 1529 erfolgte die Bekanntmachung, daß die von Dr. Johannes Bugenhagen entworfene Kirchenordnung von Rath und Bürgerschaft angenommen sei, und mit dieser Annahme war denn ein für alle mal die kirchliche Umwälzung in Hamburg vollendet und die Stadt durch und durch protestantisch.

Die Kürze und Raschheit dieses kirchlichen Umwandlungsprocesses sowie die große Bereitwilligkeit, mit welcher dem Protestantismus Thür und Thor geöffnet worden war, ließen Hamburg nun natürlich als die protestantische Stadt par excellence erscheinen und als solche ward sie denn auch leider nur zu bald das Ziel und Augenmerk vieler tobsüchtiger und besonders ehrgeiziger Kirchenredner.

Den zelotischen und nach Auszeichnung und Ansehn lüsternen Predigern mußte eine Stadt, wo sich die neue Kirche so ungehindert und allgemein durchgesetzt hatte, und wo weder ein Hof noch eine Universität durch Macht und äußern Glanz oder ehrfurchtgebietende Gelehrsamkeit ihren Einfluß zu beschränken vermochte als ein besonders geeigneter Schauplatz für ihre Wirksamkeit erscheinen. Aus dieser Ursache ohne Zweifel sehen wir denn auch von da ab Hamburg vielfach von lärmenden und zeternden Religionslehrern erfüllt und nicht selten zu der Bühne der skandalösesten kirchlichen Vorgänge werden. Unter Pastoren wie Mayer, Krummholtz

und Goeze, welchen Letztern wir als den Gipfelpunkt dieser Richtung noch näher zu bezeichnen haben werden, trugen nicht wenig dazu bei, den kirchlichen Geist in Hamburg zu verdüstern und für eine Intoleranz geneigt zu machen, die der Stadt den wesentlichsten Abbruch thun mußte.

Indessen dieser Zug der Intoleranz und der der Stadt dadurch verursachte Abbruch errangen doch nur langsam und nach und nach die Herrschaft. Zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges war davon noch nicht allzuviel zu merken und es stand damals noch so gut um Hamburg, daß der französische Gelehrte Aubri du Maurier, der sich gegen das Ende des Dreißigjährigen Krieges hin in Hamburg aufhielt und Denkwürdigkeiten niederschrieb, Hamburg und Lübeck in Bezug auf ihre größere und geringere Liberalität gegen die Fremden mit Athen und Sparta vergleichen konnte. In der That wurden in diesem Zeitraume hier auch die Gesandten aller auswärtigen Staaten aufgenommen, ohne Rücksicht auf die Misbilligung des Kaisers, indem Hamburg als Handelsstadt zu einer allgemeinen Politik dem Reiche gegenüber berufen zu sein glaubte. Diesem Umstande verdankte sie es, daß in ihren Mauern die Präliminarien zum Frieden im Jahre **1641** geschlossen wurden.

Die Wirkung dieser Verhältnisse auf die Bürger Hamburgs war ein gerechter Stolz, und für die Gelehrten ein freierer Weltblick, als er an den meisten deutschen Universitäten möglich war.

Die Schriften des geist- und gemüthvollen Balthasar Schuppius, welchen Gervinus einen der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit nennt und das Wirken des großen, gelehrten Jungius, die um diese Zeit Beide in Hamburg nebeneinander lebten, geben den besten und deutlichsten Beweis dafür. „Hamburg", heißt es irgendwo bei Schuppius, „ist eine edle, von Gott reichlich und überflüssig gesegnete Stadt, ein schöner Lustgarten im irdischen Paradiese." Und um dies klar zu belegen und darzuthun, sagt er dann ferner: „Als im verwichenen Dreißigjährigen Kriege ganz Deutschland unter der schweren Kriegslast seufzte, als das Kriegsfeuer ein Land nach dem andern, einen Ort nach dem andern angriff und verzehrte, da nahm diese Stadt nur immer mehrundmehr zu an Macht und Reichthum. Die Einwohner saßen darin in guter Ruhe und Sicherheit wie die Kinder Israel im Lande Gosen, als der Herr ganz Egypten mit allerhand Plagen schlug." An einer andern Stelle sagt er: „Die Schiffahrt macht, daß Hamburg ist klein Spanien, klein Portugal, klein Frankreich, klein Schweden, klein Dänemark und Norwegen. Ich bin Jahr und Tag in Hamburg gewesen und habe nicht gewußt, was in Hamburg zu thun sei. Ich habe nicht gewußt, wie mancher kluge Kopf darin verborgen liege. Ich habe nicht gewußt, daß Hamburg eine kleine Welt sei."

Guhrauer, der in seinem schönen Buche über Jungius diese Stellen ebenfalls anführt, läßt sich bei dieser

Gelegenheit folgendermaßen aus: „Von diesen Strömungen eines frischern und freiern Geistes wurden die in Hamburg reichlich vorhandenen Keime geistiger Bildung durchdrungen. Literatur, Sprache, Wissenschaft und Kunst ernteten die Früchte davon. In der allgemeinen und besonders der deutschen Literaturgeschichte ist dies anerkannt. Was vor dem Dreißigjährigen Kriege Straßburg oder Nürnberg für die Literatur bedeutete, ging, nach einer Bemerkung von Gervinus, auf Hamburg über und dauerte in reicher Mannigfaltigkeit bis auf Hagedorn und Lessing fort. Von unberechenbarer Wichtigkeit für die Hebung nicht nur der politisch-commerciellen, sondern auch der literarischen und wissenschaftlichen Cultur war die Lage Hamburgs und seine lebhaften Verbindungen mit den beiden damaligen Brennpunkten europäischer Cultur, nämlich England und Holland."

War nämlich das sechzehnte Jahrhundert vornehmlich die Periode Italiens, das siebzehnte Frankreichs, so zog der Genius der feinern Wissenschaften über Holland nach England, von wo er dann nach Deutschland kam und hier an Hamburg gewissermaßen den geeignetsten Landungsplatz vorfand.

Hamburg war, wie schon gesagt, während des Dreißigjährigen Krieges wunderbar und glänzend emporgestiegen. Da es von den Wirrnissen der Zeit am wenigsten in Deutschland betroffen wurde, so machte es sich fast ganz von selbst, daß es zum Zufluchtsort und Asyl nicht nur der Künste und Wissenschaften,

sondern auch vieler angesehenen, bedeutenden und reichen Familien wurde. In der That aber konnte in Hamburg nicht nur der darin herrschende Friede und Wohlstand locken, sondern es bot neben diesen so sehr gesuchten und geschätzten Wohlthaten zugleich auch noch andere, die nicht weniger anreizend in die Wagschale fallen mußten.

Vor allem glänzte damals das Johanneum in Hamburg, das von Bugenhagen 1529 zugleich mit dem Reformationswerk gestiftet, in Joachim Jungius seinen ersten und zugleich größesten Einrichter und Leiter gefunden hatte.

Joachim Jungius, ein Zeitgenosse und Geistesverwandter von Baco, Galilei, Kepler, Gassendi und Descartes, am 22. Oct. 1587 zu Lübeck geboren und am 23. Sept. 1657 in Hamburg gestorben, war einer der bedeutendsten Geister, welche Deutschland damals aufzuweisen vermochte. Er hatte in Rostock und Gießen studirt, war lange und viel, besonders in Italien gereist und endlich 1628 nach Hamburg zum Rector des Johanneums berufen worden, wo er 1634 eine Schulordnung schuf, die beinahe ein volles Jahrhundert ausreichend erschien und der Anstalt ein Ansehn und einen Flor verschaffte, wie ihn ein ähnliches Institut in Deutschland vordem noch niemals erlebt hatte. Es gab eine Zeit, wo die Schule 1100 Schüler zählte.

Dem Johanneum einen solchen Aufschwung und Glanz zu gewinnen, war denn aber auch ein Mann wie Jungius nöthig, der, geschaffen zum Haupt einer

großen Schule, mit einer herzgewinnenden Persönlichkeit ein Denken von außerordentlicher Tiefe und eine Gelehrsamkeit seltener Art verband. Die deutsche Sprache, die Philosophie, Mathematik und Physik verdanken ihm die entschiedensten Förderungen. Humboldt, der ihn „den großen, so lange verkannten Jungius" nannte, war es wahrscheinlich, der Goethe auf ihn aufmerksam machte, welcher Materialien zu einer Biographie desselben sammelte, die später Guhrauer bei dem schon mehrfach angeführten Werke benutzte. Goethe sagt von ihm: „Der Mann war Mathematiker und Logiker von Haus aus, hatte sich aber mit freiem Sinn der lebendigen Natur ergeben und seiner Zeit vorschreitende Arbeiten geliefert." Martin Fogel, ein Schüler des Jungius, rief ihm im Tode nach: „Nichts fehlte dir, o Joachim, als ein Alexander, um deinen so großartigen Unternehmungen und Entwürfen ohne Beispiel, nach deinem und aller Freunde der Wahrheit Wunsche, weitere Bahnen vorzuzeichnen und so weit die Grenzen des Erdballs sich erstrecken, zu deinem Ruhme darzulegen."

Es gereicht Hamburg zu keiner geringen Ehre, diesen großen Gelehrten gewonnen und ihm wenigstens einigen Spielraum für sein mächtiges Genie überwiesen zu haben. Die Segnungen seiner Thätigkeit sind denn freilich auch nicht ausgeblieben und haben der Stadt die herrlichsten Früchte getragen. Er und sein Werk waren ein Haupthebel des hamburgischen Aufschwungs der damaligen Zeit, den zu begünstigen frei-

lich noch viele andere und keineswegs unansehnliche Kräfte und Mittel hinzugetreten sind.

Mit der Reformation und dem Johanneum zugleich war in Hamburg 1529 auch die erste Buchdruckerei eingerichtet worden und 1567 ließ sich in der Stadt der englische Court, eine mächtige englische Handelsgesellschaft, nieder, die unter dem besondern Schutze der britannischen Regierung stand. Im Jahre 1677 ward von einem Engländer das erste öffentliche Kaffeehaus eingerichtet.

Stellt man sich die Einwirkungen aller dieser Einrichtungen auf Staat, Handel und geselliges Leben klar und deutlich vor Augen, so wird man damit sehr wohl im Stande sein, sich ein ungefähres Bild von der Stadt zu machen und das Lob und den Ruhm begreifen, das und den wir in vielen Schriftwerken Hamburg gespendet sehen. Hamburg war damals eine so glückliche und anlockende Stadt, daß sich die größten Geister dahin gezogen fühlten. Den braven Schuppius, welchen kürzlich Ludolf Wienbarg durch eine schätzenswerthe Mittheilung der „Hamburger Nachrichten" wieder in Erinnerung brachte, haben wir bereits erwähnt. Neben ihm glänzte als Humanist, der Rechts- und Sprachgelehrte Lindenbrog, den der berühmte Hugo Grotius in Hamburg besuchte. Auch der Polyhistor Lucas Holstenius hielt sich hier eine Zeitlang auf und 1678 kam Leibniz hierher, die literarische Nachlassenschaft des Jungius einzusehen. Paul Flemming, der berühmte Reisende und Dichter, dessen lyrische Gedichte

einen von jener Anmuth, Sinnigkeit und Grazie haben, die wir in den ähnlichen Liedern von Goethe treffen, fühlte sich von Hamburg, das er auf der Durchreise berührt und kennen gelernt hatte, so angezogen, daß, als er sich verheirathen und häuslich niederlassen wollte, dies nirgends anders als in Hamburg mochte, wohin er aber nur kam, um hier sofort am 2. April 1640 im 31. Jahre seines Lebens den Tod zu finden.

Er wurde in der St.-Katharinenkirche begraben und erhielt von Martin Fogel folgende Grabschrift:

Hier liegt der teutsche Schwan, der Ruhm der weisen Leute.
Der Arznei werther Sohn, der wohlberedte Mund,
Dem nach kein Landsmann gleich hat reden je gekunnt.
Was, Leser, er jetzt ist, das kannst du werden heute.

Er selbst sang sich auf dem Todtenbette in Hamburg noch folgenden Nekrolog:

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Aeltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren.
Mein Schall flog überweit, kein Landsmann sang mir gleich,
Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies alles wird verstören.
Dies, teutsche Marien, dies Ganze dank' ich Euch!
Verzeiht mir's, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde!
Ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist gethan bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde!
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
In mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Daß er der Schöpfer des schönen und berühmten Liedes: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten

rathen", ist allgemein bekannt; minder beachtet dagegen dürfte sein, obschon auch dies Gervinus schon hervorgehoben, daß, so kurz seine Anwesenheit in Hamburg auch war, er dennoch hier den Keim zu einer weltlichen Lyrik legte, die scharf geschieden von der schlesischen ist und Hamburgs engern Antheil an deutscher Poesie eröffnet, der dann ununterbrochen bis auf Hagedorn, Lessing und Klopstock fortgedauert hat und von uns an anderer Stelle noch näher zu verfolgen sein wird.

Um aber hier auf die Aufzählung großer und bedeutender Männer, die entweder in Hamburg geboren und gebildet oder sich da niedergelassen, vorerst zurückzukommen, so haben wir anzuführen, daß wir auch Otto von Guericke, den Erfinder der Luftpumpe, eine Zeitlang Bürgermeister in Magdeburg, nach Niederlegung seines Amtes nach Hamburg übersiedeln sehen. Lucas von Bostel, ein hamburgischer Bürgermeister um jene Zeit, hat unter anderm die Satiren des Boileau sehr glücklich ins Plattdeutsche übersetzt. Vincent Fabricius, ein ebenfalls sehr trefflicher Dichter jener Periode und ein berühmter Bürgermeister zu Danzig, ward 1612 zu Hamburg geboren und dort gebildet. Ebenso Andreas Schlüter, der Michel Angelo des Nordens, der große Bildhauer und Architekt, der den schönsten Theil des Berliner königlichen Schlosses baute und die bronzene Reiterstatue des großen Kurfürsten modellirte, ein Genie, das noch heutzutage von allen Kunstverständigen bewundert wird und noch erst

jüngst wieder von Adolf Stahr und Wilhelm Schadow auf das Anerkennendste gewürdigt worden ist.

Hamburg war damals durch Genie, Geist und Talent vielfach ausgezeichnet und konnte es sein, weil es sich in seiner politischen und geselligen Situation alle Bedingungen zur Hervorbringung und Pflege derselben in hinreichendstem Maße geboten sah. Es war reich durch Handel, frei durch eigene Mittel, weise und mäßig in seinem politischen Verhalten. Seine weit in der Welt herumgekommenen Kaufleute und die vielen Eingewanderten brachten nicht allein vermehrten Wohlstand und neue Eindrücke zu einem regern Leben, sondern auch mannichfache Lust und Beziehung zu den Künsten mit.

Die Künste, von der Laune und Caprice keines Potentaten in Abhängigkeit und Dienst genommen, traten hier mit der Wohlhabenheit eines freien Bürgerthums so ebenmäßig und glücklich zusammen, daß sie sich zu gegenseitigem Vortheil auf das Schönste und Beste verbinden konnten. Beide Elemente durchwoben sich. Der Wohlstand diente der Kunst und die Kunst dem Wohlstande.

Es war eine Lust des gegenseitigen Gebens und Empfangens, ein entzückender Austausch der Mittel. Der Materialismus der Stadt, damals noch unverhärtet, gesunden, vollwangigen Lebens, durch klugen Weltblick geschult und im vollen Reiz des Erwerbens, hatte noch Spannkraft und Liebe, bei dem gefüllten Glase und der wohlbesetzten Tafel auch Genuß an den feinen

Künsten und dem Aufschwunge des Geistes zu finden. Dieser Moment und gerade nur dieser ist es, der das achtzehnte Jahrhundert so groß in Hamburg oder Hamburg so groß im achtzehnten Jahrhundert erscheinen läßt.

Hamburg war damals durch und durch eine Stadt von Patriciern, eine Stadt voll freien Bürgersinnes, voll Edelmuthes und geistiger Größe, eine Stadt, nach der, wie die Briefwechsel und Memoiren einer langen Zeit beweisen, von weither mit Achtung und Liebe geblickt ward. Schiller ersehnte nichts so sehr, als nach Hamburg kommen zu können, und wie gern und mit Lust z. B. auch die Glieder des Hainbundes nach Hamburg sahen, beweisen die rührenden Briefe von Hölty und Andern auf das Genügendste. Auch Bodmer, dieser Aristarch und Censor seines Zeitalters, zeigte, als er seinem jungen Lieblinge Klopstock eine hingebende, reiche und von Liebe zur Dichtkunst beseelte Gattin wünschte, bedeutungsvoll aus der Schweiz nach der schönen Stadt im Norden, in welcher der Messiassänger denn in der That auch seine Gattin gefunden hat.

Christian Ludwig von Griesheim, der lange in Hamburg verweilte und 1760 unter dem Titel „Die Stadt Hamburg in ihrem politischen, ökonomischen und sittlichen Zustande“ ein etwas geschwätziges, aber doch sehr tüchtiges Buch über diese Stadt herausgab, nennt sie in seiner Vorrede ein mal über das andere mal „ein Wunder der Stadtseligkeit“ und „ein deutsches Städtemuster“, von dem er die ausführlichste Schilderung gibt.

Dieſer zufolge zählte die Stadt damals 18,000 Häuſer und 180,000 Einwohner, Chriſten und Juden. Sie war ſchon damals in ihren Promenaden und öffentlichen Spaziergängen ſo ſauber, rein und ſaftiggrün gehalten, daß man ſie allgemein „die Gartenſtadt“ nannte. Nicht ohne Stolz rühmte man an ihr, daß es darin gar keine Bettler gebe, und wie reich in der That damals Hamburg und zugleich wie wohlthätig es war, beweiſt die Thatſache, daß an einem Sonntage in dem kalten Winter von 1755 vor den Kirchenthüren zur Feuerung für die Armen 3000 Reichsthaler einkamen und man dennoch bei dieſer Gelegenheit „ſeufzete und klagete“, wie es in dem betreffenden Berichte heißt, „daß die heilige Edelmuth erfroren ſey“.

Burney, ein engliſcher, reicher Muſikdirecter, welcher in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Deutſchland, Frankreich und Italien bereiſte und ſpäter ſein muſikaliſches Tagebuch herausgab, ſagt in demſelben über Hamburg: „In dieſe Stadt kommt man ohne examinirt oder von Accisbedienten beläſtigt zu werden. Der Reiſende wird an dem Thore blos um ſeinen Namen und Stand gefragt. Die Gaſſen ſind ſchlecht gebaut, ſchlecht gepflaſtert und enge, aber voller Menſchen, die ihren Geſchäften nachgehen. Aus den Mienen und dem Betragen der Einwohner dieſes Ortes leuchtet eine Zufriedenheit, Wohlhabenheit und Freiheit hervor, die man an andern Orten Deutſchlands nicht häufig zu ſehen bekommt.“

Griesheim ſelbſt gibt in ſeinem Buche, um auf

dieſes zurückzukommen, von dem Hamburger folgende Beſchreibung: „Der Hamburger“, ſagt er, „iſt noch ein Reſt der alten deutſchen Tugenden, in der ſchwarzen Kleidung, deren er ſich bei bürgerlichen Zuſammenkünften bedient; außer denſelben beobachtet er die Moden mit, doch mehrentheils ohne Pracht und Eitelkeit, welche nur junge Leute unterſcheidet, die einen kaufmänniſchen Edelmann vorſtellen wollen. Beiderlei Geſchlecht liebt die Reinlichkeit, beſonders in der Wäſche.“

An einer andern Stelle heißt es: „Der Hamburger iſt die ganze Woche in ſeinen Geſchäften, als wenn er ums Tagelohn arbeiten müßte. Das beſtändige ernſtliche Nachdenken macht den geſetzten Hamburger ſchon in frühem Alter ſtille. Er nimmt ſeine Kopfrechnungen überall mit.“

Endlich ſchreibt er auch noch bei einer andern Gelegenheit: „Der Hamburger iſt ein vernünftiger Ehemann ohne übertriebene Zärtlichkeit. Er läßt ſeine Frau theil an ſeinem Glücke und Vermögen nehmen, doch ſeltener an ſeinem Handlungsgeſchäfte.“

Von der Hamburgerin meldet er: „Die hamburger Bürgerfrau iſt ehrbar, ſie ſtört ihren Mann nicht, beſchäftigt ſich mit ihrer Haushaltung und weiblicher Arbeit, trinkt fleißig Thee, des Sonntags beobachtet ſie den Wohlſtand der Viſiten, wobei der Quadrille- oder Triſett-, d. h. ein Spieltiſch, zum Zeitvertreib herbeigeholt wird.“

Die noch heutzutage von ihren Dienſtleuten geplagten Hausfrauen wird es intereſſiren, zu hören,

daß schon der edle Griesheim klagt, wie das Gesinde zu seiner Zeit ungenügsam und vortheilsüchtig gewesen und selten auf einer Stelle lange gut gethan. „Es isset den ganzen Tag", schreibt er, „und der Bierkrug muß dabei stehen."

Ueber den Wohlstand und das gute Leben in Hamburg ist viel von Griesheim und Andern geschrieben worden. Ein Buch, „Briefe über Hamburg" betitelt, dessen Autor sich nicht genannt hat und welches 1794 erschien, aber die Verhältnisse und Zustände augenscheinlich aus frühern Tagen schildert, gibt folgendes Bild davon: „Du findest einen dem Reichthume und dem ansehnlichen Erwerbe dieser ersten Häuser der Stadt angemessenen, oft diesen übersteigenden Luxus; du findest elegante Equipagen, eine zahlreiche Bedienung, prächtig möblirte Zimmer, palastähnliche Gartenhäuser und freundschaftliche Mahlzeiten, die jeder fürstlichen und königlichen Tafel Ehre machen würden. Mitten in einer solchen Familie kannst du mehre Tage und Wochen verweilen, ohne von Zerstreuungen und Vergnügungen aller Art auch nur eine Stunde leer zu essen. Besonders ist der Aufwand der reichen Hamburger in Essen und Trinken äußerst groß, und, wenn man vielleicht Wien ausnimmt, nirgends in Deutschland so weit getrieben. Du verlässest kaum Morgens den Thee- und Kaffeetisch, so erwartet dich ein sehr delikates Frühstück mit den trefflichsten Weinen, mit englischem, holländischem oder Schweizerkäse, und bist du ein Freund vom Theetrinken, welches fast alle Ham-

burger in einem sehr hohen Grade sind, so steht auch dieser wieder um 12 oder 1 Uhr für dich da, wogegen du aber die Mittagsmahlzeit erst um 3, oft auch um 4 Uhr einnimmst. Nachmittags nach dem Kaffee wird oft wieder eine kleine Collation von Schinken, kaltem Braten u. s. w. aufgetischt, bis du endlich Abends um 9 oder 10 Uhr zur wohlbesetzten und besonders mit fremden Weinen wohlversehenen Abendtafel eilst."

Der „Patriot", eine hamburgische Wochenschrift der damaligen Zeit, schildert eine hamburger Mahlzeit in satyrischer Art folgendermaßen: „Ich zählte 18 Hauptschüsseln, wobei noch 14 kleine eingeschoben waren: in der Mitte aber ragte ein großer Aufsatz mit allerhand gefärbten Gallerten hervor, welcher zugleich anstatt einer Scheidewand diente, indem man davor die Hälfte der Anwesenden nicht sehen konnte. Die meisten Schüsseln waren pyramidenförmig angefüllt und die Speisen selbst, sowol als die Zubereitung derselben, so mancherlei, daß ich zweifle, ob Trimalchio bei seinem Feste so kostbare und verschiedene Arten aufstellen können."

Griesheim selbst berichtet: „Die Gäste haben beinahe Noth, die Anatomieverständigen zu fragen, ob es nicht möglich sei, da man Haupt- und Nebenspeisen habe, daß man sich nebst dem Hauptmagen auch einen Beimagen anschaffe. Einer kann nicht Alles tragen, und doch muß es sein, sonst beklagt sich das Haus über Verachtung. Morgens um 3 Uhr fährt Alles auseinander, die Dienstboten strecken ihre Hände aus,

um die Mahlzeit bezahlt zu nehmen, davon die Herrschaft nichts Anderes einnimmt als die Segenswünsche, daß ihre Umstände so herrlich gewesen, so vornehme Gäste zu haben, welche so wohl zu leben wissen. Das Straßenpflaster schreit indessen und die Häuser der Nachbarn schüttern, wenn die Körper in dem Wagen vorbeigerollt werden. Wer das zum ersten mal erlebt und kommt aus Neapel, der könnte vom Erdbeben einen Traum haben."

Dies ist ein ungefähres Bild von dem materiellen und geistigen Hamburg im achtzehnten Jahrhundert, dessen Literaturleben darzustellen wir uns hier zur besondern Aufgabe gemacht.

II.

Hamburgs Theateranfänge.

Daß eine Stadt wie Hamburg, deren Wachsthum und Aufschwung wir in dem vorigen Abschnitt betrachtet haben, eine entschiedene Vorneigung für theatralische Aufführungen empfinden und sich mit dieser gewissermaßen zu der Wiege des heutigen deutschen Dramas (Danzel) machen konnte, wird man leicht im Stande sein, sich vorzustellen. Hamburg war reich, wohlhabend und glücklich, ein munteres Asyl der Wissenschaften und Künste und demnach der sehr geeignete und vielfach äußerst zuträgliche Boden für öffentliche Erlustigungen und Schaustellungen, welche denn in der That auch nicht auf sich warten ließen und schon gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, in den sechzehnhundertachtziger Jahren sich bereits so im Schwange zeigten, daß die Pastoren von den Kanzeln sich dagegen ereiferten und infolge dessen hier gewissermaßen das Vorspiel des Streites über die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer öffentlichen Bühne abgespielt wurde. Der Dichter Elmenhorst nämlich war es, der gegen den Pastor

Reiser, welcher alle Arten von Schauspielen und alle diejenigen verpönte, „die", wie er sagte, „mit allerhand sündlicher Wohllust und mit ärgerlichen Lustspielen ihre mit verdammlicher Sicherheit eingenommenen, verblendeten und verstopften Augen und Ohren, ja gänzlich verstockte, felsenharte Gemüther und Herzen weiden und ergötzen", Oper und Schauspiel großmüthig in Schutz nahm. Aber daß, obschon ein gewisser Georg Greflinger, kaiserlicher gekrönter Poet und Notarius, in Hamburg schon 1650 Corneille's „Cid" in deutscher Uebersetzung gedruckt erscheinen ließ, der Geschmack der damaligen hamburger Theaterfreunde noch ein ganz banaler und niedrigstehender war, geht nicht allein daraus hervor, daß auch der sonst liberale Schuppius sich dagegen erklärt, sondern noch mehr aus den Nachrichten und Schilderungen, die uns über die Belustigungen des damaligen Hamburgs aufbewahrt worden sind. Ein gerngesehenes und vielbesuchtes Schauspiel waren z. B. die Kampf- und Hetzspiele, die bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im sogenannten Grünen Jäger auf dem Hamburger Berge vorgeführt wurden. „Dort kämpften, so lange die Hetze im Flor war, Stiere mit Bären, Hunde mit Katzen; sogar der phlegmatische Esel mußte sich aus seinem duldsamen Temperament in ein entgegengesetztes hinüberzerren und durch unwürdige Zwangsmittel in das blutkostende Kampfgewirre ziehen lassen." (Schütze, „Hamburger Theatergeschichte".) Wie weit die Grausamkeit bei diesen Schauspielen ging, beweist die Nachricht, die derselbe Johann Friedrich Schütze

in der „Hamburgischen Theatergeschichte" gibt und worin er erzählt, daß man z. B. zwei Katzen mit zusammengebundenen Schwänzen und daran befestigten Schwärmern über ein gespanntes Seil gehängt, und nachdem man die Schwärmer angezündet, sich an der Angstwuth, die diese gepeinigten Thiere gegeneinander auswütheten, auf das kostbarste erlustigte.

In nicht minderm Ansehen standen die Kampf- und Fechtspiele der Handwerker, die in Hamburg besonders florirten und wobei sich in dem schon vorhergenannten Grünen Jäger die Fechtenden vor den Augen des Publikums, das sich mit drei und vier Schillingen den Eintritt erkaufte, „bis aufs Blut", wie es in den Ankündigungen heißt, herumschlugen.

Allein, so sehr es auch ausgemacht scheint oder eben weil es ausgemacht scheint, daß auch der bessere und höher gebildetere Theil der hamburger Bevölkerung sich diesen und ähnlichen Vergnügungen zuwandte, läßt sich bei dem geistigen Aufschwunge Hamburgs um jene Zeit erklären, daß Sinn und Geschmack daran nicht haften bleiben konnten. Die reisenden Hamburger und hier zeitweise oder auf immer sich niederlassenden Fremden brachten sehr bald auch die, gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Italien und namentlich zuerst in Florenz erfundene und in Mode gebrachte Oper nach Hamburg. Schon im Jahre 1678 hatte Hamburg sein Opernhaus und zwar eins, das für das bestausgestattete in Deutschland gelten durfte. Der Dramendichter Barthold Feind, der im Beginn des

achtzehnten Jahrhunderts eine Menge Operntexte für die hamburger Bühne verfaßte, und mit welchem wir uns gleich ein wenig ausführlicher zu beschäftigen haben werden, sagt in der Vorrede zu einem seiner musikalischen Dramen: „Das hamburger Theatrum kann wol die mehrsten Repräsentationes zeigen, indem daselbst die Seitenscenen neununddreißig mal können verändert werden, und ich glaube, der übrigen Mittel-Verstellungen könnte man etliche hundert zusammenbringen."

Ein Tempel Salomonis, der für eine Vorstellung nöthig war, erheischte eine Herstellungssumme von 15,000 Thalern und von einem Seesturme, der in einer Oper, „Heinrich der Leu" vorkam, rühmt Feind, daß er „fast fürprenant herausgekommen sey".

Der Hersteller dieser Decorationen wie der Errichter des ganzen Hauses war der Licenciat Gerhard Schott, ein reicher, kunstsinniger Hamburger, welcher später Rathsherr wurde, und das Haus im Jahre 1678 mit der ersten Oper, „Adam und Eva", einer geistlichen Farce mit Musik, eröffnen ließ. Die Musik war von dem Kapellmeister Thiel oder auch Theil (die Lesarten dieses Namens sind verschieden), der Text von dem kaiserlichen gekrönten Poeten Richter.

Im ersten Acte erscheint Jehova und erschafft Adam, wie und auf welche Weise ist leider nicht angegeben. Adam beginnt sein Dasein durch ein Duett mit dem lieben Gott. Er singt:

Himmel, Erde, Thiere, Meer,
Ja, des großen Gottes Heer!

Was bekomm' ich ins Gesicht?
Leb' ich oder leb' ich nicht?

Worauf Jehova erwidert:

Ja, lebe denn, du Bild nach unserm Willen,
Du Muster aller Tugend,
Du Greis bei früher Jugend u. s. w.

Dann wird zum Schlusse des ersten Acts Eva erschaffen; es ist auch hier leider nicht angegeben, wie man dies Kunststück auf der Bühne dem Lieben Gott nachgeahmt.

Im zweiten Act macht Lucifer mit den andern Teufeln einen Bund, um sich wegen seiner Verstoßung zu rächen. Er ruft sie zu diesem Zwecke in einer fürchterlichen Baßarie aus den Schlünden der Hölle mit folgenden Worten hervor:

Ihr Helden heraus
Mit Rache und Graus;
Seyd eilig, nicht faul,
Merkt auf und haltet das Maul.

Im dritten Acte wird die Geschichte mit der verbotenen Frucht abgespielt und hier singt Eva, um Adam zum Mitgenuß zu verleiten:

Iß nur, mein Schätzchen, es schadet dir nicht;
Iß nur, es stärket das blöde Gesicht.
Glaube, es wird uns noch geben
Die Frucht ein ewiges Leben.

Adam, indem er von der Frucht genießt, singt:

Der Schmack ist gut und mein! (Ausruf für ach!) wer brachte
Mein Kind dazu, daß sie sich machte
An diesen edlen Baum?

Und als Eva hierauf antwortet: „Die Schlange", seufzt er gleich:

O weh, o weh, da wird mir bange!

Im vierten und letzten Act wird das arme, unselige erste Menschenpaar durch einen Engel mit „einem gewaltigen Schlachtschwert" aus dem Eden hinausgetrieben und nachdem sich darauf der Schauplatz in ein wüstes mit Dornen besäetes Feld verändert hat, erscheint schließlich „in einer sonderlich hellen Maschine" Salvator, um die um Erbarmen flehenden Sünder zu begnadigen.

Dieser Oper folgten noch andere in derselben Art, darunter „La Gierusalema liberata", „Die Geburt Christi"; aber auch schon „Heinrich der Löwe", „Störtebeker", „Der Tod des großen Pans", „Die verkehrte Welt", ein „Don Quixote" und ein Lokalstück, „Die hamburger Schlachtzeit". Nach einer Angabe des Musikdirectors Mattheson wurden in der Zeit von 1678—1728 200 neue Opern gegeben, und daß dies möglich, begreift man, wenn man die Fruchtbarkeit der damaligen hamburgischen Kapellmeister ins Auge faßt. Reinhard Keiser, ein geborener Sachse, der aber schon in früher Jugend nach Hamburg kam, dort das Orchester leitete und von Hasse als einer der größten Tonkünstler geschätzt wurde, welche auf der Erde gelebt, componirte in Hamburg allein 116 Opern. Der Kapellmeister Telemann, ein geborener Magdeburger, welcher 1767 in Hamburg starb, setzte für Hamburg allein 35 Opern und daneben zählte man 1740 noch außerdem etwa

600 Ouvertüren von ihm. Zelter, der seiner rühmend erwähnt, gibt von ihm an, daß, wenn er auch nicht, wie Rameau, eine Nummer der „Harlemer Zeitung" mit allen Anzeigen der berühmten Blumenzwiebeln, des holländischen Käses und der Todesnachrichten componirte, so doch behauptete: ein ordentlicher Componist müsse den Thorzettel in Musik setzen können.

Unter ihm und dem vorherigen Componisten bildete sich der vorhingenannte Mattheson, der hauptsächlich als musikalischer Schriftsteller jener Zeit bekannt, und sodann der berühmte und große Georg Friedrich Händel, der 1684 zu Halle geboren, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach Hamburg kam, sich hier unter Keiser in seiner Kunst zu vervollkommnen. Nachdem dieser sich wegen Schulden hatte aus dem Staube machen müssen, trat Händel an seine Stelle, der diese Auszeichnung, wie die Sage erzählt, beinahe mit dem Leben bezahlt hätte. Ein Mitbewerber um diese Stelle, ein junger Italiener, nach Andern Mattheson selbst, heißt es, habe dem Begünstigten in einem dunkeln Theatergange den Degen auf die Brust gesetzt und sie nur darum nicht durchbohrt, weil Händel eine seiner Partituren auf dem Herzen trug und diese den Streich parirte. Er componirte in Hamburg die Opern „Almira", „Nero", „Florinda" und „Daphne" und lernte hier den Prinzen Johann Gaston de Medicis, der sich damals in dieser Stadt aufhielt, kennen und wurde von diesem veranlaßt, ihm nach Italien zu folgen, von wo aus sich sein Ruhm bald über die ganze Welt verbreitete.

Burney, jener englische Musikdirecter, welcher, wie wir schon in dem vorigen Abschnitt erwähnt, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts Deutschland, Frankreich und Italien bereiste, rühmt in seinem Tagebuche von ihm, „daß er in den Instrumentalsätzen seiner Chöre, wie in der vollstimmigen Kirchenmusik selbst den Italienern überlegen ist". Wenn er aber, wie nicht zu leugnen, diese Ueberlegenheit wirklich besitzt, so ist nicht ohne Grund anzunehmen, daß die Schule in Hamburg zur Erlangung derselben Einiges beigetragen. Und nach Hasse's Ausspruch über Keiser ist dies mit entschiedener Wahrscheinlichkeit anzunehmen, wie denn überhaupt einmal aus der Heranziehung trefflicher Componisten und dann aus der Erzeugung eigener, maßgebender und auf neue Bahnen lenkender Tonsetzer auf ein gesundes und glückliches musikalisches Wesen in Hamburg mit allem Fug zu schließen ist.

Nach Zelter ist zu Händel's „Messias" auch hier in Hamburg zuerst der Grund gelegt worden. In seiner derben, compacten Weise läßt er sich folgendermaßen darüber aus: „Die christlichen Hauptfeste gaben zu Händel's Zeit den Componisten Gelegenheit, biblische Verse für alle Evangelien in Musik zu setzen, woraus die schönsten Einzelnheiten entstehen mußten. Händel, der Geschmack und Herz genug hatte, die infamen Kirchentexte der Brockes, Picander und Anderer, woran er selbst, Bach, Telemann sich abarbeiten müssen, abzuwerfen, sammelte endlich die Chöre, welche sich auf das Leiden beziehen, in ein Convolut, ließ sich

von irgend einem geſcheidten Manne die Haken und Ringe dazwiſchen machen, wenn er's nicht ſelber that, und ſo iſt ein cykliſches Werk hervorgegangen, das ich mir in vier oder fünf Theile zerlege." Uebrigens führt Zelter auch an, daß Telemann 1681 geboren und 1767 geſtorben ſei.

Haſſe, der Gatte der berühmten Fauſtina, war in Bergedorf bei Hamburg geboren und gehört entſchieden mit in jene Periode hinein. Burney rühmt von ihm, daß er „als Componiſt der natürlichſte, eleganteſte und einſichtsvollſte und zugleich der, der am meiſten geſchrieben. Gleich Freund der Poeſie und der Stimme, zeigt er ebenſo viel Beurtheilung als Genie, ſowol im Ausdrucke der Worte, als in Begleitung der lieblichen und zärtlichen Melodien, welche er den Sängern gibt. Er betrachtet beſtändig die Stimme als den Hauptgegenſtand der Aufmerkſamkeit auf der Bühne, und unterdrückt ſie niemals durch ein gelehrtes Geſchwätz mannichfaltiger Inſtrumente oder arbeitender Begleitungsſätze; vielmehr iſt er immer darauf bedacht, ihre Wichtigkeit zu erhalten, gleich einem Maler, welcher der Hauptfigur in ſeinem Gemälde das ſtärkſte Licht gibt."

Das Bild, welches Burney von Haſſe's Perſönlichkeit entwirft, charakteriſirt ſo ganz den Hamburger jener Zeit, daß wir uns nicht enthalten können, es hier einzuſchieben.

„Haſſe", ſagt er, „iſt lang von Perſon und faſt dick von Körper; man ſieht ihm an, daß er in ſeiner

Jugend von dauerhafter Gesundheit und angenehmer Figur gewesen sein muß. Aus seinen Blicken leuchteten Edelmuth und ein gutes Herz. Er war ungezwungen, vernünftig und gar nicht zurückhaltend im Gespräch. Man findet an ihm weder Pedanterie, Hochmuth, noch Künstlervorurtheile. Er sprach von keinem Menschen Böses, vielmehr ließ er den Geschicklichkeiten verschiedener Componisten, die gelegentlich genannt wurden, Gerechtigkeit widerfahren; und selbst dem Porpora, der freilich anfänglich sein Lehrer, aber nachher mehr und mehr sein Gegner geworden ist."

Man sieht, dies war das Benehmen und Wesen eines wahrhaft freien Reichsstädters, und welchen Reiz und eine wie lockende Anziehungskraft dieses für Künstler damals hatte und wol auch noch haben würde, beweist Karl Philipp Emanuel Bach, welcher aus der Kapelle Friedrich's des Großen schied, um 1767 nach Hamburg an Telemann's Stelle zu gehen. Dieser Bach, der zu Burney's Zeit Hamburgs einziger Tonkünstler war, aber dafür, wie Jener meint, auch für eine ganze Legion gilt, ist als der Vater der deutschen Claviercomposition und gewissermaßen als der erste Virtuose auf diesem Instrumente anzusehen. Burney behauptet, „daß er nicht nur der größte Componist für Clavier, der jemals gelebt, sondern auch, im Punkte des Ausdrucks, der beste Spieler sei".

Man darf nur hören, was Bach in dieser Beziehung über sein Verhalten und Ziel in dieser Kunst selber äußert, um das Lob Burney's nicht übertrieben zu finden.

„Mein Hauptstudium", sagt er in seinem Lebensabriß, „ist besonders in den letzten Jahren dahin gerichtet gewesen, auf dem Clavier, ohngeachtet des Mangels an Aushaltung, soviel als möglich sangbar zu spielen und dafür zu setzen. Es ist diese Sache nicht so gar leicht, wenn man das Ohr nicht zu leer lassen, und die edle Einfalt des Gesanges durch zu vieles Geräusch nicht verderben will. Mich däucht, die Musik müßte vornehmlich das Herz rühren, und dahin bringt es ein Clavierspieler nie durch bloßes Poltern, Trommeln und Harpeggiren, wenigstens bei mir nicht."

Nachdem wir hier die Musik in Hamburg aus den Theateranfängen heraus bis zu ihren Höhen und Glanzpunkten in dem zu schildernden Jahrhundert verfolgt, kehren wir zu jenen zurück, um anzuführen, daß unter den Operndichtern jener Zeit, dem Pastor Elmenhorst, dem Rechtsdoctor Lucas von Bostel, Hunold, Bressant und Andern, die alle dem Lohenstein'schen Geschmacke huldigten und sich im lächerlichsten Bombaste spreizten, neben dem hamburger Licenciaten Christian Heinrich Postel, als der hervorragendste, der vorhin schon erwähnte Barthold Feind gelten muß.

Von vielen Literarhistorikern und auch von Gervinus wird Postel Feind vorgezogen, dies möglicherweise nur darum, weil der Letztere sich auf den Erstern bei seinen Arbeiten beruft und ihn auf das Ausbündigste lobt, sich also gewissermaßen selbst unter ihn stellt und sich von ihm abhängig macht. Postel hat nun freilich in der That, wie z. B. in seiner „Iphigenia", in wel-

cher sich ein Hinneigen zu Euripides zeigt, das Beste und Höchste geleistet, was die Lohenstein'sche Schule in diesem Genre zu leisten vermochte, wir aber halten uns hier trotzdessen nichtsdestoweniger doch an Feind, weil dieser, abgesehen davon, daß er in mehren seiner Productionen Postel nahe kommt oder auch gleich mit ihm steht, durch eine gewisse kritische Einsicht, durch eine Sehnsucht nach dem Bessern und eine Art von Ahnung, von welcher Seite dies uns kommen könne, über Jenen weit hinausragt.

Als Schott gestorben war, verlor Postel, nachdem er durch den „Tod des großen Pan" den Heimgang seines genialen Protectors gefeiert hatte, die Lust an dem musikalischen Schauspiel in einem so vollständigen Grade, daß er sich ganz davon zurückzog und sich auf das Epos warf, um da der allerdings steife und lächerliche, aber doch immerhin bemerkenswerthe Vorgänger Klopstocks zu werden. Feind, der nicht ohne gerechtes Bedauern sein Vorbild im Dramatischen sich von der Bühne abwenden sah, empfand einen so mächtigen Schmerz darüber, daß er seine Zeit das sterbende Säculum der Poeten nannte und nun nur um so bitterer über die einreißende Verschlechterung des Geschmacks klagte, der er nicht mehr wehren konnte.

Näher auf ihn eingehend, haben wir zu berichten, daß er 1678 geboren und Licenciat der Rechte in Hamburg, ein ziemlich unruhiger, pasquillsüchtiger Kopf gewesen sein muß, denn wir finden von ihm angegeben, daß seine Schriften zwei mal vom Henker verbrannt,

er selbst aus der Stadt verwiesen, in schwedische Dienste trat und schließlich wegen verschiedener, gegen die Krone von Dänemark geschriebener Werke zu Rendsburg festgesetzt ward. Seine Schriftstellerei ist eine außerordentlich vielseitige und mannichfache und heutzutage nicht ganz mehr zu übersehende. Er hat politische, gelehrte und auch wieder rein poetische Werke geschrieben; Werke, von denen die letztern ein entschieden sehr bedeutendes Talent erkennen lassen. Daß er ein Mann von großen Kenntnissen, bewandert in den classischen Sprachen und außerdem auch Italienisch, Spanisch und Französisch verstand, liegt aus seinen Schriften zutage. Wenn er sich leider auch nach Postel gebildet und viele von dessen und seiner Mitstrebenden Abgeschmacktheiten nachahmt, so sind dadurch in ihm ein gewisser Sinn für das Bessere und Höhere und besonders eine leichtere und elegantere Diction doch nicht ganz erstickt und verschüttet worden. Wichtig ist, daß er der erste Deutsche ist, der den „berühmten englischen Tragiker Shakspeare kennt und lobend erwähnt". (Gervinus)

In der Vorrede zu seinem Buche „Deutsche Gedichte, bestehend in musikalischen Schauspielen, Lob-, Glückwünschungs-, verliebten und moralischen Gedichten, ernst- und scherzhaften Sinn- und Grabschriften, Satyren, Cantaten und allerhand Gattungen, sammt einer Vorrede von den Temperaments- und Gemüthseigenschaften eines Poeten, und Gedanken von der Opera", 1708 zu Stade erschienen, klagt er rührend darüber: „daß in Hamburg die üble Gewohnheit eingerissen, daß

man ohne Arlechin keine Opera auf den Schauplatz führt, welches wahrlich die größte Baſſeſſe eines mauvais goût und ſchlechten Eſprit des Auditorii an den Tag legt. Was bei der ganzen politen Welt für abgeſchmackt und ridicul erſcheint, findet daſelbſt die größte Approbation.“ In dem einen ſeiner Stücke geht er ſo weit, von dem Luſtigmacher ſeinem Publikum ins Geſicht ſingen zu laſſen:

Und ſind die Opern noch ſo ſchön,
Wenn Arlechino nicht
Sein Amt dabei verricht',
So können ſie doch nicht beſtehn.
Ein Thor muß ſeinesgleichen ſehn,
Und ſind die Opern noch ſo ſchön!

Man kann aus dieſer Klage am Beſten erſehen, wie grob und unentwickelt der hamburger Theaterſinn damals noch geweſen, und wenn wir kurze Zeit darnach gerade Hamburg zu dem Boden geworden ſehen, auf welchem in Deutſchland Shakſpeare und Goethe mit dem „Götz von Berlichingen“ zuerſt die Bretter betreten, ſo wird uns dies den Beleg liefern können, wie viel Bildung und geiſtige Intelligenz hier eben zuſammengetroffen und gewirkt haben mußten, um eine ſo raſche Umwälzung in der Geſchmacksrichtung möglich zu machen.

Barthold Feind aber, ſo wenig geläutert er auch in ſeinen dramatiſchen Beſtrebungen erſcheint und ſo locker und ungefügig ſich hier und da auch die Conception ſeiner Stücke ausnimmt, darf dennoch zu den erſten Förderern derſelben gerechnet werden. Er hob

sie doch aus dem Gröbsten heraus und lenkte sie, wenn auch mit plumper Hand, dennoch mit Nachdruck auf höhere, geschichtliche Aufgaben hin. Er schrieb: „Die römische Unruhe, d. h. der römische Aufstand oder die edelmüthige Octavia", in Hamburg zum ersten male gegeben am 5. August 1705; dann: „Die kleimüthige Selbstmörderin Lucretia oder die Staatsthorheit des Brutus", in Hamburg zum ersten male aufgeführt am 23. November desselben Jahres; ferner: „Masagniello furioso oder die neapolitanische Fischerempörung", zum ersten male dargestellt in Hamburg im Juni 1706. Außerdem sind noch von ihm vorhanden: „La constanza sforzata, die bezwungene Beständigkeit, oder die listige Rache des Sweno" und „L'amore ammalata die krankende Liebe oder Antiochus und Stratonika".

Das letztere Stück, von welchem der Autor angibt, daß er es in französischer Manier abgefaßt habe, „indem insgemein doch nur lauter wollüstige Leute in die Opera gehen, welche mehr an Rejouissancen und languissanten Passages als traurigen Begebenheiten ihr Vergnügen suchen", ist nicht nur geläuterter als die übrigen, sondern auch dem Stoffe nach eine würdige und glückliche Unternehmung. Antiochus, Sohn des Königs Seleucus aus einer ersten Ehe und dessen Thronfolger, verliebt sich in seine Stiefmutter Stratonika und zehrt sich in seiner verschwiegenen Leidenschaft der Art auf, daß er dem Tode nahe kommt. Der Vater, der seinen Sohn außerordentlich liebt und in ihm den Stolz und Ruhm seines Reiches sieht, bemüht

ſich umſonſt, den Grund ſeines Leidens zu entdecken. Endlich gewahrt ihn der als Arzt und Zauberer herbeigerufene Eraſiſtratus, der den alten Seleucus zu prüfen vorgibt, daß Antiochus in ſeine, des Eraſiſtratus Gattin, verliebt ſei. Da der König nun in ihn dringt, zurückzuſtehen und ſie dem Prinzen zu überlaſſen, fragt Eraſiſtratus: ob das Seleucus an ſeiner Stelle auch wol thun würde und als dieſer das mit Feuer und Nachdruck bejaht, ruft er endlich: „So thu' es, König, denn der Prinz liebt deine eigene Gemahlin." Wirklich tritt der König denn auch zurück und zwar zumeiſt, wie er ſagt, aus Staatsrückſicht und zu dem Zwecke, ſeinem Lande einen jungen, kräftigen und edelmüthigen Herrſcher zu erhalten.

Dieſer Stoff könnte noch heute für jeden Dichter eine angemeſſene und würdige Aufgabe ſein. Auf die übrigen, zum Theil aus der allgemeinen Geſchichte bekannten oder minder anſprechenden, wollen wir uns hier nicht weiter einlaſſen, aber zum Beweiſe, wie Feind's Verſe oft durchaus nicht ſchlecht, ſondern vielmehr ſchwungvoll und für die damalige Zeit wol gar anmuthig und elegant zu nennen ſind, mögen folgende angeführt werden. Die Octavia z. B. eröffnet Nero mit den Worten:

Vom kalten Angelſtern bis an Cancyus' Hügel
Schwingt unſer Adler ſeine Flügel.
Wo Titan's frühes Morgenlicht
Für Jovis Allmacht muß erröthen.
Wenn er beſchämt der Lüfte Dämmrung bricht;
Wo Cynthia aus Ehrfurcht ſcheint erblaßt,

Und wo Olympus' Wolkenlaſt
Des Atlas Stützen hat vonnöthen,
Sei mir ein Denkmal aufgericht't.

Viele ſeiner Arien könnten noch heute in Opern vorgetragen werden, und würden auch mit den modernſten Texten den Vergleich aushalten, z. B.:

Kann dich mein Arm umſchließen,
Ich meine Schöne küſſen,
So ſteht mein Geiſt in Ruh.
Wo ſüße Lippen ſcherzen,
Spricht Amor einem Herzen
Der Freude Labſal zu.

Oder:

Kehre wieder,
Mein Verlangen,
Meine Seele ſeufzt nach dir!
Eilt zurücke,
Schönſte Blicke,
Weil ihr mir
Allzu frühe ſeyd entgangen.
Kehre wieder,
Mein Verlangen,
Meine Seele ſeufzt nach dir!

Couplets, wie die folgenden, die das Leben eines Modeherrn ſchildern, ſind im Stande, manche in unſern heutigen Poſſen zu beſchämen.

Sempron, ein braver Cavallier,
Er ſteht nicht gar zu weit von hier,
Iſt bei den Mädgens wohlbekannt,
Und lebt manierlich und galant.

Hört, wie er ſeine Zeit zubringt:
Er pfeift, er tanzt, er ſpielt, er ſingt.

Er ißt und trinkt, er geht und fährt
Und, weil er reich, wird er geehrt.

Die Glocke ſchlägt ſchier immer Zehn,
Eh' er wird aus dem Bett' aufſtehn.
Dann iſt die Chocolad' bereit;
Um eilf Uhr iſt er angekleid't.

Er gibt Viſiten bis um Ein,
Dann muß der Tiſch gedecket ſeyn,
Drauf ſpeiſt er bis um Glocke zwei,
Lieſt im Kalender bis um Drei.

Er tanzt hernach von Drei bis Vier,
Dann kommt die Kutſche vor die Thür
Und bringt ihn in die Opera.
Was macht nun unſer Herr allda?

Er ſpricht franzoſ'ſch avec bon aire
Ma foi, parlait et tout entière,
Il juge quelquefois et sottement,
Daß Liegen faſt nichts hören kann.

Vom Singſpiel fährt er auf den Schmaus
Und kommt vom Schmaus bezecht nach Haus,
Von da ins Bett und ſchläft darauf:
Das iſt ſein ganzer Lebenslauf.

Daß ſeine muſikaliſchen Dramen aber auch wahrhaft draſtiſche und großartige Momente aufweiſen, wollen wir mit einem Auftritte aus der „Lucretia" belegen, worin Tarquinius den edelmüthigen Turnus unſchuldig hinrichten läßt. Bei dieſer Hinrichtung iſt Tarquinius mit ſeinem ganzen Hofe zugegen und hier ſind einige Momente, denen eine gewiſſe dramatiſche Großartigkeit nicht abzuleugnen iſt. Turnus wendet ſich da unter Anderm an Tarquin und ſpricht:

Wenn ich vom Pöbelvolke wäre,
So würd' ich deine Wuth verklagen,
Und alſo zu dir ſagen:
Du Bluthund, Mörder, Henker, du Tyrann,
Biſt du am Kaukaſus erzogen?
Haſt du am Styx den Baſilisk geſogen?
Biſt du der Leoparden Frucht?
Der Löwen, Bär' und Krokodillen Zucht?
— — — — — — — —
Das arme Blut, das du vergoſſen,
Davon die Tyber roth gefloſſen,
Ruft Rach' und Zeter über dich.
So ſpricht das Pöbelvolk. Nun höre mich:
Für meinen Tod wünſch' ich dir langes Leben,
Für deine Wuth des Himmels Güte,
Und deine Schuld will ich dir gern vergeben.

Als davon ungerührt Tarquin ihn dennoch zum Tode abführen läßt, entreißt Cornelia, des Turnus Frau, einem Häſcher das Schwert und ſtürzt mit den Worten:

Ob' dieſes ſoll geſchehen,
Soll Rom dich ſelbſt, du Bluthund, ſtürzen ſehen!

auf den König zu. Allein Turnus entwindet ihr das Schwert, indem er ſagt:

Wozu verleitet dich die Wuth,
Befudle dich nicht mit gekröntem Blut!

eine Wendung und ein Abgang, welcher entſchieden noch heute Glück machen und an vielen Orten dem Darſteller den enthuſiaſtiſchesten Beifall eintragen würde.

Nach Schett's Tode, der 1702 erfolgte, um auf die hamburger Theaterunternehmung im Allgemeinen

zurückzulenken, kam dieselbe in die verschiedensten und nicht eben befugtesten Hände, sodaß man sich nicht wundern darf, sie unsicher, schwankend und der Gefahr des Untergangs so nahe gebracht zu finden, daß 1722, da das Institut doch einmal eingebürgert und der Stadt für passend angesehen wurde, sich einige Herren vom damaligen Corps diplomatique zur Uebernahme der Direction vereinigten. Es waren der königlich dänische Conferenzrath von Ahlefeldt, Graf Otto Karl von Kallenberg, der englische Gesandte Cyrill von Wich, Friedrich Christian von Wedderkop und Desmercières, die es nicht unter ihrer Würde hielten, dem Theater hülfreich unter die Arme zu greifen. Besonders gerühmt wird Benedict von Ahlefeldt, ein Mann von Kenntniß und Geschmack, durch welchen die Oper neuen Schwung und vermehrtes Ansehen bekam. Allein auch unter dieser Leitung trat die Bühne nur in einen kurzen Flor, nach dem sie um so rascher wieder versank und nun abwechselnd deutschen, italienischen und französischen Entrepreneurs in die Hände fiel. Besonders waren es zwei schöne italienische Sängerinnen, Rosa Resta und Stella, welche 1745 ganz Hamburg in Entzücken versetzten, aber auf die Länge den Bestand der Oper doch auch nicht sichern konnten.

Unter ihren Trümmern begann sich nun das Schauspiel zu heben, das 1728 durch die Gesellschaft der Neuberin zuerst in würdigerer Weise, als es bis dahin geschehen, in Hamburg eingeführt, aber allerdings noch nicht stichhaltig und seßhaft wurde. Allein die kluge

und unternehmende Frau ließ sich durch ein erstes Mißglücken nicht abschrecken und kam in den Jahren von 1730 bis 1740 oftmals wieder, wo sie denn mehr und minder ihre Rechnung fand.

Eine Zeitlang war sie entschieden sehr in Gunst und zwar zunächst wegen zwei Stücken eines hamburger bemittelten Kaufmanns Georg Behrmann, eines geborenen Hamburgers und zwar unstudirten, aber durch Selbststudium gebildeten Mannes, der es wol verdient, in der deutschen dramatischen Literatur mit Respect genannt zu werden.

Wie Leisewitz nur ein Stück, seinen „Julius von Tarent", geschrieben, so schrieb Behrmann nur zwei, den „Timoleon" und seine „Horazier", Dramen, die entschieden zu den bedeutendsten und mächtigsten jener Zeit gehören und wie vereinzelte, majestätische Säulen aus dem theatralischen Schutte jener Tage hervorragen, in dem sie trotz ihres veralteten Stils und ihrer verlorenen Form doch nicht haben begraben werden können.

Wäre die französische Tragödienform die dem deutschen Volke zusagende und eine auf unserer Bühne herrschende geblieben oder geworden, so würde Behrmann als einer der ersten und grandiosesten Dramatiker bei uns gelten und in der Geschichte unsers Theaters ganz und gar die Rolle überwiesen bekommen haben, die nun Leisewitz zuertheilt wird, welcher in der dramatischen Productionsart von Racine und Corneille zu Shakspeare überspringend die englische Richtung bei

uns anbahnte und so gewissermaßen der Vater des modernen Dramas geworden ist.

Ohne diese freilich glückliche und gewissermaßen nothwendige Ablenkung aber, die wir später noch näher zu erörtern haben werden und welche besonders und entschieden eben von Hamburg nicht nur ausging, sondern hier auch feierlichst proclamirt und ausgefochten wurde, ohne diese Ablenkung würde, wie gesagt, Georg Behrmann ohne Zweifel, wie er jetzt der Abschluß einer Schule ist, der erneuerte und grandiosere Aufschwung einer solchen gewesen sein. Indessen, auch als dieser Abschluß kann und darf er uns von Interesse sein, einmal, weil er die Richtung, die er repräsentirt, auf ihrer glanzvollsten Ausbildung und Höhe zeigt und dann, weil wir in seinen Stücken das edle, freie und große Bürgerbewußtsein ausgeprägt finden, von welchem damals Hamburg beseelt war. Wie auf den lang und stolz dahinwogenden Versen Racine's sich der Geist des französischen Königthums wiegt, so wiegt sich in den nicht minder breiten und erhabenen Alexandrinern Behrmann's die Seele eines echtdeutschen freireichstädtischen Bürgerthums, eines Bürgerthums, das damals so anerkannt wurde und allgemeine Zustimmung in Hamburg hatte, daß man „Timoleon der Bürgerfreund" am 28. November 1735 dem Senate zu Ehren gab.

III.

Georg Behrmann, Konrad Eckhof und Johann Friedrich Löwen.

„Timoleon, der Bürgerfreund" behandelt den aus der Geschichte des Alterthums bekannten Tyrannen Timophanes zu Korinth, den sein eigener Bruder Timoleon ermordet, um die Freiheit der Stadt wiederherzustellen. Im ersten Akte der Tragödie hören wir Acradina, das Weib des Timophanes, das Loos ihres Vaters beklagen, den ihr Gatte hinrichten lassen will, weil er sich seiner Willkührherrschaft widersetzte. Aeschylus, ihr Bruder, stimmt ihr bei und beschwört den hinzukommenden Timoleon, Timophanes zu besänftigen, was dieser denn auch will, wovon Acradina ihm aber abräth, weil sie meint, er werde, wie sie nichts ausrichten und nur sich selbst verderben. Auf diese Ermahnung entgegnet Timoleon:

Was? Soll ich meiner schonen,
Da Bürger in Korinth für ihn nicht sicher wohnen?
Ich gonne der Gewalt nun ferner keinen Platz.

Demaristia, die Mutter des Timoleon und des Timophanes, welche bei dieser Unterredung auftritt,

giebt Acradina Recht und bedingt sich aus, den Vortritt bei dem Tyrannen zu haben, der ihr der minder geliebte Sohn, aber doch immer ihr Sohn ist.

In der folgenden Scene, in welcher diese Unterredung selbst stattfindet, sucht Demaristia den Tyrannen dadurch zu erweichen, daß sie ihn daran erinnert, wie Timoleon ihm einst in der Schlacht das Leben gerettet, und wie er nichts als die Größe und Freiheit seines Staates wolle. Das aber empört eben den Tyrannen am meisten, und mit dem Ausspruche, daß er auch den Bruder nicht schonen werde, wenn dieser in seinem Trotze gegen ihn verharre, geht er, den Akt schließend, ab.

Im zweiten Akte erzählt Aeschylus der Schwester, wie er den gefangenen Vater gefunden und dieser zu ihm gesagt habe:

Ich will ehrwürdig sein, kein Bürger soll mich hassen,
Verräth'risch sterb' ich nicht, Sohn, ich will treu erblassen.
Wer Ehr' erlangen will, muß Furcht und Schande fliehn.
Ich will nichts Sträflich's thun, mich nicht der Pflicht entzieh'n,
Der Pflicht, wozu mein Eid der Bürger mich verbindet,
Der Pflicht, die man zwar lehrt, allein weit mehr empfindet.
Erweckt mein Beispiel dich, sprichst du Tyrannen Hohn,
So bist du meiner werth, so folgst du mir, mein Sohn.
Nicht Henker und nicht Beil macht mich von Freiheit weichen,
Ich kann nie ruhmlicher, als für den Staat erbleichen.

Uebrigens, versichert Aeschylus zum Schluß, hoffe der Vater so gut wie er und sie selbst auf den Einfluß des Timoleon, den mit Timophanes auszusöhnen Demaristia nun noch einen zweiten Versuch macht. Als der Letztere gegen die Bürger eifert, und meint, daß diese

gegen Alles anschrieen, immer in Zwietracht wären und sich gegen alle Größe sträubten, entgegnet sie, daß die keine Bürger seien, welche er da schildere,

Ein wahrer ist nur der, der stets zurücke setzt,
Was Amt, Gewissen, Eid, Rath, Volk und Staat verletzt;
Der nimmer herrschen will, nur auf Befehl regieret,
Und, wenn er endlich muß, sein Amt mit Zittern führet;
Der, wenn er Richter ist, den Schuldigen beklagt,
Und ihm, indem er straft, nie Rath und Trost versagt;
Der willig übersieht, wenn man aus Schwachheit fehlet,
Und, wenn es Bosheit ist, die schärfste Strafe wählet;
Der Wohlfahrt, Ruh' und Fleiß dem Staate willig schenkt;
Der frei und redlich spricht, und frei und redlich denkt;
Der Schätze nie für sich, nur für den Staat erspart,
Der, wenn die Noth es heischt, sie nicht aus Geiz bewahrt;
Der, was er auch erwirbt, der Vaterstadt erwirbet;
Der für die Bürger lebt und für die Freiheit stirbet.
Wie sicher, wie beglückt, wie ruhig ist der Staat,
Dem nicht ein Fürst befiehlt, der freie Bürger hat!

Von dieser Auseinandersetzung wird Timophanes einigermaßen bewegt, so daß er sich entschließt, den Timoleon zu hören; allein da die Unterredung zwischen Beiden statt den Zwiespalt zu beseitigen, denselben nur immer klaffender macht und der Tyrann nun gegen Alle noch mehr und stärker wüthet, so sieht Timoleon, von seinen Freunden gedrängt, wohl ein, daß hier zur Rettung des Staates das Aeußerste geschehen und Timophanes fallen müsse.

Nachdem im dritten Akte noch ein mal die erdenklichsten Mittel zur Versöhnung vergeblich angewendet worden, wird im vierten die Verschwörung gegen das Leben des Tyrannen zur Reife gebracht und von Ti-

moleon zum Schluß die Mordwaffe vertheilt, durch welche Timophanes fallen soll.

Im fünften Akt ist dieser Fall bereits geschehen und nun zeigt sich auf der Bühne einer der dramatischsten und wirksamsten Auftritte, welche jemals darauf zur Anschauung gebracht worden sind. Demaristia, bis dahin ganz Bürgerin, vergißt nun auf einmal Glück und Freiheit des Vaterlandes, um ganz nur Mutter zu sein. Timophanes, den sie lebend als Tyrannen hassen und verwünschen mußte, wird nach seinem Tode ihr heißgeliebter Sohn, um dessen Ermordung sie Timoleon fluchen muß. Dieser so erklärliche und natürliche Umschwung in dem Charakter dieser Frau ist ein Moment nicht nur von der ergreifendsten Wirkung, sondern auch vom wahrhaftesten tragischen Pathos.

Daß übrigens diese Tragödie daneben alle die Fehler und Mängel hat, die wir an den ähnlichen Stücken der alten französischen Schule auszusetzen haben, versteht und ergiebt sich zum Theil schon aus unserer Inhaltsangabe von selbst. Im Allgemeinen ist zu wenig dramatischer Vorgang und schon deswegen keine eigentliche Katastrophe darin, weil die Handlung wie bei Corneille und Racine ganz außer dem Rahmen des Schauspiels liegt. Das Fortrücken in der Abwickelung ist ein sehr langsames und die Erzählung und die bloße Recitation zu weitschweifig und breit. Die ganze Gesinnung und der Gedankengehalt aber, aus denen heraus das Stück geschrieben worden ist, sind von einer so imposanten Würde und einem so massiven Werthe, daß ihm unter allen Umständen

und Verhältnissen ein Platz in der Geschichte des deutschen Dramas bleiben muß.

Das Nämliche ist von den „Horaziern" zu sagen, die schon 1733 gegeben wurden und welche zeitgenössische Kritiker des Autors weit unter den „Timoleon" stellen, denen wir selbst aber uns versucht fühlen möchten einen beinahe höhern Rang einzuräumen. Allerdings hatte Behrmann hier das gleiche Stück von Corneille zum Vorbilde, aber dieses Vorbild darf nicht nur für erreicht, sondern sogar für übertroffen angesehen werden. Nicht nur ist die interessante Geschichte von dem deutschen Dichter aus bessern Quellen studirt, sondern auch durchaus drastischer und concifer für das Drama verwerthet worden, als es von dem französischen geschehen. Weder Behrmann's eigenes späteres Stück, noch „Die Horazier" von Corneille haben die kompakte Fassung und die gedrungene, feste Form, die wir hier erblicken.

Die Exposition des ersten Akts zeigt uns Horaz den Sohn, mit Sabina, der Schwester des Curiaz vermählt, welcher Letztere wiederum der Verlobte von Camilla, der Schwester des Horaz ist. Die Horazier sind Römer, die Curiazer gehören dagegen nach Alba, mit welcher Stadt sich Rom eben im Kampfe befindet. Um diesen nicht langwieriger und aufreibender zu machen, als er bis dahin schon gewesen, wird von beiden Seiten beschlossen, ihn durch einen Wettkampf zwischen drei Römern und drei Streitern aus Alba austragen zu lassen. Um dies zu thun, wählt man von Seiten der

Römer die drei Söhne des Horaz und von Seiten Albas die drei Curiazier, welche schließlich erliegen und dem einen Horaz, dem Gatten der Sabina, siegreich das Feld überlassen. Das Stück schildert die verschiedenen Empfindungen der mehr oder minder an dem Wettkampfe Betheiligten, und zwar geschieht dies mit einer Meisterschaft, die auch des größten Dichters nicht unwürdig wäre. Sabina, die ganz nur Liebe zu ihrem Horaz athmet und sanft und hingebend ist, contrastirt auf das Schärfste mit Camilla, die ganz Römerin, auch in ihrem Gefühl zu dem Curiazier ganz und durchaus heroisch ist. Der alte Horaz ist ein Held aus dem Gusse des alten Brutus und des alten Cato; die Mutter der Curiazier, eine große und hehre Erscheinung der classischen Zeit und dabei voller Weiblichkeit und zarter Empfindung, documentirt sich als die wahre Mutter der Sabina. Horaz, der Jüngere und der eine Curiaz, mit denen wir es in dem Stücke zu thun haben, überbieten einander in Großherzigkeit und Edelmuth, wie dies die rührende Abschiedsscene beweist, die zwischen ihnen stattfindet und welche ähnlichen Shakspeare's an die Seite gestellt werden kann. Sie lautet folgendermaßen:

Curiaz:

Noch ist es mir erlaubt, dich, Herr, als Freund zu küssen;
Bald aber werd' ich dich als Feind verfolgen müssen.
Du kennst mein Schicksal schon, wozu es mich bestimmt,
Und was für Albens Wohl mein Eifer unternimmt.
Ich komm' und kann mich nicht der schwersten Pflicht entschlagen,
Das letzte Lebewohl dir, Herzensfreund, zu sagen.

Wenn dich mein Arm verflucht, ſpricht doch mein Herz für dich.
Das Opfer muß geſchehn; du biſt es oder ich!

Horaz, der Sohn:

Der Staat, durch Krieg geſchwächt, ſucht Schutz bei unſern Waffen,
Und unſer Blut allein kann ihm nur Ruhe ſchaffen.
Er ruft uns, und wer kann dem Rufe widerſtehn?
Er wählt, und wählet uns, wir ſind's, wir müſſen gehn
Und unſre Pflicht vollziehn, die Freundſchaftsſtimme dämpfen,
Nicht hören, wenn ſie ſchreit, und Helden ſein und kämpfen.

Curiaz:

Der Held bleibt doch ein Menſch. Er dämpft die Freundſchaft nur
Und überwindet nicht die Kräfte der Natur.
Wer von uns Beiden ſiegt, wird ſich unmenſchlich ſcheinen
Und den entleibten Held als ſeinen Freund beweinen,
Und Rom und Alba wird an ihm den Sieger ſehn,
Dem Thränen bei dem Muth auf blaſſen Wangen ſtehn,
Der ſich des Vortheils rühmt und doch das Glück verfluchet,
Das ihm den Freund entführet, den er, als Bruder, ſuchet.

Horaz:

Es ſchweige denn in uns ſolange nur der Freund,
Bis ſich der Staat erfreut, bis ſich der Held beweint.
Die Pflicht, die uns belebt und die wir ganz empfinden,
Verbindet uns, wozu nur Helden ſich verbinden.
Wie ſpät verzieht ſich noch der Kampf, die Prüfungszeit?
Erwarte deinen Feind von meiner Tapferkeit.
Wie ſich kein Krieger ſäumt, den Muth und Glück begleiten,
So eilen du und ich, die Wahlſtatt zu beſchreiten.

Curiaz:

So komm' und folge mir vor das Capenathor,
Und eile, wie du willſt, du kommſt mir nicht zuvor.
Daſelbſt erwart' ich dich, da ſoll ſich's offenbaren,
Wie treu wir unſer Blut vergießen und erſparen.
Man wartet ſchon auf uns, des Kampfes Stund' iſt nah.

Und wenn Sufez nur winkt, ſteh' ich zum Angriff da
Und mehre meinen Muth, wie du den Eifer mehreſt
Und kämpf, und wehre mich, wie du kämpfſt und dich wehreſt,
Und bin dein Held ſo lang, als du mein Gegner bleibſt,
Und tödte dich gewiß, wenn du mich nicht entleibſt.

Als der letzte Curiaz, der Verlobte Camilla's, erlegen und Alles im Triumph und Jubel über dieſen Sieg erſcheint, ſchließt Dieſe das Stück mit einer furchtbaren Verwünſchung über Rom in folgenden Worten ab:

Und ich will alle Welt und Höll' und Götter bitten,
Daß ſie durch Krieg und Mord Roms ſichern Staat zerrütten:
Daß Bürger ihre Luſt nur am Verrathe ſehn;
Daß Römer ohne Schutz, als Sclaven untergehn;
Daß die Rebellen ſich durch junge Heere mehren;
Daß unſre Mütter nichts als Wüthriche gebären;
Daß Eigennützige Pflicht und Geſetz entweihn
Und ſich von Straf' und Reu' noch ſträflicher befrei'n;
Daß ihre Grauſamkeit ſich eine Macht erwerbe,
Vor der aus Angſt und Furcht der letzte Römer ſterbe:
Daß dir, glorſücht'ges Rom, dein heut'ges Siegsgeſchrei
Der Anfang deines Fluchs und dein Verderben ſei,
Damit dein Untergang noch ſchleuniger geſchehe,
Als ich zu deiner Schand um Curiaz vergehe!
Mein Bruder mordet ihn, — und ich? Ich bleibe nach?
Für mich, für meine Wuth ſei Rom und er zu ſchwach!
Ich eil', und will in ihm auch meinen Mörder ſuchen,
Und bis er mich entleibt, ihn ſeh'n und ihn verfluchen.
Verwünſcht, vermaledeit ſei der Alban'ſche Krieg,
Verflucht der Römer Glück, der Sieger und der Sieg!

Man wird billig eingeſtehen müſſen, daß ein ſolches Pathos kein gewöhnliches iſt und nichts mit dem jener Zuckerbäcker des Parnaſſes zu thun hat, die wir um jene Zeit in der Mode finden. Georg Behrmann

ist entschieden ein großes und mächtiges Talent gewesen und wenn irgend etwas ewig an ihm zu bedauern bleibt, so ist dies einzig und allein die Richtung, in die er sich geworfen sah und in welcher er sich nothwendig dem Kern der Nation in einer spätern Zeit entfremden mußte. Allein so klaffend diese Entfremdung auch ist, dennoch würden wir es nicht unangemessen finden, wenn die hamburger Bühne bei irgend einer passenden Gelegenheit diese Stücke wieder aufgriffe und so wenigstens für die Vaterstadt das Gedächtniß an die Begabung dieses ausgezeichneten Mannes lebendig erhielte.

Ueber seine anderweitigen Lebenszustände sind leider fast gar keine Nachrichten vorhanden, und so müssen wir uns hier begnügen, anzuführen, was Hagedorn in einem Briefe an Bodmer schreibt, wo es heißt: „Behrmann ist ein vernünftiger Kaufmann, der Geschmack, Zeit und Vermögen besitzt, um der Dichtkunst obzuliegen, und alle billige Kritik seiner Gedichte mit aufrichtigem Dank erkennt.“ Schütze in seiner hamburgischen Theatergeschichte rühmt ihn auch als Mäcen der Künste und giebt namentlich an, daß er die Neuberin mehrfach großmüthigst unterstützt und aus den mannichfachsten Geldverlegenheiten herausgerissen habe; allein all diesem Bemühen zum Trotz vermochte sich die geniale, aber im Mißgeschick leicht gereizte und zu allerhand Unbesonnenheiten getriebene Frau in Hamburg nicht zu halten. Als sie im Jahre 1740 einem Rufe der Kaiserin Anna nach Rußland folgte, schloß

sie ihre Darstellungen in Hamburg mit einem Epiloge, der so wenig urban und schmeichelhaft für die Hamburger war, daß es ihr unmöglich wurde, diese Stadt je wieder zu besuchen.

Im Jahre **1741** kam der Direktor Schönemann mit seiner Gesellschaft nach Hamburg, welcher die komische Oper und das Singspiel auf die Bühne brachte, und überhaupt so ziemlich den Ton angab, welcher bis zur Zeit der französischen Revolution auf den deutschen Bühnen herrschend geblieben ist. Unter ihm, der ein schlichter, gerader Mann, einsichtiger Principal und im Fach komischer Bedienten und einiger sogenannten Mantelrollen ein trefflicher Schauspieler war, bildeten sich die ersten großen deutschen Schauspieler, Konrad Ernst Ackermann, Konrad Eckhof und Friedrich Ludwig Schröder, von welchen die beiden letztern berühmtesten geborene Hamburger waren.

Eckhof war am **12.** August **1720** geboren. Der Vater war ein hamburgischer Stadtsoldat, der nebenbei ein Handwerk trieb und später Lichtputzer bei der Schönemann'schen Bühne wurde. Nachdem sein Sohn zuerst Postschreiber in Hamburg, dann Schreiber bei einem Advokaten in Schwerin geworden, trat er **1740** bei Schönemann zuerst als Schauspieler auf und wurde bald unter diesem der Glanz- und Stützpunkt der ganzen Gesellschaft. „Eckhof", schreibt Schütze, „war von der Natur mit großen Talenten für die Bühne ausgestattet, und es gelang ihm, durch Nachdenken, anhaltenden Fleiß und unabläßige Uebung diese Talente

mehrundmehr auszubilden. Er hatte weder vor noch neben sich ein Muster, nach welchem er sich bildete, sondern ward aus und durch sich selbst. Er war der erste deutsche Schauspieler, welcher durchaus der Natur getreu, Darsteller des Lebens mit Recht heißen konnte. Zärtliche und gutherzige Alte waren und blieben sein Hauptfach. Er suchte aus echter Kenntniß der Menschennatur, gegen den damals herrschenden Ton, Uebertreibung in Mienen und Gesten zu vermeiden. Bei der Bühne der Neuberin sah man allen Schauspielgliedern mehr oder minder von dem Zwange an, mit welchem sie Würde und Anstand, hauptsächlich in tragischen Rollen auszudrücken versuchten. Die meisten waren durch Haupt- und Staatsaktionen oder extemporirte Possen zu sehr an Unnatur und Uebertreibung in Spiel und Sprache gewöhnt; steif und affektirt, ungeachtet sich Manche durch minder übertriebenene Manier auszeichneten. Auch unter Schönemanns Schauspielern fand sich noch Mancher und Manche, die theils jenes Aktionsspiel, theils das ängstliche Kopiren der französischen Spielart unleidlich machten. Eckhof traf zuerst das wahre Maaß der Nachahmung auf der Bühne; sein sicheres, naturtreues Spiel brachte die Kunst auf einen hohen Gipfel. Ohne universell, in allen Rollen gleich groß zu sein oder sein zu wollen, faßte er jeden darzustellenden Charakter mit allen Eigenheiten und Nüancen, und stellte ihn bis zu einem hohen Grade der Täuschung dar. In der Aktion des Gesichts und des stummen Spiels brachte er es sehr weit, und man

konnte auf ihn anwenden, was Noverre von Garrik sagt: er hatte für jede Rolle ein eigenes Gesicht."

Mit dem Erscheinen Ekhof's und Schröder's wurde ein Grund gelegt, der noch jetzt nicht ganz seine Bedeutung verloren hat. Wie sich damals in Hamburg viele und bedeutende Künstler und Künstlerinnen bildeten, mit denen später dann fast ganz Deutschland versorgt ward und wie, weil hier eben gute Akteure waren, die besten auch immer wieder sich nach Hamburg gezogen fühlten, so ist noch in diesem Moment unsere Stadt gewissermaßen die Vorrathskammer und Akademie fast aller heutigen Bühnen. Wie nach einem Ausspruch von Goethe die Stätte, die ein guter Mensch oder wie wir sagen dürfen, ein Genius eingeweiht, noch nach Hunderten von Jahren dem Enkel sein Wort und seine That wiederklingen läßt, so hat sich von diesen genialen Anfängen des deutschen Theaterwesens her noch immer so viel unveräußerliche Glorie, so viel von einem geheimnißvollen dramatischen Etwas in Hamburg erhalten, daß davon noch stets und ewig eine heilige Weihe auf die Jünger und Jüngerinnen dieser Kunst gelegt zu sein scheint und die Bühne, trotz des geringen Vorschubs, den sie hier erhält, sich in Macht und Ansehn zu behaupten vermag.

Wie Nürnberg wegen seines Pfefferkuchens und seines Spielzeugs, Lübeck wegen seines Marzipans, Meißen wegen seines Porzellans und Berlin seines Witzes wegen, so ist Hamburg immer in Ruf wegen seiner Schauspieler gewesen. Und wie es zu diesem

Rufe hat kommen können, ist nicht eben allzu schwer abzusehen. Das Wohlleben, der geistige Aufschwung, der Zusammenfluß so vieler bedeutender Menschen, die sich allmählig entwickelnde journalistische Thätigkeit trugen viel und entscheidend dazu bei. Die Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen Unparteiischen Correspondenten, welche Schwarzkopf 1802 das gelesenste Blatt in ganz Europa nannte, zuerst in Schiffbeck im Holstein'schen begründet, war schon 1731 nach Hamburg übergesiedelt; 1724 gab es schon wöchentliche Nachrichten, ja schon 1680 hatte Hamburg ein Intelligenzblatt, 1725 einen musikalischen Patrioten, 1728 ein Unterhaltungsblatt, die Matrone. Etwa um dieselbe Zeit erschien auch der Hamburger Patriot, ein Blatt, das ähnliche englische, unter andern den Spectator zum Vorbilde hatte, und später erweitert, verbessert und umsichtiger gestaltet in den „Unterhaltungen" und andern erneuert ward, und in welchen sich überall nicht nur der englische Einfluß kund gab, sondern auch der ganze Fonds und Geist der damaligen hohen und glücklichen englischen Bildungsstufe ablagerte.

Ehe wir indeß dies näher und weiter erörtern, haben wir zuvor noch einige Männer und Verhältnisse zu betrachten, welche auf das hamburgische Theater von besonderer Einwirkung wurden.

Voran steht da Johann Friedrich Löwen, geboren zu Klausthal im Harze 1729, der als 21jähriger Student der Rechte 1751 nach Hamburg kam, um mit einem Empfehlungsschreiben Hagedorn's nach Lon-

den zu gehen. Da er sich dem akademischen Leben nicht widmen konnte, aus Mangel der nöthigen Promotionskosten, so wollte er sich nach England wenden, um sich dort als Lehrer sein Brod zu verdienen. Allein ein Legationsrath Zink, wie es scheint, ein einsichtsvoller und liberaler Mann, hielt ihn von diesem Schritte zurück und nahm ihn gastfrei in sein Haus, ihm anbietend: es so lange zu bewohnen, als es ihm nicht gelungen, sich irgend eine feste Lebensstellung zu erobern. Die zeitgenössischen Schriftsteller und Biographen Löwen's geben an, daß jener Legationsrath Zink ihn zuerst auf den Gedanken, sich der Schriftstellerei zu widmen gebracht und dann darin fortzufahren ermuntert habe. Allein dies darf wol nur als eine ziemlich willkürlich angenommene Voraussetzung gelten; weit wahrscheinlicher ist, daß Löwen von jeher einigen Sinn und große Neigung zur Dichtkunst in sich verspürt und dies in Hamburg, wo damals eben ein frisches, literarisches Leben war, mehr und dringender als anderswo empfand. Aus dieser Empfindung gegen jenen, ihm human entgegentretenden Mann kein Geheimniß machend, fand er nun ohne Zweifel eben in ihm einen wohlwollenden und freundlichen Förderer, wie er damals in dem reichen und der Literatur, Kunst und Wissenschaft so warm und enthusiastisch zugewandten Hamburg keine Seltenheit war. Unter seinem großmüthigen Schutze schrieb er in rascher Folge zuerst zärtliche Lieder und anakreontische Scherze, dann „Poetische Nebenstunden" und gab endlich unter dem Titel „Der Christ bei den Gräbern"

eine Art Zeitschrift heraus, die der damaligen Moderichtung entsprechend, den lebhaftesten Beifall fand.

Daß auf einen jungen poetischen Kopf, wie Löwen einer war, das Theater Eindruck machen und Anziehungskraft ausüben mußte, versteht sich von selbst. Wir sehen ihn denn auch sehr bald in vielfacher Verbindung mit der in Hamburg zu jener Zeit spielenden Schönemann'schen Gesellschaft, die gerade kurz vor Löwen's Ankunft in Hamburg in Johann Christian Krüger nicht nur einen braven Schauspieler und vortrefflichen Menschen, sondern auch einen beliebten dramatischen Schriftsteller durch den Tod verloren hatte.

Dieser Johann Christian Krüger, eine echt deutsche, armselige, wahrhaft rührende Poetenerscheinung, war 1722 von armen Eltern geboren und ging, da ihm die Mittel fehlten, sein Studium der Theologie zu beenden, zuerst als Erzieher der Schönemann'schen Kinder zu dessen Truppe, begann dann in der Noth kleine Rollen zu spielen und endlich gar Stücke zu schreiben, die ihres moralischen Inhaltes, ihrer Gefühlswärme und angenehmen Laune wegen den entschiedensten Beifall fanden. Er verließ Gottsched's Schule und nahm Molière zum Muster. „Die Kandidaten" und „Der blinde Ehemann" sind Stücke von ihm, die zu jener Zeit gerngesehene Lustspiele auf der hamburger Bühne waren. Als er 1750 am 23. August, 28 Jahre alt, wahrscheinlich an der Auszehrung verschied, war sein Tod für die Schönemann'sche Gesellschaft schon deßwegen ein sehr wesentlicher Verlust, weil Krüger's

vielseitige Bildung, seine Belesenheit, seine Kenntnisse und sein guter Geschmack dem Direktor bei der Leitung und Führung seines schwierigen Geschäfts vielfach von Nutzen gewesen waren. Kränkelnd, misantropisch, wenig geschätzt und gekannt, losgelöst von der Welt und gebrochen durch das Aufgeben eines Lebensberufs, den er mit Lust und aus innerer Ueberzeugung erwählt, durchlebte er mitten im Wirbel und Strudel einer vielbewegten Komödiantenwirthschaft das verlorne, einsame, und gewiß thränenreiche Leben eines armen Poeten. Aber wie alle echten Poeten weich, aufopferungsfähig und ohne Selbstsucht, war er stets bereit und zur Hand, wo es Arbeit, Mühe und eines hingebenden Geistes bedurfte. Daß er Schönemann und seiner Gesellschaft, nachdem er sang- und klanglos auf irgend einem Friedhofe Hamburgs in ein schon im nächsten Augenblicke vergessenes Grab gelegt worden war, an allen Ecken und Enden fehlte, darf seiner geräuschlosen und stillen Wirksamkeit als die lobendste Anerkennung gelten. Indeß daß diese Geltung nicht eben von langem Bestande, läßt sich denken. Die Bühne und ihre Jünger brauchten nun einen neuen literarischen Beistand und fanden ihn zunächst in Löwen, der 1755 schon so im Gange mit dem Theater war, daß er ein Werk „Kurzgefaßte Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes" herausgab, ein Werk, das Engel bei seiner berühmten „Mimik" mehrfach benutzt und seinen Rathschlägen und Winken, welche er den Darstellern gab, glücklichst zugrunde gelegt hat.

Man sieht hieraus, daß nicht allein die Schauspielkunst, sondern auch die Literatur darüber und die ganze deutsche moderne Dramaturgie von Hamburg aus ihren Ursprung nahmen. Nach Löwen und Lessing hieß es von Hamburg, daß daselbst die Dramaturgen wie Pilze herauswüchsen. Um nun aber die Bethätigung Löwen's für das hamburger Theater näher und ausführlicher zu bezeichnen, haben wir anzugeben, daß er neben Gelegenheitsreden, Prologen und Epilogen, die er schrieb, es sich besonders angelegen sein ließ, eine höhere und allgemeinere Bildung der Schauspieler und Schauspielerinnen anzubahnen. Er war es, der zuerst eine Art Bildungsverein für Schauspieler in Hamburg gründete, eine Gründung, die indeß an der Leichtfertigkeit und Frivolität des damaligen Schauspielerstandes bald wieder ihre Auflösung fand. Für Löwen selbst aber hatte sie seine Verheirathung mit einer Tochter Schönemann's, einer vielversprechenden Kunstnovize, und damit einen engern und unauflöslichen Anschluß an das Schicksal des deutschen Theaters zur Folge.

Nachdem Schönemann's Unternehmung sich zerschlagen, entsagte zwar auch er auf einige Zeit dem theatralischen Leben, indem er als Hofsecretair nach Schwerin ging, allein sobald nur wieder ein einigermaßen anständiges Schauspiel in Hamburg eröffnet war, eilte er dahin zurück, demselben seine Dienste anzubieten. So sehen wir ihn denn bei der Koch'schen und dann auch bei der Schuch'schen Gesellschaft, so wie auch später bei der Ackermann'schen so lange als The-

aterdichter und Dramaturg in Thätigkeit, bis ihm die günstige Gelegenheit wurde, sich selbst als dirigirendes Haupt an die Spitze einer vielversprechenden Unternehmung gestellt zu finden.

Diese Unternehmung, die 1767 in's Leben trat, nahm unter sehr günstigen Aussichten ihren Anfang. Es hatten sich reiche und angesehene Bürger Hamburgs zusammengethan, das Theater gepachtet und aus ihrer Mitte Bubbers, Seyler und Tillemann erwählt, um die Entreprise zu überwachen. Diese trugen Löwen das Direktorium auf, und vermöge dieses Auftrages sollte er für die Auswahl der Stücke und die Rollenvertheilung, auch durch Vorlesungen für die Bildung der Schauspieler sorgen. Daß die Unternehmer es mit der Sache sehr ernsthaft meinten, liegt außer allem Zweifel und wird am schlagendsten durch die „Vorläufige Nachricht von der auf Ostern vorzunehmenden Veränderung des Hamburgischen Theaters" documentirt, die Löwen auf zwei Quartbogen gedruckt schon 1766 erscheinen ließ. Man ersieht daraus, daß ein hamburgisches stehendes Nationaltheater gestiftet, die besten Akteurs aus ganz Deutschland angeworben und diese, entweder schon brave, gesittete, christliche Leute sein oder doch dazu gemacht werden sollten. Zu diesem Ende ward ihnen auferlegt, die Vorlesungen Löwen's gewissenhaft zu besuchen, sich gesetzt und gut zu benehmen und dafür die Aussicht auf eine dauernde Versorgung im Alter eröffnet.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Löwen da-

durch, daß er die Unternehmer antrieb und veranlaßte, Lessing, der damals schon in ganz Deutschland als erster Schauspieldichter und scharfsehender Aesthetiker bekannt war, als Dramaturgen zu berufen.

Löwen, in Hamburg und in der Literatur der deutschen Dramaturgie der entschiedene Vorläufer und Johannes Lessing's, ist durch Diesen in ein nur allzu begreifliches Dunkel gestellt, aber doch nicht so verschattet worden, daß aufmerksame Literaturhistoriker nicht auch ihn in Betracht zu ziehen veranlaßt werden könnten. Bemerkenswerth ist er zunächst durch eine „Geschichte des deutschen Theaters", die er schrieb und welche wol die erste in Deutschland sein möchte. Daß er dabei ein einsichtsvoller, klarblickender Geist und patriotisch beseelter Mann war, geht deutlich aus allen Urtheilen und Aussprüchen hervor, die über Literatur und Theater von ihm aufbewahrt sind. Die Ursache, warum die Deutschen kein eigenes, d. h. kein nationales Theater haben, und die Art und Weise, wie sie einzig zu einem solchen gelangen könnten, giebt er in Folgendem klug und äußerst richtig dahin an, daß er sagt: „Sobald wir erst, statt der ewigen Uebersetzungen aus fremden Sprachen, eine Menge Originalstücke aufstellen können, die keiner andern als der deutschen Nation anpassend sind; sobald unsere Lustspiele das unterscheidende Gepräge des deutschen Charakters führen und nicht mehr französirend-deutsche Lustspiele sind; sobald eine Bühne, die dergleichen Originalstücke aufführt, auf öffentliche Kosten erhalten und unterstützt wird; sobald, aber

gewiß nicht eher, werden wir ein eigenes Theater haben."

An andern Stellen geht er noch weiter und so einsichtig und mit klugem Umblick über die Sache heraus, daß Alles, was er darthut, noch jetzt für passend angesehen werden kann, und die spätern Ideen, wie sie Rötscher, Eduard Devrient und Andere aufgestellt haben, darin schon vollständig entwickelt und auf das Beste dargelegt erscheinen.

„So lange man von Seiten des Staats", sagt er, „noch nicht besser für das Theater sorgt, so lange wird alle Hoffnung einer wohleingerichteten deutschen Bühne vergeblich sein. Die Komödianten müßten aus den öffentlichen Kassen oder aus einem dazu angewiesenen Fond besoldet werden. Der ganzen Gesellschaft müßte ein Mann vorgesetzt sein, der eine vollkommene Einsicht in die Schönen Wissenschaften und in das Theater insonderheit hätte. Dem Theater müßte eine ordentliche Akademie errichtet werden, in welcher ein solcher Mann präsidirte, und wo Diejenigen erst einige Jahre müßten vorbereitet und gebildet werden, die nachher das Theater betreten wollten. Die Prinzipale einer solchen Gesellschaft würden alsdann der verdrießlichen Nahrungssorgen überhoben sein. Man würde lauter gute Akteurs und gute Stücke zu sehen bekommen, und eine jede Bühne würde in der That eine Schule des Geschmacks und der Sitten heißen können. Allein ist dies nicht ein Vorschlag, der nur ein bloßer Wunsch bleiben wird? Sollte er niemals in Erfüllung kommen, so muß man

sich damit trösten, daß die Menschen anders denken, als sie handeln, daß die Meisten von Denen, die Freunde der Sitten und des Geschmacks sind, dennoch die Wege nicht betreten wollen, dieselben allgemeiner zu machen. Aber wer kann diese Wege anders betreten, als die Großen oder Die, welche das Ruder des Staates führen? Wollen sie vergnügte und gesittete Bürger haben, so müssen sie die Bühne allerdings nach diesem Vorschlage einrichten. Ich kann dem Theater wol schwerlich das Glück ganz zuversichtlich versprechen, daß man schon im künftigen Jahre für seinen Flor wird bedacht sein; aber Das prophezeihe ich gewiß: Wenn bei einem Fürsten oder bei einer Republik dieser Vorschlag, der im Anfange freilich etwas kostbar sein muß, jemals sollte zustande gebracht werden, so wird es in Kopenhagen und Hamburg sein, wo die Bühne Das werden kann, was sie eigentlich sein soll."

Wenn von Löwen nichts vorhanden wäre als diese Stelle, so würde sie genügen, zu beweisen, wie eingeweiht und klarsehend er in Dingen der damaligen Bühne war. Kopenhagen hat ganz und Hamburg wenigstens soviel als die obwaltenden Umstände es erlaubten, der Weissagung Löwen's entsprochen, und die weltbedeutenden Bretter zu Dem gemacht, wozu sie zu machen waren. Freilich der arme Prophet selbst hat davon nichts mehr erlebt, denn nachdem die großartige Unternehmung, der er vorzustehen die Ehre hatte, wie so manche andere, mit minderm Eifer und Geschick unternommene, gescheitert war, zog er sich, im Innersten gebeugt und

gebrochen, von jeder Antheilnahme am Theater zurück, indem er 1768 als Kanzlist nach Rostock ging, um dort seine Muße der Ausarbeitung von Romanzen und geistlichen Liedern zuzuwenden. Von Hypochondrie und Nahrungssorgen geplagt, starb er schon 1771 am 23. Dezember im 42. Jahre seines Lebens. In seinen satyrischen Versuchen giebt er an einer Stelle von dem Loose deutscher Autoren folgendes traurige und gewiß aus der eigenen Erfahrung geschöpfte Bild:

„Ach, es ist wahr", ruft er, „was Beaumelle sagt, daß die Schönen Wissenschaften nirgends belohnt werden als in Paris, in London und höchstens in Amsterdam. Wirst du aber ein deutscher Autor werden, so ist dies dein Schicksal in der Kürze: Dein Verleger bezahlet jeden Bogen mit einigen Thalern, und oft sehr ungerne. Die Schönen lesen dich, erkundigen sich nach dir und wünschen dir einige Küsse, die aber nur bloße Wünsche bleiben. Der Kaufmann lieset dein schnack'sches Zeug, wie er es nennt, des Abends beim Tabake durch, lacht, gähnt und schläft ein. Er lobt dich ins Gesicht, aber er verkauft dir seine Waare nicht um einen Sechsling wohlfeiler. Der Hofmann läßt sich dein Werkchen von seinem Kammerdiener vorlesen, um die Zeit zu vertreiben. Aber er schilt dich einen Pedanten, weil du den Adel angreifst und von ihm verlangst, daß er klug und gelehrt sein soll. Der Hof — kurz, mein Freund, man wird dich bisweilen lesen, oft loben, aber noch öfter tadeln; und wenn du es auch in der erhabensten Ode sagen würdest, daß dich hungert, so wirst du mit

Recht hungern müssen: denn du bist ein deutscher Autor." —

Dies schrieb er ungefähr zu derselben Zeit, in welcher der arme Johann Benjamin Michaelis, der 1770 am Hamburger Correspondenten arbeitete, acht Bogen in Octav der herrlichsten Lieder, Fabeln und Satiren an den Buchhändler Heinsius in Leipzig für zehn Thaler verkaufte; Lieder, Fabeln und Satiren, die zu den besten der deutschen Literatur noch jetzt gehören, und welche der Dichter mit einer so krankhaften Sorgfalt und Liebe und mit so angestrengtem Fleiße ausarbeitete, daß er, der 1746 in Zittau geboren wurde, schon 1772, also im 26. Jahre seines Lebens durch einen wiederholten Blutsturz sein Ende fand; in derselben Zeit, in welcher der berühmte Gellert als Professor der Philosophie und Moral an der Universität Leipzig einen jährlichen Gehalt von hundert Thalern bezog und sein Buchhändler Wendler, der seine von dem Buchhändler Breitkopf zurückgewiesenen Fabeln druckte, sich an deren verschiedenen Auflagen so bereicherte, daß er die Handlung aufgeben und von seinem Vermögen leben konnte.

Aber dies allgemeine, ihn mit vielen seinesgleichen treffende Elend war nicht der einzige herbe Schmerz, mit welchem sein Leben durchfurcht ward. Schon an der Schwelle des Todes, geknickt, zerquetscht und geschleift in allen Fasern und Sehnen seines Geistes, mußte er aus der Entfernung noch Zeuge sein von der kirchlichen Verdammung und Verurtheilung derjenigen

Sache, der er sein ganzes Leben fast unausgesetzt gewidmet hatte.

1768 nämlich entspann sich der ewig denkwürdige Theaterstreit in Hamburg, den wir später zu betrachten und zu erörtern haben, und dessen Anspinnung wir hier zunächst kurz nach der Mittheilung geben wollen, die Schütze in seiner Geschichte des Hamburgischen Theaters geliefert hat.

Am 31. Mai 1768, heißt es in dem Buche, kam das Lustspiel „Der Zweikampf" wieder auf die Bühne. Schon 1766 war es in Hamburg, doch ohne Namensnennung des Verfassers, gegeben. Der Verfasser war Johann Ludwig Schlosser, geboren in Hamburg 1738, der Sohn eines Hauptpredigers an der St.-Katharinenkirche. Am 10. Mai 1766 ward Schlosser, welcher in Jena Theologie studirt hatte, als Kandidat des Hamburgischen Ministeriums, in der Hamburg und Lübeck gemeinschaftlichen Stadt Bergedorf erwählt. Am 18. April des nämlichen Jahres gab Ackermann den „Zweikampf", den Schlosser als Student verfertigt, aus der ihm mitgetheilten Handschrift. Das Stück fand in Hamburg wie auf andern deutschen Bühnen einigen Beifall. 1768 gab es der Verfasser mit noch andern Originalstücken unter dem Titel „Neue Lustspiele" in Druck, doch ohne sich zu nennen. In der Hallischen „Bibliothek der Schönen Wissenschaften" erschien eine Recension derselben, in der sich eine Stelle befand, welche folgendermaßen lautete: „Das Hamburger Ministerium würde außersich gerathen, wenn es erführe, daß einer

seiner Mitbrüder sich so vom bösen Feinde habe verblenden lassen." In den „Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" (einer hamburgischen gelehrten Zeitung, welche sich den Bei- und Spottnamen „der schwarzen" zu erwerben gewußt) erschien infolge dessen ein vom 30. Dezember desselben Jahres datirter anonymer Brief, in welchem Jemand, in Veranlassung jener Recension, den Pastor Schlosser gehässig dadurch angriff, daß man ihm ironisch vorwarf, wie er schon als Kandidat mit einem Fuß auf der Kanzel, den andern noch auf dem Theater gehabt. Auch legte man ihm als Theologen ziemlich deutlich Unfleiß und Nachlässigkeit zur Last, indem man seinen Eifer für das seinem Stande und Orden unpassende Komödienschreiben hervorhob. Schließlich ward angegeben, daß er als Prediger, wenn auch freilich ohne Kragen, das Schauspielhaus besuche. Der gute Schlosser, dem dieser Angriff auf seine Ehre umsomehr als einem im Amte stehenden Prediger kränkend sein mußte, machte Versuche, den namenlosen Angreifer ans Licht zu ziehen. Er schickte einen Rechtsgelehrten an den Herausgeber der Nachrichten, um in Güte den Briefsteller zu erfahren. Dieser schützte das gethane Versprechen, seine Mitarbeiter nicht zu nennen, wenn es nicht seine Obrigkeit befehle, vor, versprach aber dem Anonymus zu schreiben. Von diesem erhielt er als Antwort: er sei schon von freien Stücken entschlossen, binnen vierzehn Tagen eine mildere Erklärung in den Nachrichten mitzutheilen, nachdem er von verschiedenen Umständen

nähere Nachricht bekommen. Schloſſer, der dieſe mildere Erklärung abzuwarten nicht räthlich fand, ließ ſagen: er werde die Bekanntmachung ſeines Verläumders gerichtlich ſuchen. Schon drei Tage nachher erſchien darauf die mildere Erklärung, in welcher der anonyme, aber immer kenntlicher werdende Briefſteller in einem frömmelnden Tone von ſeinem Gewiſſen durchdrungen bekannte: zwar nicht, was die Sache ſelbſt beträfe, ſondern in Hinſicht ihrer Art und Weiſe einen Uebereilungsfehler begangen zu haben, weil er Verſchiedenes als gewiß angeſehen, wovon ihm nachher das Gegentheil habe wollen verſichert werden, oder das noch ungewiß ſei. Zugleich foderte er Schloſſer auf zu ſagen: ob Komödienſchreiben für einen Kandidaten des Predigtamtes ein anſtändiges Geſchäft ſei, und ob er nicht einen großen Anſtoß gebe, daß ſo etwas von ihm bekannt ſei. Ferner: wenn er als Kandidat das Theater beſucht, was man ſeinem Gewiſſen überlaſſe, ob er dadurch dem Geſetze, das den Kandidaten des Hamburger Miniſteriums Komödienbeſuch, Kartenſpiel, wie Alles, was Andern zum Anſtoß gereichen könne, unterſagt, zu welchem er ſich zum Handſchlag und einer Unterſchrift verpflichtet, nicht entgegengehandelt. Dieſe mildere Erklärung konnte Schloſſer unmöglich beruhigen, noch ſeinen Entſchluß ändern. Er ging alſo weiter und machte die Sache gerichtlich anhängig, die indeß in Hamburg gezündet und allgemeines Aufſehen erregt hatte. Profeſſor Nölting, ein akademiſcher Freund Schloſſer's, gab eine Vertheidigung des-

ſelben gegen jenen Briefſteller heraus, in welcher er den Ungrund und die abſichtliche Verunglimpfung in den Beſchuldigungen aufzuſtellen und zu erweiſen ſuchte. Der Name des Ungenannten, deſſen Art zu denken und in polemiſchen Händeln ſich auszudrücken durch die mildere Erklärung kenntlicher geworden, ward bald überall genannt. Es ſollte und konnte Niemand anders ſein, als Johann Melchior Goeze, damaliger Senior des Miniſteriums und Hauptpaſtor an der Katharinenkirche.

IV.

Der Paſtor Johann Melchior Goeze und das Theater in Hamburg.

Johann Melchior Goeze, mit deſſen Betrachtung wir es zunächſt zu thun haben, war am 16. Oktober 1717 zu Halberſtadt geboren und kam 1755 als Hauptpaſtor nach Hamburg, wo er bis zu ſeinem am 19. Mai 1796 erfolgten Tode eine höchſt eigenthümliche und ſeltſame Rolle geſpielt hat. Sie bis in alle Details und kleinen Nüancen hinein abzuſchildern, dürfte nicht nur für ein ſehr weitläufiges, ſondern für unſern Zweck auch einigermaßen überflüſſiges Werk angeſehen werden. Was wir von ihm brauchen und nöthig haben, iſt vor allem nur ein Bild ſeines Wirkens und ſeines Charakters, wie der eine ſowol als der andere in ſtarken Umriſſen und großen Zügen jedem Einſehenden beinahe handgreiflich vor Augen liegen.

Johann Melchior Goeze war ein Mann, aus welchem man ſehr gut, wie man zu ſagen pflegt, das Zeug zu drei Päpſten und noch einigen Kardinälen hätte nehmen können. Stolz auf ſeinen Beruf, unerſchüttert und eiſern in ſeinem Glauben, nichtachtend gegen alle,

gleichviel ob weltliche oder geiſtige Größe, hätte er ruhig, wie ein ſpaniſcher Großinquiſitor die Ketzer dem Feuertode vor ſeinen Augen überantworten ſehen und Gott laut dabei danken können, daß er ſeine Macht und Herrlichkeit ſo glorreich vor der Welt zutage lege. Um groß und von ſchauerlich imponirender Gravität zu ſein, fehlte dem Hauptpaſtor Goeze nichts, als das Feuergewand eines katholiſchen Prieſters und der Hintergrund einer glaubensfinſtern, intoleranten Weltanſchauung. Goeze, in die Wirren des katholiſchen Mittelalters, in die Zeit der Loyola, der Alba und der ſpaniſchen Philippe geſtellt, würde wahrſcheinlich noch heut dazu dienen, furchtſame Herzen mit dem ausbündigſten Schrecken zu erfüllen. Nach Luther in den Proteſtantismus und an den Ausgang des aufklärungsſüchtigen achtzehnten Jahrhunderts mitten hineingeſtellt, konnte er freilich keine andere als eine höchſt traurige Figur abgeben und würde ſie noch trauriger abgegeben haben, wenn ihn das Geſchick oder ein günſtiger Zufall nicht grade nach Hamburg geführt hätte, wo er allein noch Das zu werden vermochte, was er in der That geworden iſt.

Wir haben ſchon in unſerer Einleitung angegeben, warum in Hamburg grade der Paſtorenſtand ſo wichtig und einflußreich werden konnte. Er ward hier von dem äußern Glanz keines Hofs, von der geiſtigen Macht keiner Univerſität in Schach gehalten. Die Senatoren waren wählbar und in den Familien wechſelnd, Bürger gleich den andern. Die Sinnesart der Bevölkerung ein-

fach, ſchlicht, bieder, dabei fromm und gottesfürchtig in hohem Grade. Unter ſolchen Umſtänden darf es als kein Wunder angeſehen werden, daß die Kanzel und Diejenigen, welche auf ihr erſchienen, zu wichtigem Anſehn und maßgebender Gewalt gelangten. Von früh an griffen die Prediger, wovon allerdings viele ſehr ausgezeichnet und tüchtig waren, in Hamburg in das Treiben und Leben der Stadt gewichtig ein und maaßten ſich darin eine Art von Oberhoheit an, eine Oberhoheit, die ungefähr wie die in Rom begann und auch hier vielleicht zu einem Kirchenſtaate und einer weltlichen Herrſchaft geführt hätte, wenn nicht der Geiſt der Reformation ein ewig negirender, auch in ihrem eigenen Gebiete, und die Zeit eine zu weit vorgerückte und ſelbſt dem heiligen Joche der Religion zu ſehr abgeneigte geweſen wäre.

So ſehr und ſo viel die Prediger in Hamburg ſich zu Cenſoren nicht allein der Bürger, ſondern häufig genug auch der Staatsgewalt aufwarfen und ſo große Mühe ſich auch Goeze gab, durch eine göttliche Unverſchämtheit und Grobheit Alles um ſich her mit dem Anſehn und der Gewalt ſeines Kanzelwortes niederzudonnern, dennoch gelang eine Durchſetzung, wie die Kirche ſie in Hamburg in manchen ihrer Glieder im Sinne hatte, nicht. Alles, was man erreichte, war, daß grade hier, in dem Augenblicke, wo ſich der geiſtliche Talar am pomphafteſten ausbreitete, der freie, aufgeklärte Sinn und der Kampf gegen die Intoleranz am ſiegbafteſten darunter hervorgingen. Die Folge von

Goeze waren Reimarus mit seinen „Fragmenten eines Ungenannten" und Lessing mit deren Publikation.

Ehe wir indeß zu diesem Austrag der Sache kommen, haben wir hier noch eine Menge anderer Dinge und darunter vor Allem Goeze's eigenes Wesen noch etwas näher ins Auge zu fassen.

Goeze soll nach einer Angabe des braven, aber trockenen Johann Otto Thieß, welcher das bekannte Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon herausgab und ein geborner Hamburger jener von uns zu behandelnden Zeit ist, „neben krasser Orthodoxie auch krasse Ignoranz in sich vereinigt haben." So soll er namentlich nicht einmal Philolog genug gewesen sein, sich seine lateinischen Reden selbst zu machen und sich diese von seinem Sohne haben aufsetzen lassen. Daß er nach dessen frühzeitig erfolgten Tode keine solche mehr gehalten, scheint allerdings für diese Behauptung zu sprechen. Im Allgemeinen aber ist dies Urtheil wol nicht ganz unpartheiisch und vielfach zu übertrieben, denn Lessing, der Goeze doch viel vernichtender angriff, als Thieß und alle Andern, mit denen er je zu thun gehabt, läßt ihm doch immerhin Verstand und im Umgang ein sehr liberales Benehmen. Daß er weder dumm, noch auch ohne eine gewisse weltmännische Bildung gewesen, bezeugen nicht nur seine ansehnliche Bibliothek, sein Münzkabinet, sondern auch die Art, wie er seine Angriffe ausführt und den Gegnern zu Leibe geht. Hierbei ist er von einer seltenen Raffinirtheit und so schlau, daß er keine, auch die nichtsnutzigsten

Pfiffe und Kniffe nicht verschmäht, sowie sie ihm irgend zu seinem Zwecke zu dienen scheinen. Eine besondere Taktik von ihm war, daß er stets seinen Widersachern das Zutrauen und die Liebe Derer, die mit ihnen in Verbindung standen, zu rauben suchte.

Was die Schreibart seiner Polemik anbetrifft, so ist diese gewöhnlich nicht schlecht, nur läßt er sich oft von seinem Eifer hinreißen und dann wird er unachtsam, schleppend und sudlig im Stil. Das Starre, Gewaltsame und Störrige athmete bis in seine Orthographie hinein, in deren Befolgung er sich selbst ganz eigenmächtige Regeln und Gesetze gab. So vermied er z. B. sorgfältig die Verdoppelung der Consonanten am Ende einer Silbe, und schrieb unter anderm Johann mit einem n, Herrschaft und Herrlichkeit mit einem r. Auch in seinem mündlichen Vortrage war eine gewisse Trockenheit und schneidende Dürre der Stimme charakteristisch. Gewöhnlich sprach er heiser und in einem nachschleppenden, heulenden Tone.

Daß er die vielen kirchlichen Skandale, die er anrichtete, aus bloßer Lust am Lärmen, oder wie auch behauptet worden ist, aus Gewinnsucht unternahm, weil ihm seine Streitschriften viel Geld eintrugen und er infolge ihrer ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, ist nicht wol anzunehmen. Stolz, Dünkel und angeborene Herrschsucht sind ohne Zweifel die Haupthebel gewesen.

Goeze, der auch äußerlich auf seinen Stand hielt, und von welchem man uns die Nachricht aufbewahrt

hat, daß er seidene, mit Spitzen besetzte Priesterkleider trug, war kaum nach Hamburg hineingerathen, als er sofort auch fühlte, daß einen kleinen lutherischen Papst abzugeben man nirgends mehr als hier die gehörige Stelle finden könne. Die Wahrnehmung, daß, wenn er hier das Volk auf seiner Seite habe, er gewissermaßen beliebig Regen oder Sonnenschein über Hamburg kommen lassen, und wie einst der Pastor Mayer sogar dem Senate etwas bieten und vorschreiben könne, bewog ihn, gleich von vornherein eine sehr herausfordernde und kühne Stellung gegen die Reichen und Vornehmen in Hamburg einzunehmen. Schon 1756 diente ihm das Erdbeben von Lissabon zur Abschilderung eines furchtbaren Strafgerichts, mit dem er auch Hamburg drohte: „wofern", wie er ausruft, „wir fortfahren, die Liebe unsers Gottes zu mißbrauchen und seine Erbarmung auf Muthwillen zu ziehen; alsdann wird sich die Allmacht mit der Gerechtigkeit verbinden. Und was haben wir alsdann zu hoffen? Hier kann ich schweigen, da die Ruinen von Lissabon die Antwort geben."

„Ach, ich muß klagen", sagt er an einer andern Stelle, „daß noch Viele unter uns den Herrn auch im Erdbeben nicht sehen und seine in demselben so deutlich schallende Stimme nicht hören wollen. Hat nicht ein großer Theil unserer Einwohner die heilige Fastenzeit auf die, von dem Satan aus dem Heidenthum in die Christenheit eingeführte Art angefangen? Wie Viele haben mit Fressen und Saufen und üppigem Wohlleben ihr Herz dergestalt beschwert, verhärtet und ver-

stockt, daß nun das Wort vom gekreuzigten Erlöser bei ihnen keinen Eingang mehr finden kann!"

Bald danach ist er in Streit mit Johann Bernhard Basedow, diesem in seiner Art vielleicht einzigem Projektirer, der sich selbst gern groß nannte und jedenfalls ein merkwürdiger und sonderbarer Mann, gewissermaßen der Jean Jaques Rousseau der Deutschen ist. Er wurde am 11. September 1723 in Hamburg geboren, wo sein Vater Perückenmacher war und er zu derselben Beschäftigung angeleitet werden sollte. Allein sein Hang zu Abenteuern, sein lebhafter und abschweifender Geist ließen ihn dieses Handwerk verachten und davor förmlich die Flucht ergreifen. Heimlich seinem väterlichen Hause entweichend, zog er es vor, bei einem liberalen und den Künsten und Wissenschaften sehr zugethanen Gutsbesitzer im Holsteinischen so lange als Lakai in Dienst zu gehen, bis seine Eltern einwilligten, ihm eine bessere und seinen Wünschen gemäße Ausbildung angedeihen zu lassen. Nach Hamburg zurückgekehrt, genoß er nun auf dem Johanneum den Unterricht und die besondere Aufmerksamkeit eines Reimarus und Richey, ging dann nach Leipzig, Theologie zu studiren und 1749 als Kinderlehrer oder Hofmeister zu einem Geheimerath von Quaalen im Holsteinischen, wo er sich so nützlich und verdient erwies, daß Dieser ihn aus Erkenntlichkeit durch hochstehende Connexionen als Professor nach Sorve brachte.

Es war damals gerade eine Zeit, in welcher der deutschen Wissenschaft, Literatur und Kunst in Däne-

mark auf das Bereitwilligſte Thür und Thor geöffnet wurden und die Regenten dieſes Landes durch mehre Geſchlechter hindurch eine beſondere Ehre und einen ſchönen Stolz darin ſuchten, die großmüthigen Beſchützer derſelben zu ſein. Auch Baſedow erfreute ſich der glücklichſten Begünſtigungen und zwar ſelbſt da noch, als er durch Uebermuth und Heterodoxie, zum Theil auch wegen eines unordentlichen und anſtößigen Privatlebens ſoviel Widerſtand auf jener Ritterakademie fand, daß man ſich genöthigt ſah, ihn nach Altona an die dortige Schulanſtalt zu verſetzen.

Die Regierung meinte, daß in dieſer größern Stadt ſein Privatleben ſowol als auch ſeine freiſinnigere Art in kirchlichen Dingen zu denken, eine Art, die damals in ganz Dänemark unter den höhern Ständen, freilich in der Stille, als ſehr verbreitet gelten und ſelbſt als vom Hofe getheilt angeſehen werden darf, weniger Aufſehen und Aergerniß hervorbringen würden. Allein in Altona fand Baſedow nur in ſtärkerm Grade wieder, was er in Soroe verlaſſen, denn die intolerante, in in Hamburg herrſchende und in Goeze zu vollkommenem Anſehn und großer Macht gelangte kirchliche Richtung tranſpirirte in das Leben der nahen Nachbarſtadt ſo maßgebend und beſtimmend über, daß der laxe und freidenkende Baſedow hier nur um ſo mehr zum Steine des öffentlichen Anſtoßes werden mußte. Das Gerücht von ihm und ſeiner Heterodoxie war auch bis nach Altona gedrungen und hatte die Lehrer des Gymnaſiums von vornherein

gegen ihn eingenommen. Da die Stimmung und der Geist der Lehrer auf die Schüler influenzirte, diesen auch wol geflissentlich eingeimpft und ihnen Basedow als ein von der Regierung Aufgedrungener verhaßt und verächtlich gemacht wurde, wozu er selbst durch sein Verhalten und Benehmen manches beitrug, so läßt sich leicht erklären, wie er durch Gleichgültigkeit und Kaltsein abgeschreckt, sehr bald seine nur wenig besuchten Vorlesungen gänzlich einzustellen sich veranlaßt finden mochte. Da ihm aber trotz dessen ein Jahrgehalt von 800 Thalern aus der Schatulle des Königs unangefochten verblieb, so konnte er sich immerhin gern und um so williger die völlige Befreiung von allen Amtsverrichtungen gefallen lassen, als er schon lange damit umging, die in Planen, Entwürfen und Umrissen zu Soroe aufgesetzten Schriften auszuarbeiten und herauszugeben. Die meisten davon waren theologischen und philosophischen Inhalts. Einige kleinere oder größere waren wirkliche oder sollten doch wenigstens Lehrbücher sein. Die zuletzt von ihm verfaßten bezogen sich ausschließlich auf Pädagogik.

Nie vielleicht würde er sich auf diese ausschließlich geworfen haben, wenn nicht gleich seine ersten und frühesten Ansichten über die Erziehung und besonders die religiöse Ausbildung der Kinder von Goeze aufs Heftigste würden angegriffen worden sein. Basedow nämlich eiferte und dies wol mit Recht gegen das in früher Jugend mechanisch eingelernte Beten der Kinder, indem er überhaupt anrieth, den Religionsunterricht

nicht vor dem zwölften und vierzehnten Jahre beginnen zu laſſen. Merkwürdig iſt, daß er hierbei zuerſt Kindergottesdienſt in Vorſchlag bringt, welcher Vorſchlag in jüngſter Zeit in England aufgegriffen worden und auch in Deutſchland neuerdings wieder angeregt und discutirt worden iſt. Goeze aber, der ſolche Neuerungen und Behauptungen natürlich höchſt gotteslästerlich und heidniſch fand, weil er meinte, daß über Gott und die Religion gar kein Denken nöthig, ja nicht einmal förderſam befunden werden könne und welcher der Anſicht lebte, daß das volle Gottbewußtſein dem Menſchen oder vielmehr dem evangeliſchen Chriſten angeboren werde, ſchlug darüber ſogleich ein entſetzliches Zetergeſchrei auf, indem er von der Kanzel herab die Predigt von dem Gebete der Unmündigen und der Kinder erließ, wie er in der Veröffentlichung derſelben ſagt, um ſeine theuer geachtete und herzlich geliebte Gemeine vor den, von dem Altonaiſchen Profeſſor, Herrn Baſedow in ſeinen Schriften ausgeſtreuten verderblichen Vorſchlägen zu einer, dem Willen Gottes entgegenlaufenden Kinderzucht und andern grundſtürzenden Irrthümern pflichtmäßig und gewiſſenhaft zu verwarnen.

Goeze nämlich, dem es aus Hamburgs Vergangenheit bekannt geworden war, daß die Prediger hier von jeher ſich nicht an das bloße Wort der Bibel auf der Kanzel gebunden gehalten, ſondern oft und vielfach politiſche und bürgerliche Vorgänge darauf zur Sprache gebracht hatten, um ſich damit zum Cenſor und Richter über das Leben und Treiben ſowol der ganzen Stadt

als auch einzelner Bewohner darin zu machen, griff mit Eifer diese Beispiele auf, um sie bei jeder ihm passenden Gelegenheit nachzuahmen. Es ist bekannt von ihm, daß er in seinen Kanzelvorträgen es nicht verschmähte, Sticheleien gegen die Kleidung und Aufführung der Tochter der Pastorin Zimmermann anzubringen und auch gegen „Werthers Leiden" „als eine recht arge Mißgeburt der Finsterniß, höllische Apologie und fanatische Anpreisung des Selbstmords" zu donnern, blos, weil ein ehemaliger Prediger und Katechet am Zuchthause, Scriba mit Namen, sich in der Nähe dieses Hauses erschoß.

Basedow, von dem es bekannt war, daß er die starken Getränke und besonders das Kartenspiel in hohem Grade liebte und welcher in dieser Liebe in späterer Zeit, als er schon Namen und Ruf gewonnen, soweit ging, in allem Ernst ein Memorandum an das Publikum des Inhalts aufzusetzen: daß, da er bisher schon soviel und so anhaltend für die Welt gearbeitet habe, nun aber erst noch recht alle Kräfte seines Geistes würde anstrengen müssen, um seine Versprechungen halten zu können: so erwarte er nicht nur den gefoderten Beitrag oder auch freiwillige Unterstützung, sondern er sehe sich auch genöthigt, seinen Freunden und Gönnern vorzustellen, daß sie ihm überdies noch eine gewisse Summe zu Spielgeldern bewilligten, weil er diesen Zeitvertreib zu seiner Erholung und Zerstreuung gar nicht entbehren könne; Basedow mit seinen Schwächen und Lastern mußte Goeze natürlich ein

sehr willkommener Gegenstand sein, an ihm ein Beispiel des schrecklichsten Heidenthums darzulegen. Er, der die Sprachengabe von Bileam's Eselin mit Nachdruck vertheidigte und der festen Ueberzeugung war, daß die Prophezeihung von der Auferstehung der Leiber so wörtlich zu nehmen sei, daß am jüngsten Tage kein Stäubchen oder Härchen von dem körperlichen Bestande des Christen verlorengegangen sein werde, er, der gegen die eigne Obrigkeit predigte, als sie die Begleitung der Delinquenten durch den Prediger abschaffen und der Kirche also nicht das letzte Wort bei Ausübung der irdischen Gerechtigkeit überlassen wollte, er eiferte und mußte consequenterweise auch dagegen eifern, daß man des Kindes erstes Lallen nicht ein Gebet aus dem Katechismus sein lassen wollte.

„Ich bin versichert", sagt er bei dieser Gelegenheit, „daß der Grund, warum die Juden, welche zum Christenthum übergehen, beinahe alle, auch bei der besten Unterweisung, dennoch ihr halsstarriges und boshaftes Herz behalten, darin zu suchen sei, weil ihre Erziehung in der Kindheit von einer ganz verkehrten Art gewesen, und weil ihr natürliches Verderben erst seine völlige Stärke erreicht hat, ehe demselben derjenige Widerstand entgegengesetzt worden, welcher allein vermögend ist, solches zu schwächen und die Geschäfte des Fleisches zu tödten."

Goeze nämlich gilt nichts, was nicht Christ ist, und der Jude so gut wie der Muhamedaner und Heide sind ihm verlorne und vor dem Angesicht Gottes ganz ver-

werfene Geſchöpfe. Warum und weshalb ſie nicht Chriſten ſind, kümmert ihn gar nicht; genug, daß ſie es nicht ſind und dafür auf ewig verflucht bleiben.

Baſedow, der in ſeinen Schriften Spinoza bedauernswürdig nennt und gegen Leibniz ſchreibt, ſteht Goeze durchaus nicht ſo ſchroff wie etwa ſpäter Leſſing gegenüber; ja in manchen Dingen harmonirt er ſogar mit ihm, wie z. B. in der Abneigung gegen das Theater, die wir bei Goeze ſogleich zum Durchbruch kommen ſehen werden. Aber Baſedow, der des Aufſehens und des Lärmens bedurfte, ſich gern zum Märtyrer geſtempelt ſah und mit ſeinen bis dahin erſchienenen Büchern nicht durchgedrungen war, nahm die Gelegenheit wahr, über die Anfeindungen Goeze's großes Geſchrei zu erheben. In der Entgegnung, die er darauf erließ, ſchrieb er gradezu, daß Goeze von der Kanzel herab den Pöbel ermuntert habe, ihm an Leib und Leben zu gehen. Und in der That, wenn Goeze auch nicht ſoweit ging, ſo ruhte er doch nicht eher, als bis der hamburger Magiſtrat allen Druckern der Stadt verbot, etwas von Baſedow in Druck zu nehmen, und die Entrüſtung gegen denſelben unter den Männern der Kirche ſo mächtig wurde, daß man einem ihrer Mitbrüder, dem Paſtor Alberti, nur deswegen das Abendmahl zu reichen verſagte, weil er mit Baſedow verkehrte.

Dieſer gegen Baſedow ausgeübte Widerſtand und Druck gab nicht nur ihm im Ertragen deſſelben einen neuen leidenſchaftlichen Aufſchwung, ſondern erweckte

auch in der ganzen liberalen und freisinnigen Bevölkerung von Deutschland soviel Theilnahme für ihn und seine Sache, daß sich eigentlich von da an deren Gunst und sein eigner Ruhm datiren lassen. Aus dem Zetergeschrei und der Widerbellerei Goeze's gingen Basedow's neue Erziehungsprincipien glorreich hervor, wie denn überhaupt dieser hamburgische Hauptpastor das Loos aller jener Finsterlinge theilt, die vor sich her die Nacht ausbreitend, es hinter sich nur um so heller müssen sehen werden.

Noch 1781, kurz vor seinem Tode, als in Hamburg das „Politische Journal" gegründet wurde, mußte es Goeze erleben, daß man unter seinen Augen triumphirend ausrief: „Der schwarze Zauberstab, für welchem sonst Alles zitterte, ist zerbrochen und die Menschen sind frei. Toleranz in Religion, verfeinerter Zustand der Wissenschaften und der gereinigten Philosophie, Erziehungskunst, Staatskunst u. s. w. sehen wir überall."

Solche Worte mußte Goeze hören und er hielt noch immer jenen schwarzen Zauberstab in der Hand, jenen Zauberstab, mit dem er machte, daß man gegen seinen Collegen Alberti anging, weil er in seiner Anleitung zum Gespräch über die Religion „die Lehre vom Satan und seinen Wirkungen" fortgelassen, eine Fortlassung, ohne welche, wie Goeze behauptete, der Sündenfall sich nicht erklären und die Gerechtigkeit und Güte Gottes sich nicht rechtfertigen lasse; jenen Zauberstab, mit dem er auf der Kanzel betete: „Schütte, o Herr, deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die

deinen Namen nicht anrufen", ein Gebet, das er, als er wegen der Abhaltung deſſelben zurechtgewieſen wurde, damit vertheidigte, daß er angab, wie dieſe Worte Aſſaph's nicht nur länger als ſiebzig Jahre von der hamburgiſchen Kirche gebetet worden, ſondern auch noch ferner zu beten ſeien, weil die Stürzung des Jeſuitenordens eine recht ſichtbare Erhörung dieſes Gebetes, und die Türken, der Papſt und die ganze Kleriſei jetzt doch zunächſt als die rechten und echten Heiden angeſehen werden müßten.

Mit dieſem ſchwarzen Zauberſtabe in der Hand that Goeze Beredſamkeit, Dichtkunſt, Muſik, Malerei und Kupferſtecherkunſt als Helfer des Satans, die Seelen zu berücken, in Bann; mit dieſem ſchwarzen Zauberſtabe in der Hand verhinderte er, daß Thieß in Hamburg zum Prediger erwählt wurde, — weil er Gedichte machte.

Aber ſo feſt Goeze dieſen Zauberſtab auch hielt und obgleich er ihn noch ſo mächtig ſchwang, daß das hamburger Geiſtliche Miniſterium z. B. aus Angſt vor ſeinem Zorn nicht wagte, noch bei ſeinen Lebzeiten eine verbeſſerte Liturgie und ein neues Geſangbuch einzuführen: dennoch konnte er nicht verhindern, daß ein neuer Geiſt der Zeit ihm eben dieſen ſchwarzen Zauberſtab zerbröckelte und endlich ganz zerbrochen vor die Füße warf.

Vereinſamt und verlaſſen blieb er zuletzt wie eine vergeſſene Schildwacht des bibliſchen Buchſtabens auf ſeinem kirchlichen Poſten zurück, aufgegeben von den

Gläubigen, gegeißelt von den Schöngeiſtern, verſpottet von der Menge. Leopold Graf zu Stolberg ſang in ſeinen 1784 in Hamburg erſchienenen Jamben von ihm:

Zu Katharinens Kirche laß' uns gehen,
Heut' ſind die Armenbecken ausgeſtellt.
„Den Regen zu vermeiden ſtellſt du
Uns unter dieſe böſe Traufe hin?"
Wie ſo? „Kennſt du den argen Pfaffen nicht?
Den Götzen ſeines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen ſeines Gallenkelches,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weiſe Männer, ſeines Amts
Genoſſen, hat er frömmelnd angeziſcht
Und wüthend angebrüllet, bis zuletzt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern ſchwindend ſtarb.
Wie ſtrömt's ihm von der Quelle, wenn er ſieht:
„Herr, ſchütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nationen, welche dich
Nicht kennen!" So? iſt das der Ehrenmann,
Der, wo ein Leuchter der Gemeinen ſtrahlt,
Die Brandglock' Zions läutend, Feuer ruft?

Der Volkswitz ging noch härter gegen ihn heraus und dichtete ihm noch bei Lebzeiten folgende Grabſchrift:

Der Papſt Hammoniens liegt unter dieſem Stein:
Im Himmel wird er Sokrates den Heiden
So wenig, wie den Ketzer Alberti leiden.
Giebt alſo Gott ihm keinen Himmel allein,
So wiſſen wir nicht, wo er wird bleiben.

Ganz zuletzt aber und nur wenige Wochen vor ſeinem Tode erlebte er einen Schimpf, wie er ihm nicht ärger widerfahren konnte. Dieſer Schimpf, der da-

durch an Gravität und fatalistischem Ansehn gewinnt, daß man den dichten Schleier des Geheimnisses, welcher darüber liegt, nie und auch bei den sorgsamsten Nachforschungen nicht im Mindesten zu lüften vermocht hat, ereignete sich auf einer der großen Redouten, die damals im Fasching öffentlich im Theater gegeben wurden. Auf eine derselben nämlich kam ein Mann in einem schwarzen Talare und mit einer Perrücke, grade wie Goeze sie zu tragen pflegte, übrigens ganz so gebaut, wie er, und mit einer Stimme, die vollständig das Polternde und Donnernde des Herrn Hauptpastors sich zueigen gemacht hatte. Alle Anwesenden, die den geistlichen Mann kannten, erstaunten über die Aehnlichkeit und manche glaubten, er sei es selbst und wolle einmal sehen, was für Teufeleien hier denn eigentlich getrieben würden. Noch mehre wurden aufmerksam gemacht, als beim Wegfahren, wie es gewöhnlich geschieht, die Namen der Anwesenden aufgerufen wurden und es nun auch hieß: Herr Pastor Goeze vor!

Goeze wüthete, als er diesen höllischen Schabernak erfuhr, doch so sehr er auch die Polizei in Bewegung brachte, den Thäter desselben auszuspüren, nie ist die Sache ans Licht gekommen. Die Spukhaftigkeit des Vorgangs aber machte das Aufsehen darüber nur noch um so größer und galt bald allgemein als ein gespenstisches Vorzeichen seines Todes, der denn in der That auch kurz danach erfolgt ist.

Dies ist der Charakter und das Leben des Mannes,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

den wir auch gegen das Theater sich erheben sehen Und daß er das that, ja thun mußte, wird Jedem aus dem Vorhergehenden erklärlich geworden sein.

Das Theater war im Mittelalter aus dem Schooße der Kirche selbst hervorgegangen, gewissermassen von ihr ausgebrütet worden und nun nach und nach mit Hülfe der Literatur so erstarkt, daß es an der Schwelle der Neuzeit sich nicht nur ganz frei von der Kirche gemacht hatte, sondern auch begann sich mit dieser seiner Erzeugerin gewissermaßen in eine und dieselbe Reihe zu stellen. Noch in der ersten Zeit der Oper in Hamburg war der Stoff derselben fast durchgängig christlich und im geistlichen Style gehalten; dies zumeist eben nur aus Angst vor der Kirche, welcher sie noch nicht ganz entwachsen war und von der sie die Hand noch immer auf ihrer Schulter fühlte. Aber bald ward sie dieses Zwanges müde und um so mehr, je größer und bedeutender die dichterischen Talente wurden, die sich ihr zu Dienste stellten. Barthold Feind fand sie in dem allgemeinen Beifall schon so gesichert, daß er sich offen und entschieden ganz und gar gegen die geistlichen Opern aussprach, die, wie er sagte, der Gottesfurcht wenig Vortheil brächten und dem Schauspiel viele Schönheiten entzögen.

Barthold Feind, den wir eben deswegen so ausführlich betrachtet haben, weil er gewissermaßen als dramatischer Kolumbus Shakspeare und damit das Amerika der Theaterwelt entdeckte und mit einer Ahnung von dessen Größe das hamburger Schauspiel einweihte,

trug nicht wenig dazu bei, den Aufſchwung deſſelben vorzubereiten. Wie raſch und wie glücklich er trotz aller Hemmungen vorſichging, haben wir bereits ſoweit geſehen, daß man den Stolz begreiflich finden wird, mit welchem Eckhof um dieſe Zeit einem ihm befreundeten Prediger, vielleicht Schleſſer ſelbſt, in ein Gedenkbuch ſchrieb:

Freund, ich und du, wir lehren
Zwar an verſchied'nen Orten;
Doch folgt nur unſern Worten
Bei denen, die uns hören,
Ein inn'rer reicher Segen:
Was iſt am Platz gelegen?

Dieſe Verſe, die damals von Hand zu Hand gingen, und gelegentlich auch gedruckt wurden, ſtanden nicht einzeln da. Es giebt, nächſt den Tragödien von Behrmann und der Dramaturgie von Leſſing noch viele andere Belege, daß die deutſche Bühne damals begann von ihrem Einfluß und ihrer Wirkſamkeit die erſten großen Begriffe zu bekommen. Schon Löwen's Prologe z. B. ſchlagen zu Zeiten einen ſehr hohen Ton an, wie etwa in dem, womit ſeine eigene Unternehmung eröffnet wurde, und worin es heißt:

Weh' dem gedrückten Staat,
Der ſtatt der Tugend nichts als ein Geſetzbuch hat!

Denn dieſes bloße Geſetzbuch, ſetzt er poetiſch auseinander, kann die Tugend nicht vor allen und oft vor den ſubtilſt angebrachten aber darum auch tiefgehendſten Kränkungen ſchützen. Der Schutz der Tugend geht hauptſächlich von der Kunſt aus, ſagt er, indem er fortfährt:

Wer iſt ihr Genius, der ſich entgegenlegt?
Wer? Sie, die jetzt den Dolch und jetzt die Geißel trägt,
Die unerſchrockne Kunſt, die allen Mißgeſtalten
Straſloſer Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten.

„Dieſer Prolog", ſagt Leſſing in der Eröffnung ſeiner Dramaturgie, „dieſer Prolog zeigt das Schauſpiel in ſeiner höchſten Würde, indem er es als das Supplement der Geſetze betrachten läßt. Es gibt Dinge, die zu unbeträchtlich und in ſich ſelbſt zu veränderlich ſind, als daß ſie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufſicht des Geſetzes zu ſtehen. Es gibt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legislative zu kurz fällt. So viel iſt unſtreitig, daß das Schauſpiel überhaupt ſeinen Vorwurf entweder dieſſeits oder jenſeits der Grenzen des Geſetzes wählt und die eigentlichen Gegenſtände deſſelben nur inſofern behandelt, als ſie ſich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abſcheuliche hin verbreiten."

Und in einem andern Prologe von Löwen heißt es:

Die Kunſt, die Triebe zu bezähmen,
Das Herz zu ſchmelzen, keiner Pflicht
Als Menſch, als Patriot und Bürger ſich zu ſchämen;
Die Kunſt, von der ein Witzling dummdreiſt ſpricht,
Und die ein Kritikus von wenigem Gewicht,
Nur hämiſch richtet, elend ſie verflucht;
Die Kunſt, die mit des Satyrs Waffen
Uns beſſern ſoll, nicht bloß uns Zeitvertreib verſchaffen;
Die Kunſt, ihr Freunde! — u. ſ. w.

Hieraus und aus vielen andern, hier zu weit führenden und deswegen nicht ſtatthaft erſcheinenden Aus-

laſſungen jener Zeit bekundet ſich deutlich der Geiſt, der damals in der Theaterwelt allgemein maßgebend wurde und darum auch Goeze bemerkbar werden mußte. Er nun, der die Macht und den Einfluß der Kirche in nichts verringert, ſondern im Gegentheil ſtets noch geſteigert ſehen wollte, konnte über ein ſolches Gebahren des Theaters natürlich nur die höchſte Entrüſtung empfinden und endlich, als er ſogar Einen ſeiner Amtsgenoſſen demſelben gewiſſermaßen Vorſchub und Hülfe leiſten ſah, den Ausbruch ſeines Zornes nicht mehr länger an ſich halten.

Wir haben bereits nach Schütze's hamburgiſcher Theatergeſchichte angegeben, wie heftig und flammend er im Jahr 1768 gegen den armen Paſtor Schloſſer losgedonnert und welche Schritte Jener zuerſt gegen ihn gethan. Von der Gemeſſenheit und Ruhe derſelben etwas ernüchtert, bequemte ſich Goeze zu einem Briefe, worin er Schloſſer die Verſicherung gab, „daß er ihn für einen rechtſchaffenen Mann und erbaulichen Prediger halte, der ſein Amt mit Segen zu führen im Stande ſei, auch alles in jenen amtsunbrüderlichen Aufſätzen dieſer Verſicherung Entgegenſtehende und der Ehre Schloſſer's Nachtheilige widerrufe und zurücknehme.“ Schloſſer beantwortete dieſen Brief, verſprach Vergeſſenheit des Vergangenen, behielt ſich aber die Vorzeigung des Goeze'ſchen Briefes, ſo oft er es zu ſeiner Vertheidigung nöthig finden würde, vor. Goeze ſchwieg, ſuchte aber jenen Brief wieder an ſich zu bringen, und da ihm dies mißlang und die Nölting'ſche

Schrift vielfachen Anklang und Widerhall in der damaligen Journaliſtik fand, ſo konnte er endlich nicht ruhen und ſeinen Gegnern unmöglich das letzte Wort in der Sache überlaſſen. Noch 1769 gab er ſeine „Theologiſche Unterſuchung der Sittlichkeit der heutigen deutſchen Schaubühne überhaupt, wie auch der Fragen: Ob ein Geiſtlicher, inſonderheit ein wirklich im Predigtamte ſtehender Mann, ohne ein ſchweres Aergerniß zu geben, die Schaubühne beſuchen, ſelbſt Komödien ſchreiben, aufführen und drucken zu laſſen und die Schaubühne, ſo wie ſie jetzt iſt, vertheidigen und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen und der guten Sitten anpreiſen könne", heraus.

Schon die lange feſtgeſchloſſe Phalanx des Titels beweiſt, daß Goeze in ſeinem Buche mit dem ganzen ſchweren Geſchütze der Kirche gegen das Theater zu Felde zu liegen in Abſicht hatte. Und in der That, er bot Alles auf, was er vermochte, um in dieſer Streitſchrift „die große Diana von Epheſus", wie er höhnend die Bühne nannte, völlig und für immer zugrunde zu richten. Nachdem er in der Vorrede „die Pasquillanten-, Bibliotheken-, Zeitungs- und Chartequenſchreiber" als in der Sache nicht zurechnungsfähig, gewiſſermaßen alſo für kampfunzuläſſig erklärt und dann gedroht hat, „im Fall Männer von ſeinem Orden ſeine Widerſacher werden oder Andere das Verhalten der Lehrer, welches er in dem zweiten Theile ſeiner Abhandlung nach den Grundſätzen des göttlichen Wortes

für unverantwortlich erklären müſſe, zu vertheidigen ſich unterfangen ſollten, ſo werde er dieſe Schrift nebſt den Gegenſchriften an einige theologiſche Fakultäten der lutheriſchen und reformirten Univerſitäten ſchicken, ihr theologiſches Gutachten einfodern und alsdann dem Drucke übergeben", nachdem er, wie geſagt, die Gegner der einen Seite in die Acht erklärt und die der andern durch ſeine Drohung einzuſchüchtern verſucht hat, beginnt er dann ſchonungslos gegen das Theater loszuſchlagen, indem er Molière den verdammlichſten Lehrer des Laſters, ſeinen George Dandin aber eine wahre Schule des ſchändlichſten Ehebruchs nennt und die Moral, die den Mittelpunkt des ganzen Stückes ausmacht, als dieſe angibt: daß einem begüterten bürgerlichen Manne, der eine Adelige heirathet, recht geſchieht, wenn er von derſelben zum Hörnerträger und zum Narren gemacht wird. Der „Amphitrio" iſt ihm gradezu ein verfluchungswürdiges Stück; Voltaire, ein Dichter, in welchem ſich die Frechheit und Bosheit des Satans in ihrer höchſten Größe zeigt und Holberg ſo niederträchtig, pöbelhaft und unfläthig, daß er ohne Aergerniß nicht geleſen und noch viel weniger dargeſtellt werden könne.

„Die Moral, welche aus dem Luſtſpiele: Die Juden, von Leſſing, fließen ſoll", ſagt er, „iſt Dieſe: daß es unvernünftig ſei, die Juden bloß darum zu verachten und zu verabſcheuen, weil ſie Juden ſind, da es unter den Chriſten die verruchteſten Böſewichte gäbe, und da unter den Juden ſich Leute finden könnten,

welche die Tugend in einer hohen Vollkommenheit ausübten; allein den Charakter eines tugendhaften Juden hat Leſſing nach meiner Einſicht zu idealiſch gemacht und zu hoch getrieben: und geſetzt, es fände ſich hie und da ein Jude, der demſelben in etwas gliche, ſo ſagt dennoch der Titel zu viel; das Wort „Die Juden" flößt dem Leſer die Vorſtellung ein, als ob alle Juden von der Art wären, als Der, den er geſchildert hat. Müſſen die Zuſchauer nicht denken, daß ſie in eine neue Welt verſetzt wären, wenn ſie ſich die Juden unter dem Charakter des Reiſenden vorſtellen ſollen, da ihnen unter ſo vielen Juden, als ſie kennen, nie Einer vorgekommen iſt, deſſen Charakter mit dieſem nur eine entfernte Aehnlichkeit hätte, da ſie aber im Gegentheil täglich ſoviele ſehen, welche lebendige Bilder des Betruges, der Argliſt und der tückiſchen Bosheit ſind."

Sein Urtheil über die Darſteller und Darſtellerinnen iſt natürlich kein eben milderes.

„Man hat im öffentlichen Drucke", ſchreibt er, „verſchiedene Kritiken über die Akteurs und Aktricen der berühmteſten Bühnen unſrer Tage, in welchen bald an dieſen, bald an jenen etwas getadelt wird; aber daß eine Schauſpielerin die Rolle einer Buhlſchweſter unnatürlich geſpielt habe, iſt nirgends angemerkt worden." Freilich meint er: hier und da heiße es auch, daß eine unſchuldige Rolle gut geſpielt worden ſei; „allein dieſer Einwurf iſt ohne Kraft", fährt er fort; „nie wird ein Engel des Lichts die Handlungen eines Geiſtes der

Finſterniß nachahmen können, oder ſich auch dazu entſchließen, ſolche nachzuahmen; allein der Satan hat die Rolle eines Engels des Lichts ſehr oft und ſehr meiſterhaft geſpielt, und Denen, die ſeines Theiles ſind, wird es nie an Geſchicklichkeit fehlen, in dieſen Fußſtapfen des Vaters der Lüge, mit Bewunderung Derer, die das Eitle lieb und die Lügen gerne haben, einherzugehen."

„Kurz", ſo ungefähr ſchließt er, „ſolange auf unſern Schauplätzen noch Gelegenheit und Veranlaſſung zu Aergerniſſen gegeben wird; ſolange die unſchuldigſte Wirkung, die ſie haben, nichts anderes iſt, als eine üppige Augenluſt, ſolange treffen die gerechten Vorwürfe, welche die Väter der erſten Kirche den Schauſpielen der Heiden gemacht haben, auch die unſrigen in ihrer völligen Schärfe."

Daß die unſrigen aber zu etwas Beſſerm gemacht werden könnten, daran verzweifelt er ganz und gar, indem, wie er meint, „es ſchlechterdings unmöglich ſei, bei unſern gegenwärtigen bürgerlichen Verfaſſungen und bei den herrſchenden Geſinnungen der Meiſten, welche den Schauplatz beſuchen, denſelben ſo zu reinigen und zu verbeſſern, daß er, ich will nicht ſagen, wirklich eine Schule der Tugend und der guten Sitten, ſondern nur erträglich und unanſtößig werden könne."

Eine Schaubühne, welcher die erhabenen Namen einer Schule der guten Sitten und eines Tempels der Tugend beigelegt werden könnten, dürfte nach ſeiner Einſicht folgendermaßen eingerichtet ſein: Kein Stück

mit zweideutigen, anſtößigen Vorſtellungen müßte gelitten werden. Selbſt ſolche Stücke, welche zwar von allen dieſen Vorwürfen frei ſind, aber doch im Grunde zu nichts weiter dienen als den Vorwitz der Zuſchauer zu unterhalten, ihre Neugierde zu befriedigen und ihnen Gelegenheit zu geben, ſich über die Thorheiten Anderer ſatt zu lachen, ohne an ihre eigene zu denken, kurz alle die Stücke, die nur da ſind, die Zeit zu kürzen und welche nicht beſſern, ſollten verbannt ſein. Auch dürfte nicht täglich geſpielt werden. Dies Alles zu überwachen, müßten gottesfürchtige Männer die Aufſicht haben. Vielleicht wünſchte Goeze ſelbſt, daß er, oder wenigſtens Prediger ſie bekämen. Dann würde die Bühne gewiß wieder unter die Herrſchaft der Kirche gekommen ſein, was er unzweifelhaft wollte. „Geht das jetzige Treiben des Theaters“, droht er, „aber noch eine Anzahl Jahre ſo fort, ſo hat man nichts gewiſſeres zu erwarten, als daß das völlige Heidenthum, und zwar aus gerechtem Gerichte Gottes, wieder einbrechen werde, daß die Schauſpiele einen ebenſo großen Theil des Gottesdienſtes ausmachen werden, als ſie zu den Zeiten der Römer ausmachten, daß Chriſtus vergeſſen werden und dagegen Jupiter, Apollo, vornemlich aber Bacchus, Venus und Kupido ihren vorigen Rang wieder erhalten werden.“

Die vielen Bankrotte, die damals gerade vorkamen, gab er lediglich der Liebe zum Schauſpiel ſchuld und klagte beſonders auch über die viele Zeit, die bei den Frauen ſchon das Anziehen für das Theater weg-

nehme, eine Klage, die, wie es ſcheint, die Hamburgerinnen gründlich beſeitigt und welche für alle Zukunft zu vermeiden ſie ſich in ſo ſtrengem Maaße vorgenommen haben, daß man noch heutzutage wenig oder faſt gar keine Toilette für den Schauſpielhausbeſuch in Hamburg von den Damen gemacht ſehen kann.

Daß Goeze jede Betheiligung eines Predigers am Theater auf das Strengſte verpönte, verſteht ſich natürlich von ſelbſt. „Es iſt unwiderlegbar", ſagt er, „daß ein Geiſtlicher, welcher zuweilen ein Schauſpiel und ſelbſt wenn es ein gutes iſt, ſieht, ſchlechterdings ein an den Eitelkeiten der Welt theilnehmender Menſch ſei und ein öffentliches Aergerniß gebe, welches ihm nachher in den Stunden der Anfechtung, auf ſeinem Todbette und an jenem großen und ſchrecklichen Tage des Gerichts zu einer unerträglichen Laſt werden müſſe."

Da Paſtor Schloſſer ſich in einer Entgegnung auf dieſe Schrift vertheidigte, in welcher Vertheidigung er das deutſche Theater in ruhiger und geſetzter Weiſe in Schutz nahm, den ganzen Hergang ſeiner eigenen Sache berichtete, eine angenehme und vernünftige Erholung jedem und auch dem Prieſterſtande zuerkannte und ſchließlich eine Menge angeſehener Paſtoren anführte, die vor ihm für das Theater geſchrieben und nichtsdeſtoweniger in Amt und Anſehn geblieben, auch Profeſſor Nölting und Andere die Goeze'ſche Unterſuchung von der Sittlichkeit der deutſchen Schaubühne hartnäckig angegriffen, ſo wandte ſich dieſer, um ſeinen Behauptungen ein größeres Gewicht und mehr Auto-

rität zu geben, an die theologische Fakultät in Göttingen, dieselbe um ihr Gutachten ersuchend. Dieses Gutachten, welches Goeze Recht gab und von ihm triumphirend veröffentlicht ward, hätte ihn für seine Person beruhigen können. Allein dadurch nur immer kühner und herausfodernder gegen seine Gegner gemacht, ging er unvorsichtigerweise nun, wie schon oft in andern Fällen, auch hier soweit, die Sache auf die Kanzel und vor die Gemeinde zu bringen. Der Lärm und die Entrüstung darüber ward so groß und die sich darüber ankündigenden Schriften so Legion, daß der Senat sich endlich genöthigt fand, sich ins Mittel zu legen und alle weitern Erörterungen in dieser Sache zu verbieten. So viel aber hatte Goeze nun doch erreicht: einmal, daß er das letzte Wort behalten und dann, daß die hamburgischen Geistlichen, um dem Vorurtheil keine Nahrung zu geben, von da ab das Schauspiel bis auf lange Zeit hinaus nicht mehr besuchten.

Daß übrigens dem Theater an sich dieser ganze Kampf nicht geschadet, sondern vielmehr genützt hat, beweist am Besten der gleich nach dieser Epoche beginnende Aufschwung der zweiten Ackermann'schen Unternehmung, der wir Lessing, Schlegel, Weiße, Bode, Schiebeler und Brandes entweder brauchbare Uebersetzungen oder auch wol einige gelegentliche und durchgreifende Originalstücke zuführen sehen. Schon waren „Minna von Barnhelm" und „Emilie Galotti" von Lessing da, die ersten glücklichen Versuche mit

Shakſpeare gemacht und Goethe mit „Götz von Berlichingen“ und „Clavigo“ im Anmarſch.

Johann Melchior Goeze, der Zionswächter mit ſeinem ſchwarzen, immer unmächtiger und unmächtiger werdenden Zauberſtabe in der Hand, mußte unter ſeinem Zorn und Fluche hervor das deutſche Theater auf der Stelle am üppigſten emporſchießen ſehn, wo er es durch ſeinen hingeſchleuderten Bannſtrahl auf ewig hatte vernichten wollen. Er mußte noch Leſſing's vollſten Aufgang, Shakſpeare's Apotheoſe, Goethe's aufſteigenden Stern und die ganze Verherrlichung der Charlotte Ackermann erleben, Erlebniſſe, die ihn bitter berührt haben müſſen, und um ſo bitterer, als er nicht nur ſich, ſondern auch alle Die unmächtig daran werden ſah, die er ſich als Anhang und literariſchen Zuzug ſauer genug angeworben hatte.

Einer ſeiner glänzendſten und im Grunde wol nicht nur gebildetſten, ſondern auch edelſten Mitkämpfer war der Licenciat Albrecht Wittenberg, der eine ſo intereſſante Figur jener Zeit abgibt, daß wir ihn hier ebenfalls zu erwähnen uns veranlaßt finden müſſen. Am meiſten bemerkenswerth hat er ſich durch ſeine „Briefe über die hamburgiſche Schaubühne, Schauſpieler und einige ſich auf die Schaubühne beziehende Gegenſtände“ in dem „Allgemeinen deutſchen Wochenblatt zur Ehre der Lectüre“ 1774 und durch die mit eigenen Randgloſſen verſehene Ueberſetzung von dem „Schreiben des Herrn von Voltaire an die Académie française über den Schauſpieldichter Shakſpeare“ im Jahre 1777 gemacht.

Nachdem Leſſing Shakſpeare von Hamburg aus gewiſſermaßen in Deutſchland inaugurirt und eine Nachahmung dieſes Genies nicht nur gutgeheißen, ſondern auch ſo angebahnt hatte, daß ſie von allen Seiten maſſenweiſe angeſtrömt kam, bezog ſich Wittenberg auf das Voltaire'ſche Schreiben zurück, um mit Hülfe dieſer Bezugnahme nicht nur ſeinem Grolle gegen das Theater im Allgemeinen, ſondern auch gegen die neuentſtehende dramatiſche Richtnug im Speziellen Luft zu machen.

Voltaire, der ſich nicht nur rühmte, der erſte franzöſiſche Akademiker geweſen zu ſein, welcher als ſolcher die engliſche Sprache lernte, ſondern auch ſeine Nation auf Pope, Milton und Shakſpeare zuerſt hingewieſen zu haben, verurtheilte nichtsdeſtoweniger den Letztern in dem angeführten Schreiben als einen ungebildeten rohen und plumpen Autor, deſſen Helden die franzöſiſche Hofſprache nicht zu reden wüßten, eine Verurtheilung, in welche nicht nur Gottſched, ſondern auch Friedrich der Große eingeſtimmt hatte und die Albrecht Wittenberg nun ebenfalls hier hervorſuchte, um damit der neuen Richtung, die das Drama in Deutſchland zu nehmen begann, nachdrücklich in die Flanke fallen zu können.

Er, der für die „Andromache" und „Phädra" des Racine ſchwärmt und ſich bei dieſer Schwärmerei auf die Sympathie des königlichen Weiſen von Sansſouci beruft, ſtimmt nun ganz in den, von jenen literariſchen Koryphäen angeſchlagenen Ton über Shakſpeare ein, indem er z. B. von dem Hamlet behauptet: „daß er

von der moraliſchen Seite betrachtet, nicht von dem geringſten Nutzen, und von Seiten der Kunſt, aller ſeiner einzelnen Schönheiten, ſtarken Gedanken und intereſſanteſten Situationen ungeachtet, ein Ungeheuer ſei, das auf unſerer Bühne nicht geduldet werden müſſe."

An einer andern Stelle, wo er erwähnt, wie man gefliſſentlich überall verbreite, daß dieſem ſeinem Ausſpruch zum Trotz, der „Hamlet" in Hamburg dennoch den beſondern Beifall des Publikums erhalten, ſagt er ganz entrüſtet: „ſoweit ſei der gute Geſchmack in Hamburg noch nicht heruntergefallen, daß man ſo etwas im Ernſte behaupten könne." „Es gibt Männer von feinem Geſchmack, großer Gelehrſamkeit und Unpartheilichkeit", meint er, „die, wenn ſie „Hamlet" zum zweiten mal anſehen ſollten, mit mindeſtens zehn Mann Wache dahin geführt werden müßten."

„Auch in Deutſchland", ſagt er ironiſch in einer andern Anmerkung zu dem Voltaire'ſchen Texte, „auch in Deutſchland haben unſere Genies, die viel zu feurig ſind, als daß ſie ſich an die Regeln der Kunſt, an die in der Natur begründeten drei Einheiten ſollten feſſeln laſſen, Gebrauch von der glücklichen Freiheit (Shakſpeare's) gemacht und ihr haben wir die Meiſterſtücke eines Goethe und Lenz, den „Götz von Berlichingen", die „Stella", die „Claudina von Villa-Bella", den „Hofmeiſter" und eine Menge ähnlicher Stücke zu danken, die nach zehn Jahren vergeſſen ſein werden."

„Man fängt ſchon hie und da an, Goethe und

ſeine Freunde", heißt es ferner, „in ihren Blößen zu zeigen; nur noch eine kurze Zeit, ſo wird ihrer nicht mehr gedacht werden." — „Der gute Geſchmack", ruft Wittenberg emphatiſch bei dieſer Gelegenheit aus, „der gute Geſchmack kann zwar auf kurze Zeit verdrängt werden, aber ganz unterdrücken läßt er ſich nicht."

Uns, die wir Shakſpeare's und Goethe's Unſterblichkeit geſichert finden, müſſen Auslaſſungen, wie dieſe hier mitgetheilten, natürlich im höchſten Grade lächerlich erſcheinen, aber ſo ſehr ſie es in der That auch ſind, ſie haben doch auch eine ſehr ernſte Seite, nämlich den Beweis in ſich, wie fraglich damals ſelbſt dieſe literariſchen Heroen in ihren Anfängen daſtanden und wie leicht ſelbſt beſſere und gebildetere Köpfe, in einer alten Richtung verfangen, den Blick für die richtige Abſchätzung einer neuen einbüßen können.

Wittenberg war, wie ſchon geſagt, weder ein durchaus platter noch gemüthloſer Menſch, ſondern einmal zunächſt nur der Anhänger einer zugrunde gehenden Schule und dann ein von Goeze unter ſeine Fahne gezogener literariſcher Soldat, der ſich im Kampfe für eine verlorene und ſchlechte Sache langſam und elend zu Tode kämpfte.

V.

Albrecht Wittenberg, Charlotte Ackermann und Lessing.

Albrecht Wittenberg, mit dem wir uns hier noch eine Weile beschäftigen müssen, machte sich, wie wir schon angeführt haben, zumeist und zuerst allgemein in Hamburg durch seine „Briefe über die hamburgische Bühne", welche 1774 in dem „Allgemeinen deutschen Wochenblatt zur Ehre der Lectüre" gedruckt erschienen, man kann nicht sagen bekannt, denn diese Briefe blieben zunächst ohne den Namen ihres Verfassers, aber doch auffällig und zu einem Gegenstande nicht allein der Neugier und des Interesses, sondern auch des maßlosesten Hasses.

Wittenberg, ein an sich weiches und unleugbar poetisches Gemüth, war von der damals in Hamburg allgemein überhand nehmenden Lust für das Theater anfangs so ergriffen gewesen, daß, wie er selbst gesteht, er eine Zeitlang das Theater nicht nur allabendlich mit klopfendem Herzen besuchte, sondern in Privatgesellschaften nicht ohne Beifall manche Rolle in eigener Person ausgeführt hatte. Noch 1769 war er so voll

Enthusiasmus dafür, daß er im „Hamburger Unpartheiischen Correspondenten“ Goeze's „hämisches und bösartiges Urtheil“, wie er dessen Angriff auf Schlosser nannte, mit gewaltigem Zetermordio begleitete und wie außer sich ausrief: „Der Verfasser muß die ganze Hölle in seinem Busen gehabt haben, als er sein Urtheil aufsetzte, denn nur die Bosheit der ganzen Hölle ist fähig, einen so verläumderischen Aufsatz auszuarbeiten.“

Wie und wodurch es gekommen, daß Wittenberg von einem entschiedenen Freunde der Bühne zu dem erbittertsten Widersacher derselben hat werden können, ist nicht wohl mehr zu erklären und nachzuweisen. Wahrscheinlich aber hat er sich in seiner Liebe zum Theater von den Theatermitgliedern selbst nur schlecht belohnt gesehen und überdies, wie man mehrfach meldet, eine Neigung zu Dorothea Ackermann empfunden, in der er weder von dieser selbst, noch von ihrer Familie aufgemuntert und begünstigt wurde. Der Aerger darüber soll ihn hauptsächlich zu der Wuth gebracht haben, die wir ihn gegen das Theater und den Schauspielerstand sogleich werden äußern sehen und in welcher allein Dorothea's Schwester, die geniale Charlotte Ackermann, einigermaßen ausgenommen bleibt, entweder weil er durch diese Bevorzugung Zwiespalt in den Schooß der Familie hat bringen wollen, oder weil er wirklich vor der hinreißenden Begabung dieser Künstlerin einigen Respect empfand.

Gleich in einem seiner ersten Briefe gibt er ein sehr ausführliches Referat über sie, das hier mit-

getheilt sein mag, weil es in seiner unpartheiischen Fassung sehr wohl geeignet scheint, ein getreues Bild nicht nur von jener Schauspielerin zu geben, die neuerdings durch den bekannten Roman und das danach angefertigte Drama von Otto Müller wieder neu von Interesse geworden, sondern auch von Dem, was eine Schauspielerin damals in der Kindheit der Darstellungskunst alles in Einer Person zu leisten im Stande und benöthigt war. Wenn man so etwas liest, so sieht man, daß die verschiedenen Gattungen der Schauspielkunst damals noch bunt zusammengerüttelt, gewissermaßen in einem Topfe lagen und erst nach und nach angefangen haben, sich voneinander abzusondern.

„Diese junge Schauspielerin (sie mag ungefähr 17 Jahre alt sein)" sagt er, „gibt in der That die größte Hoffnung von sich. Sie scheint fürs Theater geboren zu sein, und man sieht es ganz deutlich, daß sie sich demselben aus Neigung, aus natürlichem Triebe widmet. Es lodert etwas in ihrer Brust, das sie antreibt, sich ganz dieser Kunst zu ergeben; sie ist ein kleines, ruhmbegieriges Ding, und ich glaube, sie wäre im Stande, sich aufzuopfern, wenn sie nur den Beifall der Zuschauer zur Belohnung erhält. Wenigstens habe ich nicht selten zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß sie sich außerordentlich angreift, und obgleich die gütige Natur sie mit außerordentlichen Kräften für ihre Jahre begabt hat, dieselben gleichwol so sehr erschöpft, daß man befürchten muß, sie werde nicht lange im Stande sein, ihre Kunst zu treiben. Und dies wäre in der That

ein großer Verluſt für die Schaubühne. Mademoiſelle Charlotte Ackermann iſt nicht groß, aber doch ziemlich gut proportionirt und ſie hat ein gewiſſes Embonpoint, das ihr nicht übel ſteht. Sie hat kleine, lebhafte Augen und verräth überhaupt viel Feuer. Ihr Geſicht iſt nicht ſchön; die Blattern haben eine ziemliche Verwüſtung in demſelben angerichtet. Ich habe dieſe Schauſpielerin einigemal vor dieſer grauſamen Krankheit geſehen. Sie hatte damals ein recht artiges Geſichtchen und einen ganz vortrefflichen Teint. Sie mochte ungefähr zwölf oder dreizehn Jahre alt ſein; ſie leiſtete aber ſchon mehr, als manche Schauſpielerin von viel reifern Jahren. Ich habe ſie einmal die junge Indianerin ſpielen geſehen; ſie machte dieſe Rolle außerordentlich gut. Ich erinnere mich noch einer Stelle, welche ſie ſo ſchön machte, daß ſie Jedermanns Beifall davontrug. Sie geht ab, und läßt ihren Belton auf der Bühne zurück. Im Abgehen ſah ſie ſich nach dem Belton um und warf einen Blick auf ihn, einen Blick!

Das war ein Blick, nur jenem zu vergleichen,
Den Cupido ſeinem Amor gab;
Der euer Herz gewißer zu beſchleichen,
Euch ſchalkhaft warnt, als ſpräch' er: Seht ihr mich?
Ihr denkt: ich ſei ein Kind, voll ſüßer Unſchuld, ich?
Verlaßt euch drauf! Seht ihr an meiner Seite
Den Köcher hier? Wenn euch zu rathen iſt,
So flieht — und doch, was hilft die kleine Friſt?
Es ſei nun morgen oder heute,
Ihr habt ein Herz, und das iſt meine Beute.

Doch dies hübſche Geſicht, dieſen vortrefflichen Teint

haben die grausamen Blattern zugrunde gerichtet. Es ist bekannt, daß durch diese Krankheit, wenn sie viel Spuren der Verwüstung hinter sich zurückläßt, die Muskeln eine Steifigkeit bekommen und ihre Beweglichkeit gar sehr verlieren. Mademoiselle Ackermann kann also jetzt Das nicht mehr mit ihrem Gesichte, wozu sie früher fähig war. Allein, was ihr in diesem Stücke abgeht, das ersetzt sie durch ihre Lebhaftigkeit, durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestikulationen, durch ihre Empfindsamkeit, durch ihren Fleiß. Sie weiß gemeiniglich ihre Rollen nicht allein ungemein fertig, sondern dies geht bei ihr soweit, daß sie auch nicht selten den Mitspielern einhilft. Von ihr kann ich es mit Zuverlässigkeit behaupten, daß sie ihre Rollen studirt, daß sie in den Geist derselben eindringt, daß sie sich ganz in die Situation der Person versetzt, welche sie vorstellt. Ich habe sie in Rollen von ganz verschiedener Art gesehen. Das Kammermädchen spielt sie, als wenn sie von ihren ersten Jahren an Kammermädchen gewesen wäre, und die Dame glückt ihr ebenso gut, wie z. B. die Herzogin von Rutland, in der „Gunst der Fürsten", eine Rolle, wodurch sie sich großen Beifall erworben und ihn verdient hat. Auch die Rolle einer Buhlerin hat sie, wiewol sie sonst, soviel mir bekannt geworden, nichts Buhlerisches in ihrem Charakter hat, in dem Lustspiele „Es ist nicht alles Gold was glänzt", so vortrefflich ausgedrückt, daß man eine Buhlerin, die dieser Lebensart bereits Jahre ergeben gewesen, zu sehen glaubte. Man sieht hieraus, daß

dem Genie nichts zu ſchwer, nichts unmöglich iſt. Die Männerrollen gelingen ihr gleichfalls nicht übel. So hat ſie ſich noch neulich in dem Luſtſpiele, „Der Deſerteur aus Kindesliebe" als Cadet ſehr vortheilhaft gezeigt, und ich kann mich unmöglich des Lachens enthalten, wenn ich mir das kleine drollige Ding als Rekrut in dem Ballet „Der weibliche Deſerteur" vorſtelle. Das Tanzen ſcheint ihre Hauptleidenſchaft zu ſein, ſie widmet ſich wenigſtens dieſer Kunſt mit dem größten Eifer, und hat es auch in der That ſchon ziemlich weit darin gebracht, beſonders in ſolchen Rollen, die Munterkeit, Mannigfaltigkeit der Aktion und viel Arbeit erfodern, wiewol ich einräumen muß, daß ſie von ihrer ältern Schweſter in dem, was Grazie, was Anſtand im Tanze heißt, übertroffen wird. So hat ſie z. B. die Schäferin im „Verliebten Genius", die Eiferſüchtige in den „Traurigen Wirkungen der Eiferſucht" den „Weiblichen Deſerteur" ungemein gut getanzt. Mit alledem aber wünſchte ich doch, daß ſie dieſer Kunſt entſagte, oder vielmehr, daß ſie ſich nicht mehr in der Nothwendigkeit befände, ſich derſelben zu widmen, oder auch, daß ſie ſich derſelben ganz widmete und dem Theater entſagte. Beides kann unmöglich beiſammen ſtehen und eine dieſer Künſte muß dabei leiden, wo nicht vielleicht alle beide. Es iſt überdies, mir wenigſtens, immer anſtößig, eine Perſon, die kurz zuvor eine große, eine ernſthafte Rolle geſpielt hat, im Ballete eine komiſche Rolle tanzen zu ſehen. Es wäre alſo am Beſten, daß unſere kleine Künſtlerin,

da ſie bereits in ihren jungen Jahren die beſte Hoffnung gibt, eine treffliche Schauſpielerin, eine Zierde der deutſchen Bühne zu werden, ſich dieſer Kunſt gänzlich widmete und dem Tanze entſagte."

Bis hieher, meint Wittenberg, habe er nur Lob geſagt, nun wolle er aber auch die Flecken, die dieſe theatraliſche Sonne hinundwieder verdunkeln, nicht verſchweigen. „Mademoiſelle Ackermann", fährt er fort, „ſingt in den Operetten. Dies ſollte ſie ſchlechterdings bleibenlaſſen, ſie hat gar keine Stimme zum Singen und es iſt ganz unausſtehlich, ihr Gekreiſche anzuhören. Ich glaube zwar, daß ſie des Singens herzlich gern überhoben wäre und daß ſie dergleichen Rollen nur gezwungen übernimmt, weil man die Stücke ſonſt nicht würde beſetzen können; aber lieber ſolche Stücke gar nicht auf die Bühne gebracht, als eine Schauſpielerin, die ſo viele andere Vorzüge hat, wodurch ſie gefallen kann, in die Verlegenheit geſetzt, den Zuſchauern Langeweile und ſich ſelbſt Verdruß zu machen. Sie ſollte demnach, zumal da Agiren, Tanzen und Singen unmöglich miteinander beſtehen können, und die Natur ihr eine Stimme zum Singen verſagt hat, ſich auf keine Weiſe bewegen laſſen, Rollen in Singſpielen zu übernehmen. Ich glaube auch, der ſtrengſte Richter wird ſie entſchuldigen, wenn ſie in dieſem Stücke dem Verlangen ihrer Mutter keinen Gehorſam leiſtet. Eben dieſer Mangel der Stimme und überhaupt einige Schwäche der Bruſt iſt der jüngern Demoiſelle Ackermann auch nicht ſelten im Agiren hinderlich, ſodaß ſie

besonders solche Rollen, die einige Heftigkeit erfodern, nicht so, wie sie wol wünscht, ausführen kann. Sie fällt daher, wenn sie mit Nachdruck, wenn sie die Sprache der heftigern Leidenschaft reden will, in einen unangenehmen Baßton. Ich glaube indessen, es werde sich mit zunehmenden Jahren, und wenn Mademoiselle Ackermann ihre Stimme fleißig anstrengt, dieser Fehler größtentheils, wo nicht völlig verlieren. Soviel ist wenigstens gewiß, daß sie sich seit einigen Jahren sehr gebessert."

Findet man diese Schilderung, trotz der Begeisterung, die sie athmet, etwas kühl, so muß man bedenken, daß damals die Sprache der ersten Liebhaberinnenenthusiasten noch keine in dem Grade ausgebildete und überschwängliche war, wie sie es heutzutage ist, und daß Wittenberg ja auch durch die Verschmähung seiner Neigung zu einem gedämpftern Tone herabgestimmt ward. Wie innig, groß und lebhaft indessen seine Empfindung für Charlotte war, beweisen der Schmerz und die Trauer, welche er bei ihrem Tode bekundete, der zu einer Zeit erfolgte, wo er bereits seine letzten und stärksten Trümpfe gegen die Scharbühne ausgestellt und sie bereits gradezu als „eine öffentliche Pest", „eine Schule des Lasters" erklärt hatte. Nichtsdestoweniger stimmt er doch ganz in das allgemeine Beileid für die Verblichene ein, welches bekanntlich so groß wurde, daß sich die hamburgische Obrigkeit ins Mittel legen und den Zeitungsschreibern anbefehlen mußte, der Demoiselle Ackermann nicht weiter in ihren Blättern

zu erwähnen. Der gedruckten Klagen, Seufzer und Nachrufgedichte waren nämlich soviele geworden, daß, als sie gar nicht enden und abreißen wollten, man sich in Gefahr sah, die Stadt in den Augen der Welt lächerlich werden zu sehen. Nicht nur daß die ausgestellte Leiche außerordentlichen Zulauf erweckte, der Sarg mit Blumen, Gemälden und Gedichten förmlich überschüttet und das Gedränge bei der Beerdigung auf dem „Jungfernstiege" fast erstickend ward, wurde nach dem Begräbniß der Wunsch, der Verstorbenen ein Denkmal zu errichten, auch so lärmend und emphatisch in Anregung gebracht, daß der Magistrat hier gleichfalls einschreiten und Veranlassung nehmen mußte, in den öffentlichen Blättern erklären zu lassen: „Da der in den hiesigen Zeitungen und Anzeigen vorgekommene Ausdruck, als würde das Publikum der verstorbenen Demoiselle Ackermann ein Monument setzen, zu allerlei ungleichen Auslegungen Veranlassung geben könnte, so wird hierdurch zur Steuer der Wahrheit angezeigt, daß das eigentliche Publikum daran keinen Theil nehme, was auch etwa von einigen Freunden der Schaubühne möchte abgezielet worden sein."

Nichtsdestoweniger muß wahr bleiben, daß nächst Klopstocks Tod nie ein anderer so große und allgemeine Trauer und eine Bestattung von diesem Pompe in Hamburg zur Folge gehabt hat. Die ganze Stadt war betrübt und in dem Maaße, daß Wittenberg selbst darüber schrieb: „Wäre ein Mann gestorben, der unsere Stadt vom Untergange errettet hätte, so hätte die

Bestürzung, das Wehklagen nicht größer sein können. Nicht nur süße, junge Herrchen und blühende Mädchen, sondern auch Leute von gesetzteren Jahren vergossen Thränen um die Verstorbene. An der Börse ward an dem Mittage ihres Sterbetages fast von keinem andern Gegenstande gesprochen und nicht wenige unserer ältern Kaufleute, die jedes Ding von der rechten Seite ansehen, haben sich gegen mich beklagt, daß zu ihrem größten Verdrusse ihre Geschäfte wären liegen geblieben, und daß man von nichts anderm, als von dem Tode der Demoiselle Ackermann habe hören wollen."

Wenn er sich auch gegen die Errichtung eines öffentlichen Monuments erklärte, besonders aus dem Grunde, weil Hamburg bis dahin noch keinem Verdienste, und nicht einmal Hagedorn eines gesetzt, rieth er doch an: ein Bild in Kupferstich von ihr anfertigen zu lassen. „An Käufern würde es gewiß nicht fehlen", sagt er bei dieser Gelegenheit, „das daraus gelöste Geld müßte zu dem restirenden Ertrage der Subscription geschlagen und entweder zu einer Leibrente für die ältere Demoiselle Ackermann ausgethan oder auch zu einem Fonds gemacht werden, unvermögende abgelebte Schauspieler dadurch zu unterstutzen. Ich bin überzeugt, kein Schauspieler der hamburgischen Bühne wird sich weigern, von seiner wöchentlichen Besoldung eine Kleinigkeit zur Vermehrung dieses Fonds beizutragen, wodurch er denn zugleich ein Recht bekäme, wenn er alt und unvermögend werden sollte, jährlich etwas zu seiner Unterstützung von den Zinsen dieses Fonds zu genießen. Auf diese

Weise würde für den Unterhalt der Schauspieler, die in ihrem Alter gemeiniglich darben müssen, gesorgt, und es könnte dem Fonds, da von den Subscriptionsgeldern zu einem Denkmale für Charlotte Ackermann die erste Anlage dazu gemacht worden, der Name dieser Schauspielerin beigelegt werden."

An ihrem Begräbnißtage erschien folgendes Gedicht von ihm gedruckt:

Sie ist nicht mehr! So fällt vom Sturm entblättert
Die Frühlingsrose, kaum noch aufgeblüht,
Des Gartens Stolz am frühen Morgen noch,
Und schon in Staub, bevor den Scheitelpunkt
Die Sonn' erreicht, verblüht, verwelkt, vergessen!
Vergessen? Nein! Sie lebt in tausend Herzen
Emilie, wer könnte dich vergessen?
Dich Autland! dich Olivia! Den Stolz
Der deutschen Bühne; dich, Nachahmerin
Der Scenen dieses Lebens, jeden Standes —
Selbst unnachahmlich, durch dich selbst gebildet,
Zu groß, zu feurig, sklavisch nachzuahmen,
Wär's auch das große Muster einer Henselin!
Zu früh, zu früh ein Raub des Todes ach!
Doch nur zu früh für uns. — Den ganzen Ruhm,
Den ohne Hülf', durch feuriges Bestreben
Sich dein Genie erwarb, nimmst du ins Grab
Und ruhst im Schooße der Unsterblichkeit
Von deiner Arbeit aus; und unsre Zähren
Begleiten deinen Sarg. — So ruhe sanft,
Glückselige! und ihr, ihr weichern Seelen,
Ihr, die die Zauberin zu sanften Thränen
Sonst reizte, folget weinend ihrer Bahre,
Und streuet Blumen auf Charlottens Grab.

Will man die Größe des Talents der Char

lotte Ackermann ermessen und die Liebe und Verehrung, welche Wittenberg für sie und ihre Begabung empfand, aus dem Grunde kennen lernen, so muß man nun hören, mit welcher Härte und schneidenden Grausamkeit er im Allgemeinen über die Schaubühne schreibt.

Goeze hatte in seiner Schrift unter andern Vorschlägen auch den folgenden gemacht:

„Bei der so sehr überhandnehmenden und ausschweifenden Liebe zu den Schauspielen und bei der ganz unerträglich werdenden frechen und verführerischen Anpreisung derselben, würde es sehr heilsam sein, wenn rechtschaffene Lehrer in großen Städten die Bühnen öfters besuchten, dasjenige, was sie sähen und hörten, aufzeichneten und darüber dem Publiko ihre Anmerkungen mittheilten; allein, da sie es nothwendig bekannt machen müßten, aus was für einer Absicht sie an einem so bedenklichen Orte erschienen, so würden sie sich den ungezogensten Begegnungen der jungen Herren, welche hier in ihrer eigenen Festung zu sein glauben, und des unbändigen Pöbels blosgestellt sehen; es wäre denn, daß sie zu einer solchen Untersuchung einen eigenen Auftrag der Obrigkeit erhielten und sich des Schutzes derselben getrösten könnten, wozu es aber so leicht nicht kommen wird."

Obschon Wittenberg dies wohl einsah und die Gefährlichkeit seiner Unternehmung ermaß, so schreckte er dennoch nicht, als er einmal seine Ansicht und Meinung über das Theater geändert, davon zurück, die von Goeze gestellte Aufgabe zu übernehmen. Zwar

erſchienen, wie geſagt, die erſten Briefe anonym, als er ſich jedoch überall angegriffen, verfolgt, thätlich mißhandelt und ſeine längſt entſchleierte Anonymität von anderer Seite verrathen zu werden bedroht ſah, nannte er ſich endlich im 27. Briefe ſelbſt, indem er erklärte, daß er früher allerdings anders über das Theater gedacht, aber durch Goeze und Andere belehrt, ſeine Meinung darüber gänzlich geändert habe.

„Das Zeugniß ſolcher Männer, gegen deren Kopf und Herz nie Einwendungen gemacht worden ſind", ſchrieb er, „machte großen Eindruck auf mich; ich ſträubte mich zwar noch ſehr, mein Lieblingsvergnügen der Wahrheit aufzuopfern, aber ich mußte doch endlich nachgeben, und von der Zeit an faßte ich den Entſchluß, ſobald ſich eine Gelegenheit zeigen würde, meine veränderten Geſinnungen über dieſen Gegenſtand ohne Menſchenfurcht an den Tag zu legen. Ich beſuchte indeſſen, da meine Jahre mich vor den ſchädlichen Wirkungen theatraliſcher Vorſtellungen ſicherten, und man überdies diejenigen Perſonen, die auf der Bühne erſcheinen, nur näher zu kennen braucht, um ſie ſämmtlich, mit geringer Ausnahme, zu verachten, ich beſuchte, ſage ich, noch immer die Bühne, um mich in den Stand zu ſetzen, meine Abſichten deſto beſſer auszuführen. Ich habe bei dieſer Gelegenheit Schauſpieler und Schauſpielerinnen in ihrer häuslichen Kleidung, ohne Schminke und ohne den Prunk, worin ſie auf der Bühne erſcheinen, in ihrer natürlichen Häßlichkeit geſehen, das iſt, ich habe Gelegenheit gehabt, die wah-

ren Gesinnungen ihres verdorbenen Herzens, ihre niederträchtige Denkungsart, ihren gegeneinander hegenden Neid, ihre schlechten Grundsätze kennen und verabscheuen zu lernen. Dies gab mir den Anlaß, meine Briefe über das Theater zu schreiben, und es gereut mich nicht, daß ich sie geschrieben habe; nur Eins gereuet mich, daß ich mich nicht gleich dem Publiko entdeckt, daß ich durch so viele Umschweife zu meinem Zwecke, die Schädlichkeit der Bühne meinen Lesern zu zeigen, zu gelangen gesucht habe. Künftig werde ich meinen Weg grade fortgehen; kann ich dem Strome dieses Verderbens, wie ich gar wohl einsehe, nicht gänzlich Einhalt thun, so werde ich doch vielleicht noch Einen oder den Andern retten, der von den Wirbeln desselben bereits fortgerissen wird; vielleicht werde ich einige Eltern aufmerksam machen und sie bewegen, ihren Kindern ein Vergnügen zu versagen, wodurch gewiß der erste Grund (ich rede aus trauriger Erfahrung!) zum Bösen bei ihnen gelegt, wodurch ihr zartes, aller Eindrücke, guter sowol als böser, gleich fähiges Herz verdorben wird, und sie auf den Weg des Verderbens geleitet werden. Ich werde mich für belohnt, für mehr als belohnt halten, wenn ich auch nur Eine einzige Seele retten, nur Ein verlorenes Schaf aus der Irre zurückbringen kann."

Nachdem er nun Alles, was er früher zum Vortheile der Bühne geschrieben, ungeschrieben wünscht und erklärt hat, daß das Theater „eine öffentliche Pest", „eine Schule des Lasters" ist, und Pastor Goeze um

Verzeihung gebeten hat, wegen der früheren Anfeindungen bei Gelegenheit des Streites über die Sittlichkeit der Schaubühne, schließt er die Apostrophe an diesen mit folgenden Worten: „Gott erhalte diesen muthigen Vertheidiger der Wahrheit nebst andern rechtschaffenen Lehrern des evangelischen Siens, die sich mit ihm dem Strome des allgemeinen Verderbens widersetzen, noch viele Jahre; er setze ihn zu einem Felsen, an dem die Feinde der Wahrheit scheitern mögen und gebe ihm Kräfte, daß er seinem Amte mit Freuden vorstehen und auch besonders seine unter Händen habende Geschichte des niedersächsischen Bibelwerks der gelehrten Welt bald mittheilen könne."

Nachdem nun Wittenberg in seinem 29. Briefe die Erklärung abgegeben, daß er es ganz in der Ordnung fände, den Stand der Schauspieler als infam anzusehen und meint, der Staat müsse, da das Theater nun einmal nicht mehr ganz zu unterdrücken ginge, wenigstens sehen, ihm soviel wie möglich von seiner Schädlichkeit zu nehmen, schlägt er zu diesem Ende vor:

„Die Schaubühne und ihre Direktion muß Denjenigen, in deren Händen sie bisher gewesen ist, völlig genommen werden; der Staat muß die Besorgung derselben übernehmen und die Kosten dazu hergeben. Die Ursachen dieser Foderung sind folgende: Einem sogenannten Prinzipal liegt wenig daran, ob die Bürger eines Staats durch seine Vorstellungen gebessert, oder ob sie dadurch zu Untugenden und Lastern gereizt werden. Er hat selbst gemeiniglich (ich rede

von den meisten Truppen in Deutschland, auch die Ackermannische nicht ausgenommen) keinen gewissen Wohnsitz, er ist, so zu reden, unstät und flüchtig auf Erden. Was geht es ihn also an, ob der Staat, in welchem er sich auf eine Zeitlang aufhält, in blühendem Wohlstand sei oder ob er sich seinem Untergange nähere? Ja, sein Interesse erfodert es, durch seine Vorstellungen dem Laster gewissermaßen Vorschub zu thun. Der Mensch ist, vermöge seines natürlichen Verderbnisses, immer zum Bösen geneigter als zum Guten. Daher kommt es, daß das Schauspielhaus stets voller von Zuschauern ist, wenn Stücke aufgeführt werden, die mit Narrenpossen und lustigen Schwänken angefüllt sind, als wenn man ernsthafte, moralische Stücke auf die Bühne bringt. Dies lehrt, wenigstens in Hamburg, die tägliche Erfahrung. Da nun ein Prinzipal nur darauf sieht, seinen Beutel zu füllen, so ist es natürlich, daß er lieber Possenspiele, als ernsthafte, eine gesunde Moral enthaltende Stücke aufführen wird; und wenn er etwa einige von der letztern Gattung vorstellen läßt, so wird er doch den guten Eindruck, den es etwa gemacht haben könnte, durch ein lustiges Nachspiel, oder durch ein mit Zoten angefülltes Ballet wieder zu schwächen, wo nicht gar auszutilgen suchen. Wenn hingegen der Staat die Direktion der Bühne übernommen hat, so fällt alles dieses weg. Der Staat darf nicht auf Ueberschuß sehen; an der Besserung der Bürger ist ihm mehr gelegen, als an einem geringen Gewinn. Schaden darf er nicht befürchten, weil die

Koſten, wenn das Schauſpielhaus auch nur mittelmäßig beſucht wird, doch immer herauskommen, zumal da der Staat verſchiedene Koſten ſparen kann, die ein Principal nicht zu vermeiden vermag. Und geſetzt, er büßte einige tauſend Thaler dabei ein, ſind dieſe wol gegen den Nutzen zu rechnen, den er durch übernommene Direktion der Bühne ſtiftet, oder gegen das Böſe, das er dadurch verhütet? Was iſt alſo heilſamer als daß der Staat ſelbſt die Beſorgung der Bühne übernehme? Hierzu kommt noch ein anderer Grund. Es iſt nicht unmöglich, daß auch unter der Direktion des Staats die Einkünfte der Bühne die Ausgaben überſteigen können; und könnte dieſer Ueberſchuß wol nützlicher, als zur Unterſtützung der Armen angewendet werden? Auf dieſe Weiſe würde die Schaubühne, wenn ſie auch nichts zur Beſſerung der Bürger beitragen ſollte, dem Staate wahrhaftig nützlich."

In ſeinem letzten Briefe kommt Wittenberg darauf zurück und fodert da noch einmal und zwar ganz kategoriſch „daß der Staat einen Mann verordne, deſſen einziges Geſchäft es ſei, über die Bühne zu wachen, und der Alles, was auf ſelbige Beziehung hat, unter ſeiner Aufſicht haben muß. Es iſt nicht genug, daß dies ein Mann von Einſicht, von feinem Geſchmacke ſei, daß er die Bühne kenne, ſondern es muß hauptſächlich ein Mann von geſunden moraliſchen Grundſätzen ſein. Die jetzigen ſogenannten Directoren der Schaubühne, wie ſich dieſe Herren ſeit einiger Zeit zu nennen für gut befunden haben, oder die Principale

sind nichts weniger als beides. Ihre Einsichten sind gemeiniglich sehr eingeschränkt, ihr Geschmack ist verdorben und ihr moralischer Charakter ist fast immer wenigstens sehr zweideutig. Bei ihnen bestimmt nicht die innere Güte eines Stückes, sondern ihr Eigennutz die Aufführung desselben. Ein Mann hingegen, den der Staat, nach reiflicher Prüfung seiner Einsichten sowol, als seiner moralischen Grundsätze, zum Aufseher über die Bühne gesetzt hat, wird nach ganz andern Grundsätzen urtheilen. Er wird ein Stück nicht deswegen wählen, weil er glaubt, daß es eine Menge Zuschauer herbeilocken werde, sondern weil er es für ein Schauspiel hält, das seinen Mitbürgern einen Zeitvertreib verschaffen, ja ihnen wol gar nützlich sein kann. Diesem Manne muß es freistehen, anstößige Stellen aus sonst guten, aufzuführenden Stücken wegzustreichen und durch andere zu ersetzen. Er muß ferner darauf sehen, daß Alles, was auf die Religion auch nur die geringste Beziehung hat, von der Bühne bleibe. Man mag zur Vertheidigung der Schauspiele, wozu der Stoff aus der heiligen Geschichte genommen ist, sagen was man will, so ist es doch immer anstößig, dergleichen Geschichten von profanen Leuten, deren Leben gemeiniglich den Vorschriften der Moral sowol als der Religion zuwiderläuft, vorstellen zu sehen. Ebenso ärgerlich ist es, den Namen Gottes so oft von unheiligem Munde auf der Bühne mißbrauchen zu hören, und die Gegenstände unserer Anbetung dadurch erniedrigt zu sehen.

Ebenso wenig schickt es sich, grobe Laster auf der

Bühne darzustellen. Verbrechen müssen von der Obrigkeit bestraft werden, und Laster gehören für die Kanzeln. Die Bühne muß sich blos mit dem Lächerlichen beschäftigen und mit solchen Fehlern, die weder von der Obrigkeit bestraft, noch von den Kanzeln gerügt werden können. Diese darf der Schauspieldichter zum Gegenstand des Spottes machen und sie von verschiedenen Seiten auf der Bühne zeigen, und dies Feld ist so weitläuftig, es ist so fruchtbar an Gegenständen, daß mit der Bearbeitung desselben sich unsere Nachkommen noch beschäftigen können."

„Es muß aber dem Aufseher der Schaubühne", fährt er fort, „nicht allein die Aufsicht über die aufzuführenden Stücke, sondern auch über die Schauspieler selbst von der Obrigkeit anvertraut werden. Es muß die Wahl der Schauspieler und Schauspielerinnen schlechterdings von ihm abhängen, und er muß in der Wahl derselben äußerst behutsam verfahren. Niemand kann es leugnen, daß bei der jetzigen Einrichtung der Schaubühne in keinem Stande mehr lüderliche Leute, nach Proportion, anzutreffen sind als unter den Schauspielern und Schauspielerinnen. Diese Leute, die auf der Bühne Moral und Tugend predigen, sind im gemeinen Leben meistens grade das Gegentheil ihrer Lehren; ja sie sind so unverschämt, daß sie ihre Laster nicht einmal heimlich treiben, sondern sich derselben wol gar öffentlich rühmen."

Indem er nun sagt, daß es ihm nicht schwer sein würde, Beispiele namhaft zu machen, verlangt er also

die Wahl auf ſolche Leute gelenkt, „die einen guten moraliſchen Charakter haben, oder, da dieſe wol ſelten zu finden ſein möchten, wenigſtens ſolche, welche nicht die ganze Stadt als Laſterhafte kennt, die wenigſtens den äußerlichen Wohlſtand nicht beleidigen, keine Verführer der Jugend, keine Spieler, Trunkenbolde und dergleichen mehr ſind.“

Zum Schluß ſagt er: „Aber wo findet man, wird man mich fragen, Leute von gutem, moraliſchem Charakter, die zugleich geſchickte Schauſpieler ſind? Freilich ſind ein Eckhof, ein Brandes ungemein ſelten zu finden; aber es wäre doch nicht unmöglich, Leute von ähnlichem Charakter zu ziehen. Zu dieſem Ende wäre mein Vorſchlag, aus dem öffentlichen Waiſenhauſe ſolche Knaben und Mädchen zu erwählen, die von Natur mit einem ſchönen Körper, mit guter Geſichtsbildung begabt ſind, und von welchen man vermuthen kann, daß ſie Neigung und Fähigkeit zur Bühne haben. Dieſe müßte man in den, einem künftigen Schauſpieler nothwendigen Künſten und Wiſſenſchaften unterrichten laſſen, und ihren Geſchmack, beſonders aber ihr Herz, frühzeitig zu bilden ſuchen. Sie müßten dabei täglich die Bühne beſuchen; ſie müßten unter ſich Schauſpiele aufführen, da denn der Aufſeher Gelegenheit hätte, die Talente eines Jeden zu beurtheilen und einzuſehn, zu welcher Art von Rollen Dieſer oder Jener vorzügliche Fähigkeiten habe. Auf dieſe Weiſe könnte mit der Zeit eine Truppe formirt werden, die der Nation Ehre machte, was bei der jetzigen Einrichtung der Bühne

wol nicht zu hoffen ist. Denn was kann man sich wol von Leuten versprechen, die nicht aus Neigung, nicht weil sie Talente für die Bühne haben, sondern aus Noth, weil sie nichts anderes anzufangen wissen, weil sie zu faul sind, ihr erlerntes Gewerbe fortzusetzen, unter die Komödianten gehen. Was kann man sich z. B. von einem lüderlichen Studenten, von einem Lakaien, von einem Barbier, von einem Tuchmachergesellen, von einem Schneider, von einem Ladenhüter, von einem Jungen, der sich zu den niedrigsten Geschäften hat brauchen lassen, von einem Nähmädchen', von einer Aufwärterin für Talente für die Bühne versprechen? Sind dies die Leute, die sich in der so schweren Kunst eines Garrik, eines Lekain hervorthun können? Ich leugne nicht, daß es auch bisweilen unter Leuten von dergleichen Stande Genies gibt, welche auf der Bühne glänzen könnten; nein, dies läugne ich keineswegs, sonst würde mich das Beispiel unsers größten deutschen Schauspielers widerlegen. Allein nach der Regel kann man von dergleichen Leuten, wie die tägliche Erfahrung auch bei uns es lehrt, nicht erwarten, daß sie sich auf der Bühne hervorthun werden, und eine Schule, um junge Schauspieler und Schauspielerinnen darin zu ziehen, ist also, meines Erachtens, nothwendig, wenn man doch einmal eine Bühne haben, und diesen Zeitvertreib so unschuldig machen will als möglich ist.

„Aber woher wird man die Kosten zu einer solchen Schule nehmen? Auch hierzu, glaube ich, wäre Rath zu schaffen. Wir sehen ja vor unsern Augen, was für

einen Aufwand die sogenannten Direktoren und Direktricen der Bühne machen; wieviel Geld sie auf eine unnütze Weise verschwenden, wieviel Umläufer sie ernähren, deren man bei der Bühne gänzlich entbehren könnte, und daß sie bei allem diesem doch Geld auflegen. Was ist also weiter nöthig als daß ein Aufseher der Bühne ökonomisch sei, daß er den unnützen und überflüssigen Aufwand einschränke, um soviel zu ersparen, daß davon nicht allein die auf eine Schauspielerschule zu verwendenden Kosten bestritten, sondern auch noch ein Ansehnliches erübrigt werden könne, welches zum Besten des Staats, oder zur Unterhaltung armer Leute und elternloser Kinder, wie in Amsterdam, angewendet werden kann. Ich glaube, wenn man die Bühne nach der von mir in Vorschlag gebrachten Art reformirte und die Einkünfte derselben zu einem so gemeinnützigen Gebrauch bestimmte, daß alsdann auch Diejenigen, welche jetzt das Schauspielhaus nicht besuchen, sich ein Vergnügen daraus machen würden, bisweilen einen Abend in demselben zuzubringen, und ihr Geld zur Errichtung eines so löblichen Endzweckes beizutragen."

Dies war der Haupttrumpf und zugleich derjenige, mit dessen Ausspielen Wittenberg von dem Schauplatze abtrat.

Vor und neben ihn hin fallen aber noch viele andere, von denen wir wenigstens einige anführen müssen. So z. B. den, welchen er gegen das Kokettiren der Schauspieler und Schauspielerinnen mit dem Publikum

zum Beſten gibt und wovon die Rüge an ſich in vielen Fällen wol auch heute noch als paſſend gelten darf. Das darauf bezügliche Epigramm lautet folgendermaßen:

Der Briten große Königin,
Wie ſtolz tritt ſie einher,
Schielt über ihren Eſſer hin
Und buhlt mit dem Parterre.
Indeß, daß Eſſer, dieſer Held,
So kühn als tugendhaft,
Zu ihren Füßen niederfällt
Und — nach der Loge gafft.

Auch über die hohen Gagen der Künſtler beginnt er bereits zu eifern und ſie im Verhältniß zu andern Verdienſten übertrieben zu finden. Er ſagt: „Damals (zu Koch's und Schönemann's Zeiten, 1763) bekam ein Schauſpieler, der die erſten Rollen ſpielte, wöchentlich etwa zwei, und wenn es hoch kam, drei Reichsthaler. Ein Eckhof und Ackermann bekamen anfänglich wöchentlich gar nur vier Mark und mußten doch davon leben. Aber Ackermann wohnte damals in einem kleinen Dachſtübchen und bemühte ſich mit ſeiner Profeſſion als Wundarzt nebenher etwas zu verdienen. Damals beſuchten die Schauſpieler noch nicht täglich die Kaffeehäuſer, noch des Abends die Gaſthäuſer, ſie ſpielten nicht, ſie trabten nicht in vergoldeten Kleidern einher, ſie verabredeten keine Parties de plaisir, und ein Eckhof und Starke erwarben ſich gleichwol ſolche Hochachtung, um welche ſich jetzt die meiſten Schauſpieler bei allem ihrem Aufwande, umſonſt bewerben

dürften. Jetzt hingegen würde auch der mittelmäßigste Schauspieler es sehr übel nehmen, wenn ihm ein Principal wöchentlich drei Thaler bieten wollte. Wenigstens bekommt er noch einmal soviel, ja mancher ist mit zehn Thalern nicht zufrieden; dahingegen soviel rechtschaffene Leute, die sich den ganzen Tag mit dem Unterrichten der Jugend beschäftigen, und dem Staate dadurch den wesentlichsten Dienst leisten, der nur möglich ist, wöchentlich kaum ein Paar Thaler mit saurer Mühe und im Schweiße ihres Angesichts verdienen. Ist nicht allein dieser Umstand in einem wohl eingerichteten Staate von hinlänglicher Wichtigkeit, die Schauspiele aus demselben zu verbannen oder sie wenigstens nur unter gewissen Einschränkungen zu dulden? Und bei dem jetzigen starken Lohne sind gleichwol die Schauspieler ungleich schlechter als jene, die so kümmerlich ihr Auskommen hatten; sie wenden viel weniger Fleiß als jene an', wie jedweder einräumen muß, der die ehemalige Schönemann'sche und Koch'sche Truppe gesehen hat, und zwischen selbigen und der jetzigen Ackermann'schen eine Vergleichung anstellt." „Sollte hier wel eben das wahr sein", fragt er, „was man von den Dichtern behaupten will, nämlich, daß die Vorsehung diese nur darum so kümmerlich nähre, weil sie dann um so besser sängen?"

Ueber Shakspeare's Einfluß von England her ist er so erbost, daß er in seinem Grimm soweit geht die lächerliche Behauptung aufzustellen, London beweise, wie die Lust zum Theater mit dem Verfalle der Hand-

lung und dem Mangel an Geſchäften zunehme. Solange die Handlung im Flor ſei, ſagt er, liebten die Patrizier Geſchäfte und nach dieſen zur Erholung große Gelage und hohes Kartenſpiel. Verarmung und Einſchränkung aber brächten die Bürger dazu, Unterhaltung im Theater zu ſuchen. Ein prosperirendes Theater alſo ſei der Barometer, welcher das Sinken des Handels conſtatire, wie ein außer acht gelaſſenes ſeinen Flor bekunde.

Mit dieſem Ausſpruche wollte er die Kaufmannswelt ſchrecken, in der das Theater damals grade ſoviel Gunſt gefunden, daß Löwen z. B. in einem von ſeinen Prologen von der Schauſpielkunſt nicht nur ſagen konnte:

Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb' und Lehrbegier,
In Rom, in Gallien, in Albion, und ..... hier.
Lang' hat ſie ſich umſonſt nach Bühnen umgeſehn;
In Hamburg fand ſie Schutz: hier ſei denn ihr Athen!

ſondern auch den Muth gewann, Gotthold Ephraim Leſſing, den größten Geiſt ſeiner Zeit, an dieſes heranzuziehen.

Von Leſſings großer und univerſeller Bedeutung eine erſchöpfende Darlegung zu geben, iſt hier nicht der Ort, ſchon darum nicht, weil uns dieſes Unternehmen weit über den Rahmen hinausführen würde, der uns für den Gegenſtand dieſes Buches geſteckt erſcheinen muß. Alles, was uns als verſtattet gelten darf, mag ein kurzer Abriß des Lebens und der Wirkſamkeit dieſes Autors in Hamburg ſein, wohin

ihn, wie ſchon früher geſagt wurde, Löwen's Anſtoß gerufen hat.

Leſſing, den zu ſeinen Lebzeiten ſein Vaterland weder zu würdigen noch angemeſſen zu placiren wußte, ſagt in der letzten Nummer ſeiner „Hamburger Dramaturgie", die am 19. April 1768 erſchien, ſehr offen und beſcheiden über ſich und ſeine Berufung Folgendes:

„Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne, ſo weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und ſich träumen ließ, daß ich bei dieſem Unternehmen wol nützlich ſein könnte. — Ich ſtand eben am Markte und war müßig; Niemand wollte mich dingen; ohne Zweifel, weil mich Niemand zu brauchen wußte, bis grade auf dieſe Freunde. Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſein, glauben konnte."

Dieſes offenherzige Bekenntniß, das uns auf der einen Seite das deutſche Schriftſtellerthum in ſeinem ganzen prekairen Condottiereiweſen darthut, zeigt uns auf der andern zugleich die überall zugreifende Vielſeitigkeit Leſſing's, die große Fähigkeit, ſich in alle mög-

lichen Richtungen hineinzufinden und jedem Fache gerecht zu werden, eine Fähigkeit, die Danzel sehr geistreich in einem eigenen Passus seines Werkes charakterisirt hat und welchen wir schon deswegen hier mittheilen wollen, weil er angethan ist, sogleich schlagend und überführend darzuthun, wie und warum Lessing in Hamburg der erste Dramaturg Deutschlands hat werden können.

Als Danzel in „Lessings Leben" von dessen Aufenthalt in der Universitätsstadt Wittenberg spricht, sagt er: „Es wird uns von Alcibiades überliefert, er habe sich an allen Orten, wo er sich aufgehalten, grade in demjenigen auszuzeichnen gewußt, worauf man eben dort den meisten Werth gelegt; so sei er allen Athenern an würdevollem Auftreten, allen Böotiern an Leibeskraft, allen Lacedämoniern an Mäßigkeit, allen Thrakern an Prästanz im Trunke und in der Liebe überlegen gewesen. Etwas Aehnliches läßt sich von Lessing in Bezug auf die verschiedenen geistigen Gebiete, auf welche er sich eingelassen hat, behaupten. In Leipzig hatte er einen Dichterkreis und ein Theater gefunden, und hier war er einer der besten Lyriker und der erste Dramatiker des Jahrzehnts geworden; in Berlin hatte er in prosaischer Schriftstellerei seinen Freund Mylius und die übrigen deutschen und französischen Literaten überflügelt; nun kam er an einen Hauptsitz gründlicher und gottseliger Gelehrsamkeit, nach Wittenberg, und hier besiegte er einen Mann, der sich in diesem Fache den größten Namen gemacht hatte."

Wie Leſſing in Leipzig die Lyrik und ein beginnendes Drama (Leipzig und Hamburg haben in dieſen beiden Dingen eine lange Zeit concurrirt), in Berlin Kritik und Philoſophie, in Wittenberg die Theologie fand und alle in dieſen Fächern arbeitenden Geiſter an dieſen Orten bald überflügelte, ſo traf er in Hamburg ein Theater und viele tüchtige und begabte Männer in der Arbeit, es zu einem Gemeingut der Nation zu machen, die er, an ihrer Arbeit ſich betheiligend, gleich mit dem erſten Anlauf weit überholte.

Seine „Hamburger Dramaturgie", dieſes goldene Buch der deutſchen Bühne, das noch heut[illegible]r grandioſeſten Bedeutung iſt und der Ahnung Raum läßt, daß das moderne Drama in Deutſchland ſeine Vollendung finden werde, ſollte, wie er in der Einleitung ſagt: „jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowol des Dichters als des Schauſpielers hier thun wird."

Wenn er dieſem Verſprechen und namentlich in Bezug auf die Kunſt des Schauſpielers nicht ganz getreu geblieben, ſo iſt dies nicht ſeine, ſondern die Schuld der Künſtler und beſonders einer Künſtlerin, der Madame Henſel. Von dieſer hatte er im zwanzigſten Stück ſeines Blattes bei Gelegenheit einer von ihr meiſterhaft geſpielten Rolle geſagt: „Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was ſie ſagt, hat ſie nicht gelernt; es kommt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag ſprechen, oder ſie mag nicht ſprechen, ihr Spiel geht ununter-

brochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es iſt ein ſehr ſeltener Fehler, ein ſehr beneidenswürdiger Fehler. Die Aktrice iſt für die Rolle zu groß (nämlich ihrem Genie nach). Mich dünkt, einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehre eines Kadeten exercirt. Ich möchte nicht Alles machen, was ich vortrefflich machen könnte."

Dieſe Aeußerung, wenn ſie immerhin ihr Schneidendes haben mochte und wahrſcheinlich wol die Rollen ſucht der Darſtellerin tadeln ſollte, war dennoch in ſo ſchmeichelhafter Faſſung für dieſe abgegeben, daß ſie w[illkürlich] darüber hätte hinwegſehen können, auch wenn ſie ſich getroffen fühlen mochte. Daß ſie es nicht that und es ſich förmlich bei Leſſing verbat, je wieder in ſeinen Berichten von ihm genannt zu werden, beſtimmte ihn, nächſt andern nicht minder kläglichen Anfechtungen, denen er ſich ausgeſetzt ſehen mußte, die Kritik der Akteure gänzlich aufzugeben.

Daß Rötſcher, der bekannte berliner Kritiker der Neuzeit, irre, wenn er ſage: „Leſſing verließ, weil ihn der größere Kampf gegen die Tyrannei der franzöſiſchen Poeſie und Kunſtrichterei wie für die Selbſtſtändigkeit des deutſchen Geiſtes ganz in Anſpruch nahm, gleich im Anfange ſeiner Dramaturgie die Bahn, auch dem Schauſpieler Führer zu werden", hat ſchon Danzel nachgewieſen, indem er anführte, daß der Schauſpieler, wie der hier beregte Vorfall darthut, eben nicht geführt ſein wollte. Erſt als der Schauſpieler, trotzig und ſtörriſch, die Anleitung Leſſing's von der Hand wies,

ſtellte er dieſe ein, um der Leiter und Führer des Geiſtes einer ganzen Nation zu werden; eine Aufgabe, die ihm leichter als die Bildung einiger Künſtlerköpfe ward und welche er ſo großartig und vollſtändig durchgeſetzt hat, daß er eine allgemeine Umwälzung von den Begriffen unſerer Schaubühne vollführend, aufs Neue das bekannte Schauſpiel der kleinen Urſachen und der großen Wirkungen gab.

Der Gang und die Richtung, die unſer Drama genommen, ſind dieſem allein von Leſſing gewieſen worden. Leſſing war es, der die franzöſiſche Reifrock- und Goldbrokat-Tragödie, dieſe geputzte und courfähige Nachahmung der antiken Bühne, die Corneille, Racine und Voltaire für Deutſchland von ihren Poſtamenten ſtürzte und ſomit dem deutſchen Drama gewiſſermaßen die Gaſſe in das friſche Leben ſeines eigenen Volkes hineinhieb. Daß Shakſpeare für uns möglich, Goethe und Schiller denkbar wurden, iſt das rieſenhafte und gigantiſche Werk Leſſing's. Ohne Leſſing läge unſer Schauſpiel vielleicht noch heute unter dem Banne jener franzöſiſchen Claſſiker, und wenn eine neue Schule in Frankreich auch dort ſich von der Steifigkeit ihrer Regeln zu befreien und loszumachen geſucht hat, ſo iſt das nicht weniger ein Reſultat der „Hamburger Dramaturgie", die ſo groß und erhaben daſteht, wie nicht leicht ein anderes Werk dieſer Gattung.

Daß Leſſing ſie aber grade in Hamburg ſchrieb und mit der Benennung einer „Hamburger Dramaturgie" bezeichnete, iſt durchaus weder ein Zufall der

Umſtände, noch eine bloße Willkühr von ſeiner Seite. Der ganze Akt war eine durch die obwaltenden Verhältniſſe bedungene Nothwendigkeit. Nur Hamburg konnte dieſe Dramaturgie erzeugen, nur Hamburg ſie entſtehen machen. Wenn ſie wo anders möglich geweſen wäre, warum ſchrieb ſie Leſſing dann nicht in Leipzig oder in Berlin? An dem erſtern Orte herrſchte Gottſched mit ſeinem Einfluß und an dem letztern Friedrich mit ſeinem vergötterten Voltaire. Gegen Beide befand ſich Leſſing in geiſtiger Oppoſition und gegen Beide ſchon erhob er ſich mit dem Hinweis auf Shakſpeare. Allein, um dieſe Oppoſition zu zeitigen und jenen Hinweis von äußerſtem Nachdruck werden zu laſſen, dazu boten ihm weder die in Berlin noch in Leipzig vorwaltenden Intereſſen den nöthigen Vorſchub. Dieſen Vorſchub konnte ihm nur Hamburg leiſten, deſſen geiſtiger Schwerpunkt damals ausſchließlich im Theater beruhte. Aus dieſem heraus verfaßte er ſeine Dramaturgie, deren Keim unter Gottſched gelegt, in dem Widerſtande gegen Friedrich's des Großen unnationale Sympathie trotzig angeſchwollen war und nun hier in Hamburg zum bewußtvollen Durchbruch gelangte und gelangen konnte, da er ſich hier England und deſſen ganze damalige Bildung nicht nur nahegeführt und zugänglich gemacht, ſondern auch von allen Seiten bereits in die Bevölkerung übergegangen, mithelfend zur Seite geſtellt ſah.

Die kritiſche Tragweite dieſer Dramaturgie iſt darum denn allerdings auch eine bei weitem größere, als man ſich gemeinhin träumen läßt. Sie erſtreckt

ſich über den Rahmen der Bühne hinaus, in die Gebiete aller geiſtigen Richtungen hinein, aus denen ſie überall den franzöſiſchen, von den deutſchen Regenten und beſonders von Friedrich dem Großen von Preußen beliebten und begünſtigten Einfluß ſo ſieghaft vertreibt, daß da endlich wieder einmal das Volk, zu ſich ſelber kommend, Muth gewinnt, ſich auf ſich ſelbſt zu ſtützen.

Als Leſſing ſeine Dramaturgie abſchloß, rief er wehmüthig aus: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchworenen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; Alles, was uns von jenſeits des Rheins kommt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich; lieber verläugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poeſie, Geheul für Muſik uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in Allem, was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat.“

Allein dieser Ausruf, der entschieden einen Vorwurf gegen Friedrich den Großen enthielt und damaligen hamburgischen Organen auch den Muth gab, ihn offen und gradezu gegen diesen König auszusprechen, war und ist zum Theil zwar noch immer richtig, zeigt aber doch nur an, daß Lessing in seiner ihm angeborenen Bescheidenheit seine eigene Wirksamkeit viel zu gering angeschlagen hat. Das, was er wollte und in seiner Dramaturgie anzubahnen beabsichtigte, war keine Sache, die von heute zu morgen Platz greifen konnte, sondern Jahre und Decennien brauchte, um sich Geltung zu verschaffen. Das eben ist die Macht des Genies, daß es auf langehin lebendig fortwirkend bleibt und seine Aufgabe vollzieht, mögen auch ganze Menschenalter sich mit ihrem Schutte darüberwälzen. Die „Hamburger Dramaturgie" ist ein Werk von solcher Macht und der Geist ihrer Mission noch heute ein Weckruf unserer Nation.

VI.

Leſſing, der alte Reimarus und Anti-Goeze.

Wir haben seither in der „Hamburger Dramaturgie" den Hauptgedankengang nachgewiesen, können dieselbe aber nicht verlassen, ohne auch noch einige andere mehr beiläufige, aber doch nicht unwesentliche Punkte zu erwähnen, die geeignet sind, auf Lessing's Charakter und Streben selbst das hellste Licht zu werfen. Lessing, der einem Schauspieler in Hamburg den beherzigenswerthen Spruch in sein Gedenkbuch schrieb:

Kunst und Natur
Sei auf der Bühne Eines nur;
Dann hat Natur mit Kunst gehandelt,
Wenn Kunst sich in Natur verwandelt.

Lessing that, indem er sich gegen die geschraubte Unnatur der französischen Tragödien erklärte, den kühnen für alle Zeiten geltenden Ruf: „Nichts ist groß, was nicht wahr ist." Mit diesem Rufe schnitt er gewissermaßen auf Einen Ruck die vorhergehende Kunstepoche von der seinigen ab, denn in dieser vorhergehenden Kunstepoche war grade die gespreizte Unnatur und die

mit dem Flittertand und Goldbrokat der hohlen Phraſe ſo pomphaft ausgeſtattete Lüge Dasjenige geweſen, was beinahe einzig als Größe ſowol in der Kunſt als in der Literatur gegolten hatte. Nun aber auf einmal kam Leſſing, dieſe Götzen ſtürzend, mit der Proklamirung der Wahrheit und Natur, ohne welche Proklamirung Shakſpeare bei uns nicht möglich, Goethe und Schiller nicht denkbar wurden. Jener kurze und einfache Looſungsſatz Leſſing's, ſo unſcheinbar und beſcheiden verloren er in der „Hamburger Dramaturgie" auch daſteht, iſt dennoch von der ungeheuerſten Bedeutung und gewiſſermaßen das Stichwort und Werbe für jene drei Genien und ihr ganzes Gefolge.

Daß grade Leſſing dieſen Ausruf und zwar von Hamburg aus erlaſſen mußte, iſt ſowol durch die Stadt als das ganze Weſen des Autors bedingt. Hamburg, wie wir noch bei der Abhandlung der Lyrik ausführlicher ſehen werden, war durch den klaſſiſchen Einfluß von England herüber früh auf die Betrachtung der Natur und dadurch auf den Weg der Wahrheit gewieſen worden. Brockes, Hagedorn und Andere hatten hier ſchon lange einen ungezwungenen, richtigen Ton in der Poeſie angeſchlagen und konnten ihn anſchlagen, weil hier die Gelehrſamkeit in ihrer ſtarren abgeſchloſſenen Form nie überwiegend geworden, ſondern in einem geſunden und vollwangigen Volksleben ſich von Anfang an einen behäbig vermittelnden Boden geboten ſah. Leſſing aber, auf dieſen Boden gebracht, mußte ſich ſeinem geiſtigen wie leiblichen Naturelle nach ſogleich auf das

Glücklichſte davon angeheimelt finden, weil er, der gerne lebte und leben ließ und nichts ſoſehr haßte, als den unverſtändigen Zwang, ſich hier recht eigentlich in ſeinem Elemente erblicken mußte. Fürſtendiener war er nie geweſen und die Nichtachtung, welche die Regenten ſeines Vaterlandes der deutſchen Literatur, Friedrich der Große voran, zu Theil werden ließen, konnte ihm entſchieden auch keine Luſt machen, es zu werden. Seine „Hamburger Dramaturgie" iſt ſogar wie ein Abſagebrief, den er dem Königthume ſeiner Heimath ſchrieb, denn das deutſche Königthum huldigte damals allgemein dem franzöſiſchen Genius und Geſchmacke, denen er hier in ſo energiſcher Weiſe den Krieg erklärt. Wie Gervinus meint, griff er auch wol nur deswegen den Gedanken eines deutſchen Nationaltheaters in Hamburg ſo enthuſiaſtiſch auf, weil er ſich damit durch den Antheil der Nation eine Stellung ſichern zu können glaubte, die er der Gunſt eines Fürſten nicht zu verdanken haben wollte. Sein Ausruf am Schluſſe der Dramaturgie über die fehlende Nationalität der Deutſchen, welchen wir ſchon in unſerm vorigen Abſchnitte angeführt haben, erhält durch dieſes Motiv neben dem Schmerze über das allgemeine deutſche Mißgeſchick auch noch eine beſondere Bezüglichkeit auf ſein perſönliches Unglück, das ihn durch das Scheitern der ganzen Unternehmung überkam und deſſen Bitterkeit am Schärfſten durch den Vorwurf verrathen wird, den er dem Publikum macht. „Wenn das Publikum fragt", ſchreibt er, „was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen „Nichts" ſich

ſelbſt antwortet, ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, daß etwas geſchehen könne? Auch nichts, ja noch etwas Schlimmeres, als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht gefördert, es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen."

Wir ſehen alſo hier Leſſing demſelben Mißbehagen und Unmuthe zur Beute gegeben, denen mehr oder minder Alle anheimfielen, die ſich des deutſchen Theaters angenommen. Nur war Leſſing nicht der Mann, wie Löwen und Andere an einer Verſtimmung dieſer Art zugrunde zu gehen. Ganz ein Menſch von antikem Sinn war er im Stande Alles, auch das Schrecklichſte zu verwinden, ohne ſich und ſein Streben darüber aus dem Auge zu verlieren. Als 1778 bei der Geburt eines Sohnes ihm die Frau mit dem Kinde zugleich durch den Tod entriſſen wurde, iſt der Ton ſeiner Briefe, in denen er ſeinen Freunden die Trauerbotſchaft mittheilt, ein durchaus gefaßter und eher herber, als weicher. „Meine Frau iſt todt", ſchreibt er, „und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſein können und bin ganz leicht." Wie ſchwer ihn aber dieſe Leichtigkeit angeht, beweiſt eine gleich darauf folgende Stelle, in der es heißt: „Wenn Du dieſe Frau gekannt hätteſt! Aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich nie wieder ſo ſehen, wie Moſes (Mendelsſohn) mich geſehen, ſo ruhig und zufrieden in meinen vier

Händen. Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen meinen Weg allein zu dufeln; ich habe dieſes Glück unſtreitig nicht verdient!"

Wer erkennt in dieſen Worten nicht die Sprache der echten Männlichkeit, und ein Bild dieſer echten Männlichkeit iſt uns im Schaffen, Leben und Charakter Leſſing's in ſo prägnanter Weiſe gegeben, wie in keinem andern deutſchen Schriftſteller der neuern Zeit. Abhold aller Verſchwommenheit der Empfindung und Unklarheit des Gefühls wie der Frivolität und Laxheit der Sitten und moraliſchen Begriffe, verwarf er, trotz der Verehrung, die er für die Talente Wieland's und Goethe's empfand, dennoch den „Agathon" des Einen ſowol, wie den „Werther" des Andern. Ganz antik iſt auch der Zug in ihm, mit dem er das Schmachten über Muſik und ſchöne Natur nicht mag und gelegentlich der Frühlingsenthuſiaſten mit ſcherzhaften Paradoxen ſpottet. (Gervinus.) Es iſt bekannt von ihm, daß, als man ihn einmal zur Rede ſtellend, fragte: warum er nicht ſpazierenginge, den Frühling zu genießen, mit lachendem Munde zur Antwort gab: „Mein Gott, ſie iſt immer ſo gleich, dieſe Natur! Ja, wenn ſie einmal roth ſtatt grün aufgehen möchte!" Von der Muſik neigt er ſich fort zu den plaſtiſchen Künſten und in dieſen plaſtiſchen Künſten iſt es wieder die Skulptur, die er der Malerei vorzieht. Schon in früher Jugend

fand er Gefallen an Plautus und Terenz, und statt seine Jünglingsempfindungen in steifen und geschraubten Versen gravitätisch und ernsthaft auszulassen, liebte er es, sie in anakreontischen Scherzen so ungebunden und frei flattern zu lassen, daß seine eigene Schwester erstaunt und erschrocken darüber, sie ihm aus dem Pulte stahl und verbrannte, wofür er ihr zur Abkühlung ihres Eifers neckisch eine Handvoll Schnee in den Busen steckte. Bedenklich schüttelt er später den Kopf zu der religiösen Empfindelei Klopstocks, und als er einen Brief des jungen Grafen Leopold von Stolberg sah, in welchem dieser für Lavater schwärmt, lächelte er darüber und erkannte in dem frühzeitigen Genie Wurmstich. Das Schlichte, Einfache, Unübertriebene ging ihm über Alles, auch in der Religion. „Wie der lebensthätige Grieche grübelt er über das ewige Dunkel der Unsterblichkeit wenig. Soviel haben wir erkannt, sagt er irgendwo, daß dem Menschen mit dem Wissen der Zukunft hier auf Erden wenig gedient ist; wann wird es der Vernunft gelingen, die Begierde, das Nähere von dem künftigen Leben zu wissen, ebenso verdächtig zu machen? Jene erste Begierde hat große Verirrungen angestiftet, denen die Alten durch schickliche Errichtungen vorbeugten, größer aber sind die, die aus der letztern entstehen. Ueber die Bekümmerungen um ein künftiges Leben verlieren die Thoren das gegenwärtige. Kann man ein künftiges Leben nicht ebenso abwarten wie einen künftigen Tag? Dieser Grund gegen die Astrologie ist auch einer gegen alle geoffen-

barte Religion. Wenn es eine Kunſt gäbe, das Zukünftige zu wiſſen, ſo ſollte man ſie lieber nicht lernen. Und wenn es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben unbezweifelt unterrichtete, ſo ſollten wir ſie lieber nicht hören." (Gervinus.)

Auch hierin zeigt ſich das Männliche ſeines Geiſtes, der ganz auf das Reale und Wirkliche gerichtet, keine Mühe an [illegible] Vague und Ungewiſſe weggeworfen ſehen wollte. Seine Philoſophie ging, wie Schlegel ſagt, grade auf das Ziel, auf die Wahrheit der Religion, d. h. auf das, was dem menſchlichen Geiſte als einzig faßbar und bewußt in der Religion erſcheinen kann. Und wie ihm die geſunde Schönheit überall das Göttlichſte und Größte iſt, ſo erkennt er auch nur die Religion als die echte an, die uns auf das Schöne zurückbringt, auch im Gefühl, denn im Gefühl liegt nach ihm beſonders die Religion, ein Ausſpruch, den, wie bekannt, Goethe ſpäter ſeinem Fauſt in den Mund gelegt hat.

Daß Leſſing ihn aber zuerſt that und thun konnte, erklärt ſich dadurch, daß bei ihm das Gefühl weder eine weibiſche Schwäche, noch eine abgenutzte Sache des alltäglichen Gebrauchs, ſondern etwas ſehr Hehres und Heiliges, gewiſſermaßen etwas Sonntägliches war. Er war ein Gefühlsmenſch im höhern Sinne des Worts und nur ebenſo viel und ſo ſehr, als das bei einem Manne in der wahren Bedeutung der Fall ſein kann und darf.

Empfindeln und Tändeln lag nicht in ſeiner Art und konnte in ſeiner Art nicht liegen. Er war eine

Erscheinung, wie Luther eine gewesen und wie Dieser, so greift auch er Alles und selbst den Scherz mit einem gewissen Ernste an. Er ist es denn auch zuerst, welcher die Schriftstellerei gewissermaßen zum vollgültigen Metier machend, mehr als je ein Anderer vor ihm von dem Ertrage seiner Feder gelebt und den ganzen Mannesgehalt in ihren Gebrauch gesetzt hat. Daher stand es denn auch grade ihm so wohl an, zu schreiben: „Das Meiste, was wir Deutschen noch in der Schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte, zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffodert. Verse und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnütze Vorübungen, mit welchen man sich höchstens bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr beschäftigen darf .... Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, sollen wir sein alle unsere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieses Amt einige Zeit, etwas zu schreiben, so soll man ja nichts anderes schreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range desselben bestehen kann: ein hübsches Compendium aus den höhern Fakultäten, eine gute Chronik der lieben Vaterstadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen. Daher kommt es denn auch, daß unsere Schöne Literatur, ich will nicht blos sagen gegen die der Alten, sondern sogar fast gegen aller neuern polirten Völker, ein so jugendliches, ja kindisches Ansehn hat und noch

lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht; aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt ist, gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung außer dem einförmigen engen Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will. Welche Nahrung kann so ein Mann z. B. in unsern höchst trivialen Komödien finden?"

Man sieht, Lessing war die Literatur nicht Das, was in Hamlet's Augen dem Schauspieler die Hekuba ist; er gab nicht die Träume seiner Jugend, seine schönen Jünglingsempfindungen, die Thränen seiner ersten Liebe hinein: er setzte den ganzen und vollen Gehalt seines Lebens daran, er setzte ihn daran, trotzdem er wußte, daß das bei den Deutschen eine sehr wenig gedankte und gelohnte Sache sei. Als er die dramatische Literatur der Franzosen verwarf, rief er am Ende schmerzlich genug aus: „Es grade herauszusagen: doch sind wir gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer, als unsere barbarischen Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften, die Frage: ob ein Barde oder Einer, der mit Bärenfällen oder Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre, sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten. . . . . Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung

und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen Belloy gehabt hat."

Auch Hamburg hat davon wenig gegen Lessing gehabt. Er befand sich in dieser Stadt drei Jahre, von Ostern 1767 bis Ostern 1770 und vollendete darin 1769 sein vierzigstes Jahr. Er wohnte die längste Zeit bei einem Commissionsrath Schmid auf dem Brook und die Aufzeichnungen aus jener Zeit schildern ihn uns als einen Mann von fast über mittlere Größe, den aber die Gedrungenheit seiner Figur kleiner erscheinen ließ, als er eigentlich war. Seine Haltung war natürlich und frei, sein Benehmen gefällig und doch fest, ohne Zwang und Gewaltsamkeit in den Bewegungen. Sein braunes Haar trug er zwanglos und ohne Scheitel nach dem Nacken gekämmt, sein dunkelblaues Auge erschien geistvoll und tief und hatte nach Voß's Bezeichnung „etwas vom Geierblicke". Seine Gesichtsfarbe war blühend, und Hände und Füße erwiesen sich an ihm nicht nur wohl proportionirt, sondern auch fein und edel in der Form. In seiner Kleidung zeigte er sich stets sauber und sogar elegant; in seiner häuslichen Einrichtung liebte er nicht nur die accurateste Ordnung, sondern auch einen angemessenen Luxus. Wein, besonders Rheinwein trank er gern; Wohlschmecker war er aber nicht. Nie hat man ihn irgend etwas bei Tische an den Speisen aussetzen hören, und selbst später, als er verheirathet war, und dann und wann, wie überall, so auch in seiner Wirthschaft einmal ein mißrathenes Gericht auf den Tisch kam, plagte er seine Frau weder

mit einem Tadel noch einem böſen Blicke. Er hatte, wie Alle, die ihn kannten, von ihm rühmen, das feinſte Gefühl für Schicklichkeit und ließ ſich nie, auch im vertrauteſten Umgange, ja in einem ſolchen nur um ſo weniger, irgend einen Verſtoß gegen dieſelbe zu ſchulden kommen. Gewöhnlich ſtand er früh auf; doch hat er ſich ſtets eines guten und ſehr geſunden Schlafs erfreut. Merkwürdig und eigenthümlich ſoll ſein Klopfen an die Thür geweſen ſein, an dem man ihn überall im voraus erkannte. Eine ſeiner hervorragendſten Leidenſchaften war das Kartenſpiel, das er ſo emſig und auch wol ſo hoch trieb, daß man ihn nicht ſelten mit dem Schweiße auf der Stirne ſitzen ſah. Meiſtens war er unglücklich im Spiel, obſchon er nicht ohne Meiſterſchaft darin geweſen ſein ſoll. Vor andern guten Spielern zeichnete er ſich darin aus, daß er auch gerne mit Damen ſpielte. Mittheilungen aus jenen Tagen haben aufbewahrt, daß er oft vor Tiſche noch mit der Profeſſorin Büſch und der Münzmeiſterin Knorre einige Parthien L'Hombre ſpielte und darüber aufgezogen und geneckt, lachend zur Antwort zu geben pflegte: „Tous les gens d'esprit aiment le jeu à la folie.“

Sein gewöhnlicher Umgang in Hamburg beſtand aus den Familien Reimarus, Büſch, Bode, Baſedow, Paſtor Alberti, Bach, Weſſely und König. Das Haupt der Letztern war ein gebildeter und äußerſt geſcheidter Kaufmann, welcher ſpäter auf einer Reiſe nach Italien ſtarb, vor deren Antritt er Weib und Kind noch be-

sonders Lessing empfohlen hatte. Wie ernst es dieser mit jener Empfehlung nahm, beweist, daß er später Madame König heirathete und zwar am 8. Oktober 1776 zu Hamburg, wohin er aus Braunschweig gekommen war. Mit Elisabeth Reimarus, der Schwester Johann Albrecht Heinrich's, hat er ein inniges und vertrautes Freundschaftsverhältniß durch sein ganzes Leben hindurch aufrechterhalten. Mit Bode, einem literarisch gebildeten Kopfe, welcher Stücke aus dem Englischen übersetzte und bearbeitete, trat er, angelockt von dem hamburgischen speculativen Kaufmannsgeiste, in eine Art von Geschäftsverbindung, indem er mit Diesem eine Druckerei und eine Verlagshandlung anlegte, hier dem Beispiele eines seiner poetischen Lieblinge, Plautus folgend, der auch aus einem Dichter zum Kaufmann geworden war. „Vielleicht", wie Lessing es nach sich seiner eigenen Situation erklärte, „weil er sich dadurch in solche Glücksumstände zu versetzen suchte, worin er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genug thun konnte." Wirklich soll Lessing von dieser Entreprise, wenigstens anfangs, nicht ganz ohne Gewinn geblieben sein, doch war dieser jedenfalls nicht der Art, daß er seine Existenz dadurch hätte gesichert sehen können, denn wie alle deutschen Schriftsteller finden wir auch ihn in stets zerrütteten Geldverhältnissen. An einen seiner Brüder schrieb er 1768, höchst unglücklich darüber, daß er seinem Vater „lumpige hundert Thaler", die Dieser von ihm entlehnen wollte, nicht geben konnte: „Ich bin in diesem Augenblicke so arm, als gewiß keiner in unserer Fa-

milie, denn der Aermſte iſt doch wenigſtens nichts ſchuldig; und ich ſtecke bei dem Mangel des Nothwendigſten oft in Schulden bis über die Ohren."

Um die Gravität und Schwere eines ſolchen Eingeſtändniſſes zu verſtehen, muß man aus Leſſing's Leben den Ekel und Widerwillen kennen, den er vor dem Blickenlaſſen der Dürftigkeit hatte, zu welcher der Schriftſteller in Deutſchland verurtheilt war und noch immer iſt. In dem zarten Gefühl für Wohlanſtändigkeit, das ihm innewohnte, ſchämte er ſich gewiſſermaßen in einem ſolchen Armuthszeugniß ſeine Nation bloßzuſtellen, und er gerirte ſich darum lieber als reich und ſpielte den Verſchwender, als daß er ſeine Bedürftigkeit irgendwie zu erkennen gegeben hätte. „Wer geſund iſt und arbeiten will", ſchrieb er einmal an ſeine Aeltern, „der hat nichts zu fürchten; Krankheiten aber und dergleichen Umſtände zu befürchten, die außer Stand ſetzen könnten, zu arbeiten, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſehung. Ich habe ein beſſeres und habe Freunde."

Bei alledem war Leſſing weder ſorglos noch lüderlich, wie man ihm wol vorgeworfen, ſondern eher ein guter Wirth. Wenn er auch nicht knauſerte und ſchmarotzte und beſonders einen Ekel vor dem „Ruppigmachen" hatte, wie er es nannte, ſo hielt er das Seinige doch knapp zuſammen. Allein dies Zuſammenhalten half ihm nur wenig, weil er, wenigſtens hier in Hamburg und vordem, ein ſicheres Einkommen nicht hatte und das Wenige, was er verdiente, nur ſehr unregelmäßig und verzettelt einbekam. Unter ſolchen Umſtänden iſt

es ohne Zweifel auch für den wirthschaftlichsten Menschen eine reine Unmöglichkeit, Regel und Ordnung in Ausgaben und Einnahmen zu bringen. Und unter dieser Unmöglichkeit litt Lessing so gut wie alle deutschen Genies.

Klopstock, dessen Stern grade damals im besten Aufgange war und welcher an dem damaligen Könige von Dänemark, Friedrich dem Fünften, einen großmüthigen Beschützer findend, meinte, daß auch ein deutscher Regent ein solches Protektorat nicht unter seiner Würde halten könnte, bildete den Plan in seinem Kopfe zu einer durch Kaiser Joseph den Zweiten ins Leben zu rufenden Anstalt für Kunst und Wissenschaft aus und schrieb Ende April 1768 von Kopenhagen aus an den Fürsten Kaunitz nach Wien, ihm die Unterstützung des deutschen Genies vorschlagend.

In diesem Vorschlage wurde auch Lessing's erwähnt und zwar meinte Klopstock, daß er und Gerstenberg Aufseher der Bühne werden sollten, ein Gedanke, der nicht nur glücklich, sondern auch Lessing gewiß erwünscht kam und ihn einen Augenblick mit goldnen Hoffnungen erfüllte. Indeß, wie bald und auch wol wie schmerzlich er diesen wieder entsagte oder zu entsagen sich gezwungen sah, beweisen der um jene Zeit vielfach von ihm documentirte Widerwillen gegen sein Vaterland und die brennende Sehnsucht nach Italien, wohin er auf das Ernstlichste und zwar gleich von Hamburg aus überzusiedeln in Absicht hatte. Schon unterm 28. September 1768 schreibt er an Nicolai, daß es sich

gewiß lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland, folgendermaßen schließend: „Alle Umstände scheinen es so einzuleiten, daß meine Geschichte die Geschichte von Salomon's Katze werden soll, die sich alle Tage ein wenig weiter von Hause wagte, bis sie endlich gar nicht wiederkam."

Lessing, dem seltenen Kenner und Würdiger der klassischen bildenden Künste, mußte bei den drückenden Verhältnissen, in denen er sich befand, natürlich ein Aufenthalt, sogar unter den gleichen Umständen in Italien weit lockender erscheinen als der in seinem Vaterlande, das doch weder Auge noch Ohr für ihn zu gewinnen schien. Die Theaterunternehmung, der er sich angeschlossen, zerstob in Nichts und all die Mühe und Anstrengung, welche er auf die Läuterung des Geschmacks, die Bildung der Schauspieler und die Anleitung der Dichter verwendet, blieb für den Moment so unerkannt und resultatlos, daß er unwirrsch schrieb: „Ich ziehe meine Hand von diesem Pfluge ebenso gern wieder ab, als ich sie anlegte." Neue Anknüpfungen mit Zeitungen und Buchhandlungen ergaben sich nicht in Hamburg. Er fand sich isolirt und in so verlassener Stellung als sich je ein großer Geist in Deutschland befunden hat. So kam es, daß er sich endlich glücklich schätzen mußte, durch hamburger Bekannte und Freunde sich dem Hofe in Braunschweig zu einer Stelle als Bibliothekar empfohlen zu sehen. Nach Ostern 1770 ging er dahin ab, nicht ohne zuletzt noch Anregung der mannigfachsten Art in Hamburg erhalten zu haben.

Kurz vor ſeinem Abgange von hier beſuchte ihn Herder, mit dem er einige Tage der genußreichſten Unterhaltung pflegte. Außer dieſer Bekanntſchaft nahm er den Anſtoß zu ſeiner „Emilia Galotti“, zum „Nathan“ und den Zunder zu ſeinem großen und vernichtenden Streite gegen den Paſtor Goeze mit.

Goeze, von dem es bekannt, daß er in ſeinem Keller ein Lager des herrlichſten Rheinweins nicht ohne eine gewiſſe weltlich geſinnte Vorliebe hegte, war von Leſſing, der das Kirchenhaupt des damaligen Miniſteriums in Hamburg in Geſellſchaften hatte kennen lernen, einige mal beſucht worden, und wie es ſcheint haben Beide keinen grabezu unangenehmen Eindruck auf einander gemacht.

Goeze that es wohl, ſein Münzkabinet und ſeine Bibliothek einem durch Kunſtſinn und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Manne zu zeigen und Leſſing, weltklug genug, es mit einem einflußreichen Manne nicht ohne Noth zu verderben, fand an ſeinem Wein ſowol als an der Lebendigkeit ſeiner Unterhaltung ſoviel Gefallen, daß er, den ganzen Theaterſtreit, der ſich unter ſeinen Augen abſpann, ignorirend, ſich mit keiner Silbe daran betheiligte. Doch darf man dies Motiv zu ſeinem Schweigen nicht in die erſte Reihe ſtellen, ſondern muß das wichtigere und voranſtehende in ſeinem ſchon gerühmten Schicklichkeitsgefühle ſuchen, welches ihm, als einem ganz fremd Eintretenden die Betheiligung an einem Lokalkampfe unterſagte. Auch war ſeine „Hamburger Dramaturgie“ am Ende mehr als genug, ſein Votum in der

Sache erkennen zu lassen. Duldsam wie er war, ließ er Goeze ruhig in seine Zirkel treten und sie stören: wußte er doch, daß er sie nicht zerstören könne und würde. Aber das Gleiche war nicht auch bei Goeze der Fall. Kaum nur wagte Lessing von Wolfenbüttel aus in seine Kreise hineinzuschreiten, so erhob sich auch sogleich der hamburgische Zionswächter mit seinem schon so oft gehörten Zetergeschrei, um ihn lärmend wie so viele Andere daraus fortzuweisen. Aber Lessing war nicht der Mann, der sich den Weg oder gar wegweisen ließ. In Lessing fand Goeze seinen Meister und zwar in solcher Art, daß Schlosser mit Recht Lessing's Schriften gegen Goeze neben dem Schreiben Rousseau's gegen den Erzbischof von Paris und den Briefen des Junius in London als das Meisterstück des achtzehnten Jahrhunderts in bewegter Prosa und als ein unübertreffliches Muster der Kraft und Schönheit der Sprache, des Stils und der Beredsamkeit anführt.

Das Geschichtliche des ganzen Vorgangs ist Folgendes. Lessing hatte, wie schon gesagt, in Hamburg auch mit der Reimarus'schen Familie Bekanntschaft gemacht, deren Haupt zu seiner Zeit Johann Albert Heinrich, geboren am 11. November 1729, war, ein Mann, der gewissermaßen für den Franklin Hamburgs angesehen werden darf; und wenn er es nicht für ganz Deutschland wurde, so ist die Ursache davon nur in den Umständen und Verhältnissen unseres Vaterlandes zu suchen, die damals nicht angethan waren und es zum Theil auch heut noch nicht sind, Geist und Bür-

gertugend darin von hervorragender Auszeichnung werden zu laſſen.

Johann Albert Heinrich Reimarus, der Sohn des ſogenannten großen Reimarus, deſſen Leben wie das des Henochs ein göttliches von ſeinen Biographen geheißen wurde, war ein im höchſten Grade edler, gelehrter, biedrer und freundlicher Mann. Er hatte in Holland, England und in ſeinem eigenen Vaterlande die beſten Lehrer der Medicin gehört und ſich nach Vollendung ſeiner Studien als praktiſcher Arzt in ſeiner Vaterſtadt niedergelaſſen, wo er ſich bald als Staatsbürger, Gelehrter und Weltmann eine der hervorragendſten Stellungen zu erwerben wußte. Auf ſeinen Antrieb wurde auf dem feſten Lande von Europa und zwar auf dem Jakobithurme zu Hamburg 1768 der erſte Blitzableiter errichtet, nachdem er in einem eigenen Buche: „Die Urſachen des Einſchlagens vom Blitze", die Entdeckung Franklin's und die engliſchen Forſchungen über die Art und Weiſe, dieſe Natureinwirkung unſchädlich zu machen, den Deutſchen zuerſt bekannt und erklärlich gemacht. Außerdem hat er ſich um die Ausbreitung und allgemeine Anwendung der Pockenocculation ſehr verdient erwieſen und durch Schriften über Religion, Politik und Handel den wichtigſten Einfluß auf ſeine Mitbürger gewonnen. Die hamburger „Geſellſchaft zur Beförderung der Künſte und nützlichen Gewerbe" verdankt ſeiner Beihülfe beſonders ihre Gründung.

Er war zwei mal verheirathet. Ein Sohn erſter

Ehe ſtarb leider im vielverſprechendſten Alter; von den beiden Töchtern zweiter Ehe, die ihn überlebten, heirathete die eine, Johanna Dorothea, Georg Sieveking, den berühmten Kaufmann, und die andere, Chriſtina Friederike, den franzöſiſchen Geſandten Karl Friedrich Graf Reinhard. Er ſelbſt ſtarb 1814, ſo ruhig, allmälig und gottergeben, daß man wol Recht hatte, einen ſeiner eigenen Ausſprüche, nämlich den: „Ich fühle wahrlich ſchon die Flügel in meiner Raupenhülle ſtecken, die hier zerfällt", auf ſeinen Sarg ſetzte. Zu Leſſing's Zeit war ſein Haus ein Sammelplatz alles deſſen, was in Hamburg Geiſt, Intelligenz und wiſſenſchaftliches oder künſtleriſches Verdienſt beſaß, beſonders auch durch das Walten der unverheiratheten Schweſter Eliſa. Karl Auguſt Böttiger, jener famoſe Böttiger aus Weimar, der 1795 zum Beſuch in Hamburg war, ſagt über ſie in ſeinen, nach ſeinem Tode herausgegebenen Aufzeichnungen Folgendes:

„Eliſe Reimarus hat nur die zartere Empfindſamkeit und den feinern Takt für moraliſche Sittlichkeit von ihrem Geſchlechte. Uebrigens iſt ſie die helliſte Forſcherin und Denkerin, die wohlwollendſte Friedensſtifterin und Zurechtlegerin Deſſen, was Andere verſchoben und verſehen haben, und die thätigſte Freundin. Leſſing's Geiſt iſt in ihr und von ihm ſpricht ſie und hört ſie am liebſten. Auch Klopſtock iſt ihr gleich ehrwürdig und liebenswürdig. Man iſt durch ſie am beſten bei ihm eingeführt und empfohlen. Fremden, die an ſie und ihren Bruder adreſſirt ſind, iſt ſie gern

Führerin und ordnet ihre Beſuche und Luſtparthien. Sie führt einen ausgebreiteten Briefwechſel und ihre Briefe ſind die Zierde jedes Porteſeuilles. In früheren Jahren hatte ſie mehrmals Gelegenheit, ſich zu verheirathen. Da ſie ſich aber mit der Vorſtellung plagte, daß ihr dieſer oder jener Mann blos darum die Hand biete, weil ſie die Tochter des großen Reimarus ſei, nicht aber um ihrer ſelbſt willen, ſo ſchlug ſie aus dieſem Stolze mehre Anträge aus und wählte ſo den eheloſen Stand, in welchem ſie um ſo ungeſtörter ihren Forſchungen und gelehrten Liebhabereien nachhängen kann. Sie beſitzt Seelenſtärke genug, um ſo manchen Lieblingsvorſtellungen der weichern Empfindſamkeit, z. B. dem Glauben an Wiederfinden und Wiedererkennen nach dem Tode, eine Idee, die doch in der That nur in Graden vom zu Tiſche Sitzen in Abraham's Schooß oder andern ſinnlichen Vorſtellungen von den Paradieſesfreuden verſchieden iſt, ſchon lange gänzlich entſagt zu haben."

Von Johann Albert Heinrich ſelbſt rühmt Böttiger, daß er Kosmopolit im edelſten und umfaſſendſten Sinne des Wortes ſei und daß er Kant und das Gute und Revolutionäre der kritiſchen Philoſophie keineswegs verkenne. „Aber er empörte ſich", fährt der Aufzeichner jener Tage fort, „gegen die Barbarismen der Kantiſchen Philoſophie und ſprach mit einiger Bitterkeit über die allegoriſche Exegeſe, durch welche Kant in ſeiner „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" die morſchen Grundſäulen des Chriſtianismus ſtützen will."

Wie wir ſehen, läuft die Mittheilung über den Bruder wie über die Schweſter darauf hinaus, uns die Eine wie den Andern als geiſtig hochſtehende und Menſchen von ſo freidenkender Art zu ſchildern, daß allerdings leicht daraus abzunehmen iſt, wie die religiöſen Anſichten der gewöhnlichen Art für ſie weder etwas Lockendes noch Bindendes haben konnten. Und wie hätten ſie das auch für ſie haben können, für ſie, die die Kinder eines Hermann Samuel Reimarus waren, welcher nach Jungius und Fabricius in den Jahren 1727—1768 der dritte große Lehrer am hamburgiſchen Gymnaſium geweſen iſt.

Es ſind von ihm drei große Werke vorhanden, nämlich: „Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptſächlich über ihre Kunſttriebe. Zum Erkenntniß des Zuſammenhanges der Welt, des Schöpfers und unſerer ſelbſt"; dann: „Die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion" und endlich diejenigen Schriften, welche Leſſing unter dem Titel „Fragmente eines Ungenannten" herausgegeben hat.

Was das zuerſt genannte Werk betrifft, ſo iſt es ein gradezu klaſſiſches zu nennen, obſchon wir uns über die Bedeutung deſſelben heutzutage, wo ſo viel Epochenmachendes über dieſen Gegenſtand, wie über die Natur im Allgemeinen erſchienen iſt, keine rechte Vorſtellung mehr zu machen im Stande ſind. Der Verfaſſer tritt mit einem klaren, unbefangenen Auge, einem logiſch ſchließenden Geiſte in eine Welt voll falſcher Vorſtellungen und Aberglauben, und ſchreibt

und erklärt da ſo grade, ſchlicht und überzeugend, daß die Wahrheit überall wie von ſelbſt zum Vorſchein zu kommen ſcheint. Einſichtsvoll und dringlich z. B. widerſtreitet er der damals allgemein verbreiteten Anſicht, daß das Einſpinnen und Verpuppen der Raupen nur aus einer Art Kolik und in einer Art Schmerzbewegung entſtehe, ebenſo wie er ſiegreich verhöhnt, daß das Honigmachen der Bienen nur eine Art Krankheit ſein ſoll. Ueberall geſunde Anſchauungen über Gott und die Natur auszubreiten verſuchend, beweiſt er, daß das Thier gewiſſe angeborene Kunſttriebe hat und mit dieſen ebenſo weit von der bloßen Maſchine als von der Vernunft entfernt ſei. Hätte die Gans von der letztern, meint er, ſo würde ſie kein Ei von Kreide ausbrüten wollen, und wäre die Raupe nur die erſtere, ſo würde ſie ein geſtörtes Geſpinnſt nicht auszubeſſern oder von Neuem zu beginnen anfangen. Daraus, daß die Künſte der Thiere ſich immer und ewig gleich bleiben, nie beſſer oder ſchlechter werden, daraus erklärt er die ihnen dazu angeborene Fähigkeit, während er aus dem Steigen und Fallen der Künſte des Menſchen, deren höhere Vollendung und Selbſtſtändigkeit nachweiſt.

Wohin nun dieſe aber den Menſchen anleiten und führen müſſe, das gibt er in ſeinem andern Werke an, in den „Vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion", worin er beweiſt, wie thöricht es ſei anzunehmen, daß der Menſch, die Erde, das Gethier, kurz die ganze Schöpfung aus dem Zufall entſtanden ſei.

Die Ordnung in allen Dingen der Welt, das Systematische und die ewige, gleichmäßige Erhaltung darin deuten auf die Allmacht und weise Fürsorge eines höhern Wesens. Wenn es aber ein solches höheres Wesen gibt, so ist wieder ganz unmöglich anzunehmen, daß der Mensch keine über die irdische Existenz hinaus dauernde Seele habe und nur wie ein Thier vegetire. Wir werden allerdings wie die unvernünftigen Thiere geboren, mit ebenso viel und noch mehren Bedürfnissen, und mit eben derselben und noch größerer Untüchtigkeit, uns selbst zu helfen. Allein es finden sich bei diesem dürftigen und demüthigen Eintritt schon sehr viele Spuren einer göttlichen und auf eine weit vollkommenere Lebensart gerichteten Absicht, als wir an jenen Thieren wahrnehmen. Und selbst diese Seele, welche doch immer der vorzüglichste Theil der Menschheit ist, enthält in ihrer Natur, in ihrer wesentlichen Kraft der Vernunft, schon bei der ersten Erscheinung in diesem Leben die Anlage zu einer edlern Lebensart, zu einer höhern Bestimmung. Und kaum hat sie angefangen sich zu entwickeln, so nehmen wir allerlei starke und wirksame Triebe wahr, welche eine weit erhabenere Natur als bei den Thieren verrathen, und sehr vorzügliche Aussichten eröffnen. Es ist daher ein wahrer Verfall des Verstandes, wenn Menschen sich überreden, daß wir in unserm ersten natürlichen Zustand in aller Absicht mit dem Vieh in eine Klasse zu setzen sind und daß es gut sein würde, wenn wir unsere großen Vorzüge verläug-

neten und uns zu ihrer niedrigen Lebensart hinunterſetzten.

Die Thiere genießen ihre ſinnlichen Vergnügungen meiſtentheils ohne viele umſtändliche Vorbereitungen und ohne vorher lange darauf gewartet zu haben: wir werden, ehe wir zu dem Genuß derſelben gelangen, mehrentheils durch langes und oft ſehr ängſtliches Warten und durch allerlei theils beſchwerliche, theils koſtbare Anſtalten ermüdet und verdrießlich gemacht. Sie empfinden die ſinnlichen Annehmlichkeiten in ihrer Völligkeit und werden bis in ihr Innerſtes vergnügt, ohne einer ausgeſuchten Kunſt und einer erfinderiſchen Abwechslung dabei zu bedürfen; unſere ſinnlichen Vergnügungen, wenn ſie recht ſehr und auch auf die Länge noch erquickend ſein ſollen, erfodern viele Einſichten, einen feinen Geſchmack, eine wohlgeordnete Uebereinſtimmung und immer neue Einkleidungen. Endlich genießen ſie des Gegenwärtigen mit völliger Gegenwart ihrer Seele, in ungeſtörter Ruhe, ohne Beſorgniß aufs Künftige, und ohne Ahnung ihres Todes und eines dadurch unvermeidlichen Verluſtes aller Freuden. Wir hingegen, die wir nach einem unwiderſtehlichen Triebe immer vorausſehen, vermindern und verderben uns die gegenwärtige ſinnliche Luſt ſehr oft durch die Sorge für die Zukunft, durch die Begierde, unſer künftiges Schickſal auszurechnen, durch eine ängſtliche Vorempfindung bevorſtehender Leiden und die noch ängſtlichere Furcht vor dem Tode. Mit Einem Wort: wenn wir unſere Betrachtung blos auf den Theil unſerer Natur

einſchränken, welcher ſinnlich iſt, und auf dieſes Leben, wofern es in ſinnlichen Empfindungen genoſſen und in ſich darauf beziehenden Geſchäften hingebracht wird, ſo ſind wir offenbar weit ſchlechter daran, als die unvernünftigen Thiere.

Reimarus deutet an, daß die in uns gelegte Sehnſucht, der uns einwohnende Drang nach einer ſichern Beſtimmung, einem Fortleben, nothwendigerweiſe eine Conſequenz haben müſſe, weil ſonſt eben dieſer Drang, dieſe Sehnſucht nur eine hölliſche Qual wären, die in der Concilianz des ſchöpferiſchen Geiſtes nicht gelegen haben und nicht liegen kann. „Wir fühlen", ſagt er, „den unwiderſtehlichen Trieb der Unſterblichkeit zu ſehr, als daß wir ihn verläugnen könnten. Das Lamm wird unwiſſend zur Schlachtbank geführt; voll ſüßer Erwartung, von ſeiner beſchwerlichen Wolle befreit zu werden, leckt es noch dem die Hand, welcher ſchon das tödtliche Inſtrument ergriffen hat; und in dem erſten Augenblick des ſchmerzhaften Gefühls, welches das unerkannte Mordmeſſer ihm verurſacht, verliert es ſein Leben und mit demſelben alles Bewußtſein dieſes Verluſtes. Und jedes Thier, welches eines natürlichen Todes ſtirbt, geht mittels einer zunehmenden Entkräftung und einer dadurch verminderten Empfindung des Gegenwärtigen ſeiner Auflöſung ohne die geringſte Ahnung derſelben, mit einer beneidenswerthen Ruhe entgegen, und verläßt ein Leben, für deſſen Verlängerung noch nie ein Wunſch in ihm aufgeſtiegen war, ohne allen Widerwillen, und ſchläft

mit der ſüßen Unwiſſenheit ein, ob es nie wieder aufwachen werde. Der Menſch allein wird durch die Vernunft, welche ihm eine Wohlthat des gütigen Himmels ſein ſoll, mit dem mächtigen Gedanken und Wunſch einer fernern und unaufhörlichen Dauer erfüllt: und eben dieſer Menſch ſoll in dem Bewußtſein, daß er ſich dem Ende ſeines Lebens mit jedem Augenblicke nähere und wenn dieſes Ende da iſt, alsdann in ſein voriges Nichts zurückfallen werde, ſich beruhigen? Er ſoll ſich beruhigen, wenn er einſieht, daß ſeine Erkenntniſſe und Geſchicklichkeiten, ſeine Rechtſchaffenheit und Klugheit und alle ſeine Vollkommenheiten bei einem redlichen Fleiß immer neuen Zuwachs bekommen und bei einer längern Dauer immer gereinigter und brauchbarer werden würden, und wenn er gleichwol zu ſich ſagen muß: in wenig Jahren, vielleicht noch in dieſem Jahre, morgen, ja heut vielleicht ſchon wird durch meinen Tod dieſes ganze mühſam zuſammengeſetzte und noch nicht halb ausgebildete Werk auf einmal und auf ewig zerſtört werden? Er ſoll ſich beruhigen, indem er dieſen gefürchteten Todfeind mit geſchwinden Schritten herannahen ſieht, und der ſchrecklichen Stunde ſeiner Niederlage unter der gewaltigen Hand deſſelben entgegenzittert? Er ſoll ſich beruhigen, wenn die kalte Hand dieſes unbändigen Menſchenwürgers ihn ergreift, den ganzen Bau ſeines Leibes erſchüttert, ihn zu Boden wirft und die ſchrecklichſte aller Empfindungen, die Empfindung der nahen Vernichtung in ſeine arme, hülfloſe Seele drückt? Und Gott könnte ſo grauſam

sein, den Menschen, das vorzüglichste seiner Werke, zu dieser abscheulichen Entwickelung eines unglücklichen Schicksals bestimmt, und ihm also die Vernunft und durch dieselbe die Erkenntniß und den heißen Wunsch der Unsterblichkeit gegeben haben, nur damit er durch die Versicherung, daß er nie dazu gelange, desto mehr möchte gequält werden?"

„Nein, nimmermehr", ruft Reimarus, „das ist und kann nicht der Fall sein, und so muß es denn eine Fortdauer und Unsterblichkeit der Seele geben, nur freilich, daß sich Art und Weise derselben menschlich nicht absehen läßt." Aber so fest, so sicher Reimarus von diesem Glauben überzeugt war, so konnte er sich doch unmöglich wohl und behaglich in der orthodoxen Bibelreligion fühlen, wie sie gegen Ende seines Lebens von vielen hamburgischen Kirchenrednern und besonders von Goeze von der Kanzel herunter gedonnert wurde. In Opposition und Widerspruch dazu schrieb er seine Ansichten und Meinungen über viele nicht mit Unrecht leicht zu bestreitende Punkte in der Bibel nieder, ohne indeß sie publiciren zu lassen. Da sie als Handschrift nach seinem Tode in die Hände seiner Kinder, d. h. also in die Hände von Johann Albert Heinrich und Elisa Reimarus übergegangen waren, so gelangten sie aus diesen in die von Lessing, welcher sie bei seiner Entfernung von Hamburg nach Wolfenbüttel mitnahm und dort bald danach herauszugeben begann. Sie handeln von der Duldung der Deisten, von der Verschreiung der Vernunft auf den

Kanzeln, von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können, von der Unwahrſcheinlichkeit des Durchgangs der Iſraeliten durchs Rothe Meer, daß die Bücher des Alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren, und über die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte.

Kaum hatte Leſſing das erſte Stück dieſer Fragmente edirt, ſo erhob ſich 1778 Goeze mit einer Broſchüre „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Leſſing mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion und die Heilige Schrift" 1778, der in demſelben Jahre noch das erſte und zweite Stück von „Leſſing's Schwächen" folgte, worin dieſer „frech, niederträchtig und pöbelmäßig" geſchimpft, Goethe's „ſchändliche Stella" verzetert und die moderne Philoſophie nichts als eitle Theaterlogik geſcholten wird, und worauf Leſſing erſt ſeine unſterbliche Parabel, zwei nöthige Antworten und endlich ſeinen klaſſiſchen „Anti-Goeze" ſchrieb, welcher in elf Nummern, alle im Jahre 1778 erſchien und einen Nachhall fand, der noch heut nicht verklungen iſt und damals ſo mächtig und wirkſam erſcholl, daß Goeze, der, wie Leſſing ſelbſt von ihm ſagte, Niemandem das letzte Wort ließ, obſchon er ſich doch immer das erſte nahm, davon eingeſchüchtert, ſich ſtill von der Bühne wegſchlich, auf der er ſeinem Gegner mit dem Siege zugleich das ganze theologiſche Schlachtfeld überlaſſen mußte.

An Leſſing, dieſem Vorkämpfer des neunzehnten

Jahrhunderts iſt, wie man mit Recht ſagen kann, Goeze mit der ganzen Orthodoxie des achtzehnten Jahrhunderts zugrunde gegangen, der und die erſt vernichtet ſein mußten, ehe der Geiſt des folgenden aus der Taufe gehoben werden konnte. Jener von uns ſchon in einem frühern Abſchnitte angeführte Triumphſchrei, den das „Politiſche Journal“ 1781 in Hamburg bei ſeiner Ankündigung über das Zerbrechen des ſchwarzen Zauberſtabs, vor welchem ſonſt Alles gezittert, angeſtimmt hat, iſt nur nach dieſer Rieſenarbeit Leſſing's möglich geweſen. Leſſing iſt der wahre geiſtige Herkules unſers Säculums, der Herkules, welcher die zwölf Heldenthaten ſeines Zeitalters verrichtend, den Augiasſtall ſeines Jahrhunderts ſo gut geleert, wie den Nemäiſchen Löwen und Cerberus deſſelben gebändigt und bezwungen hat. Ohne Leſſing wären wir Alle nicht, was wir ſind. Ihm verdanken wir mehr, als je eine Nation einem großen Manne zu danken gehabt! Und daß dieſer Dank vorzugsweiſe und vielfach an Hamburg geknüpft iſt, Das ſoll und wird dieſer Stadt mit Recht zum ewigen und unvergänglichen Ruhme gereichen können.

VII.

Das hamburgiſche Theater bis Friedrich Ludwig Schröder; Chriſtian Wernike, Michael Richey und Barthold Brockes.

Ehe wir nun zuletzt Lyrik und Journaliſtik in dem Hamburg des achtzehnten Jahrhunderts betrachten, haben wir zuvor noch einen Blick auf das Theater zu werfen, das wir bei Leſſing's „Dramaturgie" verlaſſen und nun noch raſch bis auf ſeinen Blütepunkt zu verfolgen haben, den es unter der Leitung des unvergeßlichen Schröder erreicht hat.

Nach dem Sturz der Löwen'ſchen Unternehmung fiel am 4. März 1769 das hamburger Theater wieder an Ackermann zurück, der es mit kleinen Unterbrechungen, d. h. mit einigen Ausflügen, die er mit ſeiner Geſellſchaft in Nachbarſtädte unternahm, bis zu ſeinem Tode, am 13. November 1771 mit wechſelndem Glücke fortſetzte. Nach ihm ward die Leitung deſſelben von ſeiner Witwe und ſeinem Stiefſohn Schröder übernommen, die im Verein mit Brockmann, dem Reinecke'ſchen Ehepaare, Dorothea und Charlotte Ackermann und einigen neuen Epoche machenden Stücken beſſere Reſultate erzielten als je zuvor in Hamburg

mit dem Theater erzielt worden waren. Man hatte ſchon „Minna von Barnhelm", „Emilia Galotti" und „Götz von Berlichingen" auf der Bühne.

Das letztere Stück, das durch den Shakſpeare'ſchen Einfluß auf Deutſchland entſtanden war, wurde gewiſſermaßen der dramatiſche Mauerbrecher, welcher den Urbildern Eingang auf unſerer Bühne verſchaffte. Nach dem „Götz von Berlichingen", der am 24. Oktober 1774 zum erſten male in Hamburg aufgeführt wurde, wagte man ſich am 20. September 1776 an „Hamlet". Der, von dem dieſes Wagniß ausging, war Friedrich Ludwig Schröder, welcher um jene Zeit anfing, ſich von hervorragender Bedeutung zu machen.

Wenn Friedrich Ludwig Schröder in Hamburg geboren worden iſt, wie man von ihm meldet, ſo muß dies geſchehen ſein, nachdem ſeine Mutter, eine geborene Bierreichel aus Berlin, nach kurzer Ehe ihrem Gatten, einem Organiſten Schröder in derſelben Stadt, davongegangen und ſich der Bühne bereits gewidmet hatte. Er kam alſo gewiſſermaßen im Mutterleibe auf die Bretter und ward, wie man ſagen kann, auf dieſen zur Welt gebracht. Es iſt alſo kein Wunder, daß er ein großer Künſtler geworden, und um ſo weniger, wenn es wahr iſt, wie man mehrfach und nicht ohne glückliche Belege zu geben, behauptet hat, daß durch ein ſonderbares Naturſpiel die Töchter immer mehr von den Eigenſchaften der Väter und die Söhne von denen ihrer Mütter erhielten. Madame Schröder, die ſpätere Ackermann, ſoll, allen Aufzeichnungen ihrer Zeit

zufolge, eine Darstellerin von keiner geringen Fähigkeit gewesen sein. Man rühmt ihr eine schöne Figur, edle Würde, eine treffliche Deklamation und ein sehr bezeichnendes Händespiel nach, alles Dinge, die in gleichem oder erhöhtem Grade auch bei Schröder gefunden wurden. Wie seine Mutter begann auch er beim Lustspiel, um schließlich gleich seinen eigentlichen Ruhm doch in der Tragödie zu ernten, die von ihm im wahren und echten Sinne der deutschen Bühne zuerst gegeben ward.

Nachdem er lange die verschmitzten Bedienten, die leichtfertigen oder dummen Burschen, und zwar zur nicht geringen Belustigung seines Publikums gegeben, fühlte er nach und nach, durch Lektüre und geistreichen Umgang gebildet, Lust und Neigung, sich auch in ernstern Aufgaben seiner Kunst zu versuchen. Allein um diesen Versuch wagen zu können, war grade Hamburg darum für ihn nicht eben ein günstiger Ort, weil hier in den, bis dahin vorhandenen tragischen oder ernsten Rollen Eckhof und Brockmann sich soviel Ansehn und Geltung erworben, daß sie gradezu für unübertrefflich gehalten wurden. In den alten, von diesen Künstlern gewissermaßen geschaffenen Rollen mit ihnen selbst zu concurriren war ihm, der seither nur komisch gewirkt hatte, schon um deswegen schwer und wenig anzurathen, weil das Publikum bei ihm an Lachen gewöhnt, wahrscheinlich nicht nur ein gewisses Vorurtheil, sondern auch eine Art natürlichen Widerstandes gegen seine Darstellung mitgebracht hätte. Schröder, der, wie von allen seinen Zeitgenossen, die ihn kannten, zugestanden wird, einer

der einſichtsvollſten und klügſten Menſchen war, die es gegeben hat, dies wol vorausſehend, hielt es in Erwägung und Grund deſſen für gerathen, ſich nach einem neuen und andern Repertoire umzuſehen als das war, welches ſeither für die Bühne beſtanden hatte. Leſſing's „Hamburger Dramaturgie", ohne Zweifel von ihm emſig geleſen und ſtudirt, mußte ihn auf Shakſpeare führen, den damals grade Wieland und Eſchenburg zu verdeutſchen angefangen. Nachdem der damalige Theaterdichter Bock, ein Nachfolger von Löwen und Leſſing, den Muth gewonnen den „Hamlet" für eine Aufführung einzurichten, griff auch Schröder mit beiden Händen zu, dieſem Beiſpiele zu folgen, denn in der Be- und Verfolgung deſſelben zeigte ſich ihm eine Ausſicht auf eben jenes neue Repertoire und die noch ungeſpielten Rollen, die er für ſein Wagniß ſo dringend nöthig hatte oder doch nöthig zu haben meinte. Den „Hamlet" ſpielte nun zwar noch Brockmann und ebenſo den „Othello", den man am 26. November deſſelben Jahres dem „Hamlet" folgen ließ. Aber Schröder hatte ſich in dieſem letztern doch ſchon an den Tage gewagt, der in ſeinem teufliſchen Humor das Publikum zwiſchen Lachen und Grauſen wiegend, dem Künſtler die Gelegenheit zu ſeinem beabſichtigten Rollenübergange ſo glücklich gab, daß er bald danach im „Kaufmann von Venedig" den Shylok und endlich am 17. Juli 1778 den König Lear den Zuſchauern vorzuführen unternehmen durfte. „Mit dieſer Rolle", berichtet der mehrerwähnte Schütze, „gab Schröder dem Pu-

blikum die vollſte Ueberzeugung ſeines großen Berufs zum tragiſchen Schauſpieler. Lear iſt ſeine erſte, und wir möchten ſagen, unnachahmlichſte tragiſche Rolle. Bau des Körpers, Sprachton, ſoſehr er beides gleich in andern Rollen zu ändern und zu modelliren weiß, kommt ihm hier zuſtatten, um in der meiſterhaften, herzergreifenden Darſtellung ſeines unglücklichen Königs die Täuſchung auf's Höchſte zu befördern."

Erſt nachdem ſich Schröder ſolche Anerkennung in neu von ihm gegebenen Rollen erworben, ging er allmälig und beſonders nach Brockmann's Abgang, der ſich in Wien engagirte, daran, ſich auch in den ältern von ſeinen großen Vorgängern geſpielten Aufgaben zu verſuchen. Und wie klug und recht er daran gethan, einen ſolchen Verſuch nicht früher und raſcher zu wagen, als er es in der That gethan, beweiſen zur Genüge die ſehr getheilten Beurtheilungen ſchon allein ſeines „Hamlet", der allerdings von einem Theile des Parterre viele Zuſtimmung und großen Beifall errang, aber einem andern doch ſowenig zuſagen wollte, daß man dabei begierig die Gelegenheit wahrnahm, Brockmann's Abgang nur noch ſchmerzlicher zu bedauern, als man es ohnehin ſchon gethan.

Durch dieſen Vorgang gewitzigt und von den Rollen Eckhof's, die nun überdies mehrentheils allmälig in dem neuen dramatiſchen Zuſtrom verſchollen gingen, zurückgeſchreckt, griff er nur um ſo eifriger die Stücke Shakſpeare's auf, von denen er in der Zeit von 1776—80 außer den ſchon namhaft gemachten: „Maaß

für Maaß", „Die Komödie der Irrungen", „Richard der Zweite", „Heinrich der Vierte", „Macbeth", „Viel Lärmen um nichts" und „Die Zähmung der Widerspänstigen", also beiweitem mehr auf dem Repertoire hatte als das hamburger Stadttheater jetzt hat. Mit ihm und dem Rufe, den Schröder gewonnen, aber noch nicht allgemein gemacht hatte, wie das eine Bemerkung von Johann Wilhelm von Archenholz belegt, welcher in seinem Werke „England und Italien" von ihm schreibt: „Die Shakspeare'schen Charaktere, auf denen Garrik sein glänzendes Glück gründete, werden von Schröder mit gleicher Kunst, aber nicht mit gleicher Würdigung seiner Nation dargestellt, da diese das Maaß seiner Vortrefflichkeit noch nicht beurtheilen kann"; mit jenem Repertoire und diesem noch nicht fertigen, aber aufsteigenden Rufe, wie gesagt, wird man es begreiflich finden, die Lust in dem Künstler nach Ausflügen in das tiefere Deutschland aufsteigen zu sehen. Es trieb und brannte ihn, der Apostel Shakspeare's zu werden in so prickelnder und glückversuchender Weise, daß, als seine ältere, allein zurückgebliebene Stiefschwester Dorothea Ackermann den auch als Dichter und witzigen Kopf bekannten Dr. Unzer in Altona geheirathet und sich von der Bühne zurückgezogen, er gern und willig dem Entschlusse seiner, sich in ihrem Alter nach Ruhe sehnenden Mutter: die Direktion des Theaters niederzulegen, seine vollste Beistimmung zu geben sich geneigt finden mochte.

Nachdem eine Aktionistengesellschaft, welche Bubbers,

schon aus der Löwen'schen Unternehmung her bekannt, an die Spitze gestellt hatte, die Leitung übernommen, ging nun Schröder in der That auch Ostern 1781 mit seiner Gattin, einer ebenfalls sehr guten Aktrice, nach Wien, in Hamburg einen jungen Anfänger zurücklassend, der nach ihm später in Berlin der größte Schauspieler Deutschlands geworden ist, Johann Friedrich Ferdinand Fleck, der am 12. Januar 1757 in Breslau geboren, die Universität Halle, wo er Theologie studiren sollte, mit der Bühne vertauscht hatte.

Damals indeß war Fleck noch nicht von dem künstlerischen Gewicht, daß er hätte im Stande sein können, Schröder zu ersetzen. Die Unternehmung schlug daher fehl, wie viele vorhergehende, und nun nahm sich ihrer Hans Andreas Dreyer an, nicht zu verwechseln mit Dr. Johann Matthias Dreyer, der ein bekannter Kritiker und glühender Gottschedianer war und seinerzeit den „Timoleon" von Behrmann mit einer Diesen ehrenden Vorrede herausgegeben hatte.

Hans Andreas Dreyer engagirte Karl Wilhelm Ferdinand Unzelmann und das Ehepaar Brandes, dessen Tochter Charlotte Wilhelmine (gewöhnlich Minna genannt, welchen Namen sie von ihrem Pathen Lessing erhalten), nach Charlotte Ackermann die beliebteste und eine ebenso früh gestorbene und tiefbetrauerte Künstlerin Hamburgs war. Außerdem Benda und Eule mit ihren Frauen, wovon die letztern besonders im Singspiel und in der Oper wirkten, die nun wieder aufgegriffen wurden. Allein auch damit glückte es nicht

und die Unternehmung scheiterte, wie noch einige andere, die ihr folgten, bis endlich 1786 Schröder nach Hamburg zurückkehrte und hier das Stadttheater begründete, wie es noch heut besteht.

Die Verdienste, die sich Schröder als Darsteller, Verfasser oder Bearbeiter von Stücken und Direktor erworben, sind so vielfach erörtert und ans Licht gestellt worden, daß wir sie als ziemlich bekannt voraussetzen können und uns hier in ihrer Anführung auf das Wesentlichste und Nothwendigste glauben beschränken zu dürfen. Zunächst ist hervorzuheben, daß er, von einem Geist großer Ordnung und Accurateſſe beseelt, der ganzen Anstalt nicht nur im artistischen Sinne Norm und Regel, sondern auch im bürgerlichen eine gesichertere und festere Grundlage gab, als man sie seither in Hamburg besessen. Die Vorwürfe, die Goeze und Wittenberg dem Theater und seinen Mitgliedern gemacht, hatten ihn gewitzigt. Er zuerst entwarf die Gesetze des hamburgischen Theaters und dachte daran, einen Pensionsfond für inaktiv gewordene Künstler zu gründen. Im Punkte der Moralität war er so streng, daß, wie man ihm vorwarf, der genialere Künstler ihm gegen den sittlich bessern unbedenklich zurückstand. Er ließ, wie es verlautet, moralisches Betragen den Gehalt schneller erhöhen als Fortschritte in der Kunst, und wenn er dies wirklich that, so muß man bedenken, daß es ihm eben darauf ankam, seine Kunst in der Meinung des Publikums gewissermaßen ehrlich, jedenfalls bürgerlich makellos zu machen und daß er die

bürgerliche Stellung des Künstlers im Auge habend, sich wol verleitet finden mochte, der Kunst nicht immer gerecht zu werden. Die Kunst, die nicht mehr landstreichend und vagirend, sondern seßhaft und eingebürgert sein sollte, mußte natürlich nun auch viel von der Freiheit ihres bis dahin ungebundenen Lebens fahren lassen und sich den Sitten und Gebräuchen der sogenannten Werkel- und Alltagswelt bequemen. Sie dieser angemessener und zusagender zu machen, versäumte er nichts, was in seinen Kräften stand. Dekorationen, Maschinen, Flugwerke wurden geordnet und verbessert; die Garderobe zur Sache besonderer Aufmerksamkeit gemacht und in Allem, auch im Kleinsten, Anstand und möglichste Würde beobachtet. Was Schröder den Schauspieler betrifft, so sagt Schütze, wie es scheint ein unpartheiischer, gebildeter Mann in dieser Beziehung von ihm: „Die Kunst sich zu vervielfältigen, in ganz verschiedene Charaktere zu versetzen, zu vergeistigen, diese große und so äußerst seltene Kunst, mit wenig Aufwand von Bewegung vieles auszurichten, besitzt Schröder in hohem Grade. Er übertreibt nie und hält sich an keinen Führer als an die Natur", also an dasjenige Element in der Kunst, auf das Lessing hingewiesen. Was Schröder als dramatischer Autor geleistet, steht hinter diesen Verdiensten als Schauspieler und Direktor nicht zurück. Seiner Feder verdankt man die ersten scenisch eingerichteten Bearbeitungen Shakspeare's und viele würdige und höchst wirksame, entweder ganz eigene oder englischen Vorwürfen

nachgebildete Stücke, Stücke, die guten Geschmack, ein braves Herz und eine edle Denkungsart deutlich erkennen lassen. Wir erinnern nur an seine „Victoria, oder Wohlthun trägt Zinsen"; „Stille Wasser sind tief"; „Das Blatt hat sich gewendet"; an seinen „Vetter aus Lissabon", an sein „Keiner hat Recht, oder die Eifersüchtigen" u. s. w., alles bürgerliche Schau- und Lustspiele, die zu ihrer Zeit zu den beliebtesten in ganz Deutschland gehörten.

„Durch alles dies zusammengenommen", sagt Schütze, „ward in Hamburg, wo man, wie Knigge in seiner „Geschichte des armen Herrn von Mildenburg" bemerkt, warm ist für das Schöne ohne heißen Enthusiasmus, der theatralische Geschmack sichtbar verbessert. Häufiger Theaterbesuch, Stille und Aufmerksamkeit während der Vorstellungen, Wärme für große Vorführungen eines Schröder, einer Schröderin, einer Seylerin, Zukarini's und anderer ruhmwürdiger Artisten, und richtige Schätzung der Talente waren Folgen der gebesserten Bühne, Beweise des besser gestimmten Publikums."

Welch einen Nachdruck und Werth man aber mit vollem Recht auf dieses bessergestimmte Publikum in Hamburg, wenn es auch nur das Kleinere im Größern war, zu legen sich berechtigt fühlen konnte, das erhellt am Schlagendsten aus den Worten, mit welchen Schütze seine „Hamburgische Theatergeschichte" abschließt und wo es neben einigen geringen Aussetzungen endlich wörtlich heißt: „Das hamburgische theatralische Pu-

blikum behauptet schon seit lange den Ruhm eines der aufgeklärtesten, geschmackvollsten und gesittetsten in Deutschland. Daß es jenen Ruf mit Recht behaupte, bewies vorlängst die Empfänglichkeit für neue bessere dramatische Dichtungsarten, die hier früher als in andern Städten Deutschlands günstige Aufnahme fanden. Dies bewies die Achtsamkeit und Sorgfalt, womit man junge, hoffnungsvolle Künstler und Künstlerinnen, die in Hamburg die Bühne betraten, aufzumuntern suchte, ohne sie zu verzärteln, zu bilden, ohne sie durch unüberlegtes Beifallgeklatsche zu verderben. Dies bewies zum Theil die Auszeichnung, die man vordem und noch jetzt großen und verdienten Schauspielkünstlern auch außer der Bühne erwies und erweist. Dies beweist noch täglich manche richtige Würdigung, leise und lautere Mißbilligung. Man findet noch jetzt in Hamburg (wie Knigge in einer seiner neuern Schriften sagt) „kleine Haufen von Männern, neben denen Unsereiner so gern im Parterre steht, wenn Schröder die alten in- und ausländischen Meisterwerke hervorholt.“ Es stirbt nicht aus, dieses gebildete, kennerische Publikum, das im Parterre, im Logenzirkel, ja selbst auf der Gallerie einen Theil des Ganzen ausmacht.“

So urtheilte man und so hatte man vollständige Ursache vom hamburger Theaterpublikum gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu urtheilen. Und diesem Urtheil nach wird man das Herzpochen begreiflich finden, welches Schiller bei dem Gedanken ergriff,

daß man seine Dramen in Hamburg zu geben in Absicht habe. Man hatte Respekt vor Hamburg. Hamburg goutirte schon Shakspeare, als ihn beinahe das ganze übrige Deutschland noch nicht zu verstehen vermochte. Goethe's „Götz von Berlichingen" war hier schon aufgeführt, als eine solche Aufführung auf allen andern Bühnen noch für eine Unmöglichkeit galt. Lessing's „Emilia Galotti" stand in der alten Hansastadt schon ihrer vollen Bedeutung nach gewürdigt da, als man Lessing von Wien her noch meldete: „der Kaiser habe nie in einer Tragödie soviel gelacht als in dieser, und auch das Publikum es an Stellen gethan, wo zu weinen gewesen wäre." Aber freilich, wie Stephanie in Wien den Odoardo gab, der unter anderm, wie Madame König ihrem Freunde schreibt: „sein ohnehin großes Maul bis an die Ohren aufriß, seine Zunge lang mächtig aus dem Halse hervorschob und damit das Blut von dem Dolche leckte, womit er Emilia erstochen": so und mit einer brutalen und rohen Nüance dieser Art hätte ihn in Hamburg schon damals kein Stümper mehr spielen können.

Hamburg stand in seinem Sinne und Geschmack fürs Theater damals allen Städten in Deutschland voran, obschon grade hier, wie wir gesehen haben, das Theater die heftigsten Kämpfe und Anfeindungen zu erdulden gehabt hatte. Unter Schröder war es auf seinem Gipfelpunkte, und von ihm auf der Bühne überragt, schrumpfte Goeze auf seiner Kanzel zu einer bloßen Marotte seines ablaufenden Jahrhunderts zu

sammen, der Niemand gewagt hat ein biographisches Denkmal zu stiften, wie es bekanntlich der originelle Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, Meyer von Bramstedt, nach seiner Besitzung im Holsteinischen zubenannt, nach dem am 3. September 1816 erfolgten Tode Schröder's gethan hat.

Diese Biographie Schröder's, die in ihrer Art ein klassisches Werk geheißen werden kann, und ein literarisches Monument ist, wie kein anderer deutscher Darsteller ein ähnliches aufzuweisen hat, wird in der Kunstgeschichte stets von großer Bedeutung bleiben, weil ihr Verfasser, ein Mann, der von sich zu sagen pflegte, daß das Theater sein Vaterhaus sei, darin ein plastisches Bild nicht nur von seinem Freunde, sondern auch von dessen großartigen Schöpfungen gegeben hat.

Die Hebel, Mittel und glücklichen Umstände aber, welche der Bühne diesen Flor und jenen eclatanten Sieg über die Goeze's jener Zeit verschafften, sind in unserer Schilderung noch durchaus nicht erschöpfend angegeben worden, sondern müssen noch vielfach anderweitig erörtert werden. Das hamburger Theater hängt wie begreiflich und natürlich unter anderm genau mit dem Aufschwunge der Poesie und der Journalistik in dieser Stadt zusammen.

In einem frühern Abschnitte haben wir bereits gesehen, daß im siebzehnten Jahrhundert die Schule Lohenstein's und Hoffmannswaldau's besonders zahlreich in Hamburg vertreten war und in Feind, Postel und Andern ihre nicht ganz unbedeutenden Jünger

zählte. Aus den Reihen dieser hatte denn auch das musikalische Drama solange seine ersten Förderer und Stützen genommen, bis es einigermaßen erstarkt und kräftig geworden, seine Fittiche im französischen Alexandriner entfaltete und nun ganz im Genre des Corneille und Racine sich weiter entwickelte. Vielleicht wäre es in diese Richtung nie hineingekommen, wenn Feind länger gelebt und mehr Einfluß zu gewinnen im Stande gewesen oder Postel sich nicht so frühzeitig vom Schauspiel zurückgezogen hätte. Feind, wie wir schon angegeben, hatte die erste Witterung von Shakspeare, und Postel eine leise Hinneigung zur klassischen Poesie. Beide Elemente zusammengethan, hätten wahrscheinlich unserer Bühne andere Bahnen gegeben und sie frühzeitiger auf einen mehr eigenen und selbstständigen Weg geführt, als es dann später im Joche des französischen Kothurns ihr möglich war. Jedenfalls besaß Hamburg damals eine sehr bestimmende Macht in dieser Sache und wie es in Georg Behrmann die glänzendste Ausbildung des französischen Tragödienstils geliefert hat, so hätte es ohne Zweifel eine eigene deutsche Erscheinung bieten können, wenn Grund und Anlauf damals hier dazu gelegt worden wären.

Allein die widrigen Geschicke, denen Feind erlag und die Ablenkung Postel's von der Operndichtung zum Epos ließen diese ohne Haupt widerstandlos dem französischen Geschmacke anheimfallen und erst nach langen Verirrungen und Abschweifungen das Drama auf jene frühentdeckte Spur zurückgelangen, auf der

es ihm einzig vorbehalten scheint das Ziel seiner Vollendung erreichen zu können.

Hier nun auf die poetische Literatur im Allgemeinen in Hamburg um jene Zeit zurückkommend, haben wir anzuführen, daß der Roman neben der Musik und dem Schauspiel mit Hunold und Andern damals seinen Hauptherd darin aufgeschlagen hatte. Allein da eine Weiterbildung desselben von Hamburg aus nicht erfolgt und dieser Art der Literatur von hier aus nie Vorschub geleistet worden ist, so wollen wir nicht weitern Werth darauf legen, sondern [illegible] mit Postel sogleich zum Epos wenden, worin er, [illegible] schon im Drama bewiesenen Hinneigung zur kl[illegible] Poesie des Alterthums getreu, sich kühngem[illegible]gleich an den Homer begab, von dem er das [illegible] Buch der „Ilias" poetisch übersetzt, etwa ge[illegible] Jahr 1700 herausgab. So steifleinen, grot[illegible]eschlacht, ja so lächerlich gespreizt diese poetische Uebersetzung auch war, dennoch hat Gervinus Recht ein großes Gewicht darauf zu legen, behauptend, daß ein mächtiger folgenreicher Anstoß dadurch gegeben wurde, weil man damit anfing sich mit solchen Stoffen zu befreunden, Homer als einen Wunderpoeten zu preisen und sich in seine Werke und deren Commentare mit unverstellter Bewunderung so hineinzustudiren, daß man den Vorzug seiner Nacheiferer Virgil, Tasso und Milton vor der Masse der lyrischen Poeten endlich erkennend, die heroische oder Cavalier-Poesie in Deutschland, jene Hofpoesie, die sich so stolz über die schulfüchsische Richtung erhob, gradezu für

lächerlich zu erklären den Grund und Muth gewinnen konnte.

Wie Shakspeare's Proklamation von Hamburg aus durch viele dieser Proklamation vorausgehende literarische Züge gewissermaßen motivirt worden ist, so sehen wir auch hier schon auf Voß und Gries die Perspective eröffnet. Nichts, was da wird und entsteht, entsteht und wird mit einem Schlage aus sich selbst oder ohne logischen Zusammenhang und seine Antecedentien zu haben. Jedes Werden ist ein Wachsthum, und wie es zu der Pflanze den Keim, so muß es zu der poetischen That Voraussetzungen geben, Voraussetzungen, wie sie aufzufinden und ans Licht zu stellen die besondere und interessante Aufgabe des Literarhistorikers ist und begreiflicherweise sein muß.

In Erkennung Dessen geschieht es nun auch, daß wir neben Postel auf dem epischen Gebiete sogleich Christian Wernike, seinen Gegner, erwähnen, dessen es bedurft hat, um die, von jenem gegebenen Hinweisungen und gelieferten Anfänge dem Ungeschmacke und lächerlichen Bombast der Lohensteiner entreißend, zu der Nacktheit und natürlichen Blöße zu bringen, aus der sie einzig hervor zu der reinen Erhabenheit und Würde gelangen konnten, die wir sie bald in der Poesie unseres Vaterlandes einnehmen sehen.

Christian Wernike, ein geborener Preuße, hatte in Kiel 1685 unter Professor Morhof studirt, Reisen nach Frankreich und England gemacht, dann in Deutschland vergebens bei irgend einem Hofe Dienste gesucht und

sich schließlich gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Hamburg niedergelassen, wo er Gönner und Freunde und in der Nachbarschaft eine hochgestellte Frau fand, die ihn mit ihrer Neigung beglückte. Kenner der Welt, scharfsinnig, gedankenreich und Mann von Charakter, war er besonders für das Epigramm begabt und von dem gelehrten Morhof von jeher nicht nur dazu aufgemuntert, sondern auch wol angeleitet worden. In der Jugend die Laster eifrig und gleichsam mit der Pritsche in der Hand verfolgend, verspottete er im reifern Alter, wie einer seiner Biographen sagt, die Thorheit der Welt mit lachendem Munde so glücklich, daß Hagedorn von ihm singen konnte:

Wer hat nachdrücklicher den schweren Witz erreicht
Und früher aufgehört durch Wortspiel uns zu affen?
An Sprach' und Wohllaut ist er leicht,
An Geist sehr schwer zu übertreffen.

Und in der That muß Wernike auch entschieden als einer der besten Epigrammatisten und von besonderem Werth hauptsächlich deswegen gelten, weil er es war, der sich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts kühn und fest als ein Mann von Geschmack erhob, um der verblüfften Welt es offen zu sagen, daß der damals noch vergötterte Schwulst von Lohenstein und Hoffmannswaldau keine Erhabenheit sei. „Ein Hans Sachs ist mehr denn zehn Lohensteine und Hoffmannswaldau's werth", rief er damals, und diesen Ruf, gegen den sich alle zeitgenössischen literarischen Stimmen erhoben und erheben mußten, weil, vielleicht Canitz und Besser aus-

genommen, fast alle Dichter ihren Werth von dem Perlen- und Ambraschatze jener beiden Koryphäen des Geschmacks borgten, grade von Hamburg auszuschleudern, war schon darum so gewagt, weil hier ja der Hauptsitz jener Schule sich gebildet hatte.

Postel und Hunold standen natürlich auch sogleich dagegen auf; Postel mit einem Sonett, worin er Lohenstein mit einem todten Löwen und Wernike mit einem Haasen vergleicht, der auf demselben herumspringt, und Hunold mit einem Pasquill: „Der Poesie rechtmäßige Klage über die gekrönten und andere närrische Poeten" und später noch: „Der thörigte Spritzenmeister oder schwärmende Poete", beides erst infolge eines Heldengedichts: „Hans Sachs" von Wernike, worin dieser Postel unter dem umgestellten Namen Stelpo und alle Seinesgleichen tüchtig gegeißelt hatte, eine Geißelung, die sich so weithin wirkend und von Nachdruck zeigte, daß sie allein hinreicht, Wernike's Namen in der Literatur sicherzustellen.

Seine Gedichte, so witzig und sauber sie sind, werden allein dies nicht vermögen, so sehr sie in den Literaturgeschichten auch immer nachbetungsweise gepriesen worden sind. Es liegt etwas Dürres und Trockenes darin, und auch sein menschlicher Charakter erscheint, wie Gervinus ganz richtig sagt, nicht eben sehr anziehend in ihnen zutage gelegt. „Er hat nicht Sinn für etwas Großes und Edles, am wenigsten für die Auffassung solcher Dinge, die mit Gemüth und Phantasie erfaßt sein wollen. Er hat viele Ueberschriften

auf geschichtliche Begebenheiten und Handlungen; allein so trefflich viele derselben der Form nach sind, so thut es doch weh, sie der Materie nach so häufig dem Gefühle widersprechend zu finden. Er bespöttelt die That der Philene als Jugendthorheit, er hebt in der des Brutus das Schmähliche, in der des Mucius das Thörigte hervor; er sagt giftig von Lucretia, ihre Todeswunde sei zu spät, sie hätte sich von Tarquin tödten lassen sollen, dem sie an Lastern Hohn gesprochen hätte: er habe blos ein Weib um ihre Zucht, sie aber einen König um die Krone gebracht!! Den Diogenes nennt er einen erzthörigten Marktschreier und Pickelhäring! Wernike", fährt Gervinus fort, „hat sich in den Hofzirkeln von Paris den schlichten Sinn etwas verdorben; er ist ein Weltmann, der manche feine Bemerkung über Menschen und Höfe in den Noten zu seinen Epigrammen niederzulegen, manche schlaue Klugheitsregeln zu geben weiß, und der sich auch etwas auf seine Weltkenntniß, den deutschen Schulfüchsen gegenüber zugute thut. Man sieht ihm die Bekanntschaft mit der neuen Lebensphilosophie der Franzosen und Engländer an, mit dem Conflikte zwischen ihr und der Religion, zwischen der Weltlehre und der Schrift; allein er kommt auch hier moralisch so wenig zu einem festen Prinzip, wie dort kritisch: das eine mal warnt er scharf vor dem christlichen Satze, klug wie die Schlangen zu sein, das andere mal heißt er ihn sehr gut und meint, erzwungene Laster seien oft der Tugend Schutz, und räth viel auf Gerechtigkeit, mehr auf Sicherheit zu halten."

Wie aus Allem, was über ihn, seinen Charakter und sein Leben vorhanden ist, hervorzugehen scheint, war er Autor weniger aus angeborenem Triebe und innerm Berufe als vielmehr aus Liebhaberei und in Zeiten, wo er eben nichts Anderes war. Daß er aber etwas Anderes sein wollte und zu sein nicht nur die Lust, sondern auch den Ehrgeiz hatte, geht aus seinem Trachten nach der Gunst eines Hofes und aus der Liebedienerei hervor, die er offen genug in seinen Schriften zu der Macht und dem Ansehn der Potentaten zu Tage legte. Daß ihm Lucretia's weibliche Ehre nichts gegen die Krone Tarquin's ist, haben wir schon in dem Gervinus'schen Auszuge gesehen. Aber auch, als er gegen Hunold schrieb, verschmähte er es nicht, diesen der Majestätsbeleidigung zu verdächtigen und wegen einer Grabschrift zu denunciren, die Jener auf Karl II. von Spanien gemacht, und worin dessen angeblich letztes Testament getadelt gewesen sein soll.

Wohllebend, der Macht und dem Pompe ergeben, konnte das arme, beiseite gestoßene Leben eines deutschen Schriftstellers ihn nicht reizen, sondern seine Begabung dafür ihm gewissermaßen nur als Mittel erscheinen, sich eine andere Berufsthätigkeit zuerst zu erwerben und sodann zu verschönern. Wirklich glückte es ihm auch, sich durch einflußreiche Bekanntschaften an den Hof nach Kopenhagen hin empfehlen zu lassen, welcher ihn dann später bei seiner Legation in Paris verwendete, wo er um 1720 gestorben sein soll.

Sowenig wir nun aber auch in das überschweng-

liche Lob einzustimmen im Stande sind, das Wernike über seinen Geist, seinen Charakter und seine Epigramme gespendet worden ist: den Ruhm und die Bedeutung seiner kühnen und unerschrockenen Manipulation gegen die Schule der Lohenstein und Hoffmannswaldau sind wir weder gewillt noch vermögend zu schmälern, weil wir schon gleich nach ihm in Michael Richey, in Brockes, Hagedorn, Schiebeler und Andern den von ihm angebahnten Umschwung glänzend belegt und documentirt finden können.

Michael Richey, ein geborener Hamburger und Lehrer am Gymnasium dieser Stadt in der Zeit von **1678—1761** lebend, warf zwar nicht allen Schwulst, aber doch den meisten Wulst, d. h. zwar nicht ganz die weitgebauschten Phrasen und Sätze, aber doch deren geschmackloses Füllsel, die leeren, aufgedunsenen Gedanken heraus und ging in Ton und Sangweise auf Flemming's Anschlag so glücklich zurück, daß er auch ganz wohl von sich selbst zu singen berechtigt war:

Der Pegasus, den ich beschreite,
Legt hohen Prunktrab an die Seite
Und nimmt mich fein gemächlich mit.
Er kennet weder Schweiz noch Sachsen
Und läßt sich selbst die Regeln wachsen
Zum ungezwung'nen sanften Schritt.

Von Hamburg, das er über Alles liebte, gab er nicht nur ein „Idiotiken oder Wörterbuch zur Erklärung der eigenen in und um Hamburg gebräuchlichen niedersächsischen Mundart" heraus, sondern auch soviele Leb- und Festgedichte, daß er recht eigentlich ein Pane-

gyrikus Hamburgs genannt werden darf. Seine Gedichte ſind meiſt nur Gelegenheitsgedichte, in denen er bald einen neugewählten, bald einen geſtorbenen Bürgermeiſter, dann wieder irgend ein neu von Stapel gelaufenes Schiff oder irgend ſonſt einen Gegenſtand beſingt, der mit Hamburgs Wohlfahrt und Glück irgendwie im Einvernehmen ſteht. Behäbig, launig, guten Humors und gefälligen Witzes, athmet ſeine Poeſie ſchon etwas von jener Ungezwungenheit und poetiſchen Hausmannskoſt, die an die ähnlichen Lieder von Voß hinanklingt. Weder Königen noch Mäcenen ſchmeichelnd, ſingt er ſein Lob ſeinen Mitbürgern ſo harmlos und gutmüthig im Gefühl der bürgerlichen Gleichſtellung und politiſchen Mitberechtigung ins Geſicht, daß darin wol der Hauptgrund der großen Beliebtheit zu ſuchen iſt, deren ſich ſeine Gedichte bis ſpät ins achtzehnte Jahrhundert hinein bei den Hamburgern zu erfreuen hatten. Auch muß man eben die Zeit bedenken, in der er ſang und in welcher es allerdings eine Wahrheit war, wenn er dichtete:

Seht, wie auf Hamburgs ſtiller Flur,
Allwo Gerechtigkeit und Friede ſich noch küſſen,
Minerva und Merkur
So angenehm ſich zu begegnen wiſſen!
Wie freundlich und wie vortheilhaft
Weiß Eines ſich dem Andern zuzuwenden!
Die Weisheit trägt die Kaufmannſchaft,
Die Kaufmannſchaft die Weisheit auf den Händen.

Ein beſonderes Verdienſt an ihm iſt auch, daß er auf eine reine Schreibart bei uns dringt und nicht

ohne Grund damals unserer Literatur den Vorwurf machte: „Ein Teutscher muß jetzund französisch, lateinisch und italienisch verstehen, um ein Buch in seiner Muttersprache lesen zu können.“ Sich zunächst als Hamburger wohl fühlend, fühlte er sich auch wohl als Deutscher, und dieses deutsche Wohlgefühl, das der große Paul Flemming z. B. wegen des herrschenden Krieges in Deutschland nicht hatte finden können und zuletzt in Hamburg zu suchen kam, dieses deutsche Wohlgefühl ist es, welches die Richey'schen Gelegenheitsgedichte so anmuthend und hübsch macht, und nur nachdem dieses der germanen Poesie gewonnen war, wurden die spätern Dichter, wie in Hamburg zunächst Brockes und Hagedorn, im tiefern Deutschland aber Wieland, Klopstock und sogar Goethe möglich.

Barthold Heinrich Brockes, berühmt durch die neun Theile seines „Irdisches Vergnügen in Gott“, ist der Sohn eines hamburgischen Kaufmanns, der in Halle die Rechte studirte, dann Reisen durch Deutschland, Italien, die Schweiz und Holland machte und endlich nach Hamburg zurückkehrte, um hier in genußreichem Privatleben einzig mit Poesie und Wissenschaft beschäftigt, von seinem Vermögen zu zehren. Später zum Rathsherrn erhoben, schickte ihn seine Vaterstadt mehrmals als Abgesandten nach Paris, Wien, Berlin und Kopenhagen. Auch hat er sechs Jahre als Magistratsoberhaupt in Ritzebüttel residirt. Er starb in Hamburg am 16. Januar 1747, 67 Jahre alt.

Seine Poesien, welche er von Andern und darunter

auch von Richey dem Publikum vorlegen ließ, bei welcher Vorlegung in der dazu geschriebenen Vorrede stets das ausgiebigste Lob für ihn abfiel, das er, vor seinen eigenen Gedichten ihm gespendet, mit einer Ruhe und Gelassenheit hinnahm, die man ihm heutzutage zum Verbrechen machen würde; seine Poesien, die ihm den Namen „Elbschwan" verschafften, sind nun ganz und gar ein Anschluß an Richey's Gelegenheitsgedichte und deren deutsches Wohlgefühl. Ihr besonderes Verdienst ist nur, daß sie diesem deutschen Wohlgefühl eine bestimmte Richtung und zwar die in die Natur hinein geben. Die Natur war bis dahin unsern Dichtern gewissermaßen nichts als eine Vorrathskammer gewesen, aus der sie ihre Vergleiche und Bilder holten, Vergleiche und Bilder, die so stereotyp und stehend geworden, wie etwa die aus der Mythologie der Alten, welche ihnen nicht ferner stand, als die Rosen und Lilien in ihren Gärten.

Brockes zuerst begann die Dinge sich näher anzusehen und die deutsche Poesie gewissermaßen in die Natur hinaus spazieren zu führen und mit ihr bekannt zu machen. Die Blume, der Baum, das Gras, die Nachtigal, das Alles sind und bleiben ihr keine todten Begriffe, keine leeren Vorstellungen mehr, sondern es werden ihr Gegenstände voll Reiz und Leben, voll geheimnißvoller Symbolik und göttlicher Tiefe, die nun nicht mehr blos da sind, um für die Dichtkunst gemalte Decorationen und Versetzstücke abzugeben, sondern um selbst gewissermaßen zu Aktion und Handlung zu kommen.

Man sieht, wie in Brockes' Gedichten die der deutschen Poesie bis dahin tot geschienene Natur gleichsam lebendig wird, und dies Lebendigwerdenlassen der Natur unter den Schleiern ihrer Verse ist ihr ewiges und unveräußerliches Verdienst, ein Verdienst, dessen Größe wir heutzutage hauptsächlich darum sowenig abzuschätzen wissen, weil wir nicht immer geneigt und beflissigt sind, uns ein rechtes Bild von der deutschen Dichtkunst vor diesem Umschwunge vor die Seele zu führen. Die deutsche Dichtkunst sollte sich stufenweise zu einem neuen Leben bilden, wie Gervinus sagt: „sie fing bei Brockes mit der leblosen Natur an und deutete kaum auf die Thierwelt in wenigen Fabeln oder Parabeln hin; gleich nach ihm ward die Thierfabel ein weitkultivirtes Gebiet; dann ging Klopstock auf den übermenschlichen, Wieland auf den wirklichen Menschen über, bis die Spätern den eigentlichen Vorwurf der Kunst, den idealisirten Menschen trafen."

Aus dieser Betrachtung allein ist es leicht, die Wichtigkeit der Brockes'schen Gedichte abzusehen. Diese Gedichte sind gewissermaßen die Grundstufen unserer ganzen modernen Poesie und es ist also das Lob nicht für übertrieben zu achten, das ihnen zu ihrer Zeit gespendet worden, wenn wir selber auch schon nur noch wenig von ihnen wissen oder hören wollen. Die Wiederholungen und Tüpfeleien, das Gedüftelte und Gelüftelte in den Brockes'schen Versen, die oft nur bloßes Aufzählen von Pflanzen und Steinen, „ein poetisches Wetterjournal" oder „ein gereimter Kalender" (Gervinus)

ſind, können uns natürlich heutzutage nicht mehr anziehen. Sein gutmüthiger und behäbiger Naturenthuſiasmus muthet uns doch manchmal zuviel zu, wenn er glaubt, es ſei uns ein ganz beſonderer Reiz, die Stille nach einem Gewitter in einem poetiſchen Paſſus dadurch am Beſten geſchildert und vergegenwärtigt zu ſehen, daß er gewiſſenhaft alle Wörter vermeidet, die ein r in ſich aufweiſen, oder Betrachtungen über den Braunkohl und eine Waizenähre gibt, von welcher letztern er unter anderm z. B. ſingt:

Nur in einer Waizen-Aehre, ſo daß keins daran gefehlt,
Hab' ich hundertfünfzig Körner mit Verwunderung gezählt.
Und aus dieſer Aehre Wurzel waren ſieben andre Stangen
Nebſt der einen, folglich acht, auf einmal, hervorgegangen;
Dieſe geben nun zwölfhundert. Säete man nun dieſe Zahl,
Könnten ſchon im andern Jahr eine Million, und ferner
Vierundvierzig hundert tauſend vollenkommne Waizenkorner
Davon eingeerntet werden. Welche reiche Fruchtbarkeit
Hat das einz'ge Wort des Schöpfers, das die Frucht gebenedeit,
In das liebe Korn geleget und dem Samen eingeſenket!
Wer erſtaunt nicht, der dies Wunder, recht betrachtend, überdenket!

Doch das iſt noch lange nicht der Gipfel der Abgeſchmacktheit, den wir den Dichter in ſeinen naturſchildernden Gedichten erreichen ſehen. Das Eclatanteſte iſt wol ſeine lange und faſt endloſe Beſchreibung einer außerordentlichen lieblichen Winterwitterung in Ritzebüttel, in welcher er durch mehrere Monate hindurch ein poetiſches Tagebuch führt, das unter anderm Dinge enthält wie die folgenden:

Der erſte Tag des Februars war auch nicht weniger gelinde,
Es war der Himmel zwar bedeckt, es weheten die Süden-Winde

Doch ſanft, ſo daß es gar nicht kalt, das Wetter folglich lieblich war,
Zumal da Nachmittags annoch die Luft erheitert, hell und klar,
Und durch den untergeh'nden Strahl der Sonne alles recht vergüldet.
So Erd' und Waſſer helle ward; es war ein Abendroth gebildet,
So ſchön als man es ſelten ſieht. Ich ſah darauf der Sterne Pracht,
So daß ich mit Entzücken rief: Mein Gott, welch eine ſchöne Nacht!
Am andern Morgen ſchneit' es frühe ſtark, das Feld ward ſchnell
mit Schnee bedecket,
So daß, da aus dem weißen Schnee die grüne Saat die Spitzen
ſtecket,
Was erſt in einem gelben Grünen, im Augenblick ein weißlich Grün
Und wie das ſchönſte Geladen, aus grün und weiß gemiſchtes,
ſchien.
Weil aber doch die Luft nicht kalt, verging der erſt gefall'ne Schnee,
Worauf es denn bis Nachmittag, mit Süden-Winde, regnete.
Die Sonne brach nachhero durch, ſo daß man dieſen Tag wird
können
Zwar nicht ſo ſchön als wie die andern, doch auch nicht ſehr
verdrießlich nennen.

Haben wir ſo nun aber die Lächerlichkeiten und Abſtruſitäten der Brockes'ſchen Dichtweiſe betrachtet, ſo würden wir ihm doch ſehr Unrecht thun, wenn wir dazu im Gegenſatze nicht auch einige Stellen anführen wollten, die uns ſein Talent in ſeiner ganzen Schöne und Pracht erkennen laſſen. So wird z. B. die Nachtigal zuerſt ſo von ihm geſchildert:

Sie läſſet Tag und Nacht zu ihres Schöpfers Ehren
Viel tauſend ſüße Lieder hören,
Womit ſie Feld und Wald, Luft, Herz und Ohren füllt.
Ihr kleiner Hals, woraus ein flötend Glucken quillt,
Lockt, ſchmeichelt, girret, lacht, ſingt feurig, ſchlägt und pfeift;
Erſt zieht ſie lange, dehnt und ſchleift,
Dann wirbelt ſie den Ton, zertheilet, fügt ihn wieder
Und ändert wunderſchnell die angenehmen Lieder:

Faſt aller Singevogel Klang,
Manieren, Melodie, Geſang
Hat der Naturgeiſt, wie es ſcheint,
In einer Nachtigal vereint.

und dann ſpäter noch einmal und ſchöner ſo:

Ich hörte die Sirene der Buſche,
Die wunderſüße Nachtigal,
Wie ſie mit klingendem Gezüſche
Erfüllte Wälder, Berg' und Thal.
Ich hörte ſie bezaubernd ſtreicheln,
Mit holdem Gurgeln Luft und Ohr.
Es brachte ihrer Kehle Schmeicheln
Die Leiter der Muſik hervor;
Sie machte Fugen, Pauſen, Sprünge
Und Contra-Punkte, daß es ließ,
Ob ſie mit tauſend Zungen ſünge
Und in viel hundert Röhren blies.
Bald iſt's, als ob ſie Jemand riefe;
Bald kräuſelt ſie den reinen Schall;
Bald ſenkt ſie ihn in hohler Tiefe
Durch einen angenehmen Fall.
Es läßt, als wären im Geäder
Von ihrem eingeſchränkten Schlund,
Vom Wirbelwind getrieb'ne Räder;
So ſcharf, ſo reinlich und ſo rund
Formiet ihr enger Hals die Töne,
Ja ſelbſt die ſchwerſten ohne Müh',
Ohn' alles Zwingen, hell und ſchöne;
Bald zieht, bald dreht, bald ſchärft ſie ſie;
Kein Fechter ſchwingt ſo raſch den Degen;
Die Wellen wallen nicht ſo kraus;
Kein Pfeil kann ſich ſo ſchnell bewegen,
Als ſie die Noten bringt heraus.
Iſt's möglich, dacht' ich, wohnt ſolch Klingen
So einem kleinen Seelchen bei?

Iſt's möglich, daß von ſolchem Singen
Die Quell' ein tönend Stäubchen ſei?
Ein Federchen, d'rin Ton und Leben?
Und ein beflügelter Geſang?
Ein Schall, ein Hauch, mit Haut umgeben?
Ein ſingend Nichts? Ein bloßer Klang?
In ſolchen forſchenden Gedanken
Vertiefte ſich mein munt'rer Sinn.
Ich ſchloß nach Hin- und Wiederwanken:
Es ſei 'was Himmliſches darin.

In dieſer Weiſe hat in ſeiner guten Zeit Brockes Alles, was er in der Natur rings um ſich ſah, ſo anſchaulich verlebendigt, daß mit Recht von ihm zu ſagen war: ſie enthalte beinahe keine Schönheit mehr, welche nicht durch ſeine glückliche Feder faſt mehr gemalt als beſchrieben worden. Ein malender Dichter oder ein dichtender Maler ſind Bezeichnungen, die ihm oft gegeben worden und die ihm in der That auch zukommen, zunächſt und vor Allem ſchon wegen der bemerkenswerthen glücklichen Benutzung und Anwendung des Epithetons, worin er nach Kennerausſpruch ſogar über Homer hinausragen ſoll. Er iſt gewiſſermaßen der erſte Virtuos des Adjectivs, mit welchem nachdem Goethe und Heine noch ſo erſtaunliche Wirkungen erzielt haben, und das vor Brockes eine ganz dürre, todte bombaſtiſche Maſſe war, eine Maſſe, die mehr verunzierend als dienlich erſchien. Er, der ſeine Gedichte eine „Sinnenſchule" nannte und in der That auch, wie Gervinus ganz richtig ſagt: „die Sinne emancipirte", d. h. die Deutſchen in der Poeſie gleichſam erſt fühlen, ſehen, riechen, kurz Liebe und Verſtändniß zur Natur

finden lehren mußte, er, der das Jubiliren der Lerche, das ſumſende Gemurmel der Biene, das liſpelnde Rauſchen der Blätter, das murmelnde Geplätſcher des Baches, das flüſternde Ziſcheln des ſpitzen Schilfs ſeinen Leſern in Wort und Tonfall nachgeahmt vor die Seele führen wollte: er konnte und mußte natürlich beſondere Gewalt über das Eigenſchaftswort zu gewinnen und es in ſeinem ganzen Reize zu erfaſſen ſuchen. Eben aber auch weil er dies ſuchte, brauchte er mehr Freiheit als ihm der Alexandriner gewähren konnte, deſſen froſtige Enge und Steife dem Beiwort überall Schranken ſetzte. Da nun auch ſchon Richey dieſe Schranken nicht unglücklich durchbrochen und dem Verſe größere Beweglichkeit und Fülle gegeben, ſo benutzte Brockes dieſen Vorgang, ſich durch die gemachte Breſche hinaus in eine größere Freiheit des Rythmus zu wagen und durch dieſes Wagniß den Widerſtand gegen jene Versart allgemeiner zu machen. Wir heutzutage, die wir den Alexandriner ganz geſtürzt und gewiſſermaßen in unſerer Literatur ausgerottet finden, haben keine rechte Vorſtellung mehr von der Macht, die er ausgeübt, und welche doch einſt ſo groß war, daß man das beinahe für kein Gedicht anſah, was nicht in ſeinem Versmaaß erſchien. Es bedurfte alſo gar bedeutender Autoritäten, um ihn zu verdrängen, und dieſe Verdrängung mit angebahnt und vollbracht zu haben, iſt darum auch durchaus keine ſo geringfügige Sache geweſen, als man es nachdem und wunderbarerweiſe ſchon kurze Zeit danach geglaubt hat. Eſchenburg, der

an Schiebeler rügte, daß er Richey's dichterische Talente zu verschwenderisch gelobt und nach dem Maßstabe der allgemeinen Stadtbewunderung beurtheilt habe, tadelt auch das Lobgedicht, mit welchem Friedrich von Hagedorn 1730 seine dichterische Laufbahn von England aus begann, und nannte es das Schlechteste, was Hagedorn geschrieben. Aber ganz abgesehen davon, daß wir das Gedicht so schlecht durchaus nicht finden können, wie man uns einreden will, so ist es zugleich auch so charakteristisch und bezeichnend für die damalige Epoche, daß wir seine Auslassung in der Sammlung der Hagedorn'schen Poesien keineswegs zu billigen im Stande sind und es hier trotz seiner Länge mittheilen wollen, weil es einmal die Schilderung von Brockes' Einfluß und Wirksamkeit am Besten abschließt, und dann in Bezug auf Hagedorn selbst den passendsten Anknüpfungspunkt bietet, der für diesen gefunden werden kann. Das Gedicht lautet folgendermaßen:

Ein starker Zug gerechter Pflicht
Gibt mir, o Brockes, neue Triebe,
Und dein Verdienst, wie meine Liebe,
Erfodert heut ein Lobgedicht.
Ich darf, ich will, ich kann nicht schweigen.
Du nimmst mich durch zu vieles ein;
Und dir mein Herz jetzt nicht zu zeigen
Wird mir gewiß unmöglich seyn.

Zwar denk' ich nicht, ich will's gestehn,
Es könne meiner Musen Lallen
Noch mehr als etwan dir gefallen
Und dich durch ihren Werth erhöhn:

So können dieſe ſchlechten Reime
Der Zeiten Raub dein Lob entziehn,
An dem ſich durch poet'ſche Träume
So Viele ſchon umſonſt verſchrie'n.

3 O nein, dergleichen ſtolzer Wahn
Schleicht ſich noch nicht in die Gedanken:
Mein Verſatz ſetzt ſich eng're Schranken
Und führt mich nur auf ſichre Bahn.
Du kannſt dir ſelbſt ein Denkmal ſtiften,
Das wirklich aller Endlichkeit frei:
Der letzte Leſer deiner Schriften
Stimmt ſtets des Großen Lobſpruch bei.

4 Wer hat, wie du, das weite Reich
Der herrſchenden Natur beſungen?
Wem ſind die Töne je gelungen,
Die deiner Saiten Wohlklang gleich?
Das Anſehn deutſcher Pierinnen
Wird jetzt durch Brockes' Ruhm vermehrt;
Uns ſcheint der Reichthum fremder Sinnen
Schon weniger beneidenswerth.

5 Gleicht Poeſie der Malerei
Und kann in wohlgetroffnen Bildern
Homer, wie der Apelles, ſchildern,
So leg' ich, Brockes, dir beide bei.
Ja doch, wie wir zu ſagen pflegen,
Ein jedes Bild ein ſtumm' Gedicht,
Und alſo ein Gedicht hingegen
Nur eine Malerei, ſo ſpricht.

6 Was zeigſt du nicht für Kunſt, für Fleiß
In der Gemälde ſchönen Zügen,
Womit dein Irdiſches Vergnügen
Uns Himmelsluſt zu machen weiß!

Ein Schatz vollkomm'ner Aehnlichkeiten
Schmückt und bereichert jedes Bild,
So einſt das Auge ſpäter Zeiten
Mit freudiger Bewundrung füllt.

Hier zeigt der Gräen prächt'ger Bau,
Der Wiederſchein der bunten Felder,
Die grüne Nacht der dicken Wälder,
Der Blumen Perlentrank, der Thau,
Der Morgenröthe ſüße Wonne,
Das Sternlicht und der blaſſe Mond,
Der Hauptplaneten Fürſt, die Sonne,
Die in dem güldnen Schimmer thront.

Dies ſcheint auf dem Papier zu ſtehn,
Und hier zu blenden, hier zu ſtrahlen,
So täuſchet uns dein dichtend Malen,
Man glaubt, was du erzählſt, zu ſehn.
Doch nur zu ſehn? Nein, auch zu hören,
(Wo hat der Pinſel dies erregt?)
Wann in der Nachtigalen Chören
Der Reim faſt zwitſchert, lockt und ſchlägt.

Mich däucht, ich ſeh' das Firmament,
Mich däucht, ich hör' der Winde Blaſen,
Der Schloſſen Sturz, der Wetter Raſen,
Das Wolken bricht und Aeſte trennt.
Mich ſchreckt das donnernde Gebrülle,
Das deiner Worte Schwall beſchreibt,
Bis bald des Reimes ſanfte Stille
Mein Herz zur ſichern Ruhe treibt.

Ich führe keine Lichter an,
Dich über ſie hinaufzurücken;
Dein Vers kann uns ſo ſehr entzücken,
Daß man an ſie kaum denken kann.

Man muß dich ungetheilt lieben,
Weil man dich unvergleichlich find't,
Und, daß auch Andre ſchon geſchrieben,
Der, ſo dich lieſt, ſich kaum beſinnt.

Ein Seufzer, ein gereimter Schwur;
Der Wangen (nicht der Gärten) Roſen;
Ein Lob, den Schönen lieb zu koſen;
Ein Ach! das aus dem Busen fuhr:
Schien, eh' du ſchriebſt, der Dichtkunſt Stärke,
Und jeder Dichter, der ſich fand,
Beſang ſonſt keine Wunderwerke,
Als ſeiner Iris Mund und Hand.

Allein es hat mit Recht dein Kiel
Sich was Fürtrefflicher's erleſen;
Sein Vorwurf iſt das höchſte Weſen,
Der erſten Weisheit würdig's Ziel,
Die Kraft, in der wir ſind und leben,
Der Gott, durch den die Kräuter blühn,
Auf deſſen Wink Gebirge beben,
Sich Flüſſe wenden, Meere fliehn.

Durch dich, o Brockes, angeführt
Kann ich die Tiefen und die Höhen
Der weisheitsvollen Andacht ſehen,
Die Licht und Erd' und Meer gebiehrt.
Wer wünſchet nicht dem Dichter Segen,
Der Gottes laut're Lieb' erweckt,
Und uns zur Ehrfurcht zu bewegen,
Den Schöpfer im Geſchöpf entdeckt?

O ſeel'ges Dichten! Heil'ge Müh'!
Dem Herrn der Herren Lob zu ſingen.
Gewiß, es iſt von allen Dingen
Nichts tauglicher zur Poeſie.

Sie ſang die allererſten Lieder
Den Göttern in dem Alterthum,
Und du giebſt ihr die Andacht wieder,
Allein dem wahren Gott zum Ruhm.

Ein ſolcher Vorzug krönt dein Haupt
Mit ewig friſchen Lorbeerzweigen,
Die ſich um wenig Schläfen beugen,
Seitdem ſie Opitz's Haar umlaubt,
Die nur der Preis der beſten Aleten,
Der Lohn der ſchönſten Lieder ſind,
Von den' der Pöbel der Poeten,
Der ſchmutz'ge Schwarm, kein Blatt gewinnt.

Beglückte Teutſchen! kommt und ſeht
Den Werth der Brockes'ſchen Gedichte,
Drin ſoviel Blumen, ſoviel Früchte,
So viele Zier und Majeſtät,
Soviel Erbauung, ſoviel Leben,
So viele Wahrheit, ſoviel Geiſt,
Gelegenheit zum Zweifel geben,
Durch was Er ſich am größten weiſt.

Erkennet dies und legt dabei
Die Laſt der Vorurtheile nieder,
Als ob der Schall der fremden Lieder
Weit ſchmeichelnder als unſrer ſei.
Erwacht aus euern blinden Träumen
Und ſchaut den Schatz, den ihr beſitzt,
Und ſprecht, ob dann in andern Reimen
Ein rein' und licht'res Feuer blitzt.

Erlernt der teutſchen Sprache Kraft,
Erlernt wie weit ſie ſich erſtrecket,
Und wißt, wie bündig ſie entdecket
Der Körper Form und Eigenſchaft.

Darf man ob ihrer Armuth klagen,
Da ſie uns ſolche Wunder lehrt,
Wovon das Kleinſte vorzutragen
Ein Nachdruck ſelt'ner Art gehört?

Die Schonheit, die ein Werk enthalt,
Iſt eine Luſt den klugen Meiſtern:
Der iſt nicht von den kleinen Geiſtern,
Dem Brockes vor Andern wohlgefallt.
Was wir am Mare loben müſſen,
Reizt Kenner nur, nicht Jedermann,
Und Brockes zu bewundern wiſſen,
Zeigt Witz, Geſchmack und Einſicht an.

O Dichtkunſt! Die du meine Bruſt,
Die dir geweihte Bruſt regiereſt,
Und mich durch jene Hoheit rühreſt,
Die Flaccus zu erreichen wuſt':
Beliebe ferner Geiſt und Triebe
Und ſtarke mich ohn' Unterlaß,
So in des theuren Brockes Liebe,
Als in gemeiner Sänger Haß.

VIII.

Friedrich von Hagedorn, Daniel Schiebeler, Chriſtoph Chriſtian Sturm, Joachim Eſchenburg, Johann Wilhelm von Archenholz und Adolf Friedrich von Hennings.

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 zu Hamburg geboren, wo sein Vater, ein königlich dänischer Conferenz- und Staatsrath, als Minister bei dem niedersächsischen Kreise in Funktion stand. Wie in allen Familien, aus deren Schooß irgend ein berühmter Künstler hervorgegangen, verdem gewöhnlich Sinn, Neigung und Versuche zu eben dieser Kunst sich von Generation zu Generation vererbt und solange gesteigert zu haben pflegen, bis denn endlich jene incarnirte Vollendung derselben aus ihr zum Vorschein kommt, so erfahren wir denn auch hier, daß die Hagedorn'sche Familie schon durch mehre Geschlechter hindurch Lust und Liebe zur Poesie in sich getragen und namentlich in dem Vater unsers Dichters die Literatur sich einen so warmen Freund und Gönner erworben hatte, daß er nicht nur am liebsten mit Schriftstellern wie Feind, Wernike und Richey Umgang hielt, sondern, wie wahrscheinlich, hie und da wol auch selbst einmal einen dichterischen Ansatz nahm. Seinem Sohne Friedrich,

der ihm auf das Glücklichste nacheiferte, scheint er nicht nur in gesteigertem Maaße jenes Talent, sondern auch viel von seinem Wesen und Temperamente eingeimpft zu haben; wenigstens finden wir, wenn wir von den Eigenschaften, die Diesen charakterisiren, auf die des Vaters zurückblicken, bei Jenem denselben leichten Sinn, die gleiche wohlgemuthe Lebensanschauung und die ganz ähnliche heitere Sorglosigkeit, alles Attribute, die den alten dänischen Herrn gewiß stets und überall sehr liebenswürdig haben erscheinen lassen, aber am Ende doch wol nicht wenig beitrugen, die Verhältnisse seines nicht unansehnlichen Vermögens zu erschüttern. Die Nachrichten jener Zeit melden zwar, daß Wasserfluthen und Gewitterschäden, die seine Besitzungen im Holsteinischen verwüsteten, die Hauptschuld seines Ruins tragen; allein es wird doch auch eine Bürgschaft von 6000 Thalern, die er ein wenig leichtsinnig für einen Bekannten gestellt und bezahlen mußte, sowie manches Andere erwähnt, das darauf schließen läßt: er habe nicht eben zum Besten haushgehalten. Soviel ist verbürgt, daß, als er 1722 starb, seine Witwe, eine geborene Hamburgerin, in Umständen zurückblieb, die es ihr nur schwer möglich machten, ihre Söhne auf der Universität, die sie bald danach bezogen, nicht am Nöthigsten Mangel leiden zu lassen.

Friedrich, welcher seine Jugend ausschließlich in Hamburg verlebte und hier, wo fremde Sprachen von jeher viel getrieben worden waren, sich in diesen früh so vervollkommnete, daß er schon als Knabe italienische

und französische Verse machte, widmete sich in Jena dem Studium der Rechte und scheint im Sinne gehabt zu haben, die Laufbahn seines Vaters zu erwählen; wenigstens treffen wir ihn schon 1729 bei dem dänischen Gesandten, dem Freiherrn von Söhlenthal, in London als unbesoldeten Sekretär oder Attaché. Da ihm aber der Aufenthalt in der theuern Themsestadt auf die Länge zu kostbar wurde und er es nicht übers Herz bringen konnte, seiner armen Mutter noch auf unbestimmte Zeit hin mit allen seinen Bedürfnissen zur Last zu fallen, so gab er seine Stellung bereits 1731 wieder auf und kehrte nach Hamburg zurück. Nachdem er hier im folgenden Jahre seine Mutter durch den Tod verloren, erhielt er 1733, vermuthlich infolge seiner englischen Connexionen die Stelle als Sekretär bei dem englischen Court, die ihm bei einem Jahrgehalt von hundert Pfund und freier Wohnung nicht nur viele Muße, sondern auch eine sehr angenehme glückliche Unabhängigkeit zustatten kommen ließ. Noch in demselben Jahre verheirathete er sich mit der nicht schönen und bereits alternden Tochter eines englischen Schneiders, Butler, wie man sagt, weil er diesen für sehr reich ansah und ein ansehnliches Vermögen zu erlangen hoffte, eine Hoffnung übrigens, die ihn sehr betrog und durch deren Vereitelung das leichtsinnige Eingehen seines Ehebündnisses auf eine ziemlich harte Weise bestraft worden ist und noch mehr bestraft worden wäre, wenn angeborener Frohsinn und eine unverwüstliche gute Laune ihn nicht

leicht über alle Mißverhältniſſe ſeines Lebens hinauszuheben im Stande geweſen wären. Er ſtarb am 28. Oktober 1754, nach einer Mittheilung Leſſing's an der Waſſerſucht, die er ſich durch ſein unmäßiges Trinken zugezogen.

Nachdem wir ſo von der wenig bedeutſamen und keineswegs fleckenloſen zeitlichen Exiſtenz Hagedorn's gehandelt, wenden wir uns nun um ſo freudiger zu ſeiner andern in unvergänglichem Ruhme ſtrahlenden poetiſchen, die uns mit ungleich höherm Reſpekt und größerer Verehrung erfüllt. Mit Recht nennt Vilmar in ſeiner Literaturgeſchichte die Poeſie dieſes Dichters die erſte gute Frucht, welche die zwei Jahrhunderte lang nur ſchädlich, ja oft gradezu nur giftig auf unſere deutſche poetiſche Literatur einwirkende klaſſiſche Philologie getragen; und Danzel, der ihm darin beipflichtet, meint: daß, nachdem man gewahr geworden, wie der Gehalt der alten Dichter nur der ganz einfach menſchliche ſei, der auch in uns Neuern lebe, und man zuerſt angefangen, ſie in dieſem Sinne zu leſen, dann nachzuahmen, ſich Hagedorn endlich zuerſt und mehr als Andere erkühnt habe, das rein Menſchliche ganz allein ohne das Gängelband der antiken Nachahmungen und ohne den Fallhut der antiken Regeln in die Welt hinein ſchreiten zu laſſen, damit den Reigen der dichteriſchen Neuzeit eröffnend.

Leſſing, der, wie wir ſchon geſehen haben und ſeine Collectaneen beweiſen, von Hagedorn's Perſönlichkeit und Charakter durchaus nicht groß dachte, miskannte den-

noch ſeine Bedeutung nicht, und indem er ihn für den größten Dichter ſeiner Zeit erklärte, begann er, auf ſeinen Vorgang geſtützt, die von jenem angebahnte Regeneration und Selbſtändigkeit der deutſchen Literatur ſo nachhaltig und conſequent zu proklamiren, daß von da ab dieſelbe denn auch zuerſt anfängt, einen eigenen und nationalen Charakter zu erhalten. Daß aber Hagedorn allen andern Poeten ſeiner Epoche voran dieſe Entwickelung einzuleiten die Befähigung und Macht erhielt, hängt aufs Genaueſte mit dem Leben und den literariſchen Vorgängen in Hamburg zuſammen, wie wir das eine ſowol als die andern uns bereits am gehörigen Orte vergegenwärtigt und hier daher nur kurz ins Gedächtniß zurückzurufen haben, um ſogleich das Richtige der Sache einzuſehen.

Hagedorn fand in ſeinem älterlichen Hauſe wie in ganz Hamburg ein behäbiges, glückliches Leben, ein Leben, in dem es ſich wohlſein ließ. Die Wiſſenſchaft hatte darin große und praktiſche Vertreter gefunden, die Literatur eine Regſamkeit und Friſche gewonnen, wie faſt nirgendwo anders in Deutſchland. Von dem ſterbenden Paul Flemming war hier in ſeinen zurückgelaſſenen Gedichten ein fortzitternder Nachhall geblieben; Feind's Genie zuckte und loderte nach allen Enden hin und gab der Literatur Beweglichkeit; Wernike ſtürzte den falſchen und ſchlechten Geſchmack, Richey gab der Poeſie, in Dem, was Form und Maaß betrifft, die Zügel frei und Brockes endlich eroberte ihr die Sinne, d. h. den Reiz der Empfindung, den Zauber des Ge-

fühls. Auf dieſe Errungenſchaften fußend, kam nun Hagedorn aus England, um ſeinem anmuthigen dichteriſchen Naturelle die weitgreifendſte Wirkung zu verſchaffen, die bis dahin ein deutſches poetiſches Talent ſich zu erwerben im Stande geweſen war.

Daß England damals grade im beſten Zuge war, die über Holland ihm zugeführte klaſſiſche Bildung in ſich zu verarbeiten und zu verwerthen, haben wir bereits in unſerer Einleitung angegeben, und dort auch geſagt, daß ſie von jenem Eilande herüber zuerſt nach Hamburg überaeleitet wurde. Bei dieſer Ueberleitung nun ſteht Hagedorn in erſter Reihe, denn er iſt es, der durch die Schriften des Grafen Shaftesbury und deſſen moderne Auffaſſung des Horaz angeregt, nun auch ſeinerſeits anfängt, den Geiſt dieſes klaſſiſchen Autors in die Adern der deutſchen Poeſie überzuführen.

Eine ſolche Ueberführung zu bewerkſtelligen und zu ermöglichen, war aber Hamburg beſonders deswegen auch der ſehr geeignete Ort, weil hier zu dem innern Antriebe auch ſchon die äußern Umſtände paßten. Als die feinern Künſte und Wiſſenſchaften nämlich aus Griechenland und Italien her über Frankreich, Holland und England die Tour um die Welt zu machen begannen, nahmen ſie, gewiſſermaßen von ihrer Wiege her an einen ewigen Frühling der Natur gewöhnt, in ihrem Gefolge auch Flora und ihre Kinder mit. Frankreich, Holland und England waren eins nach dem andern zu herrlichen Gärten und auch Hamburg, nur angeweht von der klaſſiſchen Bildung, ſofort, wie es

in Auslaſſungen jener Tage heißt: „zu einem irdiſchen Paradieſe geworden.“

In dieſem irdiſchen Paradieſe hatte nun zuerſt Brockes den Sinn für die Natur geweckt, und Hagedorn, ihm dafür dankend und anknüpfend daran, zu dieſem für die Natur erweckten Sinne die wohllebige, rein menſchliche Luſt und Freude gebracht. Er zuerſt ſang und dichtete im Genuß der Natur, und die Natur ward hier zuerſt zu jenem Element geiſtiger Schönſchmeckerei, das wir ſpäter übermäßig ausarten und Leſſing ſchon zum Ekel werden ſehen. In Hagedorn war es aber noch ein ganz praktiſches und geſundes dichteriſches Moment, ein Moment, das den zarteſten und höchſten Reiz ſeiner Poeſie ausmacht und ſie ſo ungebunden, ſchwellend, neckiſch und graziös, wie keine andere deutſche vor ihr erſcheinen läßt.

Hagedorn ſelbſt, ein Lebemann im wahren Sinne des Worts, ein guter Geſellſchafter, anerkannter Gourmand und Trinker, liebte daneben die Erholung auf einſamen Spaziergängen und die Süßigkeit des Landlebens mit Leidenſchaft. Seine Wanderungen zu einer breitäſtigen Linde in Harvſtehude waren in ganz Hamburg ſo bekannt, daß man dieſem Baume ſeinen Namen gab und ſie allgemein Hagedorn's Linde nannte, eine Benennung, die der Himmel, wie es ſcheint, ſo gutdieß und in Ehren hielt, daß er kurz nach Hagedorn's Hinſcheiden durch einen niedergeſchleuderten Blitz die Linde wegraffend, dadurch verhinderte, daß die Lieblingsſtelle eines Dichters zum Erholungsplatze für Pfahl-

bürger und Philister wurde. Der Baum, der noch jetzt wol im Munde dankbarer Hamburger die Bezeichnung von Hagedorn's Linde führt, ist ein anderer und nicht der echte mehr. Dies Harvestehude und die Alster hat übrigens Hagedorn mehrfach sehr glücklich besungen.

In seinem Benehmen soll Hagedorn bescheiden, artig und gefällig gewesen sein und in seinen Gewohnheiten so bürgerlich, daß sein Bruder Ludwig ihn mehrfach daran zu erinnern sich veranlaßt fand, das von vor seinem Namen nicht wegzulassen. Lessing, der viel an ihm aussetzt, sagt unter anderm auch von ihm: „Dieser Mann, der in seinen Schriften so vorsichtig, so anständig und so gutherzig war, war in seinem mündlichen Umgange äußerst beißend und beleidigend"; allein soviel er dies in Gesellschaft auch war, und er war es da wol nur, wenn der Wein ihn angeregt und über sich selbst hinausgehoben; im Gedicht, der Natur und seinem Ingenium überlassen, ist er es, wie ja eben auch Lessing einräumt, nie gewesen. Da war Alles an ihm nur Gutmüthigkeit, Frohsinn und gefällige Laune, wie wir dies nur durch einige wenige Beispiele belegen wollen.

Wen ergötzte nicht sein Lied „An die Freude", das da lautet:

Freude, Gottin edler Herzen
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich!

Munt're Schweſter ſüßer Liebe!
Himmelskind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der ſeinen Schatz bewachet,
Sinnreich ſcherzt und ſingt und lachet,
Iſt kein karger König gleich.

Gib den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Jungen,
Neue Fertigkeit den Jungen
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterſt, holde Freude!
Die Vernunft
Flieh' auf ewig die Geſichter
Aller ſauern Splitterrichter
Und die ganze Heuchlerzunft!

Wie ſchalkhaft heiter iſt nicht ſeine Verſpottung der „verliebten Verzweiflung", die er auf folgende Weiſe perſifflirt:

Gewiß, der iſt beklagenswerth,
Den ſeine Göttin nicht erhört,
Dem alle Seufzer nichts erwerben.
Er muß faſt immer ſchlafen ſein,
Und weinen, girren, winſeln, ſchrei'n,
Sich martern und dann ſterben.

Grauſame Laura! rief Pedrill,
Grauſame, die mein Unglück will,

Für dich muß ich noch heut' erblaſſen.
Stracks rennet er im vollen Lauf
Die an des Hauſes Dach hinauf
Und — guckt dort in die Gaſſen.

Bald, als er Büchſen ſah und roch,
Betragt er ſich: Wie, leb' ich noch?
Und zog ein Meſſer aus der Scheiden.
O Liebe, ſagt er, deiner Wuth
Weih' ich den Mordſtahl und mein Blut:
Und — ſtutzt an Brod zu ſchneiden.

Nach glücklich eingenommnem Mahl
Erwägt er ſeine Liebesqual
Und will nunmehr durch Gift erbleichen.
Er öffnet eine Flaſche Wein
Und läßt, des Giftes voll zu ſein,
Sich — noch die zweite reichen.

Hernach verflucht er ſein Geſchick
Und holet Schemel, Nagel, Strick,
Und ſchwört: nun ſoll die That geſchehen.
Doch ach! was kann betrübter ſein?
Der Strick iſt ſchwach, der Nagel klein, —
Der Schemel will nicht ſtehen.

Er wählt noch eine Todesart,
Und denkt, wer ſich erſäuft, der ſpart,
Und darf für Gift und Strick nicht ſorgen.
Drauf gähnt er, ſeufzet, eilt zur Ruh',
Kriecht in ſein Bett und deckt ſich zu
Und — ſchläft bis an den Morgen.

Von ſeinen Fabeln, Erzählungen und einfachen Liedern einige anzuführen, brauchen wir wol nicht zu unternehmen, da die Mehrzahl derſelben bekannt und noch heut im Munde, zum Mindeſten der Jugend, lebt.

Daß er, wie alle großen Geister, höchst bescheiden über sich und sein dichterisches Thun gedacht hat, beweisen nicht nur die Strophen „An die Dichtkunst", womit er seine Lieder einleitet und worin es heißt:

Den jetzt an Liedern reichen Zeiten
Empfiehl' ich diese Kleinigkeiten;
Sie wollen nicht unsterblich sein.

sondern auch die steten Ueberarbeitungen und Ausfeilungen, welche er mit seinen Versen durch sein ganzes Leben hindurch unablässig vorgenommen hat und welche diese denn auch so sauber, glatt und fließend erscheinen lassen, daß sie noch heute als fein und elegant angesehen werden können. Es ist nicht ohne Grund, daß Wieland ihm den feinsten Geschmack zugestand und Lessing eine Stelle aus der Vorrede zu den ersten von ihm erschienenen Gedichten hervorhebend, meinte, sie verdiene angeführt zu werden, weil der Dichter daran schon damals seine Manier sehr treffend charakterisirt. Diese Stelle lautet: „Die Anmuth mit der Tiefsinnigkeit, das Feuer mit der Ordnung und Reife, die Schönheit wohlgewählter Worte mit der Schönheit neuer Gedanken, die Natur mit der Kunst zu verbinden und hierbei Abwege und Ausschweifungen zu vermeiden, schien mir jederzeit nichts Geringes; und meine Eigenliebe war nie leichtgläubig genug, um sich mit der süßen Einbildung zu schmeicheln, daß ich diese Stufen wirklich beschreiten können."

Wie es eine Eigenheit der Thoren ist, sich sogleich mit der Erreichung einer Sache zu brüsten, die sie eben

nur zu erſtreben angefangen, ſo iſt es eine andere bedeutender Köpfe, das noch als zu erwerbend zu betrachten, was ſie längſt ſchon inne haben. Auch bei Hagedorn iſt etwas Aehnliches der Fall. Er documentirt eine Sehnſucht nach Stufen dichteriſcher Vollkommenheit, die er bereits vollſtändigſt eingenommen hatte. Er hatte die Anmuth mit der Tiefſinnigkeit, das Feuer mit der Ordnung und Reife, die Schönheit wohlgewählter Worte mit der Schönheit neuer Gedanken, die Natur mit der Kunſt bereits verbunden, als er dieſe Verbindung nur erſt noch als zu vollziehen angab. Jenes erſte von uns citirte Lied auf Brockes trägt ſchon deutlich die Spuren davon und muß daher als bezeichnend für ihn und ſein Auftreten angeſehen werden.

Seine erſten dichteriſchen Verſuche erſchienen 1729 und „verſprachen", nach Leſſing's Ausſpruch, „den Mann nicht, der er in der Folge ward." Seine Fabeln gab er 1738 heraus und ſeine Oden und Lieder 1751; 1754, noch kurz vor ſeinem Tode, ließ er dieſe in einer vermehrten Auflage erſcheinen. Mit ihnen vorzugsweiſe machte er ſich zum Vater der deutſchen Lyrik, als welcher er denn unvergeßlich in unſerer Literatur wird müſſen gefeiert werden, man mag ſonſt gegen ihn ſagen und ſchreiben was man will.

Daß Hamburg, deſſen populärſter und berühmteſter Bürger er ſeinerzeit geweſen, ihm kein öffentliches Denkmal errichtet, wie oft gefodert worden, iſt ein Verſäumniß, das unter allen Umſtänden zu rügen bleiben wird. Umſomehr aber auch muß es Sache der

Literatur sein, sein Andenken in der Vaterstadt lebendig zu erhalten. Soviel Fehler und Schwächen er auch gehabt haben mag, er war und bleibt ein dichterischer Genius von bezauberndstem Glanze und so unerschüttert und fest in seiner Stellung, daß ihn keine, auch die strengste Kritik und selbst seine eigene nicht daraus zu verdrängen im Stande sein wird.

Merkwürdig ist, daß das, was Lessing nach ihm kritisch ausgefochten hat, von ihm in ähnlicher Art beabsichtigt gewesen zu sein scheint. Vielfach und oft wenigstens äußerte er sich, daß er im Alter kritische Briefe schreiben und so der Welt durch klare und überzeugende Schärfe des Urtheils denjenigen Nutzen leisten wolle, den er ihr dichtend nicht mehr zu erzeugen vermögend sein würde. Und daß er Sinn, Geist und Geschmack genug besaß, eine solche Aufgabe zu erfüllen, belegen nicht nur die Anmerkungen, die er zum Horaz schrieb, sondern auch die vielen andern Einfälle und Gedanken, die er auf weiße Kartenblätter schrieb, welche er in einem eigens dazu angefertigten Futterale stets bei sich zu tragen pflegte. Die Maxime der berühmten Königin Christine von Schweden: „la lecture est une partie des devoirs d'un honnête homme" hatte er sich außerdem so gewissenhaft zum Gesetz gemacht, daß wol kaum Jemand sich größerer Belesenheit rühmen konnte als er. Noch auf seinem Todbette las er und über dem Lesen soll er auch gestorben sein, und zwar so ruhig und ihm selbst unerwartet, daß man nach seinem Tode ihn noch mit dem Buche in der Hand gefunden hat.

„Kein Weiser haßt die Welt", war sein Wahlspruch und in diesem Wahlspruch liegt der Schlüssel zu seinem Charakter, wie zu seiner Poesie, einer Poesie, die gleich von Anfang an so gefällig und liebenswürdig erschien, daß sie von allen und auch den verschiedensten Seiten her anerkannt wurde. Obgleich damals grade der Streit zwischen Gottsched und den Schweizern, d. h. Bodmer, Breitinger und deren Anhang am Heftigsten entbrannt war, und obwol Hagedorn selbst mehr Sympathie für die Letztern als den Erstern empfand, auch von Jenen, namentlich von Breitinger gegen Triller, jenen lächerlichen Anhängsel Gottsched's in die Höhe gehoben wurde, so nickte doch auch dieser steifleinene Diktator des damaligen deutschen Parnasses beifällig den Versen Hagedorn's zu. Hagedorn's Poesie war eben zu einschmeichelnd, zu anschmiegend und gefällig, als daß sie nicht auch jenen Pedanten bezaubert hätte, der in Deutschland keine gebietende Akademie vorfindend, sich in den Kopf gesetzt hatte, die Macht und den Einfluß einer solchen sich anzumaßen, eine Anmaßung, in der er sich auch wirklich behauptete, bis die Schweizer, Haller und Drollinger im Gefolge, sowie die Verfasser der „Bremer Beiträge" und der Einfluß Lessing's ihn stürzten. Alle drei Elemente aber waren auf Hagedorn's Vorgang basirt und so finden wir, daß grade derjenige gegnerische Autor, der von Gottsched kopfnickend geschont ward, ihnen Allen Mittel und Wege zeigte, den literarischen Usurpator in Leipzig zu vernichten, eine Begebenheit, die wir oft bei Macht-

habern aller Arten eintreten sehen können. Sie vernichten und zerschmettern Alles, was ihnen im Wege steht, nur oft in ihrer Blindheit das Eine nicht, woran sie wirklich und in der That zugrunde gehen müssen. Die gefällige Poesie Hagedorn's, der auch Gottsched ein Lächeln schenkte und die er in ihrer spielenden Art für durchaus ungefährlich hielt, wies Lessing auf die deutsche Originalschöpfung, beeiferte die Schweizer und ließ in den Verfassern der „Bremer Beiträge" jenen rebellischen Geist ausbrechen, welcher unter Gottsched's Augen und Autorität hervor die Literatur zu reformiren und sein Ansehen zu vernichten begann.

Ehe wir indeß diese poetische Revolution, die ganz von Hamburg aus datirt, näher und weiter verfolgen, müssen wir hier zunächst noch einen Blick auf die lokaleren Vorgänge in Hamburg richten, die jenen Aufstand nicht nur vorbereiten, sondern ihm auch nachher als mächtigster Succurs gedient haben, wir meinen die dichterischen Nachfolger Hagedorn's und im Anschluß an diese die hamburger Journalistik, die zuerst um diese Zeit beginnt sich bemerkbar zu machen.

Allen voran ist da Daniel Schiebeler zu nennen, der 1741 im März zu Hamburg geboren, erst in Göttingen und dann in Leipzig studirte, 1768 am letztern Orte Doctor der Rechte und noch in demselben Jahre in seine Vaterstadt zurückgekehrt, Kanonikus des hamburgischen Domkapitels wurde, in welcher Eigenschaft er schon am 19. August 1771, im 31. Jahre verschied. Immer kränklich und infolge dieses Zustandes

im höchſten Grade hypochondriſch, liebte er außer Muſik und Schauſpielkunſt nur noch den Umgang mit Frauen und beſonders den von Künſtlerinnen, die er Goeze, Wittenberg und Andern zum Trotz häufig und glücklich beſang. Auch im Drama und beſonders in Texten zu Singſpielen verſuchte er ſich, indeß können dieſe Verſuche nicht eben einen beſondern Werth zugeſtanden erhalten. Sie ſind matt und ſchwächlich in der Diktion und dürftig im Entwurf. Hervorragender iſt er in der Romanze, wo er, Hagedorn's Ton aufgreifend, über Löwen hinaus, ſchon ein wenig die populäre Manier Bürger's anklingen läßt, freilich auch mit dem ganzen Beigeſchmack von deſſen Lascivität.

Wir wollen hier ſtatt jeder weitern Kritik einige ſeiner Lieder als Proben geben. Ein „Petrarchiſches Lied" lautet:

Schönſte meiner Lebensſtunden!
Ach, wie ſchnell biſt du entflohn!
Was mein Herz in dir empfunden,
War der reinſten Triebe Lohn.

Sei mit deinen Dunkelheiten,
Ewig heilig ſei du mir,
Wald, in deſſen Einſamkeiten
Daphne ſaß, und ich mit ihr!

Ach! wie oft führt deinem Schatten
Angenehmer Gram mich zu!
Wo ſie ſaß, auf jene Matten,
Sink' ich hin und athme Ruh'.

Glanz ergoß aus ihren Blicken
Sich durch deiner Bäume Nacht;
Alles fühlte mein Entzücken,
Ihrer Stimme Wundermacht.

Deine Sänger horchten nieder,
Stumm vor ihrer Siegerin;
Zephyr senkte sein Gefieder,
Sanfter floß der Bach dahin.

O, wie sprach aus jedem Zuge
Er, der Geist, der sie belebt,
Sie mit täglich stärkerm Fluge
Ueber diese Welt erhebt!

Wie zerfloß mein Herz in Thränen,
Dieses Herz, von Dank entzückt,
Für den Vater alles Schönen,
Der sein Bild ihr eingedrückt.

Von der Erde losgewunden
Schwang ich mich zu seinem Thron.
Schönste meiner Lebensstunden,
Ach, wie schnell bist du entflohn!

Dieser ernste und sentimental schwärmerische Ton, obwol in den Liedern Schiebeler's mehrfach angeschlagen, ist dennoch nicht der vorwaltende darin. Am häufigsten verschafft sich ein neckisch satyrischer Geltung darin, wie er z. B. in den nachfolgenden Gedichten gefunden wird und da manchmal sogar entfernt an Heine erinnert, wenigstens in dem, was die Pointe derselben ausmacht.

Der gute Rath.

Warum ſo blaß, ſo traurig, du Verliebter?
Wenn ihren Stolz ein heitrer Scherz nicht bricht,
O glaub' es, ein Betrübter
Gewinnt ſie ewig nicht.

Warum verſchließt die Lippen dir der Kummer?
Beweget ſie kein Mund, der zärtlich ſpricht,
O glaub' es mir, ein Stummer
Bewegt ſie ewig nicht.

Auf! laß' dein Herz ſich nur mit Muth beleben
Gib ihr einmal die Sinth recht zu verſtehn;
Will ſie ſich dann nicht geben,
Laß' ſie zum Henker gehn!

Der Fall des Vulkanus.

Die hohen Götter zechten,
Und dem Neptun zur Rechten
Saß Cytherne Königin.
Nie ſeines Argwohns müde,
Horcht oft der Gott der Schmiede
Auf ihre Reden hin.

Er flucht des Schmauſes Länge,
Der Stuhl wird ihm zu enge,
Und endlich ſpringt er auf;
Nach ſeiner Gattin Seite,
Der er mit Mienen dräu'te,
Eilt' er im vollen Lauf

Allein, indem er rennet,
Nichts hört und nichts erkennet,
Von blinder Wuth entbrannt,

Kommt er zu Jovens Sitze
Und läuft dem Gott der Blitze
Den Becher aus der Hand.

Wie zürnt der Gott der Götter!
Er wirft im Donnerwetter
Den Wilden aus der Thür.
Er taumelt durch die Lüfte,
Wird lahm an einer Hüfte
Und bleibt es fur und für.

Ihr Männer, die Geschichte
Dient euch zum Unterrichte.
Gebt treuem Rath Gehör;
Folgt ihr dem eitlen Scheine,
So brech' euch Zeus die Beine
Und noch ein Bischen mehr.

Neben diesem weltlichen Dichter dürfen wir nun aber auch einen geistlichen nicht vergessen, den Hamburg um jene Zeit in Christoph Christian Sturm, Pastor an der St.-Petrikirche, besaß. Wie Goeze war auch er von Magdeburg her nach Hamburg berufen worden, aber jenem zelotischen und finstern Geiste gegenüber ganz das Gegentheil: die wahrhaft christliche Aufgeklärtheit und Milde.

Da wir über seine nähern Lebensumstände nichts weiter wissen als daß er von 1777—86 in Hamburg war, in welchem Jahre er da verstarb, so theilen wir zu seiner Charakterisirung eine Stelle aus jenen „Briefen über Hamburg" mit, die wir in unserer Einleitung schon erwähnt und welche von ihm sagen: „Schon auf seiner freien Stirne und in seinem freundlichen Ge-

ſichte lag unverkennbare Redlichkeit und innere Ueberzeugung von dem, was er lehrte; Alle, die ihn kannten, ſind darüber ganz einig, daß er die Tugend nicht blos Andern empfahl, ſondern ſie ſelbſt übte. Er war ein liebenswürdiger Geſellſchafter und ein warmer, thätiger Freund. Er predigte mit vieler Wärme und Herzlichkeit, ſprach ſehr gut und oft ſchön, declamirte vortrefflich und riß den Zuhörer nicht ſelten ganz mit ſich hin." Seine „Lieder und Kirchengeſänge", welche 1780 im Druck erſchienen, belegen das hier über ihn Ausgeſprochene in mehr als einer Weiſe, denn ſie ſind mehr oder minder alle ſchlicht, verſtändig, warm gefühlt und fließend niedergeſchrieben. Zur Probe ſei hier eines derſelben „Gottes Größe in der Natur" mitgetheilt. Es lautet:

Groß iſt der Herr! Von ſeiner Macht
Erzählen Himmel, Erd' und Meere.
Ihn preiſt die ſternenvolle Nacht,
Die Sonn' und aller Sonnen Heere.

Ihn rühmt die blühende Natur,
Ihr Schmuck und ihres Segens Menge;
Die Frucht der garbenſchweren Flur
Sind ſeiner Allmacht Lobgeſänge.

Ihn preiſt in ſeiner Felſenkluft
Des Löwen furchtbares Gebrülle;
Der Rabe, der um Speiſe ruft,
Der Wurm in ſeines Staubes Hülle.

Der Rebenberg, das Wiesenthal,
Der Schmerlenbach, der Auen Blüthe,

Die Luft und jeder Sonnenstrahl
Verkündigt des Allmachtgen Güte.

Des Westes Kühlung sendet Er,
Den Donnersturm in Ungewittern.
Er spricht! Und still ist Erd' und Meer!
Er spricht! Und Meer und Erde zittern!

Vom Aufgang bis zum Niedergang,
Von hier bis zu den fernsten Sphären,
Schallt der Geschöpfe Lobgesang
Zu unsers Weltenschöpfers Ehren.

Groß ist der Herr! Zu ihm empor
Soll meine frohe Seele dringen.
In aller Creaturen Chor
Soll meines Liedes Jubel singen.

Ist nun freilich zunächst in diesem Liede, wie in allen Liedern Sturm's der Brockes'sche Einfluß unverkennbar herauszuspüren, so muß man doch wenigstens eingestehen, daß er damit gut zu wirthschaften und Würdiges zu leisten vermocht hat, ganz wie Johann Joachim Eschenburg, der am 1. December 1743 in Hamburg geboren, gleich ihm geistliche Lieder gedichtet, sich aber zumeist durch die Fortsetzung der von Wieland begonnenen Uebersetzung des Shakspeare bekannt gemacht hat. Nachdem er in Leipzig Theologie studirt, Gellert's Aufmerksamkeit erregt und sich die Freundschaft von Weiße, Zollikofer, Engel und Garve erworben hatte, kehrte er auf einige Zeit, etwa von 1766—68, als ein sehr kenntnißreicher und liebenswürdig ausgebildeter Mensch in seine Vaterstadt zurück, um hier mit Beihülfe seiner

literarischen Freunde das erste hervorragende belletristische Journal, die „Unterhaltungen" zu begründen.

In diesen „Unterhaltungen" documentirt sich ein umsichtiger, durchaus bescheidener Geist mit nur etwas zuviel Vorliebe fürs Ausland, besonders für England, das aber damals, wie wir schon mehrfach angegeben, für Deutschland die hohe Schule des Geistes war und sein mußte, da von da herüber zumeist und zunächst nicht nur die klassische Bildung, sondern auch jener lebendige und anregende Hauch für Epos und Drama kam, von dem unser Vaterland sich auf das Glücklichste angeheimelt fand. Shakspeare, Young, Milton, Thomson, Shaftesbury, Richardson drangen zugleich und wie mit Einem Schlage auf die Deutschen herein und nachdem diese ganz französisch geworden, wurden sie ganz englisch, um dann endlich in Lessing, Herder, Goethe und Schiller deutsch zu werden. Daß Eschenburg und seine „Unterhaltungen", kurz vor diesen letzten Umschwung gestellt, eine besondere Hinneigung und Liebe für England beweisen und in dieser Hinneigung und Liebe dem, von da herüberwehenden literarischen und künstlerischen Athem Vorschub leisten, ist nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß Lessing, der befreundet mit Eschenburg wurde, und auch Klopstock davon schon angehaucht waren und darauf fußend, ihren mächtigen Einfluß bereits bekundet hatten. Was Eschenburg in seiner Sympathie für England also that, war nichts, als daß er den, von Deutschlands größten Genien beförderten Anstoß mit soviel Nachdruck als

ihm zu Gebote stand, unterstützte, und es gereicht ihm wesentlich zum Lobe, daß er eben bei dieser Unterstützung nicht nur mit Einsicht und Ernst, sondern auch mit dem glücklichsten Takte zu Werke ging. Seine Uebersichten über die neuen Erscheinungen der Literatur und Kunst sind in den „Unterhaltungen" in einem so ruhigen, bildenden und angenehm unterweisenden Tone gegeben, daß wir heute, wenn wir sie lesen, nichts als den lebhaften Wunsch empfinden können: es möchten die Journalisten und besonders die Feuilletonisten unserer Tage sich daran ein nachahmungswürdiges Beispiel nehmen. Die Oberflächlichkeit, Zerfahrenheit und Principlosigkeit dieser Herren, deren Mittheilungen fast einzig aus genäschigen Auszügen aus neu erschienenen Schriften, aus Virtuosenlobhudel und literarischem Geklatsch bestehen, können keinen schärfern Contrast erfahren, als wenn sie in Vergleich mit diesen Uebersichten der damaligen „Unterhaltungen" gestellt werden. Es ist eine Ordnung, Sammlung und Disciplin darin, wie sie heute noch kaum mehr gefunden und selbst von den bessern und ganz in ihrem Zuschnitt erscheinenden öffentlichen Organen, wie das „Deutsche Museum" und andern nicht erreicht werden. Besonders wohlthuend erweist sich die Bescheidenheit des Redakteurs sowol als seiner Mitarbeitenden, denn keiner oder nur wenige erscheinen mit ihren Namen darin, allen aber ist Fortschritt in Bildung und Geschmack das Hauptaugenmerk und der Zielpunkt ihrer Bestrebungen.

Zwar trat, für Hamburg wenigstens, Eschenburg,

der als Professor an das Carolinum nach Braunschweig berufen wurde und dort am 29. Februar 1820 starb, von diesen Bestrebungen bald wieder zurück, aber da der Grund und Boden einmal gelegt, so fanden sich bald Andere, die sie nicht minder rüstig und glanzvoll vertraten als er, darunter besonders zwei Männer, Baron Johann Wilhelm von Archenholz und August von Hennings, Beide zwar keine geborene Hamburger, aber so im Sinne und Wesen dieser Stadt schreibend, daß sie nirgend anders mit der Wucht ihres Geistes hingehörend angesehen werden können als nach diesem Orte, von wo aus ihre Schriften und Blätter weithin zündend die deutschen Herzen und Köpfe durchlodert haben.

Der Erstere von Beiden, Johann Wilhelm von Archenholz, war bei Danzig am 3. September 1745 geboren und 1760 als Offizier in die preußische Armee getreten, in welcher er einen Theil des siebenjährigen Krieges so tapfer mitgemacht hatte, daß er am Ende der Campagne der vielfach erhaltenen Blessuren wegen den Abschied als Hauptmann erhalten mußte. Nachdem er nun einen Zeitraum von sechzehn Jahren benutzt, beinahe ganz Europa zu durchstreifen und infolge dessen ein wichtiges fast in alle lebenden Sprachen übersetztes fünfbändiges Werk „England und Italien" zu verfassen, begann er sich als politischer Journalist zuerst in der Zeitschrift „Literatur und Völkerkunde" hervorzuthun. Als 1792 die französische Revolution ausbrach, stiftete er in Berlin „Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts" und ging selbst mit seiner ganzen

Familie nach Paris, um den Krater unter Augen zu haben, dessen Auswürfe, wie er wol ahnte, die Welt erschüttern würden. Als indeß seine Stellung wegen seiner Verehrung Roland's und der Girondisten nach dem Sturze derselben unhaltbar und selbst gefährlich für ihn wurde, verließ er die Stadt, um nach Deutschland zurückzukehren, wo er damals für seinen Zweck und seine Gesinnung keinen passendern Ort als Hamburg finden konnte.

Hier setzte er denn auch seine „Minerva" noch eine lange Zeit unter dem anhaltenden Beifalle eines großen Publikums fort, und zwar in einer Weise, wie das ihm und Hamburg nur zum entschiedensten Ruhme gereichen kann. Freimüthig und kühn im Ausdruck, klug und überdacht in seinen Aussprüchen und Folgerungen, deutsch im wahren Sinne des Worts, steht er als einer der gewiegtesten Politiker da, welche seine Zeit aufzuweisen vermocht hat. Seine Schilderungen der Pariser Zustände und Verhältnisse, der Parteien und besonders des Jakobinerklubs durchliefen die ganze Welt und können noch jetzt jedem Historiker zu dem nutzenbringendsten Studium empfohlen werden. Wie verständig und einsichtig er den Lauf der Dinge ermaß und den politischen Mißgriffen abzurathen verstand, beweist unter anderm die Entschiedenheit, mit welcher er sich wider den Krieg mit Frankreich erklärte, wobei er, wie es heißt, sogar gleich Klopstock soweit gegangen sein soll, durch vertraute Freunde im Umgang des Herzogs von Braunschweig Versuche gemacht zu haben,

dieſen gegen die Unternehmung ſtimmen zu laſſen, eine Stimmung, die allerdings nicht geglückt iſt, aber wie der Ausgang der Campagne bewies, ſehr zu loben geweſen wäre, wenn ſie ſtattgefunden hätte. Ueber Lafayette's Gefangennehmung von Seiten Oeſtreichs war er ſo entrüſtet, daß er ſich die Kühnheit nahm, folgenden Ausruf darüber drucken zu laſſen: „Ich nenne ſie die größte Grauſamkeit, die in dieſem Jahrhundert geſchehen iſt, und bitte es dem Schatten Karl's XII. ab, daß ich bisher die Hinrichtung Patkul's als die unübertreffbar grauſamſte That eines europäiſchen Machthabers in unſerm Zeitalter betrachtet habe."

Als zur Zeit ſeines Aufenthalts in Paris in der Nationalverſammlung Vorſchläge zur Verbeſſerung der Erziehungsmethode verlangt wurden, ſandte auch er ſolche an dieſelbe mit einem Briefe ein, der zu charakteriſtiſch und ehrend für uns Deutſche iſt, als daß wir uns nicht bewogen fühlen ſollten, ihn hier noch mitzutheilen. Die Sprache, die Archenholz darin führt und welche ebenſo männlich und gediegen als rühmlich für ſeine Nation iſt, verdiente noch heut allen ſeinen Landsleuten und beſonders den Publiciſten als Muſter vorgehalten zu werden.

„Ich glaubte es", ſchrieb er, „der Ehre meiner Nation ſchuldig zu ſein, in einer Stadt, wo man dem Witz der Deutſchen ſo oft öffentlich Hohn geſprochen, ihre Verdienſte herabgewürdigt und ihre ſo kernhafte, ſo edle Sprache verſpottet hat, auch öffentlich aufzutreten, um den Franzoſen, ſelbſt im Heiligthum ihres

Regierungstempels die uns erwiesene Ungerechtigkeit vorzuhalten und ihnen Wahrheiten zu sagen.

„Die französische Revolution lehrte ein großes Volk, daß es nicht genug wäre, Künste und Wissenschaften mit einem glänzenden Erfolg cultivirt zu haben, sondern daß es Bedürfniß sei, auch die Fortschritte der Kenntnisse und die politischen Verhältnisse ihrer Nachbarn kennen zu lernen; Dinge, die man bisjetzt in Frankreich gar nicht kannte, weil man die fremden Sprachen nicht verstand, aber nunmehr für sehr wissenswerth und nöthig hält. Die neuere Geschichte liefert Beispiele in Menge von der großen Unwissenheit, die die französischen Minister der vorigen Zeit oft in ihren Allianz- und Commerz-Traktaten und überhaupt in ihren Verhandlungen mit fremden Nationen gezeigt haben, ja selbst mit ihren nächsten Nachbarn, die sie nur unvollkommen kannten; eine Unwissenheit, die der französischen Nation oft großen Nachtheil gebracht hat. Die mehr ausgedehnten und mehr philantropischen Grundsätze, die die neuern Franzosen auszeichnen, haben daher den Gesetzgebern die natürliche Pflicht aufgelegt, die öffentliche Erziehung durch Schriften aufzumuntern, die tief durchdachte Grundwahrheiten mit großer Klarheit verbinden. Hiezu sind Hülfsmittel nöthig.

„Die in Frankreich mehr wie in irgend einem andern Reiche verkannten Deutschen, deren große, wissenschaftliche Kenntnisse man jedoch nie bezweifelte, waren die Ersten, die sich mit einer Veränderung ihres Er-

ziehungssyſtems beſchäftigten, und es ſind jetzt zwanzig Jahre, daß ſie bewundernswerthe Fortſchritte gemacht haben, in der ſchweren Kunſt Menſchen zu bilden; eine vortreffliche Kunſt, die die franzöſiſchen Gelehrten bis jetzt ganz vernachläſſigt und die Engländer in ihren klöſterlichen Schulen zu Oxford und Cambridge nie gekannt haben.

„Die Nation, von der ich hier rede, iſt die meinige. Ich kenne ſie und geſtehe freimüthig, nachdem ich ein Bewohner von Rom und von London geweſen bin, daß man nicht Urſache hat, zu erröthen ein Deutſcher zu ſein.“

Soviel ihn körperliche Leiden und die daraus erfolgende Schwäche auch in den letzten Jahren ſeines Lebens niederdrückten, dennoch blieb er immer thätig und voll reger Theilnahme für die großen Begebenheiten ſeiner Zeit. Er ſtarb in der Nähe Hamburgs auf ſeinem Landſitze zu Ovendorf im Holſteiniſchen am 28. Februar 1812.

Sein Nebenmann, Auguſt Adolf Friedrich von Hennings, oder kurz Auguſt Hennings, wie er ſich als Schriftſteller ſchlicht und einfach zu unterzeichnen pflegte, verdient neben ihm das ehrendſte und liebevollſte Andenken, das ein Journaliſt verdienen kann, in Deutſchland aber ſo ſelten oder faſt nie erhält. Voll poetiſchen Talentes, gefühlvollen aber männlichen Herzens, tiefen, den großen Fragen der Menſchheit enthuſiaſtiſch zugewandten Geiſtes, gab dieſer ſeltene, treffliche Mann jeden Vortheil ſowol ſeines Standes als auch alle Ausſichten auf

äußere Vortheile auf, um ganz und ausschließlich gewissermaßen nur als Hauptmann an der Spitze einer kleinen literarischen Cohorte die Standarte der Humanität und der schönen Künste gegen eine ganze im Umsturz begriffene Welt zu vertheidigen. Der Platz, wo er dies that, war sein Journal: „Der Genius der Zeit", das als eine vortreffliche Monatsschrift, noch jetzt von Interesse, für die Geschichte, sowol die politische als literarische als Quellenstudium aufs Beste empfohlen werden kann.

Man findet in diesem Journale über den Gang der französischen Revolution, über England, Amerika, bedeutende Männer und Ereignisse kluge, ruhige und parteilose Urtheile. Ein seltener Geist der Mäßigung, der Milde, Billigkeit und Menschenliebe athmet aus allen Heften und läßt den Herausgeber deswegen auch mitten im Umsturz der ganzen gesitteten Welt den feinen Takt und die rührende Liebe für die schönen Künste bewahren. Von den später so überwuchernden Theaterkritiken ist freilich nichts darin zu finden, aber desto mehr von einer aufrichtigen Hingabe an Literatur und Poesie, die Hennings sorgsam hegt und pflegt und überall in sorgender Achtsamkeit seinen Lesern vorführt. Voß gibt ihm Gedichte; der platt und albern werdende Mathias Claudius wird in seiner abgeschmackten Befehdung des neuen Lichts streng aber taktvoll zurechtgewiesen, und selbst Goethe und Schiller müssen sich Tadel wegen ihrer Xenien im „Musenalmanach" von 1797 gefallen lassen, aber dieser Tadel, obschon der „Genius

der Zeit" selbst angegriffen war, ist, wenn auch ein strenger und bitterer, doch kein heftiger und gemeiner. Bei Gelegenheit des „Gegengeschenk an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" sagt er nach einer kurzen Einleitung: „Sosehr jeder Freund der Musen und Verehrer der Talente über den Nachtheil trauert, den die tumultuarischen Scenen des Parnasses erregen, ebenso sehr vermißt er das Gute, das dadurch verlorengeht. Es ist unläugbar, daß in der gelehrten, sowie in der politischen Republik, viele Mißbräuche herrschen, die eine Rüge verdienen oder besser noch eine Beschämung, durch die im Gegensatz aufgestellten Beispiele des wahren Schönen und Guten. In dem Gebiete des geläuterten Geschmacks sollten die Erzeugnisse des höhern Geistes und selbst ihre Kritiken mit der Fülle der Grazien übergossen sein. Mit entzückter Verliebe nimmt der echte Freund der Musen die Werke talentvoller Dichter auf. Diese Zöglinge der frohen Begeisterung theilen ihm das Gefühl mit, das sie erzeugte und heiter gibt er im Publiko ohne ängstliche Kritiken den Sängern seine Freude zurück, um sie zu neuen Gesängen zu ermuntern. So werden in der Jugend der Muse und in ihrem männlichen Alter die Werke der Dichtkunst nach Verdienst geschätzt, die angenehmen Gefühle, die sie verbreiten, gehen in dankvolle Verehrung für den Dichter über, und Jeder bezeugt persönlich die Achtung, die seine Schriften einflößen. Dieses ist die Macht der schönen Künste über die Gemüther, die uns in dem Bilde eines Orpheus

und Amphion vorgestellt ist; so wird man durch ihren Einfluß gebildet, und so wird die Menschheit durch Empfindungen veredelt. Jetzt ist der Anblick ganz verändert; alle Heiterkeit, alle Freude, alle frohe Begeisterung, alle jugendlichen Gefühle sind verschwunden. Sie athmen nicht mehr in den Werken der Dichter, sie füllen nicht mehr mit munterm Jubel das horchende Publikum. Wenige sind der Edlen, die, wie der liederreiche Voß sich ganz den Schilderungen der anmuthigsten Natur und der erhabensten Moral Gefühle mit einem so innigen Gemische von Schönheit und Wahrheit überlassen, daß das Herz ebenso gerührt wird als die Vernunft sich befriedigt sieht. Noch stehen ihm freilich einige edle Dichter zur Seite; noch sind die Dichter erster Größe der Vorzeit uns aufbewahrt, und wer sie einmal ehrte, ehrt sie immer. Aber wie werden ihre Namen und Werke in Recensionen, in Kritiken behandelt? Geht man hier die blumige ästhetische Bahn, wie es sich unter Anthologien gebühret? Trifft man Beispiele und Lehren zur feurigen Nachahmung an? Finden wir den Geist wieder, der uns bei der Lesung des Dichters durchdrang? Nein, der gefühllose Zergliederer zerlegt die entseelte Schönheit; der steife Pedant corrigirt die schönsten Gedichte, wie das Exercitium des Schulknaben. Und hiezu vermag ihn nichts als lächerliche Eitelkeit oder wol gar persönlicher Haß gegen den Dichter, dessen Schriften er mit unreinen Händen und Geist berührt. Er sucht den Dichter zu vergällen und ihm den süßesten Lohn zu rauben, den

er ernten kann, Freudengefühle und selige Augenblicke verbreitet zu haben. Dadurch sind die Kritiken jetzt der Tummelplatz der Parteilichkeit, der Zanksucht und Geschmacklosigkeit geworden.

„Aber wie sollen wir hier wieder zur Reinheit keuscher Musen und zum gesitteten attischen Ton gelangen, wenn die ersten Köpfe Deutschlands, von denen man erwartet, daß sie den Ton angeben, selbst sich herabsetzen?

„Je weiter die Anarchie geht, je gefährlichere Leidenschaften im Spiele sind, je zügelloser dieses Spiel ist, je tiefer der Geschmack sinkt, je mehr die Menschheit verwildert, je schlechter die Hände sind, in die das Edelste und Beste geräth, desto mehr müssen Männer von Ansehen und Talent sich vorsehen, in den Ton der Niedrigkeit und des Bösen zu verfallen, aus dem es ihnen obliegt, den Geschmack am Schönen und am Guten zu retten. Müssen wir daher nicht muthlos werden, wenn man sieht, daß die Koryphäen des Schönen und Edlen dem Korybanten-Chor voranlaufen; daß sie selbst die ersten Gesetze der Menschheit, Achtung für Würde, Achtung für Rechtschaffenheit aus den Augen setzen, und daß sie unter dem großen Haufen zu den Niedrigsten oder zu den Schlechtesten, jenes durch Beleidigung der Urbanität, dieses durch sichtbaren Verfolgungsgeist hinabsteigen? Kann eine Anarchie verderblicher sein als die? Wo sollen wir Anstand, wo Würde, wo Gefühl, wo Geschmack, wo Tugend, wo Edelsinn hernehmen, wenn dort Einer Kothwürfe

austheilt, hier der Andere die Fackel der Verfolgung schwingt?

„Ist denn alles Edle, alles Erhabene, alles Schöne, alles Gute von der Erde entflohen und sind wir der Auflösung und dem Versinken im Schlamme preisgegeben? Ist es soweit gekommen, daß Philosophen sich zanken wie in Gelagen; Dichter mit Koth und Feuerbränden umsichwerfen; Männer von Ansehen und Würde reden wie der Pöbel, Geister mit hohen Talenten ausgerüstet im Kampfe gegen den Strom der Zeiten ganz diesem Strome folgen, gleich einer Lawine, die auf die andere stürzt und im Zerschmettern der untern das schöne Gefilde doppelt zertrümmert! Es ist Zeit euch aufzufordern, ihr, die ihr hohe Gaben besitzt, ihr, die ihr hohe Stellen einnehmt mit der Hoheit, die euch ziemt, mit der Größe, zu der ihr berufen seid, mit den Tugenden, die man von euch fodert, mit den Pflichten, die euch obliegen, hervorzutreten und ganz eure eigene Würde zu zeigen! Dieser Beruf ehrt höhere Talente und Mächte. Laßt, solange noch Geisteskraft in euch rege ist, zum Besten der Menschheit nichts unversucht! Wie wenig bleibt euch von euerm Dasein übrig, wenn ihr eure Kräfte nicht auf dem Altar des Wahren, des Guten und des Schönen opfert! Und ihr, die ihr jetzt die edelsten Gaben des Himmels so wenig und zum Theil so schlecht benutzt, bedächtet ihr, wie vielen Schaden ihr thut, wie viel Gutes ihr thun könntet, wie würdet ihr über euch selbst Thränen vergießen, erröthen und euch ermannen! Mein

Aufruf iſt: ſeid wahr, ſeid gut, ſeid edel, ſeid erhaben, ſeid groß, ſeid gerecht!“

Mit welcher Wärme, mit welcher Begeiſterung, mit wie hohem Reſpekt vor der dichteriſchen Produktion iſt dieſer Aufſatz geſchrieben, und wie gut zugleich iſt er geſchrieben! Die Schreibart iſt leicht und elegant, wie ſie für ein Journal paßt, und doch auch feſt, klar und gediegen! Man hatte einen ſolchen Stil in der hamburger Journaliſtik noch nicht vernommen und hat jetzt nur zu wünſchen, daß er ihr nie verloren gegangen ſein möchte.

Es war Schwung und Sprungkraft in dieſem Stil, deſſen Perioden geſchwellt erſchienen von dem guten und friſchen Hauche, der aus der franzöſiſchen Revolution herüberdrang in die beſten deutſchen Köpfe. Daß er ebenſo und noch mehr als Archenholz eine Art deutſcher Girondiſt geweſen, belegen nicht nur die eben mitgetheilten Auslaſſungen, ſondern auch noch viele andere, die nicht minder gehoben und ſchwungvoll überall die goldenen Träume von Freiheit und Gleichheit, von Menſchenwerth und Menſchenrechten zutage legen.

„Werfe deine Wahrheiten auf die Wogen der Zeit“, ſchreibt er 1799, „ſie werden irgendwo an glücklichen Inſeln landen, und ſtille Redliche werden ſie dort in ihren Hütten auffammeln.

„Gehe deinen Gang ruhiger Beſonnenheit und Vernunft; die Leidenſchaften werden ausbrauſen, die kleinen und großen Rumormacher werden verhallen, und dann wird man ſich über das Lärmen wundern, das

sie machen konnten, indeß deine Ruhe und Besonnenheit ungestört dastehen.

„Folge deinen Gefühlen menschenfreundlicher Segnungen für Alle ohne Unterschied, die das Licht der Sonne und der milde Strahl des Mondes begrüßt. Wünsche Frieden der Welt, Ruhe den Palästen, Zufriedenheit den Hütten, Weisheit den Regierern, Tugend den Bürgern, traulichen Brüderbund der Menschheit! Greife nie ohne Noth zu den Waffen und seufze, wenn es Noth ist!

„Nimm von Jedem, der dich bessert und belehrt, Wahrheiten dankbar an, bitte aber auch Jedermann, sie von dir anzunehmen, so gut du sie geben kannst.

„Die Wahrheit glänzt wie der Diamant nur durch Reiben. Aber nur durch Reiben an seinen eigenen Theilen, alles Andere läßt ihn roh oder befleckt ihn. So kämpfe Wahrheitsliebe mit Wahrheitsliebe in dem Dunkel unserer Begriffe und werde Licht."

So dachte, so schrieb August von Hennings, und um vor diesem Schreiben und Denken den wahren und echten Respekt zu gewinnen, muß man ein Weniges von seinen Lebensumständen kennen und wissen, welche tiefe Schmerzen, welche herzbrechende Kränkungen und Trübsale dieser Mann zu erleben hatte.

Er war mit dem berühmten dänischen Minister Schimmelmann erzogen und durch einflußreiche Verbindungen und sich an ihm hervorthuende glänzende Eigenschaften zu großen Hoffnungen und Aussichten berechtigt gewesen; in diesen Hoffnungen und Aussichten

noch mehr durch eine frühe Anſtellung beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten als Legationsſekretär in Dresden beſtärkt, mußte er plötzlich das ganze Gebäude ſeines künftigen Glücks zerſtört und ſich ſelbſt aus der diplomatiſchen Laufbahn herausgeriſſen, gleichſam nach Plön in die Verbannung zur Ueberwachung des geiſteskranken Herzogs von Eutin verwieſen ſehen, weil er durch ſeine freiſinnigen und liberalen Grundſätze ſowol als durch die Rückſichtsloſigkeit, mit der er die Wahrheit über Staatsmänner und Maßregeln ſeiner eigenen Regierung ausſprach, der Adelspartei ſeines Landes misfällig geworden war.

Man denke ſich einen noch jungen hoffnungsvollen, mit einer an das Geſellſchaftsleben einer großen Stadt gewöhnten, vornehmen Frau aus dem ſchönen glänzenden Elbflorenz als Amtmann auf eine einſame Bergung, in ein verfallenes, wüſtes Schloß zu einem wahnſinnigen Prinzen verſetzt, und man wird ſich vorzuſtellen im Stande ſein, welch einen tiefen Stoß dies ſeinem Geiſte und Herzen geben mußte. Wenn er hier verwildert, mißlaunig, menſchenfeindlich geworden wäre, man hätte es ihm nicht verargen können. Aber er wurde das nicht. Er fing an die verödeten und zerſchlöterten Gebäude neu auszubeſſern und wohnlich herzurichten, er begann Teraſſen und Gartenanlagen zu machen, Pfirſich- und Aprikoſenanlagen zu unternehmen und kurz Alles um ſich her ſo gut und ſo viel es gehen wollte, in blühenden Zuſtand zu bringen. Auch die Lage und den Zuſtand des kranken Herzogs

ſuchte er möglichſt zu beſſern und Eintracht und Zufriedenheit in die Verhältniſſe ſeiner Untergebenen zu bringen. Da aber dies ſeinem raſtloſen und lebendigen Geiſte nicht genügte, ſo hob er hier nun auch ſeine Schriftſtellerthätigkeit zuerſt in einzelnen Broſchüren und kleinen Werken und endlich in jenem „Genius der Zeit" an, der ihn bemerkenswerth und ausgezeichnet vor Vielen macht.

Wir haben ſchon angegeben, daß es hauptſächlich die guten Ideen der franzöſiſchen Revolution waren, die ihn begeiſterten, und daß er dieſe gegen Heuchelei und Betrug aufrecht erhaltend, mit aller Kraft ſeines Geiſtes zum Eigenthum der deutſchen Nation zu machen verſuchte. Aber mitten in dieſem Verſuch überholten ihn die Gräuel der Pariſer Septembertage, die Hinrichtung des Königs, der Sturz der Girondiſten, der dagegen erſchallende Aufſchrei Deutſchlands, und wie zerſchmettert und gebrochen in ſeinem tiefſten Innern rief er am Abſchluß des Jahres 1798 in ſeinem Journale aus: „Die Menſchheit blutet, die Vernunft warnt, die Künſte und Wiſſenſchaften trauern, die Wohlfahrt iſt verſcheucht, die Tugend entflieht von der Erde, die Wahrheit findet kein Gehör, Raubgier, Barbarei, Unſittlichkeit überſchwemmen die Länder. Menſchen, das iſt euer Werk; Menſchheit, das deine iſt es nicht. Deine Natur iſt die Veredlung, nicht der Untergang."

Nun ſich von dieſem Untergange zu retten, ſetzt er ſeinen Troſt auf Nordamerika, wohin er mit Sehnſucht ſchon lange zu blicken begonnen. Unter ſeinen

Verwandten und Freunden in Hamburg, Reimarus, Voigt, Sieveking, hatte besonders der Letztere sich in Länderkaufsunternehmungen nach dorthin eingelassen, und er harrte mit Spannung auf ein Resultat derselben. Zwischendurch schrieb er an den Minister Schimmelmann herzerschütternde Klagen über die Bedrückung freier und edler Menschen in Dänemark, und indem er zu verstehen gab, daß ihm die Stelle eines dänischen Consuls oder Agenten in den vereinigten Staaten eine angenehme Begünstigung scheinen werde, sagte er mit rührender Offenheit, daß „Freiheit und Frühling in Nordamerika sein letzter Gedanke sei." Aber auch diesen sollte er nicht behalten. Jene Länderkaufsunternehmung schlug gänzlich fehl, und die in Amerika selbst angestellten Untersuchungen haben das traurige Resultat gegeben, daß Trug und Lug und Uebermuth des Reichen und Aristokraten dort fast nicht weniger Unglück stifte, als in unsern von so alten Krebsschäden angefressenen Staatskörpern. (Böttiger).

Dies schlug Hennings nun völlig danieder. Aber nicht genug, daß ihm selbst Alles fehlschlug, was er aufgriff, so ist er zugleich auch eine von denjenigen rührenden aber traurigen Persönlichkeiten, an die sich außerdem noch grade solche Andre wenden und festhalten, die von ihrem Misgeschick bedrängt, die Last des seinigen noch vermehren helfen. Es gibt unglückliche und traurige Geister, die für andre ähnliche eine verhängnißvolle Anziehungskraft haben, und eine solche besaß unser Hennings.

Ein Herr von Wickede, der nach manchen Fehlschlägen eine reiche Witwe in Lübeck geheirathet hatte, war nach Plön gekommen, dort ein Erziehungsinstitut zu errichten. Mit seiner Frau hatte er ein Paar Stiefsöhne erheirathet, die am Institute theilnahmen und denen eigentlich das Vermögen gehörte. Eben war die Anstalt im Aufblühen, so wird der jüngste und hoffnungsvollste von jenen Stiefsöhnen von einem andern Zögling der Pension mit einem geladenen Gewehre spielend, erschossen. Die Mutter, untröstlich darüber, stirbt in der Schwangerschaft und die Eltern der übrigen Zöglinge nehmen diese aus dem Hause wieder fort, wo sie so wenig Aufsicht vermuthen müssen, und der gute Wickede hat nun, ohne Zöglinge, Geld und Aussicht keine andere Zuflucht als Hennings, der ihn nicht nur geistig aufrichten, sondern auch leiblich zu erhalten hat. Noch unglücklicher geht es Hennings mit andern Freunden. Ein Herr von Schmettow, bekannt wegen des Buches: „Gedanken eines Dänen über stehende Heere", hatte sich mit vollständig contraktem Leibe neben Hennings' Schlosse angesiedelt und ist da denn auch gestorben. Hennings, der die angefochtenen liberalen Schriften seines Freundes, wo er konnte, in Schutz nahm, zog sich den Haß seiner gegnerischen Partei nun noch in gesteigerterem Grade als seither zu. Endlich schickte ein Graf von Golz einen Offizier zu Hennings aufs Zimmer und foderte ihn anonym zum Duell. Hennings weigerte sich, auf eine namenlose Ausfoderung und überhaupt, als Familienvater,

zu erscheinen. Hennings' Frau, die eben schwanger war, und von unvorsichtiger Seite her von dem Vorfall unterrichtet wurde, ängstigte sich so, daß sie eine Fehlgeburt machte. Er selbst verlangte öffentlichen Schutz der Gesetze und erhielt nichts als Achselzucken. Nachdem Golz achtzehn Monate in seiner Ungestraftheit triumphirt hatte, sah sich Hennings endlich genöthigt, den ganzen Verlauf der Sache aktenmäßig im zweiten Stück der „Annalen der leidenden Menschheit", die er selbst herausgab, bekannt zu machen.

Allein der Erfolg war ein wenig günstiger für ihn, ja ein Bauer, den er bei einem Termine zurechtwies, wollte seine Befehle nicht mehr annehmen, weil, wie er gradezu sagte, Hennings ja für unehrlich erklärt sei. (Böttiger).

Hans von Held, jener politische Märtyrer, welchem Varnhagen von Ense in einer meisterhaften Biographie ein unvergängliches Denkmal gestiftet, war auch einer von jenen Unglücklichen, welche mit ihrem Misgeschick das eigene Hennings' noch vermehrten. Wie muß ihm nicht das Herz geblutet haben, als er in seinem „Genius der Zeit" furchtlos und kühn das Gedicht abdruckte, das Held zu der Uebersetzung der Epistel Friedrich's II. an Keith unter dem Titel: „An meine mir übrig gebliebenen Freunde" als Einleitung auf der Festung Kolberg im Januar 1802 gedichtet hatte. Dieses Gedicht, das heutzutage kaum noch Jemand kennt und das doch die volle Größe eines männlichen Charakters athmet, war ganz und gar

geschaffen, Hennings' innigste Sympathie zu erregen. Er war Held in vieler Beziehung sehr ähnlich, und Beide erinnern an Seume, nächst Lessing dem männlichsten Dichtercharakter Deutschlands. Das Gedicht, das wir hier mittheilen wollen, wird dies belegen.

An meine mir übrig gebliebenen Freunde.

Wo ihr auch lebt! — In tiefen Unglückeschlunden,
Im Schooß des Glücks — Es wird euch dennoch finden,
Dies euch von mir geweihte Lied.
Ich hab' es, von der Schwermuth Arm umschlungen,
Vor Jahresfrist im Kerker schon gesungen,
Wo keiner Freude Rose blüht.

O, nehmt es an, ihr Freunde! zum Beweise
Des Hochgefühls, das auf der Pilgerreise
Des Lebens mich noch nie verließ.
Ihr Wenigen! ihr werdet mich verstehen —
Den Troß der Welt laß' ich vorübergehen,
Weil er mich längst schon von sich stieß.

Ich send' es euch vom Ausfluß der Persante,
Wie seinen Freunden der aus Rom verbannte
Ovid, sein Lied vom Donaustrom.
Er sang und starb am rauhen Schwarzen Meere;
Ich weihe dir noch meine letzte Zähre,
Berlin! mein auf mich zürnend Rom!

Mir schien für die erhab'nen Theorien
Der Staatsmoral, des Rechts, der Wahrheit glühen,
Der Dienstpflicht herrlichster Gewinn.
Das hat die Welt mir nicht erlauben wollen! —
Ich irrte mich — und meine Thränen rollen
Auf meines Lebens Kirchhof hin.

Bewahren wollt' ich mir die Ideale
Der Jugend, und beſeuchten mir das fahle
Von Eelbſtſucht dürre Lebensthal.
Ein Schiffer, ließ ich kuhn mein Segel ſchwellen;
Ich ſah nur vor mir aus den hohen Wellen
Der Tugend flammenden Kanal.

Doch ihre Leuchte hörte auf zu blinken;
In tiefe Nacht hat ſie mich laſſen ſinken;
Und dennoch lieb' und ſuch' ich ſie;
Und hoffe noch, einſt wird von Freundſchaftshöhen
Ihr Lichtſtrahl mir ſich wieder laſſen ſehen,
Und retten mich nach langer Müh'.

Streift doch die Welt mit ihren tauſend Qualen
Den lachendſten von unſern Idealen
Ach! nur zu früh die Blüthen ab.
Freiwillig noch die letzten von ſich treiben —
Wer könnte das? Soll keines übrig bleiben?
Was adelt dann des Menſchen Grab?

Vielleicht! daß meines Lebens dunkle Spuren
Das freundliche Geſtirn der Dioskuren
Einſt helfend noch ein mal erhellt.
Vielleicht auch nicht! — Dann mag der Sturm mich jagen,
Der meine letzte Kraft mit meinen Klagen
Am nächſten Felſenriff zerſchellt.

Ihr Andern! die ihr meiner ſpottet, höret!
Die Trauer ſelbſt, die nagend mich verzehret,
Iſt mir ein geiſtiger Genuß.
Das Schickſal hat nicht Allen gleich gemeſſen;
Ein Leidender wird immer bald vergeſſen,
Der wehrlos liegt und ſchweigen muß.

Zieht hin! Ich habe nichts an euch verloren,
Ihr Ungetreuen! die ihr falſch geſchworen
Der Tugend und der Freundſchaft Eid!

Kaum kann ich euch in eurer Schlechtheit haſſen,
Ihr werdet nie den Zweck des Lebens faſſen,
Der noch mein krankes Herz erfreut.

Zieht hin! und ſeht, ob ihr bei dem Idolen
Des Laſters euch könnt wahre Freude holen?
Und ob ihr euch ſelbſt achten könnt?
Genießt der Form, der Kern bleibt euch verſchloſſen!
Von dem nur wird ſein inn'res Mark genoſſen,
Dem Tugend ihre Palmen gönnt.

Hat Friedrich Recht und werden andre Welten,
Nicht, was hier Tugend duldete, vergelten —
Gleichviel! ihr Werth beruht auf ſich!
Zwar fühl' ich meines Unglücks trübe Schwere
Und daß ich beſſrer Lage würdig wäre;
Doch wer ſah jemals winſeln mich?

Der Vorſatz nur iſt unſer. Launiſch leitet
Das Uebrige das Schickſal. Es begleitet
Sein Schutz nicht jede kühne That.
Die Welt läßt immer ſich vom Ausgang blenden,
Und überſieht, was in des Sä'manns Händen
Die Abſicht war bei ſeiner Saat.

Die Zeit nur kann der Menſchen Thaten ſichten;
Auch mich wird ſie vereinſt am Beſten richten,
Wann jeder Rückſicht Stimme ſchweigt.
Ich warte hier im traurigen Exile,
Wo mich das Weh'n erinnernder Gefühle
Für euch, ihr Beſſern, oft beſchleicht.

Nichts kann ich euch zu meinem Angedenken,
Als dieſe Blätter, feurig bittend, ſchenken:
Seid muthig echter Tugend treu!
Auch ſie iſt treu und zeigt mit Engelhänden
Den heitern Troſt an dunkler Kerker Wänden:
Nur wer mich liebt, iſt wahrhaft frei!

Euch schwinge sanft in ihrem schnellen Rade
Die Zeit! — Euch bringt vom schallenden Gestade
Des Belts der Nord mein Lebewohl!
Der von Tornea's eisumthürmter Küste
Daherfährt auf der weiten Wasserwüste
Mit wildem, donnerndem Geroll'.

Und werdet ihr nach kurzgezählten Jahren,
Nichts mehr von mir, der doch euch liebt, erfahren,
So denket schützend meiner Ruh'.
Dann schlaf' ich in des Grabes stiller Zelle;
Dann decken hier mich Kolbergs grüne Wälle,
Am Strand der Ostsee ewig zu.

Will man im Uebrigen von Hennings' Wesen und Charakter eine genaue Vorstellung bekommen, so darf man nur hören, was Böttiger in seinem Reisetagebuch über ihn sagt. „Hennings", heißt es da, „sprach mit Unwillen über den Weihrauch, den wir an die erträglichern Fürsten und Staatsmänner verschwenden und ihnen ihr Bischen Hirn dadurch vollends benebeln. So z. B. der Fürstbischof von Eutin, den Halem so unverschämt beräuchert und der Recensent in der „Allgemeinen Literaturzeitung" noch unverschämter angeräuchert hat. Der Rektor in Oldenburg, der sein letztes Schulprogramm gegen das Revolutionsfieber geschrieben hat, ist auf der Stelle Consistorialrath mit 100 Thaler Zulage geworden. Ueber den vergötterten Bernstorff in Kopenhagen meint er, daß es diesem aus Ueberzeugung weder um religiöse noch politische Aufklärung und Denkfreiheit zu thun sei. Wegen des letztern Punktes würde Lavater's Berufung und Vergötterung in seinem

Hause hinreichender Fingerzeig sein können. Wegen des letztern möchten Schmettow's und Cramer's Verfolgungen sprechen. Aber er könne nur nicht gegen die laute Stimme der Nation anstreben. Diese fürchte er und mache den politischen Cunctator. Dänemark habe sich noch nicht einmal laut für die Anerkennung der Republik Frankreich erklärt, dahingegen Schweden weit prenencirter verfahre. Bernstorff's ganzes Verdienst sei, daß er geschickt zu temporisiren verstehe und geschehen lasse, was nicht wohl zu ändern sei."

Der Umgang mit Hennings, meint Böttiger, offenbare in vertrautem Gespräch einen gewissen Anstrich von verbissener Bitterkeit, „aber", fügt er hinzu, „seine tiefe Geschichtskunde, seine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Zeitgenossen, die wichtige Rollen gespielt haben, seine vertraute Bekanntschaft mit Länder- und Völkerkunde, wozu er einen ausgesuchten Apparat von Reisebeschreibungen, statistischen Werken und Landkarten besitzt, sein munterer Witz und seine Herzlichkeit als Gatte und Vater von vier liebenswürdigen Kindern machen seinen Umgang sehr interessant und mir die zwei Tage, die ich bei ihm zubrachte, auf immer unvergeßlich."

Hennings war 1746 geboren und starb 1826.

IX.

Die Familien Reimarus und Sieveking; die französischen Emigranten; Frau von Genlis.

Daß wir August von Hennings, der in Plön lebte und ein Holsteiner war, in das Literaturleben Hamburgs mit hineinzogen, hat seinen Grund in der geistigen Stimmung, welche er selbst und sein Journal von hier aus erhielten. August von Hennings nämlich war in Hamburg mit den beiden durch Bildung, Intelligenz und Geschmack hervorragendsten Häusern verwandt. Eine seiner Schwestern, welche von ihrem Vater, einem berühmten Juristen und Gerichtsverwalter von Pinneberg eine treffliche Erziehung genossen, hatte den jüngern Reimarus, Johann Albrecht Heinrich, den Medizimer, geheirathet, mit dem sie in der glücklichsten Ehe lebte. „Madame Reimarus", schreibt Böttiger, „ist mit dem ihrer Familie gleichsam erblichen Verstand und Witz nicht am Schlechtesten bedacht worden. Sie waltet unumschränkt im Hause, zur großen Erleichterung und Hülfe ihres mit Geschäften beladenen Mannes; sie bittet die Gäste, sie ordnet seine Schriftstellerei, sie überhebt ihn eines großen Theiles des unvermeidlichen

Briefwechsels — wenn es hochkommt, setzt er ein paar Zeilen als Nachschrift unter den Brief seiner Frau — sie ist die zärtlichste Gattin und Mutter. Ein gewisser ansteckender Frohsinn ist stets über ihr ganzes Wesen verbreitet, und eine Herzlichkeit, die einen beim ersten Besuche wähnen läßt, man gehe schon seit Jahren da aus und ein. Sie ist eine glückliche und empfindungsreiche Dichterin. Ich stahl ihr ein Exemplar ihres neuesten Musenopfers, das auch in dem „Genius der Zeit" eingerückt worden ist, wo überhaupt mehre Gedichte von ihrer Hand vorkommen. Jüngst präsidirte sie im Familienkreise ihrer Töchter und einiger Freundinnen derselben. Da erscholl eben die neue Mähr, daß Lottchen Campe mit Bieweg Braut sei. „Kinder", rief sie, „laßt uns sogleich gemeinschaftlich ein Glückwünschungsgedichtchen verfertigen, was wir nach Braunschweig schicken können." Gesagt, gethan! Jedes gab sein poetisches Scherflein. Mutter Reimarus gab selbst sich und sammelte die Gaben der Uebrigen nicht ohne Umsatz und Einschmelzung. So entstand ein komisches Gedicht, das Betty Wesselhöft die Güte hatte, mir aufzuschreiben und zu schicken."

„Nichts ist in der That fröhlicher und genußreicher", fährt Böttiger fort, „als eine Theetischconversation im Kreise dieser Familie, zu der ich während meines Aufenthaltes in Hamburg sooft eilte, als ich mich anderswo fortschleichen konnte. Während Vater Reimarus im Kaftan nur mit der Pfeife bald mit einsitzt, bald in dem benachbarten Zimmer Arzneien zubereitet, aber

auch von daher durch die geöffnete Thür den Faden des Gespräches festhält und oft seine Bejahung oder Verneinung mit vorgestrecktem Kopfe hereinruft, sitzt die Mutter Reimarus am dampfenden Theeständer, ihr zur Seite die ehrwürdige Elise und zwei unverheirathete Töchter des Doctors. Tinchen, eigentlich Christine Reimarus ist ein sehr kluges und doch bescheidenes Mädchen. Sie hat ein vortreffliches Gedächtniß und sagt mit dem anspruchlosen Wesen, welches allein einem deklamirenden Frauenzimmer Verzeihung auswirken kann, die schönsten und neuesten Gedichte der Lieblingsdichter der Nation her. Ich sprach von Goethe, von dessen Elegien in den „Horen" soeben die wunderbarsten Nachrichten erschollen waren. Sie fragte mich, ob ich das von Goethe in Pempelfort bei Jacobi improvisirte Gedicht kenne, welches er gemacht habe, als ihm die Recension von seinem „Großkophta" in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" zu Gesicht kam. Sie hatte es von Jacobi, der von seinem entfernten Exile fleißig nach Hamburg kommt und dann gewöhnlich bei Reimarus speist. Auf meine Bitte gab sie mir eine Abschrift davon und so erhielt ich in Hamburg, was einem Stadtgenossen Goethe's in Weimar nie zu Gesicht gekommen wäre. Ein anderes mal las der Buchhändler Frommann aus Züllichau, mit dem ich Mittags bei Reimarus gespeist hatte, in diesem Theezirkel einen Aufsatz aus Lessing's literarischem Nachlasse vor, wobei ich den feinen Takt der Zuhörerinnen verschiedentlich zu bemerken Ursache hatte. Keine seiner eigenthümlichen

Wortfügungen, keine seiner ins Paradoxe sich neigenden Behauptungen blieb unbemerkt. Einmal war der gute Reimarus recht warm über den noch immer fortdauernden Pfaffen- und Glaubensdespotismus. Er erzählte dabei, daß er anfänglich sehr wider die Herausgabe der bekannten „Fragmente" seines Vaters gewesen wäre, weil er das Zeitalter noch nicht für reif dazu gehalten habe. Aber Lessing habe durchaus auf ihre Bekanntmachung bestanden. „Das trübe Wasser", sagte Reimarus zu Lessing, „darf nicht eher ausgeschüttet werden als bis man reines hat." „Aber", erwiderte Lessing, „wer das trübe nicht ausschüttet, kann doch nie reines bekommen."

Reimarus' älteste Tochter, unter dem Namen Hannchen Reimarus, durch körperliche und geistige Reize die Königin unter ihren Gespielinnen, und durch ihre ungekünstelte Bescheidenheit selbst von denen geliebt, die sie verdunkelte, heirathete den berühmten Hamburger Kaufmann Georg Sieveking, Verfasser einer sehr bemerkenswerthen Schrift über das Wechselrecht.

Böttiger schildert ihn folgendermaßen: „Ein kleiner untersetzter Mann, aber voll Kraft und Gedrungenheit, höchst bestimmt in seinem Ausdruck im Französischen sowol als in der Muttersprache, im unabsehlichen Wirrwarr seiner Geschäfte nie zerstreut oder abwesend, ist er ohne Widerrede einer der klügsten und reichsten Männer Hamburgs, und was er ist, durch sich selbst. Er kam mit 6000 Mark zum alten Voigt, ward nach und nach Compagnon der Handlung und verdankte

allerdings dem edlen Benehmen des Vaters und des Sohnes Voigt ungeheure Vortheile. Aber ſein eigener Muth war es doch, der ihn trotz aller ihn unmittelbar bedrohenden Gewitter und Verfolgungen, während des ganzen Kriegs öffentlich die Partei der Franzoſen ergreifen und dadurch ſich und den übrigen hamburger Kaufleuten eine Goldgrube eröffnen hieß, aus welcher bis jetzt zum Verdruß des ganzen übrigen Deutſchlands Millionen aus Frankreich nach Hamburg abgeleitet werden. Denn daß man dies vorzüglich Sieveking's Beharrlichkeit beim Intereſſe des republikaniſchen Frankreich zu danken habe, das können ſelbſt ſeine Feinde in Hamburg nicht in Abrede ſtellen. Freilich mochte nun auch der Drang der Umſtände den Mann zuweilen über die Grenzlinie der Mäßigung führen und ihn nöthigen, ſelbſt das Blut- und Schreckensſyſtem eines Robespierre zu vertheidigen. Aber er wollte wenigſtens auch hier conſequent handeln. Jetzt erntet er goldene Garben von dieſem Felde. Er hält ſeinen eigenen Agenten in Paris und gewinnt unermeßliche Summen durch behutſamen Ankauf von ſichern Nationalgütern; ein Handel, der überhaupt in Hamburg jetzt Alles in Athem ſetzt."

„Die geſchäftsvolle Thätigkeit eines Mannes wie Sieveking iſt", fährt Böttiger fort, „erregt einem behaglichen Stubenſitzer und Bücherwurm, wie Unſereinem, beinahe Schwindel. Er lieſt oft in einer Stunde mehr als vierzig Briefe und ſchreibt oft täglich eigenhändig ebenſo viele in verſchiedenen Sprachen. Dabei

gewinnt er noch Zeit, die interessantesten Zeitungen, Journale, Flugschriften aus allen Ländern und selbst aus verschiedenen Erdtheilen zu durchlaufen, stundenlange Conferenzen mit fremden Kaufleuten zu halten, alle seine Bücher und Buchhalter zu revidiren, in der Stadt herumzufahren, um nöthige Besuche zu machen und hundert Unterbrechungen durch schnellere Thätigkeit wieder auszugleichen. Daß auch hier durch tägliche Uebung ein gewisser Mechanismus erlangt werden könne, will ich gern glauben; aber es gehört doch auch ein von Natur privilegirter Kopf dazu. Es entgeht ihm sogar kein neues Produkt aus der schönen Literatur, und er ist das Orakel der leselustigen Frauen, denen er mit vieler Kennerschaft die Lektüre auf ihrer Toilette regulirt. Freilich kann bei alle diesem noch die Frage aufgeworfen werden: genießt ein solches Thätigkeitsungeheuer auch seines Lebens wirklich wie andre Menschen? Fast möchte ich dies nach meinen wenigen Beobachtungen ganz verneinen. „Mein Mann kommt", so sagte mir Madame Sieveking selbst, „in der schönsten Jahreszeit kaum einmal in der Woche zu uns in den Garten; an großen Posttagen speist er oft Mittags gar nicht und sitzt bis Abends zehn Uhr auf dem Comtoir." Also wäre Sonntag der einzige Erholungstag, wo er im Schooße seiner Familie, seiner Gattin und seiner Kinder froh werden könnte. Allein da ist wieder nicht dran zu denken. Alle Fremden, die die Woche über Empfehlungsschreiben brachten oder Geschäfte mit dem Hause hatten, erhalten regelmäßig eine Einladungskarte

auf den Sonntag. Gegen zwei Uhr Nachmittags kommen aus allen Gegenden Kutschen und Fußgänger. Die Salons, der Garten, Alles füllt sich mit Menschen, die sich einander nicht kennen, einander nicht vorgestellt werden, oft selbst der Dame des Hauses nicht bekannt sind. Ich habe zwei Sonntage da gespeist, das erste mal waren achtzig, das zweite mal siebzig Couverts in zwei großen Speisesälen gelegt, und noch waren überzählige Gäste. Für den Fremden selbst mag dies ein ganz angenehmes Schauspiel sein. Es ist eine congregatio gentium wie am Jüngsten Gericht und eine Zungenvermischung wie in der Pfingstepistel. Da war beide mal der letzte Sprößling aus dem Hause Gonzaga, ein Prinz ohne Land, aber mit vielem Verstand und erklärter Demokrat, gegenwärtig. Da waren ein paar reiche Holländerinnen, die von Juwelen glänzten, während die Frau vom Hause das erste mal in einer einfachen Taftchemise, das zweite mal in einem ganz gewöhnlichen Kattunkleide allen erborgten Glanz demüthigstolz verschmähte. Da saß ein Engländer aus Liverpool neben einem Republikaner aus Bordeaux, neben ihnen eine Demoiselle Feraud, die an Dumouriez' Seite focht und mit ihm emigrirte, und neben ihr in scherzhaftem Gespräch Barthélemy, ein Bruder des Baseler und Agent der Republik. Weiter oben ein schwedischer Consul, der aus Marokko zurückgekehrt war, in Unterredung mit ein paar englischen Juden aus St.-Domingo und einem Amerikaner aus Neujersey. Der Banquier Küstner aus Leipzig — wie verdunkelt war hier dieser

Sirius des leipziger Sternenhimmels — saß unglücklicherweise dem ehrlichen Büsch gegenüber, der, wie er erfuhr, daß ihm ein leipziger Magnat gegenübersitze, mit echter hamburger Grobheit die Unhöflichkeiten erzählte, die ihm der Geheime Kriegsrath Müller bewies, der sich's in Hamburg bei Büsch hatte recht wohl sein lassen und ihn nun, da er ihm bei einer Durchreise durch Leipzig nur im schlichten Frack aufwartete, sehr frostig aufnahm. Mir hatte mein Glücksstern das erste mal den wackern Reichard zum Nachbar und Exegeten der Tischgesellschaft gegeben, da mein andrer Nachbar, ein muffigter Emigrant, nirgends recht anzuzapfen war. Mich mußte also dies bunte Gewühl recht angenehm unterhalten, weil ich mich durchaus in einer neuen Welt befand. Aber welcher Genuß konnte für den Wirth und die Wirthin hier stattfinden? Auch nach Tische, wo in einem andern Salon Kaffee getrunken und ein Emigrant als Virtuos auf dem Klavier beklatscht wurde, hatte das bunte Getümmel kein Ende. Nur erst gegen Abend, wenn der Thorschluß allgemeine Retirade befiehlt, mögen die Menschen etwas zur Besonnenheit kommen. Aber dann eilt Sieveking nach vollbrachter Abfütterung auch schon wieder in die Stadt und die gute Frau kann also ihren Mann kaum in einzelnen Momenten sehen. An häusliches Glück ist hier nicht zu denken. Man erwirbt, um zu verprassen. Man überhäuft Fremde mit Gastfreundlichkeit und Höflichkeit und ist vielleicht gegen seine Gattin ein Tyrann, launenhaft und mürrisch von innen, glatt und freudeglänzend von außen."

Soweit Böttiger, der in ſeiner Geſchwätzigkeit ein ziemlich ähnliches Bild von dem geſellſchaftlichen Leben und Treiben der damaligen großen Häuſer in Hamburg entwirft, und, wie wir am Schluß geſehen haben, auch wol die Achillesverſe deſſelben andeutungsweiſe zutage legt. Sammlung, Ruhe und jenes genußreiche Stillleben, wie es ſicherer Beſitz und eine gefeſtigte Wohlhabenheit ſo ſchön und beſeligend zu führen vermögen, war hier nicht und konnte hier nicht vorhanden ſein, weil all' dieſer Reichthum, dieſer Glanz und Pomp mit jedem Tage gewiſſermaßen neu gewonnen und erworben ſein wollte. Das Vermögen des großen ſpeculirenden Kaufmanns iſt keine im Geldkaſten verſchloſſene oder in Zahlen verbriefte Habe, ſondern eine immer in Wind und Wetter von Zeiten und Verhältniſſen umgetriebene Sache, eine Sache, die immer zweifelhaft ſteht, und in dieſem zweifelhaften Stande darum auch eben allem dem, was durch ſie erhalten wird oder von ihr abhängt, jene Haſt, Unruhe und das wirbelnde Treiben gibt, das wir in der eben geſchilderten Geſelligkeit wahrnehmen müſſen.

Indeß ganz ſo ſchlimm als Böttiger nach dem flüchtigen Anblick die Dinge macht, ſind ſie wol nicht geweſen. Mitten in dieſem geſellſchaftlichen Gewirre, unter dem fremden Ab- und Zuſtrömen der Gäſte, bildeten ſich doch auch nähere und engere Bezüge, die dem Leben höhern Reiz und feſſelndere Anmuth verliehen. Wenn die Geſelligkeit, wie wir ſie hier uns vorgeführt geſehen haben, auch eine durchaus unge-

wöhnliche und befremdende war und ſein mußte, weil ſie gar zu contraſtirend gegen die früheren anſpruchsloſen Zuſtände Hamburgs abſtach, ſo muß man bedenken, daß ſie eben urſprünglich aus hamburgiſchen Beſtandtheilen hervorgehend, nach und nach zu einer allgemeinen deutſchen, ja europäiſchen Bedeutung werdend, doch in mancher Beziehung echt hamburgiſch blieb, und zwar ſo, daß z. B. in der Sprache ſtets gar manches herzinnig und treu an den Urſprung erinnerte. Auch war es der höchſte Freiſinn der zugleich mit dem edelſten Bürgerſinn dieſe Zuſammenkünfte durchhauchte. Schön und ſtrahlend obenan ſteht die Wirthin ſelbſt. „Nie habe ich eine Frau gekannt", ſchreibt Steffens in „Was ich erlebte", „die mich ſo ganz beherrſchte, deren ſtets milde Gegenwart dennoch eine unwiderſtehliche Gewalt über mich ausübte. Von ihrer früheſten Jugend an hatte ſie in der großartigſten Umgebung gelebt. Alle geſchichtlichen Bewegungen Europas, geiſtige wie politiſche und commercielle umgaben ſie durch würdige Repräſentanten, die in ihrer Nähe erſchienen. Zwar war die religiöſe Ueberzeugung, die in dieſem Kreiſe herrſchte, nicht die meinige. Die Anſicht, die mit Reimarus anfing und mit Strauß in unſern Tagen den höchſten Gipfel erreicht hat, bildete, wenn auch weniger entwickelt, doch die Grundlage ihrer Religioſität, und dennoch herrſchte in dieſem Kreiſe eine Pietät, ja eine Andacht, die ich mit voller Ueberzeugung eine chriſtliche nennen muß. Das mannigfaltig wechſelnde Leben, durch die bedeutendſten Perſönlichkeiten

der Zeit gehoben, hatte eine feine, im edelſten Sinne vornehme Darſtellung der Geſelligkeit, eine Sicherheit in jeder Aeußerung, ein anmuthiges Maaß, welches niemals überſchritten wurde, erzeugt, und eben Dasjenige, was am waffenloſeſten zu ſein ſcheint, die weibliche Zartheit, erſchien hier als das Gebietende. Es war eine wunderbare Vereinigung bürgerlicher, unbefangener Vertrautheit, durch welche die freimüthigſten Geſtändniſſe hervorgelockt wurden, mit den ſicherſten Formen der höhern Kreiſe, die den Umgang ſtets anregte und zugleich mäßigte."

Wie wir aus dieſer Anführung erſehen, war das Weib in Hamburg, mitten in dieſem Getreibe, ergriffen von der Macht großer Geiſter, meiſt ver- und ſich ſelbſt überlaſſen von ihren geſchäftbelaſteten Ehemännern, nicht zu jenen Exceſſen getrieben worden, die wir es ſchon um dieſe Zeit an andern Orten begehen ſehen können. Hamburg, obſchon es reich an intereſſanten und bedeutenden Frauen war, hat merkwürdigerweiſe wenig oder beinahe gar keine eigentliche Künſtlerinnen aufzuweiſen. Man hat von hier aus nur ſehr vereinzelte Schriftſtellerinnen, Malerinnen, Schauſpielerinnen u. ſ. w. ausgehen ſehen, aber deſto mehr und inniger fand man hier von Seiten des weiblichen Geſchlechts liebende und enthuſiaſtiſche Hingabe an die Träger der Kunſt und die Kunſt ſelber. Das Weſen des Weibes in Hamburg, von jeher an Zurückhaltung, züchtige und geräuſchloſe Thätigkeit, ſtille Häuslichkeit und Scheu vor der Oeffentlichkeit gewöhnt, vermied

mit ängstlicher Sorgfalt jeden auffallenden Schritt über die Grenzen der Sitte hinaus, war aber innerhalb derselben um so emsiger, feuriger und liebender darauf bedacht, sich seine einsame und ihm selbst anheim gegebene Existenz mit allem Zauber der Poesie und der Grazien auszuschmücken.

Diese Ausschmückung, die eine ganz laut- und ostentationslose war, blieb von außen eine so unbeirrte, daß alle die nach Hamburg herein drängenden fremden Einflüsse und Wirkungen ganz spurlos daran vorübergegangen sind. Wol kaum noch eine andre Stadt in Deutschland mag es geben, worin beim Ueberfluten fremder Nationalitäten Sitten und Benehmen des weiblichen Theils der Bevölkerung weniger berührt worden sind wie hier. Es gab eine Zeit, wo in und um Hamburg gegen 40,000 Franzosen lebten, und Franzosen nicht der gewöhnlichen Art. Unter ihnen befand sich unter andern Stéphanie Felicie Gräfin von Genlis aus der Familie du Crest, die am 25. Januar 1746 auf einem kleinen Gute in Bourgogne, nahe bei Autun das Licht der Welt erblickte. Sie war schön, liebenswürdig, geistreich, und besonders ausgezeichnet im Erziehungsfache; bekanntlich ernannte sie der Herzog von Orleans (Philipp Egalité) nicht nur zur Erzieherin seiner Tochter, sondern auch zum Gouverneur seiner Söhne; so wurde sie die Erzieherin Louis Philipp's, dessen Thronbesteigung sie noch erlebte, da sie über achtzig Jahre alt wurde. Sie hat unzählige Werke geschrieben; ihre Romane zeugen von bedeutendem Talent und geben interessante Schil-

derungen der Geſellſchaftszuſtände des achtzehnten Jahrhunderts; unter ihren Kinderſchriften haben beſonders „Les petits émigrés“ allgemeines Glück gemacht. In allen ihren Schriften vertheidigt ſie aufs Eifrigſte Tugend und Frömmigkeit; hauptſächlich wol weil ſie ſich mit ſolchen Anſichten zu empfehlen glaubte; auch möchte ihr Haß gegen Voltaire und alle andern Freigeiſter daraus zu erklären ſein. Außer ihrem Talent für Erziehung ſpielte ſie unnachahmlich ſchön die Harfe, und konnte Klavier, Guitarre, die Schalmei, die Handtrommel, die Leier, Geige und Mandoline ſpielen. Sie tanzte bewundernswürdig, malte Blumen in Miniatur und war in allen Handarbeiten geſchickt. Eine beſondere Gabe beſaß ſie für die Schauſpielkunſt, die ſie von Kindheit an auf Geſellſchaftstheatern fortwährend übte; als ſie, ſchon über fünfzig Jahre, in Berlin bei einer ſolchen Vorſtellung mitwirkte, ſagte ihr der berühmte Iffland, daß ſie die beſte Schauſpielerin ſei, die er jemals geſehen habe.

In der Revolutionszeit verließ Frau von Genlis Frankreich und kam im Juli 1794 unter fremdem Namen nach Altona, wo ſie die erſten Monate ſich damit ihren Unterhalt verſchaffte, daß ſie für eine Kattunfabrik als Muſter Blumen und Moſaiken auf Papier malte. Sie lernte in Altona den Profeſſor Unzer kennen. In Altona erfuhr ſie auch den Sturz Robespierre's. Im April 1795 nahm ſie ihren Namen wieder an und zog nach Hamburg, wo ſie bei einem Paſtor Wolters wohnte, in Zimmern, die auf die Alſter hinausgingen.

Sie erzählt im 4. Bande S. 299 ihrer „Mémoires“: „Ich hörte beim Paſtor Wolters etwas, das mir ſehr auffiel. Sein Haus ſtand ganz nahe bei einer proteſtantiſchen Kirche, deren Prediger er war; anſtatt einer Glocke kündigte eine Trompete von der Höhe des Thurmes die Taufen, Hochzeiten und Begräbniſſe an. Ich erſtaunte beſonders über die bewundernswürdige Melodie, welche die Begräbniſſe anzeigte; ſie erſchien mir ſo ſchön, daß ich dem Paſtor Wolters meine Freude darüber zu erkennen gab, der mir erwiderte, daß dieſer Geſang von dem berühmten Haydn componirt ſei, welcher drei Jahre zuvor in Hamburg war; er fand das Grablied der Trompete ohne Ausdruck und erſetzte es durch Dasjenige, welches ich mit Recht ſo bewunderte, und was alle Kirchen der Stadt angenommen hatten.“

Frau von Genlis nennt Hamburg eine der gaſtfreieſten Städte Deutſchlands. Sie verheirathete hier ihre Nichte Henriette von Surcey an einen Herrn namens Matthießen. Von Hamburg ging ſie nach Holſtein auf das Gut Silk, von welchem ſie aber oft noch in unſere alte Handelsſtadt zurückkehrte, mit der ſie auch ſtets in ſehr eifriger Verbindung blieb und wol bleiben mußte, da ſo viele andere ihrer Landsleute ſich darin niedergelaſſen. Es lebten da die Gräfin Flahout, Rochefaucould, Lameth, Choiſeul, Vergennes, Delille und die Comteſſe Sophie Tott, bekannt als glückliche Malerin. Auch Dumouriez, der General Valenze und Beaumarchais, der Verfaſſer des „Figaro“ lebten in Hamburg.

Geraume Zeit verweilte auch Rivarol, der erbit-

tertſte und witzigſte Gegner der Jakobiner hier, bekannt durch ſein Journal „Les actes des apôtres“, das er mit Peltier gemeinſam in Paris eine Zeitlang redigirte und in dem ſich z. B. folgendes ſanglante Epigramm befand:

Dans l'auguste assemblée il est sûr que tout cloche.
La raison? Chacun l'aperçoit:
Le coté droit est toujour gauche,
Et le gauche n'est jamais droit.

In Hamburg, wo er ſich um das Jahr 1797 aufhielt, beſpöttelte er die Hamburgerinnen und ließ auch die Männer von ſeiner böſen Zunge nicht verſchont. Als bei einem Souper die Beiſitzenden eines ſeiner Witzworte nicht verſtanden und ſich deswegen ziemlich verlegen anſahen, ſagte er zu einem Landsmanne: „Voyez-vous ces Allemands? Ils se cotisent pour entendre un bon mot.“

Er ging ſpäter nach Berlin und ſtarb da am 11. April 1801. Ein Jahr zuvor begrub man in Hamburg den berühmten Armand Vignerod Dupleſſis-Richelieu, Herzog von Aiguillon, den Urheber des Vorſchlages zur Abſchaffung der Feudalrechte in der berühmten Nacht vom 4. zum 5. Auguſt 1789, dem entſcheidendſten Moment in der franzöſiſchen Staatsumwälzung. Nach der Kataſtrophe vom 10. Auguſt 1792, über die er ſich in einem Briefe an Barnave, welcher aufgefangen wurde, ſehr misbilligend ausſprach, wurde er in Anklagezuſtand verſetzt, und entging wahrſcheinlich dem Schaffot nur durch die Flucht nach England. Von

hier aus, wo er von der Emigration ſeiner revolutionären Vergangenheit wegen nur ſchlecht empfangen wurde, wandte er ſich, nachdem er faſt den ganzen Reſt ſeines in Frankreich zurückgelaſſenen Vermögens verloren, in ziemlich bedrängten Verhältniſſen nach Hamburg, in welcher Stadt er grade in dem Augenblick ſtarb, in dem er, durch Napoleon von der Liſte der Emigrirten geſtrichen, im Begriffe ſtand, in ſeine Heimat zurückzukehren.

Schon 1794 war eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft in Hamburg, die 1798 beſonders durch eine geniale Künſtlerin, Madame Chevalier, glänzende Geſchäfte machte. Dieſe Schauſpielerin, die durch Grazie ſowol als durch lebhaftes Spiel und Natürlichkeit ausgezeichnet war, ſtellte z. B. den Schreck der Frau des Blaubart ſo außerordentlich dar, daß in den Blättern jener Zeit die bekannte Scene, in der ſie aus dem Kabinet ſtürzt, nachdem ſie daſſelbe geöffnet und die Gerippe ihrer Vorgängerinnen geſehen hat, auf das Enthuſiaſtiſchſte erwähnt und als groß in jeder Beziehung geprieſen wird.

Auch franzöſiſche Journale erſchienen um dieſe Zeit in Hamburg, unter andern eines unter dem Titel „Le censeur", das vielen Anklang fand, und an welchem, wie man vermuthen darf, ſich auch Rivarol betheiligte. Wie aber ſchon dieſer ſich über das Leben und den Geiſt der Deutſchen luſtig machte und ſo deren Gaſtfreundſchaft und Güte mit Undank belohnte, ſo thaten es Andere noch mehr und beſonders dadurch, daß ſie

die Frauen zur Zielscheibe ihres Witzes machten, wahrscheinlich und hauptsächlich eben wol, weil diese zurückgezogen und still in ihren Kreisen blieben und sich durch das laute Treiben der Emigranten wenig aus dem Cultus bringen ließen, den sie dem deutschen Genius widmeten und aus welchem jene Dichterschule hervorgegangen ist, die wir unter der Benennung der Verfasser der „Bremer Beiträge" bereits angeführt und nun näher und eingehender zu betrachten haben.

X.

Die Verfasser der „Bremer Beiträge“ und Klopstock.

Dieſe Gruppe von Schriftſtellern, die ſich grade in dem Augenblicke, in dem Gottſched ſeinen literariſchen Einfluß am mächtigſten und weitgreifendſten hielt, unter ſeinen Augen und aus den Reihen ſeiner eigenen Anhänger zuſammenthat, beſtand zunächſt aus Johann Adolf Schlegel, Kramer, Gärtner, Rabener, Schmidt, Zachariä, Ebert, Giſeke und Klopſtock. Es waren feurige Jünglinge, die der Ungeſchmack und die Pedanterie des Diktators auf dem leipziger Parnaß zu langweilen und anzuwidern begannen, und welche ſich jetzt vereinigten, um unabhängig von ihm ſich ihren eignen Weg in der Literatur zu ſuchen. Ebert und Giſeke (dieſer Letztere eigentlich ein geborener Ungar namens Köszeghi, aber nach ſeines Vaters Tode mit ſeiner Mutter frühzeitig nach Hamburg gekommen) brachten dieſer Vereinigung nicht allein von daher den Hagedorn'ſchen Einfluß, welchen Johann Adolf Schlegel, geſtimmt durch ſeinen Bruder Johann Elias Schlegel, der ſeit 1743 in Kopenhagen verweilte und in Hamburg mit Hagedorn in Beziehung ge-

kommen, dieſe Beziehung auf Johann Adolf Schlegel in Leipzig übertrug, verſtärkte, ſondern damit zugleich auch jenen Reiz aus dem Umgange mit gebildeten, der Dichtkunſt warm und liebend zugethanen weiblichen Weſen hinzu, wie ſie ihn damals in Hamburg gefunden und gepflegt hatten. In Berückſichtigung und Bezug darauf, geſchah es denn auch, daß dieſe Gruppe von Schriftſtellern es laut ausſprachen, wie ſie vor allem und zuerſt auch für die deutſche Frau ſchreiben und dichten wollten. Die deutſche Frau wurde gewiſſermaßen durch dieſen Act der Literatur erſt erobert und in ein Verhältniß zu ihm gebracht, und dieſes Verhältniß, welches wir hier in Leipzig zwar proklamirt, aber von Hamburg aus angebahnt und möglich gemacht ſehen, hat auch in Hamburg allein jene Antecedentien, die es logiſch erklären, und welche Gervinus ſchlagend dadurch nachgewieſen, daß er an einer auf den Gegenſtand bezüglichen Stelle ſagt: „Brockes hatte für die Reize der todten Natur geſtimmt, Hagedorn und Richey für die Grazien des geſelligen Umgangs, dieſe (die Verfaſſer der „Bremer Beiträge" nämlich) fügen das tiefere Glück der Freundſchaft hinzu und machen ſie zu ihrer Muſe, und Oreſt und Pylades zu ihren Helden. Giſeke, der deutlich fühlte, wie Liebe ſich gern dem feinern Geſchmack und der Dichtung geſellt, ſie würdig zu beſingen aber einem Größern vorbehalten will, Giſeke ſteht auf der Schwelle, um in das Heiligthum der Geſchlechtsliebe vorzudringen. Klopſtock, werden wir finden, philoſophirt förmlich über das Verhältniß dieſer und der Freundſchaftsliebe, er

bleibt gleichsam in dem Vorhof platonischer Frauenliebe stehen, wo sich ihm Wieland in seiner ersten Jugend gesellte. Dieser machte es sich aber eigentlich zur Aufgabe, die Liebe zu singen, und schien der Glücklichere zu sein, den Giseke prophezeite. Er brachte es, wie im Mittelalter geschehen war, wieder dahin, daß die Liebe der Dichter Muse ward, und dies blieb an unsern größten Meistern hängen. Es war dazu eine recht sinnliche Liebe im Anfange, die Goethe und Schiller erst wieder läutern und sublimiren mußten."

Wir sehen aus dieser hier angeführten Stelle den langsam und stufenweise sich bildenden, aber nach fertiger Bildung auch weithin und mächtig wirkenden Einfluß Hamburgs auf die deutsche Literatur, und da es ja recht eigentlich die Aufgabe ist, die wir uns gestellt haben, diesen Einfluß aufzudecken und nachzuweisen, so konnten und können wir nicht umhin, ihn hier mit der epochemachenden Erscheinung Klopstock's recht geflissentlich ans Licht zu stellen.

Friedrich Gottlieb Klopstock, am 2. Juli 1724 in Quedlinburg geboren, nach der Vorbildung auf Schulpforta erst die Universität Jena, dann die von Leipzig besuchend, ward hier durch seinen Freund Schmidt den Verfassern jener „Bremer Beiträge" zugeführt, und bald zum hervorragendsten Haupt derselben. Jung, lebhaft in seinen Empfindungen, allen weichern Eindrücken des Herzens offen, mußte ihn besonders das Treiben und die dichterische Gesinnung der Verbrüderung ansprechen, und hauptsächlich jener

Reiz der deutſchen Weiblichkeit anziehen, von dem Ebert und Giſeke ſich beſeelt erwieſen. Angehaucht und bezaubert von ihm, ging Klopſtock in der Hinneigung und Liebe zu dem hamburgiſchen Elemente ſo weit, daß er, wie er ſelbſt geſtand, damals keinen andern Ehrgeiz hatte als Lieder zu ſingen wie Hagedorn. Freilich, meinte er ſpäter, hätte die Muſe ihm zugewinkt, daß es nicht die Töne jenes Meiſters ſeien, welche die Natur in ſeine Bruſt gelegt.

Schon zu Schulpforta und ſpäter in Jena hatte er angefangen, ſein unſterbliches Epos, den „Meſſias" niederzuſchreiben und dieſen „Meſſias", von dem er die drei erſten Geſänge nach Leipzig mitbrachte, ließ er, nachdem er ſeine Freunde damit bekannt gemacht, in den „Bremer Beiträgen", ſo genannt, weil ſie Bremen als Druckort auf dem Titel führten, erſcheinen. Mit ihrem Erſcheinen begann eine neue Aera der deutſchen Literatur und das Glück des Dichters ſelbſt.

Die Bedeutung und den Inhalt des „Meſſias" hier zu erörtern und auseinanderzuſetzen, dürfen wir uns wol erſparen. Ein geiſtreicher Kritiker hat zwar mit Recht geſagt: „Damit iſt freilich dem Gedichte die Unſterblichkeit noch nicht geſichert, daß der Name des Dichters ſie davon trägt. Oft verliert das Werk ſeine Wirkſamkeit in dem Maße, in welchem die Celebrität ſeines Verfaſſers unangefochten bleibt. So, wie man den „Meſſias" auf Klopſtock's Sarg gelegt hat, möchte man ihn wol nur in wenigen Studirzimmern antreffen, nämlich aufgeſchlagen." Und Leſſing's Epigramm:

Wer wird nicht einen Klopstock loben,
Doch wird ihn Jeder lesen? — Nein!

ist wol so wahr geworden, daß nur Wenige der jetzt Lebenden sich rühmen dürfen, Klopstock's „Messias" ganz gelesen zu haben. Aber wenn dies auch ist, Jeder, der sich über dies Epos einigermaßen ins Klare zu bringen wünscht, findet darüber in Literaturgeschichten und kritischen Werken so vielfach Ausführliches und Treffliches, daß wir ein Recht zu haben glauben, ihn darauf zu verweisen. Auch in Herder's und Lessing's Schriften ist viel über ihn vorhanden und muß viel vorhanden sein, weil das Werk eben eine große und allgemeine Wirkung hatte. Alle Welt las es damals, wie es aus jener Zeit her heißt, „mit heiligem Schauder". Auch ward es fast in alle lebenden Sprachen, und sogar in die lateinische und griechische übersetzt. Noch nach den Befreiungskriegen erwies sich selbst in rauhen Soldatenherzen der Respekt davor so mächtig, daß sogar der sonst literarisch etwas ungeleckte Generalfeldmarschall Blücher, wie man erzählt, an Klopstock's Grabe nie anders als mit entblößtem Haupte vorüberging. Bodmer foderte sogar den Schauspieldirektor Schuch auf, den „Messias" auf der Bühne recitiren zu lassen, denn auch Virgil habe sein Heldengedicht, sagt er, auf dem Theater vorgelesen.

Die Macht, die der „Messias" ausübte, entstand zunächst aus der Größe des Stoffes, und dann aus der Gewalt, mit welcher unsere Sprache darin gehandhabt wurde. Unsere Sprache ward hier zuerst wieder

eine Heldenſprache, und durch den poetiſchen Heroismus eines Genies aus den Banden einer zopfigen Grammatik geriſſen, die, vor der Literatur entſtanden, „Grundſätze beſtimmte, ehe ſie Muſter aufzuweiſen hatte, und aus den Fetzen aller Anfangsgründe und Wortfügungslehren der analogen Sprachen zuſammengeſetzt war." Nachdem ſie verflacht, banal und ſchleppend geworden, kam nun Klopſtock, auf Leſſing und ſeine hamburgiſchen Vorgänger fußend, ihr neuen Schwung, neue Fülle und Kraft zu geben. Der tändelnde, kindiſche Geſchmack verlor ſich vor der energiſchen Muſe des Meſſiasſängers, welcher durch den gehobenen Rythmus ſeiner kühnen Gedanken Gefühl zum Großen und Feierlichen weckte. Noch Adelung zweifelt, daß ein deutſcher Hexameter möglich ſei, und Klopſtock bekennt zwar allerdings daß der ſeinige nicht der griechiſche, aber er behauptet auch zugleich, daß der Hexameter, ſo wie er ihn ausgebildet, dem griechiſchen weit vorgezogen zu werden verdiene. Und allerdings verdient er das, für unſere Sprache wenigſtens, denn dieſe Sprache, die eine Geſtaltungsfähigkeit und Werdeluſt beſitzt, wie ſie wenigen andern eigen, war viel zu brodelnd in ſich, als daß ſie ſich ohne Schaden ſklaviſch ein Silbenmaaß hätte aufdringen laſſen können, dem ihr Genius ſchon darum weſentlich widerſtritt, weil grade in jenem damals die Ausbildung des Eigenſchaftswortes begonnen hatte, das bei Homer, wie bekannt, noch wenig von jener Fülle und ewig wechſelnden Friſche in ſich trug, die wir dasſelbe in Brockes gewinnen ſahen. Brockes, der gewiſſer-

maßen den lebendigen Quell des Beiwortes aus dem Felsen unsrer Sprache silbern plätschernd in die Dichtung seiner Zeit hineingeleitet hatte, hatte ihr damit nun auch eine so große Beweglichkeit, soviel Wogen des Tonfalls und wie man sagen könnte, Ebbe und Flut der Rythmen gegeben, daß sie des Reimes sich überhebend, nun auch den Muth gewinnen konnte, nicht nur sich zu jener Plastik des Maaßes aufzuschwingen, das durch seine Redewendung und Fügung allein schon den gehobenen Gang annimmt, der sich über die Prosa hinaus, so stolz und prächtig als Vers verkündet, sondern auch in jener Plastik des Maaßes zu jener Selbständigkeit entwickelt, die wir sie bei Klopstock einnehmen sehen und welche sich soweit erstreckt, sich selbstbewußt ihr eigenes Gepräge zu geben.

Dieses eigene Gepräge war es, was zunächst die Welt frappirte, und es zu vervollkommnen, ist Klopstock bis in sein spätes Alter hinein nicht müde geworden; statt auf den errungenen Lorbeeren auszuruhen, zog er es vor, rastlos an der Verbesserung seines Werkes zu arbeiten, so daß man mit Goethe sehr wohl von ihm sagen kann:

Ihm gab ein Gott in holder steter Kraft
Zu seiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.

Daß er in dieser Leidenschaft in seinen alten Tagen etwas seltsam und wunderlich wurde, ist freilich wahr, denn wenn er in seiner Ode „Die Jakobiner" singt: „Die Korporationen, (verzeiht das Wort, das schlecht ist wie die Sache)", oder Umschreibungen gebraucht wie

„Der Wecker mit dem röthlichen Fuß", was die Sonne; „des frommen Mönchs Erfindung ſchallt", was einen Schuß bedeuten ſoll, ſo wird man dergleichen zu tadeln, aber doch über dieſer Ausartung der Manier nicht die Vorzüge zu vergeſſen haben, die ſie ſonſt enthielt und die ſie ſo bedeutungsvoll machten.

Die literariſche Schweiz und das literariſche Hamburg, die in geiſtiger Beziehung vieles Aehnliche hatten und wo Brockes, Richey und Hagedorn in Haller, Drollinger und Andern ihre gleichſtrebenden Genoſſen gefunden, waren es hauptſächlich, welche zuerſt und am lauteſten ſie erkannten und ſich für Klopſtock erklärten. Bodmer, als er erfuhr, daß Klopſtock der Verfaſſer dieſer drei erſten Meſſiasgeſänge ſei (in den „Bremer Beiträgen" erſchienen alle Arbeiten ohne Namennennung des Autors), lud den jungen Dichter ſogleich zu ſich ein, und Klopſtock, der dieſe Einladung annahm, lebte 1750 dreiviertel Jahre in Bodmer's Hauſe.

Bodmer und mehr oder minder die Schweizer alle, erwarteten, nach der poetiſchen Gravität des „Meſſias" geſchloſſen, einen heiligen Propheten in Klopſtock kennen zu lernen, und ſie hätten wol, wie es heißt, über ſeinen, ſie mit göttlichen Schauern durchrieſelnden Gedichten den ganzen Tag verweint, wenn die Lebensluſt und Friſche des jungen Dichters nicht ſelbſt ſie aus dieſer ernſthaften Stimmung herausgetrieben hätte. Nicht ohne Aergerniß ward von ihnen ſeine Weltlichkeit wahrgenommen und die Kühnheit getadelt, mit der er ſich einſt auf einer Landpartie von der ihm zuertheil-

ten spröden Schönen mit Gewalt einen Kuß eroberte. Und wie hätte dies auch anders sein können! So liberal, so freibewegend und scharf auch die Literaturanfänge jener Zeit in der Schweiz herausgetreten waren, doch hingen ihnen noch soviel Stubengelehrsamkeit und Pedantismus an, daß in ihnen der Schriftsteller bis zum Menschen noch nicht durchgedrungen war. Das Reinmenschliche stand bei den Schweizern gewissermaßen noch außerhalb der Poesie, gleichsam vor der Thürschwelle derselben; dies beweist unter anderm eine Aeußerung des doch am lebhaftesten aus der Gruppe der Schweizer Autoren hervorstechenden Bodmer gegen Dusch, als dieser in Lessing den Schriftsteller und Menschen für Eins annehmen wollte. „Welcher Gedanke", rief Bodmer, „daß der Mensch mit dem Autor etwas zu thun haben, daß der Mensch es sein soll, der da schreibt!" In einer nichts als witzigen, d. h. geistig erfundenen Schrift denke und rede bloß der Autor, nicht der Mensch! Die profane Sprache der Trinklieder und dergl. rede nur der Poet, nicht der Mensch! Die Flasche, die Küsse, die Mädchen seien nichts Wirkliches, nur Hirngespinnste, Schwindel, die der Poet anspreche, der Mensch aber nicht mit Augen gesehen, noch mit den Lippen berührt habe.

„Gegen eine solche Engherzigkeit", meint Gervinus, „war es wol nöthig, daß ein von sich selbst und dem eigenen Adel erfüllter Mann wie Klopstock, die ganze Last seiner Persönlichkeit warf." Diese Persönlichkeit hatten die hamburger Elemente schon zu sehr durch-

haucht und geschwellt, als daß sie sich hier in der dichterischen Abstraktion vom Leben, in dieser Dichtkunst, welche das Leben gewissermaßen nur nach poetischen Vorlegeblättern malte, auf die Länge behaglich fühlen konnte. Mit nur um so größerer Inbrunst und Sehnsucht dachte er nun nach seinem Aufenthalte in der Schweiz an Hamburg und das dortige Leben, als dessen dichterische Incarnation ihm Hagedorn erscheinen mußte.

Zu Wein und Liedern wähnet der Thor dich nur
Allein geschaffen. Denn dem Unwissenden
Ist, was das Herz des Edlen hebet,
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.
Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben tönt
Mehr Harmonien als ein unsterblich' Lied!
Im unsokratischen Jahrhundert
Bist du für wenige Freund' ein Muster.

sang er in seiner Ode „Wingolf" von ihm, und in der Abschiedsode „An Giseke" lautet der Schluß:

Eile zu Hagedorn hin, und daß du genug ihn umarmet,
Ist die erste Begier,
Euch zu sehen, gestillt, sind alle Thränen der Freude
Weggelachet, entfloh'n,
Giseke, sag' ihm alsdann, nach drei genossenen Tagen,
Daß ich ihn liebe wie du!

Neben diesen Oden, in denen das Gefühl der Freundschaft seine Verherrlichung fand, dichtete er aber auch schon andere, in welchen das Glück der Liebe gefeiert wurde. Die berühmte „Die künftige Geliebte" ist eine davon, und das Verlangen nach dem Besitz eines weiblichen Herzens mit einer Macht, Glut und

Begeisterung darin ausgehaucht, wie vor ihr das nirgend anders geschehen ist.

Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus
Und umfasset ein Bild, ach, das deine vielleicht!
Wo, wo such' ich dich auf? Wo werd' ich endlich dich finden?
Du, die meine Begier stark und unsterblich verlangt!

Und an einer andern Stelle heißt es:

Soll ich jene Gefilde nicht sehn? Führet nie dort im Frühling
Meine zitternde Hand sie in ein blühendes Thal?
Sinkt sie, von süßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Brust?
Ach, wie schlägt mir mein Herz! wie zittern mir durch die Gebeine
Freud' und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich dahin!
Unbesingbare Lust, ein süßer, begeisternder Schauer,
Eine Thräne, die mir still den Wangen entfiel;
Und o, ich sehe sie! mitweinende weibliche Zähren;
Ein mir lispelnder Hauch und ein erschütterndes Ach!

Er sieht sie in den Armen der Mutter, die er segnet, und nachdem er nach ihrem Namen gefragt und sie Cidli genannt, erblickt er sie im Geist zu Rosenbüschen eilen, wo sie sinnend, wie er der künftigen Geliebten, so sie des künftigen Geliebten denkend, verweilt. Und nun ruft er:

Eilet, Winde, mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauert hin durch den Wald, rauschet und verkündet mich ihr:
Ich bin redlich! Mir gab Natur Empfindung zur Tugend:
Aber mächtiger war, die sie zur Liebe mir gab.

Wenn er in so erhabenem Schwunge der zukünftigen Geliebten und des Ortes dachte, an dem er sie einst wol finden könne, wäre es ein Wunder, wenn

ſich dann ſein Geiſt beſonders nach Hamburg hinge wieſen geſehen hätte, nach Hamburg, wo Hagedorn lebte, von wo er ſeine theuerſten Freunde und durch ſie die erſte Ahnung von dem Reize des weiblichen Weſens und Umgangs erhielt? Gewiß nicht! Es kann beinahe für ausgemacht gelten, daß er es that. Es that es ja auch Bodmer, der von der Schweiz aus an Hagedorn ſchrieb, daß er Klopſtock in Hamburg eine reiche Schöne oder einen Mäcen, und dadurch Muße und Freiheit zur Dichtung wünſche. Dieſer Wunſch, den auch ſeine Freunde im Norden theilten, ließ jene darauf kommen, die Blicke Friedrich's V. von Dänemark, des nordiſchen Weiſen, auf ihn aufmerkſam zu machen. Noch im Jahre 1750 berief ihn dieſer aus der Schweiz zu ſich nach Kopenhagen, damit er dort unter ſeinen Augen ſein Epos vollende.

War ihm auf dieſe Weiſe im Norden damit wirklich der reiche Mäcen gewonnen worden, ſo ſollte ihm da nun auch zugleich die Geliebte gewonnen werden, und da über dieſe letztere Gewinnung in den Memoiren jener Tage vielfache Aufzeichnungen vorhanden ſind, ſo wählen wir einen Auszug daraus, der ziemlich genau ſcheint und daneben auch eine ſehr lebendige Schilderung von dem Geiſt und Weſen gibt, die man an dem weiblichen Theile der hamburgiſchen gebildeten Bevölkerung damals wahrzunehmen vermochte und beſonders in Meta Moller, geboren 1728, abgeprägt finden muß.

„Er kam auf ſeiner Reiſe von Zürich nach Kopenhagen durch Braunſchweig", heißt es in einer brieflichen

Aufzeichnung, „hier traf er seinen lieben Giseke an. Giseke war ein Hamburger und kannte Meta als Freund. Meta war eine der enthusiastischsten Leserinnen von Klopstock, seine ganze Bewunderin. Sie hatte den „Messias" zuerst aus einer Papillote kennen lernen. Sie kommt zu einer Bekannten, sieht geschnittene Haarwickeln liegen, nimmt eine in die Hand, liest ein paar Zeilen — Ei, was ist das? ruft sie aus. O, dumm' Zeug, sagt die Andere, es kann's kein Mensch verstehen! So? sagt sie; sie versteht's gleichwol, erkundigt sich näher nach dem Buche und dem Manne, läßt es holen, verschlingt's; von dem Augenblicke an kommt es ihr nicht von der Seite, Tag und Nacht liest sie's, weidet ihre ganze Seele daran, denkt, spricht, schreibt von nichts als von Klopstock, und besonders will sie von Giseke viel von ihm wissen. Da nun Giseke Klopstock sieht, sagt er zu ihm: wenn Sie auf Ihrem Wege nach Hamburg kommen, so müssen Sie ein Mädchen kennen lernen, eine Moller, die sich sehr freuen wird, Sie zu sehen; ich will Ihnen einmal einen Brief von ihr zeigen. Klopstock nimmt den Brief, liest ihn; er enthält beinahe nichts als Kritiken über den „Messias". So? sagte Klopstock, indem er den Brief scherzend zurückgibt, Sie wollen mir da ein Mädchen werth machen und zeigen Sie mir grade als meine Tadlerin? Thut nichts, antwortet Giseke kalt, lernen Sie sie nur kennen, ich will Ihnen eine Adresse an sie mitgeben. — Er kommt nach Hamburg. Nun war seine Hauptidee die, Vater Hagedorn von Person kennen zu lernen. Indeß, da er diesen nicht gleich

sprechen konnte, fällt ihm seine Adresse ein. Er schickt hin, läßt sich melden. Meta ist eben mit der Schwester beschäftigt, Wäsche zusammenzulegen und zu plätten. Wie sie die Adresse kriegt: Klopstock! ruft sie aus und springt hoch vor Freude. Ja, wir können ihn doch unmöglich so annehmen, sagt die Schmidt, das ganze Zimmer ist ja unordentlich und ..... Ei was! sagt Meta, Klopstock! Er soll den Augenblick kommen! — Die Wäsche wird helterpolter in die Kammer geräumt und dem Bedienten gesagt: sein Herr ..... je eher, je lieber! — Sein Herr kommt denn an. — Drei Tage blieb er nur da, konnte nicht länger, Bernstorff hatte ihn zu freundlich geladen. — Es ward den andern Tag ein hamburger Gastmahl angestellt, Meta drängte sich an ihn, jedes Wort war ihr Gold, interessirte sich für sein Leben, seine Schriften, seine Schicksale, frug ihn nach seiner ersten unerwiderten Augenneigung Fanny: sie wurden warm, sie fühlten im voraus, was sie einander sein könnten; er zerkrümelte einmal in Gedanken, mit ihr sprechend, einen Teller voll Zuckerwerk; sie nahm, da er weggegangen war, den Teller, setzt ihn in einen Schrank, verwahrte ihn wie ein Heiligthum und gab lange nachher, wenn Freunde sie besuchten, eine Prise von den zerbrochten Macronen: die hat Klopstock zerbrockt! — Hagedorn wurde beinahe vergessen — Er mußte weg, eine Correspondenz wurde festgesetzt, und ehe er über die Belte ist, hat er schon dreimal an den Stationen an sie geschrieben. So ging das zu."

Es war im Jahre 1751. 1754 heirathete er sie und 1758 verlor er sie durch den Tod, den er Zeit seines Lebens betrauerte. Erst kurz vor seinem Ende und schon auf dem Krankenbette vermählte er sich zum zweiten mal mit seiner langjährigen Freundin, einer Frau von Winthem.

So aber durch Liebe, Freundschaft und vor Allem durch den von Hamburg ausgehenden literarischen Geist magisch in die Ringmauern dieser Stadt hineingebannt, sehen wir ihn denn auch gar bald sich hier heimisch niederlassen. Hamburg hat sich Klopstock gewissermaßen angeheimelt und ihn sich so zu eigen gemacht, daß er ganz und gar als ein hamburgischer Dichter gelten muß.

Und hier sieht man, wie viel mächtiger der geistige Bezug als jener andere wirkt, denn nur geistig fand und sah sich Klopstock an Hamburg gebunden. Hamburg war nicht sein Geburtsort, und auch nicht der Ort, der ihm seinen Lebensunterhalt gab. Es ist bekannt, daß er diesen von Dänemark her erhielt, das ihn zum Legationsrath mit einer lebenslänglichen Pension machte. Rechner haben ausgerechnet, daß Dänemark sich den „Messias" über 21,000 Reichsthaler hat kosten lassen. Auch von Karlsruhe her erhielt er den Hofrathstitel und einen Gehalt, wofür er aus Erkenntlichkeit sich auf einige Zeit nach dieser Stadt begab, aber auch von da wie von Kopenhagen wieder nach Hamburg zurückging, wo er denn über dreißig Jahre lebte und den mächtigsten Einfluß ausgeübt hat.

Der sogenannte Hainbund in Göttingen, Voß in Eutin, Matthias Claudius in Wandsbeck, von Gerstenbergk in Altona gruppiren sich in näherer oder entfernterer Beziehung um ihn herum und sein Kopfschütteln oder Nicken bringt Regen oder Sonnenschein über den deutschen Parnaß, auf dessen Wolkensitz er in seiner göttlichen Dichterhoheit thronte, wie das nach ihm nur noch Goethe in Weimar gethan, mit dem er denn auch bald, gleich als hätte er dessen Rivalität geahnt und im Keime zu ersticken getrachtet, in einen heftigen Zwiespalt gerieth, in dem er jenen mit der ganzen Wucht seines Ansehens, jedoch vergebens, niederzudonnern versuchte.

Am 8. März 1775 schrieb er von Hamburg aus an Goethe einen Brief, worin er diesen über sein genialeo Treiben mit dem jungen Herzoge in Weimar wie ein Mentor in folgender Art zur Rede stellt:

„Hier einen Beweis meiner Freundschaft, liebster Goethe", schreibt er. „Er wird mir zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, dreinreden wollte; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem und jenem andere Grundsätze haben als ich, streng verurtheile. Aber Grundsätze — Ihre und meine beiseite, was wird denn der unfehlbare Gang sein, wenn er fortfährt? Der Herzog

wird, wenn er sich fortwährend bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wol starkgeborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Weise früh hingeopfert ..... Die Teutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzt den Herzog von Weimar aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn sie in ihrem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben, wenn es nun wird geschehen sein, was ich fürchte, das geschehen werde? Die Herzogin wird vielleicht jetzt ihren Schmerz noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der etwa auch niederhalten? Louisens Gram! Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben, wie ich ..... Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzoge. Er soll doch also mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein! Er geht, wenn er sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben. Was soll ich ihm schreiben? — Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzoge diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil. Denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht mehr hören mag."

Welcher Schriftsteller wagte heutzutage einen Brief in diesem Tone einem Fürsten zuzumuthen, wie es Klopstock that, dessen Schreiben Goethe übrigens auch in der That dem Herzoge vorgelegt zu haben scheint. Danzel, der Klopstock sehr gehässig bespricht, meint nun zwar, dieser habe sich auf seine Warnungsepistel „eine Abfertigung zugezogen, wie sie ein gefaßter Mann kaum sollte überleben können", allein so arg ist es, wenn man Goethe's Erwiderung betrachtet, doch wirklich nicht gekommen. Goethe entgegnete kurz und abweisend, aber im Tone großer Verehrung und eines Respektes, der bei dieser Gelegenheit zu bewundern und nur in der Wucht jenes Ansehens zu suchen ist, das Klopstock damals besaß. Man wagte sich gegen den Meister vom Stuhle in der Gelehrten-Republik nichts herauszunehmen und ertrug sein Zürnen mit einer seltenen Geduld und Rückhaltung. Selbst als Klopstock am 9. Mai 1776 auf Goethe's Zeilen folgende Antwort gab: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war; groß besonders deswegen, weil ich unaufgefodert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all' solche Briefe und all' solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hierdurch, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört oder vielmehr wenn er sich selbst hört", ließ sich Goethe nicht zu einer, die Ehrfurcht gegen den

großen Dichter verletzenden Aeußerung bringen. Seine ganze Repreſſalie beſtand in Schweigen, das ſich auf die Stolberg, die nicht nach Weimar kamen, ſondern ſich von Klopſtock nach Kopenhagen dirigiren ließen, und ſogar bis auf jene ſchöne Correſpondenz ausdehnte, in die ſich Goethe mit deren Schweſter eingelaſſen.

Daß Klopſtock ſich durch dieſes Schweigen ebenſo wenig wie durch Goethe's frühere Abfertigung gedemüthigt fühlte, beweiſen die Befliſſenheit, mit der er die letztere ſeinen Bekannten mittheilte und vor Allem auch die Unerſchrockenheit und Kühnheit, mit denen er fortfuhr, auch die mächtigſten und bedeutendſten Menſchen ungeſcheut zurechtzuweiſen, ſobald er meinte, ſie auf Abwegen oder in einem Irrthum befangen zu ſehen.

Bei dem franzöſiſchen Miniſter Roland verlangte er die Beſtrafung der Ungeheuer in Avignon und der Pariſer Septembriſten, wie er dieſem denn auch über die Kunſt, Krieg zu führen, nützliche Mittheilungen zu geben verſprach. Er habe den Xenophon und den Cäſar nicht ohne Nutzen geleſen, gab er zu verſtehen, indem er hinzufügte, wie er ſich durch den Siebenjährigen Krieg in der Taktik hinreichend gebildet glaube erachten zu dürfen. Auch ſpielt er in eben dieſer Correſpondenz nicht unverkennbar darauf an, daß er wol die Perſon ſein könne, eine Allianz der franzöſiſchen Republik mit dem König von Dänemark zu vermitteln.

Man ſieht, er dachte von ſich und ſeinem Anſehen nicht gering, und wie feſt begründet und groß dies in der That denn auch war, beweiſt nichts mehr, als daß

er, der von Königen und Fürſten ausgezeichnet und penſionirt war, doch ohne Rückſicht und ohne Verdächtigung wagen durfte, die franzöſiſche Revolution durch die enthuſiaſtiſchſten Oden zu feiern. So dichtete er z. B.:

Die größte Handlung dieſes Jahrhunderts ſei,
So dacht' ich ſonſt, wie Herkules Friedrich
Die Keule führte, von Europas
Herrſchern bekämpft und den Herrſcherinnen!
So denk' ich jetzt nicht. Gallien krönet ſich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!
Der glänzet heller und verdient es!
Schöner als Lorbeer, der Blut erſchimmert.

Ein anderes mal heißt es bei ihm:

Frankreich ſchuf ſich frei. Des Jahrhunderts edelſte That hub
Da ſich zu dem Olympus empor.
Biſt du ſo eng begrenzt, daß du ſie verkennſt, umſchwebet
Dieſe Dämm'rung dir noch den Blick,
Dieſe Nacht: ſo durchwand're die Weltannalen, und finde
Etwas darin, das ihr ferne nur gleicht,
Wenn du kannſt.

Daß er den Herzog von Braunſchweig von der Invaſion nach Frankreich abzuhalten ſuchte und ihm ſeine Ode zuſendete, die die Ueberſchrift „Der Freiheitskrieg" führt, und worin ſich die folgende Stelle befindet:

Und jetzt wollt ihr ſogar des Volkes Blut, das der Ziele
Letztem vor allen Völkern ſich naht,
Das, die belorbeerte Furie, Krieg der Eroberung verbannend,
Aller Geſetze ſchönſtes ſich gab:
Wollt das gereinigte Volk, das Selbſterretter, der Freiheit
Gipfel erſtieg, von der furchtbaren Höh',
Feuer und Schwert in der Hand, herunterſtürzen, es zwingen
Wieder von neuem dienſtbar zu ſein.

ist bekannt. Daß er zu diesen und andern ähnlichen Schritten sich bewogen fühlen konnte, lag in dem Bewußtsein seines Ruhmes und der Stellung, die er einnahm. Klopstock ist der Ausgang und die schönste Blüte derjenigen Wirkung, welche von Hamburg aus auf die deutsche Literatur ausgeübt wurde. Er brachte die literarischen Bestrebungen, wenn man will, die literarische Mission, welche Hamburg zugefallen war oder die es übernommen hatte, zum Austrage: er machte die deutsche Dichtkunst dem Wesen und ihrem Inhalt nach patriotisch, füllte sie mit den edlen Empfindungen der Freundschaft und Liebe, und trug auf den starken Armen seiner Strophen, wenn ein Bild dieser Art erlaubt ist, das Weib, oder allgemeiner genommen die Weiblichkeit auf den goldenen Parnaß seines Vaterlandes hinauf. Erst von Klopstock an beginnt das weibliche Element in der deutschen modernen Literatur eine Rolle zu spielen, eine Rolle, die allerdings bei ihm nur noch eine ahnungsvolle, aber doch schon so ausgesprochene ist, daß er eigentlich der erste moderne Dichter wird, den sich Frauen zu ihrem Liebling erwählen. Lessing war zu gedrungen, zu ernst und spröde in seinem eigenen Wesen sowol als in seinen Schriften, als daß er mehr als nur einzelnen hervorragenden Frauen, wie Elise Reimarus, der Madame König und Andern hätte von Interesse sein können. Hagedorn war wieder zuviel Lebemann, zu leicht und wegwerfend von der Natur des Weibes denkend, als daß er Reiz für dieses zu gewinnen im Stande gewesen wäre. Klopstock allein vermochte

es in seinem Innersten zu elektrisiren, denn er war es, der über alle übrigen Dichter hinaus, in heiligen Schauern die Wonnen der Liebe singend, dem Weibe in unserer Literatur den Cultus schuf, welcher nachdem darin zu so großen und betrübenden Ausartungen führte. Schon zu den Lebzeiten Klopstock's und gleich nach ihm ward dies erkannt. Bereits Lessing gab ihm weichliche Empfindelei Schuld und trauerte mit Andern, daß er das „griechische Gefühl der gesunden Natur" verdrängt habe, und wie sehr er das gethan, beweisen an sich selbst alle Die, die wie die Stolberg, die Cramer und Andere recht eigentlich aus seiner Schule hervorgingen, daher denn auch Schiller so gewissenhaft warnt, daß kein Dichter sich weniger zum Lebensbegleiter eigne als er, der unaufhörlich den Geist unter die Waffen rufe. Es sei ihm bange, sagt er, um den Kopf, der sich den „Messias" zum Lieblingsbuche mache, der nur in exaltirten Stimmungen des Gemüths gesucht werden könne, leicht ein Abgott der Jugend werde, die sich im Unendlichen gern ergeht, und dessen gefährliche Wirkungen man hinlänglich in Deutschland erfahren habe.

Es ist überall und in allen Dingen schwer, eine Sache nicht über die Linie des rechten Maaßes hinauszuführen, und diese Schwierigkeit hat sich hier bei dem durch Klopstock in die Literatur gebrachten Elemente eben auch gezeigt. Auf die Länge hin verdarb die Literatur die Frauen und die Frauen verdarben die Literatur, ein Wechselverderbniß, über das wir noch heute

nicht hinaus sind, und von dem uns zu befreien wir eben noch ziemlich kraftlose Anstrengungen machen.

Damals zu Klopstock's Zeiten aber lag in dem Verhältniß zwischen dem Dichter und seinem Frauenkreise doch noch etwas Schönes und Glückliches, das man über die spätern traurigen Folgen doch wol entschieden zu hart beurtheilt hat. Darauf fußend, daß Lessing, dem die Frauenbedürftigkeit Klopstock's lächerlich war, die sentimentalen, weiblichen Lesezirkel verspottete, die der Messiassänger gründete, hat man zu beachten vergessen, wie doch eben durch diese und andere Arten, in die sich der Umgang des Mannes mit dem Weibe kleidete, auf die letztern so rasch jene Bildung und Geistesgehobenheit überging, die es vordem nicht einmal gekannt, viel weniger besessen hatte. Nun Klopstock begann die deutsche Literatur zuerst Rücksicht auf das Weib zu nehmen, und aus dieser Rücksichtnahme entstand der holde Reiz unsrer modernen Poesie, der in ihren schönsten Schöpfungen so ewig unnachahmlich über sie ausgebreitet liegt. Möge man dies nicht über den Ausartungen vergessen, die eben dieser Reiz später erfahren hat, und zolle man vor allem dem deutschen Barden, von dem er ausging, den vollen Dank, der ihm gebührt, dadurch, daß man ihm Gerechtigkeit angedeihen lasse und in der Nachwelt die Verehrung nicht trübe, die er zu seinen Lebzeiten gefunden hat.

Klopstock, dem nach seinem eigenen Ausspruche jeder Unglückliche heilig war, der in Lebensgefahr unter Eis-

ſchollen auf dem Belt erſt dann um Hülfe rief, als die Hülfe dem, der ſie brachte, nicht mehr Gefahr drohte, Klopſtock, der von drei däniſchen Königen penſionirt wurde, und doch enthuſiaſtiſch die Revolution begrüßte, ebenſo, wie er ungeſcheut ſeinen Wohlthäter und Freund, den Miniſter Bernſtorff, aufſuchte und liebend verehrte, als dieſer in Ungnade gefallen war, Klopſtock iſt nicht nur der erſte deutſche Dichter, der von dem Werthe ſeines dichteriſchen Stoffes erhöht, das volle Anſehen ſeiner Perſönlichkeit in Anſchlag zu bringen weiß, ſondern es iſt auch, wie Gervinus ſagt, „ein epochemachendes Faktum an ihm, daß er der erſte Dichter war, der ſich eigene Verhältniſſe ſchuf und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte." Leſſing war ſo kühn, ſich der deutſchen Fürſten entſchlagen zu wollen, Klopſtock war noch kühner und zwang ſie nicht nur zu einem gewiſſen Reſpekt vor ihm, ſondern maßte ſich auch gewiſſermaßen ein Wort in ihrem Rathe an. Wie ein Fürſt iſt er denn auch beerdigt worden, nachdem er am 14. März 1803 im 79. Jahre zu Hamburg geſtorben.

Von dem Leichenbegängniſſe Schiller's, das zwei Jahre ſpäter in der Nacht vom 11. zum 12. Mai 1805 ſtattfand, wird uns im Album des „literariſchen Vereins" in Nürnberg 1844 von Weimar aus Folgendes berichtet: „Kein feierlicher Kondukt empfing die Begrabenden. Der Himmel war bewölkt, die Luft unfreundlich, die Straßen menſchenleer. Wer hinundwieder durch irgend ein Leiden ſchlaflos erhalten war, konnte jetzt aus den einfachen

Tönen eines Glöckleins bemerken, daß Jemand nach dem Ziel irdischer Laufbahn gebracht werde, ohne darum zu wissen, daß es dem Dichter der „Glocke" zu Grabe läute."

So begrub man Schiller, den großen Schiller in der Musenstadt Weimar. Wie anders ward dagegen Klopstock in der Kaufmannsstadt Hamburg zur Erde bestattet. Als seine Leiche am 22. März 1803 zu Grabe getragen wurde, geschah es, einer authentischen Schilderung des Dr. F. L. W. Meyer nach folgendermaßen: „Es betheiligten sich wie an dem Kondukte eines Königs die Gesandten Belgiens, Dänemarks, Englands, Frankreichs, Preußens und Rußlands. Auf das Geheiß des hamburger Senats erschien eine Ehrenwache von hundert Mann zu Fuß und zu Pferde; militärische Ehrenbezeugungen wurden der Leiche vor den acht Wachen des Stadtgebietes verordnet, an denen der Zug vorbeiging; vor der Hauptwache und dem Thore war das schöne hamburger Dragonercorps ausgerückt. Des Zuströmens vieler Tausende (man darf etwa 50,000 annehmen) auf den Gassen und Märkten und an dem Thor ungeachtet, waren Polizeivorkehrungen unnöthig. Der feierliche Eindruck vertrat ihre Stelle. Er gebot den zahllosen Volkshaufen Ruhe und ehrfurchtsvolle Stille. Als ob eine allgemeine Trauer verabredet worden, sah man viele der Zuschauerinnen an den Fenstern, und fast Alle in der Kirche des Begräbnisses in Trauerfarbe gekleidet; mehre hatten sich in schwarze Schleier verhüllt.

„Um 10 Uhr begann der Zug unter dem vollönen

den, großen Geläute der sechs Hauptthürme Hamburgs. Ein langes Wagengefolge von fremden Gesandten, hamburger Bürgern, Senatoren, Gelehrten, Kaufleuten, Kirchen- und Schullehrern und Künstlern schloß sich vor der Wohnung des Verstorbenen an den Leichenkondukt. Auf dem vierspännigen, offenen, von vier Führern geleiteten Trauerwagen stand der ganz einfache Sarg, schwarz bezogen, in seinen Seitenfüllungen mit Sammetstreifen eingefaßt, auf weißen metallenen Fußgestellen ruhend. Auf seiner Deckelfläche lag ein von ähnlichem Metall geformtes Buch, an einen Kranz von verflochtenen Palmen- und Eichenzweigen gelehnt. Klopstock's edle Gattin hatte den folgenden Vers, den er selbst einst zur Aufschrift des Sarges seiner Meta aus seinen Liedern wählte, in das Buch einzugraben verordnet:

Nah' war meines Helfers Rechte,
Sah sie gleich mein Auge nicht.
Weiter hin, im Thal der Nächte,
War mein Retter und sein Licht.

„Auf der Hälfte des Weges zum Grabe hielt der sich feierlich langsam bewegende Zug vor dem Thor auf dem hamburgischen und dänischen Grenzfelde, dem mit Menschen dicht bedeckten „Hamburger Berge". An dem Thor von Altona und dem hamburger Grenzstein ward die Leiche von den ersten Personen der königlichen und der Stadt-Regierung, von Gelehrten, Offizieren, fremden Generalen und vielen Bürgern der Stadt empfangen, die sich nun dem Zuge anschlossen. Eine

däniſche Ehrenwache vertrat die zurückgehende hamburgiſche. Zwiſchen acht Ehrenanführern mit beflorten Marſchalſtäben gingen unmittelbar vor dem Leichenwagen drei Jungfrauen, das Haupt mit Eichenblättern und Roſen bekränzt, in weißen Gewändern und Schleiern. Sie trugen dem Todten Roſen- und Myrthenkränze, Körbe mit knospendem Laube und Blumen des Frühlings voran zu dem Grabe. Dieſe Idee voll hoher Rührung, von dem altonaer Verein der Feierlichkeit verordnet, war höchſt glücklich und ganz nach dem Herzen Klopſtock's gedacht. Wie liebte er Jugend und Schönheit! wie die erſten Blüthen des Frühlings, dieſe Sinnbilder des Lebens nach dem Tode! — Mit entblößtem Haupte traten vier Ehrenbegleiter neben den Leichenwagen, den Sarg mit daran befeſtigten Florgebinden haltend. So ging der ehrwürdige Zug durch die grade Hauptſtraße von Altona. Vor der paradirenden Wache tönte eine Trauermuſik von gedämpften Hörnern. Auf dem Todtenanger von Ottenſen ward der Zug unter der Linde des Barden von einer ähnlichen Muſik empfangen."

Dies war Klopſtock's Beerdigung, und mit der Schilderung dieſer Beerdigung glauben wir am beſten unſere Darſtellung von Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert abſchließen zu können. Im neunzehnten ſcheint ſich Hamburg beinahe jedes litera-

rischen Einflusses begeben zu haben, und es gewinnt demnach das Ansehen als sei mit Klopstock nicht nur dieser eine Dichter, sondern die Poesie überhaupt begraben worden.

Aber so beängstigend und betrübend dies nun auch ist, die theilnahmlose Stellung, welche Hamburg im gegenwärtigen Momente zur Literatur einnimmt, darf uns deswegen um so weniger blind und geringschätzend gegen seine maßgebende Betheiligung in früherer Zeit machen. Und indem wir uns diese recht lebhaft und nachdrücklich vor die Seele führen, vielleicht, daß neues literarisches Leben und neue Lust und Liebe zur Poesie in den Herzen einer jüngern Generation erweckt wird. In dieser Hoffnung und mit diesem Wunsche wenigstens geschah es, daß wir in dem vorliegenden Buche die Blicke unserer Leser auf das Literaturleben Hamburgs anhaltender hinzulenken versucht haben als es seither wol geschehen. Hamburg ist noch immer eine zu tüchtige, bedeutsame und liebenswürdige Stadt, als daß man sie ohne Bedauern aus der Literatur, in der sie einst so wirksam war, hinaustreten sehen und nicht zu dem Versuch anspornen sollte: sie zu dieser wieder in nähere Beziehung zu bringen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von A. A. Brockhaus in Leipzig.

Unheimliche Geschichten.

Von

Theodor Mehl.

Dresden,
Druck und Verlag von C. C. Meinhold & Söhne.
Königliche Hofbuchdruckerei.
1862.

Vorbemerkung.

Indem der Verfasser und Zusammensteller dieser „Unheimlichen Geschichten" dieselben dem Publikum übergiebt, verwahrt er sich zugleich ausdrücklich gegen die Annahme, als könne es ihm irgendwie darauf ankommen: dem Aberglauben Vorschub leisten zu wollen. Der sinnige Leser wird ohne Zweifel herausfühlen, daß der Autor in allen seinen Novellen und Skizzen nichts weiter gethan hat, als daß er sich auf gewisse Schattenseiten der menschlichen Natur bezog, wo in dunkeln Vorstellungen und finstern Anschauungen sich so leicht das Fatum und Verhängniß eines ganzen Lebens erzeugt. „Des Menschen Erleuchtungen und Verdüsterungen sind sein Schicksal" hat der herrliche Goethe einmal sehr charakteristisch und, wie uns scheint, auch nur allzuwahr gesagt. Und diese Wahrheit nach der in Nacht hin fallenden Seite möglichst psychologisch zu belegen, das allein ist die Absicht und das

Streben des Autors gewesen, dessen ganze seitherige literarische Thätigkeit ihn hoffentlich vor dem Verdachte schützen wird, als ob er einer frivolen und scandaleusen Sucht nach Graus und Abscheulichkeit, wie sie im Publikum leider nur noch allzusehr im Schwange ist, habe fröhnen wollen.

Dresden, im August 1862.

F. W.

Der Geisterritt.

Es war eine von jenen ſtillen, geheimnisvollen Nächten, wie ſie der Hochſommer Deutſchlands ſo häufig bietet. Der Mond ſchien hell und klar, nur dann und wann von raſch dahinziehenden Wolken getrübt, die wie wandelnde Schatten geiſterhaft über den Himmel flogen, unter dem rings herum die Landſchaft, welche der Schauplatz unſerer Erzählung iſt, wie im Traume zu liegen ſchien. Stille herrſchte über dem Dorfe, über Feld und Wieſe, über der ganzen Gegend rings umher. Nur die Mühle, die fernab auf einer Anhöhe wie ein wachſamer Vorpoſten der menſchlichen Wohnungen aufgeſtellt ſtand, klippte und klappte mit ihren Rädern und Flügeln luſtig im Winde, der von Oſten her wehte und nachdem er mit dem Erlengebüſch, das den ſilbern aus dem Thalgrunde heraufſchimmernden Bach umſäumte, leiſe tändelnd gewiſpert hatte, ſich mit einer Art von Wolluſt in die Waldung hineinwühlte, welche die jenſeitige Höhe krönte und meilenweit die Erde bedeckte.

Vor dieſer Waldung, auf einer Hügelplatte lag das Förſterhaus, das der junge, auf der Forſtakademie gebildete Förſter Elers mit ſeiner Gattin, einem Revierjäger, einem Knecht und zwei Mägden innehatte. Die um das

Amtsgebäude herum errichteten Ställe und Scheunen, die ein ganz ansehnliches Gehöft ausmachten, bewiesen, daß der Besitzer von diesem Allen sich nicht blos auf sein eigentliches Geschäft beschränkte, sondern damit auch etwas Landwirthschaft verband, für die er von Hause aus bestimmt und erzogen war und die er auch getrieben hatte, bis er endlich nach dem Tode seines Vaters, eines alten, reichen Bauern, seiner Lust zum edlen Waidwerk nicht mehr gebieten konnte und sich deren Studium auf's Eifrigste widmete.

Nach Verlauf von etwa vier Jahren erlangte er die Amtsförsterei hier auf Rodewald und nachdem er sich ordentlich darin zurecht gerückt und heimisch gemacht, holte er sich Elisabeth Belger als Hausfrau heim, die er während der Zeit seines Aufenthaltes auf der Forstakademie kennen und lieben gelernt hatte. Er war nun Jahr und Tag und wie die ganze Landschaft wußte, auf's allerglücklichste mit ihr verheirathet.

Wie hätte das aber auch anders sein können? War Elisabeth oder wie sie Eters immer nannte Elsi doch ein wahres Muster der Frauenwelt. Hochgewachsen, schlank und fein gebaut, erschien sie dabei doch ziemlich kräftig und ihrem ganzen Wesen nach von rosigster Fülle und Frische. Ihr volles, feines, im wahren Sinne des Wortes goldgelbes Haar lag, lang und voll, wie es war, in zierliche Flechten geschlungen, kleidsam vertheilt und geordnet, um ihren edelgeformten Kopf, dem tiefe, dunkelblaue Augen, ein artiges Stumpfnäschen, zarte Grübchen und feingeschnittene Lippen mit weiß dahinter hervor glänzenden Perlenzähnen ein reizendes Aussehen gaben.

Elsi war nicht entschieden schön, aber jedenfalls anmuthsvoll und lieblich zu nennen, und das Letztere hauptsächlich wegen eines ungemein sanften Zuges um den Mund und eines Blicks, für den es schwer sein möchte, eine rechte Bezeichnung zu finden. Er war nicht traurig, nicht schmerzvoll dieser Blick, aber so seelenhaft, so aus der Tiefe herausgeholt oder wie der alte Pastor Kraute zu sagen pflegte: so aus verborgenstem Herzenskämmerchen an's Licht des Tages tretend, daß er Jeden, den er traf, mit dem Gefühl einer himmlischen Bangigkeit, einer in süßen Schauern erbebenden Wehmuth erfüllte.

Dieser Blick war ein Blick der reinen Psyche, und wenn sie ihn weit und groß zum Himmel richtete, so drang ein so intensiver Lichtstrom daraus hervor, daß es Einem dünkte, als müßten Fittiche daraus hervorwachsen, um Elsi geradewegs zum Throne des Ewigen empor zu tragen. Daß sie vor diesem auch jeden Augenblick zu erscheinen nicht zaghaft sein durfte, wußten übrigens Alle, die sie kannten. So brav, so gut und lieb, gab es kein Wesen weit umher. Junge Frauen, die ihr auf dem Kirchweg begegneten, hielten sich für gesegnet und errötheten geheimnißvoll, wenn ihre Gatten daheim sie küßten. Alle Männer rissen freudig die Mützen von den kahlen Schädeln, wenn sie ihr nahe traten, und Kinder, deren Weinen und Schreien nicht zu stillen gewesen, verstummten plötzlich und schlummerten mit seligem Lächeln auf ihrem Antlitz ein, sobald sie von ihr angeschaut worden waren.

Daß man Elsi unter solchen Umständen allgemein nur die gute Frau nannte, wird Niemand Wunder nehmen, und um so weniger, wenn er zu diesem Allen noch er-

fährt, daß ſie mit wohlthätigem Sinn in der Stille viel Gutes that, die Armen unterſtützte, die Kranken pflegte, die Nothleidenden mit dem Nöthigſten verſah. Hätte ſie im Mittelalter in katholiſchen Landen gelebt, ſo würde ihr die Anwartſchaft auf die Heiligſprechung nicht haben entgehen können. Die fromme Eliſabeth in Thüringen, von welcher Dichtung und Sage uns ſo viel Herrliches berichten, hat ſchwerlich mehr und Größeres vollbracht, als die gute Frau auf Rotewald, die Nachts an Krankenbetten und Sterbelager hülfreich und tröſtend herbei zu eilen ſich keinen Augenblick beſann und das Letzte hergab, um ein augenblickliches Elend zu mildern.

Auch in der Nacht, von der wir reden, war ſie wieder unten im Dorfe bei der ſiechen Tochter des ſogenannten „lahmen Kaspars" geweſen. Dieſer Kaspar — Heidler mit Zunamen — hatte die Feldzüge von Achtzehnhundertunddreizehn bis fünfzehn mitgemacht und war bei Quatre-Bras, wo er unter der Anführung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunſchweig, der bekanntlich hier ſeinen Heldentod fand, mitfocht, zum Krüppel geſchoſſen worden. Hierauf in ſeine Heimath zurückgekehrt, hatte er ſich mit einer herumſtreifenden Dirne, einer Zigeunerin, wie die Leute behaupteten, nur deswegen verheirathet, weil er meinte, daß dieſe ihn durch allerlei Geheimkunſt und Munkelweſen zum wohlhabenden Manne machen würde. Als dies aber nicht der Fall war, ſondern er nach wie vor in Dürftigkeit blieb und ſich ſein Brot entweder erbetteln oder mit mühſeliger Tagelöhnerei, zu der er obenein wegen ſeines Stelzfußes, nur wenn es an beſſerer Arbeitskraft gebrach, genommen wurde, verdienen mußte, da fing er allmälig ſich

der Liederlichkeit anheim zu geben an, zu der er von Jugend auf Neigung gehabt und die endlich sein ganzes Leben erfüllte. Tage, Wochen, Monden lang trieb er sich in der Gegend umher, ohne daß Jemand recht wußte, was er that und unternahm, noch wovon er existirte. Kam er ja wieder einmal nach Hause, so war er zerlumpter denn je, und gewöhnlich dann entweder trunken oder in so durchaus verwildertem Zustande, daß ihm Jeder gern aus dem Wege ging und auch die eigene Frau ihn vermied, wo sie konnte.

Nachdem diese Mutter geworden und ein Mädchen geboren, hatte sie ein ruhigeres, festhafteres und stilleres Wesen angenommen, ohne dadurch doch das Vorurtheil, das im Dorfe nun einmal gegen sie Platz gegriffen, vollständig ausrotten und verschwinden machen zu können. Noch immer hielten sich die übrigen Bauernfrauen scheu von ihr zurück und Niemand hatte irgend einen Umgang mit ihr. Sie pflegte ein Stückchen Land, das hinter ihrer Lehmhütte lag, und zog Kartoffeln darauf, von denen sie lebte. Eine Art von Körbe, die sie aus Weiden und Binsen mit einem seltenen Geschick und einer gewissen Kunst anzufertigen verstand und von Zeit zu Zeit an einen jüdischen Hausirer verkaufte, verschafften ihr, was sie und ihr aufschießendes Mädchen wohl sonst noch zu spärlichem Auskommen brauchten. Daß sie es über dieses spärliche Auskommen nicht hinausbrachte, war die Schuld ihres Mannes, der, wenn er auf kurze Zeit nach Hause kam, dasselbe um und um kehrte und Alles wegnahm, was er an Geld und Geldeswerth nur irgend finden konnte. Wollte die Frau das hindern und wehrte sie seinem Beginnen, so wurde er wüthend und schlug sie und das Kind.

Kurz nachdem Eliſabeth Volzer von Elers geheirathet und heimgeholt worden war, hatte eine Scene dieſer Art unten in der Hütte der Zigeunerin ſtattgefunden und der lahme Kaspar die kleine Alla — ſo wurde das Mädchen geheißen, ohne daß Jemand wußte, woher und aus welcher Abkürzung dieſer Name ſtammte — ſo ſchrecklich mißhandelt, daß ſie in Folge deſſen auf immer contract und an ewiges Siechbett gefeſſelt wurde.

Der Miſſethäter ward hierauf gefänglich eingezogen und für die an ſeinem eigenen Kinde verübte Grauſamkeit nach der vollen Strenge des Geſetzes beſtraft; um die arme Mutter und ihr leidendes Töchterchen aber wollte ſich Niemand recht kümmern, bis endlich die nun eben nach Rodewald übergeſiedelte Gattin des Förſters von der unglücklichen Lage der Verlaſſenen hörte und ſich derſelben annahm.

Elſi Elers ſorgte für den nöthigſten Unterhalt, ſchaffte Arzt und Medicin herbei und begann, damit nicht zufrieden, ſich ſchließlich auch mit der Erziehung und Ausbildung der kleinen Alla Heidler zu befaſſen, die ein ganz eigenthümliches, ſeltſames und phantaſtiſches Weſen war. Ihr Geſicht hatte, wie das ihrer Mutter, eine braune, beinahe bronzeartige Farbe und ſcharfe, aber durchaus nicht unangenehme Züge. Ihre Augen waren von einem dunkeln Braun und ihre Haare von einem tiefen, glänzenden Blauſchwarz, über das bei gewiſſen Beleuchtungen ein Schillern von Purpur flog. Ihr Geiſt zeigte ſich rege, von ſchneller Faſſungskraft und bildſam, aber dem Sonderbaren und Excentriſchen zugeneigt, und dabei flüchtig und ohne eigentlichen Halt.

Wenn Elſi einerſeits erfreut über die großen Fortſchritte

war, die das Mädchen machte, so erschrak sie nicht selten andererseits über das Wilde und Ausschweifende, das ihr Charakter zu Tage legte, in dem in der That etwas von jenem räthselhaften Volksstamme zu spuken schien, der das verschleierte Aegypten als seine ursprüngliche Heimath angiebt.

Auch heute wieder hatte die gute Frau auf Rotewald bekümmerten Herzens ihren Heimweg angetreten und in der Dämmerung zwischen Feldern und Wiesen dahinschreitend, mit sorgender Seele der Zukunft gedacht, welche der armen Alla wartete.

Auf völlige Genesung war, nach dem Ausspruche des Arztes, gar keine Hoffnung und mit der lebhaften Einbildungskraft und geistigen Unruhe, die dem Kinde eigen war, was konnte sich da für eine Aussicht auf dessen ferneres Dasein eröffnen?

Ach, Elsi war recht betrübt und hatte auf dem langen, einsamen Wege her und hin überlegt, was wohl am Besten für das arme Kind gethan werden könne. Daß etwas gethan werden mußte, darüber blieb ihr schon deswegen kein Zweifel, weil ihr Alla's Mutter mitgetheilt, daß Kaspar Heidler seine Strafe verbüßt und sie nun in der täglichen Angst schwebe: ihn wieder bei sich zu sehen.

Das arme Mädchen muß fort aus dem Hause, sagte Elisabeth zu sich selbst, indem sie den Hügel zu ihrer eigenen Wohnung hinaufstieg und dann gleich, als sie diese von dem dunklen Walde sich hell und friedlich wie ein Asyl abheben sah, hinzusetzte: und wo anders könnte und sollte sie hin, als hierher zu uns, wo die Zufriedenheit, die Ruhe und Einsamkeit, in der wir leben, nur wohlthuend auf ihr

Gemüth werden wirken können. Ich will auch gleich heut Abend noch mit Elsrs von der Sache reden. Bin ich doch gewiß, daß er mir die Bitte nicht abschlagen wird, der gute Mann, der mich auf Händen trägt und so brav und edel denkt, wie irgend einer auf dieser Welt!

Er wird wohl schon zurück sein von Tetschen, redete sie in Gedanken weiter. Meinte er doch sein Geschäft noch heute dort beendigen und die Nacht wieder zu Haus sein zu können.

Aber nein, fügte sie plötzlich sich besinnend und den rascher gewordenen Schritt wieder langsamer werden lassend hinzu, aber nein, wenn er heim gekommen, so würde er mir entgegen gegangen sein, und hier ist die Stelle, wo ich ihn sehen müßte, wenn er das gethan!

Heinrich! Heinrich! rief sie zweimal laut nacheinander, gleichsam als traue sie ihren Augen nicht und als könne er sich hinter dem Gebüsch am Wege neckisch verborgen haben, obschon dergleichen Neckereien gar nicht in seinem Charakter lagen. Richtig wurde ihrem Ruf auch keinerlei Erwiederung, außer, daß ein Vogel, aufgescheucht aus den Sträuchern, empor und in die dämmrige Nacht hineinfuhr, die sich jetzt vollkommen entfaltet, und in warme Dünste gehüllt, auf Baum und Gräser tröpfelnd niederthaute.

Elisabeth konnte es sich nicht wehren, trotz eines leisen Schauers, den sie empfand, einen Augenblick still zu stehen und in das Thal, aus dem sie soeben heraufgekommen war, zurückzublicken. Da lagen das Törfchen, die Mühle, die ganze Gegend wunderbar friedlich im Grunde, halb verhüllt vom Nebel, halb beleuchtet vom Mond. Der Bach schlang sich wie ein weißes Silberband dazwischen hindurch

und verlor sich in die blaue Ferne hinein, die ihn wie mit liebenden Armen aufnahm. Alles war Ruhe, war Stille, war Gotteofrieden. Elsi konnte nicht umhin, als sie so in die Tiefe hinab sah, die Hände zu falten und in sich ein leises Gebet zu sprechen. Mit tiefer Rührung und einer Thräne im Auge sagte sie vor sich hin: Wie schön ist doch Gottes Welt? Und wenn man sie so vor sich sieht, soll Einem da von bösen Menschen gehört zu haben nicht wie ein bloßes Mährchen vorkommen?

Kaum war diese Betrachtung in ihrem Innern gemacht, so verdüsterte eine Wolke den West und hüllte Alles rings herum in dunkle Schatten. Ein scharfer Windzug blies zur Höhe und warf sich mit rauschendem Ungestüm in den Wald; fernes Hundegebell unterbrach die magische Stille unten und hier oben flog ein aufgescheuchter Nachtvogel noch über Elsi's Haupte hin, indem er einen heisern Kreischlaut, wie einen Unglücksruf, erschallen ließ.

Die gute Frau fuhr erschrocken zusammen, zog ihr Tuch fester um Hals und Schultern und schritt nun eilig ihrer Wohnung zu.

Als sie den Hof erreicht, trat ihr Christoph, der Jäger, zur Nachtpirsch ausgerüstet, entgegen.

Der Herr Förster ist nicht heimkommen, sagte er; da will ich denn hinaus, das Revier abzunehmen.

In Gottes Namen, Christoph, entgegnete Elisabeth; Hannes (der Knecht) ist ja da, um auf das Haus zu achten und das Pferd zu nehmen, wenn der Herr noch kommt.

Glaub's nicht, Frau, lautete die Antwort. Der Herr wird drüben bleiben sein im Tetschen. Des Falben eines Hufeisen war locker, und das bedeutet nichts Gut's.

Was, nichts Gut's? fragte die Försterin erschreckt.

Ich mein' nur von wegen des Geldes, antwortete Christoph. Der Apotheker wird's nicht zusammen haben und den Herrn hinhalten. Es soll nicht zum Besten stehen mit Meister Ballhorn.

Wenn's nur das wär', fiel Elsi erleichterten Herzens ein, dann hätt's weiter keine Noth, Christoph.

Damit ging die Försterin weiter. Christoph zog die Mütze und wünschte gute Nacht; dann warf er den Fliesriem der Büchse über die Schulter, pfiff seinem Hunde, der Diana, und schritt in den Wald hinein.

Elisabeth hingegen trat in das Haus, wo die Magd mit dem Abendessen wartete.

Es war nicht eben selten, daß die gute Frau allein zu Nacht essen mußte, denn Clevo, der seinen Amtsverrichtungen mit großem Eifer oblag, sah sich oft genöthigt, zur Verhütung von Holzdiebstahl und Jagdfrevel grade um diese Zeit das Revier abzunehmen. Trotzdem also Elisabeth an das Alleinsein beim Nachtessen gewöhnt war, empfand sie dasselbe seltsamer Weise heute doch viel auffallender als sonst, ohne sich indessen irgend einen andern Grund dafür angeben zu können, als den, daß es sie beunruhigte, ihren Mann nicht auf dem Felde seines gewöhnlichen Berufs, sondern auf fremden Wegen zu wissen.

Clevo war nämlich nach Teschen, seiner einige Meilen entfernt liegenden Geburtsstadt geritten, um sich dort für das an den Apotheker Ballhorn vermiethete Erbe seiner Väter den fällig gewordenen Pachtzins auszahlen zu lassen.

Lachend und heiter hatte er sich nach eingenommenem Mittagsmahl auf seinen Falben gesetzt und beim zärtlichen

Abschied von seiner guten Frau derselben versprochen, nur im dringendsten Falle, d. h. nämlich, wenn er mit diesem Geschäft und einigen andern Commissionen, die er bei dieser Gelegenheit gleichfalls abzuwickeln sich vorgenommen, nicht ganz in's Reine kommen sollte, über Nacht weg zu bleiben.

Bin ich um zehn Uhr nicht hier, so erwarte mich nicht mehr, hatte er beim Wegreiten gerufen, sich umwendend noch hinzufügend: Und ängstige Dich dann nur nicht, Elsi. Im goldnen Hirn beim Gastwirth Pech werde ich wohl aufgehoben sein und Deiner in Liebe gedenken.

Es ist elf vorüber, sagte die gute Frau, nachdem sie nach der Uhr an der Wand gesehen hatte, sich vom Tisch erhebend, an dem sie das Abendessen kaum angerührt hatte; es ist elf vorüber, nun kommt er wohl nicht mehr.

Ganz sicher nicht, Frau, meinte Martha, die alte Magd, welche die ganze Zeit über ein wenig auf der Ofenbank gesessen und sich jetzt reckend und dehnend auch ihrerseits erhob, um den Tisch abzutragen; ganz sicher nicht, Frau. Der Herr liegt drinnen im goldenen Hirn längst bis an die Nasenspitze im Federbett und schläft, und ich denk: Ihr thätet gut, seinem Beispiel zu folgen. Es ist nahezu Mitternacht und Ihr das Spätaufsein nicht gewohnt.

Ein Weilchen noch will ich warten, entgegnete Elisabeth, das wird mir nichts thun. Es könnte sein, daß er sich verspätet und doch noch käme. Er ist nicht gern aus dem Hause, wie ich weiß, setzte sie hinzu, indem sie, sich dann direct an Martha wendend, dieser befahl, das beinahe unberührt gebliebene Abendbrod stehen zu lassen und zu Bett zu gehen.

Die Magd deckte die Butter, den Käse und was sich sonst auf dem Tische befand, mit Glasglocken oder Tellern

zu und ging dann, nachdem sie ein schläfriges Gute Nacht gesagt, zur Thür hinaus und in die Bodenkammer hinauf, in der sie zu schlafen pflegte.

Elsi blieb allein zurück und setzte sich an das Fenster, das auf den nah davor beginnenden Wald hinaussah. Das Mondlicht gaukelte in seltsamen Streiflichtern zwischen den Stämmen weg, deren Aeste und Wipfel der Wind rauschend her und hin bewegte; dann und wann kreischte ein zu tiefgebogener Ast oder brach ein trockener Zweig krachend in die Tiefe.

Das Alles konnte Elsi eigentlich nicht erschrecken, denn sie war es gewohnt und in zehn andern Nächten würde sie keinerlei Obacht darauf gegeben haben; heute aber erregte es sie doch. Ein Grauen überlief sie und sie schauderte.

Ich hätte Martha bei mir behalten sollen, sprach sie vor sich hin. Es ist so einsam hier und der Wald kommt mir auf einmal so fremd und grausig vor, daß ich weinen könnte, wie ein Kind.

Elsi, Elsi, rief sie gleich darauf sich zusammennehmend und aufstehend, sei doch nicht wunderlich. Es ist ja sicherlich Nichts geschehen und es kann ja Nichts geschehen, was zagst du denn? Eers wird ruhig im goldenen Horn in seinem Bette liegen, darum geh und thue es auch. Der himmlische Vater wacht über uns Allen!

Damit begab sie sich in das, neben der Wohnstube liegende Schlafgemach, wo sie sich auszukleiden begann. Als sie auf dem Stuhle neben ihrem Bette saß, zur Beruhigung leise ein Liedchen vor sich hinsummend und sich grade die Strümpfe von den rosigen Füßchen streifte, schlug ein Ton wie ein tiefer Seufzer so erschütternd an ihr Ohr, daß sie

mit bebendem Herzen und weit aufgerissenen Augen in die Höhe fuhr und voll Entsetzen lauschend einen Augenblick stehen blieb: ob der Laut sich wiederholen würde. Aber es blieb Alles still; die Uhr tickte ununterbrochen weiter und draußen ging nach wie vor der Wind durch die knarrenden Wipfel der Bäume.

Nach und nach erholte sich Elsi von ihrem Schreck, indem sie sich den eben gehörten Klang als eine bloße Einbildung und Täuschung oder auch vielleicht als ein Aechzen des Stuhles, auf dem sie saß, oder des Bettes, an das sie möglicher Weise die Stuhllehne zu fest angeschoben haben konnte, erklärte. Ganz ruhig wurde sie indessen doch nicht, denn sie band den Kleiderrock, dessen Gürtel sie schon gelöst und den sie eben hatte fallen lassen wollen, wieder um ihre Hüften fest und schlang noch überdies ein Tuch um die Brust, das sie hinten knüpfte. Dann legte sie sich nieder, aber ohne sich ganz zuzudecken. Sie wollte, sie wußte selbst nicht warum, so liegen bleiben, daß sie sofort und jeden Augenblick auf den Beinen sein konnte.

Nachdem sie tief ergriffen und fromm ihr Abendgebet gesprochen, löschte sie das Licht und schloß die Augen, ohne [illegible] den gewünschten Schlaf zu finden.

Sie dachte an dies und das und von dem Einem auf das Andere überspringend. Nachdem sie eine Weile von Alla und ihrer Mutter phantasirt, fiel ihr ihre eigene Jugendzeit ein, eine früh gestorbene Schulgenossin, ein Anverwandter, der verschollen gegangen war und von dem man nie wieder etwas gehört. Dazwischen erinnerte sie sich ihres Gatten und vieler Züge seiner Liebe, aber mitten in der Süßigkeit dieses Erinnerns fühlte sie plötzlich etwas

wie einen stechenden Schmerz über sich kommen, weil es ihr war, als ob das Alles lange, lange her und Eleo indeß gestorben. Mit Thränen in den Augen fuhr sie auf und starrte halb aufgerichtet auf den Boden der Stube, über den hin der bleiche Mondschein spielte, indem er das zitternde Laub eines draußen stehenden Nußbaumes abcentrirte.

Erst nach einer geraumen Weile war sie so weit wieder beschwichtigt, daß sie, sich niederlegend, auf's Neue die Augen schließen und weiter zu simuliren beginnen konnte. Die früheren wirren Bilder kamen zurück und umfingen ihre Seele, die abgehetzt und erschlafft, endlich vom Schlaf in die Arme genommen wurde.

Aber der Schlaf war weder ruhig noch süß. Elisabeth warf sich hin und her und sie, die sonst wie ein Engel auf dem Mantel Gottes lächelnd auf ihrem Kissen zu liegen pflegte, zerrte heute mit ihren Händen in den Bettdecken, knirschte mit den Zähnen und seufzte manchmal tief, als ob sie ein böses Gewissen hätte.

Der Traum, den sie hatte, war düster und schreckhaft. Ihr schien, daß sie im Walde auf ganz unbekannten Wegen ging. Das Laub, das der Herbst abgestreift und auf den Boden gestreut hatte, raschelte unter ihren Füßen, die sie, sie wußte nicht wohin, tragen sollten. Plötzlich war es ihr, als ob sie auf eine warme, schlüpfrige Feuchtigkeit träte und als sie, um zu sehen, welcher Art diese sei, die Blätter mit einem Fuße wegschob, sah sie, daß sie auf Blut stand, das in einer tiefen Rinne den Weg hinabfloß.

Mit einem Angstschrei war sie schweißgebadet, krampfhaft sie auf.

In der Stube lag noch der Mondschein wie vorher und

ließ das zitternde Rußland auf dem Fußboden abgebildet sehen; die Uhr tickte gelassen weiter und draußen rauschte und wehete es in den Bäumen, wie vordem. Sonst war Alles still und Nichts zu hören, als das jähe Klopfen ihres eigenen Herzens. Aber nein, nicht rein allein! Aus der Ferne schien es, als ob ein Pferd auf dem Waldpfade ging: trab-trab, trabtrab!

Mit einem Satz war Elsi aus dem Bett und am Fenster, von dem aus man den Waldpfad eine Strecke überblicken konnte.

Wahrnehmen ließ sich Nichts, aber das Pferdegetrappe schien näher und näher zu kommen; jeden Augenblick meinte die gute Frau des Reiters ansichtig werden zu müssen.

Jetzt muß er an der kleinen Lichtung sein, wo der Weg nach dem Dorf abgeht, meinte sie, und nach einer kleinen Weile, nun am Tannenhügel; in zwei Minuten muß er um die Ecke biegen, bis zu der das Holz frei ist; in zwei Minuten, in zwei Minuten!

Aber die zwei Minuten vergingen und kein Reiter zeigte sich. Das Pferdegetrappe jedoch dauerte fort und kam näher und näher, ja, sie konnte sich nicht täuschen, sie vernahm es ganz deutlich: trabtrab, trabtrab! erst noch fern unter den Bäumen her, dann auf dem freien Grasplatze, wo es gedämpfter klang, und endlich ganz nah unter dem Fenster, wo es aufhörte.

Elisabeth rieb sich die Augen, um sich zu überzeugen, ob sie denn auch wach sei. Sie hatte gehört, daß Pferd heran geritten gekommen war, sie hatte den zurückgelegten Weg Schritt für Schritt bis zum Hause verfolgen können

und nun war vor dem Hause im hellsten Mondschein doch gar Nichts, durchaus gar Nichts zu sehen.

Gar Nichts? Nein, es war allerdings etwas zu sehen und zwar etwas, das die arme, geängstete Frau oben am Fenster mit verdoppeltem Entsetzen erfüllte. Sie gewahrte nämlich Pluto, den Lieblingshund des Försters, mit zerrissener Kette kläffend heraneilen und an der Stelle, wo Elers sonst immer mit dem Pferde zu halten pflegte, so in die Höhe springen, als begrüße er seinen eben heimgekommenen Herrn.

Dieser Auftritt trieb Elsi alles Blut aus dem Herzen und machte ihr Haar sich sträuben. Ohne sich zu besinnen, ohne sich umzusehen oder irgend etwas umzunehmen, eilte sie baarfuß, nur mit Hemd und Unterrock bekleidet, aus dem Zimmer hinaus auf den Hausflur, und von da auf den Platz, an die Seite des Hundes, der noch immer wie an den Beinen eines Pferdes hinaufsprang.

Und richtig, wie Elsi herzulief, hörte sie da nicht, wie das Pferd, als ob es ungeduldig sei, in den Boden scharrte? Und fühlte sie dann nicht, wie diese aufgewühlte Erde bis über ihre nackten Füße hergeflogen kam? — In der That, sie hörte und fühlte das so deutlich, so genau, daß sie in die Luft hinein nach dem Kopf und Zügel des Pferdes griff und verwundert war, Nichts zu erfassen, Nichts als Luft. Ehe sie indeß über diesen Vorgang noch recht in's Klare gekommen, vernahm sie auch schon wieder das gespensterhafte Trabtrab und die daraus merkbar werdende Entfernung des Pferdes, dem, im Sande schnüffelnd, Pluto folgte.

Einen Augenblick stand Elisabeth bleich und versteinert wie eine Bildsäule da und stierte dem geisterhaften Geräusche

nach; dann, als es sich weiter und weiter entfernte, überkam sie eine so entsetzliche Angst und eine so trauervolle Bangigkeit, daß sie, auf sich selbst und Alles, was sie umgab, vergessend, in fieberhafter Eile dem unsichtbar dahin trottenden Rosse zu folgen begann.

Es dauerte nicht lange, so hatte sie dasselbe eingeholt und lief nun mit dem Hunde um die Wette dem spukhaften Trabtrab zur Seite.

Eine geraume Zeit ging es den hell vom Monde beschienenen Waldweg hinauf, dann links ab in den Forst hinein, wo auf Moos und Blättern, die noch vom vorigen Herbst dalagen, der Tritt des Pferdes weniger deutlich, aber doch immer noch vernehmbar schallte. Manchmal hörte man sogar wie unter dem auftretenden Hufe knisternd ein morscher, auf den Boden gestreuter Zweig zerbrach.

Elisabeth hatte auf Nichts, als auf die unsichtbaren Tritte und den ihnen nachlaufenden Hund Acht, der mit eingekniffener Ruthe und weit aus dem Halse hängender Zunge den unheimlichen Tönen folgte. Ihr selbst hatte sich sowohl das Tuch über der Brust, als das lange goldene Haar gelöst, das nun wie ein Königsmantel ihre nackten Schultern umwallte. Ihre Füße wurden wund von den Tannenzapfen, auf die sie trat oder von stachlichtem Gesträuch, durch das sie sich hindurch wand. Auch ihre Hände litten und von ihrer Bekleidung blieb bald hier, bald da ein Fetzen an dem Gestrüppe hangen.

Nichts aber von alle dem hemmte ihren Weg, der tiefer und tiefer in die Waldung hinein und ins Dickicht ging. Kein heiseres Schreien der empor gescheuchten Nachtvögel, keine über ihre bloßen Füße naßkalt und glittschig hin-

ſchlüpfende Kröte, keine ihr giftig im Mondlicht entgegen züngelnde Eidechſe ſchreckten ſie ab oder bewegten ſie auch nur momentweiſe inne zu halten. Raſtlos ging es weiter über Stock und Stein, über Diſtel und Dorn, und wäre es eine Ewigkeit ſo fortgegangen, ſie würde nicht angehalten, nicht ſtillegeſtanden haben. Trieb ſie doch eine innere, magiſche, geheimnisvolle Macht dem unheimlichen Spuke nach. Wohin? Was kümmerte ſie das? Sie hatte keine Gedanken darüber. Sie fühlte nur, daß ſie nicht anders konnte, daß ſie mußte, daß das, was da unſichtbar und geiſterhaft vor ihr her trottete, das Verhängniß ihres Lebens und im Zuſammenhange mit ihrem Gatten war.

Als der unheimliche Marſch gut über eine halbe Stunde gedauert haben mochte, fing der Tritt des Geiſterpferdes auf einmal an langſamer, gewiſſermaßen zögernder zu werden und beſonders dann, als man eine kleine Waldhöhe in einer ausgetrockneten und mit dürren Blättern gefüllten Regenfuhrt hinanſchritt.

Es kam Eliſabeth vor, als ob ſie dieſen Ort ſchon einmal geſehen. Die Stellung der Bäume, die vom Regen ausgewühlte Fuhrt, das welke Laub — — — — das Alles ſchien ihr bekannt und ſo, als ob ſie erſt kürzlich hier geweſen. Aber wie konnte das ſein? War ſie doch nie ſo tief in den Forſt gekommen. Sie hatte wohl einige Mal mit Eltern Spaziergänge ins Gehölz gemacht, war dabei aber niemals von den gangbaren Pfaden abgewichen und in eine ſo unwirthbare Gegend gerathen. Und dennoch: ſie erinnerte ſich deren ſo genau, daß ſie die Zahl der herumſtehenden Bäume und den Wuchs ihrer Stämme aus dem Gedächtniß hätte angeben können. Wie gelangte ſie dazu?

Noch mitten im Nachſinnen über dieſen räthſelhaften Punkt empfand die ſo ſeltſam Nachtwandelnde plötzlich eine eigenthümliche klebrige Flüſſigkeit unter ihren Füßen, was ſie unwillkürlich ſchaudern und ſtillſtehen machte. Und als ſie nun, um ſich zu überzeugen, welcher Art dieſelbe ſei und woher ſie ſtamme, den einen Fuß in die Höhe hob — wer beſchreibt ihr Entſetzen, als ſie entdeckte, daß ſie in friſches, rauchendes Blut getreten.

Dieſe Entdeckung brachte ihr auch ſogleich die Beſonnenheit mit dem Platz in den Sinn, denn es wurde ihr nun auf einmal klar, daß es der ſei, den ſie vorhin im Traume geſehen. Die Bäume, der Höhenaufgang, die Regenfuhrt, das weiße Laub, das Blut — ſie hatte das Alles im Traume geſchaut, der wie eine Vorahnung des Entſetzlichen, das ſie erleben ſollte, daheim in ihrer ſtillen Schlafſtube über ſie gekommen war.

Und nun ſtand ſie in Wirklichkeit an dem Ort, den ſie vordem nur mit Grauſen geträumt, in furchtbarer, ſchauriger Wirklichkeit um — — was zu erfahren?

Der Froſt machte ihre Glieder ſchlottern, die Zähne klappern, den Schweiß der Todesangſt in ſchweren, dicken Tropfen von ihrer Stirne perlen. Mit weit aus den Höhlen hervorgetriebenen Augen und geſträubtem Haare ſtarrte ſie bewegungslos den Hügel hinauf, hinter dem ſich jetzt das Pferdegetrapp verlor und zwar ſo verlor, als ob es da plötzlich, von einer übermenſchlichen Macht gehemmt worden ſei. Auch der Hund, der bis dahin immer Elſi vorausgelaufen war, blieb hier auf einmal furchtſam ſtehen, mit ſeinen rothglühenden Augen ängſtlich zur Gattin ſeines Herrn aufblickend.

Nachdem diese einen Augenblick, von seelenerschütterndem Grauen gefesselt, lautlos stillgestanden, ermannte sie sich plötzlich, riß die Sohlen vom klebrigen Boden los und stürzte die Anhöhe hinauf.

Oben angekommen und in einen tiefen Waldgrundkessel blickend, gewahrt sie im hellen Mondlicht — — — was? Den lahmen Kaspar, dem zur Seite todt hingestreckt der alte Falben des Försters liegt, nicht fern davon, schon halb in die Erde eingescharrt, die mit Blut überströmte Leiche von Elsen selbst.

Dies sehen und einen gräßlichen Schrei ausstoßen war Eins und Dasselbe. Einen Moment darnach stürzte Elisabeth, von Pluto gefolgt, dem Schauplatz des Verbrechens mit so rasender Eile zu, daß der aufgeschreckte Mörder kaum Zeit erhielt, sich zu erheben. Noch ehe er recht begriff, was geschah und daß die weiß daher eilende Erscheinung kein strafender Engel des Himmels, sondern die Gattin des Ermordeten sei, fühlte er sich von Pluto am Halse gepackt und würgend in die aufgeworfene Grube über den Leichnam hingestreckt.

Einen Augenblick darnach hatte Elisabeth, wie wenn der Geist einer Heldin über sie gekommen wäre, die neben dem Verbrecher an einen Baum gelehnte Flinte ergriffen und sie demselben auf die Stirn gesetzt.

Elender, rief sie, was hast Du gethan?

Auf Heidler, den hartgesottenen Bösewicht, hatte der ganze Auftritt eine furchtbare Wirkung. Wie vom Himmel herab war die Frau vor ihm mit fliegendem Haar, mit zerrissenen Gewanden, nackten Füßen und fast entblößter Brust mitten in sein verbrecherisches Beginnen hineinge-

treten. Wo kam sie her? Wer hatte ihr seine Blutthat verrathen und sie zu dem verborgenen Schauplatz derselben begeleitet?

Das Räthselhafte, Unerklärliche und Plötzliche ihres Erscheinens hatte ihn um alle Besinnung, Fassung und jede Möglichkeit eines Widerstandes gebracht. Innerlich zerknickt und gebrochen, gab er sich ohne Weiteres verloren, indem er mit Blute ringend, heiser aus seiner Kehle herausstöhnte: Reißt mir in des drei Teufels Namen die verfluchte Bestie vom Halse! Ich ergebe mich und will Alles bekennen.

Sei es denn, entgegnete Elisabeth, indem sie den Hund am Halsbande zurückzog. Aber wehe Dir, wenn Du einen Versuch zur Flucht machen oder Dich gegen mich wenden solltest. Du hast Pluto's Zähne gefühlt. Ein Wort, ein Wink von mir und Du wirst in Stücke zerrissen.

Zum Satan, Weib wie kommst Ihr hierher? rief der lahme Kaspar, als er frei geworden, sich in die Höhe richtete.

Durch ein Wunder des Himmels, antwortete Elsi, der noch kein Verbrechen dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entschlüpfen ließ. Ungeheuer, setzte sie mit Schauder auf die blutige Leiche ihres Mannes blickend hinzu, was hast Du gethan? Während ich daheim für Dein unglückliches Weib und Dein noch unglücklicheres Kind in bangender Seele Sorge trage, durchstreifst Du, Verworfener, den Wald, um mir den besten Gatten, den diese Erde zu tragen vermag, im heimtückischen Hinterhalt um's Leben zu bringen. Unmensch, warum?

Warum? Warum? Das ist bald gesagt, erwiderte brummend Heinler, indem er sich den blutenden Hals mit einem schmutzigen Sacktuche abwischte und verband. Ich

hörte, daß der Förſter den Pachtzins aus Teſchen heimholte, und da hier doch meines Bleibens nicht länger ſein konnte und ich nach Amerika wollte, ſo ſollte ſein Geld mir die Reiſekoſten decken. Zur Hölle damit, rief er wüthend, einen ſchweren blutbefudelten Geldſack auf die Erde ſchleudernd, nun brauch' ich den Plunder nicht. Die Reiſe, die mir jetzt bevorſteht, wird mir keine ſonderlichen Auslagen verurſachen. Auf Weib, laßt uns gehen. Ich weiß den Weg zu der Schmiede, zu der Ihr mich bringen wollt. In des Satans Namen denn, laßt uns gehen!

Nimm die Leiche auf, herrſchte ihn Elſi an. Sie muß mit.

Sie wird nicht geſtohlen werden, lachte zähneknirſchend der Böſewicht. Die Büttel werden den Braten ſchon riechen und ihn zu finden wiſſen.

Nimm die Leiche auf, wiederholte Eliſabeth ſtreng, oder Pluto ſoll Dir aufs Neue wieder am Halſe zerren und Dir Hören und Sehen vergehen machen.

Pluto, deſſen Kette die gute Frau mit dem Fuße feſthielt, indem ſie, unachtſam für den Schmerz, der ihr dadurch verurſacht wurde, mit der nackten Sohle darauf trat, Pluto, als er ſeinen Namen hörte, ſtemmte ſich ſogleich gegen ſeine Feſſel an und fing, als ob er die Drohung verſtanden, knurrend die Zähne zu fletſchen an.

Stille, Racker, heulte der lahme Kaſpar, indem er ſeinen angeſchwollenen und blutunterlaufenen Hals betaſtete und dazu mit ſeinem hölzernen Beine ſtampfte. Wenn's denn nicht anders geht, ſo kommt hervor Förſter Elers, damit ich Euch buckepack nach Hauſe trage. Eure alte Mähre da,

wird Euch so nicht mehr im Sattel tragen. Mit dem Waldreiten ist es für immer aus.

Mit diesen Worten packte der Verbrecher die Leiche unter die Achseln, hob sie aus der Grube hervor und warf sie sich über die Schulter.

Elisabeth schauderte zusammen, als sie das sah und dabei das baumelnde, blutlose und fahle Antlitz der Leiche so wie ihre starr niederhängenden Gliedmaßen gewahrte. Sie mußte alle Macht zusammen nehmen, um nicht ohnmächtig zu werden.

Vorwärts! befahl sie, und nun ging der schauerlichste Leichenzug, der sich denken läßt, langsam durch den Wald zurück, dem Dorfe Rotewalt zu.

Voran schritt humpelnd und keuchend der Mörder, mit dem Ermordeten auf dem Rücken; drei Schritt dahinter ging Elisabeth, die Flinte vor sich hin auf den Missethäter gerichtet; dazwischen lief Pluto, der dann und wann ein klägliches Geheul ausstieß, das schauerlich im Forste widerhallte.

Der Mond, da es zum Morgen ging, begann nach und nach zu erblassen und die Dämmerung, in graue Nebel gehüllt, feucht von den Zweigen tropfend, sich über der Holzung auszubreiten. Das Stöhnen Heidler's, das Schwanken der Leiche, das Heulen Pluto's, begleitet von dem melancholischen Getröpfel der niederthauenden Feuchtigkeit, das Gerassel der welken Blätter, der knisternden Zweige, dann und wann ein scheues Vorbeigleiten eines aufgejagten Wildes, — stelle man sich das Alles lebhaft vor und man wird das Bild des traurigsten Leichencortèges haben, den jemals die Erde gesehen.

Als es zum Anbruch des Tages ging und die ersten Hähne in Rotewalt zu krähen begannen, sahen die eben vom Schlaf erstehenden Bauern den seltsamen Zug vor dem Amthause anlangen. Im Nu war Alt und Jung auf den Beinen, der Torfrichter und seine Büttel zur Hand, Kaspar Heitler mit Ketten geschlossen und Elers Leiche auf eine Bahre gelegt.

Die gute Frau sank, nachdem sie die nöthigsten Aufklärungen gegeben und den ganzen Hergang des schrecklichen Vorfalls kurz erzählt, ohnmächtig den Umstehenden in die Arme und wurde in vollständig bewußtlosem Zustande nach Hause getragen, wo sie, von einem hitzigen Fieber befallen, Monate lang mit dem Tode rang. Als sie endlich genas, war ihr Haar weiß wie Schnee und die Klarheit ihres Geistes erloschen. Still und lautlos ging sie umher, mit stieren, glasigen Blicken Menschen und Welt betrachtend. Niemals hat man sie wieder lächeln sehen oder auch nur einen einzigen Laut über die Lippen bringen hören. Die Angst und die Schauer jener Nacht hatten, wie es schien, alles Leben aus ihrem Herzen gescheucht und sie zur wandelnden Mumie gemacht.

Kaspar Heitler wurde in der Kreisstadt Böhlau mit dem Schwerte hingerichtet; seine Frau aber nahm ihr contraktes Kind auf den Rücken und wanderte, Niemand weiß wohin. Wie sie in Rotewalt sagen, ist sie nach Aegyptenland zurückgekehrt.

Eine merkwürdige Prophezeihung.

Dem Stoffe nach entnommen aus Burke's: Anecdotes of the aristocracy and episodes in ancestral story.

Kaum war am Oſtermorgen des Jahres 1814 das engliſche Kriegsſchiff Vanguard nach einer langen und ſtürmiſchen Seefahrt mit vollen Segeln in den Hafen von Alexandrien eingelaufen, um darin auf einige Tage Anker zu werfen, als ſich der Capitain auch ſofort von Offizieren und Seecadetten lebhaft um die Erlaubniß angegangen ſah, die ſo viel gerühmten Wunder und Merkwürdigkeiten Aegyptens in Augenſchein nehmen zu dürfen. Vier Lieutenants und fünf Midſhipmen waren es, die ſich dieſer Vergünſtigung zu erfreuen hatten und welche, kaum beurlaubt, denn auch ſofort und nur mit dem Nöthigſten für einen dreitägigen Landaufenthalt verſehen, in die niedergelaſſenen, bereits der Glücklichen harrenden Boote ſtiegen, um ſich darin an die mit allen ihren Räthſeln und Geheimniſſen vor ihnen liegende Küſte zu begeben.

Nachdem die Geſellſchaft die Umgegend der Stadt, ihre ſeltſamen Bauten und hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten durchmuſtert, mancherlei kleine Abenteuer beſtanden und ver-

ſchiedene, nicht eben durch große Mäßigkeit ausgezeichnete Mahlzeiten gehalten, fand man ſich am dritten Tage, dem letzten des Urlaubs, ziemlich abgeſpannt und müde in einem türkiſchen Kaffeehauſe zuſammen, um hier die wenigen Augenblicke der noch verſtatteten Freiheit in genußreicher Beſchaulichkeit und Rückerinnerung des Genoſſenen zuzubringen.

Man tauſchte hier bei dem dampfenden Mokka die empfangenen Eindrücke und alle die bunten und ſich ergänzenden oder auch widerſtreitenden Bemerkungen aus, die dadurch in den Köpfen der Betrachtenden entſtanden waren.

„Wir haben geſehen, was in der kurzen Zeit zu ſehen war, und können mit unſerem Aufenthalte zufrieden ſein,“ ſagte am Ende mit einer Art Selbſtzufriedenheit, der älteſte Lieutenant Sir Archibald Primroſe, ſpäterer Lord von Caſtlefield.

„Nur von den berühmten ägyptiſchen Wahrſagern iſt uns keiner zu Geſicht gekommen,“ rief der Midſhipman John Dalrymple aus, indem er lachend hinzufügte: „Und das, bei Gott, iſt jammerſchade, denn man kann keine Beſchreibung oder Geſchichte dieſes Landes leſen, ohne ſie eine große Rolle darin ſpielen zu ſehen.“ —

„Wir werden ſehr beſchämt ſein, wenn man uns bei unſerer Rückkehr darnach fragen wird und wir dann nicht im Stande ſind irgend welche Auskunft darüber zu geben,“ bemerkte kleinlaut James Dundas.

„Nur zu wahr,“ meinte Midſhipman Charles Brunton, „nur zu wahr, meine Kameraden, dieſer Mangel in unſeren Mittheilungen über dieſes fabelhafte und ſonderbare Land kann uns nur Schande bringen.“

„Nun denn zum Teufel," ſchrie Hugh Campbell, ein weit umher gekommener und ziemlich roher Seeſoldat, „nun denn zum Teufel, ſo laßt uns keinen Augenblick verlieren und ſolch' ein Wunderthier in aller Eile noch vor uns bringen. Bevor die Flaggen nicht eingezogen ſind*), brauchen wir nicht an Bord zu ſein. Wir haben alſo noch hinreichend Zeit das Verſäumte nachzuholen, wenn wir die Stunden von jetzt bis Abend nicht ungenutzt verſtreichen laſſen."

„Einen Magier! Einen Magier!" ſcholl es nun von allen Seiten und im Nu wurde denn auch der Dragoman herbeigerufen, den man als Dolmetſcher und Wegweiſer für die Zeit des Urlaubs angenommen, ihn beſcheidend, daß er ſogleich einen von den Wahrſagern, an denen Aegypten und ohne Zweifel wohl auch Alexandrien ſo reich ſei, vor die Geſellſchaft führen ſolle.

Der Dragoman, der dies erwartet zu haben und darauf vorbereitet ſchien, erklärte, daß er augenblicklich den Wunſch der Fremden erfüllen und einen der berühmteſten Magier ſeiner Zeit, den vielgeprieſenen und höchſt weiſen Ali ben Rebin vor ſie geleiten wolle, wenn ſie nur etwa eine Viertelſtunde ihm Zeit vergönnen möchten denſelben in ſeiner verborgenen und geheimnißvollen Wohnung aufzuſuchen.

Natürlich ward ihm dies gern geſtattet und er ſofort entlaſſen jenen Wundermann herbeizuholen. Eine Viertelſtunde ſpäter ſah ihn die Geſellſchaft denn auch in der That mit einem Greiſe wiederkommen, der in lange, mit phan-

*) Was nach ſeemänniſchem Gebrauch immer nach Sonnenuntergang geſchehen ſein muß.

taſtiſchen Zeichen bemalte Gewänder gehüllt und mit einem ſchneeweißen, ſehr langem Barte geziert war. An ſeiner Hand führte er einen braunen, beinahe nackten Knaben, von intereſſantem, aber melancholiſchem Ausſehen, der eine Kohlenpfanne und mehreres andere Geräthe in der Hand trug.

Nachdem Ali ben Rebin den verſammelten Briten als der gewünſchte Wundermann von dem Dragoman vorgeſtellt worden war und durch ihn den Wunſch der Fremden ſeine Zauberkünſte zu erproben, erfahren hatte, verneigte er ſich ernſt und gravitätiſch, mit feſten Blicken dabei die nach ihrer eigenen Zukunft Lüſternen muſternd. Als dies, ſo viel er es für nöthig halten mochte, geſchehen, gab er dem Knaben einen Wink, und während dieſer nun die Geräthe aufſtellte und die Pfanne mit Kohlen füllte, gab er dem Dragoman die Weiſung, daß er die Geſellſchaft zum Stillſchweigen auffordern und ihr anzeigen möge: wie nur derjenige reden dürfe, den er ſelber durch ſeine Vermittelung fragen werde.

Wenn die übermüthigen und kecken Seemänner, die anfangs natürlich alle zuſammen die größte Luſt gehabt, ſich über den Hocuspocus, der ihnen hier vor Augen geſtellt werden ſollte, luſtig zu machen, ſchon gleich beim Auftreten des Magiers frappirt und beſonders durch ſeinen ſcharfen durchdringenden Blick aus der Faſſung gebracht worden waren, ſo verging ihnen nun vollends bei der immer mehr und mehr ſichtbar werdenden und ſich in allen ſeinen Bewegungen entwickelnden ſeltſamen Gravität der Muthwille ſo ganz und gar, daß ſie in der That ſehr bald mit den ernſthafteſten Mienen von der Welt dem emſigen Wirken und Walten

des Wahrſagers und ſeines Knaben gegenüber ſaßen. Nicht ohne ein gewiſſes Grauen und heimlich ſie überrieſelnde Schauer ſahen ſie ihn aus abenteuerlich geſtalteten Steinen, Knochen und Amuleten einen Kreis bilden, in deſſen Mitte auf einem ſeltſam geformten Dreifuß ſich die Kohlenpfanne befand, aus deren Schaale ſich aus darüber geſtreutem Räucherwerk dicke, weiße, die Atmoſphäre mit einem angenehmen, aber die Sinne traumartig umſpinnenden Gerüche erfüllende Wolken erhoben, die bald das ganze Zimmer ſo verdunkelten, daß man nur mit Mühe die Anweſenden und das, was ſie umgab, zu unterſcheiden vermochte. Nachdem man ſo eine Weile in dieſem Zuſtande geblieben und der ägyptiſche Weiſe in Zwiſchenräumen verſchiedene, bald laut, bald leiſe, den Fremden natürlich ganz unverſtändliche Zauberformeln geſprochen und von Zeit zu Zeit mit einem, mit arabiſchen Chiffern und Buchſtaben bedeckten Stocke, geheimnißvolle Zeichen in die Luft gemacht hatte, zog er plötzlich den Knaben an ſich, indem er ihn dicht an das qualmende Becken ſtellend, ſeinen Kopf mit der Fläche der einen Hand umſpannte und mit der andern jenen Stab an ſeinen Nacken hielt, mit dem er ſeither die Luft bei ſeinen Beſchwörungen geheimnißvoll durchſchnitten hatte. Kaum aber war das geſchehen, ſo ſah man den Knaben in krampfhafte Zuckungen fallen und gleich darauf ſeine Augenlider verſchließen.

„Biſt Du bereit, Ben Mahom?“ frug nun der Zauberer und nachdem der Knabe hierauf noch mehrmals zuſammengefahren und ſich wie gegen eine unſichtbar und myſtiſch ihn bezwingende Gewalt vergeblich gewehrt, murmelte er endlich: „Ja, mein Meiſter, ja, der Schleier iſt aufgehoben, welcher vor die Zukunft geſpannt iſt und ſie

ten Augen der Sterblichen verhüllt. Frage, ich werde Dir Antwort geben."

Nachdem der Dragoman leiſe und am ganzen Körper zitternd den Briten dieſe Reden verdolmetſcht hatte, ließ Ali ben Nebin durch ihn die Frage an ſie thun, wer zuerſt ſeine Kunſt erproben wolle. Einen Augenblick zögerte die ganze Geſellſchaft und niemand meldete ſich; dann endlich aber trat Walter Croker, der jüngſte Midſhipman, aus einem iriſchen Zweige der Crokers von Lineham in der Grafſchaft Devonſhire ſtammend, vor und begehrte von dem Magier eine Mittheilung darüber zu haben, wie und wo er dereinſt ſein Ende finden werde.

„Der Tod iſt ſchrecklich, wie er auch ſei," ſagte der Weiſe, indem er nach einer Pauſe, die er dem frevelhaft Fragenden zum Beſinnen geben zu wollen ſchien, hinzufügte: „Frage etwas Anderes, junger Mann!"

„Wie und wo ich dereinſt ſterben werde, wünſche ich zu wiſſen," wiederholte der Seecadet mit jener Halsſtarrigkeit, wie ſie den Bewohnern jenes Inſeleilandes eigen zu ſein pflegt.

„Nun wohl, ſo fordere es noch einmal," ſagte der Wahrſager. „Du mußt es drei Mal fordern!"

„Zum dritten Male denn," entgegnete Walter Croker mit mehr und mehr feſter werdender Stimme, „zum dritten Male denn, die Schlußſcene meines langen oder kurzen Lebens begehre ich mir vor die Seele geführt zu ſehen."

Drei Mal neigte hierauf Ali ben Nebin ſein Haupt, dann ſich zu ſeinem Knaben niederbeugend, frug er: „Ben Mahom, mein Sohn, was ſiehſt Du? Sage ſein Schickſal!"

„Ich ſehe eine Inſel im Meere," ſagte der Knabe nach einer mit noch verſtärkten Zuckungen ausgefüllten Pauſe, „eine Inſel, die mit Bäumen wie die Dattelpalme bepflanzt iſt. Sie iſt grün und friſch, und große prachtvolle Blumen wachſen auf ihr. — Das Meer ſchneidet tief in ihr Land und bildet eine Bucht, groß und ſicher wie ein Hafen. Alles iſt leer und ſtill."

„Und bleibt es ſo?" fragte der Magier, als der Knabe hier verſtummte. Der Knabe ſchien ſich anzuſtrengen wie Einer, der nach etwas in der Ferne ausſieht, dann murmelte er: „Nein, ich bemerke aus der Ferne her ſich etwas nähern. — Schon kann ich es deutlich unterſcheiden, — es iſt ein großes Schiff mit weißen Segeln und einer Flagge, auf der ein rothes Kreuz wahrzunehmen iſt. — Es nähert ſich der Inſel, auf der es nun auf einmal auch lebendig wird. — Lange, braunrothe, beinahe nackte Menſchen kommen aus Häuſern, die mir ganz fremd ſind und von Baumſtämmen angefertigt ſcheinen. Sie rennen zuſammen, ſie machen allerlei wilde Geberden und zeigen nach dem Schiffe, das immer näher und näher kommt und nun nicht weit vom Lande hält. — Ich ſehe Männer darauf erſcheinen, wie die ſind, die ſich vor uns befinden. Sie haben bunte Uniformen, Säbel und Flinten. In ihrer Mitte iſt Einer, der Gold auf dem Kleide hat und den Andern zu befehlen ſcheint. — Sie werfen Schaluppen aus, die ſich bemannen und an die Küſte rudern."

Da der Berichtende hier plötzlich inne hielt und ſchwieg, hob der Magier die Hand die er auf deſſen Kopfe hielt, ein wenig empor, um ſie dann feſter darauf wieder niederzudrücken; auch kehrte und ſchwang er den Zauberſtab drei

Mal durch die Luft, um ihn dann auf's Neue an ſeine vorige Stelle zu bringen.

„Du wirſt noch mehr ſehen, Ben Mahom," ſagte dann Ali ben Rebin. „Sprich, was iſt es?"

„Die Männer des Schiffs ſind auf der Inſel" fuhr der Befragte mit leiſerer Stimme, als er ſeither geſprochen hatte, fort. „Sie ſind weit vom Strande. Kaum, daß ich das Schiff noch erblicke. Sie gehen einen Hügel hinauf, auf welchem ein einzelner Baum ſteht. Unter dieſem Baume machen ſie Raſt, indem ſie ſehnſüchtig nach dem Schiffe ausſehen, als ſollte ihnen von daher Beiſtand kommen und als befürchteten ſie einen Ueberfall. Ja, und ſieh, nun brechen in der That aus der Waldung hinter dem Hügel die braunen, nackten Menſchen hervor, ausgerüſtet mit ſeltſamen Waffen. — Sie greifen die Anderen an; — es kommt zum Handgemenge; — mehrere der Wilden fallen von den Flinten der Weißen. Aber neue Haufen drängen heran. — Der Kampf wird heftiger. — Der Seemann mit dem Gold auf der Achſel, den ich ganz deutlich unter den Seinigen ſehe, ordnet, leitet und befiehlt ihre Abwehr. Er iſt überall voran, er ſtreitet wacker mit einem Säbel in der Hand. — Jetzt wird er von den Feinden umringt, — er hat ſich zu weit vorgewagt; ein Wilder ſchlägt mit einer Keule nach ſeinem Kopf; — er ſchwankt; — Blut ſtürzt ihm aus Mund und Naſe; er fällt; Andere mit ihm."

Der Knabe ſchwieg auf's Neue. Er ſchien erſchöpft und erſchreckt von dem, was er geſehen. Dicke Schweißperlen tropften von ſeiner Stirn.

Der Magier wiederholte ſein Manöver von vorhin, wechſelte mit dem Ende des Stockes und hob eine Weile

ſeine Hand von dem Haupte ſeines kleinen Mitgehülfen. Dann neigte er ſich wieder zu ihm nieder und ſagte: „Sieh noch einmal hin, Ben Mahom, mein Sohn, und ſage, was Du erblickſt.“

„Ich erblicke,“ ſagte Ben Mahom, nachdem er ſich aufgerichtet, „ich erblicke die Leute des Schiffs allein auf dem Hügel; es ſind ihrer mehr, als vordem; ſie ſcheinen Zuzug erhalten zu haben; die Wilden ſind fort. — Man gräbt ein Grab unter dem einſamen Baume auf dem Hügel; — man legt den Mann mit dem Gelde auf dem Rocke hinein und ſeitwärts von ihm die Andern. — Nun ſcharrt man es zu; einige der Männer vergießen Thränen. — Jetzt iſt es gethan; ſie ziehen ab; — rings wird es ſtill; die Sonne iſt im Untergehen; der Baum wirft einen langen Schatten über das Grab.“ —

Jetzt hob der Wahrſager Stab und Hand von dem Knaben ab und während dieſer ſchlaff und wie leblos zu ſeinen Füßen ſank, wandte er ſich zu Walter Croker hin, indem er rief: „Dies Grab, auf welches der Baum ſeinen langen Schatten wirft, iſt das Deinige, junger Mann, der Du Dein Ende zu wiſſen begehrteſt.“ Und ſich nun zu den Andern wendend, fragte er: „Und was begehrt man nun noch mehr von mir zu wiſſen? Ali ben Rebin harrt der Frage.“

Walter Croker, der mit ruhigem Ausſehn der Prophezeihung zugehört und zuerſt ganz munter und gefaßt dreingeſchaut hatte, war gegen das traurige Ende hin doch ein wenig ernſt und ſinnend geworden. Als der Magier ſich erhob und ihm ſeine letzten Worte zurief, ward er bleich und ein leiſes Zittern ergriff ihn, ſo daß er Mühe hatte

ſeinen Sitz zu erreichen. Seine luſtigen Kameraden, die das ſahen und ebenfalls von dem Ausgange der Prophezeihung ergriffen waren, empfanden nun wenig Luſt, ſich auch ihr Schickſal verkünden zu laſſen, und erklärten daher, nachdem der Drageman ihnen Ali ben Rebin's letzte Worte und ſeine Anfrage wie Alles Vorhergehende zitternd und in Schweiß gebadet verdolmetſcht, daß ſie mit ſeiner Probe zufrieden und nichts weiter zu wiſſen begehrten. Nachdem man ihn und ſeinen nach und nach wieder zu ſich gekommenen Knaben den Mahom reichlich belohnt entlaſſen, beſchloß man, ziemlich mißgeſtimmt und peinlich von dem eben geſchilderten Auftritte berührt, ſofort an Bord des Banguard zurückzukehren und ſich dort, nachdem man von den Strapazen dieſer Landtour ausgeruht, dem beſchwerlichen Schiffsdienſt auf's Neue wieder hinzugeben. Nachdem der erſte Schreck, den die Wahrſagung unter denjenigen, die von der Partie geweſen, angerichtet, verflogen war, wurde das Ganze natürlich zu einem Gegenſtande des ausgelaſſenſten Spaßes, den Walter Croker ſelbſt nicht ſelten am Weiteſten trieb. Ali ben Rebin und ſein Knabe wurden die ausgefeimteſten Betrüger und ihre Wahrſagung ein lächerliches Blendwerk genannt, von dem verblüfft worden zu ſein, man ſich durchaus nicht vergeben konnte. „Prügeln hätte man den abgeſchmackten, ägyptiſchen Komödianten Ali ben Rebin und nicht bezahlen müſſen“ rief Hugh Campbell. „Der Teufel weiß es,“ ſetzte er hinzu, „wir haben uns da ganz ſchändlich hinter das Licht führen laſſen. Unſer guter Sir Walter wird nie eines ſo elenden Todes ſterben. Wie ſollte er denn auch dazu kommen?“ . . . .

Es war in der That wenig oder gar keine Ausſicht

dazu vorhanden. Gleich nach dem Frieden wurde unſer junger Seeheld, nach einem ſchnellen Avancement zum Lieutenant, auf Halbſold geſetzt, und da ihn das, weil er ſich dem erwählten Berufe mit groſſer Luſt hingab, tief verdroß und ſeine Bemühungen, wieder in aktiven Dienſt zu gelangen, ganz erfolglos blieben, ſo entſchloß er ſich zuletzt aus Aerger über dieſe Zurückſetzung, ſeiner Laufbahn ganz zu entſagen und ſich auf ſein väterliches Erbe zu Lisnabrin in der iriſchen Grafſchaft Waterfort zurückzuziehen.

Nachdem er dort Jahr und Tag in friedlicher Zurückgezogenheit verlebt, verheirathete er ſich endlich mit Clariſſa Fenlok, einer Predigerstochter aus der Umgegend, mit welcher er als britiſcher Landgentleman die glücklichſte Ehe führte. Da er auf ſeiner kleinen, aber ſehr einträglichen Beſitzung, als braver freundlicher und gaſtfreier Mann bekannt war, ſo ſah er vielfachen und angenehmen Beſuch darauf, dem er im Winter am Kamin, wenn er von den Abenteuern ſeiner Seefahrten ſprach, oft genug auch jene Weiſſagung des ägyptiſchen Wahrſagers erzählte, deren lächerliche Unwahrſcheinlichkeit dann natürlich vielfach und herzlich von ihm und ſeinen Gäſten belacht ward. Sah man die Unmöglichkeit ihrer Erfüllung doch klar genug zu Tage gelegt. Sir Walter hatte den Seedienſt quittirt, war verheirathet und Landwirth auf Lisnabrin, wie ſollte er denn nun auf ferne Inſeln im Meere und zu Wilden kommen?

Die Sache war im höchſten Grade unwahrſcheinlich, und doch, was geſchah? Nach mehr denn zwanzig Jahren, um 1837 etwa, erhielt der Lieutenant Walter Croker unerwartet von den Lords der Admiralität eine Zuſchrift, worin man ihm ſagte, daß man ſeine Dienſte nicht vergeſſen, noch

ihn ſelbſt aus den Augen verloren habe und daß ſehr bald eine neue, ſchöne Fregatte vom Stapel laufen würde, zu deren Führung man ihn auserſehen und mit welcher er betraut ſein ſolle, ſobald er ſich in London im Admiralitätsgebäude einſtellen wolle.

Die Manipulationen der Franzoſen auf den Südſeeinſeln, die durch die Beſetzung Tahiti's plötzlich ganz offenkundig geworden waren, machten es England zur Pflicht, einige, von tüchtigen und kühnen Männern befehligte Kriegsfahrzeuge, zur Beobachtung und gelegentlichen in Schachhaltung der gegneriſchen Bewegungen, dorthin zu beordern, und mit einer ſolchen Ordre ward denn Walter Croker, als er ſich in der That in London auf der Admiralität einſtellte, von derſelben verſehen. Man hieß ihn wie andere Capitaine, ſo lange es ging, jede Colliſion mit den Schiffen, die unter franzöſiſcher Flagge ſegelten, vermeiden, zugleich aber doch auch Britannien jenen Ruf überlegener Seemacht zu ſichern, den es ſo lange gewahrt und für ſein politiſches Anſehn mit vollem Recht als unerläßlich erachten muß. Die zu dieſem Zwecke von der engliſchen Regierung abgeſendeten Schiffe ſollten das ſtille Meer nach allen Richtungen der Windroſe hin durchkreuzen, die Inſeln beſuchen, freundliche Beziehungen zu den Häuptlingen anknüpfen, Alle beſchützen, die es begehren würden und kurz in jeder möglichen Art die wirkſamen Vertreter des britiſchen Gouvernements in dieſen entfernten Welttheilen abgeben.

Im Verfolg dieſer Obliegenheiten gelangte Croker's Fregatte eines ſchönen Tages auch in die Bai von Tongataku, eine von den ſogenannten Freundſchaftsinſeln, wo er Miſſionäre in Schutz nehmen ſollte, die dort eine Station

zu errichten im Sinne hatten und ſich von dem wilden Volke der Eingeborenen bedroht ſahen, noch ehe ſie Gelegenheit erhalten, das Evangelium zu predigen. Das britiſche Fahrzeug kam gerade zur rechten Zeit, die frommen Männer vor einem entſetzlichen Tode zu retten. Allein mit dieſer Rettung war Capitain Croker nicht zufrieden. Nachdem er die Perſonen in Sicherheit gebracht, wollte der humane und wohlwollende Befehlshaber nicht in See ſtechen, ohne verſucht zu haben auch das, auf dem Eilande zurückgelaſſene Eigenthum der Brüderſchaft in deren Beſitz zurück zu bringen. Er landete zu dieſem Ende mit einer wohlbewaffneten Abtheilung Marineſoldaten und Matroſen und begab ſich, begleitet von ihnen nach der, tiefer in's Land hineingelegenen Niederlaſſung der Miſſionäre. Bei dem Rückmarſche gerieth er in einen Hinterhalt der Eingeborenen, durch den er ſich mit den Seinigen glücklich hindurch bis auf einen Hügel ſchlug, wo er Fuß zu faſſen beſchloß, bis Verſtärkung vom Schiffe käme, um ihn glücklich daſſelbe erreichen zu laſſen. Als man auf der Fregatte das Feuern vernommen, hatte man denn auch gleich die Gefahr des Capitains darauf geahnt und neue Mannſchaft ausgeſchifft. Unglücklicher Weiſe aber kam ſie zu ſpät, denn als ſie jene Höhe erreichte und die Wilden von derſelben vertrieb, fand ſie den Capitain bereits von der Keule eines Wilden erſchlagen, ſo daß nun nichts weiter übrig blieb, als ſeine Reſte an der Stelle zu begraben, auf der er mit mehreren Andern gefallen. Es war dies unter einer Palme geſchehen, die vereinzelt auf dieſem Hügel ſtand. Als die Engländer feuchten Blicks zur Zeit des Sonnenuntergangs von dem Grabe ſchieden, warf dieſer Baum ſeinen langen Schatten darüber.

So hatte ſich das Geſicht des koptiſchen Knaben erfüllt und zwar nicht, ohne daß Walter Croker im letzten Augenblicke deſſen eingedenk geweſen. Der Steuermann, der, als ſein Capitain fiel, ihm zunächſt geſtanden, hatte ihn ſinkend: „Ali ben Rehin“ rufen hören und dieſen Ruf, als einen ihm ganz unverſtändlichen, an die Familie des Gebliebenen gemeldet, die ihn denn nur gar zu gut zu deuten gewußt hat.

Der Applaus von unsichtbaren Händen.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt.

Die Heldin dieſer Geſchichte iſt eine Bühnenkünſtlerin, eine zu Anfang der dreißiger Jahre unſers Jahrhunderts in der Künſtlerwelt hochgefeierte Schauſpielerin, Karoline B . . . ., die mit großem Talent eine außerordentliche Schönheit verband, und damals gerade in dem Höhepunkte ihres Ruhmes angelangt war.

Wenn trotz alledem ihr Stern frühzeitig erloſchen und in die Nebel der Vergeſſenheit zurückgeſunken iſt, ſo geſchah dies in Folge eben jenes räthſelhaften und geheimnißvollen Vorganges, den wir in den nachfolgenden Blättern zu erzählen uns vorgeſetzt haben.

Karoline B . . . . war die Tochter ganz armer Eltern und würde vielleicht nie zu Namen und Anſehn gekommen ſein, wenn ſie nicht in ihrer damaligen Dürftigkeit einen jungen Candidaten der Theologie zum Nachbar gehabt hätte, der ſich des lebhaften und ſchönen, aber ganz und gar vernachläſſigten Mädchens angenommen und ſie auf die Bahn gebracht, auf der ſie ſpäter ſo viel Ehren und ein überreichliches Auskommen fand.

Achim Wendelin, ſo hieß der Candidat, war eben zwanzig Jahr alt geworden, als er die zwölfjährige Karoline nach längerem Beobachten ihres Weſens, mit Erlaubniß ihrer Mutter — ihren Vater hatte ſie früh verloren — zu unterrichten begann. Er lehrte ſie zuerſt die Grundzüge der chriſtlichen Religion, Geſchichte, Geographie und vor Allem auch die Wunderwerke der deutſchen Dichter kennen, und da er, indem er ſie dieſelben laut vorleſen ließ, Gelegenheit erhielt, ihr klangvolles, ſchönes Organ, ihre leidenſchaftliche Hingabe, ihr Feuer und die Macht ihrer Begeiſterung inne zu werden und zu bewundern, ſo machte er der Mutter den Vorſchlag, ſie für die Bühne ausbilden zu laſſen.

Da dieſe Ausbildung, weil er ſie ſelbſt übernehmen wollte, mit keinerlei Koſten verknüpft war, ſo ſetzte die Wittwe ihr auch nicht die mindeſte Schwierigkeit entgegen, ſondern war glücklich, ſich um eine Berufswahl der Tochter weiter keine Sorge machen zu dürfen.

Achim Wendelin war der Sohn eines proteſtantiſchen Predigers in Schleſien. Der Vater, der erſt nach langen Jahren der Entbehrungen, Sorgen und Mühen aller Art, das Seelſorgeramt einer kleinen Gemeinde überwieſen bekommen hatte, hatte dem zufolge eine Jugendgeliebte auch erſt ſehr ſpät heimführen und deren ausharrende Liebe und Treue eigentlich nur noch durch ein ungetrübtes Alter belohnen können. Die einzige Frucht ihrer langverzögerten, in frommer Ergebenheit erharrten Vereinigung war Achim, der mit liebender Sorgfalt auferzogen und trotz des eigenen, verkümmerten Lebens vom Vater doch gleichfalls für die geiſtliche Laufbahn beſtimmt wurde.

Achim hatte von ſeinem Vater, der ſich als Dichter,

namentlich auf dem Felde des geiſtlichen Liedes, nicht unrühmlich hervorgethan, eine ziemlich lebhafte Phantaſie und ein gewiſſes idealiſches Weſen ererbt, das ihn nur mit ſchmerzlicher Reſignation dem Wunſche des ehrwürdigen Greiſes ſich fügen und die eigenen, ganz andern Zielen zuſtrebenden Neigungen ſeines Herzens in den Hintergrund drängen ließ. Nur insgeheim fand er Zeit und Muße, ſich mit ſeinen Lieblingswerken, den dramatiſchen Dichtungen Goethe's, Schiller's und Shakeſpeare's, welche ſich in der Bibliothek ſeines Vaters vorfanden, zu beſchäftigen, und er ließ dieſem würdigen Mann den Glauben, daß er ſich Nächte lang mit hebräiſchen und theologiſchen Studien bemüht habe, während er in Wirklichkeit doch in den Himmeln der Poeſie geſchwelgt hatte. Aber der innere Kampf that der körperlichen Entfaltung des Predigerſohns nicht gut; und während Tage, Monde und Jahre unter ſolch' widerſtrebenden Regungen verfloſſen, war Achim lang und mager, bleich und ſchwindſüchtigen Ausſehns in die Höhe geſchoſſen. Nachdem er die Univerſitäten Jena, Bonn und Berlin beſucht und ſeine erſten Examina glänzend beſtanden, war er als Hauslehrer in das Graf Gotter'ſche Palais nach D. gekommen. Hier, in D., blieb er auch, nachdem die beiden jungen Grafen, deren Erzieher er geweſen, ſeiner Leitung nicht weiter bedurften. Er verließ die Stadt zwar einmal auf kurze Zeit, um ſeine letzten Examina zu machen, aber er kehrte bald wieder. Es war das königliche Hoftheater, eines der erſten in Deutſchland, das ihn nach D. zurückzog.

In den Räumem deſſelben genoß er ſeine herrlichſten Stunden. Er ſah all' die tauſend Mal geleſenen und beinahe auswendig gelernten Tragödien Shakeſpeare's, Goethe's

und Schiller's, und indem er ſie ſah, träumte er ſich ſelbſt im Geiſte zwiſchen die Darſteller auf die weltbedeutenden Bretter ſo lebhaft und gegenſtändlich hinauf, daß er, ſich und ſeine Umgebung ganz vergeſſend, häufig genug, zur Verwunderung ſeiner Nachbarn, plötzlich die Hände, die Augen und Lippen wie ein Irrſinniger in Bewegung zu ſetzen begann.

Da er dadurch, wie durch ſeine ganze Erſcheinung, eine Art Aufſehn machte, und in Folge dieſes Aufſehns gewiſſermaßen zu einer Stadtfigur wurde, ſo konnte es nicht fehlen, daß er einen Spottnamen erhielt. Man nannte ihn allgemein nur immer den Comödien-Theologen, eine Benennung, die, wenn ſie Paſtor Wendelin zu Ohren gekommen wäre, denſelben gewiß auf's höchſte entſetzt und aus allen ſeinen Erwartungen in Bezug auf die Zukunft ſeines Sohnes ſchmerzlich herausgeriſſen haben würde.

Achim ſelbſt bekümmerte ſie wenig. Er ernährte ſich durch Privatunterricht, ſetzte ſtill für ſich ſeine Studien fort und ging zur Erholung, ſo oft ein gutes oder klaſſiſches Stück gegeben wurde, in's Theater.

In dieſer Zeit war er mit Karoline B.... bekannt geworden.

Karoline und ihre lärmenden Geſpielen waren nämlich ſchon längſt auf die ſonderbare Figur des Candidaten aufmerkſam geworden, der gebeugten Rückens, läſſig gekleidet und dann und wann mit den Händen in der Luft fechtend, ohne ſie zu beachten oder auch nur gewahr zu werden, häufig genug durch ihre Spiele mitten hindurch gegangen.

Sein langes blondes, dünn herabhängendes Haar, ſein mageres, bleiches, beängſtigend geröthetes Geſicht, ſeine

groſsen blauen Augen und ſeine eckigen Körperformen mußten auch ſolchen auffallen, die wenig oder gar nicht zu beobachten gewohnt waren. Aber Kinder haben für dergleichen Sonderbarkeiten ſcharfe Augen, und auch Karolinen und ihren wilden Genoſſen war der Comödien-Theologe längſt als eine komiſche Figur erſchienen, mit der man ſich wohl einen Scherz meinte erlauben zu dürfen.

Allen andern voran meinte das Karoline, die die Ausgelaſſenſte von ſämmtlichen Kindern und gewiſſermaßen die Rädelsführerin der ganzen Schaar bei allen auszuübenden Streichen war.

Einige Knaben hatten ſich von irgend woher buntes Papier zu beſorgen gewußt und dieſes zuſammengerollt, zu einer groſsen Tüte geformt, die nun von Karoline in Beſchlag genommen und ſorgſam aufgehoben wurde, bis zu dem Augenblick, wo der zu Foppende in ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe auf ihrem Spielplatz erſchien.

Sobald dies geſchehen, nahm ſie die Tüte hinter ihren Rücken, und nachdem ſie zum weidlichen Ergötzen ihrer wilden Geſellſchaft in einiger Entfernung dem Candidaten gravitätiſch nachgeſchritten, lief ſie plötzlich an ihn heran, indem ſie an ſeinem Rocke wiſchend vorgab, er habe ſich weiß gemacht.

Achim Wendelin blieb in Folge deſſen ruhig ſtehen und gab dadurch der übermüthigen Dirne hinreichende Muße, die bunte Tüte in ſeine Rocktaſche ſo hineinzuſchieben, daß ſie wie ein groſser Trichter daraus hervorguckte. Arglos und ohne das Mindeſte von dem ihm geſpielten Schabernacke vermuthend, würde der Comödien-Theologe weiter gegangen ſein, wenn nicht ein lautes Gelächter der übrigen

fernſtehenden Kinder ihn plötzlich aufmerkſam gemacht und aus ſeinem Nachſinnen empor geſcheucht hätte. Mechaniſch nach hinten taſtend, entdeckte er ſogleich die Tüte und zog dieſelbe ſo raſch hervor, daß die in ihrer Schadenfreude ſich weidende Karoline nicht mehr die Zeit erhielt, gleich ihren Mitſchuldigen das Haſenpanier zu ergreifen und davon zu laufen, ſondern überraſcht und über und über erröthend, wie an den Boden gefeſſelt ſtehen blieb.

Sie war auf Scheltworte, eine tüchtige Ohrfeige oder einige Püffe gefaßt, und würde die eine oder die andere dieſer Züchtigungen, ja alle zuſammen, mit Trotz und einer Art von Genugthuung hingenommen haben. War der Streich doch geglückt und ſie die Heldin, deren Demüthigung die Davongelaufenen nicht ſahen. Aber Achim Wendelin that von dem Erwarteten Nichts. Er ſah bald Karoline, bald die bunte Tüte an, und indem er die letztere ſorgſam auseinanderzurollen und das Papier zu glätten begann, ſagte er mit ſanfter Stimme: „Es iſt nicht fein, mein Kind, ruhig Vorbeigehende ſo garſtig zu necken. Und ſieh," fuhr er fort, nachdem er das Mädchen mit mildem Blicke angeſehen, „Du hätteſt das ſchöne Papier auch weit beſſer benutzen und zu vergnüglicheren Dingen verwenden können."

So redend hatte er ſich nieder auf ſein Knie gebeugt und raſch aus dem Papier ein Schiff gefaltet, das er nun Karoline entgegenreichte, indem er ſie mit freundlich lächelnder Miene fragte: „Was meinſt Du zum Beiſpiel zu dieſem Kahne, mein Kind? Iſt das nicht eine hübſche Sache, mit der es ſich allerliebſt ſpielen läßt?"

Karoline war wie vom Donner gerührt. Sie hatte einen Erwachſenen häßlich gefoppt, auf dieſer Fopperei ſich

ertappen laſſen und nur Zornausbrüche und Schläge erwartet, wie ihr dergleichen bei ähnlichen Anläſſen immer zu Theil geworden. Statt deſſen ſah ſie ſich hier mit ſanfter Freundlichkeit, ja mit Güte behandelt. Das ſchnitt ihr in's Herz, und zwar ſo, daß ſie bitterlich zu weinen begann.

Achim Wendelin tröſtete ſie ſo gut es ging, fragte ſie nach ihrem Namen, ihren Eltern und ließ ſich endlich zu ihrer Mutter führen, indem er ſich bei dieſer erbot, dem Kinde unentgeldlich Unterricht zu ertheilen.

Achim Wendelin brannte darauf, nachdem er im Verlauf ſeines Unterrichts Karolinen's Talent und Befähigung für die Bühne erkannt zu haben glaubte, derſelben all' den Ruhm und das Künſtlerglück zu verſchaffen, auf welche er, ſeinen Eltern zu Liebe, hatte verzichten müſſen. Tag und Nacht ſann er darüber nach, dem Mädchen die rechten Begriffe von ihrer Kunſt und die dafür unerläßliche Ausbildung zukommen zu laſſen.

Die Anſtelligkeit, die leichte Auffaſſungsgabe, das Bewegliche und Freie im Weſen und Charakter des Kindes kamen dem Lehrer dabei beſtens zu Hülfe. Karoline war, wie das bei Kindern armer Leute gewöhnlich der Fall iſt, zum großen Theil ſich ſelbſt überlaſſen geweſen, und ſo in einer Ungebundenheit aufgewachſen, welche, wie Gutzkow in ſeinem intereſſanten Buche: „Aus der Knabenzeit" pſychologiſch richtig behauptet: ſo tauſendfach ſchon das Element geworden iſt, aus dem ſich große Naturen und Künſtler heraus entwickelt haben. Die frühe Beeinfluſſung von Erziehung und Bildung bei Kindern beſſer geſtellter Eltern, ſo viel Gutes ſie auch ſtiften mag, hat doch zugleich das Nachtheilige, daß ſie nur allzuleicht eine gewiſſe Urſprüng-

lichkeit beeinträchtigt, welche als eine Art Grundbedingung der Kunst und Größe angenommen werden muß.

Eine ſolche Beeinträchtigung hatte bei Karoline, wie geſagt, nicht ſtattgefunden, und Achim Wendelin fand alſo bei ihr ein ganz friſches, uneingeſchnürtes Naturell, das jetzt zuerſt in Angriff genommen, Unterricht und Unterweiſung gleich mit Hinblick auf den zu erwählenden Beruf ſich zuertheilt und gegeben ſah. Kein Wunder, daß unter dieſen Umſtänden das Mädchen nicht nur die raſcheſten, ſondern auch die glücklichſten Fortſchritte machte und nach Verlauf von ein paar Jahren, in denen ſie ſich auch körperlich ſchnell und zu ihrem ganz beſonderen Vortheil entwickelt, vollkommen angethan war, die Bretter zu betreten.

Der Director einer mittleren Provinzialbühne engagirte ſie und nahm ſie in Begleitung ihrer Mutter mit ſich, während Achim nun wieder einſam und allein zurückblieb, mehr denn je in ſein altes, ſonderbares Weſen verfallend.

Seine einzige Freude waren jetzt die Briefe, die ihm Karoline ſchrieb, und worin ſie ihm die glänzenden Erfolge mittheilte, deren ſie theilhaftig wurde. Ach, er bedurfte dieſer Freude gar ſehr, denn ſein Leben hatte des Unerquicklichen und Trüben mancherlei. Ueber dem Eifer, mit dem er die Ausbildung Karolinen's betrieb, hatte er nach und nach beinahe alle andern Unterrichtsſtunden verſäumt, und endlich auch die letzte davon eingebüßt. Dadurch war denn natürlich auch ſeine Einnahme immer geringer und geringer geworden, und nachdem auch der Reſt der Summe, die er von dem Grafen Gotter als beſondere Gratification erhalten — der größte Theil derſelben war für die erſte Ausrüſtung Karolinen's daraufgegangen — nachdem alſo

auch der Reſt dieſer Summe aufgezehrt, befand er ſich ſo ziemlich mittellos und dem nackten Elend ausgeſetzt.

Vergebens ſuchte er ſich nun wieder neue Schüler zu verſchaffen, vergebens bot er ſich zu allerlei literariſchen Hülfsarbeiten, zu Bittgeſuch- und Briefabfaſſungen an; mit Nichts wollte es ihm recht glücken, und nirgends ergab ſich eine nur einigermaßen ausgiebige Erwerbsquelle. Zum Unglück konnte er jetzt auch nicht einmal mehr auf eine, wenn auch noch ſo kleine, geiſtliche Anſtellung hoffen, denn er hatte zuletzt gänzlich unterlaſſen, ſich bei ſeinen Oberen und dem Kultusminiſterium in Erinnerung zu bringen. Seine kummervolle und bedürftige Lage aber ſeinem Vater zu verrathen, trug er eben ſo viel Scheu, als er Scheu trug, ſie Karolinen zu erkennen zu geben.

So ging in drückendem Elend ein langes, martervolles Jahr vorüber. Karoline hatte ihre erſte Bühne verlaſſen und war nach Hamburg gegangen, wo ihr Name nun zuerſt Anſehn und Glanz erhielt. Achim Wendelin dagegen ſank immer tiefer und tiefer, ging beinahe in Lumpen und lebte weit in der Vorſtadt, in einer ärmlichen Bodenkammer.

Um im Stande zu ſein, das Porto der Briefe an und von Karolinen zu bezahlen, hungerte er oft tagelang. Regelmäßige Mahlzeiten und ordentliches Mittageſſen kannte er ſchon beinahe gar nicht mehr, denn um die Kritiken über ſeinen ehemaligen Zögling leſen zu können, benutzte er den größten Theil ſeines ſpärlichen Verdienſtes, um eine Conditorei zu beſuchen, wo Theaterblätter und eine Zeitung aus Hamburg auflagen.

Wenn er in dieſer Conditorei, in irgend einem Winkel ſitzend, die Berichte über ſeine Schülerin mit den Augen

verschlang, so war das sein höchstes Glück. Seine ganze Seele, Alles, was von Leben in ihm war, concentrirte sich in den Blicken, mit denen er die gedruckten Buchstaben in sich sog. Er hatte nur noch ein Interesse, einen Gegenstand der Antheilnahme in der Welt, und der war Karoline B...., die mehr und mehr berühmt werdende Künstlerin in Hamburg. Was sonst auf Erden existirte oder sich ereignete, kümmerte den armen Comödien-Theologen wenig oder gar nicht. Seinen Eltern schrieb er selten, und trotz aller Ermahnungen seines Vaters, that er auch nicht den mindesten Schritt, um bei dem Ministerium des Cultus und der geistlichen Angelegenheiten seine Anstellung zu betreiben. Sein ganzes Dichten und Trachten ging darauf hinaus, so viel zusammen zu sparen, um damit nach Hamburg pilgern und dort in Karoline B.... das Ideal seiner schönsten Träume bewundern zu können.

Ach, wie lange hätte er sparen müssen, um auch nur die nöthigsten Mittel dazu zusammen zu haben. Wie viel schlaflose Nächte, wie viel Hunger, Durst, Kälte und tausenderlei Entbehrungen würden auszuhalten gewesen sein, um zwanzig oder dreißig Thaler bei Seite zu bringen. Aber er würde das gewiß Alles ausgehalten und endlich entweder sein Ziel erreicht haben oder gestorben sein, wenn nicht plötzlich die Nachricht zu ihm gedrungen wäre: Karoline B.... sei für das königliche Hoftheater in D. engagirt worden.

Von diesem Augenblicke an befand sich Achim Wendelin wie in einem beständigen Taumel und Rausche des Glücks. Zehn Mal des Tages überschlug er seine kleine Baarschaft, indem er berechnete, wie oft er dafür in's Parterre gehen

und Karoline würde bewundern können; nicht minder häufig lief er vor das Schauspielhaus, um die Treppen in Augenschein zu nehmen und die Stufen zu zählen, die in nächster Zeit schon ihr Fuß hinaufsteigen würde.

Endlich, endlich war sie da!

Achim Wendelin hatte sich lange Stunden vor ihrer Ankunft in dem Posthause eingefunden und sie da von dem auf der Intendantur fungirenden Hofrath W. und einigen Collegen in Empfang nehmen sehen.

Wie schön, wie prächtig sah sie aus! Das kleine, schmutzige Mädchen, das er einst von der Straße aufgelesen, eine wie vornehme, wie stolze Erscheinung war es nun geworden! Sie zeigte eine mittelgroße, schlanke Gestalt von angenehmen Formen und herrlichstem Ebenmaß. Ihre Haare erschienen dunkelschwarz und von leuchtendem Glanz, ihre Augen waren kastanienbraun und von jener schwülen Gluth durchleuchtet, die allen Leidenschaften den zupassenden Ausdruck zu leihen versprach. Ihre Nase war edel geformt, ein wenig gebogen, ihr Mund klein und zart geschnitten, mit Zähnen wie Perlen garnirt, anmuthig geschweifte dunkle Brauen gaben dem ganzen, geistigen Adel verkündenden Gesicht ein höchst charakteristisches und fesselndes Aussehen. Man konnte denken eine Königin, incognito, hier aussteigen zu sehen: so waren Anmuth und Würde in jeder Bewegung ihres Körpers, in jeder Miene ihres Antlitzes ausgeprägt.

Die geborene Maria Stuart! konnte sich der Komödien-Theologe nicht enthalten, leise vor sich hinzurufen, als er sie an der Hand des Hofraths vom Wagentritt herab in seidenrauschenden Kleidern nieder auf die Erde gleiten sah.

Ihre Mutter, eine inzwiſchen ſehr corpulent gewordene, kleine Frau, folgte ihr, gleichfalls ſehr prächtig gekleidet.

Sobald die beiden Damen feſten Boden unter ſich hatten, umringten ſie die anweſenden Schauſpieler und führten ſie triumphirend zu einem Hofwagen, der in einiger Entfernung wartete und in welchem die erſten Mitglieder gewöhnlich zu den Proben und Vorſtellungen abgeholt zu werden pflegten. Ein paar Minuten darnach ſauſte das Geſpann funkenſprühend davon, Achim Wendelin das lehre Nachſehen laſſend.

Aermlich gekleidet, wie er war, abgemagert und kränklich, war er Niemandem aufgefallen. Weder Karoline, noch ihre Mutter, die ihm doch beide ſehr viel, ja, man konnte dreiſt ſagen, Alles verdankten, hatten ihn, traurig in einen Winkel des Poſthofes gedrückt, geſehen. Die pomphaft declamirenden Collegen, der zuvorkommende Hofrath W. und ſeine Artigkeiten, ſowie der ganze feierliche Empfang nahmen die beiden Frauen allzuviel in Anſpruch, als daß ſie noch Muße und Gelegenheit: um ſich zu blicken, hätten finden ſollen.

Aber auch wenn ſie das gethan, würden ſie Wendelin ſchwerlich erkannt haben. Der Candidat hatte ſich ſehr verändert. Er war magerer, gebeugter, hohlwangiger, ſpitznaſiger, und kurz und gut ganz von jenem unheimlichen Ausſehen geworden, das man ſo oft bei Bruſt- und Lungenleidenden anzutreffen pflegt, und welches ihn gleichſam nur noch als den Schatten ſeiner ſelbſt erſcheinen ließ.

Als er nun langſam dem Wagen in die innere Stadt folgte, traf er unterwegs vor einer bekannten Delicateſſenhandlung einige derjenigen Schauſpieler, welche Karoline

B .... an der Poſt mit empfangen hatten, im Geſpräch mit mehreren Elegants und Offizieren an.

Sie iſt eine vollkommene Schönheit! Ein großes Talent! Eine entzückende Erſcheinung! vernahm er von der einen Seite, und von der andern: Ah, da muß man ſie alſo aufſuchen, ſich ihr vorſtellen laſſen und ihr den Hof machen.

Achim Wendelin lächelte vor ſich hin. Die armen Schächer, dachte er ſich. Als ob Karoline eine gewöhnliche Komödiantin und nicht meine Schülerin, eine echte Prieſterin ihrer Kunſt wäre! Bemüht Euch nicht, Ihr glatten ſeidenen Herren. All' Eure faden Schmeicheleien und Komplimente, alle Eure ſüßen Redensarten und verliebten Blicke, alle Eure Titel, Orden und ſtolzen Namen, werden bei meinem Zöglinge ohne Wirkung bleiben.

Wo ſie wohl abgeſtiegen ſein mag? fragte er ſich ſelbſt, ſein Gedankengeſpräch unterbrechend. Es wird ſie gewiß freuen, mich bald zu ſehen.

Nun, ſie wird wohl zu mir ſchicken. Sie weiß ja meine Wohnung, tröſtete er ſich, indem er nun raſcher zuſchritt, in der feſten Ueberzeugung, daheim entweder ſchon eine Zeile von ihr vorzufinden oder demnächſt zu erhalten.

Ehe er oben in ſein beſcheidenes Dachſtübchen trat, fragte er drüben bei ſeiner Frau Wirthin an, ob nicht ein Billet oder eine Beſtellung für ihn angekommen ſei.

Nein, lautete die Antwort.

Nun, ſo wird ſie bald eintreffen, ſprach er vor ſich hin, indem er in ſeine Kammer trat, und, um ſich die Zeit zu vertreiben, bald in ſeinen Papieren zu kramen, bald hin- und herzugehen begann.

Die Zeit verlief. Eine Stunde nach der andern verfloß, ohne daß Jemand kam. Endlich mußte Wendelin die Hoffnung für diesen Tag aufgeben und sich zu Bette legen.

Er träumte die ganze Nacht von Karoline, wie sie nach ihm fragte und suchte und ihn nicht finden konnte. Er stand hoch oben auf dem Dache eines kolossalen Gebäudes, das ohne Treppen und Stiegen war, und rief zu ihr hinab, die im Menschengewühl, mit fliegendem Haar nach ihm herumirrte. Als er sie zuletzt die Hände ringen und in Thränen ausbrechen sah, konnte er sich nicht länger halten, und, an Nichts als ihre Sehnsucht nach ihm und ihren Schmerz denkend, ihn nicht zu finden, stürzte er sich von der Zinne des Hauses hinab auf das Straßenpflaster. Im Fallen erwachte er.

Aber auch dieser Tag verging und noch ein zweiter dazu, ohne daß seine Schülerin ein Zeichen des Lebens von sich gab.

Es überfiel ihn etwas wie eine qualvolle Angst, wie ein unerwarteter und ihm zugleich unverständlicher gewaltiger Schmerz.

Karoline B .... war, ohne daß er es wußte und ohne daß er es sich je klar gemacht, der Abgott seines Lebens geworden. Alles, was er that, dachte und trieb, trat in eine gewisse Beziehung zu ihr, und was eine solche Beziehung nicht erhalten konnte, das existirte nicht für ihn. Ohne sie vermochte er sich sein Dasein gar nicht zu denken. Sie war ihm wie Sonne, wie Licht und Luft. Er liebte sie, ohne sich sagen zu können, ob mehr als Vater, oder als Bruder, oder als Geliebter, kurz: er liebte sie und nur sie allein, sonst Nichts auf der Welt.

Erst in dem Augenblick, da die Ahnung über ihn kam,

daß er ſie verlieren könne, wurde er deſſen inne. Es iſt ein Götzendienſt, den du mit ihr treibſt, rief er ſich ſelbſt zu, und der Ewige wird dich dafür ſtrafen! fügte er hinzu, indem er die Hände rang, Sühne, Beſſerung und Umkehr gelobte und doch ſchon die Gewißheit in ſich trug, daß ihm das nicht möglich werden würde.

Ganz mechaniſch und ohne recht zu wiſſen, was er unternahm, hatte er inzwiſchen auch ſchon nach ſeinem Hut gegriffen, ihn aufgeſetzt und eilig ſein Zimmerchen verlaſſen.

Spornſtreichs zum Theater eilte er und dort zur Stube des Portiers, wo er ſich nach der Wohnung von Fräulein V. . . . erkundigte.

Nachdem er erfahren, daß ſie im Hôtel de Rome abgeſtiegen und bis auf Weiteres dort bleiben würde, machte er ſich dahin auf den Weg.

Es war ſpät am Nachmittag, als er in daſſelbe eintrat und nach erlangter Gewißheit, daß ſie zu Hauſe ſei, die breiten Steinſtufen zu ihr emporſtieg. Das Herz pochte ihm, die Augen glühten, ſein ganzer Körper zitterte. Er konnte ſich kaum auf den Beinen halten. Ich werde ſie ſehen, ſie umarmen, ſie auf die Stirn küſſen, wie ein Vater, der ſeinem Kinde den Segen ertheilt! murmelte er vor ſich hin.

Ohne zu wiſſen, wie er hingekommen, ſtand er endlich vor ihrer Thür. Wäre er ruhig und bei Beſinnung geweſen, ſo würde er vernommen haben, daß drinnen mehrere Stimmen ſprachen und aus Beſorgniß, ſie zu ſtören, umgekehrt ſein. In dem erregten Zuſtande, in dem er ſich befand, vermochte er indeß keinerlei Wahrnehmung zu machen, und ſo klopfte er. Ohne darauf zu achten, ob man Herein!

gerufen oder nicht, riß er gleich darauf die Thüre auf und stand in einem Kreise von Menschen, welche die seltsame Erscheinung mit verwundertem Staunen betrachteten.

Wenn Achim Wendelin schon vorher ohne klare Ueberlegung gehandelt, so verlor er nun vollends den Kopf. Bleich wie ein Gespenst, mit geisterhaften Blicken, suchte er in der Gesellschaft, die aus Künstlern, einigen Schriftstellern und Lieutenants bestand, nach Karolinen umher. Als er sie endlich, schön und prächtig, wie eine Königin, auf dem Sopha entdeckt hatte, schritt er auf sie zu, ohne selbst zu wissen, was er thun wollte.

Ehe er ihr indeß nahegekommen, trat die Mutter dazwischen, indem sie mit aufgeblasener Vornehmthuerei sagte: „Entschuldigen Sie, lieber Herr Candidat; in diesem Augenblick ist meine Tochter außer Stande, Sie zu empfangen. Sie hat Besuch, wie Sie sehen. Wir lassen Ihnen wohl sagen, wann wir zu sprechen sind. Unterricht bedarf übrigens Karoline nicht mehr!"

Der so Angeredete vernahm diese Worte wie im Traum, wie aus nebelnder Ferne, wie aus tiefer Nacht heraus. Da seine Augen an Karolinen hafteten, so erkannte er diese noch einen Augenblick, aber wirklich auch nur einen Augenblick, denn als er sah, daß sie unbeweglich sitzen blieb, indem sie ihn verlegen, aber auch mit zürnender Kälte betrachtete, da verschwamm ihm Alles ringsum in Finsterniß, und wie, wenn er einen Schlag vor die Stirn erhalten, taumelte er der Thüre wieder zu, zu der er so eben hereingetreten. Als sie hinter ihm ins Schloß fiel, hörte er ein lautes Gelächter und seinen Spitznamen Komödianten-Theologe hinter sich herschallen.

Wie gerne wäre er in rasender Eile davon geflohen und aus dem Hause gestürzt! Aber die Füße versagten ihm den Dienst; er mußte sich an das Treppengeländer halten, um nicht umzusinken.

Wohl zehn Minuten mußte er so ausharren, ohne die Kraft sich zu entfernen. Er mußte hören, wie die Mutter ihr Bekanntwerden erzählte und seine Stellung zu ihr und ihrer Tochter lügenhaft so entstellte, als ob er immer von ihrer Gnade gelebt und nur um sich dankbar zu beweisen, Karolinen einigen Unterricht gegeben habe. Einen Moment lauschte Achim, ob Karoline ihn vielleicht vertheidigen und der Wahrheit ihr Recht geben würde; als sie aber still blieb und kein Wort, keine Silbe zu einer Ehrenerklärung für ihn hatte, da endlich raffte er sich auf, um mit dem Tode im Herzen davon zu schleichen.

Als er in der Dämmerung in seine stille Dachkammer kam, schloß er hinter sich die Thüre zu, holte tief und schwer, wie wenn ihm eine Centnerlast vom Herzen fiele, Athem und sank dann ohnmächtig auf die Dielen hin.

Wer weiß, wie lange er so gelegen haben würde, wenn nicht seine Wirthin am andern Nachmittage etwas auf dem Vorplatze zu thun gehabt und sein schauriges Röcheln vernommen hätte. Sie ging an die Thür und dort lauschend, hörte sie die schrecklichen Töne so deutlich, daß sie augenblicklich die Hand an die Klinke legte und öffnen wollte. Aber das Schloß war zu und auf alles Rütteln und Rufen ward ihr keine andere Antwort, als jene furchtbaren Sterbelaute.

Da übermannte sie die Angst und in die untere Etage stürzend, rief sie nach Beistand und Hülfe. Von diesem Rufe

herbeigelockt, umringten sie bald eine Menge Hausbewohner, deren vereinten Kräften es gelang, das Schloß zu sprengen.

Als man in die Stube eindrang, fand man Achim Wendelin, bewußtlos und im Blute schwimmend, auf dem Boden liegen. Ein Blutsturz hatte ihn an den Rand des Grabes gebracht.

In Eile wurde er nun von einigen mitleidigen Seelen entkleidet und zu Bett gebracht, ein Arzt gerufen, ihm erste Hülfe geleistet und einige Linderung verschafft. Eine Stunde darnach lag er in ruhigem Schlafe und der Doctor meinte, daß noch nicht alle Hoffnung verloren sei, obschon sein körperlicher Organismus bis ins Tiefste aufgelöst und zerstört erscheine.

Am andern Tage zeigte es sich, daß er in ein hitziges Fieber verfallen. Er phantasirte und sprach irre. Die Armenhaus-Krankenwärterin, die bei ihm wachte, hörte ihn unablässig den Namen Karoline rufen.

Am siebenten Tage kam er etwas zu sich. Er nahm einige Nahrung, blickte mit großen Augen um sich und schien sich zu besinnen.

Nach einer langen Weile der Ueberlegung und Rückerinnerung ersuchte er die Wärterin, ihm ein Gebetbuch zu reichen, das er einst bei seiner Einsegnung von seiner Mutter erhalten und welches er lange nicht in die Hand genommen. Er blätterte darin, bis er die rechte Seite gefunden, dann faltete er die Hände und las wohl eine halbe Stunde lang mit tiefster Andacht.

Als dies geschehen, legte er sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Gleich darauf fing er leise zu sprechen an. Die Frau an der Seite seines Bettes hörte ihn mur-

mein: „Ich erkenne die Hand des Herrn. Seine Strafe ist nur allzu gerecht. Statt Dich nach den Lehren des Christenthums zu erziehen, erzog ich Dich zur Priesterin einer Kunst, die mehr als billig die Liebedienerin der Sinnlichkeit und der frivolen Welt geworden. Du bist aufgegangen in Ruhmbegier, in Eitelkeit und Flitterkram. Die Kränze, die Beifallstürme, die Hervorrufe haben Dein Herz verhärtet und Deine Seele verdorben. Dein ganzes Sinnen und Trachten ist der Applaus des Publikums. Das Händegeklatsch ist die Kirchenmusik Deines Geistes, der Chorgesang, in dem Deine Empfindung, der Orgelklang, in dem Dein ganzes Innere aufgeht. Ich muß Dich retten, Dir das ewige Heil wieder zu gewinnen trachten!“

Nach diesem Selbstgespräch entschlief er. Als er wieder erwachte, war es Abend und er zum Tode matt, aber so leicht von Gefühl, daß er meinte, es seien ihm während seines Schlummers Flügel gewachsen und er dürfe diese nur ausspannen, um gradaus in den Himmel zu fliegen. Er lächelte selig vor sich hin, indem er murmelte: „Gott da droben wird gnädig mit mir sein und mir meine Verirrung vergeben, wenn ich Sie, die ich mit ins Verderben gezogen, vor meinem Tode noch reuig auf die rechte Straße wieder zurückführe.“

„Rasch Frau,“ wandte er sich nun an die Wärterin, „sendet zu Fräulein Karoline B .... im Hôtel de Rome und laßt Sie ersuchen, auf kurze Zeit an das Bett eines Sterbenden zu kommen, der noch Wichtiges mit ihr zu reden habe.“

„Zu Fräulein B .... der Schauspielerin?“ fragte die Frau erstaunt, die da meinte, daß er wieder in Phantasien verfalle.

„Zu Fräulein B . . . . der Schauſpielerin," entgegnete Achim. „Ich bitte Euch, eilt. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Meine Minuten ſind gezählt!"

Die Frau ging zur Wirthin und dieſe beſorgte einen Boten, der eilig nach dem bezeichneten Gaſthofe lief und ſeine Beſtellung machte.

Karoline B . . . . hatte von Wendelins Krankheit gehört und ſich vorgenommen, ihn zu beſuchen und zu ſeiner Erleichterung etwas beizutragen. Es war aber beim Vorſatz geblieben, denn die Proben, welche nöthig waren, die Beſuche, die ſie empfing und machen mußte, die mancherlei neuen Koſtüme, die ſie ſich zu beſchaffen hatte, kurz der ganze Sturm und Drang eines neuen Engagements und der Debütrollen, nahmen ſie ſo vollkommen in Anſpruch, daß Achim, das ihm angethane Unrecht und ſeine Krankheit bald wieder in Vergeſſenheit bei ihr gerathen waren. Als jetzt der Bote zu ihr kam und ſeine Beſtellung brachte, fand er ſie eben im Begriff ihre Garderobeſachen zuſammenlegen und nach dem Theater bringen zu laſſen, denn ſie ſollte ihre Lieblingsrolle, die Maria Stuart ſpielen.

„Iſt der Candidat denn wirklich ſo ſchwer erkrankt?" fragte ſie. „Man ſagte mir ja, daß er ſich in der Beſſerung befinde."

„Ach Gott, nein," entgegnete der Befragte. „Es iſt wohl bald mit ihm vorbei. Anfangs ſchien es, als ob er ſich wieder erholen wolle. Aber jetzt iſt wohl kaum noch Hoffnung da."

„Gut," ſagte Karoline. „Grüßen ſie einſtweilen Herrn Wendelin und verſichern Sie ihm, daß ich nicht verſäumen werde zu kommen."

„Nur recht bald, Fräulein, nur recht bald!“ bat der Bote, indem er hinzufügte, „seine Wärterin hat mir aufgetragen, recht dringend zu sein. Er habe immerfort Ihren Namen auf den Lippen, erzählte sie, und wie lange diese noch Worte hervorzubringen im Stande sein werden, wäre mit Bestimmtheit nicht abzumessen. Jeden Augenblick könne es vorbei sein.“

„Gut, gut,“ wiederholte die Künstlerin etwas ungeduldig. „Sagen Sie nur ich käme.“

„Willst Du wirklich jetzt zu ihm gehen?“ fragte die Mutter, als der Bote, ein Tischlergeselle aus der Nachbarschaft Wendelins, das Zimmer verlassen hatte.

„Ich habe noch gut eine halbe Stunde Zeit,“ meinte die Tochter, die dem Kammermädchen auftrug, ihr Hut und Mantille zu reichen.

„Der trübe Auftritt wird Dich erschüttern,“ warf Frau B.... hin, „Du wirst aus der Stimmung Deiner Rolle herauskommen, und den rechten Ton verfehlen. Bedenke das wohl.“

„Du hast Recht,“ fuhr Karoline in die Höhe. „Es geht nicht. Gerade bei dieser Rolle, auf die so viel ankommt, brauche ich meine Besonnenheit und die volle Herrschaft über mich selbst. Ich will nach dem Theater zu ihm.“

„Oder auch morgen,“ fügte die Mutter lässig hinzu. „Er wird so rasch nicht sterben, und wenn auch — was ist er Dir denn? Ist er Dein Vater, Dein Bruder, Dein Geliebter? Von alledem Nichts! Er hat Dir einigen Unterricht gegeben; gut, dafür kannst Du ihn nun bezahlen. Was bedarf er weiter?“

Karoline schüttelte leise, wie verneinend, mit dem Kopfe,

aber sie sagte Nichts. Sie ließ die Sachen zusammennehmen, hüllte sich in einen Mantel, und huschte unten in den auf sie harrenden Wagen.

Während dessen wartete Achim ihrer mit ungeduldiger Sehnsucht. Er wühlte krampfhaft mit seinen Fingern in der Bettdecke, sah mit gespenstischem Blick der sich senkenden Sonne nach und frug alle Augenblicke, ob die Schauspielerin noch nicht da sei.

Als es gegen sechs Uhr Nachmittag war, hielt er es nicht mehr aus. „Geht, Frau, schickt den Boten noch einmal" sagte er mit hohler, unheimlicher Stimme. „Ich kann nicht sterben, ehe ich sie nicht noch einmal gesprochen."

Der Tischlergeselle wurde noch einmal aus seiner Werkstätte abgerufen und in das Hôtel geschickt.

Als er wiederkam, sagte er, Fräulein B .... sei nach dem Theater, wo sie heut' Abend die Maria Stuart zu spielen habe.

„Die Verblendete," rief Achim, als er das vernahm. „Sie wird sich um das ewige Heil ihrer Seele spielen!"

Nach einer kleinen Pause, während welcher sein Geist mit der hinsterbenden Kraft seines Lebens kämpfte, sagte er plötzlich zur Wärterin: „Gebt mir Papier, Feder und Tinte."

„Um Gottes Willen, Herr Candidat, Sie werden doch nicht schreiben wollen in Ihrem Zustande?" rief die Krankenfrau.

„Ich werde, ich werde," sagte Wendelin mit wunderbarer Festigkeit. „Nur her mit dem Verlangten. Die ewige Seligkeit eines Menschen hängt an einem Federzuge. Der himm-

liſche Vater wird mir Kraft genug dazu geben. Nur raſch! Nur raſch!“

Der Wunſch war ſo kräftig ausgeſprochen und das Ausſehen des Kranken ſo willensſtark und bezwingend, daß der Tiſchlergeſelle wie die Wärterin ihm zu willfahren eilten. Die Letztere reichte ihm Feder und Tinte, der Erſtere hielt ihm auf einer zerriſſenen Mappe ein Blatt Papier hin.

Achim richtete ſich ein wenig auf und ſchrieb mit fliegender, zuckender Hand: „Meine Augenblicke ſind gezählt. Karoline, Deiner eigenen und meiner himmliſchen Seligkeit wegen komm, komm gleich. Du biſt in Gefahr unterzugehen in Weltluſt und im Beifall der Menge. Der Applaus iſt Dein Gott geworden — aber Du ſollſt keinen falſchen Göttern dienen. In einer Stunde bin ich vielleicht nicht mehr. Ein Sterbender fleht. Laß ihn nicht vergebens flehen. Ich kann nicht ruhig von hier, ohne Dich noch einmal geſprochen zu haben. Komm Karoline, komm — ſonſt wirſt Du ſterben in Verzweiflung und tödten wird Dich der Applaus!“

Nachdem Wendelin dieſe Zeilen mit mehr und mehr verſagender und machtlos werdender Hand geſchrieben, gab er ſie dem gutmüthigen Geſellen, dem die Thränen aus den Augen liefen, hin, indem er mühſam ſtöhnte: „Zum Theater, raſch!“

Das Blatt ergreifen, aus der Thüre ſein, die Treppe hinabſtürzen und zum Theater fliegen, war das Werk eines Augenblicks. Als er dort ankam, befand ſich Karoline ſchon in ihrem Koſtüme und eben in einem Geſpräch mit dem Intendanten begriffen.

„Sie werden heut' einen großen Triumph feiern,“ ſagte dieſer. „Die Plätze ſind faſt alle vergriffen und wie ich

habe sagen hören, sind Kränze und Blumensträuße in großer Anzahl ins Haus getragen worden."

Karolinen lachte das Herz im Leibe. „Was wird die F... dazu sagen," dachte sie bei sich. „Die ärgert sich gewiß die Schwindsucht an den Hals."

In diesem Augenblicke pochte es und ein Theaterdiener brachte die Zeilen Wendelins. Als Karoline sie las, erbleichte sie.

„Um Gottes Willen, was giebt's?" fragte der Intendant, und als die Künstlerin, ohne ein Wort hervorbringen zu können, ihm den Zettel des Sterbenden hinreichte, entfärbte auch er sich, indem er sagte: „So müssen wir wohl die Vorstellung abändern und Sie als plötzlich erkrankt anmelden lassen."

Karoline nickte mit dem Kopfe und eilte, um Ueberwurf und Hut zu nehmen, nach einem Tische, neben dem sich ein Stehspiegel befand.

Im Vorüberstreifen sah sie hinein und dieses Hineinsehen war entscheidend, denn sie gewahrte dabei, wie ihr die durch den Schreck verursachte Blässe vortrefflich zu der leidenden Miene stand, die sie in der Rolle der unglücklichen Königin von Schottland zu zeigen hatte. Mit diesem Schmerzenszuge im Gesicht, mit diesem umflorten Blick, mit diesen Thränen in der Stimme, sagte sie im Stillen zu sich selbst, mußt Du unwiderstehlich alle Herzen gewinnen und zum lautesten Beifall hinreißen. Nie bist Du geeigneter zur Maria Stuart und mehr in der Stimmung sie hinreißend zu spielen gewesen, als gerade heute, also spiele sie.

So war sie also entschieden zu spielen.

„Soll abgeändert werden?“ fragte der Intendant, indem er nach seinem Hute griff.

„Ich bitte, nein, Excellenz,“ bat die Schauspielerin. „Es ist mir unmöglich, den Kranken zu besuchen, der überdies, wie alle Brustleidenden, seinen Zustand weit schlimmer ansieht, als er ist. Ich werde mit meiner Mutter nach der Vorstellung zu ihm fahren. Es wäre unverantwortlich von einem neu eintretenden Mitgliede, eine so wichtige Vorstellung zu stören. Lassen Sie das Zeichen geben, ich bin bereit die Bühne zu betreten.“

Zu dem Diener sich wendend, sagte sie, nachdem der Hofherr ihre Garderobe verlassen: „Dem Boten des Herrn Candidaten Wendelin sind Sie so freundlich mitzutheilen, daß ich, im Begriff auf der Scene zu erscheinen, nicht mehr über meine Zeit zu verfügen das Recht besäße. Ich würde nach der Vorstellung kommen.“

Als Wendelin diese Nachricht mitgetheilt wurde, erbebte er bis in den Grund seiner Seele. „Die Elende!“ seufzte er, „Sie kann dem Applause nicht entsagen. Sie opfert meine und ihre eigene Seele dem Händegeklatsch der Gründlinge im Parterre!“

Hiernach schwieg er, indem er die Augen schloß und nach einiger Zeit in einen schweren Schlaf versank. Die Wärterin setzte sich während dessen mit ihrem langen blauen Strickstrumpfe an seinem Kopfende nieder, nestelte mit ihren Nadeln und dachte an allerlei gleichgültige Dinge, an den tauben Sohn einer Nachbarin, der sich zu verheirathen im Begriffe stand, an eine Haube, die sie in Absicht hatte, sich machen zu lassen, an ein Gericht, das sie einmal wieder gerne essen wollte und dergleichen mehr. Dazu tiktakte die kleine

Schwarzwälder Uhr; eine Fliege ſummte einförmig an der Decke hin; von der Straße herauf ſcholl Wagengeraſſel und dann und wann Hundegebell und endlich das einförmige Tröpfeln eines Regens, der ſich mild, aber ausdauernd über den Dächern der Stadt zu entladen begonnen hatte.

Wer das gleichmäßige, ununterbrochene Leben draußen und in der, von einer verhangenen, kleinen Studirlampe nur dämmerig erhellten Stube, die gleichgültig daſitzende Wärterin und deren Umgebung beobachtet hätte, der würde ſchwerlich zu dem Schluſſe gekommen ſein, daß der im Bett liegende bleiche Mann ein Sterbender ſei. Und doch war es ſo!

Achim Wendelins letzte Stunde war gekommen. Den ruhigen Schlummer, deſſen er einige Stunden genoſſen, ſchien die Natur ihm nur geſchenkt zu haben, damit er die nöthige Kraft zum Tode erhalte. Wie er jetzt aufwachte, blickte er ſich groß und klar im Zimmer um und nachdem er ſich beſonnen, fragte er wie ſpät es ſei und ob Fräulein B.... gekommen.

Auf die Antwort: „Es iſt halb zwölf in der Nacht und Niemand erſchienen," ſchloß er die Augen wieder, eine Zeitlang bewegungslos daliegend. Schon meinte die Wärterin daß er wieder eingeſchlafen ſei, als ſie plötzlich ein convulſiviſches Zucken ſeines Körpers und jenes ſchaurige Nägelkratzen gewahr wurde, das ſich bei Sterbenden gewöhnlich einzuſtellen pflegt und deſſen Bedeutung ſie nur allzugut aus jahrelanger Erfahrung kannte. Beängſtigt von dieſem ſo plötzlich und raſch nicht erwarteten Zuſtande, eilte die Frau herbei, den Kopf des Leidenden höher zu legen und ihm ſo die letzten Athemzüge zu erleichtern.

Wie wenn der Sterbende dankbar für dieſe Aufmerkſamkeit hätte ſein wollen, blickte er die um ihn bemühte Pflegerin freundlich an und als ſie, erſchrocken vor den halbſchon gebrochenen Augen, an ſeinem Bett, die Hände faltend, auf die Kniee ſank, begann er mit noch ganz deutlicher Stimme den letzten Vers eines Liedes von J. G. Jacobi zu recitiren, den er oft von ſeinem Vater hatte beten hören und welcher lautete:

Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erdenweisheit nicht;
Jedoch bei Dir iſt Leben
Iſt Liebeskraft und Licht.
Du ſiehſt der Schöpfung Enden,
Und was Dich Vater heißt,
Das ruht in Deinen Händen:
Empfange meinen Geiſt!

„Amen!“ ſagte die Wärterin, indem ſie ſich erhob und, ſo ſehr ſie an ſolche Kataſtrophen auch gewöhnt war, hier dennoch mit einer Art Rührung auf die erſtarrenden Züge niederblickte. „Sei ihm gnädig, himmliſcher Vater,“ ſprach ſie, indem ſie ſich anſchickte, ihm die Augen zu ſchließen. Aber mit unwillkürlichem Beben fuhr ſie zurück, als ſie Achim hierauf noch ſagen hörte: „Himmliſcher Vater, ſei es auch ihr! Schicke Deine unverſiegbare Gnade an ihr weltlich befangenes Herz, mitten durch den Beifall und Jubel der Menge hindurch. Ach, der Applaus, der Applaus!“

Mit dieſen Worten ſchied er, gerade um Schlag Mitternacht.

Während ſich dieſes traurige Ereigniß im Dachſtübchen zutrug, lag Karoline B.... ſüß träumend auf ihrem ſeidenen Bett im Hôtel de Rome. Ihre Darſtellung der

Maria Stuart hatte stürmischen Beifall gefunden; man hatte sie nach jeder Scene zwei, drei Mal gerufen, mit Blumen, Kränzen und Gedichten wahrhaft überschüttet. Nun lag sie, im Glück ihres Triumphes süß träumend, auf ihrem Lager, über welches ihre Mutter eine Menge von Sträußen und Gewinden hingestreut und geschlungen hatte. Die Nachtlampe goß ein weiches, mildgelbes Licht über ihr schlummerndes Antlitz aus, das sanft wie mit Pfirsichröthe überzogen war und nun selig lächelte. Ihr weißes Nachthäubchen hatte sich verschoben und ließ die Puffen ihres dunklen Haares zum Vorschein kommen, während die Hand des einen schön geformten, weißen Armes, der entblößt über die Decke gelegt war, lässig mit einem Lorbeerkranze spielte.

Die junge Künstlerin gab in dieser Lage ein reizendes Bild ab und mancher ihrer Anbeter würde gern vielleicht Gott weiß was! dafür gegeben haben, wenn er sie so hätte erblicken können. Freilich wäre das liebliche Schauspiel ihm doch nicht lange geboten gewesen, denn eben als es Mitternacht vom Thurme schlug, fuhr die Schauspielerin unruhig aus dem Schlaf empor, weil sie ein lautes Klatschen vernahm.

Sie meinte anfangs, daß sie nur geträumt und wollte sich eben zu neuem Einschlummern auf die andere Seite legen, als sie ganz deutlich das Klatschen und zwar dicht unter ihren Fenstern sich wiederholen hörte.

Ueber diese unermüdlichen Enthusiasten, meinte Karoline leise bei sich selbst; nicht einmal Nachts im Bette lassen sie mir Ruh'. „Mutter, Mutter hör' doch," rief sie der ihr zur Seite liegenden Frau B. . . zu, „da sind noch einige spät heimkehrende Bewunderer meiner heutigen Darstellung.

Hör' nur, wie sie in die Hände schlagen. Es ist ein Heidenlärm. Es ist ein Klatschen, wie von mehreren hundert Händen. Meinst Du, daß ich aufstehe und mich bedanken soll?"

„Ich höre Nichts!" meinte Frau B.... „und wenn auch, Du könntest Dich erkälten. Lieg' nur und laß sie klatschen."

Nicht lange darnach war die Mutter wieder eingeschlafen und auch Karoline schloß, nachdem sie dem sich von Zeit zu Zeit immer wiederholenden Klatschen noch eine Weile gelauscht, die Augen.

Am andern Morgen lief der Bericht über dieses nächtliche Klatschen, welches die berühmte Schauspielerin gehört haben wollte, durch die ganze Stadt.

Karoline und ihre Mutter, obgleich Letztere, wenn sie aufrichtig sein wollte, noch immer sagen mußte, daß sie eigentlich Nichts gehört habe, waren von der Auffälligkeit dieser Thatsache sehr geschmeichelt. Nachtmusiken und Männergesang hatte man häufig gehabt, aber noch nie ein solches Klatschen, ein solches Ständchen von Applaus; das mußte als ganz was Besonderes und Originelles gelten.

Aber der Applaus wiederholte sich in jeder nächsten Nacht und zwar mit jeder Nacht stärker, wie es schien. Wieder fuhr Karoline auf um Mitternacht und wieder bemerkte ihre Mutter ganz leise, daß sie Nichts hören könne.

„Es hilft doch Nichts!" sagte in der vierten Nacht Karoline zu ihrer Mutter, „des Lärmens wird immer mehr. Es scheint doch, als ob sie sich nicht zufrieden geben wollen, bis ich mich bedankt. Also laß mich ihnen nur danken."

Mit diesen Worten sprang sie aus dem Bett, und indem

ſie ſich ein weißes Kaſchmirtuch um Haupt, Schultern und Arme ſchlug, trat ſie an das Fenſter, dort die Vorhänge zurückſchlagend und das Rouleau in die Höhe ziehend.

Der Mondſchein lag hell und klar auf dem Platze vor ihr und ließ Alles ſo genau erkennen, daß ſie die Worte an einem am gegenüberliegenden Hauſe angebrachten Schilde ohne alle Schwierigkeit inne zu werden im Stande war: V. A. Caſtelli, Friſeur et Parfumeur de Paris, konnte ſie ganz deutlich leſen, aber trotzdem gerade jetzt der Applaus unten ſehr laut war, vermochte ſie doch Niemanden wahrzunehmen, von dem er ausgehen konnte und gegen den ſie ſich hätte verneigen können.

Einen Augenblick ſtand ſie wie verdutzt und vermochte ſich nicht zu faſſen; dann aber lief ſie raſch an ein anderes Fenſter, das nach der auf den Platz ausmündenden Albrechtſtraße hinausging, überzeugt, daß die Klatſcher hier ſtänden. Aber auch hier war kein menſchliches Weſen zu ſehen, trotzdem das Klatſchen immer noch weiter dauerte.

Da überkam ſie ein Grauſen und zitternd am ganzen Leibe, bleich wie der Tod und mit vor Angſt aufgelöſtem und geſträubtem Haare ſtürzte ſie an das Bett ihrer Mutter, die inzwiſchen ruhig wieder eingeſchlafen war.

„Mutter, Mutter!“ rief ſie dieſe ſchüttelnd. „Mutter, was iſt das? Hörſt du nicht auch das Klatſchen draußen? Oder iſt es nur eine Ohrentäuſchung, die ich habe, ich allein?“

Die Mutter richtete ſich ſchlaftrunken in die Höhe, ſtierte, indem ſie ihre Gedanken ſammelte, die Tochter verwundert an und ſagte nach einer kleinen Weile, während deren ſie gelauſcht: „Nein, Karoline! Du täuſch'ſt Dich — ich kann Nichts hören. Es iſt Alles ſtill.“

„Und doch Mutter," flüſterte Karoline, indem ein Fieberfroſt ſie ſchüttelte. „Ich höre es ganz genau. O Mutter, höre nur, wie ſie klatſchen!"

Die Mutter ſchwieg, ſchüttelte mit dem Kopfe und ging dann an das geöffnete Fenſter.

„Ich ſehe Nichts," ſagte ſie, „ich höre Nichts! Du biſt eine Närrin, Kind —"

Aber trotz dieſer zuverſichtlichen Worte überlief ſie ein eiſiger Schauer, wie ſie ihre Tochter, mit den Spuren der Seelenqual im Geſichte, bleich und mit aufgelöſtem Haare daſtehen ſah.

„Ich höre es wieder!" rief dieſe mit ſtieren Augen. „Da iſt es — da — da unten — Ich ſehe Niemanden, aber ich höre es — Es iſt ein unſichtbares Klatſchen, wie von Geiſterhänden —"

„Ich glaube der Sache auf der Spur zu ſein," ſagte Frau B . . . ., auf die fixe Idee der Tochter eingehend, um ſie auf dieſe Weiſe von derſelben zu befreien. „Dein großer Erfolg, Dein Glück hat Dir Neider erweckt. Nun wollen ſie Dich ängſtigen, Dich um Deinen Schlaf und Deine Ruhe bringen durch dieſen unausgeſetzten, geheimnißvollen Applaus. Aber ſei nur ruhig, mein Kind. Wir wollen den Intriguanten das Handwerk ſchon legen. Wofür gäbe es denn Polizei?"

Mit dieſer Vertröſtung nahm die Mutter ihre zitternde Tochter in die Arme und trug ſie in das Bett, indem ſie ſich auf deren Bitten zu ihr ſetzte und bis gegen den Morgen hin dieſelbe zu beſänftigen trachtete.

Ganz in der Früh kleidete ſich Frau B . . . ., überzeugt, daß wenn ſie auch Nichts gehört, doch jedenfalls Etwas an

der Sache sein müßte, an und fuhr zu dem Polizeipräsidenten, dem sie „die schändlichste Kabale, die blasser Neid jemals ersonnen und ausgeführt," zur Kenntniß zugleich mit dem Ersuchen brachte: den Urhebern und Thätern dieses schändlichen Skandales nachforschen zu lassen.

Dem Polizeipräsidenten, der ein Freund der Künste und ein großer Liebhaber des Theaters war, leuchtete die Sache ein und entrüstet über den Frevel, der hier begangen wurde, versprach er sogleich die nöthigen Maßregeln zu treffen und die unsichtbaren Klatscher, wo sie auch immer sich verborgen halten möchten, aufspüren und zur Verantwortung ziehen zu lassen.

„Seien Sie versichert, Frau B...," sagte er, als er die Mutter der schnell beliebt gewordenen und auch von ihm bewunderten Künstlerin entließ, „wenn das Ganze kein Geisterspuk ist, — und wer möchte in unserem aufgeklärten Jahrhundert an einen solchen glauben können! — sondern ein strafwürdiger Unfug Mißgünstiger, so sollen diese entdeckt und aufgefunden werden und wenn sie sich auch in dem verborgensten Winkel versteckt haben sollten. Sie werden heute die letzte unruhige Nacht haben, denke ich und künftighin mit ihrer Tochter, der ich mich bestens zu empfehlen bitte, im Frieden ihres Schlummers genießen!"

Mit dieser Versicherung schied die, von der Liebenswürdigkeit des alten Herrn ganz entzückte Frau B...., um nach Hause zu eilen und ihrer Tochter von dem glücklichen Erfolge ihres Schrittes Nachricht zu bringen.

Sie fand dieselbe überwacht und müde auf dem Sopha liegen, da alle Besuche abgewiesen und sie sich als unwohl auf der Theaterkanzlei hatte anmelden lassen. Der Theater-

arzt war eben dagewesen, um ihr etwas Beruhigendes zu verschreiben.

„Sei nur guten Muthes," sagte die Mutter, indem sie ihr ihre eben gehabte Unterredung mit dem Polizeipräsidenten mittheilte und dann hinzufügte: „die Parteigänger von Fräulein F... werden heute Nacht ihr Wesen zum letzten Male treiben und ihrer Beschämung und Züchtigung nicht entgehen."

Wirklich waren nach elf Uhr in der Nacht auch eine Menge Polizisten auf dem Platz vor dem Hôtel und in den darauf mündenden Straßen vertheilt, die sorgsam nach allem Verdächtigen umherspäheten und Nichts, selbst das Geringfügigste nicht, außer Acht ließen. Frau B.... und Karoline, die das gewahrten, fühlten sich dadurch wesentlich erleichtert und sahen in Folge dessen mit einiger Ruhe der Mitternachtsstunde entgegen.

Kaum war diese angebrochen — in der That, der letzte Schlag von Zwölf vom nächsten Kirchthurm hatte noch nicht ausgeklungen in der stillen, feuchten Nachtluft — als auch Karoline wieder, leichenblaß und mit verstörtem Auge, von ihrem Bette auffuhr.

„Da ist es wieder!" rief sie. „Da klatscht es — mitten auf der Straße — Nein — jetzt kommt es aus der Luft — jetzt aus einem Keller — jetzt dort aus dem Hause, aus dem obersten Stockwerk — o Mutter, Mutter!"

Dabei fiel sie schluchzend der Mutter um den Hals, welche noch immer N i c h t s hörte. Auch die Polizeidiener hatten Nichts gehört. Dennoch suchten sie in den von der Gequälten angegebenen Richtungen. Sie suchten in den Straßen, in den Kellern, in dem obersten Stockwerk des

von Karolinen bezeichneten Hauſes, aber — ſie fanden Nichts.

Mit dem Schlag ein Uhr endlich ſagte Karoline: „Jetzt iſt es ſtill geworden. Jetzt höre ich Nichts mehr!“

Verdutzt und kopfſchüttelnd gingen die Polizeileute nun auseinander. „Wer weiß, was die gehört haben mag! Wenn es nicht die pure Einbildung iſt, ſo muß es ein Spuk ſein,“ ſagten ſie. Aber ſie hatten keine Ahnung davon, daß der Sitz dieſes Spukes die eigene, ſchuldbeladene Seele der Gequälten ſei. Gegen ſolche „Geſpenſter“ kann die Polizei freilich Nichts ausrichten!

Am andern Morgen begab ſich der Polizeipräſident ſelbſt zu der ſo geheimnißvoll beläſtigten Schauſpielerin, um ſie einzuladen, die nächſte Nacht mit ihrer Mutter in ſeinem eigenen Hauſe zubringen zu wollen.

Karoline und Frau B...., die von der Vergeblichkeit der unternommenen Nachforſchungen ſchon Kunde erhalten hatten und durch das ſchreckliche Klatſchen in ewiger Angſt und Aufregung blieben, nahmen das ihnen ſo freundlich gemachte Anerbieten dankbar an und ſiedelten ſtill und ohne Aufhebens zu machen, ja, ohne es auch nur im Hôtel anzukündigen, gegen Abend in das Haus des Polizeipräſidenten über, wo ſie mit größeſter Artigkeit und Zuvorkommenheit von der Gemahlin deſſelben empfangen wurden.

Nachdem man ein einfaches Nachtmahl unter abwechſelnd heiteren und ernſten Geſprächen eingenommen, begaben ſich die beiden von der räthſelhaften Erſcheinung ſo peinlich Verfolgten auf die ihnen angewieſenen Zimmer, in denen ſie nun endlich einmal Ruhe zu gewinnen hofften. Wirklich ſchlug es auch zwölf Uhr in der Nacht, ohne daß ſich etwas

regte und eben wollten Mutter und Tochter in glückseliger Sicherheit: ihren Peinigern klug entronnen zu sein, die Augen schließen, als plötzlich Karoline wieder aufwachte mit dem Ruf: das unselige Klatschen habe ganz in ihrer Nähe wieder begonnen und zwar ganz so nahe, daß es aus dem nächsten Zimmer oder dem Korridor zu kommen scheine.

Entsetzt sprangen Beide auf, indem sie bleich und mit Blicken des grauenvollsten Kummers einander betrachteten. Was konnten, was sollten sie denken von diesem Vorgange? Niemand außer dem Polizeipräsidenten und seiner Frau wußte von ihrer Absicht, hier zu übernachten; auch die Dienerschaft hatte davon nur im letzten Augenblick erfahren. Durch Herumschwätzerei konnte also ihr Aufenthalt nicht verrathen und das schauerliche Klatschen ihnen nicht auf den Hals gehetzt worden sein. Dies Klatschen mußte von einer eigenen geheimnißvollen Macht ausgehen, die sich ihnen an die Fersen hängte. Dieser Gedanke durchschüttelte beide Frauen und veranlaßte bei Karolinen, daß sie sich mit lautem, verzweiflungsvollen Jammer auf die Erde warf und durch keinerlei Tröstungen mehr zu beruhigen war.

Der Polizeipräsident war andern Morgens zum Höchsten erregt, als er vernahm, daß auch in *seinem* Hause das Klatschen gehört worden sei, und noch ehe er die geängsteten Damen gesprochen, verfügte er sich zum Generalintendanten, um diesen von dem räthselhaften Vorgange zu unterrichten und ihn aufzufordern, die so mysteriös verfolgten Frauen in aller Stille nach seinem Landsitze P....., ganz in der Nähe von D..... einzuladen.

Diese Einladung erfolgte und ward angenommen; aber auch hier wiederholte sich der Spuk, der inzwischen ein all-

gemeines Stadtgespräch geworden und zu den Ohren jener Wärterin gedrungen war, welche dem armen Achim Wendelin die Augen zugedrückt hatte.

Diese reimte nun selbstverständlich jene nächtlichen Ruhestörungen der Künstlerin sofort mit den Erlebnissen und dem letzten Worte des Sterbenden, dem Worte: „der Applaus, der Applaus!“ zusammen und so kam es denn, daß eines Tages eines der D.....'schen Lokalblätter seinen Lesern einen langen Roman und in diesem die genauen Lebensschicksale von Karoline B.... und dem Komödien-Theologen zur Kenntniß brachte.

Einem solchen Schlage konnte die Künstlerin keinen Widerstand mehr entgegensetzen. Sie fühlte, daß ein furchtbares Mißgeschick über sie hereingebrochen war und daß sie, um die Sympathie beim Publikum gebracht, die Bühne nicht mehr betreten konnte.

Heimlich und still verschwand sie aus Schloß P..... und Niemand hat jemals mit Gewißheit vernommen, wo sie geblieben.

Ein Freund von uns will sie viele Jahre später auf einer Villa am Comersee wieder entdeckt haben. Diese Villa, die ganz in der Nachbarschaft jenes lachenden Hauses liegt, in welchem lange Zeit hindurch die berühmte, jetzt wieder in Paris lebende Tänzerin Marie Taglioni wohnte, fiel allen Besuchern jener Gegend wegen ihrer Tristheit und des Anhauchs von tiefer Trauer auf, der darüber ausgebreitet lag. Keine Blumen, keine blühenden Mandel- und Myrthenbäume, keine Vasen, Statuen und wehenden Fahnen schmückten diesen Sitz, in welchem der Schmerz, die Reue oder gar das Verbrechen sich ein menschenfeindliches Asyl

geſucht zu haben ſchien. Der Anſtrich des Hauſes war grau, Fries und Sims ſogar ſchwarz wie auch die Jalouſieen, die faſt immer geſchloſſen waren. Ein ſchwarzes Gitter friedete das von dunklem Raſen und Baumhallen umgebene Beſitzthum ein, auf dem man nie Gäſte einkehren ſah, nie Muſik oder ſonſt ein Zeichen des Lebens vernahm, ſondern nur dann und wann zwei Frauengeſtalten erblickte, welche in Trauergewändern langſam und traurig, ſtill und einſam am Meeresufer entlang wandelten. Und ſo wird Karoline B...., die einſt ſo hochberühmte und nun vergeſſene Künſtlerin wohl wandeln, einſam und verlaſſen, bis das Wort des Sterbenden ſich an ihr erfüllt und der Applaus ſie getödtet haben wird!

Die Ermordung der Herzogin von Praslin.

Nach den neueſten Zuſammenſtellungen von Frederic Thomas.

Dieſer Prozeß, der auf ſo tragiſche Weiſe, mitten in ſeiner juriſtiſchen Entwickelung unterbrochen wurde, war eins der betrübendſten Ereigniſſe, welche die letzten Jahre der Regierung Louis Philipp's beunruhigten.

Wenn die hiſtoriſchen Begebenheiten eine ſo genaue Genealogie hätten, wie die Familien, und wenn die Entſtehung der Thatſachen ſich mit derſelben Gewißheit darthun ließe, wie die Herleitung der Individuen, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß unter die Urſachen, welche den Fall der conſtitutionellen Monarchie in Frankreich veranlaßt haben, beſonders gewiſſe ſkandalöſe Prozeſſe gerechnet werden müßten, die zu ihrer Zeit die ganze Welt mit Staunen und Abſcheu erfüllten.

Die Dujarrier'ſche Duell-Angelegenheit hatte dem erſtaunten Frankreich unerwartet und plötzlich noch Gebräuche im Schwange gezeigt, die man bereits längſt mit dem Jahrhundert Ludwig des Dreizehnten verſchwunden glaubte. Durch die Verhandlungen des Gerichtshofes in Rouen hatte die öffentliche Neugier eine gewiſſe blendende und in

ihrer Weiſe ſehr thätige Jugend durchſchauen gelernt, die, ihre ſtürmiſchen Mußeſtunden zwiſchen den Couliſſen, den Fechtböden und den Spielhäuſern theilend, es dennoch wagte, durch die Preſſe Prinzipien der Ordnung und der Moral ans Tageslicht zu bringen, die von ſolchen Apoſteln gepredigt, die Regierung nur compromittiren, aber niemals ihr dienen konnten. Und wenn die Jugend nur allein davon ergriffen geweſen wäre! Aber die Prozeſſe Teſte, Cubières u. ſ. w. hatten vor dem Pairshofe gezeigt, daß weder die höchſten Stellungen, noch die größten Talente, noch die reifſten Erfahrungen vor den Schwächen noch den ungeſetzlichen Erpreſſungen zu ſchützen vermochten. Und endlich vermehrte die Ermordung der Herzogin von Praslin, indem ſie auf eine der glänzendſten Illuſtrationen der Pairſchaft und des Adels einen unauslöſchlichen Schandflecken warf, den allgemeinen Mangel an Achtung, der Alles umfaßte, was man damals „le pays légal" zu benennen liebte. Die Fluth der allgemeinen Mißſtimmung ſtieg, der Sturm war nahe und Paris begann bereits in ſeinen Tiefen jene dunklen und geheimnißvollen Laute hören zu laſſen, die einem Ausbruch der Revolution immer voranzugehen pflegen.

Die Herzogin von Praslin ſchien ſchon im Voraus für ein unglückliches Schickſal beſtimmt zu ſein. Ihre Mutter, Antoinette Françoiſe Jeanne de Coigny, war die Couſine jener „jungen Gefangenen," die, unter den Riegeln der Schreckensperiode ſchmachtend, von dem Dichter André Chenier beſungen und geliebt wurde.

Die Herzogin von Praslin konnte mit Jean Jaques Rouſſeau ſagen, daß ihre Geburt ihr erſtes Unglück war, denn dieſe Geburt koſtete ihrer Mutter das Leben.

Ihr Vater Horace Sebaſtiani, der ſpätere Marſchall von Frankreich, war damals Geſandter in Conſtantinopel, wo er ſich aufhielt, und dies Familienunglück überraſchte ihn mitten in den Verwickelungen eines ſehr bewegten Lebens; er hatte ſoeben an der Spitze der Türken die engliſche Flotte gezwungen die Dardanellen zu verlaſſen. Er konnte alſo unter ſo ſchweren Verhältniſſen ſein Kind, das ihm in ſo vieler Hinſicht theuer geworden war, in Conſtantinopel nicht bei ſich behalten, und ſchickte es daher unter der Aufſicht einer Amme und dem Schutze einiger treuen Diener nach Frankreich heim. Dieſe Reiſe bot nichts als Gefahren dar. Da die Engländer Herren des Meeres und die Franzoſen im Kriege mit Rußland waren, ſo mußte man weite Umwege machen und viele Beſchwerden überſtehen, bis es gelang, das Kind und ſeine Begleitung in Frankreich landen zu laſſen.

Der Geſandte empfing mit Entzücken die Nachricht der glücklichen Ankunft ſeiner Tochter. Hätte der Vater freilich in der Zukunft zu leſen vermocht, vielleicht, daß er Gott alsdann weniger für dieſe Rettung aus allerlei Gefahr gedankt und vielmehr gewünſcht, ein Leben in den Wogen des Oceans untergehen zu ſehen, das vom Schickſal auf ſo traurige Weiſe durch einen Mord zu endigen beſtimmt war. Fanny Sebaſtiani wurde in Frankreich erzogen. Ihr in ſeinem Anfange ſchon ſo gequältes Daſein hatte ihrem Geiſt eine etwas trübe Färbung und ihrem Herzen zärtliche und etwas romantiſche Empfindungen verliehen. Im Jahre 1825, mit 18 Jahren, heirathete ſie den einundzwanzigjährigen Herzog von Choiſeul-Praslin, und als ob ſchon von vornherein ein böſes Fatum auf der jungen Frau

geruht, haben wir anzuführen, daß ihre Hand Anfangs nicht dem Herzoge von Praslin, sondern vielmehr dem Herzoge von Fitz-James bestimmt war, und daß nur Geldinteressen den Bruch einer Verbindung herbeiführten, die sonst so vollkommen passend für sie gewesen wäre.

Die junge Frau brauchte indeß während langer Zeit ihr Bündniß mit der Familie Praslin nicht zu bedauern. Die ersten Jahre nach ihrer Heirath waren sehr glücklich, und zehn Kinder, von denen neun am Leben blieben, besiegelten diese glückliche Ehe.

In jedem Jahre, nachdem die Herzogin im Winter in der vornehmen Pariser Welt geglänzt, ging sie mit ihrer zahlreichen Familie die schöne Jahreszeit der Blumen und der Sternennächte unter den alten Bäumen des Schlosses Vaux-Praslin zu genießen, nach diesem Landsitze ab, der übrigens auch seine sehr trüben Erinnerungen hatte; er hatte einst dem Oberintendanten Fouquet gehört, durch dessen Sturz in der Gunst seines Herrn und der Welt er allerdings weniger berühmt geworden ist, als durch die Trauer der Madame de Sévigny, die Beredsamkeit Pelisson's und La Fontaine's Elegien.

In diesem fürstlichen Schlosse setzte die gute Herzogin die dort traditionellen Handlungen der Großmuth und Wohlthätigkeit mit dem hingebendsten und regesten Eifer fort. Sie war so zugänglich und so hülfreich, daß die erfindungsreiche Dankbarkeit der Armen ihr in der Umgegend den Beinamen: „Notre Dame de Praslin" gegeben hat. Indeß währte dies friedliche Glück nicht allzulange. Der etwas trübsinnige Charakter der Herzogin und ihre argwöhnische Eifersucht, die durch einige Leichtsinnigkeiten ihres

Gatten wach gemacht worden war, umwölkten nur allzuraſch einen bis dahin hellen und klaren Himmel. Völlig verfinſtert und umnachtet wurde er indeſſen erſt, als am 1. März 1841 eine junge reizende Gouvernante, Henriette Deluzy-Deſportes, in die Familie eingeführt wurde. Dieſe glänzende, kaum dreiundzwanzigjährige Dame beſaß viel von jenen geiſtigen Eigenſchaften und körperlichen Reizen, die unwillkürlich Sympathie erwecken und nicht ſelten maßgebenden Einfluß verſchaffen. Pariſerin von Geburt und Erziehung, beſaß ſie jenen Stempel des ungezwungenen Weſens und der Grazie, den das moderne Athen den Frauen aufdrückt, deren Geburt und geiſtige Entwickelung es mit angeſehen und geleitet hat. Sie war von mittlerer Größe und ihr Geſicht hatte jene blendende Weiße, welche die Natur den Blondinen zu geben pflegt, dabei aber zugleich auch ſehr pikante und entſchloſſene Züge. Dieſer Ausdruck ſprach ſich in den kleinen, aber lebhaften Augen aus, die ihr, von herrlichen langen Locken eingefaßtes Antlitz belebten. Außerdem beſaß ſie die glücklichſten Anlagen für die Künſte, von denen ſie in der Malerei und in der Muſik wahrhaft Ausgezeichnetes leiſtete.

So kam ſie durch Vermittelung der Frau von Flahaut, ausgeſtattet mit vielen Vorzügen und nicht geringem Ehrgeiz in blühendſter Jugend zu einer bereits vierunddreißigjährigen, an Friſche und Schönheit verlierenden Familienmutter. Natürlich wurde die Eiferſucht der Letzteren hier ſogleich und ohne Weiteres rege gemacht, und dieſes Gefühl wuchs, als die junge Lehrerin nur zu bald, wie ſich zeigte, über ihre Zöglinge und deren Vater eine Herrſchaft auszuüben begann, durch welche die arme Frau nicht nur jeder

Autorität über die Leitung ihrer Kinder beraubt wurde, sondern auch nach und nach ihren Mann sich so weit entfernt und entfremdet fand, daß sie sich der Langeweile und der Demüthigung, ja der vollkommensten Isolirung, mitten im Schooß ihrer eigenen Familie, erbarmungslos überliefert sehen mußte.

Die unglückliche, auf diese Weise verlassene Mutter ließ während langer Zeit ihre Klagen und Schmerzen entweder nur in Briefen, die sie ihrem Manne schrieb, um ihn zurück zu bringen, oder in geheimen Memoiren aus, die man später gefunden hat, und welche die Ueberschrift trugen: „Meinem Gatten, dem Herzoge von Praslin und zwar nur Ihm allein."

Da ihre Schmerzen immer aus denselben Ursachen entstanden, so ist natürlich wenig Abwechslung in den rührenden Ergießungen der armen Frau zu finden, und wir glauben daher mit Recht, daß einige sorgfältig gewählte Bruchstücke hinreichen werden, einen vollkommenen Begriff von dem Ganzen zu geben.

Im Juni 1841 schrieb sie an den Herzog:

„Sei nicht taub für die Bitten und die Schwüre Deiner Gattin, die Dich liebt und deren ganzes Leben nur Verehrung und Dankbarkeit für Dich athmen will. Du stößest sie wie eine Schuldige zurück; sie wagt es nicht, vor Dir zu erscheinen, Dir ihr Herz zu öffnen, Dich mit Liebkosungen zu bedecken, ihre Bitten an Dich zu richten. Du hast sie von Deiner Seite, aus Deinem Herzen vertrieben. Würdest Du mehr thun können, wenn sie treulos wäre? Sie weint Tag und Nacht; sie wartet vor Deiner Thür und sie wagt nicht hineinzutreten, aus Furcht, von Dir

Vorwürfe darüber zu erhalten. Mein Freund, bei allen Erinnerungen, die Dir theuer ſind und die Du mich ſo oft angewieſen haſt, anzurufen, im Fall Du mir wirklich böſe wäreſt, ſtoße mich nicht mehr zurück! Gieb mir Dein Vertrauen, Deine Liebe wieder; willige darein, die zärtlichen Sorgen, die Tröſtungen einer Frau anzunehmen, die nur lebt, um Dich zu lieben. Mein Herzensgeliebter, weshalb zürnſt Du mir, wenn nicht wegen meines Argwohns, wegen meiner Heftigkeit? Waren dieſe je ſo ſtark, daß ſie durch eine Liebkoſung nicht ſogleich hätten beſchwichtigt werden können? Gieb nicht dem Gefühl des Zornes und der Rache nach; ſei nicht unbeugſam. Mein Herz bricht, Theobald. Erbarmen, Erbarmen für diejenige, die Dich liebt! Vertraue mir Dein Glück, wie ich das meinige Dir vertraue."

Unter dem 13. Januar 1842 ſchreibt ſie: „Jetzt, da ich weiß, daß Du mich durchaus nicht mehr liebſt, denn Alles beweiſt es mir, nimmſt Du mir auch noch meine Kinder, um ſie alle ohne Ausnahme einem jungen leichtſinnigen Mädchen zu geben, das durchaus keine religiöſen Grundſätze hat und welches Du ſelbſt erſt ſeit acht Monaten kennſt.

„Theobald, denke an den Schmerz, an die Niedergeſchlagenheit, in welche Dich der Tod Deines Vaters verſetzt hat; ich habe mehr, ich habe meinen Mann, meine Kinder verloren; alles auf einen Schlag; ich bin nahe bei ihnen und es iſt mir doch nicht erlaubt, das Glück ihres Umganges zu genießen; ach, ich weiß, ich fühle nur zu wohl, daß ich Euch Allen nur wie eine unerträgliche Laſt erſcheine. Ich müßte mich ſehr verſtellen können, wenn ich bei ſo bittern Schmerzen, liebenswürdig und vergnügt zu ſein vermöchte. Die Ruhe, die ich ja noch etwa zur Schau trage, verdanke

ich dem Opium und den entſetzlichſten Anſtrengungen vor der Welt, die ich durch nervöſes Zittern und unausſprechliche Schwäche bezahle, ſobald ich allein bin. Ach, wie viel Mal hätte ich ſeit fünf Jahren aus dem Salon fliehen mögen, weil ich empfand, daß ich nicht mehr die Kraft beſaß, mein Schluchzen unter gleichgültigem Lächeln oder dem vorgenommenen Taſchentuche zu verbergen."

An einer andern Stelle vom 23. April 1842 lautet es: „Alle Waffen, die ich gegen Andere in die Hand nehme, wenden ſich gegen mich ſelbſt. Da ich mich heute empört fühlte, ihn wieder in einem tête á tête mit Fräulein Deluzy zu finden, glaubte ich einen Meiſterſtreich auszuführen, indem ich davoneilte, ohne etwas zu ſagen, in der Meinung, dadurch einen Auftritt zu vermeiden. Guter Gott! wie weit entfernt war ich, die furchtbare Wuth zu ahnen, in welche meine unglückliche Sanftmuth ihn verſetzt hat. Gewiß hätte keine Heftigkeit meinerſeits ihn weiter bringen können, als mich auf den Treppen zu verfolgen, mit lauter Stimme Beleidigungen auszuſtoßen und verächtliche Geſten hinter mir her zu machen, und nachdem er ſich in ſeinem Zimmer wenige Minuten geſammelt, zu mir zu kommen, um meine Vaſen von ſächſiſchem Porzellan, meine ſilberne Waſſerkanne, oder vielmehr diejenige Horacens zu zerbrechen und mir zwei Geſchenke wegzunehmen, von denen ich ſo viel hielt. Er hatte ſie mir einſt geſchenkt, als ich mich von ihm noch geliebt glaubte, mein roſa Theebrett und meine kleinen Emailvaſen. Wenn er ſie nur nicht ihr oder einer Andern gegeben hat. Neulich, um mich für die Heftigkeit zu ſtrafen mit aller Gewalt zu ihm zu wollen, wo ſie, ſo viel ſie will, Zutritt hat, hat er alle meine

Sonnenſchirme zerbrochen; heute, weil ich ſtill davoneile, um eine Scene zu vermeiden, zerbricht er meine werthvollſten Gegenſtände, entwendet er mir die Erinnerungen einer Liebe, die mein ganzes Glück ausmachten. Er hat mich ſchon ſeine Briefe, die Zeugniſſe und einzigen Ueberbleibſel ſeiner Zärtlichkeit verbrennen laſſen, er hat mir meine Kinder entriſſen, er hat mich für das gegenwärtige Leben zu allen Schmerzen verdammt, ohne mir die Hoffnung für eine beſſere Zukunft zu laſſen und nun nimmt er mir auch noch meine Vergangenheit. O, mein Gott! ich liebte ihn zu ſehr; Du haſt mich ſtrafen wollen, Du haſt mich recht getroffen; ich konnte Alles mit Muth, mit Ergebung, mit Freude verlieren, ſo lange als ſeine und meiner Kinder Liebe mir blieb; jetzt habe ich nicht einmal mehr ihre Achtung. In der Bitterkeit meines Schmerzes fühle ich den Beweis Deiner Liebe für mich durch die Größe der Prüfung; o mein Gott, ich fühle es im Innerſten meiner Seele, daß jeder neue Schmerz ein neues Verſprechen iſt, einſt in Deinen Armen mit ihnen wieder vereinigt zu ſein. Triff mich, triff mich, mein Gott und erhöre mein Gebet; verleihe mir die Kraft auf dieſer Welt, Alles, was Du willſt nach Deinem Willen zu ertragen."

Dieſe Herzensergießungen enthüllen uns die ganze Zerriſſenheit und alle traurigen Geheimniſſe dieſes auf der Oberfläche ſo blendenden, aber im Innern ſo dunkeln Daſeins. Die arme Herzogin nahm zur Frömmigkeit ihre Zuflucht, um ſich vor ihrer Liebesverzweiflung und vor dem Märtyrerthum ihrer Würde zu retten. Nach und nach bemächtigten ſich ihrer trübe Gedanken und ſie ſah ſich gleichſam von traurigen Ahnungen überfallen, über die ſie zuweilen Aeußerungen hören ließ.

So ſagte ſie einſt in ſchmerzlichem Tone zu ihrem Manne, als dieſer ſie einlud, die Leichengewölbe des Schloſſes von Praslin zu beſehen, die er mit großer Pracht hatte wieder herſtellen laſſen: „Wozu das! Werde ich nicht bald und zwar für immer dort hinuntersteigen?“ Dieſe Lage war nicht auszuhalten; und ohne öffentliches Aufſehen zu erregen, konnte ſie nicht lange mehr währen. Da die Arme nicht wollte, daß ihr trauriges Leben, wie ſie in einem Brief ſagt, dem neuen Liebesglücke ihres Mannes zur Folie diene, ſo beabſichtigte ſie eine Trennung von Tiſch und Bett. Um dieſes Aeußerſte zu verhindern, trat indeß Marſchall Sebaſtiani vermittelnd bei dem Herzoge ein und der Abbé Gelarde und ein gewiſſer Riant, Notar der Herzogin, thaten Schritte bei Henriette Deluzy, ſo daß am Ende eine freundſchaftliche Uebereinkunft erfolgte, nach welcher die Frau vom Prozeſſe abſtehen und der Mann die Lehrerin verabſchieden wollte.

Frau von Praslin giebt uns über dieſe häusliche Angelegenheit traurige Mittheilungen, die um ſo ergreifender ſind, weil ſie ſie in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni in demſelben Zimmer ſchrieb, in dem ſie zwei Monate ſpäter erdroſſelt wurde. Folgendes iſt das Document, das ein ſo trauriges Intereſſe hat.

„Am 17. Juni 1857. Paris.

„Ich muß es mir alle Stunden wiederholen, daß ich meinen Töchtern gegenüber eine heilige Pflicht erfüllt habe, indem ich mit meinem Vater vereint alles Mögliche that, um dieſe Perſon aus dem Hauſe zu ſchicken. Es hat mich große Ueberwindung gekoſtet. Ich haſſe das öffentliche Aufſehen, aber endlich ſagte mir alle Welt und mein Ge-

wiſſen auch, daß es meine Schuldigkeit wäre. Mein Gott! Wie wird die Zukunft ſein? Wie aufgebracht er iſt! Alle Welt ſagt mir, daß ich am Ende doch auch ihm einen Dienſt geleiſtet und er dies mit der Zeit erkennen müßte; aber ich weiß, daß er ihn mir nie verzeihen wird, dieſen Dienſt, und daß er ſich täglich, ſtündlich, zu jeder Minute, dafür an mir rächen wird. Der Abgrund zwiſchen uns wird immer größer werden; jemehr er nachdenkt, je ſchuldiger wird er ſich fühlen, je böſer wird er auf mich werden, je ſchwerer wird ſeine Rache auf mich niederfallen. Die Zukunft ängſtigt mich; ich zittere, wenn ich daran denke; ich fühle mich recht ſchwach. O mein Gott! verleihe mir die Kraft, dieſe neuen Prüfungen nach Deinem Willen zu tragen."

Henriette Deluzy verließ das Hôtel Sebaſtiani, wo die Familie Praslin wohnte, am Sonntag Abend den 18. Juli 1847, genau einen Monat bevor das Verbrechen begangen wurde.

An demſelben Tage, den 18. Juli, reiſte die ganze Familie nach dem Schloſſe von Vaux-Praslin, um erſt am 17. Auguſt wieder nach Paris zurückzukehren. Während dieſes Monats kam der Herzog drei Mal nach Paris, wo er jedes Mal einen oder zwei Tage blieb. Dieſe drei Reiſen unternahm er am 2., am 9. und 11. Auguſt, und er unterließ nie bei dieſen Gelegenheiten Henriette Deluzy in ihrer neuen Wohnung, Straße Harlay du Marais, in der Penſion der Madame Lemaire, einen Beſuch zu machen.

Am 17. Auguſt verließ, wie geſagt, die ganze Familie das Schloß Vaux-Praslin, um ſich nach den Bädern von Dieppe zu begeben; man wollte Paris nur paſſiren und dort vor der Reiſe ans Meer einen einzigen Tag zum

Ausruhn bleiben. So kamen alſo am 17. Auguſt, Abends vor neun Uhr alle Glieder der Familie Praslin auf dem Bahnhofe der Eiſenbahn von Orleans an. Miethkutſchen waren im Voraus beſtellt. Der Herzog fuhr mit zwei von ſeinen Töchtern und ließ durch die Diener den größten Korb mit Obſt, den ſie von Praslin mitgebracht hatten, in den Wagen ſtellen. Die Herzogin ihrerſeits ſtieg mit ihren Söhnen in einen andern Wagen; aber während die Herzogin ſich ſogleich nach ihrem Hôtel begab, ließ der Herzog ſich zu Henriette Deluzy fahren.

Bei dieſer Zuſammenkunft ſprach die junge Lehrerin von Schwierigkeiten, die ſie fände, zu einer feſten Stellung in der Penſionsanſtalt der Madame Lemaire zu gelangen. Die Directrice verlangte, ehe ſie ſie inſtallirte, daß ſie von der Herzogin von Praslin einen Brief aufweiſe, der zu gleicher Zeit ein günſtiges Zeugniß für die Lehrerin und zweitens ein formelles Dementi für alle die unangenehmen Gerüchte enthielte, die ſich verbreitet hatten. Der Herzog verſprach, daß ſeine Frau den von Madame Lemaire beanſpruchten Brief ſchreiben werde, und um ihn zu erlangen, wünſchte er nur, daß Henriette am andern Tage ſelbſt kommen und ihn ſich in beſcheidenem Ton von der Herzogin erbitten ſolle.

Mit dieſen Verabredungen trennte man ſich und der Herzog begab ſich in ſein Hôtel, wo er gegen elf Uhr anlangte. Schon eine Stunde früher war die Herzogin dort eingetroffen. Da ſie hungrig war, verlangte ſie Bouillon zu haben, die man ihr indeß nicht geben konnte. Sie nahm darauf etwas Brot und Salz auf einem Teller nach einer Gewohnheit ihrer Kindheit; außerdem ſervirte man ihr eine

Flaſche Orgeade. Mad. Leclerc, ihre Kammerfrau, verließ ſie erſt, nachdem ſie ihr das Haar gemacht und wie gewöhnlich bei der Nachttoilette geholfen. Es war ein Viertel nach zehn Uhr; um elf Uhr kam ſie indeß wieder dahin zurück, zunächſt, um wie gewöhnlich eine Nachtlampe in den Kamin zu ſetzen und dann, um die Befehle ihrer Herrin für den nächſten Tag zu erfragen. Frau von Praslin empfahl ihr, ſie um ſechs Uhr zu wecken. Sie hätte, wie ſie ſagte, noch viele Wege zu machen und ſie müßte früh damit anfangen, um keinen zu verſäumen.

Dies ſind die letzten Worte der Frau von Praslin, die das Gericht hat in Erfahrung bringen können. Diejenigen, die in der Nacht und während des ſchrecklichen und ſchauderhaften Kampfes am Morgen geſprochen wurden, ſind ein Geheimniß zwiſchen dem Mörder und ſeinem Opfer geblieben, und werden wohl niemals ans Tageslicht kommen. Nur ſo viel ſcheint gewiß, daß der Herzog ſich noch ſpät in der Nacht zu ſeiner Gemahlin begeben, vielleicht um ſie auf den Beſuch und die Bitte der Henriette Deluzy vorzubereiten.

Was die Unglückliche hierauf entgegnet und welcher Auftritt dabei ſtattgefunden, iſt nie enträthſelt worden. Genug, der Herzog verließ ſeine Frau wieder und ſuchte ſein Lager. Aber düſtere, wilde Aufgeregtheit, verbrecheriſche Abſichten nahmen ihm Ruhe und Schlaf. Kaum niedergelegt, erhebt er ſich wieder.

Es iſt fünf Uhr in der Frühe; der Morgen dämmert langſam und trübe über Paris, aber im Innern des Hôtels herrſchen noch Stille und Finſterniß. Um dieſe Zeit ſtiehlt ſich ein Schatten durch die Krümmungen der Gänge, durcheilt das Vorzimmer, dann das Toilettenzimmer und ſchlüpft

endlich in das Schlafzimmer der Herzogin hinein. Hier nimmt er die Lampe, welche in dem Kamine brannte und ſetzt ſie auf ein Tiſchchen im Toilettenzimmer. Heimlichkeit und Dunkel erſchienen dem Miſſethäter nöthig, um das furchtbare Drama, das dieſe friedliche Wohnung beflecken ſollte, zu verhüllen.

Als es auf dieſe Weiſe ringsumher Nacht geworden, ſchleicht ſich der Herzog von Praslin, denn er ſelbſt iſt der nächtliche, im Hôtel umwandelnde Schatten, auf den Fußſpitzen aufs Neue zum Bette, in dem ſeine Gattin ſchläft. Dort, während er mit einer Hand ſich von der Lage ſeines Opfers in Kenntniß ſetzt und dann verſucht ihm mit derſelben die Kehle zuzupreſſen, hebt er mit der andern den Dolch in die Höhe. Der erſte, ſchlecht geführte Stoß, traf die Herzogin in den Hals. Durch den Stoß und den Schmerz plötzlich aufgeweckt, fährt ſie mit der einen Hand inſtinktmäßig zuerſt nach dem Halſe, ſucht dann den Mörder abzuwehren und ergreift mit der andern den Glockenzug, der an der Seite ihres Bettes hängt und klingelt ſo heftig, daß er zerreißt.

Während deſſen ſtößt der Mörder lautlos und unausgeſetzt auf ſein Opfer los. Die vielfach verletzte Frau wälzt ſich, außer ſich vor Schmerz, unter den Händen ihres Peinigers, aus dem Bette heraus, überſchwemmt den Fußboden mit ihrem Blute und entflieht nach der Thür des Salons. Bei ihrem Verſuch, ſich den tödlichen Streichen zu entziehen, wirft ſie einen Tiſch und einen Stuhl um. Die Thür des Salons, wohinein ſie fliehen zu können erhofft, iſt aber verſchloſſen und widerſteht den Anſtrengungen, die ſie macht, ſie zu öffnen. Der Herzog, der während eines Augenblicks in ſeiner blinden Wuth, die Spur ſeiner Frau verloren,

hört ihr ohnmächtiges Rütteln und holt ſie bei der Thür wieder ein, wo ſich nun zwiſchen den beiden Gatten ein Kampf, oder beſſer geſagt, ein verzweifeltes Ringen entſpinnt; denn die Herzogin iſt nicht ohne Kraft und fühlt dieſelbe ohne Zweifel durch den Erhaltungstrieb, die Todesfurcht und den Gedanken an ihre Kinder und ihren Vater verdoppelt. Es gelingt ihr hier denn auch wirklich, ſich noch einmal loszumachen und ſich blutend zum Kamin zu ſchleppen, auf ihrem Wege einen anderen Tiſch zu Boden werfend. An der Hand, am Hals, am Kopf, an der Bruſt, kurz überall verwundet, ſtützt ſie ſich auf einen kleinen Schreibtiſch mit einer weißen Marmorplatte, auf dem Briefe lagen, die ſie am Abend vorher vor dem Schlafengehen geſchrieben, und unter denen auch einer an ihren alten Vater gefunden worden iſt, der aber ſo mit Blut befleckt war, daß es unmöglich war, ihn zu leſen.

An dieſem Schreibtiſche war es, wo ſie verſuchte, an den links vom Kamin angebrachten Glockenzug zu gelangen. Aber ſie erreicht ihn nicht mehr und zwei Spuren unterhalb des Glockenzuges beweiſen ihre ohnmächtigen Kraftanſtrengungen, ihn zu erfaſſen. Dann immer verfolgt von dem Ungeheuer, das blindlings auf ſie losſticht und ſchlägt, ſchleppt ſich die arme Frau, indem ſie ſich am Marmor des Kamins feſthält, bis zum Glockenzug zur Rechten, den es ihr gelingt in Bewegung zu ſetzen. Dann, nach dieſer äußerſten Kraftanſtrengung, ſinkt ſie ſterbend auf eine Canſenſe, auf welcher der Herzog ſie vollends tödtet, indem er ihr mit ſeinem Piſtolenkolben Schläge auf den Kopf verſetzt.

Der Schall der Glocke, das Geſchrei des Opfers und der Lärm des Ringens, hatte während deſſen allmälig das

Haus in Aufruhr gebracht; die Dienerſchaft eilte herbei, konnte aber, der verſchloſſenen Thüren wegen, erſt auf Umwegen und gewaltſam in das Zimmer, in dem die Tragödie ſich ereignet und das einen Grauſen erregenden Anblick darbot, eindringen.

Frau von Praslin lag auf den Knieen, den Kopf auf die Seitenlehne der Cauſeuſe geſtützt. Sie war in ihrem Blut gebadet und nur mit dem Hemde bekleidet. Das Gemach zeigte die ſchauderhafteſte Unordnung, die man ſich denken kann; das Bett war gänzlich durchwühlt, die Bettücher zur Hälfte auf den Tritt gezogen; die Kiſſen, die Mouſſelinevorhänge, ſogar das Holz trugen zahlreiche Blutſpuren. Auch auf dem Kamine, auf den Meubeln und hauptſächlich auf dem Boden waren rothe Flecken. Indem man durch das Toilettenzimmer hinausging, wurde man durch die blutige Spur, die der Mörder beim Zurückziehen hinterlaſſen hatte, bis zum Zimmer des Herzogs von Praslin geführt, der erſt zuletzt, als ſchon die ganze Dienerſchaft des Hauſes herbeigeeilt war, zum Vorſchein kam; er ſtellte ſich überraſcht und ſchmerzlich berührt; aber ſein erſtes Wort war die Frage: Lebt ſie noch? Erſt als dies verneint, befahl er Aerzte zu holen und die Leiche auf die Cauſeuſe zu tragen, die bald von dem Blute überſchwemmt war, das aus dreißig Wunden floß, die das arme Opfer erhalten hatte.

Die Polizei wurde eben ſo früh, als die Wiſſenſchaft benachrichtigt. Ein Viertel vor ſechs waren ſchon drei Aerzte und zwei Polizeicommiſſaire an der Unglücksſtätte. Etwas ſpäter kamen der Procurator des Königs, der Inſtructionsrichter, der Generalprocurator und der Polizeipräfect.

Die erſten Nachforſchungen der Commiſſaire und der

Magiſtratsperſonen waren auf das Aeußere des Hôtels gerichtet, um zu entdecken, auf welchem Wege der Uebelthäter hatte eindringen und entfliehen können. Aber alle Thüren und Fenſter waren geſchloſſen und man fand durchaus keine Spuren von Tritten im Garten, noch vom Ueberſteigen an der Mauer. Es wurde daher ſogleich erwieſen, daß das Verbrechen nicht von Jemandem, der von außen eingedrungen, begangen worden ſein konnte.

Der erſte Verdacht auf den Herzog wurde von dem Chef des Sicherheitsdienſtes ausgeſprochen, der den Polizeipräfecten begleitet hatte. Er äußerte bei der einfachen Beſichtigung der Wunden, daß der Mord nicht das Werk eines Miſſethäters von Profeſſion ſein könne. Dieſe Leute verſtehen ſich beſſer darauf, ſagte er. Von dieſem Augenblicke an wurden alle Leute, die im Schloſſe wohnten, darin conſignirt, der Herzog aber, mit den Andern inquirirt, bald von den Agenten ſcharf ins Auge gefaßt. Daß er der Mörder, ward Allen nur zu bald offenbar! Und nicht nur den Unterſuchungsrichtern, den Polizeibeamten und der Dienerſchaft drinnen in dem traurigen Hauſe ſelbſt, ſondern auch draußen der dumpf murmelnden Menge, die das Gerücht der gräßlichen Schandthat bald um das Palais verſammelte, während die Freunde der Familie mit Angſt darüber nachdachten, wie ſie die Verwandten des Opfers und des Mörders von der ſchrecklichen Nachricht in Kenntniß ſetzen ſollten. Der Vater der Herzogin, der Marſchall Sebaſtiani, war verreiſt, und man wußte ſeinen damaligen Aufenthalt nicht ganz genau. Vier Couriere wurden nach verſchiedenen Richtungen abgeſchickt, damit die Erzählung eines ſo großen Unglücks ihm nicht durch irgend einen

Gleichgültigen oder durch das Lesen einer Zeitung zugetragen würde. Die Vorsicht war nützlich, und in Vevay in der Schweiz erfuhr der Marschall in der That zuerst durch einen der Abgesandten die Schreckensnachricht. Man hatte gehofft, sie der Mutter des Herzogs, der Herzogin Wittwe von Praslin wenigstens in ihrem gräßlicheren Theile verbergen zu können, weil die Dame bereits sehr alt und beinahe blind war. Man zeigte ihr also an, daß ihre Schwiegertochter, die sie zärtlich liebte, von Dieben ermordet wäre. Aber nach den ersten Augenblicken der Bewegung ließ das Nachdenken sie verstehen, daß das noch nicht ihr ganzes Unglück sei. „Wenn dem so ist," rief sie mit Angst, „weshalb ist denn mein Sohn nicht hier, um mit mir zu weinen?" Und ihren dringenden Bitten und ihrer Untröstlichkeit gegenüber war es unmöglich, länger die schreckliche Wahrheit zu verheimlichen.

Auf königlichen Befehl vom 19. August kam die Sache vor den Pairshof, und der Kanzler erließ den Befehl, daß der Herzog nach dem Gefängnisse des Luxembourg gebracht werden sollte. Dieser Befehl, der schon am Morgen des 20. August ausgeführt werden sollte, wurde erst am Morgen des 21. August aus Ursachen der öffentlichen Sicherheit, die in dem Bericht enthalten waren, den der Kanzler in der geheimen Sitzung des 21. dem Pairshofe abstattete, vollstreckt. Die Erbitterung, die in den Gemüthern durch die Abscheulichkeit des Verbrechens hervorgerufen worden, war so groß, daß die Ruhe nur schwer hätte aufrecht erhalten werden können, wenn die Person, welche die öffentliche Meinung als den Urheber dieser Missethat bezeichnete, während des Tages, in Gegenwart

ſo zahlreicher Zuſammenrottungen, die ſich in der Umgegend des Hôtel de Praslin gebildet hatten, fortgebracht worden wäre. Man hat alſo die Nacht erwarten müſſen, um den Angeklagten in das Gefängniß des Luxembourg abzuführen.

In der That präſentirte ſich am Sonnabend den 21. vier Uhr Morgens einer der Huiſſiers des Pairshofes im Hôtel Sebaſtiani, der der Ueberbringer des Verhaftsbefehles war. Der Herzog von Praslin, der ſeit dem erſten Tage der Entdeckung des Verbrechens Spuren von Vergiftung gezeigt hatte, war in einem Zuſtande der Erſchlaffung und Abſpannung, die kurze Zeit befürchten ließen, daß er die Abführung nach dem Luxembourg nicht überleben würde. Auch war er in der That ſo ſchwach, daß man ihn in und aus dem Wagen tragen mußte und ſeine Transportirung nur mit großer Vorſicht bewerkſtelligen konnte.

Der Zug, welcher ihn führte und der ſich im Schritt durch die öden Straßen fortbewegend vom Hôtel Sebaſtiani bis zum Palaſt Luxembourg eine volle Stunde brauchte, hatte etwas unbeſchreiblich Geheimnißvolles und Trauriges zugleich. Die Arbeiter, welche früh Morgens an ihre Arbeit gingen, ſahen ihn mit Neugier an, und Viele, die vielleicht die glänzende, mit Wappen geſchmückte Equipage (es war die des Herzogs von Decazes) mit einem neidiſchen Auge anſtarrten, ahnten nicht, daß ſie einen Herzog und Pair in das Gefängniß bringe, das für ihn die erſte Stufe zum Schaffot geweſen wäre, wenn ihn nicht der von eigener Hand und durch das genommene Gift herbeigeführte Tod denſelben entzogen hätte. Nachdem er nämlich zweimal im Luxembourg inquirirt worden war, erlag er den ſchrecklichen Leiden, die ihm Arſenik verurſachte, von dem er eine ſehr

ſtarke Doſis zu ſich genommen hatte, wie die an ſeiner Leiche angeſtellte Section bewies.

Am 26. Auguſt, eine halbe Stunde nach Mitternacht, als die lebhaften und zahlreichen Gruppen, die die Pairskammer umſtanden, ſich zerſtreut hatten, fuhr ein ordinärer Leichenwagen ſtill durch das Gitter der Straße Fleurus in den Garten des Luxembourg hinein, und hielt vor der inneren Thür des in demſelben befindlichen Gefängniſſes an. Einen Augenblick darauf wurde die Leiche in ein Leichentuch eingehüllt und in einen Sarg von Eichenholz gelegt, der auf einer Bleiplatte die Nummer 1054 trug, von vier Männern in dieſen Wagen hinein getragen, der kaum mit ſeiner Laſt verſehen, den Weg zum Kirchhofe Mont-Parnaſſe nahm, wo ſchon am Abend vorher, nach der Schließung der Kirchhofsthüren, von zwei Todtengräbern in einem der entlegenſten Winkel ein Grab zugerichtet worden war, ohne daß ſie wußten, welchem Gaſte dieſe letzte Zufluchtsſtätte beſtimmt ſein ſollte.

Um zwei ein halb Uhr war die Beerdigung beendigt.

Bei der Eröffnung der Kirchhofsthüren bemerkten einige Neugierige, als ſie ſich in den von Platanen und Linden beſchatteten Theil des Gottesackers begaben, mit Erſtaunen, ein ganz friſches Grab, auf dem ſich nicht einmal ein ſchwarzes hölzernes Kreuz befand, das doch ſonſt die letzte Wohnung eines Armen, ja ſelbſt des verlorenſten Sterblichen zu bezeichnen pflegt.

Es war dies das Grab eines Herzogs und Pairs von Frankreich, das Grab des Duc de Choiſeul-Praslin.

Der graue Kämpe.

Nach Nathaniel Hawthorne.

Es gab eine Zeit, in der Neu-England unter dem Drucke ſchwereren Unrechts ſeufzte, als das war, welches die Revolution heraufgeführt hat. Jakob der Zweite, der bigotte Nachfolger Karls, des Wollüſtlings, hatte die Privilegien aller Colonien aufgehoben und einen rauhen und gewiſſenloſen Soldaten abgeſchickt, Amerika's Freiheiten zu vernichten und ſeine Religion in Gefahr zu bringen. Die Verwaltung von Sir Edmund Andros entbehrt kaum eines einzigen Zuges der Tyrannei: ein Gouverneur und ein Beirath, ihr Amt vom König habend und gänzlich unabhängig vom Lande, machten Geſetze und erhoben Steuern, wie es ihnen beliebte und ohne weiter das Volk unmittelbar oder durch ſeine Abgeordneten darüber zu befragen; die Rechte aller Staatsbürger wurden verletzt und ſämmtliche Anſprüche auf Ländereibeſitz für ungültig erklärt; die Stimme der Klage erſtickten die Einſchränkungen, welche die Preſſe erlitt und was endlich das allgemeine Mißvergnügen betrifft, das ſich überall Luft zu machen Luſt

bezeigte, ſo wurde dieſes durch Miethlings-Truppen niedergehalten, welche damals zuerſt den freien Boden Amerika's betraten.

Zwei Jahre lang wurden die Bewohner der Colonie in dumpfer Unterwürfigkeit und zwar zumeiſt durch jene Kindesliebe erhalten, welche ihre unveränderliche Lebenspflicht zu dem Mutterlande feſt erhielt, ganz gleich, ob deſſen Oberhaupt ein Parlament, ein Lord Protektor oder ein papiſtiſcher König war. Bis zu dieſer böſen Zeit indeſſen war dieſe Lebenspflicht eigentlich nur nominell geweſen und die Colonien hatten ſich eigentlich ſelbſt regiert und bei dieſer Selbſtregierung weit mehr Freiheit genoſſen, als ſie noch eben jetzt die Conſtitution den eingeborenen Unterthanen Groß-Britanniens geſtattet.

Zuletzt gelangte ein Gerücht an die amerikaniſche Küſte, daß der Prinz von Oranien eine Landung gewagt, von deren Erfolg der Sieg der bürgerlichen und religiöſen Rechte ſowie das Heil von Neu-England abhängen würde. Aber das Ganze war nur eine höchſt zweifelhafte Sache; die Nachricht konnte falſch ſein oder das Wagniß konnte auch fehlſchlagen; in jedem Fall mußte der Mann, der ſich gegen König Jakob unglücklich empörte, ſeinen Kopf verlieren. Doch machte die Mittheilung einen bemerkenswerthen Eindruck. Das Volk lächelte geheimnißvoll in den Straßen und warf kühne Blicke auf ſeine Unterdrücker; aber eine ſo ſchweigſame und bezähmte Erregung es immer auch ſein mochte, das fühlte doch Jeder, daß es nur eines Winkes bedürfen würde, um das ganze Land aus ſeinem unterdrückten Zuſtande auffahren zu machen.

Ihre Gefahr ahnend, entſchloſſen ſich die Unterdrücker,

ſie durch eine imponirende Entfaltung ihrer Macht abzuwenden und wenn irgend möglich ihren Despotismus durch noch härtere Maßregeln zu befeſtigen.

An einem ſchönen Nachmittage im April 1689, als Sir Edmund Andros und ſeine Räthe bei Tiſch dem Weine gut zugeſprochen hatten, ließ der Erſtere daher die Rothröcke ſeiner Garde zuſammentrommeln und in ſtolzem Aufzuge durch die Straßen von Boſton ziehen. Es war zur Zeit des Sonnenuntergangs, als dieſer Straßenmarſch begann.

Das Trommelgewirbel ſchien in jenen bewegten und unruhigen Tagen weniger wie eine Militärmuſik durch die Gaſſen zu tönen, als vielmehr ein Zuſammenberufungs-Signal für die Bewohner derſelben zu ſein. Eine große Menge von dieſen, die aus verſchiedenen Quartieren herbeigeſtrömt waren, verſammelten ſich in der Königsſtraße, welche, beinahe ein Jahrhundert ſpäter, noch einmal der Schauplatz ſein ſollte, auf welchem britiſche Truppen mit einem Volk, das ſich gegen ſeine Tyrannen erhebt, ins Handgemenge geriethen. Obſchon mehr denn ſechszig Jahre verfloſſen waren, ſeitdem die erſten Pilger von jenſeits des Oceans angekommen waren, ſo zeigte dennoch dieſer Haufen ihrer Abkömmlinge noch die ſtrengen und düſteren Züge ihres Charakters und vielleicht bei dieſer traurigen Gelegenheit mehr, als ſonſt bei glücklicheren Anläſſen. Da bemerkte man noch die ſaubere Tracht, den ſtrengen Ernſt der Mienen, den düſteren, aber unverzagten Ausdruck, die bibliſche Art zu ſprechen und den Glauben an den Segen des Himmels in gerechter Sache, welcher auch ehedem ſtets eine Rotte der alten, urſprünglichen Puritaner kennzeichnete, ſobald irgend eine Gefahr der Wildniß ſie bedrohte. In

der That war in damaliger Zeit der alte, gute Geiſt noch durchaus nicht erloſchen, denn es befanden ſich noch Leute genug an jenem Tage auf der Straße, die lange unter Bäumen inbrünſtig gebetet, bevor ſie ein Haus zur Ehre des Glaubens zu errichten Erlaubniß hatten, um deſſen Willen ſie ausgeſtoßen worden waren. Auch alte Soldaten befanden ſich darunter, die grimmig bei dem Gedanken vor ſich hinlachten, daß ihre vom Alter erſchlafften Arme wohl noch einen zweiten Schlag gegen das Haus der Stuarts zu führen Gelegenheit erhalten könnten. Es waren Veteranen aus dem Kriege mit König Philipp, welche Dörfer verbrannt und Alt und Jung in religiöſer Wildheit hingemordet hatten, nur weil die frommen Seelen dem Lande mit Gebet zu Hülfe kommen wollten.

Auch mehrere Prediger befanden ſich in dieſem Haufen mitten inne, welcher, ungleich allen andern Volkszuſammenrottungen, dieſelben mit ſolcher Ehrfurcht betrachtete, als wären ſie in ihren Gewändern die Heiligkeit ſelbſt. Dieſe ſo verehrten Männer wendeten ihren ganzen Einfluß wohl dazu an, das Volk ruhig zu erhalten, forderten es jedoch keineswegs auf, ſich zu zerſtreuen. Die Abſicht des Gouverneurs aber, in einem Momente zur Ausführung kommend, wo auch der geringſte Umſtand hinreichend erſcheinen konnte, das Land in Gährung zu verſetzen, mußte natürlich allgemeinen Anlaß zur Nachforſchung geben und vielfache Auslegungen nach ſich ziehen.

„Der Teufel will gegenwärtig ſeinen Meiſterſtreich ausführen," riefen Einige, „weil er nur zu gut weiß, daß ſeine Zeit eine äußerſt knapp zugemeſſene iſt. Alle unſere guten Paſtoren ſind in Gefahr, ins Gefängniß geworfen zu

werden. Wer weiß, wie bald wir ſie auf einem Holzſtoß in der Königsſtraße erblicken ſollen!"

Hierdurch beſorgt gemacht, ſchloſſen ſich die Gemeinden nur um deſto enger an ihre Seelſorger an, die ruhig zum Himmel aufblickten und eine um ſo größere apoſtoliſche Würdigkeit erhielten, je näher ihnen die Ausſicht rückte, ſich zur Ehre ihrer heiligen Miſſion mit der Märtyrerkrone bedacht zu ſehen. Es war in jener Zeit wirklich die Meinung verbreitet, daß Neu-England ſeinen eigenen John Rogers erhalten könne, damit er den Ehrenplatz im Gebet einnehme.

„Der Papſt in Rom hat den Befehl zu einer neuen St. Bartholomäusnacht gegeben," riefen Andere: „Wir ſollen Alle, Männer und Knaben, maſſakrirt werden!"

Es gab nichts in der Welt, was dieſe Gerüchte ganz zu entkräften vermochte, obſchon die beſſere Klaſſe des Gouverneurs Vorhaben allerdings viel weniger verabſcheuungswürdig vermuthete. Sein Vorgänger unter der alten Verfaſſung, Bradſtreet, ein ehrwürdiger Kampfgenoſſe der erſten Anſiedler, befand ſich, wie man allgemein wußte, in der Stadt. Es war daher Grund genug anzunehmen, daß Sir Edmund Andros ſich nicht mit dem bloßen Schrecken, den die Entfaltung der Militärmacht verurſachen mußte, begnügen, ſondern auch verſuchen würde, durch Feſtnehmung dieſes ihres Hauptes ſofort die Widerſtandspartei zu vernichten.

„Haltet ſtandhaft zu dem Gouverneur der alten Verfaſſung!" rief die Menge, indem ſie von dieſer Idee ergriffen wurde. „Auf, zu dem guten, alten Gouverneur Bradſtreet!"

Noch ehe indeß dieſem lauten Rufe Folge geleiſtet werden konnte, ward das Volk durch die Erſcheinung des

Gouverneur Bradstreet selbst überrascht, der, ein Patriarch von nahezu neunzig Jahren, plötzlich vor die erhöheten Stufen einer Hausthür trat und mit der an ihm gewohnten Ruhe und Milde die Menge dahin ermahnte, sich der ihr vorgesetzten Obrigkeit in Ergebung zu unterwerfen.

„Laßt Euch um Gottes Willen zu keiner Uebereilung hinreißen, meine Kinder," schloß der ehrwürdige Greis seine Ermahnung. „Schreit vor allen Dingen nicht so laut, sondern betet lieber im Stillen für das Heil Neu-Englands und erwartet in Geduld, was der Herr in dieser Sache über Euch verhängt."

Die Entscheidung war nahe. Während das, was im Vorhergehenden berichtet worden, sich ereignete, hatte sich der Trommelwirbel von dem Stadttheil Cornhill her, bald leiser, bald lauter ertönend, dem Schauplatz unserer Begebenheit genähert; bald darauf erschien eine doppelte Reihe von Soldaten mit schußfertig gemachtem Gewehr, die ganze Breite der Straße einnehmend und mit so gleichmäßigem und entschlossenem Schritte marschirend, daß es aussah, als wollten sie Alles, was sich ihnen etwa in den Weg stellen möchte, unter die Füße treten. Hinter ihnen her, sich langsam fortbewegend und ein verworrenes Getöse von Hufen auf dem Steinpflaster verursachend, kam ein Haufen berittener Gentlemen, in deren Mitte sogleich Sir Edmund Andros, ein ältlicher, steif und militärisch aussehender Mann, erkennbar wurde. Seine Umgebung bestand aus seinen vertrautesten Räthen und den erbittertsten Gegnern Neu-Englands. Zu der Rechten des Gouverneurs ritt da unter Anderen Edward Randolph, unser Erzfeind, der „verderbliche Schuft," wie ihn Cotton Mather nennt, welcher

den Umſturz unſerer alten Verfaſſung vollendet hatte und dafür ſpäter von einem ſchrecklichen Fluche belaſtet elend ins Grab ſank. Auf der andern Seite befand ſich Bullivant, der Spaß- und Witzworte nach allen Seiten hin um ſich ſtreute. Gleich hinter ihm kam Dudley, mit niedergeſchlagenem Blick und fürchtend, dem unwilligen Auge des Volkes zu begegnen, das in ihm den einzigen Landsmann durch Geburt unter den Feinden des Landes ſah. Außerdem waren auch noch der Capitän einer Fregatte im Hafen und mehrere andere Offiziere der Krone vorhanden. Aber die Geſtalt, die am meiſten die Blicke auf ſich zog, war der biſchöfliche Geiſtliche der Kapelle, der in ſeinen prieſterlichen Gewanden hoch zu Roß unter dem Haufen ritt und ſomit das ſchlagende Bild der Vereinigung von Staat und derjenigen Kirche vergegenwärtigen half, die mit allen ihren abſcheulichen Bedrückungen die Puritaner in die Wildniß getrieben hatte. Ein anderer Trupp Soldaten in doppelter Reihe machten den Nachtrapp aus.

Dieſer ganze Auftritt war nicht nur ein Bild der Lage und des damaligen Zuſtandes von Neu-England, ſondern belegte auch ſchlagend die Ungemäßheit einer Regierung, die weder der Natur der Dinge, noch dem Charakter des Volkes entſprach. Auf der einen Seite eine gottesfürchtige Menge mit verdroſſenem Geſicht und dunkler Kleidung, und auf der andern eine Gruppe deſpotiſcher Regierungsbeamter mit dem Geiſtlichen der Hochkirche in der Mitte, hier und da ein Crucifix auf ihrer Bruſt, alle prächtig gekleidet, geröthet vom genoſſenen Weine, ſtolz auf ihre unrechtmäßige Autorität und mit Hohn auf den allgemeinen Mißmuth niederſehend. Dazu die Miethlingstruppen, die nur war-

tend auf den Befehl, um die Straßen mit Blut zu überſchwemmen, deutlich genug die Mittel zeigten, durch welche allein der Gehorſam noch bewahrt werden konnte.

„O Herr der himmliſchen Heerſchaaren," rief da plötzlich eine Stimme aus der Volksmenge, „ſende Deinen Getreuen einen Anführer und Mitkämpfer gegen dieſe ihre Unterdrücker!"

Dieſer Ausruf, der laut und vernehmlich über die Verſammelten hinſcholl, erſchien wie der Heroldsruf für eine höchſt ſeltſame und auffallende Perſönlichkeit, die plötzlich und unerwartet auf dem Schauplatze erſchien. Das Volk war, durch die Soldaten zurückgedrängt, in ſich ſelbſt zuſammengeknäult, bis an das Ende der Straße zurückgewichen. Hier befand ſich zwiſchen ihm und dem Militär ein leerer, gepflaſterter Zwiſchenraum, der von hohen Gebäuden umragt, um dieſe Zeit ſchon wie im Zwielicht lag. Auf einmal und gleich nach jenem Ausruf ward darauf die Geſtalt eines alten Mannes ſichtbar, der aus den Reihen des Volkes herzukommen ſchien und allein in die Mitte der Straße tretend, der bewaffneten Maſſe ſich gegenüberſtellte. Er trug die Kleidung der alten Puritaner, einen dunklen Rock und einen jener hohen Hüte, wie ſie zuletzt vor etwa fünfzig Jahren Mode waren; an ſeiner Seite erblickte man ein ſchweres, breites Schwert und in ſeiner Hand einen Stock, um den unſicheren Gang des Alters zu ſtützen.

Sobald dieſer alte Mann in eine gewiſſe Entfernung von der Menge gekommen war, drehte er ſich langſam um und zeigte jener ein Antlitz von wahrhaft antiker Majeſtät, das doppelt ehrwürdig durch einen eisgrauen, langen Bart erſchien, der bis auf die Bruſt hinunterging. Er machte eine

Geſte, die Ermunterung und Warnung zugleich bedeutete, wandte ſich dann und ſchritt ſeines Weges weiter vor.

„Wer iſt dieſer graue Patriarch?“ fragten die jungen Leute ihre Väter.

„Wer iſt dieſer ehrwürdige Bruder?“ fragten ſich die Alten unter einander.

Aber Niemand konnte Auskunft ertheilen.

„Woher kommt er? Was kann er wollen? Wer kann dieſer alte Mann ſein?“ ſo flogen die Fragen unter der verſammelten Menge hin und her.

Während deſſen verfolgte der ſeltſame Fremde, den Stock in der Hand, ruhig ſeinen Weg in der Mitte der Straße weiter. Als er den vordringenden Soldaten ziemlich nahe gekommen war und der Schall ihrer Trommeln mit voller Gewalt ſein Ohr berührte, nahm der alte, graue Mann auf einmal eine viel ſtolzere Miene an und es ſchien, als ob die Hinfälligkeit des Alters wie ein Mantel von ſeinen Schultern fallend, ihn nun in ergrauter, aber ungebrochener Manneswürde erblicken ließ. Von nun ab marſchirte er auch in einer wahrhaft kriegeriſchen Haltung vorwärts, indem er ſtreng den Tact der Militärmuſik beobachtete.

So bewegte ſich die betagte Geſtalt von der einen Seite her und von der andern die Schlachtreihe der Soldaten mit den Regierungsbeamten dahinter. Als beide nur etwa noch ſechzig Schritt auseinander waren, nahm der alte Mann ſeinen Stock und hielt ihn in der Mitte gepackt, gleich dem Commandoſtab eines Generals in die Höhe.

„Halt!“ rief er.

Das Befehlende ſeines Auges, ſeines Geſichtes und

ſeiner ganzen Haltung, der feierliche, kriegeriſche Schall ſeiner Stimme, die durchaus befähigt ſchien, ſowohl ein Heer auf dem Felde der Schlacht zu leiten, als auch die Herzen im Gebete zu Gott emporzutragen: das Alles erſchien von unwiderſtehlichem Einfluß. Auf des alten Mannes Wort und ausgeſtreckten Arm hin hörte plötzlich der Trommelwirbel auf und die vordringende Colonne der Soldaten ſtand wie durch Zauber gebannt auf einmal ſtill. Ein herzergreifender Enthuſiasmus bemächtigte ſich der Menge. Dieſe ſtattliche Geſtalt, den Feldherrn und den heiligen Mann der Schrift in ſich zu gleichen Theilen vereinigend, ſo grau, ſo vaſcheinbar und veraltet gekleidet, konnte allein einem alten Kämpen der gerechten Sache angehören, den der Trommelklang der Willkür aus ſeinem Grabe auferweckt haben mußte. Dieſe Ueberzeugung in ſich fühlend, ſtieß die Maſſe der Bürger, die nun an der Befreiung Neu-Englands nicht mehr zweifelte, ein lautes Freudengeſchrei aus.

Der Gouverneur und ſeine Umgebung, auf einen Augenblick durch die Ueberraſchung ſelbſt zu einem kurzen Stillſtande gebracht, erholten ſich jedoch raſch und ritten nun eilig vorwärts auf die graue Erſcheinung zu, gleich als ob ſie ſie mit ihren ſchnaubenden und erſchreckten Pferden wie einen Schemen in bloße Luft auflöſen oder zertheilen könnten. Sie aber wich auch nicht um einen Zoll breit zurück, ſondern blickte feſt mit ihrem ſtrengen Auge die Gruppe an, das, ſie raſch überſchauend, zuletzt ſtarr und unbeweglich auf Sir Edmund Andros haften blieb. In dieſer Stellung ſchien es, als ob der graue, alte Mann das eigentliche befehlende Element des Landes ſei und der Gouverneur und

seine Räthe, mit allen ihren Soldaten im Rücken, die ganze Machtvollkommenheit und Autorität der Krone vertretend, doch nichts Anderes als Gehorsam zu üben hätten.

„Was will denn dieser alte Kerl hier?“ schrie Edward Randolph wüthend. „Drauf, Sir Edmund!“ fügte er, sich zu Andros wendend, hinzu. „Befehlt den Soldaten, vorwärts zu marschiren und gebt dem alten Faselhans da dieselbe Wahl, die Ihr allen Leuten jenes Gelichters gebt — aus dem Wege zu gehen oder in Grund und Boden getreten zu werden!“

„Nicht doch, nicht doch,“ sagte Bullivant lachend, „laßt uns diesem alten Großpapa da unsere Ehrfurcht beweisen. Seht Ihr denn nicht, daß er ein Würdenträger der alten rundköpfigen Puritaner ist, der gut seine dreißig Jahre verschlafen und Nichts von dem weiß, was sich in dieser Zeit verändert hat. Ohne Zweifel glaubt der alte Schwerenöther uns mit dem Namen von Old Noll niederzudonnern!“

„Bist Du verrückt, Graukopf?“ fragte Sir Edmund Andros in lautem und barschem Tone. „Wie darfst Du Dich unterstehen, dem Gouverneur und Stellvertreter des König Jakobs den Weg zu vertreten?“

„Ehedem habe ich mich wohl auch einem Könige selbst in den Weg zu stellen den Muth gehabt,“ erwiderte die graue Gestalt in festem Tone. „Ich bin hier, Herr Gouverneur, weil der Schrei eines unterdrückten Volkes mich aus dem stillen Orte meiner Verborgenheit aufgescheucht; da es auf zum Himmel um ein Zeichen der Gnade flehte, ward mir die Sendung, noch einmal zum Heil der guten Sache und ihrer Getreuen auf der Erde zu erscheinen. Was aber sprecht Ihr vom Könige Jakob? In diesem Augenblicke

giebt es keinen papistischen Tyrannen mehr auf dem Throne Englands. Von Morgen Nachmittag an wird sein Name nur noch eine sprüchwörtliche Bedeutung in dieser Straße haben, in der Ihr ihn zum Schreckenswort machen wollt. Zurück, Du, der Du der Gouverneur dieses Landes warst und nicht mehr bist, zurück! Mit dieser Nacht erlischt Deine Macht und morgen, morgen — erwartet Dich das Gefängniß, oder wenn Du Deine Schritte nicht wendest, ich prophezeihe es Dir — das Schaffot!"

Das Volk war während dieser Rede näher und näher gedrungen und schwelgte in den Worten seines Kämpen, der zwar in einer Weise sprach, die mit einer längst zu Grabe getragenen Zeit verschollen gegangen war, aber noch immer doch sein Herz und seine Seele begeisterte. Es stellte sich den Soldaten gegenüber und zeigte sich bereit, durchaus nicht ganz unbewaffnet, auch die Steine der Straße noch, wenn es sein müsse, zum Werkzeuge des Todes zu machen.

Sir Edmund Andros stierte lange den alten, grauen Mann wie eine Geistererscheinung an, ließ dann sein durchdringendes und grausames Auge über die Menge schweifen und endlich zurück auf die betagte Gestalt gleiten, die noch immer vor ihm in dem Dunkel des freien Raumes stand, in den weder Freund noch Feind sich inzwischen eingedrängt hatten. Was auch immer seine Gedanken sein mochten, kein Wort verrieth sie. Entweder jedoch wurde der Unterdrücker durch den magischen Blick des grauen, geisterhaften Kämpen in Furcht gesetzt oder die drohende Haltung des Volkes erschreckte ihn, genug, er selbst wich zurück und gab auch seinen Soldaten Befehl, langsam und vorsichtig den Rückzug anzutreten.

Ehe die Sonne zum andern Mal niederging, befanden ſich der Gouverneur und ſein ganzes ſo ſtolzes Gefolge im Gefängniß, denn ſeltſam genug, lange bevor, ehe Jakobs Thronentſetzung bekannt wurde, hatte man durch ganz Neu-England Wilhelm von Oranien zum Könige ausgerufen.

Wo aber blieb der graue Kämpe? Einige Angaben beſagen, daß, als die Truppen die Königsſtraße verlaſſen hatten und das Volk ihnen lärmend nachdrängte, Bradſtreet, der betagte Gouverneur von ehedem geſehen worden ſein ſoll, wie er einen noch älteren Mann, als er ſelbſt einer war, umarmte. Andere zuverläſſige Mittheilungen behaupten, daß während man nach dem Rückzug der Unterdrücker noch immer ehrfurchtsvoll den alten Mann angeſtaunt, dieſer langſam wie ein Schatten ſich in die Schleier der Dämmerung hinein verloren habe, ſo daß, als man an die Stelle kam, wo er geſtanden, nur einen leeren Platz wahrzunehmen vermochte.

Bei Tag und Nacht haben Alle, die dieſe Erſcheinung mit erlebten, ſich angeſtrengt Mühe gegeben: ſie irgend wieder einmal zu entdecken. Nie aber iſt wieder eine Spur von dem grauen, alten Manne aufgefunden worden. Niemand weiß: weder wo er begraben liegt, noch welcher Stein ſeine ſterbliche Hülle deckt.

Nun liegt die andere Frage nah: wer iſt dieſer graue Kämpe geweſen? Vielleicht könnten darauf die Akten jenes hohen Gerichtshofes Antwort ertheilen, welcher einen Urtheilsſpruch erließ, der zu machtvoll für das herrſchende Jahrhundert, aber glorreich für die Nachwelt, den Monarchen eine Demüthigung, den Unterthanen jedoch ein ermunterndes Beiſpiel gab. Man hat munkeln gehört, daß jedes

Mal, wenn die Nachkommen der Puritaner den Geiſt ihrer Vorfahren anriefen, der alte, graue Mann wieder erſchienen ſei.

Achtzig Jahre ſpäter ward er noch einmal in der Königsſtraße ſichtbar. Wieder fünf Jahr ſpäter ſah man ihn in der Morgendämmerung eines Apriltages auf dem Raſenplatze neben dem Verſammlungshauſe von Lexington ſtehen, wo jetzt der Granitobelisk mit einer eingelegten Schieferſteinplatte ſteht, auf welcher die zuerſt in der Revolution Gefallenen mit Namen eingezeichnet worden ſind. Und als die Amerikaner an der Bruſtwehr auf Bunker's Hill im Schweiß ihres Angeſichts arbeiteten, will man denſelben ergrauten Mann die ganze Nacht die Arbeitenden umſchreiten geſehen haben.

Lange nun aber mag es dauern, ehe er wieder erſcheint! Die Stunde, in der er kommt, iſt eine Stunde der Betrübniß, der Noth und der Gefahr. Sollte jedoch ein heimiſcher Tyrann Amerika unterdrücken oder der Fuß eines fremden Eroberers ſeinen Boden betreten, dann mag der graue Kämpe wieder zum Vorſchein kommen. Iſt er doch der Typus von Neu-Englands ſich forterbendem Geiſte und ſein auftauchender Schatten am Vorabend einer Gefahr die Bürgſchaft, daß die Söhne der Republik ihrer Ahnen immer eingedenk ſein und ſie vertheidigen werden.

Eine Prophezeihung.

Das Unwetter begann. Schwere Regentropfen, die ſich tief in den Staub der Straße einwühlten, ließen in ſeltſamen Kreiſen und Figuren ihre Eindrücke darauf zurück. Ein heftiger Wind ſchüttelte die Aeſte der Bäume und riß die gerötheten und welk gewordenen Blätter davon ab, welche der Herbſt, nachdem er ſie mit dem Purpur der untergehenden Sonne gefärbt, bereits dürr und trocken zu machen begonnen hatte. Die Eulen ließen ihre drei düſteren Töne vernehmen und die kleineren Vögel ſuchten ängſtlich in den noch vorhandenen Gebüſchen eine Zuflucht zu finden. Was die Erde noch an ſommerlichem Schmucke beſaß, das zitterte unter den Donnerſchlägen der Luft.

Alles verkündete einen fürchterlichen, aber raſch weiterziehenden Sturm, wie er gewiſſermaßen als Herold oft genug dem Winter vorauszuziehen pflegt.

Der Weg am Ufer der Rhone war öde und traurig. Von Zeit zu Zeit entſchlüpfte, wie in tollem Uebermuthe, ein bleicher und flüchtiger Strahl dem dunklen Schooß der Wolken, um raſch und wie neckend die gelben Pfützen zu ſtreifen, die ſich neben den Gräben gebildet hatten.

Ein kleines Wägelchen, das Zigeunern gehörte, bewegte ſich unbeirrt durch dieſes Unwetter auf dem einmal eingeſchlagenen Wege weiter, mehr durch den daher ſegenden Wind, als das ſchwarze und magere Maulthier getrieben, das davor geſpannt war. Unter dem zweifelhaften Halblicht der Dämmerung erſchien es, dann und wann vom Blitzſtrahl beleuchtet, wie ein auf einer Laache her- und hingeworfener Kahn.

Das Zelt oder Deck von grober Leinewand, das im Halbbogen von einem Rade zum andern aufgeſpannt war, flog von Zeit zu Zeit, vom Winde überraſcht wie ein Segel, oder auch nur an einer Seite gehoben, wie eine Fahne in die Luft.

Mitten in dieſem Sturme der Elemente war das phantaſtiſche Fahrzeug in Gefahr, ſich wie eine Viſion Hoffmanns in den Tabaksrauch ſeiner Pfeife hinein aufzulöſen. Um es an der Erde, wie einen Ballon, der aufſteigen will, feſt zu halten, ging neben ihm ein Mann hin, der ein Paar vielfach geknotete Zügel in der Hand haltend und allen Zufälligkeiten des Weges folgend, hier ziehend, dort ſelbſt gezogen, das Rad bald mit der Schulter hebend, bald dem Maulthiere einen Fußtritt gebend, nicht nur das Gleichgewicht der Equipage mit großer Geſchicklichkeit aufrecht erhielt, ſondern auch mit Vorſicht dieſelbe in dem Fahrgeleiſe zu erhalten wußte.

Zum Glück war der Fond der kleinen Karrete durch ſeinen Inhalt vor dem Auffliegen genügſam geſchützt und die Hauptſorge des Lenkers blieb zunächſt nur darauf beſchränkt: das Umwerfen derſelben zu verhüten. So oft ein Windſtoß das Deck lüftete oder aufrollte, gewahrte man

nämlich eine Gruppe von Köpfen und Gliedmaßen, die über Bündel, Kiſten und Kaſten zuſammengeknäult, ein gar ſeltſames und überraſchendes Durcheinander bildeten. Voran, an der Ausmündung der Plane und dieſelbe beinahe ganz ausfüllend, kauerte eine Matrone, die in ihrer ſtarren Unbeweglichkeit wie eine ägyptiſche Iſis erſchien.

Gleichſam als Seitenſtück zu dem Lenker des Maulthieres ging auf der andern Seite des Fuhrwerks ein großes, ſtattliches Mädchen, das, obſchon es mit nackten Füßen und wildfliegendem Haar dahinſchritt, doch eine gewiſſe Hoheit und Würde zeigte und wohlangethan ſchien, einer der Horen als Modell zu dienen, die auf der Freske Guido Reni's im Palaſt Rospigliosi den Wagen Aurora's begleiten.

Aber anſtatt Aurora's und ihrer erleuchtenden Heiterkeit gab es hier ein dunkel gährendes Unwetter, das Millionen feurige Pfeile aus der Höhe niederfallen und die Erde durch ſeine Donner erbeben machte.

Unter dem Schauer dieſer Naturbegebenheit hinweg zog die abenteuerliche Karawane, die wir eben beſchrieben haben, ſchweigſam und beinahe geſpenſterhaft fort, ihren etwaigen Beſchauer an die Nachtwache von Rembrandt erinnernd, die im Muſeum zu Amſterdam hängt und auf welcher ſich, man weiß nicht was für Figuren unter einer Beleuchtung bewegen, von der ſich nicht errathen läßt, woher ſie kommt.

Bei einer plötzlichen Wendung des Weges ſtutzte das Maulthier vor dem ſchwarzen Schatten eines Felſens und der natürlichen Halsſtarrigkeit ſeines Charakters gemäß war es von da ab auch nicht zum kleinſten Schritt nach vorwärts zu bewegen. Ueberdies ſchien es durch die niederſtürzende Sündfluth auch beinahe unmöglich, den Weg fortzuſetzen.

Das große Mädchen, welches dies ſo gut wie der Mann auf der anderen Seite des Wagens einſah, ſchritt ſchnellen Entſchluſſes bis unter den Schatten des Felſens hin und kam gleich darnach mit der Meldung zurück, daß ſich da wohl ein Schutzplatz vor dem Unwetter finden laſſe.

Augenblicklich ſpannte der Mann das Maulthier aus, das, in Freiheit geſetzt, ſich wiehernd ſchüttelte und dann allem Anſcheine nach ſehr vergnügt ſich unter ein Wachholdergebüſch verlor.

Nachdem dies geſchehen, begann auch das Weib unter dem Deck des Wagens ſich zu ſtrecken und nachdem ſie ihre ziemlich langen Beine herabgelaſſen, hoch auf der Erde ſich aufzurichten. Kaum ſelbſt auf dem feſten Boden, langte ſie nun auf gut Glück in das Innere ihres auf Rädern dahinrollenden Palais hinein und zog bald an Armen, Füßen oder Haaren, je nachdem es ſich machen wollte, ein halbes Dutzend kleiner Burſchen und Mädchen hervor, von denen einige ſich ſogleich unter die Bäume flüchteten, andere rathlos an zu ſchreien fingen und das Jüngſte ſich wimmernd an den kurzgeſchürzten Rock der großen Dirne hing.

Mit Hülfe der älteren Frau ſchob der Mann nun die Karrete, die hier Caeſar's Glück und ſeine Familie enthielt oder enthalten hatte, ſo nahe als möglich unter den Bergüberhang, um ſie vor gänzlicher Ueberſchwemmung, ſo viel, als es die Umſtände erlaubten, zu ſchützen. Hierauf nahm er einen Sack und einige Lappen und begab ſich dem Zuge voran in die Vertiefung der Felſen hinein.

Die übrige Bande folgte und einige von ihr brachten abgefallene Zweige mit, die man ſchon früher geſammelt haben mochte, mit denen aber jetzt, da man trockenes Moos

und abgedörrte Blätter in der Höhle vorfand, sogleich ein Feuer angemacht ward, um welches sehr bald die Zigeuner groß und klein sich lagerten, indem eines nach dem andern Stücke von schwarzem Brote zu verzehren begann.

„Es ist ein rechtes Unglück," sagte nach einer Weile der Mann, „daß der Valentin in Savoyen durch die königlichen Grenzwächter eingefangen worden ist! Ich habe immer eine schlechte Meinung von den Savoyarden gehabt. Ein Bischen Contrebande, das ist das einzige Geschäft, das man am Ende in ihren Bergen treiben kann. Und dafür zehn Monate brummen zu müssen, das ist wahrhaftig hart! Der arme Valentin! Wann werden wir ihn wiedersehen? Und ohne ihn, was fangen wir an? Zum Teufel," fuhr er, sich zu dem großen Mädchen wendend, fort, „zum Teufel, Zingara, Du bist Schuld, daß ich ihn auf dem Bergpfade nicht begleitet habe."

„Er ist groß genug, um es mit den Grenzwächtern aufnehmen zu können," entgegnete die Dirne lässig und indem sie die Nase rümpfte. „Ein Contrebandist muß sich mehr auf seine Flinte, als auf seine Fersen verlassen."

„Wie dem nun auch sei," warf die Matrone dazwischen, „Valentins Abwesenheit ist ein großer Verlust für uns. Es braucht zwanzig Jahre, um aus einem Kinde einen Mann zu machen. Ein Kind ist leicht geboren, bald verschmerzt. Mit einem erwachsenen Menschen ist es etwas Anderes; der geht nicht auf wie der Salat an einem Sommertage; der braucht der Zeit wie die Eiche, der braucht Regen und Sonnenschein, Sommer und Winter zu vielen Malen!"

„Zu was das Klagen!" sagte Zingara. „Geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Also tragen wir's!"

„Tragen, tragen!“ rief der alte Zigeuner, indem er die Achsel zuckte. „Du haſt gut ſchwatzen, Mädel! Tanzen und ſingen bringt Einem nicht immer durch die Welt. Und Du, was thuſt Du, als das? Mir ſcheint, daß Du das Kind einer Nachtigall oder Lerche, einer Geige oder Harfe biſt. Zu Nichts biſt Du zu gebrauchen. Nicht einmal dazu warſt Du zu bringen, Dich zu lebenden Bildern benutzen zu laſſen, und während Du auf der freien Straße Deinen Fuß von Stahl und Deine Bruſt von Bronze jedem Gaffer Preis giebſt, wollteſt Du in dem Schloſſe neulich nicht in den prächtigſten Kleidern Dich ſehen laſſen. Da iſt Valentin ganz anders. Der hat zu Allem Beruf und Geſchick. An einem und demſelben Tage zeigt er ſich als Seiltänzer, als Fechter, Trompeter, Taſchenſpieler und Luſtigmacher. Einmal in Italien drüben, was fangen wir ohne ihn an? Die Kleinen können uns noch bei Nichts unterſtützen!“

„Wir werden ſingen,“ ſagte Zingara, indem ſie ſich pathetiſch in einen alten Teppich hüllte, der ehemals bunt und prächtig geweſen war, jetzt aber nur noch wenig von ſeiner ehemaligen Herrlichkeit verrathen konnte.

Eben wollte der Zigeuner und das alte Weib gegen die gelaſſene Bemerkung des großen Mädchens Einſpruch thun, als ſich plötzlich in der Ferne das Geräuſch von nahenden Fußtritten vernehmen ließ.

„Es kommt da Jemand!“ ſagte der Mann.

Und in der That war ganz deutlich zu hören, daß ſich eilige Schritte der Grotte näherten. Einen Augenblick darnach ſah man am Eingange derſelben denn auch bereits einen Menſchen erſcheinen, der kaum, daß er einen Blick auf

die um das Feuer hockende Gruppe geworfen, lebhaft zu rufen begann:

„Oh, Ihr da! Iſt's erlaubt ſich zu Euch zu ſetzen?"

„Es iſt noch Platz genug", entgegnete der Zigeuner.

Der Fremde machte nach dieſer Antwort weiter keine Umſtände und ſtieg die Felſenſtufen leicht und gewandt, wie Jemand, der ſie zu erklimmen gewohnt iſt, herauf, einen Augenblick darnach ſich zwiſchen der Matrone und dem Mädchen am Feuer niederlaſſend.

Seine hohen Ledergamaſchen waren von oben bis unten mit Schmuz bedeckt. Seine Blouſe, welche die Näſſe des Regens dicht an ſeinen Leib anſchmiegen machte, zeichnete Bruſt und Schultern ganz in derſelben Art ab, wie die feuchten Linnen das zu thun pflegen, welche Bildhauer ihren Modellen umlegen, um den Faltenwurf zu ſtudieren. Sie ſchienen gedrungen und feſt und eine energiſche Conſtitution zu verrathen.

Sein gebräuntes Geſicht war ſcharf geſchnitten und zeigte die Unveränderlichkeit einer Maske. Nur die dunkeln Augen glühten.

Nachdem dieſe Erſcheinung, etwas erſtaunt über ihre Umgebung, ſich dieſelbe mit muſterndem Blicke angeſehen, ſagte ſie mit einem gewiſſen ſardoniſchen Lächeln auf den Lippen:

„Ihr ſeid da in ein übles Wetter gekommen, Leute, und wenn die Natur nicht dieſen Schlupfwinkel geſchaffen, möchte es ſchlimm um Euer Unterkommen geſtanden haben, ſo philoſophiſch Ihr zu leben auch gewohnt ſein mögt!"

„Wir ſind auf dem Wege nach Italien", unterbrach das große Mädchen mit den ſchwarzen Haaren ſeine Rede.

„Das iſt ein herrliches Stück Erde", entgegnete der Fremde; „da blühen die Kunſt und die Schönheit. Da wird es Euch wohlgehen und vor Allem Dir, ſchönes Kind, die Du wie eine Nymphe des Michel Angelo ausſiehſt und jedem Künſtler zum Modell dienen könnteſt."

„Iſt der Herr vielleicht ein Maler?" fragte die Alte.

Was der Fremde hierauf erwiederte, hörte man nicht, denn ein heftiger Donner verſchlang ſeine Worte.

Nachdem er verhallt war, begann endlich auch der ältere Zigeuner ſeine Erkundigungen einzuziehen.

„Wo wollt Ihr denn hin?" frug er den Gaſt am Feuer.

„Ich gehe den Wolken, ich gehe dem Winde nach", antwortete dieſer. „Vielleicht führen ſie mich nach Frankreich . . . vielleicht nach Italien, wohin Ihr jetzt wollt. Ich weiß es nicht."

Nach dieſen Worten verſank der Fremde in ein tiefes Nachdenken.

Auch der Zigeuner ſchwieg und jeder nur einigermaßen aufmerkſame Beobachter hätte wahrnehmen müſſen, daß ihm etwas durch den Kopf ging. „Vielleicht nach Italien", murmelte er, und dabei ſah er, wie prüfend, den Fremden an. Augenſcheinlich verglich er ihn mit dem gefangenen Valentin und überlegte: ob der vor ihm Sitzende ihm dieſen wohl erſetzen könne. Nach einer kleinen Zögerung, die nicht zum Nachtheile des Gaſtes ausgefallen zu ſein ſchien, ſagte er: „Ihr ſcheint nicht zu wiſſen, was Ihr anfangen ſollt. Iſt's Euch recht, ſo ſchließt Euch uns an. Ihr dünkt mich

ein Mann zu ſein, wie wir ihn brauchen. Ihr ſeht aus wie Einer, der mit dem Leben gekämpft und dem Schickſal trotzen gelernt hat." —

„Das iſt von jeher meine Sache geweſen", ſagte der Fremde mit einem Anfluge von Bitterkeit.

„Es giebt zwei Arten von Menſchen", nahm der Paria wieder das Wort, „ſolche die arbeiten und denken, die leiden und in Schmerzen ſchaffen — und ſolche, die in bloßer, üppiger Unthätigkeit vegetiren. Es giebt Stehlende und Beſtohlene . . ."

„Ganz meine Meinung", warf der Fremde ein.

„Nun wohl", fuhr der Zigeuner fort, „es giebt alſo gewiſſermaßen zwei Gemeinſchaften in der großen Gemeinſchaft der Menſchen. Es exiſtirt eine Art von Verbrüderung unter denen, die arbeiten und leiden, gegen eine Bande von Dieben, von Nichtsthuern, die unbeanſtandet alle Rechte für ſich in Anſpruch nehmen, dem Genuſſe nachjagen und ohne Herz und Geiſt, wie ſie ſind, die Welt nur als zur Ausbeute ihrer eigennützigen Abſichten vorhanden meinen. Seid Ihr auf Seiten dieſer brutalen Selbſtlinge oder auf der der Menſchheit im Allgemeinen, kurz, ſeid Ihr ein Ariſtokrat oder ſeid Ihr ein Bohémien, ein Zigeuner gleich uns, wenn auch in andern Verhältniſſen?"

„Ich bin für die Freiheit und die Menſchheit im Ganzen", rief der Fremde bewegt, „und ich würde unbeanſtandet mit Euch gehen, mitten unter dem Volke zuſammen mit Euch zu kämpfen, wenn ich im Stande wäre, Euer Leben der Selbſtverleugnung theilen zu können. Aber ich habe andere und größere Pflichten, die mich zum Widerſtande

gegen die herrſchende Geſellſchaft treiben. Wir ſind Brüder, Ihr und ich, lebendige Proteſte gegen die Ungleichheit der ſocialen Verhältniſſe, und darum gehören wir denn auch zu der Kaſte, die da weint und Klagelieder ſingt, arbeitet und ſeufzt, bis zu dem Tage, wo wir alle ein Vaterland, eine Familie, eine in der großen Gemeinſchaft heilig geachtete Individualität errungen haben werden." —

„Auf Wiederſehen denn!" fügte er gelaſſener hinzu, indem er aufſtand und ſich zum Weggange rüſtete. „Der Himmel ſei mit Euch, Kampfgenoſſen, und beſchütze Euch beſſer, als er die Freiheit beſchützt hat."

„Wartet noch einen Augenblick", ſagte das lange Mädchen, das zu ihm getreten war und ſeine Hand ergriffen hatte, indem ſie ſie geſpannt und aufmerkſam betrachtete. „Laßt Euch noch wahrſagen, ehe Ihr geht. Seht da, Ihr ſeid heimathlos wie wir, wie wir ohne Vaterland, ausgeſtoßen von einem großen Reiche, auf das Ihr ein Recht zu beſitzen glaubt und in der That auch beſitzet. Aber ſeid zuverſichtlich und ruhig. Es wird ein Sturm für dieſes Reich kommen, ein Sturm, wie der iſt, den wir ſoeben in der Natur erlebten. In dieſem Sturme werdet Ihr das Land wieder betreten. Betretet es denn mit Glück. Und nun lebt wohl."

Der Fremde ſah die Seherin einen Augenblick verwundert an, dann ſchritt er gedankenvoll und innerlichſt bewegt den Felſenweg wieder hinab, den er kurz vorher herauf gekommen.

Der Himmel war wieder hell, das Wetter heiter geworden. Der Zigeuner pfiff ſeinen Mauleſel herbei, ſpannte

ihn ein, warf ſeine Bündel und Kinder in die Karrete und wandte ſich dann der Grenze Italiens zu. Das lange braune Mädchen mit den nackten Füßen und der halb entblößten Bruſt ſchritt voran und ſang.

In den Memoiren des jetzigen Kaiſers von Frankreich wird man ohne Zweifel dereinſt einmal eine ähnliche Scene erzählt und geſchildert finden.

Die wunderbare Erscheinung.

Entnommen Burke's: Anecdotes of the aristocracy and episodes in ancestral story.

Als sich in den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Kunde von den Wunderthaten eines Magiers in Edinburgh verbreitete, welcher sich in dem Canongate genannten Viertel der Stadt niedergelassen, entschloß sich unter Andern auch Lady Eleanor Primrose, die Tochter eines Earl von London, von seiner Kunst für ihre Lage Nutzen zu ziehen. Sie war nämlich nach einer kurzen und nicht eben glücklichen Ehe plötzlich von ihrem Manne verlassen worden und so ganz und gar ohne Nachricht von ihm geblieben, daß sie keine Ahnung davon hatte, ob er irgendwo gestorben oder noch am Leben sei. Da sie nun aber begreiflicher Weise doch gerne wissen wollte, ob sie sich noch als Gattin oder schon als Wittwe zu betrachten habe, so glaubte sie nichts Besseres thun zu können, als sich an jenen Zauberer zu wenden, um von ihm darüber eine Auskunft zu erhalten. Nachdem sie eine Freundin mit ihrem Vorhaben bekannt gemacht und diese bereit gefunden hatte, das Abenteuer mit ihr zu bestehen, verließ sie mit derselben eines Abends in der Dunkel-

heit und aus Vorsicht in die Kleider ihrer Dienerinnen gehüllt, ihre Wohnung, um sich in den engen und finsteren Stadttheil zu begeben, in dem jener Wahrsager sich angesiedelt.

Das Wetter war kalt und der Himmel trübe; dunkle Wolken überzogen den Horizont und von Zeit zu Zeit ließen sich Windstöße hören, welche die Erde in ihren Grundvesten erbeben machen zu wollen schienen. Natürlich waren aus dieser Ursache nur wenig Menschen auf den Straßen und die beiden ängstlich und fest sich aneinander pressenden Frauen daher völlig unangefochten selbst hier in den einsamen, dunklen und schmuzigen Gassen, in denen Elend und Verbrechen nahe zusammengedrängt, nur selten einen verspäteten oder verirrten Wanderer unbelästigt passiren ließen. Trotz dieser Unbehelligtheit und Menschenleere weit umher ängstigte sich Lady Eleanor an der Seite ihrer zitternd einherschreitenden Begleiterin aber doch so sehr, daß sie sich, ungeachtet der genauen Beschreibung, die sie sich von der Straße und dem Hause des Zauberers hatte machen lassen, dennoch in der Richtung dahin irrte und einen Weg einschlug, der sie nie zum Ziele gebracht hätte, wenn nicht eine Stimme hinter ihr erschollen wäre, die, sie zurechtweisend, sagte: „Sie gehen fehl, Myladies; Ihr Ziel liegt schon hinter Ihnen."

Diese unerwarteten und den Damen plötzlich im Rücken erschallenden Worte, machten sie natürlich so in die Seele hineinerbeben, daß sie beide einer Ohnmacht nahe sich nur dadurch auf den Füßen zu erhalten vermochten, daß sie sich krampfhaft die Eine an der Andern festhaltend, zur gegenseitigen Stütze gereichten. Erst nachdem die Stimme die

Worte wiederholt und dieſe Wiederholung die erſte Beſtürzung einigermaßen gemildert, gewannen ſie Kraft und Beſinnung genug, ſich umzuwenden und nach dem, der ſie auf ſo ſeltſame Weiſe zurechtwies, umzuſehen.

Sie erblickten, als ſie dies thaten, einen langen, hageren Mann vor ſich, der Kleider von einem fremdartigen und ſehr ungewöhnlichen Schnitte trug. Seine Haltung hatte, ſo viel ſie wahrnehmen konnten, etwas Strenges und Gebieteriſches, die Mienen ſeines Geſichtes aber ſo ſtarre und feſte Züge, daß ſie beinahe wie in Erz gegoſſen erſchienen. Seine Hautfarbe war tiefgebräunt und ſeine Augen glühten unter buſchigen Brauen wie Kohlen hervor.

„Sie gehen fehl, Myladies", wiederholte er, als er bemerkte, daß die von ihm Angeredeten ihn mit Erſtaunen und Verwunderung muſterten, „Ihr Ziel liegt, wie geſagt, bereits hinter Ihnen!"

„Aber, mein Gott", entgegnete Lady Eleanor, die ſich zuerſt ſoweit gefaßt und geſammelt hatte, daß ſie des Wortes wieder mächtig wurde, „aber, mein Gott, mein Herr, von welchem Ziele reden Sie denn?"

„Von der Wohnung des Magiers", entgegnete der Fremde ruhig, und ohne auf den durch dieſe Angabe bei den Damen erregten Schrecken zu achten, fuhr er fort, mit der Hand nach einem erleuchteten Hauſe deutend, zu ſagen: „Dort, Myladies, iſt ſie, wo Sie durch die Fenſter ein Licht hervorſchimmern ſehen."

„Dieſes Licht iſt ein ſehr unzureichendes Merkmal", replicirte Lady Eleanor, „es brennen da mehr als ein Dutzend, wohin Sie zeigen."

„Nun gut", redete der seltsame Zurechtweiser weiter, „so behalten Sie alle diese Lichter im Auge und wo sie eines auf meinen Befehl im Moment werden erlöschen sehen, da ist meine Wohnung. Geben Sie Acht, Myladies. Sie bemerken, noch brennen die Lichter überall. Aber nun, wenn ich gesagt haben werde, du hast deine Pflicht gethan, Flamme, nun" . . . . .

Die Damen stießen einen Schrei des Erstaunens und der Verwunderung aus, denn kaum, daß der Mann, der sich auf so räthselhafte Weise zu ihnen gefunden, jene Worte gesprochen, erlosch plötzlich und mit einem Male in dem oberen Stocke des Hauses, nach welchem er hinüber gezeigt, ein Licht, als wenn es ein Geisterhauch ausgeblasen hätte.

„Sie haben es bemerkt, Myladies", sprach er weiter, und nun wissen Sie, wohin Sie mir zu folgen haben. Sie gingen ja doch in dieser Verkleidung nur aus, mich zu suchen und sich von mir sagen zu lassen, was aus Viscount James, Ihrem davongegangenen Gemahl geworden", fügte er, sich speciell zu Lady Eleanor wendend, gelassen hinzu.

„Wer sind Sie, mein Herr?" fuhr Lady Eleanor heraus, indem sie sich von einem Schauer durchrieselt fühlte. „Wer macht Sie unsere geheimsten Gedanken und Vorhaben errathen?"

„Myladies", erwiederte der Räthselhafte, „Jemand, der gewohnt ist hinter den dunklen und grauenvollen Vorhang zu blicken, der uns arme Sterbliche von der Geisterwelt scheidet, muß wohl auch Verkleidungen und Absichten wie die Ihrigen zu durchschauen im Stande sein. Ich bitte, kommen Sie. Ihre Wünsche sollen befriedigt werden."

So sprechend, wandte er sich dem, vorhin von ihm bezeichneten Hause zu, indem er sich nicht ein einziges Mal umblickte, um zu sehen, ob die Damen ihm folgten. Wie es schien, war er seiner Macht über sie so gewiß, daß er nicht einen Augenblick an ihrem Nachkommen zweifelte, und obschon allerdings die Begleiterin von Lady Eleanor sich eifrig bemühte, ihre Freundin von einer weiteren Verfolgung des Abenteurers abzubringen, so zeigte sich diese doch so sehr von dem Einflusse der Begegnung und dem Wesen des Fremden gereizt, daß sie auf keine, noch so dringend vorgebrachten Vorstellungen hörend, dem Vorangehenden, wie von einer magischen und unwiderstehlichen Gewalt angezogen, nachschritt, die Widerstrebende gewaltsam mit sich fortziehend.

Als Beide die Schwelle des Hauses, in welche der Adept eingetreten war, erreichten, sahen sie denselben schon oben an einer Treppe stehen und ihnen winken, was sie ganz deutlich wahrnehmen konnten, da sich zu beiden Seiten seines Hauptes zuckende Flämmchen befanden, die, als er sich wieder wandte und eine andere, zweite Treppe hinaufschritt, unerklärlicher Weise ihn begleiteten.

Als die ihm Nachkommenden ihn den zweiten Stock erreichen sahen, bemerkten sie, daß sich vor ihm in der Wand eine Pforte öffnete, die er mit keinem Finger berührt hatte. Ihm nachgehend und gleich ihm diese Pforte durchschreitend, befanden sie sich plötzlich in einem Gemach, in welchem die Flammen von dem Kopfe des Geisterbanners hinweg und auf zwei seltsam geformte Leuchter glitten, von denen herab sie den langen, dunklen Raum, den die Stube bildete, mit einem gespenstisch weißem Lichte wunderbar und geheimnißvoll bestrahlten.

Während die Damen, dieſe eigenthümliche Erhellung benutzend, ſich neugierig nach allen Seiten umſahen, rückte ihr Führer ihnen mit einer aufmerkſamen Zuvorkommenheit ein Paar Stühle zurecht, und indem er ſie erſuchte, ſich darauf ausruhen zu wollen, entfernte er ſich durch eine andere, jener erſten gegenüberliegende Thüre, um, wie er ſagte: für die vorzunehmende Operation einige nöthige Vorbereitungen zu treffen.

„Um des Himmels Willen," rief die Begleiterin der Lady Eleanor, ſobald ſich nur die Thüre hinter dem Hinausgehenden geſchloſſen, „um des Himmels Willen laß uns von hier entweichen und das Freie ſuchen. Dies Haus iſt nichts mehr und nichts weniger als die Höhle des leibhaftigen Böſen ſelbſt!"

„Es iſt zu ſpät," erwiderte Lady Eleanor bangend und zitternd, aber doch etwas beſonnener, als jene. „Die Thüre hat ſich hinter uns zugethan und ohne Handgriff und Schloß, wie ſie iſt, werden wir ſie zu öffnen nicht im Stande ſein, auch wenn wir größere Ruhe und Geiſtesgegenwart erränge, als wir in der That jetzt inne zu haben uns rühmen dürfen. Es bleibt uns nichts übrig, als auszuharren und alle die teufliſchen Proceduren durchzumachen, in die wir uns eben ſo tollkühn als frevelhaft eingelaſſen."

Nachdem dieſe Unterredung ſtattgefunden und es durch dieſe Lady Eleanor kaum gelungen war, ihrer zaghaften Freundin einigen Muth einzuflößen, öffnete ſich die zweite Thüre und der Zauberer kam, nun aber ganz für das Werk, das er vorzunehmen hatte, koſtümirt, zurück. Arme, Beine und Füße waren nackt, außer, daß er ſchwarze Sandalen trug, die um die Knöchel gebunden, durch einen Knopf vorn

festgehalten waren. Eine schwarze, faltige Tunika mit rothem Besatze reichte bis weit über seine Kniee herab und war auf der Brust so gefaltet und ausgeschnitten, daß man einen großen Theil der letzteren darunter bloß gelegt erblicken konnte. In der Hand trug er einen langen weißen Stab, der mit allerlei seltsamen Zeichen bemalt, sehr abenteuerlich und seltsam aussah.

„Haben Sie die Güte", wandte er sich an Lady Eleanor, „Geld und etwaige Schmucksachen hier bei Ihrer Freundin zurückzulassen, denn Gold und Silber, daß Sie zufällig bei sich tragen, dürfen nicht mit in jenes andere Gemach kommen, in das ich Sie sogleich führen werde."

„Gott im Himmel," rief die Begleiterin der Lady aus, „also soll ich hier allein zurückbleiben, allein, in diesem entsetzlich einsamen Zimmer?"

„Ja, das werden Sie, meine Theure," erwiederte der Zauberer. „Die Geister sind ein trübseliges Geschlecht und durchaus nicht geneigt sich vor einer Gesellschaft zu zeigen. Sie zeigen sich nur denen, die in einem gewissen geistigen Rapport mit ihnen stehen, aber nicht solchen, die sich nur aus Neugierde ihnen nähern."

„Aber ich werde krank, ich werde ohnmächtig werden," sagte schaudernd die Zurückgewiesene. „Vielleicht, daß die Angst mich tödtet!" stöhnte sie schluchzend hinterdrein.

„Sie werden leben, meine Theure," beruhigte sie der Adept, indem ein unheimliches Lächeln seinen Mund umspielte, „Sie werden leben und zwar ohne irgend eine Beängstigung zu empfinden, denn Sie werden sogleich in einen tiefen und nicht unangenehmen Schlaf versinken."

Und während er dies sagte, hob er die Hand mit dem Stabe gegen die zaghaft und zitternd dastehende Frau, welche denn auch sogleich die Augen schließend, in einen tiefen und, wie es schien, ganz ruhigen Schlummer versank.

Nachdem dies geschehen, ergriff der Wundermann Lady Eleanor bei der Hand und führte sie in das nächste Zimmer, das völlig leer war und an der Hinterwand nur einen Altar von schwarzem Marmor zeigte, über dem sich ein großer, seltsam eingerahmter Spiegel, ihm zur Seite eine Art eiserner Ofen und nicht weit davor ein Armsessel befand, auf welchem der Magier seine Begleiterin niedersitzen hieß.

Dieser Armsessel war von dem Altar und Allem, was dazu gehörte, durch eine Linie getrennt, die, aus Knochen und anderen schauerlichen Gegenständen gebildet, quer über den Fußboden von der einen Wand zur andern lief. Fenster konnte Lady Eleanor nicht wahrnehmen, denn die Wände zeigten sich rings mit einem dunkelrothen, faltig gereihetem Zeuge behangen, auf welchem eine kleine blaue Flamme, die auf dem Ofen brannte, mit wunderbaren Streiflichtern hin- und widerspielte.

„Sie wünschen zu erfahren, wie und in welchen Verhältnissen sich Ihr Gemahl, Viscount James befindet, Mylady?“ wandte sich der Magier nun an die erstaunt das Gemach musternde Frau und nachdem sie ein leises „Ja“ gehaucht, fuhr er fort: „Nun wohl, ich will versuchen Ihren Wunsch zu befriedigen; nur müssen Sie, so lieb Ihnen Ihr Leben ist, sich weder durch Furcht, noch durch Neugierde verleiten lassen, irgend einen Laut von sich zu geben, denn ein einziges Wort, ein bloßer Ausruf des Schreckens oder der Verwunderung könnte sehr verhängnißvoll für uns Beide

werden. Die heilige und göttliche Stille allein ist das Element, in welchem die Geisterwelt lebt und webt; eine Sylbe, die unvorsichtig oder frevelhaft von Menschenlippen hineinschallt, macht sie zornig verschwinden. Darum noch einmal, Mylady, was Sie auch sehen und hören mögen, schweigen Sie. Mein und Ihr eigenes Leben stehen auf dem Spiele. Es ist nicht ohne Gefahr, daß man die Geister beschwört."

So sprechend und wohl sehend, daß Lady Eleanor Willens war, sich genau seinen Vorschriften zu unterziehen, nahm er aus einem Körbchen, das er bei sich trug, vier kleine, weiße Lichtenden, die er an der Flamme auf dem Ofen anstekkend, eines nach dem andern in den vier Ecken des Gemachs auf dort befindliche Wandleuchter aufsteckte, einen Vers dabei citirend, welcher die guten Geister anrief, alles Böse abzuhalten. Wie zur Antwort auf diese Aufforderung erschallten oder zitterten vielmehr einige wimmernd-klagende Töne durch das Gemach, die den Zauberer, wie es schien, mit einer Art von Genugthuung erfüllten, denn er wartete, so wie er das Licht aufgesteckt, mit sichtlicher Spannung darauf und lächelte zufrieden, so wie er sie vernommen. Als auch in der vierten Ecke das Licht aufgesteckt und der wimmernd-klagende Ton auch von hier aus erklungen war, kniete er mit gebeugtem Haupte vor dem Altare nieder und nachdem er hier still, wie sich annehmen ließ, gebetet oder eine Zauberformel gesprochen, stand er auf, um drei Mal mit seltsamen Geberden und Zeichen den Halbkreis um den Spiegel hin und zurück zu machen. Hierauf den Altar mit einem rothen Pulver bestreuend, griff er mit der bloßen Hand in die blaue Flamme, die auch sogleich wie ein gezähmter Vogel sich auf seine Fingerspitzen setzte

und ſich auf dieſen zu dem Pulver auf dem Altare hinübertragen ließ. Kaum jedoch war ſie damit in Berührung gekommen, als ſich auch ſogleich ein ganz heller, blendend weißer Schein über die Stube verbreitete und unter dem Spiegel ſelbſt blaue Dunſtwolken ſich zu bilden begannen, die ſich phantaſtiſch zuſammenballend, über die Oberfläche des Glaſes zogen und wie Blitze zuckten, ſo wie ſie den Rahmen erreichten, über den ſie niemals hinaus kamen. Als der Dunſt ganz dicht und ſo geworden war, daß man von der ganzen Fläche des Spiegels nichts mehr gewahrte, ſondern nur eine dicke Nebelſchicht darüber gelegt bemerken konnte, ließ ſich ein ſcharfer, klirrender Klang vernehmen, der ſich anhörte, als wenn das Glas des Spiegels in tauſend Scherben zerſplittert wäre.

Lady Eleanor, die mit ſich ſteigerndem Entſetzen alle dieſe Vorgänge beobachtete, hatte Noth bei dieſem Klange einen Schrei der fürchterlichſten Beängſtigung zu unterdrücken, denn ihr war, als müßte nicht nur der Spiegel, ſondern auch die Decke, das Haus, ja ihr eigenes Herz von dieſem Klange berſten. Zu ihrer Verwunderung aber fand ſie, nachdem ſie ſich mühſam von ihrem Schrecken erholt, daß nicht nur noch Alles war und ſtand, wie es geweſen, ſondern daß ſogar mit oder vielmehr auf dem durchaus unbeſchädigten Spiegel eine äußerſt merkwürdige Veränderung vorgegangen war. Der Nebel darauf war nicht verſchwunden, aber er hatte ſich, wie es ſchien, verdünnt, und ſo tief in das Glas hineingezogen, daß er nun darin ein Gemälde mit lebenden Figuren bildete, das die Dame, wie aus einer ungeheuren Ferne zu beobachten Gelegenheit hatte. Sie ſah in das Innere einer gothiſchen Kirche, durch deren

Fenſter die Abendſonne ihre letzten, alle Gegenſtände ſanft vergoldenden Strahlen hereinwarf, die auch eine Gruppe von Menſchen umſpannen, unter denen zuerſt ein Prieſter, dann Hochzeitgäſte und endlich ganz deutlich ein Brautpaar zu erkennen war.

Die Braut trug ein weißes, ſchweres Atlaskleid und einen langen, weißen Schleier, der in dem blonden Haar mit einer Myrthenkrone feſtgehalten, die jugendlich-zarte Geſtalt wie ein ſchwellender Duft oder eine leichte Wolke umgab. Der Bräutigam war in ein prächtiges Hofkoſtüm jener Zeit gekleidet und trug einen Degen an der Seite. Die Tracht der Umſtehenden ſchien niederländiſchen Genre's zu ſein.

Während Lady Eleanor noch mit dem Muſtern dieſer Menſchengruppe beſchäftigt war, ſchien plötzlich das Ganze durch unſichtbare Mittel eine hellere Beleuchtung zu erhalten und da durch dieſe die Geſtalten ſchärfer und deutlicher hervortraten, war ſie nun auf einmal in den Stand geſetzt, in der Perſon des Bräutigams ihren Gemahl, Sir James, Viscount Primroſe zu erkennen. Bevor ſie ſich jedoch von dem Schrecken, den ihr dieſe Wahrnehmung verurſachte, erholen konnte, trat ein Fremder, das Geſicht in den Mantel gehüllt, mit dem eiligen Schritte eines Menſchen, der zu ſpät zu kommen fürchtet, in die Kirche. Niemand von den darin Anweſenden ſchien ihn wahrzunehmen, und er ſelbſt ſtand eine Weile regungslos hinter einem Pfeiler, um aller Vermuthung nach ſich vor einem zu thuenden verzweiflungsvollen Schritte erſt noch Gewißheit über die Veranlaſſung deſſelben zu verſchaffen; in dem Momente aber, in dem der Prieſter im Begriffe war, die Hände des Brautpaares in

einander zu legen, ließ er den Mantel von Geſicht und Schultern zur Erde niedergleiten und ſtürzte vor, als wolle er gegen die Ceremonie proteſtiren. In der Geſtalt dieſes Vorſtürzenden erkannte Lady Eleanor ganz deutlich das Ebenbild ihres Bruders, den ſie nun ſehr lebhaft agiren und endlich gegen den Bräutigam, das heißt alſo gegen ihren Gatten den Degen ziehen ſah. Da auch jener den ſeinigen aus der Scheide riß, ſo ſchien ein Zweikampf hier an den geheiligten Stufen des Altars unzweifelhaft und zwar um ſo mehr unzweifelhaft, als alle Diejenigen, die Zeugen dieſes Auftrittes waren, beſtürzt und überraſcht davon, weder Muth, noch Geiſtesgegenwart genug zu beſitzen ſchienen, denſelben durch Einſpruch oder Dazwiſchentreten zu verhindern. Die Braut war ohnmächtig niedergeſunken und von den Frauen umringt; von den Männern eilten einige hinweg, andere blieben unſchlüſſig ſtehen. Während deſſen begannen die Degen ſich zu kreuzen und Lady Eleanor hörte ſogar, oder bildete es ſich ein, zu hören, wie die Klingen an einander ſchlugen, wiewohl es allerdings wie aus weiter Ferne war. In ihrem Schrecken und der Angſt entweder ihren Gatten oder ihren Bruder todt zu Boden ſtürzen zu ſehen, vergaß ſie die Warnung des Magiers und ihre Hände vor das Geſicht haltend, rief ſie: „Um des Himmels Willen trennt ſie, ſie tödten einander!“

Kaum waren dieſe Worte einer nur allzubegreiflichen Beſorgniß über ihre Lippen gekommen, als auch ſogleich ein ſchrillendes Ziſchen und etwas wie ein dumpfer Schlag durch das Gemach erſchallte, von dem die ganze Scene im Spiegel ſich verwirrte und wie in Rauch zerſtob. Lady Eleanor, der Worte des Zauberers ſich erinnernd und das Fürchterlichſte

erwartend, ſank bewußtlos in den Seſſel zurück und ſchloß die Augen.

Als ſie wieder zu ſich kam, herrſchte rings um ſie her Dunkelheit und Stille; nur der Wahrſager befand ſich, wie ſie wahrnehmen konnte, ihr zur Seite, ſich bemühend, ſie wieder zu ſich zu bringen. Kaum war ihm dies gelungen und er zu der Ueberzeugung gelangt, daß ſie ſich ihrer Sinne und Kräfte wieder zu bedienen im Stande, als er auch ſofort ſie drängte, ſich zu erheben und von ihm aus dem Zimmer geleiten zu laſſen.

„Alles iſt vorbei für dieſe Nacht“, ſagte er, indem er ſie, nachdem ſie aufgeſtanden, mit ſich fortzog, „und je ſchneller wir dieſen Ort verlaſſen, deſto beſſer. Die Störungen der Geiſterwelt pflegen, wie ich Ihnen ſchon früher ſagte, für uns Sterbliche verderblich zu werden. Der Himmel gebe, daß die, welche Sie, Mylady, verurſachten, ohne Folgen bleibe!“

Während dieſer Worte hatte man die Thüre und jenes erſte Zimmer wieder erreicht, in dem die Begleiterin der Viscounteß zurückgeblieben war, und in welchem man dieſe noch ruhig ſchlummern fand. Als der Magier auf ſie zuging und ſie mit einem Auflegen ſeiner Hand auf ihre Schläfen weckte, ſah Lady Eleanor, daß er ſich ſelbſt in einem ſehr übelzugerichteten Zuſtande befand. Sein Haar und ſein Bart waren in Unordnung, ebenſo wie ſeine Kleider, denen man deutlich anſehen konnte, daß ihr Träger mit ihnen zu Boden geſchleudert worden war. Nicht ohne eine gewiſſe Tonloſigkeit ſeiner Stimme und ein ängſtliches Zittern geſchah es, daß er jetzt die Schlafende wieder zum Wachen bringend, ſagte: „Stehen ſie auf, Miſtreß Jane,

und entfernen Sie sich mit Mylady. Es ist ziemlich spät in der Nacht und schon zieht sich drohend ein Unwetter am Himmel zusammen, das Sie zu eilen zwingt, wenn sie vor seiner Entladung noch nach Hause gelangen wollen."

Mistreß Jane, die sich erhoben und nicht ohne Schrecken die düstere Wandlung in den Gesichtszügen ihrer Freundin sah, eilte auf diese zu, sie besorgt und wie tröstend an sich zu drücken, während der Magier ging und ein Zeichen gegen die Thüre machte, die sich in Folge dessen augenblicklich öffnete.

„Eilen Sie, eilen Sie", sagte er, indem er die Damen so höflich wie möglich über die Schwelle drängte. „Es ist hohe Zeit, daß ich zurückkehre, die Erzürnten durch Buße und Sühne auszusöhnen."

Als Lady Eleanor und ihre Begleiterin die Hälfte der Treppe hinunter waren und nothdürftig die Hausthüre erkennen konnten, schloß sich oben die Pforte, hinter welcher hervor sie einen so klagenden Jammerschrei sich folgen hörten, daß sie ganz entsetzt und von Schauer erfaßt die noch übrigen Stufen der Stiege mehr hinunterflogen, als schritten und endlich athemlos und völlig in Schweiß gebadet, eine Stunde nach Mitternacht und nur eben noch vor dem Ausbruche eines fürchterlichen Unwetters in der Wohnung der Viscounteß ankamen.

Die erste Sorge derselben, als sie sich wohlbehalten wieder in ihrem Zimmer und zu völliger Besonnenheit und Ruhe zurückgelangt fand, war, die genauen Umstände ihres Abenteuers, mit Angabe von Tag und Stunde aufzuzeichnen. Dieses Document, das sich in der Familie der Earls of Stair (Lady Eleanor heirathete nämlich in zweiter Ehe

John Dalrymple, Earl of Stair) erhalten, ließ sie von ihrer Freundin Mistreß Jane Hamilton unterzeichnen, und nachdem es von ihr versiegelt war, in einem geheimen Fache ihres Secretärs verbergen.

Bald darnach kam ihr Bruder, Sir Archibald Campbell, dritter Earl von Loudon, von einer Reise nach Holland zurück und man kann sich wohl denken, daß sie sogleich die erste sich darbietende Gelegenheit benutzte, ihn auszufragen und besonders darnach zu forschen, ob er nichts von Bisconnt James gehört oder gesehen, worauf er anfangs nur ausweichend Bescheid gab, endlich aber entgegnete, wie er hoffe, einer so unzweifelhaft ehrlosen Person nie in seinem Leben wieder zu begegnen.

Da diese Antwort, weit davon entfernt, Lady Eleanor zu befriedigen, dieselbe natürlicher Weise nur immer aufmerksamer und gespannter machte, so ließ sie mit Bitten, Drängen und Nachfragen nicht nach, als bis Sir Archibald Campbell endlich die Geduld ausging und er nun der Schwester berichtete, daß er in Amsterdam einen unermeßlich reichen Kaufmann kennen gelernt habe, welcher eine einzige Tochter besaß. Da er sie hübsch und liebenswürdig gefunden, sei er eben Willens gewesen, sich um die Hand derselben zu bewerben, als er gerade noch zur rechten Zeit vernommen, daß die junge Dame bereits versprochen und zur Zeit im Begriffe stehe, sich zu vermählen. Der Bräutigam, ein Engländer, der längere Zeit verreist gewesen, sollte zur Hochzeit wieder eintreffen und Sir Archibald, als Freund des Hauses, Zeuge der feierlichen Handlung sein.

„Ich weiß nicht", lautete die Erzählung des Earl von Loudon wörtlich, „was mich veranlaßte, der Bekanntschaft

mit dem Bräutigam so lange, als möglich, aus dem Wege zu gehen. Es scheint, daß ich von der Fatalität derselben eine mir unangenehme Ahnung hatte. Genug, ich zögerte mich bei der Familie meines ehrwürdigen Freundes am Tage der Vermählung einzufinden und erschien erst spät in der Kirche, in welcher die Trauung vor sich gehen sollte, und wo ich sofort in dem Bräutigam des armen, unschuldigen Mädchens Viscount Primrose, Deinen ehrlosen, davongelaufenen Gatten erkannte. Du kannst Dir leicht denken, Schwester, daß diese Wahrnehmung mein Blut sieden machte, und daß ich mich nicht ohne eine Art von Genugthuung erinnerte einen Degen an der Seite zu haben. Ich zog ihn und — —"

„Genug," rief hier Lady Eleanor, erschüttert durch die Erinnerung an das, was sie selbst erlebt, „genug, mein Bruder, erlaube, ehe Du weiter erzählst, daß auch ich Dir eine Mittheilung mache."

Nachdem Sir Archibald Campbell, erstaunt über diese Unterbrechung, ihr achtsam zuzuhören versprochen, berichtete sie ihm haarklein und genau Alles, was sie bei dem Zauberer in Canongate erlebt und holte am Ende das darüber von ihr aufgesetzte und von Mistreß Jane Hamilton unterschriebene Document hervor, in welchem er, wie er zu seiner Verwunderung eingestehen mußte, den Vorfall in der Kirche ganz so angegeben fand, wie er ihn selbst erlebt, nur daß natürlich der Ausgang desselben fehlte, der durch den Aufschrei der Lady bei der Erscheinung im Spiegel unmöglich gemacht worden war.

Earl of Laudon ergänzte ihn, indem er berichtete, daß er mit Viscount Primrose gefochten und denselben nach ein

Paar hitzigen Gängen am Halse und in der Brust ziemlich gefährlich verwundet habe.

„Nachdem ich ihn, in seinem Blute gebadet, hatte fallen sehen," sagte Sir Archibald, „ergriff ich die Flucht, um die Sache nicht noch öffentlicher und ärgerlicher zu machen, als sie es schon geworden war. Von Paris aus aber schrieb ich an den Vater der Braut, um ihm die Ursache meines Benehmens zu erklären und ihn die ganze Schändlichkeit Viscount Primrose's kennen zu machen. Seine mich noch in der französischen Hauptstadt antreffende Antwort dankte mir verbindlich für mein energisches Auftreten und berichtete mir zugleich, daß sich der schändliche Betrüger, so elend und leidend er sich auch durch meine ihm zugefügten Verwundungen befunden, dennoch gleich nach mir in der Stille, Niemand wisse wohin, aus dem Staube gemacht habe.

Somit war nun Alles gut und die Sache im Klaren. Wie aber hatte der Zauberspiegel des Magiers in Canongate so treu und richtig den ganzen Hergang der Begebenheit zeigen können? Sollte da wirklich die Magie und Geisterwelt im Spiele gewesen sein? So abergläubig und gespensterfürchtig man damals auch noch war, Sir Archibald Campbell, dritter Earl of Laudon, muß doch wohl darüber seine eigenen Gedanken gehabt haben, denn er ließ sogleich die emsigsten Nachforschungen nach dem Adepten anstellen, konnte aber nichts weiter erfahren, als daß er einige Monate in jener berüchtigten und später durch Walter Scott so berühmt gewordenen Stadtgegend Edinburgs sein räthselhaftes Wesen getrieben und gleich nach jenem Abend mit Lady Eleanor spurlos verschwunden sei.

Lady Eleanor, die noch bis 1759 in Edinburg gelebt und

in dem High-life der ſchottiſchen Ariſtokratie eine bedeutende Rolle geſpielt hat, obſchon ſie allerdings ſtets etwas Schroffes und Finſteres in ihrem Benehmen und Weſen zu Tage legte, glaubte Zeit ihres Lebens, wie Ohrenzeugen verſichert haben, an die Echtheit der Zaubergewalt, von welcher jener Magier ihr Belege gegeben und zeigte ſich ſehr entrüſtet über ihren Bruder, der in dem Adepten entweder nur Viscount James ſelbſt oder irgend eine demſelben treu ergebene Kreatur erblicken wollte.

Eine Aufklärung des ganzen ſo wunderbaren und räthſelhaften Vorganges hat ſich leider niemals dargeboten. Viscount James, der kurz nach ſeinem Verſchwinden durch den Tod ſeines Vaters als Lord Primroſe von Caſtlefield zur Herrſchaft gelangt war, ſtarb 1706; es läßt ſich nicht recht abſehen wie und wo, denn die in den Familienpapieren aufbewahrten Todtenſcheine ſind ſo ſeltſam undeutlich und verworren ausgeſtellt, daß ſich kaum irgend eine Gewißheit daraus entnehmen laſſen will. Schon 1746 war die Familie erloſchen. Die Familie der Stair's, in welche Lady Eleanor unter ganz eigenthümlichen Verhältniſſen eintrat (John Dalrymple, zweiter Earl of Stair, nöthigte Lady Eleanor, die ſich nicht wieder vermählen wollte, dadurch in die Ehe mit ihm, daß er einen treuloſen Dienſtboten beſtach, der ihm Nachts Eingang in ihr Haus verſchaffte, an deſſen Fenſtern er ſich dann am andern Morgen halb entkleidet blicken ließ), iſt ein berühmtes ſchottiſches Geſchlecht, das noch heute blüht.

Das Gespensterhaus in Hildesheim.

Nach „Norddütsche Stippstörken un Legendchen“
von Ludwig Schulmann*).

Nun hört einmal zu, sagte der kleine Schulmeister, was mir begegnete, als ich noch ein halberwachsener Mensch war und in die lateinische Schule ging. Da kam unser Magister Kasseboom eines schönen Tags in die Schulstube, rief mich von der Bank auf und frug mich, wie viele Schüler ich unterweise.

Ihr müßt nämlich wissen, daß ich schon frühzeitig anfing, Unterricht zu geben, und während die reicheren Schüler sich herumtrieben und ihre Späße machten, mußte ich statt dessen auf den Dienst passen. Ich wäre ganz gerne auch zu Biere gegangen, wie Ihr Euch denken könnt, aber der Hund war an den Knüppel gebunden, und wenn ich nicht Hunger-

*) „Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Von Ludwig Schulmann.“ (Hildesheim, 1858. Verlag der Finke'schen Buchhandlung [G. F. Schmidt]) sind bereits in zweiter Auflage erschienen und verdienen wohl, den Freunden der plattdeutschen Literatur wegen ihrer Frische und lebendigen Darstellung bekannt zu werden.

pfoten ſaugen wollte, ſo mußte ich fleißig ſein und wie der Bock auf der Haferkiſte ſitzen.

Das übereilte Weſen, welches die Studenten jetzt an ſich haben, galt zu meiner Zeit keinen Heller, und ich mußte, ehe ich mich zum Studiren hinſetzen konnte, im Chore ſingen, den Schreiber ſpielen und die kleinen Buben im Buchſtabiren unterrichten.

Mein Magiſter alſo, der ſelige Kaffeboom, — o, das war ein prächtiger Mann, ein kluger Kopf und ſo gelehrt, daß er alle Tage Superintendent hätte ſein können — der ſelige Herr ſagte mir: Junger Freund, da auf dem Markte, in dem großen Hauſe mit den drei Erkern und den vielen Schnitzeleien, wohnt ein reicher Mann, dem ſoll Er die Kinder unterrichten.

Wie heißt denn der Herr? fragte ich und bedankte mich für die Empfehlung.

Er heißt Behrens und iſt Rathsherr. Sage Er nur, ich ſchicke Ihn; laß Er ſich's aber gut bezahlen, der Mann hat's darnach und iſt reich.

Als ich nach Hauſe kam, zog ich meine beſten Kleider an, hing meinen Chormantel um und ging zu dem reichen Manne auf dem Markte.

Heißt Er Hahnenkamm, fragte er mich, und will Er meine beiden Knaben unterweiſen?

Ja, antwortete ich, Herr Magiſter Kaffeboom hat mich hergeſchickt und geſagt, daß Herr Behrens Kinder zu unterweiſen hätte.

Der Magiſter hat mir geſagt, daß Er ein verſtändiger Menſch ſei und ſich ſchon Wind um die Naſe habe wehen laſſen. Darum habe ich Ihn genommen; wenn wir aber

ganz einig werden ſollen, ſo habe ich noch eine Bedingung: Er muß hier ins Haus ziehen, daß Er die wilden Burſchen immer unter Augen hat und überwachen kann.

Das war ich herzlich gern zufrieden und ſo wurden wir einig. Ich mußte noch ſelben Tags einziehen, und da ich damals mit jenem großen Manne ſagen konnte, daß ich das Meinige immer bei mir habe, ſo war das bald geſchehen: meine Kleider hatte ich auf dem Leibe, und meine Bücher nahm ich untern Arm, und das war der ganze Umzug!

Als wir Abends gegeſſen hatten, der Segen geſprochen war, die Kleinen zr Bett gebracht waren und ich auch gehen wollte, ſprach Herr Behrens zu mir:

Bleib' Er noch ein Bischen bei mir auf; wir wollen noch ein Glas Warmbier trinken, und zu ſagen habe ich Ihm auch noch was.

Was mag denn das ſein? — dachte ich in meinem Sinn.

Der alte Herr nahm ſeine Pfeife, ſchmauchte und trank dabei und war im Uebrigen ſtumm wie ein Fiſch. Die breite Wanduhr tickte an der Wand und es war ſo ſtill in den großen Stuben und in dem ganzen Hauſe, daß mir beinahe bange wurde; die Angſt und das Warmbier trieben mir den Schweiß aus den Knochen, und ich dachte ſo bei mir: Lägeſt Du doch erſt bis über die Ohren in Deinem Bette!

Der gute Mann ſaß da und regte ſich nicht; auf ſeinem Geſichte konnte ich aber leſen, daß ihm etwas durch den Kopf ging, und daß er ſich darein ſo vertieft hatte, daß er nicht hörte, als die Wanduhr Zehn ſchlug, und ſie ſchnarrte doch laut genug.

Als aber der Nachtwächter bald darnach unter den Fenſtern auf der Gaſſe die Stunde anſagte und knarrte, wachte er auf ſeiner Träumerei auf, ſah mich groß an und fragte: Hat Er einen feſten Schlaf?

O, ſagte ich, in meinem Alter ſchläft man feſt genug!

Hm, hm! ſagte er und weiter nichts.

Fürchtet Er ſich nicht in der Nacht? fing er dann wieder an.

Wovor ſollte ich mich denn fürchten? ſagte ich.

Ich meine, glaubt er an Spuk?

O bewahre Gott! rief ich, ich bin ja kein altes Weib. Wenn Einen die Lebendigen nur in Frieden laſſen, die Todten laſſen es gewiß!

Nun, ſagte der Mann, ſo geh' Er in Gottes Namen ſchlafen, und wenn Er was hören ſollte, ſo kehre Er ſich nicht daran; es geht vorüber.

Darauf drückte er mir die Hand, gab mir einen harten Thaler und ſagte: Das iſt für ein Paar neue Schuhe; ich habe geſehen, daß Seine Schuhe nach Waſſer ſchnappen; und nun ſchlafe Er wohl!

Hm, ſagte ich zu mir ſelbſt, der alte Rathsherr glaubt an Spuk. Das hat auch noch gefehlt, daß ich an ſolche Narrenspoſſen glauben ſollte; darauf laſſe ich mich nicht ein!

Und ſo legte ich mich hin, ſprach mein Gebet und ſchlief ein, und als ich am andern Morgen aufwachte, mußte ich noch noch über den alten Senator und ſeine Spukgeſchichte lachen.

Die zweite Nacht ging es ebenſo; den dritten Abend ſagte der Hausknecht: Höret und ſehet Ihr denn in der Nacht nichts, junger Herr?

Freund, ſagte ich, ich höre und ſehe bei Tage genug, des Nachts ſchlafe ich.

Hat ſich was zu ſchlafen, wenn man von Teufels Spuk geweckt wird, der Trepp auf, Trepp ab geht!

Wo denn? fragte ich.

Nun, hier in dieſem alten Hauſe!

Heinrich, rief der Senator, was ſtehſt Du da und plapperſt, Du alte Plaudertaſche? Mach, daß Du unter die Decke kommſt! Des Abends kannſt Du nicht ins Bett kommen und des Morgens nicht heraus, Du fauler Knecht!

Dieſen Abend ſchlief ich nicht gleich ein. Ich fing an zu ſimuliren und dachte darüber nach, was ſie denn eigentlich meinen könnten; ein Gedanke rief den andern her und die Gedanken marſchirten durch meinen Kopf und trieben mir den Schlaf aus den Augen.

Aber ſo ein junger Menſch, der geſund iſt und arbeitet und zur rechten Zeit aufſteht und ſich hinlegt, kann nicht lange wachen. Die Natur nimmt ſich ihr Recht. Die Augen fielen zu.

Ich mochte wohl nicht lange geſchlafen haben, da wachte ich wieder auf.

I, dachte ich, hat Dir der Blaſekerl am Rathhausthurm mit ſeiner Trompete einen Streich geſpielt.

Aber was war denn das? Geht da Jemand treppab? Stöhnt da Jemand durchs Haus?

Ich richte mich auf und horche.

Schlurr, ſchlurr! ſchleppte ſich was die Treppe herunter und ſtöhnte wie ein kranker Menſch.

Es dauerte nicht lange, ſo kam es wieder treppauf, faßte die Thürklinke an, ging in das andere Stockwerk, machte die

Fallthüre zum Boden auf und — nun war es wieder so stille im Hause wie in einer Kirche. An Einschlafen war nicht mehr zu denken. Wo war denn meine Dreistigkeit geblieben? Wie pochte mir mein Herz! Wenn es doch erst Zeit zum Aufstehen wäre! dachte ich. Die Nacht ist doch keines Menschen Freund!

Ich lag noch eine Stunde und schmiß mich hin und her im Bette, und mir war's, als ob ich krank werden wollte.

Lacht nicht. Ein junger Mensch von sechszehn Jahren, der noch nicht hinter seiner Mutter Kochtopf weg gewesen war, mutterseelen allein auf einer Kammer, die so groß war, daß man ein Pferd darin hätte reiten können, in kohlenrabenschwarzer Nacht und ein Spukding im Hause, und das Bangemachen und Erzählen vorher! Das war zu arg! Zwar hatte ich wohl gehört und gelesen, daß es nichts mit dem Spuk wäre; aber was hilft das Alles, wenn Euch doch ein Spukding auf der Nase spielt und treppab und treppauf geht, wie ich es in der nächsten Nacht wieder hörte.

Ich glaube, ich war wirklich krank — es mochte wohl eine Art Fieber sein — und in meiner Hitze sprang ich auf und wollte auf den Boden dem Spuke nach; im Hemde lief ich auf den Vorplatz, von da auf die Treppe; als ich aber an die große Wendeltreppe kam, vertrat ich mir den Fuß, schlug die Treppe hinunter und fiel gerade vor die Kammerthüre meines Herrn. Das brachte mich wieder zur Besinnung, und den alten Senator, den Hausknecht und das Hausmädchen auf die Beine, und sie trugen mich stillschweigend auf meine Stube, wo der gute Herr sagte:

Hat Er keinen Schaden gekriegt?

O, es hat nicht viel auf ſich, ſagte ich. Vielleicht ein Bischen geſchrammt!

Gewiß hat der junge Herr was gehört! flüſterte der Hausknecht dem Mädchen zu.

Das Mädchen wollte auch anfangen zu ſprechen, aber der Herr machte ein langes Geſicht, daß Einem bange werden konnte, und winkte den Dienſtleuten zu, daß ſie weggehen ſollten. Und da ſie wohl wußten, daß er keinen Spaß vertrug, ſo gingen ſie ihrer Wege.

Wie iſt es mit dem Fuße? fragte der Senator.

Es ſchrient ein Bischen, es iſt nichts, Herr.

O dafür iſt bald Rath, ſagte Behrens, ging auf ſeine Stube, holte ein Glas mit Aqua Burſadi und rieb mich damit ein, indem er ſagte: Halte Er ſich nur ruhig, auf den Abend wollen wir zuſammen plaudern.

Nachmittags konnte ich ſchon wieder auftreten, um ſieben Uhr ſaß ich mit am Tiſche und war wieder ſeelenvergnügt.

Ein junger Menſch vergißt leicht, und da ich in dem Hauſe wie ein Kind gehalten wurde, und der alte Senator ſo ein lieber Herr war, daß ich armer Junge mich gar nicht mehr kannte, wenn ich überdachte, was ich noch vor ein Paar Tagen geweſen, wo ich oft das liebe Brot nicht hatte, ſo hatte ich mir vorgenommen, nichts zu ſagen und nichts zu fragen, daß ich meinem guten Herrn kein Herzeleid machen möchte.

Als nun alles zu Bette war, rückte der Hausherr dicht an meine Seite und ſagte: Hat Er in der letzten Nacht was geſehn?

Ich habe nichts geſehen, ſagte ich, aber genug gehört.

Und ich erzählte, was ich wußte. Der Senator hörte genau zu und darauf ſagte er:

Nun, es kann doch einmal nicht anders ſein; ich will Ihm ſagen, wo die Katze im Heu liegt. Will er mich anhören, ſo will ich Ihm etwas erzählen.

Auf mein Wort, ſagte ich; ich brenne vor Ungeduld.

So höre Er denn zu. Was ich Ihm mittheilen werde, weiß ich von meinem ſeligen Vater, der wußte es von ſeinem Vater, und ſo immer höher hinauf.

Um die Zeit, da Rudolph von Habsburg Kaiſer von Deutſchland war, wohnte in dieſem Hauſe ein reicher Mann, der hieß Kunz Oennekeld und ſtand bei Rath und Bürgerſchaft in großem Anſehen, denn er war grauſam reich, ſo reich, daß die Leute ſagten, er könne ſein Geld mit Scheffeln meſſen.

Nun weiß Jeder, der die Welt kennt, daß reich ſein und Macht haben einerlei iſt. Aber Kunz Oennekeld war auch klug, konnte gut reden, und wenn es in den Rathsſtuben heiß herging und die hochweiſen Herren hin und her riethen und doch nicht den Fuß aus dem Loche kriegen konnten, ſo wußte Oennekeld immer etwas anzugeben, was durchſchlug.

Und doch konnte Niemand ihn recht leiden!

War er vielleicht grob und vermeſſen?

Nein, grad' das Gegentheil. Er war ſo freundlich wie ein Ohrwürmchen und ſchmeichelte wie eine Katze; das machte ihn gerade allen Leuten zuwider, weil ſie wußten, daß es bei ihm hieße: Anders denk' ich, anders ſag' ich, anders thue ich!

Wer ihn nur mit einem halben Auge anſah, mußte gleich wiſſen, was für ein Menſch ihm gegenüber ſtand, und wenn Er, Freund, einmal auf den Boden kommt und rechter Hand von der Rauchkammer in den Winkel guckt und da ein Bild ſieht, — das iſt Oennekelds Portrait, — ſo wird Er wohl einſehen, daß man vor Oennekeld bange werden mußte. Fängt Er beim Kopfe an, ſo hatte Oennekeld rothes Haar. Seine kleinen Augen waren immer zugekniffen, als wenn er auf der Lauer ſtand; ſeine Naſe und ſein Kinn waren ſpitz und man weiß wohl:

Spitze Naſe, ſpitzes Kinn,
Der Teufel ſitzt drinn!

Seine Arme reichten bis an die Kniee, ſeine Beine waren kurz und ſchief und ſeine Füße ſo platt wie ein Gerſtenkuchen; die böſen Mäuler nannten ihn darum den Rabattentreter. Und doch wurde an ihm das Sprüchwort wahr: Es iſt kein Topf ſo ſchief, es paßt ein Deckel darauf! Denn das ſchönſte Mädchen von Hildesheim wurde ſeine Frau.

Dortchen Kunkels Vater hatte von Oennekeld fünfhundert Thaler geliehen und konnte ſie nicht zurückzahlen. Oennekeld ließ ihm ſeine Hütte anſchlagen und das Haus ſollte ſchon verkauft werden.

Da kam Oennekeld zu dem armen Vater und ſagte: Giebt Er mir ſeine Tochter zur Frau, ſo laß ich ihm das Geld noch.

Der Vater willigte ein; denn was thut der Menſch nicht, wenn ihn die Noth am Halſe feſthält. Auch glaubte der alte Mann Wunder was für ein Glück ſein Kind machte; doch ſagte er: er wollte mit Dortchen erſt ſprechen. Gut,

ſagte Oennekeld; aber ſprecht nicht zu lange und bringt mir morgen Beſcheid.

Dortchen war ein einfaches Mädchen, und als der Vater ihr auseinanderſetzte, daß er betteln gehen müßte, wenn ſie dem reichen Manne nicht zu Willen wäre, ſo gab ſie ihm die weiße Schwanenhand, und ſagte ſo ruhig und zufrieden, als ob ſie einen König freien ſollte:

Vater, Ihr ſollt keinen Augenblick in Sorge ſein, wenn ich es hindern kann; geht nur gleich, ich ſage ja.

Als aber der Vater weg war, hielt ſie ihre Schürze vor die Augen und weinte, und ſprach in ihrem Herzen mit dem lieben Gott; und wer mit dem ſpricht in Aufrichtigkeit, der kriegt Antwort und iſt zufrieden und klaget nicht länger.

Ich will nicht weitläufig erzählen. Dortchen ward Oennekelds Frau, und da ſie ein Gedicht gemacht hatten, in dem obenan ſtand:

Längſte Lieb', längſtes Gut!

ſo ſchrie ganz Hildesheim über das Glück, das das arme Dortchen gemacht hatte, denn alle glaubten, der alte Oennekeld würde es nicht mehr lange machen.

In den erſten vier Wochen ging Alles gut. Aber Oennekeld war ein guter Rechnenmeiſter, und da er ſah, daß die Ausgaben ſich mehrten, ſo machte er ein böſes Geſicht, denn er war der geizigſte Menſch im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation und der größte Topfgucker in Hildesheim. Und ſo kam es denn, daß ihm Alles nicht recht war: die Kleider waren zu ſtatiös, das Eſſen zu theuer, das Hausmädchen koſtete zu viel, die junge Frau war nicht fleißig genug, und wenn ſie einen neuen Stoff zu einem Kleide erhielt, ſo mußte an die Stelle, wo man die Schürze trägt,

ein Stück billigeres Zeug gesetzt werden; ein Tuch durfte sie nicht tragen; ihre Goldmünzen aber mußte sie einschmelzen und sich schlichte Kupferplättchen machen. Aber ganz toll wurde er, als Dortchen zu Bette gebracht wurde und ein allerliebstes Mädchen in die Welt setzte. Da ging mancher Thaler drauf, und jeden Pfennig, den Oennekeld ausgab, begleitete er mit einem Fluche.

Ja, ja, sagte der Geizhals, wer eine arme Frau nimmt, müßte aufgehängt werden! Was für ein Narr bin ich doch gewesen!

Wenn ich doch nur das Weib los wäre.

Das hörte der Teufel, denn der ist immer an der Thüre und horcht, ob es nicht was zu thun für ihn giebt.

Und der Teufel goß Oel ins Feuer, und Oennekeld hatte seit dieser Zeit keine Rast, und er dachte an nichts, als an seine Frau, das heißt, wie er sie los werden könnte.

Erst dachte er: Der Aerger würd' es thun.

Und er war mit Allem unzufrieden, was sie that oder ließ; aber das schlug nicht an, denn Dortchen trug Alles mit Geduld, und ihre Sanftmuth war ohne Ende.

Merkst Du nicht, sagte der Teufel zu dem Bösewicht, sie trotzt dir; blase dem Kinde das Licht aus, dann stirbt sie vor Kummer!

Wer einmal auf den Teufel gehört hat, zu dem kommt er immer wieder, und läßt ihn nicht los; Oennekeld wollte erst nicht, aber der Gedanke war auf bösen Acker gefallen und schlug Wurzeln, und wucherte auf dem bösen Boden, und ward reif, und der Vater that seinem eignen Kinde leid an, auf einen Sonntag, als seine Frau in der Kirche war.

Soll ich der Mutter Herzbrechen beſchreiben? Das kann kein Menſch, und könnte er auch Pſalmen machen, wie der weiſe König im Morgenlande.

Aber Oenneleds Frau ahnte nichts von dem Teufelswerke, und ſagte mit Hiob: Gott hat mir das Kind gegeben, Gott hat es wieder zu ſich genommen, ſeinen Namen will ich preiſen.

Und ſie trug auch das in Geduld und hielt ſtill.

Je ſtiller aber die arme Frau hielt, deſto wilder wurde ihr Mann, und der Teufel ließ nicht ab, anzuklopfen, und das Feuer mit Scheiten aus der Hölle zu ſchüren.

Wenn es der Kummer nicht thut, ſagte der Teufel, ſo muß es deine Hand thun! Ich will ſchon ſorgen, daß es verſchwiegen bleibt. Und wenn ſie todt iſt, ſo iſt das reichſte Mädchen Dein, und Du gewinnſt tauſendfach wieder, was Du eingebüßt haſt.

Nun war es wieder auf einen Sonntag, und die gute Frau wollte in die Frühmeſſe gehen, denn ſie war gottesfürchtig, und die Kirche war ihr einziger Troſt. Da ſchüttete ſie ihr Herz vor Gott aus und ihre Leiden waren doch auf eine kurze Zeit vergeſſen.

Frau, ſagte der Böſewicht, heute will ich mit in die Kirche gehen. Geh' auf den Boden hinauf und hole mir aus der Lade mein weißes Zeug.

Nun ſtand da oben eine alte Lade von Eichenholz, und der Deckel war mit Eiſen beſchlagen; darin lag das Leinenzeug.

Bring' mir eins von den Hemden, an denen die gekräuſelten Kragen ſind, rief Oenneleb ſeiner Frau nach.

Er hatte aber diese Hemden vorher ganz unten hin in der Lade gelegt. Als nun Dortchen vor der Lade auf den Knieen lag und suchte, kam ihr Mann sachte hinter ihr her und schlug den schweren Ladendeckel zu, daß der Kopf der armen Frau vom Rumpfe getrennt wurde.

Da lag sie gleich todt und kalt und Oennekeld sang dem Teufel einen Psalm darüber.

Aber warte nur Oennekeld, aller Tage Abend ist noch nicht da, und wie die Sünde, so ist die Strafe!

Da oben ist Einer, der sitzt hoch und sieht tief, und wenn du meinst, du hättest für dich gearbeitet, so hast du doch alles für deinen Meister, den Fürsten der Hölle, gethan!

Oennekeld ließ die arme Frau liegen, wo sie lag, setzte sich ruhig in die Stube unten und schickte nach einer Stunde das Mädchen hinauf und sagte: Sieh' doch einmal nach meiner Frau, wo sie so lange bleibt. Das Kramen nimmt ja heute Morgen kein Ende.

Das Mädchen ging, und als es das Unglück sah, schrie es so laut, daß die Nachbarn kamen und sie weinten alle, denn sie waren der Frau gut von Herzen, und Oennekeld weinte auch, aus Klugheit.

Zwei Tage nachher sollte die Frau begraben werden. Der geizige Oennekeld hatte das schlechteste Leinen hergegeben, denn er dachte: es fault doch. Das Laaken war nicht mal rein.

Da sagte der geistliche Herr, der die gute Frau zur Ruhe begleiten wollte: Oennekeld, schämt Er sich nicht; solch' reicher Mann will seiner Frau ein schmuzig Laaken mit-

geben? Laß Er gleich ein reines holen. Gebe er dem Leichenbitter den Schlüssel!

Nein, nein, schrie der geizige Mann, der keinen Menschen zu seiner Lade lassen wollte, ich will selbst gehen.

Er lief auf den Boden vor die Lade.

War er so schnell gelaufen, oder machte es der Anblick der Lade, das ihm das Herz schlug und die Hand zitterte.

Oennekeld, Oennekeld! rief der Pastor, nun wo bleibt Er denn. Lasse Er uns doch nicht warten.

Geschwind riß er den schweren Deckel auf und wollte ihn einhängen; aber seine zitternde Hand steckte den Haken verkehrt, der Deckel schlug zu, und — ab war der Kopf und lag in der Lade!

So wurde er gefunden und der geistliche Herr schüttelte seinen Kopf und sagte: Keine Sache ist das nicht.

Und das Hausmädchen sagte: Ich habe in der Schule gelernt:

Wie die Sünde, so die Strafe!

Wer weiß, wie die selige Frau umgekommen ist! Ich sah, wie sie auf den Boden ging, daß Oennekeld hinterher — — —

Laßt die Todten ruhen! sagte der würdige geistliche Herr und ging dem Todtenwagen voran.

Von Stund' an aber wurde es nicht richtig in diesem Hause und jede Nacht zwischen 11 bis 12 Uhr schlägt der Deckel da oben zu, und der böse Oennekeld kommt, seinen Kopf unter dem Arme, die Treppe herunter, schleicht durchs

ganze Haus und bringt dann ſeinen Kopf wieder in die Lade.

Wißt, die ohne Kopf herumgehen, entweder haben ſie ihren Kopf verloren, da ſie eine böſe That vollbringen wollten, oder ſie verloren den Kopf, als ſie die That vollbracht hatten.

Wäre das nicht, ſo möchte mancher Faden ſo fein geſponnen ſein, daß er nicht an die Sonne käme!

Das zweite Gesicht.

(Second-Sight.)

Second-Sight, im Gaelischen „Taisch“ genannt, ist die Bezeichnung für einen Zustand, der unter den Bewohnern der schottischen Hochlande vielfach und seltener auch wohl anderswo vorkommt, und demjenigen, der in ihn versetzt ist, erlaubt, übernatürliche Dinge und Gesichte wahrzunehmen. Er hat einige Aehnlichkeit mit dem Hellsehen, das in Folge des thierischen Magnetismus entsteht oder doch entstehen soll und wie dieses, so ist auch jenes oft genug der Gegenstand sehr ernsthafter, wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen, aus denen wir hier in aller Kürze einige Zusammenstellungen und Auszüge geben wollen.

Daß die Fähigkeit: Ahnungen, Erscheinungen und Vorgefühle zu haben, sich nicht nur auf die Bewohner der schottischen Hochlande beschränkt, sondern zu allen Zeiten auch anderswo beobachtet und wahrgenommen worden ist, kann durch hundertfältige Beispiele belegt werden. Aulus Gellius unter anderen berichtet, daß ein Priester zu Padua die letzte unglückliche Schlacht des Pompejus, welche in Tessalien stattfand, mit allen ihren Greueln und Verwüst-

ungen mit gesträubtem Haar und in Schweiß gebadet im Geiste hat vor sich gehen sehen, und zuletzt vor Ueberspannung ohnmächtig zusammensinkend „Caesar hat gesiegt!“ gerufen habe. Die Ermordung des Domitian durch seinen freigelassenen Stephanus, die in Rom geschah, wurde von Apollonius Thanaeus zu Ephesus in der Stunde ihrer Begehung auf offenem Markte einer großen Menge dadurch verkündet, daß der Letztere, wie von einer Eingebung ergriffen, plötzlich rief: „Wohlgethan, Stephanus, wohlgethan! Der Mörder verdient es nicht anders. Du hast recht gethan!“ Von einem Wahnsinnigen in der Gascogne wird erzählt, daß er: „Der Admiral ist gefallen!“ in demselben Augenblicke gerufen habe, in welchem Coligny 1572 zu Paris sterbend unter den Streichen seiner Meuchelmörder erlegen.

Neuere Beispiele findet man in Jung-Stilling's „Theorie der Geisterkunde,“ wo unter anderen von einer Haushälterin erzählt wird, die zur Hebung ihrer Krankheit magnetisirt ward und im Zustande des Hellsehens ihrem Herrn einstmals sagte: „Jetzt eben ist Ihr Herr Bruder in Magdeburg gestorben.“ Niemand wußte etwas von dessen Krankheit und zudem war Magdeburg viele Meilen weit entfernt. Nach einigen Tagen aber traf die Nachricht von diesem Todesfalle richtig ein und zwar stimmten Zeit und Stunde genau mit der Vorhersagung überein. An einer andern Stelle heißt es: Swedenberg kam mit einer Gesellschaft Reisender aus England zu Gothenburg an; hier sagte er: „er habe von den Engeln erfahren, daß es gegenwärtig in Stockholm in der und der Gasse brenne.“ — Es waren Stockholmer Bürger in der Gesellschaft, die darüber be-

troffen waren; bald hernach kam er zu ihnen und ſagte: „ſie ſollten ſich beruhigen, das Feuer ſei gelöſcht.“ Den folgenden Tag erfuhren ſie, daß ſich die Sache genau ſo verhalten habe. Dieſe Geſchichte iſt gewiſſe Wahrheit.

In Holland, auf der Inſel Man, in Irland, Schweden, Norwegen und Deutſchland hat man ähnliche Fälle beobachtet, die meiſten und häufigſten aber ſind allerdings in Schottland vorgekommen, wo die Erſcheinung, faſt könnte man ſagen, eine gäng und gäbe Sache iſt oder in früheren Zeiten wenigſtens war. Beinahe in jedem Diſtrikt dieſes Landes gab und giebt es zum Theil noch immer einige Individuen, die ſich die Gabe des doppelten Geſichts entweder ſelbſt beilegen oder ſie beigelegt erhalten. Gewöhnlich leben dieſe einſam und iſolirt, gemieden von ihrer Umgebung, die ſie fürchtet, weil die Befähigung, Viſionen zu haben, gemeinhin nicht glückbringend für denjenigen iſt, der damit ausgerüſtet erſcheint. Sie wird unter den Schotten als eine unerklärbare, dunkle Macht der Natur angeſehen, die den Menſchen überkommt und welche man ſich nur dadurch aneignen kann, daß man in die friſchen Fußſtapfen eines ſolchen tritt, der eben von ihr befallen iſt. Legt dieſer dann noch ſeine rechte Hand auf das Haupt des Novizen, ſo kann, wie es heißt, das Second-Sight für den Letzteren nicht ausbleiben. Man hat es gleichviel bei Männern und Frauen, aber meiſt nur, wenn ſie ſich in vorgerücktem Alter befanden, wahrgenommen. Wenn es kommt, kommt es plötzlich und ſo unerwartet, daß es diejenigen, die es heimſucht, oft in den ſeltſamſten Situationen überraſcht. Auf Spaziergängen, bei ländlichen Verrichtungen, Nachts im Bett oder Abends vor dem Feuerheerd ſieht man plötzlich einem

Menſchen das Haar ſich ſträuben und die Augen, ſtarr und weit aus den Höhlen getrieben, unheimlich in irgend eine Ecke oder auf einen Fleck gebannt, auf dem ſie dann immer irgend etwas Schauerliches: eine blutige Leiche, ein verſinkendes Boot, ein brennendes Haus und dergleichen ſich leibhaft vorgeführt und gezeigt ſehen. Der Tod eines Freundes oder eines Verwandten wird gewöhnlich dadurch voraus verkündet, daß der Taiſcher einen Sarg nach deſſen Hauſe tragen ſieht.

Dieſes ſogenannte Leichenſehen iſt häufig auch in Deutſchland vorgekommen. Jung-Stilling ſagt darüber: „Gewöhnlich äußert ſich dieſes Sehen ſo, daß eine damit behaftete Perſon gewöhnlich bei der Nacht gedrungen wird, hinauszugehen und zwar in die Nähe des Hauſes, aus dem die Leiche herauskommen ſoll; dann ſieht ſie den Zug mit allem, auch den kleinſten Umſtänden. Daß bei dieſer Sache viele Träumereien und Täuſchungen mit unterlaufen, daran iſt kein Zweifel, aber die Sache ſelbſt hat ihre Richtigkeit und iſt gewiß."

Jung-Stilling erzählt ſelbſt mehrere Fälle, die unter den Augen von Predigern paſſirt ſein ſollen, die dagegen eiferten und zuletzt die Richtigkeit der Sache doch hätten einräumen müſſen.

In den ſchottiſchen Hochlanden war der Glaube an das doppelte Geſicht ehedem ſo verbreitet und ſein Vorkommen ſo allgemein, daß, wenn eine Familie irgend einen ihrer Angehörigen vermißte, ein Fiſcher nicht von den See'n, ein Jäger nicht von den Bergen heimkam, man allmorgendlich in der ganzen Gegend Boten herumſchickte, um in den verſchiedenen Hütten und Gehöften anfragen zu laſſen: ob

nicht ein Second-Sight ſtattgefunden, das über das Schickſal des Ausbleibenden Kunde gebe. Ein Doktor Ferriar, der in ſeinem Werk „Apparitions“ dieſes Zuges im Leben der ſchottiſchen Hochlande Erwähnung thut, berichtet, daß in Folge deſſelben Täuſchungen und Irrthümer denn freilich nicht ſelten geweſen. So erzählt er z. B., daß, als das Haupt einer Familie einmal bei Gelegenheit einer Reiſe ein paar Tage länger ausgeblieben ſei, als man erwartet, die Zurückgebliebenen in Angſt gleichfalls alle Morgen den jüngſten Sohn ausſendeten, um zu hören, ob Jemand eine Auskunft gebende Erſcheinung gehabt habe. Am dritten betheuerte eine alte Frau, daß ſie ein Boot und in dieſem Maſter Barow, eben jenen Vermißten, habe in die Wellen ſinken ſehen. In Folge deſſen legte die Familie auch ſogleich Trauer an, feſt überzeugt, daß der Abweſende ſein Grab in den Wellen gefunden und nie wieder zum Vorſchein kommen würde. Am zweiten Abend langte er jedoch wohlbehalten bei den Seinen an, um durch ſein Erſcheinen die Unfehlbarkeit jener Prognoſtication auf die überzeugendſte Weiſe von der Welt Lügen zu ſtrafen.

Wenn dergleichen Dementi's hier und da vorgekommen ſind und auch wohl noch vorkommen, ſo ſind dieſen doch reichlich Beiſpiele entgegengeſetzter Art gegenüber zu halten. So weiß man z. E., durch genaue hiſtoriſche Belege conſtatirt, daß die Hinrichtung der Maria Stuart mehrfach von Sehern der Hochlande zu Anfang des Winters, in deſſen Verlauf ſie ſtattfand, mit allen möglichen Einzelheiten voraus verkündet wurde. Auch die Ermordung des Herzogs von Buckingham mitten auf dem Gipfelpunkt ſeines Glanzes, ward lange bevor ſie ſtattfand, prophezeihet. Als

einmal von ſeinem Glücke die Rede war, rief plötzlich ein alter Schotte: „Ah bah! Das Alles iſt nichts. Ich habe ihn mit einem Dolche in der Bruſt am Strande des Meeres liegen ſehen.“ Mackenzie von Tarbet, der ſpätere Earl von Cromarty, ein tüchtiger ſchottiſcher Staatsmann unter Earl dem Zweiten und ein Mann von großen hiſtoriſchen und wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, ſchrieb für den berühmten Boyle zu gelegentlicher Benutzung eine nicht unintereſſante Abhandlung über die ſeltſame Eigenſchaft ſeiner Landsleute. In dieſer findet ſich auch folgende Thatſache mitgetheilt.

Eines Tages, als er ſelbſt, Mackenzie nämlich, auf dem Felde zwiſchen ſeinen Ackerleuten, die Gerſte einzubringen beſchäftigt waren, umherritt, kam ein Fremder zu Fuß plötzlich unter ſie getreten, ihnen in exaltirtem Zuſtande bedeutend, daß ſie ſich mit der Ernte keine Mühe geben möchten, da er die Pferde der Engländer bereits ſie zerſtampfen und verzehren ſehe. Mackenzie fragte ihn: „woraus er denn erkennen oder den Schluß zu ziehen vermöge, daß die Pferde, die er ſähe, gerade engliſche ſeien.“ Hierauf entgegnete er, „daß er Pferde ſähe, die nicht ſchottiſcher Abkunft wären, und da er wiſſe, daß eine engliſche Armee (unter Cromwell 1650) in das Land gekommen, ſo zöge er den ganz natürlichen Schluß, daß ſie dieſer zugehören müßten.“ Das wirklich ſtattgefundene Ereigniß hat bewieſen, daß der Mann recht geſehen. — Wenige Jahre nach dieſem Vorfalle, lange bevor Argyle ſeine Unglücksreiſe zu König Karl antrat, um ihm zur Wiedereinſetzung ſeinen Glückwunſch abzuſtatten, ſpielte er mit einigen ſchottiſchen Edelleuten Kegel, bei welchem Spiel einer derſelben plötzlich auf den eben kugelſchiebenden Argyle hinſtarrend,

ausrief: „Mein Gott, was seh' ich? Der Lord ist ohne Kopf und seine Schultern über und über von Blut besudelt.“ *) —

Der schon von uns genannte Doktor Ferriar erzählt zwei andere Anekdoten, die wir hier gleichfalls mittheilen wollen, weil sie als charakteristisch gelten dürfen. Ein junger Militär, Freund und Verwandter des Doktors, ward ungefähr in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Schlosse eines schottischen Edelmannes einquartiret, der, was in dieser Klasse selten ist, ebenfalls jene geheimnißvolle Gabe des Second-Sight haben sollte. Eines Tages, während der junge Leutnant eben damit beschäftigt war, den Damen des Hauses ein Theaterstück vorzulesen, blieb der Herr des Schlosses, der während des Lesens im Zimmer auf- und niederging, ganz plötzlich und unerwartet mit allen Zeichen, wie sie Taischer zu zeigen pflegen, stehen. Nachdem er einen Augenblick starr und mit kreideweißem Gesicht vor sich hingestiert, zog er die Klingel und befahl dem sofort eintretenden Diener im Augenblick ein Pferd zu satteln, in die Nachbarschaft nach Schloß Barra zu reiten und dort nach dem Befinden der Lady zu fragen; im Fall der Bescheid erfreulich laute, aber unverzüglich weiter nach Tyrel zu sprengen und dort die gleiche Nachfrage zu halten. Der

*) Archibald Earl von Argyle war das Haupt der schottischen Presbyterianer und Cromwells Freund. Er zog 1645 mit einem Heere gegen die Royalisten und ward von Montrose bei Inneresloky geschlagen. Nach der Restauration wurde er von Karl II. amnestirt, jedoch 1661, nachdem er mehrfach an Empörungen betheiligt gewesen, unter dem Vorwande verdächtig zu sein, daß er Karls I. Tod befördert, verurtheilt und enthauptet.

Vorleſer ſchloß, als er erfuhr, daß ſein Wirth ein Second-Sight gehabt, unmittelbar ſein Buch mit der Erklärung, daß er nicht weiter leſen wolle, bis ihm mitgetheilt, was der Gegenſtand der Erſcheinung geweſen. Nach einigem Zögern erzählte der Edelmann, daß es ihm plötzlich, während ſeines Auf- und Abgehens im Zimmer vorgekommen ſei, als wenn ſich leiſe die Thür geöffnet und eine kleine Frau ohne Kopf in das Zimmer getreten wäre. Da dieſe Viſion nur den Tod einer nahen Bekannten anzeigen könne, ſo habe er den Diener zu zwei Damen geſchickt, mit denen die Frau ohne Kopf einige Aehnlichkeit gehabt. Wenige Stunden nach dieſer Auskunft kehrte der Diener mit der Nachricht zurück, daß eine der Damen, nach deren Befinden er zu fragen gehabt, an einem Schlaganfalle und zwar in dem Moment verſchieden ſei, in welchem die Erſcheinung ſtattgefunden. Ein anderes Mal, da derſelbe Edelmann während einer ſtürmiſchen Novembernacht durch ein Unwohlſein an das Bett gefeſſelt blieb, las der junge Offizier ihm zur Unterhaltung aus einem Buche vor. Da ein Fiſcherboot mit drei Leuten aus dem Schloſſe von dem See, auf den ſie ausgeſandt, nicht heimgekehrt, ſo äußerte der Herr des Hauſes zu mehreren Malen große Beſorgniß wegen ihres Ausbleibens und plötzlich ſich geiſterhaft von ſeinem Lager in die Höhe richtend, rief er aus: „Mein Boot iſt verloren!“ Auf die Frage des Militärs, was ihn zu dieſer Annahme bewege, ſagte er traurig, noch ganz in ſeine Viſion vertieft: „Ich ſehe zwei meiner Leute, die den Dritten todt und ganz naß, mit blau unterlaufenem Geſicht und feucht über die Stirn hängendem Haar ſo eben zur Seite Eures Stuhles niederlegen.“

Man kann ſich denken, daß der Stuhl mit Entſetzen zurückgeſchoben wurde. Im Laufe der Nacht kamen übrigens wirklich zwei Bootsleute mit der Leiche des Dritten in dem beſchriebenen Zuſtande in das Schloß zurück.

Stewart giebt in ſeinen Skizzen von dem Hochland und ſeiner Bewohner (Sketches of the Highlanders and Highland) Bericht von einem andern Second-Sight, das in ſeiner eigenen Familie vorkam und nicht minder ſeltſam iſt.

Spät an einem Herbſtabend des Jahres 1773, erzählt er, kam der Sohn eines Gentleman aus der Nachbarſchaft in das Haus meines Vaters, der ſelbſt mit ſammt meiner Mutter ſich nicht daheim befand, aber von mehreren Freunden und uns Kindern jeden Augenblick mit derſelben zurückerwartet wurde. Der junge Gentleman ſprach wenig und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Gleich, nachdem er gekommen, hatte er nach einem kleinen Knaben von drei Jahren aus unſerer Familie gefragt. In die Kinderſtube geführt, fand er die Amme damit beſchäftigt, ein Paar neue Schuhe zu probiren, von denen ſie klagte, daß ſie keine Gelegenheit habe dieſelben zu tragen. Ihr werdet ſie tragen, noch bevor Ihr's glaubt, ſagte der junge Mann. Dieſe Worte, durch deren räthſelhaften Sinn die Amme mürriſch und zu der Vermuthung gebracht wurde, daß er meine, es werde dem Kinde etwas zuſtoßen, veranlaßten ſie zu herben Reden und Scheltworten. Als der junge Mann daher zu der Geſellſchaft zurückkehrte, die er im Empfangszimmer verlaſſen und welche ſeine Bemerkung über die Schuhe der Amme durch die halb offen gebliebene Thür vernommen hatte, zogen ihn einige damit auf, daß ſie ihm ſpottend zuriefen, die Amme werde glauben, daß er ein Second-Sight gehabt.

Kaum war dieſe Neckerei geſagt, als der junge Mann über und über erbleichte und erzählte, daß, als er an das eine Ende einer hölzernen Brücke, die nicht weit von unſerem Hauſe über einen Fluß führte, gelangt, er eine Menge Menſchen an dem andern Ende verſammelt geſehen hätte. Als er näher gekommen, habe er geſehen, wie ein ſchwarzer Mann einen kleinen Sarg getragen, hinter welchem ſein eigener und mein Vater und endlich unſere Amme in auffallend neuen Schuhen hergegangen ſeien, die Richtung zum Kirchhofe nehmend.

Dieſe Erzählung, die alle Anweſenden erſchreckte, ward in ihrem grauſigen Eindruck in der Erinnerung Aller, die ſie gehört, noch dadurch erhöht, daß der kleine Knabe in der folgenden Nacht wirklich plötzlich ſtarb und das Begräbniß ſich ganz ſo ereignete, wie der junge Mann es im Geiſte vorausgeſehen.

Ein Advocat Wodrow berichtet in ſeinen Memoiren, daß eine katholiſche Dame, die im ſiebzehnten Jahrhundert zu Boroughbridge in Yorkſhire wohnte, eines Nachts träumte, daß ſie einen Wagen und in demſelben eine Dame, in dem Fluſſe, der in der Nähe ihrer Wohnung dahinſtrömte, verſinken ſähe. Sie ließ in Folge dieſes Traumes eine Wache bei einer Fuhrt, die häufig Wagen zu paſſiren pflegten, ausſtellen. Während zweier Nächte ereignete ſich nichts. In der dritten wollte die Lady von Campbell of Shawfield den Fluß in ihrer Kutſche paſſiren und wäre, da die Paſſage an der unrechten Stelle verſucht wurde und der angeſchwollene Strom die Chaiſe umwarf und nebſt den Pferden in ſeine Wirbel fortriß, unfehlbar verloren geweſen, wenn der durch den Nothruf herbeigelockte

Strandwächter sie nicht ans Ufer gezogen und gerettet hätte.

Derselbe Wodrow berichtet, daß ein Prediger, der zu Irvine in Ayrshire eine Predigt hielt, in ihrem Laufe, von göttlicher Eingebung getrieben, seinen Hörern mittheilte, daß Londonderry in diesem Augenblicke frei sei, eine Behauptung, die sich später als vollkommen wahr auswies.

Peden, der wohlbekannte Seher unter den verfolgten Nonconformisten, sah, weit von Bothwell entfernt, den Untergang aller Hoffnungen seiner Glaubensgenossen an diesem Orte in seinem Geiste vor sich gehen. Eine Tochter des Lord Kinnaird zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, welche ebenfalls das doppelte Gesicht hatte, sah eines Tages während des Hochamtes in der Kirche zu Edinburgh den Nacken einer Freundin, als sie zu ihr in den Kirchenstuhl trat, von einem Leichenlaken umwunden. Aus Schreck darüber stürzte die junge Lady aus dem Gotteshause ins Freie. Die Freundin aber fand in der That noch im Laufe desselben Tages unerwartet ihren Tod. Um dieselbe Zeit ungefähr sah ein Hochländer, der mit dem Probst von Glasgow im Schiff derselben Edingburgher Kirche stand, einen Gentleman als Leiche zerquetscht und mit Wunden am Kopfe an sich vorüberschreiten, der eine Stunde darnach von einem Wagen übergefahren, ein klägliches Ende fand.

Als Doktor Johnson 1773 die Hebriden besuchte, fand er den Glauben an das Second-Sight besonders unter der Geistlichkeit verbreitet, und in seinen Schriften scheint er selbst nicht abgeneigt, ihn zu theilen. Jetzt ist derselbe freilich bei den Gelehrten sowohl, als bei dem Volk gesunken und in nicht allzu langer Zeit lebt er vielleicht nur noch als

Mährchen in alten Ueberlieferungen fort. Es iſt viel zu ſeiner Erklärung geſchrieben worden, aber überall iſt man ſtets nur zu zwei Schlüſſen gekommen, nämlich zu dem Schluſſe, daß das Second-Sight entweder nur das Erzeugniß einer lebhaften Einbildung ſein oder zu dem andern, daß es auf einer optiſchen Täuſchung beruhen könne. Zu glauben, ſagt ein ſchottiſcher Mann der Wiſſenſchaft, daß die Gottheit Wunder wirke, um eine Hochzeit, einen Fremden oder einen Todesfall anzuzeigen, würde mehr Beweiskraft erfordern, als alle dieſe Geſchichten zu bieten vermögen. Aber meine Landsleute des wiſſentlichen Betrugs und der abſichtlichen Täuſchung zeihen, dürfte andererſeits auch nicht erlaubt und darum die Enträthſelung des ganzen Phänomens in gewiſſen, ganz natürlichen Urſachen zu finden ſein. Menſchen, die wie die Schotten, einſam leben und in dieſer Einſamkeit über melancholiſchen Ideen brütend, ihre Phantaſie erregen und durch lebhafte Vorſtellungen erhitzen, können am Ende wohl dazu kommen: gewiſſe Einbildungen leibhaftig vor ſich hintreten zu ſehen und, da ſie ihr einförmiges Leben und alle Vorfälle und Gefahren deſſelben kennen, eine Art von Weiſſagungstalent in Bezug darauf an den Tag zu legen.

Die Morgue in Paris.

Nach einer franzöſiſchen Skizze.

Die Morgue! Wer fühlte nicht Schrecken und Schauder bei Nennung dieſes Gebäudes ſich überrieſeln? Iſt dieſes Gebäude doch der trübſelige Ort in Paris, an den man alle unbekannten Leichen bringt, alle Leichen, welche die Seine ans Ufer ſpült oder die man durch einen Zufall oder ein Verbrechen blutig und entſeelt auf dem Straßenpflaſter hingeſtreckt in irgend einem Winkel gefunden hat, alle Leichen, die von keinem Verwandten, keinem befreundeten Weſen in Anſpruch genommen, hier den neugierigen Blicken des Publikums ausgeſtellt bleiben, bis ſie ohne Thränen und jede Beileidsbezeugung der Erde übergeben werden.

Dieſer Schauplatz des Grauſens, auf dem ſich der Tod in allen Geſtalten und Modificationen, gewiſſermaßen mit dem ganzen Luxus ſeiner Entſetzlichkeit der gaffenden Menge vor die Seele ſtellt, einen Moment näher ins Auge zu faſſen, iſt unſern Leſern vielleicht nicht unintereſſant.

Wenn ſie ſich im Geiſte unſerem Gange anſchließen wollen, ſo führen wir ſie an das Ufer des Fluſſes, der Paris durchſtrömt. Wer folgt nicht gern einem fließenden Strome?

Der Strom hat seine Geschichte, und wer ein Ohr dafür hat, kann sie von den murmelnden, plätschernden Wellen sich erzählen lassen. Er entsteht vielleicht aus einem Quellchen, einem Wassertropfen, der bescheiden von einem Felsen fällt und unten unter grünem Moos und Feldblumen wie verloren dahinhüpft. Bald jedoch kommen ihm andere kleine, lustige Bäche zu Hülfe, die sich vergnügt über blanke Kiesel und silbernen Sand hinfort bewegen. Sie sind noch kleinlaut und lispeln nur leise wie mit Kinderstimmen, bald süß, bald klagend traurliche Idyllen, die nur eine weit übergebeugte Trauerweide träumerisch in sich aufnimmt. Bald aber wird das Flußbett breiter und die Wasser werden ernster. Schon fluthen sie durch Städtchen und Städte und hier werden sie schon durch Graniteinfassung und Quais beengt.

Adieu nun blühende, lachende Ufer! Der Strom wird hier von Brücken überthürmt und tritt, wenn man will, in das politische Leben.

Blut mischt sich in seine Wogen und Leichen werden von ihnen dahingespült. Mit Hast und Eile, wie von Schrecken gejagt, entflieht er den Mauern, sich majestätisch in weite Ebenen ergießend, wo er wieder ruhig und nachdenklich fließt, sich durch Felsen hindurchdrängend, von denen er manches Andenken mit sich ins Meer, d. h. in die Unendlichkeit hineinbringt.

Mit solchen mehr oder weniger poetischen Betrachtungen kommen wir an die Insel Saint Louis, die wir überschreiten, um dann die ehrwürdige Notre-Dame de Paris und die melancholische Façade des Hôtel Dieu — das Gebet und das Leiden — zwei Schwestern — hinter uns lassend, uns

einem kleinen Gebäude zu nähern, das am Marché-Neuf liegend, die Seine berührt.

Dieſes kleine Gebäude iſt die Morgue.

Wie ſie jetzt am nordöſtlichen Ende der Sanct Michel-Brück ſteht, iſt ſie 1804 erbaut. Vordem wurden die unbekannten Leichen im Gefängniß des Grand-Châtelet ausgeſtellt.

Das kleine Haus befindet ſich hart an der Seine. Man tritt in daſſelbe ein durch einen Thorweg, der auf einen großen Vorflur führt. An der linken Seite derſelben befindet ſich der Ausſtellungsſaal, der durch Scheiben und Gitter abgegrenzt iſt.

Es kann nicht leicht etwas Düſtereres geben, als dieſen kleinen Saal, in dem ſich ſchwarze Marmortiſche befinden, die nach der Wand zu ſchräg in die Höhe gehen und dort eine Erhöhung haben, die, gleichfalls von dieſem Marmor und eine Art ſteinernes Kopfkiſſen bildend, das Haupt der Leichen ſo gelegt zeigt, daß man es vom Gitter aus wahrnehmen und möglicher Weiſe erkennen kann; darüber in der Mauer eingeſchlagen, befinden ſich große Nägel, an denen die Kleider der Todten aufgehangen werden. Oft, wenn der ausgelegte Leichnam durch den Selbſtmord oder die zufällige oder abſichtliche Tödtung entſtellt oder durch die Wirkungen des Waſſers bereits ſo unkenntlich geworden, daß dem Auge keine Unterſcheidung mehr möglich, kann man ihn nur noch an den Kleidern erkennen und die Identität daran nachweiſen. Auf der andern Seite des Vorflurs iſt das Büreau des Schließers, der unter der Oberaufſicht eines Arztes dieſes traurige Etabliſſement leitet und bewacht. Der Saal für die Secirung der Leichen iſt neben dieſem Büreau und zwei

ſteinerne Tiſche mit einer Reinigungsmaſchine und einigen Flaſchen Chlor ſind darin das ganze Ameublement.

Außerdem giebt es noch eine eigene Kammer für die Kleider der Ertrunkenen, Ermordeten oder Erſtickten, die der Todtengräber fortnimmt, ohne daß ſie reclamirt worden ſind. Wir kennen nichts Traurigeres, als einen Beſuch dieſer Kleiderkammer des Todes, in der ſich in abſchreckendem Durcheinander der Putz mit den Lumpen, die Blouſe mit dem Tuchfrack, die Seidenrobe einer Schauſpielerin mit dem Kattun einer Obſtverkäuferin vermiſchen.

Unter dem Dache hat man eine Art Verſchlag angebracht, in welchem der Aufwärter der Todten wohnt, der Tag und Nacht das Gebäude nicht verlaſſen darf: weil deſſen Thor den ſchaurigen Gäſten immer offen ſtehen muß.

Wenn die Todten weder reclamirt, noch erkannt werden, ſo bleiben ſie drei Tage ausgeſtellt, nach welcher Zeit ſie nach einer Ordre des Polizei-Präfecten in Packleinen gerollt, in einen Kaſten gelegt und dann in die allgemeine Leichengrube geworfen werden.

Wie viele von den traurigen Opfern, welche ihre erſten Stunden des ewigen Schlummers hier auf den kalten Steinplatten der Morgue verſchlafen, hätten vergeſſen, aber friedlich, glücklich vielleicht im Schooße ihrer Provinz leben können, während ſie in Paris dem Laſter, der Verſuchung und der Verzweiflung erliegend, hier der Menge ein ekelhaftes Schauſpiel geben.

Man muß nämlich um Alles nicht glauben, daß die Morgue für die Pariſer Bevölkerung ein Ort für traurige Betrachtungen über die Welt und das menſchliche Leben iſt. Die Morgue iſt für den Pariſer Pöbel ein Gegenſtand der

Neugier, das Café der Todten, wo er erſcheint, um die Neuigkeiten des Tages zu ſuchen, die Ermordeten zu muſtern und die Erhängten und Ertränkten zu zählen.

Der Vorflur iſt immer gefüllt von Menſchen, die da gaffen, ſchwatzen und lachen und vor denen der Tod ſeine Schrecken und ſeine Majeſtät verloren hat.

Nur dann und wann ſieht man einen Fremden oder einen Sonderling, der ernſt und trüb auf die Scene des Schreckens blickt, die ſich ſeinem erſtarrenden Auge eröffnet.

Der Shawl der Todten.

Lord Richard Mulgrave hatte jung und nicht nur zur vollen Zufriedenheit ſeiner Familie, ſondern auch, wie allgemein bekannt, außerordentlich glücklich geheirathet. Lady Helen Cliverton, eine der reichſten Erbinnen Yorkſhire's, war eine Dame von eben ſo viel äußerem Reiz der Erſcheinung, als glänzenden Geiſtesgaben. Eine ſorgfältige Erziehung, häufige Reiſen auf dem Continent und der Drang des Herzens, ſich alles Edle und Schöne, das die echte und wahrhafte Bildung dem Gemüthe des Menſchen zuzuführen im Stande iſt, anzueignen, hatten zuſammengewirkt, aus der Dame das Muſter der ariſtokratiſchen Zirkel ſowohl, als der ſtillen Häuslichkeit auf dem Lande zu machen.

Wie es bei dem engliſchen Adel gewöhnlich, ſo brachte auch Lord Richard Mulgrave den größern Theil des Jahres auf ſeinen Beſitzungen in Davonſhire zu, nur dann und wann, zur Zeit der ſogenannten Seaſon nach London kommend, wo er alsdann das, ſeiner Familie zugehörende Belgrave-Houſe im Trafalgar Square bewohnte.

Nachdem ſeine Ehe mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen geſegnet worden und ſeine Gattin durch

einen längeren Aufenthalt in Italien sich von den rasch auf einander folgenden Wochenbetten bestens erholt und gestärkt, kam das junge und im glücklichsten Einvernehmen lebende Ehepaar nach längerer Zeit im Mai 1855 zum ersten Mal wieder nach London, um daselbst die Zeit der Fashion mit durch zu machen.

Die angesehenen Familienverbindungen beider Gatten, ihre eigenen vornehmen Beziehungen, ihr Rang, ihr Vermögen, die Liebenswürdigkeit ihres Wesens, der Glanz ihres Geistes machten sie sehr bald zu den gesuchtesten und hervorragendsten Erscheinungen der Gesellschaft, besonders nachdem sie die Ehre gehabt, der Königin Victoria vorgestellt und von dieser mit Auszeichnung empfangen zu werden. Von diesem Augenblicke an galten sie allgemein, wie der Modeausdruck sagt, als die eigentlichen Löwen der Season und es ward fast kein Fest, kein Ball, kein Diner oder Soupé begangen, ohne das Lord Mulgrave und seine Lady dabei die Hauptpersonen gewesen. Ihre angenehmen, auf den ersten Blick einnehmenden Persönlichkeiten, die rührende Liebe, die sie für einander hegten, ihr Geist, ihre Bildung, der Reiz und Zauber, der all ihr Thun und Lassen überhauchte, gewannen ihnen die Herzen aller Menschen und hoben sie hoch über die Köpfe der gewöhnlichen Alltagsnaturen hinaus. Wenn man das Paar, Arm in Arm, durch die strahlenden Prunkgemächer und Säle, nach allen Seiten hin freundlich und lächelnd grüßend, dahinschreiten sah, so rauschte nicht selten ein leise gemurmeltes und bewunderndes Ah! ihnen nach, nur zu oft bald hier, bald da von dem Ausrufe begleitet: Die beiden Glücklichen!

Wer aber in der Welt hat es nicht schon an sich erfah-

ren, daß das Glück gewiſſermaßen wie ein Nachtwandelnder iſt, der auf der höchſten Firſt des Hauſes ſchwindelnd einhergeht und, unvorſichtig angerufen, jählings in die Tiefe ſtürzt!

Auch Lord und Lady Mulgrave ſollten das erfahren.

In derſelben Seaſon, in der die beiden Glücklichen den Parquetboden der engliſchen Zirkel wieder betreten hatten, glänzte an einer der erſten Bühnen Londons Miß Ellen Borough, eine junge Schauſpielerin, von großem Talente und höchſt eigenthümlichem Weſen.

Man konnte nicht ſagen, daß dieſe Künſtlerin ſchön ſei. Ihre Geſtalt war ziemlich klein und ſchmächtig, und was ihr Geſicht betraf, ſo war daſſelbe in hohem Grade unregelmäßig. Ihre Stirn erſchien ziemlich niedrig, und Naſe und Kinn, obwohl beide von antikem Schnitt, paßten im Allgemeinen doch nur wenig zu einem geradezu unſchönen Munde und ziemlich vernachläſſigten Zähnen. Augenbrauen, — dieſes, wenn in ſchönen Linien gezogene, wunderbar wirkſame Attribut der Schönheit, — beſaß ſie faſt gar nicht, dagegen äußerſt lebhafte und ſelbſt herausfordernde Augen, ſchönes blondes Haar und Wangen von der anmuthigſten und reizendſten Form.

Wenn man ſie ſah und hörte, ſo mußte man ſich unwillkührlich von ihr angezogen und gefeſſelt fühlen, ohne ſich Rechenſchaft geben zu können, durch welche natürlichen Mittel und Gaben eigentlich der günſtige Eindruck hervorgebracht und erhalten wurde, den ſie auf das Publikum, wie auf ihre nächſte Umgebung gleichzeitig auszuüben im Stande war. Weder ihre Erſcheinung, noch ihr Weſen und Charakter vermochten als Werkzeuge dieſer Anziehungskraft genommen zu

werden. Miß Ellen Borough war weder von ſeiner Erziehung und Bildung, noch in irgend einer Art diſtinguirt; nicht einmal in ihrer Darſtellungsweiſe. Die Tragödie konnte keineswegs als das eigentliche Feld ihrer Begabung gelten und wenn ſie auch als Ophelia und Desdemona immerhin noch Erfolge errang, ſo waren es doch namentlich nur die heiteren Luſtſpielgeſtalten, in denen ſie bezaubernd zu ſein vermochte und ihre größeſten Erfolge erzielte.

Ihre kleine drollige Perſönlichkeit, ihr überſprudelnder Humor, die Keckheit ihres Naturells und vor Allem ihre herausfordernde Koketterie, mit der ſie die oft außerordentlich trivialen Figuren des engliſchen Luſtſpiels zu verkörpern und in lebenſtrotzendſter Fülle vor den Augen des Publikums zu verlebendigen wußte, machten es, daß ſie zum allgemeinen Liebling der Londoner Zuſchauer geworden war. Die Mehrzahl der Stücke von Douglas Jerrold, Tom Taylor und Charles Reade, ſowie von Sheridan Knobles erhielten durch ſie beſtrickenden Reiz und unverwüſtliche Anziehungskraft. Dennoch wäre ſie vielleicht nie zu hervorragender Bedeutung, zu Ruf und künſtleriſchem Anſehen gekommen, wenn nicht ein ganz zufälliger Umſtand die allgemeine Aufmerkſamkeit gerade bei dem Beginn der Seaſon, in der unſere Geſchichte anfängt, auf ſie gezogen.

Miß Ellen Borough, die Tochter armer Komödianten, hatte einen Theil ihrer Kindheit bei einer Tante, der Wittwe eines Matroſen, an der Seeküſte zugebracht und dort, wild und ungebändigt, wie ein Junge umhertobend, unter andern ſeltſamen Künſten auch die des Schwimmens erlernt. Eines Tages von der Probe kommend und von der Richmondterraſſe her die oft ausgebeſſerte und doch immer baufällige Weſt-

minſterbrücke paſſirend, wo ſie einen Beſuch abſtatten wollte, gewahrte ſie ein kleines Mädchen, das aus Unvorſichtigkeit in den Fluß hineingefallen, ein Spiel der Wellen dahintrieb, ohne daß aus der gaffenden Menge am Ufer ein Retter ſich dem unglücklichen Weſen nachgewagt hätte. Dreiſt und waghalſig, wie Miß Ellen Borough es war und gutmüthig zugleich, warf ſie ohne viel Bedenken Hut und Mantille von ſich, um das Kind dem ſicheren Waſſertode zu entreißen. Es gelang ihr auch in der That, das arme Geſchöpf ſchwimmend zu erreichen und an ſich zu reißen, und da inzwiſchen ein Schifferboot zu ihrem Beiſtande herzugeeilt war, ſo bedurfte es keiner großen Anſtrengungen weiter, das Werk der Rettung vollſtändig zu machen.

Daß das gaffende Volk die kühne Schwimmerin mit Jubel am Strande begrüßte, verſteht ſich von ſelbſt und da ſich darunter zufällig auch das Weib eines Arbeiters von dem Theater befand, an welchem Miß Ellen Borough engagirt war, ſo blieb ihr Name kein Geheimniß, ſondern wurde von der Fama raſch weiter und in kürzeſter Zeit auch auf die Redactionen der geleſenſten Blätter getragen, wo er ſogleich in vielen kleinen pikanten Artikelchen verherrlicht wurde und zwar um ſo mehr und eifriger, als gerade in jenem Augenblicke empfindlicher Mangel an intereſſanten Local-Neuigkeiten vorhanden war und die Penny-a-liner der Londoner Journaliſtik mit einer Art von Angſt an ihren Federn kauten.

Eine junge Dame, eine talentvolle Schauſpielerin in der Themſe ſchwimmend, ein dem Tode nahes Mädchen aus den Fluthen zu retten — welch ein Gegenſtand das für die hungernde Phantaſie jener armen Broſamenſchlucker der

Tagespreſſe! In Wahrheit, es konnte dieſen Leuten nichts gelegener kommen, als gerade ein ſolcher Vorfall, der ſich auf eine treffliche Weiſe ausbeuten und im äußerſten Grade lukrativ für ſie machen ließ. Was gab es da nicht zu erzählen, zu berichten! Zunächſt mußte doch die Vergangenheit der Künſtlerin erörtert und mitgetheilt werden: woher ſie ſtamme, wo ſie geboren, erzogen und wie ſie zum Theater gekommen. Die abenteuerlichſten Dinge wurden über ſie laut. Bald war ſie die Tochter eines Peers und einer Kunſtreiterin, bald armer, kleiner Handwerker oder auch wohl gar die Abkömmlingin von Zigeunern. Daß ſie mit vielen harten Schickſalen gekämpft, mehrfach dem Tode nahe geweſen und nur durch ganz ſeltſame und eigenthümliche Wunder gerettet worden — ſolche Dinge konnten und durften natürlich nicht fehlen. Ueber ihr Weſen, ihren Charakter, ihr Talent wurde natürlich auch geſchrieben und ſo kam es, daß Miß Ellen Borough, die bis dahin eine gern geſehene und oft applaudirte Schauſpielerin war, jetzt auf einmal zum erſten Stern, zum leuchtenden Phänomen am Theaterhimmel wurde. Ihr Name, der mit ihrer Heldenthat und den ſeltſamſten Schilderungen ihrer Perſon und Lebensſchickſale durch die Spalten aller Zeitungen lief, wurde ein Name, der im Munde aller Leute lebte und zu dem berühmteſten der Seaſon in dem Grade, daß alle Schichten der Geſellſchaft, der höchſten, wie der niedrigſten, ſich zu ihren Vorſtellungen drängten und ſelbſt die Königin mit ihrem Hofe nicht verſäumte, ein Stück zu beſuchen, in welchem Miß Ellen Borough die Hauptrolle ſpielte.

Die junge Schauſpielerin, die ſich ſo über Nacht zu Ruhm und Bedeutung gelangen ſah, war damit natürlich

ſehr zufrieden und wurde in ihrem Weſen wie in ihrem Spiel in Folge deſſen nur noch ſelbſtbewußter, kecker und herausfordernder. Leichten Sinnes, frivol und gefallſüchtig, wie ſie von Haus aus war, ließ ſie ſich nun vollends die Zügel ſchießen, indem ſie jetzt gänzlich das emancipirte Weib, die freie, losgebundene Künſtlerin, d. h. die Dame wurde, die aller einengenden Rückſichten des weiblichen Lebens ſpottet und darüber ſich weit hinaus erhebend, mehr und mehr auf die Wege kam, welche jene unſeligen Geſchöpfe der ſogenannten Demi-Monde zu wandeln pflegen.

Belagert, umſchwärmt, auf Händen getragen von jenen albernen Enthuſiaſten, welche ſich überall um die Bühnen zu ſchaaren pflegen, ward ſie ſehr bald nicht viel mehr als eine von jenen Heldinnen, denen die Camellia als Symbol und Ordenszeichen in die Hand, an die Bruſt oder ins Haar gegeben worden iſt. Sie empfing zu ganzen Dutzenden die Herren in ihren Zimmern; ſie rauchte, ritt, nahm Geſchenke und alle ſonſtigen Huldigungen an, ohne ſich freilich irgendwie näher für den einen oder andern ihrer Ritter zu intereſſiren. Eine erſte, brennende Jugendliebe lag hinter ihr. Die böſe Welt ſprach von einem Kinde, das von armen Leuten in der Stille erzogen würde und das zu ihr in nächſter Beziehung ſtünde. Niemand wußte indeß Näheres darüber und ſie ſelbſt ließ ſich nie auf Bekenntniſſe ein. War ihr Herz doch ein Buch mit ſieben Siegeln, von dem ſie ſelbſt vielleicht des Glaubens ſein mochte, daß ſie nie mehr in die Lage kommen würde, daſſelbe zu öffnen.

So ſtanden die Dinge, als eines Abends auch Lord und Lady Mulgrave das Theater beſuchten, in dem Miß Ellen — wie ſie jetzt kurzweg und allgemein geheißen wurde —

ſpielte. Beide hatten ſo viel von der Schauſpielerin gehört und geleſen, daß ſie doch auch neugierig auf ſie geworden und ſie ſehen wollten. Es war zufällig keine ſehr glänzende Leiſtung ihrerſeits und namentlich Lord Richard erklärte ſich in hohem Grade enttäuſcht. Er fand das Stück, in dem Miß Borough ſich präſentirte, trivial und abgeſchmackt und ihre Darſtellung ſelbſt von einer ganz gewöhnlichen, nur ſehr raffinirten und koketten Art. „Ich begreife nicht," ſagte er, „wie die Welt ſo viel Rühmens von einer Begabung machen kann, die durchaus nichts Hervorragendes hat, ſondern nur eine überaus glänzend aufgeputzte Alltäglichkeit iſt, die an allen Ecken und Enden ihre ganz gemeine Herkunft wahrnehmen läßt. Miß Borough ſpielt ohne alle Tiefe des Gefühls, ohne allen feinen Humor, ja nicht einmal mit ächtem und wirklichen Esprit. Sie ſcheint mir eine ausgelernte Komödiantin: das iſt Alles."

Lady Helen, wenn ſie auch ebenfalls ſchon nicht gerade begeiſtert war, urtheilte doch bei weitem milder. „Es lebt und webt doch ein Zug von Größe in ihrem Spiel", entgegnete ſie. „Die Art, wie ſie ſich ihrer Rolle entledigte wie ſie den Charakter herausarbeitete und zur Wirkung brachte, zeigt vom entſchiedenſten Talent. Vielleicht iſt es roh und ungeglättet, vielleicht aber läßt auch die ganze Faſſung des Stückes eine mehr ſaubere Geſtaltung nicht zu. Wir ſind der Schauſpielerin jedenfalls ſchuldig: ſie noch in einer anderen, in einer feiner gearteten Aufgabe zu ſehen."

„Das Themſe-Abenteuer der Dame hat Dich zu ihren Gunſten beſtochen," erwiderte der Gatte. „Und wer weiß, wie es auch damit beſchaffen? Vielleicht iſt das Ganze nur ein gewöhnlicher Theatercoup oder ein Zeitungspuff, den

der Director dieſes Theaters oder einige gute Freunde der Schauſpielerin für die Tagespreſſe in Scene ſetzten, um damit für dieſe oder jenes Reclame zu machen."

„Du urtheilſt ſehr ſtreng," meinte Lady Helen, indem ſie hinzufügte: „und meiner Meinung nach nicht ganz gerecht. Wenn mir Miß Borough auch nicht gerade Bewunderung für ihre Kunſt einflößt, ſo begreife ich doch ganz wohl, wie ſie auf die Menge durch ihr Spiel einen entſchiedenen Reiz auszuüben im Stande. Unbegreiflich dagegen iſt mir, wie man ſich in ſie verlieben kann, was doch, wie verlautet, ſehr viel und nicht immer von ganz unbedeutenden Männern geſchehen ſoll. Ihre Züge ſind mehr unſchön, als ſchön, ihre Stimme heiſer und von gebrochenem Ton, ihr Benehmen unweiblich, herausfordernd und jeder Grazie entbehrend."

„Blaſirte Männer, abgeſtumpfte Geiſter, Modenarren giebt es genug," warf Lord Richard hin, „und unter dieſen wird ſie wahrſcheinlich die Garde ihrer Verehrer wählen."

Unter dieſem Zwiegeſpräch verließen Lord und Lady Mulgrave das Haus, unten in den harrenden Wagen ſteigend, der ſie noch vor ein Hôtel des Weſtends fahren ſollte, wo es große Geſellſchaft gab und die Gatten wenigſtens vorgeſprochen haben wollten.

Von den Wirthen des Hauſes nach dem Grunde gefragt, der ihre Ankunft ſo ſpät verzögert, konnte es natürlich nicht fehlen, daß die Rede wiederum auf Miß Ellen Borough kam. Lady Mulgrave klagte ihren Gatten allzuſtrenger Härte an, ſchloß aber damit, daß ſie ſagte: „Doch kann ich immerhin bei ſeiner gearteten Männern hier eine Art von Abneigung verſtehen. Miß Borough hat etwas Aufring-

liches, Burſchikoſes, von dem ich nicht begreife, wie es gefallen kann. Als Schauſpielerin will ich Miß Borough gelten laſſen; als Weib iſt ſie mir zuwider und es iſt mir unmöglich, mir vorzuſtellen, wie ſich ein Mann in ſie zu verlieben im Stande iſt."

Daß ſolche Aeußerungen und das abſprechende Urtheil Lord Mulgrave's von allen Seiten beſtritten und für unrichtig erklärt wurden, wird man ſich nach allem Geſagten leicht denken können. Beſonders war es ein eleganter, etwas abenteuerlicher Miſter Kop, der ſich der Schauſpielerin annahm.

Dieſer Miſter Kop, der in Indien geweſen und dort große Reichthümer erworben haben wollte, ſpielte den Dandy par excellence. Er hielt ſich die ſchönſten Pferde, die prachtvollſte Wohnung und mehrere Diener. Da er außerdem mit dem Gelde in freigebigſter Weiſe um ſich warf, ſo war er ſehr bald als eine Art Nabob in der ganzen engliſchen Weltſtadt bekannt und als ſolcher auch in die erſten Zirkel derſelben eingeführt. Die Leute behaupteten, daß er Miß Ellen beſonders verehre und ſich angelegentlichſt um ihre Hand bewerbe. Er war es denn auch hauptſächlich, der ſich zum Vertheidiger der Künſtlerin aufwarf und ihr Talent ins günſtigſte Licht zu ſtellen verſuchte.

„Sie haben es unglücklich getroffen, beſter Lord, verehrteſte Lady," rief er in ſeiner immer gleich zutraulich werdenden Weiſe. „Die heutige Rolle iſt eine überaus undankbare und überdies Miß Ellen ſchon ſeit mehreren Tagen leidend. Wenn ſie wieder wohl auf iſt und die Bühne in einem Parte betritt, der ihrer eminenten Befähigung eine ebenbürtige Aufgabe bietet, will ich nicht unterlaſſen, Ihnen

Meldung davon zu machen, damit Sie Gelegenheit erhalten: eine andere Meinung über den Abgott des Publikums zu faſſen."

Lord Mulgrave, dem die Wichtigkeit ziemlich lächerlich vorkam, mit welcher man hier und allerorts über die Leiſtungen einer kleinen Komödiantin debattirte, verneigte ſich ſtumm und kalt, wenn auch durchaus höflich gegen Miſter Kop und wandte ſich ebenſo wie ſeine Frau dann einer andern Gruppe in der Geſellſchaft zu, beide in ſich ſelbſt wohl entſchloſſen: ſich um Miß Ellen Borough und ihre Darſtellungen nicht im Mindeſten weiter zu bekümmern.

Indeß: der Menſch führt nicht immer aus, was er ſich vorgenommen, hier zum Glück, dort zum Unglück, wie es nun eben kommt. Lord und Lady Mulgrave wären zu beneiden geweſen, wenn ſie an Miß Ellen Borough nie wieder erinnert worden wären. Das Fatum wollte aber, daß es nicht der Fall, denn als Lord Richard etwa vierzehn Tage ſpäter allein durch den Regentspark ritt, ſah er in der Nähe der Villa des Marquis von Hertford plötzlich eine ganze Cavalcade auf ſich zuſtürmen, deren Spitze eine Dame führte, welcher zwei, drei Herren zur Seite ſprengten, während die Andern, gleichſam ihr Gefolge bildend, hinter ihr her gefauſt kamen.

Da ſolche reitende Gruppen mit einer Amazone voran im Regents- und Hydepark zu London weder etwas Seltenes, noch Auffallendes ſind, ſo war Lord Mulgrave nicht eben ſehr betroffen davon und Willens, ihr gar keine weitere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Die Zügel ſeines eignen Thieres kurz nehmend und daſſelbe aus einem gewöhnlichen Trab

in einen leichten Galopp umwerfend, wollte er eben ſchnell und dem Zuge wenig oder gar keine Aufmerkſamkeit ſchenkend, dieſem zur Seite wegbiegen, als er ſich plötzlich beim Namen genannt hörte und den vorderſten Reiter von der Flanke der Dame auf ſich zuſprengen ſah, jener noch ein Zeichen zurückgebend: anzuhalten.

Der ſolcher Geſtalt zu Lord Mulgrave Heranſchwenkende war Miſter Kop, der hochgerötheten Antlitzes rief: „Nein, beſter Lord, ſo entkommen Sie uns nicht. Ich habe Miß Ellen von dem wenig günſtigen Eindrucke erzählt, den ihr neuliches Spiel auf Sie gemacht und da ein ſo erklärter Gegner ihres Talentes, wie Eure Herrlichkeit einer ſind, derſelben noch gar nicht vorgekommen, ſo hat ſie die Laune, ſchon um der Seltenheit wegen, Sie kennen lernen zu wollen. Wir ſprachen gerade von Ihnen, als ich Sie auf uns zureiten ſah, und da harrt nun Miß Ellen des Vergnügens, den wahrſcheinlich einzigen Feind kennen zu lernen, den ſie auf dieſem Runde der Erde beſitzt.“

Lord Mulgrave war von dieſer Anrede wenig erbaut und wünſchte im Stillen den Sprechenden zu den Antipoden, oder wenigſtens in das Land, wo der Pfeffer wächſt. Halb und halb war er auch ſchon entſchloſſen, den Läſtigen kurz abzufertigen und dann ſo eilig, als möglich das Weite zu ſuchen, als er plötzlich zu ſeinem großen Bedauern wahrnehmen mußte, daß die reitende Dame, deren Pferd nach dem plötzlich unterbrochenen raſchen Galoppiren nicht ſtehen wollte, mit ihrem ganzen Gefolge bereits in die Reitallee eingebogen war, in der er ſelbſt ſich befand, und auf ihn zu getrottet kam. Ohne ſich lächerlich zu machen, konnte er nun nicht mehr entweichen, ſondern mußte nun wohl oder

übel das unerwartete und wie aus den Wolken fallende Abenteuer beſtehen.

Raſch entſchloſſen, gab er dem Pferde die Sporen und ritt, begleitet von Miſter Kop, Miß Ellen entgegen. Die gegenſeitige Vorſtellung war bald geſchehen und die Cavalcade gleich darnach wieder mobil.

„Alſo ſo ſieht mein unnachſichtlichſter Tadler aus!“ rief Miß Ellen im Weiterreiten, Lord Richard mit ſchelmiſchem Ernſte fixirend.

„Sie thun mir entſchieden zu viel Ehre an,“ entgegnete der ſo Apoſtrophirte mit einem leichten Anfluge von Verlegenheit. „Sie müſſen bedenken, Miß Borough, daß ich in jeder Beziehung ein Laie und durchaus kein Kunſtkenner bin. Mein individuelles Urtheil kann im Grunde genommen für Sie nicht mehr bedeuten, als etwa das Rauſchen der Blätter hier über uns!“

„Das ſagen Sie wohl, Lord Mulgrave!“ erwiederte lebhaft Miß Ellen. „Doch aber iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Ihrem Urtheil und dieſem Blättergeſäuſel. Das Letztere thut meinem Ohre wohl, denn es kündet die ſchöne Jahreszeit an, den Frühling, die Tage des Glücks und der Freude. Ihr Urtheil aber thut meinem Herzen weh und verletzt mich im Innerſten, weil es mir zeigt, daß ich mit all meinem Fleiße und Streben doch etwas Vollkommenes nicht zu leiſten im Stande!“

„Sie beſitzen die Gunſt und den Beifall der Menge, was will da die abweichende Meinung des Einzelnen ſagen!“ replicirte Lord Richard, indem er auf das Gefolge der Reiter deutend hinzufügte: „Gegen dies Cortège der

lauten Bewunderung, was will da mein kritiſcher Unkenruf bedeuten?“

„Reden Sie mir nicht von den albernen Menſchen, welche den lächerlichen Schweif meines künſtleriſchen Rufes bilden!“ rief die Schauſpielerin, ihr Pferd mit der Reitpeitſche über den Hals ſchlagend und ihm ſo einen weiteren Vorſprung als bisher noch gebend. „Die Anſicht dieſer Gecken und Narren wird mir ewig gleichgültig bleiben. Verſtehen ſie doch von der Kunſt ſo viel, wie der Bär von dem Lauteſchlagen. Sie ſind die ſchmarotzenden Fliegen, die das Licht auch des fraglichſten Ruhms umſchwärmen. Man läßt ſie ſummen und weiter nichts!“

Lord Mulgrave blickte erſtaunt die Redende an. Der Verdruß, der auf ihrem Geſicht ausgeprägt lag, die fliegende Röthe, die es in dieſem Augenblicke überhauchte und eine ihrer langen Locken, die ſich bei der raſchen Bewegung des Ritts ihr fliegend über die Wange geworfen, ließen ſie eben jetzt eigenthümlich ſchön und pikant erſcheinen. Sie mochte das wohl ahnen oder aus dem Geſichtsausdrucke des Begleiters ſchließen und als Schauſpielerin daran gewöhnt: gute Abgänge zu haben, benutzte ſie dieſen Moment und ſeinen günſtigen Eindruck, ſogleich der erſten Begegnung mit dem neuen Bekannten einen wirkſamen Actſchluß zu geben.

„Die Erwähnung meiner Escorte,“ ſagte ſie, nach einem Augenblicke des Schweigens das unterbrochene Geſpräch wieder anknüpfend, „erinnert mich übrigens daran, Euer Herrlichkeit „gnädigen Abſchied“ zu ertheilen. Ich kann mir denken, daß es Ihnen nicht wünſchenswerth ſein wird, in der Gemeinſchaft meiner Begleiter geſehen zu werden. Laſſen Sie uns darum hier im Park noch ſcheiden, aber verſprechen

Sie mir, Lord, daß wir uns wiederſehen. Sie werden es verzeihlich finden, wenn mir daran liegt: Ihnen eine beſſere Meinung von mir beizubringen."

„Die habe ich bereits gewonnen," antwortete Lord Mulgrave raſch. „Dieſe kurze Begegnung genügte, mir eine ganz andere Vorſtellung von Ihnen zu erwecken, als die war, die ich von der Bühne herab empfing. Ich kann Ihnen ſchon jetzt mein Intereſſe, meine beſte Theilnahme nicht verſagen und wenn Sie erlauben, Miß Borough" ...

„Miß Borough erlaubt nicht, Miß Borough bittet, ihr geneigte Theilnahme und einen gelegentlichen Beſuch ſchenken zu wollen," fiel raſch die Künſtlerin ein, indem ſie Lord Richard die Hand reichte, derb ſchüttelte und dann mit ihrem ganzen Gefolge grüßend an dem zurückbleibenden Reiter vorüberfegte.

Dieſer ſah der gemiſchten und lärmenden Cavalcade einen Moment lang nach und bog dann im Schritt in einen Seitenweg ein, indem er, in allerlei ſeltſame und widerſprechende Gedanken vertieft, der Richtung kaum achtete, die er verfolgte. Als er aus ſeinem Nachſinnen erwachte und bemerkte, daß er ſich am zoologiſchen Garten befand, griff er raſch in die Zügel und, ſeinen Agathon die Schenkel fühlen laſſend, ſprengte er in Eile der Stadt wieder zu.

Lady Helen fand ihn bei Tiſche ein wenig zerſtreut, ſonſt aber freundlich und liebenswürdig, wie immer. Gelegentlich erwähnte er auch der neuen, ſeltſamen Bekanntſchaft, die er gemacht, indem er dabei waidlich auf Miſter Kop loszog, der, wie er ſagte, ein Narr ſei und ihm das ſonderbare Abenteuer wohl hätte erſparen können.

Auf die Frage der Gattin: wie die Schauſpielerin in der Nähe ausſähe und wie ihr Benehmen geweſen, ſagte er ziemlich kurz: „Ihre Züge ſcheinen, nahe geſehen, zu gewinnen; ihre Manieren, dreiſt und herausfordernd, nicht ohne einen gewiſſen Zug der Offenheit zu ſein.“

„Wir wollen ſie gelegentlich doch noch einmal ſpielen ſehen,“ warf Lady Helen hin und da Lord Richard, ihr Gemahl, darauf weiter nichts hinzufügte, ſo wurde damit der Gegenſtand verlaſſen und in der nächſten Zeit nicht weiter berührt.

Einladungen, Beſuche, allerlei geſellſchaftliche Verpflichtungen nahmen das Paar in den darauf folgenden Tagen auch gerade beſonders ſtark in Anſpruch und ſo kam es denn, daß Lord Mulgrave des der Schauſpielerin gegebenen Verſprechens nur zu bald wenig oder gar nicht mehr eingedenk war. Wenn er aber auch ja daran dachte, ſo ſagte er wohl mit einem leichten Lächeln zu ſich ſelbſt: Die Künſtlerin wird mitten in dem Trubel ihres Verehrerſchwarms der Begegnung längſt vergeſſen haben. Und zu was ſollte am Ende auch eine Weiterführung der Bekanntſchaft dienen? Miß Borough paßt nicht zu mir, ich nicht zu Miß Borough. Am Beſten, wir bleiben uns fern.

Das Beſte wäre dies ohne Zweifel geweſen, aber das Beſte geſchieht nicht immer im Leben, wie Jedermann aus Erfahrung wohl wiſſen wird, und auch Lord Richard inne werden ſollte.

Eines Abends war Lady Mulgrave allein zu einer Dame ihrer Bekanntſchaft gefahren, um dieſer, einer nahen Anverwandten, bei der Aufſtellung einer Einladungsliſte berathend zur Hand zu gehen. Lord Richard beſchloß in der

Zeit ihrer Abweſenheit einen lange nicht geſehenen Freund aufzuſuchen, und machte ſich demzufolge nach Leiceſter Square hin auf den Weg. In der Nähe von Coventgarden, wo ſich ein lebhaftes Treiben zeigte, fiel ihm plötzlich Miß Borough ein, indem er ſich erinnerte, in den Blättern geleſen zu haben, daß ſie an demſelben Abend eine ihrer hervorragendſten Rollen ſpiele. Von Coventgarden nach Drury-Lane iſt nicht weit, und ohne ſich weiter Rechenſchaft zu geben, änderte er nun raſch ſeinen Entſchluß, ſeine Schritte dahin lenkend und einen Logenſitz nehmend, der ihm den vollen Ueberblick über die Bühne ſicherte, ihn ſelbſt aber auch leicht und allgemein ſichtbar werden ließ.

Als er ſich auf ſeinem Platze niederließ, hatte die Vorſtellung bereits begonnen, das Vorſpiel eines Schauſpiels, in welchem ein Kind geſtohlen wurde, das ſpäter im eigentlichen Stücke die Heldin abgab, welche natürlich Miß Borough ſpielte. Lord Mulgrave achtete nicht ſehr auf die Vorgänge der Scene, und noch weniger ſchienen dies zwei Herren zu thun, die in einer Nebenloge ſaßen und ſich ziemlich laut und ungenirt unterhielten.

„Mit der Borough iſt etwas vorgegangen", ſagte der Eine in ziemlich vernehmlichem Tone. „Gieb nur Acht, wie ſie das Haus durchmuſtert, wenn ſie auftritt. Es iſt ganz unzweifelhaft, daß ſie Jemanden in der Menge ſucht. Wer zum Henker mag der Glückliche ſein!"

„Irgend ein neuer Verehrer", erwiederte der Andere. „Miſter Kop wird langweilig und ein Wechſel wünſchenswerth. Miß Ellen ſah neulich ſehr ennuyirt aus und gähnte ſichtlich in die Schaar der ſie umgebenden Anbeter hinein."

Solchen und ähnlichen Worten lauschend, saß Lord Richard da, bis der Vorhang aufs Neue in die Höhe ging und das eigentliche Stück begann, in dessen zweitem Auftritte bereits Miß Ellen Borough zu erscheinen hatte. Da sie in Gedanken versunken vorkommen und erst eine geraume Weile mit stummem Spiele ausfüllen mußte, so blieb ihr hinreichend Zeit, jene von dem Nachbar unseres Zuschauers zur Bemerkung gebrachte Umschau vorzunehmen, die in der That ganz in der angegebenen Weise erfolgte. Nachdem die Darstellerin den, wie die Vorschrift der Rolle verlangte, zu Boden gesenkten Blick, mehr in den Vordergrund tretend, erhoben, ließ sie denselben, langsam über Sperrsitz und Ranglogen weggleitend, die Versammlung mustern, bei welcher Musterung die beiden Herren zur Seite Lord Mulgrave's sich anstießen, indem sie wie dieser dem Blicke der Schauspielerin nicht ohne Spannung folgten. Als dieser Blick bis Lord Richard gekommen und derselben erkannt hatte, flog eine flüchtige Röthe über Miß Ellens Gesicht, zugleich mit einem Lächeln, das wenig zu den betrübten Worten paßte, mit denen die Rolle begann. Miß Ellen Borough wußte als wohlgeübte Schauspielerin sich aber ganz wohl zu helfen und so thuend, als ob ein schöner Traum flüchtig ihre traurige Seele berührt hätte, ließ sie dies Lächeln ruhig einen Moment ihre Züge verklären, gleich darauf aber langsam ersterben, dabei mimisch andeutend, als schwände ein angenehmes Bild vor ihren Sinnen in Nichts dahin.

So geschickt dieser, der großen Menge als feine Nüance erscheinende Kunstgriff aber auch ausgeführt ward, die Theaterhabitues neben Lord Mulgrave und dieser selbst

konnten dadurch doch nicht irre geführt oder hintergangen werden. Alle drei hatten sogleich die Empfindung, daß Miß Ellen denjenigen Gegenstand gefunden, den sie gesucht, und da über die Gegend, wo dieser weile, kein Irrthum obwalten konnte, so wandte Lord Richard noch rasch den Kopf, so thuend, als ob er gleichgültig über das Publikum wegblicke, nach der andern Seite, bevor die neben ihm Sitzenden sich nach ihm umgesehen. Instinktartig aber merkte er, daß sie sich mit Blicken anschauten, in denen deutlich zu lesen war: Ah, dieser also ist es, den das Auge der Künstlerin suchte.

Und in der That konnte darüber auch nicht lange ein Zweifel herrschen, denn Miß Ellens hauptsächlichste Aufmerksamkeit blieb unausgesetzt der Stelle zugewendet, an der sich der Held unserer Geschichte befand und wohin alle Reden und Ausrufe vorwiegend gerichtet wurden.

Als Lord Mulgrave die Loge verließ, befand er sich in einer ganz eigenthümlichen und seltsamen Stimmung. Die ergreifenden Vorgänge des Stücks, Miß Ellens Wesen, Blicke und ganzes Spiel, die Reden der beiden Nachbarn, das Rufen und Klatschen der Zuschauer, seine eigenen Gedanken, das Alles wirkte wunderbar in ihm durcheinander und ließ ihn in einen Zustand kommen, der ihn sich selbst zu einer Art von Räthsel machte. Er kam sich wie verändert, wie ausgetauscht vor — er wußte nicht, sollte er weinen oder lachen, erfreut sein oder sich ärgern. Das Eine war ihm so nah, als das Andere, und noch unsicher darüber, was eigentlich bei ihm der Fall sein könne oder solle, eilte er dem Ausgange zu, wo er sich plötzlich von Mister Kop angeredet hörte, der ihn, wie sich erkennen ließ, hier erwartet hatte.

„Guten Abend, beſter Lord!“ rief er ihm in ſeiner bekannten vertraulichen Art und Weiſe zu, „guten Abend, beſter Lord. Erfreut Sie wieder zu ſehen! Nun vor allen Dingen, wie hat Ihnen heut' die kleine Ellen gefallen? Ausgezeichnet! Süperb! Sie hat ſich ſelbſt übertroffen! Nie hat ſie vorzüglicher geſpielt, wie heut'! Es iſt nur eine Stimme im Publikum, die Stimme des Lobes, der anſtaunenden Bewunderung, des Entzückens und der Begeiſterung! Sind Sie heut' nicht bekehrt? Mäkeln Sie noch immer?“

Dieſe Fluth von Ausrufungen und Fragen brachte Lord Mulgrave wieder etwas zu ſich, indem er bei ſich ſelbſt den Himmel anflehte, ihn nur nie einen ſolchen Narren werden zu laſſen, wie er in Miſter Kop einen vor ſich hatte.

„Miß Borough“, entgegnete er ziemlich kühl, „hat in der That meiſterhaft geſpielt, und wenn Sie dieſelbe ſehen, bitte ich Sie, mit Ihrem eigenen Enthuſiasmus auch den meinigen zu ihren Füßen legen zu wollen.“

„Warum wollen Sie das nicht ſelbſt, verehrteſter Lord?“ antwortete hierauf der hingeriſſene Kunſtmäcen, indem er raſch an dieſe Frage die Bemerkung knüpfte, daß es der „kleinen Ellen“ immer angenehm ſei, nach einer ſo aufregenden Rolle, die ſie doch nicht ſogleich zur Ruhe kommen laſſe, ein Paar der näheren Freunde bei ſich zu ſehen. „Sie wohnt hier in der Nähe an der Waterloobrücke,“ fuhr er beriſert fort, indem er hinzufügte: „und wird Sie gewiß beſonders gern empfangen, weil wir heut' Sitzung des Jockeyclubs haben und außer mir wohl ſonſt keiner ihrer Verehrer da ſein wird.“

Dieſe letzte Bemerkung veranlaßte Lord Richard, der Aufforderung nachzukommen. Du haſt ihr einmal einen Beſuch verſprochen und heut' ohne Zweifel die beſte Gelegenheit, dein Verſprechen zu halten, dachte er. Mache die Sache ab und damit gut.

„Wohlan, ſo begleite ich Sie, Miſter Kop," ſagte der Lord, indem er neben dieſem herſchritt und es ſich gefallen ließ, von ihm unter den Arm genommen zu werden.

Die Wohnung der Schauſpielerin war in der That bald erreicht, ſie ſelbſt indeß natürlich noch nicht darin angekommen. An ihrer Statt machte Miſter Kop die Honneurs, der Lord Mulgrave einen Lehnſeſſel herbeiſchob, ihm Hut und Plaid abnahm und denſelben überhaupt ſo comfortabel wie möglich einzurichten verſuchte.

Die Zimmer, die zur Benutzung des Beſuchs offen ſtanden, waren ziemlich elegant, ja, nicht ohne einen gewiſſen Luxus ausgeſtattet. Koſtbare Vaſen und Statuen, prachtvolle Möbel und Behänge, tauſenderlei Kleinigkeiten und Zierrathe putzten die Gemächer ſtattlich aus, die aber bei alledem doch entſchieden keinen ſehr anheimelnden Eindruck machten. Der Hauch ſtiller Häuslichkeit lag nicht darüber ausgebreitet, ſondern Alles, auch das Schönſte und Beſte darin, ſtand ſo bunt durcheinander geflickt, ſo achtlos zuſammengeſchoben, daß ein unerquickliches Ausſehen und ein gewiſſes Unbehagen bei dem darin Weilenden nicht ausbleiben konnte.

Auch bei Lord Mulgrave blieb es nicht aus, obſchon Miſter Kops beſtändiges Geſchwätz und ſeine ewige Unruhe, die ihn bald hier und dort hin trieb, denſelben zu keiner eigentlichen Sammlung und Beſchaulichkeit kommen ließ.

Endlich erſchien nun Miß Ellen Borough ſelbſt, die, läſſig gekleidet, einen weiten Mantel übergeworfen und das ſchöne, blonde Haar nur läſſig um den Kopf befeſtigt, einen faſt bezaubernden Eindruck machte. Sie gehörte, wie ſich hier recht deutlich zeigte, zu denjenigen Frauen, die ungeputzt am reizendſten ausſehen und beſonders, wie bei allen unregelmäßigen Geſichtern, in dem Falle, daß irgend ein Affekt erhöhtes Leben in ihre Mienen gießt.

Als ſie eintrat und ſich Lord Mulgrave gegenüber erblickte, ließ ſie überraſcht den Mantel von den Schultern gleiten und ihm erröthend die Hand entgegenſtreckend, rief ſie freudig aus: „Endlich alſo doch! Mylord haben die arme, kleine Schauſpielerin alſo nicht vergeſſen?“

„Miß Ellen Borough vergißt man nicht, wenn man ſie einmal kennen gelernt,“ entgegnete Lord Richard, indem er die ihm dargereichte Hand zum Munde führte.

„Warum kamen Sie dann nicht früher?“ fragte die Schauſpielerin weiter, die, als ihr nicht gleich geantwortet wurde, ſogleich fortfuhr: „Ich weiß wohl, eine Dame Ihres Standes würde ſich hüten, Ihnen eine ſolche Frage zu thun und Ihnen damit zu verrathen, daß Sie von ihr mit Spannung erwartet wurden. Wir armen Geſchöpfe der Bühne, wir Bohemiennes, wie die Franzoſen ſagen, die wir aus der Verſtellung ein Gewerbe machen, wir kennen eine ſolche Zurückhaltung nicht und geben uns ohne allen Vorbehalt, wo wir einmal Vertrauen gefaßt. Und zu Ihnen, Mylord, habe ich das und darum — — Doch, was ſchwätze ich denn hier?“ unterbrach ſie ſich plötzlich ſelbſt, indem ſie Kapote, Mantel, Shawl und in was ſie ſonſt im Zimmer Entbehrliches eingehüllt war, weit von ſich auf einen Stuhl am

Kamin oder auch auf die Erde warf und den neuen Beſuch, ohne auf Miſter Kop irgend eine Rückſicht zu nehmen, zu einem weichen Ruheſitze zog und, ſich dort mit ihm niederlaſſend, nach dem Eindrucke ihres heutigen Spieles forſchte.

Während Lord Mulgrave ihr darauf Rede ſtand und in ſinniger Auseinanderſetzung ihr darthat, daß er ihre Intentionen wohl verſtanden und erfaßt, kam ein Mädchen in geſchäftiger Haſt den Abendtiſch zu beſtellen. Das Her- und Hineilen derſelben ſtörte Miß Ellen in ihrer Achtſamkeit ebenſo wenig, als Miſter Kops ungeduldiges Trällern und Pfeifen, mit dem er ärgerlich im Gemache herumſpazierte.

Als endlich das Mädchen meldete, daß der Theetiſch bereit ſei, ſprang die Schauſpielerin auf und einen Blick über die Gedecke werfend, rief ſie: „Aber, mein Gott, Kop, wo haben Sie denn Ihre Augen! Statt mit Ihrem ewigen Herumgeſtampfe und Spatzengezirpe die Unterhaltung mit Mylord zu ſtören, hätten Sie doch ſchon längſt gewahren ſollen, daß meine Abendtafel ſehr ärmlich ſervirt iſt und der dringendſten Completirung bedarf. Sie haben Mylord hierher gelockt und ſind darum moraliſch verpflichtet, ihn nicht Hunger leiden zu laſſen. Raſch, machen Sie ſich auf und ſorgen Sie für ein anſtändiges Souper!“

„Wie Sie befehlen,“ ſagte Miſter Kop etwas verdroſſen, indem er nach Hut und Paletot griff.

„Wollen Sie mir nicht geſtatten, dieſe Beſorgung zu machen, Miß Borough,“ ſprach nun Lord Richard ſich auch ſeinerſeits erhebend. Doch denſelben mit komiſcher Haſt auf den Sitz wieder niederdrückend, eiferte die Schauſpielerin:

„Nein! Nein! Sie bleiben ganz ruhig auf Ihrem Platze. Das iſt die Sache von Kop. Kop beſitzt die nöthige Kenntniß des Terrains und wird ſich's zur ganz beſonderen Ehre rechnen, Sie ſeinen Gaſt zu nennen.“

Mit dieſen Worten hatte ſie Miſter Kop bereits aus der Thüre geſchoben, dieſe hinter ihm geſchloſſen und den wieder aufgeſtandenen Lord Mulgrave aufs Neue zu der Cauſeuſe zurückgeführt.

„Laſſen wir den läſtigen Narren nur immer die Commiſſionen machen,“ ſagte ſie ſcharf, „ſo gewinnen wir doch etwas Zeit für uns und werden durch ſeine plumpen Manieren nicht in einem fort geſtört. Weiter als zum Packeſel läßt er ſich doch nicht gebrauchen.“

So redend, zog ſie einen weichen Fußſchemel vor Lord Mulgrave hin, um, ſich darauf ſetzend, zutraulich ihre Arme auf ſeine Kniee zu legen und groß und offen zu ihm aufzublicken. Da ſie hierbei gar wohl bemerkte, daß eine Art von Verlegenheit bei dieſem ungenirten Benehmen über ſeine Züge flog, ſprach ſie lächelnd: „Ja, Mylord, Sie ſind zu keiner Lady in Hannover Square zu Beſuch gekommen. Sie ſind, wenn Sie's vergeſſen haben ſollten, bei der kleinen, armen Miß Ellen Borough, der Schauſpielerin, wo es keine ſteifen Formen und Etiquetten-Vorſchriften giebt, ſondern wo man frei und ungezwungen ſich gehen läßt. Der Adel Ihrer Erſcheinung, der Blick Ihres Auges, der liebe, ſüße Ton Ihrer Stimme haben mir es angethan und offen und ehrlich, wie ich bin, zeige ich Ihnen das ſogleich, froh und glücklich darüber, einen Mann gefunden zu haben, den ich achten kann und bei dem ich ſicher bin, meine Zuneigung nicht mißverſtanden zu ſehen.“

Lord Richard wollte hierauf etwas entgegnen, Miß Ellen aber fuhr, ohne dieſe Entgegnung abzuwarten, in einem ernſter werdenden Tone fort: „Die albernen Marionetten, die mich umgeben, ekeln mich an. Dieſe Puppen, dieſe Strohköpfe, die nur dazu dienen: Karikaturen auf das männliche Geſchlecht abzugeben, haben mir eine brennende Sehnſucht nach einem wirklichen Manne eingeflößt. In Ihnen glaube ich einen ſolchen gefunden zu haben und darum ſchlägt Ihnen mein Herz ſo freudig entgegen. Als Freund, als guten Kameraden heiße ich Sie willkommen und als ſolchen ſollen und brauchen auch Sie mich nur zu betrachten. Wollen und können Sie das, Mylord?“

„Ich will und kann das, Miß Borough,“ entgegnete Lord Richard, ſeltſam frappirt von dem Tone der Schauſpielerin und der ganzen Scene.

„So mög' ein Handſchlag das Bündniß beſiegeln,“ ſagte die Künſtlerin aufſpringend und ihre Hand dem Lord entgegenhaltend. Dieſer, der inzwiſchen aufgeſtanden, ſchlug ein und fühlte gleich darauf die weichen Arme Miß Ellens um ſeinen Hals und einen heißen Kuß auf ſeinen Lippen.

Er wußte nicht, wie ihm geſchah. Lord Mulgrave war nach ſtrengen Grundſätzen erzogen worden und noch nie in ſeinem Leben mit einem Weſen wie Miß Ellen zuſammengetroffen. Er hatte allerdings als junger Mann, auf dem Continente reiſend, die Thorheiten und Ausſchweifungen einer vornehmen und reichen Jugend mit durchgemacht. Aber der Rauſch und Trubel war zu flüchtig, zu vorübergehend und unnachhaltig geweſen, war ſofort bei ſeiner Rückkehr wieder dem ſtreng häuslichen Leben der Heimath gewichen und durch ſeine frühe Vermählung und das Glück

ſeiner Ehe zu gründlich ausgelöſcht worden, als daß Sinn und Neigung ihm je zu einem lockeren Verkehr mit dem weiblichen Geſchlechte hätten die Stimmung geben können. Auch hatte ihm ſeither jede Gelegenheit dazu gefehlt. Diejenige, die ſich jetzt ihm dazu ergab, war ſo eigenthümlicher, origineller und beſtrickender Art, daß ihr hundert Andere an ſeiner Stelle wohl nicht tapferer Widerſtand geleiſtet hätten, als er. Spann ſich das Verhältniß doch gar ſo harmlos an! Was wollte Miß Borough denn? Einen Freund, einen guten Kameraden, einen Mann, den ſie zu achten vermöchte und der ihre offen ausgeſprochene Zuneigung nicht verkenne. Das Alles waren doch ganz unverfängliche Dinge. Ach, der arme Lord wußte nicht, daß die Frauen mehr oder minder das alle mit dem Satan gemein haben, daß ſie nur ein Haar eines Mannes zu beſitzen brauchen, um ihn endlich ganz in die Gewalt zu bekommen. Die leichten Scherze, das muntere Lachen, die tauſend Neckereien von Miß Ellen Borough ließen ſie ihm wie ein Kind und ſein Verhältniß zu ihr ſo ohne Arg erſcheinen, daß, als Miſter Kop endlich beladen mit allerlei Delikateſſen zurückkam, er das Paar in der munterſten und lebhafteſten Unterhaltung fand, die nun das ſtattliche Souper und ein herrlicher Wein nicht eben ſteifer und ängſtlicher zu machen angethan waren.

Als Lord Mulgrave und Miſter Kop gegen Morgen die Wohnung der Künſtlerin verließen, war der Erſtere als jüngſter Verehrer von Miß Ellen gewiſſermaßen in Eid und Pflicht genommen und von einer Cordialität gegen den Letzteren, die dieſen ſelbſt in Erſtaunen ſetzte. Als ſie ſich trennten, ſchüttelten ſie ſich die Hände wie alte, intime Freunde.

Nachdem Lord Richard ausgeſchlafen und zu ruhiger Beſinnung über ſich ſelbſt und das Jüngſtvergangene gekommen, konnte es nicht fehlen, daß er eine Art von Beſchämung fühlte. Die nähere Bekanntſchaft mit Miſter Kop that ihm leid und faſt bereute er auch den Beſuch bei Miß Borough. Freilich gaukelte ihre anmuthige, heitere und wunderbar herausfordernde Erſcheinung ihm unabläſſig vor Augen und übte ſelbſt in der Phantaſie einen überaus beſtrickenden Reiz auf ihn aus; aber im tiefſten Innern erhob ſich doch eine leiſe Stimme in ihm, die ſeine Gedanken und Empfindungen wie warnend von ihrem Bilde hinwegwies. Wärmer, liebevoller wie ſonſt umarmte und küßte er Gattin und Kinder am andern Morgen, indem er ſich tauſend Mal heimlich ſchwur, nie ſollten ſie irgend eine Klage über ihn zu führen haben.

Der Umgang mit Künſtlern, faden Modegecken und Menſchen ähnlicher Art iſt nicht der deinige, ſagte er zu ſich ſelbſt. Es iſt am Ende kein Unglück, daß du ihn einmal verſucht haſt. Aber gleich der erſte Verſuch muß dir zeigen, daß er dir keine Befriedigung gewähren kann. Laß die gemachte Anknüpfung alſo eine einfache Epiſode ſein und keinen Fortgang finden.

Mit dieſem Entſchluſſe, den Lord Richard für unerſchütterlich feſt hielt, gab er ſich einſtweilen zufrieden. Er fuhr öfter als ſonſt ſeine Frau ſpazieren, beſuchte mit ihr die Zirkel und war mehr denn je ein liebender Gatte. An Miß Borough ſollte gar nicht mehr gedacht werden, ein Vorſatz, den er freilich nicht ſtrenge inne zu halten vermochte, da nur allzuoft die Erinnerung an ſie ihn unerwartet überraſchte. Hier hörte er eine Stimme, die der ihren ähnelte, dort ſah

er eine Reiterin, die ſie zu ſein ſchien — genug, vergeſſen war ſie nicht.—

So mochten etwa vierzehn Tage hingegangen ſein, als er eines ſchönen Tages beim Nachhauſekommen ein roſa Briefcouvert auf ſeinem Tiſche fand. Er war ſogleich überzeugt, daß es nur von ihr, von Miß Ellen Borough, ſein könne und während er es in den Händen drehte, entſchloß er ſich: es ungeleſen zu zerreißen. Im Begriffe, dies zu thun, murmelte er indeß für ſich ſelbſt: welche Feigheit das! Du haſt ihr deine Freundſchaft und gute Kameradſchaft zugeſagt und dieſe Zuſage deinerſeits kurzweg für null und nichtig zu erklären, iſt eine brutale und eines Cavaliers unwürdige Handlung. Warſt du unvorſichtig genug dich in die Verbindung einzulaſſen, ſo habe jetzt auch den Muth, ſie offen und ehrlich zu löſen.

So ſich ſelbſt catechiſirend, ſchob er das Briefchen in ſeine Bruſttaſche, ſich vornehmend, es unerbrochen der Künſtlerin zurückzuſtellen und dabei zugleich den geſchloſſenen Bund offen und ehrlich zu künden.

Es war am nächſten Vormittage, als Lord Mulgrave in der Wohnung von Miß Ellen Borough eintraf. Er fand ſie in Geſellſchaft einer Collegin, von ſechs Herren belagert. Zwei davon waren Herren der Feder, der eine Luſtſpieldichter, der andere Kritiker, der dritte war Offizier, ein vierter Advocat, der fünfte Schauſpieldirector aus der Provinz, der ſechſte endlich der ungerathene Sohn irgend einer reichen Familie der City, denn er benahm ſich im höchſten Grade ungenirt und ſo flegelhaft, daß er in keiner halbwegs anſtändigen Geſellſchaft hätte geduldet werden können. Die beiden Literaten, zwei augenſcheinlich ſehr fadenſcheinige

Geſellen und der junge Advocat, der wohl kaum je einen Andern, als einen unglücklichen Taſchendieb vor den Schranken zu vertheidigen gehabt, waren die unausgeſetzte Zielſcheibe ſeiner Schraubereien und Platitüden. Gegen den Offizier benahm er ſich erträglich und gegen den Thespiskarrenſchieber aus Cambridge oder ſonſt wo her, ſetzte er die huldvolle Miene eines Protectors mit ſo entſchiedenem Glücke auf, daß dieſer geneigt ſchien, in ihm einen Hauptmäcen der Kunſt zu erkennen.

Als der Lord in dieſe Geſellſchaft eintrat, ſah er Miß Borough flüchtig erröthen und etwas verlegen werden. Indeß faßte ſie ſich raſch und mit zierlichem Anſtande dem neuen Ankömmlinge entgegengehend, ſagte ſie laut und in ſehr devotem Tone: „Ah, Mylord kommen, um mir Inſtruction über die Vorſtellung bei der Gräfin Argyle zu bringen.“

Lord Richard verbeugte ſich, ſo daß es ausſah, als bejahe er dieſe Finte, die er für ſehr geſchickt angebracht erklären mußte und zwar um ſo mehr, als die Sache allerdings einen Anſchein von Wahrheit hatte, denn in der That ſollte in dem Palaſte der genannten Dame geſpielt und Miß Borough dabei mitwirkend ſein. Jedenfalls war ihm ſehr lieb, ſeinem Erſcheinen hier einen ſolchen Grund untergeſchoben zu ſehen. Auch hatte die Angabe deſſelben das Gute, daß die vorhandene Geſellſchaft ſich dadurch veranlaßt fühlte, aufzubrechen.

Der Theaterdichter zog raſch ein ſehr umfängliches Manuſcript aus der Taſche und es auf den Tiſch vor die Künſtlerin hinſchiebend, ſagte er: „Die Hauptrolle iſt Ihnen ſo zu ſagen auf den Leib geſchrieben. Sie werden das un-

geheuerſte Aufſehen darin machen. Miſtreß Barclay hat mich auf den Knieen beſchworen, ihr die Partie zu geben, aber ich weiß, es giebt nur eine würdige Darſtellerin dafür, und dieſe, Unvergleichliche, ſind Sie!"

Der Kritiker ſchleuderte nachläſſig ein zerknüllt geſeſſenes Zeitungsblatt auf den Tiſch, indem er ſagte: „Verſchmähen Sie nicht, auf dieſe letzte Würdigung Ihres göttlichen Talentes einen flüchtigen Blick zu werfen. Vielleicht erfreut Sie dieſelbe. Die Barclay freilich wird mich dafür vergiften wollen."

Der Leutnant, der etwas angetrunken, machte gemeinſchaftliche Sache mit Miß Boroughs Collegin, der er den Arm bot und ſie dann lärmend aus dem Zimmer führte. Den Theaterdirector nahm der ungehobelte Dandy der City unter den Arm, indem er den Advocaten unbarmherzig vor ſich wegſpottete und im Hinausgehen herablaſſend nach Lord Mulgrave zurückgrüßte.

Miß Borough hatte, nachdem ſie eine wie um Entſchuldigung bittende Handbewegung gegen den zur Seite getretenen Lord gemacht, die Abſchiednehmenden bis an die Thüre begleitet, die ſie jetzt, nachdem der Letzte davon über die Schwelle hinweggeſchritten, eilig zuſchlug, ſich dann leidenſchaftlich umwendend und Lord Richard unter einem Strom von Thränen an die Bruſt ſinkend.

„O, Sie böſer, grauſamer, herzloſer Mann!" rief ſie wie außer ſich aus. „Welch' eine Reihe qualvoller Tage haben Sie mich durchleben laſſen! Iſt das die Freundſchaft, die gute Kameradſchaft, die Sie mir geſchworen? Eine Ewigkeit nichts von ſich hören zu laſſen, eine Ewigkeit, ausgefüllt mit was für Martern! Sehen Sie wie krank, wie

elend ich geworden. Ja, dieſe bleichen Wangen, dieſe verweinten Augen — weiden Sie ſich daran, Mylord, — ſind ganz allein Ihr Werk!“

„Miß Borough!“ ſtotterte Lord Richard, der Körper der Künſtlerin heiß und aufgeregt, nah an ſeinen angeſchmiegt fühlend.

„Ja, Miß Borough! Miß Borough!“ äffte ihm unter den Thränen hervorlachend die Schauſpielerin nach, indem ſie ihn hätſchelte. „Als ob es damit gethan wäre! Steh' Rede, Du liebenswürdiger Böſewicht. Du Henker meiner Herzensruhe, wo warſt Du, was hielt Dich ab zu kommen? Oder nein,“ fuhr ſie auf einmal ſich beſinnend fort und wie ſchmollend von Lord Mulgrave zurücktretend, „nein, nein, mein Herr, dieſen Ton, dieſe Hingabe verdienen Sie nicht. Bleiben wir auf der großen Heerſtraße der geſellſchaftlichen Convention. Zeigen wir, daß wir uns auf den vornehmen Ton ſo gut wie irgend eine Ihrer Ladies verſtehen.“

So redend, nahm ſie eine vornehme ſteife Haltung an, und indem ſie ſich verbeugte, ſagte ſie mit karikirter Würde: „Was verſchaffte mir die Ehre Ihres angenehmen Beſuches, Mylord? Wenn ich nicht irre, war ich ſchon einmal ſo glücklich: Sie bei mir zu ſehen. Nicht? Oder irre ich mich? Sie müſſen verzeihen; Damen unſerer Stellung, unſeres Ranges darf man für dergleichen kein allzuſtarkes Gedächtniß zumuthen.“

Plötzlich aber gab ſie ihre Rolle wieder auf und ſich aufs Neue lachend und weinend zugleich Lord Mulgrave in die Arme werfend, rief ſie mit weicher, zum Herzen gehender Stimme: „Nun, im Ernſte, welche gütige Fügung des Himmels führt Sie mir gerade heute, mitten in dieſe

erbärmliche Geſellſchaft zu, die mich vor Ekel und Widerwillen faſt ſterben machte!"

„Zunächſt Ihr Brief," entgegnete der Gefragte, indem er umſonſt ſich leiſe den Armen der ihn Umſchlingenden zu entwinden verſuchte.

„Mein Brief!" forſchte mit ſichtlichem Erſtaunen Miß Borough weiter, „mein Brief? Ich habe nie einen ſolchen an Sie geſchrieben," fügte ſie mit einem gewiſſen Stolze, wenn auch zögernd, hinzu.

„Ich meinte doch," ließ ſich Lord Richard vernehmen, indem er verlegen den Brief aus der Taſche hervorzog und ihn Miß Ellen hinhielt.

„Dieſer Brief iſt nicht von mir," ſagte ſie feſt, das Couvert ergreifend und betrachtend, und als ſie dabei gewahr ward, daß es noch unerbrochen, ſetzte ſie erſtaunt und zum Tode erblaſſend, zögernd hinzu: „Warum öffneten Sie den Brief nicht?"

Lord Mulgrave wollte ganz offen reden und Miß Borough das volle Geſtändniß ſeines Vorhabens machen. Aber als er ſie jetzt bleich, in Angſt erſtarrend, die Beute qualvollſten Schmerzes vor ſich ſah, verließ ihn der Muth und verlegen ſtotterte er: „Ich weiß nicht . . . eine Laune, eine Grille hielt mich ab . . . Ich wollte ſelbſt kommen und hören, was Sie wollten, theuerſte Miß Ellen."

Miß Ellen erholte ſich unter dieſen Worten von ihrem Schrecken und wieder Leben gewinnend, reichte ſie Lord Richard das Schreiben hin, ihn bittend, daſſelbe zu öffnen.

Als dies geſchehen, erkannte der Verblendete, daß die Zeilen von der Gräfin Argyle herrührten, die ihn erſuchte,

Miß Ellen Borough für die beabſichtigte Vorſtellung in ihrem Hauſe noch einige Inſtructionen zu geben.

Lachend rief dieſe nun: „So habe ich denn alſo die Wahrheit gelogen und Mylord ſind in der That der Abgeſandte, für den ich Sie ausgegeben. Nun wohl, ſo richten Sie denn aber auch gewiſſenhaft Ihre Aufträge aus.“

„Der Brief beſagt ſie am Beſten ſelbſt,“ erwiederte Lord Richard, indem er denſelben Miß Ellen übergab, dieſe aber warf ihn bei Seite, ergriff den Lord bei der Hand und zog ihn neben ſich in die Cauſeuſe.

So ging eine Stunde in Scherz und Muthwillen dahin. Mehrmals ſtand Lord Mulgrave im Begriff, der Schauſpielerin den eigentlichen Zweck ſeines Wiedererſcheinens zu entdecken, aber jedes Mal, wenn er die Lippen dazu öffnen wollte, verſagte ihm die Stimme. Es iſt unmöglich, dachte er. Wer hätte das Herz, dieſes tändelnde Kind zu verletzen! Laß ſie. Sie iſt ohne Anſprüche und Abſichten. Was thut's, dann und wann einmal eine Stunde mit ihr zu verplauſchen?

Und das geſchah denn auch, anfangs ſeltener, ſpäter öfter, endlich alle Tage. Es ſchmeichelte Lord Mulgrave, ſich ſo auffallend vielen Anderen gegenüber bevorzugt und ausgezeichnet zu ſehen, im Theater bezügliche Stellen direct zu ſich hinüber und mit Blicken geſprochen zu hören, welche die ſüße Gewißheit, geliebt und angebetet zu werden, gleichſam zum öffentlichen Geheimniß des ganzen Publikums machten. Daß die Theaterleute die Köpfe zuſammenſteckten und ziſchelten, wenn er auf die Bühne kam, um ſich in Miß Ellens Garderobe zu begeben, daß die ſonſtigen Verehrer der Künſtlerin ihm wüthende Blicke zuſchoſſen, wenn er ſie

am Arme nach dem Wagen und ihrer Wohnung brachte, daß Miſter Kop und die andern zurückgeſetzten armen Schelme ſich nach und nach für aus dem Sattel der Gunſt gehoben anſahen und wegblieben, das Alles waren Triumphe, denen ein Mann wie Lord Mulgrave, der das Theaterleben und ſeine t...ſend verführeriſchen und ach! ſo flüchtigen Reize nicht kannte, unmöglich auf die Länge zu widerſtehen im Stande war.

An ſtrenge Formen, an ein vornehmes, aber ſteifes Leben gewöhnt, übte dies ungenirte ſich Gehenlaſſen, das Bunte, Abenteuerliche und Ungebundene des Künſtlerverkehrs eine unwiderſtehliche Macht auf Lord Richard aus. Es entzückte ihn förmlich, Kleider, Schminknäpfe, Toilettengegenſtände, Rollen, Bücher, und was eben in die Exiſtenz einer Schauſpielerin gehört, in deren Zimmer unordentlich herumliegend zu erblicken. Es war ihm eine Art von Luſt, wenn er mit ihr nach Hauſe kam, ſie lachend dieſen ganzen Plunder auf die Erde werfen zu ſehen, damit er und ſie ſelbſt dazwiſchen ein Plätzchen fänden, um mit einander tändeln und koſen zu können. Mit unendlichem Vergnügen half er ihr tauſend Mal den Tiſch ſerviren und den Thee bereiten, die Robe, die Schuhe oder die Strümpfe ausziehen, kurz allerlei Handleiſtungen zu machen und Dingen nachzuſehen, die ihn im eignen geordneten Haushalte geradezu zur Verzweiflung gebracht haben würden.

Freilich muß dann auch eingeräumt werden, daß das Alles zu Miß Ellen oder vielmehr, daß Miß Ellen ganz wunderbar in dies unordentliche und chaotiſche Treiben paßte. Das Koboldartige ihres Weſens, ihr Schäkern, Tollen, Necken, ihr Lachen und Weinen, ihre Launen, Einfälle und

tauſend Grillen konnten gewiſſermaßen nur in dieſer Umgebung in Scene geſetzt werden, nur ſo ihre Wirkung haben, ihren Zauber üben.

Das wußte ſie auch nur zu gut und Lord Richard mußte es erfahren, erfahren gerade in einer Zeit, wo dieſe Erfahrung die größeſte Gefahr für ihn hatte. Es hatte ſich nämlich ein ſehr unerquicklicher Erbſchaftsproceß zwiſchen einem Oheim ſeiner Frau und ihm ſelbſt über ein Gut entſponnen, das er mit den anderen Beſitzungen nach dem Tode des Schwiegervaters eingezogen und welches der von weiten Reiſen wiedergekehrte Bruder des Geſtorbenen, auf eine frühere Verſchreibung fußend, für ſich in Anſpruch nahm. Dieſe Inanſpruchnahme verdroß Lord Mulgrave in hohem Grade und um ſo mehr, als ſie ſich gerade auf ein Beſitzthum bezog, welches das einträglichſte unter allen war und die Hauptbeiſteuer zu dem luxuriöſen Leben der Familie hergab. Ging dies Lord Richard verloren, ſo mußten entſchieden große Einſchränkungen vorgenommen und auf die nächſte Beiwohnung der Seaſon verzichtet werden, etwas, was der leidenſchaftliche Verehrer der Künſtlerin ſchon um dieſer Willen ſehr ungern geſehen hätte.

Was Wunder alſo, daß er Alles aufbot, das Recht für ſich ſprechen zu machen, ſelbſt gegen den Wunſch und die Neigung von Lady Helen. Dieſe nämlich verehrte den Bruder des dahin geſchiedenen Vaters in hohem Grade und bat ihren Gatten in Folge deſſen, wie und wo ſich nur immer Gelegenheit ergab, flehentlich und unter den heißeſten Thränen oft: ſich mit ihrem Verwandten durch Verzichtleiſtung ganz auszuſöhnen oder wenigſtens über die ſtreitige Sache in zufriedenſtellender Weiſe zu vergleichen.

Keines aber wollte der Lord und unerſchüttert beſtand er auf ſeinem Willen. Daß ihm daraus mancher häusliche Verdruß, manche peinigende Familienſcene erwuchs, wird man ſich denken können, ebenſo gut wie, daß er, um ſich Herz und Seele davon frei zu machen, um ſo befliſſener zu Miß Borough eilte, die natürlich in dieſer, wie in jeder Angelegenheit ganz auf ſeiner Seite ſtand und Lady Helen nicht begreifen konnte.

Tauſend Mal ſagte ſie wohl, wenn ſie Lord Richard auf dem Schooße ſaß oder lag und ihm im Haare oder Barte ſpielte: „O, Du armer, geplagter Narr Du, wie quält und peinigt Dich Deine prüde, kalte Frau, die doch um Gottes Willen darauf denken ſollte, alles Unbehagliche und Schlimme von Dir abzuhalten! Wie wenig muß ſie Dich lieben! Vergötterte ſie Dich, wie ich, ſie würde dem läſtigen Oheim lieber eine Doſis Gift, als Dir auch nur den Verdacht eines Vorwurfs machen. Iſt das ganze Glück eines liebenden Herzens nicht das: dem Geliebten jeden, auch den leiſeſten Schatten von Kummer von der Stirne zu küſſen? Der garſtige Kummer, der die häßlichen Falten gebiert! Fort! Fort!“ rief ſie, brennende Küſſe in erſtickender Gluth über ſein Antlitz gießend: „Dieſe Runenſchrift menſchlichen Leidens ſoll mir das Geſicht meines Abgotts nicht entſtellen!“

Eine ſo berauſchende Sprache der Liebe hatte Lord Mulgrave bis dahin nicht gekannt. Lady Helen war ein edles, hingebendes Weib, aber ein Weib, das den glitzernden Firlefanz in der Sprache des Herzens nicht kannte. Sie liebte wahr und tief, aber darum auch mit jenem Hauch der Schamhaftigkeit und unveräußerlichen Jungfräulichkeit, die man

bei edlen weiblichen Naturen ſo häufig findet und die mit einem Händedrucke, einem Kuſſe, der, wenn wir ſo ſagen ſollen, apathiſchen Hingabe an die Liebkoſungen des Mannes ſchon Alles gethan zu haben glauben, was ein Weib zu thun im Stande. Das unbedingte Vertrauen, das ſolche Weſen in den Mann ſetzen, iſt der volle Ausdruck ihrer Neigung. Sie reizen, ſtacheln und erregen die ſinnliche Seite des Geliebten ſo wenig, weil ihr Empfinden, rein und groß, wie es iſt, nichts von den Künſten jener Camelliasdamen kennt und in ſich auch keine Ahnung hat, daß Männer ſo etwas wünſchen und begehren können.

Es deutet immer auf den Verfall der Völker, wenn ſolches Begehren und Wünſchen im Verkehre zwiſchen den Geſchlechtern dem männlichen gewiſſermaßen zur Gewohnheit geworden. Dieſe Gewohnheit iſt die Mutter der Entartung, der unnatürlichen Verbrechen, der Auflöſung aller Geſittung und Moral. Das heutige Frankreich bietet mit ſeinen Loretten und ſeiner Demi-Monde, welche die vornehmſten Dramatiker der Franzoſen mit einer erſchreckenden Wahrheit auf die Bühne zu bringen wagen durften, den ſchlagendſten Beweis dafür, einen Beweis, den ſich leider auch andere Nationen wenigſtens nachahmungsweiſe zu liefern eine traurige Mühe geben.

Lord Mulgrave war nicht ganz unberührt von den Schwächen ſeiner Generation geblieben und darum dem Netze nicht entgangen, das Miß Ellen Borough über ihn hingeworfen. Zu Anfang verſuchte er möglichſt im Verborgenen darin zu bleiben, nach und nach aber verlor ſich die Scheu und endlich, als das vorher berührte Zerwürfniß in ſeine Häuslichkeit trat, trug er kaum noch Sorge darüber,

von aller Welt darin beobachtet zu werden. Ungeſcheut vernachläſſigte er ſein Weib, ſein Haus, ſeine Kinder, während er Miß Ellen in das Theater, zu Pferde, bei Einkäufen und kurz ſo unausgeſetzt und überall begleitete, daß das öffentliche Gerede darüber nicht ausbleiben konnte.

Miß Borough war glücklich darüber. Sie fühlte mit jedem Tage, mit jeder Stunde, daß ihr Triumph vollkommen und ſie ſiegen würde. Miſter Kop war ſo thöricht geweſen, ihr die Aeußerung Lady Helens: daß ſie nicht begreife, wie ein Mann ſich in ſie verlieben könne, mitzutheilen. Das war eine ſchreckliche Beleidigung ihres Stolzes, eine nicht wieder gut zu machende Verletzung ihrer Ehre. Lady Helen ſollte das büßen mit der Ruhe, dem ganzen Glücke ihres Lebens, — das hatte die Schauſpielerin damals ſich gleich geſchworen, als ſie die wegwerfende Aeußerung der vornehmen Frau gehört. Und ſie war die Perſon, ihren Schwur zu halten.

Lady Helen hatte zu Anfang den Grund von ihres Gemahls Kälte und Verſtimmung lediglich in dem unglückſeligen Proceſſe geſucht, mußte zuletzt jedoch durch halbe Worte, Winke und Mienen, durch Anſpielungen und ein gewiſſes ſtilles Mitleid, das ſie in allen Zügen ihrer Umgebung las, zu der traurigen Ueberzeugung kommen, daß Lord Richards abweiſendes Verhalten gegen ſie noch eine andere ſchlimmere Urſache habe. Einmal auf dieſen Punkt gelangt, konnte es ihr nicht ſchwer fallen, endlich ſelbſt die entſetzliche Entdeckung zu machen, die vor ihr ſchon alle Welt gemacht und welche ihr durch eine höchſt wunderbare Ueberraſchung zur unwiderlegbarſten Evidenz gebracht werden ſollte.

Eines ſchönen Tages nämlich bei ihrem Juweliere vorfahrend, um daſelbſt Anweiſung zu geben, ein koſtbares, von ihrer Mutter ererbtes Geſchmeide neu und modern in der Faſſung umzuformen, ward ihr ſeltſamer Weiſe von dem Herrn des Geſchäfts, der herbeigeeilt war, ſeine vornehme Kundin ſelbſt zu bedienen, dringend und mit geheimnißvoller Miene davon abgerathen. Als ſie auf dieſen Rath jedoch nicht hören wollte und auf jene Umformung immer wieder zurückkam, holte der Goldſchmied endlich ganz verſtohlen ein Etui herbei, das einen wundervollen Brillantſchmuck enthielt. Denſelben betrachtend, fragte Lady Mulgrave, was es damit auf ſich hätte. „Nun, Mylady, ſo wiſſen Sie denn, daß Seine Herrlichkeit, Ihr Gemahl, dies Kabinetſtück meiner Officin bei mir gekauft hat," flüſterte Maſter James Okelly, indem er lächelnd hinzufügte: „Für wen anders, als Mylady kann es beſtimmt ſein?"

Lady Helen betrachtete nun den Schmuck noch einmal. Die Wiederkehr ihres Geburtstags ſtand bevor, auch ſollte demnächſt ein großes Feſt bei der Gräfin Pembroke ſein, zu dem ſie ſich eben jenes ererbte Geſchmeide neu faſſen laſſen wollte. Sollte Richard Reue über ſein Benehmen gegen mich haben, dachte ſie im Stillen bei ſich ſelbſt, ſollte er mich verſöhnen, mir ſeine alte Zuneigung wieder ſchenken wollen! Dieſer koſtbare Schmuck und die mir damit bereitete Ueberraſchung würden dafür ſprechen können.

So denkend fuhr ſie heiterer als ſeit langer Zeit nach Hauſe, der Dinge harrend, die da kommen ſollten. Ihr Geburtstag kam, das Feſt der Gräfin Pembroke kam, aber was nicht kam, das war der Schmuck, den ſie bei Maſter James Okelly geſehen. Ihre Heiterkeit verging, Zweifel und Angſt

vermehrten ſich in ihrem Herzen mit jedem Tage. Sie ahnte, ſie fühlte, daß ſie eine Nebenbuhlerin hatte, aber wer dieſe war, Wo ſie weilte — wer konnte, wer ſollte es ihr ſagen?

Eines Tages kam Lord Mulgrave ſie aufzufordern, der Benefizvorſtellung von Miß Borough in Drury-Lane beizuwohnen. „Du wollteſt die Schauſpielerin ja immer noch einmal ſehen," ſagte er, „und da heut' ihr Vortheilabend iſt, wird ſie ohne Zweifel eine ihrer beſten Rollen ſpielen. Auch wird das Haus heute, wie ich weiß, von der Elite des Weſtends beſucht ſein. Wenn es Dir alſo gefällig iſt, ſo laß uns gleichfalls eine Loge nehmen."

Lady Helen war's zufrieden.

Das Haus erſchien in der That in allen Räumen glänzend beſetzt. Miß Borough hatte als erklärte Geliebte Lord Mulgrave's doppeltes Intereſſe gewonnen und den ganzen hohen Adel und die Gentry Londons in die Zuſchauerräume herbeigelockt, die nun die arme Lady Helen mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit und Theilnahme von allen Seiten her beobachteten, daß dieſe unter beſtändigem Wechſel von Erröthen und Erbleichen nur allzubald eine dunkle Empfindung von der Entſcheidung ihres Schickſals in ſich aufſteigen fühlen mußte.

Und in der That trog ſie dieſes Gefühl nicht. Als Miß Borough unter dem Zujauchzen und Applaus der Menge endlich, prächtig geputzt, auf der Bühne erſchien, durchſchnitt ein einzelner, furchtbarer Schrei den enthuſiaſtiſchen Jubel, denn es hatte die ohnmächtig neben ihrem Gatten hinſinkende Lady Mulgrave den Brillantſchmuck Okelly's am Halſe der Schauſpielerin wiedererkannt.

Dieſer Schlag traf die unglückliche Frau tödtlich bis in das innerſte Herz. Lord Mulgrave war ihre erſte, ihre einzige Liebe geweſen. Sie hatte nie von der Möglichkeit auch nur geträumt, daß dieſe Liebe eines Tages eine verſchmähte und mit Füßen getretene ſein könne und nun war dieſe ungeträumte Möglichkeit doch auf einmal als erſchreckende Wirklichkeit vor ſie hingetreten. Sie war ihr wie das Haupt der Meduſa: ſie verlor Athem und Beſinnung davor.

Als ſie in ihren Gemächern wieder zu ſich kam, war ein Strom von Thränen der erſte Erguß ihres Schmerzes, dann ließ ſie ihre Kinder kommen, herzte und küßte ſie, als wenn ſie ihnen ein großes Unrecht abzubitten hätte und als auch das geſchehen, zog ſie ſich einſam in ihre Gemächer zurück, in denen ſie zwei Mal vierundzwanzig Stunden mit ſich ſelbſt zu Rathe ging. Kaum, daß ein Augenblick Schlaf in ihre Augen, ein Atom Nahrung über ihre Lippen kam. Auf den Knieen unter tauſend Thränen und Gebeten flehte ſie Gott um Erleuchtung in ihrem Elende an.

Am dritten Tage endlich ließ ſie ihren bis dahin ſtandhaft immer abgewieſenen Gatten zu ſich bitten. Als er eintrat, erhob ſie ſich bleich und verweint, entkräftet von Nachtwachen und marternder Seelenpein, von dem Stuhle, auf dem ſie ſaß, um ſich, auf dieſen ſtützend, dem Schuldigen in der ganzen Majeſtät des Unglücks gegenüber zu ſtellen. Es geſchah dies nicht aus Berechnung und in der Abſicht ihm zu imponiren. Der Inſtinkt verletzter weiblicher Würde brachte ſie dazu: ſie wußte ſelbſt nicht warum; aber genug, ſie war in dieſer Stellung von einer Hoheit, von einem Adel der Erſcheinung, die Lord Mulgrave's Herz ihr unwillkührlich zu Füßen zwangen. Hätte ſie in dieſer Poſition anders

gesprochen, als sich sprechen mußte ihrer innersten Natur und ihrem ganzen Wesen nach, vielleicht wäre eine Umkehr und Versöhnung des Gatten erfolgt. Allein vor Gott konnte Lady Helen wohl beten und weinen, vor ihm, der ehrvergessen sein Weib, seine Kinder, seine Ehre und seinen Namen beschimpfte, konnte sie das nicht. Der Schmerz und die Erniedrigung machten ihre Seele hart.

„Mylord," sagte sie, „ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihren letzten Entschluß in einer Sache zu hören, der entscheidend für uns ist. Seit einiger Zeit haben Sie einen scandalösen Umgang mit Miß Borough vom Drury-Lane-Theater. Lady Mulgrave, Ihre rechtmäßige Gattin, die Mutter Ihrer Kinder fragt Sie, ob Sie diesen scandalösen Umgang aufgeben und Ihrer Pflicht und Ehre wieder leben wollen."

„Welche Sprache, welcher Auftritt, Helen!" sprach Lord Richard betreten. „Man hat Dich aufgehetzt, bethört, hintergangen."

„Können Sie den Umgang mit Miß Borough leugnen, Mylord?" fragte Lady Mulgrave.

„Ich leugne diesen Umgang nicht", erwiderte der Gatte, „aber" . . . .

„Genug", fiel die Lady ihm ins Wort, „genug, Mylord. Beantworten Sie meine Frage. Wollen Sie diesem Umgange ein für alle Mal ein Ende machen?"

„Sie fragen sehr peremtorisch, Mylady", warf der Lord in gereiztem Tone ein.

„Ich frage, wie ich als die Mutter Ihrer Kinder nicht nur das Recht, sondern geradezu die Verpflichtung habe. Noch einmal also Lord Mulgrave . . . ."

„Lord Mulgrave iſt kein Knabe, Mylady, und wird zu handeln wiſſen.“

„Wenn er ein Mann von Ehre, von Pflichttreue und Gewiſſen iſt, wird er ohne Zweifel ein Verhältniß brechen, deſſen Fortführung ſeinen Namen mit unauslöſchlichem Schimpfe belegt.“

„Mylady“, rief Lord Mulgrave außer ſich, „Mylady, ich werde handeln, wie ich es für gut erachte. Ich laſſe mir keine Vorſchriften machen.“

„Iſt das Ihr letztes Wort, Mylord?“

„Mein letztes.“

„So habe ich weiter nichts hinzuzuſetzen, als die Bitte, Mylord, mich verlaſſen zu wollen.“

Sie richtete ſich, als ſie ſo ſprach, hoch und majeſtätiſch auf; ihr Auge flammte in verzehrender Gluth und ihre rechte Hand erhob ſich und wies nach der Thüre.

Das war für Lord Mulgrave zu viel. Sprachlos vor Entrüſtung, wandte er ſich und verließ das Gemach.

Als die Portiere hinter ihm zugefallen und die Thüre ſich geſchloſſen, blieb Lady Helen, einige Augenblicke wie zur Bildſäule geworden, in ihrer hinwegweiſenden Stellung ſtehen. Keine Fiber in ihr regte ſich, keine Augenwimper zuckte, ja es ſah ſogar aus, als athme ſie nicht. Eine furchtbare Stille herrſchte um ſie her: man hätte eine Stecknadel gehört, wenn ſie auf den Teppich gefallen wäre. Endlich, nach einem Zeitraume von mehreren Minuten, die Lady Helen gebraucht zu haben ſchien, um die Tragweite deſſen zu faſſen, was ſich ſoeben zugetragen, belebte ſich ihre Geſtalt, der gehobene Arm ſank ſchlaff am Körper nieder,

Augen, Bruſt und Lippen regten ſich und nachdem ein Seufzer, wie das Röcheln eines Sterbenden, die Luft durchſchnitten, ſtürzte ſie ohnmächtig zu Boden.

Einige Tage nach dieſem Auftritte hatte Lady Mulgrave Belgrave-Houſe im Trafalgar-Square verlaſſen und war mit ihren Kindern auf eine ihrer Beſitzungen in Yorkſhire gegangen. Hier lebte ſie, von weniger Dienerſchaft umgeben, ganz und gar ihren mütterlichen Obliegenheiten, denen ſie mit muſterhafter Strenge nachkam. Beſuche empfing ſie weder, noch machte ſie welche. Ein Tag ging wie der andere hin: ſtill, gleichmäßig und traurig. Die Spaziergänge mit den Kindern, die Unterrichtsſtunden, die verſchiedenen Mahlzeiten, die häuslichen Andachten, das Aufſuchen armer Familien in der Nachbarſchaft, die man unterſtützte, — das Alles wurde pünktlich und nach dem Schlage der Uhr beſorgt und abgethan. Lady Helen war ſelbſt bei Allem zugegen, leitete, ordnete und führte das Meiſte in eigener Perſon auch aus. Sie erſchien dabei immer ruhig, gelaſſen, milde, aber zugleich von einem ſo tiefen Ernſte, einer ſo unverkennbaren Schwermuth, daß Alles um ſie her einen melancholiſchen Anſtrich bekam. Vergnügen, Heiterkeit, Lachen — dieſe Dinge kannte man auf Highbury-Caſtel gar nicht und denen, die darauf lebten, mußten ſie wie mährchenhafte Vorkommniſſe, wie Vorkommniſſe dünken, die aus der Welt entflohn, nur noch im Reich der Sage und der Träume weilen.

Anders ſtand es mit Lord Mulgrave und Miß Ellen. Da gab es immer Scherz, immer gute Laune, immer ſpru-

beinden Witz. Das Verhältniß zwiſchen beiden war nun ganz offenkundig, gewiſſermaßen officiell. Der plötzliche Weggang von Lady Helen, die ins Publikum gedrungene Schmuckgeſchichte, die zehn Wahrheiten und die tauſend Fabeln und Erdichtungen, die über die geſchehene Kataſtrophe in Umlauf waren, dies Alles mußte das Paar iſoliren und ihm den Aufenthalt in London unangenehm machen. Miſter Kop, der Leutnant, der Advocat, der flegelhafte Dandy der City und die Mehrzahl der andern Verehrer von Miß Ellen hatten ſich längſt von ihr zurückgezogen; nur der Dramendichter kam noch immer, ihr neue, epochemachende Rollen, die ſie niemals ſpielte, vorzulegen, ſowie auch noch dann und wann der kleine Kritiker erſchien, um für ſeine günſtigen Recenſionen mit einem Gabelfrühſtück oder einem Souper belohnt zu werden. Aber es war in dem Allen doch nicht mehr der alte Zug. Miß Ellen hatte ſich zu entſchieden erklärt und Lord Mulgrave war nach Miſter Kops Erklärung doch allzuſehr Hahn im Korbe geworden, als daß die frühere Umwerbung der Künſtlerin noch hätte ſtattfinden können. Es gab keinen Spaß mehr bei der Sache, meinte der City-Jüngling, der jetzt ſeine ungehobelten Manieren und ſeine Goldſtücke zu einer andern Schönen der Bretterwelt trug. Und in der That war das Verhältniß zwiſchen Lord Mulgrave und Miß Borough nun auch ein durchaus ernſtes geworden. Der Eclat hatte ihm den Schleier des Geheimniſſes, den ſüßen Reiz des ſtillen Abenteuers genommen. Die Ariſtokratie und Gentry Englands war durch die plötzliche Wendung, welche die Angelegenheit durch die Aufſehen machende Abreiſe von Lady Helen genommen, frappirt und hielt es für angemeſſen, Lord Mulgrave das empfinden zu

laſſen. Man war zurückhaltend, kühl und nicht ſelten abweiſend gegen ihn. Bei einem verwöhnten und ſtolzen Manne, wie Lord Richard einer war, konnte dies nicht ohne einen gewiſſen verhängnißvollen Einfluß bleiben. Statt vernünftiger, nachgiebiger und überlegender in der Sache zu werden, wurde er nur immer überſtürzender, leidenſchaftlicher und trotziger. Was kümmern mich dieſe kalten Mienen, dieſes Achſelzucken, dieſer Hochmuth jener Seelen, die ſich für tugendhaft halten und von denen an meiner Stelle doch keine einzige anders gehandelt haben würde, als ich? ſagte er gelegentlich wohl zu ſich ſelbſt, indem er hinzufügte: Welcher Mann wäre im Stande geweſen, den hochmüthigen Ton zu dulden, den Lady Helen gegen mich anzuſtimmen beliebte! Hätte ſie ſich zu einer Bitte, ja nur zu einer Vorſtellung herbeigelaſſen, ich hätte mich beſonnen und Alles wäre anders gekommen, als es gekommen iſt. Jetzt, was kann ich thun? Soll ich den reumüthigen Sünder ſpielen, ſoll ich Mylady zu Füßen fallen und um gnädige Vergebung bitten? Nimmermehr! Man hat es nicht anders gewollt, man hat mich zum Aeußerſten getrieben — nun wohl, ſo komme es denn!

Und es kam denn auch. Noch vor Ablauf der Season kaufte Lord Mulgrave Miß Ellen Borough von den Verpflichtungen ihres Engagements frei und reiſte mit ihr auf den Continent, zuerſt nach Paris, dann nach Deutſchland, endlich nach Italien, wo er in Venedig und Florenz längeren Aufenthalt nahm. Den Proceß mit dem Bruder ſeines Schwiegervaters hatte er natürlich fallen laſſen, wie er denn überhaupt die ganze Erbſchaft deſſelben Lady Helen zur Verfügung geſtellt. Der Antrag auf Scheidung war

von deren Seite her gemacht und die Verhandlung im Gange.

So verfloſſen zwei Jahre, zwei lange, traurige Jahre, auch für Lord Mulgrave, der, nach und nach Miß Ellen näher kennen lernend, nur zu oft gewahr werden mußte: wie wenig doch im Grunde ihre Herzen harmonirten. Der Charakter und das Weſen der Schauſpielerin waren frivol, dem Flitter und Tande, kurz, nur dem Aeußerlichen zugeneigt. Die Luſt zu kokettiren und zu intriguiren vermochte ſie nie ganz zu unterdrücken und ſo kam es, daß ſie jede, auch die oberflächlichſte Begegnung für ſich zu benutzen und auszubeuten verſuchte. Auch auf den Reiſen blieb ſie nicht ganz ohne Anknüpfungen und Verehrer, Verehrer und Anknüpfungen, die Lord Richard oft nichts weniger als angenehm waren. Es gab darüber zu Zeiten eine Scene, allein, da Miß Borough noch immer nicht Lady Mulgrave war und es alſo galt, den Träger dieſes Namens ſich nicht zu entfremden, ſo war das Ende derſelben ſtets, daß ſie unter Thränen Abbitte that und Beſſerung gelobte.

Lord Mulgrave's Entfernung von England verzögerte den Eheſcheidungsſpruch nicht wenig und ſo kam es, daß, als er endlich anlangte, zugleich mit ihm die Nachricht eintraf, daß Lady Mulgrave auf Highbury-Caſtel geſtorben ſei.

Lady Helen hatte von jeher einige Anlage zur Auszehrung gehabt und da die Entdeckung von der Untreue des Gatten ſie im Innerſten erſchütterte, ſo wühlten ein ewig nagender Schmerz und die beſtändige Aufregung, in der ſie ſich befand und welche ſie durch äußerliche Ruhe gewaltſam niederzukämpfen trachtete, die durch Glück und Liebe be-

ſchwichtigten Symptome der unheilvollen Krankheit wieder ſo mächtig in ihr auf, daß ſie ſchließlich derſelben erlag.

Das Gericht, das Lord Mulgrave die Scheidungsacte ſchickte, machte ihm auch zugleich Meldung von dem Tode der edlen Lady, und daß in dieſer Meldung eben nur kurz die Thatſache angegeben war, ſonſt aber alle näheren Mittheilungen fehlten, verſteht ſich von ſelbſt. Ein lakoniſches Nachwort gab ſchließlich nur an, daß die Kinder unter Obhut ihrer Erzieherin auf Highbury-Caſtel verblieben und weitere Beſtimmungen des Vaters dringend nothwendig wären.

Lord Mulgrave kam die Todesnachricht von Lady Helen durchaus unerwartet. Er hatte weder von ihr ſelbſt, noch von irgend wem anders in England je eine Zeile über ſie erhalten und nur aus der Weiterführung des Scheidungsproceſſes Beweiſe ihrer Exiſtenz erhalten. Dieſe Beweiſe konnten natürlich kein verſöhnliches Gefühl in ihm wach rufen, denn die gekränkte Gattin, wenn ſie ihr Scheidungsgeſuch auch auf nichts weiter, als auf den nackten Thatbeſtand baſirte, war in dieſer Baſirung doch ſo ſtreng, ſo wahr und unerbittlich, daß Lord Mulgrave ſich immer aufs Neue davon empört fühlen mußte. Nun auf einmal ſchwand die Empörung und an ihre Stelle trat die bitterſte Reue. Ohne die näheren Umſtände von der Krankheit und dem Hinſcheiden ſeiner Frau zu kennen, ahnte und fühlte er doch inſtinktmäßig in ſich ſelbſt, daß ſein Verrath ihr das Herz gebrochen und ſomit er allein die Schuld an ihrem Tode trage. Mit entſetzlich quälender Lebendigkeit traten ihre große Hingebung für ihn, die tiefe Empfindung ihrer Seele, das unerſchütterliche Zutrauen zu ſeiner Liebe ihm vor das innere Auge. Die Tage ihrer erſten Bekanntſchaft, das Erwachen ihrer

Neigung, die ſelige Stunde, da er ſie gewann, lebten in ſeinem Gedächtniſſe mit wunderbarer Friſche auf. Er fühlte ihren erſten Kuß auf ſeinen Lippen, ihr unwiderſtehliches Lächeln, ihre tauſend Zartheiten und Schönheiten des Charakters, die Liebe zu ihren Kindern, der ſüße Reiz ihres Umganges leuchteten ihm in magiſcher Klarheit ſo anziehend entgegen, daß ihm ſchien: er ſähe erſt jetzt ein, was er in ihr beſeſſen und nun durch ſeine Schuld auf ewig verloren habe.

Erfüllt von Beſchämung über ſich ſelbſt, von Gewiſſenspein und folternden Selbſtanklagen machte er ſich nun eilends nach England auf. Miß Ellen Borough, die klug genug war, ſeinen Seelenzuſtand ſich völlig klar zu vergegenwärtigen und ſo nah am Ziele um keinen Preis mit ihren Plänen ſcheitern wollte, wußte ihn wunderbar zu nehmen und nicht wenig zur Beruhigung ſeines Gemüthes beizutragen. Auf der einen Seite ließ ſie der Geſtorbenen volle Gerechtigkeit wiederfahren, indem ſie ihre Tugend, ihre Herzensgüte und edle Natur in der überſchwenglichſten Weiſe pries; auf der andern aber ſchalt ſie ihre Prüderie, ihre Vorurtheile und den Mangel aller Selbſtüberwindung in Bezug auf das Glück des Gatten. Sie konnte ſich ſelbſt nicht vergeſſen, meinte ſie, ſie konnte ſich nicht unterordnen und demüthigen. Sie beſaß alle guten Eigenſchaften des Herzens, nur die eine, die größeſte nicht: die Liebe.

„Hätte ſie Dich geliebt, Richard," ſagte Miß Ellen mit all der Kunſt der Ueberredung, die ihr in entſcheidenden Momenten ſo glücklich zu Gebote ſtehen konnte, „hätte ſie Dich geliebt, wie ich Dich liebe, ſie hätte ſich Dir zu Füßen geworfen und unter tauſend Thränen Dein Herz zu erweichen

geſucht, ſtatt Dich durch kalte, herzloſe Strenge wie einen Schuldigen vor das Tribunal der Ehre zu ſtellen. Was iſt Ehre dem Herzen des liebenden Weibes! Das liebende Weib kennt nur eine Ehre und dieſe iſt: um jeden Preis und ewig den Mann zu beſitzen, dem es angehört!"

Solche und ähnliche Reden blieben nicht ganz ohne Wirkung bei Lord Mulgrave, konnten aber doch auch nicht völlig ſeine Unruhe und die Stimme ſeines Gewiſſens beſchwichtigen. Sehr häufig träumte er auf der Reiſe von der Todten und was ſeltſam dabei erſchien, war, daß er ſie immer weinend und das Geſicht in einen Shawl verbergend in dieſen Träumen wahrnehmen mußte, der ihm bekannt vorkam.

Als man Paris erreicht hatte, machte man einen längeren Aufenthalt, ohne daß Miß Borough recht wußte warum. Da Lord Richard viel Geſchäfte zu haben ſchien und meiſt allein ausging, ſo war es für die Schauſpielerin ſehr angenehm, daß ſie in der franzöſiſchen Hauptſtadt eine Sängerin antraf, die mehrere Jahre hindurch an der italieniſchen Oper im Coventgardentheater engagirt geweſen. Mit dieſer unternahm ſie Ausfahrten und Beſichtigungen oder beſuchte auch wohl die Theater mit ihr. Signora Brunetti war die echte Bohemienne von Paris: leichtfertig, gutmüthig, voll Vergnügungsluſt und Laune und dabei doch ſo voll äußeren Schliffs und guten Tons, daß man ſich nirgend zu geniren hatte, öffentlich mit ihr zu erſcheinen. Selbſt Lord Mulgrave konnte es wagen, ſich gelegentlich mit ihr blicken zu laſſen, ohne befürchten zu müſſen, ſich dadurch etwas zu vergeben.

Nachdem Signora Brunetti ihre Freundin ſo ziemlich mit allen den Damen zugänglichen Vergnügungen bekannt gemacht, ſchlug ſie derſelben lachend eines Abends vor, zu Mutter Barband in die Vorſtadt Saint-Antoine zu fahren, um ſich wahrſagen zu laſſen.

Miß Ellen hatte ſich noch niemals die Karten legen laſſen und da die Sache alſo jedenfalls mit dem Reize der Neuheit für ſie bekleidet war, ſo ging ſie mit tauſend Freuden auf dieſen Vorſchlag ein.

Man befand ſich damals im Anfange des Septembers. Schöne, helle Sommertage wechſelten ſchon zu Zeiten mit trüben, nebligen Herbſtſtimmungen ab.

Gerade unter einer ſolchen geſchah es, daß Signora Brunetti und Miß Borough ſich auf den Weg zu Mutter Barband machten. Die Straßenlampen blinkten nur ſchwach und die Trottoire nur wenig erhellend durch die belegte, trübe und dunſtige Atmoſphäre. Ein feiner, melancholiſch tröpfelnder Regen befeuchtete das Pflaſter und ließ die Fußgänger, die ſich wie weſenloſe Schatten eilig und faſt lautlos an einander vorüberſchoben, nur ſehr unſichere Schritte machen. Kein Menſch ſchien ſich um den andern zu bekümmern; jeder war mit ſich ſelbſt beſchäftigt und wenn nicht hier und da ein Ausrufer ſeine heiſere Stimme erhoben, oder ein nach Hauſe gehender Handwerker ein Lied vor ſich hingeträllert, ſo hätte man zu dem Glauben kommen können, ganz Paris habe die Sprache verloren, Paris, das luſtige, ewig ſchwätzende und lärmende Paris.

Unſere beiden, in die Rückſitze des Wagens zurückgelehnten Damen, durch die beſchlagenen Fenſter in dies in

Dämmer gehaltene trübſelige Drängen und Treiben hinausblickend, hüllten ſich eng in ihre Mantillen und Tücher ein und ſuchten, fröſtelnd ein wenig zuſammenſchauernd, ihre gute Laune durch gelegentliche Bemerkungen über das vor ihnen ſich ausbreitende Lebensbild ſo gut als nur immer möglich wach zu erhalten. Zuletzt, als man der Wohnung der Mutter Barbaud ſich zu nähern begann, fing man an, über dieſe Späße zu machen, indem man im Voraus zu errathen ſuchte, was ſie wohl einer Jeden von ihnen prophezeihen würde.

„Was mich betrifft," ſagte Signora Brunetti, „ſo bin ich gewiß, daß Mutter Barbaud wie alle früheren Wahrſagerinnen, die ich befragte, mir wieder nur höchſt Tragiſches verkünden wird. Der Himmel mag wiſſen, woher es kommt, daß einer ſo luſtigen Perſon, wie ich eine bin, immer nur die trübſeligſten Dinge in Ausſicht gegeben werden. Wenn ich abergläubiſch wäre, ſo könnte ich ſchon gar keinen Schritt mehr aus dem Hauſe ſetzen, ſondern müßte mich längſt in irgend einem Kloſter verborgen haben. In Florenz warnte mich ein Zigeuner vor Gift, in Mailand ein Zeichendeuter vor dem Meere; in London verhieß mir ein alter, verrückter Kartenſchläger nichts Geringeres als das Schaffot."

„Das ſind ja entſetzliche Sachen", lachte, ſich dennoch vor Grauſen etwas ſchüttelnd, Miß Borough. „Gebe Gott, daß Mutter Barbaud mir nicht ähnliche Schickſale in Perſpective ſtellt. Schon ſeit einiger Zeit quälen mich unruhige Träume, Träume, in denen es mir oft vorkommt, als legte ſich etwas heiß und erſtickend um meinen Leib, ohne daß ich im Stande, es von mir zu thun. Mehrere Nächte bin ich in Schweiß gebadet erwacht."

„Die eilige Reiſe, die Aufregung und Erwartung, was Lord Mulgrave nun thun werde," entgegnete Signora Brunetti, „ſetzen Ihren Geiſt in Alarm. Auch mag das geheimnißvolle Weſen Mylords wohl nicht ganz ohne Einfluß darauf ſein. Wiſſen Sie noch immer nicht, was die Veranlaſſung zu ſeinem Aufenthalte hier iſt?"

„Nein. Es iſt zum erſten Male, daß er ſich mir ſo verſchloſſen und zurückhaltend zeigt," antwortete Miß Ellen. „Er iſt freundlich, lieb und gut gegen mich, wie ſonſt," ſetzte ſie hinzu, „aber ſein ſtilles, geſchäftiges Weſen ängſtigt mich doch, und dieſe Angſt iſt es gerade, die mich zu Mutter Barbaud treibt, ſo albern das auch ſein mag."

„Ah, wir ſind am Ziele!" rief die Signora plötzlich, als der Wagen hielt. „Laſſen Sie uns raſch das Orakel vernehmen, das mir wohl wieder Graus und Entſetzen, worauf ich zum Glück gefaßt bin, wie Sie ſehen, Ihnen aber hoffentlich nur Gutes verheißen wird."

Unter dieſen Worten hatte die Sängerin, ihre Umhüllungen feſter zuſammennehmend und den Schleier über das Geſicht ziehend, den Wagenſchlag bereits geöffnet und auf dem ſchmuzigen Pflaſter glücklich Fuß gefaßt. Miß Borough, das Gleiche thuend, folgte ihr, indem ſie der Voraneilenden in ein kleines Vorſtadtgebäude nachging, in dem ſie auf einem ziemlich dunklen Flure von einer Frauensperſon, die eben nicht ſehr Zutrauen erweckend war, in Empfang genommen und in ein niederes Hinterzimmer geſchoben wurden, das als eine Art von Empfangsſaal zu gelten ſchien. Es war bis auf ein Paar Seſſel und eine auf dem Kaminſimſe ſtehende Lampe durchaus leer und unmöblirt. Zwei Fenſter, die nach einem Hofe zu gehen ſchienen, waren durch ein

Paar bretterne Laden dicht geſchloſſen. Daneben befand ſich eine Thüre, auf deren Schwelle bei näherem Zuſehen einige ſeltſame Figuren aus Strichen und Winkeln gebildet, zu entdecken waren.

Auf eben dieſe Thüre deutend, ſagte die unheimliche Pförtnerin mit rauher und tiefer Stimme: „Wenn Sie von draußen drei Mal an dieſe Thüre klopfen hören, meine Damen, ſo iſt das ein Zeichen, daß Mutter Barbaud Sie erwartet. Oeffnen Sie alsdann getroſt die Pforte und gehen Sie den Corridor entlang. Er führt Sie direct in das Heiligthum.“

Nachdem dieſe Rede zu Stande gebracht, ging die, welche ſie gehalten, wieder hinaus, indem ſie die Eingetretenen ſich ſelbſt und ihrem Geſchicke überließ.

Signora Brunetti und Miß Borough blickten ſich, als ſie wieder allein waren, nach allen Seiten in der leeren und einen nicht gerade ſehr anheimelnden Eindruck machenden Stube um und nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß ſich eben nicht viel Augenweide entdecken ließ, ſahen ſie ſich ſelber an, unentſchloſſen: ob ſie ſich gegenſeitig auslachen oder Angſt empfinden ſollten.

„Dieſer Empfang verſpricht etwas,“ flüſterte die Signora.

„Ich möchte am liebſten wieder fort,“ ſagte Miß Ellen, über die eine Art von Beklemmung kam, welche ſie zaghaft machte.

„Ah bah!“ meinte leiſe die Italienerin. „Sie müſſen nicht ängſtlich ſein, meine Liebe. So ein Bischen Hokuspokus iſt überall dabei und giebt dem Abenteuer erſt die rechte Würze. Kommen Sie und laſſen Sie uns auf dieſen Henker-

ſtühlchen Platz nehmen. Den Kopf wird es ſogleich nicht koſten. Höchſtens ein ſeidenes Kleid, wenn die Schemel der Mutter Barbaud nicht ſauber ſein ſollten," fügte ſie lachend hinzu, indem ſie ſich niederließ und ihre Freundin neben ſich zog.

Ringsum herrſchte Stille; von dem geräuſchloſeren Treiben der Vorſtadtſtraße drang kein Laut in dieſe verſchloſſene Stube herein; nur der Wind, der draußen ſich im Hofe fing, klirrte, wie um ſich eine eintönige Unterhältung zu bereiten, dem Vermuthen nach mit einer loſen Dachrinne, die dadurch beläſtigt und geſtört, einzelne Regentropfen wie in verdroſſenem Unmuth in eine wahrſcheinlich darunter befindliche Waſſertonne fallen ließ.

Nachdem unſere Damen eine Weile darauf hingehört und darüber in grübelnde Gedanken verſunken waren, ſchreckte ſie plötzlich ein dreimaliges Klopfen an der Thüre, das durch einen Klingelzug mit mechaniſcher Vorrichtung veranſtaltet zu werden ſchien, empor. Sie erhoben ſich raſch und Miß Borough nicht, ohne von einem leiſen Zittern ergriffen zu werden. Signora Brunetti aber nahm ihren Arm unter den ihren und zog die ängſtlich gewordene Freundin raſch zur Thüre, öffnete dieſe und ſchritt, ſie mit ſich führend, einen ziemlich erhellten Corridor entlang bis in die Stube von Mutter Barbaud.

Dieſe ſaß, eine alte, magere, knochige Frau, in ſchwarze Kleider und weiße Tücher phantaſtiſch eingehüllt, an einem niedrigen Tiſche, über dem eine Lampe brannte, welche eine magiſche Fülle von Licht faſt ſo ausſchließlich auf deſſen Platte niedergoß, daß in dem übrigen Zimmer beinahe Dunkel herrſchte und nichts näher zu erkennen war.

„Treten Sie näher, meine Damen," ſagte die Wahrſagerin mit leiſer, murmelnder Stimme, „der Geiſt iſt über mich gekommen und läßt mich die Schleier der Zukunft lüften." Hierauf ein Kreuz über die vor ihr liegenden Karten ſchlagend, hielt ſie dieſelben den Angekommenen zum Abheben entgegen. „Die Hand derjenigen, der ich die Karte legen ſoll, muß die Karten coupiren," ſprach ſie weiter.

Die Sängerin coupirte und einen Moment darauf waren wie durch Zauberei die Karten auf dem Tiſche ausgebreitet.

„Madame ſind fremd in Paris," begann nach einer Weile des ſtillen Ueberblickens Mutter Barband. „Sie ſind hierher gekommen, Ihr Glück zu ſuchen. Glanz, Luſt und Ehre umgeben Sie. Aber Sie werden hier nicht bleiben. Sie werden in die Ferne, über das Meer gelockt. Das Meer aber" ....

„Ich weiß, ich weiß, Mutter Barband," unterbrach die Italienerin die, wie aus tiefen Zukunfts-Anſchauungen herausſprechende Kartenſchlägerin, „das Meer iſt trügeriſch und hat ſchon manchen begraben. Auch ich ſoll von ihm verſchlungen werden. Mir iſt das bereits prophezeihet. Nun gut, ich werde mich nie in die Gefahr begeben; ich werde die See vermeiden."

„Sie werden gut thun, Madame," entgegnete Mutter Barband. „Auf dem Ocean ſchwimmt Ihr Unheil!"

Unter dieſem, der Zweideutigkeit eines Delphiſchen Orakels Ehre machendem Ausſpruche, hatte die Wahrſagerin die Karten aufs Neue gemiſcht und der Schauſpielerin hingehalten. Dieſe nahm mechaniſch einige der Blätter in die Höhe, und nachdem die liegengebliebenen von Mutter Bar-

hand darauf gethan, lagen ſie einen Moment darnach wiederum ausgebreitet vor ihr.

Dieſes Mal ſtudirte die Alte etwas länger; endlich aber begann ſie: „Auch Sie, Madame, ſind keine Franzöſin. Sie kommen aus dem Süden und gehen nach dem Norden. Hier in Paris aber ſoll ſich Ihnen erfüllen, was Sie ſo lange erwünſcht und erſehnt. Ein feſter Bund wird geſchloſſen werden. Aber hüten Sie ſich. Es ſteht ein Schatten zwiſchen Ihrem und ſeinem Herzen. Sie haben eine Nebenbuhlerin und dieſe zieht ein Verhängniß über Sie, ein Verhängniß“ ....

„Lächerlich!“ ſagte Miß Borough, die ſich nach und nach von ihrem Schrecken erholt hatte, leiſe unter dem Schleier hervor zu Signora Brunetti. „Was kann ich von einer todten Nebenbuhlerin zu fürchten haben?“

Mutter Barband hatte von dieſem Einwurfe doch wohl aber einen Theil verſtanden, denn ſie ſagte langſam: „Die Todten im Grabe ſind nicht machtlos. Sie haben ihre Mittel zu wirken. Da giebt es Träume, Erinnerungen, Nachlaſſenſchaft und Kinder, die ihre Werkzeuge werden.“

Miß Ellen erbebte. Es durchzuckte ſie ein peinliches Gefühl, eine dunkle Regung von einem Etwas, das ihr wie eine Drohung, wie die Ahnung einer göttlichen Vergeltung aus den beängſtigenden Bildern ihrer ſchlafenden Seele entgegentrat. Sie ſah Lady Helen weinend, ſterbend auf ihrem Lager liegen. Aus ihrem gebrochenen Herzen tönte unter grauſigem Todesröcheln Miß Boroughs Name, und dieſer Name, der wie ein Fluch erſchien, ließ ſie in ſich ſelbſt zum erſten Mal recht klar als die Mörderin von Lady Mulgrave erſcheinen.

Faſt um die Beſinnung gebracht und einer Ohnmacht nahe, raffte ſie ſich auf.

„Laſſen Sie uns gehen,“ ſagte ſie mit letzter Anſtrengung zu ihrer Freundin. „Die Luft in dieſer Stube beklemmt mir die Bruſt.“

Signora Brunetti legte zwei in Bereitſchaft gehaltene Goldſtücke auf den Tiſch der Wahrſagerin, die mit dem einen Fuße auf eine Feder drückend, im Hintergrunde eine Thüre öffnen machte, wo eine andere Pförtnerin die Hinaustretenden empfing und durch eine Thorpforte an den harrenden Wagen brachte.

Erſt hier erholte ſich Miß Ellen gänzlich, doch blieb ſie der nun wieder ganz redſeligen und heiteren Signora Brunetti ziemlich einſylbig zur Seite ſitzen.

Als man in der Wohnung der letzteren ankam, fand man daſelbſt Lord Mulgrave, die Damen erwartend, vor. Er umarmte Miß Borough und indem er ſie zärtlich wie in alten Tagen küßte, eröffnete er ihr, daß er nun mit allen Vorbereitungen fertig und die Trauung am folgenden Tage vor ſich gehen könne.

„Ich war es Dir, meine Liebe, wie meiner eigenen Ehre ſchuldig,“ ſagte er freundlich, „Dich nur als meine rechtmäßige Gattin nach England wieder zurückzuführen. Dies wird geſchehen, und wenn ich Dir auch nicht Rang, Anſehen und Stellung in der hohen Ariſtokratie werde verſchaffen können, ſo ſoll doch wenigſtens der Name einer Lady Mulgrave Dich vor jeder Kränkung und Zurückſetzung ſicherſtellen.“

Miß Ellen Borough vernahm dieſe Worte wie im Traume. So ſchnell alſo wurde die Prophezeihung der

Mutter Barband wahr, die eine wenigſtens, die von der Erfüllung ihrer Wünſche und dem feſten Bunde der Herzen! Und die andere von dem Schatten, der zwiſchen ihr und dem Geliebten ſtehen ſollte, von der Rache der Nebenbuhlerin .... ſollte die das nicht werden?

Ein Krampf überfiel ſie und die Bläſſe des Todes deckte ihr Geſicht.

„Was iſt Dir, meine Liebe?“ fragte Lord Richard beſorgt, indem er die Schwankende an ſich zog.

„Die freudige Nachricht, die ſo unerwartet kommt,“ meinte die Signora, „hat Ellen überraſcht, Mylord. Laſſen Sie ihr an meiner Bruſt Zeit, ſich zu faſſen,“ fügte ſie hinzu, indem ſie die Freundin aus Lord Mulgrave's Armen fort, in ihre eigenen zog und ſie ſanft an ſich preſſend, leiſe flüſterte: „Glück zu, Lady Mulgrave und vergeſſen Ihre Herrlichkeit die alten Freunde nicht.“

Miß Borough dankte der Sängerin mit einem warmen Händedruck, faßte ſich dann und flog dem Geliebten mit Leidenſchaft aufs Neue um den Hals.

Heiter plaudernd blieb man den Reſt des Abends zuſammen. Am andern Mittage wurden Lord Mulgrave und Miß Borough vor den nöthigen Zeugen, unter denen ſich natürlich auch Signora Brunetti befand, getraut. Am Abend war das Paar bereits nach England unterwegs und in nicht mehr als acht Tagen befand es ſich auf Highbury-Caſtel, die Kinder und die Nachlaſſenſchaft von Lady Helen nach den Anordnungen der Verblichenen in Empfang zu nehmen.

Der Einzug und das Verbleiben in den Räumen, in denen die verlaſſene Gattin ihr trauriges Leben ausgehaucht,

waren selbstverständlich für die Neuvermählten nicht eben sehr angenehm. Dazu kam, daß der Herbst sich ziemlich trübselig anließ und beinahe nur Nebel- und Regentage brachte, in denen die schöne, goldene Sonne fast zur Mythe aus glücklicheren Zeiten wurde.

Highbury-Castel lag, umgeben von Seen, Triften und Waldungen, ziemlich einsam und gleichsam wie aus der Welt hinaus verloren da. Die Dienerschaft, und was sonst zum Schlosse gehörte, hatte die Dahingeschiedene verehrt und geliebt. Was Wunder nun, daß tiefe Trauer auf allen Gesichtern zu bemerken war und Jeder still und geräuschlos am Andern hinging. Kein Lächeln, kein munteres Lied, kein lustiges Geplauder belebte die Gänge und Gemächer des Hauses, in dem überdies die Thürklinken alle schwarz überzogen, die Fenster verhangen, die meisten Zimmer geschlossen waren.

Lord Mulgrave und seine neue Gemahlin hatten denjenigen Flügel des Gebäudes bezogen, den die Gestorbene ganz unbewohnt gelassen hatte. Die Räume waren elegant und zweckdienlich ausgestattet, allein, man gewahrte doch überall, daß sie lange leergestanden und dadurch den Anhauch einer gewissen Unwirthlichkeit erhalten hatten. Es lag etwas Fremdes, Erkältendes in ihnen, und man kam sich immer verlassen und einsam darin vor, selbst wenn man Gesellschaft bei sich hatte. Auch das Schlafzimmer war nicht eben sehr traulich. Es befand sich im zweiten Stock und hatte zwei Fenster, die in den Garten gingen. In der einen Ecke, der Thüre zunächst, die in das daranstoßende Frühstückszimmer und dann in eine Reihe noch anderer Gemächer führte, stand der Kamin und neben diesem, die Fußenden

den Fenſtern zugekehrt, die beiden Betten, denen gegenüber, zwiſchen den Fenſtern, die Waſchtiſche mit Allem, was zur Morgen-Toilette gehört, zu erblicken waren. Zwiſchen den Betten, ziemlich hoch in der Wand angebracht, war eine Tapetenthüre ſichtbar, zu der Stufen gingen, welche in eine kleine Garderobe leiteten.

Außerdem war das Schlafzimmer ganz ſchmucklos, ohne Bild, ohne Vaſen oder ſonſtigen Ausputz. Nur eine Uhr in Bronce zierte das Geſims des Kamins. Neben dem Gehäuſe zeigte das Geſtell einen kleinen Amor, der eine Fackel ſo in der einen Hand hielt, daß das Licht derſelben auf das Zifferblatt zu fallen ſchien, während die andere den Finger auf den Mund hielt, als ſollte der Liebe bedeutet werden, daß ihre ſüßen Geheimniſſe zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht einen Verrath zu befürchten hätten.

Hier und in dem daranſtoßenden Frühſtückszimmer hielten Lord und Lady Mulgrave ſich am liebſten auf, weil beide im Verhältniß noch als die kleinſten und wohnlichſten erſchienen. Die andern waren alle viel größer und machten bei einer nicht eben ausgiebigern Möblirung einen doppelt traurigen Eindruck.

Als man in Highbury-Caſtel ankam, war es Abend und außer einigen Dienern, der Gouvernante der Kinder und dem Caſtellan Niemand mehr ſichtbar. Die Neuangekommenen zogen ſich, nachdem ſie ein Paar gleichgültige Worte mit den Zuletztgenannten geſprochen, ſofort in das Schlafzimmer zurück, wohin ſie den Thee befahlen. Sie begaben ſich darauf, von der Reiſe ermüdet, früh zur Ruhe.

Gleich dieſe erſte Nacht war für das Paar keine ſehr erquickliche geweſen; es hatte hier ſeine früheren beängſtigen-

den Träume und zwar in ſo lebhafter Weiſe wiederholt, daß es zu beiden Theilen das gleich ſtarke Verlangen fühlte: den Ort ſo bald als nur immer möglich wieder zu verlaſſen.

Das Erſte, was Lord Mulgrave am andern Morgen that, war, daß er die Kinder beſuchte, die mit ihrer Gouvernante im andern Flügel wohnten. Beide waren friſch und wohlauf, dem Vater durch die Abweſenheit der zwei Jahre aber ſo entfremdet, daß ſie ihn nicht wieder erkannten und durch die Erzieherin kaum bewogen werden konnten: ihm die Hand zu reichen.

„Hat Euch Eure Mutter denn nie von mir erzählt?“ fragte Lord Richard nicht ohne ſchmerzliche Bewegung.

„Niemals!“ ſagte der kleine William.

„Niemals von Euren Vater!“ rief darauf der Erſtere, ſich tief erſchüttert auf einen Stuhl gleiten laſſend.

„O ja, von dem hat uns Mama viel, viel erzählt,“ fing nun Lydia das Wort zu ergreifen an. „Aber von Dir hat ſie nie geſprochen.“

„Aber William, Lydia, ich bin ja Euer Vater!“ brach nun der Lord los, indem er die Kinder an ſich zog.

„Du unſer Vater?“ fragte der Knabe verlegen.

„Ich glaub' es nicht,“ meinte das Mädchen.

„In Wahrheit, Lydia, William, ich bin der Vater, von dem Euch Eure Mutter erzählte.“

„Haſt Du denn auch Mama recht lieb gehabt?“ forſchte Lydia weiter.

Lord Mulgrave erbleichte. Einen Augenblick ſtierte er ſchmerzlich vor ſich hin, dann faßte er ſich und ſagte: „Warum fragſt Du das, mein Kind?“

„Nun, weil Mama Dich gar ſo ſehr liebte,“ entgegnete das kleine Mädchen, indem ſie, nun geſchwätzig werdend, fortfuhr: „Sie hat es oft geſagt und ſehr dabei geweint. Sie küßte uns viele, viele Mal und befahl uns dabei immer: den Vater ja recht gern zu haben, ſo gern wie ſie ihn immer gehabt und ewig haben werde!“

Lord Mulgrave, der das Kind auf ſeinen Schooß genommen, ließ es, wie von einer Natter geſtochen, zur Erde gleiten. Er wurde blaß und zitterte ſo, daß Miß Maiwood beſorgt um ihn wurde und fragte: ob er ein Glas Waſſer befehle.

„Ich danke, Miß Maiwood,“ entgegnete er, ſich zuſammenraffend und bittend, die Kinder andern Händen zu übergeben und dann zu ihm zurückzukehren.

Als dies geſchehen, hatte er ſich ſichtlich geſammelt und erſuchte nun die Wiedereingetretene, ihm den Tod von Lady Helen zu erzählen.

„Mylady,“ begann Miß Maiwood, „war leidend, ſo lange ich ſie kannte. Sie klagte aber nie und beachtete ihren Zuſtand wenig. Sie überwachte die Erziehung ihrer Kinder, ſah nach den Rechten in Highbury-Caſtel und that Gutes ſo viel ſie vermochte. Ein Tag ging wie der andere hin. Nie ſah ſie Beſuch, nie machte ſie welchen. Ihr Anwalt, Miſter Churchil, war die einzige fremde Perſon, die ſie zu Zeiten bei ſich empfing. So gingen die Dinge bis etwa heute vor acht Wochen. Da vermochte ſie plötzlich nicht mehr die Herrſchaft über ſich zu behaupten. Sie war am Morgen noch wie ſonſt aufgeſtanden und hatte ſich, wie's ihre Gewohnheit, ſelbſt angekleidet. Aber ſchon beim Frühſtück brach ſie zuſammen und mußte ſich wieder zu Bett

bringen laſſen. Seitdem iſt ſie nie wieder auf geweſen. Ihre Krankheit entwickelte ſich raſend ſchnell. Schon nach acht Tagen war ſie kaum noch wieder zu erkennen. Sie wußte, daß es zu Ende ginge und der Arzt unnöthig war. Nur auf mein beſtändiges Bitten ließ ſie Doctor Rutherford aus Turnhill rufen. Er kam und ging ohne helfen zu können. Sie lächelte, als wir wieder allein waren und ſagte: „Sie ſehen, es iſt unabänderlich, gutes Kind. Gott und die Vorſehung haben es ſo gewollt. Es wird das Beſte ſein!“ Darauf ließ ſie die Kinder kommen, herzte und küßte ſie und erzählte ihnen von Ihnen, Lord. Es war das Rührendſte, was ich je gehört und geſehen! Sie ſagte ihnen: Gott im Himmel verlange, daß ſie von ihnen gehe, aber dafür würde der Vater kommen, den ſie ebenſo lieben müßten wie ſie und noch mehr, da er länger bei ihnen bleiben und ſie vollends zu erziehen und auszubilden haben werde. Seid lieb, ſeid gut mit ihm, ſchluchzte ſie tauſend Mal; er hat Eure arme Mutter einmal unbeſchreiblich glücklich gemacht!“

„Halten Sie ein, Miß Maiwood, halten Sie ein!“ rief Lord Richard, der kaum noch ſeine Faſſung zu behaupten vermochte und welchem ſchwere Thränen aus den Augen niederſtürzten.

„Ich bin zu Ende, Mylord,“ entgegnete die Erzieherin. „Mylady iſt wie eine Heilige geſtorben. Die Namen ihrer Kinder, Ihr Name, Mylord, waren das Letzte, was ihre Lippen ſagten.“

Lord Richard wandte ſich ab, durchſchritt mehrmals das Zimmer, blickte aus dem Fenſter, trocknete ſich die Augen

und fragte endlich mit gedrücktem Tone: „Hat Lady Helen nie meiner jetzigen Frau erwähnt?“

Miß Maiwood wurde ſichtlich verlegen und zögerte mit einer Antwort.

„Sprechen Sie ohne Scheu, Miß Maiwood,“ ermunterte ſie der Frager. „Es liegt mir daran, hierüber die Wahrheit zu hören.“

Die Gouvernante nahm ſich hierauf zuſammen und erwiederte: „Mylady liebte im Allgemeinen nicht über ihre intimeren Verhältniſſe zu reden. Ich wußte nicht, daß Mylord ſich anderweitig zu vermählen gedächte. Erſt als unſere Herrin krank, ja, als ſie ſo zu ſagen: in den letzten Zügen und im Fieber des Todes lag, hörte ich, wie ſie mehrere Mal inbrünſtig zum Himmel flehte: „Wenn Miß Borough Lord Mulgrave ernſtlich und aus tiefſtem Herzensgrunde liebt, ſo wird ſie um dieſer Liebe willen meinen armen Kindern wohl eine gute Mutter werden. Wenn aber, wie ich fürchte, ihre Neigung zu Lord Richard nur eine leichtfertige und im Aeußeren wurzelnde iſt, ſo flehe ich zu Dir, ewiger Vater im Himmel, um Schutz für die Waiſen und darum, daß Du das elende Weib nicht Gewalt über ſie bekommen und von dem Herzen des Vaters verdrängen läßt. Nicht mich zu rächen, bitte ich Dich ſie zu ſtrafen, ſondern nur, um meine Kinder vor ihrer Verderbniß zu retten.“

Lord Mulgrave konnte das nicht hören, ohne daß eine hohe Röthe ſein Geſicht überflammte. Er brach raſch das Geſpräch ab, indem er Miß Maiwood erſuchte: ihn in das Sterbezimmer von Lady Helen zu führen.

Dies Zimmer machte einen unendlich traurigen Eindruck, weil darin Alles ſo geblieben war, wie es beim Ver-

ſcheiden Mylady's geweſen. Das Bett ſtand in der Nähe des Kamins, neben dem ſich ein kleiner Tiſch mit ſchwarzer Marmorplatte befand, auf dem bunt durch einander mehrere Gegenſtände lagen, ganz wie ſie die Sterbende aus der Hand gethan: eine Bibel, ein Taſchentuch, zwei kleine Medaillons mit den Portraits von William und Lydia. Eine Medicinflaſche ſtand ziemlich unberührt dazwiſchen. Die Uhr auf dem Kamine hatte man im Augenblicke des Todes angehalten. Auf dem Bette prägten ſich noch ziemlich kenntlich die Formen der Todten aus. Zu Häupten lag ein Shawl, der Lord Richard ſeltſam in die Augen ſtach. Ihn in die Hand nehmend, fragte er: was es mit demſelben auf ſich habe.

„Mylady," entgegnete Miß Maiwood, „liebte dieſen Shawl beſonders zu tragen und hat ſich ſeiner während ihrer ganzen Krankheit bedient. Wenn ihre Schmerzen zu ſtark wurden, pflegte ſie ihr Geſicht darin zu verbergen und als der Schweiß des Todes ihre Stirn zu benetzen begann, begehrte ſie mit brechender Stimme dieſelbe ihr damit abzuwiſchen. Sie meinte, das gäbe ihr immer Linderung."

Lord Mulgrave ſah den Shawl nun näher an und erkannte, daß er das erſte Geſchenk war, das er Lady Helen verehrt hatte. Er nahm ihn an ſich: er wußte recht eigentlich ſelbſt nicht warum.

Als er mit der Gouvernante das Zimmer verließ, ſagte er zu ihr: „Ich darf wohl nicht fürchten, mißverſtanden zu werden, Miß Maiwood, wenn ich Ihnen anzeige, daß ich nach den letzten Mittheilungen, die ich von Ihnen erhalten, es für unſtatthaft erachte, Sie die Erziehung meiner Kinder,

die doch unter den Augen meiner zweiten Frau fortgesetzt werden muß, fernerhin leiten zu lassen."

„Ich begreife das vollkommen, Mylord," entgegnete die Gouvernante, „und so schwer es mir auch wird, mich von meinen Zöglingen zu trennen, so sehe ich doch ein, daß das durchaus nöthig und ersuche Sie denn hiermit, mich meiner Verpflichtungen zu entheben."

Lord Richard nickte mit dem Kopfe zu diesem kurzgefaßten, aber fest und bestimmt angebrachten Entlassungsgesuche, indem er mit dem weichsten und zugleich verbindlichsten Tone seiner Stimme hinzusetzte: „Ich verkenne selbstverständlich in keiner Weise Ihre großen Verdienste, die ich immer habe rühmen hören und sage Ihnen überdies den wärmsten und herzlichsten Dank für die treue Pflege, die Sie Lady Helen in so aufopferndem Grade zu Theil werden ließen. Daß für Ihre Zukunft gesorgt sein wird, bedarf keiner weiteren Erwähnung, ebenso wie ich es für meine Pflicht erkenne, Ihnen die Versicherung meiner vollsten Hochachtung zu geben. Lassen Sie das, was Sie von Lady Helen hörten und diese Unterredung ein Geheimniß zwischen uns Beiden bleiben und meine ewige Dankbarkeit wird Sie begleiten, Miß Maiwood."

„Ich werde schweigen, Mylord, und hätte es auch Ihnen gegenüber gethan," erklärte die Erzieherin auf das Bestimmteste, „wenn ich nicht gemeint, daß ich Ihnen, Ihnen allein, Mylord, die unbedingteste Wahrheit schuldig war, sobald Sie dieselbe von mir in Anspruch nahmen."

Lord Mulgrave reichte Miß Maiwood die Hand und nachdem er dieselbe leise gedrückt, ging er langsam und in tiefes Nachdenken versunken zu Lady Ellen in den andern

Flügel des Hauſes. Als er dort den Shawl weglegte, fragte dieſe: was das ſei?

„Ein Shawl Lady Helens," erwiederte er.

Die Dame ſtand von ihrem Sitze auf und nahm das feine indiſche Gewebe prüfend in die Hand.

„Ein zarter, koſtbarer Stoff," meinte ſie.

„Die Verſtorbene liebte ihn beſonders," warf der Gatte hin, indem er hinzufügte: „Er war das erſte Geſchenk, das ſie von mir erhielt."

„Ah ſieh' da!" ließ ſich Lady Ellen vernehmen, die weiche, ſchmiegſame Maſſe auf ihren Fingerſpitzen wiegend. „Die Farben müſſen entzückend kleiden. Vielleicht erlaubſt Du" . . .

Da ſie Miene machte, den Shawl umzulegen, hielt ſie Lord Richard durch eine raſche Bewegung ſeines Armes davon ab, indem er ſchnell und halb entſetzt dabei ausrief: „Das iſt keine Sache zum Putz, meine Liebe. Lady Helens ſterbendes Geſicht ward mit dieſem Shawle bedeckt!"

Lady Ellen ließ erſchrocken denſelben fallen und fragte erbleichend: „Wozu brachteſt Du ihn mit?"

Der Gatte, ihn aufhebend, meinte: Lydia ſollte ihn einmal erhalten und trug ihn darauf in das Schlafzimmer hinein, wo er ihn in die leere Schublade eines kleinen Wäſcheſchrankes im Waſchtiſch legte, was Mylady deutlich wahrnehmen konnte, da die Thüre offen geblieben war und ſie dieſer geradeüber an einem Fenſter ſtand, das eine Ecke des Hauſes bildete.

Damit war die Angelegenheit abgethan und ward weiter nicht berührt. Auch gab es in der That eine Menge andere Dinge, die erörtert und beſprochen werden mußten. Zu-

nächſt wünſchte die zweite Gemahlin Lord Mulgrave's Highbury-Caſtel ſobald als möglich zu verlaſſen, da ihr der Aufenthalt in dem triſten Hauſe allzuwenig zuſagend erſcheinen wollte. Sie hatte überhaupt wenig Neigung, ſich den Winter über auf dem Lande zu vergraben und ſchlug ihrem Gatten daher vor: auf ein Paar Monate nach Paris zurückzukehren. „Wenn Du willſt," ſchloß ſie ihre Vorſchläge, „ſo können wir nach Genf oder Vevay reiſen, wohin ich Dir rathen würde, die Kinder in Penſion zu geben."

Lord Mulgrave blickte erſtaunt zu ſeiner Gemahlin auf.

„Die Kinder in Penſion? Wo denkſt Du hin?" fragte er in merkbarer Aufregung. „William und Lydia ſollen unter unſeren eigenen Augen ihre Erziehung erhalten. Es iſt dies der letzte Wunſch meiner ſterbenden Gattin geweſen."

„Und der erſte Deiner lebenden iſt," entgegnete Mylady ſcharf, „daß dieſer Wunſch ein unerfüllter bleibe. Ich fühle nur zu gut, daß ich kein Talent zu einer Stiefmama habe. Das iſt eine ſehr unerquickliche und peinliche Rolle, bei der eine Frau in eine ſchiefe Stellung kommt, ſie mag es anfangen, wie ſie will. Iſt ſie weich, hingebend und ſanft gegen die Kinder der Fremden, ſo nennt die Welt ſie eine Heuchlerin. Iſt ſie ſtreng und nach beſtimmten Grundſätzen handelnd, ſo heißt ſie eine Rabenmutter. Der einen, wie der andern Verketzerung aus dem Wege zu gehen, giebt es nur ein Mittel: die Kinder aus dem Hauſe zu geben. Wir wollen uns ſorgſam unterrichten, genau und gewiſſenhaft darnach umthun, wo ſie am Beſten aufgehoben ſind; deswegen eben mache ich den Vorſchlag zur Reiſe, den ich genau

überlegt und erwogen habe und mit dem Du Dich bei ruhiger Ueberlegung gewiß befreunden wirst."

„Darin bist Du im Irrthume, Ellen," replicirte der Gatte heftig. „Es ist mein fester Entschluß, die Kinder nicht von mir zu geben und wenn Du das weißt, wirst Du nicht Anstand nehmen: ihn eben so fest zu dem Deinigen zu machen."

Lady Ellen antwortete nicht, sondern warf sich schmollend in eine Ecke des Divans, während Lord Mulgrave eine Zeit lang mit großen Schritten im Zimmer auf und niederschritt und dann endlich, als er sah, daß seine Gattin keine Anstalt machte: ihr Benehmen gegen ihn zu ändern, mürrisch von dannen ging, um sich draußen im Freien zu zerstreuen.

Zu Mittag am Tische sah man sich wieder, blieb aber einsylbig und verdrossen. Nach dem Essen hatte der Lord noch bis spät in die Nacht hinein mit Verwalter und Kastellan zu thun. Miß Maiwood ließ ihm durch den letzteren melden, daß ihre Sachen gepackt seien und sie mit dem Frühesten des nächsten Tages das Schloß verlassen wolle. Sie möge ihre Adresse zurücklassen und im Uebrigen glücklich reisen, befahl er dem Melder der Erzieherin zurückzubestellen.

Als er endlich abgespannt und ermüdet in das Schlafzimmer trat, hatte sich Lady Ellen bereits zu Bett begeben. Sie sei nicht ganz wohl, schützte sie vor. Lord Mulgrave bemerkte, daß sie geweint hatte.

„Bist Du mir noch böse?" fragte er, sich auf den Rand ihres Bettes setzend, mit seiner sanftesten Stimme.

Lady Ellen verbarg ihr Geſicht im Pfühl ihres Lagers und fing aufs Neue zu weinen an. Der Gatte ließ das ein Paar Augenblicke geſchehen, dann beugte er ſich zärtlich über ſie hin, richtete leiſe ihren Kopf in die Höhe und küßte ſie. Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals, benetzte ſeine Bruſt mit ihren brennenden Thränen und ſchluchzte: „Du liebſt mich nicht mehr, Richard. Die todte Gattin gilt Dir mehr, als die lebende. Du hätteſt mich meinem Schickſal überlaſſen ſollen!“

„Welch' thörichte Einbildungen!“ rief der Lord, indem er ſie heftig an ſich preßte und ihr mit rührender Zärtlichkeit das ſchöne, volle Haar aus dem Geſichte ſtrich. „Ich liebe Dich, Ellen, ich werde Dich ewig lieben! Ich habe Dir das durch viele Opfer bewieſen!“

„So beweiſe es durch ein letztes, ſchwerſtes, wenn Du willſt, durch die Entfernung Deiner Kinder. Sie würden mir Dein Herz, Deine Liebe entziehen — Sie würden die ewigen Fürſprecher der Todten ſein. Vielleicht iſt es albern von mir, ſo etwas hier zu erwähnen, aber es iſt doch einmal ſo und ich kann daran zu denken nicht unterlaſſen: eine Kartenſchlägerin in Paris, zu der mich die Brunetti führte, prophezeihete mir die nahe Verbindung mit Dir, dann aber auch, daß ſich ein Schatten zwiſchen Dich und mich eindrängen und meine Nebenbuhlerin mich verderben würde. Mein Verderben iſt der Verluſt Deiner Liebe und Deine Liebe wird Deine erſte Frau mir durch ihre Kinder rauben.“

So redend ſchluchzte ſie ſtärker, als zuvor, den Kopf an Lord Mulgrave's Bruſt gelehnt. Dieſer, leicht erſchüttert und bewegt, wie Lady Ellen das nur zu wohl wußte, drückte

ſie an ſich und ſagte dann: „Laß es gut ſein, meine Liebe. Wir wollen noch weiter über dieſe Sache reden.“

Freudig fuhr die ehemalige Miß Borough in die Höhe und den Gatten leidenſchaftlich und heiß umarmend, rief ſie auf einmal wieder mit ihrem alten, heiteren Tone: „Du liebſt alſo doch die arme Ellen noch, ja, ich ſehe, Du liebſt ſie noch. O, möchteſt Du ſie ewig lieben! Ohne Deine Liebe, was wäre ſie?“

Lord Mulgrave beruhigte ſie und ſuchte dann ebenfalls ſein Bett, dabei noch mancherlei mit ſeiner Gattin über Vergangenheit und Zukunft ſprechend. Es mochte gegen zwei Uhr in der Nacht ſein, als ſie entſchliefen, Lord Richard nicht, ohne im Stillen ſich doch einige Vorwürfe über ſeine Nachgiebigkeit in Bezug auf die Entfernung ſeiner Kinder zu machen.

Kaum war er entſchlummert, ſo ſah er aufs Neue Lady Helen, wie ſchon in früheren Träumen, in ſterbendem Zuſtande vor ſich, den bekannten Shawl über ihr Geſicht gelegt und heftig darunter hervorſchluchzend. „Helen, was haſt Du?“ fragte er, mit tiefem Schmerze ſie anſtarrend. „Der Kummer läßt mir keine Ruhe,“ antwortete ſie mit hohler Stimme. „Die Circe beſtrickt Dein Herz. Du willſt Deine Kinder zu fremden Leuten geben, trotzdem ich Dich beſchworen, das nicht zu thun. Richard! Richard! Wenn Dir die Ruhe einer Todten etwas gilt, ſo laß William und Lydia nicht von Dir gehen!“

Indem Lady Helen ſo ſprach, ſchien es Lord Mulgrave, als ſänke dieſelbe, zur Leiche erſtarrend, mitten durch die Matratze und das Linnen hindurch in das darunter befind-

tiche Grab. Als ihr ganzer Körper verſchwunden war, wehte nur noch der Shawl wie Abſchied winkend empor.

„Der Shawl, der Shawl!“ ſtöhnte Lord Mulgrave mit ſo ſchmerzlich erſchütterndem Tone hervor, daß Lady Ellen davon erwachte und, vom Nachtlicht beleuchtet, das todtenblaſſe und in Schweiß gebadete Antlitz des Gatten gewahrend, entſetzt aufſprang und denſelben weckte.

Es dauerte geraume Zeit, ehe Lord Richard zu ſich kam. Als dies geſchehen, ſprang er, vom Fieber geſchüttelt, in die Höhe, ohne gleich zu Worten kommen zu können. Seine Frau hatte in Todesangſt — ſie meinte nicht anders, als daß ihn der Schlag gerührt — zehn Mal gefragt, ehe er ſich ſo weit geſammelt, um ihr Rede zu ſtehen. Endlich ermannte er ſich und erzählte ihr den Traum.

Lady Ellen hörte ihn kopfſchüttelnd an und ſagte dann: „Der Shawl und das Geſchwätz der Dienerſchaft über das Verſcheiden Deiner erſten Frau haben Deinen Geiſt erregt. Wende Deine Gedanken davon ab und Deine Phantaſie wird ruhig werden.“

So ſprechend, legte ſie ſich wieder nieder und war bald aufs Neue entſchlummert. Auf Lord Mulgrave's Augen aber wollte kein Schlaf mehr kommen. So oft er ſie ſchloß, ſah er den Shawl der Todten winken. Auf dieſe Weiſe munter erhalten, blickte er ſtarr in den aufdämmernden Morgen hinein, das Glück ſeiner früheren Ehe, die Liebe Lady Helens zu ihren Kindern und ihren letzten Wunſch überdenkend. Als er früh am Morgen aufſtand, war er einig mit ſich: die Kinder dennoch nicht aus dem Hauſe zu geben. Nachdem er aber draußen im Freien ſich ergangen, dieſe und jene Anordnung in Feld und Stall getroffen,

dann mit Lady Ellen gefrühstückt und ihre tausend Spöttereien über seine nervöse Erregtheit mit angehört hatte, fing er an, wieder schwankend in seinem Entschlusse zu werden.

Als man über Tisch übereingekommen war: Highbury-Castel am andern Morgen zu verlassen, durfte Lady Ellen sich als Siegerin ansehen. Lord Mulgrave gab ihr Recht: die Kinder erst nach Genf zu bringen und für den Rest des Winters nach Paris zurückzukehren.

Mit dem Einpacken und den sonstigen Reiseanstalten gingen Nachmittag und Abend hin. Ermüdet davon suchte man ziemlich früh das Lager, wobei Mylady scherzend den Gatten bat: nicht wieder so unruhige Träume wie in der vorigen Nacht haben zu wollen.

„Der Gedanke, daß Alles entschieden und meine Erschöpfung werden das verhüten," sagte Lord Mulgrave, indem er sich in die seidnen Decken hüllte und die Augen schloß. Zehn Minuten darnach war er entschlummert. Bei Mylady ging es nicht so rasch. Die Genugthuung, alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen, die Freude, die sie darüber empfand, Lord Mulgrave zu beherrschen, die schöne Aussicht, in Paris als vornehme Dame glänzen zu können, — das Alles bestürmte ihr Herz und hielt sie wach. Sie hörte die Uhr auf dem Kamine zwölf, ein, zwei Uhr schlagen. Endlich aber begann der Schlaf sich auch auf ihre Wimpern zu senken. Sie wendete sich, schloß die Augen und eben im letzten Stadium des Wachseins noch einmal zusammenzuckend, gleich als glitte die Seele von dem Bewußtsein des Lebens ab, hört sie plötzlich Lord Mulgrave wieder wie in der vorigen Nacht „Der Shawl! der Shawl!" schaurig in

die lautloſe Stille hineinſtöhnen. Sich erſchrocken aufrichtend und zu dem Schlummernden hinüberwendend, gewahrt ſie die ſchon einmal an ihm geſehene Todesbläſſe, ſowie den perlenden Schweiß auf ſeiner Stirne.

„Dieſer unſelige Shawl der Todten!“ murmelte ſie aufgebracht. „Er ſcheint der Talisman zu ſein, mit dem ſie ſeine Seele martert und durch welchen ſie mir ſein Herz entfremden will. Zur Hölle mit dieſem Plunder!“

So vor ſich hinſprechend, erhebt ſie ſich raſch und entſchloſſen, eilt zu dem Schube, in den Lord Mulgrave den Shawl gethan, reißt ihn heraus und tritt an den Kamin, in dem noch einige Kohlen ziemlich lebhaft auf dem Roſte glimmen. Da hinein! denkt ſie, faßt ihn und ſchleudert ihn in die Gluth.

Einen Augenblick darauf tönt ein furchtbarer, ohr- und ſeelzerreißender Schrei durch die ſtillen Räume des Schloſſes. Als Lord Mulgrave aufgeſchreckt davon, in Schweiß gebadet, in die Höhe fährt, erblickt er eine rieſige Flamme mit einem ſchaurigen Schmerzgebrülle durch das Zimmer ſtürzen. Ehe er von dem Schreck ſich erholt und weiß, was geſchehen, wälzt ſich die Flamme ſchon mit Todesröcheln auf dem Boden. Da endlich aufſpringend und eine Ahnung von dem furchtbaren Vorgange in ſich aufkommen fühlend, wirft er Decken, Tücher, Kleider, Matratzen und ſich ſelbſt über die Flamme her, die denn auch bald erliſcht. Darnach Alles wegräumend, ſieht er — — — —

Man erſpare uns die Schilderung.

Als Lady Mulgrave den verhängnißvollen Shawl in den Kamin warf, hatte ſie nicht bemerkt, daß das eine Ende deſſelben an ihrem leichten Nachtkleide hängen geblieben war

und die Flamme des ſich entzündenden Gaze- und Seidenſtoffes auf dieſe Weiſe zu ihr übergeleitet wurde. Ein Moment genügte: ſie in eine lodernde Flamme zu hüllen, aus der ſie nur als blutende und unkenntlich gewordene Leiche wieder hervorkam.

Lord Mulgrave lebt jetzt auf einer ſeiner Beſitzungen in Davonſhire, düſter, ſtill und zurückgezogen, einzig damit beſchäftigt: ſeine beiden Kinder unter ſeinen Augen erziehen und ausbilden zu laſſen.

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Der Geisterritt	1
Eine merkwürdige Prophezeihung	25
Der Applaus von unsichtbaren Händen	39
Die Ermordung der Herzogin von Praslin	76
Der graue Kämpe	96
Eine Prophezeihung	110
Die wunderbare Erscheinung	121
Das Gespensterhaus in Hildesheim	139
Das zweite Gesicht	154
Die Morgue in Paris	166
Der Shawl der Todten	171

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Das Junge Deutschland.

Ein kleiner Beitrag

zur

Literaturgeschichte unserer Zeit

von

Theodor Mundt.

Mit einem Anhange
bisher noch unveröffentlichter Briefe von Th. Mundt,
H. Laube und K. Gutzkow.

Hamburg.
Druck und Verlag von J. F. Richter.
1836.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Die nachstehende Schrift erhebt keinen Anspruch darauf, über die Werke derjenigen Schriftsteller, die sie behandelt und welche man als „Das Junge Deutschland“ bezeichnet hat, ein irgendwie eingehendes Urtheil abzugeben. Sie beabsichtigt vielmehr nur einiges Material und die bescheidene Grundlage zu einem solchen Urtheil dadurch zu liefern, daß sie sich bemüht zeigt, aus ihrer Zeit und dem persönlichen Verkehre mit ihnen diejenigen Momente heraus zu heben und mitzutheilen, die dafür von Bedeutung und Einfluß sein können.

Es war dem Verfasser vergönnt, eine Reihe von Jahren denselben nahe zu stehen und mit ihrer Freundschaft zugleich ihr volles Vertrauen zu genießen.

Rückhaltlos haben sie oft in Gesprächen und Briefen ihr innerstes Herz ihm aufgeschlossen und ihm Bekenntnisse gemacht, die er in theilnehmender Seele wie ein Evangelium bewahrt hat. So lange jene hervorragenden und erleuchteten Geister unter den Lebenden weilten, vermochte er es nie über sich zu bringen, mit diesen Aeußerungen hervorzutreten, denn er wollte ihnen nicht vorgreifen, weil es ihnen ja selbst etwa einfallen konnte, Dieses oder Jenes davon vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Jetzt aber, da sie alle heimgegangen sind und so Manches noch zu sagen ist, was ihr literarisches Wirken, ihre Stellung in der Welt, ihr geistiges Ringen und Kämpfen, ihr ganzes „Hangen und Bangen in schwebender Pein" zu beleuchten und zu erläutern imstande sein dürfte, jetzt glaubt er keinen Anstand nehmen zu sollen, die Gefühle und Gedanken, Hoffnungen und Wünsche, Freudenrufe und Seufzer an's Licht zu ziehen, die sie erfüllten und kund gegeben. Alle diese Autoren des jungen Deutschlands sind mehr oder weniger Vorläufer der Geschichte, die wir heute erleben, sind deren Mitbegründer und Stifter. Jeder von

ihnen hat als ritterlicher Marquis Poſa vor dem Genius unſeres Vaterlandes geſtanden und für Schiller's Gedankenfreiheit geſprochen. Der Zug für dieſe iſt der geiſtigen Phyſiognomie eines jeden von ihnen aufgeprägt und leuchtet von ihrer Stirne. Gerne ſei eingeräumt, daß ſie Größeres wollten, als ſie geleiſtet haben. Aber eben die Urſachen und Gründe zu erklären, warum dies der Fall war und ſein mußte, das mag dem Ueberlebenden geſtattet ſein, der, eingeweiht in ihre geheimſten Empfindungen und Pläne, in ihre glücklichſten Träume und bitterſten Enttäuſchungen, ſich wohl ein wenig das Recht zuerkennen darf, ein Wort zu ihrem Verſtändniß und, wo es angebracht iſt, zu ihrer Vertheidigung zu ſagen. Sie ſind Alle viel angegriffen, verkannt und mißhandelt worden, ja, ſie thaten ſich zu Zeiten unter ſich ſelbſt das ſchreiendſte Unrecht. Es war eben eine zerſetzende, in ſich geſpaltene und zerriſſene Epoche, in der ſie lebten und ſchrieben. Ein hamletiſcher Odem wehte über Deutſchlands politiſchem Boden. Es ging ein ſtrenger und ſchneidender Wind, die „Morgenluft“ eines neuen deutſchen

Zeitalters, und dieſe Morgenluft mit ihren feuchten Nebeln, ihrer grauen Dämmerung und ihrer anfröſtelnden Kühle verwirrte und verblendete die Geiſter, die als Schildwache auf der Terraſſe des Jahrhunderts ſtanden. Es war ein beſtändiges Werdarufen und Hellebardenkreuzen. Kein Wunder, daß Freund und Feind in dieſer unheimlichen und verhängnißvollen Frühe eines anbrechenden Tages zu Schaden kamen.

Jetzt, da dieſer Tag hell und licht vor unſern Blicken liegt, jetzt mag es wohl am Platze ſein, uns in jenes Frühdunkel zurück zu verſetzen und uns Menſchen und Umſtände, die wir im Finſtern wirrig durcheinander geknäult ſahen, einigermaßen klar zu machen.

Nichts als dies bezweckt dieſe kleine Schrift und ihr Anhang von Briefen. Sie wollen Streiflichter auf Perſonen und geſchichtliche Lagen werfen, die wir Alten kannten und ſelbſt erlebten, aber die die heutige Jugend kaum noch faßt und begreift. Spätere Literaturgeſchichtsſchreiber werden vielleicht nicht achtlos daran vorüber gehen.

Schöpft der Eine oder der Andere von ihnen gelegentlich daraus, wird hier oder dort ein junges Gemüth dadurch zu pietätvoller Einsicht und Erkenntniß in literarischen Dingen der Neuzeit gebracht, so hat dies kleine Buch sein schönstes Ziel erreicht!

Ludwigsburg, am 30. Juli 1885.

Feodor Wehl.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ein französischer Akademiker hat die Aeußerung gethan, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft sei und der herbe und strenge Karl Immermann sang eben so schön als wahr:

Das Weltgeheimniß liegt nirgendwo; es ist nicht hier und nicht dorten:
Es wiegt sich wie ein unschuldiges Kind in des Sängers blühenden Worten.

Die blühenden Worte des Sängers sind darum kein bloßes Erzeugniß des Zufalls, keine müßigen Hirngespinnste, keine leeren Erfindungen verlorener Träumer. Sie sind Produkte der Zeit, sie sind Geständnisse der Geschichte. Die Geschichte hat keinen Schmerz, und wenn er auch noch so heimlich und verstohlen wäre, der seine Thränen nicht in die Literatur geweint hätte; keine Wonne glorreicher Thaten oder großer Gedanken hat sie beseelt, die nicht in sie hinein ausgejauchzt worden wäre. Jede echte, wahre Volksliteratur ist das seelenberauschende Leidvoll und Freudvoll einer ganzen Nation. Die Literatur ist jene kunstvoll gewundene und geformte Muschel, die an's Ohr unseres Geistes

gelegt, uns das Lebensrauschen eines Volkes durch ganze Jahrhunderte hin vernehmen läßt.

Freilich muß man zu hören verstehen, ein Verstehen, das uns Literaturgeschichten der gewöhnlichen Art allerdings nur selten lehren, weil die zwölfte, gewöhnlich aus elf vorhandenen zusammengestellt, nur die Werke, nicht die Verhältnisse und Zustände in's Auge faßt, welche sie entstehen machten.

Was uns betrifft, so wollen wir einmal umgekehrt uns weniger an die vorhandenen literarischen Schöpfungen, als vielmehr an die Zeit und die Menschen halten, aus denen die Literaturepoche hervorgegangen ist, mit der uns hier zu beschäftigen wir uns vorgenommen haben.

Sie ist eigenthümlich und wunderbar genug erfüllt von seltsamen Absichten, von erhabenen Wünschen und lächerlichen Plänen, von literarischen Heldenthaten und Donquixotiaden. Mehr Lärm hat jedenfalls kaum eine andere Literaturperiode vor ihr gemacht. Sie ist eine Art Geistesrevolution, die sich in langen und furchtbaren Kämpfen austrägt. Sie hat ihr Jena wie ihr Waterloo, ihren Kaiser Napoleon wie ihre Legitimität.

Aber um ihre Entstehung und ihr Werden zu begreifen, müssen wir zuvor einen Streifblick auf die literarischen Verhältnisse und Zustände vor ihr werfen.

Vor Schiller und Goethe haben wir die soge-

nannte Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, eine Periode, die von Goethe und Schiller in ihren poetischen Anfängen zwar eine Zeitlang lärmend genug getheilt, aber bald in ihren weiteren Schöpfungen würdig überwunden worden ist. Dann folgt mit Goethe und Schiller die eigentliche Genieepoche, die unser klassisches Zeitalter bildet und hinter dieser, in seltsamen Widerspruche dazu: die romantische Schule, die schließlich von dem sogenannten Jungen Deutschland mit einem großen Aufwande von Geist und Witz über den Haufen geworfen ward.

Daß es so kommen mußte, ist leicht zu verstehen. Die romantische Schule bildete sich zur Zeit jener schnöden Reaktion, die nach den Befreiungskriegen eintrat. Der gewaltige Kampf gegen den französischen Usurpator hatte das Deutschthum wachgerufen. Man war auf die Glanzzeit unseres Vaterlandes, auf das Mittelalter zurückgegangen, in dem die Ottonen und Hohenstaufen von einem Weltreiche träumen durften. Diese und andere Träume nahm die romantische Schule auf, die sich künstlich mittelalterlich stimmte. Das Ritter- und Mönchthum, das Drachen- und Zauberwesen begann in der Literatur zu spuken. Nur Wenige der ganzen Richtung hielten wie Ludwig Uhland aus der mittelalterlichen Stimmung und Kunst heraus, den Blick frei für das moderne Leben und die moderne Zeit. Die Meisten verloren sich darin wie in eine Sackgasse

von gothischen Bauwerken oder wie in ein Kloster. Die deutsche Dichtung wurde versessen, einsiedlerisch, schrullig oder auch grabezu toll.

Die romantische Schule ist ein kurioser Zeitabschnitt unserer Literatur, ein Zeitabschnitt, den Heinrich Heine mit pikantem Reize geschildert hat, und welchen wir in seinem Verhältniß dazu noch später eingehend zu betrachten haben werden. Einstweilen haben wir hier nur anzuführen, daß unsere Literatur in dieser Schule sich schließlich dem Volke ganz entzog und in Gefahr kam, darin zu verrotten.

Es wurde also nöthig, sie daraus zu erlösen und dies Erlösungswerk vollbrachte das Junge Deutschland, aufgestachelt und getrieben hauptsächlich von dem Esprit, den wir nicht kurzweg mit Geist übersetzen dürfen, sondern in dem wir vielmehr nur eine jeweilige Eigenart, einen gewissen Zustand des Geistes zu erkennen haben, der in unserer Literatur eine besondere Macht und Geltung durch das Judenthum erhielt, welches sein hauptsächlicher Träger war und ihm die glänzendsten Illustrationen schuf.

Um dies inne zu werden und begreiflich zu finden, genügt es nicht: die Geschichte und das Wesen der Juden einen Moment in's Auge zu fassen, sondern wir müssen auch einen Blick auf unser eigenes Volk, auf die Deutschen werfen.

Es mag seltsam klingen, aber doch ist es wahr, wenn wir sagen: Als Deutscher wird man nicht geboren, man muß es werden. Man muß sich dazu erziehen, dazu bilden. Das Deutschthum ist der Idealismus unserer Nation. Bei Franzosen, Engländern und andern Völkern ist die Nationalität eine ganz reale Sache, die ihnen angeboren ist, wie ihre Sprache, ihre Nase, ihre Arme und Beine. Sie kommt fix und fertig mit ihnen auf die Welt.

Diese Völker mit ihrer zu Stande gekommenen Nationalität wiesen das Judenthum ab oder nahmen es in sich auf. Ein Verhandeln, Parlamentiren oder Vergleichen gab es nicht. Anders war es in Deutschland. Hier fand das in seiner eigenen Nationalität zertrümmerte, in allen Schmerzen der Welt umhergetriebene, alle Wundenmaale der Zeit im Herzen tragende Judenthum ein Volk, das in seiner Nationalität nicht weniger zerschlottert erschien. Das Deutschthum war nicht angethan dem Judenthum zu imponiren, es mit sich fortzureißen, ihm Halt und Stütze zu sein. Der deutsche Jude bekam mit dem Deutschthum nur ein Leiden, einen Schmerz mehr. Er stand doppelt aus.

Das gab und mußte seinem Wesen eine ganz eigene Verfassung geben. War dasselbe durch harte Schicksale, durch Druck aller Art doch lange schon im

Innersten erschüttert und gebeugt. Es vermochte neue Prüfungen nicht mit Gemessenheit und Ruhe zu ertragen: es ward bitter, zeternd aufgeregt, vielfach frivol oder auch mit jenem Witz gesegnet, den manchmal das Unglück zu verleihen pflegt.

Aus allen diesen Eigenschaften nun erzeugte sich der literarische Esprit, als dessen strahlendste Incarnation Rahel Levin zu betrachten ist, welche Varnhagen von Ense heirathete und durch die Veröffentlichung ihrer Briefe und ihrer Aussprüche zu einer epochemachenden Erscheinung in unserer modernen Literatur gestaltet hat. Obschon sie keine Romane, keine Gedichte, überhaupt nichts von eigentlich literarischen Werken gab, errang sie sich doch eben vermöge jenes Esprits den weitgreifendsten Einfluß auf Leben und Kunst unserer neuesten Literaturperiode. Es ist nicht möglich, eine Literatur-, Zeit- und Sittengeschichte von dem Anfange unseres Jahrhunderts zu liefern, ohne Rahel eine Stelle darin finden zu lassen, eben weil sie, wie gesagt, die erste und leuchtendste Illustration dieses Esprits ist, der bei ihr in tausend Witz- und Schlagwörtern zum Vorschein kommt und so prickelnd und allbeherrschend in ihr ist, daß sie auch bei Andern nach nichts mehr als nach Einfällen verlangt. „Es giebt recht wenig Menschen, die Einfälle haben," seufzt sie, und sie vermißt diese Einfälle denn auch überall in der

Kunst, wie z. B. im Spiel der Sophie Schröder als Medea, im Gesange der Anna Milder, und was die Catalani ihr so interessant erscheinen ließ, war eben nur der Einfall, der zwischen den Noten gemacht wurde und von dem sie schreibt, daß Niemand ihn zu bezeichnen wüßte, sie selbst es nur mündlich thun könne.

Der Einfall war eben ihr Element und zwar in solcher Art, daß Theodor Mundt ganz recht hat, wenn er sie eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken nennt und von ihr behauptet, daß sie „wie eine Prophetin Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele wälzte und daraus für das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen hersagte." 1813, als alle Welt Napoleon für abgethan erachtete, schrieb sie aus eben dieser ahnenden Seele an Varnhagen:

„Könnten wir wohl diesen Krieg gewinnen? und in Ruhe uns sehen! Alle hoffen, ich fürchte noch, und denke Napoleon muß noch etwas Außerordentliches thun."

Und dieses Außerordentliche trat denn in den hundert Tagen auch schreckhaft genug aus dieser Ahnung in die Wirklichkeit herein. Schon aus den frühesten Schriften des Adolphe Thiers, von dem man damals wenig wußte, erkannte sie, daß er Anlage zum Staatsmann hätte.

Sieht man diese und viele andere ihrer Divinationen und Prophezeihungen rascher oder langsamer in

Erfüllung gehen, so kann man nicht umhin, in ihr in der That eine Sibylle unserer modernen Literatur zu erkennen, die Aussprüche thut, welche wie heilige Orakel tönen und in ihrer geheimnißvollen Fassung und mystischen Kürze der empfänglichen Seele wirklich eine Vorstellung von dem Schauer jener Delphi'schen Verkündigungen geben, von denen uns die alten Griechen erzählen. Auch hat es in Wahrheit nicht an solchen gefehlt, die zu ihr gewallfahrtet kamen und ihren Worten mit einer hingebenden Andacht lauschten. Was Berlin, Wien, Dresden und kurz ganz Deutschland an bedeutenden Menschen und Geistern zu jener Zeit aufzuweisen hatte, das sehen wir um sie geschaart, und wir begegnen in ihrer Umgebung Staatsmännern, Helden, Gelehrten, Dichtern und Künstlern in der allerbuntesten Gruppirung und von der verschiedensten Geistesrichtung, aber einig alle in dem Hinblick auf sie, die das Herz und das Haupt dieses Zirkels, oder wenn man will, die Königin dieser Esprittafelrunde war, in der wir Prinz Louis Ferdinand von Preußen als liebenswürdigsten Paladin finden.

Zu solchen Paladinen hat Rahel aus innigster Seelenverwandtschaft und im Erkennen ihrer Espritbefähigung auch Heinich Heine und Ludwig Börne ernannt, auf welche sie schon von früh an aufmerksam war und denen sie eine sorgsam liebende Beachtung

ſchenkte, gleich als ob ſie geahnt hätte, daß in ihnen die Verherrlichung der Espritperiode gegeben ſei.

Sehen wir, ehe wir zu jenen beiden zuletzt genannten Autoren übergehen, zuvor noch auf dem Total-Ausdruck der Rahel ſelbſt, wie er uns in ihren Briefen und ſonſtigen Memorabilien vorliegt, ſo wird man ſagen können, daß ſie in unſerer Literatur ungefähr eine Stellung einnimmt, wie Sieyès ſie in der franzöſiſchen Revolution inne hatte. Wie man von dieſem bemerkt hat, daß er den Plan zu den Schlachten entwarf, am Tage des Kampfes ſelbſt aber in ſeinem Zelte blieb, ſo ſehen wir auch Rahel aus ihrem einſamen Herzen heraus Andeutungen, Gedanken und Anregungen ſpenden, welche eine im literariſchen Harniſch polternde Jugend zum enthuſiaſtiſchen Aufſtande treiben. Vor allem und zuerſt bemerkenswerth in ihr iſt ein haſtiges Drängen und Treiben für eine Neugeſtaltung der Dinge, wie ſie vordem kaum in dieſer prickelnden und nervös erregten Weiſe unter uns zum Vorſchein gekommen iſt. „Kennen Sie eine beſondere Melancholie, ein Drängen nach vorwärts, eine Prätenſion, ein Erwarten, daß es angehe," ſchreibt ſie einem ihrer Freunde. Und in der That, dieſe Prätenſion, dies ungeduldige Erwarten, daß es nur erſt angehe, dieſe „expeditive Geiſtesart", die ſie an ſich ſelbſt einmal wahrnimmt, charakteriſirt die ganze Espritperiode, wie auch Rahel ſelbſt.

„Es muß eine neue Erfindung gemacht werden. Die alten sind verbraucht," rief sie einmal in Bezug auf die Religion aus. Ein anderes Mal schrieb sie in einem Briefe: „Die jetzige Gestalt der Religion ist ein beinahe zufälliger Moment in der Entwickelung des menschlichen Gemüths und gehört mit zu seinen Krankheiten. Sie hält zu lange an und wird zu lange anhalten. Beides thut großen Schaden. Besonders ist es jetzt schon närrisch, da dieses unbewußte Anhalten mit eigensinnigem leeren Bewußtsein vollführt wird, und wo Bewußtsein eintreten sollte, wirkliche bewußtlose Starrheit wie eine Krankheit zu heilen vor uns steht." Einmal seufzt sie sogar, daß „das Christenthum, angewandt auf Leben und Staat, verkehrt und Jahrhunderte hemmend gewirkt habe." An diesen und ähnlichen Aeußerungen entzündete sich nur zu bald auch der Geist jener ganzen Periode. Alle Welt wollte Religionen machen. Theodor Mundt, Charlotte Stieglitz, Bettina von Arnim, Schleiermacher und wer sonst zu jener Zeit in die Kreise des Esprit gehörte, gab sich mit Bestrebungen dieser Art ab. Der gesammte Esprit beschäftigte sich mit der Kunst auf seine Façon selig zu werden und selig zu machen. Aus dieser Beschäftigung hat sich eine ganze Literatur ergeben, eine Literatur, die freilich für den ruhigen Würdiger ihrer Probleme heut zu Tage ein sehr kurioses Ansehen hat. Hier und da blitzt etwas

auf wie ein strahlender Gottgedanke oder wie ein weißer Cherubimfittich, aber im allgemeinen ist doch alles Trubel, Dunst und Staub, der sich chaotisch ineinander webt und manchmal die verschrobensten Vorstellungen erweckt.

Rahel selbst steht noch am Reinsten in diesem religiösen Gewirre da. Sie hatte etwas von einem heiligen Instinkt. „Es war in ihr", wie Gottschall in seiner „Literaturgeschichte" sehr richtig sagt: „ein trunkenes Nachzittern des göttlichen Lichts bei seinem Aufgange, ein Klang der Memnonssäule." Es tönte dunkel und geheimnißvoll aus ihrem Innern heraus, orakelhaft mystisch.

Sehr viel that, einen solchen Eindruck zu erzeugen, ihre Schreibweise, die immer verworren verknotet, bald wie beflügelt, bald wie lahm und hinkend erscheint. Wohl geformte, reif ausgetragene Sätze kennt sie nicht. Ihr Styl ist halb Kaliban, halb Ariel, halb Flügel, halb Höcker. Er würgt und stottert gewissermaßen seine Perioden heraus, so viel Licht und Glanz sie oft auch enthalten mögen.

Daher kam es, daß sie oft so räthselhaft, so abenteuerlich sich ausnahmen und zu den wunderbarsten Auslegungen führten. Man deutelte und tüftelte an ihnen herum und so eifrig und emsig von vielen Seiten, daß man schließlich sie nachahmte und Wunder meinte,

was man sagte: wenn man unklar und verschwommen sprach. Man künstelte sich ihre Dunkelheit an, die bei ihr nur aus Fülle, aus Hast, aus expeditivem Drange entstand. Sie empfand, sie dachte so schnell, hatte so rasche Inspirationen, daß die Feder ihnen nicht folgen konnte. Die Feder stolperte schwerfällig ihrem Geiste nach, der in der Schriftsprache so zu sagen nur mit halbem Fuße stand oder wie ein leichter Schatten darüber hinzog. Ihre Seele war klar und nur die Ausströmungen desselben überstürzten und verwirrten sich.

Bei ihren Nachahmern war es anders. Die äfften künstlich ihren literarischen Wirrwarr nach, um dadurch über ihre innere Hohlheit zu täuschen. Sie hatten nichts von Rahel's Natur, die, wie sie selbst sagt, in den Falten des Mantels Gottes kauerte und seinem Wesen nachsann.

Sie fühlte sich „auf Gott, auf Ewigkeit gestellt", aber diese Ewigkeit und ihren Gott dachte sie sich allerdings ziemlich weltlich. „Ich kenne Gott nur in und durch seine Welt", schrieb sie; „Frevel und Lüge wäre es von mir, anders zu sagen; und die Ewigkeit liegt bei mir nicht in der Zukunft; jetzt ist auch ein Moment Gottes."

Aus dieser Erkenntniß heraus entstand bei ihr nun auch die Sehnsucht nach einer Veränderung der Gesellschaft. Das Jetzt, „dieser Moment Gottes",

ſollte im Leben, im Umgang der Geſchlechter eine beſſere Würdigung, eine beglückendere Ausnutzung gewinnen. Das Glück wollte ſie erfinden, wie die Religion. Sie ſchrieb: „Das geſellige Daſein und Leben muß nun in Europa eine andere Geſtalt annehmen, und ſei es noch ſo langſam: es wird aber ſchnell genug gehen.“ Ein ander Mal meint ſie: „Es giebt gewiß eine Kombination, in welcher man auch hier als Menſch noch ganz glücklich ſein kann. Auch nach dieſer ſchmachten wir, und mit Recht.“

Aus dieſem Schmachten entwickelte ſich der Hang nach Freiheit. Rahel war es in allen Zuſtänden zu eng, zu ſtickig und beklommen. Auf welches Feld des modernen Lebens ſie auch immer trat, ſtets riß ſie darin überall gleichſam die Fenſter auf, um friſche Luft und Athem zu erhalten. Wie die Kirche, ſo iſt ihr die Ehe eine beängſtigende Sache. Sie will auch hier etwas Anderes, Neues, Freieres. „Frei ewig bleiben die Wünſche und Bedürfniſſe unſeres Herzens“, ruft ſie einmal aus und ein ander Mal klagt ſie „über die herabziehenden, kleinen Ausgaben und Einrichtungen, die Stückeleien“, die den Frauen zufallen. Sie will für den Geiſt der Frauen mehr Spielraum, mehr Geltung, mehr Achtung. Da liegen die Anfänge der Frauenemancipation, die wir noch ſpäter näher zu erörtern haben werden. Hier vor allem müſſen wir aber

auch noch ihre politische Stellung erwähnen. Auch im Staat belästigt sie eine gewisse Stickluft, so daß sie beständige Anwandlungen von Ohnmacht hat und ein Mal über das andere Mal nach nationaler Bewegung, nach freisinnigen Gesetzen und Einrichtungen ruft.

Diese Rufe hallten besonders im „Jungen Deutschland" wieder, einer Gruppe von Schriftstellern, mit der wir uns hier eingehend zu befassen haben und deren Haupt wir in Heinrich Heine erkennen müssen. Neben ihm wirkt, aber auf sich selbst gestellt, Ludwig Börne, ein scharfer, höchst witziger Kopf, wenn man Witz noch ein wenig in der Bedeutung nimmt, die er zu Zeiten Lessing's hatte. Börne hatte ein weiches Gemüth, eine milde Seele; aber dabei etwas krankhaft Verschrulltes. Nur zu bald tritt in ihm etwas vom Wesen des alten Junggesellen hervor. Er zeigt sich spröde und schrillend in seinen Aeußerungen. Nicht mit Unrecht hat man ihn mit jenem Licentiaten des Cervantes verglichen, der sich als von Glas gemacht ansieht und daher ängstlich aller Welt zuruft, ihn nicht anzustoßen, weil er sonst zerspringen müsse.

Börne muß uns in der That ein wenig, als dieser arme, durch ganz Deutschland schleichende Mann erscheinen, der uns rührt und schreckt, je nachdem der Affekt ist, in dem er sich befindet. Es liegt etwas furchtbar Tragisches, etwas finster Dämonisches in ihm,

und daß dieses finster Dämonische, dieses furchtbar Tragische sich nicht in einem großen Geschicke oder in einer excentrischen That, sondern Daheim ganz bequem im Schlafrock und in witzigen Einfällen ausgiebt, macht ihn gerade so bestimmt zur karakteristischen Figur in der Espritperiode, dieser Periode, in der Alles auf das Witzwort hinausläuft, sogar der letzte Seufzer des Sterbenden. Schiller starb mit dem Ausrufe: „Immer heller, immer heiterer"; Goethe rief nach Licht, wie nach dem Aufgange eines neuen Lebens. Börne schied mit einem launigen Einfall. Als sein Arzt ihn fragte, was er für einen Geschmack habe, sagte er bitter, indem er sich umkehrte und verschied: „einen schlechten, wie alle Deutschen."

Das Junge Deutschland hat diesen sarkastischen Schmerzensruf des Sterbenden wie eine Art Vermächtniß aufgefaßt und die Unfreiheit Deutschlands gewissermaßen in seinem schlechten Geschmacke erkannt.

Den Geschmack zu bilden und die Schönheit zur Vorbotin der Freiheit zu machen, dies Bestreben ist in den Anfängen dieser Schule ein sehr bedeutsames Moment, ein Moment, das wir noch näher in's Auge zu fassen und als ein von dem Esprit allein nicht durchzuführendes zu erkennen haben werden.

Hier auf Börne zurückgehend, haben wir noch zu sagen, daß er vorzugsweise dadurch, daß er in einem

eigenen, raſchen, lebhaften und zugeſpitzten Style ſchrieb, und in den abzuhandelnden Dingen häufig, wie man zu ſagen pflegt, den Nagel auf den Kopf traf, zu einer der durchgreifendſten Erſcheinungen in unſerer Literatur, und mehr oder weniger zum Vorbilde aller jüngeren Literatoren wurde, von denen viele, und darunter auch Gutzkow, geradezu bekannten, ſich nach ihm gemodelt zu haben. Wohl noch jetzt iſt er der Abgott unſerer politiſchen Jugend und ſeine Werke der Boden, auf dem die Heißſporne unſerer Tagespreſſe und Abgeordnetenhäuſer die erſten Speere zu werfen lernen.

Als Agitator, als Ausgeber der Tagesparole iſt Ludwig Börne nützlich und von gutem Erfolge geweſen; allein, daß er auch Schaden geſtiftet und von einer gewiſſen Mißlichkeit für unſere junge Literatur geworden, wird kein ruhig Prüfender ſich verbergen können. Das unreife, in ſich ſchwankende, auf der geiſtreichen Phraſe künſtlich im Gleichgewicht ſich haltende, politiſche Raiſonnement, wie wir es neuerdings faſt in allen Zeitungen und ſelbſt in umfaſſenderen Werken finden, iſt durch ihn in eben dem Maaße hervorgerufen worden, wie durch Heine. Wenn er auch nicht ſo frivol, nicht ſo tändelnd und ſpielend, wie dieſer ſeine Materie behandelt, ſo behandelt er ſie doch nicht umfaſſend tiefer, nicht rein der Sache nach. Er iſt ganz ſo

ſprunghaft und oft nicht weniger oberflächlich, als Jener, aber er iſt bei allem Spaß, bei allem Gloſſenweſen doch in ſich ernſter, gewiſſenhafter und charaktervoller als Heine. Ein wahrhaft politiſches Memorial iſt aber weder von dieſem, noch von Börne vorhanden, und der alte, brave, biedere Spaziergänger Johann Gottlieb Seume, der da meinte, daß ein richtiger Steuerkataſter die Grundlage alles Staatenwohles ſei und jede Schrift in dem Sinne politiſch wünſchte, daß ſie die allgemeine Wohlfahrt angehe, war im Grunde ſeines Weſens mehr politiſch konſtruktiver Natur als Börne und Heine zuſammengenommen, denn in ihnen iſt es eben nur jener, von uns ſchon bezeichnete Esprit mit ſeinem Raffinement, der ſich auch in der Politik zu Tage legt, während es bei Seume das nationalproteſtantiſche Bewußtſein iſt, das, wenn auch in ziemlich unfruchtbarer und trockener Art, doch geſinnungstüchtig und normal entwickelt, vor die Seele des Volkes tritt.

Dieſer Johann Gottlieb Seume, der ſeinen Vater durch Noth und unverſchuldete Verachtung in's Grab gebracht ſehen mußte, eine harte, einſame, freudloſe Jugend verlebte, von heſſiſchen Werbern nach Amerika verkauft ward, Suwarow's Schrecken und den Untergang Polens vor Augen gehabt hatte, heiß und innig ein Mädchen liebte, das ſich von ſeinem Ernſt

abgeſtoßen fühlte und einem Andern, einem unbedeutenden Menſchen tändelnd in die markloſen Arme lief, dieſer arme, aber von Herzen und Geſinnung ſo geſunde Seume, dem die Unterdrückung der Menſchenrechte ſo blutend durch's Herz ſchnitt wie irgend Einem und der ſich im Innerſten verbittert fühlte wie es Börne und Heine nicht mehr und tiefer ſein konnten, dieſer Seume, der dem Esprit widerſtand und wahrſcheinlich immer widerſtanden hätte, würde, wenn ihm ein längeres Leben vergönnt geweſen wäre, für die politiſche Literatur ein ſehr tüchtiges, ehrenwerthes und maßgebend fortwirkendes Element haben werden können. Gervinus ſagt mit Recht von ihm: „Er war ein ſtoiſcher, politiſcher Mann, ein Mann, der, wenn er in dieſe Zeiten herüber gelebt hätte, uns den Uebergang von der Poeſie zur Politik hätte lehren können, wie vom Kosmopolitismus zum Patriotismus; er haßte die Milchſpeiſe der Romane und ſetzte, wenn man will, eine Memoirenſchriftſtellerei an die Stelle; er hat manches zu ſagen gewagt, als man nichts wagte, und in der Vorrede zu ſeinem Sommer lehrte er die Schreier nach Preßfreiheit, daß dieſe weder gegeben, noch zugeſtanden wird: da Jeder, der ein Leben ohne Würde für nichts hält, und der den Tod nicht fürchtet, wenn er überhaupt denkt, auch laut denkt, ſobald er nur mit ſeinem moraliſchen Weſen in Ordnung iſt."

Dieſer Seume, der ein echter, deutſcher, proteſtantiſcher und patriotiſcher Mann war, ein Mann, der etwa in ſeinem Vaterlande auf derjenigen Stelle ſtand, auf welche ſpäter ſich Fichte in ſeinen Reden an die deutſche Nation ſtellte, dieſer Seume hätte ein großer und geachteter Publiziſt werden müſſen, wenn er über 1810 hinaus in den Aufſchwung Deutſchlands hineingelebt und die Neugeſtaltung der Dinge an ſich würde herantreten geſehen haben. Er, der die Unerſchrockenheit eines männlichen Herzens und eines unerſchütterlichen Biederſinns allen Widerwärtigkeiten des Lebens und allen Schmerzen der Zeit entgegenſetzte und den Glauben an die Menſchheit nicht aufgab, „und ſollte er die Hoffnung ſelbſt bei ſeinen Huronen ſuchen", er würde das deutſche Volk unter allen Umſtänden und auch unter den verzweifeltſten nicht aufgegeben, ſondern vielmehr geſtanden und ausgehalten haben an der Sache ſeiner Nation bis zu dem letzten ſeiner Athemzüge. Es liegt etwas Eiſernes, durch alle Schläge des Schickſals Gehärtetes in ihm, etwas, das uns Epigonen, mögen wir eine Geſinnung haben, welche wir wollen, ſobald wir nur Begriff für Mannesehre und Würde in uns tragen, unwillkürlich zwingt, den Hut vor ſeinem Andenken abzuziehen. Und dieſes Etwas iſt es, das uns ſeinen Tod vor der Kataſtrophe beſonders bedauern und annehmen läßt, daß er mehr als ein Anderer

unſerer politiſchen Preſſe zum leuchtenden Vorbilde hätte werden können. So viel iſt gewiß, daß, wenn er dageſtanden hätte mit ſeiner warmen, verſtändigen Liebe zum Vaterlande, für welches ſeine Seele, wie er ſelbſt ſagte, einen heiligen Schauer empfand, ſo oft es ihm im Namen oder in der Vorſtellung vor Augen trat, ſo würde er ein ſtarker Damm gegen den Esprit geweſen ſein, von dem er keine Ader hatte, wie wir ſie doch in den Publiziſten des Jungen Deutſchlands, ja, auch in denen finden, die noch aus der Romantik in dieſe Zeit hinüberragen, wie z. B. in Görres, Adam Müller und Gentz.

Joſeph Görres, der Herausgeber des „Rheiniſchen Merkur“, dieſer ſechſten Großmacht, wie man zur Zeit des Wiener Kongreſſes ſagte, der Verfaſſer der Werke: „Deutſchland und die Revolution“, „Europa und die Revolution“, in dem ſich der Esprit in aller Schönheit und in aller Verzerrung zeigt, iſt ſchon ganz der exaltirte Politiker, der Publiziſt des Einfalls, der geniale, geiſtreiche Mann, deſſen Kühnheit in der überraſchenden Wendung, deſſen Unerſchrockenheit im Gedankenblitz, aber nicht im kategoriſchen Bewußtſein ſeiner unwandelbaren patriotiſchen Ueberzeugung wie bei Seume beſteht. Seume war karg, aber feſt, trocken, aber klar, und als Charakter bedeutſamer als der glänzende Görres, der äſthetiſirende Adam Müller oder der glatte Gentz.

Seume hatte außerdem keine Spur von der Romantik an sich, die wir doch in all den Genannten finden. Er war zu nüchtern protestantisch, während jene doch alle mehr oder minder in schwelgerischen Gemüthern ihr romantisches Muttermaal trugen, das zu Zeiten allerdings völlig unscheinbar werden konnte, in Augenblicken des Affekts aber in Feuerröthe zu glühen begann.

Görres ging vollständig aus der Romantik hervor und hat sie auch in der Politik niemals verleugnet. Man nannte ihn bezeichnend „den rückwärts gewandten Propheten mit dem Feuerschwert". Mit der französischen Jakobinermütze auf dem Haupte, stürmte er nicht der Freiheit, sondern dem Ultramontanismus in die Arme. Adam Müller trug auch in die Elemente der Staatskunst die „blaue Blume" von Novalis. Er wollte Staat, Wissenschaft, Religion und Kunst in eine höchst seltsame Einheit verschmelzen, in eine Einheit, welche unter dem Baldachin des Mystizismus thront. Gentz endlich ist der diplomatische Anakreon der Romantiker, der freilich seine Gedichte nicht schreibt, sondern in seiner Liebe zu Fanny Elßler und seiner Verehrung für Heinrich Heine auslebt.

Heine ist der Mann seines Herzens, für den er mit Fürst Metternich um die Wette schwärmt. Und diese Schwärmerei ist leicht begreiflich. Gentz war Schriftsteller und ein feiner Kopf, mit dem Instinkt,

wenn auch nicht mit der Neigung zum Liberalismus. Er liebte zu sehr das Wohlleben, den Luxus, die vornehme Gesellschaft, um sich für den Fortschritt und die Freiheit Entbehrungen und Opfer, ja, nur Unbequemlichkeiten aufzuerlegen. Er wollte genießen und in der sogenannten großen Welt eine Rolle spielen. In Wien ist ihm das herrlich gelungen. Aber dabei behielt er natürlich Sinn und Verständniß für die Literatur und vermochte sie in ihren Wandlungen und Uebergängen durchaus zu würdigen. Er wußte wohl, daß die Epoche der Romantik, die eine nothwendige Reaktion war, um die Literatur aus dem Hellenenthum und der griechischen Mythologie wieder zurück auf deutschen Boden und in das Herz des Volkes zu führen, gegen ihr Ende hin eine nicht minder schlimme und verderbliche Ausartung unserer Poesie geworden war. Nachdem diese Dichterschule, durch Feld und Wiesen schwärmend und mit den Handwerksburschen den Staub der großen Heerstraßen athmend, das arme Stiefkind der Literatur, das drollige, herzinnige und wieder tiefwehmüthige Volkslied entdeckt und hervorgezogen, verlor sie sich in die stille Waldeinsamkeit hinein, wo sie als sonderbarer Einsiedler, allerlei wunderbaren Hokuspokus treibend, hinter den Bäumen und Sträuchen sehr bald der Nation aus den Augen kam und nun, einmal von dieser losgetrennt, in jene Excesse verfiel, die sie immer verwil-

derter und wüſter machend, zuletzt in eine trübe, todte und geſpenſterhafte Weltanſchauung, welche, überall nur den Kirchhof der Vergangenheit erblickend, in wahnwitzigem Humore mit dem Moder und den vertrockneten Leichenknochen der Gräber ihr Weſen trieb. Heinrich Heine, obſchon von dieſem Weſen ſo ergriffen und angeſteckt, daß er von ſich ſelbſt einmal ſingen konnte:

— — Durch jahrelangen Umgang
Mit den Todten nahm ich an
Der Verſtorbenen Manieren
Und geheime Seltſamkeiten.

Meine ſchönſten Lebensjahre,
Die verbracht' ich im Ryffhäuſer,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik —

Heinrich Heine erkannte doch zuletzt die Verächtlichkeit und das Verlogene dieſer Literaturrichtung zu ſehr, um ſich noch länger darin behaglich fühlen zu können. Um ſich von ihr zu befreien und loszumachen, begann er ſeinen Spott damit zu treiben und ſich dem Liberalismus zuzuwenden, der ihr geſchworener Gegner war. Gleichſam mit Sack und Pack zum Jungen Deutſchland übergehend, iſt er gewiſſermaßen der liebenswürdige Judas geworden, der die Romantik um dreißig

Silberlinge an den herrschenden Zeitgeist verkaufte. Aus der stillen Waldeinsamkeit, der mondbeglänzten Zaubernacht, aus den gothischen Domen warf er sich hinaus an die große Heerstraße des Liberalismus, weil er dort mehr Erfolg, mehr Wirkung, aber freilich zugleich auch mehr geistige Bewegung, Leben und Zukunft fand. Er hatte nicht Lust, sein Genie mit den literarischen Nachteulen sich versitzen zu lassen. Ihn lockte die Freiheit und das Licht, Dinge die eben damals an der Seite des Esprits zu finden waren, dessen glänzender Erscheinung er denn auch begeistert zuströmte, um ihr in der Person Rahel's seine Huldigung darzubringen. Rahel stand in Beziehung zu Gentz, und durch diese Beziehung war Gentz zu Heine geleitet, der so recht der Dichter seines Herzens wurde.

Heine, der leichtlebige, frivole, der Schönheit und dem Genuß ergebene Poet, welcher mit der Freiheit liebäugelte, aber gerne ihre Apostel verketzerte und recht eigentlich im Esprit aufging, schmeichelte und kitzelte dem Geschmacke von Friedrich Gentz, wenn er ihn zuweilen auch abstieß und unheimlich berühren mochte, denn Heine behielt immer aus seiner romantischen Abstammung etwas Mitternächtliches, die Neigung zum Todten und Schauerlichen, welche im Alter zunahm.

Nachdem er in der Geschichte, im Leben und in der Kunst lange mit einer Art Vorliebe dem Gespenster-

haften nachgegangen, ward er zuletzt ſelbſt zu einer Art Geſpenſt, ein Geſpenſt, das kichernd im langen Leichenlaken durch unſere Literatur ſpukte und im „Romanzero“ ſich gleichſam ſelbſt ſeinen Leichenſchmaus gab. Zu dieſem Leichenſchmauſe hatte er alle ſeine alten Feindſchaften und Sympathien, alle ſeine Jugendſünden und todten Bräute eingeladen. Ein Robert der Teufel der Literatur, hatte er die tanzenden Nonnen aus dem Kloſter, in dem er in wildem Frevelmuthe einſt das grüne Reis vom Grabe der blauen Romantik brach, in ſein Sterbegemach zu Gaſte geladen. Man erſtaunt, ja mehr, man erſchrickt zu Zeiten, ihn in ſeinem Haß, wie in ſeiner Zueignung ſeltſam veraltet zu finden. Noch immer waren es der arme Maßmann, der alte Jahn, der gute Raumer, Herwegh und Dingelſtedt, die herhalten mußten. Auch dem edlen Platen ließ er keine Ruhe. Ungroßmüthig ſuchte er noch am Leichentuche dieſes großen Dichters zu zerren, den er doch endlich unbehelligt hätte laſſen ſollen. Es iſt gar widerwärtig, einen bedeutenden Menſchen durch ſein ganzes Leben hindurch eine kleinliche Rachſucht gegen einen mächtigen, ebenbürtigen Geiſt mit ſich fortſchleppen zu ſehen, auch dann noch widerwärtig, wenn dieſe Rachſucht einen ſo weſentlichen Grund hat, als er hier in der Natur und Richtung dieſer beiden Dichter gegeben liegt. Platen haßte den Eſprit und

rettete sich vor ihm gewissermaßen nach Italien, wo er ihm nur in der Vertheidigung eine Art von Rechnung trug, zu der er sich durch die Angriffe des Esprits genöthigt sah. Der ernste, straffe Karl Immermann, dessen Talent die rechte Stellung nicht finden konnte und welcher damals vom Esprit kordial unter den Arm genommen, davon geschmeichelt, eine Zeit lang neben Heine literarisch hinschlenderte, machte den ersten Ausfall auf Platen und dessen Ghaselen in einem pikanten Distichon, das jenen dann wieder zur maßlosesten Feindschaft reizte und woraus sich die Veranlassung zu einer langen und von seiten Heine's sehr witzig, aber gemein geführten Fehde ergab, zu einer Fehde, die wir über das eine Grab hinaus bis zu dem andern dauern sehen. Heine, der es in seinen Gedichten so vielfach mit Todten zu thun hat, liebte es auch, sich mit seinen Feinden, besonders gern erst, wenn sie gestorben waren, einzulassen. Das Begrabene hatte den wesentlichsten Reiz für ihn, und das wird an diesem Dichter ewig charakteristisch bleiben, der dadurch in seinen Schriften gewissermaßen immer eine nächtliche Heerschau abhält, wie Zedlitz sie in seinem bekannten Gedicht besungen. Der von uns geschilderte Esprit ist in der Gestalt Heinrich Heine's selbst bei dieser Mondscheinrevue der kleine, bleiche, teuflische Kaiser, der im grauen, verblichen glipernden Mantel auf dem schwarzen Pferde der

Romantik ſitzt und den raſenden „Galopp vom Erhabenen zum Lächerlichen“ vor der Front ſeiner Gedankengeſpenſter ausführt.

Heine's ganze Herrſchaft in der modernen Literatur iſt gewiſſermaßen das Kaiſerreich des Esprits, als deſſen erſter General und Oberſtallmeiſter Ludolph Wienbarg gelten muß, der in der Poſition eines literariſchen Winkelried's die Speere der alten Zeit ergriff und Miene machte, ſie in ſein Herz zu bohren, um der Idee einer neuen Zukunft, die, wie wir geſehen haben, aus dem Haupte der Rahel Levin entſprungen, eine Gaſſe mitten durch die Welt zu bahnen. Seine „Aeſthetiſchen Feldzüge“, die dem Jungen Deutſchland, das hier zuerſt auftaucht, gewidmet ſind und das Beſtreben zeigen, die Aeſthetik in das nationale Bewußtſein der Deutſchen aufgehen zu machen, d. h. ſich Mühe geben, den Begriff des Schönen aus der Nationalität heraus und in die Nationalität hinein zu entwickeln und welche alſo gewiſſermaßen die Schönheit der Kunſt zum Vorläufer und Genius der Freiheit erklären, eben dieſe „Aeſthetiſchen Feldzüge“ athmen in einem ſtolzen, kühnen und oft von der edelſten Begeiſterung ſchwungvoll gehobenen Periodenbau ganz jene drängende Kraft und Sehnſucht nach einer neuen Epoche, oder wie es die Rahel nennt, „nach einer neuen Erfindung“, die wir ſchon an dieſer wahrzunehmen und hervorzuheben

Gelegenheit fanden. Seine achte Vorleſung beginnt Wienbarg mit den Worten:

„Die Manifeſtation einer neuen Anſchauungsweiſe und damit eines neuen Lebens, einer neuen Kunſt und Poeſie iſt, wie wir am Beiſpiel der griechiſchen und chriſtlichen ſehen, kein momentaner Akt, der ſich ſofort aller geſchichtlichen Elemente bemächtigte und die Formen der früheren Anſchauungsweiſe auf einmal zertrümmerte, ſondern ein progreſſiver Akt, dem nur allmählich die Ueberwältigung und Ausſcheidung der zuckenden, abgeſtorbenen Lebensreſte gelingt. Es verharrt die Zeit ſo lange im Verpuppungszuſtande, bis ihr unter der Decke die Flügel ausgewachſen ſind; ſie dehnt ſich, lockert ſich, erwartet den Augenblick — dann koſtet es nur einen Sonnenſtrahl, vielleicht den erſten nach ſchwerem Gewitter, und geſprengt iſt der alte Leib und die Pſyche der Menſchheit athmet wieder die Freiheit ein.

„In ſolch verpupptem Zuſtande erſcheint uns die Gegenwart. Sie trägt noch die Larve der alten Zeit, die häßliche, runzlige Larve und das Leben, das ſich im Innern entfaltet, iſt nur noch ein hüpfender Punkt, iſt noch gemiſcht aus Seufzern der Hoffnung und Seufzern des Schmerzes. Aber es iſt ein neues Leben, ſo gewiß und wahrhaftig, als das alte todt iſt und nur noch mit geſpenſtiſcher Hülle das junge drückt, verſchließt und beängſtigt.“

Gegen dieſe Beängſtigung, dieſen Verſchluß und Druck der alten Zeit auf das neue Leben, die neue Erfindung ſuchte der Eſprit mit allen Leibeskräften und auch in dieſen „Aeſthetiſchen Feldzügen“ anzugehen. Zwar iſt der Witz und alles, was ſonſt den Eſprit glänzend macht, in Wienbarg's Vorleſungen nicht in dem Grade vorhanden, wie in Rahel, Börne und Heine. Aber dieſe Elemente ſind überhaupt in der Gruppe der Autoren, deren Vorkämpfer Wienbarg war, nur in ſehr untergeordneter Weiſe aufzufinden, wie ſie denn alle mehr das Weſen, als die Manier des Eſprits beſitzen, und nicht ganz ſo blitzend, ſchillernd und phänomenartig, als die erſten Ausläufer deſſelben, aber dafür geſchloſſener, nachdrücklicher wirkſamer und in der Richtung einheitlicher erſcheinen.

Es iſt bekanntlich der deutſche Bundestag zu Frankfurt a. M. geweſen, der durch das Verbot der Schriften von Heine, Gutzkow, Laube, Mundt und Wienbarg das ſogenannte „junge Deutſchland“ 1835 aus der Taufe gehoben hat. Natürlich jedoch waren es weder Fürſt Metternich, noch die anderen armſeligen Staatsmänner jener traurigen Niedergangszeit, welche die innere Zuſammengehörigkeit dieſer Schriftſtellergruppe entdeckten, ſondern Wolfgang Menzel, der Franzoſenfreſſer, war es, der mit ſeiner literariſchen Spürkraft die gemeinſame Richtung dieſer jungen Geiſter

zuerſt auffand und weil er ſie erfüllt von dem revolutionären Sturm und Drange der pariſer Ideen antraf, ſie zum Heil des Vaterlandes meinte, in Acht und Bann thun zu müſſen.

Wolfgang Menzel, ein Mann von durchweg patriotiſcher Geſinnung aus der Schule Arndt's und Jahn's, poetiſch begabt und derben, kernhaften Naturells, hatte ſich im Cotta'ſchen „Morgenblatte“ zu Stuttgart durch kritiſche Schärfe und fanatiſchen Eifer gewiſſermaßen zum Großinquiſitor der deutſchen Literatur gemacht. Er war ſo zu ſagen Feuer und Flamme in ſeinem Amt. Er fühlte ſich berufen „das Seinige zu thun“, und obſchon ihm vielfach eigennützige und launenhafte Geſinnungen von ſeinen zahlreichen Gegnern untergeſchoben wurden, liegt doch kein Grund vor anzunehmen, daß ihn etwas Anderes, als ſeine Ueberzeugung geleitet habe. Man muß ſich erinnern, daß er als Jüngling die Befreiungskriege von 1813 als Freiwilliger mitgemacht hatte und eifriger Turner unter Jahn's Leitung geweſen war. Frankreich war ihm verhaßt und ihm deswegen auch der Liberalismus zuwider, der dort in Blüthe ſtand und von Börne, Heine und deren Anhange nach Deutſchland eingeführt wurde. Unduldſam wie alle ſyſtematiſchen Köpfe, entbrannte er in hellen Zorn und wild auflodernde Entrüſtung über die jungen, verwegenen Leute, die ſich

einfallen ließen in Deutschland für den „Reaktionär" Goethe und in Frankreich für die Freiheit zu schwärmen. Mit wuchtigen Auslassungen seiner Kritik fiel er über sie her und weil sie nicht hören wollten, sollten sie fühlen: darum denunzirte er sie an die Staatsgewalt, als gefährlich für Religion, Sitte und Vaterland.

Als Mann von Fach und Kenner fand er glücklich die Haupträdelsführer und Tonangeber heraus und schloß sie in den von Wienbarg erfundenen Kollektiv-Namen „Junges Deutschland" zusammen, sie unter diesem, trotz aller Proteste der Einzelnen, den Strafedikten des Bundestages überantwortend.

Es waren Heinrich Heine, Ludolph Wienbarg, Theodor Mundt, Karl Gutzkow und Heinrich Laube, die in dieser Art zu einem staatsgefährlichen Bunde gestempelt wurden, Gustav Kühne, Hermann Marggraff, Ernst Willkomm, Alexander Jung und Andere als Gefolge hinter sich.

Allen voran stand zu Anfang Wienbarg. Er ist der Erfinder des „Jungen Deutschlandes", der Ausgeber seines Losungswortes.

Wienbarg, der die Nationalität als die wahre und echte Quelle der Poesie erkennt und es schmerzlich beklagt, daß selbst im genialsten und blühendsten Zeitraume unserer Literatur die Poesie unserer Dichter immer nur das Mädchen aus der Fremde, nicht aber

die eingeborene, mit den Kindern der Heimath aufgewachsene Tochter des Landes war. Wienbarg klagt für den Verfall der Kunst ausschließlich auch nur das schlechte, nichtige und erbärmliche Leben seiner Gegenwart an. „Armselige Moralisten," ruft er, „die auftreten und den Leichtsinn der Kunst anklagen, der in unserer Zeit immer mehr einreiße und um sich greife. Tretet beschämt zurück und schweigt; denn wo noch in der Gegenwart der schönere Funke der Natur, der Wahrheit und der Freiheit hervorbricht, da sieht man ihn überall eher in Gesang und Gedicht, als im Leben, das unter der schalen, gedankenlosen und leichtfertigen Oberfläche nur erst spärliche Lichter durchzucken läßt. Nicht die Kunst ist es, die das Leben, das Leben ist es, das die Kunst verdirbt und zu allen Zeiten, zu den schlechtesten unter Nero, ist diese noch immer besser und heiliger gewesen, als jenes."

Jenes, das Leben eben als die Schule und das Unglück der Literatur und Kunst anzuklagen, ist so recht eigentlich das Moment, das der Esprit erfaßt und in sich zur Erscheinung gebracht hat. Der Esprit, der einer gewissen Unlust des Geistes, die dieser an Welt und Menschheit empfand, seine Entstehung verdankte, hat diese Entstehung nie verleugnet und sie in der prickelnden Unzufriedenheit, dem Weltschmerz und der Zerrissenheit bloßgelegt, die wir in seinem Gefolge Platz

greifen ſehen und wovon Wienbarg ſelbſt in ſeinem Werke die eingehendſte Schilderung giebt.

„Welches Merkmal iſt es," ſagt er darin unter anderem, „das die Aeſthetik der neueſten Literatur, die Proſa eines Heine, Börne, Menzel, Laube von früherer Proſa unterſcheidet? Ich möchte ein Wort dafür geben und ſagen, dies Merkmal iſt die Behaglichkeit, die ſichtbar aus der Goethe'ſchen und Jean Paul'ſchen Proſa ſpricht und die der neueſten fehlt. Jene früheren Großen unſerer Literatur lebten in einer von der Welt abgeſchiedenen Sphäre, weich und warm gebettet in einer verzauberten idealen Welt, und ſterblichen Göttern ähnlich auf die Leiden und Freuden der wirklichen Welt hinabſchauend und ſich vom Opferduft der Gefühle und Wünſche des Publikums ernährend; die neueren Schriftſteller ſind von dieſer ſichern Höhe herabgeſtiegen; ſie machen einen Theil des Publikums aus, ſie ſtoßen ſich mit der Menge herum, ſie ereifern ſich, freuen ſich, lieben und zürnen, wie jeder Andere; ſie ſchwimmen mitten im Strom der Welt und wenn ſie ſich durch etwas von den Uebrigen unterſcheiden, ſo iſt es, daß ſie die Vorſchwimmer ſind, und ſei es nun trocken und elegant auf dem Rücken eines Delphins, wie Heine, oder naß und beſpritzt, wie Börne, den Geſtaden der Zukunft entgegen eilen, welche die Zeit für „ihre heſperiſchen Gärten glücklicher Inſeln" anſieht.

„Behaglichkeit ist in solcher Lage und bei solchem Streben nicht wohl denkbar; die Schriftstellerei ist kein Spiel schöner Geister, kein unschuldiges Ergötzen, keine leichte Beschäftigung der Phantasie mehr; sondern der Geist der Zeit, der unsichtbar über allen Köpfen waltet, ergreift des Schriftstellers Hand und schreibt im Buch des Lebens mit dem ehernen Griffel der Geschichte; die Dichter und ästhetischen Prosaisten stehen nicht mehr, wie vormals, allein im Dienst der Musen, sondern auch im Dienst des Vaterlandes, und allen mächtigen Zeitbestrebungen sind sie Verbündete. Ja, sie finden sich nicht selten im Streit mit jenem schönen Dienst, dem ihre Vorgänger huldigten, sie können die Natur nicht über die Kunst vergessen machen, sie können nicht immer so zart und ätherisch dahinschweben; die Wahrheit und Wirklichkeit hat sich ihnen zu gewaltig aufgedrungen und mit diesen muß ihre Kraft so lange ringen, bis das Wirkliche nicht mehr das Gemeine, das dem Ideellen feindlich Entgegengesetzte ist. Daher begreift sich denn auch, woher diese Quelle der Behaglichkeit, welche über Goethe's Kunstprosa, über Jean Paul's Humor so ruhig und lieblich hinfließt, und der selbst diesem, so unkünstlerisch er auch zu Werke geht, weit mehr die Empfindung der Ruhe und Befriedigung mittheilt, welche mit dem Anschauen klassischer Werke verknüpft ist, als den Heine'schen Kunstprodukten."

Die Heine'ſchen Kunſtprodukte oder, genauer genommen, eigentlich nur die Heine'ſche Proſa iſt es denn auch, mit deren Betrachtung und Lobpreiſung Wienbarg ſeine „Aeſthetiſchen Feldzüge“ abſchließt. Dieſe Proſa gilt und muß ihm natürlich als die neue Aera gelten, in welche die moderne Literatur getreten iſt. Sie war und iſt ja der vollſte Ausdruck, die ſolenneſte Offenbarung des Esprits, von dem er ſelber beſeelt iſt und welcher eine neue Gewandung, gewiſſermaßen eine Häutung oder Mauſerung des Styls an ſich erlebend und durchmachend, zu dem Glauben und der Ueberlegung gelangt, daß allein nur noch in der Proſa die Zukunft unſerer Literatur beruht. Theodor Mundt, dieſem Zuge folgend, ſchrieb damals ſein bemerkenswertheſtes Buch: „Die Kunſt der deutſchen Proſa“, das ihn in den Verdacht brachte, der Entwickelung und Geltung der Poeſie und namentlich der Lyrik ein feindliches Element entgegen geſtellt zu haben, ein Verdacht, von dem er ſich zu reinigen verſuchte, aber doch ohne aus ſeinem intereſſanten und ſchön geſchriebenen Werke den Grundgedanken wegleugnen zu können, daß er „literariſche Keime nur noch in der Proſa, nicht im Verſe vermuthe“.

„Es iſt recht betrübt,“ ruft Gutzkow in einer Beſprechung dieſer Sache etwas boshaft aus, „daß Laube“ (welcher ſich Mundt's Ausſpruch anſchloß) „und

Mundt keine lyrische Dichterkraft in sich besitzen, aber ein wunderlicher Hochmuth, wenn sie deshalb Andern sie verkümmern wollen."

Dieser Hochmuth in der Verkümmerung lyrischer Dichterkraft, den sich Mundt und Laube, auf Wienbarg fußend, zu Schulden kommen ließen und der besonders dadurch etwas Schielendes erhält, daß alle diese Autoren entweder gar keine Gedichte oder nur Gedichte von sehr geringem poetischen Werthe zustande zu bringen vermochten, dieser Hochmuth ist uns nicht nur darum theuer zu stehen gekommen und verderblich geworden, weil er mit Wienbarg an der Spitze die Jugend Geringschätzung gegen einen Dichter wie Platen lehrte, sondern noch mehr deswegen, weil er auch jener Verstümmelei Thür und Thor öffnete, die uns vielfach so widerlich anekelt und selbst bei Heine zuletzt einen Grad der Lässigkeit erreicht hat, in dem sie kaum noch zu ertragen geht. In seinem „Romanzero" kommen unter andern folgende Verse vor:

„Geputzte Hofdamen. Die meisten stehn,
Auf Tabourets andere sitzen."

über:

„Auf des Baumes-Aesten schaukeln
Große Vögel. Ihr Gefieder
Farbenschillernd . . . ." u. s. w.

Dies sind doch kaum noch Verse zu nennen, und

wenn Alfieri in seinem Leben von einem italienischen Abbé erzählt, daß er gemeint habe, die Prosa sei die Amme des Verses, so hat die Heine'sche doch etwas zu viel von seiner Ammenmilch eingesogen.

Wie verderblich sein Beispiel aber und die Geringschätzung wirkte, die das Junge Deutschland gegen die Poesie zu Tage legte, brauchen wir uns wohl keine Mühe zu geben darzuthun. Der flüchtigste Blick auf die moderne Dichtkunst zeigt uns da eine Verwilderung und einen Sansculottismus der Form und des Maßes, die wahrhaft entsetzlich sind und uns mit einer nicht geringen Genugthuung zu den Gedichten Platen's zurückflüchten lassen, dessen Verse in meisterhaften Konstruktionen wie korinthische Säulen der Metrik stehen.

Die Vortheile und der Gewinn, welche der Prosa zugestandenermaßen durch den Esprit, d. h. durch Börne, Heine und das ganze Junge Deutschland zutheil geworden sind, sind wir weit davon entfernt, für gering anzuschlagen. Im Gegentheil bekennen wir gern, daß unsere Sprache durch sie eine ganz neue Lebensfähigkeit gewonnen und für den Ausdruck der Zeit und des Lebens eine viel möglichere Geistesverrichtung geworden ist. Allein wenn die Mißachtung, die sich alle diese Autoren und fast der gesammte Esprit gegen die Poesie zu Schulden kommen ließen, nicht verhängnißvoller und schlimmer für unsere Literatur geworden ist,

als es denn doch der Fall gewesen, so ist dies einzig und allein dem gesunden Takt und dem guten Genius unseres Volkes zuzuschreiben, das von jeher stark genug war, auch selbst die schlechtesten Geistes- und Geschmacksrichtungen eine Weile über sich hingehen zu lassen, ohne tief und bis ins Innerste davon nachhaltig betroffen zu werden.

Gehen wir jetzt nach dieser Abschweifung von unserm eigentlichen Thema auf Wienbarg, den ersten Anreger und Anstifter dieses literarischen Intermezzo's zurück, so haben wir von ihm zu sagen, daß er in sich eine tapfere, kühngemuthete und gesunde Natur war, eine Natur, die einen gewissen Heroismus für die Literatur mitbrachte und sich zuerst darin in einer Art Gladiatorenpositur aufstellte, nachdem aber schlaff in sich zusammensank und in jene Verkommenheit gerieth, welche einen seiner Genossen nachträglich zu dem bittern Ausspruch veranlaßte: „Er trank gern Champagner, ging gern über die Felder spazieren und lag auch gern wieder müssig daheim auf seinem Sopha. Es waren dies lauter zeitraubende Eigenschaften, die ihn nur sehr wenig zum Schreiben kommen ließen. Auch wußte Wienbarg in der That nicht, für wen er eigentlich in Deutschland die Feder ansetzen wollte, und sein edles Gesicht röthete sich mit leidenschaftlicher und stolzer Gluth, wenn er auseinandersetzte, warum er so un-

endlich faul ſei und den Literaturgeſchichtſchreibern wenig Mühe zu machen gedenke."

Mundt, in deſſen Literaturgeſchichte ſich dieſe Stelle befindet, giebt von dieſer literariſchen Vereinſamung und Verſandung Wienbarg's wohl darin die beſte Erklärung, daß er von ihm ſagt: „Wienbarg blieb im Schwerpunkt ſeiner hohen, idealen Lebensanſicht gefangen; ſie in die Peripherie mit Lebendigkeit zu entwickeln, ſchien es ihm oft an Luſt zur Welt und an Vertrauen zu ſeiner Zeit zu fehlen."

Und in der That, es ſcheint, daß, nachdem Wienbarg der Zeit und dem nationalen Leben die die Kunſt und die Literatur verjüngende Kraft zuerkannt und ſeine, beide Elemente löſen ſollende Zauberformel darüber ausgeſprochen, ſich ſtolz und majeſtätiſch in die Wogen der Gegenwart ſinken ließ in der Erwartung, daß irgend ein ſchwimmender Delphin oder ſonſt ein Meerwunder der Geſchichte kommen und ihn auf ſeinem Rücken zu den Geſtaden der Zukunft hinüberführen werde, auf denen er die heſperiſchen Gärten der glückſeligen Inſeln mit ſo vielen Anderen zu ſehen erhoffte; eine Hoffnung, die ſich wie viele andere, nicht erfüllt hat. Wienbarg iſt es wie den meiſten Erfindern gegangen: man hat ihn faſt über ſeiner Erfindung vergeſſen. Er ſchuf den Namen des Jungen Deutſchlands, er warf ſich wie ein literariſcher Held auf der

Uebergangsbrücke zur Neuzeit einer abgestandenen Literatur und Welt entgegen, aber obschon er alle Schlachten des Zeitgeistes mitfocht und die echte Größe des Feldherrn zeigte, ist ihm niemals der eigentliche Purpur des Ruhmes zutheil geworden. Der Kaisermantel der Espritperiode fiel auf die Schultern Heine's und von ihm wird sie, wie die „Grenzboten" wohl richtig behauptet haben, einst ausschließlich den Namen empfangen.

Wienbarg zunächst in der Gruppe jener Schriftsteller, welche man als Junges Deutschland bezeichnet hat, steht der schon mehrfach von uns genannte Theodor Mundt, ein Autor, der in seinen jüngeren Jahren eine außerordentliche Beweglichkeit des Geistes zeigte und gewissermaßen als der Ceremonienmeister im jungen Hofstaat des Esprits angesehen werden darf. Es hat keine neue Idee und Richtung in der ganzen Epoche gegeben, die nicht durch ihn mit einer gewissen Grazie hoffähig gemacht und seinem Souverain oder seiner Souverainin, denn der Esprit hat nie seinen Ursprung verleugnet und immer in seinen besten Darlegungen etwas Weibliches, in seinen schlechtern etwas Weibisches behalten, zugeführt worden wäre.

Seine „Spaziergänge und Weltfahrten", seine „Völkerschau auf Reisen" sind Werke, die leicht und anziehend geschrieben, des Geistreichen und Glänzenden

viel enthalten und im wahren Sinne die Welttour des Esprits sind, der darin in schillernder und koketter Weise seine Erfahrungen und Anschauungen niederlegt. Die verschiedenen Zeitschriften „Dioskuren", „Freihafen" u. s. w., welche Mundt herausgab und redigirte, sind später die Galakarossen gewesen, in denen er, mit einem großen Gepränge belletristischer Lakaien, die Tendenzen von wirklichem Adel mit vielen Zeit-Emporkömmlingen zu Hofe fuhr. Sein Benehmen und Verhalten dabei war ein anmuthig vermittelndes und da, wo die höhere Konvenienz verletzt wurde, ein ritterlich abwehrendes und solches, das sich nicht selten zum begeistertsten Pathos emporschwang.

Von diesem Pathos sind später auch seine Vorlesungen auf der Berliner Universität beseelt gewesen, die in einer aufstachelnden und prickelnden Weise eine große Zugkraft auf die akademische Jugend ausübten und den Esprit in Nacheiferung Wienbarg's auf den Katheder versetzten. Die strenge Wissenschaft war in diesen Vorträgen ganz durchtränkt von der ätzenden Essenz dieses Esprits und bis zu jener Schärfe und herausfordernden Revolutionslust hinaufgetrieben, die wir kurz vor 1848 an allen Darlegungen des Esprits wahrnehmen können.

Hauptsächlich interessant ist Mundt aber als Zeuge und Chronist einer Tragödie, die sich finster und blutig

unter seinen Augen abspielte und welche bei einer Literaturschilderung unserer Zeit durchaus nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Ehe wir diese selbst aber und in ihr als Heldin eine höchst eigenthümliche Frau in Betrachtung ziehen, wird es für das Verständniß nöthig, das Weib und sein ganzes Wesen im allgemeinen um jene Zeit uns vor Augen zu führen.

Wir haben dargethan, daß die Espritperiode in unserer Literatur hauptsächlich aus und mit dem Einflusse einer geistreichen und bedeutenden Frau, jener Rahel Levin nämlich, entstanden sei, die wir bereits eingehend besprochen. Natürlich war damit nur die hervorleuchtendste Erscheinung des andern Geschlechts als Vertreterin genannt und es blieb selbstverständlich anzunehmen, daß die Frauenwelt insgesammt um jene Zeit in eine veränderte Stellung gelangt war.

Zwei Momente sind es, welche diese Veränderung der Stellung besonders veranlaßt haben, ein allgemein geschichtlicher: die französische Revolution, und ein speziell deutscher: die Goethe'sche Art der Frauendarstellung.

Die französische Revolution, die nach so vielen Seiten hin neue Impulse gab, gab sie auch dem weiblichen Geschlechte. Nicht nur daß einzelne Frauen, wie die unglückliche Marie Antoinette, die Roland, die

Theroine de Mericourt, die Charlotte Corday, eine hervorragende Bedeutung gewannen, auch die Gleichberechtigung des Weibes mit dem Manne ward öffentlich und leidenſchaftlich zuerſt zur Erörterung gebracht.

Die Staël iſt eine Hauptgeſtalt jener ganzen Bewegung und Zeit. Memoiren erzählen, daß Napoleon, als er nur noch General der Republik war, zur Staël geſagt habe: Ich liebe nicht, daß Frauen ſich mit Politik befaſſen, und ſie ihm geantwortet: In einem Lande, in dem man den Frauen den Kopf abſchlägt, iſt es doch wohl natürlich, wenn ſie Luſt haben zu erfahren, warum.

Napoleon hat darauf nichts zu entgegnen gehabt, ſeitdem aber die Staël gehaßt, ſie verfolgt und aus Frankreich verbannt. Er wollte die Frau nicht mitreden laſſen, ſie unterdrücken. Napoleon wußte mit Frauen nicht viel anzufangen, am wenigſten, wenn ſie geiſtreich waren. Die Königin Luiſe von Preußen machte ihn bekanntlich verlegen, ſelbſt da er als Sieger vor ihr ſtand.

Die Staël war aber keine Frau, die ſich unterdrücken laſſen wollte. In ihrer Verbannung kam ſie nach Deutſchland, um ſich hier geiſtige Unterſtützung zu ſuchen. Sie ahnte vielleicht früher als die Deutſchen ſelbſt, daß ihr Land allein die Mittel zur Vernichtung Napoleons enthielt. Sie appellirte an den deutſchen

Idealismus und weckte dadurch in dem Kaiser jenen Zorn gegen die Ideologen, dem er so vielfach Luft gemacht hat.

„Napoleon eroberte mit Kanonen," sagte Wienbarg. „Frau von Staël hatte keine andere Kanone als Herrn von Schlegel." Und mit dieser Kanone eroberte sie einen großen Theil von dem Wissen und der damaligen Philosophie in Deutschland. Durch diese Eroberung mächtig und stark geworden, stellte sie in ihrem Buche De L'Allemagne dem Materialismus in Frankreich und seinem kaiserlichen Repräsentanten den deutschen Idealismus und den ganzen kantischen Kritizismus als jene Revolution des Geistes oder jenen Geist der Revolution entgegen, gegen den alle Bajonnette der alten Garde nichts ausrichten konnten, wenn er allgemein und zur Geltung gekommen, ins Bewußtsein des Volkes ging. Das französische Volk, das von jeher gewohnt gewesen ist, sein Denken auch thatsächlich in die Erscheinung treten zu lassen, hat allerdings zunächst unter dem Drucke des ersten Kaiserreiches den gegnerischen Zündstoff nur auf den Boden der Literatur zu übertragen vermocht, damit aber doch jene französische romantische Schule begründet, die sich später mit Victor Hugo wildschäumend und brausend genug unter dem Sockel der französischen Klassiker, Corneille, Racine und Molière, hervorgewühlt und eine neue

Literatur geschaffen hat. Dieser neuen Literatur Frankreichs ist die Staël ungefähr das geworden, was unserer Espritperiode die Rahel war.

Frau von Staël war unglücklich verheirathet und ihre Ehe nur eine konventionelle Abmachung, die sie zu jener sozialen Mißstimmung brachte, aus welcher heraus sie ihre Romane „Delphine“ und „Corinna“ schuf. „Frau von Staël war erfüllt von den höchsten Idealen der Liebe und Ehe, wie alle diese Frauen, welche an der Stellung ihres Geschlechts zur Gesellschaft zu Dichterinnen oder Märtyrinnen geworden sind.“ In ihren beiden, von uns soeben genannten Romanen giebt sie alle jene Konflikte zwischen Sitte, Liebe und dem moralischen Gesetz, denen eine bedeutend angelegte weibliche Natur in Verhältnissen, wie den ihrigen, unterworfen sein mußte. Diese Verhältnisse sind später, besonders von Aurora Dudevant, die zu Ehren der Liebe, die sie für den Schriftsteller Sandeau empfand, die erste Silbe in dessen Namen zu dem ihrigen machte, indem sie sich George Sand nannte, auf eine geniale, aber nicht selten auch eben so verwegene Art ausgebeutet, zum schwindelnden Vorwurf literarischer Hervorbringungen gemacht worden.

In Deutschland selbst hat Goethe mit seinem „ewig Weiblichen“ und seinen sozialen Romanen „Werther's Leiden“, „Wahlverwandtschaften“ und

„Wilhelm Meiſter“ der Entwickelung und Herauslebung des Weibes weſentlichen Vorſchub geleiſtet. Das Weib, das Klopſtock in ſeinen Oden für die Literatur nur erſt erahnte und erſehnte, Leſſing freilich ſchon in ſeiner Höhe und Tiefe begriff, Schiller idealiſch ſich vorſchweben ſah, Goethe ſchuf es zuerſt, das volle, mit Blut und Leben ausgeſtattete Weib des neunzehnten Jahrhunderts, und machte es mit dieſer Schöpfung zum Staunen und Wunder der Welt, aber zugleich auch in ſich ſelbſt bewußt und erkenntnißreich.

Die erſten Tage dieſer Epoche ſind große erhabene Momente, wo auf das Weib noch das Hölderlin'ſche Motto „ſtill und bewegt“ als anwendbar gelten darf. Man ſieht da noch jene ſchönen weiblichen Weſen, „die nicht gar zu originell, nicht all zu übergeiſtigt, mit roſigem Ernſt und einer gewiſſen Anmuth in der Langſamkeit des Begreifens, ſinnig zuhörend und achtſam auf die Reden der Männer lauſchend, aus tiefſter Naivität zuweilen dialektiſche Momente ſpenden, die der Debatte eine neue Wendung geben.“

Frau von Stein, die Schweſtern Jakobi's, die Frau von Laroche, Caroline von Wolzogen und viele Andere ſind Geſtalten, auf deren Charakter- und Lebensſchilderung unſer Auge mit einer ruhigen Genugthuung verweilt, weil wir darin noch den ganzen Liebreiz und Zauber jener Weiblichkeit finden, wie er uns aus

den Goethe'schen Frauenbildern so anmuthend entgegentritt.

Diese Frauenbilder, zu denen als Prototyp auch Anna Sibylla Münch zu rechnen ist, zu der Goethe in Frankfurt in näherem Verhältnisse stand, und auf deren Anregung hin der Dichter den „Clavigo" schuf, sind in dieser von Goethe selbst am besten folgendermaßen charakterisirt:

„Ihre Gestalt," sagt er, „war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man in ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen."

In diesen Frauenbildern wie hier eines geschildert wird, ist noch eine gewisse Stille, etwas Sonntägliches der Existenz. Der Lärm und die Unbehaglichkeit der Gesellschaft haben sie noch nicht erreicht, oder noch nicht ganz aus dem Ebenmaß der Bewegung gebracht. Ihre Psyche spricht und gestikulirt, aber sie hat noch nicht jene Nervosität, jene Aufgeregtheit und taumelnde Ueberreiztheit in sich ausgebildet, die sie später die wahren Veitstänze auf dem Forum der

Kunst und Literatur, oder auch nur im Zirkel der gesellschaftlichen Unterhaltung aufführen machen. Es liegt noch eine gewisse dämmernde Morgenröthe des Gefühls, eine sich keusch und nur unendlich zaghaft erschließende Empfindung des Herzens über diese Frauengestalten ausgebreitet. Das „Ewig-Weibliche, das uns hinanzieht", weht hier noch, eingehüllt in die jungfräulichen Schleier der Werdelust, beim Schlag der Nachtigallen und dem Dufte der Rosen, in den goldenen Träumen des Liebelebens, das sich in der gesunden und heitern Lyrik jener Tage so überaus herrlich und köstlich ausgedrückt zeigt. Alle jene Lieder von Goethe: „Nähe des Geliebten", „Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen", „Rastlose Liebe", „An Mignon" u. s. w. u. s. w., waren nur in jener schönen Entwicklungsperiode des Weibes möglich und stechen scharf gegen die Liebeslieder der späteren Epoche ab, die von dieser unbefangenen Hingabe, von dieser arglosen Macht der Neigung keine Spur mehr haben.

Wie sehr das klare und gerade Empfängniß für jene Goethesche Liebeslyrik schon kurze Zeit danach verloren gegangen war, kann uns auf schlagende Weise die Auffassung zeigen, welche Rahel einem jener früheren Lieder von Goethe zutheil werden läßt. Goethe schickte bekanntlich ein paar selbstgemalte Rosabänder an Friederike Brion in Sesenheim mit den reizenden Versen:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute, junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid!
Und so tritt sie vor den Spiegel
All' in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Wie Friederike selbst diese Worte aufgenommen, ist leider durch nichts dokumentirt, allein die ruhige Entsagung, mit der sie Goethe scheiden sah, ihm später wieder begegnete und überhaupt ihr Schicksal trug, läßt uns mit Grund zu der Vermuthung kommen, daß sie in diesen leichten und glücklichen Versen nur den lieb-

lichen Akt einer Huldigung, den tändelnden Beleg einer liebenden Aufmerksamkeit sah und nicht die quälende und marternde Bedeutung herausnahm, welche die Rahel sich herausliest und worüber sie sagt:

„Ich fühlte dieser Worte ewiges Umklammern um ihr Herz; ich fühlte, daß sie sich nicht lebendig wieder losreißen, und wie des Mädchens Herz selbst klappte meins krampfhaft zusammen, wurde ganz klein in den Rippen; dabei dacht' ich an solchen Plan, an solch' Opfer des Schicksals, und laut schrie ich, ich mußte, das Herz wäre mir sonst todt geblieben. Und zum erstenmal war Goethe feindlich für mich da. Solche Worte muß man nicht schreiben, er nicht. Er kannte ihre Süße, ihre Bedeutung; hatte selbst schon geblutet. Gewalt anthun ist nicht so arg."

Man weiß aus Goethes Schriften, wie aus vielfachen Schilderungen jener Zeit, daß der Dichter die meisten jener weiblichen Jugendgestalten, die ihm und denen er so viel zu schaffen gemacht, in späterer Zeit aufgesucht und in Ruhe gesehen und gesprochen hat. Man weiß es unter Andern von Friederike Brion, von Anna Elisabeth Schönemann, unter dem Namen Lili bekannt, von denen die Letztere sich anderweitig glücklich verheirathete und die Erstere ihr einsames Loos in schöner und großer Entsagung würdig ertrug. Wären diese Frauen schon vom Esprit aufgestachelt gewesen, so

würde Goethe bei der letzteren nach Jahren in Straßburg nicht heiter haben zu Mittag ſpeiſen und von jener Geliebten in Seſenheim nicht haben ſcheiden können mit dem Bewußtſein, „daß er nun doch auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geiſtern dieſer Ausgeſöhnten in ſich leben dürfe".

Dieſe Ausſöhnung und dieſen Frieden würden die zeternden, aufgeſtörten und ewig ſchreienden Empfindungen, wie wir ſie in der eben mitgetheilten Auslaſſung der Rahel finden, unmöglich gemacht haben, denn wir erſehen daraus, daß das Weib bereits das ſchöne Ebenmaß des Herzens und der Seele verloren und in jenes Stadium der Nervengereiztheit getreten iſt, das die Espritperiode unſerer Literatur charakteriſirt.

Rahel, gewiſſermaßen die Mutter dieſer Espritperiode, zeigt dies Stadium der Nervengereiztheit ſelbſt auch in der allermerkbarſten Weiſe ſchon auf. In ihr iſt Alles Zucken, Vibration des Geiſtes. Ihre Pſyche ächzt und ſtöhnt, windet und krümmt ſich in den Schmerzen einer aufgeſtachelten, nie zur Ruhe gelangenden Exiſtenz. Ihr Denken iſt ein namenloſes Weh, ihr Gefühl eine klaffende Wunde. Und während die früheren Frauen verſchwiegen mit ihrem Unglück umgehen, es ſtill in ſich einſchließen, es höchſtens zur Nacht in lautloſen Thränen auf die Kiſſen

ihres einſamen Lagers nieberweinen und es nie, am allerſeltenſten einem Mann offenbaren, vor deſſen lautem Weſen, Thun und Treiben ihre keuſche Seele eine gewiſſe Scheu empfindet, ſehen wir hier in der Espritperiode und zunächſt bei Rahel von dieſer Zurückhaltung und Angſt vor dem männlichen Geiſte auch nicht die mindeſte Spur mehr. Briefe, wie ſie ſie an Männer ſchreibt, ſind vordem in Deutſchland von Frauen an Männer noch nicht geſchrieben worden. Es iſt nichts von verzagtem Kleinmuth, von verſchüchtertem Herzklopfen, von weiblicher Bangigkeit darin. Frei, groß und bis in die intimſte Empfindung offen, ſtellt ſie darin ihre Seele der des Mannes gegenüber. Es iſt ein Moment der Gleichſtellung, der ſein Imponirendes hat, aber auch ſchon den Keim der unſeligen Verwirrung zeigt, die wir ſpäter aus dieſem Verhältniß hervorgehen ſehen. Rahel ſelbſt iſt ſchon vollſtändig erfaßt von jenem Sturmwinde der Staël, von dem ſie inkommodirt wird und gegen welchen ſie ſchmerzhaft anſchreit, deſſen ſie ſich aber nicht erwehren kann, wie das vielfach aus ihren eigenen Worten zu erſehen geht. „Aus der Leidenſchaft kann ich nicht“, ruft ſie zu mehreren Malen, wenn ſie ſich Vorwürfe über ihre Exaltation macht, die denn allerdings auch eine ſehr große und immer fieberhaft erregte iſt. So ſchreibt ſie z. B. 1815 an Varnhagen aus Frankfurt a. M. über eine Begegnung mit

Goethe: „Wir fahren zu einem herrlichen Thore hinaus, an einem herrlichen Quai am Main vorbei, an kultivirten Gärten und der wohlhabenden Gegend, durch Weingefilde, im köſtlichſten, geſundeſten Wetter (wie es in zwanzig Jahren nicht war) nach einem Forſthauſe, wo man Kaffee nimmt; dort gehen wir im Walde ſpazieren; wir treten endlich aus dem Walde, ſehen eine weite, ſchöne Wieſe; am Ende ein hellbeſchienenes Dorf. Der Herr fragt, ob wir das ſehen wollen. Ich ſage, die Sonne ſei ſo ſtark, lieber ſpäter; er ſagt, es iſt Niederrad, das Dorf, wovon Goethe ſo viel ſchreibt, wo er immer mit ſeinen jungen Freunden hinging. Dann wollen wir durch die Sonne, ſag' ich, und Schauder grieſelt mir über die Backen. Getroſt, fröhlich, ja zerſtreut im Geſpräch, gehen wir hin! es hat Straßen wie die öſterreichiſchen Dörfer, ich tadle das; wenig Menſchen gehen hin und wieder: ein niedriger halber Wagen, mit einem Bedienten, fährt den langſamſten Schritt; ein Herr fährt vom Bock, drei Damen in Trauer ſitzen drin; ich ſehe in den Wagen und ſehe Goethen. Der Schreck, die Freude machen mich zum Wilden; ich ſchreie mit der größten Kraft und Eile: „das iſt Goethe!" Goethe lacht, die Damen lachen, ich aber packe die Valentin und wir rennen dem Wagen voraus und kehren um und ſehen ihn noch einmal."

Man muß bedenken, daß, als ſich dieſer Auftritt

ereignete, Rahel kein junges Mädchen, ſondern eine Frau in vorgeſchrittenen Jahren war, und da wird man dieſen ſich eben nur erklären können, wenn man in ihr das weibliche Weſen erkennt, das ewig im Trubel der Gefühle bleibt und ſich gewiſſermaßen davon attakirt ſieht. Sie hat von der Bettina einmal ſehr bezeichnend geſagt: „Ihr Geiſt hat ſie, nicht ſie ihn“, und dieſer Ausſpruch paßt auch auf ſie ſelbſt, nur mit dem Unterſchiede, daß Bettina ſich willenlos der Lenkung ihres Geiſtes überläßt, während Rahel dagegen ankämpft, ja ſchon etwas von der dagegen angehenden Ironie hat, die wir ſpäter im Esprit ſo ausgebildet finden und welche in ihr ſchon leiſe zum Vorſchein kommt. Charakteriſtiſch dafür iſt, was ſie ſelbſt erzählt: „Ich ſah mit Frau von B. zu Töplitz im Jahre 1822 den „Prinzen von Heſſen-Homburg“ aufführen. Und als der Prinz dem alten Kottwitz Muthloſigkeit vorwirft, wie der des Churfürſten Ordre nicht übertreten will, giebt der alte Brave nach, ſich zornig vertheidigend. Kottwitz ſpielte ſehr gut. Ich fing heftig an zu weinen; meine Nachbarin ſieht mich lang und verwundert an; ich wußte wohl, daß kein Menſch da weinte, und will mich vertheidigen. Vor Weinen konnte ich nicht zu Stimme kommen. „Ich will Ihnen ſagen“, bringe ich endlich hervor, „warum ich weine“; ich denke, ich werde eine lange Rede halten,

stoße aber nur die Worte mit zerborstenem Herzen in vollen Thränen heraus: „Ich kann keine Beleidigung ertragen!“ In demselben Augenblicke lachen wir Beide laut auf; ich konnte vor Lachen und Weinen gar nicht aufhören. Und noch habe ich mir die Scene nie wieder gedacht, ohne zu lachen.“

Varnhagen berichtet, daß Rahel eines Morgens in schmerzlicher Aufregung zu ihm in's Zimmer kam und weinend ausrief: „August, sie ist todt!“ Man wird glauben: eine Schwester, eine Freundin oder Verwandte, mindestens eine Katze oder sonst ein Thier. Nein, dieser Jammer und diese Thränen galten der Savigné, deren Briefe seit Monaten ihre Lust und Freude gewesen, jener Savigné, welche bekanntlich am 18. April 1696 an den Blattern gestorben war und deren Tod 1823 Rahel in dieser Weise erschütterte, weil ihrem ewig aufgeregten und gereizten Geiste jede Vorstellung, auch die entfernteste, wie ein eigenes Erlebniß der Gegenwart war. Alles ging bei ihr auf die Nerven, alles allarmirte sie, besonders auch das Wetter, das sie darum meist sehr gewissenhaft über jedem Briefe oder sonstigen Aufzeichnung angegeben hat. Sie hing davon ab, ihre Stimmung stieg und fiel mit dem Barometer, ein Zustand, den wir vielfach in jener Periode widergespiegelt finden und welcher am besten ihre geistige Unruhe und Gestörtheit erkennen macht. Die

Literatur hatte ihre feste Stellung, ihren Halt und ihre Stütze im Leben der Nation verloren. Sie stürzte, rollte, kollerte wie ein Wirbelwind durch alle Verhältnisse der Gesellschaft einem Etwas, einem Ziele zu, von dem sie sich selbst keine klare Vorstellung und Rechenschaft zu geben vermochte. Wienbarg hatte, als er den Kampf eröffnete, allerdings, wie wir gesehen haben, eine bestimmte Richtung und Tendenz im Auge gehabt, er wollte durch die Kunst zur Freiheit und stempelte die Literatur gewissermaßen zum Geniecorps derselben.

Mitten im sieghaften Vorschreiten aber brach eine heillose Verwirrung aus. Der Esprit erregte Unordnung und Getümmel, die Schlachtreihen lösten sich auf und man marschierte endlich in chaotischem Gewirr nur noch dem Glücke zu, dem Glücke, das hier ein Surrogat der Freiheit wurde.

Diesen Kreuzzug nach dem Glücke, dem Surrogat der Freiheit, haben besonders enthusiastisch und kriegslustig die Frauen mitgemacht.

In den Rahel'schen Memoiren befindet sich eine Anekdote verzeichnet, die folgendermaßen erzählt ist: „Ein geistreiches Fräulein, in ihrem Kreise seit langen Jahren wegen ihrer unerschöpflichen Witzworte und scharfen Wortspiele berühmt, heirathete endlich einen sehr wackeren jungen Mann, den ihre Lebhaftigkeit sehr

angezogen hatte. Nach einiger Zeit sprach man gelegentlich von diesem Paare manches Günstige. „Aber sie ist gar nicht witzig mehr!“ bemerkte Jemand. „Was hat sie noch nöthig, witzig zu sein“, fiel Rahel lebhaft ein, „sie ist ja glücklich!“

Diese zufällige Anekdote ist von einer großen Bedeutung, weil darin die Entstehung und Motivirung der ganzen Espritperiode gegeben liegt. Sie entstand und konnte nur infolge eines allgemeinen sich Unglücklichfühlens entstehen. Die Revolution war nicht geworden, was sie werden sollte und ward auch nach 1813 in Deutschland nicht zur politischen Genugthuung der deutschen Nation verarbeitet. So kam es und konnte es kommen, daß sich überall Unbefriedigtheit, Mißstimmung, Enttäuschung einstellen und Zustände entwickeln mußten, die, weil sie die Männer drückten, auch die Frauen irritirten. Denn die Frauen fühlen den Männern nach und greifen immer in ihrer Leidenschaftlichkeit über, wo der Mann mit seiner Energie und Kraft zurückgedrängt ist; die heruntergekommenen Zeiten, die Zeiten der nationalen Schmach sind immer die Glanzperioden der weiblichen Macht.

Jean Jacques Rousseau hatte sehr richtig gesagt: „Nicht Einem Weibe, aber den Weibern spreche ich die Talente der Männer ab.“ Und „wie schade“, ruft Gervinus in der Geschichte seiner National-Literatur bei

Anführung dieſer Stelle aus, „daß nun die Ausnahmen zur Regel werden wollten“, indem er hinzufügt, daß es ein Unglück ſein müßte, wenn dem von ſeiten der Männer nicht Damm und Ziel geſetzt werde. „Die Werke der Poeſie“, ſagt er, „ſind ſo vorzugsweiſe für das ſchöne Geſchlecht geſchaffen; der Geiſt der Frauen nährt ſich nicht in Wiſſenſchaft und Leben; der Mann bereitet ihm aus dieſen weiten Gebieten, was ihm Bildung und Genuß verſchafft; er lebt auch hier dem mühſeligen Erwerb, wo das Weib dem Beſitze und der Empfänglichkeit leben darf. Es iſt nun bloße Zufahrigkeit, daß man das Zugerichtete wieder zurichten, die gerüſtete Tafel umdecken und umſtellen will. Denn was hat uns jene ganze Frauenliteratur Dauerndes, was hat ſie uns Eigenes gegeben? Sie konnte nur die ſchönen Formen nachahmen, die Materien mußte ſie immer aus dem Stocke der Männerliteratur hernehmen; denn was dächte man auch von dem Weibe, das ſich in dem Leben ſelbſt die reichen Erfahrungen ſammeln wollte, die nur für eine mediokre Schriftſtellerin, wenn ſie ſelbſtſtändig ſein will, nöthig wären?“

Wenn wir dieſe ablehnende Anſicht nun auch zu weit gegangen erachten müſſen und dem weiblichen Geſchlechte keineswegs die Fähigkeit ableugnen wollen, auch ſeinerſeits in der Wiſſenſchaft, Literatur und Kunſt manches Verdienſtliche leiſten zu können — haben

dieſe Leiſtungsfähigkeit doch ſelbſt unſere hervorragendſten Größen anerkannt —, ſo bleibt nichtsdeſtoweniger wahr, daß ihr engere Schranken geſetzt ſind und es vor Allem ſich auf Gebieten zu erhalten hat, die das innerſte Weſen der weiblichen Natur nicht verwirren und aus dem ſchönen Gleichgewicht bringen, das ihren höchſten Reiz und Zauber auszumachen und zu üben imſtande iſt.

Die Frau ſoll, wenigſtens nach deutſchem Begriffe, in und um ſich eine ſtille Heiligkeit wahren und der gute Genius der Sitte und der Häuslichkeit bleiben. Verlernt oder verſchmäht ſie dies zu ſein, indem ſie, männlichem Beſtreben und Vollbringen nacheifernd, in das bunte Gewirre und Getümmel der Welt ſich miſcht, ſo kann für ſie ſelbſt wie für den Mann nur Unheil daraus entſtehen und der Bann aller Ordnung gebrochen werden.

Staat und Geſellſchaft beruhen ihrem innerſten Halte nach auf der Familie und dem geſicherten Verhältniß zwiſchen beiden Geſchlechtern. Wo dieſe Grundbedingungen erſchüttert und, wenn auch nur theilweiſe, zertrümmert werden, da entſtehen und müſſen entſtehen jene ſozialen Verrückungen und Umwälzungen, die den Verfall und Niedergang auch der mächtigſten Völker zur Folge haben.

Die Geſchichte giebt uns lehrhafte Beiſpiele davon

und läßt uns mit Schrecken erkennen, daß ein gelockertes oder gestörtes Verhältniß dieser Art mit Katastrophen zu endigen pflegt, die so zu sagen der Anfang des Endes sind.

Das Weib, das mit anderem Erfolge, als dem echt weiblichen, in die Kreise des Mannes und der Historie tritt, hat noch niemals glücklich gewirkt. Wie hoch es immer im Ansehen, Glanz und Macht gestiegen, seinem eigentlichen und echten Werthe nach ist es nur um so mehr gesunken. Es verliert an weiblicher Tugend, was es an männlichem Geiste gewinnt, und der Verlust ist größer als der Gewinn, denn der Gewinn bringt dem Manne keinen Nutzen, aber der Verlust einen unberechenbaren Schaden.

Die Frau, die an weiblicher Tugend eingebüßt, verwüstet die unter ihr aufwachsende Jugend, die Familie, die Gesellschaft. Mit dem männlichen Geiste aber, den sie sich aneignet, was kann sie mehr bieten und schaffen, als der Mann?

Mehr! Sie bietet und schafft nicht einmal so viel wie er. Und für dies Wenige, das sie leistet und erringt, verkürzt sie ihn um so mehr in seinem Verhältniß zu ihr.

Der Mann wird in seinem Innern verödet, wenn er nicht aus den Wirbeln und Strudeln der Zeit ein Heiligstes und Höchstes, gewissermaßen die Rosen und

Myrthen des Lebens und aller ſeiner Errungenſchaften dem Weibe in die ſtille Heiligkeit ſeines Wirkens tragen und bringen darf. Wenn ſich das Weib, aufgerüttelt und vorlaut, ihm nachdrängt in die Reihen der ſtreitenden Daſeinsmächte, ſeine Wehr und Waffen nimmt und das ſein will, was er iſt, dann muß in ihm der Hauch alles liebenden Einverſtändniſſes, aller Sehnſucht des Herzens nach Friede und Glück verloren gehen und er, in dem Verſuche das Weſen des Weibes in ſich ſelbſt nachbildend zu erſetzen, zum erbärmlichen Zerr- und Zwitterbilde werden, das wir in der That in unſerer Literatur zeitweiſe haben zur Erſcheinung kommen ſehen.

Das Weib, das zum Manne und der Mann, der zum Weibe werden will, dies frivole und gemeine Schauſpiel ſetzt ſich, ſo lächerlich es klingen mag, wirklich in Scene, und zwar ſo, daß auch Gervinus, Akt davon nehmend, Folgendes darüber anführt: „Jean Paul nannte Novalis ein ſchönes Mannweib; Wieland fand Baggeſen ganz unmännlich und in weſentlichen Zügen von entſchiedener Weibernatur; Franz Horn fand in Auguſt Wilhelm Schlegel daſſelbe leidende weibliche Genie. Friedrich Schlegel's Freund Gentz, der Mann der Politik, nannte ſich ſelbſt dem „großen Manne Rahel“ gegenüber ein unendlich empfangendes Weſen. Ja Friedrich Schlegel kanoniſirte geradezu

dieſen Charakter der Paſſivität als den echten Begriff der Menſchheit. Die Schiller'ſchen Sätze von Verſöhnung der leidenden und thätigen Kräfte werden von ihm in der „Lucinde“ zur Karrikatur und geiſtreichen Fratze geſteigert: die höchſte Vollendung ſei die Verſchmelzung des männlichen und weiblichen Weſens.“

Dieſes Urtheil iſt hart und vielleicht ein wenig zu hart, denn immerhin werden ſich dieſem, ſeiner Zeit ſo übelberüchtigten Werke, das 1799 erſchien, auch einige Verdienſte nicht ohne alle Begründung nachrühmen laſſen. Ein Buch, das Friedrich Schleiermacher in ſeiner Schrift: „Vertraute Briefe über die Lucinde“ mit einer ſchönen, zuweilen hinreißenden Begeiſterung in Schutz nahm, muß nothwendig den Kern einer Bedeutung in ſich bergen, der nicht ganz zu verwerfen iſt. Und daß das in der That der Fall, davon wird ſich ein aufmerkſamer Leſer leicht zu überzeugen imſtande ſein. „Lucinde“ von Friedrich von Schlegel iſt keineswegs die blos „lüderlich-romantiſche Lucinde“, wie ſie Heine kurzweg zu bezeichnen liebte, ſondern es wohnt dieſer poetiſchen Schöpfung immerhin eine Idee inne, die über die Lüderlichkeit dadurch hoch hinausragt, daß ſie beſtrebt iſt, das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau gleichſam in ein neues Stadium zu bringen, indem ſie die

menſchliche Sinnlichkeit, die in dieſem Verhältniß doch ihre berechtigte Rolle ſpielt, aus ihrer bis dahin verachteten und ſchmachbedeckten Stellung heraus in eine anerkannte und zuſtändige Lage zu erlöſen ſich angelegen ſein läßt. Die Sinnlichkeit ſollte in Zukunft nicht mehr ein verrufenes, von allen anſtändigen Empfindungen verpöntes Gefühl, ſondern ein wohlgelittenes und ſeiner Lebensbedeutung ſich bewußtes Element der menſchlichen Natur ſein. Er beabſichtigte, wie Schleiermacher verſchwommen meint: „die alte Luſt und Freude und die Vermiſchung der Körper und des Lebens nicht mehr als das abgeſonderte Werk einer eigenen gewaltigen Gottheit, ſondern Eins mit dem tiefſten und heiligſten Gefühl, mit der Verſchmelzung und Vereinigung der Hälften der Menſchheit zu einem myſtiſchen Ganzen zu geſtalten.“ Kurz: er wollte gleichſam eine „Reformation der Liebe“, wie Gutzkow ſagt: eine Liebe, welche ſich bewußt wird, „daß ſie an ihrem Leibe die Mittel beſitzt, das Ding zu treiben, wie es von jeher in der Welt getrieben worden iſt“. Die elende, falſche Scham, die ſogenannte „Engländerei“, ſollte ausgerottet und an ihre Stelle die lebendige Ueberzeugung treten, daß auch die ſinnlichen Regungen und Genüſſe in der menſchlichen Natur ihre volle Berechtigung und keineswegs nöthig haben ſich in verborgener Heimlichkeit

und wie Sünde zu betrachten. Nur ſollten ſie mit ihrer gleichſam ſittlichen Anerkennung zugleich unter das Geſetz der künſtleriſchen Schönheit geſtellt werden, eine Stellung, die in dem Romane Schlegels ſich leider nicht natürlich und in ungezwungener Wahrheit ausgeſtaltet, ſondern vielfach in Künſtelei und Raffinirtheit ausartet. Sein romantiſches Gebilde gewinnt nirgends recht Form und volles, geſundes Leben, ſondern zerflattert in geiſtvoll zugeſpitzte Einfälle und Bemerkungen, in Reflexionen und Phantaſien, die überall ein leichtes, träumeriſches Spiel treiben, aber nirgends gehaltvoll genug ſind, in die Weltordnung irgendwie beſtimmend einzugreifen, wie es der Dichter und ſeine Anhänger wohl beabſichtigt haben mochten.

Zu den Letzteren gehörte, wie ſchon erwähnt worden, auch der Berliner Prediger Friedrich Schleiermacher, deſſen „Vertraute Briefe über die Lucinde", wie Wienbarg meint, ſo intereſſant, heimlich, intim, von poetiſchem Duft angehaucht erſcheinen, daß ein wunderſamer, träumeriſcher Glanz, ein widerſcheinendes Roſenlicht von Küſſen, ein Aether von Blicken und glühendem Athem darüber liegt und die engen ſchwarzen Spaliere der Zeilen auseinanderrollen und ſich zu blühenden Laubgängen erweitern, darin die Nachtigallen ſchlagen und wohlgekannte liebende

ſtalten flüſternd und koſend an uns vorüber ſchweben, Romeo und Julie, Abelard und Heloiſe, Petrarka und Laura, das hohe Evangelium der Liebe zu predigen, denn wie Wienbarg richtig ſchließt: nicht der Schlegelſche Roman bildet das eigentliche Thema der Schleiermacherſchen Briefe, ſondern die Liebe.

Die Liebe, „die ach! ſo ſchlecht und ordinär geworden iſt in deutſchen Landen", wieder erhoben und zu Ehren gebracht zu haben, dies Verdienſt will Wienbarg Schleiermacher nicht geſchmälert wiſſen und er preiſet deswegen begeiſtert Gutzkow, daß er den Muth gehabt hat, dieſe Briefe aus ihrer Verborgenheit hervor und an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen.

Daß er das kurz nach dem Tode Schleiermachers that und das Buch mit ſeiner Vorrede gleichſam wie zum Hohn in die frommen Zionsreden und bigotten Nekrologe ſchleuderte, welche die augenverdrehenden Zeloten über dem friſchen Grabe des evangeliſchen Predigers zum Beſten geben, den ſie ſo gern, trotz aller Abweichungen von ihren theologiſchen Anſchauungen, als einen der Ihren proklamiren wollten, weil er berühmt und zuletzt ziemlich kleinlaut geworden war, gab ſeiner Veröffentlichung ſo große und epochemachende Bedeutung.

Sie ſchnitt mit einem einzigen Rucke das geiſt-

liche Tischtuch zwischen Schleiermacher und seinen orthodoxen Amtsbrüdern entzwei und warb dem jungen Deutschland einen Mitkämpfer, der, wenn auch todt und der romantischen Schule angehörig, doch dessen Sache und Richtung von außerordentlichem Nutzen sein konnte, ja, sein mußte.

Gutzkow, den wir noch später eingehender zu betrachten und zu würdigen Gelegenheit finden werden, ist darum so interessant und wichtig in der Gruppe des jungen Deutschlands, weil er in allen und auch in den feindlichsten Lagern bewandert und zu Hause, alle Gesinnungen und Stimmungen heraus zu wittern wußte, die seinen und seiner Genossen Bestrebungen dienen konnten.

Er erkannte sofort, was es für ihn und seine Mitstreiter für einen Vortheil gewähren mußte, auf einem etwas gefährlichen und schlüpfrigen Felde unter der Fahne Schleiermachers auf dem Kampfplatze erscheinen zu können.

Er sowohl wie seine Gefährten hatten an der Schlegelschen „Lucinde“ zwar keineswegs ein poetisches oder künstlerisches Genüge gefunden, wohl aber hatten sie einen Theil ihrer Tendenz erfaßt und in ihrer Weise weiter auszutragen getrachtet. Die Ideen der Frauenemanzipation, die sie alle mehr oder weniger in ihren literarischen Schöpfungen verarbeiteten, konnten

die Nabelschnur der „Lucinde“ nicht verleugnen. Die schöne Sinnlichkeit gewissermaßen zur Kunst und Wissenschaft der Liebe zu machen, beseelte sie Alle. Sie Alle empfanden in sich den lebhaften Trieb und die verführerische Lust dem Weibe eine neue und veränderte Stellung, gleichsam ein anderes Schicksal zu geben.

Dies zu ermöglichen und zu vollbringen, ließ auch Gutzkow sich angelegen sein, wie seine „Wally“ und andere Schriften beweisen. Die „Vertrauten Briefe über die Lucinde“ ergriff er dabei als Schild, um sich dahinter bei seinem Ausfall zu decken und dabei zugleich pantomimisch zu sagen: „Was will man von uns? Wenn selbst ein Theologe, ein Geist wie Schleiermacher, sich veranlaßt sehen konnte, für eine Umgestaltung der ganzen Lebensverfassung des weiblichen Geschlechts einzutreten, warum uns daraus ein Verbrechen stempeln, wenn wir profanen Apostel einer neuen Weltordnung uns gedrungen fühlen dasselbe zu thun? Müssen die Dinge nicht dringend und verzweiflungsvoll genug geworden sein, wenn sogar einer Eurer Heiligen nicht nur gemeinschaftliche Sache mit uns macht, sondern sogar uns darin vorgeleuchtet hat?“

Natürlich gab Gutzkow diese Pantomime nicht ohne einige Nebenbemerkungen daran zu knüpfen. So

äußerte er unter Anderem: „Ja, Ihr Pfaffen, es ist nicht Alles Theologie, was in der Welt ist: es giebt einige Dinge, welche Euch gänzlich fremd geblieben sind. Ihr, die Ihr die Natur einsargen möchtet und das Leben begraben, wenn es kaum die Augen aufschlug; übermüthige und bestechliche Kastellane des Himmels, Kammerdiener Gottes, die Ihr auch darin dem gewöhnlichen Lakai gleicht, daß Ihr von der Größe immer nur das Kleine seht: nicht alles, was geschehen ist, sind Löscherſche und Calixtiniſche Streitigkeiten gewesen. Sondern man will auch wissen, daß der Weg zum Himmel durch die Kirche nur ein zeitraubender und ermüdender Umweg sei und daß es Geschichte, Streben nach Wahrheit, Enthusiasmus der Schönheit gegeben hat. Laßt einen Augenblick Eure Katechismen, werft Eure Talare und Vorhemdchen weg, diese geistliche Koketterie, vergeßt einmal die Beweisstellen für die Gottheit eines von Euch noch immer gekreuzigten Menschen und hört, was in anderen Gebieten, im Reiche der Freiheit, Jugend und Phantasie sich vor Jahren begeben hat.“

Diese und ähnliche Aussprüche schlugen wie platzende Bomben in die damalige Gesellschaft und der Schrecken und die Verblüffung wurden noch dadurch vermehrt, daß Gutzkow die Verwegenheit beging, die Schlegelsche „Lucinde“ noch obenein „ein meisterhaftes Buch“ zu

nennen, „das," wie er behauptet, „das Fleisch mit dem Geiste der Liebe versöhnen wollte." „Ich gestehe," fuhr er später fort, „daß ich die „Lucinde" recht eifrig gelesen wünsche, unserer eigenen krüppelhaften Liebe wegen und weil ich einen andern Sinn in sie lege, als welchen sie im Buche ausspricht. Wir sehen diese Frage als sozial an; Schlegel hielt seine „Lucinde" wohl selbst nur für eine künstlerische Anomalie. Schleiermacher faßte sie tiefer und mehr im Sinne der sich verbreitenden Lehren der neuen Schule. Das Soziale schien ihm als das Konversationelle; doch wie es natürlich war, die Kühnheit der Praxis, auf welche Schlegel vielleicht verzichtet hatte, milderte die überströmende Fülle der Keime, welche in der „Lucinde" lagen, und in den „vertrauten Briefen", die ursprünglich in das „Athenäum" kamen, erschien das Evangelium des neuen Geschlechtsumganges als eine dialektische Verwickelung, welche nichts übrig ließ zum Resultate, als daß man doch im gesellschaftlichen Umgange ausgehen möchte von der Thatsache zweier Geschlechter, von der Verbannung der Prüderie und der Toleranz gegen jeden hübschen Witz, den man unter „Engländerinnen" unterdrücken mußte".

Nachdem er scharf und schneidend noch gemeint hat: „Das Unglück dieser Zeit ist, daß die Frauen hinter den Männern so unendlich weit zurück ge-

blieben sind“ und damit ausgedrückt haben will, daß es Noth thue, sie zu fördern und daß es mit eine der Sorgen des jungen Deutschlands sei, diese Förderung zu beantragen und durchzusetzen, erklärt er endlich dreist und unumwunden, „daß die Zustände im modernen Leben vielfach unerträglich und unhaltbar, namentlich aber das Verhältniß zwischen Mann und Frau zur offenbaren Frage geworden sei.“

Diese Erklärung gab Gutzkow ein Jahr nach Schleiermachers Tode und ganz kurz nach der Abspielung jener Literaturtragödie ab, welche Theodor Mundt in seinem rührenden Buche: „Charlotte Stieglitz. ein Denkmal“ herzerschütternd geschildert hat.

Charlotte Sophie Willhöfft war am 18. Juni 1806 in Hamburg geboren und siedelte als Kind mit ihren Eltern nach Leipzig über, wo ihr Vater, ein geachteter Kaufmann, bald darauf starb. „Die jüngste Tochter einer blühenden Familie, wurde sie von Allen zärtlich gehegt und durch Gestaltung der Umstände in dem Haushalte einer ihrer älteren Schwestern aufgenommen, die an demselben Orte glücklich verheirathet war. Ein eigenartiges, sinniges Mädchen, ging sie früh ihre besonderen Wege, liebte Einsamkeit und Stille, dichtete und sang und grübelte den Räthseln des Lebens nach. Es wird berichtet, daß sie schon in diesem zarten Alter aus religiöser Ueberspannung

ſich mit dem Gedanken vertraut machte, den geheimniß-vollen Schleier des Todes zu lüften."

Eben ſechszehn Jahre geworden, lernte ſie durch einen ihrer Brüder den Studenten Heinrich Stieglitz, einen dichteriſch begeiſterten Philologen kennen. Der Genius der Poeſie führte ihre Herzen zuſammen. Um die Geliebte baldmöglichſt heimführen zu können, nahm Stieglitz eine Stelle als Bibliothekar und zugleich als Lehrer an einem Gymnaſium in Berlin an. 1828 kam er die Geliebte heimzuführen. Zu der Hochzeitsreiſe ſchenkte Charlotte ihm einen Dolch. Der Dolch unter der Myrthe wurde ein verhängniß-volles Symbol ihrer Ehe. Zwar war die Ehe eine glückliche, durch aufrichtige Liebe und die Muſen verſchönte, aber nur zu bald lagerten ſich lange und düſtere Schatten darüber, weil Heinrich Stieglitz, ſich als Pegaſus im Joche fühlend, anfing mit ſeinem Schickſale unzufrieden zu werden. Er hielt ſich für eine bedeutende Dichterkraft, und nachdem er einen Band Verſe „Bilder des Orients" herausgegeben und mit dieſen die öffentliche Aufmerkſamkeit erregt hatte, träumte er davon ein anderer Goethe zu werden. Angefeuert von der Gattin, aufgemuntert von den Freunden und getrieben von einem verzehrenden Ehrgeize, wollte er im Fluge die Kränze des Ruhmes auf ſeine Stirne gedrückt ſehen. Allein dazu reichte

ſeine Begabung doch nicht hin. Die gewünſchten und erhofften Erfolge blieben aus, und Heinrich Stieglitz, ſtatt die Urſache davon im Mangel ſeines Talentes zu ſuchen, ſuchte ſie in ſeinen äußeren Lebensumſtänden, in den Mühen und Plagen ſeines Berufes, in der Frohnarbeit ſeiner Stellung, in der Sorge um das tägliche Brot. Laßt mich Muße, Ruhe, Sammlung gewinnen, rief er jammernd, und ich will Euch Meiſterwerke von unvergänglichem Werthe ſchaffen. Reißt mich aus dieſer kleinbürgerlichen Exiſtenz, aus der Verpflichtung Bücher zu verleihen und Schulhefte durchzuſehen, gebt mir Freiheit, Bewegung, ein großes Geſchick und ich will die Welt in Bewunderung verſetzen! So dachte, ſo ſeufzte er, wenn der Quell der Dichtung ihm verſagte, wenn, was er in erhabenen Formen und Geſtalten trug, ſich ſchwach und dürftig auf dem Papiere auslebte.

Charlotte, die eine geiſtvolle, poetiſch geſtimmte Frau war und die Ruhmbegier ihres Gatten wohl theilen mochte, wurde durch die Klagen und Verſtimmungen ihres Dichters im tiefſten Innerſten bewegt und erſchüttert. Sie, die ihm bei ſeinen Liedern und Verſen feinſinnig und ſchöpferiſch zur Hand ging, ihn anregte und förderte, nahm ſich ſein Leid und ſeine Verzweiflung zu Herzen, indem ſie Tag und Nacht darüber nachſann, wodurch ſie zu heben und von der Seele des Leidenden abzulöſen ſein möchten.

Sie verfiel endlich auf ein sehr eigenthümliches Mittel. Heinrich Stieglitz, meinte sie bei sich selber, hat sich dir zu Liebe in eine Abhängigkeit begeben, die ihn martert und ihm die Fittiche seiner Begabung bricht. Du mußt ihn frei machen und um ihm eine dichterische Weihe zu ertheilen, mit dem Pathos eines großen Schmerzes erfüllen.

Die junge Dichterfrau war ein stoischer Geist, der sich mit eigenen und nicht gewöhnlichen Regungen und Gedanken trug. Man braucht nur einiges Wenige von dem zu lesen, was Theodor Mundt von ihren Aufzeichnungen und Aussprüchen aufbewahrt hat, um dies inne zu werden. Von einem Menschen, der dichterisch begabt, im praktischen Leben bald ernüchtert worden war, sagte sie bezeichnend: „Der Schwan ist ihm entronnen, die Ente watschelt ihm nach!“ — „Wollen ist der Sonnenpunkt!“ rief sie einmal. Gefragt, wie ihr der zweite Theil von Goethe's „Faust“ vorkomme, antwortete sie: „Wie ein Werk des alten Goethe, nicht des alten Goethe“. Von Börne schrieb sie: „Börne ähnelt unter den Schriftstellern als solcher dem französischen Volke unter den Völkern. Er ist das Agens, das Triebrad, das in Bewegung setzt; und kann man mit ihm und seinem Idealismus auch nicht sympathisiren, so darf man, abgesehen von etwa verletzender Persönlichkeit, doch solcher Naturen wohl-

thätig anregenden Einfluß auf das Allgemeine nicht verkennen." In ihrem Tagebuch fand ſich folgende Bemerkung: „Daß wir fortleben, glaub' ich, weiß ich — Wie wir fortleben? Gewiß auf wunderbar geiſtige Weiſe. Und ich ſeh' ſo viele Wunder hier, daß ich noch größere dort glaube." Eine andere lautet: „Dem Schwane gleich, wird der echte Menſch immer reiner, weißer, unſchuldiger, entäußert ſich immer mehr des Grauen." Einmal äußerte ſie: „Menſchen ſind doch die Anker auf dem Lebensmeere; aber es müſſen die rechten ſein." Zu ihrem Gatten ſagte ſie: „Hat nicht jeder Dichter ſeine Traumleiter, auf der ihm die Engel auf und niederſteigen?" Im Geſpräche meinte ſie einmal: „Der Dichter iſt der poetiſche Juriſt, der natürliche Defenſor ſeiner Helden." Ueber Beethoven's „Fidelio" ließ ſie ſich folgendermaßen vernehmen: „Wie iſt dieſe ganze Oper voll Maß, bei der größten Leidenſchaft der Gedanken!"

Dieſe wenigen und kurzen Auszüge werden genügen, den Beweis zu liefern, daß Charlotte Stieglitz jedenfalls kein gewöhnliches Weſen war. Sie beobachtete, dachte, empfand in höherem Grade, als es Frauen gemeinhin zu thun pflegen. Leben, Kunſt, Literatur, Geſchichte berührten und bewegten ihren Geiſt. An der Seite und in der Liebe zu einem ſtarken, ſich Bedeutung und Ruhm erwerbenden Manne,

würde sie ohne Zweifel ein helles, glückliches Dasein gewonnen haben; neben Heinrich Stieglitz versank und verkam sie allmählich. In dem beständigen Streben ihn aufzurichten, ihm Muth, Ausdauer, Begeisterung zuzusprechen, ihm den Druck der Verhältnisse zu erleichtern, die kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten der Existenz abzunehmen, erlahmte sie zuletzt und wurde am Ende so verstimmt, verzweifelt und rathlos, daß sie Heil und Rettung für Stieglitz und sich nur noch in einer gewaltsamen Katastrophe meinte erblicken zu dürfen. Sie glaubte ihrem Dichter die Freiheit wiedergeben und durch ein großes Unglück, einen gewaltigen Schmerz denselben aus seinem kleinen Elende zum mächtigen Pathos der echten Leidenschaft emporheben zu müssen.

Am 29. Dezember 1834, während ihr Gatte sich in einem Konzerte befand, besorgte sie den nächsten Hausstand, schrieb dann einen Abschiedsbrief, ging in ihr Schlafgemach, kleidete sich um und legte sich ins Bett. „Hier senkte sie mit einer furchtbar sicheren Hand jenen Dolch, den sie Stieglitz einst am Hochzeitstage geschenkt, gerade mitten ins Herz hinein, zog ihn dann aus der Wunde wieder heraus und legte ihn neben sich hin im Bett. Die rechte Hand hielt sie über die Wunde gedeckt, mit der linken zog sie sich das weiße Betttuch bis an den Hals herauf,

und in dieſer Lage, in der ſie gefunden wurde, gab ſie ſich, das Haupt ruhig zurück in die Kiſſen drückend, leiſe an ihr Ende hin. Kein Schrei, kein abſichtlicher Laut. Nur endlich konnte ſie das unwillkürliche Stöhnen, das aus den röchelnden Lungen immer heftiger wurde, nicht länger mit der Kraft des Geiſtes überwinden. Das in der anſtoßenden Küche befindliche Mädchen wurde aufmerkſam. Man eilte von allen Seiten herbei. — — Wunderbar anzuſchauen war ihr edles, züchtiges, in kräftiger Ordnung daliegendes Todesbild, das in ſolcher Ruhe und einem ſo ſichern Frieden der Haltung ſich darſtellte, daß die Wunde, an der ſie hingeſchieden war, ſelbſt von dem herbeigerufenen Arzte erſt ſpäter entdeckt wurde. In der ganzen Lage des Körpers war keine Spur eines gewaltſamen Sterbekampfes wahrzunehmen. Die ſchönen ſchneeweißen Glieder lagen in ſanfter Eintracht hingeſtreckt. Die Wange war noch roth, die Hände leiſe heruntergezogen, nur einige Finger wenig gekrampft. Sie hatte geiſtig vollendet. Nur um den einen Mundwinkel zeichnete ſich ein ſcharfer, trüber Zug, der Wehe ausrief über die Jämmerlichkeit einer Welt, in der die tiefſte Liebe nicht in frohe Blüthe treten darf, ſondern vor Gram in den Tod geht! —"

So ſtarb Charlotte Stieglitz, achtundzwanzig

Jahr alt, ein Weib von bezaubernder Schönheit und vielseitig begabt.

Theodor Mundt aber hat in seinem jetzt wohl vergriffenen Buche „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal" (Berlin, bei Veit & Comp.) ein Werk von anmuthigem Reiz hinterlassen. Der rosige Titeldruck ist dafür bezeichnend. Es liegt über der ganzen Schrift der leichte Rosenhauch und Duft der Jugend und Liebe. Es ist keineswegs musterhaft in Styl und Darstellung, aber durchpulsiert von einer zarten Empfindung und einem so glühenden und zugleich keuschen Gefühle der Zuneigung und Sympathie, daß wohl kaum ein menschliches Herz auch heut noch ganz unergriffen davon wird bleiben können. Damals entzückte es, und wir jungen Schriftsteller liebten Mundt um dieses Buches willen aus aufrichtiger Seele heraus. Es erschien uns wie ein Mysterium und ein Evangelium zugleich, es offenbarte und verschwieg ein Geheimniß.

„Vieles ist noch zu sagen und muß noch gesagt werden. Jetzt bringt der Schmerz nur zerstückelte Worte hervor."

So schloß Mundt sein Buch, das damals einen Eindruck erzeugte, von dem sich die heutige Zeit keine Vorstellung mehr zu machen vermag, weil sie kaum noch eine leise Erinnerung, kaum noch eine blasse Ahnung von den Ideen und Interessen hat, die in

den dreißiger und vierziger Jahren unſeres Jahrhunderts die Geiſter und Gemüther der hervorragenderen Menſchen erregten und bewegten. Drüben in Frankreich gährte die Juli-Revolution in ihren Folgen und warf ihre ſozialiſtiſchen Blaſen — Fourier, Saint-Simon, Sainte Boeuf, Père Enfantin, Cormenin, Lamenais — und in Deutſchland wühlte die Hegel'ſche Philoſophie. Es gab ein wildes, tolles Gemiſch: die ganze Welt war wie in Wolken und Nebel gehüllt. Staub wirbelte auf, Lärm und Geſchrei erſcholl, ein Rauſchen, Erbrauſen, Poltern, Knarren und Zerſplittern war wahrnehmbar, als wäre ein neues Chaos hereingebrochen und die ganze Erde ſollte umgeſchaffen werden.

War das Weſen des Weibes, wie wir bereits gezeigt, ſchon lang aus ſeinem ſchönen Gleichmaß und ſeiner beſeligenden Stille aufgeſcheucht, ſo wurde es nun vollends in dieſem Trubel erſchüttert und aufgeſtachelt, ſeinen vollen Antheil am Leben und von dem Inhalt der Zeit zu verlangen. Daß die Literatur jedoch hauptſächlich zum Sprachrohr und Dolmetſch dieſes Verlangens wurde, darf uns nach dem Begriffe, den wir im Eingang dieſer Schrift von derſelben gegeben, nicht Wunder nehmen. War ſie doch das vorzugsweiſe geeignete Organ dafür und zugleich das Feld, auf welchem es ſich nach allen Richtungen hin verſuchen und prüfen konnte.

Das junge Deutſchland, vom Esprit wie von einer Kinderkrankheit befallen, bekam mit anderen Tendenzen auch die Frauen-Emanzipation und die ſogenannte Emanzipation des Fleiſches eingeimpft, das will ſagen: den Wunſch der Gleichſtellung des Weibes mit dem Manne und der Einſetzung der ſchönen Sinnlichkeit in ihre menſchlichen und irdiſchen Rechte, wie ſie von Friedrich Schlegel in ſeiner „Lucinde“ angeſtrebt und Gutzkow ſie ſpäter in ſeiner „Wally“ aufgegriffen hat. Theodor Mundt huldigte ihr in ſeinem Roman: „Madonna, Geſpräche mit einer Heiligen“.

Man hat dies Werk mit Recht als eines der liebenswürdigſten und geiſtig friſcheſten unſeres Schriftſtellers bezeichnet. Zwar zeigt es bei aller Leichtigkeit des Styls und aller Keckheit der Darſtellung immer eine gewiſſe Steifheit und Eckigkeit des Weſens etwa in der Art wie wenn der Schulmeiſter den Don Juan ſpielen will, aber doch iſt es voll glänzender Gedanken und Schilderungen und durchpulſt von glühender Jugendluſt und Poeſie — ein Buch, das bei aller Verfänglichkeit ſeines Inhalts auch heut noch auf empfängliche Gemüther berauſchend und hinreißend wirken muß.

Geſtatte man uns an dieſer Stelle unſer Bedauern darüber auszuſprechen, daß es in den neueſten Literatur-

geſchichten Mode geworden iſt, über Mundt in ſehr wegwerfendem Tone zu reden. Man will ihn durchweg unbedeutend, ohne jede ſchöpferiſche Begabung, voll Neid und giftiger Verbiſſenheit finden — Eigenſchaften, mit deren Verleihung man entſchieden Mundt Unrecht thut. Mundt beſaß allerdings keine beſonders ſtarke Erfindungs- und Geſtaltungskraft, auch war ſein Charakter nicht der feſteſte und von Eindrücken und Stimmungen leicht beherrſcht; allein im Kern ſeines Weſens erſchien er edel, für alles Schöne und Gute raſch entflammt und von hingebenſter Begeiſterung für alle großen Fragen ſeiner Zeit und ſeines Volks. Wenn er in ſeinen Schriften zuweilen ätzend, ſcharf und um ſich ſchlagend verfuhr, ſo hat man zu bedenken, daß er unterdrückt und verfolgt, in Berlin, der Stadt des ſchneidenden Witzes und der zerſetzenden Vernunft andauernd geſchrieben hat. Er nahm bis zu einem gewiſſen Grade den Geiſt Berlins in ſeine Schriften auf, und damals, vor 1848 und noch lange darnach, war dieſer Geiſt Berlins der Geiſt der Fronde, der Erbitterung, der Zerſetzung.

Dieſen hat Mundt zum Ausdrucke gebracht; an ſich aber war er verſöhnlich, vermittelnd, der Jugend und deren Wünſchen und Hoffnungen zugethan. Sein Haus, nachdem er Clara Müller (Luiſe Mühlbach) geheirathet hatte, wurde ein Sammelplatz der berliniſchen

Intelligenz, der auserlesenen Geister und Künstler, namentlich der jungen, strebsam sich bildenden. Viele hat er mit Rath und That unterstützt, in ihren Beruf eingeführt und darin gefördert. Er vermochte dies, weil er nach allen Seiten Beziehungen unterhielt und von dem gesammten Jungen Deutschland dasjenige Mitglied war, das am wenigsten in schroffer Feindschaft mit anderen Richtungen stand. So ist es z. B. sein Gesellschaftskreis gewesen, in dem man zuerst den Versuch mit der Vorstellung eines Tieckschen Stückes machte. Einige Zeit bevor man Tiecks „Blaubart" im Berliner Hoftheater aufführte, spielte man bei Mundt auf einer kleinen Hausbühne „Rothkäppchen" mit einer artigen Musik von Adolf Bernhard Marx. Mundt selbst stellte darin den Jäger und seine Gattin die Großmutter vor. Damals standen die romantische Schule, als deren Haupt Ludwig Tieck galt, und das Junge Deutschland sich ziemlich feindselig gegenüber und es beweist Mundts vermittelndes und versöhnliches Wesen, daß er trotz dieser Feindseligkeit, heiter und voll sprudelnder Laune, seine Hand und den ganzen Menschen zu jenem Versuche dargeboten hat. Er lud Tieck sogar zur Aufführung ein, und obschon dieser aus Rücksicht für seinen leidenden Körperzustand ablehnte, fühlte er sich doch durch diesen Vorgang einigermaßen geschmeichelt und wurde erst durch ihn ver-

anlaßt, dem Gedanken, eines seiner Märchendramen auf die wirkliche Bühne zu bringen, näher zu treten.

Mundt gehörte in seinen jungen Jahren auch zu den eifrigsten Verehrern Varnhagens, dessen Schreibart er aufrichtig bewunderte und nachzuahmen beflissen war. „In diesem Schriftsteller," schreibt er in „Die Kunst der deutschen Prosa", erste Auflage, „sind Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der Literatur hervor zu bilden." Nachdem Gutzkow diese Ueberschwenglichkeit gerügt („Götter, Helden, Don Quixote"), hat Mundt sie in der zweiten Auflage seines Buches vermieden und nur die höhere und bewußtere Kunstvollendung gerühmt, die Varnhagen von Enses Prosa vor den anderen Zeitgenossen auszeichne.

Es lag in Mundts Natur ein Zug begeisterter Hingabe an Menschen und Dinge, die ihn innerst ergriffen. Dieser Zug ersetzte bis zu einem gewissen Grade in ihm die Poesie, d. h. die Fähigkeit sich in Versen auszusprechen; er gab ihm die Möglichkeit an die Hand lebhaft, mit zündender Wärme und in Herz bewegender Weise zu schreiben, wovon sein schon erwähntes Buch „Madonna" den Beleg beibringt. Dieses Werk athmet den bestrickenden Hauch und Reiz der Jugend, indem es sich aus sprudelnden Lehrsätzen, Novellen und Reisebildern übermüthig zusammensetzt. Es wirft tolle und verständige Gedanken über das

Christenthum, über Emanzipation des Fleisches und über das Berechtigte und Glückliche der Sinnlichkeit mit einem seltenen Zauber der Darstellung und des Styls durcheinander. Bei allem Wagemuth der Aufstellungen und Behauptungen, bei aller Kampflust und abenteuernden Doktrin ist das Buch doch im Grunde versöhnlicher Art und poetisch gestimmt. Dasselbe darf von „Die Kunst der deutschen Poesie" gelten. Es ist eine durchaus liebenswürdige Arbeit, in der die deutsche Gelehrsamkeit weltmännisch und anmuthig auftritt, und wenn sie auch nicht erschöpfend und überall gründlich verfährt, doch so viel tiefe Gedanken und überraschende Wahrnehmungen aufstellt, daß man allen Grund hat, dafür dankbar zu sein.

Gutzkow rühmt einmal „die weise Behutsamkeit der Mundt'schen Denkungsart", und diese ist allerdings ein Moment, das in der literarischen Thätigkeit dieses Schriftstellers weit bemerkenswerther und charakteristischer ist, als die Verbissenheit, die ihm von seiten Ludwig Salomons („Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts") zur Last gelegt wird. Grade diese ist sein Merkmal nicht. Theodor Mundt ist entschieden im Jungen Deutschland der maßvollere, an sich haltende Schriftsteller, was auch wohl Gutzkow von ihm sagen will, wenn er schreibt: „Sein Ausdruck ist recht erfreulich, man ist immer mit ihm auf

einer grünen Wiese, wo hier ein Beet steht, da ein Baum, dort zwei Bäumchen und durch die ganze Landschaft hindurch einige silberne Periodenbäche schimmern."

Man sieht, Gutzkow, der Mundt in seiner Schrift „Götter, Helden, Don Quixote" unter die Helden stellt, unterläßt es doch nicht, sich einigermaßen lustig über ihn zu machen. An einer anderen Stelle bespöttelt er sogar die großen Erwartungen, die er von der neuen Prosa hegt, von der Prosa Heines und Varnhagen von Enses. „Mit der Lyrik allein ist dem Jahrhundert nicht geholfen," ruft er einmal aus, „aber," fährt er sarkastisch fort, „wenn Laube und Mundt eine neue Prosa träumen, so ist dieser Traum sehr relativer Art. Er bezieht sich auf niemanden anders als auf sie selbst." An einem späteren Platze heißt es: „Beide sprechen nur von Herrn von Varnhagen und noch einmal von Herrn von Varnhagen, von Gans, von Ranke. Der Letzte ist Historiker und weit stolzer auf seine Forschungen als auf das Gewand derselben. Der Erste schreibt einen hochwohlgeborenen Periodenstyl, mit sechs Pferden lang und Herr Gans vollends hat einen Styl, aber keinen klassischen."

Diese Anführungen genügen wohl, um erkennen zu lassen, daß Mundt in seiner literarischen Thätigkeit

durchaus nicht als verbiſſen bezeichnet werden darf. Wenn ſeine ſpäteren Arbeiten wirklich hier und da etwas davon zeigen, ſo ſind das nur Widerſpiegelungen der berliniſchen Zeitſtimmung, deren Mundt ſich nicht erwehren konnte. In ſeiner Natur lag die Verbiſſenheit keineswegs. Er beſaß ein reiches, eindrucksfähiges Gemüth und wenn auch keine durchgreifende Erfindungsgabe und Geſtaltungskraft, wie ſchon geſagt, ſo doch immerhin eine blühende Macht der Vorſtellung und ein bildneriſches Formtalent. Er war, das darf man dreiſt behaupten, eine liebenswürdige Künſtlerſeele, die aus allen ſeinen Schriften anmuthend hervorblickt, ſeien dieſelben nun Reiſeſchilderungen („Spaziergänge und Weltfahrten", „Völkerſchau auf Reiſen"), oder wiſſenſchaftliche Schriften („Machiavelli", „Geſchichte der Literatur der Gegenwart", „Die Staatsberedſamkeit der neuen Völker", „Dramaturgie", „Geſchichte der Geſellſchaft", „Aeſthetik" u. ſ. w. u. ſ. w.), oder endlich auch geſchichtliche Romane („Tomas Münzer", „Mirabeau", „Robespiere", „Mendoza, der Vater der Schelme", „Carmela oder die Wiedertaufe" u. ſ. w. u. ſ. w.).

Einen großen Theil ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nahm, wie ſchon früher bemerkt worden, bei ihm wie bei ſeinen Kollegen die Tagesſchriftſtellerei in Anſpruch. Die Zeitſchriften „Der Zodiakus",

„Die Dioskuren", „Der Pilot" und „Der Freihafen", die er der Reihe nach herausgab und leitete, enthalten des Anziehenden und Bedeutenden gar manches von ihm. Der Schreiber dieser Zeilen kann deswegen auch nicht umhin es als ein unliebsames Versäumniß zu bezeichnen, daß man nicht dafür gesorgt hat, wenigstens eine Auswahl von Theodor Mundts Werken zu veranstalten. Er selbst hat mehrfach nach Mundts Tode die Sache bei Otto Janke und anderen unternehmenden Verlegern angeregt, mußte aber stets auf Ablehnung stoßen, einmal, weil man es für zu umständlich und schwierig hielt, die in gar verschiedenen Verlagsbuchhandlungen zerstreut erschienenen Werke loszulösen und unter einen Hut zu bringen und dann, weil man auch nicht glaubte auf allgemeine Theilnahme bei der Leserwelt schließen zu dürfen.

In diesem letzteren Punkte aber täuscht man sich sicherlich, denn es möchte wohl die Zeit nicht fern sein, wo man über die Epoche der Literatur, die wir hier flüchtig behandeln, sich eine feste und in sich abgeschlossene Vorstellung wird bilden wollen, und dann wird man ohne Zweifel auch über Theodor Mundts literarisches Wirken ins Klare kommen wollen und es bedauerlich finden, es gleichsam von dem Flugsande der Geschichte schon tief überdeckt zu sehen, einer Geschichte, die er selber mit vollem Herzen und dem

ganzen Aufgebot ſeiner Geiſteskräfte herauf zu beſchwören befliſſen war. Deutſch vom Haupt bis zur Sohle, iſt er nie müde geworden ein großes und einiges Deutſchland als fernher leuchtendes Ideal vor die Seele ſeines Volkes zu ſtellen.

Am 30. Mai 1861 verſcheidend, war es ihm nicht vergönnt die großen Tage ſeines Vaterlandes mit zu erleben. Verdient hätte er es.

Mundt zunächſt ſteht Heinrich Laube. Ueber dieſen hat jüngſt Ludwig Speidel im Feuilleton der Wiener „Neuen freien Preſſe“ nach deſſen Hinſcheiden einen Aufſatz veröffentlicht, der in kurzen Zügen ein knapp, aber ähnlich umriſſenes Bild von ihm giebt. Er ſagt unter anderem: „Laube war nicht nur ein Rufer im Streit, ſondern ein Schreier im Streit. Neben der Sache wollte er ſich ſelbſt geltend machen. Es mußte Aufſehen gemacht, mit der Peitſche geknallt werden. Nüchterner, bürgerlicher Natur und vorzugsweiſe praktiſch geſinnt, hatte er poetiſche Anwandlungen, aber weder Witz, noch Humor.“

Heinrich Laube war das gerade Gegentheil von Theodor Mundt. Mundt war feinfühlig und ſinnig, bei allem weltmänniſchen Schliff etwas ſchüchtern und verlegen, dabei eine hohe ſtattliche Erſcheinung: ein ſchöner Mann. Laube erſchien mittelgroß, vierſchrötig, unterſetzt, häßlich, bedeutend nur in den hellen, blauen

Augen. Er rühmte ſich oft eines Bauern Sohn zu ſein, und in der That hatte er etwas Bäueriſches, Derbes, Polterndes, dabei in allem, was er that und trieb, eine entſchiedene Zuverſichtlichkeit, eine unerſchütterliche Sicherheit, Charaktereigenſchaften, die ihm ſpäter den Theaterleuten gegenüber das bekannte große Anſehen und den mächtigen Einfluß verſchafften. Laube ging unerſchrocken und feſt auf ſein Ziel los, tapfer durchdrungen von dem, was er erfaßt hatte und durchſetzen wollte, mochte es noch ſo gewagt und zuweilen ſogar nichtig und leer ſein. Hätte Laube Stecknadeln gemacht, er wäre imſtande geweſen die Erbaze in ihnen zu erkennen. Eine gewiſſe Uebertreibung und Großthuerei lag in ſeinem Naturell. Er liebte das Aufgebauſchte, Umſtändliche, Weitſchweifige in Styl und Darſtellung, ſo einfach und ſchlicht er ſelbſt war, eber eben, weil er dies war, imponirte es ihm und es erſchien ihm wie etwas Großes. Merkwürdig iſt, daß dieſer Zug mehr und mehr in ihm hervortrat, je älter, je gereifter er wurde. Seine ſpäteren Dramen, Novellen und Romane ſind die Belege dafür. Er arbeitet da mit einem außerordentlich ſchwerfälligen Apparate, mit einer Aufſtellung realiſtiſcher Einzelheiten, in denen zuweilen ſeine künſtleriſchen Abſichten in Gefahr ſind, vernichtet und erſtickt zu werden. Die ſogenannte

und von Laube ſo oft geprieſene Mache ſpielte dabei eine bedeutende Rolle; ſie erſetzt bei ihm nicht ſelten die Begeiſterung und den Ausbruch lebendiger Empfindung.

Bei dem erſten literariſchen Auftreten Laubes war das anders. Laube ſprang in die Literatur wie ein Abenteurer ins Fenſter. Ein Satz und er war darin, darin als flotter Bruder Studio mit Kanonenſtiefeln, Hieber und Burſchenmütze. Es iſt unglaublich, mit welcher Keckheit und wie raufluſtig er auftrat. Wo er erſchien, gab es Lärm, Peitſchenknall, Sporenklirren und zerſchlagene Fenſterſcheiben. Er tobte wie ein Beſeſſener, ohne recht zu wiſſen, was er wollte. Er trug in ſich einen Ueberſchuß von Jugend, Kraft und Muth zugleich, mit der dunklen Ahnung, daß die Welt im Argen liege und aus den Krallen der Philiſter und traurigen Gewaltmenſchen gerettet werden müſſe. Damals ſchrieb er: „Was nicht von ſelbſt ſterben will, muß todt geſchlagen werden.“

Es war dem guten Jungen gar nicht ſo ſchrecklich ernſt damit; er wußte nicht recht, was er werden ſollte, und in dieſer Verlegenheit griff er zur Feder. Um doch etwas zu thun, ſchrieb er; er ſchrieb luſtig drauf los, tolles, unreifes Zeug, Auslaſſungen voll Uebermuth, Trotz und Verwegenheit. Er ſchrieb, wie wenn er, einer aus Schiller's Räubern, in die Neuzeit

hineingeschneit wäre. Er zeterte, schrie und schlug mit dem Sarras auf den Tisch, daß die Splitter in alle vier Winde flogen. Aber wer ihm bei diesem Höllenspektakel in die guten, blauen Augen sah, der merkte wohl, daß es damit so schlimm nicht gemeint war. Es kam ihm nur aufs Lärmmachen an, auf den burschikosen Skandal. Er war vom Esprit wie von der Tarantel gestochen und mußte rumoren, um sich auf diese Weise Luft zu machen. So wurde er gleichsam zur Kriegstrompete des jungen Deutschlands. Jedenfalls war er es, der das meiste Getöse verursachte, Getöse, das an sich nicht viel zu sagen hatte, aber weil es weit hinschallte und die Aufmerksamkeit der Menge vorzugsweise erregte, den Staatsmännern und Polizisten besonders gefährlich erschien.

Obenein war es Laube, der sich am offensten für Heine erklärte und am sehnsüchtigsten nach dessen Verbannungsort blickte. Wienbarg hatte Heinrich Heine zum Herrscher des jungen Deutschlands ausgerufen und das junge Deutschland ihn als solchen anerkannt. Laube blies Tusch und Fanfare. Wenn er zur Freiheit betete, wandte er sich mit dem Gesichte nach Paris, wie der Moslem nach Mekka. Und er betete laut und stürmisch. Wer sein „Neues Jahrhundert“ und sein „Junges Europa“ liest, kann sich davon überzeugen. Es gähren darin der Geist

der Revolution, der Drang nach frischer Sinnlichkeit und die Ahnung einer Zukunft, die sich selbst nicht klar ist, aber mit ungestümer Gewalt an die Herzen der Jugend pocht.

Die großen und kleinen Vaterländer der Deutschen erbebten vor dieser geräuschvollen und unheimlichen Gährung. Man steckte die Köpfe zusammen, man tuschelte und raunte sich in die Ohren; endlich schrie man Zetermordio und begann sich zu fürchten. Damals galt Laube als der gefährlichste Mann und man eilte ihn festzusetzen. Man hatte, als man das that, nicht in seine guten, blauen Augen gesehen, die so treuherzig und wacker aus seinem häßlichen und kernigen Gesichte heraus zu blicken pflegten. Nur eine Gönnerin von ihm, die Fürstin Pückler-Muskau, eine Tochter des Staatsministers von Hardenberg, hatte das gethan und sie, welche die ehrliche Haut erkannte, die unter dem Löwenfell steckte, setzte es durch, daß die sechsjährige Festungshaft, zu der Laube verurtheilt war, auf ein Jahr und sechs Monate ermäßigt und ihm obendrein gestattet wurde, diese Strafe auf der Besitzung der Fürstin in Muskau abzubüßen.

Muskau wurde ein Wendepunkt im Leben und Schaffen unseres Autors. Eben Ehemann geworden, trugen die Zurückgezogenheit und die Stille dieses Aufenthaltes, der Umgang mit geistvollen und eigen-

artigen Menſchen ganz weſentlich dazu bei, Laube geſetzter, beſonnener und bis zu einem gewiſſen Grade auch vorſichtiger und reifer zu machen. Seine „Geſchichte der deutſchen Literatur“ freilich giebt noch keinen ſchlagenden Beweis davon. Die iſt noch abenteuerlich und kraus genug. Aber der Roman „Die Gräfin Chateaubriand“ und die bald darauf folgenden Dramen zeigen uns Laube, wie er noch heute vor uns ſteht: eine derbe, knorrige und maßvolle, wenn auch breit, umſtändlich ſich ausgebende und im tragiſchen Aufſchwung und Pathos ſchwerfällig ſich zeigende ſchriftſtelleriſche Befähigung. Aus ſeiner tollen Jugendzeit hat er wenig in dieſe Periode hinüber gerettet, faſt nur noch ſeine Luſt an Abenteuern und Abenteurern, ſowie ſeine Vorliebe für alles Franzöſiſche. Heinrich Heine und Paris blieben ſein dauerndes Augenmerk, ohne daß er freilich dabei etwas von ſeinem echt deutſchen Weſen und Charakter eingebüßt hätte. Arbeitſam, ehrlich, derb, ganz ſeinem Berufe hingegeben, frug er wenig nach äußeren Ehren und Auszeichnungen — wie das überhaupt die ganze Gruppe jener Schriftſteller, die man in die Bezeichnung des jungen Deutſchlands mit einbegriff, gethan hat. Sie hat nie nach Orden, Titeln und Stellungen gegeizt. Heine nahm allerdings von der franzöſiſchen Regierung eine Penſion, allein er nahm ſie gleichſam nur als einen Tribut,

den man ſeiner Würde, den man einem Könige in der Verbannung nach ſeiner Anſicht ſchuldig war. Verkauft hat er ſich damit keineswegs. Das junge Deutſchland iſt ohne Ueberläufer und Verräther an ſeiner Sache geblieben. Das iſt auch ein Ruhm, und dieſer Ruhm ſchmückt Laube noch beſonders, denn Laube, der ſpäter an die Spitze des Wiener Burgtheaters trat, war dort ohne Zweifel vielfach der Verſuchung ausgeſetzt, ein Liebediener der Macht und ein Abtrünniger ſeiner demokratiſchen Geſinnung zu werden.

Er iſt es nicht geworden, wie ſehr er auch im Laufe der Jahre ſich geändert und von ſeiner tumultuariſchen Jugend ſich losgeſagt. Dieſe Jugend war literariſch ſo toll, ſo überſchäumend, ſo muthwillig tobend, daß ein Umſchwung nothwendig ſtattfinden mußte. Bei Gelegenheit dieſes Umſchwunges wäre ein Verkehren in den Gegenſatz begreiflich und faſt natürlich geweſen, um ſo begreiflicher und natürlicher, als eben wegen ſeiner ſtürmiſchen Ungeberdigkeit und Vermeſſenheit ihm die eigentliche Führerſchaft im jungen Deutſchland verloren ging und gehen mußte. Er war der Haudegen, der Lärmmacher, der Stabstrompeter, aber nie der Leiter, nie das Haupt dieſer literariſchen Armee.

Dies wurde Karl Gutzkow. Karl Gutzkow wurde

der Schlachtenlenker, der Moltke dieſer geiſtigen Heermaſſen, welche für die großen politiſchen und ſozialen Ideen der Neuzeit in den Kampf zogen.

Man hat neuerdings angefangen, die Bedeutung von Karl Gutzkow mehr und williger anzuerkennen, als es vordem geſchehen; allein man hat ſeinen Werth noch lange nicht gewürdigt, wie er gewürdigt zu werden verdient. Gutzkow iſt einer unſerer hervorragendſten Schriftſteller, die wir haben. Er war bewandert, umſichtig, bahnbrechend, fleißig wie Diderot. Reich an Kenntniſſen aller Art, beſaß er zugleich die volle Witterung ſeiner Zeit. Dieſe Zeitwitterung war ſein Ingenium. Niemand in ſeiner Epoche lebte und webte wie er gleichſam im Pulsſchlag der Gegenwart. Er ſpürte ſie aus bis in die verborgenſten Schlupfwinkel, bis in ihre heimlichſten Gedanken, ihre verſchwiegenſten Geheimniſſe; er war ein moderner Augur ſeines Volkes, der mit ſcharfem Auge und feinem Ohr die Zeichen beobachtete und deutete, die, von der großen Menge unbemerkt, den Geiſt des Jahrhunderts in tauſend kleinen und großen Zügen zu enthüllen und zu offenbaren imſtande waren.

Mit dieſer wunderbaren Gabe ausgerüſtet, trat er in die Literatur. Wie ſeine Kameraden, ſo erfaßte auch ihn zuerſt der Esprit; iſt er ſchon niemals in ein unmittelbares Verhältniß zu Rahel Varnhagen

gekommen, so haben doch deren nächste Trabanten: Heine und Börne den wesentlichsten Einfluß auf ihn ausgeübt. Er erkannte die Herrschaft des Ersteren an und unterwarf sich derselben bis zu dem Augenblicke, in dem Heine sich gegen Börne kehrte, denn Börne war und mußte Gutzkow auf die Länge entschieden zusagender und sympathischer werden, als Heine, weil er bei aller Espritartigkeit seiner Schriftstellerei doch im Grunde ernster und poetisch gediegener erscheint als Heine. Börne meinte es aufrichtig und ehrlich mit seinen Ansichten und Meinungen; seine Gesinnung besaß ein gewisses Pathos, wenn sich alles dies auch freilich schon zumeist in witzigen Einfällen, komischen Wendungen und überraschenden Zuspitzungen ausgab. Es waren dies Stylreizungen und Würzen, die selbst das junge Deutschland nicht verschmähte und welche wir sogar in den Schriften Wienbargs finden. Gutzkows Schreibart ist nicht frei davon und sein Werk über Börne weist sie reichlich auf. So sagt er unter anderem von ihm, „man kann annehmen, daß sein innerer Mensch von Ebbe und Fluth in der Politik immer bedingt war. Sogar auf seinen Körper wirkten die Ereignisse so, wie bei uns Anderen nur die Einflüsse der Atmosphäre. Wenn er Gesichtsschmerzen hatte, konnte man annehmen, daß sich das politische Wetter ändern würde. Papierspekulanten

hätten größere Stücke auf ihn halten ſollen, denn wenn ihm das Eſſen nicht ſchmeckte, ſtak ſicher ein Kongreß in der Luft."

Dieſe Ausiaſſung trägt ganz das Fabrikzeichen des Esprits und will in prickelnder Weiſe nichts weiter bekunden, als daß Börne in der Politik des Tages lebte und webte und ſo zu ſagen mit Haut und Haar in ihr aufging. Ein ſolcher Zug nahm die patriotiſchen Herzen für Börne ein und riß auch Gutzkow, der ſich einigermaßen nach ihm bildete, ſo lebhaft an ſeine Seite, daß, als es zwiſchen Heine und Börne zum Bruche kam, er ſich mit eiſerndem Zorne von Erſterem losſagte.

Heinrich Heine war, wie bereits geſagt, von dem jungen Deutſchland auf den Schild gehoben und zum Könige erklärt worden. Aber er war ein König nach dem Muſter des Jerôme Napoleon. „Luſtik! Luſtik!" war ſeine Herrſcher-Deviſe. Er feierte literariſche Bacchanale, ſchlürfte Nektar und Ambroſia der Poeſie und berauſchte ſich dabei zuweilen in ſo ſtarkem Grade, daß ſein Hermelin im Staube ſchleppte und die funkelnde Krone vom Haupte ſank.

Solches Gebahren mußte nothwendig Aergerniß erregen. Dazu kam, daß Heine in der Verbannung lebte, in freiwilliger Verbannung. Das geſammte übrige junge Deutſchland hielt in der Heimath aus,

erduldete Cenſur, Verbot, Gefängniß, tauſenderlei Nörgeleien und Widerwärtigkeiten, aber es blieb. Heine und Börne gingen, ſich dieſem Allen zu entziehen, nach Paris. Sie waren Juden. Sie hingen nicht wie ihre Kameraden an dem Vaterlande. Sie hatten wohl auch keinen beſonderen Grund dazu. Der Jude wurde in Deutſchland damals gedrückt und über die Achſel angeſehen. Die Revolution von 1848 hatte ihm noch keine allgemeine Gleichberechtigung mit den übrigen Staatsbürgern eingebracht. Er litt noch unter veralteten Geſetzen und Einrichtungen, unter läppiſchen Vorurtheilen und ſinnloſen Anſchauungen.

In Frankreich war das nicht der Fall. Da gab es für ihn keinerlei Beanſtandung und Unterdrückung, ſondern bürgerliche Gleichberechtigung und möglichſt viel Freiheit. Kein Wunder, daß er vorzog ſeinen Aufenthalt dort zu nehmen, wenn er die nöthigen Mittel dazu fand oder erhielt und die Heimath verſchmerzen konnte. Heine und Börne konnten das; Börne ſchwer und nicht ohne Gewalt und Schmerz; Heine leichter, wenn auch hier und da mit einem Anfluge von Heimweh, das ſeinen Gedichten gut anſtand und ihnen einen eigenthümlichen Reiz verlieh; im allgemeinen liebten Beide jedoch ſich über Deutſchland luſtig zu machen: Börne mit einer ſittlichen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Entrüſtung, tiefer Charakterfeſtigkeit und leidenſchaftlicher Hingabe; Heine mit einer entzückenden Anmuth, aber mit frevelhaftem Leichtſinn und einer Rückſichtsloſigkeit, die keine Grenzen kannte. Einem guten Witze, einem ſchlagenden Einfalle, einer überraſchenden Behauptung opferte er alles, ſelbſt das Heiligſte, die Wahrheit zuerſt. Er war eben der Esprit in Perſon, ſeine leuchtendſte Erſcheinung, durch ihn der König im Reiche des Geiſtes.

Dieſes Königthum berauſchte und blendete zu Anfang, namentlich ſo lange, als Rahel es beſchützte und mit ihrem Gatten Varnhagen von Enſe ſich Mühe gab es gleichſam im Zuſammenhange mit Goethe zu erhalten. Goethe war alt und dem Tode nahe. Rahel träumte, ihm in Heine einen Nachfolger zu geben. Sie ſah in dieſem den luſtigen Prinzen Heinz, der tauſend tolle und übermüthige Jugendſtreiche und aus dem dicken Ritter Falſtaff ſeinen Buſenfreund macht bis zu dem Augenblicke, in dem er den Thron beſteigt. Heine beſtieg ihn, aber er blieb als König der ungezogene Liebling der Muſen, der er als Kronprinz geweſen, und fuhr in ſeinen luſtigen, aber dann und wann auch ſchlechten und gemeinen Unternehmungen luſtig ſo lange fort, bis er ſich am Ende einen großen Theil ſeines Anſehens verſcherzte und Gutkow veranlaßte das Tiſch-

noch zwischen ihm und dem Jungen Deutschland zu zerschneiden.

Das Buch „Heinrich Heine über Ludwig Börne" war darnach. Es ist eines der schwächsten Werke Heines, klatschhaft, breit, voll abgestandener Redensarten und satter Selbstbespiegelung. Es sollte Börne vernichten und schadete am meisten dem Verfasser.

Karl Gutzkow, der das auf der Stelle herausfand, ergriff denn auch sofort die Gelegenheit Heine zu Leibe zu gehen. Das von ihm verfaßte Buch „Börnes Leben" ist nicht nur seine, sondern gewissermaßen die Lossagung des ganzen Jungen Deutschlands von Heine, von dem diesem eigentlich nur noch Laube verblieb. Selbst Varnhagen von Ense, „der Statthalter Goethes auf Erden", wie Heine ihn nannte, ward durch „Heinrich Heine über Börne" dem Schützling der Rahel entfremdet, die ja auch eine Verehrerin Börnes gewesen. Es war im höchsten Grade unklug von Heine, daß er durch jene schwache Schrift sich so viele Sympathien verscherzte und obenein dadurch gerade das an die große Glocke hing, was er damals wenigstens so gern zu vertuschen suchte: das Judenthum nämlich, dem er und Börne freilich durch die christliche Taufe entsagt hatten, welches aber in erregten Augenblicken immer wieder zum Vorschein kam, namentlich auch hier in Heines Werk über

Börne. Heine mauschelt darin bedenklich, und alles, was er darin bietet, ist gezetert, im Pathos komisch exaltirt, übertrieben. Die Juden sind das Volk des Superlativs, und durch sie hauptsächlich ist in unsere Umgangs- und sogar in die Schriftsprache jene Ausdrucksweise gebracht worden, die immer die Dinge aufs Höchste und Aeußerste treibt. Ihr Witz und ihr aufgestacheltes, stets vibrirendes Wesen veranlassen sie dazu. Mit Recht durfte Gutzkow schreiben: „Ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen ist, als wenn zwei jüdische aufgeweckte Köpfe sich gegenseitig in witzigen Einfällen zu überbieten suchen." Da bleibt nichts verschont und nichts ist heilig. Diesen Umstand belegen und bekunden die Gespräche, welche Heine mit Börne in des Ersteren Buche führt, auf das Schlagendste, und ihn berührt und beleuchtet Gutzkow, trotz aller Verehrung, die er für Börne empfindet, deutlich genug, um die höher und ernster strebenden Geister einer neuen Zeit davor stutzen zu machen.

Dieses Stutzen war durch Gutzkow erzeugt und veranlaßte, daß von da ab ihm die unbestrittene Führerschaft im Heerlager des Jungen Deutschlands zufiel. Hierbei muß rühmend für ihn hervorgehoben werden, daß er nie nach der Krone gegriffen und sich nirgend als Herrscher im Reiche der jungen Literatur aufgespielt hat. Er begnügte sich ihr Stratege, gleichsam

ihr Königslieutenant zu werden und zu bleiben. Er glänzte nicht bei der Heerschau in prächtiger Uniform und mit dem wehenden Federbusche auf dem Kopfe, die Fronte mit stattlichem Gefolge auf und niedersprengend; er saß vielmehr einsam daheim in seinem Studierzimmer und klügelte die Pläne aus, nach denen das junge Deutschland in den Kampf der Zeit einrücken sollte. Es hat keinen Zug, keine Aufstellung der Literatur jener Tage gegeben, den und die Gutzkow nicht überdacht und geleitet hätte. Er war die Seele der ganzen Streitmacht, die ins Treffen rückte. Seine ersten Werke: „Der Sadducäer von Amsterdam", „Briefe eines Narren an eine Närrin," „Maha Guru, Geschichte eines Gottes", „Wally, die Zweiflerin", „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte", „Zeitgenossen", „Seraphine", „Blasedow und seine Söhne", sowie die Vorrede zu Schleiermachers „Vertraute Briefe über die Lucinde" bilden gleichsam die geistige Etappenstraße für die Heerkolonne der neuen Geschichtsepoche d. h. die Quartier- und Marschstationen, an denen die Streiter Stärkung und Erfrischung für die in Aussicht stehenden Schlachttage und zugleich die Angabe für ihr Eingreifen in die Gefechtslinie erhielten.

Gutzkow besaß einen scharfen Blick für die Bewegungen seiner Zeit und namentlich für die der

gegnerischen Elemente darin. Rasch und leicht errieth er deren Absichten und Stellungnahme auf der Wahlstatt, auf welcher der entscheidende Schlag fallen sollte. Mit kluger Vorsicht und zugleich mit überraschender Schnelligkeit wußte er dem Feinde zu begegnen, ja, ihm zuvor zu kommen. Er griff ihn meist schon an, noch ehe jener zur vollen Entwickelung seiner Massen gelangen konnte. Laube war hierbei eine Zeit lang sein Ziethen aus dem Busch, ein kecker, waghalsiger Parteigänger, der tüchtig einhieb, ohne sich viel um die Taktik und den Oberbefehl zu kümmern. Gutzkow hatte da immer viel gut zu machen, um die ursprüngliche Gefechtslinie wieder herzustellen. Aber er that es mit Umsicht und Unverdrossenheit, wie es der geborene Feldherr soll und muß. Nichts brachte ihn aus der Fassung, und selbst im nothgedrungenen Rückzuge noch zeigte er sich als Meister; auch geschlagen, behauptete er sich noch mit einer Ruhe und Würde, die Achtung und Bewunderung einflößten.

Gutzkow hat alles durchgemacht, was das junge Deutschland erfüllte. Er erfaßte es meist zuerst und meist auch am schärfsten und in knappster, so viel als möglich künstlerischer Form. Wenn auch seine Schriften immerhin Ueberstürztes, Gewagtes, Unruhiges aufweisen, so muß man bedenken, daß sie im Kriegszustande niedergeschrieben wurden, zum Theil noch

unter Cenſur, unter dem Damokleſchwert des Verbots und allen Chikanen brutaler Gewalt. Dennoch ſind ſie diejenigen aus jener Schriftſtellergruppe, die noch heute am genießbarſten, verſtändlichſten und anziehendſten erſcheinen können. Sie athmen den Hauch einer großen Seele, den Geiſt eines wahrhaft hervorragenden Kopfes und werden als literariſche Denkmale einer ſturmvollen Uebergangsepoche eine bleibende Bedeutung behaupten, ſchon deswegen, weil in ihnen am überſehbarſten und faßlichſten die Züge, Aufſtellungen und Kämpfe zu gewahren ſind, welche die großen Tage von heute ermöglichten.

Die Schriften Gutzkows ſind Generalſtabsſchriften der Zeit, Schriften, die ſich ſtets auf der Höhe der Situation befinden und deren innerſtes Geheimniß ergründen laſſen. Niemand hat die Bedürfniſſe, Wünſche, Zielpunkte ſeiner Periode ſo klar erkannt, ſo tief ergriffen wie er; nur ſehr ſelten hat er ſich darüber getäuſcht. Gleich bei ſeinem erſten literariſchen Auftreten wußte er, worauf es ankam. Es galt die Literatur aus der romantiſchen Waldeinſamkeit, aus der geiſtigen Verkümmerung, in die ſie nach und nach gerathen war, mit gewaltſamen Rucke zu befreien und mitten in die Bewegung hinein zu ziehen, welche die Geiſter ergriffen hatte. Der jüdiſche Esprit lieferte das beſte Mittel dazu. Dieſer Esprit war ſcharf,

ätzend, aufregend, rücksichtslos, weder Gott noch sonst etwas achtend. Gutzkow erkannte seine Wirkung und benutzte ihn, ohne doch in ihn aufzugehen und sich von ihm stimmen oder gar beherrschen zu lassen. Er war ihm eine Waffe, die er ins Feld stellte und mit der er in der That vielfach zu siegen gewußt hat. Der Witz, die Ironie, der geistreiche Einfall wurden der militärische Vorstoß, die leichten Truppen, mit denen der Kampf eröffnet ward. Die Betheiligung der deutschen Literatur an der Politik begann mit dem Bonmot. „Die Deutschen sind ein Volk, welches bis jetzt für die Politik nur wenig Talent gezeigt hat," schrieb Gutzkow 1838, und als er las, daß Immermann meinte: „Das Unglück unserer Zeit besteht darin, daß die Regierten mehr Geist besitzen, als die Regierenden," fügte er hinzu: „Nun ist dies wohl zunächst kein Unglück, es wird erst eines, wenn die Regierenden glauben, den Geist, welchen die Regierten besitzen, sich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Wort, wenn etwas fehlte, so wäre es dies: daß die Autoritäten nach unten hinstreben, und zwar negativ, statt daß wir seit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet sahen, mit positiver, die Wahrheit und die Ewigkeit suchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunst die idealistische Tendenz; sie

beſchützt die Wiſſenſchaft und die Kunſt, aber ſie macht ſie nicht zu freien Verbündeten; ſie verräth nirgends, daß ſie keine andere Rechtsſätze vertheidigen wolle, als die ſie von der Freiheit und der Philoſophie heiſchte. Es fehlt unſerer hiſtoriſchen Exiſtenz ſeit länger als zwei Dezennien die ſchöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man ſcheint dasjenige, was man beſitzt, nur erhalten zu wollen. Die Literatur iſt zurückgeſetzt und auf eine lange Unthätigkeit verwieſen."

An einer anderen Stelle ſagt er: „Eine Literatur mit nationaler Akklamation liegt außer dem Bereiche deſſen, was wenigſtens für jetzt in Deutſchland möglich iſt. Die Unmöglichkeit liegt in den Umſtänden, vor allen Dingen aber in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und ſchlagenden Literatur nicht zu bedürfen ſcheint. Denn, wäre ſie ein Bedürfniß, ſie würde bald vorhanden ſein. Das achtzehnte Jahrhundert und ſein Wendepunkt glühten Idealen und Ahnungen entgegen, beide Zeiträume ſtrebten dahin, die Sphäre des Thatſächlichen zu überſchreiten und ſtatt der alten eine neue Welt zu finden. Unſere Zeit dagegen, geboren aus dem Transcendentalismus, drängt in die alten Geleiſe zurück und will Wirklichkeit, während man früher von der Wahrheit ſprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue iſt Konſtitution. Wenn

in der neuen Zeit alle Intereſſen ſich drängen, um an die Reihe und das Ihrige zu kommen, ſo wird nur die einzige Literatur vergebens warten und lange nicht wieder dasjenige werden, was ſie einſt geweſen iſt."

Ferner ſchreibt er: „Man hat geſagt, daß die gegenwärtige Schriftſtellerepoche nur dazu beſtimmt ſcheine, einer zukünftigen den Weg zu bahnen; Großes werde aus ihr nicht gedeihen; ſie werde den Graben füllen müſſen, über welchen ein anderes Geſchlecht zum Siege kommt. Und ich glaube es von Herzen."

Er glaubte und mußte es ſchon darum glauben, weil er einen großen Theil und zwar den beſſeren und bedeutenderen der damaligen Literatur in das Wolkenkukuksheim der Philoſophie verſtiegen, d. h. auf geiſtigen Pfaden und Gebieten fand, die, weit abſeits von den Wünſchen und dem Verſtändniß des Volkes, dieſem nach keiner Richtung zum Gedeihen und Heil verhelfen konnten.

Wie das junge Deutſchland mit Gutzkow an der Spitze den deutſchen Volksgeiſt von der Romantik abwenden mußte, ſo mußte es auch denſelben aus den philoſophiſchen Irrgängen zurück- und dahin führen, wo er allein Gelegenheit und Anlaß traf, werkthätig und geſund in die ſich bildenden Geſchicke des eigenen Vaterlandes einzugreifen.

Die Hegel'ſche Philoſophie, nach der Kant'ſchen

die einſchneidendſte und wichtigſte, gleichſam der Höhepunkt dieſer Wiſſenſchaft in unſerem Jahrhundert, zog die beſten Geiſter Deutſchlands mächtig an, und wenn ſie auf der einen Seite durch ihre Dialektik deren Zähigkeit erhöhte und verſchärfte, ſo verſchwemmte und verdämmerte ſie auf der andern die Begriffswelt in ſo heilloſer Art, daß die allzu transcendentale deutſche Spekulation den feſten Boden unter den Füßen verlor und in Gefahr kam, den geſunden praktiſchen Sinn für die Dinge dieſer Erde einzubüßen.

Es iſt ſicher ein Verdienſt des jungen Deutſchlands, daß es, mit der Muttermilch der Romantik genährt und in der Hegel'ſchen Schule gebildet, doch Kraft und Feſtigkeit genug in ſich fand, von beiden Extremen ablenkend, die wahre Mitte zu erreichen und auf dieſer in das Herz der Nation zu dringen.

Karl Gutzkow iſt bei dieſem Eindringen entſchieden ein Vordermann.

Schon aus den wenigen vereinzelten Auszügen, die wir hier gegeben, wird ſich dies zur Genüge erkennen und überdies wahrnehmen laſſen, wie tief und gründlich Gutzkow die Menſchen, Dinge und Zuſtände durchſchaute und dieſelben gleichſam bis auf die Nieren zu prüfen vermochte. Keiner ſeiner Genoſſen kann ſich in dieſer Hinſicht mit ihm meſſen. Hierin iſt er Allen überlegen und ein wahrhaft erleuchteter Kopf

Er kannte sein Geschlecht und sein Jahrhundert so zu sagen bis in ihre Eingeweide, und aus dieser Kenntniß heraus schuf er Werke, die einen unvergänglichen Werth behalten werden und behalten müssen, weil sie Offenbarungen aus einer Lebensperiode des deutschen Volkes sind, in der sich dieses aus dem geistigen Drucke und der nationalen Versumpfung einerseits und anderseits aus der philosophischen Wolkenverstiegenheit mächtig zur politischen Größe und Freiheit hindurch rang. Will man in der Beurtheilung des jungen Deutschlands gerecht sein, so muß man ohne Zweifel eingestehen, daß der Aufschwung des deutschen Volkes im Jahre 1870 ohne dasselbe geradezu undenkbar erscheint. Das junge Deutschland war die nothwendige Vorrede dazu.

Nachdem Ludolf Wienbarg dasselbe mit einer gewissen Feierlichkeit inaugurirt, Theodor Mundt ihm gleichsam Thür und Thor in die Gesellschaft eröffnet, ihm eine eigene Kunst der deutschen Prosa und einen journalistischen Anhang geschaffen, wie ihn vordem noch keine literarische Richtung, weder die Gottschedianer, noch der Göttinger Dichterbund, nicht einmal unsere deutsche Genieperiode erlebt hat, erschien endlich Heinrich Heine mit der Märchenkrone der Poesie geschmückt, um sich huldigen zu lassen und dabei den Stachelsporn der sozialen Ironie und der politischen Satyre dem deutschen Michel ins Genick zu drücken.

Der Hohn und Spott, welchen Heine und ſeine Anhänger unausgeſetzt auf ihn niederregnen ließen, verbunden mit den halb träumeriſchen, halb realen nationalen Anregungen und Wünſchen, die bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt die Geiſter aufrüttelten und erfüllten, dies alles konnte auf die Länge nicht ohne Wirkung bleiben. Dies um ſo weniger, als Heinrich Laube und Karl Gutzkow mit ihren zahlreichen Schriften nachhalfen; der Erſtere Heine ſekundirend und der Letztere nach Heines Verſündigung an Börne Heine bei Seite ſchiebend und ſich mit zielbewußtem Streben an ſeine Stelle ſetzend.

Heinrich Laube fuhr unruhig und beweglich hin und her, wie ein literariſcher Landsknecht der Freiheit dienend, überall dazwiſchenfahrend und fechtend, wo es Lärm und Getümmel gab, bis er ſich ſchließlich im Theater anſiedelte und auf der Bühne die Heimſtätte ſeines Geiſtes fand. Karl Gutzkow dagegen gab ſich keiner Richtung ausſchließlich hin, ſondern bepflügte und beflügelte alle. Er ſprengte mit ſeinen Schauſpielen dem modernen Drama eine Gaſſe, breit genug, um das ganze neue Jahrhundert in dramatiſcher Form hindurch marſchiren zu laſſen, ſchuf ſodann dem Roman ein erweitertes, die geſammte heutige Geſellſchaft umfaſſendes Gebiet und beſtrich journaliſtiſch mit dem nie zum Schweigen gebrachten

Geſchütz ſeines geiſtigen Schaffens die volle Gefechtslinie der alten, Widerſtand leiſtenden Reaktionszeit ſo lange und ſo nachdrücklich, daß der Vorſtoß der jungen, immer neu in den Kampf eilenden literariſchen Jugend ſich ungeſtört und ununterbrochen vollziehen konnte. Guſtav Kühne, den wir nur deswegen nicht ins Mittel ziehen, weil er noch unter den Lebenden weilt, obſchon er zunächſt mit zu dem jungen Deutſchland gehört, Eduard Duller, Hermann Marggraff, Ernſt Willkomm, Alexander Jung, Robert Prutz, Friedrich von Sallet und viele, viele Andere dienten in dieſer literariſchen Vorſtoß-Armee als Infanteriſten. Die Sturm- und Drang-Lyriker: Karl Beck, Alfred Meißner, Anaſtaſius Grün, Ferdinand Freiligrath, Georg Herwegh, Moritz Strachwitz, Gottfried Kinkel und Andere als flinke und tapfer einhauende Kavallerie. Auch Emanuel Geibel mit ſeinen harmoniſch anſtönenden Heroldsrufen gehört dazu.

Man hat behauptet, daß man die deutſchen Siege von 1870 und 1871 im Grunde dem deutſchen Schulmeiſter, d. h. der deutſchen Bildung verdanke. Wir geben das freudig zu, allein nur in dem Falle, wenn man zu dieſem deutſchen Schulmeiſter auch das junge Deutſchland rechnet.

Anhang.

Seither ungedruckte Briefe von Theodor Mundt, Heinrich Laube und Karl Gutzkow an den Verfasser vorstehenden Werkes enthaltend.

Theuerſter Freund!

Ihr liebes Briefchen, das Sie mir nach Genf geſchrieben, hat mir herzliche Freude gemacht, und wenn ich Ihnen erſt heut in Nürnberg auf der Rückreiſe einige Zeilen des Grußes erwiedere, ſo geſchieht es, weil ich inzwiſchen, unter lauter Gletſchern, Lawinen und Waſſerfällen, im eigentlichſten Sinne den Gebrauch der Schreibfeder verloren, und ſo unliterariſch geworden bin, daß ich jetzt in dieſem Augenblick an meiner eigenen Handſchrift eine neue Bekanntſchaft zu machen glaube. Daß ich nun gerade durch Sie, mein Freund, zum Schreiben, als zu meiner eigentlichen Beſtimmung, wieder zurückgeführt werde, will ich als eine günſtige Vorbedeutung annehmen. Wie bei unſerer neulichen Einfahrt in Berlin, von Leipzig aus, uns ſchon beim Anhaltiſchen Thor gleich wieder geiſtreich zu Muthe wurde, ſo fühle ich ſchon ſeit den letzten Poſtſtationen in Deutſchland wieder eine mehr literariſche Luft mich anwehen, und daß ich heut an Sie ſchreibe, bringt mich vollends zu den heimathlichen und gewohnten Beziehungen im Reiche des Geiſtes zurück, und ich bin gar herzensfroh darüber. Wir

haben große und coloſſale Naturgenüſſe auf unſerer Reiſe gehabt, indeß erfreut man ſich an der Natur doch immer nur bis auf einen gewiſſen Punct, wo man ſich von ihr entfremdet fühlt und mit einem geheimen Entſetzen abbricht, um ſich mit neuer Luſt rein menſchlichen Beziehungen wieder zuzukehren. Es iſt das erſte Mal, daß ich ſo ausſchließlich eine reine Naturreiſe in ſolchem Umfang gemacht, zum Theil beritten auf Pferden und Maulthieren, ſo daß Sie Ihre Freude an uns gehabt haben würden, wenn Sie uns Tage lang über Eisberge und Schneegründe hätten dahinreiten, durch Höhlen kriechen, über ſchwindelnden Abgründen ſchweben, und gegen die blendend weißen Rieſenformen des Montblanc und die beſtändig von Lawinen krachende Jungfrau uns hätten abzeichnen ſehn. Auch an komiſchen Seiten, wie Sie denken können, hat es dabei nicht gefehlt, und Sie dürfen ſich deshalb nur an Clara wenden, die, wie Sie mir eben zurufi, einen ganzen Sack voll Geſchichten Ihnen mitbringt. Der äußerſte Punct unſerer Reiſe, zu dem wir in der Schweiz gelangt, war Savoyen, ein herrliches großartiges Land mit kleinen armen armſeligen Menſchen. In Chamouny, wo wir dicht unter dem Montblanc wohnten, beſtiegen wir, nach einem Ritt von einem Tage aufwärts, das Eismeer, eines der größten Naturwunder der Welt, wo zwiſchen den

Eisblöcken, auf denen man herumklettern kann, aus der unermeßlichen Tiefe die grünen Wellen sich heraufschaukeln. Dort, mitten auf dem Eismeer, trafen wir plötzlich einen guten deutschen Bekannten, den auch als humoristischen Schriftsteller mir sehr achtbaren Arzt Dr. Steinheim und Frau. Da war denn plötzlich von deutschen, persönlichen, wissenschaftlichen und politischen Beziehungen in Hülle und Fülle die Rede, sogar auf die Fräulein Assing und Dr. Gutzkow kam das Gespräch. Hier und im Grindelwald, den wir erst nach unserer Rückkehr aus dem Chamounythal bereisten, glaubte ich oft, daß die Märchenwelt uns ihre diamantenen Pforten aufgeschlossen habe: die Eisgletscher, welche bis in das grüne und lachende Thal hinablaufen, die herrlichste und üppigste Vegetation, eingefaßt und durchbrochen von starren Schneemassen, welche das Aufhören alles Lebens, den ewigen Tod, und den Schmerz der Vernichtung, welcher durch die Schöpfung geht, anzeigen. Mit Menschen haben wir auf unserer ganzen Reise wenig verkehrt. Ich liebe den Charakter der Schweizer nicht, und weiß keine andere Bezeichnung für sie, als *miststolz*. In Frankfurt war es mir sehr angenehm, Gutzkow wiederzusehen. Er erklärte sich sehr bereit gegen mich, Ihnen einen Beitrag zu schicken, um so mehr, da er jetzt mit der Kölnischen nichts mehr zu thun habe. In

Stuttgart, wo es mir außerordentlich gefiel, erneuerte ich jetzt meine Bekanntschaft mit Herrn von Cotta. Doch ich muß abbrechen, da wir in einigen Stunden nach Hof abreisen. Dieser Brief sollte Ihnen nur sagen, daß ich mit aufrichtiger Liebe auf der Reise an Sie gedacht habe; und mich wahrhaft darauf freue, Sie in Berlin wiederzusehen. Sie machen zwar in Ihrem Brief desperate Schilderungen, aber gerade darum ist es in Berlin so gut, weil es dort doch noch Zustände giebt, an denen man verzweifeln kann. Das ist das flüssige Wesen des Geistes, daß er den Zweifel und die Verzweiflung weckt. In der großen felsenstarken Natur kann man aber nur jedesmal an sich selbst verzweifeln, hier macht uns der Zweifel klein, dort groß. Grüßen Sie alle unsere Freunde, die nach uns gefragt haben, bestens und schönstens von uns. Unsere Bande erwiedert Ihre Grüße herzlich und ich bin mit Händedruck

Ihr

Nürnberg, 29. Juli 44. Theodor Mundt.

Verehrtester Freund!

Ich habe so lange nichts von Ihnen unmittelbar gehört, und um es meinerseits nicht an einem Lebenszeichen fehlen zu lassen, sandte ich Ihnen vor einiger

Zeit den Roman der Matadore. Sie können denken, daß ich begierig bin, darüber ein Wort von Ihnen zu vernehmen. Ich laſſe heut mein Neueſtes „Macchiavelli und der Gang der europäiſchen Politik“ folgen. Es war mir ſo lieb und werthvoll geworden, mit Ihnen in geiſtiger Verbindung zu leben, und es ſoll darum nicht an mir liegen, wenn dieſer Faden abreißt. Aus dem Roman und dem Macchiavelli werden Sie genau erſehen, wie ich jetzt nach allen Seiten hin ſtehe: in letzterem Werke um ſo mehr, da ich darin zugleich alle Fundamentalfragen der laufenden Politik behandelt habe. Die Oppoſition iſt einmal meine geiſtige Lebensluft, in der ich am beſten gedeihe, und ich athme ſie jetzt erſt recht in vollen Zügen ein. Der Macchiavelli iſt zugleich das Problem aller Jahrhunderte, und ſeine Löſung mußte auch für unſere Zeit wieder verſucht werden. Mein literariſches Schickſal hat es von jeher gewollt, daß ich in ſolchen Dingen voran und zuerſt auf die Bahn getrieben wurde. Meine Univerſitäts-Vorleſungen über Macchiavelli, den Principe und die Discorſi regten zuerſt dies Thema wieder an. Venedey und Ebeling folgten in ihren Büchern ſofort nach, und jetzt erſcheint das meinige, nachdem ich die Reſultate meiner Vorleſungen noch einmal auf das Gründlichſte und aus vielen neuen Forſchungen überarbeitet habe. Auch in England,

Frankreich und Amerika fängt plötzlich die Machiavelli-Literatur wieder an zu blühen. Doch nun genug von mir, liebster Wehl! Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Ihnen wieder einmal einen Rechenschaftsbericht über mich abzustatten! Thun Sie jetzt das Ihrige, Cardinal-Kritiker! Vor allen Dingen aber geben Sie mir einige freundliche Nachrichten über sich und ihr dortiges Treiben. Ich beneide Sie um ihren Aufenthalt in Hamburg, dessen Frische mir von jeher wohlgethan. Hier wird es von Tag zu Tag erbärmlicher, und zu dem Bankerott einer ehrlosen und verrätherischen Regierungspolitik gesellt sich auf schreckenerregende Weise die öffentliche Abstumpfung und Gleichgültigkeit. Man muß inzwischen sehen, wie man mit seiner Person dabei fertig wird. Was ich bisher von Ihrem Journal unter der neuen Leitung gesehen, hat mich durch Lebendigkeit, Takt und Mannigfaltigkeit sehr befriedigt. Auch von Ihrer Bühnen-Thätigkeit höre ich viel Erfreuliches. So wären Sie denn in allen Dingen auf dem besten und schönsten Wege. Leben Sie wohl, und empfangen Sie die herzlichsten Grüße von uns Beiden! In alter Gesinnung

Ihr treuergebner

Th. Mundt.

Mein theuerſter Wehl!

Wenn ich ein ebenſo guter Briefſchreiber wäre, als ich von Herzen Ihr Freund bin, ſo hätte ich dadurch ſchon den Vortheil, daß ich nicht alle meine Schreiben an Sie mit den ſtereotypen Entſchuldigungsformeln beginnen müßte. Erlaſſen Sie mir dieſe, und ſein Sie gewiß, daß der Zuſammenhang zwiſchen uns nie abreißen kann, weil er, wie ich meine, auf innerlichen Baſen feſtſteht und von Anfang an ſeine Nothwendigkeit hatte. In dieſem Gefühl ſchicke ich Ihnen in dem beifolgenden Poſtpacket die neue, nun endlich fertig gewordene Ausgabe meiner Geſchichte der Literatur der Gegenwart. Ich wüßte Keinen unter den Kritikern der Jetztzeit, der ſo im Stande wäre, das Buch zu beurtheilen, wie Sie, mein Freund, der Sie Selbſt das feinſte Ohr und das höchſte Maaß für literargeſchichtliche und künſtleriſche Entwickelungen beſitzen, und meine Literaturgeſchichtsſchreibung in allen ihren Phaſen entſtehen ſahen und begünſtigt haben. Thun Sie für das Buch, was ſie können, ohne Ihrem Urtheil auch gegen mich, wo es Ihnen darauf ankommt, den geringſten Zwang anzuthun. Sie waren bei einer früheren Gelegenheit (wo eine Art von Intrigue mitſpielte) ſehr falſch berichtet, als Sie annahmen, daß ich gegen Tadel empfindlich geworden ſei. Dem

iſt nicht ſo, mein Freund, und wie ich im Feuer der öffentlichen Debatte erzogen bin, ſo habe ich mir auch die Kraft bewahrt, jedem Urtheil frei ins Auge zu ſehen. Und auf das Ihrige freue ich mich aufrichtig in jeder Weiſe! Sie würden mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie, außer ihrer eigentlichen kritiſchen Beſprechung, von der ich bei Ihrer großen Kenntniß der neueſten laufenden Literatur recht viele Details und lehrreiche Fingerzeige erwarten darf — vielleicht ab und zu einige Partieen des Buches, einzelne literariſche Charakterbilder, Ausſprüche, oder was Ihnen gerade dazu geeignet erſcheint, in Ihrem Journal abdrucken laſſen wollten. Doch Alles dies iſt ein Wunſch, und es bleibe ganz Ihrem Ermeſſen überlaſſen, in welcher Weiſe Sie dem Buche Ihre Theilnahme und Ihre Förderung beweiſen wollen!

Hier in Berlin iſt jetzt eine troſtloſe Lebensöde. Nicht bloß Preußen und Berlin, ſondern auch der Berlinismus hat das letzte Vertrauen zu ſich ſelbſt verloren. Vielleicht wird es ihm bald auf irgend eine Weiſe wieder eingebläut! Es iſt mir eigentlich ein großer Querſtrich, daß wir nicht zuſammen leben können, liebſter Wehl! Wir würden in guter Gemeinſchaft doch dem Regenhorizont der Zeit manchen Sonnenſtrahl mehr abfangen. Ich ſchreibe dieſen

Brief nicht in der ruhigsten Position. Theodorchen, der Sie noch Ihr freundliches Andenken bewahrt haben, feiert heut ihren Geburtstag, und zwar in Form eines Kinderballs, der unter den Tönen einer schrillenden Geige in den Nebenzimmern tobt. Gegen diesen modernen Aufschwung der jüngsten Generation komme ich mir mitsammt meiner Literaturgeschichte höchst winzig vor, und finde es am gerathensten einzupacken, indem ich nur noch unserer Beider herzlichste Grüße hinzufüge, und Sie bitte, mich recht bald mit einer Zeile zu erfreuen, die mich Ihres fortgesetzten freundschaftlichen Andenkens versichert. In aufrichtiger treuer Ergebenheit

Ihr

Th. Mundt.

Verehrtester Freund!

Seit lange Ihnen zu mehrfachem Dank verpflichtet, komme ich erst heut dazu, Ihnen denselben mit meinen herzlichsten Grüßen auszusprechen. Sie haben sich meiner Arbeit über den Macchiavelli so freundlich angenommen, und dürfen überzeugt sein, daß ich Ihnen erkenntlich dafür bin. Ich beeile mich jetzt um so mehr Ihnen dies auszudrücken, als ich auf den seltsamsten Umwegen höre, daß Sie

zweifelhaft über meine Auffassung Ihrer Recension geworden seien. Es liegt mir daran, jedes Mißverständniß, welches zwischen Ihnen und mir entstehen könnte, sofort aus dem Wege zu räumen, denn es ist kein Grund vorhanden, daß nicht Alles zwischen uns klar und licht sei, wie immer. Unsere liebenswürdige Freundin, Mdm. Albertine Rott, hat an dem humoristischen Ton Ihrer Besprechung, bei so ernster und dringender Politik, Anstoß genommen, und, wie ich höre, Ihnen dies, gewiß weniger in meinem Interesse, als aus Interesse für Sie, zu erkennen gegeben. Sie mag dies mit Ihnen ausmachen, wozu sie in der That allen Geist und alle Energie besitzt. Wir haben sie sehr liebgewonnen, und sie ist viel mit uns. Der treffliche Kern ihres Wesens ist früher wohl zu wenig beachtet und in Anspruch genommen worden, und blieb darum hinter der glänzenden Außenseite ihrer Erscheinung verhüllt. Sie hat ihren innerlich regen Geist an Ihrer Recension zum Ritter werden lassen wollen. Ich kann mir denken, daß Sie Cavalier genug gewesen sein werden, um bei der Hinwerfung dieses Fehdehandschuhes zugleich die Gunst zu erkennen, die Ihnen dadurch zu theil geworden ist. Dies liegt ganz in der Natur der Sache. Was den Macchiavelli, mein Buch und uns Beide selbst betrifft, so wissen wir ganz genau, woran wir sind.

Ich ſchätze jede Aeußerung, die von einem ehrlichen Standpunkte aus über mich geſchieht und nehme ſie mir zu Herzen, ſo viel ich kann. Man ſchreibt aber heutzutage mehr als je um der Sache willen, und um was Anderes ſollte man auch heut noch ſchreiben? In dieſe konnten Sie in Ihrem geſchätzten Blatt doch immer nur mit Rückſicht auf die Verſtändnißweiſe Ihrer Leſer eindringen, und hinter Ihren etwas buntgefärbten Zeilen ſah ich doch immer Sie, den ſinnigen und antheilvollen Freund, der oft mehr in ſich hat, als er ausgiebt. Und nun genug von „einer Recenſion und ihren Folgen", was, beiläufig geſagt, ein recht artiger Luſtſpiel-Titel für den fruchtbaren Feodor Wehl wäre! Meine Frau grüßt Sie ſchönſtens und angelegentlichſt, und wird Ihnen in den nächſten Tagen ein kleines Novellen-Fragment für die „Jahreszeiten" ſenden. Wir erfreuen uns in unſerm ganzen Kreiſe ſehr an dem allerliebſten Weſen Ihres Journals, aus dem man ſtets etwas Neues erfährt. Ihre eigenen trefflichen Aufſätze gefallen mir beſonders. Leben Sie wohl, und erfreuen Sie mich bald einmal wieder mit einer Zeile!

Ganz Ihr aufrichtig ergebener

Th. Mundt.

Berlin, Mai 1851.

Mein theuerſter Freund Wehl!

Alle Tage wollte ich Ihnen ſchreiben, und Ihren lieben innigen Brief, der noch unbeantwortet vor mir liegt, in demſelben Sinne erwiedern. Aber Sie wiſſen von alter Zeit her, daß ich in der Sache des Briefbeantwortens nicht recht zurechnungsfähig bin. Ich bin in dieſem Winter ſtärker wie je durch die verſchiedenartigſten Arbeiten in Anſpruch genommen. Zwei neue Auflagen meiner Bücher, die ich zeitgemäß wiederherzuſtellen und zu ergänzen habe, machen mir ſehr viel zu ſchaffen. Es iſt dies die „Geſchichte der Literatur der Gegenwart“, die ich gründlich und faſt neu wieder durchgearbeitet habe, und die „Geſchichte der Geſellſchaft“, für welche ſeit der Zeit, wo dieſes damals ſo großes Aufſehen erregende Buch gedruckt wurde, ein ganz neues Material und ganz neue Motive entſtanden ſind. Außerdem habe ich viele einzelne Arbeiten, mit denen ich auf dem Laufenden bleiben muß, die Bibliotheks-Geſchäfte u. ſ. w. Auch will man leben, oder ſich wenigſtens die Illuſion verſchaffen, daß man lebt, wie erſchwert und mißlich auch dies Geſchäft nach Zeit und Ort von Tag zu Tag geworden ſein mag. Alle dieſe Umſtände werden hoffentlich mein langes Stillſchweigen bei Ihnen ent-

ſchuldigen. Ihr letzter Brief hatte viel Erfreuliches für mich. Er bewies mir, daß, wenn Sie Sich auch in der Literatur von mir abgewandt zu haben ſcheinen, Sie doch perſönlich mein Freund geblieben ſind und bleiben wollen. Aber auch in der Literatur werden Sie in nicht zu langer Zeit wieder zu mir zurückkehren. Es iſt unrecht, daß Sie über die „Matadore" ganz geſchwiegen haben. Wenn Ihnen das Buch nicht zuſagte, ſo würde ſelbſt durch Ihren Tadel darüber noch manches Beziehungsreiche haben notirt werden können.

Für meine neue Ausgabe der „Literatur der Gegenwart" erbitte ich mir einige Notizen über Alles, was von Ihnen bisher im Druck erſchienen iſt. Die erſte Auflage wurde in 2000 Exemplaren verkauft, was für unſer armes Deutſchland immer ſchon ein ziemlich günſtiges Verhältniß iſt. Die „Geſchichte der Geſellſchaft" wurde faſt gleich nach ihrem Erſcheinen vergriffen, und erſcheint jetzt wohl zu einem günſtigen Moment erneuert, da man jetzt ohne Zweifel die Miſſion, welche der Socialismus in der modernen Welt hat, klarer als je überſehen und damit vor der Hand abſchließen kann. Außerdem ſchrieb ich noch eine größere Novelle, unter dem Titel: „Ein franzöſiſches Landſchloß", die in dem Feuilleton des Wiener „Wanderer" erſcheinen wird.

Ich habe Ihnen hiermit, wie es sich zum Jahresschluß dem Freunde gegenüber geziemt, einen genauen Rechenschaftsbericht über meine Thätigkeit abgestattet. Ich kann noch hinzufügen, daß ich eine Biographie meines in Breslau verstorbenen Freundes Friedrich von Heyden herausgeben werde (wahrscheinlich der Sammlung seiner vortrefflichen Gedichte vorangeschickt). Nun wünsche ich aber auch, daß Sie mir Gleiches mit Gleichem vergelten und mir recht bald von Ihrem Thun und Treiben Nachricht geben werden. So weit dasselbe aus den „Jahreszeiten“ ersichtlich ist, haben wir Beide stets mit dem größten Interesse davon Notiz genommen. Meine Frau ist namentlich eine sehr befriedigte Leserin Ihres Journals, und ist Ihnen für die regelmäßige Zusendung desselben außerordentlich dankbar. Auch von den Arbeiten von L. Mühlbach nehmen Sie gar keine Notiz, Sie Schreckensmann des Ignorirens, während Sie sonst über Alles, was Hinz und Kunz thun und gethan haben, genau Buch führen, und zwar mit der eingehenden Pietät, die eine Ihrer liebenswürdigsten Seiten als Journalist ist.

Nun leben Sie wohl, und behalten Sie Ihre Freunde in treuem Angedenken. Ich höre mit Bedauern, daß Sie leidend sind, wodurch auch wohl das Versprechen Ihrer Hierherkunft, womit Sie

uns früher erfreuten, vereitelt wurde. Mit vielen herzlichen Grüßen von uns Beiden

Ihr aufrichtig ergebener

Th. Mundt.

Berlin, den 27. Dec. 51.

Ich glaube, wir sind Landsleute, lieber Herr Wehl! Sind Sie nicht ein Schlesier? — Und wollen Sie, nicht bloß von diesem Standpunkte aus, eine Anknüpfung mit mir und der Eleganten versuchen, mit Feuilleton-Artikeln und einer Wochen-Correspondenz, oder mit einem Ensemble Beider? Freitag muß es immer in meinen Händen sein, wenn es für nächste Lieferung zurecht kommen soll. Können und wollen Sie bis nächsten Freitag mir etwas senden? Den Stil und die Tendenz des Blattes kennen Sie ja wohl. Freimüthig, dem gründlichen Sinne nach freisinnig, aber nicht parteiisch für eine politische Richtung, das Talent und die Schöpfung schützend gegen Alles, heiter so sehr Sie wollen, witzig nach Kräften, wenn es nicht gegen Geschmack und Anlage, wahr um jeden Preis, unterhaltend so viel als möglich, kurz und

stoffhaltig noch mehr als möglich — das wäre etwa die Devise. Sagen Sie mir gütig, ob Ihnen Zeit und Neigung gestatten, darauf einzugehen, oder ob Sie Verbindlichkeiten haben, die daran hinderlich wären.

Mich Ihrem Wohlwollen empfehlend

Ihr ergebener

Leipzig, 21. Juli 43. Laube.

Leipzig, 6. Novbr. 43.

Ich freue mich sehr, wenn Sie Rokoko lesen wollen, und falls Sie's nicht haben können, so sende ich's Ihnen sammt der Bernsteinhexe. Vor letzterer werden sich die Hofschranzen, das heißt Hof-Intendanzen, gewiß wieder recht altweiberhaft fürchten — es ist ein feuerroth Stück Geschichte ohne Bemäntelung, und das vertragen die zarten Nerven nicht mehr. Herr v. Küstner ist um kein Haar besser als die andern, wie sammtpfötig er thut, und die unzulängliche Vorkritik dieser Herren ist der Tod unseres aufwachsenden Dramas. Wie bereitwillig mir persönlich auch H. v. K. ist, ich beginne in dieser Woche den Krieg gegen das Berliner Hoftheater, es als das charakterisirend, was es jetzt ist: ein Theater zweiten Ranges. —

Eine Aufführung Rokokos mit so unzureichenden Mitteln kann ich nicht brauchen. Dies Anerbieten und aller übrige Gang deutet ganz und gar auf die Absicht hin, uns in die unzulängliche Personalmittelmäßigkeit einzuwiegen wie in etwas, was ganz in der Ordnung wäre.

Nach alle dem — denn vor der Hexe erschrickt H. v. K. gewiß und braucht Deckung — hab ich leider gar keine Aussicht, in dieser Saison nach Berlin zu kommen und Sie zu sehen. Eigentlich hatte ich immer den halben Rückgedanken, Ihnen durch H. Voß die Redaction des selbständigen Beiblattes „Die Mode" anbieten zu lassen, wenn Sie Zeit und Lust und Sinn für die darin nöthige Beschränkung hätten. Aber ich kenne Ihre Verhältnisse gar nicht, und es wäre, wenn Sie nicht überhäuft gewesen, eine mündliche Besprechung über die Vorfrage nöthig gewesen.

Varnhagen grüßen Sie zum Allerschönsten, auch ihn hätte ich so gerne gesehen, und ihm ein Buch, das er mir geliehen, zugestellt. H. v. K. verschiebt leider das Alles, und mit dem Kriege gegen die ganze Anstalt werde ich wohl langehin auf Juicenesetzung inmitten des Gensdarmenmarktes verzichten müssen.

Von Herzen Ihr

Laube.

Leipzig, 8. Decbr. 43.

Ich habe eine Bitte an Sie. Möchten Sie wohl morgenden Tages Ihr Exemplar der Bernsteinhexe Madame Crelinger mittheilen, und sie von mir bitten, es durchzulesen und zu erklären, ob sie die Rolle der Liese Rolken übernehmen wolle. Es ist ihre Rolle, aber die Intendanz meint, sie werde sie nicht spielen, und man dränge bei ihr mit Disciplin nicht durch. So sind wir in Berlin!

Die Rolle ist aber von großer Wichtigkeit und hat eine große tragische Scene im 4. Akt, nach welchem sie gerufen werden kann. Was Bezeichnung der Garstigkeit u. dergl. betrifft, so kann dies leichtlich weggelassen werden: sie braucht nur blaß zu sein, die Liese, je schöner in dieser Bläße, um so besser.

Machen Sie ihr dies, ich bitte, plausibel; denn sonst komme ich mit dieser Rolle an Md. Valentini. Es ist eine Verzweiflung mit diesem Berlin!

Sie wird die Marie für ihre Tochter Clara Marx vielleicht zum Preise haben wollen, aber die Neumann ist besser dafür. Dagegen hab' ich in Hamburg ihre Bertha direkt vorgezogen einer dafür vorgeschlagenen Demois. Lebrun, und der Bertha würde ich sie auch in Berlin gegeben haben. Für Clara hat die Rolle zu viel Umfang von Heiterkeit bis zur Tragik.

Wollen Sie mir den Gefallen thun, diese diplomatische Mission zu übernehmen? Es hängt davon das baldige oder verspätete Aufführen des (bereits zusammen gestrichenen und gemilderten) Stückes ab, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir in einigen Tagen ein Resultat schreiben könnten. Ist's ein günstiges, so zeigen Sie's wohl Herrn v. Küstner an, der ihr dann sogleich die Rolle zuschickt.

Sobald die Proben beginnen, komme ich nach Berlin und freue mich, Sie persönlich kennen zu lernen. Sie miethen mir dann wohl ein Chambre garni auf acht Tage in einer der breiten Straßen, die so menschenleer. Seit Paris sind' ich Berlin dilettantisch als große Stadt.

Anlagen geben Sie wohl zur Stadtpost.

Gott schütze Ihr Haupt und salbe Ihre Zunge süß und bitter mit Schmeichelei und Drohung für die Liese.

Ihr

Laube.

Fluth von Arbeiten hat mich bisher gehindert, Ihnen herzlichen Dank abzustatten für die so gütig übernommene diplomatische Mission. Die Dame hat Urlehde geschworen; sie ist nicht-diplomatisch. So viel Eigenmacht des Schauspielers und solche Schwäche

der Direction ist bei einem wohleingerichteten Theater nicht zu dulden. Ich bin Ihrem Rathe gefolgt, und habe die Rolle der Werner geben lassen und Wolf dem Bauer. Hoffen wir das Beste. Erst Mitte Februars soll es dran kommen.

Gott schütze Ihr Haupt!

Ihr

Leipzig, 3./1. 44. Laube.

Mein Verehrtester!

Ich denke, Sonntag mit dem Frühzuge, also wohl zwischen zwei und drei Uhr in Berlin einzutreffen, und würde mich sehr freuen, wenn Sie dann noch mit mir Mittag essen könnten. So haben wir die ersten Stunden sicher für einander, ehe sich die Bekanntschaften- und Geschäftswoge über mich ergießt.

Haben Sie sich also nicht schon versagt, so schenken Sie mir diesen Nachmittag, und bestellen Sie mir im Rheinischen Hofe ein zweifenstriges geheiztes Zimmer, in welchem Sie mich nach Ihrer Bequemlichkeit erwarten oder finden möchten, falls Sie meinen Vorschlag annehmen.

Interessirt es Sie, einige Ihrer Bekannten zum Kaffee hinzubitten, so wird es mich freuen, das neue

Berlin zu sehn — dies aber ganz nach Ihrem Belieben, wir finden allein Stoff genug zum Schwatzen.

Ich habe früher im Rheinischen Hofe gewohnt, und kenne den Wirth aus Charlottenburg, so daß ich, sollte sich mein Aufenthalt verlängern, über billigen Preis mit ihm mich stellen kann. Hätten Sie etwas Gründliches gegen das Gasthaus einzuwenden, und ein sonstwie und auch in obigem Betracht empfehlenswerthes vorzuschlagen, so müßten Sie mir vorher ein paar Zeilen schreiben. Ich bin sonst lächerlich treu für alte Wirthshäuser.

Mein längerer Aufenthalt hängt davon ab, ob ich das Einstudiren Rokoko's durchsetze. Ich habe wenig Aussicht dazu. Wissen Sie Herrn v. Küstner dahin zu vermögen. Angenommen ist das Stück nämlich lange, ich glaube auch ausgetheilt. Er entschuldigt sich nur für die nächsten Wochen mit Mangel an Platz. Was thun? Die Bernsteinhexe macht einen unangenehmen Eindruck, und mein Berliner Besuch wird mir verleidet, wenn ich nicht dies feinere Genre Rokoko's auch noch zur Anschauung und Ausgleichung bringe. Struensee kann er in Ermangelung eines Struensees nicht geben — 's ist eine Verzweiflung mit dem Berlin!

Und ich wäre so gern einmal ein paar Wochen behaglich dort herumgeschwommen! Rott vielleicht

könnte treiben — den Marquis neben Törings Abbé zu spielen.

Entschuldigen Sie, daß ich Sie nur von meinem Interesse unterhalte! Ich werd' mich bessern.

Herzlichst Ihr

Laube.

Ich belästige Sie unaufhörlich, mein Verehrter, sogar mit Geldforderung. Möchten Sie wohl vermittelst einliegenden Zettels an der Generalkasse des Theaters 150 Thaler für mich encaſſiren und quittiren. Sie schicken mir die oder bewahren sie mir, wenn Sie vor Spitzbuben sicher sind, bis ich hinkomme. Letzteres geschieht wohl in spätestens vierzehn Tagen. Leider komme ich nun doch ungern. Ich habe das Stück nämlich in Hamburg gesehn, es hat großen und günstigen Theatererfolg gehabt, aber ganz anders und so furchtbar gewirkt, wie ich, der treue Historie gewollt, nicht erwartet hatte. Nun fürchte ich mich, dasselbe in einer neuen und wichtigeren Stadt noch einmal durchzumachen. Meine Anwesenheit ist aber doch unerläßlich, besonders wenn ich die baldige Folge Rokokos durchsetzen will. Und daran liegt mir jetzt doppelt, da die Bernsteinhexe so grell wirkt und ihr dämonisches Gewebe vor modernem Publikum auf derben Brettern mehr roh als dämonisch aussieht.

Ferner weil ich ein neues Stück fertig habe, für welches mir in Berlin wieder die Schauspieler fehlen. — Koffka hat mir auf mein Erinnern gestern gesagt, er werde mir Ihr kleines Stück senden. Sie haben aber auch ein größeres geschrieben, nicht? — Hiller, ein gescheidter Mann, hat mir erzählt, daß er mit vielem Vergnügen Ihre Bekanntschaft gemacht.

Die politische Reaction wird so arg, daß man Pessimist werden möchte.

Gott behüte Ihr Haupt!

Von Herzen

Ihr

9/2 44. Laube.

Bin nicht ganz allein gegangen, Verehrter, sondern war den letzten Abend bei heillosem Schlackerwetter vor Ihrem Hause, um verabredeter Weise Sie noch einmal zu sehen. Der ganze erste Stock war aber stockfinster, und Sie waren trotz Grippe ausgegangen. Still trollte ich nach Hause und habe den letzten Abend allein und arbeitsam auf No. 40 zugebracht.

Ihren „Pietismus" nehme ich, und ich denke wohl, ihn unangefochten durchzubringen. Es fehlt Ihr Name darunter. Soll er fehlen?

Ihren Correspondenzen nach gehen Sie noch nirgend hin, Sie sprechen nur von geleseuer Politik.

Dieſe iſt auch am ſchwerſten durchzubringen; in voriger Woche hat der Cenſor ſtark in ihrem Artikel geackert, ſo daß ich mit Mühe Sinn hineingebracht. Das iſt indeſſen Ausnahme, der Sache nach brauchen Sie darauf keine Rückſicht zu nehmen. Bei ſo ſchlechter Zeit ſagen was man nur irgend ſagen kann und zu ſagen ſich gedrungen fühlt!

Aber Begebenheiten, ſchöne Künſte, Witze nehmen Sie doch wieder auf nach beſeitigter Grippe?

Ich bin tief beſtürzt über die Unfähigkeit Berlins heimgekehrt. Nicht einmal Kritik! Ja, dieſe in Erniedrigung ohne Gleichen! Ueber die Hexe, die ſo leicht zu tadeln, das einfältigſte Zeug. Herr Rouſſeau nennt das Beſte am Stück, die Sprache, eine Sprache à la Abällino und Spieß. — Was iſt Feindſchaft, grimmiges Herunterreißen u. ſ. w., u. ſ. w. gegen Unverſtand!

Gott behüt' Sie, und ſagen Sie mir doch öfter ein paar Worte, wenn Sie Donnerstag ſchicken.

Lpzg., 22/3 44.

Ihr Laube.

Vergebung, mein Lieber, für mein Schweigen! Ich bin zum Auerhahnbalz in den Muskauer Wäldern geweſen, vierzehn Tage aller geſchriebenen und gedruckten Welt entrückt.

Es wäre ja allerliebſt, wenn Sie mit Mundt herkämen!

Der Neumann Tod hat mich tief erſchreckt — ja wohl „zwiſchen Lipp' und Bechers Rand" —

Dieſe Bernſteinhexe, ihre letzte Rolle, hat wirklich ein dämoniſch Schickſal! — Als in Hamburg bei einem großen Bankette um Mitternacht dem Autor derſelben ein Toaſt ausgebracht wurde, erleuchtete und erſchütterte plötzlich Blitz und Donnerſchlag — mitten im Januar — den Saal.

Struenſee iſt mit gutem Glücke und wie es ſcheint mit tiefer Wirkung in Stuttgart geweſen.

Ihre Freundin Charlotte v. Hagn hatte eben bei uns geſpeiſt, als Ihr diesmaliger Bericht kam; ſie wollte durchaus etwas Neues aus Berlin wiſſen, und ich habe ihr geſagt, es gäbe dort eine Revolution in Cöln, aber in Cöln am Rhein. Dieſe Sage läuft wirklich hier auf der Meſſe herum.

Ihrem geſtiefelten Kater-Enthuſiasmus kann ich mich nicht anſchließen. Aber wie deutſch iſt es! Alles Mögliche, auch wenn alles Nöthige noch fehlt. — Das Theater bricht über Euch zuſammen: Pückler kam vom Anſehn des Falſtaff nach Muskau, er ſchlug die Hände über'm Kopf zuſammen, mich ernſtlich vor weiterer Dramatik warnend, da Dergleichen gut geheißen werde. Er hat freilich Kemble in der Rolle

geſehen, wäre aber, wie er ſagte, mit einer Annäherung an Ludwig Devrient zufrieden geweſen, und habe Plattheit gefunden. Das ergiebigſte Feld ſei jetzt, meint er ganz richtig, die grauſamſten Theaterkritiken zu ſchreiben.

Und dennoch — wir wollen leben! — wenn Sie Hendrichs bewegen können, nach Berlin zu kommen, wir wollen's Ihnen herzlich danken. v. Küſtner, den ich hier geſprochen, beabſichtigt garnichts; dies iſt der Tod in Geſtalt eines Krämers. Aber Sie ſprechen wohl bloß von einem Gaſtſpiel Hendrichs?

Ach, auch Charlotte geht tiefer und tiefer in Manier hinein, 's iſt zum Verzweifeln, und doch muß ich, innerlich nämlich, für die Bühne ſchreiben. Für die innerlich graziöſe Wolf der Dragoner Birch und die Stücke als Dragönerchen mit ihr!

Herzlichen Gruß, ich komm' in's Greinen.

26. April 44.

Ihr

Laube.

Sie haben wohl ſchon geſehn, lieber Wehl, daß uns die Cenſur das Weberlied aus Langenbielau ratzenkahl weggenommen hat. Umſonſt war alle Reclamation für ein hiſtoriſch intereſſantes Document. „Es dürfte nirgends gedruckt werden!" hieß es.

Die Zeiten werden wunderlich und das Tschech-Attentat kann leichtlich Reactionen aller Art im Gefolge führen.

Ich bin erst seit anderthalb Wochen wieder heim. Erst war ich drei Wochen in Carlsbad, dann vier Wochen mit meiner Frau auf einer Tour durch Schweden und Norwegen, und nun fesselt mich die Beschreibung derselben an's Zimmer.

Es hat mich sehr gefreut, daß Hoppe, den ich ausgekundschaftet und Kustner empfohlen, so viel Glück gemacht. Anton Gubitz und Andre sind mißtrauisch, ob er wohl bloß copiren könne: ich hab' ihn in meinem Rokoko als vortrefflichen Abbé von der Sauce gesehn, und diese Rolle war nagelneu, er hatte sie von Niemand gesehn.

Sorgen Sie doch, daß Baison in Berlin gehalten wird. Er ist zu haben und dort auch außer Hendrichs nöthig, für ältere Characterhelden nämlich; denn die Grua und Lavallade zählen ja gar nicht. — Ich für meine Person mache gar keine Anstalt zur Aufführung von Rokoko und Struenice: man bringt kein den gerechten Ansprüchen der Stadt entsprechendes Ensemble zusammen, und hat weder Ehre noch Geld mit diesem Regiment. Es bringt zwar nichts, aber es ist richtiger: dies Regiment zu geißeln. —

In Stockholm und Copenhagen ſpielt man viel beſſer als in Berlin.

„Etwas über das franzöſ. Theater“ kommt dieſe Woche; in der vorigen war kein Platz mehr.

Grüßen Sie Mundts u. A. Gubitz.

Mit herzlichen Wünſchen für Ihr Wohl

Ihr

Dienſtag, 30. Jul. 44. Laube.

Tauſend Dank für Ihre freundlichen Zettel, und grüßen Sie, ich bitte, meine Bekannte. Wir kämen gern zu den Ausſtellungen nach Berlin. Aber ich habe ſchrecklich viel zu thun, und Küſtner's Theater in der Nähe zu ſehn ärgert mich gar zu ſehr. Dies iſt das kläglichſte Krämerregiment, und ich habe jetzt nicht die geringſte Luſt unter Küſtner noch irgend ein Stück von mir geben zu laſſen. Deshalb frag' ich nicht mit einem Wort nach Rokoko und habe Struenſee eigentlich gar nicht eingereicht. Es kommt zum Herbſt auf allen großen Theatern, und in Berlin ſoll es durch ſeine Abweſenheit glänzen. Hoffentlich bring ich's dahin, daß dem jetzigen Herrn von Küſtner Niemand mehr ein anſpruchsvolles Stück einreicht. Er iſt — mündlich gegen mich — ganz der Meinung, mit Hendrichs' Engagement das Aeußerſte und Letzte

von neuem Aufwande geleiſtet zu haben. Mit dem Krämer-Standpunkte nützt kein Capituliren, hier hilft nur Sturz. Vielleicht wenn ein Regiſſeur wie Moritz, der wahrſcheinlich Luſt dazu hätte, hingebracht werden könnte, wäre auf ſolchem Umwege etwas zu beſſern. Wirken Sie ihm zu November oder December ein Gaſtſpiel aus; hat er das, ſo klammert er ſich in Devrients Stelle, und das wäre ein großes Glück.

Und Sie ſelbſt? Bringen Sie nicht ein Stück? Spannen Sie Ihre Kräfte darauf, Sie haben viel Zeug dazu, und ſind zu fond dramatiſch. — Ein junger Oeſterreicher, Moritz Hartmann, wird Sie in dieſen Tagen mit Grüßen von mir beſuchen. Machen Sie ihn doch mit Sternberg u. ſ. w., u. ſ. w. bekannt. Bleiben Sie mir freundlich geſinnt, auch wenn Sie auf meinen Standpunkt nicht treten mögen. Ich bin eben — leider! — über zehn Jahre älter als Sie.

Ihr

Lpzg., 5. Septbr. Laube.

Dieſe Zeilen, liebſter Freund, bringt Ihnen Herr Moritz Hartmann, ein junger Dichter, und zwar ein ächter aus Oeſterreich, ein geſcheidter, liebenswürdiger Menſch, den ich Ihrer Aufmerkſamkeit empfehlen möchte.

Wenden Sie ja alles Mögliche an gegen die Soldatenwirthschaft! Das ist ein gefährlich Ding.

Ueber Kunstausstellung einen längeren Brief? Gewiß. Nur werden Sie in Noth gerathen, weil Sie noch viel zu wenig Bilder gesehn und es mit den Bildern wie mit den Weibern ist — man versteht sie erst, wenn man über die Jahre hinaus. Seien Sie froh, daß Sie noch lieben können, und schreiben Sie über die Bilder ohne Rücksicht auf Technik. Was eigentlich ein Unsinn.

Grüße von uns an Sie und alle Freunde!

Ihr

Lpzg., d. 30. Sptbr. 44. Laube.

Mit Herrn v. Küstner ist's ein böses Ding: er ist ein unverbesserlicher Krämer, der fortwährend das aufgehobene Schwert sehen muß. Daß er Struensee, den ich ihm formell gar nicht eingereicht, dem König übergeben — dies Heldenstück hat er mir mitten im Kugelregen gemeldet. Von Rokoko nichts. Diese Nachricht von Ihnen ist mir wichtig, da ich eben im Begriff bin, es hier geben zu lassen, damit aber sogleich inne hielte, wenn es innerhalb vier Wochen in Berlin herauszubringen wäre. Denn in Berlin ist ein Publikum für das Stück, hier aber nicht, ob-

wohl ich hier einen Marquis in Marr habe. Dann ließ ich hier die Vorbereitungen einstellen. Können Sie mir Näheres darüber sagen? Und ist Hoppé da? Er hat sich bei mir nicht sehen lassen. Es wäre nämlich unter jetzigen Umständen eine ganz andere als die früher vorgeschlagene Besetzung nöthig.

Rutscht Rokoko, so sehen wir uns bald in Berlin, wo ich jetzt ein paar Wochen bleiben möchte. Von Herzen Ihr

Leipzig, d. 30. Octbr. 44. Laube.

Küstner hat mir keine Zeile geschrieben über Rokoko oder Struensee. Er hat mir einen Gesandten geschickt mit Friedensvorschlägen. Weil darin von gar keiner Verbesserung seines Personals und Stils die Rede war, so hab' ich sie zurückgewiesen. Er ist nichts werth, und jeder kommende Junker kann's nicht schlechter machen. Lesen Sie * Berlin nächste Woche in der Eleganten.

Mit Rokoko liegt's übrigens wohl an Hoppé, der nicht auftreten kann und wahrscheinlich wieder nach Braunschweig muß. So sieht's wenigstens von Weitem aus — wissen Sie was darüber?

So weiß ich auch gar nicht, ob er Struensee vom

Könige zurück hat. Irgend ein dem Könige Naher wird's angesehen und es ihm achselzuckend zurückgegeben haben. Davon hat er die Hosen voll. Es ist zum Teufelholen mit dem deutschen Theater, und ich schreibe nur noch, wozu mich das Talent zwingt. Hoffentlich lange gar nichts mehr.

Unter solchen Umständen sehe ich keine nahe Veranlassung zur Hinüberkunft. Namentlich bis zum Schluß des Jahres hab' ich fürchterlich viel zu thun.

Herzlichen Gruß!

Ihr

Lpzg. Laube.

Leipzig, d. 21. Sptbr. 46.

Ich habe mich sehr gefreut, werther Freund, von Ihnen ein Lebenszeichen zu erhalten. Vorher hatte ich mir von Mad. Held schildern lassen, wie Sie Ihr Citadellen-Leben abspinnen. Geschrieben hätte ich Ihnen schon längst, wenn Weber dagewesen wäre, und wenn ich als er endlich aus dem Bade heimkehrte, etwas der Rede Werthes hätte erlangen können. Er hat aber den Kopf so voll mit der zu großen Masse großer Zeitschriften, die er sich auf den Hals geladen, daß man ihn gar nicht zu einer persönlichen Theilnahme bringen kann.

Für Ihr Jahrbuch kann ich Ihnen, da ich gar keine kleine Artikel mehr ſchreiben kann, nur etwas aus noch ungedruckten Stücken anbieten. Das muß ſich der Verleger gefallen laſſen, auch wenn er ein ſaures Geſicht dazu macht. Wollen Sie alſo die Hälfte des 4. Aktes — in dieſem iſt am Meiſten für die Aufführung geſtrichen und das meiſte patriotiſche, allgemeine Element — aus Gottſched und Gellert haben, ſo ſteht Ihnen dieſelbe zu Dienſt. Auch der ganze Akt, der leichtlich eine ſelbſtändige Abrundung, ein Ganzes an ſich bietet.

Iſt Ihnen das recht, ſo ſagen Sie es, und ich ſende Ihnen das Manuſcript.

Ich hatte immer vor, Sie zu beſuchen, komme aber nicht dazu, wenn ich nicht etwa nach Berlin gehe. Geſchieht das im November, wie es wahrſcheinlich iſt, ſo komm' ich über Magdeburg.

Hoffentlich wird Ihnen die Muße eine producirende Muſe, und Sie kehren mit einem fertigen Stück nach der Taubenſtraße zurück.

Ich habe unterdeß den ſchweren Verluſt mit dem Beer'ſchen Struenſee in Berlin erlitten — per Miniſterial-Ordre meinem vorgeſetzt — und habe nun das Vergnügen, die braven Berliner Literaten Chorus machen zu ſehn mit der Familie Beer zum Hohne eines lebenden und producirenden Autors. Das war

nur in Berlin möglich. Heute habe ich Nachricht, daß das vorgestern aufgeführte Beer'sche Stück in der 2. Hälfte total durchgefallen sei, lese aber in der D. Allgemeinen sorben, daß es einen „durchaus günstigen Erfolg gehabt und die Bemühungen der Familie, welche die vollste Anerkennung verdienten", mit Ruhm gekrönt habe.

Das schmeckt süß und gehört zu den Theaterfreuden, nach denen Sie so verlangen! — Machen Sie sich nur nach Möglichkeit Bewegung, daß Ihnen der Unterleib nicht versauert und geben Sie bald Antwort Ihrem

ergebenen

Laube.

Leipzig, 30. Januar 47.

Malvine Erck, liebster Freund, hätte damals gleich hierbleiben und spielen sollen. Ich schlug es ihr vor, sie schlug es aus. Jetzt ist ihr auf meine Verwendung sogleich geantwortet worden: Sie könne auf Engagement sogleich gastiren. Ist es ihr Ernst, so soll sie sich gleich dazu entschließen und Stuttgart wie München, von denen sie spricht, zunächst hintansetzen. Lange ist der Platz hier schwerlich noch offen, und der Platz ist besser als irgendeiner. Denn von hier

aus machen die Schauspieler Carrière, nicht aber von München und Stuttgart aus. Theilen Sie dies Lavallade's mit, damit sie dieselbe sogleich bestimmen. Ungesehen kann sie natürlich nicht engagirt werden; diese Chance muß sie laufen. Sie muß auch nicht eine gar hohe Gage beanspruchen, sondern zunächst nur eine anständige. Großes Vertrauen haben Schmidt und Marr nicht, ich rede ihnen zu auf Ihre Versicherung hin, daß sie ein Talent sei. Betreiben Sie nun, daß sie rasch herkommt, wenn ihr um Leipzig zu thun ist.

Für Ihre liebenswürdige Theilnahme an meinem Gellert bin ich Ihnen herzlich dankbar. Die Notizen in den Zeitungen sind aber leider noch gar keine Gewähr, daß der Bann gehoben wurde und jedenfalls ist der beste Theil der Saison verloren.

Ich selbst bin übrigens durch Wien und Ties und Anderes im Augenblicke völlig abgestumpft und hielte mich für einen Don Quichote, wenn ich länger für dies Irrenhaus arbeiten wollte. Man verbietet oder man verdirbt einem die Arbeit, und irgend eine Achtung vor Eigenthum ist gar nicht vorhanden.

Lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken, Sie sind noch jung und brauchen noch Täuschungen. Ich bin auch sehr begierig auf Ihr neues Stück und habe viel Vertrauen zu Ihrem Talente.

Was ſagen Sie zu Rott's Frechheit? Läßt ausposaunen, er habe Gottſched abgelehnt, den — ihm kein Menſch angetragen. 's iſt nicht einen Augenblick von ihm die Rede geweſen.

Eben erſcheint Rokoko als 2. Band, und ich denke, die Einleitung hiezu und zu Monaldeschi, die Sie wohl auch nicht kennen, ſoll Sie intereſſiren. Ich verehre Ihnen alſo mit nächſter Gelegenheit beide Bände.

Der Himmel gebe, daß ich Sie bald ſehe. Gott ſchütze Ihr Haupt!

Herzlichſt Ihr

Laube.

Leipzig, 27. Juli 47.

Hebbel war mit ſeiner Frau hier, und unerwartet, ja eigentlich unzuſammenhängend mit ſeinen Schriften coulant. Blond und mit rauhem blonden Barte ſieht er ganz wie ein Löwe aus, der ſich einen Frack angezogen. Gutzkow, den er „perfide" nennt iſt er ſehr feindlich geſinnt. Er meint, die bloß originellen Stücke hinter ſich zu haben und nun für das Theater ſchreiben zu können. — Heut iſt Detmold aus Hannover da, unſer feinſter Satyriſt und Humoriſt, der den Vorzug hat, keine Bücher zu ſchreiben. Er geht, ein

bescheidener Privatmann, stillen bildenden Künsten nach gen München.

Das Theater sinkt: Marr ist pumplich geworden und für die Lücken finden sich keine Talente. Wagner wird gesucht wie der schwarze Prinz. Wien will ihn haben und Berlin auch — er heißt jetzt der beste Heldenliebhaber. Und doch ist's zu zeitig, daß er hier wegkommt. Er hat hier Viel gelernt — was hab ich mich seiner angenommen! — aber er hat noch Viel zu lernen. — Ihre Erck, die bei mir war, wird denn nun auch noch in dieser Woche gastiren. Ich erwarte wenig: die Erck's sind lustige aber leere Berliner Pflänzchen. — An neuen Stücken Mangel. Gomanski's (wohl nach dem französ. Jockey-Clubb gefertigte) Georgine Sandmann ist ausgepfiffen worden, die französ. Dingerchen sind unbedeutend, ein Stündchen in der Schule ist durchgefallen. — Hamburg ist das Eldorado der Uebersetzungen und national geschlechtslosen Grellheiten. Wir machen nur noch was mit deutschen Stücken. Ich hab das Theater wieder mal sehr satt, weil überall kein vollständig Theater. Berlin ohne Chevalier, Heldenvater, Heldin, graziös-leichtsinnige Liebhaberin — wo soll da Reiz und Geist herauskommen? Wien im Morast alter Censur.

Dabei ist doch die große Auflage der Karlsschüler vergriffen, ein Zeichen wo die Stoffe liegen und daß

Gemüth zu dem Ragout gehört. — Benutzen Sie den eben erscheinenden Briefwechsel Schillers mit Körner zu kleinen Auszügen. Auch mein „Paris 1847" — Beilage der Allgemeinen Zeitung Juli — kann Ihnen in No. IX und X Auszüge bieten über franzoi. Schauspiel. — Grüßen Sie Schirges. Frl. Aising. Ihnen sehr zugethan, grüßt und denkt bald in Hamburg zu sein. Grüß Sie Gott und lassen Sie bald ein Paar Worte von sich hören.

Ihr

Laube.

Leipzig, d. 28. August 47.

Ich behalte es im Auge, lieber Wehl, Ihnen bis zu Ende Oktobers einen Artikel zurecht zu machen. Eine feste Verpflichtung übernehme ich freilich nicht, ich bin sehr unjournalistisch geworden, ja lese sogar nur noch selten Journale, und Sie sind auch im Irrthume, wenn Sie Beiträge von namhaften Personen für besonders wirksam oder gar unerläßlich halten. Frische Artikel, Bedürfnisse des Augenblicks nackt enthüllend, sind einem Journale wie dem Ihrigen viel zuträglicher.

Anbei wieder das Leipziger Repertoir. Wenn Sie sich die Mühe geben wollen, die Theater-Chronik

vorzunehmen, so haben Sie ganz dasselbe Resultat. Die Erk, welche nun engagirt ist, bestätigt unser Vorurtheil. Es ist kein Geist, keine größere Welt in ihr, wenn sie auch mehr Talent hat, als ich dachte, und bei Rollen höherer Bedeutung ist sie und sind wir verloren. Diese Geistlosigkeit und persönliche Bedeutungslosigkeit deutscher Schauspieler — und besonders der jüngeren — bringt Einen zur Verzweiflung. So sind unsere hiesigen Damen geradezu tödtlich für jedes Stück poetischen Sinns. Dazu hat der zopfige Stadtrath — wie's scheint reif wie 1830 durch Mattigkeit und Unfähigkeit mit einer veränderten Zeit Schritt zu halten — einen kleinen Zuschuß für's Stadttheater, welchen die Stadtverordneten sogar, die berufenen Sparer, vorgeschlagen, perückenhaft abgelehnt. Diese Städte, Ihr Hamburg ganz eingegriffen, welchen die Zukunft von selbst in den Schooß fällt, wissen nichts damit anzufangen. Auf die Hoftheater schimpfen, ja das lassen sie geschehen, aber der große Beitrag für Kunstinstitute, welchen das Fürstenthum gewährt, scheint ihnen gar nicht nöthig. Am engen Censurstile der Hoftheater erst und nun am verschlossenen Säckel der Städte geht das deutsche Theater zu Grunde.

Was sie in Dresden auf den Gutzkow schimpfen, das ist mir gar noch nicht vorgekommen, es ist geradezu

ein Schrei. Und er ist gewiß nicht so schuldig als man ihn darstellen will.

Das Weimarische Theater will sich nun auch, auf Andringen des Erbgroßherzogs, regeneriren, und als Fahne dafür wollen sie die Saison mit den Karlsschülern anfangen. Sie haben mich eingeladen, das Stück vorzulesen und dann eine Leseprobe davon zu halten. Stadt und Etat sind nur zu klein, um Oper und Schauspiel zu halten, sie müßten wie Oldenburg die Oper streichen — und immer noch fehlt das Publikum. Wir haben diese Täuschung mit Oldenburg erlebt durch die Trompetenstöße der Stahr und Wall. Bei näherem Zusehn hat sich das Winkelchen als ein lebloses, phrasenhaftes erwiesen. „Sie wollen nichts mehr als Tasso sehn!" hieß es einmal, und das war die rechte Höhe der Leblosigkeit. Stahr's Buch über Italien soll übrigens instruktiv, Willkomm's italienische Nacht von einer nicht gewöhnlichen Langweiligkeit sein. Er paßt also für die Europa, welche er jetzt bei einer Abwesenheit Kühne's redigirt. Sie wissen, daß man hier mit der Europa in Leipzig sagt: „es kühnet mich", um die Talentlosigkeit und Langeweile auszudrücken, die man darin pflegt; nun kommt gar der Europamüde hinzu. — Robert Heller ist schwer erkrankt. Sonst ist es hier still mit Literatur geworden: das Eisenbahnnetz zieht sie, glaub' ich, aus-

einander. — In den neuesten Monatsblättern der Allgemeinen Ztg. finden sie den Schluß von meinem „Paris 1847“, und eine Zusammenkunft mit Sue darin wird Ihnen für's Feuilleton dienen können. In den Nov. VIII. IX. X. (ich glaube im Juni) des französ. Theaters, der Rachel, Bouffé' u. s. w. u. s. w. war viel Stoff für Sie. Schlagen Sie's doch einmal nach.

Eben kommt Dessoir hier durch, den H. v. Küstner um jeden Preis nicht hat engagiren wollen. Es ist um des Teufels zu werden. — Die Weimarsche Situation interessirt Dessoir so, daß er mit hinüber will, um vielleicht den Schiller das erste Mal da zu spielen, wo er noch vor 40 Jahren gewandelt. — Der König ist hier zur Versöhnung mit Leipzig. Im Theater gab man zum Empfange „Ihr Bild“ und „Eine Frau, die sich zum Fenster hinausstürzt“, zwei kleine Uebersetzungen auf Zudringen derselben Häupter des Stadtraths bei der Wahl des Königs — von denen ich oben gesprochen. Schmidt hatte wenigstens doch Undine vorgeschlagen. Ist das nicht ächt deutsch? Der Bogen ist zu Ende, Ade! Grüßen Sie vielmals Fräulein Assing, die mir sehr lieb und angenehm hier gewesen, und Schirges und Wille wenn sie ihn kennen, und seien Sie munter, Sie sind jung. Ich

habe körperlich einen schlechten Sommer und beneide Sie um lustige Nerven. Ihr

Laube.

Ich bin ein paar Tage wieder in Weimar gewesen, um die letzten Proben der Karlsschüler zu leiten, welche dann dort — mit Dessoir, der ein sehr einfacher, sinniger, hundert unbekannte Details zur Geltung bringender Schiller war — fabelhaften Erfolg gehabt. Das Interessante daran, was es zum Ereigniß machte, war das politische Moment: der Großherzog hat das Theater dem Erbgroßherzog überlassen und dieser, ein ganz aufgeklärter, durch Frankreich und England gereister Mann, will die lebende Literatur und das strenge Schauspiel zu Ehren bringen. Dafür galten die Karlsschüler als Fahne, die denn auch mit Haut und Haar — ohne den kleinsten Strich! — gegeben und von dem dies wohl fassenden Publikum mit Jubel empfangen wurden. Er hat in seinem Kammerherrn — von Ziegesar — einen neuen Intendanten eingesetzt, der „ganz oder gar nicht" zur Devise genommen. Während der Großherzog, neben welchem das erste Mal der Oldenburger Herr, das zweite Mal der Prinz von Preußen und der Kronprinz von Baiern saßen — letzterer schien sich königlich zu erfreuen —, mit dem Haupte schüttelte,

applaudirte der Erbgroßherzog auf's Lebhafteste, und Publicus, nach der Zukunft blickend, immer ärger. — Jetzt wird man auch zum ersten Male — wörtlich zum ersten Male! in Weimar — Cabale und Liebe geben. Kurz, es ist wieder ein Theater erobert.

Hier ist Meßtheater. Grobes Zeug. Der sehr rohe Lumpensammler und ein roher und talentloser Friedrich mit der gebissenen Wange, welcher ohne Messe nicht möglich wäre. Uebrigens ist Meßpublicus lebhafter und eigensinniger als sonst, was wohl mit der Zeit zusammen hängt. Das Billet von der Birch hab ich mit großem Vergnügen gelesen. Es ist von sehr schönem Talent, wenn es auch auf der Bühne, der es an Schauspielern gebricht, — in Berlin gar nicht zu geben, wo man nur einen Liebhaber hat! — kein besonderes Glück machen sollte, weil es einen Mißgriff enthält: der Herzensträger ist bös gerathen. Aber die Kritik ist auspeitschungswürdig. In der hiesigen Allgemeinen wird das Stück behandelt wie Hinko und gerissen wie diese Kategorie, und ist doch von einer ganz andern, ganz guten Kategorie, die ihr kaum einer nachschreibt. Unkenntniß und lallende Frechheit ohne Gleichen! Was soll nun ein Talent dazu sagen, wenn ihm das Bessere so unverständig mißhandelt wird! Wär's nun ein Wunder, wenn sie zu Hinko umkehrte, der doch einen Theil des Publikums hat?

Deinhardſtein ſind die Karlsſchüler, die er cenſirt hat, zu Kopf geſtiegen und er hat einen Goethe und Carl Auguſt ſcenirt, der denn nun auch ſtatt jener auf der Burg gegeben wird. Wird keinen leichten Stand haben. — Für die Louiſe Neumann hat die Birch Auerbach's Profeſſorin dramatiſirt — das ſind die Biſſen, mit denen ſich Dietrichſtein friſtet.

Seien ſie munter, genießen Sie Ihre Jugend und fragen den Teufel nach unſerer würdigen Weisheit.

Mit beſten Grüßen

Ihr

Lpzg., 6. ~~Febr.~~ 47. Laube.

Leipzig, d. 6. Novbr. 47.

In Berlin ſollte mein Struenſee jetzt ſein, es iſt aber das neue Stück der Birch „Dorf und Stadt" nach Auerbach vorgeſetzt worden. Die Unzelmann, welche wir unbeſchreiblich vermiſſen, iſt in Verzweiflung in Berlin, weil ſie vor lauter Birchſchen Stücken nichts zu thun kriegt. Was nützt nun dieſem Theater der bloßen Routine eine wirklich geiſtvolle Schauſpielerin! In Dresden gefallen auf einmal alle Stücke ſeit Emil Devrient wieder da iſt. — Die Thüringſchen Hauptſtädte kommen vielleicht zu einem guten

Theater: ich habe vor einigen Monaten vorgeschlagen, Weimar und Gotha sollte sich vereinigen. Weimar nur das Schauspiel, Gotha mit dem selbst componirenden Herzog nur die Oper stellen. Die Eisenbahn verbindet sie in Erfurt, wo wöchentlich einmal gespielt werden könnte und ein moderner Thespiswagen ist hier angebracht. Der Herzog von Gotha soll sich schon bereit erklärt haben: es liegt in Weimars Händen.

Hier begraben sie eben mit großer Feierlichkeit Mendelssohn — nur formell. Die Leiche wird morgen per Extrapost nach Berlin gebracht. Das Theater hat Unglück mit ihm: die Musiker bewegen Schmidt, heut (Sonntag) nicht zu spielen, und das regt natürlich ein Heer von Widersachern auf — wie viel Menschen können nur Sonntags in's Theater gehn! — und Mittags muß er anschlagen: Auf Befehl der Obrigkeit wird heute gegeben: Renés Tochter und Der Vetter! Das erfährt der Zehnte erst zu spät und das Resultat wird ein leeres Haus.

Gott behüte Sie und denken Sie an Schreibung von Theaterstücken.

Ihr

Laube.

Leipzig, d. 11. März 48.

Was hab' ich Ihnen Alles ſchreiben und ſchicken wollen, lieber Freund! Der hereinbrechende Sturm hat Alles über den Haufen geweht. Meine eignen Intereſſen hab ich vergeſſen oder wenigſtens hintangeſetzt, um für die vaterländiſchen mein Scherflein beizutragen. Und da ich für die ſpeciellen Landesintereſſen Alles in Thätigkeit ſah, ſo hab ich mich und meine Feder vorzugsweiſe der Geſtaltung eines Geſammtſtaates gewidmet. Wollen Sie mir nachgehen, ſo finden Sie in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung No. 68. 70. 72 zuſammenhängende Artikel über „was iſt geſchehn" — „was ſteht bevor?" — „was iſt zu thun", welche darauf hinausgehn: es muß aufgeräumt werden mit den alten Formen, ſoweit ſie einem wirklich lebendigen Geſammtſtaate hinderlich ſind, und es muß ſogleich ein Deutſchland regierendes Parlament errichtet werden. Für Letzteres die Mittel und Wege des unmittelbaren Anfangs und die Wege für dauernde Conſtituirung anzugeben, war mein hauptſächliches Beſtreben. Praktiſche, ſofortige Vorſchläge, damit wir aus den Redensarten heraus zu Thaten kommen. Ueber die Vorſchläge uns nun zu einigen, denn Süddeutſchland hat ſo eben deren auch gebracht, will ich nun in der Augsburger Allgemeinen weiter zu wirken ſuchen.

So Viel in Eile. Wir sind alle leidlich wohl und in großer Aufregung. Mit besten Grüßen

Ihr

Laube.

Leipzig, 27. März 48.

Ich bin eben im Begriffe nach Frankfurt zu reisen, darum nur zwei Worte, lieber Freund. Gleichzeitig schreibe ich an Baison, daß ich gegen die Aufführung des Prinzen Friedrich nur noch die Bemerkung geltend mache: die Aufführung dürfte nicht gerade in einem Zeitpunkte statt finden, wo die Hohenzollern so übel in der öffentlichen Meinung erschienen wie in den letzten Wochen. Das wäre ein sehr schlimmer Schlagschatten für das Stück. Berathen Sie dabei Baison; Sie werden ja die Stimmung Hamburgs in diesem Punkte kennen.

Ihre Aufgabe, Freund, in diesem Augenblicke scheint mir zu sein, daß Sie die Reorganisirung der Theater auf nationalen und literarischen Grundsätzen fordern. Die Staaten und die Städte sollen des Geistes und der Kunst kundige Führer an die Spitze stellen und sollen aus Staats- und Stadtmitteln die Institute sicher stellen vor Handwerksgetriebe. Dies Thema ist weit und sichert Ihrem Blatte einen

ſpecifiſchen Charakter. Ohne ſolchen ſind die belletriſtiſchen Blätter jetzt verloren. Tauſend Grüße!

Ihr

Laube.

Wien, d. 4. Decbr. 49.

Ich bin arg in ihrer Schuld, lieber Freund, mit einer Antwort von Anno Revolution und Parlament. Wie oft hab ich ſie vorgehabt! Der Drang der Umſtände vereitelte ſie immer wieder. Jetzt kommt wieder literariſche Zeit für mich und ich kann alten Freunden wieder geſammelt die Hand drücken. Aus meinem dreibändigen „erſten deutſchen Parlament" werden Sie geſehen haben oder ſehen, wie tief ich anderswo intereſſirt war.

Und wie ſteht es mit Ihnen? Bleiben Sie in Hamburg? Oder in Berlin? Oder wollen Sie hierher kommen? Geſellſchaft, literariſches Intereſſe, Theaterſinn in hohem Grade iſt hier wohl zu finden. Ich glaube auch, Sie könnten ſich in einem Feuilleton einen Wochenplatz bilden für Ihre anmuthigen und den Zweck der Sache ſuchenden Beſprechungen des Theaters. Dabei wächſt in Ruhe Ihr producirendes Talent, an welchem Sie nicht ſo verzweifeln müſſen

wie Sie thun nach einer Mittheilung an Louise Neumann, von der sie mir kurzlich erzählt hat.

Ueberlegen Sie das, und sagen Sie mir ein paar Worte nach Leipzig, wo ich zwischen dem 12. bis 26. December zu sein gedenke. Ob ich hier eintrete, wird in den nächsten Tagen entschieden. Wenn nicht, dann geh' auch ich freilich nicht hierher. Am Ende dieser Zeilen werd' ich Ihnen ein Ja oder Nein darüber mittheilen.

Auf die neuen Stücke von Putlitz bin ich sehr neugierig, und ich freue mich außerordentlich, daß er so tapfer bei der producirenden Stange bleibt. Wenn Sie die Birch sehen, so sagen Sie ihr, daß ich ihr nächstens schreiben würde. Ihre besseren Stücke behalte ich gewiß im Auge, sie soll mich nur nicht hetzen. Mit zu großer Beflissenheit würde ihr nur selbst geschadet. Die ganze Kritik ist furchtbar gegen sie, und — die bessere Gesellschaft, welche hier wirklich Publicum des Burgtheaters, bis auf einen gewissen Grad ebenfalls. Ein vierter Act in der Billette, der unmöglich, schadet hier mehr noch als irgend eine Recension. Ihr Mazarin z. B. ist drei Acte lang wieder gut gemacht, aber ohne höhere Weihe, in Allem äußerlich, frappirend, verschwindend. Bei alle dem möcht' ich dem großen Talente so viel als möglich Genugthuung verschaffen und habe erst darauf hin

wieder ihren Francis Jonston gelesen, um ihn mir möglich zu machen. Auch darin macht dreiste Aeußerlichkeit in den Motiven das Gelingen hier sehr zweifelhaft. Ihr „Im Walde" geht hier gar nicht. Das Billet will ich nächster Tage darauf ansehn. — Können sie ihr von diesen Gesichtspunkten etwas sagen, so nützen Sie vielleicht.

Leipzig, d. 3. Januar 1850.

Ist liegen geblieben! Ich habe unterdeß die Stellung am Burgtheater einmal abgelehnt, weil sie mir nicht gut genug ausgerüstet vorgelegt wurde, und habe nun die verbesserte als artistischer Director angenommen. Den 20. d. M. ungefähr geh ich hin mit meiner Frau. Sie sollten sich dort an der Theater-Zeitung oder in einem Feuilleton eine Stellung machen. Sagen Sie mir darüber ein Wort und schicken Sie mir Manuscript von sich und Putlitz, wenn Ihr was Passendes habt.

Unter guten Wünschen für Ihr Wohl

Ihr

Laube.

Wien, 14. März 1850.

Sie sind ein rechter Hypochonder, lieber Wehl! Klagen und klagen, während Sie in Ihrer künstlerischen Ausbildung täglich vorwärts schreiten und einem erwünschten Ziele täglich viel näher rücken, als dieser und jener sich glücklich dünkende Fips. Haben Sie eine Vorstellung von Dem was auf meinen Schultern liegt, und wie schwer ich dazu komme, einen anderen als einen kurzen Geschäftsbrief zu schreiben?! Gerade auf die Nachsicht der Freunde muß ich jetzt sündigen. Die Gleichgültigen und Widersacher kann ich nicht warten lassen.

Ihre Arbeiten hab' ich deshalb nicht vernachlässigt. Hölderlin hab ich zur Aufführung bestimmt, sobald Wagner für die Hölderlin-Rolle da ist. Ohne ihn ist es weggeworfen. Helfen Sie treiben, daß er komme. Und kommen Sie selbst. Die Tante aus Schwaben — deren fertige Mache mich überrascht hat als sehr erwünschtes Resultat Ihrer Uebung — wollte ich ebenfalls geben bis mir Haitzinger's sagten, daß sie's zu einer besonderen Vorstellung am Vorstadt Theater bestimmt. Dadurch wird es nach hiesigen Begriffen für die Burg sehr entwerthet. Ihren Richter (Schultheiß) von Zalamea hab ich mit Halm gewogen und gewogen, und bin hierüber noch zu keinem Resultat gekommen. Der

Stoff, um eine Nothzucht sich bewegend, ist hier furchtbar gefährlich. Gerade weil man im Süden frivoler, ist man im ersten Theater doppelt empfindlich und lehnt sich gegen jedes Verfängliche mit größerer Prüderie auf als irgendwo.

Dazu Prosa und Trochäen! Das geht hier den Ohren, die musikalisch sind, schwer ein. Trochäen sind, nach Einführung des Jambus, sehr mißlich, und Verse sind überhaupt nicht Ihre Sache, lieber Wehl, der Sie zur Prosa eine ausgesprochene Anlage haben. Dies Stück fordert also reifliche Ueberlegung, zumal bekannt ist, daß eine Bearbeitung von Immermann vorhanden. Fragen Sie doch einmal die Gräfin Ahlefeldt darnach. Sie soll auch eine Bearbeitung für die Bühne des „Trauerspiels in Tirol" haben. Diese führe ich sogleich auf, wenn sie mir selbige schickt.

Ich lechze nach besonderen großen Stücken. Dies Jahr ist in der Production ein völliges Mißjahr, und ich habe deshalb, und weil ich erst in Jahr und Tag ein Personal-Ensemble beisammen haben kann, einen furchtbar schweren Stand, welchen die Winkelpresse bereits so unredlich wie möglich geißelt. Die große Presse hält mich, das gute Publicum vertraut mir treu und dankbar, das große Publicum strömt herzu, ich kann also, trotz der furchtbaren Last und

Arbeit — denn ich setze Alles selbst in Scene — zufrieden sein. Ob's aber der Körper aushält, weiß ich noch nicht. Seit zwei Monaten hab ich „Faust" (ganz neu), Sickingen, Königslieutenant, Zerbrochne Krug, Verwunschene Prinz (sämmtlich hier neu) — Mirandolina, Jugend Heinrichs V., Minna von Barnhelm (neu in Scene gesetzt) gebracht. Morgen beginnt drei Tage lang die Wallenstein-Trilogie, zwei Tage darauf folgt ein den Abend füllendes neues Lustspiel und gleich nach dem Feste soll ein neues Trauerspiel folgen. Sobald aber Wagner kommt, der ganz neue „Julius Cäsar". Ermessen Sie, was das heißt! Freund, ich beneide Sie um Ihre ruhige Muße-Zeit — und ich habe nicht einmal pecuniären Vortheil von meinem Opfer. Beklagen Sie mich statt sich.

Von Herzen Ihr

Laube.

Ihre sanft ausgedrückten Vorwürfe, lieber Freund, sind alle wohlberechtigt. Und doch treffen sie mich nicht. Das heißt: nicht meine Gesinnung für Sie; nicht einmal meine Thätigkeit. Wie Sie sagen müssen: meine mangelnde Thätigkeit. Ich bin aufmerksam all Ihren Sachen gefolgt; ich hab' alle gelesen, und manche wieder gelesen. Ihre Bearbeitung des Cid

z. B. mit großem Interesse und lebhafter Anerkennung, schmerzlich bedauernd, daß dieser Inhalt jetzt nicht mehr lebendig genug sei für die Ansprüche, welche man hier mitbringt an ein neues Stück. Davon haben Sie keine Vorstellung! Es ist ein Staats-Ereigniß und entscheidet über einen Autor. Hölderlin hab ich immer wieder angesehn, ob er in Ihrem Interesse nicht doch zu wagen sei. Ich hab ihn zu dem Ende erst kürzlich Anschütz zu lesen gegeben. „Man läßt ihn", antwortete er mir, „als einen einaktigen Schatten des Tasso durchfallen!" — Nur aus solchen Gründen, Freund, hab ich keins Ihrer zum Theil recht hübschen Stückchen gebracht. Sie halten den übertriebenen Anforderungen hier an neue Sachen nicht Stand. Mit Putlitz sind Sie im Irrthume; ich habe auch den aus gleichem Grunde nicht gebracht. Weder „Eine Frau, die zu sich selbst kommt", die ich bis zur Leseprobe getrieben, und da, des Durchfalls sicher, ad acta gelegt habe, noch „Seine Frau", deren Interesse zersplittert ist.

Kennten Sie das unbeschreiblich Schwierige meiner Stellung, (ein Fremder, von Allen beneidet und verläumdet und still oder laut angegriffen) und wüßten Sie, was für mich der ausbleibende Erfolg einer Neuigkeit bedeutet, Sie würden nicht nur nicht schelten, sondern auch nicht zürnen.

Durch große klassische Stücke allein habe ich meine Stellung begründet und durch sie allein halt' ich sie. Bitterlich leid' ich darunter, daß ich so viel abweisen muß — denn die todten Klassiker danken mir nicht! — aber ich kann nicht anders. Von kleinen Stücken hab ich Ihnen übrigens nicht gesagt, daß ich sie verbannen möchte, sondern nur, daß ich sie sehr schwer verwerthen kann, wenn sie nicht gerade mitten in's Schwarze treffen. Man besucht vorzugsweise größere Stücke.

Auch über Ihre übrigen Freunde täuscht Sie Ihre Hypochondrie. Mit der Neumann, Holtei u. s. w., u. s. w. sprech ich oft von Ihnen und immer mit lebhafter Zuneigung. Wir haben mit Warrens zehnmal in Ihrem Interesse gesprochen. Der weit Abwesende erhält nur eben dadurch leicht Unrecht, daß er im entscheidenden Augenblicke nicht gleich zur Hand ist. Bei diesen großen Journalen geht es so: so lange die Lücke nicht groß ist, namentlich für Feuilleton, zögert der Chef, sich in Vorhinein zu verpflichten, und klafft sie, dann nimmt er das Nächste.

Augenblicklich also übernehmen Sie dort ein Journal. Schreiben Sie mir doch, ob Ihnen die Position dauernd wünschenswerth, oder ob Sie doch, wenn hier sich eine fände, hier eintreten möchten. Einige Correspondenten werde ich Ihnen besorgen.

Neulich haben Sie mir wieder die Wilhelmi empfohlen. Ich respectire Ihre Treue; aber die Manierirtheit der Dame ist mir so schwer im Gedächtniß, daß ich mir Ihre Empfehlung nur habe notiren können — zu gelegentlicher Berichtigung meines Urtheils, wenn ich das nächste Mal nach Dresden komme. Auch die Fuhr, welche Zeilen von Ihnen brachte, ist doch fast nur hübsch. Ich behalte sie indeß im Auge. — Wenn Sie dortige Theaterkritiken schreiben, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, falls Sie mir dieselben „sous bande" schicken möchten. Sie interessiren mich Ihrer Ehrlichkeit und Ihrer natürlich graziösen Fassung wegen. So läse ich gern etwas, von Ihnen über Baumeister.

Ade! Und entrunzeln Sie sich mir. Ich eile in's Theater, um Ihnen von der Neumann Grüße zu holen. Wenn ich selten schreibe, so bedenken Sie, daß ich vom Aufstehen früh bis Nachts halb Zwei ununterbrochen arbeiten muß.

Ich sehne mich wie nach dem Paradies nach der Muße und Freiheit eines bloßen Schriftstellers zurück. Und Sie, Thörichter, klagen darüber. Von Herzen

Ihr

Wien, 27./11. 1850. Laube.
Abends.

Wien, 13. Jänner 61.

Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen, Freund, und danke Ihnen für all die Nachsicht, welche Sie mir seit langer Zeit getreulich schenken. Glauben Sie mir: ich spreche und fühle das wahrhaft und seit langer Zeit. Ich brauche Ihnen gegenüber wohl nicht beizusetzen, daß ich nicht „journalistische" Nachsicht meine, sondern die, welche mir Ihr persönliches Wohlwollen gewährt. Es ist dies bei mir unverändert gegenseitig gewesen, und es hat mir immer peinliche Schmerzen gemacht, daß ich als Theater-Director noch immer nichts für Sie habe thun können. Ich athmete ordentlich auf, als ich damals Ihre „glühende Kohle" einreichen konnte, und es lag wahrlich nicht an mir, daß sie dennoch nicht herauszubringen war. Deshalb erschrak ich völlig, als Ihre Hermannsschlacht kam, denn ich wußte beim bloßen Titel, daß ich wieder unfreundlich gegen Sie erscheinen müsse. Sie können sich denken, daß der Arrangeur des Käthchens, der Schroffensteiner, des Krugs die Hermannsschlacht zehnmal vorgehabt hatte, und nur deshalb nicht daran gegangen war, weil er die Aufführung hier für unmöglich gehalten. Nicht der Censur wegen. Das Stück ist nicht Stück genug für ein wirkliches Theaterpublicum. Die patriotische Beziehung — keineswegs

verachtet — nützt im Burgtheater nicht eine Spanne weit für die Lebensfähigkeit eines Stücks. Die ansprechende Composition, das Kunstwerk will man zu Anfang und zu Ende. Alles Andere fällt ab wie Laub im Herbste, wenn es am Schlusse des Abends heißt: es ist kein voll ansprechendes Schauspiel. Bei den meisten Bühnen genügt eine Vorstellung. Das kleine Publicum ist dankbar, eine Neuigkeit zu sehn. Hier aber, wo das ganze große Publicum dies Theater als seine Domaine höherer Unterhaltung betrachtet, gilt jede neue Vorstellung, die nicht vollständig wirkt, für einen Mißgriff, und alle Welt spricht über Nichts als über den Fehler, Zeit und Kräfte verschwendet sehn zu müssen. Dazu in neuerer Zeit der Widerwille gegen Alles was mit Griechen und Römern zusammenhängt! „Wieder nackte Beine!“ schreit man. Gegenwart will man, und was ihr nicht angehört, muß außerordentlich sein. Wenn irgendwo, so ist hier das Bedürfniß, das lebendige Leben und nicht das künstliche im Theater haben zu wollen. Das Theater ist deshalb auch hier lebensvoller als irgendwo, und das Publicum dafür nirgends so geschlossen und doch so groß als hier. Literarisches Experimentiren ist hier geradezu unmöglich.

Wie geschickt und patriotisch wirksam ich nun auch Ihre Bearbeitung der Hermannsschlacht finden mochte

— ich habe sie am Tage der Ankunft hier gelesen — ich mußte verzichten. Ihnen das wieder schreiben zu sollen, hat mich lange gepeinigt — da kommt Ihr Brief.

In der Zwischenzeit hab ich obenein die Erfahrung mit dem Prinzen von Homburg gemacht, den ich mit großer Anstrengung durchgesetzt. Alle wirklichen Fehler der Krankhaftigkeit, welche man draußen immer verschweigt, weil man à tout prix literarisch erscheinen will und nicht zahlreiche Wiederholungen des Stückes braucht, werden hier schonungslos von dem sehr geschulten Theaterpublicum aufgedeckt, und ich muß froh sein, wenn ich den Prinzen im Repertoir dergestalt erhalte, daß ich ihn wie alles Werthvolle im Jahre einmal bringen kann. Wie konnte ich daran denken, darauf die Hermannsschlacht zu setzen!

Ihre „Schaubühne" halt' ich natürlich und lese ich regelmäßig. Ihre Franzosenfresserei erheitert uns oft. Ich bin im Princip auch dafür: zunächst und zuerst und so lange als möglich Einheimisches. Aber wenn es fehlt, langweilig werden? O nein. Es ist übrigens sehr unwahr, daß wir Demimonde u. dergl. gäben. Es kommt nur das Reinste und Beste dran. Die zwei ersten Akte des „père prodigue" z. B. gehören zum Besten der dramatischen Literatur und daran Studien zu machen, ist viel ersprießlicher für deutsche Kunst

als Stücke wie Heinrich von Schwerin und ähnliche aufzuführen. Graf Hiob ferner ist deutscher, als manches deutsche Stück. Glauben Sie mir: ich gehe viel gewissenhafter und überlegender an mein Repertoir — dem keins in Europa zu vergleichen ist, wie stolz dies klingt — als der oberflächliche Zuschauer ahnt. Herzlich haben wir uns (meine Frau und ich) Ihrer Verheirathung gefreut. Grüßen Sie unbekannter Weise Ihre Frau. Hoffentlich seh' ich Sie den Sommer.

Herzlich Ihr

Laube.

Leipzig, 29./3. 70.

Mein lieber, alter Freund! Ich habe sogleich Ihren Wunsch in Betreff Herzfelds zu realisiren gesucht. Ein paar Stunden vorher war aber Werther von Mannheim eingetroffen, und hatte mit ihm abgeschlossen.

Ob Sie dabei viel verlieren ist eine schwere Frage. Was er unter mir hier geleistet — und früher war er nichts werth — das hat er lediglich dem unablässigen und trefflichen Einstudiren des Strakosch zu verdanken. Sobald das fehlt, wird er wie ein Eierkuchen zusammenfallen.

Es kommt mir jetzt eine ganze Schaar junger Liebhaber unter die Loupe. Wenn Sie's wollen, unterrichte ich Sie, welchen Sie probiren sollen. Wie's scheint haben Sie Keller aus Bremen nicht engagirt. Könnte er hier Wallenstein spielen?

Ich freue mich sehr Ihrer erworbenen Stellung, und bitte Sie, mich für alles Mögliche in Anspruch zu nehmen. Mein Herz ist Ihnen immer zugethan gewesen. Arbeiten Sie für das arme deutsche Theater. Sie sind jünger als ich. Ich werde wohl bald ausscheiden. Die Erfahrung hier (der Mangel eines großen Publicums und die unglaubliche Verhetzung durch einen neidischen Fachgenossen wie Gottschall, der veralteter Theaterästhetik angehört, und nur seine Interessen, nicht aber die des Theaters im Auge hat, so daß er vom ersten Tage an meine Bestrebungen verlästert hat) haben mich degoutirt, und ich frage mich: wozu in alten Tagen noch so viel Aerger aufladen! Leider will mich die Stadt nicht loslassen, und ich sehe mit Grauen, daß ich fortarbeiten muß.

In Eile, aber mit treuer herzlicher Gesinnung

Ihr

Laube.

Mein theurer Freund, ich bin für morgen nicht frei und muß daher auf die Einladung Verzicht leisten.

Essen Sie dagegen am Dienstag um 2 Uhr mit mir in meinem Hotel. Ich hoffe, Sie revanchiren sich nicht und kommen. Nicht?

Es zieht mich zu Küstnern nichts. Der Mann ist so geplagt, daß ihm ein wegfallender Besuch Wohlthat ist. Ich habe unter seiner Direktion mit dem berliner Theater in keinem Rapport gestanden, mein „weißes Blatt" muß ihm sogar einen schlechten Begriff von meiner Verwendbarkeit für die deutsche Bühne beigebracht haben: mir ist in Bühnenbeziehungen nur wohl, wenn ich gerade auf irgend einem praktischen Vorwurf fußen kann. Als Richard Savage vor 4 Jahren, Patkul vor 3 Jahren am Theater neu waren, wußt' ich mich im Schauspielhause heimisch. Vielleicht schreib' ich einmal ein Stück, was wie Zopf und Schwert und Pugatscheff, keine Anstände findet und gefällt, dann will ich mich, wenn ich hier bin, in einer Region blicken lassen, wo ich diesmal nur als ein verflogener Vogel erscheinen würde.

Sie kommen doch Dienstag! Und dann müssen wir auch einmal ganz allein und einsam verkehren.

Freundschaftlich

Ihr

Berlin, d. 31. März 44. Gutzkow.

Seien Sie versichert, lieber Wehl, ich nütze der deutschen Bühne und „Kunst“ mehr, daß ich einen gewissen Stolz gegen Intendanten geltend mache, als wenn ich zu Herrn v. K. liefe, mir, wie er allen thun soll, die Ohren voll reden ließe von schönen Dingen, die ich nicht sehe, von wundervollen Versprechungen, die nie eintreffen und dann düpirt wie alle anderen, abreiste! Dies ganz entre nous! Ich habe mir im Stillen meine Erfahrungen gesammelt und weiß, daß ich grade auf diesem wichtigen Terrain durch mein Verfahren der guten Sache mehr nütze, als wenn ich mich, wie es den Meisten geht, in eine Sackgasse hinein, der Berliner würde sagen, in den Bullenwinkel hinein beschwatzen ließe, und mit dem Zugeständniß abreiste: Herr v. K. hat seit 2 Jahren hier nichts wirken können, weil er das Opfer der Umstände ist.

Carissime, ich bin ordentlich glücklich, eine zwingende Gelegenheit zu haben, mich aus der Lethargie meiner freundschaftlichen Gefühle für Sie aufraffen und Ihnen schreiben zu müssen. Gott, was müssen wir Briefe schreiben, um uns jenes geistige Paris zu bauen, jene Centralisation, die wir nicht sehen, jenes Wolkenkukkuksheim, das unsere geistige Metropole ist! In Paris giebt man sich Rendezvous im Theater,

im Café, im Restaurant, wenn man sich lange nicht gesehen hat; wir müssen Briefe schreiben! Uf! heißt es in der Comödie. Briefe, Briefe — schrecklich!

Ein Stück von Ihnen hatt' ich in Clara Mundt. Die so viel besprochene Vereinigung fand hier in Frankfurt wirklich statt: Nachts um 11 Uhr im Pariser Hof. Mundt war bei mir, ich erfuhr's erst am Abend um 10 und lief gleich zu ihm, wo wir gemüthlich plauderten. Den Morgen drauf reiste er leider gleich ab.

„Alter schützt vor Thorheit nicht" hat hier gefallen, wie verdient. Das Stück hat mich durch seinen graziösen Dialog mächtig angezogen. Ständ' ich einer Bühne so nahe, wie es mein Wunsch und Streben ist, gleich gäb' ich es zur Darstellung. Rousseau, der Hofrath, hat sich gerächt. Repressalien statt Kritik werden Sie so lange erleben, als Sie selbst kritisiren. Ich bin's überdrüssig geworden und habe meine kritische Feder einstweilen ausgesprützt.

Diese Zeilen bringt Ihnen Baison, ein tüchtiger, geschmackvoller, gebildeter Schauspieler. Seine Kenntnisse, seine Liebe zur Kunst, seine Achtung vor der Literatur werden Sie an Seydelmann erinnern. Prüfen Sie selbst!

Ich habe Küstnern meinen Pugatscheff geschickt, mit dem Bemerken, daß es seiner würdig wäre, von dem

Privilegium der Selbſtcenſur hier Gebrauch zu machen und das Stück zu geben, ohne anzufragen. Hinhorchen, anfragen, iſt das Verbot ſelbſt. Küſtner hat ein theures Kleinod, die Selbſtcenſur, in Händen. Er darf es nicht leichtſinnig opfern, darf nicht Kammerdiener ſein. Wenn er ein Stück giebt, muthvoll, ohne anzufragen, ſo kann es ihm ſpäter wohl einen Rüffel eintragen, aber grade Gleichgültigkeit gegen die ſchiefen Geſichter der Obern würde dieſe Geſichter gradziehen und ihm Hochachtung verſchaffen ſtatt Orden, und vielleicht Orden dazu.

Grüßen Sie Ihren braven Onkel und Karl Beck! Wie iſt's mit der Rheinreiſe? Zur Einweihung der Goethestatue am 28. Aug. ſeid Ihr feierlich geladen!

Herzlich und immerdar traurig

Ihr

Gutzkow.

Frankfurt a. M., d. 11. July 44.

Wie es zu geſchehen pflegt, lieber Freund, wenn man lang und ſchön ſchreiben will, kommt man gar nicht dazu.

Das Goethefeſt, dabei viel andere drückende Verpflichtungen, auch die trübe halskitzelnde Stimmung des Hängemonats November, alles das kommt zuſammen, daß ich mich zu einer geſunden Arbeit nicht

ſammeln kann. In Berlin mag ich mit leichter Waare nicht auftreten. Die Thatſachen dort ſind ſo drückend, die Celebritäten ſo vornehm, daß ich ohne Honorar Ihnen etwas ſchicken würde, wenn ich nur etwas Vortreffliches hätte. Ich habe aber nichts und komme nicht zur rechten Sammlung.

Könnten Sie denn den König von Preußen nicht veranlaſſen, ſich an Nicolaus dafür, daß er Zopf und Schwert aufführen ließ, dadurch zu rächen, daß er nun den Pugatſcheff losläßt? In Berlin würde das Stück verſtanden werden. So ganz von der Nabelſchnur meiner Mutterſtadt losgeſchnitten zu ſein, thut mir doch weh. Für Herrn von Küſtner iſt die ganze dramatiſche Produktion, ſcheint es, unnütz, ſeit er die Birch-Pfeiffer hat, dies Weib, das früher nur auf der Königſtadt hauſen durfte.

Grüßen Sie Mundt auf's Freundlichſte! Auch Ludmilla Aſſing, wenn Sie ihr begegnen.

Herzlich und treu bin ich

Ihr

Gutzkow.

Frankfurt a/M., d. 4. Novbr. 44.

Lieber Freund, wenn Sie mir nicht mit Recht auf mein langes Nichtbeantworten Ihrer Sendung

vom 3. Febr. zürnten, würden Sie mir ſicher nach dem erfreulichen Erfolge des Urbild auch einige Zeilen geſchrieben haben. Mundt, der ſich in der Angelegenheit meines Stückes mit einer, mich faſt beſchämenden Liebenswürdigkeit benommen hat, Mundt hat mir den guten Erfolg berichtet. Wenn Sie ihn ſehen, ſagen Sie ihm, daß er bald von mir einen Brief erhalten wird.

Die Wespen, die ich mit Vergnügen geleſen habe, ſummen in meinem Arbeitszimmer immerfort herum und brummen: Gib dem Wehl etwas in ſein elegantes Taubenſtraßenboudoir, auf dieſe zierlichen Tiſche etwas, wo man nichts anfaſſen, nichts verunordnen darf. Auch Herrmann von Siebeneichen, der in einer Stadt ſpielt, wo ich vor zwei Jahren durchreiſend mit dem Eilwagen einen ſolchen Durſt bekam, daß ich im Dunkeln für ein Glas Zuckerwaſſer acht Groſchen Courant ſardiniſcher Münze gezahlt habe, auch Herrmann von 7Eichen droht mich mit ſeinem Hünenſchwert zu erſchlagen, wenn ich nicht Anſtalt mache, nicht nur zu ſchreiben, ſondern auch Etwas zu ſchreiben.

Heute, junger Mann, iſt mein 34ſter Geburtstag. Mit den edelſten Vorſätzen bin ich aufgewacht, aufgeſtanden, hab' ich die Glückwünſche meiner drei Jungen in wohlklingenden Verſen entgegengenommen und zum Kaffee ſtatt Semmel Kuchen gegeſſen. Ach, ich fühlte

heute mehr denn je, daß ich Unrecht gegen Sie habe. Warum bin ich 34 Jahre alt! Warum so träg, so faul, so zäh, so aufsatzmüde, so beitragunlustig, so journalblasirt! Früher, in Deinen Jahren, Jüngling, was war das für ein Plänkeln, Scharmützeln, Correspondenzeln u. dgl. m. Ich habe mich journalistisch erschöpft. Was ich anfange, leg' ich mir breit zurecht, immer mit großem Anlaufe; man wird so, wenn man 34 Jahre alt wird.

Nun liegen aber auch Berge auf mir, theuerster Freund! Ich werde sie nächstens abschütteln und Sie sollen davon binnen einigen Wochen selbst einige Schichten erhalten. Mit einem Worte, wenn die Wespen nicht eingehen und eingegangen sind in der Zeit, wo die wirklichen Wespen kommen, dann schick' ich Ihnen einen Reisebrief oder Aehnliches. Jetzt komm' ich zu keiner Sammlung, um vor dem hochachtbaren Berliner Publikum, Schelling, Tieck, Friedrich Wilhelm u. dgl. m. (solche Leser denk' ich mir immer, wenn ich für Berlin etwas schreibe) aufzutreten. Warum blieben Sie nicht in Ruppin! An einem Ruppiner Blatt arbeit' ich gleich mit.

Das wissen Sie doch, daß Ihr „Alter schützt vor Thorheit nicht" hier zur Vorstellung fertig war und dann — als unsittlich!! — von unserer bornirten Censur verboten wurde.

Ich grüße Sie nun herzlich und bitte Sie in freundlichem Andenken zu behalten

Ihren

Frankfurt, 17. März 45. Gutzkow.

An Herren Werner meinen besten Dank. Sein trefflicher Bericht in der Spenerschen Zeitung hat in Berlin für mein und meiner Stücke dortiges Schicksal das Eis gebrochen.

Lieber Freund!

Mit meiner Gewissenhaftigkeit und meinem wort haltenden Correspondenzeifer ist nichts mehr anzufangen. Ich vernachlässige die intimsten Beziehungen. Einen Schreiber, der mir das Briefschreiben abnähme, hab' ich nicht und Ihnen möcht' ich doch selbst schreiben. Aber ich bin immer auf der Jagd, jagend und gejagt, und sagen Sie, soll ich nicht auch so egoistisch sein die freien Augenblicke manchmal benutzen, um etwas Geschenkes zu arbeiten?

Die Repertoire sollte Ihnen meine Frau schicken: eines war fertig, da fehlten die Vorstellungen auf dem Link'schen Bade. Bis die nachgetragen waren, war schon wieder der August abgelaufen. Nun ist September vorüber! Die Abendzeitung bringt kein Repertoir mehr, ich muß also doch an die Uebersicht denken und will nächstens meinen Fehler gut machen.

Sie ſind nun in Hamburg und haben wohl daran gethan, meinen Verführungen nicht Gehör zu geben. Hier iſt's langweilig! Hamburg iſt für einen „einzelnen Herrn" unbezahlbar! Oft, wenn ich Garçongelüſte bekomme, ſehn' ich mich gewaltig dorthin, aber Sie wiſſen, wie ich an der Kette liege.

Ihr Feuilleton giebt dem alternden Telegraphen junges Leben. Strecken Sie ſich nur recht behaglich in dem ganzen Blatte aus, treiben Sie Communiſterei, Proletariat u. dgl. hinaus; daran, an dem Jammer um die Handwerker, wohlgemeinten, aber nicht äſthetiſchen Dingen, iſt dies äſthetiſche Blatt zu Grunde gegangen. Handwerker konnten nicht 8 Thaler für ein Blatt zahlen.

Sie haben über Dresden geſchrieben, über mich und böſe Dinge von mir geſagt: mein Humor iſt Ihnen doch nicht aufgegangen. Was Sie mein Mißtrauen nennen, iſt mehr humoriſtiſche Conjekturalkritik! Ich ſuche gern Motive, um mich zu unterhalten, und in die Welt und Menſchen einen Sinn, einen Zuſammenhang zu bringen, nicht um mir das Daſein zu verderben. Meine Aeußerungen über die Berg hätten Sie verſchweigen ſollen, ſo etwas ſetzt böſes Blut.

Meine Stellung zum Theater hab' ich nicht gekündigt, ſie wird alſo noch 2¼ Jahre dauern. Bis dahin kann ich etwas Zuſammenhängendes geleiſtet,

böswillige, systematisch nergelnde Opposition durch Ausdauer überwunden haben und dann thu' ich entweder gar nichts mehr à la Tieck, oder trete ab. Wie mit einem Zauberschlage hab' ich kürzlich meine ganze hiesige Stellung auf einen verklärten Standpunkt gebracht, durch meine Bearbeitung und Einstudirung des Coriolan von Shakespeare. 8 Proben brachten einen majestätischen Abend hervor! Von dem muß ich eine Zeitlang zehren, bis eine neue Leuchtkugel kommt. Beim Theater verpufft Alles rasch, das wissen Sie!

Wallenweber ist im ersten Entwurf fertig. Jetzt kommt die Ueberarbeitung.

Vor hörte ich, daß Sie noch außer dem Telegr. auch die Bühne bedächten, und etwas in dem Genre brächten, das Ihnen am meisten zuzusagen scheint, im idyllisch naiven.

Grüßen Sie Schirges, den fleißigen Arbeiter im Weinberge des Herrn, der ach, ach, gewiß viel saure Trauben erntet! Geh' es ihm wohl und gut! Es schwebt ein Unstern über seinem ganzen Leben und er ist mit so wenig Glück schon zufrieden. Geb' ihm das der Himmel!

In 14 Tagen wird wohl Therese nach Hamburg zurückkehren. Das wird Ihnen eine werthe Anknüpfung sein und bleiben. Fanny Lewald wird 4 Wochen bei

ihr wohnen, um sich gründlich wegen der Diogena mit ihr auszusöhnen.

Schreiben Sie bald einmal und bleiben Sie gegrüßt

Ihrem aufrichtigen

Dresden, d. 1. Okt. 47. Gutzkow.

Lieber Freund!

Glauben Sie doch nicht Alles, was man Ihnen so von mir erzählt, auch nicht das, was Sie sich selber über mich auspunktiert haben. Ihre tiefsinnige Erklärung meines Wesens: Ich dächte mir immer die schlechtesten Motive, hält doch wohl nicht überall Stich.

Aber das ist eine Eigenschaft von mir, daß ich von meinen eigenen Sachen nichts halte und so soll's mir lieb sein, wenn Wullenweber nicht geradezu durchfällt. Das Stück ist zu weitschichtig und bedarf einer rapiden Darstellung, die es vielleicht in Hamburg nicht findet. Hier soll's am 1. Januar sein. Baison ist außerordentlich zuvorkommend und freundlich. Es gewährt mir eine große Genugthuung, daß nach Allem, was zwischen ihm und mir vorgefallen ist, er doch mit der Zeit auf das Resultat kommen wird, daß ich bei allem, was an mir nicht ganz vollkommen sein

mag, für Freundschaft und dauernde Lebensbeziehung doch eine breitere Basis biete, als all das Gelichter, das ihn in Hamburg heute umschmeichelt, morgen verrathen hat. Je mehr Baison zur Ruhe kommen wird, je mehr er in den Menschen, die ihm im Leben begegneten, Weizen von Spreu gesondert haben wird, desto traulicher und geläuterter wird ihm auch die Erinnerung an mich werden; denn wir haben beide viel im Leben durchgemacht und wenn wir uns zu heftig erzürnten, so war's, weil wir uns zu nahe standen und wirkliche Freunde waren. Und doch würd' ich, wenn ich nach Hamburg käme, zagen, ihm wieder zu begegnen, weil es zu schmerzlich ist, sich des vollen Ausbruches einer ungezügelten Leidenschaftlichkeit, die uns trennte, erinnern zu müssen. Daß ihm seine Stellung viel Noth macht, glaub' ich wohl. Schade ists, daß ihn die Umstände zwingen, von der Oper mehr sein Heil zu erwarten, als vom Schauspiel.

Immerdar Ihr

Dresden, 9. Dez. 47. Gutzkow.

Ein Brief an Freunde!

Im ersten, mich überwältigenden Schmerz um den Verlust meiner lieben Amalie war mir's nicht

möglich, allen denen, die ſie kannten und an unſerm Lebensſchickſal Theil nahmen, die Anzeige ihres plötzlichen Todes zu machen. Wie im Traum kam mir dies ſchmerzliche Begebniß in Berlin. Ich beſorgte, niedergeſchmettert von der unerwarteten Himmelsfügung, die Beſtattung, kehrte mit den Kindern und den Eltern Amaliens nach Dresden zurück und hoffte auf einer nach Wien fortgeſetzten Reiſe Zerſtreuung und Linderung meiner Stimmung zu finden. In Breslau änderte ich dies Vorhaben und befinde mich jetzt in dem noch unbeſuchten Bade Warmbrunn, wo ich die übrige Zeit meines Urlaubs, fern von den mir im Augenblicke faſt fremd gewordenen Händeln der Welt, in Einſamkeit zuzubringen gedenke, und nun auch den Freunden den Bericht, den ich ihnen ſchuldig bin, niederſchreibe.

Vom 3ten März bis 24ten Juni hab' ich einen Urlaub, deſſen Benutzung theils zur Erholung von meinen Dresdener Berufspflichten, theils zur Ausarbeitung einiger Pläne, für die ich in Dresden keine Zeit fand, mir und meiner Frau nothwendig ſchien. Den Plan nach Paris zu gehen, gab ich auf und wollte um ſo mehr eine Zeitlang in Berlin bleiben, als die Ereigniſſe grade dort in überraſchendſter Weiſe zum Ausbruch kamen und Jeden, der nicht längſt parthei- und geſinnungsſcheu geworden, zur Antheil-

nahme aufforderten. Amalie und mein jüngster Knabe Emil hatten mich dorthin begleitet. Sie wohnten bei meiner Schwester, während ich, des beschränkten Raumes wegen, in einem Hôtel blieb. Von den Folgen einer sehr gefährlichen frühzeitigen Entbindung im Winter schien meine Frau vollkommen hergestellt. Sie liebte Berlin und freute sich dort zu sein. Wir ließen unsere beiden ältesten Knaben zu Dresden in guter Hut und machten die Reise nach Berlin in der Hoffnung, Amalie würde sich dort anregen, unterhalten und so lange bleiben, bis ihre Mutter von Frankfurt sie in Dresden besuchen sollte, wohin Amalie nach einigen Wochen zurückkehren wollte, während ich nach Wien zu gehen beschloß. Kaum jedoch in Berlin angekommen, erkrankte Emil mit so bedenklichen Anzeichen eines gefährlichen Zustandes, daß Amalie in der Pflege des Kindes sich abängstigte und darüber ihr ohnehin geschwächtes Nervensystem bedeutend aufreizte. Der Ausbruch der Berliner Unruhen steigerte diese nervöse Spannung. Unser Kind lag krank im Bett, während draußen die Kanonen donnerten. Amalie, mit ihrer lebhaften süddeutschen politischen Empfänglichkeit, die den Freunden bekannt ist, gerieth in eine Exaltation, die nur einen Anlaß zu finden brauchte, um fast selbst auf die Barrikaden zu treten! Sie schrieb eine feurige Beschreibung des Kampfes an die

Ihrigen in Frankfurt. Sie ist in mehre Zeitungen übergegangen. Weil ich wußte, daß alle Beweise eines ausbrechenden Ringens der Völker um ihre Freiheit sie glücklich machten, unterließ ich nicht, sie in der lebhaftesten Theilnahme und Kenntniß von dem, was täglich geschah, zu unterhalten. Ich ahnte nicht, daß das, was ihr Wonne und Freude war, den still sich entwickelnden Todeskeim nähren sollte. Die heiße Witterung der letzten Märztage verführte zu leichter Kleidung. Sie ließ warme Hüllen fort, an die ihr seit dem Winter kränkelnder Körper gewöhnt war, und empfand bald eine Lähmung der Glieder, eine Mattigkeit, die sich so steigerte, daß sie am Tag vor dem fünften April, wo sie nach Dresden zurückkehren wollte, um den Empfang ihrer Mutter vorzubereiten, sich krank erklärte und in's Bett legte. Wir fürchteten nichts, als erst eine leichte Erkältung, aber schon am ersten Tage, wo wir die Thätigkeit der Haut zu befördern suchten und sie noch nicht einmal einen Arzt zu haben verlangte, sagte sie: „Ich stehe nicht wieder auf." Zu dem Arzte Dr. Koner, hatte sie alles Vertrauen, weigerte sich aber, Arzneien zu nehmen. Sie verlangte, daß die inzwischen in Dresden eingetroffene Mutter nach Berlin herüber kam. Am achten Tage stellten sich die Symptome des Nervenfiebers (Abdominaltyphus) ein. Der zweite herbei-

gerufene Arzt, Dr. Barez, gab wenig Hoffnung. Während sie anscheinend fortdauernd in einer brütenden Betäubung lag, war ihr Geist doch immer rege und bewußt. Sie sprach mit schwacher Stimme, aber bestimmt und zusammenhängend, meist aber nur in Beziehung auf ihren Tod. Ich bedaure, daß die Aerzte verboten hatten auf diesen Gedanken einzugehen, es that ihr so wohl, Anordnungen über das, was nach ihrem Ende geschehen sollte, zu treffen. Einige Tage lang nahmen ihre Gebehrden, obgleich sie bis dahin völlig bewußt schien und vernünftig sprach, den Character des Irrsinns an, krampfhafte Bewegungen des Kinnes und der Hände boten einen herzzerreißenden Anblick. In einem solchen Anfall verlangte sie mit Heftigkeit nach den Kindern. Ich ließ die beiden ältesten von Dresden kommen. Am grünen Donnerstage stellten sich die heftigsten Schmerzen im Unterleibe ein. Am Charfreitage fühlte sie sich leichter. Ihre letzten Worte zu mir waren, „Sind die Kinder da?" Als ich dies bejahte, verfiel sie in ein leises Stöhnen. Thränen entquollen dem Auge nicht mehr. Dem Läuten der Charfreitagsglocken folgte sie mit ernster, feierlicher Aufmerksamkeit. Als ich sie um sechs Uhr in einem tiefen, durch Opium beförderten Schlafe antraf, glaubt' ich, die Krisis der Besserung träte ein; aber es war der Todesschlaf, sie hatte sich zu

einer bequemen Lage im Bett zurechtgelegt und blieb in ihr unverändert bis halb zwei Uhr in der Nacht, wo sie sanft und still entschlafen war.

Es würde meinem Herzen einen wohlthuenden Trost gewähren, wenn ich alle einzelnen Aeußerungen Amaliens auf ihrem Sterbelager wiedererzählen sollte. Sie gedachte des Nächsten und Entferntesten. Sie bereitete sich zum Tode, den sie nie gescheut hatte, mit einem weihevollen feierlichen Ernste vor. Ich will von mir nicht reden, nicht von meinem Schmerze, das Unerwartete, Plötzliche so siebzehn Tage lang sich in seinem ganzen Jammer entwickeln zu sehen, nicht von den peinigenden Gedanken: Warum? und Wären wir, — Hätten wir — (die Betrachtung der Umstände, durch die ein solches Schicksal vielleicht hätte können vermieden werden, ist etwas Furchtbares und reibt die Ueberlebenden selbst auf); es war mir nur Bedürfniß, den entfernten Freunden mit einigen wenigen Zügen die letzten Lebensumstände der Entschlafenen zu schildern und ihnen zu erklären, wie aus heiterem Himmel ein plötzlicher Schlag so niederfallen konnte. Das tiefere Weh, das an mir nagt, kann ich Niemanden aufschließen. Die zwölfjährige Ehe mit einem Manne, den das Leben viel bewegt und umtreibt, kann nicht immer Freuden geboten haben. Ich fühle das mit so bitterer Wehmuth, daß ich mich selbst durch die

ſtummen Kuſſe, mit denen ſie in ihren letzten Stunden ihren Trauring bedeckte und ihn mit dankbar verklärten Blicken gen Himmel empor hielt, als wollte ſie ſagen: Dieſer Bund hat mich glücklich gemacht! nicht tröſten kann. Wir hatten uns durch Zufall gefunden. Wir waren zwei verſchieden organiſirte Naturen, die in ihrer erſten jugendlichen Characterentfaltung nicht immer mit gleicher Uebereinſtimmung handelten. Ich hatte, ich will nicht ſagen, zu erziehen, ich hatte eine andersgeartete Natur der meinigen zu aſſimiliren. An ſchönen und anhaltenden Sonnenblicken fehlte es nicht, aber auch nicht an Verſtimmungen und Entfremdungen. Und doch wandten ſich die Naturen immer geſchwiſterlich immer wieder herzlicher und enger einander. In ihren letzten Lebensjahren, als neue Sorge um eine feſter zu begründende Zukunft in Frankfurt trieb, blühte Alles mächtig an ihr auf. Ihr Temperament bekam gleichmäßigere Stimmung, der ſcharfe und immer treffend urtheilende Verſtand eine ſichere Faſſung, ihr ganzes Weſen wurde bewußter und durchgeiſtigter. Ihre Liebe war immer ſelbſtlos geweſen. Weibliche Freundſchaft, wenn ihr deren Quelle rein und lauter ſchien, gönnte ſie mir im reichſten Maaße. Kleinliche und eiferſüchtige Beſchlagnahme meiner Empfindungen und übrigen Lebensbeziehungen war ihr fern. Sie wußte mich als ein Freies und Ganzes zu nehmen,

dem die Ehe keine beengende Feſſel, ſondern nur eine bequeme Lebensform ſein ſollte. Und grade deshalb fühl' ich mich mit meinen Kindern vereinſamter, grade deshalb iſt der plötzliche Abbruch einer ſo zum Schönen, Guten und Glücklichen hingewandten Entwickelung in mir die Quelle einer unſäglichen Rührung und einer Troſtloſigkeit, die über die Anklage der Grauſamkeit des Schickſals nicht hinaus kommt. Die gewöhnlichen Troſtgründe: Es war Beſtimmung oder: Wohl dem, der ſchläft! wirken nicht auf mich. Das Leben iſt das einzig Sichere, was wir als Form, um Edles und Schönes zu fördern, kennen. Das Leben iſt die einzige mögliche Verwirklichung unſerer uns bewußten göttlichen Beſtimmung. Deshalb beklag' ich die, die um ihr Recht am Leben ſo früh und plötzlich betrogen werden, und kenne keine andere Ergebung in den Rathſchluß des Geſchickes, als eine murrende, gezwungene und tief ſich unglücklich fühlende.

Es war mir Bedürfniß, allen denen, die mich in meiner Häuslichkeit kannten, nahen Freunden, entfernten Theilnehmenden, dieſe Mittheilung zu machen. Jedem ſie einzeln zu ſchreiben war ich nicht im Stande. Deshalb hab' ich ſie in einigen Exemplaren drucken laſſen, bitte aber, ſie Andern vorzuenthalten. Die Welt iſt jetzt ſo reichlich mit ſich beſchäftigt,

daß der, den eine höhere Hand bei Seite führt und eine geheimnißvolle Stimme anruft: Gott hat mit dir allein zu sprechen! nicht verstanden wird.

Warmbrunn, den 18. Mai 1848.

R. Gutzkow.

Lieber Freund, ich hätte gern gehabt, Sie hätten mir in diesen merkwürdigen Zeiten einmal etwas aus Berlin geschrieben. Wenn alles auf einen Ort gespannt ist, zeigt man gern etwas, was man von dorther empfangen hat. Wenn einmal nächstens in Berlin etwas Bedeutendes sich ereignen sollte, so bitt' ich, schreiben Sie mir. Das Interesse, das ich an meiner Vaterstadt nehme, ist zu lebhaft.

Ihre Stücke kann ich in dieser Theatersaison nicht mehr befördern. Wir haben Ehrenhalber König Johann gegeben, geben noch den standhaften Prinzen und müssen die übrige Zeit mit Novitäten ausfüllen. Lassen Sie mir also das Urtheil über Ihre Bearbeitungen für die Zeit offen, wo wir Vorbereitungen über neue Unternehmungen der Art zu treffen haben. Da wir nur eine brauchbare Liebhaberin haben, so sind wir ohnehin sehr genirt. Sie wissen wahrscheinlich schon, daß vom 1. April die Wilhelmi die Unsrige sein wird?

Herrn von Küstner sagen Sie nur, der Grund,

warum ich ihm Ottfried noch nicht geschickt hätte, läge eben nur in der eigenthümlichen Spannung, die nun einmal zwischen uns nicht enden will. Ich weiß, daß er meinen Interessen viel zu wenig entgegen kommt, als daß ich ihm ein neues Stück, eh' es nicht anderwärts im Credit gesichert ist, zuschicken könnte. Die Schmeichler und Schmarotzer der Mad. Birch-Pfeiffer bilden jenes Lesecomité, dem es ein eignes Vergnügen zu gewähren scheint, meinen Stücken, wenn möglich, ein Dementi zu geben. So hab' ich vor einem Jahre erleben müssen, daß ich hier auf dem Theater erfuhr, Mad. Birch hätte hierher geschrieben, das Comité hätte Wallenweber verworfen. Dies erfuhr ich als etwas, was hinter meinem Rücken sich ereignete. Soll mir immer Aehnliches passieren? Ottfried hat vorläufig auf dem Thalia-Theater gefallen und erwirbt sich vielleicht in den nächsten Wochen noch durch einige andre Theater soviel Credit, daß ich es wagen kann, ihn dann der Gleichgültigkeit des Berliner Theaters vorzulegen.

Fanny Lewald werden Sie wohl gesprochen haben. Ich glaube, sie ist in ihrer Art ebenso einseitig, wie Mad. Diogena, die jetzt hier wieder lebt. Ueber Therese könnt' ich Ihnen viel sagen, wenn wir einmal allein sind. Würden Sie mir gerathen haben, sie zu heirathen? Ich glaube: nein! — —

Die äußere Welt und die innere des Herzens, beide wirbeln uns um und wir ſuchen vergebens nach einem Halt, der uns erlaubt, der Strömung Stand zu halten. Oft möcht' ich mich in die Strudel der That ſtürzen und es wagen, ſo zu enden wie Blum und Meſſenhauſer endeten; oft möcht' ich in eine entlegene öde Einſamkeit flüchten und mich, unbekümmert um das, was geſchieht, unter Büchern, Reflexionen und Träumereien vergraben. Bis uns dann einmal der Wirbel erfaßt und uns auf die Stelle ſchleudert, die unſer Schickſal iſt!

Geh' es Ihnen wohl, lieber Wehl!

Herzlichſt Ihr

Dresden, d. 23. Nov. 48. Gutzkow.

Lieber Freund!

Ich ſchicke Ihnen hier 2 Exemplare des Ottfried und überlaſſe Ihnen, was Sie damit beginnen wollen. Wollen Sie ihn vorleſen, ſo empfehl' ich die große Scene des 3. Actes zwiſchen Gottfried und Sidonie zur beſonders geſteigerten Nuancirung. Hier liegt die Handlung im Dialog. Die Scene bietet keine bloße Converſation, ſondern eine ſucceſſive Steigerung der Stimmungen.

Wollen Sie das andere Exemplar Küſtnern geben, ſo thun Sie's! An Stücken wird er keinen Ueberfluß haben. Einaktige Späße ſind genug da, nichts was für den Abend vorhält und die neuſte Arbeit der Birch ſo auffallend mislungen, daß er ſie ſchwerlich geben wird. Wir ſogar, die wir durch Emil Devrient ganz und gar in der Birch leben, wiſſen nicht, was wir mit dieſem „Francis Johnſton" anfangen ſollen und müſſen ihn liegen laſſen.

Geben Sie mir bald Nachricht über Ottfried. Es wäre vielleicht beſſer, Sie gäben Küſtnern gleich das Buch, ohne erſt die Vorleſung abzuwarten.

Mit den beſten Wünſchen für's neue Jahr bin ich mit alter Anhänglichkeit

Ihr

Dresden, d. 28. Dec. 48. Gutzkow.

Lieber Freund.

Ich bin Ihnen noch meinen Dank ſchuldig für die freundlichen Bemühungen bei Küſtner. Ich ſchrieb ihm ſogleich und benutzte zum größten Theil die von Ihnen gegebenen Winke. Er ſchrieb mir inzwiſchen einen ſich mit dem meinigen kreuzenden Brief, worin er mich auf die künftige Remplaçantin der Unzelmann (Mad. Thomas?) verweiſt, doch antwortete ich ihm,

daß mir's an einer ſchnellen Aufführung läge und ich bitten müßte, die Hoppe die Sidonie und die Erd die Agathe ſpielen zu laſſen.

Ich weiß nun nicht, ob er hierauf eingeht oder mich durch Annahme des Stückes nur hinhalten will. Der Effekt auf das Berliner Publikum kann natürlich keine lang nachhaltende Kraft ausüben; doch weiß ich aus Erfahrung, daß man elegante bürgerliche Stücke dort liebt, geſellſchaftliche, ſceniſche Arrangements u. drgl.

Die (Eduard) Devrient'ſche Theaterſchrift macht hier große Unruhe. Er hat zu deutlich geſagt: Ich muß Direktor werden! Wenn er geſagt hätte: Ich muß dies quà Dramaturg, quà geiſtreicher Mann, Theaterdichter, Theoretiker, ſo ließe man ſich das gefallen, aber er ſagt: Ich muß dies quà Schauſpieler werden! Das iſt eine Lüge, die er nicht verbergen kann und deshalb verdient ſeine Schrift die entſchiedenſte Anfechtung. Hier iſt dieſe Gefahr, eine Lüge ſiegen zu ſehen, noch um ſo größer, als wir in Dresden an der Vergötterung gewiſſer Schauſpieler leiden, gar keine Kritik, als höchſtens eine gegen mich, haben. In Berlin würde man lachen, wenn es hieße, Schneider ſoll Direktor werden, hier aber zieht man das Ding in ernſte Erwägung und da iſt auch nicht eine Feder, die offen und frei die Gefahren ſchilderte, die mit der Direktion eines noch in Funktion ſtehenden Schau-

spielers verbunden ist. Ohnehin erleben wir nächster Tage, daß unsere radikale Kammer der Civilliste den Theaterzuschuß verweigern wird oder ein Nationaltheater verlangt, das unter die Botmäßigkeit des Ministeriums gestellt wird. Letzteres wäre gewiß gut, Lüttichau's willkürliche Verwaltung ist der Ruin der Anstalt. Ich leide bei diesen Debatten sehr. Ich habe allmälig eine so feindselige Stellung zu Lüttichau erhalten, daß ich längst abgedankt hätte, wenn ich nicht die Sorge für die Erziehung meiner Kinder hätte und mir einen Zwang auferlegen wollte, mich stabil zu machen. Dazu der Mangel einer gerechten Beurtheilung; die einzige hiesige Kritik, die Bank'sche, inspirirt von Bürck, der Beyer, Emil Devrient, kurz die Prätensionen der Schauspieler, und dabei sehen müssen, daß das ganze Geschäft wirklich schlecht geht, wissen, warum es schlecht geht und nicht die Macht haben, das Mindeste radikal zu unternehmen: das ist ein sehr kläglicher Zustand, den ich nicht lange mehr aushalte.

Sehr störend ist auch der Mangel guter Novitäten, und die, die da wären, Graf Waldemar, Ottfried z. B., kann man nicht geben, weil keine Liebhaberin neben der Bayer da ist und alle meine Bemühungen, eine zu bekommen, von der Clique und dem Chef selbst paralysirt worden sind.

Ich hätte gescheut sein sollen, den Kram an den Nagel hängen, herumreisen, im Preußischen in irgend einem Wahldistrikt tüchtig „wühlen“ und mich wählen lassen. Ich bin noch auf 3 Jahre ein „richtiger“ wählbarer Preuße.

Sie erwähnen des Verhältnisses zu Theresen. Schrieb ich Ihnen nicht schon früher, daß das das Ende eines großen, vielbändigen Romans ist. Ich fühlte eine Art von sittlicher Nothwendigkeit, nach dem Tode meiner Frau Theresen nicht mehr zu gehören, als schon seit 3 Jahren früher. Sie hatte zuviel, zuviel gethan, mir das schmerzliche Gefühl, zwischen zwei mich liebenden Wesen zu stehen, zur Hölle zu machen. So leben wir nun getrennt. Glauben Sie mir, lieber Freund, mein Herz ist oft voll Verzweiflung, immer voll Wehmuth. Die Thränen, die ich oft im Stillen weine, versteht wohl nie ein Herz, wenige werden daran glauben, daß ich eine düstere, schwermuthsvolle Innerlichkeit habe. Wie steh' ich einsam! Und doch kann ich mir in Nichts, was mich soweit führte, Unrecht geben. Wonach ich ewig strebte, war die Wahrheit! Daß ich mit Therese brach, war eine Wahrheit.

Mit den wärmsten Wünschen für Ihr Wohl sowie immer treu und aufrichtig Ihr

Dresden, d. 24. Jan. 49. Gutzkow.

Welch' einen reichen Stoff, mich theilnehmend auszuschütten, böte Baison's Tod?! Da ist auch ein Stück meines Lebens gestorben und wenn ich die Erinnerung an den leidenschaftlichen Mann und mein Zusammenleben mit ihm auch längst begraben mußte, jetzt, wo er so plötzlich starb, wacht sie nur um so lebendiger auf.

Ich wünsche Ihnen, lieber Freund, zu den Ermuthigungen Glück, die Sie durch die meist immer günstigen Erfolge Ihrer kleinen Lustspiele finden müssen. Wie ich las, sprach Caprice aus Liebe auch in Hamburg an. Die Zeitungsleserin kenn' ich noch nicht. Sie wissen, daß ich von meiner hiesigen Stellung nach der Revolution und der Generalkündigung aller Mitglieder zurücktrat. Ich leitete noch aus Gefälligkeit die Goethefeier, sonst aber gehört' ich nicht zu Denen, die nach erhaltener Kündigung neue Bedingungen anboten. Ich verlangte statt am 31. Dezember zu gehen, sofortige Entlassung und erhielt sie mit Auszahlung meiner Gage bis zum Schluß des Jahres. Ich wollte brechen. Dieser Zustand war nicht heilsam für mich. Die besten Pläne zwar nicht scheiternd, aber ohne rechte Anerkennung von Seiten einer feindseligen Kritik und bis zu ihrem Reifwerden immer auf einen Kampf mit Lüttichau's Bornirtheit und böswilligem Mißtrauen

angewieſen. Abhängen zu müßen von einer ſolchen aus den ſchlechteſten Stoffen der Ariſtokratie zuſammengeſetzten Perſönlichkeit iſt eine Lebensfolter. An ſeinem Panzer: Excellenz genannt, prallte all mein Enthuſiasmus ab. Und was hatt' ich von dieſem Beruf: Verluſt meiner Zeit, meiner ſtillen, mir ſelbſt gehörenden, grübelnden Muße und etwa 1000 ℳ. Dieſe letzte Summe werd' ich wohl vermiſſen, aber ich brauchte 1000 Thaler noch dazu. Wo dieſe hernehmen ohne Muße zum Arbeiten? Jetzt kann ich arbeiten und ich denke, ich beveſtige mich wieder in meiner früheren gewohnten Produktion und betrachte dieſe entſchwundenen 3 Jahre für eine lehrreiche Epiſode.

Ich arbeite gegenwärtig an einem großen Romane, der in Berlin ſpielt und ein Bild der Zeit geben ſoll. Manches Hohle und Nichtige ſoll da zur Sprache kommen, auch in der Kunſt. Der Winter wird darauf hingehen.

Sie ſchreiben mir einen Gruß von Küſtner. Den Königsleutenant hat er mir wie einem Anfänger zurückgeſchickt. Ich erkenne daraus, wie übermüthig jene Commiſſion iſt, die ſich da über die Stücke hermacht, Herrn Rötſcher an der Spitze. Dieſer täglich mehr ſich verflachende Saalbader, der, um ſich zu erheben, alles um ſich her niedermäht und höchſtens einen Langenſchwarz gelten läßt, kann nicht ertragen, daß

andere Menſchen, namentlich ich, in Theaterſachen genannt werden. Aber es wird ihm doch nichts helfen! Er glaubt Andere zu vernichten und ruinirt ſich ſelbſt. Wird ſeine Schreiberei trotzdem, daß er jedes Wort unterſtreicht und geſperrt drucken läßt, nicht immer trivialer?

Wenn Küſtner den Ottfried wieder erſtehen läßt, vergeſſ' ich vielleicht die ſchnöde Abfertigung des Königsleutenant, den man doch bei allen Bühnen, da nur nicht angenommen hat, wo ſich zufällig nur ungebildete Schauſpieler finden, die kein Franzöſiſch können.

Ich bin im Begriff, einmal an Deſſoir zu ſchreiben, ob er ſich meines Acoſta nicht annehmen möchte. Hendrichs ſpielt dieſe Rolle in der That unerquicklich. Auch die Stich iſt ſehr mittelmäßig, die Thomas wäre gewiß beſſer. Aber ſchon die Beſetzung der Hauptrolle durch einen Darſteller, der nicht ſo ſehr taſtender Inſtinktſpieler, wie Hendrichs iſt, würde dem Stücke nützlich ſein und der ganzen Berliner Vorſtellung, die keine gelungene war, eine beſſere Richtung geben.

Unſere Freundin Wilhelmi leidet ſehr durch die Bank-Bürck'ſche Clique. Sie gefällt ſehr in allen neuen Rollen, weniger in denen, die ſie der Bayer nachſpielen will. Ich hoffe, daß ſie meine Warnungen hört und endlich einmal nur Neues ſpielt. Welche

Kämpfe hat mir dies Engagement gekostet, welchen Haß von Lüttichau selbst zugezogen! Jetzt hab' ich die Satisfaktion, daß die Nothwendigkeit dieser Ergänzung unseres Personals endlich anerkannt wird.

Nun sollt' ich Ihnen noch über meine Ehe schreiben! Darüber sag' ich ganz kurz, daß ich eine gute Wahl getroffen habe. Meine Frau ist jung, recht hübsch, talentvoll und von soviel Phantasie in der Liebe, daß ich nicht nöthig habe, zu wecken, eher zu zügeln. Die Zeiten, wo ich neben meinen geordneten Lebensverhältnissen rechts und links noch nach Liebe oder wenigstens Hingebung suchte, „sind vorbei". Wären in meiner guten verstorbenen Frau nur einige Funken von dem gelegen gewesen, die in meiner jetzigen liegen, der Roman Therese wäre nie gespielt worden. Ich habe nur den einen Kummer, daß ich 38 Jahre alt bin oder doch mich durch meine Erinnerungen älter fühle, als ich meiner Kraft nach bin. Es ist ein so weites, weites Feld von Lust und Leid, das ich rückwärts übersehen kann!

Herzlich Ihr

Gutzkow.

Dresden, Dienstag d. 30ten Okt. 49.

Lieber Freund, noch aus dem alten Jahre einen Abschiedsgruß und ein Willkommen fürs neue!

Im Ganzen kann Ihnen doch das verflossene Jahr eine rechte Bereicherung Ihres Lebens erscheinen. Sie haben sich Terrain auf der Bühne gewonnen und haben erreicht, daß jede Fortsetzung Ihrer dramatischen Produktion schon an und für sich gleich von den Bühnen freundlich berücksichtigt wird. Lassen Sie jetzt nur nicht nach und geben Sie à la Putlitz rasch hinter einander Neues.

Daß Ihnen für Berlin Rötscher und Gubitz hinderlich sind, ist eine Calamität, die doch wohl nicht zu lange dauern kann, nur müssen Sie nicht auf's Friedrichs-Wilhelmst. Theater gehen. Sie wissen, wie der Berliner ist! Im Hoftheater will er seinen aparten Genuß haben. Lieber für Berlin unaufgeführt, als auf eine Nebenbühne. In Wien ist das anders.

In Betreff der Prüfungskommission haben Sie ganz Recht. Es ist ein schändlicher Mißbrauch! Rezensenten sollen recensiren, nicht censiren, Censoren censiren, nicht recensiren. Gern eröffnete ich den Kampf, wenn ich nicht die Dummheit begangen und meinen Königsleutenant eingesandt hätte. Als er refüsirt war, konnt' ich nichts mehr thun. Ich hätte sollen mit Namensunterschrift in allen Berliner Blättern erklä-

ren, ich böte der Berliner Intendanz nichts mehr an aus den und den Gründen. Nun das Stück abgewiesen ist und Spiker einen schmähenden Bericht darüber aus Frankfurt schrieb (selbst schrieb, um die Commission zu rechtfertigen!), seitdem hab' ich nichts, um operiren zu können. Leider schreib ich nun auch gegenwärtig nichts Dramatisches, werde aber im Sommer mit ganzer Sammlung etwas hoffentlich Gutes zu Stande bringen und dann beginn' ich, dieser Prüfungscommission den Fehdehandschuh hinzuwerfen und die Behörden um Auflösung einer Mißhandlung des Originalautors anzugehen.

Jetzt kann ich nichts thun, weil ich momentan als Dramatiker nicht à la hausse stehe. Meine letzten Sachen machten nicht viel Glück. Ich selbst bin des Theaters müde und will erst nach anderer Richtung hin etwas Tüchtiges leisten. Mein Roman nimmt mich bis in den Sommer in Anspruch.

Für einen Congreß kann ich auch nicht sein. Wie verschwände das in gegenwärtigen Zeitläuften? Welche Leute würden sich da mit Einem zusammenspannen! Und Sie würden erleben, daß wer grade Hoffnung hat, eben von sich in Berlin ein Stück gegeben zu sehen, z. B. Benedix sich gar nicht anschlösse und sich wohl hütete, jene Herren zu reizen, die zweimal gefährlich sind.

Wie gesagt, ich erwarte nur mein nächstes Stück und beginne dann den Kampf auf eigne Hand und nütze dann Allen.

Inzwischen ist Küstner wieder sehr zuthunlich gegen mich. Daß man dem Holbein Lauben an die Seite setzte, (richtiger freilich, daß sich Laube mit wahrer Desperation aufgedrängt hat!) macht Küstnern verlegen. Ich weiß, daß Fürst Wittgenstein nichts dagegen hätte, wenn ich in Berlin Dramaturg würde; es hängt nur von Küstnern ab, formell dafür die Initiative zu ergreifen. Wird er das thun? Werden nicht Rötscher, Gubitz, die Birch, selbst vielleicht Döring und Andere ausrufen: Alles, nur nicht den Gutzkow als Dramaturg! Und doch wär' es möglich, wenn mich die Presse unterstützte und Küstner Besorgnisse schöpfte.

Freilich würde der Umkreis meines Einflusses so eng gesteckt werden, daß ich mich doch wohl noch besinnen würde, wieder eine solche halbe Stellung einzugehen, wie die hiesige war.

Die Wilhelmi seh' ich selten. Vorgestern spielte sie wieder in Ihrer Caprice aus Liebe. Das Stück gefiel weit mehr, als beim ersten Male. Man hat viel gelacht. Im Ganzen genommen kann die W. gegen die Bürck nicht aufkommen, deren Mann alle Segel aufspannt, um seine Frau oben zu erhalten.

Auch iſt es ſchlimm, daß ſie ihren Freunden es ſchwer macht durch vielerlei Störendes und daß ihr die Bürck eben in jener Weiblichkeit voraus iſt, die Männern und Weibern gefällt. Schlimm auch, daß die W. nicht genugſam gebildet iſt. Sie hat ſich indeſſen auf neue 3 Jahre gebunden.

Laſſen Sie mich bald wieder von Ihnen hören und ſeien Sie verſichert, daß ich unverändert bin und bleibe treulichſt

Ihr

Dresden, d. 30ſten Dez. 49. Gutzkow.

Lieber Freund, ich leſe in der geſtrigen Beilage der S. A. Z. Ihre Berliner Berichte. Meine Freude, daß Brockhaus endlich vernünftig iſt und mit Ihnen anknüpft, war nicht gering. Sie haben nun ein einflußreiches Organ in Händen und werden für Ihr Wirken einen neuen Reiz gewinnen, einen neuen Sporn, der Sie antreibt und Ihnen Hoffnung giebt.

Was Sie von Küſtner, Rötſcher und mir ſagen, iſt ſo warm, ſo uneigennützig, daß es in dieſer Zeit allgemeiner Ichſucht, wo ſelbſt beſſere Naturen aus Verzweiflung über die Exiſtenz nur für ſich ſelber ſorgen, Ihrem Charakter Ehre macht. Was wird dieſe Arbeit die Betheiligten in Harniſch bringen! Rötſcher,

Gubitz, Küſtner, vor Allem! Aber auch die minder Betheiligten, Gubitz junior, Spiker, die Herrſchaften am Theater, und tutti quanti! Wer gönnt mir wohl eine ſolche Anerkennung, wenn ſie möglich wäre?

Seitdem Sie Ihre Arbeit begonnen, iſt Dſchingiskhan durchgefallen, der Genius mit zweifelhaftem Erfolge gegeben. Rötſcher's Aktien ſind ſo gefallen, daß Küſtner Angſt bekommen hat, Ottfried, Urbild, Romeo und Julie anſetzt und nicht mehr weiß, wohin er ſich wenden, wie retten ſoll! Wittgenſtein hat geſagt, er hätte gegen meine Berufung nichts, Küſtner ſolle ſie nur beantragen ... auch mit Ladenberg hab' ich mich in Verbindung geſetzt, eine andre einflußreiche Perſon, die ich nicht nennen kann, wird zu wirken verſuchen und ſo zieht ſich um Küſtner etwas zuſammen, daß er ein Thor iſt nicht ſelbſt die Sache in die Hand zu nehmen. Ich würde mit ihm ganz gut auskommen. Warum iſt er ſo ſpröde? ſo mißtrauiſch gegen mich? Ich habe viel Ruhe gewonnen, würde mich mit ihm verſtändigen und dafür, daß ich die geiſtige Verantwortlichkeit ganz auf meine Schultern nähme und natürlich auch die Prüfungskommiſſion ſogleich auflöſte, mir nur für gewiſſe Initiativen die freie Hand bedingen. Die Hauptherrſchaft kann er ja behalten. Es iſt dies nicht wie hier bei Lüttichau, der ein Ignorant und hoffärtig war. Küſtner hat Bonhomie.

Warum ſollt' ich nicht mit ihm auskommen, wenn ich gegen Regie- und Prüfungscommiſſion mich gedeckt ſehe?

In ſpäteſtens 14 Tagen bin ich in Berlin zum Beſuche meiner Schweſter, die meine Frau kennen lernen will. Läge mir nur nicht mein Roman ſo ſchwer auf! Ich bin im 5ten Buche und habe deren 9 zu ſchreiben und jedes Buch iſt — ein Band! Den Titel kennen Sie? „Die Ritter vom Geiſt". Es iſt ein Stoff, in dem 5—6 Dramen ſtecken. Ich mußt' einmal wieder einen ordentlichen Anlauf zum Parnaß nehmen.

Emil Devrient ſagte mir, Hölderlin's Liebe wäre Ihnen ſo gelungen, daß er das Stück ſofort zur Darſtellung betreibe. Dazu wünſch' ich Glück! Da ich mich von der Qual ausruhe, drei Jahre lang von der wahnwitzigen Eitelkeit und dem böſen Willen dieſes ſcheinbaren Freundes abhängig geweſen zu ſein, und ihn ſelten ſehe, ſo weiß ich nichts Näheres über dieſe Angelegenheit und wünſche, daß ſie den beſten Fortgang nehme.

Ehe ich Ihnen nicht ganz beſtimmt ſchreibe, daß ich nun nach Berlin abreiſe, ſchreiben Sie mir noch hieher. Meine Frau freut ſich, ein treues Gemüth kennen zu lernen. Frauen wiſſen das zu ſchätzen, und der Einblick in das gewöhnliche literariſche Getriebe hat ihr bis jetzt wenig Freude gemacht. Sollten

wir ganz in Berlin wohnen, ſo würden wir es den Freunden ſchon bei uns behaglich machen.

Herzlich grüßend

Ihr

Dresden, 4. Febr. 50. Gutzkow.

Täglich hofft' ich, mich entſchließen zu können, nach Berlin zu reiſen. Ich komme nicht dazu. So muß ich einmal brieflich fragen: Wie geht es, lieber Freund? Ich leſe Ihre Berliner Berichte und freue mich, Sie angeregt und anregend zu finden. Neuerdings find' ich, daß Sie öfter ſchreiben, als anfangs. Ich würde immer rathen: wenig, aber oft! Brockhaus ſcheint es ſo auch lieber zu haben. Fanny Lewald wird Ihnen danken. Erwähnt zu werden, iſt jetzt ſchon dankenswerth. Sind die „Erinnerungen" wirklich lehrreich und angenehm? Wenn dieſe Fanny nur nicht ſo fürchterlich ſelbſtzufrieden und eitel wäre!

Devrient hat mir Ihren Hölderlin nicht zu leſen gegeben. Iſt er gedruckt, ſo ſchicken Sie ihn ja! Da ich jetzt nicht mehr um die dramatiſche Produktion Aller mich zu kümmern habe, ſo kann ich die Leiſtung des Einzelnen theilnehmender in mich aufnehmen.

Ich bin an meinem Roman unausgesetzt thätig. Vom 1. July an wird er successive erscheinen. Es ist Zeit, daß es damit zu Ende geht. Diese nie ruhende Arbeit ist furchtbar erschöpfend.

Für den Schutz, den Sie mir gegen die Berliner Theatermeute angedeihen ließen, muß ich Ihnen danken. Ich suchte mir durch eine Erklärung selber zu helfen, die Anschuldigung war zu listig berechnet. Ich erkannte recht den offiziellen Styl der Charlottenstraßenecke wieder; fast wörtlich hört' ich, was auch Charlotte Birch im März 1848 schon zu Emil Devrient damals gesagt hatte, dieser zu ihr, sie zur Therese u. s. w.

Von Ladenberg hab' ich sozusagen eine bestimmte Zusage, daß von dem Tage an, wo er den längst gewünschten Einfluß auf die Berliner Theaterzustände gewinnt, meine Unterstützung von ihm wird in Anspruch genommen werden. Er theilt meine ganze Ansicht über die Unhaltbarkeit dieser Verfassung.

Küstner straft mich durch totale Vernachlässigung meiner Stücke. Da er es aber nicht ganz verderben will, hat er Shakespeares Was Ihr wollt nach meiner Einrichtung angenommen. Ich lese, daß man sie geben wird und hoffe, daß Besetzung und weitere Befolgung meinen Vorschriften angemessen sind. Wenn man eine solche Bearbeitung nicht selbst einstudirt,

iſt es doch nur halbes Werk. Man muß ſelbſt dabei ſein, ſeine Ideen ausſprechen, den Ton ſogar, in dem man ſich das Ganze gehalten denkt, angeben und endlich auch noch auf den Proben modifiziren, kürzen, ändern können. Hier iſt das Stück an Frau Bürck's Eitelkeit, die Viola, Cäſario, Sebaſtian zuſammen zu ſpielen ſo gut wie geſcheitert, die Lobhudler in dem Neuen und Alten Dresdener Journal mögen ſagen, was ſie wollen.

Beſuchen Sie uns auf einige Wochen! Das Wetter iſt ſchön, Dresden gefällt mir erſt, ſeitdem ich nicht mehr mit dem Theater zu thun habe, nicht mehr Lüttichau's Sklave bin.

Sehen Sie Meyerbeer, ſo grüßen Sie ihn von mir. Aufrichtig und herzlich

Ihr

Dresden 9. April 50. Gutzkow.

Mein lieber Freund!

Den Brief, den Sie mir durch Frl. Fuhr ſchicken wollten, hab' ich nicht erhalten. Die Dame iſt zwar durchgereiſt, ſcheint aber keine Zeit gehabt zu haben,

mich aufzusuchen. Ich hoffe, daß mir dieser Brief nicht entgeht, um so mehr, als er vielleicht in einer froheren Stimmung geschrieben ist, als Ihr letzter, der wieder in jeder Zeile Muthlosigkeit und Verstimmung verräth. Ich glaube fast, Dresden als Aufenthalt thäte Ihnen für immer Noth. Sie bedürfen solcher Anlehnungen, wie Sie sie hier gefunden haben, an die Bühne, ein gebildetes Publikum, (wenigstens ein wohlerzogenes), an Menschen, die Sie so liebhaben, wie Wilhelmi's und wir auf der Lindengasse No. 8. Ich glaubte nun, der schöne Theaterabend, den Sie hier erlebten, würde der Anfang neuer glücklicher Erfahrungen und Eindrücke werden und nun will es doch nicht gehen. Der geringe Erfolg Ihrer Dramen, neuerdings in Mannheim und Leipzig, ist schrecklich entmuthigend, aber niederschmettern ließ' ich mich nicht. Die Redaktion der „Jahreszeiten" ist doch auch ein Lichtblick. Das Blatt ist in Norddeutschland gelesen, es hat in Hamburg Einfluß. Wir wollen hier schon Sorge tragen, daß mindestens 3 Exemplare gehalten werden müssen. Ich wünschte, die Redaktion begänne schon im Oktober, nicht erst im Januar. Vielleicht bringt man es hier auf noch mehr Abnehmer. Wenigstens stehen wir dann im Rapport mit dem, was Sie in Hamburg wirken.

Prutz und Wolfsohn geben von Neujahr bei

Hinrichs in Leipzig ein „Deutsches Museum“ heraus in 14 Tagesheften.

Ihre freundliche Kritik meiner Ritter las ich gestern im H. Corresp. den ich mir von der Redaktion des alten Dresd. Journals borgen mußte, weil ihn hier fast niemand hält. Ich will hoffen, daß die Fortsetzung Ihren guten Erwartungen entspricht. In der Didaskalia vom 21. d. M. sprach Lorenz Tieffenbach sehr überraschend für mich gleichfalls mit wahrhaft imposanter Anerkennung. Ich gestehe, daß ich auch zu unglücklich wäre, wenn dies Unternehmen sich nicht bahnbräche und wenigstens von den viel inhaltvolleren Bänden 3. 4. an über die Gränze der gewöhnlichen Literaturkreise hinausdränge. Aeußerlich ist freilich alles verkehrt angefaßt worden, aber Brockhaus kommt vielleicht zur Besinnung. Seine Zeitung hat sich übrigens sehr gehoben.

Morgen haben wir hier Dingelstedt's „Haus des Barneveldt“. Er schreibt mir, daß Gall über die Notiz erschrocken wäre, daß er mich aufgemuntert hätte, die Gräfin Esther zu vollenden. Eine Maitressen-Tragödie! Die Stubenrauch und der König von Württemberg!

Mein kleines Töchterchen, das wir Klärchen nennen werden, gedeiht leidlich. Die Taufe ist am 9ten

Oktober. Sollt' ich nachdem noch nach Berlin kommen? Ich weiß es nicht.

Laſſen Sie den Muth nicht ſinken! Schreiben Sie bald wieder ein Luſtſpiel, das Sie im Arbeiten zuvörderſt ſelbſt erheitert. Wir ſtehen ja alle, lieber Freund, dem großen Chaos dieſer Zeit ohnmächtig gegenüber und ſehen die Menſchen Fragen und Verhältniſſen nachlaufen, die des Aufmerkens und dieſer haſtigen Neugier nicht werth ſind. Wer dringt da durch? In den Zeitungen z. B. den Berlinern, welche breitſpurige Süffiſance über die langweiligſten Erlebniſſe! Was wird da Papier bedruckt! Was Alles für wichtig genommen! Man muß das gehen laſſen und ſich leider Gottes jetzt beſcheiden, daß man athmet und die Welt beſitzt, ohne die Cholera zu kriegen oder im Zuchthauſe zu ſitzen. Apropos: Zuchthaus. Wiſſen Sie, daß Tieck jede Fürſprache für Kinkel beim Könige abgelehnt hat mit folgenden authentiſch verbürgten Worten: „Bah, ſeine Frau hat die Frechheit gehabt, mir ſeine Werke zu ſchicken! Was ſoll ich damit? Ein Revolutionär! Er ſpinnt ja nicht mehr! Er muß kopiren. Das hab' ich immer gern gethan. Copiren iſt eine Erholungsarbeit." Der Mann, zu dem Tieck das geſagt hat, erzählte mir's ſelbſt. Ich darf ihn leider nicht nennen. — Wollen Sie, Tieck betreffend, über etwas recht herzlich lachen,

ſo leſen Sie in Alexander Jung's Bettler vom James Park. S. 177.

Adieu, lieber Freund! Frohen Muth wünſcht

Ihr

Dresden, d. 29. Sept. 50. Gutzkow.

Mein theuerer Freund!

Ich habe heute eigentlich nur die Abſicht, Ihnen meinen 2ten Band zu ſchicken und mir ein längeres Schreiben auf ein Andermal zu verſparen. Ihr „Theater" hab' ich erhalten. Es bei Brockhaus anzuzeigen, wird mir etwas ſchwer, da er mir bei den Differenzen, wegen deren ich aufgehört habe, ihm aus Dresden zu correſpondiren, unter Anderem ſagte: Ich hätte dieſe Berichte doch auch immer zu meinem Vortheil benutzt! (Es handelte ſich um das Honorar dafür.) Schreib' ich ihm nun über meine Freunde, ſo triumphirt er über ſeine Genugthuung. Ich muß ſehen, wo ich ſonſt der Sammlung nützen kann.

Die „Jahreszeiten" ſollen nun hier in einigen Exemplaren von Neujahr an gehalten werden. Ich wünſche, daß dieſe Zeitſchrift, die ich einmal bei ihrem

Entſtehen getauft habe, wieder mehr in den Frühling, als in den Winter tritt.

Wie machen Sie denn das, zugleich in Hamburg und Berlin zu ſein? Fahren Sie zu Lear und Aehnlichem nach Berlin hinüber?

Ich bin eigentlich recht verdrießlich. Ueber die Zeit, den Krieg, die beiden Gegenſätze Preußen und Oeſterreich, wo man ſich für keines wahrhaft begeiſtern kann, über die Langſamkeit, mit der mir Brockhaus mein Buch in die Welt ſchleppt, über die Schwierigkeiten, die ſich einer Zukunft aufthürmen, die nicht in den Unſinn der Partheiung ſich mit klaſſifiziren läßt, die Nothwendigkeit, bei Kriegszeiten doch wohl nach Berlin gehen zu müſſen und da — was zu thun?

Ich komme faſt gar nicht ins Theater. Das Repertoir iſt elend und Niemand tadelt es. Mein Repertoir war vortrefflich und Alle ſchimpften.

Grüßen Sie Glaßbrenner, von dem ich höre, daß er hypochondriſch iſt und verſtimmt. Sagen Sie Glaßbrenner, ſeit er in den Märztagen über die Berliner, wie auch ich, gerührt war, iſt es mit ſeinem Spotte nichts mehr. Ueber die Kugel im Brunnen in der Breiten Straße weinte er. Da ſoll er die Satyre jetzt den Kaliſch's und Dohm's laſſen und ſich zu einer größeren Produktion, wie ſein Reinecke Fuchs, wieder ſammeln.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Wir ſprechen oft von Ihnen und vermiſſen Sie. Meine Clara iſt heute ¾ Jahr alt und gedeiht.

Treulichſt Ihr

Dresden, 27. Nov. 50. Gutzkow.

Mein theurer Freund, ich verſparte mir, Ihnen zu ſchreiben, bis auf die Fortſetzung meines Romans, dem Sie im H. Corr. ſo freundliche Beförderung widmeten. Ich hoffe, daß Brockhaus ſeinen Vortheil nun beſſer verfolgt und das Buch raſcher erſcheinen läßt. — Die erſte Nummer der Jahreszeiten, die ich nun ſelber halte und per Poſt beziehe, iſt eingetroffen. Ob ſie weiteren Fortgang hier haben, kann ich noch nicht ſagen. Die Concurrenz des ſehr theuern Prutz'ſchen Muſeums iſt hinderlich. O. A. Banck hat in der Sächſ. Conſt. Ztg. die an die Stelle des N. Dr. Journals getreten iſt, die Redaktionsveränderung erwähnt. — Der Abgang der Wilhelmi thut mir leid. Die Bürck ſcheint dieſe Bedingung als Lüttichau'ſches Pathengeſchenk für die Taufe ihres Jungen angenommen zu haben. Ohne mich konnte ſich die Wilhelmi nicht befeſtigen und da ſie eitel war, durchaus das Bürck'ſche Fach ſpielen, nichts von Salondamen, Coketten u. ſ. w. wiſſen wollte, ſondern auf Clärchen, Gretchen ꝛc.

aus war, so war es eben auch aus. — Neues, was Sie für Ihre Zeitung brauchen könnten, weiß ich wenig. Die Gräfin Hahn lernt in Mainz lateinisch, um die Kirchenväter zu studiren. Das ist thatsächlich. Sie giebt zu Ostern „Lamentationen" heraus, in denen sie sich der Welt zum ersten Male in dem Lustre ihrer neuen Bekehrung zeigen wird. Schelten Sie mich nicht grausam, wenn Sie in meinem Roman Paulinen und Helenen d'Azimont (Band 4) so stark werden gegeißelt finden. Diese Sphäre verdient es nicht besser. Man will mich hier in der Aristokratie über meinen Roman schon steinigen. Dieser unverbesserliche Demokrat! heißt es. Gerade weil ich die vornehme Welt kenne, weil ich romantisch, ich möchte sagen Goethisch-Tieckisch gestimmt bin, gerade deshalb ist den Leuten meine Verachtung ihrer Ansichten ein solches Horreur.

Was sagen Sie zu Dingelstedt's Beförderung? Ich fürchte, er wird die ganze Verwendbarkeit der Literatur für die Bühne in Frage stellen; denn einen Blasirteren und Unfähigeren für einen solchen Posten giebt es nicht. Nur um Löwe und Gall zu ärgern, um sich vor den Eventualitäten nach dem Tode des Württembergischen Königs sicher zu stellen, wirft er sich auf diese Bahn, macht den Hofleuten in München weiß, daß die Bühne seine Aufgabe wäre und kassiert dies unverdiente Glück ein, wenn es ein Glück ist! Ich

würde diese Stellung Zahlhaas, Cornet, Anderen gönnen; aber Dingelstedt! Die Blasirtheit, Indolenz, Unfähigkeit selbst! Und das wird von der Augsb. Ztg. angerühmt, befördert, genehmigt. Die Welt steckt voller Lüge und nur dem Unwürdigen geht es gut.

Ich bin bitter, verstimmt. Wie sollt' ich auch nicht, wenn ich mir sagen muß, daß ich ewig in der Welt nicht weiter kommen werde, als meine Kräfte reichen! Seh' ich die furchtbare Steigerung meiner Bedürfnisse durch meine Kinder, so überfällt mich ein Grauen, wenn ich meine ganze Lage überdenke! Ich arbeite ohne rechte Lust, weil ich immer darin die Bedingung meiner Existenz erblicken muß. Von Lebensfreuden ist nicht mehr viel die Rede! Meine Frau muß ich für meine engen Verhältnisse erziehen und mir selbst so stimmen, wie ich sie haben muß, um darin mit ihr auszukommen. Mein Herz ist milder und weicher gestimmt, als in meinen früheren Jahren: ich füge mich in Vieles, aber daß man das muß, daß man grade nicht mehr hat, als eben nur seine Vegetation, das ist doch traurig. Der Schluß des Jahres und der Anfang des neuen regt mich zu so trüben Betrachtungen an. Geh' es Ihnen wohl!

Herzlich grüßend

Ihr

Dresden, 10. Jan. 51. Gutzkow.

Mein theurer Freund! Ihre Tröstungen lehnen sich an Thatsachen, die ich nicht läugnen kann und doch will der Unmuth nicht vorübergehen. Ich mag heute meine Litanei nicht wiederholen, aber immer freudloser wird das Leben doch, ein Kampf für die Scholle Existenz, die man einmal errungen hat, immer auf dem »qui vive«, wie eine Schildwache; schliefe man einmal ein, so wäre man überfallen und verloren.

In 14 Tagen schick' ich Ihnen Band 5, der unstreitig der beste aller vorangegangenen sein wird und die Tendenz, die ich habe, auf die rechte Höhe bringen wird. Brockhaus zögert länger, als meine Ungeduld ertragen kann.

Die Jahreszeiten bieten uns Abends die angenehmste Lektüre. Ihr Feuilleton ist trefflich. Daß Sie die französische Darstellungsweise angenommen haben und à la Jules Janin plaudern, mag Ihnen von vorübergehendem Nutzen sein. Die Darstellung, die Sie früher hatten, bewegte sich nicht recht rasch, sondern sie war manchmal wie ein stillstehender See. Jetzt ist es ein Fluß, aber manchmal doch zu plätschernd. Vergeben Sie mir, wenn ich wie immer etwas mäkle. Brauchen Sie die Wendungen wie „ah! Ein Stück, ein Stück, das . . . ein Stück, von dem . . . ein Stück u. s. w." seltener. Wie gesagt, es ist Ihrer ganzen Entwicklung nützlich, daß Sie einmal in diesen Fluß gerathen, aber so ganz Französisch ist doch auch zu viel!

Die Conferenzen gehen ihren Gang fort und ziehen allerhand Correspondenten her z. B. Oldenberg von Berlin, Falkbeer von Kiel, Heß aus Thüringen u. s. w. Schwarzenberg hat hier bei seiner ersten Anwesenheit zu Regierungsrath S. gesagt: „Ich kann aus der Geschichte nichts lernen". Hoffentlich hat er damit gemeint, daß die Stellung Oesterreichs zu Deutschland von jetzt ohne alle Analogie in der Vergangenheit ist. Er zeichnet am meisten die schöne Gräfin Voß aus, eine Schwägerin von Radowitz. Man hält diese Dame sogar schon für einen „weiblichen Diplomaten", die von Erfurt Instruktionen bekäme. In der Künstlerwelt ist bemerkenswerth, daß Rietschel jetzt an ein Standbild für Carl Maria von Weber geht, das deßhalb seine großen Schwierigkeiten hat, da, was ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Male erfuhr, Weber mißgestaltete Füße hatte, so auseinandergehend, wie Sie sich Stägemanns in Berlin erinnern werden.

Meine Frau grüßt bestens. Unser Clärchen gedeiht allerliebst. Ich will eine kleine Tour von 8—14 Tagen hier und dorthin machen, um mich etwas zu erholen. Ein Ausflug nach Hamburg ist zu theuer.

Mit Herzlichkeit wie immer Ihr

Heut' in Eile! Gutzkow.

Dresden, den 15. Febr. 51.

Mein theurer Freund.

In einigen Tagen schick' ich Ihnen den 5ten Band, von dem ich eine dem Ganzen nachhelfende Wirkung hoffe. Die Basis ist in den 4 ersten Bänden gelegt. Nun kommt es darauf an, darauf zu bauen und dem Gemüthe eine traulichere Ansiedelung zu gönnen. In der Vossischen stand am Sonnabend eine Kritik, von W. Alexis glaub' ich, worin viel Gutes gesagt, aber auch der ewige Refrain der mangelnden Poesie wiederholt wird. Wie wird dies Wort jetzt soviel verschwendet! Was diese Leute Poesie nennen, ist — gerade das, was ich in der ernsten Aufgabe, die ich mir stellte, vermeiden wollte. Romantik und ewig Romantik ist diesen Leuten Poesie. Ich gebe das Leben, die Wirklichkeit. Sie soll nicht nackt sein, dafür wird schon gesorgt werden. Erst hab' ich den Boden, die Wurzel, den Stengel der Pflanze gegeben, nun erst können Blätter und Blüthen kommen. Ohne das Ende zu kennen, kann man über mein Buch noch nichts Entscheidendes sagen.

Mit treuer Herzlichkeit Ihr

Dresden, 11ten März 51. Gutzkow.

Mein lieber Freund. Ich habe Ihnen sehr lange nicht geschrieben. Von Berlin aus hätt' ich es thun sollen, aber soviel Brauchbares ich Ihnen hätte melden

können, es fehlte die Sammlung. Auch war ich recht unwohl und erholte mich dort erst allmälig. Hieher vor 4 Wochen zurückgekehrt, bekam ich eine zufällige Lähmung des rechten Arms, die mich 14 Tage ganz unfähig machte, ihn zu brauchen. Seither hab' ich soviel Versäumtes nachzuholen, daß ich auch heute nur einen flüchtigen Gruß Ihnen schreiben kann und Sie bitten muß, mit meiner Briefschuld Geduld zu haben.

In Berlin fand ich Zerfahrenheit, Apathie, geistige Sterilität und die dümmste Einbildung, als käme auf das dortige Zeitungsgeschwätz über die Kammern, Manteuffel u. s. w. in dieser Welt viel an. Nebenbei rennt man dem Geschwätz über die laufende Theater-, Concert-, Vergnügungs-Chronik nach. Der Eindruck, verbunden mit schlechtem Wetter, war so fatal, daß ich froh war, wieder in meinem sauberen Dresden zu sein. Hülsen besucht' ich, Anstandshalber. Er will die Birchpfeiffer stürzen. Leicht gesagt, womit? Er will das Publikum reformiren, das Lustspiel neu anbahnen. Als wenn es ein Lustspiel gäbe, ohne freie Auffassung der Zeit! Wie man das Lustspiel wahrhaft fördern könnte, wie man die Birchpfeiffer allein stürzen kann, weiß er nicht. Mein Wort: Sie haben zu dem Ende in Deutschland 6—7 Theaterdichter zu hegen, mit Liebe zu pflegen, ja zu protegiren, war ihm fabelhaft. Keine Protektion!

sagte er. Grade! sagte ich. Grade Protektion, Pflege, Liebe, Schutz, Wärme, damit man Lust zum Schaffen hat. Er bildet sich ein, mit Gerechtigkeit auszukommen, d. h. Stücke werden eingesandt, gelesen, geprüft, abgeurtheilt. Dummes Zeug! Ich kann darüber nicht alles so ausführen, wie ich's meine. Sie werden verstehen, was ich mir denke. Rötscher und Gubitz will er entfernen, sich aber von Tieck Namen sagen lassen, die er an ihre Stelle zu setzen hat. Tieck wird ihm vielleicht Kugler und Fritze nennen. Sind wir damit gebessert? Die Berliner Bühne ist nur zu heben durch

> einen Mann, der durch seine Verwaltung ein Blatt in der Geschichte der Kunst und Literatur zu beschreiben trachtet

nicht durch Comités, alte Regisseure, Birchpfeiffer-„abschaffen" und solche Hülfsmittel. Solche Männer giebt's wenig und ich habe die edle Dreistigkeit zu sagen, es giebt vielleicht nur drei: Laube, ich oder Eduard Devrient. Punktum.

Natürlich sagt' ich das dem Leutenant nicht, sondern erklärte ihm nur, daß sehr mittelmäßig in Berlin Comödie gespielt wird, Stawinsky und Weiß pensionirt werden müßten u. s. w. Aber davon wollte er nichts hören. Weißen hat er sich ganz in die Arme geworfen und Teichmann läuft hin und her und rühmt den

neuen Besen. Alle Journalisten halten ihr Urtheil zurück und hoffen Jeder, daß er befördert, hervorgezogen, gefeiert wird. Jeder wartet auf einen Besuch des neuen Intendanten, mindestens auf Erhaltung eines Freibillets. Alle denken so, Mundt's am allermeisten, auch Kossak und alle.

Fallmerayer's Wort über den Roman und neulich das Feuilleton der Nationalzeitung wird Ihnen Freude gemacht haben; denn ich weiß, Sie meinen es gut. Fallmerayer macht der Presse einen Vorwurf, den die Nationalzeitung wohl verstanden hat. Es ist auch zu erbärmlich, wie die Journale sich zu meinem Buch verhalten. Da ist z. B. Herr Adolf Stahr! Er schreibt über Alles; aber weil ich das Unglück habe, bei Fanny Lewald in Ungnade gefallen zu sein, huscht er über mich immer hinweg. Auch Schücking ist lässig und will erst den Bauernfürst von mir gelobt haben. So geht das in der Literatur! Elend!

In Berlin waren Mundt's sehr lieb gegen mich, besonders er. Ludmilla besucht' ich einige Male. Die Jahreszeiten zeigen der Welt an, daß Therese glücklich ist. Darüber könnt' ich Ihnen eine recht lange Betrachtung schreiben. Ich denke, ich sage sie Ihnen mündlich, wenn Sie uns besuchen. Ich denke Sie kommen bald. Adieu!

Schreiben Sie bald Ihrem

Dresden, d. 3. März 51. Gutzkow.

Lieber Freund.

David Strauß, der Verf. vom Leben Jesu, war 4—5 Tage hier und fast immer nur mit mir und Auerbach. Er hat, seit 2 Jahren in München wohnhaft, Theologie und Philosophie und Politik an den Nagel gehängt und beschäftigt sich mit Kunstgeschichte. Er kam von Venedig und Wien, wo er, wie hier, nur die Gallerien besuchte.

Wir haben jetzt viel Fremde. Die Communikation mit Wien hebt Dresden sehr.

Wenn Sie hier sind, werden Sie mich an meinem 9. Bande laborirend finden. Das wird ein schwer Stück Arbeit werden. Schon der 8. wurde mir nicht leicht. In 8 Tagen erst kann ich ihn abschütteln und nach Leipzig schicken. Das Interesse ist doch jetzt recht groß. Das Buch ist vielbegehrt, alle Welt kennt es und folgt mit Spannung. Um so abscheulicher handelt die Kritik. Bemerken Sie z. B. in der Weserzeitung, der × × belletrist. Referent bringt über Alles Notizen, nur über dies Buch nichts. Interessant ist der Gegensatz, daß die Bibliothèque universelle de Genève (sehen Sie Magazin für Lit. d. Auslandes ich glaube No. 49 od. 50.) das Buch vom Standpunkt des antirevolutionären Prinzips lobt, während die Nationalzeitung sagt, es wäre Pflicht der Demokratie, sich an

dies Werk zu halten; ich denke, das ist ein Beweis meiner objektiven Ruhe. Freilich mit Band 6. werden Gefahren heraufziehen. Ich glaube an ein baldiges Verbot. Doch das ja nicht sagen!

Wir grüßen Alle!

Herzlichst Ihr

Dresden, d. 12. May 51. Gutzkow.

Theurer Freund, ich komme wieder recht in meine alte Briefsaumseligkeit. Ich bin oft unpäßlich; auch beschäftigt mich die Ausarbeitung eines Buches, das schon im Februar erscheinen soll. Unter dem Titel: Aus der Knabenzeit geb' ich meine ersten Lebenseindrücke aus den Jahren 1811—1821, gleichsam den ersten Band meiner Memoiren. Ich sah nicht ein, warum ich etwas, was Andersen that, nicht auch thun konnte. Ein Beitrag zu der von Ihnen so freundlich adoptirten Loveley-Literatur soll das Buch nicht werden, noch weniger à la Dichtung und Wahrheit emphatisch von meinem Ich sprechen; ich wollte nur beweisen, daß Berlin nicht so unpoetisch ist, als man es darstellt. Für den Erzieher, den Psychologen, für das Studium der Gesellschaftswissenschaft werd' ich manches brauchbare bringen, und am Rand muß sich verstehen, daß die Darstellung eines

von Preußischen Lebensbedingungen allmälig freiwerdenden Bewußtseins der Kern dieses Buches ist, das gewissermaßen als ein Farben-Palettenrest meines Romans angesehen werden kann.

Außer dieser Schrift, die Rütten in Frankfurt a/M. verlegt, erscheint der 13te Band meiner ges. Werke, enthaltend das Wagniß eines Wiederabdruckes der Wally. Die Verleger wünschten das Geschäft zu machen und ich bin leider nicht in der Lage, eine dargebotene Summe ablehnen zu können. Eine scherzende Vorrede giebt hoffentlich über dies Unternehmen einen harmlosen Standpunkt und läßt eine neue Verfolgung des Autors oder des Buches selbst als etwas Zopfiges erscheinen.

Ich vermuthe, daß die Jahreszeiten im neuen Jahre noch bessere Fortschritte gemacht haben. Neuerdings gefiel mir recht Ihre Notiz über Laube. Allerdings geht Laube sehr zurück. Das Repertoir des Burgtheaters bringt wieder „Neue und Ersatz" und ganz wie Deinhardstein gethan, der unter der Firma „Dr. Römer" Uebersetzung auf Uebersetzung lieferte, bringt Laube sogar mit Namennennung ebensoviel Uebersetzungen. Das Arsenal der Mittel von Neueinstudirungen alter Stücke scheint erschöpft und schon lehnt er sich am liebsten an Benedix, Baumann und alles Triviale. In seinen Correspondenzen mit

Schriftstellern soll er ebenso unartig und formenlos burschikos sein, wie Dingelstedt rücksichtsvoll und zuvorkommend.

Lüttichau hat endlich nach 2½ Jahren wieder ein Stück von mir gegeben!! Zopf und Schwert machte binnen 12 Tagen 3 volle Häuser! Nun giebt er dem Kasseninteresse nach und läßt auch Acosta wieder geben. Ich sehe zu, bezahle mein Entrée und habe keinen Antheil. Das nennt man „Ermuthigung des Dramatikers zur Produktion". Zopf und Schwert hat hier mindestens schon 6000 Thaler eingebracht, ich erhielt 55 ₰. Man kann daraus eine Gleichung machen: Der Hochmuth und die Selbstgefälligkeit der deutschen Bühne verhält sich zu ihrer Berücksichtigung der Literatur wie 6000 zu 55.

Von Allen im Hause die herzlichsten Grüße und alle Liebe von

Ihrem

Dresden, d. 19. Jan. 52. Gutzkow.

Auf Ihre Ansicht von meinem Leipziger Streite bin ich gespannt. Die Journalistik wird mir nicht beistehen; denn ein Blatt ist mehr gefürchtet, als ein Mensch geliebt und geliebt bin ich nicht einmal. Seit Jahren hab' ich das System, bei konsequenten

Gehässigkeiten, die gefährlich werden können, dem Faß den Boden einzuschlagen. Ich habe davon momentanen großen Aerger, selbst Nachtheil, aber die Rechnung zwischen mir und solchem ewigen Nergeln ist gestellt. Ich konnte die ästhetische Geringschätzung der Grenzboten ertragen, aber jetzt durften sie mir nicht mit „Charakterlosigkeit" und ähnlichen Prädikaten kommen. Ich vertheidigte mich humoristisch, sie erwiederten mit Grobheit. Wie das nun weitergehen wird, weiß ich nicht: die neueste Beurtheilung meines harmlosen und in ganz guter Laune geschriebenen Gelegenheitsstückes 'Der Königsleutenant — wollte Gott, wir hätten mehr solcher leichten und anspruchslosen Pièces' — drohte am Schluß in's Persönliche überzugehen, „man wüßte, ich verstände wenig Französisch!" Welche Rohheit von diesem Euren so sehr als Gentleman gepriesenen Freytag! denn er hat diese Kritik geschrieben.

Die Leute sagen mir, was ich eigentlich nicht glauben will. Sie sagen mir: Dieser Freytag ist voller Neid und Einbildung, stachelt Schmidt und Andere zu den ewigen Angriffen auf Hebbel und mich, er würde lieber in Dresden, als in Leipzig wohnen, er war indignirt, daß man mich zum Schillerfeste citirte, daß ich und Auerbach sogleich das Pinakothekische Museum unterstützten, er ärgert sich, daß Die Ritter die 2te Auflage erlebten trotz der Grenzboten, in denen

er die erste Verurtheilung schrieb — ich selbst kann mir aus persönlichen Stimmungen nicht soviel Mißgunst erklären, ich unterwerfe mich gern der Vorstellung, daß ich ihm ein unverdientes Renommée zu genießen scheine, aber so ganz preisgeben durft' ich mich nicht. Die Literatur wird Vortheil von meiner Opposition haben. Die Herren werden, um ihrem Wüthen gegen mich eine bessere Folie zu geben, von jetzt an gegen Andere besonnener und gerechter werden. Wenn sich der erste Schrecken über mein tollkühnes Wagestück gelegt haben wird, wird man gerechter urtheilen, als ich z. B. Herrn M. Heller urtheilen sehe.

Adieu, lieber Freund! Geh' es Ihnen besser, als in diesem Augenblick, auch körperlich,

Ihrem

Dresden, 4. März 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund, ich nehme von Ihnen auf längere Zeit Abschied. Ich will auf einige Monate in die Schweiz und nach Italien.

Briefe, die Sie hieher richten, werden mir nachgeschickt. Ihr Urtheil über das anliegende Buch hört' ich gerne. Es wird einen schweren Stand haben, da soviel des alten Neides und der alten Bosheit wieder gegen mich aus allen möglichen Löchern kriecht.

Sie deuteten in den Jahreszeiten an, ich hätte die Leipziger fordern sollen. Die Lektüre der franzöſ. Blätter ſcheint Ihnen dabei die Vorſtellung verdunkelt zu haben, wie nach deutſchen Begriffen, das Ponſard'ſche Duell, mit 35 Schritten Diſtanz, lächerlich iſt. Ein Deutſcher wird ſich nicht anders, als 5 Schritt Barrière — 15 Schritt Diſtanz ſchießen. Konnten Sie mir im Ernſt rathen, daß ich dieſen Spektakel aufführte? Ich ſchreibe Ihnen im Vertrauen; wenn ich auch zu dem Entſchluß einer Forderung aufwallte, ſo hielt mich hier Jedermann zurück, ja die Freunde verboten mir förmlich jede äußere Demonſtration. Ich könnte Ihnen über einen wirklich demonſtrativen Schritt, den ich that, Briefe und Thatſachen mittheilen; doch muß ich ſchweigen. Wen ich in der Sache anging, Niemand wollte eine Auffaſſung billigen, die vielleicht bei Herrn Uſſo Horn Effekt gemacht hätte. Es iſt noch nicht geſagt, ob ich nicht bei fortgeſetzter Mißhandlung meiner Perſon doch zuletzt mein Leben (alſo nicht mit 35 Schritt Diſtanz) an dieſe Frage ſetze, aber vorläufig ſtimmt mir meine Umgebung bei, daß ein guter Genius mich bewahrt hätte. Selbſt Dingelſtedt ſchreibt: „Daß Du Mäßigung gezeigt, iſt ein Glück für Dich, die Deinen und uns Alle.“ Und Sie, lieber Wehl, werfen mir gleichſam Feigheit vor. Das hat mich tief gekränkt. Ich war

nie feig. Ich habe drei- bis viermal Ehrenhändel gehabt, aber ich bin in meiner Lebens- und Literaturſtellung verpflichtet, den Schein einer aufbrauſenden und burſchikoſen Eitelkeit zu vermeiden.

Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich habe ernſte Arbeiten vor und bedarf der Reiſe, da ich leidend bin.

Mit aller Freundſchaft

Ihr

Dresden, d. 25. April 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund! Es iſt lange her, daß Sie nichts von mir vernommen haben! Seit 6 Wochen bin ich von meiner Reiſe, die nach Belgien, Paris, der Schweiz ging, zurück. Meine Exiſtenz zwang mich, augenblicklich die Feder zu einer Arbeit zu ergreifen. Dieſe Abſorption, in der großen Hitze noch dazu und endend mit fortwährender Unpäßlichkeit veranlaßte mein Schweigen. Ich habe Niemandem in dieſer Zeit geſchrieben, die dringendſten Billette ausgenommen. Nun ich mit der gröberen Arbeit meiner Produktion — einem bürgerlichen Schauſpiel aus der Gegenwart — fertig bin, drängt es mich doch, aus meiner Verborgenheit hervorzukriechen und die Wohlwollenden etwas hören zu laſſen. Ihren freundlichen Brief ſchickte mir meine Frau nebſt Kritik nach

Interlaken. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Antheil und Ihren ungeschwächten Glauben an mich. Meine Stimmung ist keine frohe. Ich bin viel leidend und habe ganz entschiedenen Kummer um meine Existenz. Sie haben in den Jahreszeiten gesagt, Ich verdiente jährlich ca. 3000 Thlr. Ach, lieber Freund, Sie haben da ein großes Wort gelassen ausgesprochen. Hätten Sie es lieber nicht gethan. Ich bedarf fast soviel, aber verdienen? Erschreiben? Da sein muß fast diese Summe jährlich, um anständig zu leben, 4 Kinder zu erziehen, eine junge Frau nicht mit Mühsal zu placken und der Welt nicht den Triumph zu gönnen, daß es einem Literaten, der nicht schmeicheln, speichellecken, sich verkaufen, in den Modeton des Tages nicht einstimmen kann, pauvre geht. Aber daß sie da sein muß, daß ich sie erschreiben soll, das ist mein Elend und ich erlieg' ihm auch. Nicht, daß ich nichts zu schreiben wußte, nein, daß ich Alles, was ich schreibe, hervorgeben muß! Daß ich nichts wegwerfen, liegen lassen, lange feilen kann! O man spricht von den großen Classikern, von Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Jean Paul! Alle hatten Existenzen, hatten Pensionen. Sie lebten der Sitte jener Zeit gemäß in kleinen Städten. Wär' ich vermögend, oder hätte nur für mich zu sorgen oder bezöge einen Gehalt, der meine Zeit nicht abkaufte, ich

wollte ganz andere Werke ſchaffen, meinen Gegnern ganz andere Beweiſe meines Könnens bieten. An ein großes Seitenſtück zu meinen Rittern, einen Plan, der fertig in mir lebt, ein Werk von den großartigſten Dimenſionen der Anlage, nebenbei mit der Möglichkeit, die beſſern und beliebten Figuren der Ritter wieder in ihm aufzunehmen, kann ich nicht denken. Ich bedürfte einer ſichern Exiſtenz von 2 Jahren. Wo nehm' ich dieſe her? Vorſchuß von einem Buchhändler? Dann wär' ich wieder zwei Jahre mit der Publikation und mit der Erſchöpfung zu verſorgen. Woher das nehmen? Kurz — Sie hatten nicht Recht, mich ſo mit einer Feder hinzuſtellen, die ſich à la Alex. Dumas das Ihrige ohne viel Sorge erſchreibt. Die tiefſte geiſtige Sorge quält mich. Wie gern' legt ich manche angefangene Arbeit zurück! Wie gern beurtheilt' ich mich ſelbſt! Kann ich das? Darf ich das?

Auch leid' ich unter dem Mangel an äſthetiſcher Würdigung. Dieſe Anſicht von Roſenkranz über meinen Roman — wie profeſſorenhaft war ſie! Wie deutlich unter dem Eindruck der Grenzboten geſchrieben, gegen die Sie und Kolb in der A. A. Z. ſich äußerten, ſonſt Niemand. Dieſer klägliche Vielſchreiber Stahr umgeht bei jeder Erörterung in der Nationalztg. über Romane meine Stellung, die die einzige beim Publikum wirklich faktiſche und durchgedrungene

ist. Lauter Fiktionen werden vorangeschickt, wenn Bücher besprochen werden, Fiktionen von dem und Jenem. Sie sehen mich in einem Zorn, der einmal losbricht und gewaltige Platzregen in die ganze Wirthschaft bringen wird. Es ist das nicht Eitelkeit oder Ruhmsucht, was mich gegen alle diese Menschen aufbringt, sondern die einfache Erwägung, daß ich in meiner Stellung pekuniär davon Nachtheil habe. Ich muß mir jeden Schritt erkämpfen, alles ertrotzen, es hilft mir nichts nach. Dem Kaufmann bildet sich ein Credit, dem Dichter ein Ruf. Credit und Ruf müssen nachhelfen. Das Schild am Laden muß sauber und rein gehalten sein und wenn man von Indigo spricht, darf man eine gute Indigofirma nicht übersehen und so in Anderem und im Geistigen auch. Doch genug davon!

Sprechen Sie Laube? Ich kann nur unzufrieden mit ihm sein. Bitte aber, davon zu schweigen.

Schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht. Herzlich und treu Ihr

Dr., 3. Aug. 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund, auf Ihren letzten so gütigen und herzlichen Brief hätt' ich sogleich antworten sollen. Aber ich bin zu sehr in Anspruch genommen, ver-

geben Sie! Wenn Sie von meinen Unternehmungen erſt von Anderen hören, ſo iſt daran nur ſchuld, daß ich ſelber davon nicht ſprechen mag. Mein Journal z. B. iſt etwas ganz Anderes, als mir zunächſt ſelbſt Vergnügen machen würde. Aber — die Geſetze der Nothwendigkeit entſcheiden. Ein Blatt wie Sie es andeuteten — kritiſch-polemiſch — würde nicht gegangen ſein. Sie ſehen es an Prutz D. M., das im Scheitern begriffen iſt, wie ein Cirkulär verräth, nach dem alle Honorare auf die Hälfte herabgeſetzt werden und die Mitarbeiter ihre Einſendungen frankiren ſollen! Mein Blatt iſt wohlfeil, wird im Beſtreben nach innerer Güte nichts vermiſſen laſſen und der Zudrang zum Abonnement iſt enorm. Die Beſtellungen laufen zu 20, 30, 40 ein. Hier hat man bis zu den unterſten Ständen von den höchſten an beſtellt. Brockhaus druckte 10,000 und läßt ſchon die 2te Auflage abziehen. Die HH. Grenzboten werden wieder einmal erleben, daß ich zum deutſchen Volke ganz anders ſtehe, als ſie ſich einbilden. Gebe mir nur der Himmel Muth und Gewandtheit, den guten Glauben an mich wahrzumachen nach Kräften! Können Sie mir vielleicht Erzählungstalente zuweiſen, ſo bitt' ich darum. Auch Ihnen ſelbſt ſei das Organ beſtens empfohlen.

Sind Sie mit Hülſen nicht zu ſtreng? Im Opern-

hause laßt sich nichts geben. Freilich hätte man einen Saal acquiriren sollen. Es giebt deren königliche genug, z. B. im Marstall glaub' ich auf der Breitenstraße. Der Zustand der Regie soll freilich schrecklich sein. Der König scheint die Bühne absichtlich gering zu achten. Wie vortrefflich war Ihr Wort über die Frechheit, einem Tabakshandlungscommis ein Privileg zu geben! In Paris, selbst in Wien wagte man so etwas nicht.

Ed. Devrient geht nach Carlsruhe, aber *ohne* zu spielen. Ein Beweis, daß sein Princip: „Direktor müsse ein Schauspieler sein" unhaltbar ist. Man hat ihn als intelligenten Mann und mehr als Schriftsteller engagirt, denn als Schauspieler.

Emil Devrient ist der Fluch der hiesigen Bühne. Am 1. November geht er schon wieder auf Urlaub! Ihn zu ersetzen, wagt man nicht und ernstlich gehört er der Anstalt nicht an. Das Repertoir ist jämmerlich.

Meine Diakonissin, die ich erst an 3—4 Bühnen gesandt habe, hab' ich bedeutend umgearbeitet. Ich werde von Tag zu Tag ängstlicher, vielleicht richtiger gesagt gewissenhafter. Bitte, sagen Sie nichts darüber! Die Makkabäer von Ludwig sind kein gutes Stück. Sie sind interesselos und in den allerschwunglosesten Versen geschrieben. Er hätte auf seinem

Terrain der kleinen Idylle des Volkslebens bleiben ſollen.

Erfreuen Sie mich einmal mit ein paar Zeilen.

Zum Schluß noch die Bitte um Abdruck der Anlage. Dem armen Duller geht es ſchlecht und auch dem Verleger ſeiner Vaterl. Geſchichte wünſcht' ich, daß die Unternehmung ginge. Bitte, drucken Sie die empfehlende Notiz ab.

Viele Grüße vom Hauſe!

Ihr

Dresden, 25. Sept. 52. Gutzkow.

Mein lieber Freund!

Mein Blatt hat jetzt 3000 Abonnenten und wird, wie Brockhaus verſichert, noch anſehnlich ſteigen. Ich bin über die Nothwendigkeit, mich ſo zerſplittern und anſtrengen zu müſſen, nicht glücklich; indeſſen glaub' ich, iſt das Blatt meiner nicht unwürdig. Es iſt dem Literaten unintereſſant, weil es keine Notizen und wenig Polemik bringt; aber das Publikum ſcheint zufrieden.

Meine „Diakoniſſin" hab' ich zurückgezogen. Das Stück trägt alle Spuren einer Melancholie, die mich oft des Lebens überdrüſſig macht. Die Fadheiten

unſeres gegenwärtigen Bühnenrepertoirs mitzumachen bin ich nicht im Stande. Der Ernſt des Lebens drückt mich ſo, daß ich ſchwerlich jemals wieder für Bühnenproduktion die alte Harmloſigkeit gewinne. Dingelſtedt ſchilt mich freilich und ſagt: ich ginge in meiner Furcht vor der Bühne zu weit, er hoffe von dem Stücke bei guter Beſetzung einen großen Erfolg, ich mag aber nichts mehr auf den Brettern wagen und verſende daher das Stück nicht.

Nächſtens einmal mehr.

Herzlich und immerdar

Ihr

Dresden, d. 7. Nov. 52. Gutzkow.

Mein theurer Freund.

Wie lange, lange hab' ich Ihnen nicht geſchrieben! Ich war zu ſehr in Anſpruch genommen. Ein großes hiſtoriſches Drama, an deſſen Geſtaltung ich ſchon ſeit Jahren arbeite, nahm mich den Winter über ſo in Anſpruch, daß ich mir kaum die Zeit für mein Blatt erübrigen konnte. Correſpondenz, Geſellſchaft, Umgang, alles gerieth in Stocken. Jetzt bin ich mit der Arbeit ſo ziemlich zu Ende und die erſten Athemzüge einer freieren Stimmung widme ich Ihnen.

Die „Unterhaltungen“ ſind nahe an 5000. Ich werde mich ihnen jetzt noch nachdrücklicher widmen. Meine Tantième beginnt erſt mit 5000. Ich gebe viel Geld für Mitarbeiterſchaft aus. Vom 1. April beginnt eine Novelle von Auerbach.

Meine Theateraktien ſtehen, da ich die Diakoniſſin nicht vertrieb, flau. Das Friedr. Wilhelmſt. Theater machte den Coup, ſich den formloſen, flüchtig hingeworfenen Königsleutenant aufzugreifen und brachte ſchon 10 volle Häuſer. Was hab' ich davon! Das Stück iſt gedruckt. Auf eine Erinnerung an Nobleſſe, Anſtand u. dgl. m. ſchickte mir Deichmann eine ſogenannte Tantième. Ich weiß nicht, nach welchem Maaßſtab; aber die Summe war ſo unbedeutend, daß man ſie nicht nennen kann. Am Hoftheater ſoll es nun mit Dampf gehen. Wird Düringer das hineinbringen, was dort fehlt? Kennt Düringer das Terrain? Es wird ein pis-aller ſein, weiter nichts.

Sagen Sie mir doch aufrichtig, iſt das Hamburger Theater wohl fähig, ein Stück im großen hiſtoriſchen Styl zu geben? Hat es einen durchgreifenden Helden, einen Charakterſpieler (Philipp und Don Carlos) und zwei weibliche junge Heroinen? Da ich wegen Emil Devrient's Gaſtſpielfahrten erſt im Herbſt hier auf eine Darſtellung meines neuen Stückes rechnen kann, möcht' ich einen Verſuch mit Auswärts wagen.

Ich denke, daß wir nun in eifrigere und fleißige Mittheilung wieder kommen, verſpreche wenigſtens von meiner Seite, daß mein neues heutiges Lebenszeichen nur ein Anfang zum Beſſern ſein ſoll.

Herzlich und treu

Ihr

Dresden, d. 18. März 53. Gutzkow.

Mein theurer Freund.

Ueber den wie ich faſt annehmen muß nicht beſonders erfreulich geweſenen Erfolg meines Perez in Stuttgart ſind Sie mit gewohnter Schonung hinweggegangen. Zwar iſt der Verbreiter der unfreundlichen Beurtheilungen Herr Schilling, ſeit Jahr und Tag ein Feind von mir, indeſſen kann ich mir wohl denken, daß das Sujet einen ſtrengen und herben Eindruck macht. Der Vorwurf, ich hätte Schillern nachgeahmt, iſt ganz widerſinnig. In einem Drama, wo die bedeutendſten Geſtalten des Don Carlos wieder auftreten, kann die Aehnlichkeit nicht ausbleiben, ja ich habe, um dem Leſer und Hörer eine fremdartige Welt möglichſt heimiſch zu machen, dieſe Aehnlichkeit in vielen Dingen ſogar abſichtlich geſucht.

Mein Blatt nimmt mich sehr in Anspruch. Die Nothwendigkeit, es so zu halten, daß seine 5000 Abnehmer dauernd gefesselt bleiben, ist sehr drückend und schafft mir, da ich die meisten Arbeiten ganz umgestalten muß, viele Verdrießlichkeiten.

Briefe von mir können Ihnen nicht viel Freude machen. Sie hören, wie verstimmt ich bin. Wären Sie hier, gäbe es Augenblicke des Scherzes noch genug, aber sie kommen episodisch. Die Grundmelodie ist tägliche Plackerei, Sorge, Freudlosigkeit.

Ich habe heute die Bölte bei mir zu Mittag und — Hebbeln. Sie werden staunen. Nach 10-jähriger Divergenz schrieb er aus Wien an mich, schickte mir seine Anerkennung der Ritter v. G. im 7ten Bde. der Feuchtersleben'schen Werke und besuchte mich hier. Er ist recht verwittert nach Außen hin. Daß er's innerlich noch aushält, obgleich ihm doch all seine Unternehmungen schiefgehen, liegt an der heitern Zerstreuung der Komödiantenwirthschaft, in die er hineingeheirathet hat und an der Sicherung seiner Existenz eben durch diese Heirath. Ich bitte aber, über diese Annäherung und die eben mitgetheilte Ansicht nichts zu sagen, außer was allenfalls literarisch ist, sein Urtheil über die neuere Literatur, eben in jenem Buche.

Nun lieber Freund, gehe es Ihnen wohl und

seien Sie immer eingedenk meiner Freundschaft und wahren Anhänglichkeit. Unveränderlich

Ihr aufrichtiger

Dresden, d. 3. Juli 53. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund!

Ich lese in Dresdener Blättern, daß Sie die Absicht haben, Vorlesungen über die neure Periode der „Geistreichen" zu halten. Vergeben Sie meiner Aufrichtigkeit, die sich fortreißen läßt, sich bei Ihnen über ein solches Vorhaben zu beklagen. Wie, Sie selbst gehören den neuen Literaturentwickelungen an und Sie greifen aus dem Munde ihrer Gegner ein Wort auf, das nur zum Spott gebraucht worden ist, ein Wort der Verkleinerung und Herabsetzung!

Daß der Dichter auch geistreich sein solle, war von jeher die Forderung der alten Aesthetik. Luther und seine Zeit nannten sogar „scharfsinnig" (ingeniosus) jenes feine, geistreiche Etwas, das ihm vom Dichter unzertrennlich schien. Erst wir, die wir die Volkspoesie und mit großem Unrecht über alles gesetzt haben, desavouiren im Wesen des Dichters das „Geistreiche"! Als wenn nicht grade im Geistreichen Shakespeares Kraft läge! Das „Geistreiche" ist der

unerläßliche Begleiter des Genialen und Poetiſchen, ja die höchſte Poeſie iſt in gewiſſem Sinne immer Witz. Leſen Sie Opitz, leſen Sie die Franzoſen, „geiſtreich“ und ſpirituel iſt ihnen der wahre Dichter noch auf dem Standpunkt der Erhabenheit! Und in der That die Pſalmen Davids ſind „geiſtreich“, ebenſo wie Lear's Wahnſinn es iſt.

Sie wiſſen doch, daß Jul. Schmidt dieſe Kategorie aufgebracht hat, um die poetiſche Impotenz zu charakteriſiren, die ſtatt der Poeſie nur ein Surrogat giebt. Auerbach hatte ſtets den Spott auf die „Geiſtreichen“ im Munde. Auch mir wollte man damit ein Stigma aufdrücken. Zum Glück kann man Herrn Freytag eine Incarnation der Geiſtreichen nennen; daß der Witz an und für ſich allein nicht eben viel ſchaffen und hervorbringen kann, beweiſt ſein im Grunde nur wenig ausgiebiges, wenn auch weiſe geſchultes Talent. Aber die neue moderne Poeſie muß den Charakter des Geiſtreichen tragen. Es kommt nur auf die richtige Definition an. Emilia Galotti iſt eine „geiſtreiche“ moderne Salontragödie.

Beruhigen Sie mich, theurer Freund, daß Sie vor einer Stadt, wie Dresden, vor ſo vielen Gegnern der neuen Literatur, den Herren Klee, Hettner, Baudiſſin u. ſ. w. nicht Ihre eigne Abſtammung preisgeben und die Geiſtreichen „als ohnmächtige

poetiſche Hämlinge hinſtellen". Es giebt derer genug, die für ihr ſonſtiges Nichtvermögen durch das Wort „geiſtreich" entſchuldigt wurden; aber man ſollte ein ſo edles Wort und einen ſo edlen Begriff dazu nicht misbrauchen, ſondern Phraſeur, Reflektant oder Aehnliches dafür brauchen. Die Hauptquelle dieſer geſtaltenloſen Romanwelt iſt „Woldemar" von Jacobi.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und unſre gemeinſchaftlichen Freunde. Werden wir hier bald Hölderlin haben? Für die Idee, von Morgens 11 Uhr an bis Abends 10 Wallenſtein zu ſehen, bin ich nicht Grieche genug. Ich werde Schillern erſt um 6 Uhr Abends ehren. Meinen Wullenweber wollte Dingelſtedt geben. Da er nicht zum heutigen Reformationsfeſt herauskommen konnte, hab' ich ihn zum nächſtjährigen zu beſtimmen gebeten. Den Hebbel-Preis haben die gothaiſchen Aeſthetiker, Freytag, Momſen u. ſ. w. durchgeſetzt. Ich gönne dem Anmaßendſten der Anmaßenden von Herzen 1000 Thaler, halte aber dieſen Preis für ein trauriges Verhinderungsmittel, daß ſich Dramatiker von Ehrgeiz und Ruf ferner noch mit der Bühne beſchäftigen. Der dramatiſchen Produktion iſt jetzt die Harmloſigkeit genommen.

Finden Sie einmal Zeit zu einigen Zeilen, ſo erfreuen Sie Ihren alten, treu anhänglichen

Weimar, 31. Oktbr. Gutzkow.

Verehrter, lieber Freund! Mein gestriges Telegramm werden Sie erhalten haben. Ich wiederhole meinen Dank für die überraschende ehrenvolle Aufforderung und bitte, diesen insbesondere auch Herrn Staatsrath von Kotzebue auszusprechen für seine gütige Bereitwilligkeit, mich bei sich als Gast aufnehmen zu wollen.

Wie gern ich im Kreise alter nnd neuer Freunde am 17. d. verweilen würde, können Sie sich wohl denken. Erinnerungen, die mir durch Ihnen bekannte Einflüsse hier methodisch vergällt werden, würde ich dort in traulicher und beglückender Weise feiern. Ich brauchte dabei nicht meiner eignen geringen Verdienste zu gedenken, sondern der allgemeinen Entwickelungsbedingungen unsres modernen Schaffens, an denen wir alle betheiligt sind. Wenn nun auch die Herren von Könneritz und Pabst gedacht haben mögen: Nun kommt am Ende Jeder mit seinem 25jährigen Jubiläum! So kann ich doch wohl sagen, daß am 15. Juli 39 die in Weltauffassung, Doktrin und ganzem Styl „neue" oder „junge" Literatur zum erstenmale in eine Bühnenwelt eintrat, wo seither ein anderer Geist geweht hatte und selbst durch Immermann, Raupach, Halm, J. Mosen u. A. nur Weiterungen früherer Bühnentraditionen gegeben waren. Die Andern sind dann nach mir gekommen, eine

Thatſache, die feſtſteht, wenn ſie's auch beſſer gemacht haben mögen.

Da ich leidend bin, befürchte ich zunächſt Aufregung. Dann beſorg' ich Misdeutung, als triebe mich ein Verlangen gefeiert zu werden. Die Kunde von 25ſter Jährung meiner Anfänge hab' ich nicht in die Blätter gebracht. Ich wußte ja, daß bei Benedix ein Comité von Bühnenleitern agitirte, vor allem Küſtner's Betriebſamkeit und daß dort die Endabſicht eine Geldſammlung war. Bei mir konnte ich eher eine geheime Abwiegelung der Theilnahme erwarten, deren Wirkung auch in Ihrem Dresdener Repertoir erſichtlich iſt.

Wohl drängt mich alles, ſo manche ernſte Frage mit Ihnen und dem literariſchen Verein durchzuſprechen. Am Shakeſpeareverein nehm' ich den lebhafteſten Antheil. Vorläufig ſtört mich nur der Name. Hat man ſich auch bei Nennung des Namens Shakeſpeare grade in Weimar gewöhnen müſſen, dabei an ſo Vieles zu denken, was mit Shakeſpeare am allerwenigſten zuſammenhängt, ſo hätt' ich doch ebendeßhalb gern geſehen, daß man hier nicht ſagte: die moderne Tantième an Shakeſpeare anzuknüpfen iſt doch noch gewagter. Aber die Beſtrebung ſelbſt iſt die verdienſtvollſte und ich warte nur auf eine Gelegenheit, mich durch Thaten zu betheiligen. In

meinen Unterhaltungen a. h. H. f. Jahrgang 58, SS. 751 flgd. findet ſich ſchon ein Anfang zu einer Art „Petition der dramatiſchen Autorenrechte“.

Vertreten Sie in beiden Kreiſen, in der Liter. Geſellſchaft und im Shakeſpeareverein, Ihren herzlich grüßenden und treu ergebenen

Weimar, 11. Juli 64. Gutzkow.

Lieber Freund, hier regnet es und ich bezweifelte das Stattfinden Ihrer Excurſion nach Loſchwitz. Mein Telegramm hat hoffentlich keine Druckfehler. Ich wiederhole es deshalb:

Dem literariſchen Verein
Am regneriſchen 19. Juli.

Bewölkter Himmel, grauer Nebel, Regen —!
Nur innen ſtrahlt der Sonne goldnes Licht.
Und wenn ſie nicht durch ihre Schleier bricht,
Nicht Loſchwitz lockt mit ſeinen Blumenwegen,
Dann dank' ich Eurem Vorſatz! In dem Bilde
Der „fünf und zwanzig Jahre“ liegt es ſchon:
Gewollt' zu haben fand der Liebe Lohn!
So nehm' ich für empfangen Eure Milde.

L. G.

Fand der Ausflug dennoch ſtatt, um ſo ehrenvoller.

Mein Ehrentag iſt recht erfreulich vorübergegangen, trotz Herrn Dingelſtedt, der ihn ignorirte. Selbſt einige ſeiner Schauſpieler haben gewagt, Glück zu wünſchen und zu telegraphiren. Ein Handſchreiben des Großherzogs war wohlgemeint.

Ich habe 8 Tage zu thun, um alle Briefe und Telegramme zu beantworten.

Dank und Gruß

von Ihrem „Jubelgreiſe"

Weimar, d. 19/7. 67. Gutzkow.

Lieber Freund, faſt möchte ich ſagen, daß ich Ihre lieben Zeilen kaum verdient habe. Denn ſeit meiner Rückkehr ins Leben habe ich wenig oder nichts gethan, mir meine alten Freunde zu erhalten. Die Stimmung aber, in der ich mich befunden habe, denk' ich, ſollte mich entſchuldigen. Jeder Feinfühlende, jeder, der einem Irrwege im Menſchenleben mit pſychologiſchem Blick nachzuwandeln verſteht, muß ſich vorſtellen können, wie düſter und traurig es in meinem Innern ausgeſehen hat und wie — es noch ausſieht.

Ich bin aus meinen gewohnten Bahnen heraus. Ueberall tritt mir der Ruf meines Innern entgegen:

Dies und das ist dir fürder unmöglich —! Zur inneren Vollkommenheit und Reife für eine andre Welt mag diese Einengung und Beschränkung gut sein. Aber wir leben in einer diesseitigen Welt und ein Schriftsteller vollends soll sich tummeln und die Hände nicht in den Schooß legen. Einstweilen beschäftigte mich mein Buch Hohen Schwangau mit seinem gelehrten, auch mannichfach zerstreuenden Apparat. Ich bin nun fertig damit und bin selbst begierig, was weiter werden wird.

Ich habe Brockhaus den Auftrag gegeben, Ihnen Bd. 1—4 und im April Band V. zu senden. Auch das schon vor Jahren gewünschte „Novellenbuch" soll beigelegt werden. Ich selbst besitze leider kein Exemplar.

Sie haben sich schwer von Dresden getrennt. Aber vergessen Sie nicht, Dresden ist keine Stadt, die literarisch ernähren kann oder man müßte sehr, sehr tief hinuntersteigen. Anders wäre es, wenn Ihre Einnahmen Ihnen gestatten würden, dort nur zu privatisiren. Siegel hatte, mein' ich doch, den Ton verfehlt, wie man in den Tagen von 1866 reden sollte. Es gab im Gefühl der Sachsen doch mehr zu schonen, als nur etwa den König und seine falsche Politik.

Ich kenne von Ihren neueren Arbeiten nur die Journalartikel, die ich in den wenigen Blättern, die

ich lese, finde. Wie urtheilen Sie über Laube's fanatische Selbstlobhudelei? Der Mann glaubt als Direktor des Burgtheaters das Höchste geleistet zu haben, während sein Selbstvertrauen zur Tyrannei für die Anstalt wurde. Niemand ist rücksichtsloser, abstoßender, ja frecher von ihm behandelt worden, als ich. Aeußern Sie aber hierüber nichts, am wenigsten seinem Hamburger Chargé d'affaires Heller. Sonst empfinde ich seine Rachsucht noch mehr, als schon jetzt. Noch bin ich ohne Organ und scheue Streit.

In alter unveränderter Freundschaft

Ihr

Gutzkow.

Kesselstadt bei Hanau a/Main den 14/2. 68.

Lieber theurer Freund, Ihre letzten Zeilen haben mich wahrhaft beglückt. Ich sah eine Wirkung meiner schmerzlichen Lebenserfahrungen, den Rückhall meiner Beobachtungen in Ihrem eigenen Gemüth. Daß sie da auch Trauer wecken konnten, milderte meine Freude in Wehmuth.

Dank auch für Mittheilung der freundlichen Worte Ludmilla's, die also noch immer der deutschen Luft nicht traut. Die neuen Publikationen aus dem Nachlaß ihres Onkels habe ich noch nicht gesehen.

Haben Sie Nachsicht mit mir, lieber Freund, und stellen Sie sich auf meinen Standpunkt, wenn ich Ihnen jetzt bekenne, daß mich das Ausbleiben der versprochenen Empfehlung meines Büchleins in Ihrem so wirksamen Organ recht peinlich berührt. Sie wissen, ich habe zwar nicht mit Brockhaus gebrochen, aber doch versuchsweise einmal einen andern Verleger genommen. Mir muß aber daran liegen, daß Cotta von dem Erfolg des Büchleins befriedigt wird. Geht es nicht, so habe ich nach zwei Seiten hin, bei Brockhaus und bei Cotta, einen faux-pas gethan.

Erzählende Sachen machen ihren Weg. Die Leihbibliotheken sind eine gebahnte Straße. Anders mit einem Büchlein, wie dem neuen. Es kann möglicherweise ganz liegen bleiben, wenn nicht die erste buchhändlerische Operation, das Versenden durch die Sortimentisten, sofort, gleichsam auf frischer That und parallellaufend durch die Kritik unterstützt wird. Wie würden Sie mir genützt haben, hätten Sie schon vor 14 Tagen einige freundliche Worte gebracht! Die Zeit ist noch nicht zu spät. Aber in dieser Woche wenigstens müßte die Anzeige kommen. Sonst ist die Kritik wol für mich und die engere Literaturgemeinde von Werth, aber nicht für die Leute, auf welche der Sortimenter rechnet, wenn er seine Novitäten an die wenigen Leute sendet, die Bücher kaufen.

Beurtheilen Sie mich nicht falsch, lieber Freund, und halten Sie mich nicht für lobgierig. Ich bin indolenter als je gegen Lob oder Tadel. Aber diesmal ist meine Lage peinlich, dem neuen Verleger gegenüber, der Vertrauen gewinnen soll, dem alten, der seine Schadenfreude nicht verhehlen würde, wenn der Versuch, mich vom immer mechanischer und Fabrik gewordenen Brockhaus'schen Geschäft etwas frei zu machen, scheiterte.

Sie wissen ja nur zu gut, lieber Freund, wie unsere Existenz, unsere Ruhe und unser häusliches Glück von diesen Dingen abhängig sind!

In Herzlichkeit

Ihr Gutzkow.

Kesselstadt-Hanau, d. 21. Sept. 68.

Lieber theurer Freund, Sie haben mir ja heute eine höchst angenehme Ueberraschung bereitet durch Uebersendung der Reform. Den Erkenntnißbaum grade zur Weihnachtszeit wieder in Erinnerung zu bringen, war ein höchst liebenswürdiger Gedanke. Das Buch macht Glück. Gegen Ostern wird eine 3te Auflage heraustreten. Ich danke Ihnen wiederholt, daß auch Sie durch Ihre erste Empfehlung zum Erfolge soviel beitrugen.

Ich bin unausgesetzt thätig und muß es sein. Die Literaturbriefe, die ich in der Gartenlaube bringen werde, bot mir Keil an. Ich selbst fühle mich nicht mehr so üppig, daß es mich hätte drängen sollen, mir wieder neue Feinde zu machen außer den alten, die ebenfalls sich melden werden. Ich dachte aber, wer weiß, wer dann in dem so außerordentlich verbreiteten Blatt die wichtige Mission überkommt, und sagte zu, als Keil Entscheidung wollte und erklärte, wenn ich nicht wollte, müßte er an einen Andern gehen. Prutz und Heyse schienen hinter ihm zu warten und so entschloß ich mich zu einer Arbeit, die mir viel Verdruß machen wird. Denn mein Trieb ist eigentlich der, Niemand wehe thun zu wollen. Bedarf ich doch selbst der Nachsicht genug.

Eine Frage im Vertrauen: Ich lege großen Werth auf Herrn Richter's mir immer bewiesene Freundlichkeit. Ist er im Punkte Hamerlings empfindlich? Ich kenne den König von Sion bis jetzt nur aus einer Rezension. So schön die Form sein wird, so misfällt mir die Entstellung der Geschichte. Dinge und Personen, die so kraß dastehen wie die münster'schen Wiedertäufergräuel, muß man lassen, wie sie waren. Höchstens konnte man der Oper gestatten, aus dem schlimmen Narren Jan von Leyden einen Propheten und schmachtenden Tenor zu machen.

Vom Theater zu sprechen, Sie haben wol gelesen, daß ich ein Lustspiel „Der westfälische Friede“ geschrieben habe. Zur ungünstigsten Zeit, da die wiener Preisstücke, Benedix, J. Rosen dominiren. Die Bühnen gehen denn auch sehr langsam daran. Hülsen hat nach 2 Monaten noch nicht geantwortet und von Turinger kann ich nur Ablehnung gewärtigen. Zunächst will Mannheim den Versuch machen. Ich sage Versuch. Denn die Arbeit muß wol ihre Mislichkeiten haben, obschon manches Urtheil recht dafür einsteht. Ihr Hübner vom Thaliatheater hat wegwerfend darüber geurtheilt und Ihr gefeierter Maurice gar nicht geantwortet. Es scheint, dieser als Musterdirektor Gepriesene ahmt nur nach, was Wien und Berlin bringen. Ich bin versucht, das Stück dem Stadttheater anzubieten, wo ohnehin Görner, wenn er noch spielt und — spielen kann (d. h. lernen!) eine ganz für ihn geeignete Rolle in dem Stück finden würde. Was rathen Sie mir? Bringt das Stadttheater ein feines Lustspiel entsprechend heraus? Von Maurice habe ich noch nie etwas gehabt, nie einen Vorschub, nie eine Förderung. Daß er aber jetzt meine Stücke giebt, da soll er sich die Schauspieler danken lassen, die darin Rollen haben. Ich danke ihm für nichts und hab' ihm nichts zu danken. Dagegen hab' ich vom Stadttheater freundliche Erinnerungen. In der Zeit meines Leids gab

man dort für mich eine Vorstellung, Maurice meines Wissens that nichts.

Was plaudre ich aber! Es ist Sylvesterabend und ich schließe den letzten Brief im Jahre, um hinunterzugehen zu den Meinen (mein ältester Sohn ist auch da) und beim Vier-Elemente-Trank auch Sie und Ihre liebe Frau leben zu lassen. Bringe Ihnen das Neue Jahr Glück und Segen.

Immerdar Ihr treuer

Gutzkow.

Kesselstadt-Hanau d. 31. Dez. 68.

Verehrter Freund!

Als Sie Ihre ehrenvolle, einflußreiche Stellung antraten, hatte es mich recht betrübt, daß Sie keine Veranlassung fanden, Ihr neues Wirken auch mit mir in irgend eine Verbindung zu bringen. Und wenn es nur eine Mittheilung über die Vorsätze gewesen wäre, mit denen Sie in Ihr Amt eintraten. Sie haben so viele Jahre Veranlassung gehabt und Gelegenheit zu sehen, wie auch ich zu denen gehörte, die um ein paar verfehlte Arbeiten sogleich mit herzloser Kälte von den Theatervorständen zurückgesetzt wurden, Sie wissen, was man unter Laube und Hülsen

zu leiden hatte, sahen noch vor 2 Jahren, wie ich mit einem darstellbaren Stück, das Sie lasen, selbst bei Denen ins Wasser fiel, die nicht nöthig haben, von „Erfolgen", vollen Häusern, Wiederholungen zu leben. Ich hatte nun recht gehofft, Sie würden sich auch einmal mit den 20 Dramen, die ich geschrieben habe, beschäftigen und eines oder das andre wieder ins Leben rufen — aber diese Hoffnung war vergebens.

Inzwischen ist die Reihe an mich gekommen, die Initiative zu ergreifen, und vor allen Dingen will ich wünschen, daß Sie diese Zeilen in alter, unveränderter freundschaftlicher Gesinnung empfangen mögen.

Ich habe ein Stück geschrieben: „Der Gefangene von Metz", historisch, halb und halb Lustspiel, wenn auch mit ernsteren Motiven. Ich nenne es „vaterländisches Lustspiel". Der Ton à la Donna Diana, in Versen.

Das wahre Terrain dieser Arbeit ist die hiesige Bühne. Die Heldin ist eine Brandenburgische Prinzessin. Dennoch wird sie für jede Bühne passen, die nicht grade den Preußischen Namen haßt und hassen soll, wie Wien. Mit Hülsen aber kennen Sie den Verkehr. Wer einmal dort oben war im Bureau, dem wird es hoffnungslos zu Muthe. Immer liegt auch eine Masse angenommener Stücke vor. Herrn

Hein, der jetzt regiert, wird der Hof von allen Seiten gemacht. Titus Ullrich ist an Einfluß eine Null. Schauspieler von Ehrgeiz, die wie in alten Tagen die Devrient, Baison u. A. etwas durchsetzen, sind nicht da oder ich kenne sie nicht.

Kurz — das fragliche Stück wird eben gedruckt (auch wieder ein Umstand zum Verzweifeln!) und kann Ende der nächsten Woche versendet werden.

Könnte ich da nun wol darauf rechnen, daß Sie sich die Bitte: Befördern Sie diese Arbeit! mit besonderem Eifer zu Herzen nehmen und schon jetzt Anstalten treffen, das Stück, wenn es Ihnen gefällt, sofort herauszubringen? Wir brauchen eine Heldin von Kraft, Wittwe und Mutter aber doch noch jung und angenehm. Wenn ich auf hier reflektire, so dachte ich an die Erhartt. Die Jachmann ist zu alt. Wie stehen Sie mit Löwe? Haben Sie einen Ersatz für Grunert?

Sie sehen, ich bin mitten in Ihre Thätigkeit hineingerathen und will wünschen, daß Sie sich veranlaßt fühlen können, meiner einmal zu gedenken und mich einen Brief empfangen zu lassen, den Sie in Ihrer neuen Eigenschaft geschrieben haben. Schreiben Sie mir: Mein ganzes Repertoir für den Winter ist schon entworfen! so ist allerdings auch die Pointe dieser meiner Zeilen verfehlt.

Vom Kriege wollen wir nicht reden. Der literarische Produzent leidet entsetzlich darunter. Wären Sie noch Journalist, würde Ihnen der Red. der Reform sagen: Jetzt können wir kein Feuilleton brauchen! Man druckt die „Feldpostbriefe", die in der Nachbarschaft der Redaktion eintreffen, ab; jeder Tornister ist ein Mitarbeiter geworden.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und machen Sie Einiges gut an Ihrem

alten und alternden

Berlin, d. 27/10. 70. Gutzkow

Lieber, theurer Freund, wenn ich Ihnen damit wehe gethan habe, daß ich unter den Glückwünschenden in diesem Winter fehlte, so bitte ich um Verzeihung. Ich war in meinen hiesigen Verhältnissen neu, hatte übermäßig mit deren Begründung zu thun und zugleich saß mir die Romanzeitung auf den Fersen, für die ich meinen Roman Die Söhne Pestalozzi's druckreif zu machen hatte. Auch glaubte ich, Sie würden ein Circulär oder ein Programm erlassen und wie ich Ihnen schon neulich schrieb mit Ihren alten Collegen selbst in Verbindung treten. Dann wollte ich ausführlich schreiben.

Die Schwierigkeit Ihres Terrains kenne ich. Das

Schlimmste mögen die unzulänglichen Mittel und Kräfte sein. Im April vorigen Jahres sah ich Gebrüder Foster in Stuttgart, eines der Stücke, die der klassische Grunert construirte, wie seinen in Essig gelegten und zuletzt in einen Akt zusammengeschrumpften Essighändler. Ich war nicht sehr erbaut. Aus dem Ersten Rang (der Hallberger'schen Loge) auf die beiden nackten Brust-Globen der dicken Frau Wenzel sehen zu müssen, war mir für meine anwesende Tochter peinlich. Das mußte nun wol so von Ihnen mit übernommen und hochgehalten werden?

Ich schicke Ihnen sous bande mein Stück, dessen Anblick Sie lachen machen wird. Die Corpulenz der Frau Wenzel in duplo. Hier läßt sich aber nicht blos wegschauen, sondern auch wegschneiden. Aus Furcht vor Hülsen und vor einem Refus habe ich das Stück hier nicht förmlich eingereicht, doch Direktor Hein lesen lassen. Dieser versichert mich, daß es gegeben wird. Doch traue ich dem Frieden nicht und sähe gern, wenn einige Bühnen auswärts Ernst machten und die Gelegenheitsarbeit rasch herausbrächten.

Besuchen franz. Kriegsgefangene Ihr Theater? Im Wesentlichen beleidigt sie ja Prinz Aumale nicht. Die Moral des Ganzen: die Gefangenen lernen Deutschland lieben und achten, werden sie ja wol gelten lassen und Ihr Hof auch.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und thun Sie etwas für Ihren alten treu verbundenen

Berlin, d. 7. Nov. 70. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund!

Sie können sich wol denken, wie sehr ich auf Ihr Urtheil Werth lege. Ich überlege mir alles reiflich, was Sie mir geschrieben, und will mir herausnehmen, was mich davon fördern kann.

„Nicht leicht zu verstehen" — das wäre allerdings fatal. Die Totalwirkung dachte ich mir basirt auf das Gallerie-Gefühl — Sie wissen, die Hamburger Gallerie soll bekanntlich der beste Maßstab für ein Stück sein. Wir wollen doch sehen, wie's die Frau mit ihren geringen Mitteln anfangt, den Kerl festzuhalten! Voilà tout.

Die frische Theilnahme für die Herzogin dachte ich mir nachhaltig wirkend. Natürlich muß diese durch Persönlichkeit und Spiel gewonnen werden. Dominirt sie nicht und gehört nicht gleichsam der Abend ihr, so ist der Zweck des Ganzen nicht erreicht. Mit dem genannten Interesse parallel soll dann die patriotische Stimmung gehen. Das Ganze ist ein Gelegenheitsstück.

„Laube'sche Umständlichkeit". Das ist dann nur Sache der Regie. Sie muß eben sich Mühe geben und scenische Phantasie entwickeln. Thut man's doch in der Oper, warum nicht im Schauspiel?

Der Franzose „leichtsinniger". Das, theurer Freund, schien mir nicht edel zu sein. Ich wollte es nicht machen, wie unsre heutigen Volksbühnen, die nun auf dem Ueberwundenen herumtrampeln. „Achtung vor deutscher Weiblichkeit". Das führt mich auf einen Gedanken, den ich noch ausführen will. Der Friede zeigt ihm allerdings schon deutsche Frauenwürde. Aber ich könnte von Ihrer Bemerkung ein Motiv hernehmen, um auf S. 98 des Buchs den Prinzen nicht so passiv zu lassen, sondern ihn selbst gestachelt werden lassen, an der Herzogin seine Unwiderstehlichkeit zu prüfen. An der Pointe, daß es nicht auf die „Tugend" der Deutschen ankommen soll, sondern auf ihre größere Geistigkeit mag ich nichts ändern. Die „Krönung" ist doch wohl in der Macht einer geistigen Persönlichkeit S. 134 angegeben.

Selbstverständlich habe ich radikal gekürzt und mehr als total 25 Seiten gestrichen. Daraufhin hat Hülsen das Stück angenommen und bringt es wahrscheinlich zeitig, da sich Hein und Ullrich dafür interessiren. Ullrich zeigte eine große Wärme für die Arbeit. Den übermäßig beschäftigten Hülsen habe ich

selbst nicht gesprochen. Er schrieb mir vorgestern das willkommene Angenommen.

Ich schicke Ihnen nun spätestens bis morgen sous bande ein gestrichenes Exemplar, bei welchem ich versuchen werde, erst noch für die obige Verbesserung, die ich Ihnen danke, etwas zu ändern.

Bitten Sie Löwe die kleine, aber das ganze Stück tragende Rolle des Albrecht zu spielen, dessen Porträt ich beilege. Der Bart ganz roth. Hier Berndal.

Wenn Sie meine Kürzungen haben, sollten Sie getrost ans Ausschreibenlassen der Rollen gehen. Bis zum Ansetzen des Stücks ist Friede und die böse antipreußische Stimmung Ihres Hofs wol auch schon wieder modificirt.

In Herzlichkeit und für jede Förderung dieser Sache schon jetzt dankend

Ihr

Berlin, 18. Nov. 70. Gutzkow.

Theurer Freund, Sie werden wol schon in den Blättern gelesen haben, daß mein Stück zwar am 10. d. unbeschädigt durchgekommen ist, aber nicht „Erfolg" hatte und von der Kritik verworfen wird.

Der erſte Akt verlief glänzend. Alle hervorgerufen. Von Act II. hatte man einen andern Gang der Handlung erwartet. Das lange Spiel im Finſtern verdroß. Matter Aktſchluß. Act III. und IV. hoben ſich zwar wieder zu Hervorrufungen, aber der Endbeifall war matt und die Kritik — raſt! Fontane in der Voſſ. Ztg. ruft förmlich die Polizey zu Hülfe in einem canailleuſe Artikel, deſſen geheimen Inſpirator, einen von mir in meinen „Söhnen Peſtalozzi's" geſchilderten Schulrath, Mitglied des Verwaltungsraths der Schillerſtiftung, ſeinen intimſten Freund, ich kenne.

Da Sie nun ohnehin eine Menge andrer Stücke und Unternehmungen vorher erſt abthun wollten, ſo iſt ja Beibehalten oder Nichtbeibehalten Ihrer Intention keine brennende Frage. Auf jeden Fall ſchicke ich Ihnen noch 2 Exemplare derjenigen Faſſung, wie nun das Stück hier gegeben wurde; das Tempo war raſch und kamen wir von halb 7 bis präcis halb 10 Uhr, bei kurzen Zwiſchenakten, zu Ende.

Daß Ihre Beſtrebungen nicht mehr anerkannt werden, beruht auf dem Haß der Schwaben auf alles Norddeutſche. Ja, wer ſich wie Grunert, zum Schmeichler der Genies am Neſenbach macht, der wird ihr Mann. Führen Sie das Zeug von Wechsler in Ulm auf, geben Sie Fiſchern Gelegenheit, ſich für ſeine horriblen Arbeiten von den Liederkränzlern und

Schullehrern herausrufen zu lassen, so wird man Sie auf Händen tragen. Harren Sie aus!

Mit Herzlichkeit wie immer

Ihr

Berlin, d. 13/1. 71. Gutzkow.

Verehrter lieber Freund, wie sehr habe ich bedauert, daß ich mir die mehreren interessanten Zuweisungen bedeutender Schauspielkräfte, deren Sie mich kürzlich würdigten, habe entgehen lassen müssen! Wie gerne hätte ich unter anderen Umständen sie im Theater gesehen und gastlich aufgenommen? Aber ich bin ein armer Körper- und Seelenkranker, den nicht blos der Verdruß und die Ungeduld über ein auffallend vergangehendes körperliches Befinden, (eine räthselhafte Störung im Unterleibe), nicht blos Furcht und Grauen vor Berliner geselligen Winteransprüchen, sondern auch die Ohnmacht des Einzelnen, den Kampf mit wuthentbrannten Verschwörungen, die in ihren Kampfmitteln vollständig das Literaturgebiet verlassen hatten, aufzunehmen, (sehen Sie die letzte Seite von Rutenbergs „Studien und Critiken" (Berlin, 74)) bestimmten, sich allem Peinlichen zu entziehen und nach Italien zu begeben, wo denn freilich die Bequemlichkeiten des nordischen Winters fehlen und ich darüber erst recht

leidend geworden bin. Ich bewohne mit meiner Tochter Selma eine einsame Bergvilla, 2 Meilen etwa von Genua. Der nächste Ort ist Pegli, von wo wir unsere Lebensmittel beziehen, die Selma mit Hülfe einer italienischen Magd zubereitet.

Dank Ihnen, daß Sie nach dem wiener Mißerfolge meinen kleinen Scherz Dschingiskhan nicht bei Seite geworfen haben. Die Hälfte des wiener Publikums erwartete wol eine Tendenz in dem kleinen Spiel und erstaunte, daß ich gleichsam das Lehrerinwerden widerriethe (!!) (in Wien wird alles zu Absichtlichkeiten zugespitzt), die andere Hälfte war böswillig von vornherein und Laube selbst nicht wohlwollend. Wie sorgt dieser Mann für sich und vernachlässigt Andere! Da mich Dingelstedt vom Burgtheaterrepertoir gestrichen hat, weil ich die Reverse nicht unterschrieb, sollte Laube meine Stücke pflegen. Er thut nichts dafür.

Sagen Sie Herrn Pauli und allen geehrten Mitwirkenden meinen Dank! Ohne Zweifel war Zusammenspiel und frischer Glaube an die Sache der freundlichen Aufnahme förderlich. Möchte doch Sorge getragen werden, daß irgendwo in maßgebenden Blättern der letzteren Erwähnung geschieht. Die wiener Aufnahme hat die Bühnen eingeschüchtert.

Ich hoffe, verehrter alter Freund, daß Sie glücklich sind, sich belohnt und gehoben fühlen in Ihrem Beruf.

Die Gerüchte von Ihrem Rücktritt bestätigten sich nicht. Fahren Sie fort, auf einem Posten zu stehen, dessen Schwierigkeit ich kenne, ein treuer Ekkard der alten Begriffe von Kunst und Literatur, der alten Begriffe vom Theater! Laube sollte doch beschämt sein, daß seinem Franzosenthum nur die kleinen Nebentheater folgen, nicht die maßgebenden ersten Bühnen.

Mit herzlicher Empfehlung an Ihre liebe Gattin bin ich mit nochmaligem wärmsten Dank

Ihr treuergebener alter

Gutzkow.

Pegli bei Genua, d. 4. Febr. 74.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Unter der Presse befinden sich von

Leodor Weixl:

„Ruhm im Sterben."

Ein Beitrag zur Legende des Todes.

Ferner:

Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheater-Leitung.

Ein Abschnitt aus meinem Leben.

Hamburg. J. F. Richter.
Verlagsbuchhandlung.

Verlag von J. J. Richter in Hamburg.

In kurzer Zeit werden erscheinen:

Die Meisterwerke der deutschen Literatur

in mustergiltigen Inhaltsangaben.

Eine Sammlung erlesener Darstellungen

herausgegeben von

Dr. Maximilian Kohn.

8°. 21 Bogen, elegant broschirt M. 3.— kartonnirt M. 4.—
fein gebunden M. 5.—

Die Venetianer.

Geschichte und Privatleben.

Von der Gründung bis zum Verfall der Republik

Von

P. G. Molmenti.

Preisgekrönt von dem kgl. Institut der Wissenschaften, Literatur und Kunst in Venedig.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen

von

M. Bernardi.

8°. 35 Bogen, elegant broschirt. Preis M. 5.—

— **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.** —

Verlag von J. J. Richter in Hamburg.

Çunita.

Ein Gedicht aus Indien

von

Leopold Jacoby.

Großquart auf feinstem Kupferdruckpapier, in prachtvollem, nach indischem Motive ausgeführten Original-Einband mit Goldschnitt. Preis ℳ 10.—

Bilder aus der Altmark.

Herausgegeben von

L. Parisius und H. Dietrichs.

Im Original-Pracht-Einband in 2 Bänden. Preis ℳ 30.—;
elegant broschirt in 2 Bänden ℳ 25.—.

Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte

von

Dr. H. Simonsfeld.

Docent an der Universität in München.

Mit einem Vorworte

von Professor Dr. **Franz von Holtzendorff** in München.

Gr. 8°. 4 Bogen, elegant broschirt. Preis 1 Mark.

Zweite Auflage.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. —

Zeit und Menschen.

I.

Zeit und Menschen.

Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884

von

Feodor Wehl.

Erster Band.

Altona.
Verlag von A. C. Reher.
1889

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Bei uns Deutschen hat erst in jüngster Zeit die Literatur der Denkwürdigkeiten begonnen eine etwas bestissene Ausbildung und Pflege zu erhalten. Bis dahin waren nur sehr vereinzelte Versuche auf diesem Gebiete gemacht worden, zuletzt am Nachdrücklichsten von Varnhagen von Ense, der aus seinem bewegten Leben sehr eingehende und vielfach höchst bedeutsame Mittheilungen gegeben hat. Die Epoche kurz vor und nach den Freiheitskriegen, die Erscheinung des ersten Napoleon, der Wiener Kongreß, die Gesellschaftszustände in Berlin und Wien, Minister von Stein und Metternich mit Gentz, sammt Allem, was dazu gehört, werden durch seine Aufzeichnungen in ein so helles Licht gesetzt, daß sie für jede geschichtliche Darstellung jener Periode eine beinahe unentbehrliche Bezugsquelle geworden sind. Weniger wird das von seinen, durch seine Nichte Ludmilla Assing, nach seinem Hinscheiden veröffentlichten „Tagebüchern" gelten dürfen, die zwar auch Vieles bieten, das für die Kenntniß der politischen Zustände nach 1848 bis zu den sechsziger Jahren wichtig erscheinen muß, aber im Ganzen sich doch zu leidenschaftlich entflammt und verbittert zeigen, um als durchweg für maßgebend und stichhaltig bei einer unbefangenen Beurtheilung derselben erachtet werden zu können. Immerhin jedoch hat Varnhagen damit anregend gewirkt und den Trieb zur Nacheiferung erweckt. In unseren Tagen sind mehrfach sehr anziehende Memoirenwerke erfolgt, so z. B. vom Herzog Ernst von Koburg-Gotha, von Graf Friedrich Schack und Bodenstedt. Diejenigen, welche der Herausgeber in den nachfolgenden Tagebuchzusammenstellungen der gebildeten Leichwelt vor Augen bringt, beanspruchen keineswegs diesen Schriften gleich gestellt zu werden. Obschon Zeit und Menschen von den sechsziger bis in die achtziger Jahre unseres

Jahrhunderts schildernd, will diese Schilderung doch durchaus nicht als eine irgend wie erschöpfende oder in die Tiefe von Personen oder Ereignissen eingreifende angesehen sein. Was sie aufweist, sind frische Eindrücke von eigenen Erlebnissen, Anekdoten und bezeichnende Aussprüche von hervorragenden Leuten, die als charakteristische Merkmale des Zeitabschnittes gelten mögen, den der Verfasser mit durchlebt hat. Keine Zeitgeschichte schreibt sich ausschließlich in der Fraktur großer Thatsachen, sondern zugleich auch in der Kleinschrift politischer und gesellschaftlicher Charakterzüge und nur diese soll in den Blättern der hier folgenden beiden Bände geboten werden.

Es war bekanntlich Friedrich der Große, der die geistvolle Bemerkung verlauten ließ: „Wir haben keine wirklichen Freunde, als unsere Zeitgenossen" und damit ohne Zweifel sagen wollte, daß nur diejenigen wohlmeinend und in unserem Thun und Lassen uns wahrhaft zu verstehen und zu würdigen im Stande sind, die mit uns zusammen gelebt und gewirkt.

Von diesem Grundsatze ausgehend, bemühen sich die nachstehenden Auslassungen über hingeschiedene Zeitgenossen, mit denen ihr Niederschreiber in irgend welche Berührung gekommen, den Nachlebenden nähere Auskunft zu ertheilen. Mit Vorliebe zeichnen sie ihre Vorzüge und Verdienste und wenn sie auch ihre Fehler und Schwächen nicht verschweigen, so versäumen sie doch nicht, alles Das anzuführen und zu erwähnen, was etwa zu deren Entschuldigung gereichen mag. In seinen politischen Darlegungen ist es dem Urheber des Werkes hauptsächlich darauf angekommen, den Entwickelungsgang der Neugestaltung Deutschlands und darin den rothen Faden nachzuweisen, der die Gegenwart mit der jüngsten Vergangenheit verbindet. Aus diesem Grunde hat er auch nicht Anstand genommen, Zeitungsaufsätze, ganz oder auszugsweise, aufzunehmen, die ihm in dieser Hinsicht wichtig scheinen, wohl wissend, daß unsere leicht und rasch lebende Zeit dergleichen nur selten dauernde Beachtung schenkt. Und doch ist in ihnen oft auf Menschen und Verhältnisse ein höchst bedeutsames Streiflicht geworfen. Wo ein solches auf das deutsche Volksbewußtsein trifft, da hat es den Verfasser besonders berührt. Trotzdem er weiß, daß es bis zur Stunde etwas sehr Undankbares ist, ein empfindliches Nationalgefühl zu besitzen, hat er dennoch nie und nirgend unterlassen, demselben in stärkster Weise Ausdruck zu

geben, denn nach seiner Ansicht ist derjenige, der nicht Liebe zu seinem Vaterlande besitzt, auch nicht werth, eines zu haben, und wer kein Vaterland hat, er sei wer er sei, ist ein Helot. Dieses Helotenthum ist leider jedoch nur all zu viel noch in Deutschland verbreitet. Fürst Bismarck klagt in seiner Reichstagsrede vom 28. November 1885: „Wir haben in Deutschland an nationalen Empfindungen keinen erheblichen Ueberschuß, wir sind vielmehr in dieser Hinsicht etwas blutarm."

Diese Blutarmuth sollte jeder Vaterlandsfreund brandmarken und nach Kräften bestissen sein zu heben. Nur von demjenigen Volke wird etwas gehalten, das auf sich selbst hält. Es soll hierdurch weder dem öden Rassendünkel noch der lächerlichen Nationaleitelkeit das Wort geredet werden, sondern nur einem gerechten Selbstbewußtsein, das vor der blöden Unterthänigkeit und einem schmachvollen Wegwerfen schützt. Ein Volk, das sich selbst gering schätzt und den beständigen Ueberläufer zu andern Völkern abgiebt, gehört zu dem Nationengesindel, das in der Weltgeschichte nur Bedientendienste verrichtet. Und welcher Deutsche von auch nur einigem Ehrgefühl möchte diese Rolle seinen Landsleuten zuertheilt wissen wollen!

Hamburg am 18. März 1889.

Feodor v. Wehl.

Aus meiner Zeit in Dresden.

(1863—1867.)

Am 24. September 1863.

Man schreibt mir aus Oldenburg:

„Ich war wohl eine Stunde im Krankenzimmer des unglücklichen, höchst elenden Dichters Julius Mosen. Ach, welches herzerschütternde Bild! — Ich wage es Ihnen nicht näher zu schildern. Es ist entsetzlich, daß ein hochbegabter Mann so leiden muß!

„Bei meinem Besuch vor ein und einem halben Jahre fand ich Mosen noch in besserem Zustande. Er rührte sich wenigstens noch und hauchte verständliche Worte hervor. Jetzt liegt er starr und lautlos, wie eine Leiche, die uns mit großen Augen gespensterhaft anstarrt. Und doch gab seine edle Gattin mir die Versicherung, daß er mich vollkommen verstehe und ihm keine meiner Reden verloren gehe. Darin fand ich eine Aufmunterung dem Kranken mancherlei, natürlich auch von Ihnen zu erzählen. Aber ich sprach wie in eine Todtengruft hinein. Keine Bewegung, keine Silbe Entgegnung. So mögen uns die Geistorbenen vielleicht verstehen, die uns jedoch nicht zu antworten vermögen."

Am 23. Oktober 1863.

Georg Hick, von der Kölnischen Zeitung zum fünfzigjährigen Gedenkfest der Leipziger Völkerschlacht abgesandt, meldete darin unter dem 19. Oktober Folgendes aus Leipzig:

„Im Theater fand gestern Abend die Aufführung der von Feodor Wehl für die Bühne bearbeiteten „Hermannsschlacht" von H. v. Kleist statt.

„Was die Wahl des Stückes betrifft, so ist dieselbe unserer Ansicht nach keine recht passende gewesen. Es lag dieses Kleist'sche Drama dem geistigen Horizonte des sehr gemischten Publikums zu fern, um eine eclatante Wirkung hervorzubringen, abgesehen von den inneren Mängeln des Stückes, unter denen der auffallendste der ist, daß der Held desselben, vom moralischen Standpunkte aus

betrachtet, sich wie ein heimtückischer Schuft benimmt. Sehr bezeichnend erwiederte uns unser Nachbar zur Linken, einer der Ersten, die anno 13 in Leipzig eingedrungen waren, auf die Frage, wie ihm das Stück gefallen: „Na, so so. Der olle Blücher hätte so viele Umstände nicht gemacht, wie der Hermann!“ Und als Marbod, furchtbar bramarbasirend, das Schwert herauszog und bei Wodan schwur, er werde gegen Varus kämpfen, hörten wir hinter uns eine Stimme: „Der haut se heut noch Alle dot!“ — „Ih wo“, sagte unser Nachbar zur Rechten, ein echter Berliner, dessen Brust nicht weniger als fünf Orden schmückten: „er macht nur Spaß, es steht geschrieben: du sollst nicht döten! —“ Und der Mann mochte etwas vom Ernste der Schlacht verstehen, denn er erzählte uns mit liebenswürdigem Humor vor Aufziehen des Vorhanges: „Bei Jena, da neckten se mir, da kriegt ich 'nen Schuß ins Bein; na, det schad nischt, det wurde wieder auskurirt; aber bei Erfurt, da nahmen se mir gefangen, des hätten se können bleiben lassen.“ — Uebrigens wurde die „Hermannsschlacht“ mit schöner Ausstattung recht brav gegeben.“

Welcher läppische Standpunkt! Welches knabenhafte Beurtheilen! Wenn junge Dramatiker in so erbärmlichem Lokalblattrezensententon über ein Werk wie dieses herfallen, so muß man für die deutsche Bühne alle und jede Hoffnung verlieren. Auch ich kann mir wohl sagen, daß dieses Drama leider nicht angethan ist, unsere volle Sympathie zu erlangen, aber doch nur mit dem Bekenntniß, daß das mehr unsere, als des Dichters Schuld ist. Wir sind zu verweichlicht und erschlafft, um diese männliche Herbigkeit ohne Weiteres vertragen zu können.

Hick erklärte es in einem Gespräche mit mir für einen Fehlgriff des Dichters, daß er sich im Charakter Hermanns die Eifersucht in Bezug auf Thusnelda gegen Ventidius habe entgehen lassen. Er wünscht also einen ganz kleinlichen menschlichen Beweggrund, einen Beweggrund nach dem Geschmacke Scribe's für die große Rachethat Hermanns. Wie viel edler und höher steht Kleist doch diesen Leuten gegenüber, die ihm vorwerfen, er habe in seinem Helden einen heimtückischen Schuft geschildert!

Die wegwerfenden Urtheile über die „Hermannsschlacht“ thun mir nicht nur weh, weil sie einen meiner Lieblingsdichter mißhandeln, sondern auch, weil sie mir nur allzu deutlich zeigen, wie

unreif wir noch in unserem Volksbewußtsein und unseren politischen Ansichten sind. Wie knabenhaft die zu Tage gelegten Moralitätsansichten! Man vergiebt es Hermann nicht, daß er schönredende Zungendrescher und selbst einen edlen Mann dem Tode weiht, um das Vaterland und dessen Freiheit zu retten. Als ob sich solche Thaten immer mit reinen und unbefleckten Händen, ohne Blut, List, ja hier und da sogar ohne ein nothwendiges Verbrechen vollführen ließen!

Ebenso kurios äußert sich ein Berichterstatter der Berliner National-Zeitung über die Aufführung in Karlsruhe, indem er schreibt:

„Kleist's „Hermannsschlacht" erschien als Festvorstellung zum 18 Oktober. Das ist eine unglückliche Wahl, denn das erregte Publikum vermochte sich so wenig zu erwärmen, daß nur selten der laute Beifall erschallte. Als Drama besitzt die „Hermannsschlacht" ohnehin nur den Werth, der in der Charakteristik Hermanns des Cheruskers enthalten ist. Aber auch in dieser Gestalt offenbart Kleist nicht allein den großen schöpfungsfähigen Dichter, sondern auch das zerrissene Gemüth, das ihn treibt, mit einem Realismus, der die Empfindungen in ihre entlegensten Winkel verfolgt, wie einst das eigene Leben, so auch die Gestalten zu unterwühlen, die er uns vor die Seele führt. Armin ist eine Gestalt, die dem Feinde des Vaterlandes gegenüber den Menschen völlig verleugnet: die Laster Roms liebt er, denn sie rechtfertigen seinen mordlustigen Haß; die Tugenden Roms, die er kennt, verabscheut er, denn sie drohen, seine Hassesthat zu lähmen. Das Stück hat eine zugleich wahre und schauervolle Tendenz: Gegen den Feind, der die Existenz des Vaterlandes bedroht, ist jedes, auch das heimtückischste Mittel der Vernichtung erlaubt. Nur eine Zeit, wie die, in welcher Kleist schrieb, kann ein solches Drama verstehen mit all' seinen barbarischen Auswüchsen und an ihm erglühen. Möge dieses Verständniß nie wiederkehren für Deutschland! Von der Bühne herab kann es aber in unserer Zeit keine unglücklichere Festvorstellung geben. Hermann ist wohl verklärt durch die heroengleiche, leuchtende Vaterlandsliebe, die die Mutter seines Hasses ist. Aber er und seine barbarische halbwilde Umgebung sind uns menschlich viel ferner gerückt, als die Feinde, deren Eroberungspolitik in unseren Augen eine civilisatorische Sendung annimmt.

Wäre die Schlacht am Teutoburger Walde ein geschichtliches Ereigniß, das mit seinen politischen Nachwirkungen greiflich in die Gegenwart hineinragt, so würde unsere nationale Empfindung sehr leicht Meister über den Zug unserer Einbildungskraft, die uns geistig den Feinden näher rückt. So aber ist das germanische Barbarengeschlecht mit sammt seinem Siege uns fremd und geistig ferne, und das nationale Gegengewicht fehlt. Darum ist das Publikum — auch abgesehen von der komischen Seite, welche den zwischen Schopf und Zopffrisuren, den Bärenfellen, den Urhörnern und anderen schönen Pelz- und Galanteriewaaren der Vorzeit leider stets von der Bühne herab unerwohnt — gespalten und uneins in seiner Empfindung. Möge der Kunstfreund und der Denker sich an der „Hermannsschlacht" erfreuen; hinreißend auf ein Publikum, das mit naiver Einbildungskraft vor der Bühne steht, wird das Stück nie wirken."

Das ist die echte deutsche Leimsiederei, die auch einen großen Nationalkrieg, einen Krieg, in dem es sich um Sein oder Nichtsein eines ganzen Staates und Volkes handelt, glatt, fein säuberlich und in schönthuender Menschlichkeit ausgefochten zu sehen wünscht. Man frage Engländer, Franzosen, Spanier, sie werden andere Ansichten entwickeln. Sollen wir Deutsche ewig so phantastisch und sonderbar feinfühlig und befangen in ästhetischen Vorstellungen bleiben?

Als ich 1860 meine Bearbeitung der „Hermannsschlacht" an Eduard Devrient für das Karlsruher Hoftheater einschickte, meldete mir dieser, seine Ankunft, das Stück aufzugreifen, zu erläutern, Folgendes: „Verhehlen will ich nicht, daß mir das Gedicht als das schwächste des mir überaus theuren Dichters erscheint und daß ich auch dafür halte: dieser große nationale Gegenstand müßte, gerade für unsere Zeit, viel größer, historischer, charaktervoller gefaßt werden, wenn er wahrhaft erbaulich wirken sollte."

Was mich betrifft, so meine ich: Die „Hermannsschlacht" größer, historischer, charaktervoller zu fassen, als Kleist das gethan, ist unmöglich. Gerade ihre große, historische, charaktervolle Auffassung ist es, die sie uns heute fremd macht. Der Dichter schrieb sie mit der nationalen Wuth und dem nationalen Zorne, die in seinem Kriegsgesange: „Germania an ihre Kinder" sich Ausdruck verschaffen und welche durch die Unterwerfung und Knechtung seines Vaterlandes wie durch die Mißachtung entstanden sind, die sein

König und seine Königin durch Napoleon den Ersten zu erfahren hatten.

Können solche Dinge aber nicht wiederkehren? Und wenn sie wiederkehren, wird man alsdann Heinrich Kleist's „Hermannsschlacht" nicht anders beurtheilen lernen?

Vielleicht erlebe ich es noch.

Uebrigens hat Eduard Devrient doch diese großartige Schöpfung nach ihrer Aufführung schon etwas anders angesehen. Er schrieb mir nach derselben: „Was Ihre Hand an dem Gedichte gethan, ist der Aufführung sehr zu statten gekommen: die Handlung gruppirt sich anschaulich und die einzelnen großen dichterischen Schönheiten, der große politische Geist, der durch den wilden Haß des Autors leuchtet, kommen frei zur Geltung."

Das ergab sich schon bei der bloßen Erinnerungsfeier der Schlacht bei Leipzig vor fünfzig Jahren. Wenn nun gar einmal eine Entscheidungsschlacht dieser Art wiederkehrte und mit ihr die Gefühle und Gesinnungen jener immerdar denkwürdigen Tage, wie dann?

Mich erquickt und erfreut im Hinblick darauf, was der wackere und warmherzige Moritz Heydrich mir um diese Zeit über das Schauspiel schrieb:

„Mit Freuden lese ich in den Blättern, daß viele Bühnen endlich, endlich an die Aufführung dieses wunderbar genialen Werkes gehen. Es ist gewiß das eigenthümlichste und merkwürdigste von allen deutschen historischen Dramen — und daß man bisher noch keine Aufführung gewagt hat, das zeugt von der erbärmlichen Gleichgültigkeit und von der unbegreiflichsten Stumpfheit der deutschen Bühnenleiter. Unsere sämmtlichen modernen, sogenannten vaterländischen und meist mit Beifall aufgeführten Dramen, auch die besten und neuesten wertheilen, haben keinen Funken von der heiligen Flamme ächtdeutscher Kraft und Begeisterung dieses herrlichen Werkes — ja in der gesammten deutschen dramatischen Litteratur finde ich kein Drama, das so ganz im edelsten Wortsinn ein Tendenzstück, und doch so ganz freipoetische Schöpfung, so voll von heilig flammender Vaterlandsliebe durchglüht, so ganz in Shakespeare's Geist als „nationales historisches Drama" gedacht und behandelt wäre. In Frankreich gedichtet, würde es längst aufgeführt und ein Liebling der Nation, ein litterarisches Banner des National

reußens gewachsen sein — bei uns — modert's in den Bibliotheken, gekannt und geschätzt nur von Wenigen. Dank Ihnen für die Wiedererweckung des unsterblichen Werkes! Möge des edlen Dichters ernst mahnender Schatten seinem Volke, Begeisterung weckend, wieder voranfliegen, wie in den glorreichen Zeiten unserer Väter. Möge es in stumpfsinniger Zeit die Trägen und Schlummernden wecken und die Geister bereit machen zur That, wenn sie nahen wird, die Stunde der Prüfung und Gefahr! Möge der deutsche Demosthenes herabdonnern von der Bühne seines Volkes, die wahrlich genug entweiht ist von blasirten Stümpern und Wort helden."

Am 6. November 1863.

Jedem einsichtigen Politiker muß bekannt sein, daß Preußen nur stark ist an der Spitze einer nationalen Idee und allein in dem Falle etwas bedeuten kann, daß es hinter sich die Sympathie von Deutschland hat. Ohne diese Dinge ist Preußen ein historischer Widerspruch, ein politischer Mißverstand.

Niemand ist dessen mehr inne, als Oesterreich. Oesterreich hat niemals Volkspolitik getrieben, auf welche Preußen angewiesen ist, sondern stets nur Kabinetspolitik. Daher kommt es auch, daß Oesterreich sich gerade stark fühlt, wenn Preußen schwach ist. Die preußische Regierung ist ohne den Nachdruck des preußischen und deutschen Volkes ohnmächtig, gelähmt und unfruchtbar. Die österreichische bedarf des deutschen Volkes nicht und fragt auch nichts darnach, als höchstens, wenn es gilt, dadurch Preußen so zu sagen „Eins anzuhängen".

In diesem Augenblicke, wo mit der preußischen Regierung weder die eigene, noch die Gesammt-Nation zu gehen im Stande ist und wo also die Macht und der Einfluß Preußens nahezu nichtsbedeutend sind, in diesem Augenblicke ist die österreichische Politik oben auf und führt das große Wort. Sie drückt Preußen auf die politische Stellung eines Mittelstaates hinunter, behandelt seine gerechten Forderungen wie geschichtliche Prätensionen und ist bestissen, ihm auch noch vermittelst einer Sprengung des Zollvereins seine handelspolitische Bedeutung aus der Hand zu winden.

Am 18. Januar 1864.

Gestern war Kanzlerath Zschille bei mir, um mich um ein knappgefaßtes Gesammturtheil über die dramatischen Arbeiten der

Prinzessin Amalie von Sachsen zur Verwendung für das Konversations-Lexikon von Brockhaus zu ersuchen. Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß die berühmte Verlagshandlung ihm die zeitgemäße Bearbeitung des die hohe Verfasserin betreffenden Aufsatzes anvertraut und er darüber zu Herrn von Beust gesprochen, der seiner Seits dem Könige Johann davon Mittheilung gemacht und von diesem den Auftrag erhalten habe: die Abhandlung zu etwaigen Ergänzungen ihm vorzulegen.

Die engeren Familienverhältnisse am sächsischen Königshofe haben etwas Kleinbürgerliches, das erfreuen und zugleich rühren kann. Es ist etwas Hübsches, daß ein regierender König mit sorgsamer Achtsamkeit die literarische Würdigung seiner erlauchten Schwester zu überwachen nicht verschmäht.

Am 4. September 1864.

Kanzleirath Schille erklärte mir gestern die Veranlassung zu Tieck's „Vogelscheuche" und seiner Feindschaft gegen Theodor Hell (Winkler), die sehr lustig ist und den Letzteren als recht hinterlistigen Spaßvogel erscheinen läßt. Theodor Hell war als Sekretär des königlichen Hoftheaters dem Einflusse nicht gewogen, den Ludwig Tieck als angestellter Dramaturg darauf auszuüben sich veranlaßt fand. Um ihn aus demselben zu verdrängen, ersann er sich folgenden Streich: er legte Tieck das erste, ohne Namen eingesandte Stück der Prinzessin Amalie „Lüge und Wahrheit" zur Beurtheilung vor, indem er selbst es lobte und rühmte. Tieck, gegen Hell von vornherein eingenommen und ohne Ahnung der Verfasserin, wurde dadurch zum Widerspruch gereizt und verwarf das Schauspiel in Bausch und Bogen. Man kann sich seinen Aerger denken, als er hinterher erfuhr: es danke der Schwester des Königs seine Entstehung.

Am 22. November 1864.*)

Mitten im lärmenden Kampf und Streit der Parteien ist es manchmal nicht unangebracht an Dasjenige zu erinnern, für das

*) Diese und die Mehrzahl der nachstehenden politischen Betrachtungen, denen die nächste Zukunft wunderbar Recht gegeben hat, sind fast ganz so wie sie hier stehen aus meinem Tagebuche in die damalige „Dresdener Constitutionelle Zeitung", als der ich in jenen Jahren betheiligt war, als Leitaufsätze übergangen. Diese letzteren können als Prüfungs-Belege dafür dienen, daß meine Aussprüche nicht erst nachträglich umgeändert und zurecht gemacht worden sind.

man die Waffen erhoben. Will man in einen kurzen Satz zusammen fassen, um was sich das ganze politische Ringen unseres Volkes in diesem Augenblicke dreht, so wird man kaum wohl Unrecht haben, wenn man behauptet: es gelte, Deutschland aus dem „geographischen Begriffe" des Fürsten Metternich heraus zur historischen Thatsache zu erlösen.

Daß diese Erlösung keine eben sehr leichte Unternehmung ist, wird Jedermann gleich erkennen, der sich die Verhältnisse unseres gemeinsamen großen Vaterlandes im Geiste zu vergegenwärtigen angelegen sein läßt. Er findet da zwei Großmächte und so und so viel Mittel- und kleine Staaten, von denen jeder einzelne mit Freuden sich deutsch nennen läßt, ohne daß mit allen diesen deutschen Ländern doch auch zugleich schon Deutschland gegeben wäre, denn jedes von ihnen ist eben deutsch, so viel es ihm beliebt und ohne politische Nothwendigkeit, welche erst aus einer gemeinsamen Leitung zu entstehen vermöchte.

Man hat neuerdings vielfach auf Italien hingewiesen und gemeint: Preußen sei unser Sardinien und Oesterreich unser Neapel. Es ist auch in der That in diesem Vergleich etwas Richtiges, nur daß, wie es scheint, gegenwärtig in Preußen kein Herrscher auf dem Throne sitzt, der die Gelegenheit zu einem kühnen Wagniß vom Zaune zu brechen den verwegenen Muth besitzt. Die Zeiten waghalsiger Unternehmungen, wie sie der Burggraf von Nürnberg, der Ahnherr der Hohenzollern, der große Kurfürst und Friedrich der Einzige ins Leben riefen, wollen, allem Vermuthen nach, in Preußen nicht wiederkehren. Man ist vor der Hand zufrieden sich vom Marquis von Brandenburg zum Könige von Preußen emporgeschwungen zu haben. Und es ist dies auch wirklich keine Kleinigkeit. Preußen ist immerhin eine Großmacht und hat seine Stimme im Rathe Europas. Es ist auch für sich und ohne Deutschland etwas, was bei Sardinien nicht der Fall war.

Sardinien war klein, eingeengt, machtlos, immer bedroht von Oesterreich. Ein kühner Handstreich desselben — und man suchte es eines schönen Tages vergebens auf der Karte. Als Karl Albert anfing für Italien zu fechten, focht er zugleich für sich selbst und sein Reich. Anders ist es mit Preußen. Preußen ist ein stattliches Reich, voll imposanter Kraft, mehr furchtbar für Andere, als fürchtend für sich. Es spielt seine Rolle auf eigene Hand. Unter

Umständen kann es sich selbst aus dem Sturze Deutschlands noch retten. Deutschland ohne Preußen ist wenig; Preußen ohne Deutschland, unter Umständen, noch immer genug.

Das ist das ganze Unglück der Sache. Nicht die Noth treibt Preußen in Deutschland aufzugehen, nur die patriotische Ueberzeugung, das Herz, der gute Wille können es thun. Als Friedrich Wilhelm IV. 1848 durch die Straßen Berlins reitend und die deutsche Fahne schwingend, erklärte: Preußen geht von nun an in Deutschland auf, da war es die augenblickliche Begeisterung, die aus ihm sprach. Daß diese Worte von keiner zwingenden Nothwendigkeit eingegeben waren, hat der Verlauf der Zeit bewiesen. Deutschland und Preußen sind noch heut zu Tage zwei getrennte Begriffe und werden es leider! wohl lange noch bleiben.

Ein altes Sprichwort sagt: man soll schmutziges Wasser nicht eher weggießen, als bis man reines hat. Wer will verlangen, daß die preußischen Monarchen ihr Königreich fahren lassen sollen, ehe das deutsche Kaiserreich fertig geworden? Friedrich der Große ist um einige Decennien zu früh gekommen. Denke man sich den alten Fritzen und Napoleon neben einander. Sie hätten sich vielleicht in die Welt getheilt. Schon die französische Revolution würde wahrscheinlich das gesammte Deutschland unter das Schwert und die Krone Friedrichs getrieben haben.

Aber das Weltgeschick hat es anders gewollt. Der Sturm kam, nachdem die Eiche gefallen, die ihm allein Widerstand zu leisten vermochte. An die Stelle des großen Königs mußte das Volk treten. Das Volk rettete Preußen und mit Preußen Deutschland. 1813 ging Deutschland hinter Preußen.

Es war ein großer Moment. In diesem Moment hätte Preußen Deutschland, oder Deutschland Preußen haben können, je nachdem. Aber es ward von beiden Seiten verpaßt. Deutschland und Preußen wurden getrennt. Oesterreich warf sich mit seiner Metternich'schen Politik dazwischen. Diese Politik hatte eingesehen, daß Oesterreich Deutschland nicht zu halten vermochte; nun setzte sie einen Trumpf darauf: daß auch Preußen es nicht bekam.

Es war ein elender Trumpf, ein Trumpf, der Deutschland in seiner Entwicklung um ein Jahrhundert zurückwarf. Und was hat Oesterreich damit gewonnen? Nichts, als die traurige Genugthuung,

daß, was es selbst nicht kann, auch Preußen nicht vermag und daß Preußen nachgerade Oesterreich für das Bollwerk anzusehen beginnen muß, das es von seiner historischen Mission abhält.

Laßt Preußen und Oesterreich unter solchen Umständen so oft sich verbünden, als sie wollen, sie werden ewig doch Widerpart bleiben. Der Kampf Friedrich des Großen mit Oesterreich ist nicht ausgefochten worden. Die Geschichte hat ihn vertagt. Und daß er nur vertagt ist, daran erinnert Oesterreich selbst mit seiner deutschen Politik zu jeder Stunde, eine Erinnerung, die freilich Preußen nicht jeden Augenblick gewahr wird, theilweise sogar ganz überhört und gewiß immer so lange, als Preußen zufrieden ist, Preußen zu sein.

Aber es können Umstände eintreten, wo diese Zufriedenheit Störungen erleidet. Preußen ist ein gewissermaßen auf das politische Abenteuer angelegter Staat, ein Staat, der auf dem Wagniß balancirt, historisch so zu sagen: noch nicht gesetzt ist. Ein europäischer Weltbrand, ein großer Krieg, eine allgemeine Umwälzung können ihn aus seiner ganzen Stellung bringen, nicht aber sofort auch über den Haufen werfen. Er ist zu lebenstrotzend, zu fest, zu wenig abgenutzt. Nicht gewischt genug in seinen Elementen, um zersplittert, nicht klein genug, um mit einem Schlage vernichtet zu werden. Er hat Mark in den Knochen und damit eine nicht zu bestreitende Gewißheit auf Zukunft. Kommt diese Zukunft bei irgend einer Gelegenheit in Frage, so wird er nothgedrungen der österreichischen Politik eingedenk werden und dies Eingedenkwerden dann zu ganz eigenthümlichen Ereignissen führen müssen.

Wie nah oder wie fern dieselben liegen, wer weiß es? Nur soviel ist gewiß, daß Preußen und Oesterreich im beständigen Kampfe liegen und dieser Kampf auch unsere Tage erfüllt. Was den Ausgang des Kampfes aber betrifft, so kann kein Einsichtiger darüber in Zweifel sein. Sein Ende wird ein preußisches Deutschland oder ein deutsches Preußen sein, je nachdem das eine oder das andere Element sich als das stärkere und sieghaftere erweisen wird. Daß sie beide im Ringen mit einander liegen, wird nicht wegzuleugnen sein, und so dürfte eines schönen Tages nicht ausbleiben, daß Preußen in Deutschland oder Deutschland in Preußen aufgeht. Mehrmals schon ist sowohl das eine wie das andere Moment in

rfüllung zu geben nahe gewesen. Unter Friedrich dem Großen igte ganz Deutschland Preußen zu, 1848 Preußen zu Deutschand. Es läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen, welche Wendung intreten wird. Sicher aber dürfte sein, daß das dritte Element, as sich einer dieser Wendungen entgegenstellt, nothwendig dabei zu runde gehen muß und zwar in Folge seiner eigenen Sünden, enn die Weltgeschichte ist zugleich das Weltgericht!

Am 13. Januar 1865.

Mag man über den gegenwärtigen Beherrscher Frankreichs enken wie man will, unter allen Umständen wird man ihm einäumen müssen, daß er ein kluger Kopf und auf dem Felde der olitik eine nicht oft gesehene Erscheinung ist. Vielleicht ist er am reffendsten bezeichnet, wenn man von ihm behauptet: er sei der apoleonismus im Geiste Talleyrand's, der Held im Kabinet, der iplomat in den Kanonenstiefeln des großen Kaisers. Was diesem er Degen, ist jenem die Feder, er operirt mit Reden, wie jener it Armeen. Seine größten Siege sind auf dem Papiere oder mit em gesprochenen Worte erfochten. Was Wunder also, daß man achgerade angefangen hat, ihnen die äußerste Beachtung zu schenken.

Man stelle sich wie man will, man nenne ihn geringschätzig Napoleon en Kleinen, den Mann des zweiten Decembers, den Usurpator und Emporkömmling, wenn seine Feder kritzelt, oder der Ton seiner Stimme sich vernehmen läßt, wird doch Jeder aufmerksam, spitzt eine Ohren oder putzt die Gläser seiner Brille rein. Eine Bedeuung, eine weithingreifende Bedeutung ist Napoleon dem Dritten icht abzustreiten. Vielleicht bezweifelt man mit Recht sein strategischen Genie, seine Tapferkeit und seine Größe, aber seine Erkenntniß er Zeit, kluge Benutzung der Umstände wird ihm Niemand abzusprechen im Stande sein. Aus seinen Erlassen und Reden wird ich einst die Geschichte unserer Tage nicht ganz ohne Nutzen tudiren lassen, man wird darin den rothen Faden wiederfinden, er sich durch alle ihre Bewegungen hindurchzieht und dieselben in hrem innersten Charakter erkennen läßt.

Der erste Napoleon hat die Revolution besiegt, der zweite hat einen Compromiß mit ihr geschlossen. Er ist nicht mehr der Herr, der Gebieter derselben, er ist ihr Paladin, ihr Parteigänger, ihr Genosse. Die Revolution hat ihn erzeugt, groß gezogen,

erhoben und auf den Thron gesetzt. Die Revolution ist seine Mutter, seine Erzieherin und Bildnerin: er kann sie nicht verleugnen, sich nicht von ihr lossagen; er muß sie anerkennen, sie dulden, sich mit ihr vernehmen, sich eben so sehr von ihr helfen lassen, als er ihr selber helfen muß.

Das weiß Napoleon sehr wohl, und die übrigen Herrscher, so viel von ihnen Einsicht und Klugheit haben, wissen es auch. Daher stammt ihr Respekt und zugleich ihre Furcht vor diesem Manne. Sie können kein volles Vertrauen zu ihm gewinnen; er ist nicht ganz einer von den Ihren: die Glorie der Legitimität fehlt ihm und dafür ist ein Tropfen jenes demokratischen Oeles auf sein Haupt gefallen, mit dem nach Uhland jeder Regent der Neuzeit gesalbt sein sollte. Er ist gefährlich durch seine Abstammung und Verwandschaft: daher wagen sie es nicht, es mit ihm zu verderben. Sie verhalten sich alle mehr oder weniger mit ihm ganz in derselben Weise, wie er sich mit der Revolution verhält.

Man wird keineswegs behaupten können, daß dieses sein Verhältniß ein ehrliches, offenes und reines sei; aber ein kluges, ein schlau berechnetes und bis jetzt günstig durchgeführtes ist es gewiß. Noch immer ist er der Mann, der auf der Höhe seines Jahrhunderts steht und mit seinen Ideen die Welt beherrscht. Die napoleonischen Ideen sind eben Ideen der Revolution, Ideen, die er hinhält, vielleicht mißbraucht und um ihren endlichen Ausgang betrügt, aber die er nirgends abschwört und verleugnet. Es ist ihm nur allzusehr bewußt, daß darin seine ganze Macht, gewissermaßen das Prestige seines ganzen Regimes, die ganze Gewalt seiner Regierungskunst liegt.

Mit diesem Bewußtsein erfüllt, tritt er vor sein Volk, die Welt und sein Jahrhundert. Aus diesem Bewußtsein heraus kommen seine politischen Dokumente, seine Reden. Seine Reden, seine politischen Dokumente sind darum Aktenstücke der Zeit, bedeutsamer und wichtiger beinahe, als seine Handlungen, weil sie merkbarer und sichtlicher seine Abstammung bekunden. Wenn er in seinem Thun einmal allzuweit sich von dem Geiste der Revolution entfernt, wenn er so zu sagen, durch seine Thaten auf gespannten Fuß mit ihr gekommen: in seinen politischen Dokumenten und Reden wendet er sich meist wieder schmeichelnd zu ihr zurück. In jenen wagt er vielleicht einmal ihr zu trotzen, in diesen sinkt er ihr demuthsvoll

immer wieder zu Fugen. Er fühlt im Wort, sei es geschrieben oder gesprochen, den Frevel, den er im Wagemuth und dem Bedrängniß der Zeit vielleicht an ihr begangen.

Dieses seltsame Widerspiel, diese eigenthümliche Situation macht die Erscheinung des dritten Napoleon auf dem französischen Throne so interessant, so beständig anziehend und wechselvoll. Immer wieder auf's Neue wenden sich die Blicke des ganzen Erdballs zu ihm hin. Auch in diesem Augenblicke wieder. Er hat selbst bekannt, daß die Zustände Europas zerfahren und für die Dauer unhaltbar sind, und daß den Verträgen, auf welchen bis jetzt die Ordnung des Welttheils beruhte, nur noch ein schattenhaftes Dasein zugeschrieben werden dürfte.

Es ist seine Mutter, die Revolution, die ihm das in die Ohren geflüstert. Er hat's laut in die vier Winde gerufen und ein tausendfaches Echo hat ihm geantwortet. Nun ist's begreiflich, daß man sich fragt: ob er am Ende wie ein Hamlet verzweifeln und enden werde:

„Die Welt ist aus den Fugen! Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurichten kam!“

oder ob er die Mittel gefunden, die Lösung seiner Epoche zu bewerkstelligen.

Am 25. Februar 1865.

Es war der große Weise des 19. Jahrhunderts, Alexander von Humboldt, der in die Weltgeschichte hinaus den Lehrsatz schleuderte: „daß die Natur ihren Fluch gehängt an das Stillstehen.“

Wir sind, wie mich bedünken will, auf dem Punkte, etwas von diesem Fluche an unserer Zeit zu empfinden.

Unsere Zeit ist ohne Zweifel nach einem Zeitraume des Fortschritts und der Bewegung plötzlich in sich selbst auf große Hindernisse gestoßen und vor denselben stehen geblieben. Sie rückt und rührt sich nicht und es fangen bereits ihre eigenen Kräfte an, sich unter einander zu drängen und zu stoßen. Wird sich nicht bald nach dieser oder jener Seite hin ein Ausweg finden, so muß schließlich nothwendig eine Eruption dieser oder jener Art erfolgen.

Daß unsere Tage leer und ideenlos seien, kann man gewiß nicht sagen. Sie haben ihren Inhalt, ihr klar ausgesprochenes Streben, den unwiderstehlichen Trieb zu nationaler und geschicht-

licher Entwicklung. Wer das leugnet, ist ein Thor! Das abrollende Jahrhundert ist mitten in einer epochemachenden Arbeit: es gilt den Staat zur verkörperten Intelligenz zu machen, d. h. zu demjenigen Staate, dessen Endzweck im Grunde die Freiheit ist.

Die Freiheit im edelsten und reinsten oder, wenn das gewissen Leuten besser klingen sollte, im vernünftigen Sinne, ist das unabweisliche und unausweichliche Ziel der Neuzeit. Dahin drängt alle Bildung, alle Wissenschaft und Aufklärung, alle geistige Kraft, jede Triebfeder der Menschheit. Thut, sagt und schreibt, was ihr wollt: der Herzenswunsch unseres Säculums ist demokratisch. Alle Regierungsgewalt, weil alles Regierungsrecht, geht vom Volke aus — dieser Satz Spinoza's ist das innerste und täglich unverhüllter hervortretende Grundgesetz unserer gegenwärtigen Periode.

Am 27. Februar 1865.

Als wir jüngst einmal bei Georgi (Vorstand der Blindenanstalt in Dresden) zu Besuch waren, erzählte uns derselbe viele komische Gelehrtengeschichten. Eine belustigte mich besonders. Ein Leipziger Universitätsprofessor, der an großer Zerstreutheit litt, wollte mit seinen Büchern in der Hand zur Gartenpforte seines Hauses hinaus zum Hörsaal wandern. Da diese Gartenpforte verschlossen zu sein pflegte, hatte er vorsorglich den Schlüssel zu derselben mitgenommen, diesen Umstand im Gehen aber so ganz vergessen, daß er, an sie gelangt, sie ohne den Schlüssel zu öffnen versuchte. Als ihm das nicht gelang, nahm er den Schlüssel in den Mund, die Bücher unter den Arm und rüttelte sie. Aber alles Rütteln half nicht, die Thür blieb zu. Da, in seiner Verlegenheit, schiebt er die Bücher unter durch das Gitter und er selbst klettert mit dem Schlüssel im Munde mühsam darüber hinweg.

Ist das nicht ein Bild unserer ganzen Studengelehrsamkeit, die angestrengt über fürchterliche Schwierigkeiten steigt, weil sie in der Zerstreuung vergißt, sie natürlich zu lösen?

Am 28. Februar 1868.

Der Dichter Otto Ludwig, den wir heute zu Grabe getragen, nimmt seine unvergängliche Stelle in der Literatur der Gegenwart ein. Gustav Kühne hat in seiner Erinnerungsrede auf den Heimgegangenen im Literarischen Verein sehr bezeichnend den Urgegen-

seiner Dichtungen hervorgehoben und damit sehr glücklich das Feierliche, Gewaltige, weihevoll Gehobene seiner Schöpfungen angedeutet. Otto Ludwig gehört seiner literarischen Richtung nach der realistischen Schule und zwar hauptsächlich derjenigen Gattung darin an, welche man gewöhnlich mit der Benennung des originellen Kraftdramas zu charakterisiren pflegt. Er gehört in die Reihe jener Autoren, worunter wir Lenz, Klinger, Zacharias Werner, Heinrich Kleist, Grabbe und in neuerer Zeit Georg Büchner, Griepenkerl, J. L. Klein, Elise Schmidt und Andere finden und unter denen Hebbel und er jedenfalls als die bedeutendsten hervorragen. Er zeigt in seinen Werken eine entschiedene dramatische Gestaltungskraft, Zug-kräftig aufgetragener Naturwahrheit, markvolle Sprache und eine Steigerung des Interesses und der Spannung, wie man das selten in unseren Dramen findet. Freilich läuft dabei auch viel Krasses und Verschrobenes mit unter. Es ist bei Otto Ludwig wie bei Hebbel zu viel Absichtlichkeit der Tragödie, zu viel Gewaltsamkeit bemerkbar. Das Trauerspiel ergibt sich nicht aus der Handlung von selbst und natürlich, es wird allzu viel gemacht, zu wahrnehmbar daran herumgearbeitet.

Das hat dieser ganzen Richtung und besonders ihren jüngsten Koryphäen wesentlichen Abbruch gethan in ihrer Wirkung auf das Publikum. Man fühlt sich oft unter dem Eindruck ihrer Arbeiten wie bedrückt und beängstigt. Es haftet etwas Finsteres daran, das beunruhigt und schmerzt, aber freilich nicht den Zug der Größe verwischen kann, der überall sichtbar wird.

„Der Erbförster“, das erste Stück, mit welchem Otto Ludwig in die große Oeffentlichkeit trat, belegt das vollauf. Es beginnt wie ein bürgerliches Schauspiel von Iffland und gipfelt sich auf bis zur zermalmenden Tragik Grillparzers. Und weil man bei Grillparzer damals immer zuerst an dessen „Ahnfrau“ dachte, so konnte es nicht fehlen, daß man den „Erbförster“ sogleich auch zu den Schicksalsdramen zählte, zu denen er jedoch keineswegs oder doch nur insofern zu rechnen ist, als die Hauptgestalt darin durch ihr eigenes Handeln ihr Verhängniß auf ihr Haupt herabruft. Christian Ulrich, Förster des Gutes Düsterwalde, ein eiserner Charakter und gottesfürchtiger Mann, entzweit sich mit dem Herrn der Besitzung gerade an dem Tage, an dem dessen Sohn Robert mit seiner Tochter Marie verlobt werden soll. Der Gutsbesitzer

will, daß der Wald „durchforstet“ werde, wie der Fachausdruck lautet, und Ulrich will es nicht. Darüber entspinnt sich erst Wortwechsel, dann Entzweiung, endlich durch allerlei Irrthum und Mißverständniß der traurige Ausgang der Sache, der darin besteht, daß der Förster seinen Sohn von dem Sohne des Gutsherrn getödtet wähnend, nach dem Spruche der Bibel: „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben“ nun seinerseits den Sohn des Letzteren niederschießend, die eigene Tochter mordet, die im Dunkeln unbemerkt vom Vater, den Geliebten mit ihrem Leibe deckt. Getreu seiner bibelfesten Gesinnung, giebt er am Schlusse, als er seinen Mißgriff erfährt und zugleich, daß die beiden Söhne leben, sich selber den Tod.

Das Stück macht eine niederschmetternde Wirkung und fällt in seinen letzten Akten wie Donnerschläge auf das Herz des Lesers und Zuschauers nieder. Es ist in ihnen alles dunkel zusammengeknäuelt, unheimlich, voll Nacht und Graus. Es verursacht eine beklemmende, angstvolle Stimmung. Aber so entsetzlich es ist, so großartig ist es auch. Es hat Auftritte von erschütternder Wirkung wie z. B. den, in dem die Tochter ihrem Vater in stiller schwüler Nacht bei mattem Lampenscheine die furchtbaren Stellen aus der Bibel liest, welche von der Wiedervergeltung handeln: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ u. s. w. u. s. w und dazwischen leise für sich und die Mutter den heimlich empfangenen Brief des Verlobten, durch den er sie zu einer Zusammenkunft im Walde auffordert.

Dieser Auftritt hat wenige seines Gleichen in der dramatischen Literatur. Und er ist nicht der einzige dieser Art in dem Schauspiel.

Seine andere Tragödie: „Die Makkabäer“ steht in keiner Beziehung zurück, sondern dürfte im Gegentheil noch höher anzuschlagen sein.

Gottschall rühmt an ihr mit Recht „die Schlaglichter einer markigen Charakteristik und eine kühne, oft frappante Bildlichkeit des Ausdrucks, sowie die Energie des dramatischen Styles.“ Auch in ihr ist manches verzerrt und auf die Spitze getrieben, aber nichts ist kleinlich oder läppisch. Sie zeigt immer einen Grundgedanken von großer Tragweite und wenn dieser auch meist wie eine Lawine donnernd zu Thale kracht und unter sich allen Reiz und alle Lieblichkeit des Lebens verschüttet, so kommt er doch immer aus

der Höhe, aus den Alpenregionen des Geistes herab. In den Schöpfungen Otto Ludwig's ist es nie die conventionelle Alltäglichkeit, die uns entgegentritt, die Blachfelder der dramatischen Trivialität hat der Fuß seiner Dichtung nie betreten. Sie war ein Fremdling in der gewohnten banalen Bretterwelt wie in der Novellenatmosphäre, die uns heute umgiebt. „Zwischen Himmel und Erde", sowie die „Heiteretei und ihr Widerspiel" sind Erzählungen besonderer Art, die den Leser stets eigenthümlich anmuthen müssen und werden. Es liegt etwas ganz Originelles in ihnen. Es sind Sonntagskinder der Poesie.

Es ist hier nicht der Ort, die Werke Otto Ludwig's literaturgeschichtlich abzuhandeln oder kritisch zu besprechen. Seine Geltung steht fest; sein Ruf ist gesichert. Sein Name wird leben, wenn er auch bald im bunten Treiben der Welt verschollen gewesen mag und kein Denkmal von Marmor oder Erz ihn verewigt.

Ueber seinen äußeren Lebens- und inneren Entwickelungsgang ist wenig mehr bekannt, also was er selbst einmal an Heinrich Laube schrieb, als dieser sich bei ihm darnach erkundigt hatte. Er meldete in Kürze:

„Ludwig ist wirklich mein Pseudonym, und ich bin in dem damals herzoglich Hildburghausischen und Meiningenschen Städtchen Eisfeld am südlichen Fuß des Thüringerwaldes geboren.*) Frühzeitig vaterlos und im Vermögen zurückgekommen, einige Jahre auf Schulen, außerdem Gehalfe in meiner Tante Materialwaaren-kram, trieb ich in freien Stunden Musik, die ganzen Nächte durch, wobei ich, wie alle Autodidakten, vom Schwersten anfing; auch war ich unter Anderem Dramaturg und Capellmeister eines Liebhabertheaters, aus Bürgerssöhnen und Töchtern meines Geburtsortes bestehend. Die Partitur einer Oper von mir — ich hatte übrigens nur etwa vier Opern, und die auf kleinen Wanderbühnen gegeben — kam dem jetzt tüchtigen Meiningenschen Capellmeister Grund in die Hände, und eines Tages ward ich überrascht durch die Nachricht, Grund habe aus eigenem Antrieb sich kaum nicht nur mich seinem Herzog empfohlen, und dieser wollte mich auf einige Jahre nach Leipzig schicken, damit ich da Musik hören und mich unter Mendelssohn ausbilden könnte. In Leipzig kam ich in

*) Am 11. Februar 1813.

Folge einer Erkältung auf der Reise und der früheren Nachtwachen voll Nervenanstrengung schon nervenkrank an, und diese Krankheit wuchs so, daß ich bald gar keine Musik mehr hören konnte. Aus dem musikalischen Schiffbruch rettete ich mich, nachdem ich wieder in meiner Geburtsstadt Kaufmann geworden war, in die Poesie."

Dies ist so ziemlich Alles, was man von ihm weiß. Nach einer Sage, die in literarischen Kreisen umlief, soll sein Vater von Zigeunern gestammt haben, die ihn auf einem Zuge durch Sachsen-Meiningen zu Eisfeld krank zurückgelassen, wo er, nach seiner Genesung, verblieben und sich verheirathet habe. Otto Ludwig selbst soll diesen Umstand erzählt haben und jedenfalls hat seine persönliche Erscheinung dem nicht geradezu widersprochen. Er war mittlerer Größe, äußerst schmächtig, mit scharfen Gesichtsformen und Zügen, glänzend funkelnden Augen und mit dunkelem, lang herabflatternden Haar. Ein unruhiger Wandertrieb lag in seiner Natur, und in seinen gesunderen Tagen bereitete ihm nichts so großes Vergnügen, als ein einsames Umherschweifen über Berg und Thal, durch Wald und Flur.

Als Poet kam er nach Leipzig wieder zurück, lebte dann abwechselnd in Dresden, Meißen, Gartebach und ließ sich 1850 endlich dauernd in Dresden nieder, wo er 1852 Emilie Winkler aus Meißen heirathete. In Stille und Zurückgezogenheit seine Tage verbringend, wenig Verkehr unterhaltend und immer arbeitend und mit weitgreifenden Plänen beschäftigt, steigerte sich hier sein Nervenleiden bald zu einer wahrhaft martervollen Höhe.

Als ich zu Anfang der sechsziger Jahre nach Dresden übersiedelte, war es meine Absicht ihn zu besuchen. Aber meine Freunde riethen mir ab, sie auszuführen. „Vor Otto Ludwig", sagte mir Gustav Kühne, „hat sich seine Krankheit wie eine Mauer aufgebaut, vor der man wohl thut, stehen zu bleiben, denn, hinter sie eindringen, heißt ins menschliche Elend und Martertum treten. Da giebt es nur wüthende Nervenanfälle, Gliederzuckungen, laute Todesschweiße, Stöhnen und Jammerlaute. Otto Ludwig ist das verlorenste Entsetzen. Es gehört ein gefestigtes Herz dazu, es anzusehen. Ein Besuch bei ihm ist martervoll für den Besucher, wie den Besuchten."

Unter diesen Umständen verzichtete ich, zu ihm zu gehen, doch übernahm es sein nächster und treuester Freund, der Schriftsteller

Moritz Heinrich, unsere geistigen Beziehungen durch Grüße und Mittheilungen freundlichst zu vermitteln. Als indeß im Dresdener Hoftheater sein Trauerspiel „Der Erbförster“ wieder einmal aufgeführt wurde, benutzte ich diese Gelegenheit, ihm meine Achtung und meinen Antheil durch eine eingehende Besprechung der Vorstellung in der Sächsischen „Constitutionellen Zeitung“ an den Tag zu legen.

Einige Zeit darnach erhielt ich folgenden Brief von ihm:

„Erst heute, hochgeehrter Herr, — zum ersten Male seit Wochen — erlaubt mir mein Körperzustand einige Zeilen zu schreiben. Zu was Anderem dürfte ich dies seltene Zugeständniß benutzen, als Ihnen meinen herzlichsten Dank zu sagen, wonach ich mich sehnte, seit ich von Ihrer Kritik des „Erbförsters“ weiß, und was mir vielleicht schon morgen oder noch im Laufe dieses Tages wieder unmöglich werden dürfte.

„Sie haben die vielen Mängel des Stücks“, schreibt er weiter, „mit so liebender Schonung berührt, den nicht gerechten Vorwurf des Fatalismus, der ihm vor Jahren gemacht wurde, so kräftig abgewiesen und das Gute daran mit einer Freundlichkeit erhoben, deren Berechtigung nachzurechnen ich, wie ich gern gestehe, meiner Gutelkeit erspare.

„Was mir am wohlsten that, ist, daß ich erleben konnte, Sie theilen meinen Uebergang: der beste Dienst, der der gesammten dramatischen Kunst gegenwärtig zu leisten, ist: ihr nothwendiges Organ, die Schauspielkunst wieder herstellen zu helfen. Von unsern großen Dichtern aus Schauspielern — Menschendarstellern — zu einer Art lyrisch-mimisch-theatralischen Rhapsoden gemacht, von schlechtern zu geistlosen Marionetten erniedrigt, mußten unsere Schauspieler ihre eigentliche Aufgabe immer mehr verlernen lernen, wie unsere dramatischen Dichter, große und kleine, ihre verlernt hatten.

„Ich hoffe, wir werden noch ein Stück Weges zusammen gehen und dies auszumalen, beschäftigt manche meiner wenigen schmerzlosen Stunden. Ich habe das Loos des Sisyphus: so oft ich Schmerzen und ihre Folgen, Stumpfsinn und Schwäche überwunden und mit voller Seele wieder an die Arbeit gehen will, sind die Schmerzen wieder da und das Stück beginnt wieder und immer wieder von Neuem.

„Ich freue mich auf Ihre persönliche Bekanntschaft, aber ich habe nicht den Muth, Sie jetzt in der fortwährenden Unordnung, in die mein Zustand den ganzen Hausstand versetzt, und bei der Ungleichheit meines Befindens, davon sich keine Stunde lang divinitren läßt, zu mir einzuladen. Meine Aerzte machen mir Hoffnung, daß eine Kur von etwa ein oder zwei Monaten Dauer die Ursache meines Zustandes, welche sie in das Vorhandensein von Gallensteinen setzen, entfernen werden; dann hoffe ich, Sie öfter zu sehen und über das mit Ihnen zu plaudern, was uns Beiden am Herzen liegt."

Dieser Brief ist vom 28. Juni 1862, mit feiner, kräftiger, aber deutlicher Handschrift geschrieben, die auf den ersten Blick in ihren eilig hingeworfenen, her- und hinschwankenden Zügen den Ausdruck des Siechthums wahrnehmen läßt.

Otto Ludwig hoffte damals noch, daß ihm Einhalt geboten werden könne. Aber dieser Einhalt ist nie erfolgt, sondern vielmehr nur eine beständige Steigerung seines Uebels, das ihn zuletzt kaum noch zu Athem kommen ließ. So oft es jedoch geschah, griff er zur Feder, um wenigstens Bemerkungen und Einfälle zu Papier zu bringen, die ihm mitten in seinem Leiden gekommen waren. Manche darunter sind verschroben, einseitig und sonderbar; andere dagegen überzeugend und von schlagendster Wirkung. Sie entstammen jedenfalls einer großgearteten und tapferen Seele, die sich Schritt für Schritt vom Tode besiegen ließ und als sie sich ihm ergeben mußte, von ihm wenigstens das Zugeständniß erzwang, mit klingendem Spiel und mit den Waffen in der Hand abziehen zu dürfen. Er starb am 25. Februar 1865 mit der Feder in der Hand und mit Shakespeare's Namen auf den Lippen.

Am 10. März 1865.

Heute war Moriz Heydrich bei mir und las mir Stellen aus Dramen vor, die Otto Ludwig unvollendet hinterlassen hat: „Der Engel von Augsburg" und „Tiberius Gracchus."

Ich schloß oben meine Mittheilungen über ihn mit der Bemerkung, daß er mit Shakespeare's Namen auf den Lippen gestorben sei. Wie wahr das gesagt ist, beweisen diese Bruchstücke. Man merkt ihnen an, wie tief und eingehend er sich mit den Schöpfungen dieses gewaltigen Dramatikers bis zum letzten Augen-

linde beschäftigt hat. „Der Engel von Augsburg“ (Agnes Bernauer) erinnert in Anlage und Sprache an Heinrich von Kleist, der ja ebenfalls zu den Schülern des britischen Meisters gehört. Es ist Volksblut der Romantik darin. Die Art und Weise wie Herzog Albrecht Agnes im Zauberspiegel ihrer Mutter, der klugen Frau aus Ungarn, einer Wahrsagerin, kennen lernt, ist höchst eigenthümlich und spannend und die Charakterzeichnung dieser beiden Gestalten geradezu von überraschender Sonderbarkeit und dabei ohne Zweifel doch zugleich natürlich und wahr. Agnes ist durchaus weder eine sogenannte naive noch sentimentale Liebhaberin, sondern ein frisches, übermüthiges und dabei sehr edles Mädchen, das man sehr bedauern muß, nicht ausgestaltet zu sehen. „Tiberius Gracchus“ würde, fertig geworden, sich Shakespeare's „Julius Cäsar“ haben an die Seite stellen können.

Von beiden Stücken Ludwigs sind nur einzelne Akte und Auftritte vorhanden und diese einzelnen Auftritte und Akte, obschon von hinreissender Gewaltigkeit und Kraft, lassen natürlich wohl erkennen, daß sie unter großen körperlichen Qualen entstanden sind; sie erscheinen abgerissen, ungleich, hingeschrieben. Heudrich gab mir ein schreckliches Bild ihrer Entstehung.

Otto Ludwig ging zuletzt beinahe ganz in Shakespeare auf. Sein Geist hing an dessen Schöpfungen und spürte ihrem innern Wesen und Verständniß nach. Wenn er eine schmerzfreie Stunde hatte, griff er zur Feder, um, was er gelernt, in selbstständiger Wiedergabe in seinen Stücken zu verwerthen. Im Fluge strömten die Worte auf das Papier und Figuren und Vorgänge entstanden in plastischer Deutlichkeit. Die Hand schrieb wie im Fieber, die Augen leuchteten, die Brust feuchte und der Schweiß troff von seiner Stirn. Aber seine Aufregung und Anstrengung waren auch nicht umsonst. Die Erfindungen und Vorstellungen seiner Seele gewannen immer mehr Gegenständlichkeit und Leben. Sie dehnten sich aus, wuchsen empor, rollten in wunderbarer Schnelligkeit. Er sah die handelnden Gestalten leibhaftig vor sich, er erkannte ihre Gesichtszüge, die Haltung ihres Körpers, ihre Bewegungen; er vernahm den Ton ihrer Stimme — sein Dichten war kein bloßes Ausdenken und Ersinnen, kein Gedankenspiel, sondern eine Hallucination, ein Heraustreten seines innern Bildens, eine Fata morgana seiner Eingebung. Er erlebte, was er dichtete und mitten in diesem

Erleben, im höchsten Paroxismus des Schaffens plötzlich ein Zucken, ein Krümmen der sämmtlichen Gliedmaßen, ein furchtbarer Schrei und Alles war aus. Blatt und Feder entsanken ihm und stundenlang blieb der Körper des Kranken wie auf einer Folter, die ihm unablässig Seufzerlaute und wimmernde Klagen erpreßte.

Wenn die Schmerzen nachließen und er wieder zu sich kam, rang er die Hände und rief verzweifelnd aus: „Es geht nicht! Alle Arbeit ist umsonst! Ich kann nichts mehr zu Stande bringen!"

Und doch, wenn er wieder ein wenig Ruhe genossen, in Shakespeare gelesen und über dessen Werken gebrütet, ging er auf's Neue an seine Dramen und schuf, bis ein wiederholter Anfall ihn abermals auf die Marterbank seines Lagers riß.

So entstand der Nachlaß Otto Ludwig's. Auch sein Vorspiel zum historischen Schauspiel: „Friedrich der Zweite", „Die Torgauer Haide", eine der genialsten Leistungen, die wir auf dem dramatischen Gebiete besitzen und die noch keine Bühne aufgegriffen hat."*)

Am 22. Oktober 1863.

Frau Bertha Koberstein, die schöne und stets lebhaft angeregte Tochter des berühmten Maler Karl Friedrich Lessing, sprach gestern bei uns von ihrer Jugend im elterlichen Hause und berichtete da unter Anderem, daß ihr Vater es geliebt habe, in den Mußestunden von seinen Jungen aus volksthümlichen Geschichtsbüchern sich vorlesen zu lassen. Schilderungen von Schlachten und großen geschichtlichen Vorgängen konnte er nicht oft genug und nie ohne die gespannteste und laut geäußerte Theilnahme hören. Daß die weiblichen Mitglieder des häuslichen Zuhörerkreises diese Vorlesungen langweilten, kümmerte ihn gar nicht; ja, er und seine ihm gleich empfindenden Knaben wurden das in ihrer Begeisterung nicht einmal gewahr.

Am 23. Oktober.

Gestern brachte mir Franz Anton Lubojatzki sein neuestes Buch: „Ein Jahr aus dem Leben August des Starken." Er erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß mehrere Romane, welche unter dem Namen Carion bei Brockhaus erschienen, von ihm herrührten. Gutzkow

*) Ich ließ diesen dramatischen Prolog später in Stuttgart beifällig aufführen, ohne irgend eine Nachfolge zu finden. Was konnten die Meininger daraus machen!

hatte ihm gerathen, sich mit seinen Werken an diese Verlags-Buchhandlung zu wenden. Er schickte „Die Gräfin Cosel" ein und erhielt sie ungelesen zurück. Nun sandte er „Maria Theresia", ohne sich zu nennen, das Packet mit einem adligen Wappen und dem vornehm lässigen Bemerken ein: der Verfasser wohne auf dem Lande, würde aber wöchentlich einige Male den Diener zur Stadt schicken, um sich auf der Post den Bescheid unter den und den Buchstaben abholen zu lassen. Der Bescheid und zwar ein günstiger erfolgte bald. Als man den Vertrag abschloß, bestanden die Brockhaus auf die Nennung des Autors und dieser nahm nun die Maske ab und gestand seine List, fest überzeugt, daß man seinen Roman ihm zurückgeben werde. Man schämte sich wohl aber und behielt ihn, doch nur, indem man einen andern Namen für den Titel verlangte. So nannte Lubojatzki sich Carion.

Am 28. März 1865.

Wenn man weit in die Geschichte zurückblickt, so muß man bei ruhiger Ueberlegung zu der Ansicht kommen, daß das deutsche Volk seither gewissermaßen der Wall und Sturmblock war, an dem die Mehrzahl der großen Eroberer und Völkerstürme sich gebrochen haben. Die Römer, die Mongolen und Türken, das Papstthum, Napoleon und andere geschichtliche Gewalten sind am deutschen Volke mit ihren weitgreifendsten Unternehmungen gescheitert. Das deutsche Volk ist, wie es scheint, die Festung der Menschheit, in der ihr guter Genius sich verschanzt hält. Möge es so bleiben!

Am 29. März 1865.

Eine gewisse Großartigkeit, die für die deutsche Tragödie nothig ist, scheint unsern heutigen Schauspielern ganz abhanden zu kommen.

Die realistische Richtung mit ihren kleinen, der Natur abgelauschten Zügen beeinträchtigt in ihrem heutigen Ueberschwange eine gewisse großartige Durchführung solcher Gestalten. Man giebt ihnen allerdings mehr wirkliches Fleisch und Blut, mehr vom Wesen des natürlichen Menschen, aber es geschieht auf Kosten eines großen Styls, auf Kosten der mächtigen Anlagen und Aufstellungen, mit denen der Dichter sich in seiner Dichtung getragen. Es wird alles Diminutiv, aus dem Alfresko ein Miniaturbild, das dramatische Quarto zum Taschenformat.

Die ganze Art zu spielen erfordert heut zu Tage, unserem Ermessen nach, einen neuen Aufschwung. Wir sind in Gefahr, den eigentlichen Kothurn zu verlieren. Nachgerade fangen wirklich die tragischen Schauspieler auszusterben an und nur noch Darsteller des Conversationsstückes übrig zu bleiben. Hierin liegt auch vornehmlich das stärker und stärker werdende Schwinden des Geschmacks für die Tragödie im Publikum. Die Tragödie packt und ergreift die Leute nicht mehr; der große Eindruck, den sie ehedem zu machen pflegte, ist dahin. Man fühlt sich derselben flau und antheilnahmlos gegenüber und daher weicht man ihr aus, indeß man das Lustspiel und Conversationsstück sucht, das, besonders gut gespielt, beständig reizt und anzieht.

Am 4. April 1865.

Wenn man die jüngst zu Paris im gesetzgebenden Körper gehaltenen Reden von Adolph Thiers, Emil Ollivier u. A. liest, so kann man nicht umhin, sich zu sagen, daß es der Geist und Athem der Freiheit ist, der in diesen Worten ziemlich ungeduldig anfängt, an die geschlossenen Pforten des zweiten Kaiserreiches zu klopfen. Die Situation erinnert an den Auftritt in Shakespeare's „Macbeth", in der Macduff und Lenox an das Schloßthor pochen, um König Duncan zu wecken. Auch Thiers, auch Ollivier pochen an die Thür des Napoleonismus, um zu sehen, ob dahinter die Nation noch lebt oder ob eine verwegene, kronenräuberische Hand ihr das Lebenslicht ausgeblasen. Es ist ein entscheidender Moment des zweiten Kaiserreichs. Das zweite Kaiserreich muß im Stande sein, die Nation der Welt zu zeigen oder bekennen, daß es zu seiner Behauptung gemeint hat: dieselbe aus dem Wege räumen zu müssen. Die Zeit der Nacht und des Schlafs ist vorüber. Der Hahn hat gekräht, der Morgen beginnt zu dämmern; Duncan soll sich von seinem Lager erheben. Duncan! Duncan! Das ist der Ruf, der durch ganz Frankreich schallt, so verschiedenartig er auch immer zum Ausdruck kommt.

Thiers' große, mit ununterbrochener Aufmerksamkeit von der Majorität angehörte Rede war ein solcher Ruf, ein glänzendes Plaidoyer für die Freiheit — die politische Freiheit, die Frankreich gegenwärtig nicht besitzt, aber mit jedem Tage schmerzlicher vermißt und nachdrücklicher zurückfordert, weil ohne dieselbe alle übrigen

sogenannten bürgerlichen Freiheiten ohne Garantie, alle materiellen Interessen sogar ohne Schutz sind. Thiers greift die Thronrede an, die so geringschätzend von den politischen Reformbestrebungen rede und dagegen so wohlgefällig alle Reformen auf administrativem, gerichtlichem, national-ökonomischem Gebiete aufzähle, und als einzig beachtens- und wünschenswerth anempfehle. Rechne man zu ihnen auch noch die Schlacht-, Back- und Theaterfreiheit, so könne man sich doch nicht des Gedankens erwehren, daß man sie nur darum in so freigebiger Weise spende, um die Aufmerksamkeit von den politischen Reformen abzuwenden. Die polischen Freiheiten müßten aber allen andern vorangehen, und zwar habe dazu jede Nation, die sich selber achte, zwei Gründe: ihre Würde und ihre höchsten Interessen.

„Wie wäre wohl," sagt Thiers, „eine Nation würdig, zu den civilisirten Nationen gerechnet zu werden, wenn sie vor allem nicht Sorge trüge, frei zu sein, und unter frei verstehe ich die den Staatsbürgern zu gewährende Garantie gegen die Willkür, und dann die selbstständige Bestimmung des eigenen Geschicks, die Selbstregierung, natürlich unter Sicherstellung der Monarchie. Wie, wir sollten unempfindlich gegen das hohe Interesse sein, unsere Mitbürger gegen jede Willkür sichergestellt zu sehen? Wie, wir sollten kein Verlangen tragen, in den Augen der Welt als die Herren unserer Geschicke zu gelten?"

„Das ist ganz unmöglich", fuhr der Redner fort. „Dann müßte die französische Nation inzwischen gestorben sein. Denn wenn sie lebt, so kann sie nicht umhin, ihre Würde und ihr Interesse im Auge zu haben, so kann sie nicht umhin zu verlangen, daß sie gefragt werde, wo es sich um ihren Ackerbau, ihre Manufakturen, ihren Seehandel, ihre Flagge, ihre Religion und Weltstellung handelt, mit einem Wort gesagt, wenn sie lebt, so muß sie in der Lage sein: sich selber zu regieren."

Zur Selbstregierung, argumentirt er, gehört jedoch eine gewisse Freiheit und diese zu fördern, wären durchaus die Utopien und ausgeklügelten Theorien nicht geeignet, von denen die Thronrede spreche.

„Was heißt: frei sein?" ruft Thiers und antwortet darauf: „Zunächst die Gewißheit haben, daß man auf eine wahre oder falsche Denunciation hin nicht nach einer Festung oder einer fernen Insel geschleppt werde. Frei sein, heißt sich eine Meinung über

die Angelegenheiten seines Landes bilden, und sie, unter der Gefahr der Verantwortung vor der Justiz, aussprechen können. Frei sein, heißt sich die Vertreter dieser Meinung wählen können, ohne, wenn man Beamteter ist, abgesetzt, wenn man von der Verwaltung irgendwie abhängig ist, in seinen Interessen belästigt zu werden. Frei sein heißt, wenn man sich den Vertretern der Krone gegenüber befindet, den Mund öffnen dürfen und nicht in der Unmöglichkeit sein, ihnen irgendwie eine Erklärung über die großen Staatsangelegenheiten abzuverlangen. Frei sein heißt, wenn man in der Republik lebt, das Staatsoberhaupt alle vier oder fünf Jahre wählen, wenn man in der Monarchie lebt, in der man an einen andern Herrscher weder denken kann noch soll, Minister vor sich haben, die man für die schlechte Regierung des Landes verantwortlich machen kann."

Man sieht: Thiers behauptet ungefähr, was die liberale Gesinnung überall zu unserer Zeit behauptet hat, nämlich, daß unsere Epoche vorzugsweise von dem Streben nach dem Constitutionalismus beseelt und sich in diesem auszuleben bemüht sei. Er weist bei dieser Gelegenheit auf alle andern Reiche Europas hin, indem er angiebt, daß alle mehr als Frankreich dem Constitutionalismus Rechnung trügen. „Und doch", schließt er, „fehlt es Frankreich nicht an den nothwendigen Elementen, um frei zu sein. Es vereinigt sie alle und wird sie so lange vereinigen, als die Lebenskraft in ihm dauert, und sollte es möglich sein, daß das Gebäude seiner staatlichen Institutionen nicht ausgebaut würde, so hätte es nicht am Baumaterial, sondern am Baumeister gefehlt! Allein ich weise diesen Gedanken von mir, denn es ist für die Völker eine Pflicht, die Hoffnung zu bewahren, wie für die Regierungen, sie ihnen zu belassen."

Die Rede Ollivier's ertönt in derselben Weise. Er betont besonders stark die Stimmung des Landes. Ein gewisses Unbehagen sei nicht zu verkennen, meint er: man sei nicht mißtrauisch gegen die Regierung, aber doch von der Ueberzeugung erfüllt, daß jede Macht ein Gegengewicht haben müsse. Man denkt an Eventualitäten, welche vielleicht noch ferne sind, aber doch gewiß einmal eintreten müßten, und das Land verlangt daher, daß die Wahrheit bis zu dem Fürsten dringe. Die ihn umgeben, kennen sie vielleicht nicht oder sie haben den Muth nicht, sie ihm zu sagen. „Und dann,

soll ein Volk, stolz wie das unsrige und empfindlich für seine Ehre, sich nicht verletzt fühlen durch einen Vergleich seiner Institutionen mit jenen der Nachbarländer, Belgiens, Hollands, der Schweiz, Italiens?" Redner versucht dann eine Reihe von Einwürfen zu widerlegen, die man gegen seine Ideen erheben könnte. Man würde sagen, dieselben wären edel, aber nicht praktisch; wenn die Regierung ihnen folgte, könnte sie auf einen verhängnißvollen Weg gerathen. Er glaube im Gegentheil: die Kunst zu regieren bestehe darin, im rechten Augenblicke den legitimen Ansprüchen eines Volkes zu genügen.

Er schließt mit der Ueberzeugung, daß der Kaiser mit dem Frieden auch zugleich die Freiheit proklamirt habe und daß also die Freiheit allein die nothwendige Krönung seines Werkes sein könne.

Niemand wird leugnen mögen, daß das starke Schläge an die Pforte des zweiten Kaiserreichs sind und daß es sich nun zeigen muß, ob Duncan lebt oder erschlagen ist.

Es sind nicht die Feinde des Napoleonismus, die diese Schläge ausführen, es sind Freunde desselben. Emil Ollivier war allerdings ein Republikaner; aber alle Welt weiß und seine Rede bezeuget es neu, daß er seine Fahne abgeschworen und ins Lager des zweiten Kaiserthums übergegangen. Für diesen Uebergang aber will er eine Garantie: den Constitutionalismus. Thiers hat immer Sympathieen für den Napoleonismus gehabt; seine Schriften, sein ganzes Thun und Handeln sind Belege dafür. Er hat eine zeitlang dem Imperialismus gegrollt, jetzt aber deutlich gezeigt, daß er Lust hat, sich mit ihm auszusöhnen und Friede zu machen. Aber freilich muß auch er eine Gewährleistung: den Constitutionalismus haben.

Wird der Kaiser ihn geben?

Der Augenblick der Entscheidung dürfte gekommen sein. Die Neigung zum Verfassungsstaat ist gegenwärtig in Europa stärker denn je. Frankreich wird sich von diesem Zuge nicht ausschließen können. Und überdies, was bleibt nach Napoleon?

Die Reihe seiner alten Anhänger lichtet sich. Die Männer des zweiten Dezember sterben einer nach dem andern fort. Es wird leer um seinen Thron und um diesen und seine Dynastie zu stützen, bedarf er neuer Freunde.

Wo kann er sie suchen?

Wenn er klug iſt, nur auf derjenigen Seite, die mit der Strömung der Zeit und Geſchichte geht. Der Widerſtand läßt ſich nicht verewigen. Auch für die Größe und unbeſchränkte Macht kommt ein Moment, wo einzulenken iſt und wo es nicht zu thun, das Verhängniß beſchwören heißt. Sein eigener Oheim iſt ihm ein Beiſpiel dafür: er beherzige es!

Am 26. April 1865.

Profeſſor Hermann Semmig ſchreibt mir aus Orléans bezüglich Gutzkow's:

„Das Schickſal Gutzkow's wirft ein trauriges Licht auf das deutſche Schriftſtellerthum. Nach ſo gewaltiger Thätigkeit es zu nichts gebracht zu haben, noch auf die Schillerſtiftung angewieſen zu ſein! In Frankreich wäre er ein Kapitaliſt wie Scribe, hätte ſein großes Grundſtück. Brockhaus hat nach deutſchen Verhältniſſen Alles gethan, was der Buchhändler thun kann. Aber das Theater zahlt auf die unchriſtlichſte Weiſe. Dumas Sohn ſchreibt kaum alle Jahre ein Stück und wird reich davon. Eins ſcheint mir in Deutſchland dem Bücherabſatz zu ſchaden: der hohe Preis der Bücher. In Frankreich koſtet ein Theaterſtück 1 Fr., höchſtens 2 Fr.; ein gediegenes literariſches Werk 3 Fr. oder 3 Fr. 50 c., nur gelehrte Bücher machen eine Ausnahme."

Am 27. April 1865.

Unſer Volk erhebt ſich langſam und ſchwerfällig; ſeine erſten Schritte ſind immer tappend und ungeſchickt; wenn es ſich aber gereckt und geſtreckt und ſich ſelbſt zum Bewußtſein gekommen iſt, erkennt man bald den Löwen, der brüllend ſeine Tatzen über die Geſchicke des Erdballs legt.

Am 4. Mai 1865.

Kanzlerath Zſchille erzählte mir neulich, daß König Johann von Sachſen in einem eigenhändigen Briefe an ihn ſich unterzeichnet habe: „Ihr ergebener Johann." Auf der Adreſſe war das „Wohlgeboren" nicht vergeſſen.

Komiſch iſt, daß der König wie auch Beuſt eine ſo unleſerliche Handſchrift ſchreiben, daß Beide ohne Vermittelung Zſchille's ſie ſich gegenſeitig kaum zu entziffern vermögen.

Am 2. Juni 1865.

Herbert König berichtete uns gestern von dem Sybaritismus Richard Wagners und behauptete unter Anderem: er sei mit wohlriechenden Kissen ausgepolstert.

Am 20. Juni 1865.

Emil Bürde theilte mir kürzlich mit, daß es Ludwig Tieck's lebhafter Jugendwunsch gewesen: Schauspieler zu werden, daß jedoch dessen Vater seine ganze Gewalt aufgeboten habe, ihn von dem Eintritt in diesen Beruf abzuhalten. Noch auf seinem Sterbebette ließ er sich von dem Sohne geloben: niemals die Bühne betreten zu wollen. Dennoch war einige Jahre darnach der Drang in Tieck zu den welterschütternden Brettern so stark, daß er einmal mit einem Freunde, wahrscheinlich Wackenroder, nach Hamburg reiste, um dort unter Schroeder einen Versuch zu machen. Kurz vor dem Eintreffen in dieser Stadt, auf der letzten Haltestelle der Post, fiel ihm der Freund aber um den Hals und beschwor ihn, des Gelübdes eingedenk zu sein, das er seinem sterbenden Vater gegeben. Beschämt und erschüttert, kehrte Tieck unverrichteter Sache nach Berlin zurück. Doch war auch jetzt seine Herzenssehnsucht noch nicht völlig überwunden, denn noch einmal trat ihm die Versuchung nahe und zwar, als er erfuhr, daß Goethe in Weimar die dortige Bühne leitete und mit den Stücken Shakespeare's große Erfolge erzielte. Mit der Rolle Richard des Zweiten im Kopfe eilte er dorthin, um als solcher unter einem angenommenen Namen aufzutreten. Allein kurz vor der Vorstellung erkrankte er und da er das für eine üble Vorbedeutung und als Strafe für den Bruch des dem Vater gegebenen feierlichen Versprechens nahm, verzagte und entsagte er zum zweiten Mal. Da er jedoch die für den Schauspieler vorgenommenen Studien nicht vollständig unverwerthet lassen wollte, fing er von da an dramatisch vorzulesen und zwar mit wechselnden Stimmen so bezeichnend und charakteristisch vorzüglich, daß man wohl von ihm sagen darf: der hervorragendste dramatische Künstler Deutschlands habe den Schauplatz des Theaters nie betreten.

Nichtsdestoweniger blieb derselbe immer seine Welt und Schauspieler sein liebster Umgang. Als Bürde ihn acht Tage vor seinem

Tode zum letzten Male sah, sprach er noch eine Stunde mit Entzücken von Fleck, den er bekanntlich hoch verehrte.

Es ist übrigens unbegreiflich, daß dieser ausgezeichnete Dramaturg seine regenerende durchgreifende Bedeutung für unser Bühne gewonnen hat, selbst da nicht, als er am Hofe König Friedrich Wilhelm des Vierten von Preußen dessen besondere Theilnahme dem Theater zuzuwenden so glücklich war. Man muß die erste Aufführung vom „Sommernachtstraum" im neuen Schlosse zu Potsdam erlebt haben, wie ich, um sich eine Vorstellung von der begeisternden Wirkung derselben zu machen und zu erstaunen, daß so etwas ohne Folgen bleiben konnte. Als der König am Schlusse der Vorstellung klatschte, brach ein allgemeiner Beifallssturm los und als Tieck und Mendelssohn, der Einstudirer und der Schöpfer der herrlichen Musik, sich verbeugten, sah es fast so aus, als bedanke sich König Friedrich Wilhelm mit, so vergnügt erschien er zwischen beiden.

Es lag damals wie ein Frühlingshauch der Geister über Preußen. Es gab ein großes Pfingstfest der Zeit, dessen Jubelklänge aber leider im wüsten Getobe einer Revolution und im unverständlichen Gemurmel des Wahnsinns verhallen sollten.

Am 12. Juli 1865.

Das große Dresdener Sängerfest wie alle nationalen Feste Deutschlands in heutiger Zeit bekunden zunächst und vor Allem, daß unser Volk in seinem innersten Wesen nicht nur den Wunsch, nein, das Bedürfniß trägt: seine Zusammengehörigkeit und Einheit weit hin und so glorios als möglich zu manifestiren. Man will sich selbst und der ganzen Welt bekunden, daß man in Deutschland anfängt sich als Volk zu fühlen und daß man dieses Gefühl anerkannt und gewürdigt wissen will. Auch unser Sängerfest ist im Grunde nur eine Demonstration, die schönste, die heiligste, die eine Nation geben kann: die Demonstration, daß der Deutsche, nach dem Wort seines großen Lieblingsdichters: „ein Volk von Brüdern sein will", daß er „mächtig" in sich den „Trieb zum Vaterlande" empfindet, daß er es „festhält mit seinem ganzen Herzen" und darin allein „die starken Wurzeln seiner Kraft" allmälig wahrzunehmen und zu schätzen gelernt hat.

Es ist nicht zufällig, nicht von ohngefähr, daß die Deutschen seit geraumer Zeit sich gewöhnt haben, im Angesichte der großen

Volksfeste, die sie begehen, in Aussprüchen und Versen Schillers zu sprechen. Daß viele, viele Tausende ihn auch jetzt bei unserem Sängerfeste nicht vergessen, ihn bald hier, bald da mit seinen Worten anführen, muß nothwendig sofort auch hier erkennen machen, daß es sich bei diesem Feste noch um etwas mehr, als bloßes Singen handelt. Mit Recht hat Gustav Kühne in seiner Charakteristik Schiller's gesagt: „Nie hat ein Dichter irgend welcher Zeit so vertraut zu seinem Volke gestanden, wie Schiller. Mit den Worten Schiller's begrüßt der Deutsche das neue junge Leben an der Wiege, begleitet es über alle großen Wendepunkte hinaus und giebt dem Scheidenden den letzten Gruß. Schiller's Wort geht wie Glockenruf durchs deutsche Land, seine Muse ist das Gewissen der Nation. Ueber die Geheimnisse des Seelenlebens, über die Conflikte der Leidenschaften unter den Geschlechtern, über die Mysterien der Gesellschaft müssen wir die Bücher anderer Weisen aufschlagen. Aber in allen Momenten, die offen und frei zu Tage liegen, in allen Momenten, wo der Mensch zum Menschen tritt, der Bürger sich an den Bürger reiht, da ist Schiller der Freund, der Führer und Lehrer. Wo die Schranken des Egoismus fallen, der Einzelmensch aus dem eingepfählten Kreise des Familienlebens in ein größeres Ganzes tritt, seinen Blick auf das große Ganze des Vaterlandes richtet, ja, wo er eine Frage frei hat an die Menschheit: da ist Er der Priester, der die Weihe bringt, das menschliche Thun heiligt, die Hände, die sich zum Bunde schließen, segnet."

Es ist dies das Schönste, Rührendste, Glorreichste, was von Schiller gesagt werden kann. Ohne Zweifel auch das Richtigste. Schiller lebt im Volke und in jedem Einzelnen, so weit er in sich das Gefühl des Volkes trägt. An seiner Liebe zu unserem nationalen Dichter, läßt sich der Grad seiner Volksgehörigkeit abschätzen. Wo aber diese Volksgehörigkeit sich zum vollen, zum leuchtenden Ausdrucke bringt, da macht es sich ganz von selbst, daß Schiller auch sogleich der Mann des Tages, der Genius ist, dem Alles sich beugt, dem Alles laut oder im Stillen huldigt.

Auch bei unserem Sängerfest ist Schiller, unser geliebter Schiller, geistig unter uns. Tausendfältig wird man an die Aussprüche in seiner „Jungfrau von Orleans", in seiner „Braut von Messina", in seinem „Tell", seinem „Liede von der Glocke", seiner

Ballade „Die Kraniche des Ibykus“ u. s. w. u. s. w. erinnert. Mitten unter den Sängern, den Hörern, mitten unter den Festmahlen, den Verbrüderungen ertönen seine Verse, seine Sentenzen und seine Lieder und dies Ertönen kann und muß uns beweisen, daß das Fest eine politisch-ideale, eine national-moralische Bedeutung hat.

Sei man derselben eingedenk, werde man sich ihrer vollbewußt. Nur allein, wenn das erste große deutsche Sängerbundesfest im Geiste Schillers begangen wird, wird es eine wahrhafte Epoche zu haben und zu machen vermögend sein! Ohne denselben wäre und bliebe es eine Spielerei, vor welcher unser Volk zu erröthen hätte!

Am 29. Oktober.

Es ist traurig, aber leider wahr, daß noch jedes Mal, wenn die beiden deutschen Großmächte sich vereinigten, Deutschland das im freiheitsfeindlichen Sinne zu empfinden gehabt hat. Eine Allianz zwischen Berlin und Wien ist immer nur ein politischer Rückschlag, ein Staatsstreich gegen den Liberalismus gewesen.

Die moderne Geschichte unseres Vaterlandes belegt das auf jeder Seite, und um diesen historischen Beleg begreiflich zu finden, ist nichts weiter nöthig, als auf die Vergangenheit zurück zu blicken.

Oesterreich ist die staatliche Legitimität; Preußen der staatliche Emporkömmling. Preußen ist nur auf Kosten Oesterreichs zur Großmacht geworden. Die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen hat dem Kaiserstaate nicht nur Land und Leute, sondern auch das Ansehen der allein in Deutschland gebietenden und maßgebenden Regierungsgewalt gekostet. Man lernte dadurch gewahren, daß es neben dem Kaiserthume noch einen andern bestimmenden Factor, eine zweite deutsche Hausmacht gab, die ein Wort in die deutschen Geschicke dreinzureden sich wohl herausnehmen durfte.

Von diesem Schlage hat sich das Haus Habsburg nie erholt, obschon es der beständige Wunsch und Lebenstraum Maria Theresia's und ihrer Kinder, mit einziger Ausnahme Joseph's war, Schlesien Preußen wieder abgejagt und Friedrich II. gedemüthigt zu sehen. Oesterreich's damaliges Wegwerfen an Frankreich, Maria Theresia's Briefwechsel mit der Pompadour hatten nur diesen Zweck. Selbst die junge Marie Antoinette schwelgte zu Versailles in dem Gedanken: dem Preußenkönige durch die Hilfe Frankreichs Schach zu bieten.

Die Geschichte hat indeß solchem Verlangen keine Folge geleistet. Die Revolution und die Freiheitskriege galten Preußen gewissermaßen die großmächtliche Bluttaufe und befestigten dasselbe in seiner Stellung so sehr, daß sogar Metternich's ganze, auf Preußens Niederdrucken gerichtete Staatskunst nichts Wesentliches mehr auszurichten vermochte. Sie verkürzte und verkümmerte den Staat Friedrich's des Großen, indem sie ihm unsichere Grenzen und einen vielfach zerstückelten Ländercomplex zuwies, sie bemannte kopflose Staatsmänner zu Berlin, ihn in Zwiespalt mit sich selbst zu setzen, seiner historischen Aufgabe zu entrinnen und schließlich in das Bockshorn der Karlsbader Beschlüsse zu jagen, die eine furchtbar unheilvolle Wirkung auf ihn ausübten. Allein auch diesen und allen anderen Fallstricken ward Preußen durch das Jahr 1848 entrissen und so wenig hatten alle Intriguen Metternich's genutzt, daß, als es 1849 darauf ankam, Deutschland einen neuen Kaiser zu geben, die Paulskirche in Frankfurt a. M. ihre Abgesandten nach Berlin an den Thron Friedrich Wilhelm IV. schickte.

Diese Vorgänge wird und kann Oesterreich nie vergessen, es kann auch nicht vergessen, daß der König Wilhelm von Preußen durch sein Wegbleiben vom Fürstencongreß dessen ganze Absicht in die Luft gesprengt hat.

Oesterreich und Preußen sind nun einmal ebenso natürliche als systematische Gegner in Deutschland; sie kämpfen beständig um den Einfluß und die Macht darin. Wie es aber im gewöhnlichen Leben geht, daß zwei Streitende, wenn sie ja sich vereinigen und gemeinschaftliche Sache machen, das nur thun, um die Unterdrückung eines Dritten zu bewerkstelligen, so geschieht das auch mit Oesterreich und Preußen, die, wenn sie sich verbinden, ihr Bandniß immer nur errichten, um die Freiheitsbestrebungen Deutschlands zu ersticken.

Am 22. November 1865.

Wir Deutschen machen die Geschichte nicht in Sprüngen, nicht zu Pferde, sondern zu Fuß und Schritt für Schritt. Wir sind das Fußvolk der Civilisation; der Franzose die leichte Cavallerie, der Engländer die Marine. Wir bilden auf dem großen Feldzuge der Menschheit das Mittelttreffen, die stark Stellung der Schlachtlinie, auf welche sich die zurückgeschlagenen Colonnen immer als Stützpunkt wieder zurückwerfen mögen. Wenn wir einmal weichen,

ist ganz sicher Alles verloren und die Flucht eines ganzen Jahrhunderts gewiß.

Darum gilt es für uns langsam, aber fest vorzurücken. Wir tragen in unsern Reihen das Palladium der Zukunft. Also Stand gehalten und behutsam marschirt! Wir marschirten nicht an der Spitze der Nationen, wie das die Franzosen so oft selbstgefällig von sich behaupten, wir marschirten als Centrum derselben, daher in geknäulter Massenhaftigkeit, festgeschlossen, an uns haltend. Unser Sturmschritt ist das Signal zur Entscheidungsschlacht; der kann nur in großen, entscheidenden Momenten eintreten. Für gewöhnlich gilt es, im Gliede zu bleiben und auf das Commando zu hören, das aus dem Zelte des Feldherrn schallt.

Darauf kommt es auch jetzt wieder an. Das Volk darf sich durch gewisse Generälchen in bunten Uniformen nicht irre machen lassen; es muß dem Rufe seines rechtmäßigen Generalismus, seiner nationalen Ueberzeugung folgen.

Am 23. November 1865.

Oesterreich strauchelt stets auf dem Wege zur Freiheit, Preußen auf dem der Reaction und dies lediglich, weil dem Letzteren schließlich immer der Geist seines Volkes hindernd entgegentritt, jenem aber das selbstverschuldete Verhängniß, die unverwundene Verschiedenheit der Völkerschaften, die Nemesis der Metternich'schen Politik. Es ist eine sich stets auf's Neue belegende Thatsache: wenn Oesterreich die Bahnen des Fortschritts betritt, arbeitet es Preußen in die Hände; wenn Preußen in die Gleise der Umkehr lenkt, arbeitet es für die Macht des Hauses Habsburg.

Am 31. Januar 1866.

Die kürzlich vom Kaiser Napoleon verlautbarte Thronrede ist vielfachen Erörterungen unterworfen worden und mag auch hier ein Gegenstand der Betrachtung sein.

Liegt in ihr doch ein gewisses Etwas, das sich nicht gerade genau bezeichnen läßt, immerhin aber einen gewissen fatalistischen Anstrich hat. Es ist als ob in ihren Worten ein dunkler, geheimnißvoller Geist dahinrauschte und Dinge wahrnehmen und erkennen ließe, die erkennen und wahrnehmen zu lassen nicht in der Absicht des hohen Redners gelegen hat. Seine Rede offenbart

einen ganz anderen Sinn, als sie ausdrückt, sie gestikulirt gewissermaßen anders, als sie spricht. Was sie klüglich in ihren Phrasen und Wendungen verbergen und vertuschen will, das tritt beinahe mit erschreckender Nacktheit vor die Augen der Welt. Sie macht so zu sagen Bekenntnisse wider Willen. Sie ist darum ohne allen Zweifel auch eines der interessantesten Aktenstücke, welche das zweite Kaiserreich geliefert und vielleicht epochemachender, als man glaubt. Fast sieht es so aus, als ob hinter ihr etwas, wie ein Verhängniß stände, zunächst bleich und schemenhaft, in Wolken und Nebel gehüllt, aber bei nächster Gelegenheit vielleicht Gestalt und Erscheinung gewinnend.

Nicht ganz mit Unrecht hat die „Kreuz-Zeitung" in Bezug auf diese Rede geschrieben: „Das Kaiserthum wird alt und Frankreich wieder jung." Es liegt in diesem Schlagwort in der That eine Art von Sinn. Der Kaiser verräth allerdings Spuren des Altwerdens. Er wird bis zu einem gewissen Grade geschwätzig, nicht nur in den Vorreden zu seinen Büchern, sondern auch in seinen Thronreden. Nicht wie sonst überrascht er die Welt durch politische Orakel und Verheißungen, durch gewagte Aussprüche und Ansichten, vielmehr bemüht er sich, über sein eigenes Thun und Treiben Aufklärung und verständigende Mittheilungen zu machen. Er plaudert so zu sagen aus seiner eigenen Schule, das Wort „Schule" ganz wörtlich genommen. Er wird wirklich ein wenig zum Schulmeister seiner Nation, zum Erzieher Frankreichs. Frankreich, das ungeduldig nach Freiheit und der versicherten Selbstregierung ringt, Frankreich muß sich von Napoleon zurecht gewiesen und abgelanzelt sehen, es muß vernehmen, daß es zu all diesen Dingen nicht reif und fertig, daß es erst noch gebildet und sittlich gemacht werden muß — Aussprüche, die, wie zu fürchten, nur allzu leicht den Franzosen lächerlich erscheinen werden und lächerlich in den Augen der Franzosen erscheinen, was heißt das anders als unmöglich vor ihnen werden? Ihnen von ihrem Ruhm, von ihrer Tapferkeit, von ihrer Weltbeherrschung sprechen; ihnen vorfabeln, daß sie das erste Volk der Welt, daß sie die Avant-Garde der Nationen seien; daß sie Krieg und Frieden in den Falten ihres Mantels tragen; daß sie sprechen und der Erdball ihnen lauschen müsse — dies und vieles andere mehr oder weniger abgeschmackte Zeug mag man den Franzosen vorerzählen und damit im Stande sein, sie zu begeistern

und hinzureißen. Sie sind es gewohnt und lieben es sich schmeicheln zu lassen — es ist eine Sache, die ihnen gefällt, und darin kann man nicht leicht zu viel thun.

Aber etwas Anderes ist es, ihnen zu sagen, daß man sie erziehen wolle. Sie haben der Erziehung von jeher gespottet. Sie respektiren den guten Reiter, den kecken General, den Abenteurer und vielleicht sogar den Farceur, aber ganz sicherlich nicht den Schulmeister und am wenigsten auf dem Throne. Der Thron Frankreichs muß glänzen und strahlen, flimmern und prunken mit Worten und Thaten. Es muß Geräusch und Lärm darauf und darum sein, Kanonen müssen donnern und Trommeln wirbeln; zu Zeiten darf wohl auch der Glücksritter und sogar das Verbrechen sich in den Faltenwurf des Purpurs darauf drapiren. Aber der Philosoph, der Schullehrer wird vor ihnen immer eine erbärmliche Rolle spielen.

Und ist es nicht eben diese Rolle, welche Kaiser Napoleon gegenwärtig in den Tuilerien zu spielen beginnt? Ja, er beginnt sie sogar mit einer gewissen Gereiztheit und Empfindlichkeit zu spielen, Dinge, die das Volk von Frankreich sehr wenig verträgt und welche überdies beweisen, daß Napoleon III. zu Zeiten in schlaflosen Nächten bange Gedanken hat und einen finsteren Geist an sich herantreten fühlt, der ihn keineswegs so sicher sein läßt, als er sich zu sein den Anschein giebt.

Er hat in seiner Thronrede zu verstehen gegeben, daß ihm seine Dynastie mit Recht gesichert dünken könne, da er in Algier gewesen und die Kaiserin ruhig und glücklich die Regentschaft geführt.

Aber indem er seine Genugthuung darüber ausspricht, oder aussprechen will, deutet er nicht vielmehr damit an, daß er dennoch Zweifel darin setze? Was will eine so kurze Spanne Zeit, als diejenige ist, welche die Regentschaft der Kaiserin umfaßt hat, bedeuten? Um die Festigkeit derselben zu erproben, müßte sie unter ganz anderen Verhältnissen stattgefunden haben. In Tagen, wie die Februarrevolution sie bot, in denen die Regentschaft der Herzogin von Orleans in Frage kam, läßt es sich erkennen, ob eine solche Staatseinrichtung dauernd ist oder sein kann. Ein Versuch in stillen Tagen und im gewöhnlichen Laufe der Dinge ist sicher nicht entscheidend, und durchaus nicht geeignet, ruhiges Vertrauen zu erwecken.

Einem Geiste, wie Napoleon III., kann das ohne Zweifel nicht entgangen sein, und wenn er trotz dessen dieses ruhige Zutrauen dennoch ausspricht, so kann man nicht anders glauben, als daß er die Welt damit verblenden wolle. Er will der Welt und namentlich den Franzosen dies ruhige Zutrauen einflößen, aber da man die Absicht merkt, wird man da nicht verstimmt und auf die wunde Stelle aufmerksam gemacht werden, die er gerade verbergen wollte? Und wie hat er sie verbergen wollen?

In demselben Augenblicke und Athem, in und mit dem er die Erziehung des französischen Volkes als das Programm seiner Regierung aufstellt, in demselben Augenblicke und mit demselben Athem verwirft er Freiheit und Selbstverwaltung, um den Freihandel zur ausschließlichen Grundlage aller sittlichen Entwickelung und jedes gesunden Fortschritts, gewissermaßen zur Panacea der Zukunft zu machen. Die „National-Zeitung" entgegnete hierauf mit Recht: „Man kann sich denken, daß ein Staatsmann nach den Anschauungen oder Bedürfnissen der Zeit in erster Linie die Befriedigung des Handels und der Industrie betont, um von da aus zu den übrigen Forderungen einer freien staatlichen Entwickelung zu gelangen. Aber es ist ein äußerst beschränkter Gesichtspunkt, die Freiheit auf dem Gebiete der Industrie nach Kräften fördern und von allen übrigen Gebieten des öffentlichen Lebens absperren zu wollen."

Gewiß ist es eine große Sache, Handel und Gewerbe eines Volkes zu heben und blühend zu machen, aber wenn damit nicht zugleich die geistigen Güter in's Auge gefaßt und begünstigt werden, wenn nicht Presse und politische Rede, wenn nicht Lehrstuhl und Kanzel frei und groß im Geiste der Zeit sich offenbaren dürfen, so wird schließlich mit allen Vergünstigungen des Freihandels doch nur jener liederliche Materialismus gepflegt werden, der heutzutage in der Literatur, dem Theater, der Mode, der Demi-Monde, und den sonstigen Ausschweifungen einer ausgehöhlten Gesellschaft in Paris und in ganz Frankreich in so erschreckendem Grade zu Tage gelegt erscheint.

Es ist entschieden Napoleon nicht günstig, daß seine zuletzt gehaltene Thronrede dem ehemals so stolzen Frankreich Etwas wie ein Bedauern Europa's und der ganzen Welt zugezogen hat. In mehr als einem Blatte ist neuerdings der Titel der Rogerd'schen

Gedichte „Pauvre France“ aufgetaucht. „Armes Frankreich!“ lautet das Echo, das der Senats-Eröffnungsrede des Kaisers entgegenschallt. „Armes Frankreich!“ ruft man in Deutschland, in England, in Amerika, und dieser Ruf des Mitleids, der stärker und stärker werden dürfte, möchte bald den Franzosen zuwider werden. Die Franzosen ertragen viel; sie ertragen verkleinert, verhöhnt, gehaßt zu werden, aber sie ertragen nicht bemitleidet und bedauert zu sein.

„Armes Frankreich!“ — In diesen Worten liegt vielleicht das Verhängniß der Napoleoniden.

Am 25. März 1866.

An alle Regierungen Frankreichs kommt in gewissen Wendepunkten, so zu sagen an den Kreuzwegen der Geschichte, finster und unheimlich das Gespenst von 1789, in das blutige Leichentuch der Revolution gehüllt, herangetreten.

Dieses Gespenst ist bis jetzt von keiner Regierung, welcher Art sie auch immer gewesen, gebannt und beseitigt worden. Man hat es eine Zeitlang unbeachtet lassen und den Blicken der Welt verbergen können, allein nie hat man vermocht, es zu beschwichtigen oder zu beseitigen. Das erste Kaiserreich, die Restauration, Ludwig Philipp, die zweite Republik, alle haben Auge in Auge mit 1789 gestanden und sind, da sie nicht aufrichtigen Willen, noch Verständniß genug besaßen, die Erscheinung ihrer vollen Bedeutung nach zu würdigen, von ihr über den Haufen geworfen und weggefegt worden.

Es wird nie eine Revolution umsonst gemacht und wenn sie gemacht ist, will sie ihre Consequenzen gezogen und ausgetragen wissen. Nur diejenige Regierung wird sich zu behaupten und wahrhaft zu befestigen im Stande sein, die ihr die nothwendige historische Rechnung trägt.

Napoleon I. ist es gewesen, der, nachdem er die Revolution geschlossen, ihre Principien und Rechte unter seiner Gewaltherrschaft erstickt hielt. Seitdem geht der Geist derselben, wie der des alten Hamlet zu Helsingör, im Hause Frankreichs um und zeigt sich immer, wenn irgend eine Entscheidung im Schicksal dieses Staates getroffen werden soll. Die Restauration und die Bourbonen meinten einfach das Gespenst leugnen zu können. Sie thaten, als wenn es sie nicht da wäre und sie nichts anginge. Sie boten ihm mit

ihren Ordonnanzen Trotz. Das Bürgerkönigthum versuchte ihm aus dem Wege zu gehen und ihm ein Schnippchen zu schlagen. Die zweite Republik hatte nicht die gehörige Geistesgegenwart, sich ihm zu stellen. Sie Alle wurden daher auch schließlich von ihm gestürzt.

Wie ich voraus gesehen, so kommt nun 1789 auch auf die Terasse des zweiten Kaiserreiches, dort die Bernardo's und Marcellus, so wie manchen edlen Horatio um Mitternacht durch sein schweigsames und schauervolles Dahinschreiten zu erschrecken. Es geht in kriegerischer Gestalt, in vollem Harnisch; es zeigt ernste, kummervolle Züge. Es fragt, ob man es verstehen und seiner achten wolle.

Niemals hat sich das mehr und deutlicher gezeigt, als in der jüngsten Rede, welche Jules Favre im gesetzgebenden Körper zu Paris gehalten. Bleichen Aussehens und düster betrat er den Rednerstuhl, um 2½ Stunde lang dem Kaiserreich in das Gewissen zu reden und mit dem Finger auf 1789 zu deuten. „Ihr bekennt Euch mit den Lippen zu 1789", rief er in die lautlose Stille der Versammlung hinein, „aber die Prinzipien desselben stehen nur als Aushängeschild über den Thoren unseres constitutionellen Baues; das Innere ist ein Hohn auf die theuer erkauften Rechte!"

Die ganze Rede dieses Oppositionsmitgliedes ist zu wichtig und commentirt in zu eingehender Weise die Anschauungen über die derzeitigen Verhältnisse in Frankreich, als daß ich umhin können sollte, daraus einige Auszüge hier festzuhalten. Man muß aus ihnen erkennen, wie allerdings die stillen Tage des Empires im Begriffe sind, zu Ende zu gehen und wie das politische Leben im französischen Volke zu erwachen beginnt. Es sind die ersten schweren Athemzüge, die es thut. Man muß von ihnen Kenntniß nehmen, um sich eines schönes Tages nicht von den Ereignissen überraschen zu lassen, die in ihnen ihre Schatten im Voraus werfen. Es ist durchaus nicht unwichtig, Jules Favre sagen zu hören, daß das Kaiserthum starr geblieben, daß sein Programm in keinem Theile Wirklichkeit geworden, daß die Franzosen weiter als am Tage nach dem 2. December von der Freiheit entfernt seien, ja sogar die Hoffnung auf sie eingebüßt hätten.

Die großen Staatskörper — rief er — sind um alle Geltung gebracht worden, und wenn man sie befragt, so thut man um so

mehr das Gegentheil von dem, was sie wünschen. Die Geschicke, die Ehre, die moralische Größe und Würde des Landes sind einem allmächtigen Willen und den Launen der Willkür anheimgegeben. Der Kaiser allein ist verantwortlich, aber diese Verantwortlichkeit ist blos ideel, wenigstens wenn nicht Jeder ihm mit Mannesmuth die Wahrheit sagt: wenn nicht sein Verfahren, möglicher Weise seine Fehler, Angesichts des Landes, das der alleinige Richter ist, geprüft werden! Angesichts des Landes als Mandator der Nation will ich daher zum Souverän reden. Dies ist die einzige Unterredung, die seiner, meiner und des Landes würdig! . . . Ich benutze sie, um darzuthun, daß sie Gewalt zur Grundlage hat: die Achtung vor dem Willen des Menschen und vor dem freien Gebrauche der menschlichen Eigenschaften, die Identität der Gewalt und der Freiheit ist eine nothwendige Schlußfolgerung. Die Gewalt ist also nicht legitim, wenn sie nicht aus freiem Willen angenommen wird und wenn sie nicht als alleinigen Zweck die Entwickelung aller menschlichen Freiheiten im Auge hat. Hat die Autorität in unserem Lande diese Fundamentalbedingung ihrer Geltung stets im Auge gehabt? Die Constitution von 1852 in der Hand, was sehen wir heute? Einen Staatschef, der sein Mandat der freien Zustimmung der Nation verdankt: die Gewalt wurde dem Souverän nur zu dem Zwecke verliehen, damit er die Freiheit entwickele. Was bezeichnet die Freiheit am meisten? Die Trennung der Gewalten. Ueberall, wo diese Trennung verkannt ist, herrscht der Despotismus. Als der Präsident der Republik es für nöthig hielt, die Nationalversammlung aufzulösen, maß er in seiner Botschaft an das französische Volk nicht der Preßfreiheit, nicht der Vereinsfreiheit die Schuld bei, nein, er beschuldigte die Versammlung, sie habe sich allmächtig machen wollen, sie habe alle Gewalten an sich gerissen und vermengt. Dieser Aufruf an das Volk war also ein Protest gegen den Despotismus für die Freiheit. Dies ist so wahr, daß der erste Schritt der neuen Regierung die Abschaffung des Gesetzes vom 31. Mai und die Einführung des allgemeinen Stimmrechts war. Aber statt Frankreich Hoffnungen auf Freiheit zu geben, sagt man ihm, Alles sei in dieser Beziehung zu Ende. Und es scheint allerdings so. Die vollziehende Gewalt ist Herr über das Leben der Zeitungen; sie kann dem Baume die Wurzel abschneiden oder ihn fällen, wenn sie ihn hat wachsen lassen. Und das nennt

man das System von 89! Man sollte es richtiger die Verneinung und eine Parodie auf 89 nennen.

Der Schluß der Rede Jaures schildert in ergreifenden Worten den inneren Verfall, der die Folge des bisherigen Systems ist. Sich direct an die Träger desselben wendend, ruft er mit furchtbarer Wahrheit aus: „Welche Zustände haben Sie uns im Innern Frankreichs geschaffen? Bald sagen Sie, die Leidenschaften seien völlig beschwichtigt, bald sprechen Sie von dem dumpfen Groll der Parteien, die fortwährend in Waffen ständen, so daß auch die Freiheit fort und fort verweigert werden müsse. Seien Sie doch consequent! Wenn Sie öffentliche Sitten wollen, so schaffen Sie zunächst Bürger, und wollen Sie Bürger haben, so schaffen Sie Einrichtungen, in denen sie erzogen werden können. Sagen Sie nicht immer: Frankreich ist reich und Frankreich ist glücklich! Ja, Frankreich ist des fremdländischen Ruhmes überhaft. Ja, es kann mit Recht von sich sagen, daß die Wissenschaft seiner Denker, seiner Staatsmänner und aller Derer, die zu seinem Ruhme beigetragen, sein Wohlergehen auf den höchsten Punkt gebracht hat. Aber ist dies Alles? Bedarf es nicht auch der sittlichen Würde? Und sichern Sie ihm diese? Hätte ich nicht, wenn ich die moderne Literatur, den Spiegel der Sitten, befragen wollte, der Kammer ergreifende Beobachtungen vorzuführen? Sie haben die Theaterfreiheit verkündet, aber mit der Censur machen Sie aus der Bühne, was Sie wollen. Und was machen Sie daraus, großer Gott? Sie zwangen einen Ehrenmann, sich aus diesem privilegirten Tempel zu entfernen, indem er Ihnen die Beleidigung ins Gesicht schleudert, daß Tugend und Treue als nicht zeitgemäß auf die Bretter nicht zugelassen werden. Was haben Sie überhaupt aus der französischen Bühne gemacht? Einen Herd der Lüderlichkeit und der Unzüchtigkeiten, auf dem Sie schamlose Nacktheiten zur Schau stellen. Sie haben ein Gesetz in Händen, um die Arbeit der Kinder in den Manufacturen zu verhindern, und Sie beugen die Kindheit auf jenen Ihren privilegirten Brettern, indem Sie zum Skandal aller ehrlichen Leute gestatten, daß diese Kindheit den Typus der Entartung und des Cynismus darstelle. Und dann öffnen Sie Ihre Maskenbälle und sagen: Kommt und stürzt den schäumenden Becher hinab, den ich an Eure Lippen führe! Ich aber antworte Ihnen: Frankreich begehrt nach Anderem: es will seine moralischen Frei-

heiten. Und wäre es mir gestattet, eine mächtigere Stimme, als die meinige aufzurufen und Sie an jene erhabenen Worte zu erinnern, die stets in mein Gedächtniß eingegraben sind, und die ein großer Mann, eine Säule der Kirche, der aber durch seine Schriften, seine Wissenschaft und Beredtsamkeit der ganzen Welt angehört, ausgesprochen hat, so würde ich ausrufen, wie der heilige Augustin, als er von aller irdischen Lust überfüttigt, anderswo, als im sinnlichen Taumel Befriedigung für seine gequälte Seele suchte: „Nach Deinem Bilde hast Du uns geschaffen, Herr, und unstät ist mein Herz, bis es ruhet bei Dir.“ Nein! wir sind nicht nur für die irdische Lust geschaffen. Wir können groß und geehrt in der Welt dastehen, allein wir sind nichts, wenn wir die Augen nicht zum Himmel zu erheben vermögen, und wir vermögen es nicht, wenn wir nicht frei sind.

Am 14. Mai 1866.

Aus Leipzig wurde mir heute folgendes Komische geschrieben: „Der Erfolg der „Zärtlichen Verwandten“ hat den guten, aber hausbackenen Roderich Benedix gewaltig eitel gemacht; ganz im Ernst sagte er mir kürzlich, je mehr er die Goethe'schen Werke lese, um so deutlicher gelange er zu dem Bewußtsein, daß der von uns unsterblich gepriesene Dichter in der Hauptsache — ein Dilettant geblieben sei!“

Am 15. Mai 1866.

Staatsräthin Schleiden erzählte gestern eine artige Kinder-Anekdote. Ein vierjähriger Knabe, dessen Mutter in Wochen kommen sollte, wurde gefragt: ob er ein Brüderchen oder Schwesterchen haben wolle. Nach einiger Ueberlegung sagte er sehr ernsthaft: Am liebsten eine Flöte!

Am 29. Mai 1866.

Die Zeitverhältnisse werden immer bedrückender und trüber. In einer Versammlung von politischen Freunden meinte man kürzlich: eine großartige Friedensdemonstration des deutschen Volkes könne am Ende noch den Ausbruch eines deutschen Bürgerkrieges verhindern. Obschon ich dieses Glaubens keineswegs bin, ließ ich mich doch bestimmen, einen Aufruf zu entwerfen, in dem es hieß:

„Deutsches Volk! Das Vaterland ist in Gefahr! Nicht auswärtige Feinde bedrängen es zur Zeit; unsere Zwietracht zerspaltet es. Zwischen Krieg und Frieden noch schwankt die Schaale. Wirf gegen die Erschütterungen des Krieges die ganze Macht deiner Friedensliebe in's Gewicht. Fordere allgemeine Abrüstung der Heere, Zusammenberufung des deutschen Parlaments in Gemäßheit der Bundesbeschlüsse vom 30. März und 7. April 1848."

Dieser Antrag ward nachher in einer Volksversammlung in Chemnitz angenommen, in etwas veränderter Verfassung gedruckt und verbreitet. Aber der Zustand zwischen Oesterreich und Preußen ist bereits so zu gespannt und drohender geworden, daß er, wie ich es immer geahnt und vorausgesagt, endlich zum blutigen Austrag kommen muß.

Wir stehen an der Schwelle wichtiger Ereignisse.

Am 27. Juni 1866.

Die Dinge sind wie erwartet geworden. Der König Johann und seine Familie, sowie Beust sind fort nach Prag, die sächsische Armee stieß zu den Oesterreichern und hier ist preußisches Militair einquartirt.

Der Krieg scheint unvermeidlich. Ich habe deutsch und mein Herz pocht bei dem Gedanken, daß Deutsche gegen Deutsche kämpfen sollen. Aber geschehen muß es wohl, denn eine der beiden Großmächte muß entschieden zur Abdankung in Deutschland gezwungen werden, wenn Deutschland aus dem geographischen Begriffe heraus zu politischen Wirklichkeit werden soll.

Am 1. Juli 1866.

Der Krieg ist ausgebrochen. Nun hört das Tagebuch auf und das Buch der Geschichte beginnt.

Am 10. Juli 1866.

Seit Oesterreichs Niederlage gewiß und Sachsen in preußischen Händen ist, hat die „Constitutionelle Zeitung" in Dresden den ganzen Unmuth und Verdruß der sächsischen Patrioten über sich ergehen zu lassen. Ich schrieb für sie folgenden Leitartikel:

Unser Wort zum Frieden.

Der erste Akt des deutschen Krieges ist zu Ende — möchte er der einzige bleiben! Blut ist wahrlich genug geflossen und daß

Preußen bis jetzt durchweg der Sieger geblieben, wird nicht nur durch die einzelnen Thatsachen, sondern durch den ganzen Gang der Ereignisse hinreichend belegt. Die von Oesterreich und ganz Süddeutschland colportirten gegnerischen Nachrichten, welche die Wahrheit leugneten oder verstellten und so viel thörichte Vorstellungen und gründlose Hoffnungen erzeugten, sinken nun endlich auch für das verblendetste Auge in ihr wesenloses Nichts dahin. Die Geschichte tritt in ihr Recht. Möge mit ihr auch die ruhige Besonnenheit und der Geist nationaler Persönlichkeit wieder Platz greifen, den nie aufgegeben zu haben wir uns glauben rühmen zu dürfen.

Wie immer, so haben auch in den gegenwärtigen schweren Conflikten die Männer unserer Redaction ihre heilige Ueberzeugung mit reinem Gewissen vertreten und einzig im Hinblick auf den Genius ihrer Nation gehandelt.

Nie haben wir uns gescheut, zu behaupten, daß uns dieser an Preußen verweise und daß nur mit ihm sich Deutschlands Größe und Machtstellung vollenden und sichern ließen. Religion, geistige Intelligenz, Handel, Industrie und alle patriotischen Wünsche unseres Herzens nehmen die Richtung, die Preußen nimmt. Preußen ist der Staat der Aufklärung, des Fortschritts, der freisinnigen Entwicklung, der Staat mit dem Vollbewußtsein und dem Athem des neunzehnten Jahrhunderts. Wer das leugnet, der leugnet seine Zeit.

Diese Aussprüche, die wir hundert Mal gethan, wir thun sie hier wieder. Unsere Anschauungen sind unerschüttert geblieben, unerschüttert unter allen Anklagen, Verdächtigungen und Verleumdungen, die wir in den jüngsten Wochen zahlreich sich über uns haben ergießen sehen. Wir nehmen zur Ehre der Meisten an, daß nur verblendeter Eifer und die unbedachte Leidenschaft des Moments sie erzeugt. Tapfer können wir sie unter allen Umständen nicht nennen. Die Namen unserer Redaction sind allgemein bekannt. Jede Abonnements-Einladung weiset sie auf. Es liegt keine große Bravour darin, uns anonym durch die Post mit ängstlich verstellter Hand Schimpf- und Drohworte zu schreiben. Wir sind uns dessen, was wir gethan und noch heute thun, vollständig bewußt. Wir sind keine Poltrone, aber wir stehen unsern Mann. Wir haben den Muth unserer Gesinnung und wir werden ihn

bewahren sammt unserer bürgerlichen Ehre mit allen Mitteln, die uns die letztere erlaubt. Ueber knabenhafte Einschüchterungsversuche aber werden wir lächeln nach wie vor. Haben wir es doch nie zu unserem Berufe gemacht, die Leidenschaften aufzureizen und den Haß zu entflammen. Verständige Leser werden es nicht vergessen haben, daß wir schon lange vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten mit ernstem Bedauern die Sprache eines Theiles der deutschen Presse rügten, die sich geradezu angelegen sein ließ, die Hitze der Situation zu schüren und die Geister in helle Flammen ausbrechen zu machen. Wir thaten, was in unseren Kräften stand, der Publicistik jenen Anstand und jene Würde zu empfehlen, welche ihr unter gebildeten Völkern zukommt. Daß ein Theil der deutschen Journalistik davon abstehen mochte, hat die öffentliche Meinung so stark verwildert und die Gemüther bis zu dem erschreckenden Grade aufgereizt, wie wir es jetzt täglich zu gewahren im Stande sind.

Dennoch lassen wir auch heute unseren Mahnruf erschallen und glauben durch unsere Haltung dazu eine Art von Recht zu besitzen. Wir haben gewisse Grenzen nicht überschritten.

Unverhehlt gaben wir unsere Sympathie für das preußische Volk und die Sendung, die ihm, nach unserem Dafürhalten, das göttliche Geschick oder die weltgeschichtliche Logik, wenn das gewissen Leuten plausibler klingt, zuertheilt, zu erkennen. Daneben verschwiegen wir in ehrlichem Freimuth nicht die Bedenken, die wir gegen die preußische Regierung auf dem Herzen hatten. Rath Bismarck hat uns öffentlich dafür angeklagt und sogar bestrafen lassen. Diese Bestrafung hat uns jedoch nicht erbittert. Wir sind ruhig unseren Weg gegangen, keinem zu Liebe, keinem zum Leide, unverrückt das Heil unseres großen Vaterlandes und das Glück unserer Nation im Auge. Die Einheit ist unser Ziel, die Freiheit unser Zweck. In diesem Satze liegt unser ganzes Programm. Es ist kurz, aber wir dürfen wohl bekennen, daß es eine lange Leidensgeschichte enthält, die durch die jüngsten Ereignisse mannigfach bereichert worden ist.

Wir haben offen — aber wir glauben es aussprechen zu dürfen, mannhaft und loyal — die Politik des Freiherrn von Beust bekämpft. Wir glaubten an keine Politik der Mittelstaaten und noch weniger an eine Rettung durch dieselben. Wir hatten auch

nicht auf Oesterreich. Wir haben uns nie dazu hergegeben, Oesterreich zu schmälern oder seine Waffenehre anzutasten. Wir haben auch nicht gejubelt, als es in Italien unterlag. Wir wollten nur einfach weder das speciell sächsische, noch das allgemein deutsche Geschick an das seine geknüpft sehen.

Nun erlasse er uns: hier noch einmal die Gründe dafür anzugeben. Seit Oesterreich und Sachsen im Kriege gegen Preußen in Nachtheil geriethen, haben wir uns über Beide in redactioneller Beziehung vollständiges Schweigen auferlegt. Unglück ist uns von jeher heilig gewesen und stets haben wir in politischen Dingen Schadenfreude für die nichtswürdigste Empfindung gehalten, deren eine menschliche Seele fähig ist. Daß eingetroffen, was wir erwartet und befürchtet, vermehrt nur unsere Trauer. Den Schmerz, den Millionen erst seit acht Tagen in sich fühlen, wir fühlen ihn seit so viel Monaten, wir dürfen getrost sagen, seit so viel Jahren. Es ist ein trübseliges Amt, das Amt des Rufenden und es wird wohl ewig unentschieden bleiben, was leidvoller ist: das kommende Mißgeschick in ahnender Seele voraus zu sehen, ohne es verhindern zu können, oder es mit blutendem Herzen schmerzhaft mit zu erleben.

Möge die ewige Vorsicht das gegenwärtige nun so viel es geht mildern und zum Guten wenden. Mögen diese Ströme Blutes nicht vergebens geflossen sein und nicht vergebens fließen die Ströme von Thränen, welche ihnen auf dem Fuße nachfolgen werden. Tausende von Müttern, von Bräuten, von Gattinnen, von Kindern und Enkeln stehen schon vor offenen Gräbern, in die ihr Liebstes gebettet wird. Fürsten und Völker mögen dessen eingedenk sein. Blut und Thränen der Gegenwart mögen Das bauen, was jetzt sich für die Zukunft gestalten muß.

In Berlin treten in diesen Tagen die Kammern zusammen. Möchte König Wilhelm Frieden mit seinem Volk. Dieser Frieden wird der Eckstein des Friedens von Europa werden. Er wird ihn auch Sachsen geben.

Ihr aber, die Ihr hetzt, die Zwietracht schürt und Feindschaft säet, gehet in Euch. Behandelt den erlöschenden Vulcangeist nicht mit Eurem Geifer; laßt den Cherub der Milde vom Kriege die goldene Brücke zum Frieden schlagen. Nur auf den Stufen der Versöhnung steigen wir zu irgend einer Einheit empor. Traurig genug, daß sie noch von Bruderblut sind. Einstweilen bezeugt der

Auch der Natur, wer sagt uns, daß sie je wieder sich aufrichten wird!

Am 14. Juli 1866.

Dr. Karl Mohrer schreibt unter dem 8. Juli d. J. aus Wien an seinen Schwiegervater Heinrich Marx hierher: „Oesterreich geschlagen und geschlagen in einer Schlacht, wie wohl bisher die Geschichte keine an Schrecken und Furchtbarkeit gleiche aufweisen kann. Es war zum Theil eine gerechte Strafe für den Geist, der hier noch immer von Oben nach Unten und von Unten nach Oben herrscht. Man nennt diesen Geist gemeinhin „österreichische Gemüthlichkeit." Das ist eine Phrase; man ist nicht mehr gemüthlich in Oesterreich, aber man ist noch immer geistig faul, voll Verachtung gegen das, was die Welt regt, man ist schlenderisch und begnügt sich mit dem, was man im gemeinen Leben praktisch nennt. Leider nennen aber die Menschen das praktisch, was sie verstehen, und was sie nicht verstehen, das schelten sie ideal. Da haben Sie Oesterreich, das auf dem Schlachtfelde von Königgrätz eine Armee von 200000 Mann in weniger als einer Woche diesem Geist der Trägheit opferte. Sie können sich keinen Begriff machen von dem Eindrucke, den diese entsetzliche Schlacht hier hervorgerufen. Mir selbst und ich suchte mich zu fassen, mir selbst traten in stillen Stunden die Thränen in die Augen. Nicht weil Oesterreich geschlagen, sondern weil jedes deutsche Gefühl in dieser Schlacht, soweit es in einer Brust lebt, die in Oesterreich geboren wurde, für immer vernichtet, und wenn nicht vernichtet, so doch in seiner Entwicklung schwer bedroht ist. Das ist ja das Unglück jedes Denkenden bei uns: Er hat kein Vaterland! Oesterreich ist ein dynastischer Begriff, wie Deutschland ein historischer. Das ist Preußens Gewalt, daß er kein Volk mit höherem politischen Bewußtsein in den Kampf führen kann. Ich habe viel darüber hier schon gesprochen. Wenige verstehen es, weil nur wenige darüber denken. Jetzt stehen die Menschen wie vom Blitze getroffen da und staunen. Sprachlos ist die Masse und mit dem Schmerze mischt sich die Wuth, die so wenig ein festes Ziel hat, als jener eigentlich einen bestimmten Stoff der Trauer. Nun, die Geschichte wird einst diese Tage schildern. Wohl wird sie schwerlich sein können, denn die Zeit in ihrer furchtbaren Trostlosigkeit, zumal wie sie in Wien zum Ausbruch kam, ist unbeschreibbar."

Am 20. Juli 1866.

Im Vorwort dieser Tage soll unvergessen sein, wie Ernst Keil gegen den aussichtslos erkrankten Mitarbeiter seiner „Gartenlaube" Heinrich Beta gehandelt hat. Minna Bauer meldet mir darüber aus Berlin: „Von der Schillerstiftung wird Beta 100 Thlr., also den niedrigsten Zahlungssatz erhalten. Keil benimmt sich ausgezeichnet gegen ihn. Zweimal hat er ihm bereits 50 Thlr. zum Geschenk gemacht und er erbietet sich zu allen Ausgaben, welche für Beta zu schwer sind. Auch hat er der Doktorin ein Zeitrament überwandt, worin er ihr nach Beta's Tode die Summe von 1000 oder 1400 Thaler auszahlt; das weiß ich nicht genau, welche von beiden Zahlen die richtige ist. Welch ein Trost ist es zu wissen, daß man nicht ganz verarmen kann, selbst wenn man nicht mehr zu arbeiten und zu werben vermag."

Am 7. April 1867.

Es scheint mir doch mehr als wahrscheinlich, daß Deutschland und Frankreich noch einmal blutig um den politischen Vorrang in Europa werden ringen müssen. Bis jetzt hat Frankreich und namentlich wieder unter Napoleon III. überall das entscheidende Wort und das Schwert in die Wagschale des Jahrhunderts geworfen. Der letzten Siege Preußens haben aber entschieden einen Umschwung hervorgebracht. Deutschland ist damit Frankreich bis an die Schultern gewachsen; noch ein Ruck und es überragt es.

Als Gustav Kühne neulich von Franz Joseph im österreichischen Heere sprach, meinte er von ihm: Mehr Franz als Joseph!

Fräulein Ulrich erzählte uns nach ihrer Rückkehr aus Oldenburg, daß der Zustand von Julius Mosen allmälig geradezu schrecklich und Grauen erregend geworden sei. Seine Stimme ist nicht mehr zu verstehen, der Unterkiefer ist ganz kraftlos; wenn sein Kopf aufgerichtet wird, fällt jener klaffend herab und prägt einen offenen Mund mit großen Zähnen. Nahrung wird ihm sämmtlich eingeflößt. Seine dunklen Augen sind es fast allein noch, die vom Leben zeugen.

Er mag es noch immer gern, wenn Freunde kommen und sich in seinem Zimmer unterhalten, ohne je eine Einmischung von ihm zu verlangen. Nach und nach jedoch hangen sie an wegzubleiben, weil sie den Anblick des Kranken nicht mehr ertragen können. Die

Frau zeigt eine himmlische Ausdauer: sie liest ihm mit Anstrengung stundenlang vor und hält ihn wie ein Kind. Er läßt sich noch täglich ankleiden, bis auf Stiefeln sogar.

Am 19. April 1867.

Schleiden theilte uns mit, daß der dänische Dichter Andersen der Majorin Serre, seiner mütterlichen Freundin, ganz ernsthaft und feierlich die Freundschaft gekündigt habe, weil sie, wie überhaupt ganz Deutschland preußisch geworden sei und in Folge dessen kein Däne mit einem Deutschen fernerhin etwas zu schaffen haben könne.

Diese streng vaterländische Gesinnung, die ich wohl zu schätzen weiß, sollte nur Deutschland mit seiner ausgesprochenen Vorliebe für alles Ausländische sich zum Muster nehmen. Andersen war bei uns ein kleiner Abgott dieser Ausländerei. Ich bin der Letzte, die poetische Begabung dieses dänischen Schriftstellers zu mißachten; allein bekennen muß ich, daß sie weit über Verdienst bei uns angeschlagen und gehätschelt wurde, einzig, weil sie eine fremde und keine einheimische gewesen ist. Ich erinnere mich, Andersen in Berlin gesehen zu haben, wo er das Schoßkind aller literarischen Kreise und Gesellschaften war. Die Töchter der Bettina von Arnim hatten damals unter dem Vorsitze ihrer genialen Mutter einen Verein junger Mädchen gestiftet, den sie Verein der Kaffeeologen nannten, weil sie in einem sich von Zeit zu Zeit wiederholenden Kaffeekränzchen sich eigene und fremde Geistesherzeugnisse vorzutragen pflegten. Jedes Mitglied dieser munteren Genossenschaft führte eine kleine Trompete und Knarre bei sich. Lob wurde trompetet, Tadel geknarrt. Ehrenmitglieder oder besondere Kunstleistungen wurden durch Orden ausgezeichnet, die in Brustnadeln und Broschen in Gold bestanden und eine Kaffeekanne mit mehr oder minder viel Tassen aufwiesen. Andersen ward hier auf höchst liebenswürdige und anerkennende Weise eingeführt und sogleich mit dem höchsten Orden bedacht. In Dresden war er wie zu Hause und auf Maxen, der schönen Besitzung des Major Serre in der Nähe von Dresden, hat er monatelang gelebt, von Liebe und Verehrung auf den Händen getragen. Den größeren Theil seines Ruhmes verdankt er Deutschland. Deutschland übersetzte ihn, besprach und pries ihn, wie keinen seiner eigenen Dichter. Und dies Alles ist von Andersen vergessen und in den Wind gestreut, weil man in Dänemark empört

darüber ist, daß wir Deutschen die deutschen Elb-Herzogthümer von Dänemark nicht vergewaltigen lassen wollten.

Sollte eine nationale Empfindlichkeit dieser Art uns nicht ein Wenig zur Besinnung bringen und bestimmen können, auch unserer-seits etwas Nationalgefühl uns anzuziehen? Zu meiner Freude hat die Majorin Serre, die eigentlich ganz sächsisch und gar nicht preußisch ist, nach Schleiden's Mittheilung sich hierbei sehr tapfer gezeigt und Anderen kurz angebunden geantwortet: es sei ihr ganz recht, daß er ihr die Freundschaft kündige, weil sie nur zu gut erkenne, wie mit undankbaren Verrückten doch jeder nähere und vertrauliche Umgang unmöglich wäre.

Am 3. Mai 1867.

Gestern besuchte mich auf der Durchreise Alfred Meißner, mit dem ich eine halbe Stunde frisch und angeregt verhandelte, besonders über's Theater. Er klagte über Laube und gab ihm Schuld in Wien wirthschaftlicher als die Wiener d. h. in seinen Kunst- und Lebens-Anschauungen ganz leichtfertig und geldsüchtig geworden zu sein. Er interessire sich nur noch für Dinge, mit denen er ein Geschäft zu machen erwarten könne.

Meißner erzählte mir auch, er habe damals seine Dichtung „Ziska" in überhastender Eilfertigkeit hier in Dresden verfaßt. Er hatte nur den Anfang fertig und doch, da er nothwendig Geld brauchte, seinem Verleger vorgejammert, daß das Ganze fertig sei. Nun fing dieser zu drucken an und er mußte immer täglich neues Material liefern. Er dichtete im Schweiße seines Angesichts von morgens früh bis abends spät.

Am 15. Mai 1867.

Gestern erzählte Eduard Duboc im Literarischen Verein recht ergötzlich von einem Besuche, den er Victor Hugo auf Guernsey abgestattet. Er fand den verbannten französischen Dichter auf dem platten Dache seines Hauses ganz nackt unter einem Zeltdach stehen und sich in der freien Luft waschen, was er für äußerst gesund und kräftigend hält. Sich in dieser Verfassung einem Besucher zu zeigen, nahm er nicht den mindesten Anstand. Konnte ihr darin doch auch beinahe das ganze Städtchen sehen.

Im Verlaufe der Unterhaltung meinte Hugo, als man auf Luxemburg und den Rhein zu sprechen kam: Grenzen würde es

bald nicht mehr geben, denn die Weltsprache würde demnächst alle Völker zu einem Volke machen.

Auf die Frage: welche Sprache die Weltsprache sein würde, antwortete er natürlich: die französische. Deutsch, äußerte er, könnten die Südländer nicht lernen; Italienisch und Spanisch nicht die Nordländer; Französisch sei dagegen allen Völkern bequem und leicht. Schon jetzt spräche es alle Welt — warum also da auch nur einen Augenblick im Zweifel sein?

Eine herrliche Auseinandersetzung und Schlußfolge! Man sieht: Victor Hugo ist der echte Phantast und Romantiker und vor Allem der echte Franzose.

Am 15. Juni 1867.

Ernst Keil erwähnte mir gegenüber bei meiner Anwesenheit in Leipzig beiläufig, daß Dr. Bock für seinen „Volksarzt" von ihm bis jetzt 26 000 Thaler erhalten habe.

Am 16. Mai 1867.

Die Londoner Konferenz ist, man mag sie nehmen wie man will, eine Sache von außerordentlicher Wichtigkeit. Ihr Ausfall wird der Welt klar und überzeugend die Stellung bekunden, welche die Großmächte zu Frankreich zu beobachten den Muth und die Neigung haben. Ist Frankreich unter dem zweiten Kaiserreiche noch immer diejenige Macht, die sich Alles herausnehmen und erlauben, die jeden Kriegsfall vom Zaune brechen und ihr Schwert in die Wagschale aller Staaten und Ereignisse werfen darf, dann wird man sich auf seine Seite stellen und Preußen zu majorisiren und zu terrorisiren trachten. Ist das nicht der Fall, will man endlich in Europa sich ermannen und Napoleon in seine Schranken weisen, ihm darthun, daß man es müde ist, ihn die Rolle der Vorsehung in der Welt spielen zu lassen, so wird man hier Gelegenheit erhalten, ihm das in unzweideutiger Weise zu verstehen zu geben.

Wenn der Napoleonismus sich nur durch Aufrechthaltung seiner alten Tradition, die darin besteht, aller Welt bedrohlich zu sein, zu behaupten vermag, wenn er sich nur zu behaupten vermag, indem er innere Konflikte durch äußere Katastrophen erstickt, so ist es dringend an der Zeit, ihm ein Avertissement, eine Verwarnung dadurch zu geben, daß man ihn auf der Konferenz vollständig

isolirt erscheinen läßt und diese Konferenz solcher Gestalt gewissermaßen zur diplomatischen Jury macht, die mit ihrem Verdammungsurtheil unumwunden und offen heraustritt.

Hinter der luxemburger Frage steckt die deutsche. Der Kaiser von Frankreich, der durch den unruhigen Geist im Innern seines Reiches aufgestachelt ist und nach verschiedenen politischen Niederlagen, irgend einen neuen Eklat für sein Prestige bedarf, sucht augenscheinlich die Richtung nach dem Rheine, um seine Scharten auszuwetzen. Man darf allerdings zunächst überzeugt sein, daß er den Krieg nicht will und daß er am Ende zufrieden sein wird, wenn er seinen Franzosen gezeigt, wie Alles, was da entsteht, um zur vollendeten Thatsache zu werden, so zu sagen seiner Sanktion bedarf. Er will auch für die Neugestaltung Deutschlands das letzte Wort, und damit dieses letzte Wort ein zustimmendes sei, soll es ihm mit Concessionen bezüglich Luxemburgs abgedungen werden.

Wenn zu diesem Handel die europäische Diplomatie ihre Zustimmung giebt, wenn sie sich unterordnet und nicht Stirne genug hat, bei dieser Gelegenheit dem französischen Machthaber ihr: „Bis hierher und nicht weiter" zuzurufen, so wird man allerdings im Augenblicke vielleicht den Frieden sichern, aber zugleich auch Frankreichs ganzen Uebermuth aufwecken. Napoleon wird triumphirend seinen Franzosen zuraunen: „Ihr seht, was Ihr unter meiner Regierung noch immer gelitet und daß ich an Eurer Spitze durchsetze, was ich will."

Diese Sprache und Wahrnehmung können alsdann den Franzosen nur den Kamm wieder schwellen machen und dieselben in den Glauben versetzen, daß sie allmächtig und unter allen Umständen Herren und Meister der Situation sind. Mit dieser Vorstellung im Kopfe kann es nicht fehlen, daß sie auch für die Dinge im Orient eine neue Sprache annehmen und bei jedem nächsten Anlaß stärker und mehr denn je den Krieg hazardiren.

Um den Krieg auf längere Zeit hin unmöglich zu machen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach das beste Mittel, auf der neuen Londoner Konferenz Frankreich eine entschiedene Sprache hören zu lassen. Es gilt so zu sagen, den Napoleon[illegible] zum Stehen zu bringen, ihm die ganze Verantwortung für den von ihm auf das Tapet gebrachten Kriegsfall zu überlassen.

Preußen hat sich dem Auslande nach keiner Seite hin herausfordernd gezeigt. Das Ausland hat keinen Grund, in Bezug auf Preußen und Deutschland Befürchtungen zu hegen. Es kann unbesorgt zu ihm und dem Rechte stehen. Thue es das denn und überlasse es das Uebrige dem unabwendbaren Geschicke. Man weiß in Deutschland die Segnungen des Friedens und freundschaftlicher Nachbarbeziehungen zu schätzen, aber, wenn es zum Aeußersten kommt und es die Ehre der Gesammtnation gilt, da wird der Geist von 1813 erwachen und noch einmal sein „vae victis!" in die Geschichte donnern.

Am 4. Juli 1867.

Ludmilla Assing ist hier zum Besuche. Sie theilte uns vielerlei Anziehendes mit. Unter Anderem erzählte sie: die Schlacht von Custozza sei, wie es in Italien allgemein heiße, auf Verlangen Napoleon's verloren worden. Der Kaiser von Frankreich soll gewünscht haben: Oesterreich nicht gar zu sehr gedemüthigt zu sehen und versprach Venedig, wenn man für die Niederlagen in Böhmen einen Sieg in Italien gestatten wolle. Victor Emanuel und La Marmora sollen eingewilligt und in Folge dessen jenen aussichtslosen Angriff auf das berühmte Festungsviereck unternommen haben, der nothwendig fehlschlagen und Tausende nutzlos opfern mußte.

Dies wäre das Geheimniß der Schenkung Venedigs an Frankreich, die so viel Aufsehn machte und die ganze Welt in Verwunderung setzte.

Ich halte die Geschichte für eine Erfindung; Ludmilla Assing aber schwört darauf, daß sie wahr sei. Sie verkehrt in Florenz viel mit den revolutionären Geistern und sieht, da sie dadurch sehr aufgestachelt und erregt ist, alle Dinge sehr schwarz.

So schildert sie z. B. den Admiral Persano als einen alten, geckenhaften Mann, der nur deswegen bei dem Könige gelte, weil er eine seiner ehemaligen Geliebten geheirathet habe. Um sein eigenes theures Leben besorgt, seien von ihm auf dem Meere lauter Verkehrtheiten begangen worden. In dem Seegefecht bei Lissa soll er nur deswegen das Admiralschiff verlassen haben, weil ihm ein anderes für seine Person sicherer erschienen sei, als jenes. Seine Uebersiedelung während des Kampfes brachte jedenfalls Verwirrung in der

getroffenen Anordnungen, weil sie niemand verstand und weil sie von da ausgingen, von wo man sie am Wenigsten erwartete. Nach dem Verluste der Schlacht soll er nichts so sehr als die Einbuße seiner Pomadentöpfe beklagt haben.

Diesem erbärmlichen Benehmen gegenüber lobt Ludmilla Assing das Verhalten der Schiffsmannschaften. Ein Schiff war stark beschädigt und man forderte die Leute auf, es zu verlassen. „Verlasse es, wer will!" sagte der Kapitän: „Ich bleibe!" Niemand verließ es. Mit dem Rufe: „Es lebe Italien!" versank es.

Die italienischen Mütter erließen einen Aufruf: den Krieg fortzusetzen, indem sie versprachen: ihre Söhne nicht wieder zurück zu verlangen.

Ludmilla Assing verehrt auf's Höchste: Mazzini. Garibaldi liebt sie seines Edelmuths und seiner Tapferkeit wegen; sie hält ihn aber für ein wenig beschränkt.

Von ihrer Tante Rahel von Varnhagen berichtete sie mir, daß dieselbe erst jetzt beerdigt worden sei. Sie hatte gewünscht dreißig Jahre in kein Grab zu kommen, sondern in einer Todtenhalle zu liegen, was denn auch geschehen. Sie hat der Leiche ihre Grabstelle neben dem Oheim Varnhagen abgetreten. Sie will in Italien begraben sein.

Am 13. Oktober 1867.

Julius Mosen ist am 10. Oktober von seinen Leiden erlöst worden. Er hat wie Heine, wie Otto Ludwig, wie Willibald Alexis ein jahrelanges Siechthum mit heldenmüthiger Ausdauer und Geduld ertragen, fast ohne Klage, ohne Seufzer.

Der Sohn eines armen Dorfschullehrers in Marienei im sächsischen Voigtlande, hat er eine einsame und doch zugleich seltsam bewegte Kindheit in jener Gegend verlebt, der, wie er selber in seinen „Erinnerungen" sagt: „ein melancholischer, träumender Charakter aufgeprägt ist." Nahe dem Kirchhofe wohnend und sich viel selbst überlassen, wandelt er stundenlang allein zwischen den stillen Gräbern umher, betritt die düsteren Räume der Kirche oder schweift bei Tag und Nacht durch die verlassenen Wiesengründe und dunklen Tannenwälder. Wenn sich unter solchen Umständen früh seine Einbildungskraft entwickelt, so ist dies kein Wunder und um so

weniger, wenn man erfährt, daß er von väterlicher Seite einen Großvater besaß, der Schullehrer in der Nachbarschaft und zugleich ein rüstiger Jäger, wohlerfahren im Waidmannswerk und ausgerüstet mit der Kunst war: alle Vögel durch Nachahmung ihrer Stimme und ihres Gesanges an sich heran zu locken. Dazu kam, daß sein eigener Vater, ein Mann von nicht gewöhnlicher Art und von großer Belesenheit in der alten und neuen Literatur, an Geist und Bildung seinen Stand weit überragte und seinem ältesten Sohne ohne Zweifel mannigfaltige Anregungen gegeben haben mag.

Aus allem Diesen zusammen entspann sich in der Seele des Knaben bald eine entschiedene Neigung zur Poesie, die ihn, kaum zwanzig Jahre alt geworden und noch obendrein vertieft in Rechtsstudien auf der Universität Jena, befähigte, bei Gelegenheit einer von Goethe angeordneten Preisbewerbung durch ein Festgedicht den Sieg davon zu tragen.

Nachdem er 1828 sein juristisches Examen glänzend bestanden, arbeitete er mehrere Jahre bei einem Rechtsanwalt, wurde 1831 Aktuar und 1834 selbständiger Sachwalter in Dresden. Hier in lebhaften Verkehr mit geistreichen Leuten, Schriftstellern und Künstlern aller Art versetzt, begann sein poetischer Hang sehr schnell die Oberhand zu gewinnen und ihn zu seinen vorzüglichsten Werken anzutreiben. Gedichte, Dramen, Novellen erschienen in rascher Folge und machten seinen Namen bekannt und geachtet, sodaß es Niemand erstaunlich fand, als ihn bereits 1844 der Großherzog von Oldenburg auf Vorschlag Adolf Stahr's für den nach Stuttgart berufenen Theaterintendanten Baron von Gall als Dramaturg an seine Hofbühne zog.

Roken hatte 1842, zu einem Bande vereinigt, seine Dramen: „Kaiser Otto der Dritte", „Cola Rienzi", „Die Bräute von Florenz" und „Wendelin und Helene" herausgegeben. Es war damals die Zeit, in der das sogenannte Junge Deutschland unter Führung von Gutzkow und Laube eben begonnen hatte, der dramatischen Schöpfung in Deutschland neuen Lebensathem einzuflößen. Es konnte nicht fehlen, daß auch Roken's Bestrebungen auf diesem dichterischen Gebiete in's Gewicht fielen. Theodor Mundt rühmt sehr richtig: das gedrungene, thatsächliche und scharf konzentrierte Leben seiner Stücke, während Rudolf v. Gottschall deren wunde Stelle sehr treffend in der Bemerkung berührt, daß es ihnen dabei

entschieden an der Ausprägung fast jeder individuellen Bestimmtheit fehlt. Das Schöpfungswort, das Menschen von Fleisch und Blut ins Dasein ruft, ist leider seiner Muse fast immer versagt geblieben und wie künstlerisch auch ihre Absicht, wie schwungvoll ihre Sprache und wie bestechend hier und da ihre geschichtliche Farbengebung genannt werden muß, im Ganzen und Großen läßt sich nicht leugnen, daß sie nur schöne Schatten und Schemen, aber fast niemals gesunde und natürliche Wesen geschaffen hat.

Seine Dramen vermochten deswegen auch beinahe nirgends durchgreifend und zündend zu wirken. Ob es ihm gelungen wäre, in nächster Verbindung mit dem Theater und in ununterbrochener dramaturgischer Thätigkeit die Mängel seiner Bühnendichtung auszumerzen und sie zu kräftiger Charakterausgestaltung zu erheben, mag dahingestellt bleiben; sicher ist indessen jedenfalls, daß seine späteren Stücke „Bernhard von Sachsen", „Johann von Oesterreich" und „Der Sohn des Fürsten", einen Aufschwung zu Tage legen und der Vermuthung Raum geben, daß, wenn die grausame Krankheit, die ihn heimtückisch nach und nach verzehrt und aufgerieben hat, ihn nicht überfallen hätte, er wohl in den Stand gesetzt worden wäre, Vollendeteres für die Bretter zu leisten, als so geschehen ist und geschehen konnte, bei der geringen Pflege, welche die nationale dramatische Schöpfung von jeher bei uns gefunden hat.

Die deutsche Schaubühne hat sich beinahe nie angelegen sein lassen, große und eigenartig angelegte dramatische Begabungen an sich zu ziehen und auszubilden. Lessing, Goethe, Kleist, Grabbe, Grillparzer, Uhland, Ebert, Platen, Zedlitz, Collin und viele, viele Andere, bis zu Heinrich Kruse herab, blieben sich selbst überlassen und ohne besondere Aufmunterung. Selbst Schiller würde schließlich unbeachtet geblieben sein, wäre er weniger ausdauernd und von geringerer Volksthümlichkeit gewesen. Einzig sein nationales Pathos brach ihm Bahn und zwang ihn fast den deutschen Theatern auf, die übrigens zu verschiedenen Malen nicht üble Lust bezeigten, ihn fahren zu lassen, weil sie immer dem Ausländischen und Fremden zugethan, lieber mit diesem die gewagtesten Versuche machten, als die heimischen Bestrebungen und den dramatischen Ausdruck des nationalen Geistes zu begünstigen.

Unter diesem Umstande haben alle unsere bedeutenderen Dramatiker mehr oder weniger zu leiden gehabt und unter ihnen auch

Julius Mosen, dessen ganze Dichtung von einer starken Ader nationalen Bewußtseins durchpulst ist. Sein Aufsatz: „Das neuere deutsche Drama und die deutschen Theaterzustände" legt Zeugniß davon ab. Dieser Aufsatz beginnt mit dem bezeichnenden Satze: „Die dramatische Poesie ist die poetische Verklärung eines gebildeten Volkes" und gipfelt in dem andern: „Die Weltgeschichte ist der Prozeß der Entwickelung des Menschengeschlechtes zum Selbstbewußtsein." Nach Mosen muß jeder Gebildete sich also vermittelst der dramatischen Poesie im organischen Zusammenhange mit der Vergangenheit seines Volkes erkennen lernen, d. h. also bei uns von Grund aus sich gewöhnen deutsch zu empfinden und zu denken. Allein diese Gewohnheit zu pflegen und eine solche Pflege sich zum heiligsten Gesetz zu machen, lassen die wenigsten öffentlichen Schauplätze in Deutschland sich angelegen sein, meint Mosen. „Zwar findet", wie er schreibt, „manchmal zur Deckung des angeblichen Rechts der Theater oder einem Schauspieler zu Gefallen oder zur Vertheidigung gegen die Tageskritik die Aufführung eines Dramas von Shakespeare, Schiller oder Goethe statt, aber gewöhnlich mit einer aus allen Flittern hervorgähnenden Faulheit und Unlust der Darsteller, welche nur ihres Gleichen in der Gemüthsleere der Repertoirfabrikanten und der Blasirtheit des Publikums finden. Dafür wälzen sich die Direktionen, ihre demoralisirten Schauspieler und das entwürdigte Publikum entweder im Unrath der Pariser Boulevards-Theater oder in den Fabrikaten, welche nach dem Pariser Rezepte zubereitet sind, behaglich herum."

Diesem Unwesen möglichst abzuhelfen, bietet er in seinen Dramen die Hand. Sie sind meist der deutschen Geschichte entnommen, deutsch in ihrem Denken und Empfinden und immer darauf angelegt und berechnet: den gebildeten Zuschauer im Einklang mit dem eigenen Volke und in vaterländischer Gesinnung zu erhalten. Er handelt in dieser Beziehung strenger als unsere Klassiker, von denen er Lessing die Wurzel, Goethe den Stamm und Schiller die Blüthe unserer Dramatik nennt. Er jedoch verlangt die Frucht und erkennt dieselbe nur darin heranreifen sehen zu können, daß die neue Schule die Momente der Geschichte ergreifen lernt, in denen der ewig lebende Gedanke der Menschheit potenzirt zur That hervorspringt. Dieser ewig lebende Gedanke der Weltgeschichte, behauptet er, werde für den Helden der modernen Tragödie Das

sein, was in der alten Tragödie die Schicksalsidee war. Sie anbahnen und durchsetzen zu helfen, schrieb er seine eigenen Dramen und als er die ersten davon gesammelt dem Druck übergab, bezeichnete er sie in einem Vorworte: „Ueber die Tragödie" als „Merkmale, welche ein Wanderer im Walde in die Zweige der Bäume schnitzt für den Nachfolger, welcher die Heerstraße einst durch die grüne Wildniß ziehen wird."

Man hat sie leider wenig beachtet, obschon sie es wohl verdient hätten, trotz aller Mängel und Schwächen, die sie an sich tragen. Gleich sein erstes Stück: „Heinrich der Finkler, König der Deutschen" ist ein herrliches Werk, mir sein liebstes fast. Es zeigt einen wahrhaft kühnen Zug und Wurf in der Ausgestaltung und dabei das meiste individuelle Charaktergepräge von allen seinen dramatischen Schöpfungen. Geschickt bearbeitet und bühnengerecht gemacht, würde es einen herrlichen Huldigungsakt für Kaiser Wilhelm abgegeben haben. Es bietet mit dessen Wesen, Thaten und Zeit eine überraschende Aehnlichkeit und viele tief ergreifende und herzbewegende Auftritte. „Kaiser Otto der Dritte", „Johann von Oesterreich", „Herzog Bernhard von Sachsen", „Der Sohn des Fürsten" (Friedrich des Großen Jugend) sind immerhin Arbeiten von Bedeutung und wenn auch nicht durchweg dramatisch stichhaltig und wirksam, doch stets erhabenen Geistes und Schwunges voll. Ein eigenartiges Trauerspiel ist „Wendelin und Helene." Seine Handlung fällt in den Bauernaufstand des Jahres 1525. Der Reichsgraf Wendelin liebt Helene, eine Bäckerstochter in Oehringen und nachdem sie ihm ihre Unschuld und bürgerliche Ehre geopfert, verläßt er sie, um eine schöne Italienerin zu heirathen, eine Edeldame aus Florenz, die ein Freund Wendelin's, der Maltheserritter Walguard verführt und ihm nun aufgeschwatzt hat, um hinter seinem Rücken den sträflichen Umgang mit ihr fortsetzen zu können. Als Wendelin das endlich entdeckt, ist inzwischen Helene aus Gram und Schande wahnsinnig geworden und Seibold, ein junger Bürger von Oehringen, der sie rechtschaffen liebt, aus Verzweiflung über ihr Elend und aus Haß gegen den Grafen in die Reihen der aufständischen Bauern getreten, mit denen er gegen den Grafen und den verbündeten Adel heranzieht. Obschon von diesem auf's Haupt geschlagen und zersprengt, findet Seibold doch Gelegenheit, sich in Oehringen einzuschleichen, um Rache an seinem glücklichen Neben-

buhler zu nehmen. Aber er kommt zu spät und findet Wendelin am Sarge Helenens in der Kapelle der Stadtkirche, nachdem ihn Reue zermartert, todt am Boden liegen. Entsetzt erstickt er sich nun selbst.

Man sieht: der Stoff und seine Vorgänge sind nicht neu. Das Trauerspiel ist ein Stück „Clavigo" in's deutsche Mittelalter versetzt. Aber es hat damit auch den ganzen Reiz und Zauber deutscher Romantik erhalten. Es liegt darüber ein thaufrischer Hauch Goethe'scher Poesie, etwas vom Weben des „Götz von Berlichingen."

Es war lange eine Lieblingsidee von mir, es für die Darstellung einzurichten. Aber ich sah mich umsonst nach einer Bühne um, welche den muthigen Leiter besaß: es aufzuführen. Wirsing in Leipzig endlich verrieth einige Lust, den Versuch zu wagen, aber als ich durch einen gemeinsamen Freund Mosen von dieser Absicht unterrichten ließ, ließ er uns sagen: das Aufgreifen eines anderen und späteren Stückes von ihm würde ihm lieber sein. Dazu kam, daß um jene Zeit dem Dichter eine Gesammtausgabe seiner Werke sehr am Herzen lag und daß es für seine Anhänger und Freunde galt: zunächst dafür alle Hebel in Bewegung zu setzen. Von Dresden aus, wo er Jahre lang gelebt und im rühmlichsten Andenken stand, mußte eine besondere Bewegung dafür ausgehen. Die Presse rührte fleißig die Werbetrommel und von seinen näheren Bekannten nahm jeder die Unterzeichnungsbogen in die Hand, um den Verlag von Ferdinand Schmidt in Oldenburg in der Unternehmung möglichst sicher zu stellen. Sie ist denn auch 1863 in acht ziemlich starken Octav-Bänden erfolgt und zeigt uns einen Dichter von nicht gewöhnlicher Bedeutung. Die ersten beiden Bände enthalten seine Gedichte: „Fliegende Blätter" und die Epen: „Ritter Wahn und „Rhaswer"; der dritte und vierte seine Dramen; der fünfte und sechste seinen Roman: „Der Kongreß von Verona", der siebente und achte seine Novellen: „Bilder im Moose", seine „Studien zur Kunst der Malerei", seine dramaturgischen Abhandlungen „Ueber Goethe's Faust" und „Das neuere deutsche Drama und die deutschen Theaterzustände", seine „Jugend-Erinnerungen" und die Novelle „Georg Venlot."

Aus allen seinen Arbeiten spricht ein edler und hoher Geist, ein den vornehmsten Zielen der Kunst zugewandtes Streben und

eine reine und begeisterte Vaterlandsliebe im hinreißenden Schwunge Schillers. Seine Lyrik bietet Lieder von hervorragender Köstlichkeit und echt volksthümlichem Reize. „Der eiserne Heinrich", „Andreas Hofer" (Zu Mantua in Banden), „Der Trompeter an der Katzbach", „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", „Die Windsbraut" und manches andere seiner Gedichte fehlt in keiner Gedichts-Sammlung. „Ritter Wahn" und „Ahasver" erwarben ihm allgemeine Achtung und Anerkennung, die seine Novellen, sein Roman und seine sonstigen Arbeiten vermehrten. Nur mit seinen Dramen drang er nicht durch und doch hing er gerade an diesen mit der ganzen Wärme seines Gemüths. Was er dafür ersehnte und verlangte, waren durchaus nicht glänzende Erfolge und eine Stellung in der ersten Reihe der zeitgenössischen Dramatiker, aber ein wenig dauernde und aufmunternde Beachtung und Gunst meinte er beanspruchen zu dürfen. Diese jedoch wurden ihm nur in kärglichem Grade zu Theil. Man versuchte allerdings hier und da wohl eines seiner Stücke, allein, da keines geradezu zündend durchschlug und sich auf dem Repertoir erhielt, so war man nirgends recht beflissen, Antheil und Entgegenkommen ihm zuzuwenden. Man überließ ihn gleichgiltig seinem Schicksal und das verstimmte und entgeisterte ihn. Als ich zuerst mit ihm in Berührung kam, waren ihm gleichsam schon die Fittige gebrochen. Er schleppte sie mühsam am Boden nach. Dann und wann, wenn er durch ein lebhaftes Gespräch erregt war, bauschten sich ihre Federn und sie hoben sich geräuschvoll, als wenn sie zum Fluge ausholen wollten, aber es blieb beim Versuch und sie trugen ihn nicht mehr. Die Berufung nach Oldenburg zum Ersatz für Gall hatte allerdings noch einmal seine Lebensgeister und dramatischen Strebungen angefrischt. Er raffte sich innerst auf und hoffte durch einen neuen Anlauf noch manches Versäumte einholen zu können. Aber da krallte sich auf einmal unerwartet die böse Krankheit in sein Dasein und lähmte seinem Genius die letzte Kraft. Endlich zu Einfluß an einer kleinen, aber zu künstlerischem Ansehn gelangten Bühne gekommen, fiel er einem Siechthum anheim, das zwanzig Jahre gebrauchte, um ihn zu tödten. Er starb sozusagen Glied für Glied: zuerst im Rückgrat, dann in den Beinen, in den Armen, in der Zunge, endlich lebten nur noch seine großen geisterhaften Augen und sein Gehör. Einige Briefe, die ich in mein Tagebuch aufgenommen, schildern seinen entsetzlichen

Zuſtand, den zu ertragen ihm nur die ausdauernde Liebe ſeiner Gattin möglich machte.

Dieſe Frau, eine geborene Jungwirth, Minna mit Taufnamen, verdient eine ehrende Anerkennung für alle Zeit. Was ſie an dem leidenden Dichter gethan, zeugt von einer weiblichen Aufopferungsfähigkeit, deren Größe man ſich kaum vorzuſtellen im Stande iſt. Nicht nur, daß ſie in den letzten Jahren für ihn ſchrieb, ſprach, man mag faſt ſagen: für ihn dachte, verſah ſie Tag und Nacht auch Hülfeleiſtungen bei ihm, welche die, die man kleinen Kindern zu erweiſen pflegt, weit überſtiegen und ſchlimmer waren als die niedrigſten Magdverrichtungen. Dabei blieb ſie immer gleichmäßig ruhig, beſonnen, voll Langmuth und edel, wie vom Zauberſchein der Dichtung verklärt. Das Gemeinſte, was ſie that, gewann ein vornehmes Anſehen bei ihr. Ihr Verhalten adelte gleichſam das menſchliche Elend, ſie verlieh ihm etwas von einer himmliſchen Glorie.

Das ſollte ihr niemals vergeſſen werden.

Am 25. November 1867.

Moritz Hartmann war zwei Tage hier zum Beſuche und faſt ausſchließlich mit uns zuſammen. Er erzählte uns viel von Stuttgart, wo er jetzt lebt, hauptſächlich von deſſen Dichtern. Eduard Mörike ſchilderte er als liebenswürdig und feinſinnig, wenn auch ſehr verzärtelt und verſchroben. Seine Frau und deren Schweſter hegen und pflegen ihn wie ein Kind vor jedem rauhen Lüftchen, jedem ärgerlichen Worte oder Auftritte. Damit er keinem Zuge ausgeſetzt werde, ſtellen ſie ſich mit ausgebreiteten Kleidern vor die Zimmerthür, ſo oft ſie geöffnet wird. Jeder Brief wird erſt erbrochen und durchgeſehen, ob er nichts Uebles oder Verletzendes enthalte. Beſucher müſſen erſt ein Verhör beſtehen, ehe man ſie zu ihm läßt. Fühlt er ſich nach einem Spaziergange oder einer Arbeit ein wenig abgeſpannt oder ermüdet, gleich wird er zu Bette geſchickt und darüber ein Netz gezogen, um ihn vor läſtigen Inſekten zu wahren.

Auf Hackländer war Hartmann wenig gut zu ſprechen. Er nannte ihn eine literariſche Kammerdienerſeele, der nur wohl in der Hofluft ſei. An einem ſolchen etwas vorzuſtellen und zu gelten, mache den ganzen Ehrgeiz ſeines Lebens aus. Ein Titel, ein

Orden erscheinen ihm als höchst erstrebenswerthe Dinge und nach ihnen und dem Gelde richteten sich die Hauptbestrebungen seines sehr gefälligen und ansprechenden Talentes.

J. G. Fischer versagte Hartmann seine Anerkennung nicht, nannte ihn aber zugleich bis zur Ueberspannung eitel und ehrgeizig.

Am 2. Dezember 1867.

Heute erzählte mir Jemand mit sehr lebhafter Entrüstung, daß im Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. also im Geburtshause Goethe's, in das Fremdenbuch zwischen diejenigen Seiten, auf denen sich fürstliche Personen eingeschrieben haben, lange weiße Papierstreifen gelegt sind, während andere Blätter, auf die ein Uhland, ein Rückert und andere Größen der Literatur, Kunst und Wissenschaft ihre Aufzeichnung gemacht, jedes Merkmals entbehren und nur mit Mühe entdeckt werden können.

Wen kann es viel interessiren, den Namenszug eines regierenden Fürsten von Greiz, Schleiz oder Lobenstein oder einer russischen Großfürstin zu sehen! Aber die Empfindungen zu lesen, mit der ein Mensch von geistiger Bedeutung über die Schwelle getreten, die einst Goethe beschritt, ist doch wohl für jeden Gebildeten von einem gewissen Werthe.

Liegt denn in dem Deutschen noch immer etwas von der Bedientenseele, die einst Börne so scharf an ihnen getadelt? Nach diesem Vorgange im Deutschen Hochstift scheint es allerdings der Fall zu sein.

Am 28. Dezember 1867.

Von Moritz Heydrich erhielt ich gestern einen Brief in Bezug auf Otto Ludwig's Nachlaß, der mir zu Ehren dieses treuen und aufopfernden Freundes des unglücklichen Dichters einer Aufbewahrung werth erscheinen will. Es heißt darin:

Dresden, 27. Dezember 1867.

Verehrter Freund!

In O. Ludwig's Angelegenheit bitte ich nur noch kurze Zeit zu warten, wo ausführliche Mittheilungen über die Herausgabe des Nachlasses erfolgen werden. Gegenüber der neulichen Notiz in der „National-Zeitung" bemerke ich jedoch nochmals, daß ich bisher

ununterbrochen an der Druckfertigstellung des Nachlasses, und zwar ganz allein gearbeitet habe. Da die Verhandlungen und Berathungen in Bezug auf Veranstaltung einer Gesammtausgabe der Werke Ludwig's nicht das gewünschte und befriedigende Einverständniß brachten, so rieth ich der Wittwe und dem Vormunde, zunächst nur eine Auswahl des Besten und Bedeutendsten aus dem Nachlasse zu veröffentlichen, die jedenfalls im nächsten Jahre als „Leben und literarischer Nachlaß O. Ludwig's" erscheinen wird. Zwei starke Bände sind von mir bereits druckfertig gestellt; den dritten hoffe ich, bald nach Ostern fertig zu haben, sodaß die drei Bände zugleich erscheinen können, was mir wünschenswerth, ja nothwendig erschien. Sie werden, ich hoffe es, dann sehen, daß ich unermüdlich und immerfort in der Sache gearbeitet habe, daß der Nachlaß sehr werthvoll, und, Gott gebe es! den Erben auch einträglich werden wird. Da ich sogar sämmtliche Kopien eigenhändig machen mußte, weil die Manuskripte meist sehr schwer zu entziffern waren, da viele Manuskripte, besonders die Shakespearestudien wiederholt von Freunden und Sachkundigen geprüft wurden, da ausführliche Besprechungen der dramatischen Pläne und Fragmente und der Shakespearestudien rc. und die Biographie selbst sorgfältige immer neue Durchsicht aller Manuskripte nothwendig machten, so konnte ich trotz unermüdeter Arbeit erst jetzt mit zwei Bänden dramatischen und dramaturgischen Inhalts druckfertig werden. In der massenhaften, oft unleserlichen Gestalt konnten die Originalmanuskripte keinem Verleger angeboten werden; es mußte erst jahrelange, oft allerdings ermüdende, kampfreiche Arbeit vorhergehen. Nun endlich bin ich so weit, daß ich das Lebens- und Charakterbild eines unserer edelsten und echtesten Dichter in lebendiger, anschaulicher, und ich wage es zu hoffen, in allgemein erfreuender Gestalt baldigst veröffentlichen kann, was freilich in der kleinen Skizze im Dresdner Journal gleich nach seinem Abscheiden blos andeutungsweise geschehen konnte. Ich habe ein paar Jahre meines durch Krankheit gar sehr getrübten Lebens gern und freudig, und ich darf es sagen, ohne alle Rücksicht auf meine eigenen Interessen, dran gesetzt."

Aus Hamburg.

(1868—1869.)

Am 18. November 1868.

Das zweite Kaiserthum in Frankreich ist bedenklich im Abstieg begriffen. Eine Zeit lang glückte Napoleon dem Dritten Alles, was er unternahm; jetzt will nichts mehr recht gelingen. Das Jahr 1866, das so Vieles über den Haufen geworfen, hat auch den Kaiser um sein „Prestige" gebracht. Auf den Schlachtfeldern von Sadowa und Königgrätz liegt es mit dem alten Ruhme der österreichischen Waffen begraben.

Am 7. März 1869.

Gestern hatte ich eine Unterredung mit einem alten Manne aus dem Volke, einem sogenannten Quartiersmann, der nach der Harmonie kam, um Bücher für seinen Herrn umzutauschen.*) Beim Umwechseln derselben hörte ich ihn stark husten und bemerkte, daß er ziemlich jämmerlich aussah. „Ihr solltet Euch schonen, Alter", sagte ich; „in dieser Jahreszeit ist eine Erkältung gefährlich und besonders, wenn man bereits bei Jahren ist." „Oh", sagte der Greis darauf, „ich fürchte den Tod nicht, denn ich habe ihn schon einmal gekostet und nicht übel gefunden."

Auf meine neugierige Frage, wie das geschehen, erzählte er mir, daß, als er einmal sehr krank und vom Arzte aufgegeben gewesen sei, er sich allen Ernstes für verloren angesehen habe. Schon den ganzen Tag habe er dämmernd und fast ohne Bewußtsein gelegen und als der Doktor beim Weggehen gesagt: er werde die Nacht wohl nicht überleben, sei er fest überzeugt gewesen, daß sein Ende gekommen. Er habe gebetet und dann gottergeben seinen Kopf in die Kissen gelegt. Nicht lange darnach sei ihm ganz seltsam und wunderbar zu Muth geworden. Er habe sich unsagbar weich gebettet und lieblich angeweht gefühlt und eine Musik gehört, wie er sie vorher nie vernommen. Wie auf Wolken sei er sich vorgekommen und wie von unzähligen Wesen umgeben, die er aber

*) Ich war damals Bibliothekar der Harmonie.

vor strahlendem Licht nicht habe erblicken können. Seitdem, schloß der Alte, fürchte er den Tod nicht mehr, sondern habe, ohne daß ihm das Leben verhaßt oder zuwider sei, eine Art Sehnsucht nach ihm.

Am 27. August 1868.

Am 25. August ist Charlotte Birch-Pfeiffer in Berlin gestorben.

Ich wurde mit ihr durch Amalie Wolff bekannt.

Amalie Wolff, die Gattin des durch Goethe's Ausbildung und Theilnahme berühmten Schauspielers Pius Alexander Wolff, des Verfassers von „Preziosa", bekleidete in meiner Jugendzeit in Berlin vom Hoftheater das Fach der sogenannten komischen Alten und zwar mit einer so vollendeten Meisterschaft, daß ihre Darstellungen noch heute so frisch und gegenständlich in meiner Erinnerung leben, als hätte ich sie gestern vor Augen gehabt. Sie verstand aus der kleinsten und unbedeutendsten Rolle ein Kabinetstück der Schauspielkunst zu machen und spielte mit so viel Geist und Humor, daß sie überall ihres Erfolges sicher war und selbst mit solchen Worten und Zügen eine zwerchfellerschütternde Wirkung erzielte, die bei andern Darstellerinnen ganz unbeachtet und spurlos vorüber zu gehen pflegen. Wenn Amalie Wolff z. B. in Raupach's kleinem Schwanke „Der Platzregen als Eheprokurator" mit dem ganzen Pathos weiblicher Entrüstung zu dem um sie werbenden Hauptmann sagte: „Sie denken doch nicht etwa, ich dächte", brachen jedes Mal die Zuhörer in ein nicht endenwollendes Gelächter aus. Der Ton erheuchelter Empfindlichkeit, der sich darin ausprägte und welcher das, was sie leugnen wollte, nämlich die Erwartung, daß ihr geschätzter Verehrer sich endlich erklären und um sie anhalten werde, deutlichst erkennen ließ, war so urkomisch und drastisch, daß er unwillkürlich alle Lachmuskeln in Bewegung setzte. Die Oberförsterin in Iffland's „Jägern", die alte Frau Feldern in Töpfer's „Hermann und Dorothea", die Kommerzienräthin Hirsch im „Kammerdiener", die Frau von Stürmer im „Oheim" der Prinzessin Amalie von Sachsen und viele, viele andere Lustspielgestalten wußte sie so eigenartig und doch zugleich so wahr und natürlich darzustellen, daß ihre große Begabung für dieses Fach unverkennbar war. Und sie hatte ehedem unter Goethe's und Schiller's Augen zu deren

höchſter Befriedigung die Iphigenie und die Maria Stuart geſpielt! Das Anſtaunenswertheſte in ihrer Kunſt und namentlich in ihrer Komik war ihr Maßhalten, ihre Anmuth, ihr feiner Takt. Nie übertrieb ſie, nie griff ſie zu niederen Mitteln, um Beifall zu erlangen. Alles, was ſie ſchuf, entſprach dem Charakter der Figur, die ſie darzuſtellen hatte und erwies ſich überall als demſelben entſprechend und zupaſſend.

Sie war eine Künſtlerin im wahren Sinne des Wortes.

Leider hatte ſie in ihren alten Tagen das Unglück, faſt ganz zu erblinden und mußte daher der Bühne früher entſagen, als es ſonſt nöthig geweſen wäre. Die Pachterin Swieten in meinem Luſtſpiel „Alter ſchützt vor Thorheit nicht" ward für ſie geſchrieben, aber leider zu ſpät, denn als das Stückchen erſchien, war ſie eben vom Schauplatz abgetreten. Da ich jedoch die kleine Komödie ihr überbrachte, hatte ich noch den Genuß, nachdem ſie die Rolle aus dem Vorleſen ihrer Geſellſchafterin gelernt, dieſelben von ihr mir vorſprechen zu hören. Noch damals und den Brettern bereits entwöhnt und beinahe blind, bot ſie ein geniales und entzückendes künſtleriſches Gebilde.

Charlotte Birch-Pfeiffer trat 1844 am Berliner Hoftheater als ihre Nachfolgerin ein und fand natürlich einen ſchweren Stand. Sie beſuchte ſelbſtverſtändlich ihre Vorgängerin und ging ſie in ihrer ſchwierigen Lage um Rath und Unterſtützung an; ein Angehen, das zwiſchen den beiden Frauen zu einem ſehr innigen und freundſchaftlichen Verhältniſſe geführt hat. Dieſes gab denn auch Veranlaſſung, daß Amalie Wolff mich mit Charlotte Birch-Pfeiffer bekannt machte, indem ſie mich aufforderte, derſelben meine Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu widmen.

So kam ich mit Charlotte Birch-Pfeiffer in Beziehung, eine Beziehung, die bis zum Tode der Letzteren unerſchüttert geblieben iſt. Die nachfolgenden Briefe ſind ein Beleg dafür und zugleich ein, wie ich glaube, nicht ganz unwichtiger Beitrag zur Kenntniß ihres eigenen Charakters, ſo wie deſſen der damaligen Bühnen-Zuſtände in Berlin. Sie behandeln die Auslaufszeit der Intendantur Karl Theodor von Küſtners und den Beginn der des Botho von Hülſen. Man wird ſich überzeugen, daß ſie beide ziemlich unbefangen und gerecht beurtheilt hat. Charlotte Birch Pfeiffer war von lebhaftem und leicht aufbrauſendem Weſen, welches ſie im erſten Augenblick

jeden empfangenen Eindruck heftig empfinden ließ; aber ſie beſaß zugleich ſo viel natürlichen Verſtand und ſo viel Selbſtbeherrſchung, daß ſie immer ſehr bald zu ruhiger Ueberlegung und damit auch zu klarer Beſonnenheit zurückzukehren und die Dinge und Menſchen im richtigen und wahren Lichte zu erblicken im Stande war. Von Hauſe aus wohlwollend und von menſchenfreundlichſter Geſinnung, haben zahlreiche bittere Erfahrungen, die ſie in ihrer Theaterlaufbahn zu ſammeln Gelegenheit hatte, ihrer Natur zuletzt allerdings einen etwas herben und ſcharfen Beigeſchmack, aber niemals einen bemerkenswerthen Grad von Liebloſigkeit und Härte gegeben. Sie wurde viel und oft ſehr leidenſchaftlich angegriffen. Das ſogenannte Junge Deutſchland erklärte ihr ganz offen den Krieg. Theodor Mundt hatte in der „Geſchichte der Literatur der Gegenwart“ ein bezeichnendes Schlagwort ausgegeben, indem er ihre Stücke den „häuslichen Heringsſalat“ an der Wirthstafel der Bühne nannte, eine Benennung, die damals überall widertönte und dazu allerdings eine gewiſſe Berechtigung in ſich trug. Charlotte Birch-Pfeiffer bot dramatiſche Hausmannskoſt und mit dieſer beherrſchte ſie zu jener Zeit das Repertoir des ganzen deutſchen Theaters, namentlich aber nach ihrer Anſtellung am Berliner Hoftheater. Als ſie in dieſe Anſtellung eintrat, glaubte man eigentlich allgemein, daß es mit ihrer dramatiſchen Schriftſtellerei vorbei ſei. „Pfeffer-Röſel“, „Der Glöckner von Notre-Dame“, „Hinko, der Freiknecht“ und ähnliche Stücke waren für das Hoftheater in Berlin unmöglich und niemand erwartete, daß ſie, bereits in vorgerückten Jahren und an die Befriedigung des derbſten Volksgeſchmacks gewöhnt, in ihren ſchriftſtelleriſchen Arbeiten für die Bühne noch einen weſentlichen Aufſchwung würde gewinnen können. Allein ſie gewann ihn in der That. Sie hat gerade in Berlin erſt ihre beſten Schöpfungen hervorgebracht: „Die Marquiſe von Villette“, „Die Waiſe von Lowood“, „Die Grille“, „Mutter und Sohn“, „Dorf und Stadt“. Mit einziger Ausnahme des erſtgenannten Stückes waren alle übrigen nach Romanen und Volkserzählungen, aber mit einem nicht wegzuleugnenden Geſchick und entſchiedenſter Kenntniß theatraliſcher Wirkung geſchrieben. Sie machten in Berlin und überall ein großes Glück. Sie wurden viel und mit außerordentlichem Beifall gegeben und thaten den höheren Beſtrebungen der neuen Literaturrichtung, die ſich damals eben den weltbedeutenden Brettern zugewendet hatte,

wesentlichen Eintrag. Meine näheren literarischen Freunde, darunter Gutzkow und Laube, spieen sozusagen Feuer und Flammen über sie und ich wußte manchen Tadel und Hohn von ihrer Seite erfahren, daß ich in der Presse und bei Küstner ihren Einfluß zu bekämpfen mir nicht angelegen sein ließ. Der Briefanhang zu meinem Buche „Das junge Deutschland" enthält einige Anklänge daran. Heute darf ich mir wohl das Zeugniß geben, daß ich meine Feder niemals in den Dienst fremder Ansichten und Meinungen, fremder Sympathien und Antipathien habe treten lassen. Ich vermochte Charlotte Birch-Pfeiffer über das eine oder andere ihrer Stücke, wie z. B. über die „Die Rose von Avignon", „Das Forsthaus", „Iffland" oder „Mazarin" meine kritischen Bedenken offen ins Gesicht zu sagen, aber nie und nirgend konnte ich veranlaßt werden, ihre Erfolge und Verdienste zu mißachten oder gar anzufechten. Ich räumte ihr gerne ein, was ihr zukam und ihr kam immerhin manche Anerkennung zu. Sie arbeitete mit großer Anstrengung und Ausdauer und mit einer Begabung, die mit seltenem Instinkte das Wirksame für die Bühne zu treffen wußte. Sie verstand zu ergreifen und zu rühren und wenn allerdings auch nur mit gewöhnlichen, so doch jedenfalls mit keinen verwerflichen Mitteln. Ueberdies schuf sie ehrbar deutsch und ihr Schaffen erschien mir deswegen für unser Theater immer schätzenswerther und mehr zu begünstigen, als die französischen Uebersetzungen, die schon damals unsere Bühne überflutheten.

All' mein Denken und Dichten lief von jeher auf ein deutsches Nationaltheater hinaus und ein solches anzubahnen und zu erlangen, bedünkte mich eine Kraft, wie sie in Charlotte Birch-Pfeiffer sich darbot, keineswegs zu verachten. Von diesem Standpunkt aus vermochte ich mich derselben nur geneigt zu zeigen und ihr eine treue Anhänglichkeit zu beweisen. Ich darf jetzt, nach dem Tode der berühmten Schriftstellerin, versichern, daß sie diese zu selbstsüchtigen Zwecken auszubeuten und zu benutzen, nie einen Versuch gemacht hat. Sie kannte meine Theilnahme für Laube, Gutzkow, Freytag, Putlitz, Benedix, Julius Mosen, Mosenthal, Otto Ludwig, Hebbel und kurz für alle Dramatiker der neuen Richtung; sie wußte, daß ich deren Sache vor Küstner mit Wärme und besonderer Hingabe vertrat und sie hat diese Hingabe und Wärme niemals abzudämpfen oder mir zu verübeln sich veranlaßt finden wollen. Sie

ehrte meine Ueberzeugung und den „eigenen Kopf", den ich hatte und so sind wir immer in gutem Einvernehmen geblieben, selbst in den Tagen, in denen sie sich über Laube, Gutzkow, Dingelstedt und Auerbach in der größesten Aufregung befand. Diese Aufregung bricht flammend genug zuweilen in ihre Briefe an mich h nein, um dann sofort, nach einigen besänftigenden Zeilen von mir, rasch wieder zu verblassen. Ich spielte in den Theaterdingen jener Zeit ein wenig die Rolle, die der „Rathgeber" in Tieck's „Blaubart" spielt. Ich war der Vertraute aller Parteien und gerieth dadurch zuweilen in eben so viel peinliche, als komische Lagen, wovon die hier vorliegenden Briefe von Charlotte Birch-Pfeiffer einige Male die Belege liefern.

Berlin, den 3. Dezember 1846.

Glauben Sie sich wohl von mir vergessen, mein braver, treuer Wehl? Nein, das thun Sie nicht, wie sehr auch der Schein gegen mich ist. Fünf glanzvolle Vorstellungen meiner „Familie" sind schon vorüber, ein fabelhafter Erfolg lohnt mein ernstes Streben zur Besserung, zur Erhebung vieler Gefallenen und Sinkenden, vieler Irrenden und Thoren zu wirken — und Sie, der Sie gewiß den wahrsten Antheil an einem solchen Sieg Ihrer Freundin nehmen, haben von meiner Hand noch keine Zeile, haben nicht einmal das Stück zu sehen bekommen. — Und doch bin ich in Ihren Augen gerechtfertigt, wenn ich Ihnen sage, daß am 16. November meine Minna*) sich an heftigem Fieber mit beängstigenden Symptomen legte, am 17. Lottchen**) so zusammensank, daß wir ihr Ende nahe glaubten, daß ich in dieser Zeit das Stück in Scene brachte, das unaufschiebbar zum Fest der Königin gegeben werden mußte — und in dieser dreifachen Angst spielte ich eine Rolle, deren Grundzug die tiefste innere Ruhe der Seele ist, die sich aus einem reinen Bewußtsein und der Überzeugung, nur recht zu handeln, entwickelt. — Ich kann wohl sagen, daß es in Berlin nur eine Stimme über meine Darstellung der Md. Brunn giebt — wenn Sie sie auch aus dem süßsauren Lächeln der Vossischen und Spenerschen nur errathen können — das Faktum aber steht

*) Die Tochter der Birch, die heut unter dem Namen Wilhelmine von Hillern bekannte Schriftstellerin.

**) Eine Anverwandte der Verfasserin, in deren Hause damals [illegible]

fest, daß ich nicht allein jeden Abend dreimal gerufen, sondern sitzend am Schreibtisch empfangen werde — was hier wohl nicht zum Gewöhnlichen zählt! Wie ich es aber gemacht, um so meiner ganzen geistigen und Körperkraft Herr zu werden — darüber kann ich Ihnen keine Rechenschaft geben, denn nie in meinem Leben fühlte ich mich so bis in's Mark vernichtet, als in dem Gedanken, daß Minna durch Charlotte angesteckt und daß die Vorsehung mir diese Wohlthat, die ich seit 11 Jahren an Lottchen geübt, durch den Verlust unseres einzigen Kindes lohnen werde — So taumelte ich von einem Krankenbett zum andern, von einer Vorstellung zur andern — draußen alles heller warmer Sonnenschein, daheim — kalte, feuchte Nacht! — Seit gestern erst ist Minna wieder ganz hergestellt und Lotte für zwei oder drei Monate dem Tode entrissen. Schönlein und Philipp geben mir jedoch für sie keine Hoffnung mehr, als daß dieser qualvolle Kampf des jungen frischen Lebens gegen den Todeswurm in ihrer Brust noch Monate dauern könne, wenn nicht plötzlich ein wohlthätiger Blutsturz sie erlöse. Was brauche ich Ihnen weiter zu sagen, um Ihnen einen Begriff zu geben, wie es in meinem Gemüth, in meinem Hause aussieht. Mein einziger Trost ist, daß Gott mir eine eiserne Natur gab, denn ohne diese stände es schlimm um die Meinen, die mein Kopf allein erhält und ernährt. Leider konnte ich mich unter diesen Verhältnissen der Anwesenheit der geistreichen Therese*) (die Sie herzlichst grüßt, so wie unsre gute alte Wolff**) nicht miterfreuen, denn ich kann Niemanden in meinem Hause sehen; es ist bei mir wie ausgestorben — ich habe keinen Sinn für die Gesellschaft, diese hat keinen für mich! Sie begreifen das wohl, nicht? Therese meint, es sei eine Ironie des Geschicks, das mir von außen die glänzendsten Triumphe bietet, indeß es mein Herz zertritt. Mein neues Stück liegt am 3. Akte, ich kann nicht arbeiten, ich bin frei, aber gefangener***) wie Sie! Man sagt hier, Sie bleiben in Magdeburg! Ist das wahr, so will ich einmal hinüberkommen und Ihnen meine Familie vorlesen, allein ich hoffe noch, daß Sie uns nicht für immer entzogen bleiben

*) Frau von Bacheracht.

**) Amalie Wolff, die berühmte Darstellerin.

***) Ich verbüßte damals mein satyrisches Gedicht „Der Teufel in Berlin" auf der Zitadelle von Magdeburg.

Luiſe*), die arme Lotte und Minna grüßen Sie herzinnigſt. Wenn Sie ſo brav ſind und mir recht bald ſchreiben, ſo hüten Sie ſich in Ihrem Brief; Lottchen lieſt alle Ihre Briefe, denn ſie hat Sie ſehr lieb; ſchreiben Sie auf ein beſonderes Blättchen, was Sie mir da zu ſagen haben. Ich hätte Ihnen noch ſo gern erzählt, wie meiſterhaft Hendrichs und Döring in meinem Stück ſind, wie ſchön Clara Stich ſpielt, wie tüchtig ſich Franz bewieſen, und wie der alte treffliche Weiß von keinem Schauſpieler Deutſchlands als Anſelm erreicht werden kann, welch guten Willen ich überhaupt bei meinen Kollegen finde, und wie das Publikum das alles aufnimmt!! Am Sonntag wurden wir gar fünfmal gerufen — das Stück ſpielte eine Viertelſtunde länger als nöthig, weil wir ſo oft unterbrochen wurden! Gott ehre mir mein Berliner Publikum und erhalte mir meine Kraft und meinen Muth, damit ich es mir erhalten kann und ſchreiben Sie mir ja, ob Sie gleich nach dem Weihnachtsabend hierher reiſen oder noch in Magdeburg bleiben; bitte, vergeſſen Sie das ja nicht. Hätten Sie doch eine Stelle wie jetzt Gutzkow in Dresden — ihm gönne ich es — für Sie würde michs ganz glücklich machen. Nun — Sie ſind jung und brav und tüchtig — und wahrlich — der alte Gott lebt noch. Laubes Karlsſchüler ſind gelungen — es iſt ein tüchtiges Werk — ich freue mich ſehr auf die Aufführung am 30. d. M. Nun — bis dahin ſind Sie hier — nicht wahr? — Es wird großes Glück machen und das freut mich wahrhaft. — Gott mit Ihnen, mein lieber junger Freund, denken Sie unſer freundlich, es vergeht kein Tag, wo wir Ihrer nicht gedenken.

Mit treuer Freundſchaft Ihre

Ch. Birch.

Berlin, 24. Juli 1847.

Gruß zuvor! — Neues aus Berlin? Es iſt komiſch — ich zerbreche mir den Kopf, allein es iſt nichts Neues zu erzählen! — Die Haitzinger mit ihrer Tochter Luiſe trat bis jetzt als: „Frau im Hauſe“ und Baronin im „Aufrichtigſten Freund“ auf — und belebte durch ihre treffliche Darſtellung, durch Natur und Gemüthlichkeit das matte erſte Stück — wie ſie muſterhaft als alternde

*) Die Schweſter der Birch-Pfeiffer.

Koquette im zweiten erſchien; ſie fand wie immer in Berlin die wärmſte Anerkennung. Luiſe Neumann ſieht man zum erſten Male auf unſerer Hofbühne und nachdem ſie als: Lucy in: „Die junge Pathe“ — Eliſe in: „Ich bleibe ledig“ — Genoveva in dem „Verſprechen“ des Herrn Bauernfeld (dem nur ſie einen Werth zu geben vermag, auf den das Stückchen wahrlich keinen Anſpruch hat) und Anna Roſen und Leopoldine von Strehlen aufgetreten iſt — hat man ſich überzeugt: daß Luiſe Neumann die erſte Schauſpielerin ihres Faches in Deutſchland iſt. — Da iſt alles wahr, alles neu und friſch, da iſt Geiſt und Herz — Humor und Gemüth beiſammen — nirgends Manier — nirgends Nachahmung — alles Urſprünglichkeit in dem Mädchen, alles echt — neu! — Sie haben ſie ja wohl geſehen, guter Wehl, und begreifen mich, wenn ich Ihnen ſage: Mir thut ſie wohl bis in die Seele hinein, mir iſt ſie wie friſche Frühlingsluft, die mich mitten aus dem Dunſt der Berliner Straßen anweht, geſchwängert mit Reſeda und Veilchenduft. Lange — ſehr lange war mir nicht mehr ſo wohl im Theater! — H. Schneider hat ſein Gaſtſpiel beſchloſſen, ohne beſonderen Eindruck zu hinterlaſſen — obgleich er als Schiller ein dankbares Publikum fand, das ihn manchmal rief, denn er hat ſchöne Gaben: Geſtalt und Organ. — Die Faſſung wäre gut — wenn der Demant ein echter wäre — es fehlt Geiſt — der von innen belebende Hauch. Sein Egmont, Clawigo und Prinz in „Emilia Galotti“ haben uns dies ſchwer empfinden laſſen! Sein Landwirth war brav — tüchtig ſogar — außer dieſem Genre hat er in nichts vollſtändig befriedigt! — Nun — ich denke, Sie kennen ihn ja — und was ich dem Freunde ſchreibe — iſt ja nur individuelle Anſicht. — Haitzinger und Luiſe ſpielen nun auch in den „Jägern“ und in „Mutter und Sohn“ ich werde Ihnen ehrlich die Erfolge — die gewiß nur brillant ſein können, ſagen. — Ich habe wieder Kopfſchmerz! Diesmal aus Aerger über mich ſelbſt und meine Dummheit! Zufällig ſind die „Karlſchüler“, zufällig ſieht die Haitzinger, das Stück — und iſt ſo von mir als Generalin Riger entzückt, daß ſie ſagt: Und von Dir, die Du eine Stütze des Stücks biſt — ſagt Laube kein Wort — Dich nennt er nicht! — So erfahre ich zufällig von ſeiner Vorrede zu ſeinem Werke — ich laſſe das Buch holen — und ſehe, daß dieſer Mann wahrlich die Stirne hat, mir vor ganz

Deutschland den Schimpf zuzufügen, daß er meinen Namen nicht erwähnt, während er eine Mad. Meck in Frankfurt nennt — (weil der Mann derselben Director ist!!) O, pfui über diese Menschen, die Freunde sind, wenn sie uns zu irgend einem Zwecke zu nützen denken — und uns mit Füßen treten, sobald sie zu haben glauben, was uns überflüssig macht! — Sie wissen nicht Alles, Wehl: wie ich L. Freundin war — er dünkt sich wohl Löwe — und betrachtet mich als Maus! — Ich bin aber so wenig Maus, als er — Löwe — denn ich fürchte ihn nicht im Geringsten — es könnte eine Zeit kommen, wo ich ihm das beweisen werde! — Dixi: Schreiben Sie ihm nichts darüber, Sie sind ja mein einzig wahrhaft Getreuer — wägen Sie nur in sich, was das für einen Eindruck auf mich machen mußte und fragen Sie sich dann: ob ich über den Mann und seine „sogenannte" Freundschaft für mich nicht einen Strich in meiner Seele machen muß und für immer, — Ich bin, Gott sieht in meine Seele, das beste Herz unter seiner Sonne und ich bin böse geworden und fühle, daß ich immer böser werde — aber die Menschen haben mich dazu gemacht und der liebe Gott wird mir's nicht entgelten lassen! Wir Alle grüßen Sie mit inniger Freundschaft, Ihre treue

Ch. Birch

Berlin, den 21. Oktober 1847.

Was werden Sie denken, mein lieber, treuer Freund? — Ich bin nicht undankbar — Sie werden mich nie dafür halten können — aber so sehr mich Ihr Aufsatz, betreffs K.*) erfreute — so mächtig es mich längst trieb, Ihren lieben, herzigen Brief zu beantworten, so lag in den letzten fünf Wochen der Himmel so schwer auf mir, daß ich es nicht vermochte. — Nachdem sich meine Kleine durch einen langen Sommeraufenthalt in Charlottenburg gestärkt und erholt — und ich schon die beste Hoffnung hatte, einem ruhigeren Winter als dem vergangenen (!!) entgegenzugehen — kommt sie mir vor fünf Wochen plötzlich am heftigsten Stickhusten erkrankt heim. So elend das Kind war, so war das Maaß noch nicht voll — sie hatte unsere treue Nanni (die Dampfnudelköchin!) angesteckt

*) Ich hatte Küstner gegen Angriffe in Schutz genommen.

und diese war auf den Tod erkrankt. — Sie wissen nicht, was der Stickhusten bei einem so schwachen, unnatürlich aufgeschossenen Kind bedeuten will — Sie wissen aber, lieber Wehl, daß ich nichts von der Welt und vom Leben und all' meinen Mühen und Plagen halte — wenn mich das Gefühl nicht trägt: für das einzige Kind zu sorgen und zu wirken — und so können Sie sich meinen Zustand [illegible] denken! — Ein Berg von Briefen und Arbeiten liegt auf meinem Schreibtisch — er drohnt mich, wie eine Gewissensschuld — und ich habe nicht die Kraft, ihn abzuwälzen. Sie wollen Arbeiten von mir? — Ich wollte, ich könnte Ihnen willfahren — aber nie habe ich tiefer gefühlt als jetzt — daß ich mir zuviel für mein Leben aufgab, daß ich meine Kräfte überschätzte und daß ich — täglich älter werdend, nicht mehr die Elastizität des Geistes habe, um alles Das vollbringen, bewältigen zu können — was früher mir Spielwerk war — Meine Verpflichtungen als Darstellerin machen sich gewaltsam geltend — um so mehr als ich durchaus nicht merken lassen darf, daß sie mich oft fürchterlich geniren. — Da ich alles vermeiden muß, was andere auf den Gedanken bringt, ich lebte nur für meine Schriftstellerei, denn Sie wissen am besten, in welchem Wespennest ich stecke — und das Hr. v. K. wahrlich nicht Poesie genug hat, um mir die kleinste Vernachlässigung meiner Pflicht zu vergeben, damit ich Komödien machen kann, die ihm Geld tragen: Apropos von Komödien. — Am 29. ist endlich nach 4 fürchterlichen Proben mein „Billet" in Scene gegangen — und Sie können sich denken, mit allen in Berlin gegen jedes neue Werk von mir gebräuchlichen Präliminarien. Die wohlorganisirte Zischerbande hatte sich wieder versammelt — und da neuerer Zeit Hr. v. K., wie es heißt, keine Billets mehr zu neuen Stücken vertheilt (wie sonst wohl bei Gutzkow und Laube) was hier bei einem neuen Stücke sehr nöthig ist — so hätten die guten Herren kinderleichtes Spiel gehabt, wenn meine Komödie schlecht gewesen wäre — allein die Berliner lassen sich nur für Augenblicke verdrießen, dann finden sie schon von selber den Weg. Allerdings frappirte die Art und Weise des Werkes im Anfang sehr. Denken sie sich die Berliner — gewohnt sich von mir bei den Haaren packen zu lassen — und nun das „Billet" — ein Stück ohne Knalleffekte und ohne Aktschlüsse — eine tiefverschlungene Intrike, sich still und scheinbar friedlich anspinnend, verwickelnd und

endlich hochtragisch sich entwirrend — ohne den Schauspielern irgend eine Erleichterung zu gewähren — rein auf der Darstellung ruhend! Da retten nicht gewaltige Erschütterungen oder Ueberraschungen — blendende Momente — Gefühls-Einschläge, die dem Zuschauer überwältigend ergreifen, selbst wenn der Schauspieler nur halb seine Pflicht erfüllt! Ich habe mich in diesem Werk — (und Ihnen kann ich es sagen — Sie wissen, wie fern ich von aller Arroganz bin!) als Dichterin ganz rein gehalten — habe nichts gesucht und erstrebt als den Totaleindruck — und den Schauspielern stillschweigend gesagt: Da habt ihr Aufgaben löst sie mir auch einmal — ich habe oft als Verfasserin die Aufgabe für euch lösen müssen. Ich habe systematisch auf den Erfolg des Augenblicks in diesem Stück verzichtet! — Und doch habe ich den Triumph gehabt, daß der Totaleindruck (selbst bei einer noch keineswegs gerundeten ersten Darstellung!) ein vollkommener Erfolg war. Nach dem dritten Akt wurde Hendrichs (Buckingham) und die Stich (Anna) gerufen, am Schluß alle Darsteller — und nach diesem meine Wenigkeit — und wahrhaft enthusiastisch bei meinem Erscheinen begrüßt — und abermals, liebster Wehl, ist die Kabale — die an mir nie müde wird — glänzend aus dem Felde geschlagen! — Denken Sie sich meine treuherzigen, grundguten Schwabenmädchen*), die zum ersten Mal ein neues Stück von mir hier sehen, und zufällig mitten in eine Klique gift- und neidgeschwollener Parteigänger gesetzt — gewesen sein müssen, wie man den Zischern Zeichen ins Parterre gab, damit man mich laut verhöhnt und bekritelt. — Diese alltäglichen Dinge, mir so gewohnt, wie das Summen der Fliegen — waren den Kindern entsetzlich — in Thränen gebadet kamen sie heim — der Triumph, den ich gehabt, hatte sie nicht trösten können. — Alinchen sagte mir: Tante, Du thust keinem Menschen Böses, thust so Vielen wohl und so schlecht sind die Menschen gegen Dich, daß sie Dir nichts gönnen. — Ich mußte lachen über diese rührende Einfalt, die nicht ahnt, daß man sehr Vielen Böses thut, wenn man etwas kann — was sie nicht können.

*) Zwei Nichten aus Stuttgart zum Besuch bei der Birch-Pfeiffer

Am 5. Oktober.

Die Hagn*) macht sich fürchterlich für alle Kränkungen, die man sie — besonders in der letzten Zeit, um einer Bierck**) willen — leiden ließ! — Wie viel hatte man damals zu tadeln — wie oft warf man ihr den Mangel an Jugend, die Manier — dies und das vor — allein sie vermag dennoch immer wieder ihre Züge — denn das Genie, das man ihr nicht nehmen konnte, entfaltete immer wieder seine Schwingen und bedeckte jedes Fältchen in ihrem Gesicht — jede gezierte Manier — es blieb immer etwas da, was ergriff — frappirte oder erschütterte. Das empfanden die Berliner jetzt erst recht — und wohl selten ist eine bedeutende Erscheinung durch die Zeit stets bedeutender in der Erinnerung geworden, statt zu erlöschen. Nie werden wir wieder diesen Adel der Gestalt, mit solchem Geist — mit solchen Mitteln vereint, für jedes Fach irgend eine pikante Originalität mit sich bringend — finden. — Ich liebe Ch. von Hagn nicht und kenne alle ihre Fehler, allein ich wußte es im ersten Augenblick, als ich ihren Rücktritt erfuhr — daß sie in einer Person nie für Berlin zu ersetzen sein würde. Und dem ist so. Die Stich ist ein wackeres Talent, im mild weiblichen Charakter sehr lieblich, im tragischen hält sie an dem hohlen Pathos ihrer Mutter***) fest, ohne die Kraft und die Mittel derselben zu besitzen — und so kann sie nur in Momenten befriedigen — das Ganze wird nie großartig werden. Die Unzelmann ist eine Darstellerin — die gleichfalls für zarte, elegische Naturen geeignet — voll Intelligenz und trefflicher Intentionen — aber aller Mittel für große Wirkungen beraubt, denn ihr Organ ist nicht allein schwach und unzureichend — es ist unlieblich, ja sogar oft unerträglich, wenn es zu Kraftanstrengungen hinaufgearbeitet wird — es ist ein Ton, der sich nicht gewöhnen läßt und Sie wissen, lieber Recht, was man ohne Ton in Berlin auf der Bühne wirkt. So bleibt jede Darstellung von ihr Stückwerk — und die Masse wird nie ergriffen.

*) Charlotte von Hagn, ihrer Zeit eine der glänzendsten Erscheinungen des Berliner Hoftheaters, voll Anmuth, Geist und Laune, eine entzückende Lustspielerscheinung.

**) Edwine Bierck, eine nicht ganz unbegabte, außerordentlich schöne und stattliche Schauspielerin, aber ohne höhere Bildung und allen Geist.

***) Auguste Crelinger, Berlins berühmte Tragödin der Neuzeit.

nie hingerissen — da sie nicht durch Zergliederungen der „Vortrefflichkeiten“ auf dem Papier für das zu entschädigen ist — was ihr in der That und Wahrheit entzogen wird und was sie für ihr Eintrittsgeld von einer Valentine, einem Klärchen (Egmont) und Gretchen (Faust) ꝛc. ꝛc. im Berliner Hoftheater erwarten darf. Dies Engagement ist also nicht allein kein Ersatz für das, was wir verloren, sondern es ergänzt auch nicht einmal das, was Clara Stich zu wünschen läßt — denn beide Damen sind keine tragischen Heldinnen. Edwina Viereck ist schön und jung und ihr Talent absprechen, hieße ignorant oder ungerecht sein — allein sie hat den Augenblick vorübergehen lassen, wo es ihr noch gelingen konnte, sich in ihrer Stellung zu befestigen — sie scheint nicht den rechten Ernst zu ihrer heiligen Sache mitzubringen — sie weiß vielleicht nicht einmal, daß die Kunst etwas Heiliges ist — so ist sie wenig beschäftigt, hat den Kredit — und mit diesem auch vielleicht den Muth verloren und doch ist sie die an Mitteln reichbegabteste unserer Liebhaberinnen. — Sie sehen also, lieber Freund, wie wir dran sind — der beste Wille ist von allen Seiten da — aber das Publikum frägt wenig nach dem Wollen — das Publikum fordert das Können — und so ist eine traurige — ernste Zeit durch Abgang der Hagn über die hiesige Bühne hereingebrochen — und wir wissen jetzt erst — was sie war. Behalten Sie lieb

Ihre treuergebenste Freundin
Ch. Birch

Seit vier Wochen bin ich im Besitz Ihrer freundlichen Zeilen, mein lieber Freund — und noch immer sind Sie ohne Antwort — und ohne Dank! Gerade als Ihr Brief kam — hatte ich mich aufgerissen aus meiner Abspannung — mich mit förmlicher Wuth auf einen Stoff geworfen — Original mit historischer Grundlage — und da ein solcher Moment bei mir stets eine Art Paroxismus ist, so kann ich mich während der Zeit des Producirens mit nichts anderem befassen, ohne den Faden meiner Idee abzureißen; so kommt es — daß ich alsdann die schlechteste Briefstellerin der Welt bin! Sie sandten mir einen Zettel von „Waltron“ — für den ich zwar danke — der mich aber nicht sehr freute, weil mich verdrießt, daß man sich noch damit befaßt, während ich lieber nichts mehr von solchen Sünden hören und sehen möchte! Gestern habe ich mein Stück beendet, von dem

mich ein Zettel hoffentlich mehr erfreuen soll! Ich werde es jedoch erst zum Herbst versenden; hier reiche ich gar nichts mehr ein, als auf ausdrückliche Aufforderung der Intendanz — ich bin es müde, mir vorwerfen zu lassen, daß ich die Berliner Bühne beherrsche, daß man nichts giebt als meine Stücke ꝛc. ꝛc. So groß auch hier das Feld ist, werde ich es für eine Zeit ganz allein denen überlassen, die überzeugt sind, daß meine Arbeiten nur durch Protektion das Repertoir behaupten, und denen das „Vox populi" nur dann etwas gilt, wenn es ihre eigenen Kinder erhebt. — Weg von dem Kapitel! Daß ich das verfluchte Schreiben nicht lassen kann.

Ihre unwandelbare

Berlin, 22. März 1847. Ch. Birch-Pfeiffer.

Berlin, den 18. Oktober 1847.

Ich fand so eben Ihren Brief auf meinem Schreibtisch — noch trunken von den Klängen, mit denen Jenny*) diesen Abend vom Publikum — und vor wenig Minuten von uns Allen Abschied nahm. Meine Augen sind trübe vom Weinen — denn ich fühle, daß nichts einen Ersatz geben kann für das, was ich abermals an dieser Gottentflammten verliere — Es ist bald Mitternacht — und ich will zu Bette. Vorher aber mußte ich noch lesen, was Sie mit mir plaudern — und mußte Ihnen ein paar Worte antworten und nun, gute Nacht.

Am 20. Oktober.

Ich will diesen Brief nicht eher absenden, als bis ich die Exemplare meines neuesten Stückes nach Auerbach's „Professorin" — „Dorf und Stadt" — habe, denn das sollen sie zuerst lesen. Ich habe Ihnen vorgestern in einer sehr exaltirten Stimmung geschrieben, aber das thut nichts, ich schreibe heute auch nicht anders, also mags stehen bleiben. — Ich wollte Ihnen etwas über Jenny Lind und ihre Nachtwandlerin, wie sie sie jetzt spielt und singt, sagen, allein ich vermag es nicht; sie hat einen so mächtigen, fast magnetischen Eindruck auf mich gemacht — und auf ganz Berlin — daß ich gar keine Worte dafür finde, die Ihnen klar machten, was wir Alle empfanden. Es ist bei aller Einfalt und Natürlichkeit

*) Jenny Lind, welche Charlotte Birch-Pfeiffer in der deutschen Sprache und dem dramatischen Ausdruck und Vortrag derselben auf Meyerbeer's Wunsch unterrichtet und dabei sehr lieb gewonnen hatte.

etwas ſo Großartiges in dieſer Auffaſſung und Durchführung. Die Weltſtadt Paris mit ihren koloſſalen Verhältniſſen hat das Talent der Lind ſo herausgereift, hat ihr Genie zu einem ſo gewaltigen Flügelſchlag gereckt, daß ſie ſelbſt über die Höhe erſtaunt ſcheint, auf die ſie ſich kühn vor unſeren Augen erhebt. Sie iſt ruhiger, mehr innerlich befriedigt in ihren Leiſtungen — es iſt nicht die krankhafte Aufregung der Seelenangſt mehr zu ſpüren, die ſonſt den Anfang jeder ihrer Vorſtellungen umſchleierte; auch ſcheint ſie ſich ſelbſt Friede geſchafft zu haben, durch den feſten Entſchluß, nach der Saiſon nächſten Sommer in London die Bühne für immer zu verlaſſen. Singen wird ſie immer, denn der Geſang iſt ihr Lebensathem, ſie kann ihr Element nicht verlaſſen, ohne zu ſterben! Allein mit geſchminkten Wangen, ihr innerſtes Mark, die Offenbarungen ihrer Seele will ſie nicht mehr zur Schau ſtellen — und ihr Widerwille gegen die Bretter ſcheint wirklich unbezwinglich. Jammerſchade iſt es aber, ja, Sünde, wenn ſie ſich ſo der Kunſt, der Muſikwelt entrückt. Ich bin ſehr geſpannt, ob ſie wirklich heute bei Euch in Hamburg ſingt. Mir ſcheint es unmöglich! Sie hat jetzt in ſieben Tagen ſechs Abende geſungen — Dienſtag: Marie, Donnerstag: Marie, Freitag: Agathe, Sonnabend: Großes Concert am Hofe zu Sansſouci, Sonntag: Nachwandlerin, Montag ein Concert für unſere Choriſten, wo ſie ſieben Nummern ſang, und das den Leuten eine Einnahme von 1800 Thlrn. einbrachte. Geſtern iſt ſie abgereiſt — ſie war ſo angegriffen, daß ich ſie förmlich innerlich zuſammenſinken ſah. Wird ſie das alles aushalten? Sie hat ſich wahrhaft geopfert, weil ſie Donnerstag in Lübeck ſein will, um mit dem letzten guten Dampfſchiff nach Schweden zu gehen. — Dieſen Winter hindurch ſingt ſie lediglich für die Armen ihres Vaterlandes und hat ein Engagement in Paris zur franzöſiſchen Oper ausgeſchlagen, wo ihr der koloſſalſte Antrag gemacht wurde, von dem die Kunſtgeſchichte weiß: 275000 fr. für die Saiſon!! — Nun das kann ich Sie verſichern, nichts hat ihren Charakter zu ändern vermocht, ſie iſt dieſelbe Jenny, die ſie war, als ſie vor drei Jahren arm und unbekannt, mit ſchlagendem Herzen und geſenkten Blicken mit Meyerbeer in mein Zimmer trat. Ihre Anhänglichkeit für mich und die Meinen, ihre Dankbarkeit iſt dieſelbe, ſie hat das alte treue Herz mitgebracht, und all der äußere Glanz, all der ungeheure Ruhm iſt — wie das Waſſer über das Gefieder des Schwans

ſpurlos über ihre Seele hingezogen. Ich hänge unausſprechlich an ihr, und fühlte es nie tiefer, als da ich ſie wieder, vielleicht für immer verloren habe. Ich bin Ihnen wohl langweilig, lieber Freund? Haben ſie Geduld mit mir, meine Seele iſt ſo voll von ihr — ich kann heute noch nichts anderes denken.

Am 6. November.

So lange, mein lieber Wehl, liegt dieſer Brief halb vollendet auf meinem Schreibtiſch, und Sie werden nicht wiſſen, was Sie von mir denken ſollen. — Ich war krank, d. h. im Kopfe krank, und bin es noch! Seit 14 Tagen leide ich an dem furchtbarſten Kopfſchmerz, der Tag und Nacht nicht von mir weicht, dazu ſtudirt man über Hals und Kopf: „Dorf und Stadt" zum Geburtstage der Königin. Ich lehre die Stich ſchwäbiſch, was ſie zum Erſtaunen ſchnell und gut lernt, ſtudire der Viereck (die immer die talentvollſte und ſchönſte unſerer tragiſchen Damen iſt) die Jda, mir ſelbſt die Bärbel ein, leſe Hendrichs den Reinhold vor — und Sie können ſich alſo einen kleinen Begriff von dieſem Leben machen. Es iſt nicht Protektion des Hrn. v. Küſtner, daß „Dorf und Stadt" jetzt ſchon dran kommt, ſondern der ganz einfache Umſtand, daß er nicht ein paſſendes Stück für dieſen Tag hat, und daß er am Geburtstag der Königin nicht wieder das Geſchick haben will, das den Geburtstag des Königs traf, wo die „Blaue Schleife" durchfiel! „Struenſee" von Laube mit dem blödſinnigen König und der pflichtvergeſſenen Königin konnte er an dieſem Tag nicht wagen, und das iſt das einzige Stück, von dem er ſich Erfolg verſprechen kann, — alles Andere, was jetzt vorliegt, ſoll traurig ſein — ſo erfahre ich von der Regie, denn von ihm erfahre ich nie etwas. Das „Billet" liegt ſeit der ſiebenten Vorſtellung, wo kein Billet im ganzen Hauſe mehr zu haben war und das Stück mehr gefiel als jemals; niemand von uns weiß warum? Ich frage nicht — ich laſſe ihn ganz gewähren — denn ich weiß ſehr wohl, daß es nur aus Furcht, daß man ihn der Protektion beſchuldige, nicht aus Bosheit, geſchieht — allein ich ſchreibe es mir hinters Ohr, und wenn meine Stunde ſchlägt, ſo rede ich.

Wagners „Rienzi" iſt — mit Trompeten, Tamtam, Pauken und Glockenklang — durchgefallen, trotz aller Dekorationen, trotz 800 Menſchen auf der Bühne, trotz Pferden und Sängern! Die Berliner können was vertragen. Sie wiſſen es, aber: „Zu viel iſt

doch zu viel.“ Meyerbeer iſt ein ſanft blöckendes Lamm, gegen dieſen brüllenden Stier. Das iſt nicht mehr Muſik, es iſt Scandal; Mars vor Troja ſchrie nicht ärger, als der unglückliche Rienzi-Piſter hätte ſchreien müſſen, um durch dieſes Chaos ſich verſtändlich zu machen. Und dieſer Lärm dauert volle fünf Stunden. Nach dem dritten Akt ſchon verließen mit mir Maſſen das Haus, ſie konnten es im eigentlichen Sinne, wie ich, nicht mehr aushalten! Wenn das moderne Compoſition iſt, ſo lobe mir Gott das Alte — ich bin immer für den Fortſchritt — dann aber werde ich ein Zopf, d. h. ein muſikaliſcher Zopf. Die Oper wird ſich nicht lange halten und Meyerbeer hätte keine glänzendere Satisfaktion bekommen können. Uebrigens halte ich es für ganz in der Ordnung, daß man die Oper gab: man ſoll uns alles renommirte Neue vorführen, daß iſt Pflicht der Intendanz — denn: Prüfet Alles, und das Beſſere behaltet!

Alle Neuigkeiten, die mir auf der Feder ſchwebten, hat mir ſo eben die Nachricht von Felix Mendelsſohn's Tode verſcheucht! Ich bin wie vernichtet! Großer Gott, wie nichtig iſt doch alles Irdiſche. Dieſer erhabene Geiſt, der uns ſo Vieles gab — und Größeres noch geben ſollte — dahin, zurückgekehrt, oder ins Chaos verſchwommen — wir wiſſen es nicht! Vor 14 Tagen ſang mir Jenny ſein Frühlingslied vor, alle Geiſter wachten in uns auf — und jetzt kann ſie ſein Grablied ſingen! Zu ſeinen Liedern ohne Worte haben wir jetzt den Text. Es iſt ſchrecklich. Die arme Paalzow iſt auch ihrem furchtbaren Leiden ſiegreich wie ein Held erlegen, und wer weiß, wie bald wir folgen! Adieu, guter lieber Wehl — es iſt ein elend Ding um den Menſchen.

Ihre treue
Ch. Birch-Pfeiffer.

Berlin, den 27. November 47.

Mein lieber Freund! — Wenn Sie dieſer Tage hören ſollten, daß die Birch-Pfeiffer aus Uebermuth übergeſchnappt ſei, ſo werden Sie dies nicht glauben, denn Sie wiſſen, daß die keine Ader dazu im Leibe hat! Wenn Sie aber hören: ſie ſei in Folge eines vergifteten Blickes oder eines Dolchſtichs, der ſie aus verſchiedenen Augen traf, abgeſchnappt, — dann mögen Sie es glauben — denn was meine guten Freunde in den letzten Tagen

erleben mußten, iſt mehr, als man ſeinen Feinden aufbürden darf. Seit undenklichen Zeiten hat kein Stück — nicht die „Villette" — den magiſchen, wahrhaft zauberhaften Eindruck gemacht, wie das einfache „Dorf und Stadt". Es klingt fabelhaft, aber es iſt wörtlich wahr, „daß es einem Lindfieber gleicht, was die Berliner ergriffen hat — und man ſoll mir noch einmal ſagen, die Spreeſtädter hätten kein Gemüth! Dieſe lachende, jubelnde — ſich in Thränen badende Menge — kein Gefühl! Dieſe armen Leute, die ſich an der Kaſſe ſtoßen, ſchlagen und treten laſſen, um ein ruhiges Stück, ohne Dekorationen, ohne Koſtüme, die tiefſten, einfachſten Gefühle des menſchlichen Herzens durch fünf lange Akte ſich abſpinnen und entfalten zu ſehen — ſie hätten kein Gemüth; — Sie haben es, und ich bin gewiß, der allmächtige Zauber, den wir gerade in dieſer einfachen Wahrheit unſerer Darſtellung ausüben, liegt eben darin, daß Viele ſich ſelbſt für gemüthlos hielten und nun auf einmal entdecken, daß ſie Gemüth haben — und das thut mir ſo wohl, daß ich in meinem Leben nichts beſſer geſpielt habe, als meine alte Bärbel. — Eine Darſtellung iſt „Dorf und Stadt", wie wir ſeit lange keine gehabt. — Obenan ſteht die Stich', die (mit meiner und meiner Nichten Hilfe) eine vollkommene Schwäbin geworden, die mit einer Einfalt, Wahrheit und einem ſo tiefen Gemüth ihr Lorle ſpielt, daß ſie ganz Berlin in Staunen ſetzt und eine Senſation macht, die kaum die Hagn in irgend einer Leiſtung je hervorbrachte. Sie würden ſie nicht mehr kennen — Sie würden Ihren Augen und Ohren nicht trauen, wenn Sie ſie ſähen. Meiſterhaft iſt Döring als Lindenwirth — vortrefflich Hendrichs in der unſtreitig ſchwierigſten Rolle des Stückes (Reinhard) im 2. Akt mit Lorle von hinreißender Gemüthstiefe — und letztere in der ſchönen Rauſchſcene von einer Wahrheit, die erſchütternd wirkt. — Die Edwina Viereck habe ich dahin gebracht, daß ſie als Ida durch die Würde, durch die Innerlichkeit und das Maß, das ſie in ihren Empfindungen hält, eine Theilnahme findet, die ihr bis jetzt nie in dem Grade ward — und meine Wenigkeit macht als brummige, gutmüthige, humoriſtiſche Bärbel Furore: Unſere Lieder (Stich und ich) ergreifen auch auf merkwürdige Weiſe — kurz, das Ganze ſchlägt ſo ein, daß des Lärmens, Hervorrufens und Jubels kein Ende iſt! Eine Stunde nach Eröffnung des Billetverkaufs iſt

immer das ganze Haus verkauft — der Billetwucher ist wieder da, wie bei der Lind und ist der Andrang so fürchterlich, daß R. das Stück zwei Tage en suite geben muß, denn er kann die Anforderungen nicht befriedigen. — Ich habe mich noch nie so über einen Erfolg gefreut, weil ich ihn gar nicht erwartete, und wollte Ihnen nicht eher etwas melden, bis die Sache fest steht — nun aber muß ich Ihnen zuerst meine Freude sagen, denn wer in der literarischen Welt freut sich mit mir — als mein treuer Wehl. Ihnen zu Liebe habe ich Laube's Brief recht herzlich beantwortet. Sie können viel bei mir durchsetzen.

Berlin, den 17. Januar 1848.

Mein lieber, guter, treuer Wehl! Ich habe schon manche bittere Erfahrung im Leben gemacht, allein daß es solche Abscheulichkeit geben kann, daß ein guter Mensch aus literarischem Neid, vielleicht auch aus Geldwuth so tief sinken kann, sich so an dem Heiligsten, an der Wahrheit, zu versündigen das ahnte mir nicht.*) Lesen

*) Es handelt sich hier um das Verhalten Berthold Auerbach's zu Charlotte Birch-Pfeiffer nach dem Erscheinen ihres auch jetzt noch immer höchst wirksamen Schauspiels „Dorf und Stadt", das nach der Dorfnovelle „Die Frau Professorin" gearbeitet ist. Als die ersten Bände von Berthold Auerbach's „Dorfgeschichten" ihr berechtigtes Aufsehen und ihren Verfasser mit einem Schlage zum berühmten Manne machten, kam Auerbach auf seinem Siegeszuge durch Deutschland auch nach Berlin, wo ich die Ehre und Freude hatte, einer der Ersten zu sein, die er aufsuchte. Damals kannte er Charlotte Birch-Pfeiffer persönlich noch nicht, war aber begierig, ihre Bekanntschaft zu machen, einfach schon deswegen, weil er bei einer Schwester von ihr in Stuttgart einige Zeit gewohnt hatte. Ich führte ihn bei Charlotte Birch-Pfeiffer ein und hatte die Genugthuung, sie Beide gleich sehr vertraut werden zu sehen und sie eine gute Stunde sich im besten Schwäbisch unterhalten zu hören. Als wir endlich aufbrachen, begleitete uns die Dramatikerin an ihre Zimmerthüre, wo sie stehen bleibend, noch eifrig mit Auerbach weiter verhandelte, der die Vorplatzthüre in der Hand, nicht weniger eifrig Bescheid gab. Plötzlich klappte er mit dieser Thür, sie lebhaft her- und hinbewegend, an die Wand, so daß es einen lauten Knall gab, welcher die Birch so erschreckte, daß sie aufschrie. In Folge dieses Aufschrei's trat der kleine Auerbach an die hohe und damals noch sehr stattlich aussehende Birch heran, indem er ganz erstaunt frug: „Was! Habe Sie auch Nerve?"

Dieser Auftritt war so komisch, daß ich noch heute lachen muß, wenn ich an denselben denke.

Auerbach und ich waren mehrfach bei Charlotte Birch-Pfeiffer eingeladen und ihr beiderseitiges Verhalten war ein sehr freundschaftliches, daß es zwischen ihnen zu Zwiespalt und Prozeß kommen würde, hätte ich mir niemals träumen lassen.

Sie Auerbachs „Einige Worte“ *) und glauben Sie mir dann, daß es mir buchstäblich eiskalt durch alle Adern lief! — Brauche ich Ihnen, den er so auch aufforderte, eine seiner Dorfgeschichten zu dramatisiren — zu sagen: Ich habe nur die Wahrheit gesagt. Nein, Sie glauben mir auch ohne Zeugen! Allein dieser Mann zwingt mich, seiner Brandmarkung meiner bürgerlichen Ehre mit dem Beweis, daß er lügt, nicht ich; — öffentlich entgegenzutreten. Der Zufall, oder besser die Vorsehung, die nicht will, daß die Lüge siegt, wollte, daß Wallner in Deutschland ist, und ein ehelicher Mann dazu. Er schrieb mir vor einigen Tagen über diesen Gegenstand, und sein Zeugniß stelle ich jetzt B. Auerbach gegenüber, und vor jedem Gericht auf Erden lege ich einen körperlichen Eid darauf ab, daß ich Wahrheit redete!“ **) Aber, was mich das

*) Einige Worte muß ich noch zur Vervollständigung der Birch-Pfeiffer'schen Geschichte hinzufügen. Ich erhielt gestern die Beilage dieses Blattes vom 8 Januar c., die eine Entgegnung auf meine Erklärung in Nr. 52 von Kühnes „Europa“ enthält. Frau Birch-Pfeiffer behauptet, ich hätte den Wunsch gegen sie geäußert, sie möge eine meiner Dorfgeschichten auf die Bühne bringen. Dies ist — wie sage ich's nur, ohne ungalant zu erscheinen? — diese Behauptung ist ein Originalstück der Frau Birch-Pfeiffer, bei dem sie keinen fremden Stoff benutzte. Woher diese, sicherlich auf Selbsttäuschung beruhende, Fiction stammt, weiß ich nicht!

Man wird mir glauben, daß ich von Frau Birch-Pfeiffer keine Dramatisirung meiner Sachen wünschte, so wie, daß ich nur mit dem höchsten Widerwillen mich in diese Debatte einließ. Ich folgte der allseitigen Aufforderung sowie meinem eigenen verletzten Rechtsgefühle.

Ob rechtswidrig und gesetzwidrig hier in Eins zusammenfällt, wird sich entscheiden. Ich wollte mich der Verpflichtung nicht entziehen durch den vorliegenden Fall darauf hinzuwirken.

Ueber die ästhetische Seite der Sache habe ich mich ausgesprochen, und glaube bewiesen zu haben, daß ich das Stück gelesen, wenn ich auch in einem einzigen Falle — nach den rasch genommenen Notizen — eine „Theaterphrase“ einer andern Person zuschrieb, wodurch sie indeß derselbe Aberwitz verbleibt.

Frau Birch-Pfeiffer schließt mit dem stolzen Abgange: — „Dies mein erstes und letztes Wort in dieser Angelegenheit.“ — Sie mögen mir gestatten, diese ihre Erfindung in ihrem Schlußsatze für mich zur — „freien Benutzung“ — in Anspruch zu nehmen.

Heidelberg, den 11. Januar 1848. Berthold Auerbach.

**) Obgleich ich in der Streitsache zwischen Herrn B. Auerbach und mir das letzte Wort gesprochen, insofern es sich um den literarischen und rechtlichen Standpunkt handelt, so kann ich doch nicht umhin, meine bürgerliche

kostet, wie mein ganzes Wesen angegriffen und erschüttert ist von diesem unwürdigen Kampf vor der Oeffentlichkeit, und von diesem abscheulichen Charakter Auerbach's, der mir so lieb war, das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Mir ist, als hätte mein ganzes Wesen einen Riß bekommen, und es sollte mich nicht wundern, wenn ich ein Nervenfieber bekäme. Ich kann mich in diese schimpfliche Behandlung nicht finden. Ich kann sie kaum fassen.

17. Januar 48.

Ich war gestern so krank, daß es mir unmöglich war, weiter zu schreiben, heute bin ich ruhiger und es ist mir besser! Ich muß den ganzen Kelch dieser bitteren Erfahrung bis auf die Hefe leeren, und fürchte sehr, daß es mir eine Bosheit im Herzen nachlassen wird, die sich immer tiefer frist, so sehr ich mich auch bemühe, sie auszureißen. Nicht wahr, es kann mich Niemand ver-

---

Ehre zu vertheidigen. Diese greift Herr Auerbach an, wenn er in seinem Aufsatz: „Einige Worte" (Nr. 13 dieser Zeitung) sich zu sagen erdreistet:

„er wisse nicht, woher die Fiction stamme, daß er selbst den Wunsch geäußert, ich möge eine seiner Dorfgeschichten auf die Bühne bringen; es könne dies sicherlich nur auf Selbsttäuschung bei mir beruhen."

Möglich, daß Herr B. Auerbach ein weniger treues Gedächtniß hat, als ich, — möglich, daß es damals nur ein flüchtiger Einfall von ihm war, der — so wie er erstand, auch wieder verschwunden ist — die Thatsache bleibt nichtsdestoweniger stehen. Daß sich die Sache so verhält und hier von einer „Fiction" keine Rede sein kann, bestätigt eine, aus Glogau mir unterm 7. Januar d. J. zugegangene Zuschrift des kaiserlich russischen Hof-Schauspielers Herrn Franz Wallner, welche bei meinem Rechtsfreunde, dem Herrn Justizrath Hinschius, Burgstraße Nr. 16, hierselbst zur Einsicht vorliegt, und worin Herr Wallner wörtlich sagt:

„Was das Benehmen Auerbachs betrifft, so muß ich Ihnen sagen, daß ich es bei seiner geraden, ehrlichen Natur durchaus nicht begreife. — War ich doch selbst in Leipzig gegenwärtig, als er sie aufforderte, und frug: warum Sie nicht einmal eine seiner Dorfgeschichten dramatisirt hätten? Er setzte noch hinzu: Sie hätten hierzu gerade das nöthige ehrliche schwäbische Gemüth. Erinnern Sie ihn doch an die eben berührte Aufforderung; ich bin überzeugt, er wird einsehen, wie ungerecht er gegen Sie gewesen."

Ich bin überzeugt, daß Herr Wallner keinen Augenblick Anstand nehmen wird, die Wahrheit meiner Angaben erforderlichen Falles auch vor Gericht zu bestätigen.

Das Publikum mag hiernach entscheiden, was es von den Insinuationen des Herrn B. Auerbach zu halten hat.

Berlin, den 17. Januar 1848. Charl. Birch-Pfeiffer.

dammen, wenn ich böse werde? Von dieser Aufregung hier seit meiner Antwort und dem Beweis, daß Auerbach sich zum Leugnen wenden konnte, um meiner ruhigen Entgegnung Hohn und Gemeinheit entgegenzusetzen, kann ich Ihnen keine Beschreibung machen; er hat sich unrettbar blamirt, denn nun ist heute auch ein Zeugniß Wallner's gekommen, worin er erklärt, die Wahrheit meiner und seiner Angaben gerichtlich beeidigen zu wollen, was wir vielleicht vor Gericht noch brauchen, so daß Auerbach keine Ausflucht bleibt, wenn er nicht erklärt: daß er es vergessen hatte, oder — Wallner auch einen Lügner nennt; davor aber soll er sich hüten, denn der ist keine Frau, die den Anstand behaupten muß, der wird ihm deutsch und vernehmlich antworten! Oh der Schmach, — um ein paar Hundert Thaler — um den Erfolg, den er beneidet, solchen Scandal zu verursachen! Sehen Sie, wie er auf meine Entgegnung schon nichts zu sagen weiß, als er habe es auf allgemeine Aufforderung gethan, und sich in ein Dunkel hüllt, sich aufbläst, daß er dem Unbefangensten lächerlich wird, und Jeder sagt: Wie froh wäre er, wenn er diese „schlechte" Bearbeitung seines Stoffes zu Stande gebracht hätte! Gestern erschien von Dr. Stieber in der Berliner Polizei- und Criminalzeitung ein Aufsatz, den die Juristen für durchaus gediegen und geistreich erklären, worin eine Untersuchung der Frage: Ob ich gegen das Gesetz gefehlt durch die Bearbeitung eines fremden Stoffes, oder ob ich mich eines Nachdrucks schuldig gemacht, ganz klar und nach dem preußischen Recht die Unhaltbarkeit aller gegen mich erhobenen Beschuldigungen nachgewiesen und dargethan wird, daß A. seinen Prozeß gegen mich verlieren muß! Und der Mann schreibt nur als Jurist, nicht für die Person, denn er kennt mich gar nicht persönlich. Adieu, guter Wehl.

Wir Alle grüßen herzlichst. Ihre

Birch-Pfeiffer.

Berlin, im März 48.

Nachdem Laubes „Struensee" seit der ersten Vorstellung am 29. Januar, bis gestern (20. Feb.), also drei volle Wochen ausgesetzt werden mußte, da die Krankheit unseres Hendrichs das ganze Repertoir niedergelegt hatte — erschien endlich das vielbesprochene und erwartete Stück zum zweiten Mal — und obgleich dies nach einer solchen Intervalle, welche den ersten günstigen Ein-

druck zu vernichten drohte, kaum mehr zu gewarten stand — fand ein überfülltes Haus, und bei einer weit gerundeteren Darstellung als die erste gewesen, noch erhöhten Beifall, der sich in oft wiederholten Hervorrufungen (besonders des genialen Döring als Guldberg) lebhaft aussprach. Abermals hat sich die Unmacht der Kritik in Berlin bewährt, sowie die Behauptung, über die ich so oft mit Ihnen stritt, daß das Berliner Publikum sein eigenes, sicheres Urtheil hat, und sich nichts aufschwatzen läßt — denn die innere Lebensfähigkeit des Werkes widerstand kräftig dem journalistischen Todschlag, den mehrere unserer Blätter zu beabsichtigen schienen und den leidenschaftlichen Umtrieben einer Partei — über deren Quelle man sich hier nicht täuscht. Wäre der Stoff des Stückes nicht bereits, begleitet durch die prachtvolle Musik Meyerbeer's und glänzend ausgestattet — dem Publikum bis zum Ueberfluß geboten worden, so würde Laube's „Struensee" sich ohne alle diese verherrlichende Zuthat lange Zeit auf dem Repertoir erhalten; denn wenn ich auch seinen „Struensee" nicht seinen „Karlsschülern" gleichstellen kann, so bleibt es immer ein geistreiches, höchst wirkungsvolles und beachtenswerthes Stück. — Ein wahrhaft großartiges Werk ist Laube's neueste Arbeit „Prinz Friedrich", die ich Gelegenheit zu lesen hatte — ein Werk, dem man, wenn dessen Aufführung in Berlin zu hoffen wäre, einen ungeheuren Erfolg verbürgen könnte. Es ist der furchtbare Konflikt Friedrich des Großen als Kronprinz mit seinem Vater Wilhelm I., ein Konflikt, der den Ersteren dicht am Blutgerüst vorüber auf den Thron führte. — In diesem Stück ist Alles Saft und Mark: Charakter, Handlung, Dialog — aus einem Guß, die Spannung dauernd bis zum letzten Augenblick. — Die Wirkung muß eine großartige sein. — Unverantwortlich ist es, daß Laube, der mit jedem neuen Werk einen Schritt vorwärts thut, seine volle Kraft nicht solchen Stoffen zuwendet, die wenigstens die Wahrscheinlichkeit der Annahme in Berlin für sich haben; daß sein „Prinz Friedrich" für die Darstellung hier, wo es ein für allemal nicht gestattet ist, Mitglieder der Königlichen Familie auf die Bühne zu bringen — nicht zulässig ist, mußte er voraussetzen. — Jammerschade um das treffliche Werk.

9. März 48

So weit, lieber Freund, hatte ich Ihnen im vorigen Monat geschrieben, als mich die verrätherische Grippe überfiel; ich war durch und durch leidend — abgespannt — mochte nichts lesen noch schreiben — Familienangelegenheiten kamen auch dazu, endlich der Aerger über Laubes Geschick, dessen „Struensee" bei der 3. Vorstellung leer war, weil das Stück (unter uns) wirklich bei der Darstellung (Unzelmann und Viereck) nicht packen konnte und zu lange liegen geblieben war. Laube's Stimmung fürchterlich um meine und seine zerstörte Hoffnung auf „Prinz Friedrich". Wenn Sie das Stück lesen, liebster Wolf, so werden Sie mit mir sagen: War er verrückt, daß er die Aufführung in Berlin für möglich hielt? Ich fasse das nicht! Gerade das ist so unmöglich. So sein bestes Werk, seine schönste Kraft verschleudern — es ist zum Weinen. Sie kennen mich. Ich habe alles vergessen, was mir von ihm zu Leide geschehen, ich habe gehandelt und handle fortwährend als eine redliche Freundin. Aber auch ich kann Unmögliches nicht möglich machen und jetzt ist von einer Repetition der „Karlsschüler" oder „Struensee" keine Rede — das kostete Küstner seinen Dienst denn jetzt das Publikum noch aufregen. Großer Gott! Dabei blutet mir um Laube das Herz. Die Arbeit eines ganzen Jahres so weggeworfen — nichts verdienen. Es ist fürchterlich, um so fürchterlicher, als die Wolke über uns steht, deren Schooß den Hagelschlag birgt, der allen literarischen Saaten droht, die nicht in politischen Tagesblättern ihr Feld suchen — Gott lasse sie vorüberziehen. Wenn ich denke, wie sehr mich seit ein paar Monaten mein eigenes kleines „Ich" beschäftigte, wie ich mich um Lappalien abgrämte — wie mir manches Unglück so riesengroß vorkam, wie ich mich über das Schicksal unserer armen Reimers*) abhärmte — und wie das Alles verschwindet vor dem gigantischen Geschick, das Europa bedroht! Zwei Stunden stürzten das mühevoll erhaltene Gebäude des Friedens, eine ganze Dynastie in nichts zusammen — ungeheure Verhängnisse können aufsteigen aus diesen Trümmern — die heilige reine Göttin Freiheit kann segenbringend wie Morgenröthe des lichtesten Tages sich dem finstern Schooß entwinden, wenn sie von der Vernunft gezeugt

*) Eine Hamburger Freundin der Birch

und geboren ist — aber sie kann als bluttriefende Megäre, wie die Metze von 1793, schierlingsgleich aufschießen, verlocken, vergiften und tödten mit ihrer Umarmung — und den Fluch abermals hinter sich lassen, wie damals: die Welt der Tyrannei zu überliefern. Welcher Geist in Europa ist hell, welcher Blick klar, welches Herz kalt genug, um diese Frage entscheiden zu wollen, welcher Staubgeborene kann jetzt sagen: da oder dort wird das Phantom stille stehen — das ist heute, das wird in einem Jahre sein. — Talleyrand — der klügste Staatsmann würde jetzt sagen müssen: Nur Gott wußte, was aus dem Chaos werden würde, denn Gott hatte die Macht, die Welt daraus zu schaffen. — Wir können nichts als stille halten und staunen. Wenn mir lustig zu Muthe wäre, so fände ich in diesem Umsturz der Welt etwas sehr Humoristisches, einen großen Fortschritt, da, wie die Bibel schreibt, Gott selbst sechs Tage brauchte, um diese Welt neu zu schaffen. — Die Franzosen haben's in zwei Stunden zu Stande gebracht! Ob der Urgeist da auch sagen wird: Und es war gut gemacht? Das werden wir wohl später erfahren. Der Himmel erhalte unserem redlichen König seinen festen Muth und den ernsten Entschluß, der aus allem seinen Thun spricht: seinem Volke gerecht zu sein. — Dann haben wir in Preußen nicht zu zittern, denn das kann uns selbst der Feind nicht abstreiten, Preußen verdient einen Monarchen, der ihm gerecht wird. Ihnen kann ich es sagen, mir ist ganz wehe zu Sinn, es hängt wie eine Lawine über mir, mir ist, als sähe ich sie, als hörte ich ihr fernes Donnern — möge sie Alle verschonen, die ich liebe, dann sind auch Sie sicher, mein guter Wehl! Ich kann Ihnen heute nicht mehr schreiben.

Von Herzen Glück, lieber Feodor.*) Es ist gut gegangen, und Malwine**) war allerliebst. Ich habe eine Angst ausgestanden

*) Es war mein Lustspielchen „Der Kosmos des Herrn von Humboldt" im Berliner Hoftheater gegeben worden.

**) Die junge vielversprechende Schauspielerin Malwine Erck, die damals am Berliner Hoftheater angestellt war und später im blühendsten Alter auf Helgoland vom Blitz erschlagen ward. Noch heute wird dort ihr Grab gezeigt für das ich nachstehende Grabsch.ift verfaßte:

„Hier ruht vom goldnen Menschheitsbaume,
Verweht durch einen Wetterschlag,
Still eine Knosp' im Blüthentraume
Zur Reise für den jüngsten Tag."

— und gewiß mit Recht, wenn man die Umtriebe gegen Sie kennt. Das Stückchen macht sich gut und wenn Sie noch am Schluß und in der langen Rede der Md. Werner streichen, so wird es sich auch auf dem Repertoire halten. Großes kann von einer Bluette nicht erwartet werden. Wir Alle freuen uns sehr darüber, daß es so gut ging. — Herzlichst gegrüßt von uns Allen und von Ihrer treuen Ed. Birch.

15. November 49.

Berlin, den 16. November 50.

Herzlichen Dank, mein lieber, treuer Freund, für Ihre Nachrichten. Wie wahr ist Alles, was Sie sagen, zu wahr. Auch ich beachte die Einflüsse der Zeit jetzt seit fast drei Jahren und finde darum Alles, was Sie darüber sagen, tief begründet. Allein selbst während der Revolution habe ich die Bleidecke der Gedanken, die jetzt die Menschheit niederhält, nicht stärker empfunden, als jetzt — es ist, als ob sich selbst der Rohste nicht darüber täuscht, daß wir am Rande stehen, daß wir mit Krieg wie mit Frieden gleich finsteren Tagen nahe getreten — es ist, als fühle man das alte, morsche und durch und durch faule Europa unter unseren Füßen ächzen, als dränge zuweilen ein ahnungsvolles Orakel von da unten herauf, das uns den Untergang des Welttheils ansagt, der sich längst selbst überlebte. Ja, es ist eine furchtbare Zukunft, die uns angebrochen — so schwarz Sie auch sehen, ich sehe nicht heller. Obschon sich meine Stücke ununterbrochen auf dem Repertoire halten, obgleich selbst Flotow's Oper mit meinem Buch entschieden eingeschlagen, so zieht es doch allmählig wie eine gespenstige Mahnung durch meine Seele, daß der Kunst und ihren Jüngern bald jene Zeit anbricht, wo sie überflüssig auf der Erde sind, wo ihr schönes Recht, zu erheben, zu zerstreuen, zu belehren und zu erheitern in Nichts zerfällt und man sie in die Polterkammer wirft, wie überflüssiges, abgenutztes Spielzeug, denn die Kinder sind erwachsen und das ernüchterte Geschlecht kämpft um das Mein und Dein, oder um Sein oder Nichtsein, bis es sich verzehrt hat wie die Infusionsthierchen. So wird es kommen und wohl denen, die wie Sie nur für sich selbst zu sorgen haben und sich mitten in den Kampf stürzen können — eine Mutter, die für ihr Kind zittert,

die das Wenige, was sie besitzt, in Staatspapieren angelegt, die sich sagen muß: wenn der Kampf erst entbrennt, hast du umsonst gearbeitet und dein Kind kann dereinst nach dem Bettelstab greifen — und doch noch muthig scheinen muß, weil sie fühlt, daß Preußen nur die Wahl hat zwischen dem Untergang in Schande oder ehrenvoll mit dem Schwerte in der Hand, eine solche Mutter hat noch bitterere Gedanken und Empfindungen als Sie. Und doch verstehe ich Sie so ganz.)

Den 22. November 50.

Mein Kopf- und Seelenleiden war in diesen Tagen zu groß, lieber Wehl, als daß ich den Brief beenden konnte — es liegt so Vieles und Schweres auf mir, was nur besprochen, nicht geschrieben werden kann, daß ich am besten thue, gar nicht zu korrespondiren. Doch sollen Sie mich nicht für undankbar halten, deshalb lasse ich den Brief heute noch abgehen. Gestern ist Manteufel plötzlich nach Oderberg abgereist, um mit Schwarzenberg eine Zusammenkunft zu haben, die über Krieg oder Frieden entscheiden wird. Preußen gesteht die Räumung Hessens nicht zu, ebensowenig die Einmischung in Holstein; werden diese Bedingungen nicht aufgehoben, so gehen die Feindseligkeiten los; doch scheint mir, daß die imposante Haltung der Nation schon das ihrige in Oesterreich gethan, denn es hat in Wien ein gewaltiger Meinungsumschwung stattgefunden. Jedenfalls kann die Regierung nur einen ehrenvollen Frieden schließen, das weiß sie ganz gut, weil im Gegenfall sich die Furie der Revolution gewaltiger als je entfesseln würde. Hoffen wir also das Beste und halten wir in guten und bösen Tagen treu zusammen; es giebt ja so wenig Menschen in der Literatur die das thun. Sie herzlichst grüßend Ihre alte Freudin

Ch. Birch-Pfeiffer.

Berlin, den 20. Mai 1851.

Alles unter uns!

Kaum ist ein Brief an Sie abgegangen, liebster Freund, so kommt ein anderer nach. Diesmal ist es die Rache, die mir die

Feder in die Hand giebt. Denken Sie, ich denke auch einmal daran, mich zu rächen! Haben Sie so etwas von mir erlebt? Erschrecken Sie aber nicht, es handelt sich nicht um Gift und Dolch! Sie wissen, daß ich was vertragen kann; wenn man meine Stücke oder meine Darstellungen schmäht, da schlucke ich Vieles hinunter; schmeckt es auch anfänglich bitter, ich kann vergessen, das wissen Sie. — Aber wenn man meinen Character niederträchtig macht, das ertrage ich nicht, und so möchte ich, daß Sie einen Münchner zuverlässigen Berichterstatter suchten, der das Treiben dieses charakterlosen Gecken, Dingelstedt genannt den noch characterlosere Leute als er selbst, zum Intendanten machten, Schritt für Schritt beleuchtete. — Sie werden fragen: Wie kommen Sie dazu? Hören Sie. Es giebt eine Komödie, die sich F. Dingelstedt ohne Frage unter tausend Schweißtropfen abgepreßt hat, (denn er hat wohl seit dem „politischen Nachtwächter" daran gearbeitet), und an diesem Opus soll, wie ich höre, das „was lange währt, wird gut" sich nicht geltend machen, denn ganz parteilose Leute versichern, daß das „Haus Barneveldt" (so heißt es, glaube ich) nichts weniger als gut sein soll! Nun kann ich Ihnen aber bei dem Leben meiner Tochter, also bei meiner einzigen Freude auf dieser Welt schwören, daß ich dieses Stück weder gesehen, gelesen, noch überhaupt gewußt habe, daß es hier eingereicht und zurückgewiesen worden. Sie kennen ja die „heilige Vehme" unserer verstockten Regisseure und unsern alten eigensinnigen Küstner, die ihre Eier immer so geheimnißvoll legen und bebrüten, als hätten sie den Stein der Weisen vor mir zu verbergen! Sie wissen überhaupt, wie wenig ich mich um das kümmere, was in dem Rath der Sieben sich begiebt, und wie oft ich für junge Dichter auftrat und ihre Wünsche förderte, wenn es irgend möglich war. Herr Dingelstedt kommt also nach München, um sein „klassisches" Werk, wie es alle Bierblätter dort nennen mußten, aufführen zu sehen, besucht eine Freundin von mir und sagt auf einmal: Apropos, wissen Sie schon, daß mir die Birch mein Stück in Berlin zurückgewiesen hat? Diese sagt ganz erstaunt: Die Birch? Ihnen ist wohl bekannt, daß die Birch für so etwas nichts kann, und nichts dabei zu sagen hat. Darauf meint er brüsk: Alles, was in Berlin geschieht, geht von ihr aus! — Über diese Dummheit nun schrieb mir Birch*)

*) Der Gatte der Birch lebte damals in München

gar nicht, es war ihm zu einfältig, daß sich diese abgewiesenen Herren an mir für meine Erfolge dadurch rächen wollen, daß ich es sein muß, die ihre Stücke (natürlich aus Neid) nicht hier aufführen läßt. Gestern nun schreibt mir Birch ganz empört folgendes Gespräch mit Dingelstedt (mit dem er früher sehr freundlich stand). Ich muß voraussenden, daß D. meinen Mann eifrigst aufsuchte, als er nach München kam, und ihm alle mögliche Artigkeit erwies, weil er wußte, daß er in die Allgemeine und andere Blätter korrespondire. Nun aber, da Kolb keine anderen Artikel über das Theater mehr nimmt (über Kunst schreibt Birch immer), als die Dingelstedt selbst macht, oder einer seiner Knechte, nun fürchtet er Birch nicht so sehr mehr, denn Birch läßt sich überhaupt nicht en canaille behandeln, wie D. es wohl gewünscht hätte. B. ist stolz und sehr indolent, also liegt ihm an der Intendanz nicht viel. Vor ein paar Tagen also kommt er zufällig mit ihm zusammen und es entspinnt sich nachstehendes Gespräch. Dingelstedt: Es ist ja ein neues Stück von Ihrer Frau in Berlin gegeben, „Magdala". Birch sah ihn groß an, denn er spricht nie von meinen Stücken, und daß er so ohne alle Veranlassung darauf kam, fiel ihm schon auf. Das muß uns hier unbekannt bleiben, denn so lange ich Intendant bin, kommt ihr Name nicht auf den Zettel: ich vergesse nie, wenn ich zurückgesetzt worden bin; so schlecht bin ich, daß ich das mit in die Verwaltung hinübernehme. Birch antwortete ihm mit seiner unerschütterlichen Ruhe (für die ich gar keinen Begriff habe): Habe ich Sie denn ersucht, das Stück zu geben? Sie können nicht im Ernst glauben, daß meine Frau die Abweisung Ihres Stückes in Berlin veranlaßt hat; ich kann Sie nicht verhindern, Ihrer verletzten Empfindlichkeit nachzugeben; anerkennenswerth ist es aber jedenfalls, daß Sie den wahren Grund so ungescheut angeben. — Damit ließ er ihn stehen, und schreibt mir nun, daß sich die Sache nicht veröffentlichen lasse, weil Dingelstedt, der schon oft seine Grundsätze vor aller Welt verläugnet habe, auch der Mann sei, seine Worte zu verläugnen. Daß er aber das Theater nicht mehr mit dem freien Eintritt beehrt, den er seit Jahren in München hatte, und Dingelstedt ganz links liegen läßt, können Sie sich denken. Ich bin nun der Meinung, daß doch etwas in der Sache geschehen muß. Morgen spreche ich mit Küstner darüber; Birch habe ich geschrieben, daß ich an Sie schreibe, um Ihren Rath; ich bitte Sie darum! Ich möchte

gern den eingebildeten Gecken recht de haut en bas behandelt sehen. Selbst schreiben? Was meinen Sie dazu! Sie wissen ja, daß ich schon Franz (dem früheren Intendanten) erklärte, daß ich nichts mehr in München aufführen lasse (ich las Ihnen, glaube ich, den Brief vor, nicht?), denn wo kein Geld und keine Ehre zu haben ist, will man sich doch nicht schimpfen lassen! Soll ich also, mich darauf beziehend, diese niederträchtige Insinuationen von mir abweisen, und das geradezu an Dingelstedt? Was kümmert mich der großmächtelnde Intendant von München? Ich wollte ja lieber — stehlen, als von solchen Leuten leben. — Aber daß ich, die ich mich stets für jedes Talent in die Schranken stellte und alle Grobheiten einsteckte, die ich oft von Küstner deshalb bekam, daß ich so schändlich beschuldigt werden soll, so gemein — das kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Schreiben Sie mir doch ja, was Sie thun würden an meiner Stelle. Adieu! Gott mit Ihnen. Ihre

Charl. Birch-Pfeiffer.

Berlin, den 10. Juni 1851.

Gestern Abend giebt mir Luise, als ich vom Theater komme, Ihren Brief vom 26. Mai, der einen so wehmüthigen, und doch wohlthuenden Eindruck auf mich gemacht hat. Ja, mein lieber Fedor, es liegt in diesen flüchtigen Zeilen „Zweierlei, das mich recht tief ergriffen hat; Eines — ist Ihre leicht verhüllte Meinung, daß es mit mir vorbei sei — das Andere — die unsägliche Gutheit, mit welcher sie mich leiten möchten, meine Mißgeschicke — wie Sie es nennen — vernünftig und ruhig zu ertragen. Wenn Ihnen meine aufrichtige Freundschaft nicht längst bewiesen hätte, daß auch keine Spur von Empfindlichkeit wegen ehrlichem Tadel meiner Arbeiten in meiner Seele ist, so würde ich es fast für Pflicht halten, Sie in diesen Zeilen dessen zu versichern. Was für ein wackres Herz sind Sie! Sie verdienen es um mich, daß ich Sie über meine Stimmung beruhige, denn Sie grämen sich sichtlich um mich und ich glaube, Sie sehen nach Ihrer Weise schon alles dunkler, als es ist und urtheilen nach Berichten, die Ihnen von Minna Bauer, Mundt's, vielleicht auch von der guten Ludmilla zukommen, die in ihrer Anhänglichkeit für mich (an die ich glaube, ohne sie seit Monaten bei mir gesehen zu haben) wohl übertriebene Angst um mich aussieht. Offen und ohne Rückhalt, mein liebster Freund, mein Bäß-

geſchick hier beſteht lediglich darin, daß ich keine Schauſpielerin für meine Rollen mehr habe. Das „Forſthaus“ hat ſo viel gemacht, als nach der Revolution (verwechſeln Sie ja die Zeit vor 48 nicht mit der nachfolgenden) ein Stück machen konnte — noch dazu während der Mobiliſirung — und ich kann Ihnen als Freund unter vier Augen ſagen, daß die Trägerin des Stückes ſo verſentimentaliſirt wurde, daß niemand mehr erſtaunt war, wie es einen ſolchen Erfolg haben konnte, als ich. In Dresden hat es durch die Bayer Furore gemacht; daß die Kritik ſagt: es ſei durchgefallen, gehört zu den Schamloſigkeiten meiner Feinde, auf die ich bis jetzt nie eine Antwort nöthig hatte und auf die ich nicht antworten werde, ſelbſt wenn es dahin käme, daß ich ſolchen Berichten entgegen zu treten nöthig hätte. „Magdala“ aber fiel lediglich in Folge dieſer lahmen Sentimentalität, die wie Gift auf meine Gebilde wirkt. Wenn uns nicht durch ein Wunder zu einer erſten Liebhaberin verholfen wird, mag die ganze dramatiſche Schriftſtellerei abziehen. Ich habe in meinem neueſten Stück eine wirkliche Luſtſpielgeſtalt geſchaffen, von der ein Jeder, der bis jetzt das Stück kennt, ſagen mußte, daß es eine der glänzendſten Rollen iſt, die je für eine Darſtellerin im feinen Luſtſpielgenre geſchrieben iſt, aber Jeder ſagt: Wer ſoll denn die Aimée Gasparde in Berlin ſpielen? Mad. Hoppé hat keinen Humor, Mad. Thomas keine Spur von Wahrheit und Grazie im Luſtſpiel, Frl. Viereck iſt ſchlaff und ſaftlos, verwelkt und fertig, und ſo ſtehe ich da und zittere vor dem Augenblick, wenn der König fordert, daß das Stück gegeben werde. Denn, Luiſe Neumann iſt die Einzige, die es ſpielen kann, und die iſt in Wien, wo Laube (aus Grundſatz der heutigen Dankbarkeit und Freundſchaft) meine Stücke gänzlich von der Bühne verbannt hat. Welche Ausſicht iſt da auf Erfolg? — Das iſt allerdings Mißgeſchick! Wenn man Ihnen ſchreibt, daß ſich Hülſen gegen mich erklärt habe, ſo iſt das ſehr wahrſcheinlich, denn er iſt vollſtändig in den Händen von Mad. Crelinger und Raupach und hat noch gar keinen Ueberblick von dem, was er vermag und nicht vermag. Das hat er mit allen Schritten ſeines erſten Auftretens bewieſen. Er wird bald dahinterkommen, was er nicht kann.

Er kann meine älteren Stücke Monate lang von dem Repertoir ausſchließen, er kann aber gar nichts gegen ein neues Stück von mir, denn der König läßt ſich die neuen Sachen von mir nicht

vorenthalten; die alten sind alle, ohne Ausnahme eines einzigen, auf allerhöchsten Befehl ihm 2—3mal aufgeführt worden, ja, er blieb sogar in Potsdam, am Abend eines sehr ermüdenden Tages, wo er noch nach Charlottenburg zurück sollte, um „Magdala“ zu sehen, die er 6 Tage vorher hatte in Schwerin sehen müssen, und blieb vom Anfang bis zum letzten Wort und that Aeußerungen über mein Talent, die ich nicht wiederholen kann. — Nun hat er sich das Lustspiel bei mir bestellt. Hülsen ist nichts weiter als ein Geschöpf der königl. Gnade; woher glauben sie wohl, daß er den Muth und das Pouvoir hernehmen soll, um den Befehlen des Königs zu trotzen. Es ist mein fester Entschluß, kein Stück mehr einzureichen, es muß von mir gefordert werden, und es geht kein Halbjahr ins Land (ich werde Sie erinnern) so fordert man, denn Komödien schreiben kann Frau Crelinger nicht, und Raupach kann es nicht mehr, das hat er bewiesen. Die Berliner leben nur vom Widerspruch (man hört jetzt schon über Küstner's Abgang klagen) und sobald sie sehen, daß Hülsen nichts von mir gibt, nehmen sie Partei für mich; ich aber halte mich vollständig ruhig, thue meine Pflicht, gehorche nur dem Befehl meines Königs, wenn ich noch dramatisch schreibe, und lasse Alles an mich kommen. Man wird Neues aller Art geben, und, mit Ausnahme des Scribe'schen Lustspiels „Frauenkrieg“, gebe ich Ihnen hier, schriftlich, daß Alles nicht viel macht, oder ganz durchfällt. In dieser Zuversicht auf mein, noch nicht erloschenes Talent, dürfen Sie sich der Ansicht hingeben, daß ich sehr vorsichtig verfahre und nur etwas Gutes mache — und daß ich, so lange Sie hören: die Birch „arbeitet“, noch Spannkraft und das Gefühl meiner Stellung habe. Ist es mit dem Selbstvertrauen bei mir vorbei, so ist es auch mit der Arbeit zu Ende, denn ich lebe ja nicht von meiner Feder, und wo ich keinen Ruhm mehr finden kann, verzichte ich auch auf den Gelderertrag; das, lieber Fedor, glauben Sie fest von mir. Nie aber werde ich mich der Gefahr aussetzen, mich zu compromittiren, wie Sie glauben, daß ich es Dingelstedt gegenüber thun könnte. Nie wird mich irgend eine Rücksicht dazu bringen, meinem Bewußtsein einen solchen brennenden Fleck einzudrücken; das könnte ich vor meinem Charakter nur dann verantworten, wenn es gälte: Brot für mein Kind zu schaffen. Nur dieser heiligsten Pflicht könnte ich ein so schmähliches Opfer bringen. Gott sei gelobt, daß dazu keine Art von Nothwendigkeit vorhanden ist; müßte

ich dieſe erleben, ſo zöge ich es vor bei Königen zu betteln, nie aber bei meinesgleichen. Seltſam genug, habe ich auf Küſtner's Dringen, die Sache nicht auf mir ſitzen zu laſſen, vor drei Tagen einen Brief an Dingelſtedt geſchrieben, den ich meinem Mann zur Beſorgung überſchickte und ich hoffe, daß er ihn billigt und abgiebt. Ich habe nur meine Ehre, meinen Charakter gerechtfertigt und in meinem reinen Bewußtſein alle Diejenigen, die ihm dieſe Beſchuldigung gegen mich inſinuirt, als unwürdige Verläumder bezeichnet. Ich habe aber meinem Brief vorausgeſchickt, daß ich ihn bitte, ſich den letzten Brief aus dem Münchner Theater-Archiv geben zu laſſen, den ich Herrn von Frays ſchrieb, worin ich, auf ſeinen Wunſch „Im Walde" zu geben, ihm antwortete, daß ich für immer auf die Aufführung meiner Stücke in München verzichte, wo weder Ehre noch Gewinn mehr zu holen ſei, damit er dem Schritt, den ich thue, keine egoiſtiſche Abſicht meiner Stücke betreffend unterlege, ſondern nur das Bedürfniß, meinen Charakter vor einer ſo ſchimpflichen Beſchuldigung zu verwahren. Ich habe alſo gethan, was ich für Pflicht gegen mich ſelbſt hielt: es iſt aber, auf Ehre, meine volle Ueberzeugung, daß ich in München kein Stück von mir einreiche, denn ich liebe es nicht, mich von jämmerlich bezahlten Schreibern, die den Dativ nicht einmal zu gebrauchen wiſſen, wo er hingehört, ſchmähen zu laſſen, um 40–60 fl. Tantième zu beziehen. So weit bin ich noch nicht geſunken, um das thun zu müſſen, und ſo weit werde ich ſchwerlich auch jemals kommen.

Meinem neueſten Luſtſpiel, das ich auf den Wunſch des Königs verfaßte, liegt eine hiſtoriſche Anekdote, oder vielmehr es liegen ihm einige Briefe Friedrich Wilhelms I. zu Grunde, die mir aus dem Familien-Archiv zugeſtellt wurden; es iſt ein Zeitgemälde in 4 Akten und heißt: „Wie man Häuſer baut." Nicht wahr, ein kurioſer Titel? und doch ſehr paſſend. Haben Sie Zeit und Luſt in 24 Stunden ein geſchriebenes Manuſcript zu leſen (natürlich nicht von meiner Hand, das muthete ich Ihnen nicht zu), ſo will ich Ihnen das einzige ſchicken, das ich habe, aber ich müßte es umgehend zurückbekommen. Das andere Buch hat der König, und bevor ich die Erlaubniß habe, darf ich es weder verſenden noch drucken laſſen, denn — dies Luſtſpiel gehört dem König — kann ich, wie Bettina von ihrem Buch ſagen. Daß es mir nicht übel gerathen aus einem ſolchen Nichts etwas zu machen, mag Ihnen das beweiſen, daß

Hr. Heinrich (mich drangsalirt, ihm das Stück, mit Kraut und Steugel, wie man in meinem Schwaben sagt, zu verkaufen. Diese Sorte von Menschen pflegt zu wissen, was eine Waare ist, die geht. Haben Sie jetzt nicht Zeit zu solchem Opfer (denn wahrlich, Sie redigiren Ihr Blatt mit solchem Fleiß und so viel Umsicht, daß ich nicht begreife, woher Sie die Zeit dazu nehmen sollen), so lassen wir es, bis ich es drucken lassen darf, Sie sollen dann das erste Exemplar haben. Ich hatte die Idee, daß es nur für Preußen sei, weil es ziemlich local gehalten werden mußte, aber Gubitz und Weiß, vor Allen aber Louis Schneider, sind der Ansicht, es werde eben so gut in ganz Deutschland gehen, wie „Zopf und Schwert" und „Des Königs Befehl", und doch durfte ich nicht, wie Gutzkow und Töpfer, die Person des Königs erscheinen lassen. Nous verrons! Charlotte v. Owen (Hagn) ist jetzt in München bei Ihrer Schwester Peppi und wird mit dieser in ein Bad reisen. — Vor der Hand ist die ganze Sache auf drei Monate sistirt. Ob sie die Kraft des Willens hat, den fortlaufenden Verfolgungen Owen's mit seiner Liebe und seinem Haß zu widerstehen, werden wir ja sehen, aber ich fürchte, Sie hat sich sehr unglücklich gemacht und bei ihrem ewigen Schwanken, ob sie zur Kunst zurück wolle oder nicht, bei dem Trieb darnach und der Furcht vor dem Mißlingen, wird sie wohl nie zu einem Entschlusse kommen. Daß ich sie zu nichts berede, können Sie sich denken, denn wer möchte die Verantwortung auf sich nehmen? Wenn man sich täuschte? Ihre Rathgeberin ist und bleibt ihr böser Geist Peppi — aller andere Rath ist an ihr verloren. Sobald ich aber etwas Näheres über ihre Schicksal weiß, schreibe ich Ihnen. Mir hat sie keine Zeile geschrieben, seit sie wieder in Peppi's Händen ist. Wie undankbar! Ich habe doch schon manche Zeile für sie geschrieben, aber — die macht kein Schicksal anders — sie ist ein Kind des Augenblicks; das sind die schwierigsten Frauen für den Umgang, wie für das Leben. Zum Schluß bitte ich Sie nur um das Eine, beruhigen Sie sich über mein Geschick und glauben Sie fest an meine Resignation in allen Dingen, die meine persönliche Ehre nicht verletzen. Sie kennen mich nachgerade; nach einer Bekanntschaft von sieben Jahren ist ein so offener Charakter wie der meine nicht mehr

*) Theater-Agent

zu verkennen. Sie wissen, daß ich im ersten Augenblick über Etwas rasen kann (wie über die Geschichte mit Dingelstedt), aber nach 24 Stunden bin ich vollständig ruhig und werde dann selten etwas Unvernünftiges oder mich Kompromittirendes thun; zerreißen Sie immerhin meinen Brief über jene Geschichte, jetzt denke ich schon nicht mehr daran, ihm Uebles zu thun; eigentlich wollte ich auch das nicht, sondern ich wollte nur seinen Panegyrikern ein Organ der Wahrheit entgegenstellen. Diese kommt wohl aber von selbst zum Vorschein, denn schon klingen die Nachrichten aus München ganz anders und man fürchtet „es thut sich halt mit dem auch nicht." Meinetwegen, ich will nichts weiter von ihm, als daß er mich nicht für eine kleinliche, ordinäre Alltagskreatur halten soll. Sie wissen, ob ich das verdiene. Wir Alle wünschen Ihnen Gutes und ich vor Allen, als Ihre treue Freundin Birch.

Den 19. September.

Wenn wir noch so alt und noch so blasirt werden, wir Theaterleute, wir kommen doch immer wieder auf den alten Jammer zurück. Aber heute sollen Sie damit verschont bleiben und Besseres vernehmen. Ich wollte Ihnen nämlich sagen, daß ich in dem Herzog von Coburg (auf dessen Einladung ich auf vier Tage sein Gast im Schlosse zu Coburg war, um mit ihm an einem Libretto zu arbeiten, das ich ihm eben dichte) einen der originellsten, liebenswürdigsten und geistreichsten Fürsten kennen lernte, daß er und seine engelhafte Gattin zu jenen Fürsten gehören, auf die Schiller's Worte „der Künstler muß mit dem Fürsten geh'n, sie stehen Beide auf der Menschheit Höh'n", gemacht zu sein scheint, denn sie ehren Beide die Kunst über Alles. Sie haben mich mit einer Auszeichnung behandelt, wie sie sie Ihresgleichen nicht wärmer und ehrender erweisen können und kümmern sich rein gar nichts um das Nasenrümpfen einer aufgeblasenen Cotterie, die in ihrem Stammbaum das Zauberwort erblickt, das sie über alle Geister erhebt. Wie wohl mir dieser Aufenthalt und diese Aufnahme that, kann ich Ihnen kaum sagen; ich habe mich wahrhaft an diesen Fürsten attachirt, daß ich Thränen vergoß, als wir schieden — da ich es tief empfand, daß es doch nur der Geist ist, der einem jungen, lebensvollen, verwöhnten Herzog meine Gesellschaft so anziehend

machen konnte, daß es also jedenfalls ein ungewöhnlicher Charakter ist, dessen Freundschaft ich mir gewonnen. Vor 20 Jahren hätte die Welt seiner Handlungsweise gewiß andere Motive untergelegt, daß sie aber jetzt eingestehen muß, daß es ein rein geistiges Interesse ist, das ärgert sie so. Welch ein schönes Verhältniß herrscht doch an diesem Theater durch das Wohlwollen des Fürsten für die Künstler und durch seine Liebe für die Kunst! Ich habe mich an einigen Darstellungen sehr gefreut. „Der Ring" z. B. wurde ganz trefflich gegeben und die Oper ist wirklich ungewöhnlich gut. Wir haben in Berlin keinen Baß wie Herr Abt und Beer ist ein tüchtiger Heldentenor; auch Frl. Garrigues ist eine außergewöhnliche Erscheinung in der Oper. Behalten Sie lieb Ihre unwandelbare Freundin

Ch. Birch.

Hierher zurückgekehrt, höre ich, daß wir älteren Schauspieler alle durch junge Kräfte remplacirt und bei Seite gesetzt werden sollen. Auch gut — kann ich meine Gage ohne zu spielen bekommen, dann nehme ich sie und werfe mich auf den Roman. Man muß nie verzagen, nicht wahr?

Berlin, den 1. Oktober 51.

Gott helfe Ihnen durch diesen Brief!

Mein Lustspiel konnte ich Ihnen durch Lina Fuhr nicht schicken, denn damals wußte ich noch nicht einmal, ob es aufgeführt werden durfte, viel weniger durfte ich an den Druck denken. Jetzt, da der König die Aufführung erlaubte (wir geben es in der zweiten Hälfte dieses Monats), habe ich den Druck beginnen lassen und bekomme es wohl schwerlich vor 3 Wochen fertig — dann sind Sie der Erste, der es haben soll. Dagegen folgt hier das jüngste Kind meiner Laune. Sie mögen daraus ersehen, ob die Verhältnisse auf meinen Humor gewirkt haben, oder nicht. Ich denke den Kopf steif zu halten, wenn ihn auch alle Welt zu beugen versucht. Kann ich das einmal nicht mehr, so sollen Sie sich überzeugen, daß ich keine Feder mehr anrühre. Also meine „Magdala" hat in Hamburg gefallen, wie mir die gute Fuhr schreibt und noch Andere berichten. Ei! Was wird wohl Heller sagen? Nun, daß es niederträchtig ist und durchgefallen. Ja, sehen Sie, da müßte man ja aufhören, wenn man sich das zu Gemüthe zöge, und nicht mehr schreiben.

Das thue ich aber nicht! Habe ich nicht recht? Ich wollte nur, ich könnte heute Ihnen recht viel schreiben, aber was? Daß Roger fortwährend die Häuser bis zum Giebel füllt, daß die Wagner mit jeder Vorstellung in der Gunst des Publikums steigt, daß sie das entschiedene enfant gâté des Publikums ist und sogar die so fest stehende Köster so erschüttert hat, daß sie die größte Mühe hat, sich neben ihr zu halten, daß wir sehr wenig Ballet und Tragödie, aber desto mehr Opern und Lustspiele haben, daß der „Hauptmann von der Schaarwache" (Laube's Uebersetzung) sehr wenig gemacht hat und der alte „Spiegel des Tausendschön", sowie die altersschwachen „Schleichhändler" neu einstudirt, und durch Gerns ewige Jugend so belebt wurden, daß man endlich einmal wieder von Herzen lachen konnte und das ganz Berlin von dem großen Ereigniß wiedertönt: „Olympia" werde wieder einstudirt, wo die Ausstattung 14000 Th. kostet. Darüber vergißt man vor der Hand die Einkommen- und manche andere Steuer und hofft ein Billet zu der Hauptprobe zu erjagen. Sie sehen, daß wir wieder auf der vollen Fluth sind; die politische Abspannung ist so groß, daß man in den Zeitungen die Leute aufruft, sich doch nicht so ohne Weiteres abschätzen zu lassen, sich zu wehren gegen Ueberschätzung (nämlich des Einkommens). Daraus mögen Sie sehen, daß wir sehr blasirt sind. — Unsere Neuigkeiten sind wahrlich des Aufzählens nicht werth und vollends unsere Theater-Neuigkeiten. Dieser Hülsen ist ein Original; doch schon fange ich an, ihn mehr und mehr zu kennen. Ich z. B. habe gar keine Klage über ihn, während fast Alle sich über seine Härte, Grobheit ꝛc. ꝛc. beklagen, während gerade Diejenigen, die keine Worte fanden, die ihnen gemein genug waren, auf Küstner zu schimpfen, jetzt schon nach Küstner seufzen und doch Hülsen den Hof machten, ehe sie ihn kannten — bin ich, die auf dem geraden Wege, ehrlich und offen ging, ganz unangefochten. — Ich sagte ihm in der ersten Unterredung: „Ich bin Küstner's Freundin und bin ihm Dankbarkeit schuldig, das werde ich nie vergessen, ich würde mich nie der Zahl Derjenigen zugesellen, die Küstner ihre ganze Stellung danken und ihn jetzt steinigen; aber das wird mich nie abhalten, meine Pflicht mit Eifer und Fleiß im weitesten Sinne des Wortes gegen Sie zu erfüllen und halten Sie das Versprechen der strengsten Gerechtigkeit, das Sie uns bei Ihrem Antritt öffentlich gaben, so lassen Sie mir die Gerechtigkeit

widerfahren, ſich die Mühe zu geben, meinen Charakter kennen zu lernen, dann werden Sie ſich bald überzeugen, ob die Vorurtheile, die man Ihnen gegen mich, als Freun[illegible] Küſtner's, eingeflößt, begründet ſind oder nicht." — Das frappirte ihn ſehr; nachher ſetzte er mich wirklich oft auf die Probe und fand mich immer bereit, ihm zu dienen, während Andere nur ihr „Ich" und ihre Capricen in den Vordergrund ſtellten; endlich opferte ich ihm in ſeiner höchſten Noth den Urlaub ohne Entſchädigung, dann traf ich ihn bei der Leiche meiner unvergeßlichen, mir unerſetzlichen Wolff — ſah ſeine Erſchütterung, dadurch hat er auf mein Herz gewirkt und Sie wiſſen, das iſt meine ſchwache Seite und kann ich nicht mehr gegen ihn ſchimpfen, ſelbſt wo ich es nach meinem Gewiſſen könnte. Sie kannten mich Küſtner gegenüber, der mich oft ärgerte, daß ich krank wurde; ich ließ den Alten doch nichts geſchehen; wie oft zankte ich mich mit Ihnen, ich bin einmal ſo und es iſt meine Schwäche, aber ich kann mich nicht anders machen. Natürlich verſteht Hülſen von der Sache noch gar nichts, handelt aber mit einer Energie in Durchführung ſeiner Maßregeln, als wäre er Iffland und Schröder zuſammen. Das amüſirt mich. Hendrichs hat eine Gehirnentzündung durchgemacht, weil er ihm eine Kränkung nach der andern auflegte, ihm den Prinz Homburg, den Hamlet nahm und ihm ſagte: „für junge Liebhaber ſei er zu alt." Hendrichs dauert mich, aber er hat Alles um Küſtner verdient und wenn er ſich hinlegt und ſtürbe, ſo ſagt Hülſen doch: „Er iſt zu alt und zu dick zum Liebhaber und gefällt mir nicht." — Nämlich ihm muß Stück oder Schauſpieler gefallen, ſonſt hört er auf nichts. Iſt das nicht komiſch? Eine Naivität iſt in ihm, die oft frappirt; er ſagt Einem Alles geradezu ins Geſicht. Der Thomas nimmt er eine Rolle nach der andern: Gretchen (!), Jungfrau, Beatrice in „Viel Lärm um nichts" (ihre beſte Rolle nach meinem Geſchmack) und als ſie ihn zur Rede ſtellt, ſchreibt er ihr einen ſehr harten Brief, der jetzt in Berlin die Runde macht, worin er ihr ſagt: „Sie habe keine Weiblichkeit, keine Grazie, keine Wahrheit; Manier, auch die durchbildetſte, erkenne er nicht für Kunſt, kurz, ihr zu verſtehen giebt, ſie ſei gar keine Schauſpielerin." Ich ſehe Sie lächeln wie Mephiſto, denn ich mußte vor einigen Tagen an Sie denken, als mir Hülſen ſagte: „Denken Sie von mir, was Sie wollen, ich kann nicht anders, als ehrlich ſagen, für mich iſt die Thomas die unerträglichſte

Schauſpielerin, die ich kenne, ſie ſpielt mich förmlich zum Theater hinaus!“ Aber unter uns das, lieber Fedor, ich möchte nicht als perfide gegen ihn erſcheinen! Sie ſind im S[illegible]de zu ſagen: „So geht es mir auch“, bezüglich der Thomas nämlich. Aber Mad. Hoppé iſt ſo lahm und ungraciös als Beatrice und ſo damit durchgefallen, daß ich ſagen muß: „Es iſt ungerecht, dieſe Rolle der Thomas zu nehmen.“ Aber — es iſt nichts mit ihm zu machen; was er will, das will er, und die Hoppé behält die Rolle doch. Dagegen ſagt er: „Die Hoppé muß doch endlich aufhören eine Luiſe, ein Clärchen u. ſ. w. zu ſpielen, denn dazu iſt ſie ja zu alt“, und die iſt ein Protegé von ihm — nun frage ich Sie!? Die Fuhr wird alle dieſe Art Rollen bekommen, und dann wird die Stunde der übermüthigen Hoppé auch ſchlagen, ja hat ſchon geſchlagen mit dem Eintritt der Fuhr, aus der noch Alles werden kann, nur nicht in Hamburg. Das hätte Mad. Hoppé von dem geſchmähten Küſtner nie erlebt und doch jubelte ſie vor Allen über Hülſen. Wer weiß, ob er mich nicht nächſtens zur Oberförſterin auch zu alt findet; das kann mir begegnen, wie Jedem, aber — originell iſt er bei alledem, und wenn er ſo fort macht, bringt er eine Ravage in das alte Theaterweſen, wie dereinſt die Sündfluth. Vor der Hand läßt ihn der Hof noch Alles machen, alſo kann er noch manchen Baum ſchütteln, bis ihm Einhalt geſchieht. Geld koſtet ſein Regiment und das gönne ich wieder Denen, die es ihm anvertraut. Ich komme mir oft vor wie Pfeffer in „Nr. 777“ und hatte nie im Leben Anlage dazu, aber ich bin ſo empört über Viele, beſonders aber von der kalten, gleichgültigen Art, wie der Tod meiner edlen trefflichen Wolff von dem weiblichen Theil des Perſonals aufgenommen wurde, daß ich Jedem das Seine gönne. Es wird mich gewiß auch noch treffen, aber ich kann dann mindeſtens mir ſelber ſagen: „Ich habe es nicht verdient!“ In meinem Luſtſpiel wird die Hoppé die reizende Rolle der Jeanne Gaspard ſpielen, ich habe keine Andere und gegeben muß es doch werden. Mit dem „Ring“ warte ich noch den Monat — bis dahin muß es ſich ja endlich entſcheiden, ob die Charlotte (Hagn) wieder zur Bühne kann. Soviel iſt gewiß, daß ſie nicht einen Fuß auf die Bretter ſetzen darf, ſo lange ſie nicht geſchieden iſt, und daß Owen ſich nicht ſcheiden laſſen will und ihr fürchterliche Schwierigkeiten macht. Was daraus werden wird, mag der Himmel wiſſen. Sie ſoll Amadee ſpielen, kehrt ſie zu uns zurück,

geſchieht das nicht, ſo kann ich doch mein Stück nicht Berlin entziehen, während ich es allen andern Theatern ſchicke. Soweit geht denn doch die Freundſchaft nicht — alſo: Aut aut. Ihre treue

Birch.

Berlin, den 12. Juni 1852.

Geſtern, mein lieber Fedor, iſt mein „Roſe und Röschen", Originalſchauſpiel in 4 Acten, glücklich vom Stapel gelaufen, und zwar mit einem Erfolg, den ich mir nicht hätte träumen laſſen, denn das Stück iſt harmlos, ſchlicht und ohne Anſprüche! Seit lange haben wir keinen ſolchen Jubel, und nicht ſo herzlich lachen hören, als geſtern, und trotz der Hitze hatten wir ein volles Haus; gleichfalls Seltenheit in der jetzigen Zeit. Die beiden jungen Mädchen, Thereſe und Marie Franz, waren überraſchend brav, denn ſie ſind Anfängerinnen, Mad. Frieb. Blumauer als Baronin gab die Rolle ausgezeichnet und ich darf wohl ſagen, daß ich in der wahrhaft geſunden und gemütvollen Tiſchlerfrau Gertrude große Erfolge hatte. Liedtke war als Felix von Warden der Humor und die Liebenswürdigkeit ſelbſt, und ſo konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Gott! ſo oft ein ſtürmiſcher Applaus kam, dachte ich: Wie werden ſie dich nun wieder ſchlecht machen, wie wirſt du heruntergeriſſen werden, denn ſie hielten dich alle für todt, und nun ſtehſt du auf einmal wieder da, und die Berliner ſind die alten und der Erfolg läßt ſich nicht vertilgen. Aber ich ſpielte deshalb doch con amore und ließ mich dieſe Gedanken nicht verſtimmen.

Berlin, den 14. Dezember 52.

Mein lieber Fedor!

Faſt drei Wochen in Coburg durch die Liebenswürdigkeit eines ſeltenen Fürſtenpaares gefeſſelt, kam keine Zeitung in meine Hand und nach meiner Rückkehr hatte ich mich wieder an ſo viel Vergeſſenes zu gewöhnen, daß acht Tage verfloſſen, ohne daß ich eine Zeile las. Geſtern Abend kommt Nr. 40 Ihres trefflichen Journals an und das Erſte, das ich wieder leſe, ſind Ihre geiſtreichen und wahren Erinnerungsworte über Thereſe, von deren Tod ich keine Ahnung hatte. Ich kann ſchwer beſchreiben, welchen

Eindruck dieſe Nachricht auf mich machte. Ich mußte bitterlich weinen und doch war es nicht eigentlich Schmerz, der in meinen Thränen lag, es war mir, als ſei ihr ein Heil widerfahren, daß ſie hinüberging, ehe ſie die Rückkehr aus dem Traum von Friede und Glück aufſchreckte, in dem ſie ſich jenſeits des Ocean gewiegt und aus dem ſie erwachen mußte, wenn ſie die alte morſche Erde Europas wieder betrat; ſie konnte nicht mehr träumen, ja, mir ſcheint es iſt ihr beſſer ſo. Jedenfalls aber beſſer, daß ſie dahinſank, als wenn ſie lebte und hätte ihr Kind dahingehen ſehen, wohin noch kein Blick drang. Sie hatte ſo friedlich geträumt, hatte nach ſo großem Wirrniß endlich einen ebenen Pfad gefunden, der nicht in die Irre, der in die ganze Realität eines Glückes führte, das ſich ihr zu ſpät aufſchloß, um ihrer Seele lange genügen, in Europa allein genügen zu können, wo ſo viel Anderes an ihrem Herzen riß. Dort, wo ſie mit Gatte und Kind allein ſtand, faſt „unter Larven die einzig fühlende Bruſt“ dort konnte ſie ſich befriedigt fühlen und alles Frühere lag hinter ihr unter einem Schleier, den die Trennung dichter und dichter machte, je länger ſie dauerte. Dieſer Schleier wäre geriſſen mit ihrer Rückkehr, glauben Sie mir! Das ſtille, friedliche Glück, das ſie ſich in Mecklenburg ausgemalt, das ſie gehofft, ſie hätte es gerade dort nie gefunden! Daß ihr nach ſo vielen Stürmen und Kämpfen noch drei ſo ſtille, würdevolle Jahre, daß ihr das Glück gegönnt ward, Mutter zu werden, das iſt eine Gnade des Himmels an dieſem gequälten Herzen, für das Alle, die ſie lieb haben, dankbar ſein ſollten! Sie war mir ſehr lieb, ſo lieb, daß ich ihr und ihr allein verzeihen konnte, was ich nie begreifen lernte, weil ſie eben ſo einzig war, daß man ſie faſt berechtigt glaubte, ſich zu erlauben, was ſich ſonſt keine Frau erlauben darf. — Friede ihrer Aſche und Dank Ihnen für Ihre braven, liebevollen und milden Worte über ihrem Grabe!

Am 18. Dezember 52.

Die Kunſt geht zu Grabe, glauben Sie es mir: Ich ſtehe ſchon längſt außer dieſem Streit, denn ich bin gänzlich blaſirt für all den kleinlichen Aerger und Jammer. An Luiſen's*) Grab habe ich gelernt, wie nichtig das Alles iſt, wonach wir treiben und

*) Ihrer Schweſter

ſtreben in jetziger Zeit. Ich habe abgeſchloſſen mit dem dramatiſchen Ruhm und allen Hoffnungen darauf. Ich ſehe jetzt ſo ganz ruhig zu, ſchreibe Opern, wenn ich bei Laune bin, nehme das Geld, wo keine Ehre mehr zu holen iſt, und fällt es nur einmal wieder ein, ſo ſchleudre ich wohl vielleicht auch einmal wieder einen Brand unter die Menſchen, aber das nur gleichſam zum Zeitvertreib, denn ich ſage Ihnen, es geht zu Grabe mit dem deutſchen Drama und all die junge Literatur hält es nicht in ſeinem Sturze auf; ein Napoleon (le grand non pas le petit!) müßte auferſtehen und ſich des Dramas bemächtigen, wenn in die Speichen dieſes Rades noch ein Stein geworfen werden ſollte. Sehen Sie doch das Repertoir der erſten Nordbühne an. Im Süden waltet Laube, das iſt noch etwas anderes, aber ſehen Sie unſere Leitung. Es heißt, „Die Makkabäer" ſeien angenommen: armer Küſtner, Berlin läßt dir mehr Gerechtigkeit widerfahren, als ein paar frohlockende Autoren, die ſich bitter getäuſcht ſehen werden. Ludwig iſt ein großes Talent, aber dieſe „Makkabäer" ſind ſeit Monaten angenommen und werden noch Monate liegen, weil wir nichts zur Welt bringen, weil nichts geſchieht, weil Hülſen mit dem beſten Willen die Maſchine nicht zum Laufen zwingt, da er überall auf Hinderniſſe ſtößt, die man ihm weiß macht und die er für ſolche hält, da er es nicht verſteht, ſie zu beſeitigen. Nie war das Berliner Repertoir ſo einſeitig, zu keiner Zeit, wie jetzt. Allerdings lähmt das verſchloſſene Schauſpielhaus ſehr, aber wir geben Benedix, nur Benedix, wir geben jämmerliches Zeug, „Schickſalsbrüder", „Grundſätze" ꝛc., aber Sie ſuchen vergebens nach den Namen Gutzkow, Laube, Freytag; dieſe Leute exiſtiren nicht für uns, wir haben nur Tage für das Luſtſpiel oder für den großen Briten, oder für die „Amerikanerin" von Wimpfen, wogegen ich gar nichts hätte, wenn wir auch „Karlsſchüler", „Valentine" und „Urbild" zuweilen ſähen. Bei Allem, was man bei Küſtner zu tadeln hatte, hat er doch nichts Neues von Bedeutung ungegeben gelaſſen, ja, er hat Männer wie Laube, Gutzkow und Freytag protegirt, wo er es immer konnte; er hat viel Neues gegeben, man ſieht es jetzt erſt, wie viel. Aber man hat Hülſen eingebildet, nur Oper und Ballet trage etwas; das Schauſpiel trägt nun wirklich ſeit lange ſchon nichts mehr und er kommt nicht auf den Gedanken, daß das an den Stücken und an dem „wie" man ſie giebt, liegt, und daß Küſtner große Einnahmen mit dem Schauſpiel

erzielte, will er nicht sehen, obgleich ihm die Kassenbücher offen liegen. Für ihn ist jedes Stück gleich, und darum auch jeder Autor, weil ihm nur Lustspiel gefällt, und Lustspiel trägt hier selten Geld. „Das Lügen" ist durch schlechte Besetzung umgebracht, das thut nichts und das Schauspiel macht eben nichts, heißt es. Alle Welt weiß, daß „Der kategorische Imperativ" (von Bauernfeld) überall durchfiel —, thut nichts, wir geben ihn. Man hält sieben oder acht Proben, es werden eine Menge Kostüme gemacht (die abscheulichen von 1814) und das Stück fällt durch, ist den zweiten Abend zum Schaudern leer, wird aber noch zum dritten Mal gegeben und wieder vor ein paar Menschen. Nun heißt es natürlich wieder: „Ja, das Schauspiel macht eben nichts mehr, da ist Alles vorbei!" Nun soll gar „Antonius und Kleopatra" dran kommen mit der Viereck als Kleopatra; das hat in Dresden Emil und die Bayer nicht halten können und ist ein für unsere Zeit ganz unhaltbares Stück. Nun frage ich Sie: ist da für einen Groschen Sachkenntniß oder Vernunft darin? So bringt man Hülsen immer mehr vom Schauspiel ab und das Publikum spricht nicht viel mehr vom Drama; das Theater hat aufgehört, ein stehender Artikel in der Conversation zu sein; also können Sie begreifen, wie es uns geht. Wenn Sie heute herkämen, so würden Sie nicht begreifen, wie wir in kaum anderthalb Jahren so tief sinken konnten, wie wir gesunken sind, und bei alledem hat Hülsen den besten Willen und glaubt, das Beste zu thun. Daß er keine Einsicht hat, ist nicht seine Schuld.

Schreiben Sie mir doch, ob Sie denn nicht zu dem Fest einmal herüberkommen; mündlich ließ sich Manches besser erzählen. Wenn nicht, so schreibe ich Ihnen.

Berlin, den 23. Februar 1853.

Mein lieber Freund!

Eine schwere, schmerzvolle Woche liegt wieder hinter mir, ich habe meinen alten treuen Freund Weiß sterben und seiner unglücklichen Familie ihn pflegen helfen. Das heißt, die alte Frau ließ Niemanden etwas für ihn zu thun übrig, denn sie wich sieben Tage und Nächte nicht von ihm, aber ich habe seine letzten freundlichen Blicke, seine schwachen Händedrücke, sein Lächeln empfangen, wenn ich ihn küßte und war mehr bei ihm als zu Hause. Am 10. d. M.

spielte ich noch mit ihm in der „Amerikanerin" und am 17., nachts 10 Uhr war er eine Leiche. Wie schnell und milde war sein Ende; wie gräßlich das meiner seligen Luise, wie furchtbar starb meine gute Wolff, und er schlief sanft ein, ohne Besinnung, und sein höchster Wunsch: Gott, laß mich nicht mit Besinnung sterben, wurde erfüllt. So habe ich denn den besten Freund in Berlin, die Kunst den besten Künstler verloren, dessen Devise „Wahrheit und Natur" war. Wir haben keinen Zweiten mehr wie ihn in Berlin zu verlieren, wir sind blutarm geworden. Am 10. d. Mts. ahnte mir noch nichts von dem Verlust, der uns bevorstand, und nun schneit es auf sein Grab. Die Theilnahme war allgemein, Leidtragende aus allen Ständen versammelte das Begräbniß, wobei seine früheren Chefs Graf Redern und von Küstner, die die wärmste Theilnahme zeigten, nicht die letzten waren. Herr von Hülsen versteht sich von selbst; über fünfzig Wagen folgten dem Sarge. Der Prediger Berdusched hielt eine tiefergreifende, wahrhaft lichtvolle Rede an der Leiche, worin er dem seltenen Menschen und Künstler gerecht wurde, eine Rede, für die unser ganzer Stand ihm dankbar sein muß, besonders im Vergleich zu mancher früheren Leichenrede am Grabe heimgegangener Kunstjünger. Den Schmerz der treuen Lebensgefährtin, die 41 Jahre an seiner Seite war, der Kinder, die den Vater anbeteten, wage ich nicht zu schildern; ich bin noch betäubt und durchschüttert davon; es kam zu schnell, Niemand war auf diesen grausamen Schlag vorbereitet. Wir Alle verlieren sehr viel an ihm, auch für die Anstalt. Wenn auch seine Kräfte in der letzten Zeit bedeutend nachließen, so waren doch noch (gerade in den letzten Wochen) sein Bansen, sein Anselm in „Die Familie" ꝛc. Darstellungen, die dem jüngeren Geschlecht als Probe dessen nützlich sein konnten, was in früherer Zeit unsern Stand so hoch stellte, denn da war Alles wahr, naturgetreu, da waren keine Männerchen, keine Grimassen, um das blasirte Publikum zur Theilnahme zu reizen; man fühlte, daß Weiß einer untergegangenen Kunstepoche angehörte, die man selbst noch in der Ruine mit einer Art Ehrfurcht betrachtete; er war der allgemeinsten Aufmerksamkeit und Theilnahme stets gewiß, selbst im Opernhaus, wo es ihm schwer ward, für seine feinen Nüancen sich verständlich zu machen. Wie oft klagte er, daß wir von unserer Heimath, dem Schauspielhause, so lange verstoßen wären, wie sehnte er seinen lieben Wirkungskreis dort zurück.

Nun hat er die rechte eigentliche Heimath gefunden, und wenn ich nicht-Mutter wäre, so könnte ich wünschen, daß sie sich auch vor mir erschlöße. So aber muß gelebt und getragen werden. Uebrigens ist durch Weißens Abgang auch der letzte Damm gebrochen, der sich noch oft der Willkürherrschaft entgegengestellt. Düringer aus Mannheim ist jetzt officiell als Regisseur des Trauer- und Schauspiels engagirt, was ein sehr kluger Streich von Hülsen ist, wenn er ihn nämlich gewähren läßt, und ihn nicht auch zum Sklaven seiner Willkür macht. Düringer ist meines Wissens ein energischer Mann in voller Kraft, von dem regeste Thätigkeit zu hoffen ist und der in Mannheim stets ein tüchtiges Repertoir zu erhalten wußte; es ist wenigstens ein frischer Strom, der sich in unsern Sumpf ergießt; ob er die Kraft haben wird, durchzudringen, sich von dem Einflusse frei zu erhalten, der jetzt oft selbst Hülsens guten Willen (den ich im allgemeinen, in so fern er sich nicht auf mich bezieht, nicht bezweifle) total untergräbt, das müssen wir abwarten.

Mit treuer Freundschaft Ihre alte

Birch-Pfeiffer.

Berlin, 22. März 56.

Ich weiß nicht, werther Freund, wie Sie jetzt mit Laube stehen, ich weiß aber auch, daß Sie den Muth haben, offener, maßloser Ungerechtigkeit entgegenzutreten, und ebenso weiß ich, daß ich Ihrer Discretion ganz vertrauen kann, daß ich also meiner Empörung gegen Sie Worte geben darf. Durch die an Verrücktheit grenzende Arroganz Werther's geschieht Laube das schmählichste Unrecht. Ich hoffe, daß Minna Ihnen Laube's „Essex" zu lesen gab und denke mir, Sie haben die Werther'sche Komödie im Buchhandel gefunden und gelesen; wenn Sie es über sich vermocht, denn sie ist schauderhaft langweilig, dann wissen Sie auch, ob ich Recht habe und ob Laube nicht auf eine wahrhaft schmähliche Weise mit Koth beworfen wird, vielleicht um seines besten Stückes willen. Daß ich in den „Jahreszeiten"*) noch nichts fand, ist mir ein Beweis der Gerechtigkeit, mit der Sie auf nähere Details warten, ehe Sie beschuldigen oder vertheidigen. Bis Sie diese Notiz bekommen,

*) Deren Herausgeber ich damals war.

haben Sie ohne Zweifel beide Stücke gelesen und können sich entscheiden, was Sie davon aufnehmen wollen oder nicht; denn ganz schweigen können Sie unmöglich in einer Sache, die in der Literatur solches Aufsehen macht und dem wahrhaften Verdienst eines tüchtigen Mannes mitten ins Herz geht. Betty Paoli sagt ganz wahr: „Wir bedauern Laube, daß er sich, um seiner Ehre willen, vertheidigen muß; denn bei aller Schuldlosigkeit ist es sehr demüthigend, sich gegen gewisse Angriffe vertheidigen zu müssen." Mich hat lange nichts so empört, wie dieser Angriff Werther's, der mir sonst ein liebenswürdiger, anständiger Mann schien, bescheiden und harmlos und den ich jetzt nur für verrückt halten muß. Laube wird freilich eine glänzende Satisfaktion erhalten, denn sein „Essex" muß überall Furore machen (mit Ausnahme von Hamburg, für das es kein Schauspiel und keine Schauspieler mehr giebt) und Geld tragen; aber daß so etwas geschehen kann, daß Niemand Anstand nimmt, das Gemeinste von uns zu glauben, daß ein Mann, der „Monaldeschi" geschrieben, so in den Staub getreten werden kann, weil ein Unbekannter (denn wer kennt Prof. Werther und seine unfruchtbaren dramatischen Bestrebungen. Selbst Hülsen, der ihm so wohl will, läßt sich nicht beschwatzen, seinen „Essex" zu geben, weil er die Unzulänglichkeit des Opus fühlte), weil also ein Unbekannter ihn des Plagiats verdächtigt an einem Stück, das kein Theater aufführen mag — das hat mich aus Rand und Band gebracht, denn wenn ich auch Laube's Schroffheit, seine oft brutale Art und Weise kenne und manchesmal empfinden mußte, so habe ich doch vor dem Manne und Dichter eine so große Achtung, daß ich, wenn ich nicht Mitglied der K. Bühne wäre, mit meiner Unterschrift für ihn aufgetreten wäre, denn ich werde nie vergessen, was er in der Auerbach-Geschichte mir war. Leider aber darf ich das nicht und käme in große Ungelegenheit, wenn ich mich in die Sache mischte, darum spreche ich mich gegen Sie aus und stelle es Ihnen anheim, ob Sie meinen guten Willen für Laube und meine feste Ueberzeugung von seiner Unschuld in dieser Sache in Ihrem Sinn benutzen wollen. Können oder wollen Sie meinen Aufsatz nicht benutzen, so bitte ich, ihn mir zurück zu schicken. In der Fechter-Geschichte ist Laube eben so unschuldig; und Halm, Bacherl gegenüber auch. Daß Niemand auf die Idee kam, sie hätten Beide ihren Stoff aus derselben Quelle geschöpft, daß man eher Halm

des Diebſtahls beſchuldigt (weil er das überragende Talent und Bacherl ein Nichts iſt, verſteht ſich, ſchon darum iſt er im Unrecht), als daran denkt, ob nicht der Andere geſtohlen haben könnte, iſt wieder recht ein Zeichen unſerer Zeit. Höchſt intereſſant war mir beiliegende Notiz aus der Spenerſchen vom 16. März, Nr. 65, die plötzlich auf eine andere und ſicher richtige Spur führt.

Ihre Ch. Birch.

(Der Fechter.) In einem der „Poſ. Z." zugeſandten Aufſatz theilt Hr. Th. Altwaſſer aus Rawicz Folgendes über die bereits vorhandenen dramatiſchen Bearbeitungen deſſelben Stoffes mit: „Unter den älteren, ſtofflich gleichen Dramen, auf die wir die Aufmerkſamkeit lenken möchten, ſteht obenan ein 1761 in Augsburg erſchienenes Trauerſpiel: „Die Cherusker" von dem bekannten Schweizer Johann Jakob Bodmer. Diejenige Tragödie indeß, welche dem Fechter zum Urbilde gedient haben könnte und welche Hr. Dr. Laube wahrſcheinlich im Auge gehabt hat, um — die „Selbſtſtändigkeit" des Fechters zu erkennen, iſt der „Thumelicus" von Cornelius Hermann von Ayrenhoff, einem ziemlich talentvollen Wiener Poeten des 18. Jahrhunderts, der in ſeinen Arbeiten den ſtrengen Regeln der franzöſiſchen Tragödie folgte. Ayrenhoff's Werke ſind, wie wir glauben, zuletzt von Retzer in Wien 1817 in 6 Bänden edirt, zuerſt aber 1772 daſelbſt im Druck erſchienen. Ayrenhoff hat auch einen „Tod Hermanns" gedichtet. Für Diejenigen, welche den Fechter näher kennen, dürfte eine Vergleichung deſſelben mit dem Ayrenhoff'ſchen „Thumelicus" — namentlich nach den letzten Vorgängen — von großem Intereſſe ſein. Zu einer derartigen Parallele anzuregen, iſt der Zweck dieſer Zeilen. Sie wird (ſelbſt wenn im „Fechter" das äußere Gerippe, die vollſtändige Fabel des Thumelicus beibehalten ſein ſollte) zweifelsohne ergeben, wie ſehr der Dichter des neunzehnten Jahrhunderts dem des achtzehnten an dramatiſcher Lebendigkeit und vor allem an Tiefe der Idee überlegen iſt."

Berlin, 13. September 1856.

Seit Monaten habe ich keine Zeitungen geleſen weil ich 1. nicht leſen durfte und 2. mir nicht meine theure Kur ſtören wollte, da ich ſelten in ein Blatt hineinſehe, ohne auf eine Schmähung

oder eine Lüge über mich zu ſtoßen. Um mich nun nicht in eine Brunnenvergiftungsſtimmung zu bringen, die mich ſchon manchmal anwandelte, leſe ich im Bade gar nichts, erfahre alſo erſt hier vor wenigen Tagen von Deſſoir, daß man mich in der „Augsb. A. Z." 1000 Thaler in Wiesbaden gewinnen, nach Andern gar die Bank ſprengen ließ. Leider erboßt ſich dieſe jämmerliche Journaliſtik wieder einmal ins Blaue hinein über mich, denn die ganze Geſchichte reduzirt ſich auf ein paar Hundert Gulden, die ich nach und nach im Vorübergehen (denn ich halte mich nie über 10 Minuten an einer Bank auf) während eines Aufenthalts von 6 Wochen gewonnen habe. Jeder Badegaſt verſucht ſein Glück an der Bank. Wer aber zum Amüſement und nicht aus Spekulation ſpielt, ſpielt nur klein, und damit ſprengt man weder die Bank, noch macht man großen Gewinnſt. Ich habe nie etwas andres geſetzt, als 1 Gulden; hätte ich mit Louisdors geſpielt oder mich jemals zur Bank geſetzt, ſo wäre es wohl möglich geweſen, eine große Summe zu erobern, aber ſo ruhig und beſcheiden, wie ich ſpielte, konnte es höchſtens einem paar verzweifelter Schauſpieler oder Literaten, die ihr Reiſegeld verſpielt (deren eine Maſſe dieſen Sommer in Wiesbaden zu ſehen waren) einfallen, ſolche Lügen zu verbreiten. Sie können mir auf mein Ehrenwort glauben, Fodor, daß ich früher in einem halben Jahre mehr an Bedürftige verſchenkt habe, als mein ganzer Gewinn in Wiesbaden beträgt, und was ich damit that, geht freilich die Welt nichts an — aber Ihnen kann ich wohl ſagen: „ich wollte, die Lügner hätten recht und ich hätte die Bank geſprengt." Der Zweck, den ich dabei hatte, hätte es verdient. Genug, mir ekelt vor dieſer Journaliſtik, der nichts zu erbärmlich iſt, wenn ſie es mir anhängen kann, und Sie werden mich verbinden, wenn Sie die Sache in ihrer taktvollen Weiſe nur mit wenigen Worten berühren, indem Sie „den beträchtlichen Gewinn, den die Birch-Pfeiffer an der Wiesbadener Bank gemacht haben ſoll," in die Rubrik der 10000 Thaler Tantième-Enten verweiſen, welche mir jährlich angedichtet werden, während der fünfte Theil dieſer Summe ſchon ein glänzendes und ſeltenes Tantième-Jahr ausmacht. Wenn Sie Beweiſe für dieſe letztere Behauptung wünſchen, und es Sie intereſſirt, will ich Ihnen einmal ſpezificiren, was überhaupt ein deutſcher Dichter in dem glänzendſten Fall von allen deutſchen Bühnen mit Tantieme und Honorar für ein Zugſtück in zwei

Jahren (in denen es doch überall gegeben sein muß, wenn es Kassenstück ist) einbringen kann. Das dürfte nicht uninteressant sein. — Aber sagen Sie, ist es nicht schmachvoll, daß ich niemls Ruhe bekommen soll — daß mich Neid und Bosheit bis ins Privatleben verfolgen, daß ich also nicht einmal die Aussicht habe, wenn ich mich ganz von Bühne und Literatur zurückziehe, wie jeder andere Mensch nach meinem Gutdünken leben zu dürfen, wenn ich anders nicht aus Deutschland hinausgehe. Sie können mir glauben (und Sie als treuester Freund, der mich so genau kennt, Sie glauben mir), daß ich unglücklich darüber bin, Minna, so zufrieden und glücklich sie ihre jetzige Stellung macht, in dieser Laufbahn zurückzu lassen, die meinen Namen noch über mein Grab hinaus zur Beute und Zielscheibe der Journalistik macht, die sich, wenn sie mich nicht mehr hat, an meinem Kinde ihr Müthchen fortkühlen wird, bis auch ihr Name von den Zetteln verschwindet. Ich war stets gutmüthig bis zur Schwäche, ich habe mein Leben lang mehr verschenkt, als ich je verantworten kann, aber worüber ich jetzt oft erschrecke: die Menschen haben mich umgestaltet in meinem Gemüth, in meinem Sinn, meiner ganzen Lebensanschauung und ich fürchte, ich werde einst Memoiren hinterlassen, die mit so in Gift getauchter Feder geschrieben sind, daß meine Freunde und die Meinen sie nicht als von mir geschrieben anerkennen werden. Gedruckt aber sollen sie werden, Deutschland soll endlich einmal klar in dieses Treiben der Leute sehen, von denen es sich so oft Gesetze machen läßt. Daß Sie an Minna's glücklichem Erfolg in Mannheim innig theilnehmen, das weiß ich und Sie dürfen es auch, denn Sie müssen zugestehen, daß Sie Minna nicht durch Nachsicht oder Schmeicheleі verwöhnt haben und dennoch hat sie eine Anhänglichkeit an Sie, wie ich sie selten bei ihr fand. Jedenfalls ist das Mannheimer Engagement ehrenvoller und für ihre Ausbildung ungleich vortheilhafter, als eine Stellung bei Hrn. Sachse, dessen Treiben zu keinem guten Ende führen kann. Sie hat keinen leichten Stand in Mannheim, und das ist nöthig; sie muß unausgesetzt arbeiten an sich, um sich auf dem Niveau zu erhalten, auf welches sie ihr wirklich günstiges Gastspiel dort hob — sie hat Ehrgeiz, Geist und einen unerschütterlichen Ernst in ihrem Streben; sie kann dort Vieles erringen, wozu ihr Dingelstedt bei allem redlichen Willen, den er gewiß für sie hatte, ihr nie Gelegenheit geben

könnte — darum zerhieb ich den Knoten mit diesem Münchener Engagement und ich denke, es war das Dümmste nicht, was ich gethan. Gott mit Ihnen, guter Freund, und behalten Sie lieb Ihre alte, treue Freundin

Birch.

Berlin, den 25. September 1865.

Nachsicht für eine Halbblinde!

So eben, mein lieber, werther Freund, erhalte ich das Exemplar von Minna's Buch, dessen langes Ausbleiben die einzige Ursache ist, daß ich mein Wort so spät erst erfülle; sie freut sich unendlich, daß Sie ihr Werk lesen — und vielleicht auch besprechen werden, grüßt Sie und Ihre liebe Frau herzlichst und ist sehr glücklich darüber, daß zwischen uns die alte Harmonie der Freundschaft, „welche nie hätte gestört werden sollen," wieder hergestellt ist. Auch mir, liebster Wehl, ist wohl dabei zu Muthe, denn so alte und treue Beziehungen, wie sie uns aneinander knüpften, zerreißen sich nie ohne Weh im Herzen dabei! Meine Dresdener Reise sei gesegnet; sie hat mir viel Liebes gebracht; wir wollen es immer so halten zwischen uns, bis ich meine Bahn beendet — ich habe ja nicht mehr weit bis dahin; also haben Sie immer Geduld mit mir. Möge „Die Heimath"*) Ihnen einen freundlichen Blick in das frische Schwarzwaldleben geben; der Stoff ist keine leere Erfindung, sondern auf das mich sehr befremdende Factum basirt, daß der Wirth im Höllenthal (den ich aus naheliegenden Gründen in einen Sonnenwirth umgewandelt) wirklich seine Töchter in dieser Weise erziehen ließ — ich sah sie beide vor zwei Jahren im Höllenthal (im Breisgau) und da stieg der Gedanke an die möglichen Conflicte, die aus einer solchen Bauern-Thorheit hätten entstehen können, in mir auf. — Wir hatten das Stück jetzt ein Dutzendmal und drüber; warum es in Dresden noch liegt, ist mir ein Räthsel. Devrient aus Karlsruhe schreibt heute, daß seit der „Waise" keins meiner Stücke einen solchen glänzenden Erfolg gehabt; es ging den 21. d. Mts. dort in Scene und Sie wissen, daß Ed. Devrient nicht viel Umstände macht und einem rückhaltlos die Wahrheit sagt!

*) Gesammelte dramatische Werke von Charlotte Birch-Pfeiffer. (Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. 1867 bis 1880.)

Meine herzlichsten Grüße Ihnen und Frau Mathilden, und die Versicherung der aufrichtigsten Freundschaft für alle Zeit Ihrer

alten getreuen
Ch. Birch.

Am 26. September.

„Um eine Krone" (von Putlitz) hat einen sehr günstigen Erfolg bei überfülltem Haus errungen, wenn gleich eine so feine Zeichnung den lauten Beifall weniger herausfordert als sogen. Effektstücke, so wurden dennoch den Darstellern der Hauptrollen wiederholt Hervorrufe, sowohl bei offener Scene als nach den Akten zu Theil; zum Schluß vereinigten sich die Stimmen zum Hervorruf Aller. Ausgezeichnet waren die Damen Erhardt als Katharina, sowie Frau Kierschner als Taschkoff.

Im Oktober kommt Minna's „Guten Abend" mit Frl. Erhardt hier dran; bitte seien Sie nachsichtig gegen diese harmlose Bluette, die keinen Anspruch macht, als ein Viertelstündchen zu unterhalten und nur für den Salon für sich selbst von ihr verfaßt wurde; ein Zufall lenkte die Aufmerksamkeit der G.-Intendanz darauf, und so kommt es auf die Bretter, woran sie wahrlich nie gedacht hatte. Sie ängstigt sich schon jetzt bedeutend ab, und schreibt gestern, daß sie es bereut, sich auf diese Folter gelegt zu haben! — Vogue la galère!

Aus Stuttgart.

(Von 1870 bis 1884.)

Am 26. Juli 1870.

Seit den preußischen Waffenerfolgen von 1866 habe ich den Krieg mit Frankreich für unausbleiblich erachtet. Wie Preußen mit Österreich um den Vorrang in Deutschland streiten mußte, so gilt es jetzt um den auf dem europäischen Festlande mit Frankreich zu streiten. Es handelt sich um die Machtstellung Deutschlands und die politische Führerschaft in der Neuzeit. Frankreich hat sie lange ausgeübt, aber, wie mir scheint, zuletzt nur, weil dieselbe zur Gewohnheit und Überlieferung der Welt geworden, nicht, weil es dazu noch den nöthigen Geist und die volle Kraft besaß.

Die nächste Zeit muß entscheiden, wer es künftig thun wird.

Am 27. Juli 1870.

Gestern erzählte mir Ludmilla Assing, der Dresdener Baumeister Semper sei eigentlich nur durch das strenge und gebieterische Bewußtsein seiner Kunst in die Dresdener Mai-Revolution verwickelt worden. Er sah das Volk Barrikaden errichten und da er bemerkte, daß sie dieselbe ohne alle baumännische Einsicht zusammensetzten, kam ihm die unbesiegbare Anwandlung, ihm darin passende und sachgemäße Unterweisungen zu ertheilen. So ward er in den Aufstand verwickelt, dem er sonst wohl seine Sympathie, aber nie thätige Theilnahme verliehen hätte. Er trug übrigens alle Folgen seines verhängnißvollen Schrittes, ohne sich zu beklagen und Einwendungen zu erheben. Er hat Ludmilla Assing selbst einmal an einer Wirthshaustafel in Zürich gezeigt, wie er die Aufständischen lehrte, ihre Barrikaden zu machen und that dies ganz ohne revolutionäre Redensarten, nur im Vollgefühl seiner bauherrlichen Meisterschaft.

Am 14. März 1871.

Neulich sprach man bei Hallberger's über den jungen König von Bayern, Ludwig den Zweiten. Hofrath Hemsen meinte, er sei der echte Märchenfürst, der aus der Verzauberung heraus regiere. Es sei um ihn herum wie ein Wunderreich, das Seltsamste und

Sonderbarste mache sich bemerkbar. Eduard Hallberger erzählte, der König hätte einmal bei einer Eisenbahnfahrt den Zug plötzlich halten lassen wollen, weil er in schöner Gegend sich dem Naturgenusse hinzugeben die Neigung empfand und wäre ganz außer sich gewesen, als man ihm bemerkte, daß das unmöglich geschehen könne. „Bin ich nicht König, um so etwas zu befehlen?“ rief er heftig aus und es soll lange gedauert haben, ehe er einsah, daß ein nachfolgender Zug mit dem haltenden zusammenstoßen und das größeste Unglück verursachen müßte.

Am 10. April 1871.

Der Krieg zwischen Deutschland und Frankreich ist vorläufig zu Ende. Deutschlands Siege sind unbestreitbar und am augenscheinlichsten belegt durch Frankreichs innere Zerrüttung. Es wühlt in seinen eigenen Eingeweiden und vernichtet sich selbst. Das ganze Volk erscheint abgelebt und verjumpft. Wenn man es in diesem Zustande sieht, muß man erstaunt sein, daß es so lange so mächtig war und so viel gelten konnte. Aber es geht eben mit ganzen Völkerschaften, wie mit einzelnen Menschen. Man nimmt sie, für was sie sich geben. Frankreich gab sich groß und so nahm die Welt es groß. Dieser letzte Krieg hat die Wahnvorstellung aufgedeckt. Heut sieht man Frankreich wie es ist: innerlich hohl, markl los, auf Schein gestellt, entsittlicht. Wird es sich je wieder erheben?

Am 28. Mai 1871.

Ein Freund, der jüngst aus Paris kam und ehedem mit Heinrich Heine viel verkehrt hat, theilte mir noch manches Witzige von ihm mit. Unter Anderem folgende kleine Geschichtchen:

Heine in Paris von Meyerbeer's kommend, begegnete einem Bekannten auf der Treppe, der im Begriffe bei dem berühmten Tondichter einen Besuch zu machen, sich bei ihm erkundigte, was die Gattin desselben für eine Frau sei. „Ei nun“, entgegnete Heine, „es läßt sich mit ihr umgehen; ihre Töchter haben sie leidlich erzogen.“

In Stuttgart besuchte Heine viel August Lewald, der selbst nicht ganz regelrecht gewachsen, einen Diener und mehrere Freunde hatte, die, wie z. B. von Maltitz und von Zettritz bucklich waren. Ein Freund trifft Heine vor der Zeit aus dem Theater kommend und

fragt: wohin? „Die Stücke sind langweilig, die man heute spielt", erwiedert Heine, „und da ziehe ich vor in meine kleine Schweiz zu gehen."

Aus derselben Quelle vernahm ich folgende Anekdote von der berühmten Schauspielerin Charlotte von Hagn. Man sprach einmal bei dieser von der Nachlässigkeit, die sich die meisten Leute in Bezug auf ausgeliehene Bücher zu schulden kommen zu lassen pflegen. „Oh, in dieser Beziehung", rief die glänzende Künstlerin, „bin ich die ordentlichste und zuverlässigste Person, die man sich denken kann: ich habe die ausgeliehenen Bücher noch alle!"

Am 12 Juni 1871.

Der vorstehend angeführte Freund, der für Goethe schwärmt, erzählte mir, daß ein Franzose von seiner Bildung bei ihm eine französische Uebersetzung von „Werther's Leiden" findend, angefangen habe, sich über dieses Werk lustig zu machen, indem er dasselbe in sehr übertriebenem Pathos zu lesen und mit lächerlichen Gesten zu begleiten begann; allein es dauerte nicht lange, so wurde er ernst, tief ergriffen und feierlich und las zuletzt unter strömend hervorbrechenden Thränen.

Gewiß ein großer Triumph dieser Dichtung!

Am 9. November 1871.

Es giebt Leute genug, die auch heute noch den deutschen Beruf Preußens bezweifeln und behaupten: Preußen sei ebenso wenig der von der Geschichte auserwählte und bestimmte Hort Deutschlands, als es der des Protestantismus und des deutschen Geistes sei. Nun ist allerdings, wie ich einräumen will, Preußen das Alles noch in keinem durchaus vollkommenen Grade; aber das thut auch nichts; vor der Hand ist es schon genug, daß man Preußen dafür halten mag und darf. In nicht seltenen Fällen werden Menschen und Dinge durch natürliche Entwickelung nach und nach zu dem, für was man sie hält oder was man meint in ihnen erwarten zu müssen. Zu dieser Erwartung oder jenem Dafürhalten gelangte man, weil sie Keim und Kern dafür in sich trugen und durch eine tausendfach dargethanene Bekundung jenes Dafürhaltens oder dieser Erwartung treibt man den Keim und Kern zur endlichen Entwickelung und Zeitigung. Was an einzelnen Dingen und Menschen sich vollzieht, vollzieht sich wohl auch an ganzen Volks-

ſtämmen. Darum ſollen und müſſen wir, nach meiner Anſicht, um jeden Preis an dem guten Glauben in Preußens deutſchen Beruf unverdroſſen und unerſchütterlich feſthalten. Nur dadurch wird es zum Aufgehen in dieſen politiſch und gleichſam moraliſch genöthigt und gezwungen werden.

Am 11. November 1871.

In Heinrich Marr hat die deutſche Bühne einen Meiſter, in Hermann Hendrichs ein künſtleriſches Naturell verloren. Der Letztere war ein Darſteller ohne Geiſt, ziemlich beſchränkt und von mangelhafter Bildung, aber von wahrhaft männlicher Anmuth und feinem Gefühl. Er ſchuf ſeine Geſtalten aus einer geſunden Empfindung heraus, nicht groß und gewaltig, niemals überraſchend, aber immer mit einem Hauche gewinnender Eigenartigkeit. Von Köln, wo er geboren, im zweiten Jahre ſeines Lebens nach Frankfurt a. M. gebracht, hat er dort ſüddeutſches Weſen und mit dieſem einen Anflug Goethe'ſcher Kunſt erhalten. Wie er in ſeinen jungen Tagen den Franz in deſſen „Götz von Berlichingen" und in vorgerückten Jahren dieſen treuherzigen und biedern Ritter ſelber gab, das wird man kaum jemals wiederſehen. Die jugendliche Liebesſeligkeit des Einen und die kräftige Gemüthlichkeit des Andern ſind nie ergreifender und herzerfreuender dargeſtellt worden, als von ihm. Ebenſo ſind der Melchthal und der Tell vorzügliche Rollen von ihm geweſen. Er war bedeutend in allen Aufgaben, in denen eine ſchöne und volle Menſchlichkeit zum Ausdrucke kam. Der natürliche Impuls gab ſeinen künſtleriſchen Leiſtungen eine beſondere Weihe. Sie hatten etwas von der Thaufriſche und dem Farbenduft einer wahrhaft naiven Mannesſeele. Seine ganze Kunſt beruhte auf ſeinem Naturell.

Bei Marr war das Umgekehrte der Fall. Seine Kunſt war das Ergebniß ernſter und tiefer Studien. Von Hauſe aus nur mäßig beanlagt, triumphirte er über alle natürlichen Hinderniſſe, vermöge eines ſcharfen Verſtandes und einer glänzenden Technik. Er ſiegte durch ſichere und genaue Grundlage, ſowie durch feine und geiſtvolle Züge, die er den von ihm ausgeführten Charakteren zu verleihen verſtand. Alle ſeine Geſtalten hatten ſo zu ſagen: Hand und Fuß; doch war das Großartige weniger ſeine Sache, als das Kleinbürgerliche. Der Kaufmann glückte ihm beſſer, als der Held. Er war ein Genre-, kein Hiſtorienmaler der Bretter.

Persönlich lernte ich Marr näher kennen in Hamburg, als er von Weimar dorthin wieder zurückgekommen. Er hatte in Ilm-Athen seine Stellung als Direktor des Hoftheaters aufgeben müssen, weil, wie es heißt, er sich nicht allen Launen fügen, sondern seinen Kopf behaupten wollte. Und das wollte er denn in der That auch stets und meist mit gutem Grunde. Meister Heinz hatte feste, bestimmte Anschauungen und Grundsätze, für die er tapfer und so zu sagen auf Tod und Leben einstand. Nachgeben, sich finden, accommodiren, wie man sich auszudrücken pflegt, war seine Art nicht. Man hat Marr vielfach als lieblos und ohne Gemüth geschildert, von ihm gemeint, er besäße kein Herz. Wer so über ihn urtheilte, hat ihn nicht gekannt. Meister Heinz war wie jedes echte Künstlerwesen fein besaitet und dem wahren Gefühl zugänglich, aber zugleich auch eine strenge Natur, der die Sache höher stand, als die Person. Wo es die Sache galt, da verschwand ihm der Mensch. Ich kenne keinen Schauspieler, mit dem ich so viel über Kunst gesprochen hätte, wie mit Marr, ohne dabei auf die Namen und die Interessen der Leute zu kommen.

Wir haben so manche Stunde im angeregtesten Verkehr zugebracht. Jede Unterhaltung mit ihm war nützlich und lehrreich; noch auf seinem Sterbebett habe ich das empfunden. Marr wünschte nichts so sehr, als die letzten Jahre seines Lebens als Direktor einer schauspielerischen Bildungsschule oder eines Hoftheaters verleben zu können, wo er nicht genöthigt sei, aus der Kunst eine milchende Kuh zu machen. Er wollte seine gesammelten Erfahrungen, Anschauungen und Grundsätze noch einmal möglichst rein und voll zur Anwendung gebracht sehen. Als er im Anfang der sechszger Jahre auf dem Hoftheater in Dresden gastirte, war viel die Rede davon, ihn dort zum technischen Direktor zu machen. Nur sein vorgerücktes Alter war schließlich die Ursache, daß man den Plan wieder fahren ließ. Nicht anders ist es mit ähnlichen Ideen in München gegangen. In Stuttgart wäre er gleichfalls gern als künstlerischer Leiter der Hofbühne angestellt gewesen, als aber endlich ich dafür berufen wurde, entfaltete Marr einen so uneigennützigen Eifer, mir mit Rath und That zur Hand zu gehen, daß ich mich ihm immer im tiefsten Herzen dafür verpflichtet fühlen werde. Der alte Freund hat mir manchen langen und eingehenden Brief geschrieben, um mir wegen eines Ersatzes für Grunert, wegen

Rollenbesetzung und Repertoir seine Meinung mitzutheilen. Er hegte zu Anfang meiner dramaturgischen Leitung Besorgniß.

Praktiker, Kenner des Theaters, wie er es war, beunruhigte ihn zunächst das alte Vorurtheil, wonach ein Schriftsteller nun einmal nie ein die Gewohnheiten des Publikums und die Bedürfnisse der Kasse befriedigender Direktor werden können soll. Er fürchete, ich würde mich in literarische Bühnen-Experimente verrennen, und beruhigte sich erst, als er sah, daß ich dergleichen nur dann und wann vornahm, um älteren Dichtern und bevorzugten Begabungen an unserer Bühne Rechnung zu tragen.

Ein zweiter Punkt des Zwiespalts zwischen uns war die Ausbildung junger schauspielerischer Begabungen. Der dramatische Altmeister behauptete, daß der Jünger der Bühne, ehe er Rhetorik und Deklamation lerne, lerne Menschen darzustellen. Ich bin der Ansicht, daß diese Darstellung der Gipfel, so zu sagen die Krönung der Schauspielkunst und somit die Vollendung derselben ist. Sie ist das Schwerste, aber auch Höchste und Letzte der Kunst. Die Kunst des Vortrags, die wahre, echte Kunst des Vortrags ist zwar auch nicht leicht, aber minder schwierig zu erreichen. Begeisterung, Schwung, ein volles Herz und ein lebhafter Geist können hier schon viel erlangen, und da man diese Eigenschaften doch mehrentheils immer bei der Jugend trifft, so habe ich dafür gehalten, daß man junge Schauspieler zunächst darin bilden soll, mit einem Wort: ich habe geglaubt und glaube noch heute, Anfänger in deklamatorischen Rollen zuerst beschäftigen und vor das Publikum hinausstellen zu dürfen und erst langsam und nach und nach zu solchen Aufgaben hinüberführen zu müssen, die mehr von natürlicher Wahrheit und Wirklichkeit an sich haben, kurz, ich will aus dem Idealismus in den Realismus und in dem Letzteren noch so viel von dem Ersteren bewahren, als die Schönheit der Kunst dies zur Bedingung macht. Man wollte das auch, aber auf umgekehrte Weise: er verlangte die realistische Schule und dieser zur Zierde einen gewissen idealen Hauch, welcher, nach seinem Dafürhalten, sich schon im Wesen der Kunst selbst bedinge und erzeuge.

So hat er verfahren, meiner Verfahrungsweise entgegengesetzt, und sicher ist, daß er vorzügliche Resultate erzielt. Er hat nicht nur gute Schauspieler, er hat Künstler gebildet, und dieses Bilden habe ich mehrfach Gelegenheit gehabt unter meinen Augen vor sich

gehen zu sehen. Es war ganz eigenthümlicher Art. Marr gab eigentlich seinen Unterricht nur auf Proben und dann sehr heftig und diktatorisch. Er fuhr die Darsteller an und hunzte sie tüchtig herunter, wenn sie etwas boten, was er nicht gelten ließ. Zehn Mal ließ er einen Auftritt probiren, der nicht klappte, zehn Mal rief er einem Mitgliede an derselben Stelle sein Veto zu. Er schonte nie, ersparte keine Beschämung, und doch war er stets der Abgott aller strebenden Jünger.

Woher kam das?

Ganz einfach daher, daß der junge Schauspieler überall empfand, wie Marr sein „Metier" bis auf's Kleinste hinab verstand, ihn mit kurzen Winken und Fingerzeigen auf den rechten Weg darin führte. Aber nicht daher allein; die Anhänglichkeit junger Schauspieler an Meister Heinz entsprang auch zugleich dem Umstande, daß er eine wahrhaft feine und bezaubernde Weise besaß, mit ihnen kollegialisch zu verkehren. Wenn er auf der Probe gescholten, gezankt und gewettert, wenn er über ein Vergreifen oder Mißverstehen der Rolle oder der Situation wie ein Rasender gewüthet, wenn Alles verstimmt, verdutzt und beleidigt war, dann am Schlusse der Probe trat Marr's glänzendste Seite an's Licht. Dann lächelte er verschmitzt, rief die Getadelten um sich und wußte sie durch ein paar gut angebrachte Worte wieder aufzurichten. Vorher ganz Direktor oder Regisseur, war er jetzt ganz Kollege und welch liebenswürdiger Kollege!

Es war wahrhaft reizend, ihn in näherem Umgange mit seinen „Komödianten" zu sehen. Da konnte er toll und lustig sein, wie der Jüngsten einer. Und war er nicht auch jung und frisch bis in sein hohes Alter, bis in den Tod hinein? Noch sehe ich ihn im Geiste vor mir, Meister Heinz, mit seinen hellen, großen blauen Augen, seinen langen weißen Locken, seiner straffen strammen Gestalt — die ewige Jugend gaukelte um sein Haupt, „jene Jugend, die uns nie entfliegt" und welche immer, „früher oder später, den Widerstand der stumpfen Welt besiegt". Ja, Marr ist jung geblieben, jung in und mit seiner Kunst.

Diese beschäftigte ihn noch unausgesetzt, selbst auf seinem Sterbelager. Als ich ihn im Juli 1871 zuletzt in Hamburg besuchte, fand ich ihn schon von den Aerzten aufgegeben. Schon wurden alle Freunde abgewiesen, schon war seine liebevoll ihn pflegende Gattin auf sein Ende gefaßt. Mit einem fernher kommenden Ver-

trauten machte man jedoch eine Ausnahme; ich habe den sterbenden, von entsetzlichen Körperleiden gefolterten Marr noch dreimal gesprochen. Es war schon so weit mit ihm, daß er fast nichts mehr genoß und daß die geringste Bewegung an seinem Lager ihm unerträgliches Mißbehagen verursachte. Er lag meist und dämmerte vor sich hin. Aber sobald der Arme meinen Namen hörte, richtete er sich mühsam von seinem Kissen empor, öffnete seine großen blauen Augen und nickte ein wenig mir zu, um dann sofort mit mir ein Gespräch über Theater zu beginnen. Er sprach von meinen Bestrebungen in Stuttgart, von Eleonore Wahlmann, in der er ein bedeutendes Talent erkannte, von Laube, von seinen eigenen Hoffnungen und Wünschen. „Ich werde nicht mehr spielen," sagte er, „aber ich werde auch an Krücken noch die Regie führen können. Ach lieber Freund," fuhr er dann mit leiser, schwindender Stimme fort, „sie ist doch schön, unsere Kunst! Sie sitzt mit meiner guten Elsbeth" (so nannte er seine Gattin) „an meinem Schmerzenslager, und während diese mich körperlich pflegt und hegt, richtet mich jene geistig auf. Sie ist meine Scheherazade, die mir die wunderbarsten und lachendsten Märchen erzählt. Ich kann Ihnen nicht schildern, Fedor" (er liebte im vertrauten Umgange die Vornamen), „ich kann Ihnen nicht sagen, Fedor, was für reizende und schöne Pläne jede meiner Stunden beschäftigen, die mir die Krankheit von Schmerzen noch frei läßt. Wie viel bleibt mir noch zu wirken und zu schaffen, und welche Lust ist es, zu wirken und zu schaffen in einer Kunst, die wir lieben und welche unsere ganze Seele erfüllt!"

Ich kann nicht sagen, wie mich diese Auslassungen ergriffen. Sie berührten mich auf's Traurigste; aber sie gaben mir auch zugleich eine versöhnende Empfindung. Marr sah und empfand den Tod nicht, der an seiner Seite stand, vor lauter Liebe und Begeisterung für seine Kunst. Seine Kunst verdeckte und verbarg ihm den Tod. Von ihr redend, von ihr träumend, ist er, wie die Wittwe mir telegraphirte, am 17. Sept. 1871 „wie ein Hauch dahin gegangen." Ehre seinem Andenken; ein großer Meister ist in ihm entschlafen, ein Meister, der dramatische Aufgaben mit seltener Wahrheit, Einfachheit und Natürlichkeit zu spielen verstand. Viele seiner Leistungen waren nicht leicht zu übertreffende Kabinetsstücke der darstellenden Kunst. Sein alter Feldern, sein Riccaut, sein Kaufmann, sein Jude im Cumberland'schen Stücke dieses Namens,

sein Baruch in „Dienstpflicht", sein alter Marquis in „Helene von Seiglière" — welche Rollen waren das von ihm noch in seinem hohen Alter! Wer sie sah, wird sie nie vergessen.

Einsicht in seine Kunst besaß er wie selten jemand. Die paar nachstehenden Briefe dürften eine Ahnung davon geben, so knapp und flüchtig sie immer auch sind.

Hamburg, 8. April 1870.

Soeben, mein werther Freund, erhalte ich Ihren Brief, und freue mich, daß mich keine Proben in Anspruch nehmen, ich mithin über einige Fragen Auskunft geben kann.

Sie reden vom Fache des Intriguanten: Mir scheint, sie dürften den Schwerpunkt mehr auf die sogenannten Charakterrollen legen, besonders der größeren Gebilde, sowohl im älteren Heldenfache als im Rhetorischen; in diesen Rollen gerade bestand ja Grunert's künstlerische Kraft. Für Marinelli, Franz Moor ꝛc. war G. längst außer Cours. Einen Darsteller, der beide Gattungen zur Zufriedenheit geben kann, finden Sie nicht.

Ich bin fest überzeugt, daß Wentzel ganz entschiedenes Talent besitzt um in das Fach der Intriguants als Franz Moor, Muley Hassan mit Glück eintreten zu können.

So lange Sie aber noch keinen ersten Liebhaber gewonnen haben, wäre mit W. in dieser Beziehung nur ab und zu eine solche Darstellung als Experiment zu betrachten.

An Ihrer Stelle würde ich, erstens die zu Gebote stehenden Finanzen berechnen, zweitens die Gehaltsumme, welche Grunert bezogen, in Anschlag bringen und für diese letzte Summe einen Darsteller für Grunert's größere heroischen und ersten rhetorischen Rollen, daneben einen Intriguant von mäßiger Bedeutung anstellen. Beide zusammen dürfen den Grunert'schen Gehalt nicht überschreiten: so halten sie Bilanz.

Deetz ist von den mir bekannten der Empfehlenswertheste, NB. für die ernsten heroischen und rhetorischen Rollen. Ein hübscher, stattlicher Mann, schönes kräftiges Organ, verständig und fein gebildet, wie auch ein höchst anständiger Charakter.

Diesem zur Seite paßt für sogenannte Intriguants, welche nicht gerade dem Gebiete des phantastischen angehören, unter Allen, die Sie mir nennen, am besten Deutschinger. Eine Anstellung ohne

Bezeichnung eines Rollenfaches, Verpflichtung in jedem ihm angewiesenen Fache zu wirken, kann Ihnen diesen Mann höchst nützlich machen. — „Talent, geht nach allen Richtungen als sehr brauchbar; Fleiß, bedeutend; solid und anständig in seiner Haltung.

Wenn Deetz und Deutschinger sich im Laufe des ersten halben Jahres bewähren, so würde, selbst wenn nach meiner Ansicht Wenzel aus dem Liebhaber in den Bösewicht aufgeht, Deutschinger Ihnen durch Tüchtigkeit auch dann noch nöthig bleiben. Da Wenzel doch gewiß als bleibend zu betrachten ist, und das Engagement eines ersten Liebhabers demnach als nothwendig sich herausstellt, so würde Deutschinger's Gage im Laufe der Zeit wohl durch irgend einen Rücktritt oder Pensionirung sich ausgleichen.

Dies meine Ansicht, deren Weitschweifigkeit nicht als anmaßende Belehrung zu beurtheilen ist; nun, Sie kennen mich ja.

Was Sie mir über Ihren Chef sagen, freut mich sehr. Trachten Sie nur darnach, daß ihm das Institut immer werth bleibe, damit keine Aenderung ihnen einen gewöhnlichen Intendanten statt seiner zuführt. Diese Charge wird leider vom allerhöchsten Standpunkt meistens als gar zu oberflächlich betrachtet, daher der jammervolle Zustand so vieler Hofbühnen. Die Fürsten dotiren die Theater reichlich, was aber dafür geleistet und wie es geleistet wird, darum kümmert sich Niemand. Die größte Verschwendung kann nicht so Gutes fördern, als eine vernünftige Oeconomie.

Hamburg, den 2. Januar 1871.

Mein lieber, werther Freund!

Es geht Ihnen gut, das weiß ich von Ihrem Schwiegervater, Sie fühlen sich in Ihrer Stellung zufrieden, haben Gelegenheit Ihr Streben mehr und mehr zur Geltung zu bringen, genießen die Achtung Ihres geehrten Chefs und — soweit solches überhaupt möglich ist — das Vertrauen Ihrer Künstler: was will der Mensch mehr?

Ihr Redlichkeitssinn, verbunden mit Ihrer Liebe zur Sache, wird Ihnen dies Alles erhalten. Also Glück auf!

Ist der Krieg ohne Einfluß auf den Theaterbesuch geblieben? Wir haben hier zwar darunter zu leiden, dennoch nicht in dem Grade, daß Alphons Maurice*) besondere Stoßseufzer zum Himmel zu

*) Seiner Zeit Kassen-Verwalter am Thalia-Theater in Hamburg.

senden brauchte. Das Stadt-Theater leidet schwer. Die Theater schießen jetzt hier wie Pilze aus der Erde hervor. Reichard hat vis-à-vis dem Stadt-Theater, in einem halb Keller, halb mit der Straße au niveau stehenden Lokale, ein Kunst-Inst tut eröffnet! Er ist also vom Pferde auf den Esel gestiegen. Verstände er diesen Esel richtig zu leiten, so müßte er jedenfalls besser vorwärts gelangen, als auf dem früheren hohen Pferde. Ich bin aber überzeugt, der Herr Direktor wird nun vom Esel auf den Hund gerathen, so gut der Besuch auch jetzt ist und für die Zukunft bleiben könnte. Sie kennen ja das Hamburger Männer-Publikum. Nach Offenbach, nach einer Galerie hübscher — wenn auch künstlerisch unbedeutender — Mädchen, die kurz, aber sehr kurz geschürzt, neben der decoltirten Toilette noch üppige Waden, und — aus Höflichkeit etwas Schenkelform präsentiren, nach solch anlockenden Gerichten blickt — besonders — unsere jeunesse dorée genau. Geld könnte der Reichhard also machen, wenn er den nöthigen Verstand besäße.

Alle Theater bringen jetzt sogenannte patriotische Stücke! — Ich bin gewiß aus vollem Herzen ein redlicher Patriot, ja ich habe es tief bedauert, daß meine Jahre mir die Anstrengung eines Feldzuges nicht mehr gestatten, aber diese sogenannten patriotischen Machwerke, deren ganzer Werth darin besteht, die Franzosen lächerlich zu machen und in trivialen Couplets zu beschimpfen, diese Machwerke sind mir verhaßt. Ein gewaltiger Muth: den geschlagenen Feind zu verhöhnen!! Die nämlichen geistreichen Autoren würden dem Napoleon huldigen, wenn er als Sieger bei uns eingezogen wäre, und die nämlichen Coupletsänger dem siegenden Feind ihren Sang mit dem nämlichen feurigen Accent darbringen. Pfui! Die Bühne soll sich nie zum Tummelplatz politischer Leidenschaften herabwürdigen. Man schreibe doch Stücke, die den Patriotismus, die Vaterlandsliebe auf eine würdige Weise heben und stärken. Ist das nicht ein testimonium paupertatis unserer deutschen Autoren?

Um Gotteswillen, lieber Fedor, nur nicht Angst, ich höre schon auf; aber Sie mußten schon im Voraus ahnen, wohin mich das Kapitel führen würde, wenn es in mir einmal anfängt heiß zu werden. Die 73 wollen noch immer nicht ruhig werden. Ja, ja, manchmal mag es in mir wohl mehr nach 37 als nach 73 hergehen. Wer mich aber kennt wie Sie, der läßt mich toben und lacht im Stillen.

Wir haben Weilen's „Graf Horn" gegeben. Hat gefallen, aber eben nur gefallen, ohne weitere Sensation. Kann auch nicht mehr erwarten. Weilen bewegt sich nicht geschickt auf dem realistischen Boden. Ob der ganze Vorwurf überhaupt zu einem Drama geeignet ist, will ich nicht beurtheilen, glaube aber — nein!

Am 12. d. M. gebe ich zu meinem Benefiz das alte Schröder'sche Lustspiel „Das Portrait der Mutter". In neueren Sachen wird meinem Wirkungskreise nichts geboten, ich muß also nach dem Alten greifen. Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrem geehrten Chef.

Ihr stets derselbe
H. Marr.

Hamburg, 20. Januar 1871.

Mein werther Freund!

Mein Benefizstück, das alte „Portrait der Mutter", hat ungemein gefallen. Mein Hofrath Wacker ward lebhafter aufgenommen, als früher. Morgen die 5. Wiederholung. Ich bleibe dabei, das alte Repertoir allein kann als Bildungsschule für Schauspieler dienen. Zuerst müssen die jungen Burschе lernen: Menschen darzustellen, Menschen in ihrer natürlichen Einfachheit und Wahrheit; wenn dann poetisches Element vorhanden, werden sie dies späterhin um so bedeutender zur Geltung bringen, weil sie auf Grundlage des Realen wandeln, und nicht Gefahr laufen, das Ideale in unnatürliche Fratze zu verkehren. — Pardon, der alte Komödiantenschulmeister kann das Dociren nicht lassen. Leider wird heutigen Tages nicht viel damit gewonnen, denn — der Schulmeister darf ja nicht den Bakel schwingen; ach, und wie heilsam könnte dieser oft wirken, denn die verfluchte Libertinage beim Theater richtet so manches Talent zu Grunde.

So, nun bin ich schon still, lieber Fedor, Sie sehen, ich habe meine Ihnen bekannte Polterei auf ein bescheidenes Duodez-Maß beschränkt. Möge Ihnen und Ihrem sanfteren Wesen gelingen, so gute Resultate zu erzielen, daß nicht allein Ihr wackerer Chef, sondern auch Sie Ihr Streben belohnt sehen. Ihre Thätigkeit, welche sich in Vorführung der neueren und auch älteren bedeutenden Werke kund giebt, ist anerkennenswerth, aber — verstehen Sie mich recht, es ist ein mehr literarisches als schauspielerisches Streben. Finden Sie, daß Ihre Schauspieler auf diesem Weg an künstlerischer

Bedeutung gewinnen, dann haben natürlich auch Sie nach beiden Richtungen hin gewonnen. Ich hätte gern eine Vorstellung der „Sara Sampson" gesehen, um mich von den Darstellungsfähigkeiten zu überzeugen. Wahrscheinlich war der Eindruck mächtig, ich hoffe es, und hoffe, daß nicht allein die Dichtung diese Macht ausübte, sonst wäre die Wirkung doch nicht nachhaltig und die Vorführung des Stückes bliebe eben nur ein literarisches Experiment.

Unter uns: Mein Plan, oder vielmehr der Plan des Herrn von Perfall — ad vocem der zu errichtenden Schule für Schauspieler — ist wie manche ganz angenehme Lufterscheinung in Nebel zerronnen. Nicht etwa der gegenwärtigen kriegerischen Epoche wegen, nein, es haben sich Einflüsse geltend gemacht, um meine etwaige Bedeutung von München fern zu halten. Herr von Perfall selbst ist gewiß ein wackerer, redlicher und liebenswürdiger Mann, ein Mann, dessen Wort mir so vollgültig ist, als ein unterschriebenes und besiegeltes Dokument; ob er aber der großen Herzensgüte nicht bisweilen auf Kosten seiner Menschenkenntniß zuviel einräumt, dies möchte ich in Frage stellen. Sei dies wie es sei, ich ehre diesen Mann und bleibe ihm stets treu ergeben.

Von dem Gastspiele später. Daß es mir angenehm sein wird, einige Zeit mit Ihnen künstlerisch zu verkehren, wissen Sie. Bei anderen mir noch fremden Bühnen mag ich nicht mehr spielen; in Stuttgart bin ich zum Theil heimisch. Leben Sie wohl. Meine Empfehlung Ihrem geehrten Chef, Ihrer lieben Familie. Madame Wahlmann, Wenzel's Grüße. Ihr alter

H. Marr.

Meine Frau grüßt Sie, Gattin und Kinder auf das Herzlichste.

H. M.

Am 26. November 1871.

Lilla von Buljowszky war hier. Sie kam wie immer freundlich, einschmeichlerisch und gewinnend und ging ohne etwas mehr, als einen kühlen Eindruck zu hinterlassen. Hofrath Wilhelm Hensen sprach über sie und meinte: es liege etwas Räthselhaftes und Seltsames in ihrem Wesen, etwas zu Anfang Anlockendes und Einladendes, dem aber immer etwas Abstoßendes und Entfremdendes bei näherer Bekanntschaft sich beizumischen pflege. Sie sei wie die märchenhafte Wasserunze, die man nur in den Wellen sehen dürfe

und vor deren Flossenschweif man sich entsetze, sobald sie auf's Land gerathe. Bald sei dieser, bald jener berühmte Mann oder Fürst für sie entflammt; man erwarte sie gefesselt und gebannt, umrauscht von Reichthum, Glanz und Glück und gleich darauf erblicke man sie wie stets ohne Mittel, ohne bleibende Stätte, landfahrend und ruhelos. Auch Geibel sei einmal von ihr entzückt gewesen und nach Köln gekommen, um sie spielen zu sehen. Er dichtete und improvisirte für sie die reizendsten Gedichte; die „Sophonisbe" wurde für sie geschrieben. Plötzlich war alles aus: von den ihr gewidmeten Gedichten wollte er nichts mehr wissen und seine Tragödie gab er später der Janauschecf. Ich selbst lernte Frau von Buljowszky zuerst in Hamburg kennen und erinnere mich, daß sie eines Mittags von der Probe von „Romeo und Julie" zu mir in meine Wohnung kam, um die Rolle noch einmal mit mir durchzunehmen. Sie war erhitzt vom Spiel und als sie Mantel und Hut von sich that, stand sie, umfluthet von ihrem losgegangenen, langen, schwarzblauen Haare, in wahrhaft entzückender Schönheit vor mir. „Verzeihen Sie Herr Doktor," sagte sie, „daß ich in solcher Verfassung zu Ihnen komme. Aber mich treibt die Kunst: ich fühlte auf der Probe das Unfertige meiner Leistung und im brennenden Gefühl dieser Unfertigkeit eile ich zu Ihnen, mir Ihren Rath und Beistand zu holen, der Sie über die Darstellung von „Romeo und Julie" eine so tiefgehende und belehrende dramaturgische Abhandlung geschrieben. Ich habe sie begeistert in mich aufgenommen, vermag sie aber noch nicht lebendig auszugestalten und bitte Sie deswegen mir dabei Ihre Hülfe und Unterstützung zu leihen."

Sie hatte sich bei diesen Worten auf mein Sopha gesetzt, indem sie, ihre schönen Arme hebend, mit den Händen ihr schweres Haar vergebens aufzunesteln versuchte.

Sie gab in dieser Stellung ein bezauberndes Bild, das mir indeß zu absichtlich erschien, um nicht einen erkältenden Eindruck hervorzubringen. Gern ging ich indeß die Rolle mit ihr durch und wenn sie dieselbe auch nicht ganz zu meiner Zufriedenheit ausgeführt hat, so muß ich doch bekennen, daß sie einzelne Züge mit hinreißender Gewalt darin zur Erscheinung brachte.

Sie kam damals von Koburg. Später in Dresden, als ich bereits verheirathet war, hat sie uns öfter besucht und einen angeregten Verkehr mit uns unterhalten. Zu jener Zeit war sie in

München angestellt. Jetzt kommt sie aus Prag. Sie ist noch immer schön, spricht geistvoll und klagt über den Verfall der Bühne. Sie erklärte: sich von dieser ganz zurückziehen zu wollen und legte mir doch zugleich nahe: sie hier anzustellen.

Da ich dazu keine Aussicht geben konnte, verschwand sie rasch und geheimnißvoll, wie sie gekommen.

Wenn sie Denkwürdigkeiten schreiben wollte, würde sie ohne Zweifel manches Anziehende und Fesselnde zu berichten haben.

Am 4. Januar 72.

Professor August Winterlin erzählte gestern eine Kinder-Anekdote, die zu denken giebt.

Ein Vater, der seinen kleinen Sohn selbst unterrichtete, sah sich genöthigt, denselben, weil er gar nicht Acht geben und gut thun wollte, körperlich zu züchtigen. Der Knabe lief nach seiner Bestrafung weinend in eine Ecke und verharrte dort ruhig geraume Zeit; dann endlich kam er, die Hände auf den Rücken gelegt, hervor und sagte, indem er sich mit einem gewissen Trotze vor dem Vater aufstellte, ganz ernst und nachdrücklich: „Du weißt gar nicht, Papa, ob mich der liebe Gott nicht am Ende viel größer und stärker werden läßt, als du bist."

Am 28. Januar 1872.

Am 21. ist Franz Grillparzer gestorben. Ganz Wien betheiligte sich, nach den Zeitungen, an seinem Begräbniß. Dingelstedt hielt dabei eine kurze, nicht unwürdige Grabrede. Der römische Ausspruch: Mortalis esse desiit (Er hat aufgehört, sterblich zu sein) war hier sehr gut angewendet. Freilich hätte sich in seiner Auslegung noch Bedeutenderes über Grillparzer sagen lassen, als Dingelstedt sagte. Laube's Worte bedünkten mich indeß vollends nüchtern; sie sollten einfach und herzlich sein, klangen aber geradezu hohl und inhaltslos.

Die Blätter bieten Besseres. Die „Augs. Allgem. Zeitung" schildert eingehend sein Verhältniß zu den drei Schwestern Nettl, Kathi und Peppi Fröhlich, sowie sein Leben mit denselben. Seine „ewige Braut" war die mittelste, Kathi. Er liebte sie von Jugend auf, vermochte aber auch in seinen besten Jahren nie so viel Geld zu gewinnen, um sie heirathen und einen Haushalt gründen zu

können. Überdies soll es seinem Zartsinn widerstrebt haben, die älteste der Schwestern zu umgehen und die jüngere zu begehren. Er wußte, daß alle drei ihn gern hatten. Nach dem Tode der Eltern wurde er bekanntlich ihr beständiger „Zimmerherr" und lebte mit ihnen wie ein Bruder 22 Jahre lang. — Die Wiener „Neue Freie Presse" berichtet, daß Grillparzer stets nur innerhalb seiner vier Wände und nie am murmelnden Bach oder im flüsternden Walde gedichtet habe. Dennoch athmet und weht in seinen Dichtungen ein bestrickender Zauber der Natur. Seine ersten Versuche brachte er Schreyvogel, und der ermuthigte ihn. Goethe hätte gemeint, erzählte er ihm, Poetisches müsse man durch die Finger blasen. Das eiferte ihn an. Wenn die Sache so leicht ist, warum soll sie mir nicht auch gelingen? dachte er. „König Ottokars Glück und Ende" hielt er für sein bestes Stück. Auf mich hat es in der That den mächtigsten Eindruck von allen seinen Dramen gemacht. Zu einer Zeit, in der er viel Klavier spielte, entstand die „Medea". Der Selbstmord seiner Mutter unterbrach die Arbeit und er suchte den schrecklichen Eindruck dieses Ereignisses durch eine Reise nach Italien zu verwischen. Als er zurückkam und die Arbeit wieder vornahm, fand er zu seinem Verdruße, daß ihm die Entwickelung der Tragödie aus dem Gedächtniß geschwunden war. „Als ich zufällig in derselben Umgebung (es war bei Karoline Pichler)", erzählte er, „dieselbe Symphonie von Beethoven spielte, wie ich es vor meiner Reise öfter gethan, stand plötzlich mein Entwurf zur „Medea" mit allen Einzelheiten wieder vor mir."

Laube hatte bei seinem damaligen Intendanten angelegentlichst sich bemüht, Grillparzer ein Ehrengeschenk an Honorar zu erwerben, zur Zeit, da er dessen Stücke wieder aufgriff und erst damals zur Geltung brachte. Waren sie doch vor Einführung der Tantième zuerst gegeben worden und hatten dem Verfasser ein sehr kärgliches Honorar vom Hofburgtheater eingetragen. Der Intendant wollte sich zu einigen Hundert Gulden verstehen. Beschämt von solcher Knickrigkeit ließ Laube die Sache fallen.

Es ist gut, solche Dinge festzuhalten. Sie sind charakteristisch für unsere Zeit und die Würdigung der Dichter in Deutschland. Und Grillparzer war jedenfalls einer unserer größesten. Bezeichnend für ihn ist seine neueste „Musterregel der Aesthetik", die also lautet: Ich nenne Dir die Vorschrift, durch die Du alle erfüllst: Habe Talent,

mein Lieber — und ſchreibe, was Du willſt. Darnach hat er ſich all' ſein Lebtag gerichtet. Die Geſetze der Dichtkunſt haben ihn wenig gekümmert. Er ſchrieb, wie ihm um's Herz war und deswegen mit einer ganz nahen, gleichſam naturwüchſigen Tragik. Sein Pathos war das Pathos einer wunderbar poetiſchen Einfalt. Es hat, was man Naturlaute nennt. Grillparzer iſt deswegen nicht der Poet für Jedermann. Er erſcheint manchem gerade in ſeinen feinſten Zügen abgeſchmackt oder gar lächerlich. Ihn voll zu genießen, muß man ihn in ſeiner Eigenthümlichkeit zu würdigen verſtehen, muß man das ſinnliche Element, das ihm eigen iſt, in ſeiner ganzen Unbefangenheit auf ſich wirken zu laſſen im Stande ſein. Grillparzer iſt im Drama ungefähr, was Mörike in der Lyrik iſt: ein Dichter, der aus ſeinem innerſten Weſen heraus Momente von leuchtendſter Urſprünglichkeit und einer Wahrhaftigkeit ſchafft, welche die reinſte Menſchlichkeit gewiſſermaßen dichteriſch durchſichtig gefaßt wiederſpiegeln. Es ſpricht aus dieſen Momenten ein ſeeliſches Etwas, das ſich eigentlich nur empfinden, aber nicht klar bezeichnen läßt. Es packt und zündet, ohne daß man recht weiß, durch was und warum. Es iſt ein geheimnißvoller, räthſelhafter Zug in ſeiner Poeſie, der ſinnige Gemüther hinreißt, grober geartete aber leicht zum Spott und zur Verhöhnung veranlaßt.

Am 9. Februar 1872.

Am 1. Februar iſt in Dresden Bogumil Dawiſon geſtorben, nachdem er zuletzt einige Jahre in geiſtiger Umnachtung trübſelig verbracht hat. Ich lernte ihn zuerſt in Hamburg kennen, als er 1847 am dortigen Thaliatheater ſeinen Uebertritt von der polniſchen zur deutſchen Bühne in's Werk zu richten begann. Er verkehrte damals viel mit Emil Bürde, einem ſtrebſamen und glücklichen Darſteller des Hamburger Stadttheaters und Herbert König, dem ſpäteren berühmten Aquarellmaler und Zeichner, der zu jener Zeit noch verſuchte, als Schauſpieler ſich eine Stellung zu ſchaffen. Beide brachten mich mit Dawiſon verſchiedene Male zuſammen, indem ſie ſich beſtrebten, mir Theilnahme für denſelben einzuflößen. Ich ſah auf ihre Veranlaſſung Hotel's „Hans Jürge" von ihm, den Zolky in „Der alte Student" von Maltitz und Rouget de Liſle in Gottſchall's „Marſeillaiſe", Rollen, in denen der polniſche Klang ſeiner deutſchen Ausſprache wenig ſtörend erſchien und die

er in der That in hohem Grade geistvoll und erfolgreich auszuführen verstand. Ich konnte nicht leugnen, daß seine Darstellung mich eigenartig berührte und daß mir daraus eine große Begabung entgegen zu leuchten schien. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, ihm persönlich näher zu treten. Ich hatte gerade in jener Zeit eine innigere Beziehung zu Baison gewonnen, einem wahrhaft ausgezeichneten Schauspieler, der damals als Direktor des Stadttheaters verzweiflungsvolle Versuche machte, die Theilnahme der Hamburger für die Kunstanstalt des unvergeßlichen Schröder wieder zu gewinnen.

Er leistete sein Bestes als Darsteller und entwickelte in Bezug auf Rührigkeit des Repertoirs und Heranziehung und Schulung guter Kräfte das Möglichste. Er leitete meist die Proben selbst, las die neu eingereichten Stücke und machte dafür Verbesserungsvorschläge. Manchmal kam er schon in aller Frühe vor mein Bett, um vor Beginn seiner Bureauzeit allerlei darauf Bezügliches mit mir zu besprechen.

Er entwickelte eine geradezu fieberhafte Thätigkeit, die ihn auch endlich aufgerieben und im besten Mannesalter ins Grab gebracht hat. Dennoch gelang es ihm nicht, seinem Theater ein zutrauenslustiges und dankbares Publikum zu verschaffen. Selbst seine eigenen ausgezeichneten Leistungen erhielten weniger Antheil und Beifall, als die von Dawison. Dawison spielte vor vollen Bänken, er vor leeren Häusern. Das verbitterte ihn natürlich in hohem Grade.

„Was habe ich für alle Arbeit, allen Fleiß und Schweiß meines Lebens?“ hörte ich ihn damals zürnend ausrufen. „Eines schönen Tages fällt es einem polnischen Komödianten ein, daß es lohnender sei, auf deutschen Brettern zu mimen und auf diesen mit näselndem Ton und verstümmelter Aussprache erscheinend, wird ihm im Handumdrehen alle Anerkennung und aller Ruf zu Theil, die ich mir erst durch jahrelanges Wirken sauer errungen habe.“

Ich wußte aus Baison's eigenem Munde, wie er, aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen, früh auf sich selbst verwiesen, seine künstlerische Laufbahn ohne genügende Vorbildung, ohne Rath und Unterstützung begonnen und im Anfang bespöttelt und verlacht, nur durch unablässige Uebung und nie ermüdendes Studium, sich endlich dennoch zur Geltung gebracht. Er war damals ein Darsteller ersten Ranges und zugleich ein Mann von umfassender Bildung, namentlich auf dem Felde der Geschichte gründlich bewandert. Mit ihm mich

zu unterhalten und zu arbeiten, ist mir immer anregend und belehrend gewesen, und ich empfand deswegen schmerzlich die Verstimmung, in die er gerathen und welche ich durch irgend eine Parteinahme für Dawison's aufsteigenden Bühnenruhm zu vermehren mich vorsorglich hütete.

Aus diesem Grunde geschah es, daß zu jener Zeit eine vertrautere Beziehung zwischen Dawison und mir nicht stattgefunden. Erst später, viele Jahre nach Bason's Tode und nachdem der „polnische Komödiant" der deutschen Sprache vollständig mächtig geworden und seine größesten Erfolge bereits errungen hatte, wurde ich mit ihm näher bekannt. Das sechste Heft der von mir begründeten und geleiteten „Deutschen Schaubühne" brachte 1861 sein wohlgetroffenes Bildniß als Carlos im „Clavigo" mit einem Lebensabriß aus der Feder von Emil Kneschke, der ein kurzes, aber scharf gezeichnetes Bild seines künstlerischen Entwickelungsganges, wie seiner gesammten Bühnenwirksamkeit in seiner Blüthezeit, zum Besten gab.

Dawison versäumte nicht, für diese Beachtung seiner Persönlichkeit, mir seinen Dank zu sagen und seiner Freude darüber Ausdruck zu verschaffen, daß endlich die Abneigung beseitigt scheine, die mich bisher abgehalten, seine Leistungen zu würdigen. Ich meinerseits erklärte ihm ehrlich und offen die Ursache meiner Zurückhaltung und veranlaßte dadurch ein gegenseitiges Aussprechen, das schon am Schlusse des Jahres 1860 durch meine Bühnenbearbeitung von Kleist's „Hermannsschlacht", die man am Dresdener Hoftheater zur Aufführung angenommen, vorbereitet worden war. Er schrieb mir damals:

Dresden, 21. Dezbr. 1860.

Geehrter Herr!

„Die Hermannsschlacht", welche Sie so trefflich bearbeitet haben, erfüllt mich ganz und gar. Sie müssen wissen, daß ich nächst Shakespeare keinen dramatischen Dichter so verehre wie Kleist. Die Wahrheit und der Humor ist's, die ihn unschätzbar machen, und ich freue mich wie auf ein Fest auf die Darstellung des Hermann. Wenn Sie doch nur herkommen könnten!

Ohne allen Zweifel werden wir einen schönen und nachhaltigen Erfolg haben. Sie wissen sehr gut, wie viel ein Akt-

ſchluß werth iſt und haben das Ihrige gethan. Etwas matt freilich erſcheint mir der Schluß des dritten Aktes und ich bitte Sie um einige Verſe. Hermann kann, nachdem Varus Thusnelden in's Zelt abgeführt, noch einen Augenblick zurückbleiben, und — erſchöpft von der Anſtrengung, welche ihm ſeine Verſtellung verurſacht, von der Zurückhaltung gegenüber den „Rheinbundsfürſten", — etwa ausrufen: „Kaum halt' ich mich", — und dann nach einem Stoßſeufzer inbrünſtig hinzufügen, etwa:

„ . . . . . O Wodan, großer Geiſt,
Laß mich das Werk, das ich begann, vollenden,
Auf daß mein Vaterland u. ſ. w.
Befreit auf ewig werd' aus Feindes Händen." —

So etwa. Der ſonſt ſo wunderſchöne dritte Akt verdient, daß er nicht wirkungslos ausgehe.

Was meinen Sie dazu? Schicken Sie mir aber die Verſe gleich, denn am 27. beginnen ſchon die Proben.

Daß Sie mich nicht beſuchten, that mir ſehr leid. Und ich war zum Unglück noch leidend und konnte nicht einmal den Einladungen Gutzkow's und Pabſt's folgen.*) Nun, ich hoffe, Sie dafür im Frühjahr in Hamburg zu ſehen. Iſt denn die „Hermannsſchlacht" im Stadttheater ſchon gegeben? Ich habe von dort häufige Aufforderungen zum Gaſtſpiel gehabt, ohne daß ich mich noch entſchieden hätte. Wie wär's, wenn ich den „Hermann" dort zuerſt ſpielte? —

Ihre mir angedeuteten kleineren Sachen will ich nach Neujahr leſen. Vorläufig brennt mir der Kopf, denn nebenbei ſoll ich auch noch am 3. Januar heirathen.

Mit aller Hochachtung und Ergebenheit
Ihr
B. Dawiſon."

Ueber die erfolgte Aufführung meldete er mir Nachſtehendes:

Dresden, 3. Januar 1861.
(Am Hochzeitstage.)

Ich muß Ihnen doch noch, verehrter Herr und Freund, in Eile über den Erfolg der „Hermannsſchlacht" berichten. Er war

*) Ich hatte auf meiner Hochzeitsreiſe einige Tage in Dresden verweilt und nur meine näheren Freunde mit meiner jungen Gattin beſucht

ein tüchtiger und durchschlagender, und ich wollte, Sie wären hier gewesen. Ariston's Verurtheilung, welche man bereits gestrichen hatte, wurde auf mein entschiedenes Verlangen wieder hergestellt, ebenso bat ich mir die Barden, „die süßen Alten" wieder aus. Beides wirkte vortrefflich. Das Stück ging musterhaft, das überfüllte Haus horchte athemlos — ich selbst aber wurde 7 Mal gerufen, für Dresden eine Seltenheit. Ich gratulire!

Die Wiederholung ist für Sonntag, den 6. d., anberaumt. Ich freue mich darauf, denn so manches muß noch besser werden.

Mit achtungsvollem Gruße

Ihr

B. Dawison."

Ein weiterer Brief von ihm lautet:

Dresden, 2. Febr. 1861.

„Gewiß weiß ich es nicht, mein geehrter Herr und Freund, aber es scheint doch die Wahrheit zu sein, daß die „Hermannsschlacht" nicht gegeben werden darf. Nur wo die „Nat. Ztg." ꝛc. Herrn von Beust nennt, ist, glaube ich, richtiger: „der König" zu lesen. Die 4. Aufführung, die am Sonntag nach der wieder mit Enthusiasmus aufgenommenen dritten bereits auf dem Repertoire stand, ist abgesagt worden und seitdem ist von dem herrlichen Stücke keine Rede mehr. Traurig, sehr traurig, Freund, nicht nur für uns Komödianten, sondern auch für unsere erbärmlichen deutschen Zustände. Wie recht der arme Kleist hatte, zeigt sich nun wiederum an vorliegendem Falle. Wir gehn möglicherweise einer Zeit entgegen, wo er die schönste Gelegenheit finden könnte, sich zum zweiten Male todtzuschießen.

Mit Wollheim*) habe ich per Agentur ziemlich abgeschlossen, wenn auch — ich gestehe es frei — nicht ohne Katzenjammer. Der Herr Direktor war zu hochnasig oder vielleicht zu faul mit mir persönlich zu correspondiren. Letzteres finde ich, seinen großen Pflichten gegenüber, gewissenlos; Ersteres, wenn es der Fall, erbärmlich. Freilich muß ich beinahe daran glauben. Ihm zu Liebe spiele ich sicher in Hamburg nicht; es drängt mich, meinen lieben Hamburgern, die mir die Pforten des deutschen Theaters erschlossen

*) Damals Direktor des Stadttheaters in Hamburg.

haben, zu zeigen, was ich gelernt und — vergessen habe. Dieser Drang muß mächtig in mir sein, da ich es endlich über mich gewinne, meinem wackern Maurice wehe zu thun.

„Die Hermannsschlacht!“ — Das versteht sich. Ich habe sie vorschlagen lassen. Sie müssen mich ja auch sehen in der mir so an's Herz gewachsenen Rolle! Meine Bedingung wird freilich sein und unerschütterlich bleiben: daß Astolf von einem Manne gespielt werde. Ich mag mir die gewaltige Scene nicht durch Aeußerlichkeiten verkümmern lassen. Frl. Kronberg ist ein liebes, talentvolles Mädchen, aber einem „Jungen“, und wenn er noch so schöne Waden hätte, vertraut man keine Kinder, keine Dolche und Briefe.

Fehlt's an Personal, so benutzt vielleicht Herr Dreßler gern die Gelegenheit, sich bescheiden und künstlerisch gesinnt zu zeigen, indem er die Rolle übernimmt. Klug wäre es in jedem Fall. Wollen Sie vielleicht im Voraus Direktor Wollheim ein Wort darüber sagen? — Bei uns spielt die Rolle Herr Jauner, unser erster jugendlicher Liebhaber.

Ihren ersten Aktschluß bin ich begierig zu lesen, aber — ehrlich gesagt, ich bin mit meinem alten (wenn, wie bei uns, die an sich sehr schönen 2 Verse des Wolff, wegfallen) sehr zufrieden. Es kommt auf das „Wie“ an, glauben Sie mir; und gerade dieser Aktschluß hat elektrisch gezündet.

Wollen Sie mir auch einen Rath geben? Wie soll ich mich mit Heller stellen? Lauben zu Liebe hat dieser Herr bis jetzt weidlich über mich — sagen wir geschimpft, es ist das beste Wort. Ohne allen Zweifel wird er es wieder thun, obgleich er plus royaliste sein wird que le roi, denn Laube ist längst wieder mein Freund geworden und hört nicht auf, meinen Verlust zu bedauern. Was soll ich thun? Ich bin (leider gottlob) nicht der Mann, zu elenden Mitteln zu greifen. Aber rathlos bin ich in der That. Sagen Sie mir ein Wort,

Ihr herzlich ergebener

B. Dawison.

Ob die „Hermannsschlacht“ in jenen Tagen wirklich von König Johann verboten worden ist, weiß ich heute nicht mehr zu sagen; ich erinnere mich nur, daß eine weitere Aufführung vorerst nicht stattfand. Was nun aber das Verhältniß Dawison's zu

Dr. Robert Heller betrifft, so ist das allerdings ein ganz besonderes gewesen. Heller, der Feuilletonist der „Hamburger Nachrichten", war von Leipzig her ein treuer Freund und Anhänger Laube's. Laube aber hatte Dawison, gleich nachdem er die Leitung des k. k. Burgtheaters in Wien übernommen, als Charakterspieler angestellt und versucht, ihn auf den dortigen Brettern heimisch zu machen. Allein das ging nicht so leicht, als Laube und Dawison gedacht hatten. Beide fanden eine geschlossene Kunstgenossenschaft, in die eine neue Kraft einzubürgern, mit vielen Hindernissen verknüpft war. Laube mußte langsam und vorsichtig verfahren, und dies um so mehr, als Dawison mit seinen ersten Rollen keineswegs durchschlagenden Erfolg erzielt hatte. Seine Art zu spielen, stach von der in der Burg damals üblichen bedeutend ab. Sein Vortrag besaß nichts von der melodischen Deklamation, wie sie durch das Rettich'sche Ehepaar, Ludwig Löwe und andere hervorragende Mitglieder auf dieser ersten Bühne Oesterreichs zur allgemeinen Geltung gebracht worden war. Der Rhythmus der Verse kümmerte ihn wenig, ja, man darf wohl behaupten: derselbe war ihm durch Abstammung und Nationalität von Hause aus versagt. Jude und Pole von Geburt, blieb ihm der harmonische Klang der deutschen Sprache eigentlich immer verschlossen und seine ganze darstellende Kunst vorwiegend auf scharfe und geistvolle Auffassung, auf überraschende Wendungen im natürlichen Ausdrucke und realistische Gestaltungsweise verwiesen. *Dawison hat nie verleugnen können, daß er sich in Paris zum deutschen Schauspieler ausgebildet.* Hierin stimmte er einigermaßen mit Laube überein, denn Laube, dem die dramatische Mache, wie sie in Frankreich gäng und gäbe war, unbeschreibliche Ehrfurcht einflößte, neigte in Theaterdingen sehr dem Pariser Sinne und Geschmacke zu. Er war also gern bereit, seinem ersten Schützlinge die Wege zu ebnen und Bahn zu brechen. Allein selbstverständlich nur nach und nach und nach dem gebotenen Maaße der Umstände. Aber das paßte Dawison nicht. Dawison war heißblütig, immer im Wirbelwind der Erregtheit und Leidenschaft, dabei voll von brennendem Ehrgeiz und übertriebenem Selbstbewußtsein. Er konnte nicht verwinden, daß ihm vererst noch die großen klassischen Charakterrollen entzogen bleiben und neue kleinere ihm genügen sollten, sich damit Boden unter den Füßen zu erobern. Er maulte und murrte, schalt Laube

furchtsam und erklärte seinen Künstlerruf in Gefahr. Als ihm nun vollends zu jener Zeit ein schmeichelhafter Antrag an das Hoftheater in Dresden zukam, brach er durch ungeschliffenes Verhalten einen Zwiespalt mit Laube vom Zaune und ertrotzte so eine sofortige Lösung seines Wiener Vertrages.

Laube beleidigen, hieß aber Heller kränken. Heller schwur auf Laube, und um so fester und unverbrüchlicher, je weniger er im Grunde von Dramaturgie verstand. Er war ein angenehmer Romanschriftsteller, ein gewandter und glücklicher Stylist, dabei ein äußerst liebenswürdiger Lebemann und Gesellschafter. In Theaterdingen konnte man ihn indeß keineswegs bewandert nennen. Er besaß kein rechtes Urtheil darin und ließ sich dabei von persönlicher Zu- und Abneigung leiten. Seine Abneigung gegen Dawison war verbrieft und besiegelt, seit dieser Laube mit Hohn und Undank gelohnt. —

So standen die Angelegenheiten, als Dawison sein Gastspiel mit dem Hamburger Stadttheater abschloß und darauf beziehen sich die Schlußauslassungen seines vorher mitgetheilten Briefes.

Da mein Vernehmen mit Heller stets ein kollegialisch gutes und freundliches gewesen und bis zu seinem Tod geblieben ist, so ergriff ich die nächste sich mir darbietende Gelegenheit, mit Heller über Dawison's Bedenken zu reden. Heller bezeichnete sie als durchaus grundlos und meinte: „Dawison komme und spiele, um sich zu überzeugen, daß ich vollkommen unparteiisch richte."

Ich verfehlte nicht, diese Aeußerung dem Künstler schriftlich mitzutheilen und ihn nach seiner Ankunft zu einem Besuche bei Heller zu veranlassen.

Die Sache ließ sich gut an und die ersten Beurtheilungen Heller's fielen zwar etwas gezwungen und frostig, aber immerhin noch ziemlich anerkennend aus. Später wurden sie nach und nach ablehnend und tadelnd, ohne indeß geradezu herausfordernd und beleidigend zu werden. Da Dawison ununterbrochen unter Zulauf und Beifall weiter spielte, so hätte er zufrieden sein und schweigen können. Aber seine Eitelkeit ließ ihm keine Ruhe. Vor seiner Abschiedsvorstellung kam er in einem äußerst aufgeregten Zustande zu mir, um mir einen Brief an Heller mitzutheilen, in dem Folgendes zu lesen war:

Hamburg, 15. April 1861.

Herrn Dr. R. Heller, hier.

Nachdem ich gestern mein Gastspiel im Stadttheater beschlossen, gestatte ich mir, einige Worte des Abschiedes an Sie zu richten.

Der Erfolg, den ich errang, war, bedenkt man, daß das Publikum nicht mehr gewohnt ist, dort ernste Darstellungen zu sehen, ein sehr großer. Der Besuch steigerte sich, und gestern schloß ich unter jubelndem Beifall bei übervollem Hause.

Ihre Angriffe gegen mich, von denen ich nur den Othello-Aufsatz gelesen, vermochten mir also weder materiell noch künstlerisch zu schaden, wohl aber haben Sie viel dazu beigetragen, Sie in der Meinung der Bessern noch um ein Bedeutendes herabzusetzen. Seit einer Reihe von Jahren benutzen Sie jede Gelegenheit, an mir Ihre Bosheit auszulassen. Sie thun dies auf eine kleinliche und hämische Weise, und auch vor der Lüge schrecken Sie nicht zurück. Man sagt, Sie wollten auf diese Weise Ihren Freund Laube rächen, dessen galoppin Sie sein sollen. Ist das wahr — noch zaudere ich Ihnen dies Motiv unterzulegen — so werden Sie sich schwerlich den Beifall Ihres Meisters erwerben. Längst schon hat Laube aufgehört, Böses von mir zu sprechen, und ich selbst halte seit Jahren denselben objektiven Standpunkt ein; wir sind eben anständige Feinde.

Indeß, es macht Ihnen Spaß, über mich herzufallen — gut. Wenn Sie Ihre Angriffe nur klüger einrichten wollten! Cynisch und plump wie sie sind, verfehlen sie ihr Ziel und täuschen den Blödesten nicht. Ihr Artikel über Othello z. B. ist nicht nur durch und durch geistlos, nein, er ist geradezu ungeschickt und — albern. Und mögen Ihnen Shakespeare's Manen verzeihen, was Sie von einem seiner größten Meisterwerke faseln! Ich gestehe, selten noch sah ich die Ignoranz mit dieser Selbstgefälligkeit und Anmaßung sich breit machen.

Wollte ich Ihnen öffentlich antworten, ich könnte Sie sehr lächerlich machen. Aber seit den 24 Jahren, die ich beim Theater bin, habe ich noch niemals einem Rezensenten, wäre er noch so ungerecht gegen mich gewesen, geantwortet, und auch Ihnen, mein Herr, will ich diese Ehre nicht anthun. Ich räche mich auf meine Weise. Als ich im Jahre 1852 in Wien zum ersten Male „Richard III." spielte, schrieb ein Herr R . . . . . ß, ein erbärmlicher

Wicht, in der dortigen „Presse“ ungefähr: „Wir haben schon viel Schlechtes gesehen, aber etwas so Nichtswürdiges wie dieser Richard ist uns noch nicht vorgekommen.“ — Dies Urtheil ließ ich ruhig abdrucken, und Sie finden es in meiner Biographie in Brockhaus' „Unsere Zeit“, I. Bd., 1. Heft. Vielleicht erweise ich auch Ihren Stylübungen einmal diese Ehre. Jedenfalls würden Sie sich piquant ausnehmen, und eines Tages, wenn wir Beide todt sind, wenn mein Name, wie ich es von Gott erhoffe, vielleicht unter den Bessern der Schauspielkunst mit Ehren genannt wird, und der Ihrige noch höchstens unter den alten Rechnungen des Hôtel de Belvedère zu finden sein wird — wird vielleicht einer oder der andere Kunsthistoriker Ihrer „Urtheile“ über meine Darstellungen lächelnd als Curiosum erwähnen.

Ich bitte Sie also, mein G[illegible]ter, fortzufahren auf diesem Wege; nur gebe ich Ihnen, wie gesagt, den wohlgemeinten Rath, wenn Sie mir wirklich schaden wollen, es klüger und vorsichtiger anzufangen. — Z. B., wenn Sie eine Vorstellung „beurtheilen“ wollen, gehen Sie nicht nach dem 3. Akt fort, wie im „Othello“, oder kommen Sie nicht erst zum 3., wie im „Richard“. Ich weiß, es ist schwer, sich von einem guten Nachtisch zu trennen, aber bedenken Sie, daß die Leute im Parterre Sie kennen, und daß bei solchem Gebahren auch der Einfältigste gleich weiß, was er von Ihnen zu halten hat.

Noch muß ich Ihnen gestehen, daß ich diesen Brief einem Freunde gegeben, und daß ich viel von dessen Indiscretion fürchte, so, daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn in diesem Augenblick vielleicht schon Hunderte von Abschriften in Hamburg circulirten.

Leben Sie wohl, Herr Doctor; meine Hochachtung kann ich Ihnen leider nicht ausdrücken.

B. Dawison.

„Soll ich diesen Brief veröffentlichen?“ fragte er.

„Beileibe nicht!“ gab ich zur Antwort. „Sie nehmen die Dinge zu schwer. Heller läßt Ihnen manches Gute. Die Veröffentlichung kann nur böses Blut und Ihnen Nachtheil bereiten.“

„Sie mögen recht haben“, meinte er nach einigem Besinnen, schob das Schreiben in die Tasche und entfernte sich mit dem Versprechen, im Hotel es zu verbrennen.

Wie überrascht war ich, dasselbe zwei Tage später gedruckt

und mit der Abschiedskarte Dawison's zugeschickt zu erhalten. So wurde es in ganz Hamburg ausgestreut.

Das konnte natürlich Heller nicht auf sich sitzen lassen. Er schickte Dawison nach Schwerin, wohin derselbe gegangen war, eine Ausforderung zum Zweikampf nach, und dieser — lehnte sie kurzweg ab. Er habe Besseres zu thun, als solche Narrheiten zu begehen, gab er zur Antwort.

Robert Heller, der vom Studenten her immer noch etwas Keckes und Ritterliches an sich hatte, sonst aber keineswegs besonders rauflustig und blutdürstig in seinen angenehmen Verhältnissen zu sein Neigung verspürte, kam ohne Zweifel diese Erklärung sehr gelegen, die er denn auch Sorge trug, so viel als möglich verbreiten zu lassen.

Sie verschaffte ihm selbstverständlich die beste Genugthuung; Dawison aber viel Demüthigung und Verdruß.

Er besaß mancherlei Feinde und Gegner und namentlich in Dresden, wo die Anhänger Emil Devrient's in ihm und seiner Kunstrichtung nur unliebsame Eindringlinge erblicken wollten, war man ihm vielfach abgünstig. Diese Abgünstigen benutzten den heiklen Ehrenumstand, die öffentliche Meinung gegen ihn einzunehmen und zu verstimmen. Als er zuerst auf seiner Heimatsbühne wieder auftrat, traf er ein getheiltes und befangenes Publikum, was ihn aufregte und beunruhigte. Er spielte weniger sicher und zuversichtlich als sonst und wurde verbittert und menschenfeindlich.

Gerade in dieser Zeit war ich von Hamburg nach Dresden übergesiedelt, um dort Mitarbeiter an der „Constitutionellen Zeitung" zu werden. Als solchem lag mir hauptsächlich ob, über Kunst, Literatur und Theater zu schreiben. Dawison begrüßte mich sogleich schriftlich, in dem er seine Freude darüber aussprach, die Kritik bei mir in reinen und sachverständigen Händen zu wissen. Meinem Urtheil, das er als durchaus geistvoll und unparteiisch kenne, hob er hervor, wolle er sich unbedingt, so weit er die Fähigkeit dazu besitze, unterwerfen.

Ich antwortete ihm darauf mit ein paar kurzen aber freundlichen Worten. Dabei aber blieb es zunächst. Er sei leidend, ließ er mir sagen und ich hätte mit meiner ersten Einrichtung zu thun, so würde es gut sein, uns vorerst nicht zu besuchen. Ich wußte: die unselige Angelegenheit mit Heller lag zwischen uns und es war ihm äußerst widerwärtig, sie unter uns berührt zu sehen.

Mir war eben auch nicht darum zu thun, sie auf das Tapet gebracht zu finden, denn ich hätte selbstverständlich sie nach keiner Seite hin loben können. So lebten wir eine Zeit lang ohne weitere Annäherung neben einander hin. Inzwischen hatte ich begonnen, über die Vorstellungen des Dresdener Hoftheaters zu schreiben, ehrlich, offen, bald rühmend, bald tadelnd, stets ohne die Absicht, zu verletzen, immer jedoch mit dem Vorsatz anzuregen, zu bilden und zu fördern. Auch meine Lieblinge, wie Marie Bayer-Bürk, Franziska Berg, Emil Devrient, mußten sich, neben aller Verehrung, die ich ihnen zollte, doch manche Rüge gefallen lassen. Nicht weniger mußte das Bogumil Dawison.

Ich verkannte seine großen Vorzüge nicht, aber so wenig seine Schwächen: er verstand lebensvoll und wirksam zu gestalten, seine Charaktere scharf auszuprägen und mit überraschenden Zügen zu versehen; allein eine höhere künstlerische Harmonie und das entzückende Ebenmaß und der hinreißende Wohlklang einer gebundenen Sprache blieben ihm lange und in abgeschlossener Vollendung fast immer versagt. Wenn er in seinen künstlerischen Leistungen zünden können sollte, bedurfte er der Leidenschaft, des flammenden Ausbruchs, der aufbäumenden Kraft. Die schöne gleichmäßige Ruhe war seine Sache nicht; dazu paßten weder sein Gesicht, noch sein zwar schlank aufgeschossener und gelenkiger, aber haltungsloser Körper. Seine Mienen entbehrten eines wahrhaft edlen und großen Ausdrucks, seine Bewegungen der erhabenen Anmuth und Würde. Ein erster Chorführer in Schiller's „Braut von Messina", ein Antonio in Goethe's „Tasso" oder ein Thoas in dessen „Iphigenie" waren nicht gerade Aufgaben, die er tiefergreifend und mächtig auszutragen vermochte. Auch in ihnen war er allerdings wohl im Stande, der Natur und Wahrheit abgelauschte Momente, aber nicht ein Ganzes im ausgeglichenen, überall wohlbemessenen und aus der innersten Seele heraus sich vollkommen gegliedert aufbauenden Style zu bieten. In dergleichen Partien, wenn sie ihm ja etwa zuertheilt wurden, hing seine Begabung sich an einzelne Seiten derselben und hob diese so bunt und vorlaut vor anderen hervor, daß dadurch der einheitliche Eindruck gestört und ein verletzendes Mißverhältniß der Theile entstand. Von bewunderungswürdiger Art waren dagegen Schöpfungen von ihm wie Othello, Bonjour in Holtei's bekannten Liederspielen, Carlos in „Clavigo",

Franz Moor, Ruley Hassan, Marinelli in „Emilia Galotti“, Riccaut in „Minna von Barnhelm“, Shylock, Mercutio und Brachvogel's Narciß. Auch den „Königslieutenant“ Gutzkow's gab er gewinnend, wenn auch nicht so liebenswürdig einnehmend, wie Friedrich Haase. Das Ergreifendste, das ich je von ihm gehört, war das Lied Mosen's „Andreas Hofer“, das er halb singend, halb sprechend so herzerschütternd vortrug, daß er auch im Zimmer und im Frack und mit der weißen Halsbinde die Hörer zu Thränen und Schluzchen veranlaßte.

Ich schrieb über seine Darstellungen das Eine wie das Andere, das Anerkennende wie das Verwerfende, das Erstere ohne Schmeichelei, das Andere ohne Gehässigkeit. Ich hatte grade eine seiner Vorführungen wenig gelten lassen können, als er mich persönlich bitten kam, mit meiner Frau in seiner stattlichen Villa auf der Chemnitzer Landstraße mit seinen Freunden seinen Geburtstag zu feiern.

Wir gingen und fanden eine große Gesellschaft, die sehr angeregt und munter war. Dawison machte den gefälligen und entgegenkommenden Wirth. Er begrüßte uns sehr lebhaft und führte uns heiter ein. Nachdem er meine Frau bei der seinigen untergebracht, nahm er mich vertraulich unter den Arm und setzte mir, mit mir auf- und niedergehend, auseinander, daß meine Besprechungen in jeder Beziehung unterweisend seien und daß er Lob wie Tadel mit gleichem Antheil darum entgegennehme.

Wenn ich aufrichtig sein will, muß ich allerdings bekennen, daß das wirklich der Fall bei ihm gewesen ist. Er zeigte sich erfreut über jede Zustimmung und nicht empfindlich über eine etwaige Ablehnung. So kam es, daß wir in einen beständigen und angeregten Verkehr gelangten, ohne grade im engeren Sinne vertraut zu werden. Dazu war ich zu ruhig und zurückhaltend, er zu aufgeregt, zu drängend und stürmisch. Er, der mir einmal gesagt hatte: „daß er wie ein Tobsüchtiger lerne,“ hatte die üble Angewöhnung, bei der Unterhaltung wie ein wildes Thier auf- und abzurennen, dann und wann einem ganz nah auf den Leib zu rücken, am Rocküberschlag oder Brustknopf zu nehmen und daran herum zu rütteln und zu schütteln.

Meinem Wesen war ein solches Benehmen sehr unleidlich und nicht immer vermochte ich dasselbe geduldig zu ertragen. Zuweilen

entwand ich mich ihm und rief ihm ein ärgerliches Zurück! zu. Dann entschuldigte er sich lachend und schalt mich einen vornehmen Kritiker, der immer nach dem Gesetze der Aesthetik behandelt sein wolle. „Zum Teufel", pflegte er dabei zu rufen, „werden Sie doch auch etwas demokratisch, sonst kann ein Plebejer, wie ich, ja gar nicht mit Ihnen umgehn!"

Dieser Plebejer war indeß viel aristokratischer, als ich es je gewesen bin. Sein Haus war fürstlich eingerichtet und es fehlte darin nicht an Dienerschaft. Später kaufte er in der Nähe von Dresden noch ein kleines Landgut und baute darauf.

Alles das wirbelte bunt mit der Kunst in seinem Kopfe durch einander und machte ihn mehr und mehr unstät und wechselnd. Nach und nach war ein Gespräch mit ihm allein beinahe unerspießlich und aufreibend. Er blieb nie bei der Sache und kam vom Hundertsten in's Tausendste. Ich habe manchen sonderbaren Auftritt mit ihm gehabt. Einmal, erinnere ich mich, saß ich mit ihm und dem Maler Herbert König in der Glasveranda seines Hauses. Wir hatten von Nikolaus Lenau gesprochen und ich erzählte, wie mir dessen Freundin, Emma von Suckow, berichtet, Lenau habe eines Tages auf einer Postfahrt mit einem Freunde, wegen eines vertraulichen Gespräches, das er mit diesem führen wollte, die Mitreisenden aus dem innern Theile des Wagens dadurch vertrieben, daß er den Wahnsinnigen mit täuschender Wahrheit gespielt.

Ich äußerte meine Verwunderung über diese grausige Verstellungskunst und meinte, es sei mir unbegreiflich, wie jemand seine Mienen und den Ausdruck derselben in so erschreckender Weise in der Gewalt haben könne. „Oh, nichts leichter, als das!" rief Dawison und zeigte in demselben Augenblicke den stieren, verglasten Blick und die schlaffen und stumpfen Züge des Verrückten in so überzeugender Art auf, daß ich entsetzt davor zurückschauderte.

Dies ereignete sich kurz vor seiner großen Reise nach Amerika. Er war auch in Dresden auf die Länge mit seiner Stellung nicht zufrieden. Er wollte nur große erste Rollen spielen, viel Urlaub zu Gastspielen haben und unablässig Ruhm und Reichthümer sammeln. Das Alles versprach ihm Amerika. Kein Rath, keine Vorstellung half. Eilig ertrotzte er wiederum seinen Abschied und ging.

Was er begehrt hatte, das ward ihm. Nach Jahr und Tag

kehrte er reich und lorbeerbekränzt zu uns zurück. Ich sehe ihn noch lebhaft vor mir, wie er in Dresden zum ersten Mal mich wieder besuchte. Er war magerer geworden, im Gesicht gerötheter, dabei erregter, unruhiger, mehr denn je her- und hinlaufend. Er sprach lauter, selbstbewußter, wie ein Mensch, der sich auf dem Gipfel sieht. Ich hatte ihm früher seine Sucht zum Gastspielen, seine Unlust zu neuen Rollen vorgeworfen. „Nun", rief er mir triumphirend zu, „habe ich das Vermögen und den Weltruf, die ich zu besitzen gewünscht und nun bin ich gern bereit, dem Dresdener Hoftheater künftighin für ein Ei und ein Butterbrot meine Dienste zu widmen." Er wollte nun erst zeigen, was er vermöchte. „Sie haben mich oft getadelt", sagte er, „daß ich zu viel auf Gastspiele gegangen und nicht genug studirt habe. Nun will ich ruhig und gesetzt werden und in Muße neue große Rollen in mich aufnehmen. Erst jetzt bin ich in den Zustand künstlerischer Reife getreten und Sie sollen noch Großes an mir erleben."

So und ähnlich sprach er: das Aufgeblasene, Gespreizte, Uebertriebene seiner Reden machte einen geradezu unheimlichen Eindruck auf mich, und ich sah ihm, als er mich verließ, nicht ohne eine Empfindung von großer Niedergedrücktheit und Besorgniß nach.

Wenige Monate danach hieß es: er sei vom Schlage getroffen und habe die Sprache verloren. Er ging in ein Bad und ich selbst siedelte 1868 wieder nach Hamburg über, um 1870 in die Leitung des Stuttgarter Hoftheaters einzutreten.

1871 berührte ich auf einer Geschäftsreise auch Dresden. Eines Tages durch die Schloßstraße gehend, kam mir, langsam fahrend, ein Wagen entgegen, in dem ein Herr und eine Dame saßen. Zufällig sah ich hin und erkannte Dawison und seine Frau. Auch sie hatten mich bemerkt und hießen den Kutscher halten. Ich trat heran. Dawison saß gebrochen, hinfällig, mit verzerrten Zügen und erloschenen Augen zusammengesunken auf dem Rücksitz. Langsam und schwerfällig schob er mir seine Hand entgegen und versuchte unter einem irrsinnigen Lächeln ein paar Worte zu sagen. Es war ein undeutliches Lallen, das ich nicht verstand und welches mich erschreckte. Der Auftritt in seinem Glassalon fiel mir ein; es war ganz dasselbe Bild. Ich trat einen Schritt entsetzt zurück.

„Dawison hat Sie erkannt und wollte Sie begrüßen", sagte seine Frau, indem sie verlegen ein Zeichen gab, weiter zu fahren.

Das war meine letzte Begegnung mit ihm. Kaum ein halbes Jahr danach, am 1. Februar 1872, verloschte der Tod die matt gewordene Lebensflamme eines Geistes, der, mag man an ihm auch auszusetzen haben, was man will, unter allen Umständen immer zu den glänzendsten unserer Bühne wird gezählt werden müssen.

Am 15. Februar 72.

Siegmund Kolisch schildert in der „Neuen Freien Presse" Grillparzer durch das Schicksal von Jugend auf so weich gebettet, daß ihn jedes rauhe Lüftchen, jedes Rosenblättchen, das sich auf seinem Lager zusammenknäulte, belästigte. Er hat im Allgemeinen, behauptet der genannte Schriftsteller, nur geringe Widerwärtigkeiten und Feindschaften zu erdulden gehabt, aber sie genügten doch, ihn auf die Dauer und das Bitterste zu verstimmen. Daß man „Die Ahnfrau" mit der Schicksalstragödie zusammenwarf und abthat, vergällte ihn gegen seine Zeit; daß er wegen seines Gedichts „Die Ruinen des Campo vaccino in Rom" auf Anklage des fanatischen Zacharias Werner die Stelle eines kaiserlichen Vorlesers verlor, erzürnte ihn gegen Oesterreich. Diese Erzürnung und jene Vergällung beherrschten sein ganzes Leben und Dichten. Er war eben auch verwöhnt worden in dem „Capua der Geister", wie er Wien in einem seiner Gedichte so bezeichnend benannt hat. Er wollte gehätschelt und gewiegt, nicht rauh angefaßt sein.

Am 18. Februar 72.

Wie tief Frankreich gesunken, wie innerlich ausgehöhlt und leer es ist, beweist zur Genüge der Umstand, daß die neue Wendung seiner Geschicke keinen einzigen wahrhaft bedeutenden Menschen auf den geschichtlichen Schauplatz gerufen hat, und es sich mit dem alten abgenutzten Adolf Thiers nothdürftig behelfen muß. Die Wiener „Neue Freie Presse" brachte kürzlich in einer Darstellung von der Lage Frankreichs folgende treffenden Worte über ihn:

„Herr Thiers ist also das Haupt einer Republik, aber dieses Haupt hält sich nur durch fortwährendes Beugen. Heute schmeichelt er den Republikanern, morgen der Rechten; keiner Partei getreu, glaubt er sie alle zu besitzen; angeblich erhaben über den Sturm der Parteien, tritt er in jeder Redeschlacht, nein, sogar in jedem Redegefecht in den Kampf; der Mann des allgemeinen Vertrauens

erbittet und erbettelt sich täglich das Vertrauen der Versailler Versammlung."

Am 2. März 72.

Heut kam ich mit einem in Sachen der Literatur wohlbewanderten Stuttgarter auf Ludwig Pfau zu sprechen. Er berichtete mir, daß derselbe in seiner Jugend gelernter Gärtner gewesen und als solcher nach Paris gegangen sei, wo ihn ein lebhafter Drang unwiderstehlich in die Kreise der bildenden Künste getrieben. Er ernährte sich dort eine Weile als Maler, ging dann in seine Heimath Württemberg zurück und begann in Stuttgart eifrig zu studiren. Endlich greift er zur Feder. Das Erste, was er veröffentlichte, waren selbstverständlich, wie beinahe bei allen deutschen Schriftstellern, Gedichte. 1865 betrat er sein eigentliches Gebiet: die Philosophie und Kritik der Kunst mit dem Lieferungswerk „Freie Studien", das, gut gedruckt, im Verlag von Emil Ebner in Stuttgart erschienen ist und meiner Ansicht nach mehr Anerkennung und Verbreitung verdient, als es erhalten hat. Es bekundet angestrengtes und tiefes Nachdenken über die gewählten Gegenstände, viel Geist und Kenntniß und vor allen Dingen eine frische, durchaus unverlebte und ursprüngliche Auffassungsgabe. Die erste Abhandlung: „Die Kunst im Staat" entwickelt sich in breit umfassender Weise, erörtert zunächst die Kunst in ihrem Verhältniß zur Philosophie, dann zur Geschichte und Oeconomie und schließlich zur Politik. Diese Erörterung bedünkt mich umsichtig, verständig durchgeführt und oft mit glänzenden und überraschenden Gedanken ausgestattet. Sehr bedeutend erscheint mir sein leitender Ausspruch: „Die Geschichte der Menschheit ist im Grunde nur die Geschichte der Wahrheit", welche er darum auch gleichsam zur Pathe seiner ganzen Arbeit gemacht hat. Sie spricht seine innerste Ueberzeugung aus. Diese Ueberzeugung wird nicht Jedem die richtige scheinen, namentlich nicht in dem, was er über den christlichen Glauben und diesen oder jenen berühmten Mann der Historie verlauten läßt. Allein man wird dem Verfasser immer einräumen müssen, daß er für seine Behauptungen Beweise und Gründe beibringt, die sich nicht über die Achsel ansehen lassen, schon deswegen nicht, weil er sie in keineswegs herausfordernder und verletzender Weise, sondern überaus gesetzt und ruhig, gleichsam mit dem feinen Geschmack und Takt des echten Künstlers vorträgt. Sein Vortrag

ist musterhaft durchsichtig, klar und voll natürlicher Anmuth. Auch seine Besprechungen der neueren Malerleistungen in Belgien und Paris, des Wirkens deutscher Künstler in Frankreich, des französischen Kaiserthums und der Kunst zeichnen sich durch Schlichtheit, sachgemäße Darstellung und besonnenes und gesundes Urtheil aus. Die Baugeschichte des alten und neuen Louvre ist vielfach unterrichtend und sein Aufsatz über den Verfasser des Buches „Eigenthum ist Diebstahl", Pierre Joseph Proudhon, von einer wahrhaft wohlthuenden Unbefangenheit und Milde.

Ich kann es nicht begreifen, daß ein Mann wie Pfau keine hervorragende Stellung in Deutschland hat gewinnen können. Seinen Schriften nach zu schließen, ist er für eine solche ohne Zweifel befähigt. Wie ich vernehme, gehört er einer politischen Partei an, die nicht die meinige ist. Aber wie ich, dem ohngeachtet, seine Verdienste gerne und mit Freuden anerkenne, so meine ich, hätten auch Andere sie gewahren und über den politischen Standpunkt hinwegsehend, seiner schönen Begabung Spielraum und Geltung verschaffen sollen.

Am 10. März 1872.

Zu meiner lebhaften Verwunderung schenkt man dem Umschwunge nicht genug Beachtung, der ganz entschieden in die Geschicke der Welt kommen muß, wenn Preußen an der Spitze von Deutschland, also ein protestantischer Staat, gleichsam der Staat der reinen Vernunft, in der Politik das Uebergewicht und an der Stelle von Frankreich die Führerschaft erhält. Unter dem großen Kurfürsten und noch mehr unter Friedrich dem Großen hat man von diesem Einfluß schon Proben gehabt; derselbe ist aber entschieden mit dem nicht zu vergleichen, der jetzt stattfinden muß. Damals war Preußen klein, Deutschland machtlos und Frankreich in seiner gebietenden Stellung unerschüttert. Heute ist Frankreich nicht der zehnte Theil mehr von dem, was es war, Deutschland einig, umleuchtet von Glanz und Ruhm und Preußen gewachsen, sein Herrscher das Heft der europäischen Politik in Händen haltend. Heute kann, ja muß der Einfluß dieses protestantischen Staates von weitgreifendster Bedeutung auf Welt und Zeit schon deswegen werden, weil es überhaupt das erste Mal ist, daß das deutsche Kaiserthum, ja, das Kaiserthum überhaupt, auf den Protestantismus kommt. Was dereinst Moritz von Sachsen geträumt hat, das ist endlich in der

Gegenwart zur Wirklichkeit geworden. Dieser Umstand allein bestimmt eine neue Zeitrechnung.

Am 13. März 1872.

Eine Anekdote, die ich dieser Tage hörte, hat mir viel Spaß gemacht. In Frankfurt a. M. aßen an der Wirthstafel eines ersten Gasthofes neben vielen preußischen Offizieren auch einige Juden. Einer der Letzteren speiste so unappetitlich, daß es allgemeinen Widerwillen erregte. Um ihm das bemerklich zu machen und vielleicht zu vertreiben, ahmte eines schönen Tages ein junger Lieutenant zum Ergötzen der Tischgenossen seine Art zu essen, ihm auffallend nach. Der Israelit, der das gewahrte und ärgerlich wurde, that seiner Entrüstung jedoch in folgender witzigen Weise Genüge: „Wenn Sie wollen durchaus nachahmen Einen", sagte er, „so ahmen Sie nach Moltken, Herr Leitnant. Das wird Ihnen mehr Ehre und Vortheil bringen, als wenn Sie's thun bei mir."

Am 17. März 1872.

Herr Dr. F. W. Rogge erzählte mir heute von einem Besuche bei Wolfgang Menzel, der sehr über das Alter und die Cotta'schen Erben klagte. „Das sind Besitzer einer Buchfabrik", meinte er, „Literaturfabrikanten, welche den Markt beschicken. Intelligenz und Geist sind in dem Geschäft nicht mehr vorhanden. Der Alte nahm noch Antheil an den Schriftstellern, förderte und unterstützte sie, wie und wo er konnte. Die Nachfolger wuchern nur mit den erworbenen Klassikern.

Am 19. Mai 1872.

Am 13. ist Moritz Hartmann in Wien nach langen Leiden gestorben. In ihm wird ein reichbegabter, liebenswürdiger Mensch begraben, dessen freundschaftlichen Umgang und Verkehr eine Reihe von Jahren genossen zu haben, mir stets eine beglückende Erinnerung bleiben soll.

Ich lernte ihn zuerst im Winter von 1846 zu 1847 in Berlin im Hause von Theodor Mundt kennen. Genau so alt wie ich, wie ich allem Großen und Edlen begeistert zugethan, wie ich für ein mächtiges Deutschland und die Freiheit schwärmend, schlossen wir rasch und innig uns aneinander an.

Moritz Hartmann war damals ein bildschöner Jüngling. Ein wenig mehr als mittelgroß, fein, schlank und regelmäßig gebaut, trug er auf ziemlich breiten Schultern einen länglich gerundeten Kopf mit prächtigen Augen und einer gedehnt gezogenen, aber zart geschweiften Nase; lang herabwallendes, dunkles Haar und ein flaumiges Bärtchen gaben ihm ein stattliches Ansehen.

Er war der hübscheste Jude, den ich je gesehen und was bei Juden selten, voll gewinnender Anmuth in Haltung und Bewegung. Dabei besaß er eine Stimme von bezauberndem Wohlklang und eine Liebenswürdigkeit des Wesens von geradezu hinreißender Wirkung. Man darf dreist von ihm sagen: wer ihn kennen lernte, der liebte ihn.

Er kam damals aus Paris und brachte Heinrich Heine's eben erschienenen „Neuen Gedichte" mit, die er unermüdlich vorlas. Ich erinnere mich, daß er „Ritter Olaf" mit einer Hingebung vortrug, die ihm selber die Thränen in die Augen trieb.

Von Berlin aus ging er nach Oesterreich, um sich dort in seiner Heimath wegen der angeklagten Dichtung: „Kelch und Schwert" zu stellen. Um ihretwegen gefänglich eingezogen, befreite ihn die Revolution, die ihn kaum sieben und zwanzigjährig in das Treiben der Politik und das Frankfurter Parlament geführt hat. Darin saß er auf der Linken, ward von seiner Partei mit Robert Blum und Julius Fröbel in das belagerte Wien abgesandt, entkam bei dessen Einnahme durch Windischgrätz wie durch ein Wunder, zog mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart und betheiligte sich an dem Aufstande in Baden, nach dessen Niederwerfung er zuerst nach der Schweiz und dann nach Paris zog, wo er allmälig wieder zu Athem und Ruhe kommend, brieflich seine Beziehungen auf's Neue mit mir anknüpfte.

Seine bewegten Schicksale wie seine Werke: „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", „Der Krieg um den Wald", „Adam und Eva" hatten ihn inzwischen berühmt und zu einem gesuchten Mitarbeiter der ersten Zeitungen unseres Vaterlandes gemacht. Auch die von mir damals geleitete, von Gutzkow begründete Hamburger Wochenschrift „Jahreszeiten" erfreute sich seiner besonderen Theilnahme.

In dieser Zeit schrieben wir uns oft und mehrfach kam er nach Hamburg zu Besuch, anfangs heimlich, endlich, nachdem die öffentlichen Verhältnisse in Deutschland bessere und freiere geworden, offen und unangefochten.

In jener Epoche haben wir in unſerer Freundſchaft wahrhaft glückliche Tage verlebt, Tage, von denen ſeine mir gebliebenen Briefe nur einen ſchwachen Abglanz bieten.

Unter dem 5. November 1851 ſchreibt er mir aus Paris 25 Rue du Helder:

Sie fragen, was ich arbeite? In dieſem Augenblicke nichts Rechtes, indem ich blos mit Redaktion jenes Tagebuches beſchäftigt bin, das vielleicht manches Intereſſante enthalten wird, da ich in Provence und Languedoc, wo ich Frühling und Sommer mit Streifzügen verbracht, eine wahre Terra incognita gefunden. Außerdem wird vielleicht in dieſem Augenblicke eine neue Auflage von „Kelch und Schwert" ausgegeben. Es iſt bedeutend vermehrt und Sie würden mich verbinden, wenn Sie eine Beſprechung darüber brächten, da das Buch in Folge der Verhältniſſe ſeines früheren Verlegers unter Sequeſtration gelegen und durch volle drei Jahre faſt ganz aus dem Buchhandel verſchwunden war, was es halb und halb in Vergeſſenheit gebracht hat. Ich liebe es, denn es iſt meine Jugend.

Paris, den 23. Januar 1852.

Verehrter Freund!

Als ich Ihnen die letzten Notizen ſchickte, konnte ich Ihnen nicht ſo ausführlich danken, wie ich wollte. Das ſoll heute geſchehen. So danke ich Ihnen zuerſt für Ueberſendung der Hefte, dann für die höchſt freundlichen Rezenſionen. Es kommt mir weniger auf das Lob an, als auf den Ton, in dem man von mir ſpricht. Von Zeit zu Zeit aber muß einem eine lobende Kritik zu Geſicht kommen, denn man ſage was man will und man ſei ſo wenig eitel als es einem Menſchen möglich, das Lob iſt nothwendig, die Anerkennung iſt ein Bedürfniß, wenn man weiter gehen ſoll. Mögen die Ideen, über das, was man leiſten will, noch ſo feſtgeſtellt ſein, möge man noch ſo klar ſein über Alles, was man ſoll — man verliert die Hälfte ſeiner Kraft und mehr als die Hälfte ſeines Muthes, ſobald man ſich einſam ſieht. Beſonders in der Fremde, wo kein naher Widerhall antwortet, beſchleicht uns das Gefühl der Verlaſſenheit doppelt leicht und man erſcheint ſich bald ein Rufer in der Wüſte. Ihr Glücklichen zu Hauſe wißt nicht, wie das thut. — Meine Notizen werden wohl in der nächſten Zeit dürftig ausfallen, denn es geht in Kunſt und Literatur nichts vor. Alles iſt verſprengt, die

Stimmung dumpf, kein Gefühl fürs Schöne. Frankreich ist unausstehlich, widerlich. Glücklich wäre ich, wenn ich mich für einige Zeit nach Deutschland flüchten könnte. Ist es auch dort erbärmlich, so ist es doch die Erbärmlichkeit en famille und man hört seine Sprache und findet Vieles, was trösten kann. In Frankreich, sobald es politisch sinkt, bleibt nichts übrig, als höchstens die Grazie und die kleinen Füße der Pariserinnen. Das ist am Ende nicht genug, besonders, wenn man sich überzeugt, daß mit dieser Grazie und den kleinen Füßen nichts Erhebliches verbunden ist. Ich schicke Ihnen heute einen kleinen Romanzenzyklus (Clarissa.) Der Stoff, eine dalmatinische Sage, soll schon von Paul Heyse bearbeitet sein. Aber was thut das, da die Sage aller Welt gehört und ich sie wahrscheinlich anders bearbeitet habe als jener Poet. Das Gedicht von Paul Heyse soll sehr schön sein, also wahrscheinlich besser als meins.

Als er einige Zeit nach dem Staatsstreich Napoleon III. als verdächtig eingekerkert wurde, meldete er mir nach überstandener Haft:

Paris, den 6. März 1853.

Lieber Freund! Verzeihen Sie, daß ich Ihrer freundschaftlichen Nachfrage nicht so schnell geantwortet habe, als sie es verdient. Noch immer weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht. Seit ich aus dem Gefängniß bin, habe ich unzählige Visiten zu machen, um der Unzahl von Menschen zu danken, die sich während meiner Gefangenschaft als gute Freunde bewährt haben. Diese Erfahrung ist die süße Frucht jener bitteren Unannehmlichkeit. Denn bitter war sie; das Zellen- und das Absonderungssystem ist das grausamste und barbarischste aller Haftsysteme und kann leicht zum Wahnsinn oder, wenn man nicht einen starken inneren Inhalt in die schauerliche Einsamkeit mitbringt, zur vollkommenen Demoralisation, zum letzten Verfall führen. Auch diese Erfindung oder Einführung danken wir den frommen Philantropen und ich weiß es jetzt, warum ich diese immmer so gehaßt habe. Die Grausamkeit des Systems abgerechnet, wurden wir sehr anständig und mit vieler Rücksicht behandelt. Man ließ uns Alles zukommen, was zur Ausschmückung der kahlen Mauern und zur Vertreibung der furchtbaren Langeweile dienen konnte. So hatte ich eine ganze Bibliothek und war meine ganze Zelle mit Blumen, ja mit ganzen Bäumen,

die man mir aus den verschiedensten Gewächshäusern schickte, ausgeschmückt. Außerdem lebte ich während der 17 Tage nur von Pasteten, Trüffeln und den edelsten Weinen aller Zonen. — In diesem Augenblicke bin ich noch nicht ganz frei, denn ich bin nur auf Caution losgelassen und mein Prozeß kann noch weiter gehen oder auch niedergeschlagen werden. Als man erfuhr, daß ich auf Geldcaution frei kommen könnte, liefen von allen Seiten so viele Geldangebote ein, daß die Summen ein sehr anständiges Vermögen ausmachen würden. Mit all dem, mein lieber Freund, konnte ich Ihren Empfohlenen nicht sehr gefällig oder behilflich sein. Uebrigens wäre das wohl auch im freien Zustande schwer gewesen. Herr und Mad. Helmrich schienen fest entschlossen, sich meiner Dienstfertigkeit, die ich ihnen angeboten, nicht im Geringsten zu bedienen. So habe ich Herr und Mad. H. jedes nur einmal gesehen, was mir sehr leid that, da mir Beide, jedes nach seiner Art, sehr gefielen. Mad. ist eine sehr reizende Frau. Sie hielt es für überaus nothwendig, Ihre Lobpreisungen zurückzuweisen und während sie es that, bewies sie mir, wie sehr recht Sie hatten. Aber sie war nur absolut liebenswürdig, nicht liebenswürdig mir gegenüber, sonst hätte sie die angebotenen Dienste angenommen und mir mehr Gelegenheit gegeben, sie kennen zu lernen. Alles das wollte ich Ihnen schon am 5. Febr. in einem langen Briefe sagen; ich schrieb ihn des Abends; des Morgens am 6. kam die Polizei und konfiszirte ihn sammt vier Seiten Notizen, die Ihnen bestimmt waren. Die Enveloppe dieses Briefes stammt noch von jenem, denn die ließen sie zurück. — Im Gefängniß habe ich eine Art Memoirenwerk, von dem ich Ihnen längst geschrieben, angefangen; die interessantesten Privaterlebnisse meines dreißigjährigen Daseins zu Novellen, Anekdoten abgerundet und besser und bunt aneinandergereiht. Diesem werde ich mit der Zeit ein anderes folgen lassen, welches Momente von größerer Bedeutung (politische) schildern wird. Das erste will ich zuerst als Feuilleton erscheinen lassen in der Kölnischen oder in den Hamburger Nachrichten — wer's zuerst nimmt. Meine Empfehlungen an Herrn und Mad. Helmrich, an Frl. Ludmilla, an Varnhagen und meine herzlichsten Grüße an Sie. Ganz Ihr

M. Hartmann.

Rolandseck, den 21. September 57.

Lieber Freund!

Es thut mir leid, das ich vor Euch Allen als so undankbar erscheinen mußte, nachdem Ihr mir so viel Liebe und Freundschaft gezeigt habt. Darum setzte ich mich sofort hin, um beifolgenden Artikel zu schmieren, damit meine Antwort das Porto werth sei. Bald folgt der 2. Artikel. Da ich Sie in Ihrer Manuskript-Noth und angestrengten Arbeit gesehen, habe ich mir vorgenommen, Ihnen von Zeit zu Zeit solches Füllsel für die „Jahreszeiten" zu schicken und freue mich, wenn ich Ihnen manchmal eine halbe Woche Arbeit ersparen kann. Ich weiß nicht, ob der Artikel gut oder schlecht ist, da ich nicht Zeit habe, ihn durchzulesen; thun Sie es und geben Sie ihn unter einem Pseudonym. — „Der Sohn des Fürsten" habe ich natürlich noch nicht gelesen. Ich werde Mosen von Paris aus darüber schreiben und danken, wenn ich erst etwas für ihn in der Presse werde gethan haben können. Sehr freut es mich, ein Buch von ihm mit seiner Zuschrift zu besitzen; er ist einer der Poeten meiner Jugend. Ich bin seit 3 Wochen in dem herrlichen Rolandseck, wo ich in der Einsamkeit eine große Oper für Hiller geschrieben und meine bretonischen Lieder und die Gedichte „Zeitlosen" korrigirt habe. Beides ist fertig und wird nächstens ausgegeben. In diesem Augenblicke korrigire ich meine „Märchen und Geschichten aus Osten und Westen", die bei Westermann als kleines Buch erscheinen. Wenn die „Zeitlosen" ausgegeben sind, bitte ich Sie la grosse caisse zu schlagen in allen Zeitungen, die Ihnen zu Gebote stehen. — Lassen Sie Hiller nicht schlafen, denn die Nachrichten sind wichtig und mir sind die „Zeitlosen" wichtig. Es wäre für mich eine große Enttäuschung, wenn die nicht dazu beitragen sollten, mir in der Literatur eine bessere Stellung zu machen. Ich mache Sie auf die Symphonien aufmerksam, auf die erzählenden Gedichte und auf Leben und Weben. Aber Sie werden sehen. Tausend Grüße an Walesrode, Endrulat, Heller und viele Empfehlungen à ces dames und sehr viele nach Berlin, dahin ich ebenfalls Exemplare beordert habe, an Varnhagen und Ludmilla. Ist es wahr, daß dieser jene heirathet? Ich fände das sehr gescheut; es ist immer besser einen Frauennamen, als einen Mädchennamen zu haben. Ich drücke Ihnen die Hand. Von ganzem Herzen Ihr

M. Hartmann, bei F. Hiller in Köln.

Aus Wildbad, den 22. Juli 1858.

Wehl! Walesrode! Endrulat!

Motto:

Es liebe Dich der Herr wie ich, Therese.

E. Bed.

Liebe Freunde und Eidgenossen!

Ich benütze nur die Gelegenheit, um Euch allesammt herzlichst zu grüßen — sonst habe ich Euch nichts sog. Positives zu sagen. So eine kurze Erinnerung an einen Zugvogel ist nothwendig, wenn er nicht vergessen werden soll. Für die schönen Stunden und Tage in Eurer Gesellschaft meinen innigen Dank und meine herzliche Freundschaft. Solltet Ihr einmal neun Jahre lang verbannt sein, wünsche ich Euch solche Heimkehr und so liebe Aufnahme, als ich bei Euch gefunden. Ihr selbst wisset nicht zu würdigen, wie wohl Ihr mir gethan habt — unbewußt schaffende Wohlthäter. Fürderhin sprechet mir u. A. nicht schlecht von Hamburg, ich liebe es. Wie das so geht, jetzt begreife ich nicht, warum ich es so bald verlassen; um so weniger begreife ich das, als ich Hiller, mit dem ich hätte arbeiten sollen, krank fand. Er ging nach Wiesbaden, so ging ich früher, als ich gedacht, nach Wildbad, welches wieder allerlei Schmerzen in mir aufgeregt hat. Doch hoffe ich, daß mir das zum Heil ist. Seit dem 2. Juli bin ich hier; Ende Juli gehe ich fort. Die Versuchung ist groß, nach München zu gehen, aber wahrscheinlich kehre ich einfach an den Rhein zurück. Die ersten Tage habe ich mich hier ziemlich gelangweilt; jetzt habe ich den alten Schadow aus Düsseldorf und H. König hier; außerdem einige schöne Weiber. Eine heißt Julia, seitdem heiße ich Romeo; hieße sie Luise, würde ich die unglückselige Flöte blasen ꝛc. — Viele Grüße an Claus Groth und R. Heller — oder vielmehr, Letzterem werde ich selbst schreiben. Die neuen Bücher habe ich noch nicht gelesen, da sie bei meiner Abreise in Köln noch nicht angekommen waren. Viele Empfehlungen an die Wandsbecker Gesellschaft.

Gedenkt des 23. Mai's!*)

Ein Wort von Euch könnte mich noch hier erreichen.

Schöner Mai
Komm herbei!
(Poln. Volkslied.)

Euer
R. Hartmann.

*) An diesem Tage des nächsten Jahres wollte er wieder in Hamburg sein.

Aus Paris, den 27. November 1858.

Lieber Freund!

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Kritik. Sie hat mir sehr wohl gethan — nicht sowohl der Lobeserhebungen wegen, als weil ich mir sagte, es müsse doch etwas an der Sache sein, wenn man es wagt, so vor aller Welt mit Lob heraus zu rücken und in die Posaune zu stoßen. Wenn ich auch manchmal vor den Leuten so thue, als wäre ich von meinen Talenten und Fähigkeiten durchdrungen, so bin ich doch, entre nous, in meinem Innersten höchst mißtrauisch gegen mich. Ich bin jetzt 37 Jahre alt und ich habe noch nichts gemacht, was mich befriedigte. Aber es ist unpolitisch, sich so zu enthüllen und ich breche ab, obwohl ich über diesen Gegenstand Vieles und Trauriges zu sagen hätte. Man ist der Welt, wofür man sich ihr giebt; sie beruhigt sich bei der Erscheinung, die man ihr entgegenbringt und ist gläubiger, als man gewöhnlich annimmt. Warum sich enthüllen? Das thut man erst dann, wenn man alle Hoffnung, seinem Ideale gleich zu werden, aufgegeben hat. Was sagten Sie zu dem plötzlichen Tode unseres armen Varnhagen? Und ich Thörichter, der ihn noch verheirathen wollte! Was ist aus Frl. Ludmilla geworden? Grüßen Sie mir sie viele Male.

Hier wieder einige Notizen. Ich kann Ihnen leider nur den Abhub meiner Feuilletons in der Köln. geben. Man muß leben! Was ich treibe? — Ich habe wieder eine Novelle geschrieben, die beinahe fertig ist — und merkwürdiger Weise wieder Verse, da ich mir doch eingebildet, mit den „Zeitlosen" abgeschlossen zu haben. Aber es steckt ein Stück grünen Jüng'ings in mir, das ich nicht los werden kann, wie gerne ich auch ganz und gar ein Prosaiker, objectiv und ruhig werden möchte. Tausend Grüße an die Freunde, die ich nicht mehr zu nennen brauche und à ces dames! Wie freue ich mich auf den Frühling. Mein Plan ist jetzt, im Mai in H. anzukommen und gleich eine Stube zu beziehen, die Sie mir irgendwo in grüner Einsamkeit, in nächster Nähe von H. gemiethet haben werden, und einen Monat wieder so ruhig da zu sitzen und zu arbeiten und mit Euch angenehme Stunden zu verleben. Es ist so schön tagsüber still zu schaffen und abends dann mit Euch zu plaudern. Ihrer Mathilde sinniger Ernst und Frau Mariens heiteres Lachen! Und beim nächtlichen Heimgange die Nachtigallen am Wasser. Nun Ade! Behaltet mich Alle in gutem Angedenken. Ade! M. Hartmann.

Paris, 10. April 1859.

Lieber Freund!

Beifolgende Notizen sind wohl die letzten für dieses Jahr, da ich höchst wahrscheinlich Ende dieser Woche Paris verlasse und die deutsche Grenze zu überschreiten suchen werde. Wenn man mich darüber läßt, hoffe ich in vierzehn Tagen bei Ihnen zu sein; jedenfalls schreibe ich Ihnen von Köln aus darüber. Da ich einige Zeit in H. zu bleiben gedenke, wäre es mir lieb, wenn ich eine Privatwohnung beziehen könnte. Ich träume von einer hübschen Stube vor dem Thore, in der Gegend, die wir durchwanderten, als wir in der Nacht von der Uhlenhorst heimkehrten. Wäre das möglich? Zu meiner Einrichtung müßten Sie mir dann Ihren amerikanischen Stuhl, „den Schaukelkahn der süßen Thorheit" leihen, und die Fenster meiner Wohnung müßten so niedrig sein, daß ich von diesem Schaukelkahn aufs Grüne oder aufs Wasser sehen könnte. Ich setze zur Verwirklichung dieses meines Traumes ein Comité nieder, das ich aus Ihnen, Eudrulat und Walesrode zusammenstelle, ein erhabenes Triumvirat, das eine absolute Majorität ermöglicht. — Ich freue mich herzlich auf Hamburg. Grüßen Sie mir Alle, deren Grüße Sie mir bestellt haben. — Mein kleines Lustspiel ist eine so kleine Kleinigkeit, daß es mich beschämt, wie Sie in Ihren Briefen schon zweimal darauf zurückgekommen. — Die heutige Notiz über die Meyerbeer'sche Oper „Dinorah" ist etwas groß ausgefallen, aber ich könnte mit Lob noch durch zwanzig Seiten fortfahren. Ich bin entzückt. Es ist ein höchst merkwürdiges Werk, und existirte nicht schon Meyerbeer'sche Musik, es wäre ein Epoche machendes, das in der Kunstgeschichte markirte. Sie könnten die Notiz auch als kleinen Artikel geben. Im Kopfe habe ich Manches, das ich Ihnen in Hamburg werde ausarbeiten können, damit Sie mich nicht in Paris vermissen und in Hamburg zum Teufel d. h. hierher zurück wünschen. — So habe ich den Artikel über das französische Theater noch immer als Anfang in meinem Portefeuille; vielleicht schreibe ich ihn in Hamburg weiter. — Ich habe so viel zu thun und thue gar nichts. Ich kann nicht im Frühling Prosa schaffen, da muß ich Verse machen; auch ist mein Gedanke seit Wochen im Steigbügel und will nach Deutschland. Dazu kommt noch Manches, das sich nicht sagen läßt.

Wildbad, den 26. Juli 1859.

Lieber Freund! Ich schreibe Ihnen nur, um zu grüßen; positiv Nützliches habe ich Ihnen nicht zu sagen; von meinen Erlebnissen und Reisen haben Sie durch Frau Marie gehört, der ich, als Frau zuerst geschrieben. Die Berichte waren für Euch Alle. Die Gesellschaft hier ist nicht uninteressant: H. König, (nun fort) mein alter Kollege aus der Nationalversammlung, dann Ludwig Seeger, der Uebersetzer des herrlichen Beranger, der jetzt auch an Shakespeare gegangen ist, Paul Stein, die Mutter Ihrer Korrespondentin aus Granada, eine gute, alte Frau ohne viel Bildung; Clara Schumann, die mehr werth ist, als alle anderen hier versammelten Weiber zusammengenommen und die mir in stillen Stunden vorspielt, was ich will; der alte Moritz, jämmerlich rückenmarkskrank, aber sehr lebhaften Geistes und voll Erinnerungen — in letzter Zeit noch Ludmilla, Gräfin Hatzfeld und Lassalle. Unter den Dreien ist mir der letzte das größte Räthsel. Ludmilla ist eine Phantastin, die sich einbildet, die verfolgte Unschuld rehabilitiren zu müssen; die Gräfin ist keine verfolgte Unschuld — so weit sehe ich klar. Aber Lassalle? Ein geistreicher und schöner junger Mann und das seine Welt! Clara Stich liebte nur alte Männer; es giebt aber auch männliche Clara Stich's. Ich gestehe es, daß ich mich in Gesellschaft dieser Dreie nicht sehr wohl fühle und vorzugsweise darum, weil ich nicht gern die Rolle spiele, als ob ich Hatzfeld-Existenzen als berechtigt anerkennte. Das Alles bringt mich in einen höchst unbehaglichen Zwiespalt. Nur wenn ich Lassalle allein finde, unterhalte ich mich. Die Gräfin spricht immer über die höchsten Fragen, ich antworte, ich gerathe tief ins Gespräch — mit einem Male komme ich mir wie ein elender Komödiant vor. Ich bin ja überzeugt, daß sie sich aus all' dem den Teufel macht. Wäre nicht Ludmilla dabei, der ich nicht weh thun will, ich hätte mich schon ganz zurückgezogen. — Wie gehts Ihrem Halse? Ihrem Herzen und Herzklopfen? Schreiben Sie mir ein Wort. In Kurplätzen sind Briefe Wohlthaten. — —

Als eines seiner rührendsten Schreiben erachte ich das, welches ich von ihm aus Stuttgart erhielt, nachdem er Ehemann geworden. Ich hatte ihm von Dresden aus Emil Devrient empfohlen, der am Stuttgarter Hoftheater ein Gastspiel gab. Darauf erwiderte er:

Stuttgart, 31. März 1865.

Lieber, alter Feodor!

Herr Devrient wird Ihnen gesagt haben, daß ich Wöchner bin, und so haben Sie sich es menschlich erklärt, wie ich so unmenschlich sein konnte, Ihren lieben, freundschaftlichen Wiederanbandlungsbrief so lange unbeantwortet zu lassen. Wir, Gattin und ich, leben so sehr miteinander und aufeinander angewiesen, daß selbst ein Wochenbett mich beinahe so sehr in Anspruch nimmt, wie die Mutter selbst. Und so leite ich unsere Wiederkorrespondenz auf beste Weise damit ein, daß ich Ihnen die Geburt eines zweiten Sohnes, unseres Ludwig, ankündige. Er ist schön, stark und groß, und ein würdiger Nachfolger seines Aeltern, Heinrich. Er wäre das dritte Kind im Bunde, wenn wir vor zwei Jahren nicht ein kleines Mädchen verloren hätten. — Ihre erfreulichen Mittheilungen über Ihr häusliches Leben kann ich mit gleichen erwidern: ich habe, wie Sie, eine gute, liebe und hübsche Frau, die ihre ganze Welt in ihrem Hause findet, und dieses Haus, wie eine große Künstlerin, mit kleinen Mitteln so zu gestalten versteht, daß es bei aller Einfachheit reich, mannigfaltig, inhaltvoll und behaglich wird. — Wie ich Ihre Frau kenne, werden Sie aus Erfahrung wissen und verstehen, was ich mit all dem sagen will. Nur um eine Seite, des Beispiels halber, anzudeuten: Sie wissen, daß ich arm bin, wie eine Kirchenmaus. Nun, man hält uns hier, bei aller Eingezogenheit unseres Lebens, für sehr wohlhabend, sehr à notre aise.

In Ihrem Briefe sagen Sie allerlei über den Abbruch unserer Korrespondenz, was mir unverständlich war und es ist mir, als hätten Sie etwas auf dem Gewissen gegen mich. Ich weiß nur, daß Sie mir einen Brief schuldig blieben und ich glaubte immer, Sie seien von dem humoristischen Sonett, das ich Ihnen von Florenz aus zu Ihrer Verlobung geschrieben, beleidigt. — Sonst weiß ich nichts. — Herrn Devrient bitte ich sehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich ihm hier so gar nichts geleistet: er kam grade au gros de l'affaire, da ich meiner Frau Alles zugleich sein mußte. War es mir doch nur ein einziges Mal möglich, ihn (als Bolinbrok) zu sehen und zu applaudiren. Bitte, drücken Sie ihm mein Bedauern, seine Bekanntschaft nicht besser kultivirt zu haben, auf's Eindringlichste aus.

So viel vom Privatmenschen: jetzt von mir als öffentlicher Charakter: Seit Oktober bin ich ungenannter Redakteur der „Freya," die, wie ich mir schmeichle, seitdem viel besser geworden, aber noch viel, viel besser werden soll. Sobald es Zeit sein wird, werde ich auch Sie als Mitarbeiter aufrufen, wenn Sie als Redakteur der „Schaubühne" überhaupt noch Zeit haben. — Ich habe noch eine Menge vorhandenen Manuskriptes abzuwickeln, bis ich zur Redaktion vordringe, die ganz mein Werk ist. — Außerdem habe ich noch andere literarische Pläne, die ich Ihnen s. Z. mittheilen werde. — Tausend der herzlichsten Grüße an Ihre Frau! Wie gerne gedenke ich der Hamburger Zeiten! Wo befindet sich die liebenswürdige Schwägerin aus Buenos-Ayres? Ihren Poncho habe ich mit in die Ehe genommen. Wenn Sie nach Hamburg schreiben, bringen Sie mich den dortigen Kreisen in freundliche Erinnerung.

Addio! Alles Glück in und außer dem Hause!

Ihr Moriz Hartmann.

Diese wenigen Mittheilungen werden genügen, eine ungefähre Vorstellung von seiner einnehmenden Natur und seinem trefflichen Charakter zu geben. Er war im vollen Sinne des Wortes ein liebenswürdiger Mensch: voll Geist, Gemüth, Erfahrung und Kenntniß, mit der seltenen Gabe, das Alles in der rechten Art und im geeigneten Augenblicke an den Tag zu legen.

Als Schriftsteller muß er hervorragend genannt werden. Im Gedicht, in der Erzählung, im kleinen Lustspiel, im Reisebericht, überall entwickelte er glänzende Fähigkeit. Sein „Tagebuch aus Languedoc und Provence" (Darmstadt, Verlag von Leske 1853) ist ein Werk von bestrickendem Reize. Es enthält Naturschilderungen, geschichtliche Erinnerungen und Betrachtungen über Land und Leute von geradezu klassischem Werthe. Die Ermordung des Marschalls Brüne in Avignon 1815 z. B. ist ein wahres Kabinetstück geschichtlicher Darstellung.

Trotz seiner literarischen Bedeutung und einer Gesammt-Ausgabe seiner Schriften ist auch er heut schon so gut wie vergessen.

Als ich nach Stuttgart kam, war er zu meinem besonderen Leidwesen eben nach Wien übergesiedelt, um dort am Feuilleton der „Neuen Freien Presse" eine ehrenvolle Stellung einzunehmen und dabei langsam und elend hinzusiechen.

Die Nachricht von seinem Tode hat mich schmerzlichst betroffen. Außer den Wiener Blättern haben ihm nur wenige Zeitungen eingehende Nachrufe gewidmet. Er hatte Recht, daß er mir zurief, als ich einmal über die rasche Vergessenheit klagte, der moderne Literaturwerke anheimzufallen pflegen: „Was wollen Sie? Unsere literarischen Vorfahren brauchten Jahrzehnte, um bekannt zu werden; wir sind es in vierzehn Tagen. Was Wunder, daß sich unser Ruf damit erschöpft. Er ist nicht für die Dauer gemacht; wenn er fertig ist, ist er auch hin. Die Neuzeit kennt in der Literatur nur noch den Ruhm im Fluge, die Berühmtheit des Augenblicks. Bis zu Lessing, Goethe und Schiller ging die Literatur mühsam bergauf; sie hatte Halte und Stationen, an und in denen sich Namen ansiedeln und einnisten konnten; jetzt rollt die Literatur den Abhang hinunter in so rasender Eile, daß die Muse nur selten noch die Muße gewinnt, eine dauernde Bedeutung abzusetzen. Wir sind literarische Masse im Sturmlauf und gelten nur noch nach dem Inhalte, den wir bergen."

Am 22. Mai 72.

Herder schreibt in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität": „Man kann mit Wahrheit sagen: Gott hat die Welt durch zwei Völker klug machen wollen, vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christi Geburt durch die Deutschen. Die Griechische Weisheit kann man das alte Vernunftestament, die Deutsche das neue nennen."

Diese Worte sollte jeder gebildete Deutsche kennen und zum Leitstern seiner Gesinnungen und seines Handelns gestalten, damit er im Bewußtsein von dem Werthe und der Bedeutung seiner Nation, sich dieser auch immer und überall würdig zu zeigen, nie unterlassen könnte. Gerade jetzt dürfte, meinem Erachten nach, der Anlaß dazu besonders vorliegen. Deutschland ist durch den Krieg von 1870 einig und zum leitenden Staate der Welt geworden. Jetzt muß es sich fühlen lernen und seiner Stellung inne werden, d. h. in sich selbst die Kraft gewinnen, den Stempel seines Geistes zum Gepräge der Zeit zu machen.

Wenn ich mich so oft und so heftig gegen die deutsche Ausländerei, gegen die deutsche Sucht, von vornherein und unbedingt alles Fremde für besser, gediegener und vornehmer anzusehen, als das Eigene, auflehne und empöre, so geschieht es nur, weil ich der

für mich unumstößlichen Ansicht geworden bin, daß dadurch unser nationaler Genius in seiner vollen Entwickelung und Entfaltung beeinträchtigt ist und verkümmert wird. Die hundsföttische Niedertracht unseres Volkscharakters läßt ihn gleichsam nicht zu Athem und zum Ausdruck seines Wesens gelangen. Er erstickt unter dem Drucke einer elenden Nachbeterei, auch jetzt noch, wo es doch ganz wesentlich darauf ankäme, daß er sich in seiner ganzen Fülle als modernes Vernunftstestament enthülle. Meiner Meinung nach, die sich auf die Herrlichkeit unserer großen Geister und Herder's stolzen Ausspruch stützt: „Deutschlands Vorzug besteht darin, daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt und in neunhundert Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen vier Meistervölker zusammen in viertausend Jahren" — hat kein anderes Volk so das Zeug dazu, dieses moderne Vernunftstestament aufzustellen, wie das deutsche.

Auf dies Bekenntniß laß ich mich foltern.

Am 28. Mai 1872.

Ranke soll bekanntlich in Wien nach dem 4. Sept. 1870 zu Thiers auf des Letzteren Anfrage: „Gegen wen führen Sie denn noch Krieg?" geantwortet haben: „Gegen Ludwig den Vierzehnten."

Diese Antwort ist so richtig, daß wenn sie Ranke nicht gegeben hätte oder nicht gegeben hat, sie noch jeden Tag gegeben werden müßte, denn der Dünkel, die Eitelkeit und der Hochmuth Ludwig des Vierzehnten haben sich der französischen Nation so dauernd und gründlich eingeimpft, daß sie noch heute meint: die anderen Völker über die Schulter ansehen und nach ihrer Pfeife tanzen machen zu müssen.

Einer solchen Überhebung, deren jüngstes Orakel Victor Hügo ist, mußte nothwendiger Weise ein Ende gemacht werden, weil sie kindisch und thatsächlich nicht mehr begründet, sondern hohles Pathos und leere Großsprecherei aus den Tagen Ludwig des Vierzehnten ist. So hat Ranke Recht zu behaupten, daß unser Krieg Ludwig dem Vierzehnten galt.

Die vernünftigeren Franzosen räumen das auch selber ein. Zwar hat die Pariser Zeitung „La France" kürzlich noch erhaben gerufen: „Frankreich kann schweigen, aber nie dankt es ab," („La

France peut se taire, mais elle abdique jamais"!) allein in einem anderen französischen Blatte las ich fast zu derselben Zeit: „Höre man doch endlich auf mit der Politik Richelieu's und Ludwig XIV. Die heutige Welt befindet sich nicht mehr in den früheren Verhältnissen; es gilt nicht mehr Deutschland zu erniedrigen und abzuschwächen; es gilt im Gegentheil sich mit Deutschland zu verständigen und zu vereinigen, namentlich mit Preußen, weil dieses unter den deutschen Staaten der erste ist und alle anderen nach sich reißt."

Am 30. Mai 1872.

In einer Arbeit des französischen Schriftstellers Jules Claretie traf ich auf folgende Stelle: „Frankreich hat in der Welt die edelste Rolle gespielt, die je den Ehrgeiz eines Volkes auszumachen im Stande ist. Es hat mit vollen Händen in alle Winde den Samen der Menschenliebe und Gleichheit gestreut und dabei großmüthig gerufen: Falle Saatkorn, wohin du willst und treibe Wurzeln, wo dir beliebt. Jedes Erdreich ist gut, das Menschen trägt, welche du nähren und großziehen kannst.

„Frankreich hat sich seiner Aufgabe unterzogen und sich dabei aufgeopfert. Es hat in der Tragödie der Menschheit nie die egoistische Person abgegeben. Es hat allen andern Völkern mit seinem Blut und seinen Ideen gedient. Dies hochmüthige Deutschland des 19. Jahrhunderts ist die Tochter von unserem 18. Jahrhundert in Frankreich. Ihr Goethe stammt von unserem Diderot, Niebuhr, Kant, Hegel athmeten Galliens Luft."

Es ist dies sehr glänzend und schön gesprochen, und wirklich läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Frankreich viele Verdienste um die Menschheit hat. Aber es hat sie wettgemacht mit seinen Kriegen und Eroberungen, seinen Ludwigen und Napoleoniden. Es gab die Freiheit, um mit der Freiheit zu knechten. Es war groß, aber, wie man es nicht sein soll, um mit seiner Größe zu erdrücken. Deutschland lerne es anders machen.

Claretie nennt Deutschland hochmüthig (orgueilleuse). Diese Benennung paßt auf Deutschland gar nicht. Im Nationalstolz wie in jedem andern ist der Deutsche ein Stümper. Er hat sich bisher an keinen Stolz getraut, als etwa den, ein Denker zu sein. Aber von den Franzosen meint Goethe recht, wenn er behauptet:

„Ungeheure Nation, die auch in ruhigen Momenten nichts, als ſich ſelbſt zu ſchätzen weiß.“

Am 7. Juni 1872.

Am 31. Mai iſt Friedrich Gerſtäcker geſtorben. Wir haben in Dresden viel mit einander verkehrt. Er war ein ſonderbarer Kauz, ziemlich formlos und burſchikos, aber gutmüthig und munter. Mit welcher Luſt konnte er von der tollen Poſſe „Der geſchundene Raubritter“ erzählen, die ehedem während der Vogelwieſentage in Dresden aufgeführt wurde, und an deren Abfaſſung, wie ich vermuthen muß, er ſelber betheiligt geweſen iſt. Die Theaterluſt lag ihm im Blut. War er doch ein Sohn des Hamburger Opernſängers Gerſtäcker, aber ohne deſſen Stimme und Beruf für die Bühne ererbt zu haben. Ihm war die Bühne nur eine Beluſtigungsanſtalt. Keine zehn Pferde brachten ihn in ein Trauerſpiel. Die Oper erſchien ihm lächerlich. Die derbſte Komödie allein ließ er gelten. Aller eigentlicher Kunſt gegenüber war er überhaupt nach ſeinem eigenen Geſtändniß ein „Dickhäuter.“ Was auf ihn wirken können ſollte, mußte packend und von roher Urkraft ſein. Feine Empfindung und geläuterter Geſchmack waren ſeine Sache nicht. Dieſe Dinge waren ihm im Sturm und Drange eines bewegten und werkthätigen Lebens abhanden gekommen, wenn er ſie je beſeſſen hatte. Von unbezwingbarer Reiſeluſt erfaßt, war er ſchon ſehr jung und ganz allein auf ſich angewieſen, abenteuernd in die Welt hineingezogen. In Amerika war er der Reihe nach Jäger, Koch, Bootsmann, Kellner, Silberſchmied oder Pferdeknecht, je wie es kam, und ſich ihm die Gelegenheit ergab, ſein Leben zu friſten. Als er unbemittelt, wie er gegangen, 1843 nach Europa zurückkehrte, und nicht wußte, was er anfangen ſollte, um ſich ſeinen Lebensunterhalt zu verdienen, griff er zur Feder. „Ich weiß ſelbſt nicht, wie ich dazu kam“, erzählte er. „Ich hatte nie den Gedanken gehabt, ein Buch zu ſchreiben. Eines Tages, da ich einem Jugendfreunde meine Geldverlegenheit klagte und ihn fragte, was ich anfangen ſollte, mir Mittel zu verſchaffen, zog dieſer einen Brief hervor, den ich ihm aus Amerika geſchrieben. „Das Zeug lieſt ſich gut, das Du mir da von drüben meldeſt. Wenn Du Dich hinſetzteſt und Alles erzähleteſt, was Du geſehen und erlebt, ſo denke ich, könnte das feſſelnd und unterhaltend werden. Geh, und verſuch's.“ Da ich

sonst nichts zu versäumen hatte, ging ich und versuchte es. So entstand mein erstes Buch." An Stylregeln, an Kunst, an Ruhm dachte er damals nicht und hat kaum je daran gedacht. Er schrieb eben lustig darauf los und Gottschall hat Recht, wenn er in seiner „Deutschen National-Literatur" von ihm meint: „Ein Mann, der die Handlangerdienste der Kultur verrichtet, wird, wenn er die Feder ergreift, keine Märchen aus der Welt erzählen, sondern die Chronik jener kleinen und großen Thatsachen, welche das Kulturleben in beiden Hemisphären begründen." Und das hat er in der That gethan. Seine in sich aufgenommenen Reiseeindrücke, seine mannigfachen Erlebnisse und eine erfinderische Einbildungskraft haben ihn dabei glücklich unterstützt. Er hat manches anziehende Werk geschaffen und zwar ohne Kopfzerbrechen, ohne vorher entworfenen Plan, ohne langes Überlegen und Zurechtrücken. Ich erinnere mich, daß er mir einmal auf einem gemeinschaftlichen Spaziergange offen erklärte, wie seine ganze schriftstellerische Thätigkeit lediglich auf augenblicklicher Eingebung beruhe. „Ich schreibe nieder, was mir gerade einfällt", sagte er. „Wenn ich mich dazu hinsetze, habe ich vorher nie darüber nachgedacht. Meine Inspiration kommt aus der Feder, nicht aus dem Geist. Ihr Kritzeln ist das, was mich anregt und meine Vorstellungen wach macht. Je länger, je rascher ich sie über das Papier hinfahren höre, je gesteigerter wird mein Zustand, je schöpferischer meine Seele. Erst das Schreiben macht mich zum Schriftsteller, ohne Feder bleib ich ein Klotz."

Hackländer hat mir jüngst ein ähnliches Geständniß gemacht. „Wenn ich meine Geschichten beginne, habe ich nur eine sehr dunkle und ungenaue Vorstellung von ihrer Entwickelung," ließ er sich vernehmen. „Wenn ich heute eine neue Person in dieselben einführe, bin ich selber gespannt, was ich sie morgen werde sprechen und thun lassen. Nicht selten überraschen mich meine eigenen Eingebungen und oft bin ich geradezu erstaunt über die Wendungen, die sich mir ungeahnt in der Weiterarbeit vor das geistige Auge stellen. Zuweilen lasse ich in meinen Erzählungen an die Thür pochen und bin neugierig, wer eintreten wird.

„Meine Romane und Novellen entstehen beinahe ohne mein Zuthun und gleichsam aus sich selbst. Meine Begabung, einmal in Anspruch genommen, arbeitet wie eine in Gang gesetzte Maschine; sie schafft, ohne daß ich selber wirke."

Doch ist Hackländer ganz verschieden von Gerstäcker: Hackländer, Welt- und Hofmann, elegant und vornehm; Gerstäcker durchaus Naturmensch, ein sogenannter unbeleckter Bär. Er kümmerte sich wenig um guten Ton und die Mode. Ein Schlapphut von grauen Filz oder ein breiträndiger Panamastrohhut, eine Joppe und dicke Stiefeln mit bauschigen Hosen darüber, bildeten seine Bekleidung. Im Umgang war er ohne Umstände, zwanglos und ziemlich amerikanisch, in der Haltung nachlässig und im Gespräch harmlos und lustig. Er gab sich keinerlei Mühe bedeutend zu erscheinen. Er redete wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Am 10. Juni 72.

Jemand vom preußischen Hofe erwähnte bei einem Gespräche, welches ich mit ihm hatte, daß er eine Uhr gesehen habe, die die Königin Augusta schon manches Jahr vor 1870 einem jungen Anverwandten zum Geschenk machte, auf der im Innern eine Karte von Deutschland mit einer Inschrift eingemeißelt war, die die Hoffnung auf endliche Einigkeit deutlich genug aussprach. Man hatte dort also entschieden wohl deutsche Ideen.

Am 13. Juni 72.

Goethe von der etwas frommen Julie von Egloffstein gefragt, ob er denn auch zuweilen in der Bibel lese, antwortete lächelnd: „Oh ja, meine Tochter, aber anders, als Ihr!"

Am 26. Juni 1872.

Am 21. Juni ist Robert Prutz gestorben, mit dem ich in mehrfacher Beziehung stand. In Berlin, Hamburg, Dresden habe ich persönliche Berührung mit ihm gehabt. Er war ein vielseitig und bedeutend begabter Mann, der aber leider nie die richtige Wirksamkeit oder wenigstens in seiner Wirksamkeit nie die richtige Stellung fand. Als Dramaturg, als Universitätslehrer, als Leiter von Zeitschriften bemühte er sich vergebens sich dauernd zu behaupten. Arnold Ruge hatte Pathenstelle bei seinem Geist vertreten und diesem den verhängnißvollen Stempel des vormärzlichen Liberalismus auf die Stirne gedrückt. Prutz begann seine literarische Thätigkeit von vornherein unter staatlichem Mißtrauen. Man sah in ihm einen Apostel der Revolution und er war doch

nur ein Dichter, der den Freiheits-Idealismus Schiller's in der Seele trug. Ein moderner Marquis Posa, sprach und schwärmte er für das schöne Staatsbürgerthum der Zukunft. Er wollte Deutschland groß und mächtig unter der wehenden Fahne einer freisinnigen Verfassung sehen. Das wollten alle jungen und unabhängigen Köpfe der damaligen Zeit; Prutz nur etwas ungestümer und vorlauter als viele andere. Er, der in seinen Versen so viel Formgewandtheit, Harmonie und Wohllaut zeigte, hatte in seinem sonstigen Wesen etwas Linkisches und Ungeschicktes. Er griff Alles am unrechten Ende und mit einer verletzenden Heftigkeit an. Überall versah er es in Personen wie Umständen. Nirgends vermochte er festen Fuß zu fassen und Boden unter den Füßen zu gewinnen. In Halle, Dresden, Jena, Berlin, Hamburg, Bremen, Stettin, überall versuchte er vergebens Anlehnung und Halt zu finden. Er blieb überall ein fremder Tropfen im Blut. Ich habe nie vermocht mir zu erklären: warum, denn auch nachdem Deutschland sich aufgerichtet und aller drückenden Banden freigeworden, kam er nicht zur Ruhe. Und dabei war er ein stattlicher, behäbiger Herr, mit dem sich angenehm und gut verkehren ließ. Auch besaß er von Hause aus etwas Vermögen, wie ich glaube und ein angenehmes geselliges Talent. Ich sehe ihn noch vor mir, wie ich ihn in Hamburg traf: in einer anmuthigen Gartenwohnung vor dem Thore, eine blühende Gattin an der Seite, voll großer Hoffnungen und Pläne. Seine Dramen „Karl von Bourbon", „Erich der Bauernkönig", vor Allem aber sein „Moritz von Sachsen" hatten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn hin gelenkt; seine „Politische Wochenstube", vorzüglich gegen die christlich-germanische Wiederaufrichtung des mittelalterlichen Staates gemünzt, war als ein glänzendes Meisterwerk der Satyre anerkannt und was endlich seine Lyrik betrifft, so erhielt gerade sie vor der vieler andern Gesinnungsgenossen den unbestrittenen Vorzug. Gottschall, selbst einer derselben, rühmt ihn als den „solidesten und massivsten der politischen Freiheitssänger." Daneben erschien er tüchtig als Kritiker, Literarhistoriker und Romandichter. Und trotz alledem geht er hin in's Reich der Schatten ohne recht geschätzt und gewürdigt zu sein. Ich will gerne seine Dramen und Romane fahren lassen, allein sein einziger Band Gedichte: „Aus goldenen Tagen" sollten doch immerhin im Stande sein, ihm dauernde Geltung zu

verschaffen. Sie sind nach meiner Ansicht poetisch das Reifste, das er geboten und würdig der Unsterblichkeit.

Daß man in unserem „literarischen Deutschland" den lyrischen Schatz, der in dieser Gedichtsammlung aufgespeichert liegt, so völlig unbeachtet lassen kann, wie es der Fall ist, läßt sich eben nur mit unserem Reichthum in dieser Literaturgattung und der Gleichgültigkeit erklären, die man dafür zu Tage zu legen neuerdings sich gewöhnt hat. Es pulst in diesen Gedichten eine wahrhaft glühende Sinnlichkeit, eine Sinnlichkeit, die keine Scheu trägt, auch von den geheimsten und zugleich natürlichsten Regungen der Liebe den Schleier hinweg zu heben. Aber statt des Schleiers streut sie die Rosen der Dichtung darüber und zwar die Rosen welcher entzückenden Dichtung! In dieser Dichtung ist zauberhafte Anmuth, hinreißender Schwung und eine unendliche Fülle von Empfindung, Gedanken und Bildern. Die Poesie von Prutz erscheint darin, um einen Vergleich von Heinrich von Kleist zu gebrauchen, „von wollüstiger Schönheit wie eine mit Oelen gesalbte Braut eines Perserkönigs, wenn sie, auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird." Die Leidenschaft in Wohllaut gebadet, das ist der Charakter dieser Lieder. Gegenwärtig, wo man nur gelten lassen will, was der Wirklichkeit entschöpft ist und das Muttermaal der vollen Menschlichkeit an der Stirne trägt, heut zu Tage müßten diese Lieder in allen Händen sein und laut gepriesen werden. Sie enthalten, was man augenblicklich nachdrucksvoll verlangt und sie enthalten es in plastischer Form und wahrhaft künstlerisch ausgestaltet, d. h. in Versen, die wie in Marmor gemeißelt und von Hölderlins Rosenlicht von Athen überhaucht erscheinen, dabei zugleich voll Lebenswärme und einer überwältigenden Macht der Gefühle. Es ist unmöglich, davon nicht ergriffen zu werden. Sie müssen jeden Kenner entzücken, der sie liest. Aber man liest sie leider nicht, denn sie sind vergessen und keine Seele kennt sie. Die Literarhistoriker erwähnen sie kaum und die realistischen Dränger und Stürmer der neuen Dichterschule, die sie auf den Schild zu heben und daran zu lernen alle Ursache hätten, sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um sich darum zu kümmern und den Verdiensten ihrer Vorgänger nachzuspüren. Sie beurtheilen Robert Prutz als abgethan und überwunden mit so vielen Anderen. Sie haben keine Zeit, seine Werke zu prüfen und werfen ihn mit in den großen

Haufen der Freiheitsſänger von 1840. Er wird mit Herwegh, Dingelſtedt, Hoffmann von Fallersleben, Rudolf von Gottſchall wohl genannt, aber mehr nur, als ihnen folgend und nachahmend. „Aus goldenen Tagen“ läßt ihn aber nicht als Nachzügler, ſondern vielmehr als Vorläufer erſcheinen. Hierin hebt er den Reigen der modernen Realiſten an und zwar hebt er ihn herrlich und mit ſo berauſchender Erhabenheit an, daß ich wenigſtens noch keinen ſpäteren Poeten zu entdecken vermochte, der ihn hierin zu überragen im Stande iſt.

Das Buch erſchien 1861 in Wien und Prag bei Kober und Markgraf. Es iſt in jeder Hinſicht ein poetiſches Juwel, eine Sammlung von Gedichten, die in entzückender Schönheit glänzt. Es behandelt das unerſchöpfliche Tauſend und eine Nacht der Liebe, in das ſich die erzählende Dichtung, das Geſellſchaftslied, Schiller-Hymnen und patriotiſche Geſänge miſchen. Das hohe Lied der Liebe jedoch iſt der eigentliche Grundſtock des ganzen Buchs. Es iſt eine Spätherbſtliebe, eine Liebe im reifen Mannesalter, aber mit aller Gluth und ſeligen Verzücktheit der Jünglingszeit ausgeſtattet. Gleich der Eingang an die „Jugend“ iſt bezeichnend und hinreißend; er lautet:

Oh Jugend, liebe, lieb und laße,
Eh dir der goldne Lenz entweicht!
Doch immer liebe ſo, das wiſſe,
Daß letzter Kuß dem erſten gleicht!
Drum liebe züchtig, liebe weiſe,
Wie es der Grazie Dienſt dich lehrt,
Daß Liebe noch dereinſt dem Greiſe
Das letzte Abendroth verklärt!

Denn die der arme Menſch mag ringen,
Vom wüſten Drang der Welt umrauſcht,
Er kann es doch nicht weiter bringen,
Als daß er Lieb' um Liebe tauſcht;
Das iſt der Anfang und das Ende,
Das iſt der Aufgang und der Schluß,
Und aller Götter reichſte Spende
Iſt Liebesblick und Wort und Kuß.

Oh, köſtlich Altern, ſelig Sterben,
Oh, holdes Wagen, ſtolz und kühn,
Wenn ſilbern ſich die Locken färben,
Drin noch der Liebe Roſen glühn!
Das iſt der wahre Jugendbronnen,

Daß man ſich liebt und wieder liebt.
Ja, der nur hat ſich ſelbſt gewonnen,
Der ganz der Liebe ſich ergiebt.

Reizend ſchildert er dann, wie er abendlich zum Liebchen ſchleicht, wie er im Mondenſchein, in Sturm- und Wetternacht in ihrem Stübchen weilt. „Nachts“ heißt es:

Nun iſt der Tag entwichen,
Die Sterlein ſind erwacht,
Nun kommt's, poch, poch, geſchlichen
Leis athmend durch die Nacht; —

in „Regen“:

Geſegnet dieſer Regen,
Der dicht in Strömen fällt!
Er führt mich dir entgegen,
Mein Alles, meine Welt!

in „Sturmnacht“:

Geſegnet, oh Sturm! und geſegnet, oh Nacht!
Geſegnet ihr Wolken, ihr dunkeln!
Und wenn es wettert und wenn es kracht,
Geſegnet die Blitze, die funkeln!

Den Liebenden kümmert nichts: er ſchwelgt in der Liebe der Geliebten:

Meine Seele fliegt empor,
Neigt ſich über deine Kiſſen,
Flüſtert leiſe dir in's Ohr,
Was allein wir beide wiſſen.

Von den Nächten warm und lind,
Wenn mit Wangen, wie die Roſen,
Sich mein ſüß verſchämtes Kind
An mich ſchmiegt mit holdem Koſen.

Von den Küſſen feucht und warm,
Tauſend jetzt und tauſend wieder,
Während mein verwegner Arm
Feſt ſich rankt um deine Glieder.

Im vollen Rauſche des Entzückens ruft er der Angebeten zu:

Sei nicht ſo ſchön! Nicht dieſe Funken
In meine Seele ſchleud're du!
Die heißen Sinne machſt du trunken
Und mordeſt meines Herzens Ruh!
Es träuft ein ſeliges Erbangen,
Es weht ein wonnevolles Weh'
Vom Roſenſchimmer deiner Wangen,
Von deines Buſens duft'gem Schnee.

Natürlich bleibt der Himmel seiner Wonne nicht ungetrübt: wie in Sulamith's Liebesleben, so greift auch in das seiner Huldin die Lästerung und Verläumdung und sie wehrt ihn ab:

Und nun? Nun willst du ihn verbannen,
Wo er so selig hat geruht?
Weil freyle Menschen Arges spannen,
Entziehst du mir mein liebstes Gut?
Weil blinde Thorheit sich erfrechte,
Uns Dinge, die nicht sind, zu zeih'n,
Soll'n einsam künftig meine Nächte
Und dunkel meine Tage sein?

Es erfolgt ein Abschied, eine Trennung, während deren er seinen Wonnetagen zuseufzt:

Es ist mir nichts geblieben
Von aller eurer Lust,
Als nur ein tiefes Lieben
Und eine wunde Brust.

Aber es kommt ein Wiedersehen und mit diesem das alte Glück:

Nichts vergessen, nichts vergangen!
Und mit seligem Erbangen,
Du mein Hoffen, mein Verlangen,
Halt' ich wieder dich umfangen
Wie in alter, gold'ner Zeit;
Lipp' an Lippe festgesogen,
Welch' ein Fluthen, welch' ein Wogen!
Nichts vergangen, nichts vergessen!
Unsre Wonnen unermessen,
Endlos unsre Seligkeit!

Und er schließt seinen Hymnus mit dem Verse:

Wer den Göttern zu dienen kam,
Nimmer nahen ihm Furcht und Gram,
Stimme der Weisheit tönt ihm im Busen,
Ihm verkünden unsterbliche Musen,
Was kein irdisches Ohr vernahm!

Wenn ich diese Gedichte wieder und wieder lese, so frage ich mich erstaunt immer auf's Neue: wie es kommt, daß niemand sie beachtet, keine kritische Seele ein Wort der Anerkennung und des Lobes für sie hat. Sie sind voll Anmuth und Leidenschaft und verdienen vor vielen anderen den Beifall der Kenner. Aber auch der Ruhm, wie mir dünken will, ist eine Sache des Glücks und des Zufalls. Er spendet nicht jedem seinen Kranz, der einen Anspruch darauf hat, sondern gar manchem nur, weil er gerade

zur Stelle war. Der arme Prutz ist das leider nie gewesen. Er hat viel versäumt und am Ende auch sein Theil Unsterblichkeit. Wohl ihm, daß er wenigstens die Liebe genossen!

Am 10. August 72.

Am 7. August ist Emil Devrient dahingeschieden. Mit ihm ist mehr als ein Künstler, mit ihm ist eine ganze Kunstrichtung begraben worden. Sobald nicht wieder wird auf der deutschen Bühne ein Schauspieler erscheinen, der wie er immer nur sich selbst spielte und doch in diesem immer nur sich selbst Spielen so anziehend, fesselnd, ja hinreißend zu wirken verstand. Man hat ihn vorzugsweise gern den Vertreter der idealistischen Schule genannt und mit dieser Bezeichnung nicht ganz Unrecht gehabt, wenn sie auch schon keineswegs sein künstlerisches Wesen vollkommen auszudrücken und zu bezeichnen vermochte. Emil Devrient war durchaus kein Gegner des Realismus in der Kunst, sondern von jeher bestrebt seine Gestalten, soweit es eben ging, dem Leben und der Wirklichkeit abzuborgen. Auch das, was man übereingekommen ist, Naturlaut zu nennen, verschmähte er nicht, an passender Stelle zu benutzen. Aber das Alles mußte sich ganz bestimmten Regeln fügen und unterordnen, Regeln, die, einer geläuterten Anschauung und einem festen Bewußtsein entsprungen, in seine künstlerische Leistung eine bewundernswerthe Klarheit und Sicherheit brachten. Bei Emil Devrient's Spiel war nichts der Gunst des Zufalls, der augenblicklichen Stimmung oder Eingebung überlassen; es war im voraus wohlberechnet, abgemessen und bestimmt. Er stand vollkommen über dem, was er gab; er beherrschte sich in jedem Tone, jeder Miene, jeder Bewegung; er befolgte genau jene Vorschrift Hamlets, nach welcher der Schauspieler auch mitten in dem Strom, Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft noch künstlerische Mäßigung behalten soll. Kein Affekt, und mochte er noch so wild ausbrechend und gewaltig sein, wuchs ihm über den Kopf oder machte Emil Devrient seiner selbst vergessen. Immer und stets gleich unerschüttert, blieb er der Meister seiner vorzuführenden Seelenzustände und Erregungen. Wie Phöbos die Sonnenrosse, so lenkte er ewig gleichmäßig und sicher die Empfindungen seines Herzens, die aufbäumenden Ausbrüche seines Geistes. Freude, Schmerz, Verzweiflung, Zorn, Wahnsinn ꝛc., alles dies gab der

Künſtler in ſcharfumzogenen Linien und feſten Zügen, man darf ſagen, einmal wie das andremal. Ein Schwanken, ein Auf- und Abgehen ſeiner Darſtellungskunſt war bei Emil Devrient nicht bemerkbar. Seine Leiſtung war einem Wandel, einer Beeinfluſſung von außen oder ſelbſt einer inneren Bewegung nicht ausgeſetzt. Seine Schöpfungen waren wie in Marmor gehauen.

Es lag darin etwas von einem akademiſchen Geiſte, d. h. von einem Geiſte, der beſonders die ſchöne Form, die ſtylgemäße Ausgeſtaltung ſeiner dramatiſchen Gebilde im Auge hatte. Wohlbemeſſener, ſchwungvoller Vortrag, anmuthvolle Geberde und Haltung blieben die erſten und unerſchütterlichen Grundgeſetze ſeiner Darſtellungskunſt. Dieſe Grundgeſetze nahmen mehr oder weniger alle ſeine Nachahmer und Schüler an und ſo kam es, daß ſeine Richtung und Schule geraume Zeit die ganze deutſche Bühne beherrſchten und in dieſer Beherrſchung nach und nach zu einer gewiſſen Ablaſſung und Verſteifung in ſeinem Rollenfache führten. Der Ferdinand in Schiller's „Kabale und Liebe" blieb zuletzt nicht mehr der ſtürmiſche, alle Schranken des Vorurteils durchbrechende deutſche Jüngling, der ſich herausnimmt, das ſtolze Albion zu verachten; Poſa entſagte ſeiner ſtaatsmänniſchen Aufgabe und wurde lediglich ein empfindſamer Schwärmer; der derbe, aufbrauſende Graf Wetter vom Strahl im „Käthchen von Heilbronn" verfiel am Ende in eine ſo weiche und liebegirrende Seelenſtimmung, daß ihm Panzer und erzener Helm wie eine Verkleidung ſtanden; im Fauſt ging der Denker und Teufelsbanner vollſtändig im Liebhaber unter.

Dieſes ſchönthueriſche, abgeſchliffene und zahme Weſen, das ſchließlich zur Manier in der modernen Schauſpielkunſt wurde und ſie lahm und verweichlicht machte, forderte natürlich und ſelbſtverſtändlich allmälig den Gegenſatz heraus. Emil Devrient war aufgewachſen und ausgebildet in einer Zeit, da Literatur und Theater die Hauptgegenſtände aller Gebildeten in unſerem Vaterlande waren, da die Politik noch keine Rolle ſpielte und faſt nur noch ſchönwiſſenſchaftliche Blätter Bedeutung bei uns hatten. In dieſer Zeit war er ſo zuſagen der Zögling der Muſen geworden. Die ungeſtörte Hingabe der Welt an die künſtleriſchen Intereſſen, die ſtille Sammlung und Pietät, die man ihnen entgegenbrachte, die Geduld, die ausdauernde Wärme, die man für ſie hegte, hatten ihm jenen würdevollen Schwung, jene ruhige Weihe verliehen, mit denen er ſeine Leiſtungen

auszuſtatten pflegte. Es war nichts Haſtiges, nichts Treibendes in ihnen. Sie trugen das Hölderlin'ſche Leitwort „ſtill und bewegt“ an der Stirn.

Mit den vierziger Jahren kam ein gewiſſer Sturm und Drang in die deutſchen Geiſter, die politiſche Bewegung erwachte und hetzte ſelbſt das künſtleriſche Schaffen. Es fing auch hier an zu ziſchen, zu brodeln und zu ſchäumen. In jener Periode begannen die Schauſpieler raſcher, zugeſpitzter, erregter, realiſtiſcher zu ſpielen. Die Leidenſchaft und die Schlagwörter herrſchten.

Emil Devrient konnte ſich dieſem Zuge ſeiner Zeit nicht ganz entziehen; allein, er gab ihm auch keineswegs völlig nach. Auch hier hielt er Maß und hier hauptſächlich war es, wo er glaubte, einen gewiſſen künſtleriſchen Heldenmuth beweiſen und die Fahne des Idealismus feſthalten zu müſſen.

Er war Schauſpieler genug, um den Beifall und den Erfolg zu lieben und um ſich um deswegen zu Zugeſtändniſſen zu verſtehen; aber auch wirklicher und gewiſſenhafter Künſtler genug, um wegen des Erfolges und Beifalles ſeine heilige Überzeugung nicht zum Opfer zu bringen. Er hat im vertrauten Kreiſe mehrmals einzelne Momente ſeiner Rollen viel effectvoller gegeben, als er es auf der Bühne that. Er wollte damit zeigen, daß er wohl wiſſe, wie man die Menge kitzeln müſſe. Aber er verſchmähte dieſes ſchauſpieleriſche Kitzelſyſtem und nannte es geradezu gemein.

Hier war die Stelle, wo ſelbſt er einmal heftig und wild werden konnte; doch vergaß er ſich auch hierbei nie in Bezug auf ſeine Berufsgenoſſen. Nie habe ich ihn gehäſſig oder wegwerfend von ſolchen reden hören. In dieſem Punkte war er noch vorſichtiger und zurückhaltender, als in jedem andern. Nicht, daß er nicht dieſes und jenes in ihrem Spiel, ihrem Weſen und Charakter getadelt, aber dieſer Tadel war immerdar ſchonend und nie weder herausfordernd noch verletzend. Selbſt in der Zeit, da er in Dresden durch Dawiſon's Erfolge und Sarkasmen beunruhigt erſchien, ließ er ſich zu keinen Heftigkeiten hinreißen, wenn er freilich ſchon nicht verſchwieg, daß dieſes originellen Schauſpielers ganze Art und Weiſe der Darſtellung ihm zuwider war. Und ſie mußte es auch ſein. Waren Emil Devrient und Bogumil Dawiſon doch geradezu Gegenfüßler. Der letztere ſpottete jeder hergebrachten Regel und jeder Überlieferung.

Der Erstere fußte darauf und muß als ein Ausläufer der Weimarischen Schule angesehen werden. Er spielte im Sinne von Goethe und Schiller, welche der deutschen Bühne erst den Vers und im Verse den akademischen Styl der Darstellungskunst eroberten. Schönes Ebenmaß und Harmonie waren das weihevolle Geheimniß dieses Styls, der, in der Schule der Grazien gereift, auch den Herkules mit der Keule noch mit dem Hauche der Anmuth umkleidete.

Davon besaß Dawison kaum eine Spur. „Ach was," sagte er wegwerfend, „das alles ist Firlefanz. Schönrednerei und Rhetorik, feine Mimik und edles Geberdenspiel machen den Schauspieler nicht aus; den Schauspieler machen die charakteristische Maske, der wirksame Ausdruck, die Schlagfertigkeit der Rede. Die Wahrheit ist das höchste Gesetz der Kunst; nur was wahr ist, ist schön."

Mit diesem Feldgeschrei war Emil Devrient sozusagen der Krieg erklärt, denn Emil Devrient's Devise lautete geradezu umgekehrt. Ihm war die Schönheit Grundbedingung aller Kunst, und eine Wahrheit, die nicht im verklärenden Lichte der Schönheit stand, galt ihm nicht als künstlerische Wahrheit.

Der Zwiespalt zwischen beiden Künstlern konnte, als Dawison neben Devrient am Hoftheater in Dresden angestellt wurde, nicht ausbleiben. Er ging endlich so weit, daß man Abstand nehmen mußte, beide in einem und demselben Stücke auftreten zu lassen.

In dieser Zeit, in welcher selbst die Dresdener Kritik ein wenig irre gemacht erschien und in ihrem Urtheil schwankend wurde, ward Devrient's Genossenheit und Ruhe auf eine harte Probe gestellt. Er, der sich in allen Lagen und Verhältnissen wunderbar zu beherrschen verstand und beinahe niemals die Gewalt über sich zu verlieren pflegte, er sing damals an von seinem Abgange von der Bühne und in erregten Augenblicken sogar in etwas drohendem Tone von Aufzeichnungen zu sprechen, in denen er offen bekunden wollte, wie sehr man ihm wehe gethan und in seiner Künstlerseele tief innerst verletzt habe.

Wie ich vermuthe, ist er aber nie dazu gekommen. Er war mit der Feder eben nicht sehr flink bei der Hand und wenn er auch schon einen leichtfließenden und klaren Brief zu schreiben verstand, so machte das Schreiben ihm doch sichtliche Mühe und bot nicht gerade bedeutende und geistreiche Auslassungen. Seine Schrift und sein Styl erwiesen sich gefällig und deutlich, aber auch ziemlich

nüchtern und nichtssagend. Ich besitze viele Briefe von ihm, allein nur selten taucht darin etwas von überraschenden und werthvollen Einfällen oder Gedanken auf. Bezeichnend bedünkt mich nur einer, nämlich der, den er mir nach seinem Rücktritt von den Brettern schrieb und der also lautet:

Dresden, den 16. Mai 1868.

Mein hochverehrter Freund!

Dank, herzlichen Dank für Ihren lieben Scheidegruß! Es war eine Zeit der Aufregungen, die ich durchlebt, der Abschied ward mir schwer gemacht, aber ich habe mit Genugthuung erkennen lernen, daß man doch tiefer in die Gemüther der Zeitgenossen eingedrungen, als es sonst unserer armen Kunst des Augenblicks vergönnt erscheint; das ist eine wohlthuende Überzeugung, die ich in meine Zurückgezogenheit mit mir nehme! Die vielen mir erwiesenen Ehren, die allgemeine Trauer, kam mir so überraschend als erfreuend, doch nahmen sie mir nichts von meiner Überzeugung, daß ich wohl gethan, dem Absturze unserer Kunst nicht ferner beizuwohnen, dem jetzigen Theatergetriebe den Rücken zu kehren! — Glauben Sie mir, der Einzelne kann da nichts mehr aufhalten! Vor 10 Jahren schon wollte ich vom Schauplatz abtreten, da ich den Realismus alles überfluthen sah; moralische Verpflichtung hielt mich noch bei der Fahne, doch jetzt fehlte mir aller guter Muth des Widerhalts, — es ist vorbei und absonderlich das Heimath-Institut gab mir diese schmerzliche Überzeugung. Unter dem jetzigen Regiment würde meine fernere Wirksamkeit nur ein steter Kampf geworden sein, der doch vergeblich wäre! So blieb nichts übrig, als das Scheiden! — Daß Sie in dieser Zeit meiner so freundschaftlich gedachten, danke ich Ihnen mit warmem Herzen, wie es uns alle immer erfreut zu hören, daß Sie an Dresden gern zurückdenken; möchte das zu Ihrer Wiederkehr führen! —

Herzliche Grüße Ihrer lieben Frau (auch von Frl. Langenhann, die ihrer so dankend gedenkt), und die Versicherung meiner freundschaftlichsten Hochschätzung, mit der ich für immer bin Ihr treu ergebener Emil Devrient.

Dieser Brief offenbart eine Art Pathos und bei einer gehobenen und wehmüthigen Stimmung zugleich den Ausdruck einer Entsagung, die sowohl Ehrfurcht wie Rührung einzuflößen im Stande

ist. Er zeigt, wie er wohl fühlte, daß mit ihm eine ganze Kunstschule, der darstellende Idealismus in seiner reineren und strengeren Erscheinung zu Ende ging. Sie fortzupflanzen besaß er leider keine Fähigkeit; ein Lehrtalent war ihm nicht verliehen. Nachahmer hatte er viele, Schüler keine. In seiner späteren Muße wendete er strebenden Kunstjüngern zwar Aufmerksamkeit und Theilnahme zu, ohne indeß wesentlichen Einfluß auf deren künstlerische Ausbildung weder zu beabsichtigen noch zu erreichen. Junge Schauspieler, die seinen Umgang suchten, fanden zwar stets ein offenes Ohr bei ihm, aber nie eine andere Unterweisung, als die sein Umgang und Beispiel gaben. Die erste und wichtigste war seine unverwüstliche Jugendlichkeit. Emil Devrient ist alt geworden, aber nie gealtert. Noch im April dieses Jahres bei einer vorübergehenden Anwesenheit in Dresden, traf ich ihn, also nahezu siebenzig Jahre alt, noch immer leicht beweglich, rasch im Gang, aufrechter Haltung und ganz den Eindruck eines Mannes in seinen besten Tagen machend. Selbstverständlich waren alle Mittel einer ergänzenden Toilettenwissenschaft zu Hülfe genommen. Aber sogar darin verstand er die richtigen Grenzen innezuhalten und nie in eine Gedenhaftigkeit auszuarten. Maßvoll wie in der Kunst war er auch im Leben. Er verschwendete nicht; zeigte sich nie als Schlemmer oder Trinker; selbst in seinen Liebschaften blieb er besonnen, sogar in seiner Glanzzeit, in der die weiblichen Herzen ihm zu Dutzenden zuflogen. Hohe und vornehme Damen verschmähten nicht, um seine Gunst zu werben, die er indeß in andauernder Weise fast immer nur schönen Kunstgenossinen zu Theil werden ließ. Aber auch in seinen alten Tagen noch blieb sein Herz für die Huldigungen junger Mädchen empfänglich. Bei meiner schon erwähnten Anwesenheit in Dresden, kurz vor seinem Ende, traf ich ihn eines Tages angeregt und jugendlich die Schloßstraße heraufschreitend und in mein Hotel eilend, um sich dort an die Wirthstafel zu setzen, wo eine Frau von S..... mit zwei allerliebsten Töchtern zu jener Zeit zu speisen pflegte, die beide für Devrient schwärmten. Diese Schwärmerei reizte ihn in hohem Grade und machte ihn lebhaft und liebenswürdig wie einen Jüngling. Doch darf man nicht meinen, daß er dabei irgend etwas Lächerliches in seinem Benehmen und Wesen aufwies. Er behielt auch hier etwas Männlich Gesetztes und eine Würde, die ihn nie verließ. Nie habe ich ein gemeines Wort von

ihm gehört, nie sah ich ihn in Zorn gerathen. Freilich ward ich auch nie recht innig vertraut und warm mit ihm. Er ließ sich von nichts, auch von seinem Gefühl nicht überraschen. Seine Begeisterung, seine Empfindung, seine Freundschaft waren immer bemessen im Ausdruck und von gleichsam plastischer Haltung. Man merkte, er blieb immer auf der Hut und darauf bedacht, sich nichts zu vergeben. Nur einmal habe ich im Leben über ihn lachen müssen. Als wir von Dresden nach Hamburg zurück übersiedelten und eben die leer geräumte Wohnung verlassen wollten, um zu einer befreundeten Familie zu fahren, bei der wir zum letzten Mal in Dresden zu Mittag speisen sollten, erschien Emil Devrient, um uns Lebewohl zu sagen.

Wir befanden uns mitten im Winter und es war sehr kalt. Meine Frau hatte für sich und unsere beiden Kinder für die Eisenbahnfahrt warme Filzschuhe besorgen lassen und hielt diese in der Hand, um sie mit in den Wagen zu nehmen.

Emil Devrient, der nicht wollte, daß wir wieder umkehren sollten und dem wir in unserer Wohnung auch keinen Sitz mehr zu bieten gehabt hätten, erbot sich mit uns bis vor das Haus unserer Freunde zu fahren. Galant wie er war, ließ er nicht nach, bis meine Gattin ihm die Filzschuhe übergab, die er, da sie paarweise noch mit Bändchen zusammengehalten waren, über seinen linken Arm hing.

Als wir nun ausstiegen und an der Hausthür Abschied nahmen, sprach er noch einmal von seiner Hingebung und Treue für uns, indem er dabei lebhaftere Bewegungen mit den Armen machte, als es sonst seine Gewohnheit war. Bei dieser Gelegenheit baumelten die großen und kleinen Filzschuhe so lustig an seinem Ellenbogen, daß ich trotz des ernsten Augenblicks laut auflachen mußte.

Ich werde nie den erschreckten Blick vergessen, mit dem er, der Richtung des meinigen folgend und die her- und hinschwankenden Filzschuhe gewahrend, sich nach allen Seiten umsah, ob ihn irgend jemand damit bemerkt hätte. Einmal lächerlich zu erscheinen, war ihm unerträglich und von dem Gedanken gepeinigt, daß es hier geschehen sein könne, erstarben ihm fast die Worte auf den Lippen und er eilte, die Bürde und uns selbst so rasch als möglich los zu werden.

Am 17. Juni 1873.

Der am 9. erfolgte Tod Napoleon III. veranlaßt die Zeitungen, sich noch einmal eingehend mit ihm zu beschäftigen. Die Mehrzahl derselben urtheilt sehr wegwerfend über ihn und bemüht sich mit Vorliebe, ihn als klein und unbedeutend hinzustellen, dabei ganz vergessend, daß es unserer Zeit kein gutes Zeugniß geben heißt, wenn ein solcher Mensch sie beherrschen konnte. Denn beherrscht hat er sie, das darf nicht geleugnet werden. Als Kaiser von Frankreich übte er eine große Gewalt aus und sein Wort galt viel in der Waagschaale der Welt. Wenn er gesprochen, sann man auf dem ganzen Erdball dem nach, was er sagend verschwieg, was er verschweigend sagte. Er war der Sprecher und Führer der Monarchen. Daß er das ohne Geist, ohne Klugheit, ohne einige glänzende Gaben nicht werden konnte, liegt auf der Hand. Wagemuth des Abenteurers und eine verbrecherische Selbstsucht vermochten ihn allein dazu nicht zu befähigen. Er mußte auch bessere Eigenschaften besitzen und er besaß sie in der That. Vielseitige Bildung, Beleſenheit, scharfer Verstand, Beredsamkeit und Gewandtheit mit der Feder, Geschick in der Politik und weise Ausnutzung der Umstände sind ihm nicht abzustreiten. Nicht wählerisch in den Personen und Mitteln, ging er dreist auf sein Ziel los. Er scheute auch nicht vor dem Blutgeruch. Sein eigentlicher Feuerzauber aber, den er übte, bestand darin, daß er die Franzosen nach der Ernüchterung unter Ludwig Philipp durch napoleonischen Ruhm und nationale Eitelkeit aufs neue trunken machte. Ludwig Philipp hatte bereits eine Witterung von Frankreichs Niedergang. Er fühlte instinktmäßig, daß es in Revolutionen etwas zu verschwenderisch gewesen und im Einflußüben auf die Nationen sich einigermaßen erschöpft hatte. Er wollte in Beidem pausiren, und in der Pause es zugleich gewöhnen, etwas bescheidener aufzutreten. Aber der Franzose hat zu nichts weniger Talent, als zum Pausiren und zur Bescheidenheit. Ruhiges Abwarten und Stillsitzen ist seine Sache nicht. Er verlangt unausgesetzt nach Bewegung, Geräusch und lärmendem Vordrängen. Der Franzose muß sich immer hören können und unter Ludwig Philipp hörte er sich nicht genug. Der Bürgerkönig führte zu wenig das große Wort und rasselte nicht mit den Sporen. Seine Regierung ging in Gummischuhen und mit dem Regenschirm. Sie wünschte Frieden und gute Geschäfte,

und zwar in möglichster Stille. Das verzieh man ihr nicht, und davon gelangweilt, jagte man sie zum Teufel, um sich der von Ludwig Napoleon in die Arme zu werfen, die mit dem ganzen Glorien-Spektakel des Cäsars auftrat, und allen Hochmuth und alle Überhebung aus der Zeit Ludwigs XIV. neu in Scene setzte. Unter ihr gab es wieder den alten Dünkel, die alte Großsprecherei, den alten Ruhmestaumel. Der Franzose hörte sich wieder, und vor allen Dingen hörte er sich wieder auftreten und obschon es immer das Auftreten auf einem und demselben Flecke war, bildete er sich doch ein, noch stets an der Spitze der Nationen zu marschieren.

Das war nach dem Geschmack des Pariſers. Umsonst haben einsichtsvolle Leute gewarnt. Man achtete der Warnung nicht. Man schrie und jubelte, beleidigte im Übermuth Gott und Welt, und meinte, Frankreich allein bestimme das Geschick der Reiche und Völker.

Das dauerte, bis 1870 der große Kriegskrach kam. Da stichte die Schwindelherrlichkeit in alle Winde. Daß aber Frankreich seitdem zur Erkenntniß und Vernunft gekommen, läßt sich kaum wohl sagen. Nicht die Fußstapfen Ludwig Philipp's sucht es, sondern noch stets die Gleise seines „großen" Ludwig's und seiner hochfahrenden Napoleonen. Jeder pomphafte Krawallmacher und jeder verwegene Abenteurer ist noch heut sein Mann und kann es haben.

Am 28. Mai 1873.

In Paris hat man Thiers aus der Regierung verdrängt. Die „Hamburger Nachrichten" vergleichen mit Recht sein Loos mit dem eines Thierbändigers, der hundert Mal im Käfig des Löwen und Tigers unbeschädigt erschienen ist und endlich doch von den wilden Bestien zerrissen wird. Eitel und empfindlich, wie dieser Mann ist, hat er sich in blinde Sicherheit einwiegen und dann verletzt zum Rücktritt treiben lassen. Lange und geschickt mit allen Parteien sich benehmend, ist der Ausgang, daß er es mit allen verdorben. Anhänger des Königthums, suchte er die Republik zu befestigen, weil er sie für zeitgemäß und zweckmäßig ansah. Auf seine Gegner fußend, wurde er von seinen Gesinnungsgenossen gestürzt. Es ist ein sonderbares Schauspiel, das er geboten hat. Er hielt die Dinge und ihre Entscheidung hin; nach ihm werden sie sich wahrscheinlich um so mehr überstürzen.

Am 1. Oktober 1873.

Zuweilen komme ich mit in meinen Aufzeichnungen wie ein literarischer Todtenbeschauer vor. Die Todesfälle im Kreise meiner schriftstellerischen Bekannten und Freunde mehren sich in erschreckender Art. An einem und demselben Tage des Septembers, am 26., starben Roderich Benedix und Klara Mundt (L. Mühlbach).

Des Ersteren erinnere ich mich noch frisch aus der Zeit, da er als junger, schlanker Mann mit langem Lockenhaar nach Berlin kam, um daselbst öffentliche Vorlesungen zu halten. Es wird wahrscheinlich 1840 gewesen sein. Er hatte eben die Bühne, auf der er einige Jahre als Schauspieler gewirkt, verlassen und begonnen, sich dichterischem Schaffen hinzugeben. Welchem Gebiete der Literatur er sich zuwenden wollte, darüber war er noch ganz unentschieden. Er hatte kleine Abhandlungen, Gedichte, Märchen und auch einen dramatischen Versuch gewagt. Von dem Letzteren sprach er ziemlich schüchtern und verzagt. „Die Bühne ist nicht mein Feld", sagte er. „Auf ihr werden mir keine Lorbeeren wachsen weder als Schauspieler noch Schriftsteller. In dieser Ueberzeugung habe ich mich von ihr losgesagt. Mein dramatischer Versuch war unternommen, da ich ihr noch mit Leib und Seele angehörte. Aber er ist sicher so verfehlt, wie es meine Theaterlaufbahn war. Ich rechne auf keinen Erfolg."

Nach ein paar schwachbesuchten Vorträgen im Saal des „Hotel Du Nord", glaube ich, reiste er ab, um in Wesel die Leitung eines Volksblattes zu übernehmen. Bald darnach ward „Das bemooste Haupt" gegeben und errang einen derartig günstigen Erfolg, daß er, davon ermuthigt, rasch zu dem Entschlusse kam, sich lediglich dem Drama zuzuwenden.

Ich habe später, als er, anerkannt als Dramatiker, in Leipzig lebte, oft und immer angenehm mit ihm verkehrt. Er war inzwischen ziemlich vierschrötig und beleibt geworden und mit dieser äußern Erscheinung hatte sich auch sein ganzes Wesen verändert. Behäbig, burschikos, ein tüchtiger Kneipbruder, trat er ziemlich selbstbewußt und zuversichtlich auf. Nicht immer von feinem Takt und geläuterter Bildung, konnte er oft sonderbare Aeußerungen thun und ein Benehmen zeigen, womit er zuweilen verletzend wirkte. Ich sehe ihn noch im großen Festzuge des Dresdener Sängerfestes die Leipziger Sänger-

brüder anführen, eine Fahne in der Hand, das unbedeckte Haupt mit einem mächtigen Kranze geziert, jeden Humpen leerend, der ihm geboten wurde und jedes hübsche Mädchen küssend, das ihm zu nahe kam.

Er war Lebemann durch und durch, aber dabei von herzerfreuendster Gemüthlichkeit und bezauberndem Humor. Ohne bedeutend im Gespräch zu sein oder durch geistvolle Einfälle zu überraschen, nahm er doch ein durch muntere Frische und Lebhaftigkeit seiner Rede. Am Kneiptisch fühlte er sich besonders behaglich. Da ließ er sich unbefangen gehen und am Liebsten in dem Wesen eines alten flotten Burschen. Ein Stück von einem bemoosten Haupte war er selbst: ohne viel Form und Halt, aber biederherzig, lustig und voll derber Späße, die er gerne zum Besten gab. Zwischen seine Schwänke fiel natürlich auch manches ernste und wohl zu schätzende Wort; freilich auch manche sonderbare und verschrobene Aeußerung. Ueber unsere Dichter und Künste, über Shakespeare, Musik und Philosophie konnte man zuweilen verwunderliche Aussprüche von ihm vernehmen. In dem Grade wie er zu Ramen und Selbstbewußtsein gekommen war, in demselben Grade war er pfahlbürgerlich und beschränkt in seinen Ansichten geworden. Vom echten Poeten hatte er nicht viel. Er war ein neuer Iffland, ein ehrbarer Kotzebue. Das belegt sein ganzes dramatisches Schaffen.

Die Arbeit ging ihm gut und leicht von der Hand. Nachdem er einmal Eingang mit seinen Stücken auf der Bühne gefunden, hat er deren eine große Menge und darunter einige von dauerndem Werthe geboten. „Der Vetter", „Eigensinn", „Die Hochzeitsreise", „Das Gefängniß", „Die Dienstboten", „Der Störenfried", „Die zärtlichen Verwandten", „Die relegirten Studenten" z. B. sind mit Recht noch heute auf den Brettern. Sie sind nicht gerade tief angelegt und nur leicht geschürzt, aber immer heiter und unterhaltend und dem bürgerlichen Leben glücklich abgelauscht. Sie heben den Geist des Publikums nicht gerade sehr, aber sie verderben ihn auch nicht: sie erhalten ihn auf echt deutscher, ein wenig beengter Gesinnung, die meist natürlich und wahr, bald behäbig rührselig, bald wohlthuend komisch ist. Hohe Probleme sind seine Sache nicht, wohl aber häusliche Vorgänge und Zustände von ergreifender Wirkung.

Sein letztes Stück ist vollkommen in der Art seines ersten. Roderich Benedix blieb im Allgemeinen ohne wesentliche Wandlungen. „Das bemooste Haupt", das jener Versuch war, von dem er am Beginn seiner literarischen Laufbahn so geringe Erwartung hegte und welcher doch der Grundstein seines Wirkens und Glückes wurde, ist das Prototyp seines dramatischen Leistens.

Klara Mundt geborene Müller hat zu Neubrandenburg in Mecklenburg das Licht der Welt erblickt. Durch vieles Lesen und Reisen früh selbstständig geworden, begann sie in sehr jugendlichem Alter bereits schriftstellerisch thätig zu sein. Phantastisch und sinnlich von Natur, dabei stattlich und üppig von Erscheinung, hübsch von Gesicht, das namentlich durch ein Paar große, dunkelflammende Augen anziehend wirkte, sehnte sie sich aus den engen Verhältnissen der kleinen Stadt in unbestimmtem Drange nach Erlebnissen in die große Welt. Sie hatte, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, den berühmten Arzt Johann Friedrich Dieffenbach kennen gelernt und widmete demselben eine schwärmerische Verehrung. Aus Liebe zu ihm nahm sie, wie Aurora Dudevant von Sandeau's Namen, die Vordersylbe von dem seinigen die letzte Sylbe in ihren Schriftstellernamen hinüber. George Sand war damals die literarische Heldin des Tages. Ueberall wurde von ihr gesprochen, geschrieben, gefabelt. Klara Müller, die sich als Schriftstellerin L. Mühlbach nannte, verspürte Neigung, es ihr gleich zu thun. Das sogenannte Junge Deutschland: Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt, die in jenen Tagen an der Spitze der literarischen Bewegung bei uns standen und George Sand mit ungewöhnlicher Begeisterung in ihren Schriften erwähnten, wurden in Folge dessen ganz selbstverständlich die Männer ihres Herzens. Sie sendete einige von ihren Arbeiten an den zuletzt genannten Autor ein, indem sie ihn um Rath und Förderung in ihren Bestrebungen ersuchte. Theodor Mundt, in jenen Tagen noch jung und empfänglich, ließ sich mit ihr in einen Briefwechsel ein und wurde durch diesen, von der jungen Schriftstellerin eingenommen und gereizt, angetrieben, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Er war ein angenehmer Mann, etwas über mittelgroß mit anziehendem Gesicht und schwarzem, lang herabhängendem Haar, wie es in jener Zeit zu tragen beinahe die allgemeine Sitte war. Seine nahe Beziehung zu der schönen und geistvollen Charlotte Stieglitz, die sich überlegt

und gefaßt daheim in abendlicher Stille in ihrer Schlafstube und züchtig in die Kissen und Decken ihres Bettes gehüllt, den Dolch in die Brust stieß, — um — wie sie schrieb, ihrem weltschmerzlich dahinsiechenden Gatten, den nicht unbegabten, aber wenig gestaltungsfähigen Dichter Heinrich Stieglitz durch ein erschütterndes Unglück aus seiner geistigen Verkommenheit aufzurütteln — Charlotte Stieglitz hatte die besondere Theilnahme auf ihn hingelenkt.

Die Welt behauptete fast allgemein: jene unglückliche, schöne Frau habe in sich eine Neigung für Mundt, den Freund ihres Gemahls, emporkeimen fühlen und diesen Keim und das etwa daraus erwachsende Verhängniß in ihrem Blute erstickt. Mundt's schönes und empfindsames Buch: „Charlotte Stieglitz, ein Denkmal", weit davon entfernt: diese Behauptung zu entkräftigen, hatte vielmehr dieselbe nur verstärkt und seinem literarischen Ruf und seiner Person eine Art von geheimniß- und reizvoller Weihe gegeben. Daß er dadurch für ein Wesen, wie Klara Müller eines war, ein besonderes Interesse erhielt, läßt sich denken. Sie nahm ihn lebhaft und mit leidenschaftlicher Wärme bei sich auf. Theodor Mundt aber, der von Charakter etwas linkisch, schüchtern und verlegen war, entflammte diese Aufnahme in so hohem Grade, daß bald darnach seine Verehelichung mit ihr erfolgte (1839).

Sie hatten sich noch nicht lange in Berlin niedergelassen, als ich sie beide kennen lernte. Ich habe viel und glücklich mit ihnen verkehrt. Sie machten ein offenes Haus und sahen fast jeden Abend Gäste bei sich. Der Tag gehörte bei beiden der Arbeit. Sie standen ziemlich früh auf und schrieben fast ohne Unterbrechung bis zum Abend. Ihre Tischzeit war um sechs Uhr Nachmittag.

Mundt arbeitete langsam und nicht leicht; ihr flog es von der Hand. Es war erstaunlich, was sie in wenigen Stunden leistete. Eine immer sprudelnde Erfindungsgabe, eine üppige, von Lebensfülle strotzende Vorstellungskraft ließen sie einen bändereichen Roman nach dem andern auf den Markt bringen. Sonderbar war dabei, daß sie manchmal geradezu unzüchtig schrieb und in ihrem Thun und Treiben doch die ängstlichste Ehrbarkeit zu Tage legte. Sie war außer sich, wenn in ihrer Gegenwart ein anzügliches Wort gesprochen wurde und zürnte über jede Aeußerung, die auch nur im Geringsten über die Grenzen der sittlichen Wohlanständigkeit hinausging.

Daß das letztere Verhalten kein natürliches, sondern ein blos äußerlich angenommenes gewesen, will ich nicht geradezu behaupten. Doch hat es mir oft so scheinen wollen. Ihr Aussehn und ganzes Wesen [illegible] zum Mindesten die Vermuthung zu. Sie war entschieden ein schönes Weib, aber ihre Schönheit trug einen etwas gewöhnlichen Stempel. Ihr Körper nahm bald an Fülle zu und gab ihren Formen etwas Plumpes und Ausquellendes; ihr Mund, fein und zart geschnitten, bekundete einen wollüstigen Sinn und noch mehr thaten das ihre großen, prächtig leuchtenden Augen. Sie wußte sehr anregend und oft mit Geist zu sprechen, aber aus ihrer kleinstädtischen Jugend war ihr ein Zug von Klatschsucht geblieben, der Anfangs nur harmlos und drollig erschien, aber später, als sie durch ihren Hang zur Geselligkeit, Reisen und Wohlleben in Geldverlegenheit gerieth, einen etwas gehässigen und verbitterten Charakter annahm. Leicht erregt und von starker Einbildung, wie sie war, ließ sie sich zu raschen und zuweilen unbedachten Aufstellungen und Auslegungen hinreißen, mit denen sie Leuten in günstigeren Umständen und glücklicherer Lage oft zu nahe trat und Unrecht that. Mundt, der in seinem Wesen nicht gar zu fest war, ließ sich leider durch ihre Einflüsterungen bestimmen und gegen Personen entfremden, die ihm sonst nahe gestanden. So entzweite sie ihn unter Anderen mit Varnhagen von Ense, mit dem er lange befreundet gewesen, und mit welchem er im Verein 1840 K. L. von Knebel's literarischem Nachlaß und Briefwechsel (drei Bände, Leipzig, Gebr. Reichenbach) herausgegeben hatte.

Varnhagen und dessen Gattin Rahel waren auf Theodor Mundt nicht ohne Einwirkung gewesen und hatten ihn namentlich in den Kreis der begeisterten Goethe-Verehrer gezogen und veranlaßt, daß er dessen Schreibweise studirte. Sein denkwürdiges Buch: „Charlotte Stieglitz", das 1835 in Berlin bei Veit & Co. erschien, trägt die deutlichen Spuren davon, die vornehmlich auch noch sein Werk „Die Kunst der deutschen Prosa" erkennen läßt. Weiblicher Einfluß ist immer mächtig auf ihn gewesen. Rahel Varnhagen und Charlotte Stieglitz hoben seinen Geist und seine Darstellungsweise. Der seiner Gattin minderte beide im Laufe der Jahre herab. Seine Arbeiten wurden nach und nach breit und gewöhnlich und büßten an Fülle und Schwung beträchtlich ein. Was seine Freundin Charlotte Stieglitz einst von einem Menschen

gemeint hatte, dem die innere Poesie verloren gegangen war, das konnte schließlich einigermaßen auch von ihm gelten, nämlich: „Der Schwan ist ihm entronnen, die Ente watschelt ihm nach.“ Er hatte zuletzt auf Einkommen und Verdienst zu sehen.

Das Alles sprach in der ersten Zeit seiner Ehe, in der ich ihn kennen lernte, aber noch nicht mit. Damals war seine Frau, noch selbst gehoben von seiner Liebe und von dem literarischen und geselligen Leben Berlins, voll arglosser Heiterkeit und sprudelnder Frische. Sie machte seine Häuslichkeit zum Sammelplatz aller anziehenden und bedeutenden Menschen darin. Man las vor, man musizirte, man spielte Theater. Ich bewahre noch heute einen Schauspielzettel folgenden Inhalts:

Marienstraße Nr. 22.

Am 2. Januar 1844

Leben und Tod

des

kleinen Rothkäppchens.

Eine Tragödie von Ludwig Tieck. Ouvertüre und die zur Handlung gehörige Musik von Professor A. B. Marx. Orchester: Fel. Sophie Pfuhl.

Personen:

Die Großmutter.	Der Hund.
Rothkäppchen.	Ein Bauer.
Hanna, ein Bauernmädchen.	Peter.
Der Jäger.	Dessen Braut.
Zwei Rothkehlchen.	Die Nachtigall.
Der Wolf.	Der Kuckuck.

Dargestellt von den Damen Mara Mundt, Minna Pfuhl, Ludmilla Assing, Henriette Rosenhein und den Herren Wenzel, Wehl, Mundt.

Ort der Handlung: Die Stube der Großmutter und der Wald — Pas de deux von zwei Rothkehlchen —

Hierauf:

Rothkäppchens Wiedergeburt

und

der Geist der Zeit.

Epilog von Isador Wehl.

Personen:

Der Geist der Zeit. — Hanne. — Der Jäger. — Rothkäppchen. — Der Hund.

Anfang 8 Uhr.

Die Aufführung geschah vor einem auserlesenen Publikum und von Seiten der Darsteller in der angeregtesten Stimmung. Wie viel ward gescherzt, gelacht und Uebermuth getrieben! Man überbot sich gegenseitig in Witz und toller Laune. Es war ein prächtiger Abend, ein Abend, der noch obenein eine gewisse literarische Bedeutung dadurch gewann, daß sein dramatischer Erfolg die Veranlassung zu dem öffentlichen Aufgreifen von Tieck's „Blaubart" im königlichen Hoftheater wurde.

Man fand nämlich unsere Darstellung des „Rothkäppchens" so reizend, daß man viel davon sprach und noch einmal wieder anfing, sich mit Tieck's dramatischen Märchenkomödien zu beschäftigen. Selbst der königliche Hof nahm davon Notiz und veranlaßte den Dichter zum Vorlesen derselben, endlich sogar zum Einstudiren der Blaubart-Tragödie, die dann auch mehrmals gespielt wurde.

Dieser Umstand machte uns stolz und verlieh dem Mundt'schen Hause und Kreise damals eine Art von Ansehen, das besonders Frau Klara schmeichelte, die in ihnen so zu sagen die Seele war. Sie hatte immer neue Ideen, neue Unternehmungen, neue Vorschläge, welche die Gesellschaft in Athem erhielten und ihr mehrfach die Aufmerksamkeit der Berliner Geister erwarb.

In jener Epoche befanden sich Theodor Mundt und seine Frau auf dem Höhepunkte ihres Lebens, sowohl wie ihrer Schaffenskraft.

Einen ungefähren Begriff von dem Naturell der Letzteren geben deren Briefe, von denen ich einige auszugsweise hier folgen lassen will. Sie schreibt unter Anderem:

Daß es Ihnen wohl geht, hat uns sehr gefreut, denn wir, das wissen Sie, nehmen den innigsten Antheil an Allem, was Sie betrifft, und da das äußerliche Wohlbehagen immer den größten Theil des innern Wohlbehagens bedingt, so war mir's unendlich wichtig, gerade zu erfahren, wie's Ihnen äußerlich geht, und da freut's uns, daß Sie sagen: gut! Der kleine Garten unter Ihrem Fenster soll von mir gegrüßt sein mit jedem Blatt und jeder Blume; wenn es recht einsam ist und stille um Sie her und in Ihnen, dann legen Sie sich in's Fenster und sehen in den Garten und wenn Sie dann mit andächtigem Herzen zuhören, werden Ihnen die Blumen viele wunderbare und geheimnißvolle Geschichten

erzählen; das verstehen sie, und wenn wir es nicht allemal vernehmen, so liegt dies nur an unseren tauben Ohren. Die Natur ist überhaupt sehr reich an Worten und Bildern; da habe ich mir zum Beispiel einen Vogel angeschafft, einen inländischen Waldvogel, schön gefiedert und glänzend, wenn der den Schnabel aufmacht und seine eigenthümlichen, schrillen pfeifenden Töne hören läßt, so ist's, als wäre man mitten im Walde, im Bäumerauschen, auf moosbedecktem Schattenplatz, und so wird mir der Vogel das schönste Bild des Waldes; — ich habe jetzt eine wahre Passion für die Thierwelt, und ich liebe es, den Thieren so recht tief in die Augen zu sehen. (— es liegt eine ganze Welt voll Märchen und erhabener Dummheit in diesen Augen der Thiere.) Wenn ich in die Küche komme, huscht ein weißes Kaninchen mit glänzend rothen Augen an mir vorüber, und in meinem Epheugitter zwitschert und jubelt ein reizender kleiner Buchfinke. Fido nur, der Arme, ist krank; er sollte sogar das Loos eingefangener Spione theilen, nämlich erschossen werden, und doch hat der Unschuldige in seinem Leben auf nichts spionirt, als auf einen fetten Bissen, und höchstens auf Fliegen. Ein mitleidiger Arzt schrie noch zu rechter Zeit: Gnade! und nahm ihn zu sich und kurirte an ihm herum, bis er so leidlich wieder hergestellt und seit gestern wieder bei uns ist, aber so ganz verdummt, daß ich fürchte, sie haben ihm sein bischen Phosphor aus dem Gehirn fortkurirt. Aber was kümmern uns denn die Thiere, nicht wahr? Von Menschen möchten Sie hören? Wie denn, von Menschen? Il n'y en a pas! Alles verreist! Die Straßen todt, ausgestorben, das Theater leer, — höchstens belebt durch wohlbehäbige Landjunker mit ihren buntgeputzten Weibern, die ein staunendes Ach! hauchen, wenn der Kronenleuchter hell wird.

(Madame Rettich ist hier; ich war sehr gespannt auf sie und hoffte das Größte, aber sie leidet an diesem ewigen Fluche, den die unerbittliche Natur über die Menschheit hingeschleudert, — ihr Gesicht ist alt, — daß ihr Herz jung ist und glühend, das hört man, das bewegt Einen, ja, es reißt hin, denn ihr Herz ist so jung und feurig, daß es zuweilen sogar ihr Angesicht mit Jugendgluth überhauchen kann, aber nur zuweilen, — dann zeigt sich wieder die alte Frau, der die Stimme bricht, die bald im Baß donnert, bald in den höchsten Brusttönen flötet. — Sie gefällt nicht sehr. —

Schreiben Sie bald, bitte, und behalten Sie lieb Ihre Mundt'schen Freunde!

Den 13. Juli. Klara Mundt.

Berlin, den 22. November.

Unsere Herzen werden Ihnen niemals stumm sein, sondern immer eine warme Antwort für Sie haben, und das wissen Sie wohl, daß in jeder Lage Ihres und unseres Lebens unsere Freundschaft für Sie stets dieselbe und unveränderlich treu sich erweisen wird. Gerade, weil ich Sie lieb habe, zanke ich ja zuweilen mit Ihnen, und weil ich immer das Beste von Ihnen möchte, bin ich zuweilen schwach gegen das Gute, was Sie leisten. Leisten müssen, sollen und werden Sie aber noch viel, und wenn Sie das nicht thun, dann werde ich immer mit Ihnen zanken, und niemals sollen Sie mit Ihren Arbeiten zufrieden sein, damit immer das Kommende das Beste wird, und nie ein Stillstehen, immer ein Vorwärts in Ihren Leistungen sei! —

Uebrigens kann ich kaum vor Frost die Feder halten, durch unsere Fenster pustet der Wind abscheulich, und draußen heulen einige riesengroße Waldteufel das nahe Weihnachtsfest ein!

Es klingt bald so, als ob Frau Birch-Pfeiffer declamirte. Sie Armer, daß Ihnen das entging, daß „Die Familie" sich zankte und liebte und von Mutter Birch bepredigt ward, ohne daß Sie es hörten und das seidene Taschentuch zogen und weinten! denn sicher, Sie hätten auch geweint, — ich hab's auch gethan, halb vor Zorn über das elende Publikum, das über solche Jämmerlichkeiten weinte, halb aus Rührung über diese Jämmerlichkeit und aus Schmerz, weil die große Birchen uns bei den Haaren zur Rührung herbeischleppte. Es ist ein schlechtes Stück, diese „Familie", schlecht, weil es unwahr ist, und doch nur ein matter Abklatsch von „Mutter und Sohn", — ja, und wenn wir Andern das beste Stück schreiben, es wird doch nicht so wirken wie eine Pfeifferiade. Das Publikum tanzt einmal nach dieser Pfeife, und wir wissen schon aus dem Mittelalter, daß, wenn die Leute einmal in die Tanzwuth verfallen sind, kein Gott sie aufhalten kann! — Gutzkow hat uns wieder verlassen und ist nach Dresden gegangen, um die Aufführung seines Stückes „Uriel Acosta" vorzubereiten. Hier werden wir es leider wohl nicht bekommen wegen der religiösen Tendenz.

Da Gutzkow fort ist, wird auch Frau von Bacheracht gehen. Eben meldet sie mir in einem Billet, daß sie den morgenden Abend möchte bei uns zubringen. Dienstag reist sie ab, und Montag sind wir noch alle zusammen in großer Gesellschaft bei der Gräfin Ahlefeldt. Ich freue mich sehr darauf, weil ich die Gräfin von ganzem Herzen liebe. Es ist eine durchaus feine und edle Natur, mit der schönsten Gemüthswärme und dem frischesten Antheil für alles Schöne und Gute. Es werden bei ihr sein: die Bacheracht, die Lewald, wir, Lüdchen (Ludmilla Assing), Schropp's und Oelsner. Kennen Sie Oelsner? Nun, Sie werden ihn sehen, bei Schropp's natürlich, und wenn er Ihnen recht viel erzählt hat, so werde ich leise zu Ihnen treten und Ihnen in's Ohr flüstern: Es ist Alles nicht wahr! Aber er lügt interessant. Die guten, lieben Schropp's! Sie sind beide krank, blaß und angstvoll für ihre Gesundheit, die armen, reichen Leute! Sie haben sich ausländische Vögel mitgebracht, die füttert er den halben Tag, den anderen halben hustet er. Bei Husten fällt mir Jähnisch ein. — Oh, was wollen Sie, der hustet nicht mehr und ist sehr fidel und sehr guter Dinge. In Wiesbaden hat er im Sommer viel Geld im Hazard gewonnen, und das gefällt ihm sehr. Und wenn ich Ihnen von all' den Freunden erzähle, so fällt mir ein, daß einer der Freunde bei Ihnen ist. Holtei! Der gute, alte Holtei! Daß der nicht nach Berlin kommt, nicht ein einziges Mal zu seinen alten Freunden, das begreife ich nicht, aber es betrübt mich, sagen Sie ihm das. Grüßen Sie Holtei, den Bösen und Putlitz von Ihren Freunden

Theodor und Klara Mundt.

Berlin, den 1. Februar 1852.

Gern schickte ich Ihnen auch dann und wann Notizen, aber was wollen Sie? In Berlin geschieht gar nichts mehr! Wir leben wie die gefesselten Bären, brummen ganz heimlich, aber lassen's uns eben gefallen, — weil wir eben nicht Anders können. Man hat uns Handschellen angelegt, aber damit noch nicht zufrieden, will man uns jetzt noch einen Maulkorb vorlegen, und die Regierung wird uns von jetzt an, nicht nur nach ihrer Pfeife, nein, auch nach ihrer Elle tanzen lassen. Nach der Elle will sie die Zeitungen und Journale abmessen und besteuern, und wucherischer wie der größte Bandjude, will sie sogar die achtel Elle, die jeder

Bandjude zugiebt, für eine volle viertel Elle rechnen und als solche sie sich bezahlen lassen? Wenn die Kammern, und warum sollten diese Kammern es nicht, dieses vom Finanzminister eingebrachte Steuergesetz für die Zeitungen und Anzeigen annehmen, so ist es mit den Zeitungen am Ende und die Presse, welche man im Zwangsstuhl unseres Preßgesetzes noch nicht hat tödten können, wird dann von der Elle des Finanzministers zu Tode geprügelt! Gut ist's! Denn da droben wohnt Gott und glänzt das Schwert als Sternbild am Himmel und hier unten wohnen die Juristen und weiden die Schafe, sowohl die menschlichen als die bevorzugten Biechers Schafe!

Aber dieses Alles soll uns nicht hindern und uns nicht verzagt machen, eben weil da droben Gott wohnt, und das Schwert als Sternbild glänzt! Ich meinestheils, ich hab's mir fest vorgenommen, ich will mich durchaus nicht entmuthigt werden lassen, und selbst wenn ich auch, wie all die Andern, unter'm Joch hingehen muß, so will ich doch den Kopf noch emporrichten und steif halten! Auch hab' ich ungeheure Arbeitspläne für dies Jahr! Gott, Gott, die Arbeit ist ja unsere köstlichste Zuflucht, unsere schönste Erquickung und mein bester Trost in allem Ungemach.

Sie fragen nach der kleinen Theodora? Es ist ein allerliebstes, reizendes, abscheuliches kleines Ding. Vor einer Stunde hat sie eine Ohrfeige von mir bekommen, weil sie mir feierlich erklärte, sie wolle Kunstreiterin werden, und trotz meines Verbotes sich immer übte, auf dem Kopfe zu stehen, bis sie puterroth ward. Als sie darauf kam, mich um Verzeihung zu bitten, fragte ich: Nun, Theodorchen, was willst Du jetzt werden? Ich hoffte, sie würde antworten: ein artiges Kind. Sie aber antwortete ganz ernsthaft: ein Constitutioneller! Ich war nicht abgeneigt, ihr noch eine zweite kleine Ohrfeige zu verabreichen. Weitern, als ich sie auch wegen Unarten schalt, nahm Mundt, der sie furchtbar verzieht, sie in seinen Arm und sagte: Komm, mein süßes Kind, komm, und tröste Dich. Die Welt ist einmal so schlecht. — Theodora sah ihn mit ihren großen, schwarzen Augen kopfschüttelnd an und sagte: Ach nein, die Welt ist gut, bloß Mama ist so schlecht. Worauf Mundt mich ganz begeistert ansah und rief: Nein, was das Kind doch klug ist!

Da, als echte Mutter eine halbe Seite über mein enfant terrible geschrieben! Pardon! Ich erwarte, hoffe und wünsche, daß Sie das merkwürdige Phänomen eines Briefes von mir mit einem ander-

wertigen Phänomen eines Briefes von Ihnen baldigst beantworten. Schönste Grüße von Mundt und

Klara Mundt.

Berlin, den 1. August 1852.

Endlich kann ich mein Gewissen nicht länger beschwichtigen, das mir täglich Vorwürfe macht über mein langes und unfreundliches Schweigen, Ihnen gegenüber, verehrter Freund. Ich schiebe also eben mein Manuskript, an dem ich arbeitete, bei Seite, um Ihnen einen Gruß und ein paar flüchtige Worte zu senden. Vorgenommen habe ich mir das seit Wochen schon täglich, aber meine Zeit ist getheilt zwischen Arbeiten, Spazierengehen und Kranksein, denn Sie wissen ja, wie viel ich leide an meinem Kopf. Trotzdem aber muß ich sehr fleißig sein, denn mein neuer Roman muß kontraktlich Ende August fertig sein, und ich bin noch im zweiten Bande, während der Roman drei Bände umfaßt. Es ist überdies ein sehr schwieriges Werk, denn ich muß so sehr viele und sehr umfassende historische Studien dazu machen, und ich versichere Sie mein Zimmer sieht jetzt aus, als ob ein philiströser Stubengelehrter darin wohnte. Mein Schreibtisch ist bepackt mit Büchern, ebenso das Fensterbrett daneben, und hinter mir steht noch ein langer Tisch ganz aufgestapelt mit Büchern. Diese alle gebrauche ich zu meinem Romane „Friedrich der Große und sein Hof", der eigentlich nur den Anfang bildet eines größern Roman-Cyclus, aus dem Leben Friedrich's des Großen. Gefällt diese erste Abtheilung, so werde ich gleich eine zweite schreiben: „Friedrich der Große und seine Freunde", und dann eine dritte: „Marquis d'Argens." — Dieser erste Roman umschließt nur die ersten Regierungsjahre des Königs; es macht mir da eine besondere Freude, den König, den alle Welt als den „alten Fritz" kennt, als den jungen feurigen Mann, den unbesonnenen, in Pracht, Verschwendung und Ueppigkeit lebenden Jüngling darzustellen, der erst alle möglichen menschlichen Leidenschaften in sich durchmachen und in feurigen Gluthen sie verbrennen mußte, um dann endlich aus der Asche aller Leidenschaften als der Phönix seiner selbst hervorzugehen. Ich kann's überhaupt nicht leiden, wenn man unsere großen berühmten Männer immer nur als Greise darstellt. Goethe und Fr. d. Gr. haben darin gleiches Schicksal, beide werden in Statuen und Bildern immer nur dar-

geſtellt, wie ſie in ihren letzten Lebensperioden anzuſchauen waren, während die Zeiten ihrer Größe immer in ihrer früheren Jugend liegen. Als Goethe ſein größtes Werk, den „Fauſt," ſchrieb, war er noch nicht vierzig Jahre, und als Fr. d. Gr. die Schlacht bei Collin gewann, war er kaum 45 Jahre, und doch hat Nietzſchel Goethe als den ſteinernen Urgreis dargeſtellt, und Rauch nun gar den Friedrich in Berlin als den alten verknöcherten, gelangweilten, von Staatsgeſchäften ermüdeten, geiſt- und herzverſchrumpften, preußiſchen König, der er in den letzten Jahren war, als welcher er aber thatſächlich keine Schlachten gewonnen und keine Campagnen ausgehalten hätte. — Von Mundt habe ich Ihnen die ſchönſten Grüße zu ſagen. Er iſt wirklich ſo überlaſtet mit Geſchäften, daß er zu ſeinem eigenen Bedauern faſt gar nicht dazu kommen kann, ſeinen Freunden zu ſchreiben. Jetzt z. B. arbeitet er gleichzeitig an der zweiten Auflage ſeiner „Literaturgeſchichte der Gegenwart," die eigentlich ein ganz neues, vollſtändig umgearbeitetes und auf das Umfaſſendſte ergänztes Werk wird; dann bereitet er die zweite Auflage der „Geſchichte der Geſellſchaft", die auch noch in dieſem Jahr erſcheinen ſoll, vor, ſchreibt zugleich an der Biographie von Fr. v. Heyden, die deſſen nachgelaſſenen Gedichten vorgeſetzt werden ſoll; dazu kommen noch politiſche Leitartikel für einige Zeitungen und ſeine täglich zwei Stunden einnehmenden Bibliothekgeſchäfte! Urtheilen Sie ſelbſt, ob ihm da noch Zeit übrig bleibt, Briefe zu ſchreiben. Denn einige Stunden braucht man doch auch, um ſpazieren zu gehen, ſich auszuruhen, um mit ſeinen Freunden heiter und guter Dinge zu ſein. Außerdem iſt Mundt ein ſehr zärtlicher Vater und ganz verliebt in ſeine kleine fünfjährige Tochter, der er manche Viertelſtunde zu fröhlichſten Spielen als Kamerad und Spielkumpan weiht, und da lacht er ſo fröhlich und iſt ſo harmlos und heiter, daß man kaum meinen ſollte, er könnte eine halbe Stunde ſpäter als ernſter und ſtrenger Mann der Wiſſenſchaft und Literatur mit ernſtgefalteter Stirn an ſeinem Schreibtiſch ſitzen. —

Da! Es ſind wieder drei Tage vergangen, ohne daß ich dieſes kleine Briefchen vollenden konnte! Heute aber und jetzt gleich ſoll's nun aber gewiß geſchehen. Ich ſage Ihnen alſo bloß noch herzliche Grüße von uns beiden und verſichere Sie, daß wir uns innigſt freuen würden, wenn Sie endlich auch einmal ſich wieder umſehen wollten nach Ihren Berliner Freunden Theodor und Klara Mundt.

Endlich, verehrter Freund, komme ich dazu, anders als in Gedanken Ihnen zu schreiben und den Gefühlen aufrichtigster Freundschaft und Gesinnung, von denen Sie wissen, daß Mundt und ich sie immer für Sie hegten und hegen werden, auch äußerlich zum Ausdrucke zu geben. Seien Sie mir nicht böse, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben, ich bin viel kränkelnd gewesen, war so gezwungen, nicht zu schreiben, daß, wenn ich schreiben konnte, meine litterarischen Arbeiten mir nicht die Zeit ließen, Briefe zu schreiben. Aber ich verspreche Ihnen, mich zu bessern, und in diesem neuen Jahr nicht allein prompt im Briefschreiben zu sein, sondern auch zuweilen den „Jahreszeiten" Beiträge zu senden, wenn Ihnen dieselben angenehm sind.

Viel Glück aber zuerst zum neuen Jahr, von dem die klugen Leute sagen, daß es wahrscheinlich ein sehr stürmisches und bewegtes sein wird. Ich meinestheils glaube nicht daran. Die Menschen sind alle schon so abgeschwächt und abgemürbelt, daß sie bloß noch schlafen und ruhen wollen, aber keine Thaten mehr zu Stande bringen. Louis Napoleon, nein, ich wollte sagen der Kaiser der Franzosen, ist der Weiseste der Weisen, er streut den Leuten Gold- und Silber-Puder in die Augen und weil's da vor ihren Blicken flimmert, bilden sie sich ein, im Himmel zu sein. Beiläufig, wissen Sie denn schon, warum Louis sich Napoleon der Dritte nennt? Antwort: „Weil er sehr gut weiß, daß er kein zweiter Napoleon ist!" Sie sehen, Berlin macht noch immer seine kleinen Witze und tröstet sich damit über sein großes Ungemach. Denn Sie müssen nicht glauben, daß es sich hier gar so behaglich und angenehm lebt, wie Sie in Ihrem schönen Hamburg zu glauben scheinen. Es ist hier ein wüstes, zerfahrenes, genußloses Leben, ein vergebliches Haschen nach dem Genuß, ein langweilendes, vergebliches Suchen nach einem Mittel zur Vertreibung der Langeweile. Sie glauben gar nicht, wie furchtbar langweilig die Physiognomie von Berlin geworden ist; es kommt mir zuweilen vor, wie ein trauernder Jude, es hat Asche auf sein Haupt gestreut und das Gewand einstiger Herrlichkeit hängt ihm in Lumpen herum. Ach, es ist gar so bequem in Sack und Asche zu trauern, man hat da nicht nöthig, Thaten zu thun! — Glücklich, wer sich in dieser Sand- und Aschenwüste eine kleine Oase, eine kleine „Insel der Glückseligkeit" gerettet hat, zu der die Langeweile und der Ueberdruß

nicht bringen können. Solche kleine Insel ist für uns unser „home", unsere heitere, behagliche Häuslichkeit, die Sie kennen und die sich noch frisch und fröhlich so erhalten hat, nur vergrößert durch die kleine Theodora, die wie ein kleiner Singvogel umherflattert und deren große schwarze Augen ihrem Papa schöner erscheinen und kostbarer, wie die herrlichsten Brillanten. Wir leben dies Jahr sehr gesellig und haben sogar uns mit unsern Freunden zu einer festen Gesellschaft verbündet, die sich regelmäßig alle Sonntage bei Einem von uns versammelt. Da wird vorgelesen, das Neueste besprochen und gezeigt, was in Kunst und Literatur erschienen ist, Vorlesungen über dieses oder jenes wissenschaftliche Thema gehalten, kurz, es sind ganz anregende und unterhaltende Abende. Vorigen Sonntag las uns Ring den „Macchiavelli" von der Schmidt vor. Ich unterschreibe Ihr Urtheil über diesen ganz und gar, es ist ein Mißgriff von der Autorin, aber ein genialer. Genial ist dies Talent überhaupt angelegt, aber die kleine Misère des Lebens hat sich als Mehlthau über diese Genialität gelegt und ihre Blüthen geknickt. Daher sind die Arbeiten der Elise Schmidt immer großartig im Entwurf, klein und mesquin in der Durchführung. — Eben kommen die „Jahreszeiten." Ich sehe darin eine Rezension über die „Veronica". Meinen herzlichsten Dank, lieber Freund, für diese ehrenvolle und aufmunternde Rezension, die ohne Zweifel meiner armen Cousine viel Freude gewähren wird. Ich glaube auch, daß sie Talent besitzt und die Taufe des Unglücks und der Schmerzen, diese Feuertaufe, ohne welche kein Talent zu Thaten gelangt, ist ihr reichlich zu Theil geworden. Nach einer vierjährigen Ehe, von denen sie zwei Jahre am Krankenbette eines jungen geliebten Mannes hinbrachte, dessen Körperqualen so ungeheuerlich waren, daß z. B. sein schönes schwarzes Haar in sechs Wochen ergraute, obwohl er erst 30 Jahre zählte, als er starb, kehrte sie als Wittwe mit 2 kleinen Kindern nach Neu-Brandenburg zu ihrem Vater (dem Bruder meines Vaters) zurück und hat dort alle Qualen und Demüthigungen einer abhängigen Stellung in einer kleinen Stadt, welche bekrittelnd oder bespöttelnd über die junge Schriftstellerin herfällt, zu erdulden. Nochmals herzlichen Dank für Ihre Freundlichkeit.

Ich sende Ihnen heute endlich meinen „Friedrich den Großen", den Sie schon lange haben sollten, aber ich wollte ihn nicht ohne

Brief ſenden und dadurch hat er ſich verzögert. Nehmen Sie das Buch freundlich auf und möge es Ihren Beifall finden. Es iſt wenigſtens das Reſultat ernſter und gründlicher Studien. Ich wollte einmal verſuchen, ob das deutſche Publikum nicht vielleicht auch empfänglich gemacht werden könnte für hiſtoriſche Romane aus ſeiner eigenen Geſchichte, wenn auch der Autor ſolchen Romans nur ein Deutſcher iſt. Mein Buch macht hier allerdings ein wenig Glück, wäre es aber nicht von L. Mühlbach, ſondern ſtände auf dem Titel „aus dem Franzöſiſchen des Alex. Dumas", ſo würde es weit mehr Glück machen. Das weiß ich und fühle ich, aber dies Bewußtſein entmuthigt mich nicht, ſondern kräftigt mich, rüſtig und unverzagt weiter fortzuſchreiten und meinen Pfeil in die Wolken zu ſchleudern, welche das Haupt jedes deutſchen Autors umlagern. „Durch" will ich und muß ich, entweder ſoll die Wolke über mir zuſammen brechen, oder ich will hinter ihr den Himmel ſehen. Haben wir einmal das Unglück, nur deutſche Autoren zu ſein, ſo müſſen wir wenigſtens verſuchen, dies Unglück als ein unverſchuldetes mit Würde zu tragen, um es unſerer elenden, neidiſchen, kleinlichen und heruntergekommenen Nation als einen Handſchuh und einen Schimpf in's Geſicht zu ſchleudern. Bei dem „Friedrich der Große" habe ich alle meine Kraft zuſammen genommen, habe ich mit Ernſt, mit tiefſter Durchdrungenheit, mit Andacht faſt geſchrieben, und zum erſten Male bin ich mir bewußt, ein gutes Buch geſchrieben zu haben — was wird's mir nützen? Gott, wie muß das Bewußtſein den Autor tragen und anfeuern, das Bewußtſein: was ich ſchreibe, wird nun bald von Tauſenden geleſen, wird durch die ganze Welt gehen und überall ſeine Leſer finden! Dieſer Gedanke trägt und erhebt die engliſchen und franzöſiſchen Autoren, während, wenn wir deutſche Autoren die Feder in die Hand nehmen, wir uns gleich die niederdrückende Frage ſtellen: werden die Deutſchen unter all ihren franzöſiſchen und engliſchen Ueberſetzungen wohl Muße und Neigung haben, ein deutſches Buch zu leſen? Und wenn die Deutſchen uns nicht leſen, wer lieſt uns dann? Keiner! — Da haben Sie die Jeremiade eines deutſchen Autors, der noch dazu Grund hat, mit dem Erfolg ſeines Werkes zufrieden zu ſein, den die Zeitungen anerkennender Rezenſionen „würdigen" und dem der Verleger ſagt, daß das Buch „gut geht" — das höchſte Lob, was ein Verleger glaubt, einem Autor ſpenden zu können.

In diesem Jahre muß ich ungeheuer fleißig sein — Gott gebe, daß ich es sein kann, daß ich gesund und kräftig bleibe. Es giebt Momente, in denen man das innerlichste Bedürfniß fühlt, allen seinen Freunden einmal die Hand zu reichen und ihnen zu sagen: „Bleibt mir gut! Ob ich lebe oder sterbe, vergeßt mich nicht." Einem solchen Moment stehe ich jetzt gegenüber und mit solchem Wort reiche ich auch Ihnen die Hand, lieber Freund.*)

Ich will nicht sterben und hoffentlich werde ich es nicht; ich will fleißig sein und meinem „Friedrich" noch eine Fortsetzung von fünf Bänden hinzufügen, zwei davon sollen heißen: „Berlin und Sanssouci", darin will ich das beginnende Kunst- und Schauspielerleben schildern, dann drei Bände „Friedrich der Große und seine Freunde", womit die ganze Zeit nach dem siebenjährigen Kriege abgeschlossen wird.

Mundt sendet Ihnen seine besten und herzlichsten Neujahrsgrüße. Er ist, wie immer, ungeheuer fleißig, jetzt beschäftigt mit der zweiten Auflage der „Geschichte der Gesellschaft", die nächstens erscheinen soll. Ich bin ganz glücklich und stolz über Mundt's Erfolge und freue mich unendlich, daß die „Literaturgeschichte" so glänzenden Erfolg hat. Simon, der Verleger, meint ja sogar, daß in einem Jahr eine dritte Auflage nöthig sein wird. Viel Aufsehen macht hier der Passus der „Literaturgeschichte" welcher von Varnhagen handelt und von dem seine Freunde sogar zugestehen müssen, daß er nur die reine Wahrheit ohne Uebertreibung oder Bosheit enthält. Es war wohl einmal an der Zeit, das zweischillernde, nach allen Seiten coquettirende, schönthuende und gesinnungslose Wesen dieses alten diplomatischen Heuchlers darzulegen, der Morgens heimlich für die „Nationalzeitung" und den „Urwähler" schreibt und Abends in süßester Gemeinschaft mit Sternberg und allen möglichen Reaktionären leben kann, und doch zur Zeit, als es gefährlich war, mit Aristokraten umzugehen, sogar seiner Freundin Solmar die Abende, die er sonst immer bei ihr zubrachte, aufkündigte, weil er dort so viele ihm unausstehliche Reaktionäre treffe. Als aber der Belagerungszustand erklärt, die Demokratie ungefährlich ward, da ging er wieder hin zur Solmar, obwohl er dort nur dieselben Leute traf, die ihm vor dem 9. November so unleidlich waren. Ich kann ihn nicht leiden und habe einen besonderen Groll auf ihn, weil er mir Ludmilla

*) Sie stand vor einer zweiten Niederkunft.

verdorben hat und ihr von seinem heuchlerischen, schönthuerischen Diplomatenwesen eine kleine Dosis eingeflößt hat.

Welch ein furchtbar langer Brief! Ich füge ihm kein Wort mehr hinzu!

Leben Sie wohl und bitte schön, lassen Sie bald einmal von sich hören und wenn möglich, kommen Sie bald einmal nach Berlin und zu ihren Freunden.

Berlin, 8. Januar 1853.

Theodor und Klara Mundt.

Aus diesen Mittheilungen läßt sich das Wesen der Klara Mundt ziemlich klar erkennen. Es prägt sich als anmuthig, leicht und geistig angeregt, aber zuweilen auch als plauderhaft, und verhetzend aus. So haben z. B. die zuletzt mitgetheilten Zeilen über Varnhagen mich in hohem Grade entrüstet und mußten es thun, weil niemand mehr als ich wissen konnte, daß sie Falsches und Unwahres, oder stark Uebertriebenes enthielten.

Alle Anklagen, mit denen sie diesen ausgezeichneten Mann überschüttete und die hier und da auch öffentlich an's Licht treten zu lassen, sie Mundt zu bewegen wußte, beruhen auf leidigen Klatschereien und bloßer Unkenntniß der Umstände. Varnhagen hat aus seiner Gesinnung nie ein Hehl gemacht und konnte dieselbe zu Zeiten mit großer Heftigkeit aussprechen oder vertheidigen, je nach dem ihm dazu Veranlassung gegeben wurde. Daß dadurch Verstimmungen und Spaltungen entstanden, ist begreiflich. Aus dieser Ursache konnte es wohl kommen, daß er dann und wann seinen Umgang einschränkte oder sich ganz aus einer Gesellschaft zurückzog. Aber niemals haben ihn dabei die äußeren politischen Verhältnisse zu bestimmen vermocht. Im Gegentheil, er trotzte denselben sogar und besuchte herausfordernd demokratische Leute ganz öffentlich in Augenblicken, wo dies zu thun nicht ganz ungefährlich war. Ebenso scheute er sich nicht in den Tagen der Märzrevolution, als alle Uniformen und Orden wie weggeblasen waren, mit dem auffallenden Verdienstkreuz um den Hals in die Volksmenge Unter den Linden hinein zu spaziren.

Daß er bei alledem etwas Diplomatisches, Schmiegsames, mit den Dingen und Menschen äußerlich sich klug Verhaltendes hatte, lag allerdings in seiner Natur und war in seiner Thätigkeit als Gesandter und im Verkehr mit Fürsten und Königen in ihm vor-

zugsweise ausgebildet worden. Er konnte auch mit Menschen Beziehungen unterhalten, die ganz andere politische Ansichten hegten, als er in sich barg. Allein, wo es galt, seine Meinung zu vertreten, da schwand jede Rücksicht aus seinen Augen und er erklärte sich mit einer solchen Entschiedenheit und Leidenschaft, daß nur zu oft Entzweiung und Bruch selbst der engsten Freundschaft daraus entstand.

Ich hatte mehreren solchen Auftritten beigewohnt und auch demjenigen, der Mundt mit ihm auseinanderbrachte. Mundt hatte sich den Gothaern angeschlossen, von denen Varnhagen nichts wissen wollte und worüber er ihm Vorwürfe machte.

Diese Vorwürfe, die ziemlich heftig herausgeschleudert wurden, verletzten Mundt, der sich, wie er meinte, nicht wie einen politischen Schulbuben behandelt wissen wollte und deswegen gegen Frau Klara ärgerlich Klage geführt hatte. Die auf ihren Mann stolze Frau grollte von da ab Varnhagen und ergriff jede Gelegenheit, seinem Ansehen und seinem Ruhme zu schaden.

Daß sie dazu auch mir gegenüber den Versuch machte, von dem sie wußte, daß ich Varnhagen verehrte, mußte mich ihr entfremden, obschon ich nie im Leben das Freundliche und Gute vergessen habe, das ich von ihr und Mundt genossen. Die paar Jugendjahre, die ich in Berlin in ihrem Umgange verlebte, bilden einen so schönen und für meine geistige und literatische Entwickelung so bedeutsamen Theil derselben, daß ich ihnen dafür dankbar zu bleiben, alle Ursache habe.

Am 5. November 1873.

Die Wiener „Neue Freie Presse" sagte von L. Mühlbach, was man einst von Frau Genlis sagte: „Sie hat aufgehört zu schreiben, also lebt sie nicht mehr." Sie starb mitten in voller Arbeit, gleichsam mit der Feder in der Hand. Edmund Hoefer schrieb in seinem „Literaturfreund" ein Urtheil über ihr literarisches Schaffen, das zwar sehr streng, aber doch wohl gerecht sein dürfte. Da sein Blatt wenig verbreitet ist, so dünkt es mir angebracht, dasselbe aufzubewahren. Es lautet folgendermaßen:

Als wir vor vier Wochen oder wie lange es her ist, den Tod dieser Schriftstellerin angezeigt fanden und unmittelbar hinterdrein dort und hier und hier und dort, die zarten Zeitungsartikelchen lasen, welche mit achtungsvoll gesenkten Augen und wehmüthig

gefalteter Miene, von dem ernſten Verluſt ſprachen, den das Publikum und die Literatur erlitten hätten, und an der Seligen neben einigen unſchuldigen und kaum erwähnenswerthen kleinen Schwächen, hochbedeutende, rühmenswerthe und unvergängliche Vorzüge von allerhand Art entdeckten, da, ſagen wir, iſt uns einmal jener alte Spruch wieder recht zur Empfindung gekommen, daß man über die Todten nichts als Gutes reden dürfe. Wir unſrerſeits können uns dieſer Forderung nicht unterwerfen. Im Gegentheil, wir weiſen ſie auf das Entſchiedenſte und zumal da zurück, wo der betreffende Menſch in der Oeffentlichkeit lebte und wirkte und in ihr einen Einfluß gewann oder doch nach demſelben ſtrebte. Er kann und muß nur nach ſeinen Verdienſten gewürdigt werden, ohne Verkleinerung, aber auch ohne Beſchönigung. Schlimm für ihn, wenn man keine Verdienſte an ihm zu rühmen, ſondern nur Vorwürfe wider ihn zu erheben findet.

L. Mühlbach und der Einfluß, den ſie während einer ganzen Reihe von Jahren auf den Geſchmack und die Bildung des Publikums, ja ſogar auf eine Seite unſerer Literatur ausgeübt hat, erlauben uns keinen freundlichen oder auch nur ſchonenden Nachruf, ſondern fordern eine noch entſchiedenere Verurtheilung heraus, als wir — das dürfen wir uns nachſagen — dieſelbe während des Lebens der Schriftſtellerin ſtets ausgeſprochen haben, wo wir Gelegenheit dazu fanden. Ihr Schaffen iſt zum Abſchluß gelangt und liegt als Ganzes vor uns, und es kommt daher auch nicht mehr auf möglicherweiſe zu entſchuldigende oder vielleicht gar anſprechende Einzelheiten, ſondern auf den Geſammteindruck an. Und da zeigt es ſich denn ſogleich, daß L. Mühlbach als eine Schriftſtellerin angeſehen werden muß, die mit urſprünglich nicht unbedeutender Begabung und von wirklichem Talent, mit der einen wie mit dem anderen kaum jemals gewiſſenhaft, vielmehr faſt immer geradezu leichtſinnig gehauſt hat; die von ihren erſten Produkten an bis zu den letzten, in den Emancipations-, wie in den Hof- und Geſchichts-Romanen und Erzählungen kaum jemals den Regungen und Forderungen des guten Geſchmacks und der wahren Bildung zu Hülfe, deſto häufiger aber denen des verkehrten und der falſchen entgegengekommen iſt. Sie hat dieſe letzteren zur ſchweren Schädigung der erſteren vielfach gefördert und durch Erfolge, welche nicht zu leugnen ſind, aber jeden, der es mit dem Geſchmack und der Bildung des Publi-

kums und mit unserer Literatur redlich meint, betrüben müssen, mehr als ein anderes, viel verheißendes Talent auf ihre Abwege sich nachgelockt. Sie ist geradezu typisch für jene Autorenklasse, für die es sich nicht um die Vollendung des Producirten, sondern um die Masse und rasche Folge desselben handelt, und welche der Unterhaltungsgier, dem Sinnenkitzel und der sogenannten Bildungslust der großen Leserwelt die unbeschränktesten, vor nichts zurückscheuenden Opfer bringt. Und wenn sie die meisten der hierher Gehörenden an Erfindungsgabe, an Compositions- und Darstellungstalent, an wirklichem Wissen und im Vermeiden von allzu krassen Geschmacklosigkeiten um vieles übertrifft, so gereicht ihr dies in unseren Augen, wie wir schon oben sagten, nur zu einem um so ernsteren Vorwurf. Warum wollte sie ihren Gaben und ihrem Talent nicht gerechter werden?

Am 3. Dezember 1873.

In der deutschen „Petersburger Ztg." fand ich kürzlich eine sehr treffende Auslassung über die heutigen Franzosen. An einer Stelle heißt es darin: „An Sinn für maßvolle Besonnenheit und reelle, positive Verhältnisse hat es den Franzosen immer gefehlt. Aber jetzt scheinen tüchtige Männer in Frankreich völlig ausgestorben zu sein. Den Wenigen, welchen politische Einsicht beiwohnt, fehlt Energie und Thatkraft, die zähen und kräftigen Naturen aber haben wiederum kein Verständniß für die Bedürfnisse des Landes. So ist nur die „bedingungs- und vorbehaltslose" Einsetzung Mac Mahon's in die Diktatur erklärlich. So weit war Frankreich noch niemals herabgesunken: Robespierre, Barras, Ledru Rollin, Favre, Gambetta ꝛc. waren wenigstens Männer, die durch ihr Talent hervorragten. Mac Mahon ist nur tüchtiger Soldat, wie es deren eben so tüchtige Tausende in der französischen Armee giebt. Es ist bezeichnend, daß seine Höflinge in der entscheidenden Nachtsitzung vom 19. zum 20. November bei ihrer Vertheidigung desselben gegen die Angriffe der Linken nicht im Stande waren etwas Anderes zu Gunsten des Marschalls vorzubringen, als seine Loyalität, obwohl doch bekanntlich auch diese in der Chambord'schen Restaurationsintrigue, wie in dem Bazaine'schen Prozeß so manche Bedenken erweckt hat."

Die Augsburger „Allgem. Ztg." wies kürzlich auf den Herzog von Aumale, als denjenigen hin, der vielleicht künftig einmal die

Geſchicke Frankreichs in die Hand zu nehmen von der Vorſehung beſtimmt ſei. Sie nennt ihn einen Orleaniſtiſchen Wilhelm der Schweiger und meint: er gehe ſtill und geräuſchlos, aber klug und zielbewußt ſeine politiſchen Wege. Als er die Leitung des Prozeſſes Bazaine übernahm, hat man geglaubt: er werde dabei eine ziemlich langweilige, wenn nicht gar lächerliche Rolle ſpielen. Allein das iſt, wie ſich zeigt, ganz und gar nicht der Fall, denn er verfährt dabei ſehr geſchickt und in einer Weiſe, die durchaus angethan iſt, ihn im Volke beliebt zu machen. Er behandelt alle höheren Militairperſonen des Kaiſerreiches ſtreng und beinahe wegwerfend, während er die der unteren Grade mit Schonung und ſelbſt mit Achtung behandelt.

Am 14. Dezember 1873.

Der Prozeß Bazaine iſt ein erbärmliches und widerwärtiges Schauſpiel des franzöſiſchen Volkscharakters. Der Mann mag ein unbedeutender Feldherr und in der Zeit des Krieges auch nicht unbetheiligt an kaiſerlichen Intriguen geweſen ſein. Aber von allen kaiſerlichen Generalen nur ihm allein und ausſchließlich die Schuld der Niederlagen aufzubürden, iſt ohne Zweifel ungerecht und lächerlich. Die Nation will ſich reinwaſchen und um ihre Unkriegsfertigkeit, ihre ſtrategiſche Kopfloſigkeit und ſchlechte Mannszucht zu beſchönigen und zu verdecken, erſieht ſie ſich nun Bazaine zum Opfer, dem alles Unglück des Feldzuges auf die Schultern geladen wird. Einer ſoll für Alle büßen. Das Pariſer Blatt „Soir“ räumt das ſelber ein, indem es ſchreibt:

„Ein ſehr natürliches Verlangen treibt uns, für unſere Unglücksfälle Erklärungen zu ſuchen, welche unſere Eigenliebe ſchonen und die unſerem Stolze geſchlagenen Wunden heilen. Um nicht unſere Fehler, unſere Schwächen, unſere Mängel einzugeſtehen, um uns nicht zu demüthigen und uns nicht zu beſſern, belaſten wir gern einige Köpfe mit der Verantwortlichkeit. Das Trianoner Urtheil iſt für uns Waſſer auf die Mühle, und viele Leute bilden ſich ſchon ein, daß Alles erklärt ſei. Darin liegt, ſo ſagen Patrioten, die mehr begeiſtert ſind als aufgeklärt, das Geheimniß unſerer unerklärlichen Unglücksfälle, das Geheimniß der Ueberlegenheit der Preußen: Bazaine hat ſeine Pflicht nicht erfüllt, und wenn er ſie erfüllt hätte, ſo beſäßen wir heute noch Elſaß und Lothringen und Frankreich hätte nicht die Schmach des Frankfurter

Friedens zu ertragen gehabt. So rief der besiegte Napoleon aus: „Lebe wohl, Frankreich! Einige Verräther weniger und Frankreich würde noch die erste Nation der Welt sein!“ Dieses große Genie tröstete sich so über das von ihm über sein Vaterland gebrachte Unglück und verheimlichte sich selbstgefällig die Ungeheuerlichkeit seiner Fehler. Heute wirft die französische Nation auf den Marschall Bazaine die Wucht ihres schrecklichen Unheils. Allein das gestrige Urtheil sollte als eine der Gerechtigkeit gewährte Befriedigung, aber nicht als eine Befriedigung für unsere Eigenliebe betrachtet werden. Diese Verurtheilung ist kein Trost. Wenn das Urtheil des Kriegsgerichts in gewisser Hinsicht den Ruhm unserer Sieger vermindert, so ist es für uns keine vollständige Wiederherstellung der Ehre. So schuldvoll auch der Oberkommandant der Rheinarmee sein mag, der Erfolg eines großen Krieges hängt nicht bloß von der Schwachheit und der Unentschlossenheit eines einzigen Mannes ab. Nicht vor einem Gerichte nimmt ein Volk seine Vergeltung. Hüten wir uns daher, auf diesem Ruhekissen auszuruhen und zu glauben, daß die einzige Ueberlegenheit Preußens in einigen schlechten, von unserer Regierung getroffenen Ernennungen bestand. Verlieren wir nicht leichtsinnig den Nutzen dieser harten Lehre. Vergessen wir nicht, daß wir noch viele Verbesserungen vorzunehmen haben. Denn für ein Volk, das sich hat besiegen, überfallen (!) und verstümmeln lassen, wäre ein Akt strenger Gerechtigkeit eher unheilvoll als nützlich, wenn man einen Verurtheilten nun als einen Sündenbock betrachtet, wenn Jeder das Recht zu haben glaubt, den Kopf zu heben und sich die Hände in Unschuld zu waschen. Man sagt, daß die Preußen erzürnt und gereizt über die Verurtheilung des Marschalls Bazaine sind. Sie können sich aber freuen, wenn diese Verurtheilung ein beruhigendes Mittel für unser Bedauern, ein Reizmittel für unsere Eitelkeit, ein Vorwand, um uns nicht zu bessern, und ein Grund wäre, um bei Gelegenheit in die nämlichen Irrthümer und Fehler zurückzufallen.“

Am 19. Dezember 1873.

„Die Shakespearomanie“ von Roderich Benedix habe ich gelesen, aber nicht ganz zu Ende, denn sie ist ein langweiliges, ohne Geist und Geschmack geschriebenes Werk, ein Werk, das den allergewöhnlichsten dramatischen Handwerkersinn zu Tage legt. Benedix spricht

hier über Shakespeare wie ein Häuseranstreicher über Rafael sprechen dürfte. Wir Alle wissen, daß in den Stücken des britischen Poeten manches Rohe, Zotenhafte und Regellose vorhanden ist, aber darüber seine dichterische Großartigkeit und Genialität in Schatten stellen oder nicht anerkennen wollen, ist ein Unternehmen äußerster Pfahlbürgerei und niedrigster Gesinnung. Es muß sehr bedauert werden, daß der gute Benedix mit dem Hinterlassen dieses Buches gestorben ist. Es giebt seinem Geiste nicht eben ein glänzendes Zeugniß. Seine patriotische Verehrung von Lessing, Schiller und Goethe ist sehr schön, aber sie wird nichts sagend oder schielend, wenn sie so ungeschickt auf Kosten Shakespeare's zu Tage tritt. Man kann unsere dramatischen Heroen anerkennen und gar wohl auch Shakespeare seine Bedeutung und Verdienste lassen. Schon viel ist gegen den Letzteren geschrieben worden und manches mit Fug und Recht, aber so etwas Abgeschmacktes und Plattes, wie Benedix hier zum Besten giebt, kaum wohl je zuvor.

Am 13. Januar 1874.

Die Habsburger und Hohenzollern sind in der deutschen Geschichte gleichsam wie Ebbe und Fluth. Unter den Ersteren wird sie meist seicht, zurückweichend, viel trockenen Boden zeigend; unter den Anderen schwillt sie fast immer an, schäumt auf und überströmt die Küsten. Das deutsche Kaiserthum der Habsburger ist ein Stillstand, eine bloße Staatsaktion, der ein Inhalt und beinahe stets eine große leitende Idee gebricht. Seit die Hohenzollern es übernommen, hat es wieder Bedeutung und historische Bewegung erhalten. Der Geist der Hohenstaufen kommt darin wieder zum Vorschein. Der alte Hader mit dem Papstthum ist auf's Neue erwacht. Von Wien aus hat nie etwas von Kanossa verlautet. Unter den Hohenzollern ward es das Stichwort der Zeit.

Am 24. Januar 1874.

Dies Stichwort hat Paul de Cassagnac aufgegriffen, um seine Landsleute zur Wiedervergeltung anzuspornen und mit Hoffnung zu erfüllen. Er äußert sich in einem Aufsatz nachstehend: „Trösten wir uns mit einer Zuversicht, welche der Glaube uns eingiebt. — Als wir gefangen und vor Hunger sterbend, mit wunden Füßen und blutendem Herzen nach Deutschland zogen, begegneten uns auf

unserem Wege deutsche Reservisten, welche auf ihrem Helm die Worte trugen, die damals nur all zu wahr waren: „Gott mit uns!“ Wir senkten damals vor diesen Worten das Haupt. Heute legen unsere Feinde ihre Hand an etwas Höheres, als an die Menschheit, an den Gesalbten Gottes und veranlassen dadurch, daß wir ihren gewaltigen und schrecklichen Bundesgenossen von ihrer Seite auf unsere treten sehen, weil wir ihn anflehen, während man ihn drüben beschimpft. Dieser Bundesgenosse, der uns retten wird, ist Gott!“

Gott wieder in und mit Frankreich, weil man in Deutschland dem rücksichtslosen Trotze der Klerikalen eine Schranke zu setzen sucht —

„Gut gebrüllt, Löwe!“

Am 26. Januar 1874.

König Johann von Sachsen soll Aufzeichnungen aus seinem Leben hinterlassen haben. Als er im Sterben lag, erzählte mir jemand aus seiner Umgebung, hörte man ihn zu wiederholten Malen seufzen, daß er nicht so viel Gutes gethan habe, als er wohl habe thun können. „Hätte ich ein paar Pferde weniger gehalten, als ich hielt,“ rief er mit Thränen in den Augen, „wie viel Wohlthaten wäre ich dafür zu verrichten im Stande gewesen!“

Am 25. Januar 1875.

Am 19. Januar ist Hoffmann von Fallersleben gestorben. Ich sehe ihn im Geiste noch in Breslau auf dem Wege nach Scheitnich dahinwandeln, ziemlich lang und hager, eine Mütze mit breitem Schirm auf dem lockigen Haupte und im langen professorlichen Rocke, die Hände auf den Rücken gelegt. Das war die Zeit, in der er jene kleinen, anmuthigen Liedchen schuf, die in Wahrheit verdienen als lieblicher Schmuck unserer modernen Lyrik aufbewahrt und gerühmt zu werden. Wie sinnig ist sein Gedicht: „Kindheit“, wie reizend sein Frühlingsliedchen: „Im Rosenbusch die Liebe schlief“, wie männlich gefaßt sein poetischer Zuruf: „Glück auf!“ Ueber den Versen jener Breslauer Epoche liegt ein unnachahmlicher Zauber, der echte Duft und Hauch der Jugend, des deutschen Gemüths. Sie sind leicht hingeworfen, von wundervoller Natürlichkeit und Frische, gleichsam erfüllt und durchathmet von dem gesunden

Athemzuge göttlicher Schöpferkraft. Es ist in ihnen nichts Gesuchtes, Gekünsteltes, nichts Epigrammatisches, Vergälltes oder Witziges. Ein Stückchen Heine ohne Weltschmerz und Ironie offenbart sich in seiner Poesie. Es ist eine Poesie naiver, unbefangener Empfindung, eine entzückende Stimmungs-Poesie, die einfach austönt, was ihr das Herz oder die Seele erfüllt.

Die „Unpolitischen Lieder" haben ihm später Namen und Ruf verschafft, aber für so wirksam und durchgreifend sie gelten, für so bezeichnend sie für die freiheitliche Bewegung vor 1848 erscheinen dürfen, so sind sie doch immer nur Bänkelsängerweisen und der echte, wahre Dichter zeigt sich allein in „Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, Auswahl von Frauenhand." (Hannover, Carl Rümpler. 1862.)

Wie sein Dichten, so hatte er sich selbst verändert. Ich konnte ihn kaum wiedererkennen, als ich ihn zehn Jahre später in Berlin im Hause der Brüder Grimm wiedertraf. Er war etwas aufgeschwemmt, hängig, im Wesen derb und herausfordernd geworden. Sein Jugenddichten war verklungen, die Nachtigall verstummt und an ihre Stelle der kampflustige Sperber getreten. Irgendwo fand ich übrigens mit Recht bemerkt, daß seine politischen Lieder gleich ihre Melodie mit auf die Welt brachten und darum mehr gesungen als gedichtet waren. Viele sind eigentlich Gassenhauer, ihrer Zeit wohl am Platz, aber schon jetzt der Welt kaum genießbar und verständlich.

Am 5. Februar 1874.

Mit dem politischen Uebergewichte, das Deutschland gewonnen hat, begann eine neue Zeitrichtung, die hoffentlich mehr und mehr zum Ausdrucke kommen wird. Der Geist Luther's, der reformatorische Geist, muß wieder zur bestimmenden Geltung gelangen. Es ist ein großer Unterschied, ob eine vorwiegend katholische Macht wie Frankreich oder eine vorwiegend protestantische wie Deutschland das Ruder in Händen hält und Einfluß auf die Weltgeschichte ausübt. Meinem Dafürhalten nach kann sich die Freiheit der Neuzeit nur im Protestantismus austragen und vollenden. Er giebt ihr am meisten Spielraum und geistige Helligkeit. Davon aber sollte auch das protestantische Deutschland erfüllt und durchdrungen sein; es sollte die Herrschaft benutzen, die ihm beschcert ist und welche ihm die Mittel an die Hand giebt, dem kommenden Jahrhundert seinen

Stempel aufzudrücken. Es ängstigt und beklemmt mich manchmal, wenn ich gewahre, wie liebedienerisch man noch immer mit Frankreich umgeht und wie besonders noch unsere Literatur und Presse in seinem Banne ist. Sie liegen beide noch anbetend vor ihm auf den Knieen. Statt sich mannhaft aufzurichten und sich mit dem Stolze edlen deutschen Volksthums zu durchdringen, spielen sie nach wie vor die beflissenen Lakaien der Pariser Mode und Gesittung. Wenn es nach ihnen ginge, läsen die Deutschen nichts in der Welt emsiger, als die Romane von Zola und beklatschten nichts mit mehr Begeisterung, als die Dramen des jüngeren Dümas. Diese Thoren besitzen keine Spur von deutschem Nationalbewußtsein und noch weniger eine Ahnung von der geschichtlichen Aufgabe des germanischen Genius. Sie fühlen sich nur wohl in der Unterordnung, und in der Gesindestube fremder Kultur und Zivilisation. Es sind Hundeseelen der Bildung.

Am 15. Februar 1874.

Ueber den jüngst verstorbenen David Strauß, theilt der Stuttgarter „Beobachter" mit, daß der berühmte Verfasser vom „Leben Jesu", der bekanntlich als Ersatz für das abhanden kommende religiöse Gefühl den Kultus des Genies und namentlich die Pflege der Musik vorschlug, sich noch auf seinem Sterbebette damit beschäftigte, für Mozart's Zauberflöten-Chor: „Oh, Isis, oh, Osiris" einen neuen Text zu erfinden, mit dem Wunsche, derselbe möge an seinem Grabe gesungen werden.

Hofrath Hemsen, der Strauß persönlich kannte und öfter in Ludwigsburg zu besuchen pflegte, erzählte uns gestern, daß der große Theologe sparsam, ja, fast geizig gewesen. Klein bürgerlich erzogen, habe er stets auch so gelebt. Wenn er Mittags gegessen, war seine Gewohnheit das Tischgeschirr selbst abzuräumen und vor der Thür seiner Stube auf die Schwelle zu setzen.

Am 29. Januar 1875.

Zur Geschichte der Orden wurde mir gestern eine Anekdote erzählt, die, wenn sie nicht wahr sein sollte, jedenfalls artig erfunden genannt werden kann. Ein Fuhrherr Faber in Magdeburg, ein angesehener und vielfach verdienter Mann in dieser Stadt, der namentlich während des letzten großen Krieges mit Frankreich sich

sehr patriotisch und wohlthätig gezeigt, hatte sich bei dem ersten Besuche, welchen Kaiser Wilhelm hernach in Magdeburg machte, die Gnade ausgebeten, den ruhmreichen Monarchen in einem neuen eigens zu diesem Zwecke gebauten Wagen fahren zu dürfen. Sie ward ihm bewilligt und er in Folge dessen mit einem Orden vierter Klasse ausgezeichnet. Als der hohe Kriegsherr ein nächstes Mal wieder nach Magdeburg kam, holte Faber denselben abermals ab, kutschirte aber dieses Mal stehend. „Warum fahren Sie denn stehend, Faber?" fragte der leutselige Herrscher. „Das thut die vierte Klasse, Majestät", entgegnete Faber, indem er auf seinen Orden wies; „die fährt stehend". (Er meinte die vierte Wagenklasse in den Eisenbahnen.) Der Kaiser lachte herzlich und Faber erhielt die dritte Klasse.

Am 4. März 1875.

In Paris giebt man ein Drama von Henri de Bornier und beklatscht darin jedes Mal begeistert eine Stelle, die übersetzt etwa folgendermaßen lautet:

„Geliebtes Frankreich, theures Heimathland,
Dem nie noch Kraft und hoher Geist entschwand,
In Glauben, in Ergebung, Treue fest,
Erfuhr die Welt, daß nie das Glück dich läßt
Un- daß, wenn Trauer dich und Elend deckt,
Der Himmel stets dir einen Retter weckt."

Seither hat Frankreich in der That noch immer die Gunst des Geschicks erfahren und in bedrängten Lagen einen großen Menschen und Helden erhalten, der es vor dem Abgrunde zu bewahren im Stande war, an dessen Rande es stand. Man denke an die Jungfrau von Orleans, an Richelieu, an Napoleon den Ersten. Die Noth ist gegenwärtig wieder einmal vorhanden. Wird sie einen neuen Titanen erwecken? Das Holz, daraus man einen solchen schneidet, scheint allerdings vor der Hand erschöpft. Frankreich besitzt in diesem Augenblicke nur politische Großsprecher und Don Quixote.

Am 5. April 1875.

Dieser Tage las ich in der „Neuen Freien Presse" in Wien einen Aufsatz von Johannes Scherr über Thiers, worin er diesen Staatsmann und Schriftsteller ziemlich in meinem Sinne beurtheilt

und jedenfalls viel geringer hinstellt, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Bei dieser Gelegenheit räth Scherr den Deutschen an: sich einen ordentlichen National-Egoismus anzuschaffen, wenn sie wollen daß sie Geltung erhalten und behaupten. Auch dies ist mir aus der Seele geschrieben.

Am 26 Juni 1875.

Eduard Mörike ist am 4 Juni in Stuttgart gestorben. Er war ein Dichter, der wie Theodor Mundt richtig sagt: ausgezeichnet ist „in der plastischen Vollendung des lyrischen Gedichtes und in dem volksthümlichen Klang seiner Lieder." Er hat im Ganzen nur wenig geschaffen und in diesem Wenigen ist wieder nur Einzelnes gelungen, aber dieses Gelungene auch geradezu meisterhaft und Goethes poetischen Schöpfungen gleich zu stellen. Jedenfalls gehört er zu Schwabens besten Dichtern. Hofrath Hemsen, der mir Manches von ihm erzählte und noch Weiteres mitzutheilen verspricht, äußerte sich sehr ungehalten über seine Landsleute, deren seltsame Ungeschicklichkeit ihrem Ruhme gegenüber, sich wieder bei Mörike's Heimgang deutlich in's Licht gestellt. „Mit der Absicht ihn zu ehren", sagte er mir, „zertrampeln sie sein Andenken."

Am 20. März 1876.

Am 18. März ist in Cannstatt Ferdinand Freiligrath sanft in's Jenseits eingegangen. Hemsen berichtete mir, daß er rührend geduldig und heiter seinem Tode entgegensah. Er sagte kurz vor seinem Ende lächelnd zu diesem: „Ich will mich nicht mit Goethe vergleichen, aber ich werde, wie dieser im Stuhle sterben, glaube ich."

Und so ist es in der That geschehen: im Bette es auszuhalten, war ihm unmöglich. Sitzend aufgerichtet, Kopf, Brust und Arme frei, sah er sich gern von Frau und Schwägerin umgeben, niemals klagend, niemals verdrossen oder unzufrieden, sondern stets lächelnd und voll milder Ruhe.

Er behielt sein volles Bewußtsein bis zuletzt. Sein Tod erfolgte rasch und ohne langen Kampf.

Hemsen, der mir dies Alles mitgetheilt hat, erwähnte bei dieser Gelegenheit auch Manches, das er im Umgange mit dem Hingeschiedenen erlebte. Unter Anderem sagte er mir, daß er von

München her beauftragt gewesen sei, Freiligrath auszuforschen: ob ihm angenehm sein würde, den Maximilianorden zu erhalten. Nein! war die bestimmte und kurze Antwort des Dichters.

Scheffel bekam nachher diesen Orden.

Der persönliche Verkehr mit Freiligrath konnte von Jedem, der ihn genoß, ein durchaus beglückender genannt werden. Er war ein echter Poet und zugleich ein mannhafter Charakter: einfach schlicht, überaus wahrhaftig, fest und mild zugleich. Seine Stimme besaß einen wunderbaren und geradezu herzbewegenden Klang, stark im Ton und dabei unendlich weich: eine schöne Seele mit Cherubsflügeln sprach daraus. Man mußte im Innersten davon ergriffen werden. Ich habe sie oft und immer mit Entzücken gehört. Freiligrath in den Stuttgarter Parkanlagen zu begegnen und eine Weile unter rauschenden Bäumen und lustigem Vogelgezwitscher mit ihm dahin zu gehen, ist mir immer wie eine Gunst des Tagesgeschickes erschienen. Stark und wuchtig, wie er war, ihn neben mir hinschreiten und dabei den holden Wohllaut seiner Rede zu vernehmen, war mir stets ein Festtagsereigniß. Und wie sinnig, wie klar, milde und überzeugend erschien stets das, was er sagte! Er war einer von jenen herrlichen Menschen, deren Umgang und Nähe veredelnd und erhebend wirkt. Er hob, wie mit einer Wünschelruthe des Geistes, alles, was ein Mitgeschöpf an Schätzen des Denkens und Empfindens in sich verborgen trug, an das Licht hervor. Im Umgange mit ihm fühlte man das Beste in seiner Natur erwachen. Von seiner Unterhaltung ward man angeregt, belebt, ich möchte sagen: in eine wundersam erhobene Stimmung seines eigenen Wesens versetzt.

Freiligrath und ich waren in unseren politischen Anschauungen außerordentlich verschieden. Er gehörte einer Partei an, welche sich den strengsten demokratischen Grundsätzen mit republikanischer Gesinnung zuneigte. Gegen Preußen hatte sich in ihm aus erklärlichen Ursachen eine Art von Widerwillen erzeugt. Dieser Staat, der ihn zuerst in der erlauchten Person des Königs Friedrich Wilhelm IV. gehätschelt und mit einem allerdings nur kärglichen Dichtergehalt ausgezeichnet, hatte ihn später mit anderen Poeten seiner freien aufrührerischen Gedichte halber verfolgt, in die Acht erklärt und in die Verbannung getrieben. Erst lange nachher und nach dem großen Umschwunge von 1866 in Deutschland war ihm

die unbehelligte Rückkehr in's Vaterland gestattet und durch eine Volksſammlung ermöglicht worden. Er liebte das deutsche Volk, zählte aber zu den ſogenannten Großdeutſchen und denjenigen Vaterlandsfreunden, die Deutſchlands Heil anfänglich unter Preußens Führung nicht meinten erwarten zu können.

Bei mir war in Allem das Gegentheil der Fall. Ich hing von je am verfaſſungsmäßigen Königthum und mit allen meinen politiſchen Hoffnungen und Träumen an Preußen. Keiner von uns verleugnete ſeine Anſicht und doch erinnere ich mich, nie mit ihm in Streit gekommen zu ſein. Jeder von uns ehrte den Standpunkt des Andern und keinem fiel es ein: Bekehrungsverſuche anzuſtellen. „Unſere Freundſchaft hat ihr eigenes Toleranzedikt", ſagte er lächend.

1870 hat ſich das glänzend gezeigt. Damals drängte und ſchaarte ſich um Freiligrath eine Geſellſchaft von höchſt ehrenhaften Menſchen, die aber, in vorgefaßten Meinungen befangen, nicht abgeneigt war, den deutſchen Waffen, aus Haß gegen Preußen, eine offenbare Niederlage zu wünſchen, weil ſie meinte: dadurch auch ihre republikaniſchen Pläne befördert und den Staat Friedrichs des Großen dieſen gegenüber zur Ohnmacht verurtheilt zu ſehen.

Freiligrath mag einen Augenblick ſchwankend geweſen ſein, aber auch nur einen Augenblick, denn ich entſinne mich: ihn in jenen erregten Tagen bei Edmund Höfer getroffen zu haben, wo er bereits ganz ruhig und geduldig den freiheitlichen Hoffnungen zu hörte, die ich an die nach meinem Glauben mit Zuverſicht zu erwartenden Siege unſerer Heere knüpfte. Einige Zeit ſpäter, nachdem die erſten blutigen Schlachten zu unſeren Gunſten ausgefallen waren, traf ich ihn eines Abends in Cannſtadt im Hôtel Hermann bei Berthold Auerbach in Geſellſchaft von Prof. Chriſtian Schwab, Sohn von Guſtav Schwab, Hofrath Wilhelm Hemſen und Ludmilla Aſſing wieder. Auerbach ließ von Hemſen einen Aufſatz von ſich über den ausgebrochenen Krieg vorleſen, der warm und begeiſtert das deutſche Volk zu den größeſten Opfern aufforderte und dafür den erhabenſten Lohn in der politiſchen Ausgeſtaltung Deutſchlands verhieß. Kaum war das geſchehen, als Freiligrath aus ſeiner Bruſttaſche einen Bogen Papier hervorzog und nun auch ſeinerſeits zu leſen anhub. Es war ſein Gedicht: „Hurrah, Germania", das er kürzlich gedichtet und bis dahin noch niemand mitgetheilt hatte.

Der Eindruck war hinreißend und erschütternd. Man sprang auf, man umarmte sich und jubelte laut in die stille Sternennacht hinein, indem man die Gläser hob und, sie aneinanderstoßend, die Helden leben ließ, die so beneidenswerth jung und kräftig waren, um ihr Herzblut und Leben hinzugeben:

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
Für jedes theure Gut,
Dem wir bestellt zu Hütern sind
Vor frembem Frevelmuth!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
Für deutsche Sitt' und Art —
Für jeden heil'gen deutschen Hort
In kühner Waffenfahrt!

Die Siege der deutschen Armee in Frankreich haben mit vielem andern Guten und Herrlichen, mit dem Ruhm, der Einheit und dem erneuten Kaiserthum, auch Ferdinand Freiligrath ganz und unbedingt der Heimath wieder gewonnen. Das beweisen seine Gedichte: „So wird es geschehn!" „An Wolfgang (seinen Sohn) im Felde" und „Die Trompete von Vionville", vor allen jedoch seine wundervollen Verse: „An Deutschland", womit er seine „Gesammelten Dichtungen" (Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1870) eingeleitet hat und in denen es unter Anderem heißt:

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?
Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und, deß zum armen Zeichen,
Empor zu deinem Flug
Laß diese Blätter mich reichen —
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauh gesammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt, —
Da ist's! Verschmäh' es nicht!

Mit sechszehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing ich heut:
Ich, lange träumt' ich und sann ich, —

Doch däucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee —
Oh, könnt' ich dir Besseres geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner werth,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Herd!
Die alten „Liederkerzen",
Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt!
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren —
Mehr als ich danken kann!

Schlichter, herzbewegender und rührender vermag nicht leicht ein Dichter zu seinem Volke zu sprechen, als es Freiligrath in diesen Strophen thut. Sie sind ebenso bescheiden, als sie mannhaft sind. Erhoben von den glänzenden Waffenthaten und Erfolgen der deutschen Heere, glücklich und stolz in dem Gedanken, daß Deutschland einig und durch diese Einigkeit zur bestimmenden Macht Europas geworden, sieht er fast beschämt auf seine Liedergaben, in denen ihm jetzt gar manche befremdlich vorkommen und denen gegenüber nur die feste Zuversicht ihn trösten will, daß man erkennen werde, wie einzig die Liebe zum Vaterlande sie entstehen ließ.

Ja, die Liebe zum Vaterlande war es, die sie erzeugte, diese Lieder der Anklage, des Hasses und der Empörung! Wer kann das besser wissen, als wir schriftstellerischen Zeitgenossen des Dichters! Ist es uns doch ähnlich ergangen. Wir Alle wollten die Deutschen den andern gebildeten Völkern ebenbürtig zur Seite oder noch lieber vorangestellt sehen und da wir es von seinen Regierungen mißachtet, im Joch niederdrückender und willkürlicher Gesetze unwürdig und zur Unthätigkeit im eigenen Hause verurtheilt fanden, lehnten wir uns dagegen auf, griffen die Unterdrücker heftig an und suchten die Geknechteten aufzustacheln.

Das thaten wir mehr oder weniger Alle, aber nicht Alle mit der poetischen Kühnheit und Mächtigkeit wie Freiligrath, der gerade in dieser Beziehung besonders hervorragt. Seine Zeitgedichte sind wuchtig, voll Mark im Inhalt und großartig im Ausdruck.

Schon mit seinen ersten Gedichten erregte er Aufsehen, weil sie ungewöhnlich und seltsam waren. Seine Lyrik war eine Lyrik fremder Zonen, eine Lyrik, die alle Weltmeere durchschiffte und in allen Erdtheilen zu Hause war. Sie erstieg die Gebirge Amerikas und durchzog die afrikanische Wüste. Das gab ihr eine eigene Färbung und eine Auffälligkeit der Gegenstände und Frische der Erscheinung, die nicht ohne Eindruck bleiben konnten. Man begrüßte sie mit Erstaunen und Verwunderung, aber zugleich wie eine Poesie, die, ausgewandert, die Heimath allmählich vergessen hat. Freiligrath hat verlernt, deutsch zu sein, hieß es allgemein. Sein bekanntes Gedicht: „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren" ward so gedeutet: als wäre er seines Vaterlandes überdrüssig und wolle nichts mehr von demselben wissen.

Diese Deutung kränkte ihn und von ihr im Innersten gepackt, warf er sich in die mit dem Jahre 1840 ausgebrochene Bewegung verwegen und wohlgemuth hinein. Sein Glaubensbekenntniß, das 1844 erschien, eröffnete der bezeichnende Leitvers:

Dem Versteckten offne Frage,
Das Verstockte frisch in Fluß!
In die Stickluft dieser Tage
Dieses Bäckleins kecken Schuß!

Außerdem erklärte er in dem Vorwort dazu, daß er aufgehört habe, den königlichen Ehrengehalt zu beziehen, weil er, unzufrieden mit der Wendung der Dinge in seinem engeren Vaterlande Preußen, sich der Widerstandspartei angeschlossen und sein Gesicht der Zukunft zugewandt habe.

Diese Zukunft konnte nur die Freiheit und die Einigkeit Deutschlands sein und daß das der Fall, beweisen Gedichte wie: „Der Königsstuhl bei Rhense", „Des Kaisers Segen", „Die Freiheit!", „Das Recht!", „Ein Denkmal", „Wann?" und viele andere. Aehnlich, nur noch bestimmter thun das „Ça ira" (1846), „Zwischen den Garben" (1847) und „Neuere politische und soziale Zeitgedichte" (1849 und 1850). Alle diese Lieder sind aufreizend, rauh und wild, echte Sturm und Drang-Lieder, die sich nach 1870

jedoch zur wohlthuenden Versöhnungshymne austönen. Freiligrath war glücklich, diesen Umschwung erlebt zu haben und in diesem Glücke empfand er es wenig, daß seine „Gesammelten Dichtungen" die allgemeine Anerkennung und begeisterte Aufnahme nicht fanden, die sie verdienten. Nie wenigstens habe ich ihn darüber klagen hören, der ich ihm damals gerade persönlich nahe trat und ihn immer voll Antheil und in angeregtester Stimmung fand. 1810 geboren, war er in jenen Tagen eben sechszig Jahr alt geworden und körperlich wie geistig noch von der herrlichsten Rüstigkeit. Seine stämmige, untersetzte, kräftige Gestalt schien auf eine lange Lebensdauer berechnet. Seine Brust war breit, seine Haltung zwar lässig, doch straff und sein Gang rasch und beweglich. Der erste Eindruck, den er hervorbrachte, war nicht gerade besonders einnehmend. Sein Gesicht zeigte derbe, massive Formen und seine Figur etwas Plumpes und Vierschrötiges. Aber seine hellen, guten, blauen Augen und seine bezaubernde Stimme verschönten ihn wunderbar. Wer in seine Nähe kam und ihn kennen lernte, mußte ihn lieb gewinnen. Es lag etwas Erwärmendes in seinem Wesen, eine Atmosphäre, die gleichsam den Duft und Klang einer wohlthuenden Seele ausströmte. In Freiligrath ist das Fluidum Gottes unverfälscht, erklärte einmal Auerbach, der viel von ihm hielt, obschon er ebenfalls politisch wie anderweitig nicht in Allem mit ihm einverstanden war. Auerbach liebte vornehmen Umgang, Orden, Schmeichelei; Freiligrath nichts von alledem. Auerbach war durch und durch Preuße geworden; Freiligrath antipreußisch. Sie neckten sich darüber gegenseitig, allein ohne je deswegen sich gram zu werden. Freiligrath's wahrhaft edler und freier Geist ließ es dazu niemals kommen.

Selbst als die Dinge nach eingetretenem Frieden nicht ganz sein Verlangen erfüllten, ein rascher, unerwarteter Tod seinen jüngsten Sohn, Otto, ihm von der Seite riß, der Aufenthalt in dem anmuthig gelegenen Stuttgart ihm auf die Dauer nicht völlig Genüge zu leisten im Stande war, verlor dieser edle und freie Geist nichts von seiner Zartheit und Milde. Noch im Sterben bewahrte er seine Macht, wie ich im Eingang dieser seinem Andenken gewidmeten Zeilen geschrieben habe. Er schied in den aufsteigenden Tag hinein still, und ergeben im Kreise der Seinen. Ich habe zuletzt seinen Umgang zu genießen nicht mehr das

Glück gehabt. Eine ſchleichende Lungenkrankheit hatte mich um jene Zeit aus einem Badeort in den andern, zuletzt in den Luftkurort Davos in Graubündten getrieben. Als ich Mitte März, leidlich hergeſtellt, zurück kam, war die erſte Neuigkeit, die man mir zutrug, der Heimgang Freiligrath's.

Sie hat mich ſchwer betrübt. Ich werde ſeiner nie vergeſſen. Er war ein durchaus eigenartiger Dichter und ein herrlicher Menſch, der ſich am wohlſten und glücklichſten im kleinen Kreiſe, unter gleichgeſtimmten Seelen fühlte. Vor einem „Hofe" hatte er geradezu Angſt, wie er oft erklärte. Jeder geſellige Zwang war ihm gründlich zuwider; ebenſo jedes Hervortreten in die Oeffentlichkeit. Zum Volksredner zeigte er wenig Neigung, er, der unter Freunden, ſo geiſtreich, ſinnvoll und hinreißend zu ſprechen verſtand.

Am 14. April 1876.

Otto Roquette, der neulich von Darmſtadt zum Beſuch hier war, erzählte uns: eine für wohl gebildet geltende deutſche Edelfrau habe ihm einſt viel Schmeichelhaftes über eine ſeiner Dichtungen geſagt, die ſie ihre Lieblingsdichtung nannte. Gefragt, welche ſie meine, antwortete ſie: „Natürlich „Wachtmeiſters Brautfahrt."

Am 11. Juni 1876.

Viel von ſeinem künſtleriſchen Wollen und Vollbringen ſprechen, iſt mir ſtets ein Merkmal des Stümperthums geweſen. Der echte Künſtler ſchafft und ſpricht nicht darüber. Das Geräuſch kennzeichnet und verräth die Handtirung des Geſellen; der Meiſter wirkt im Stillen und nur ſeine That wird laut.

Am 15. September 1876.

Friedrich Bodenſtedt beſuchte uns und ließ uns viel Anziehendes über München und den König Max vernehmen. Zu dem Letzteren, der ſich glücklich in der Geſellſchaft von Dichtern, Gelehrten und Künſtlern fühlte, ſagte Bodenſtedt einſt, als der Monarch ſeine Freude über den Umgang mit dieſen Geiſtern ausſprach: „Euer Majeſtät amüſiren ſich mit uns menſchlich und wir mit Ihnen königlich."

Dingelſtedt konnte der Monarch nicht beſonders leiden und lud ihn auf Drängen Bodenſtedt's nur einmal und nie wieder ein. Den

eitelen und empfindlichen Dingelstedt verdroß das in so hohem Grade, daß er ein giftiges Gedicht darüber veröffentlichte, welches ihm seine Stellung als Intendant des Hoftheaters gekostet hat.

Am 21. September 1876.

Einer meiner Freunde, der von Nizza hier zu Besuch war, erwähnte im Gespräch, daß ihn dort ein französischer Geistlicher zum Katholizismus habe bekehren wollen und als er die Vergeblichkeit seiner Bemühungen einsah, bedauernd ausrief: „Ihnen fehlt eine große Sünde!"

Am 28. September 1876.

Anastasius Grün (Graf Auersperg) ist am 12. September in Graz, Adolf Glasbrenner am 25. September in Berlin gestorben. Der Erstere, ein lebensfrischer und anmuthiger Poet, hat meine Jugend mit seinem „Letzten Ritter" und seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" begeisternd erfüllt. Er war ein österreichischer Marquis Posa, der vor dem Throne der Habsburger einen dichterischen Kniefall that und um die Schiller'sche „Gedankenfreiheit" bat. Theodor Mundt rühmt von ihm mit allem Grund, daß er „die politische Opposition mit unnachahmlicher Grazie und Liebenswürdigkeit an die Pforten des alten Oesterreichs klopfen ließ." Er war der Herold des neuen, gewissermaßen sein Lafayette, ein poetischer Zeremonienmeister der Freiheit, welcher Adel des Wesens und liberale Gesinnung vortrefflich zu vereinigen wußte. In seinen Gedichten erscheinen Kraft des Gedankens und der Empfindung, sowie Schönheit der Form innig mit einander gepaart. Allerdings nicht durchweg und überall, denn in vielen seiner Schöpfungen ist die Letztere verschwommen und schwulstig oder nur von loser Fügung und der Inhalt ausdruckslos und schwankend. Gottschall in seiner „Deutschen Nationalliteratur" erkennt Anastasius Grün mehr Kraft zu, als Uhland, was ich indeß nicht finden kann. Uhland ist in seinen vaterländischen Gesängen fest, geschlossen und knapp, vielleicht ein wenig eng in der Idee, aber bestimmt und voll Nachdruck. Was darin sich ausprägt, ist die volle Mannesgesinnung und das unbeugsame Rechtsbewußtsein. Anastasius Grün dagegen bietet eine schwungvolle, bilderreiche, bunt und üppig schillernde Jugendlyrik, die mehr in freiheitlichen Versstellungen schwärmt, als daß sie sich in klarer Ausgestaltung ihrer Grundsätze

ein sicheres Genüge zu thun vermag. Seine ganze Poesie ist ein dichterischer Protest gegen das Metternich'sche Regierungssystem, ein Ruf nach Bewegung und Freiheit. Dieser Ruf ertönt in seinen Liedern, die er der Befreiung Griechenlands, dem Schicksal Italiens, in den „Spaziergängen eines Wiener Poeten" den heimischen Zuständen widmet, er ertönt im „Letzten Ritter" und im „Schutt" und zwar stets anmuthig, edel und hinreißend, doch zugleich immer sehr allgemein. Grün's Liberalismus ist ein Liberalismus ins Blaue hinein, ein Liberalismus, der in sich nicht das Zeug hat, sich politisch in Staatsform und Gesetz auszutragen. Das zeigte sich auch während seiner Theilnahme an der Frankfurter Nationalversammlung von 1848, in der er eine hervorragende Rolle nicht gespielt hat und wenn er schon keineswegs seinen freisinnigen Ansichten darin untreu ward, sie doch staatsmännisch nicht zu formuliren und durchzusetzen vermochte.

Daraus darf ihm indeß wohl kein Vorwurf gemacht werden. Selbst praktischere Köpfe, als der seinige, verstanden es damals nicht und Alexander Graf von Auersperg hatte überdies durch seine frischen und durch und durch impulsiven Dichtungen so sehr seine gute Schuldigkeit gethan, daß es entschieden ungerecht war, wenn die politische Lyrik jener Tage in ziemlich erbitterter Polemik seine Gesinnungstüchtigkeit anzuzweifeln begann. Der Dichter hat es unverkennbar ehrlich gemeint und wenn er kein Staatsmann war, so ist das nicht seine Schuld. Auch Lafayette ist keiner und doch ein Führer der Revolution gewesen. Das war Anastasius Grün ebenfalls, ein Gonfaloniere der „Freiheit", der mit blankem Schwert und mit rosenbekränztem Haupte der Zeitbewegung von 1848 voranzog.

Diesen Vorangzug soll man ihm nie vergessen und er selbst hätte ihn nicht vergessen und durch die Angriffe seiner Gegner sich nicht verstimmen lassen sollen, wie es leider geschehen ist. Schon seine bereits 1843 erschienenen „Nibelungen im Frack" gaben von dieser Verstimmung einen Vorgeschmack, die nach und nach stärker wurde und ihn endlich fast ganz verstummen machte. In den Krainer Landtag gewählt und in den Oesterreichischen Reichstag berufen, war er inzwischen auch genöthigt: sich mit den politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes näher und eingehender zu beschäftigen, so daß er anfing sich staatsmännischer auszubilden. Rühmlich hierbei

ist es, daß er sich dabei mit allem Nachdruck auf den deutschen Standpunkt stellte.

Mitten in dieser Thätigkeit, in der er Ruhe und Gleichmuth der Seele wieder zu erlangen und sich der Dichtung erfrischt aufs Neue zuzuwenden begann, trat der Tod an ihn heran und es ist daher wohl begreiflich, wie er noch auf dem Sterbebette den Himmel um Fristung des Lebens anflehen konnte. Zwar bereits siebenzig Jahr alt, hatte er noch Manches zu sagen und zu singen und wohl Ursache mit Gaudenz von Salis zu empfinden:

„Das Grab ist tief und stille
Und schauderhaft sein Rand."

Eben so ungern aus dem Dasein mag Adolf Glaßbrenner geschieden sein, den man den Schalksnarren der Freiheit, ihren lustigen Kunz von der Rosen nennen könnte. Er war ein Lebemann, ein Feinschmecker, ein immer aufgeweckter und schlagfertiger Kopf, der angeregte Geselligkeit, schöne Frauen, guten Wein und lukullische Genüsse liebte. Dabei drollig, aber gesund in seinen Ansichten, hielt er treu zum Volk und dem politischen Fortschritt. Nichts Gemeines haftete an ihm. Sein Witz war der echte Berliner Witz, immer zur Hand, schlagend und wirksam, dabei durchaus gemüthvoll. Es gab eine Zeit, in der sein „Berlin, wie es ißt — und trinkt" unbeanstandet durch die ganze Welt ging. Später, als man in Deutschland politisch zu werden anfing, wurden seine Schriften unterdrückt und er selber zum Umstürzler gestempelt. Es hat aber nie einen im Grunde harmloseren Revolutionär gegeben, wie Adolf Glaßbrenner einer war. Er verlachte einfach den Despotismus. Sein „Neuer Reineke Fuchs" ist ein solches poetisches Verlachen, das man immer in Ehren zu halten alle Ursache hat.

Ich lernte Glasbrenner schon sehr früh kennen in Berlin. Ich ging noch in die Schule, als er bereits mit einem Oheime von mir schmausend und Champagner trinkend in einer Weinstube saß. Diese Weinstube hatte nach einem rückseitigen Gartenplatze hinaus eine belaubte Veranda, in der ich ihn, diesen Oheim suchend, zuerst angetroffen habe. Ich sehe ihn noch vor mir, als wäre es vor acht Tagen gewesen. Es war heiß und er saß in Hemdärmeln vor einer Schüssel mit Spargel und einem golden glänzenden Glase mit Wein. Er sprudelte eben einen etwas an-

stößigen Witz von den Lippen, der von den andern anwesenden Gästen mit wieherndem Lachen begrüßt wurde, als ich eintrat.

Das gab mir einen widerwärtigen Eindruck, der sich erst langsam verlor, als ich eine Dichter-Anthologie las, die er in der Plan'schen Buchhandlung in der Jägerstraße, das Heft zu 50 Pfg., monatlich herausgab. Ich verwandte zu ihrer Anschaffung einen Theil meines Taschengeldes und war glücklich in ihrem Besitz. Etwa zehn Jahre später, trat ich ihm, als junger Schriftsteller, näher. Er hatte inzwischen die reizende Schauspielerin Adele Peroni geheirathet, deren liebenswürdiges Wesen mich anzog. Wir verkehrten nun viel und nach und nach gewann ich ihn lieb, seines guten Herzens und seiner ehrlichen Gesinnung wegen. Viele Jahre in Hamburg sahen wir uns fast täglich in befreundeten Familien. Sein Umgang war immer belebend und erfrischend, gewürzt durch Geist und Witz. Wir haben manche angenehme und genußreiche Stunde mit einander verlebt und hätte ich von unsern Gesprächen und seinen tausend komischen und sarkastischen Einfällen mir Aufzeichnungen zu machen nicht versäumt, ich würde manches Bedeutsame mitzutheilen haben. Seine Briefe sind dürftig dagegen, doch will ich einige derselben in Auszügen hier niederlegen.

Lieber Feodor.

Ich sende Ihnen hierbei meine „Gedichte" zu geneigter und wo möglich von Ihrer Feder, recht ausführlicher Besprechung in den „Jahreszeiten." Zu bemerken ist dabei, falls es Ihnen nöthig scheint, daß ein großer Theil der Lieder 1843 in der Schweiz unter dem Titel „Verbotene Lieder von einem norddeutschen Poeten" erschien und dieselben 1846 unter dem Titel „Lieder eines nordd. Poeten" neu herauskamen. Die „Gedichte" sind nun die reich vermehrte 3. Auflage.

Simion*) hat zum goldenen Umschlagstempel: Rosen, die Blumen der Liebe gewählt, was nicht ganz unpassend auf die Lieder des schönen Adolfs**) und auch bezeichnend zu S. 10 und den rosenrothen Demokraten überhaupt ist. An den Arabesken finden sich auch Weinblätter — — — dagegen habe ich vergebens nach einem kleinen Lorbeerblatte gesucht. Dieses ist störend!

*) Der Verleger.

**) Scherzname für Gladbrenner im Freundeskreise.

Gestern fuhr ich in schöner, schneller Equipage nach Eimsbüttel, fragte an: weder Freodor noch Delberts*) Um mich einigermaßen zu trösten, aß ich sehr gut zu Mittag und trank etwas Champagner.

Meine Adele hat mir freundliche Grüße aufgetragen.

Ihr

Hbg., 28. Mai 1851. Ad. Glaßbrenner.

Lieber Kollege!

Ich bin Ihnen noch meinen Dank für Ihre Beurtheilung der „Gedichte" Glaßbrenner's schuldig. Nehmen Sie denn den aufrichtigsten! Leider fühle ich nur zu wohl, daß der Freund Wehl nur eine kritische Miene gemacht hat, um desto besser für den Freund zu wirken, denn was sie mich sein lassen, möchte ich sein! — Und alles Lob Ihrem Lobe. Ein Mal wird dadurch die Perfidie der Berliner Kritik — Organe, die ich noch dazu hochschätze, und die mich auf Kosten der Nachahmer (und zuweilen noch etwas Schlimmeres als Nachahmer) ignoriren, gänzlich — annullirt, zum Andern hat jeder Literat Zeiten, in denen er fast an sich und seinem Talent verzweifelt und dann vermag ihn nichts als öffentliche Anerkennung aufzurichten. Eine solche Zeit haben Sie bei mir getroffen. Die Möglichkeit, daß ein F. Wehl, selbst nur als Freund, solches Lob sagen kann, war für mich schon herzstärkend genug. Nochmals, ich danke Ihnen!

Ueber Gutzkows 5. Band hatte ich manches Schlimme gehört, solch Urtheil aber durch nichts gerechtfertigt gefunden. Die „Grundlinge" der Lesewelt mögen freilich mit diesem psychologisch entwickelnden, Personen und Zeit betrachtenden Bande nicht zufrieden sein, mich hat er sehr gefesselt. Zur Bewunderung aber hat mich die literarische Kunst Gutzkow's hingerissen, mit welcher er den Leser durch die große und weite Verwickelung seines Romans führt und ihm den ganzen Kreis der Handelnden und die Gegenwart plastisch anschaulich macht. Darin hat er alle unsere Romandichter übertroffen und Walter Scott erreicht. Nur eines hat mich nicht befriedigt, obschon ich es in allen seinen poetischen Verknüpfungen erfaßt habe, ihm mit allem Raffinement darin gefolgt bin. Es ist die Lösung der „Ritter vom Geiste." So einem 9bändigen Romane

*) Ewe und Delben befreundete Familie.

gegenüber ist sie zu unbedeutend und wäre viel feiner und bedeutender gewesen, wenn sie weggeblieben wäre, wenn das Buch, ein Spiegel der Gegenwart, den früheren Rittern gegenüber die Ritter vom Geiste vorgeführt hätte, ohne sie speziell als solche zu bezeichnen und sie in eine freimaurerische Verbindung zu bringen. Doch, ich schwatze sicher unnütz. Das von Dankmar Bildungen ist wohl mit Absicht leicht hingeworfen und scheint noch ausgeführt werden zu sollen.

Adele grüßt mit mir Sie und Helberts herzlich. Ihr treuer

Hamburg, 4. Juli 1851. Ad. Glaßbrenner.

Mein lieber Feodor!

Mein Gehör wird — im Ernst — täglich schlechter. Meine demokratische Gesinnung ruinirt mich noch gänzlich. In dieser Zeit des militärischen Despotismus opponirt nun auch noch mein Trommelfell, und geht daraus los, den ganzen jetzigen Scandal zu ignoriren! Es ist bereis so blasirt, daß sogar das Lob, das man mir spendet, sehr stark sein muß, wenn ich etwas davon spüren soll, und Tadel geht nun gar zu einem meiner Ohren hinein und zum andern hinaus, ohne irgend wie anzuschlagen! Ein trauriger Zustand! Das Einzige, was ich in jüngster Zeit genau gehört habe, war Frau Doris Stolte von Dresden als Donna Diana und — so undankbar ist der Mensch — gerade da wollte ich mir die Ohren zuhalten.

Hurrje, was schwätz' ich z'sammen! Mit der Bitte, daß Sie, lieber Wehl, keiner hübschen Dame sagen, wie wenig Gehör bei mir zu finden ist, verbleibe ich Ihr schöner Adolf.

Lieber Wehl!

Sie haben in der heutigen Nummer Ihrer „Jahreszeiten" ein Verdammungsurtheil über meine „Verkehrte Welt" ausgesprochen. Daß ich das vertragen kann, mögen Ihnen diese Zeilen beweisen; daß ich aber Ihren Tadel nur in Einzelheiten gerechtfertigt, den Artikel über das Ganze viel zu bitter abgefaßt finde, muß ich Ihnen mit gleicher Offenheit wie die Ihre bekennen. Das Bittere beweist u. A. Ihr Schlußsatz von „Hoffnung und Berechtigung" — während Sie selbst, und doch gewiß mit gleicher Ueberzeugung wie Ihre heutige? mich bei Beurtheilung meiner „Gedichte" fast über Beranger gestellt, und meinem „Reineke" einen Platz in der Literatur angewiesen haben, wie ich mir, und wär' ich der Ehr-

gezogste, keinen bessern wünschen kann. Auch ist es mir unbegreiflich, daß Sie den Hauptaccent Ihres Tadels auf den Mangel einer Grundidee, eines ideellen Halt's legen! Wie sich eine **Welt** nicht abschließen, nur abspiegeln läßt, so kann eine solche abgespiegelte, angeschaute, poetische Lehr-Welt unmöglich einen anderen ideellen Halt haben, als eine sie durchdringende Grundidee, und daß diese in meiner „Verk. Welt" vorhanden, daß sie von A bis Z zeigt, wie in ihr: die Leben verderbende und Leben erstickende Tradition und Lüge herrscht: das, dünkt mich, ist unverkennbar. Und wenn Sie, lieber Wehl, fragen: „zu welcher Consequenz in Gedanken und Inhalt das Werk denn schließlich führe?" so ersuche ich Sie, mir ein berühmtes Kunstwerk der Poesie, Malerei ꝛc. zu nennen, bei dem Sie solche Frage stellen dürften. Die Kunst hat Sich zum Zweck, nichts weiter; sie ist in Allem, auch in der Abspiegelung des Häßlichen, in sich moralisch. Das wissen Sie so gut wie ich. wie kommen Sie daher zu solcher Frage?

Merkwürdigerweise traf Ihre Kritik gleichzeitig mit einem Briefe Ihrer Freundin Aßing (den ich beilege und den Sie mir wohl bei Gelegenheit zurückgeben) bei mir ein, in welcher diese Dame just von der vortrefflichen durch das Buch gehenden Grundidee spricht und daher Ihrem Haupttadel entgegentritt.

Ich hätte nicht übel Lust, gegen Ihre Kritik in Ihrem Blatte aufzutreten und bin überzeugt, daß Sie eben so viel Wahrheit oder Gegenmeinung vertragen können, als Sie Anderen und besonders Freunden reichen. Aber als Autor wäre ich durch die gebotene, selbstverständliche Bescheidenheit sehr im Nachtheil. Ihnen persönlich aber wollte ich meine Meinung über die Ihrige nicht vorenthalten, und das ist auch ehrliche Offenheit.

Ich bin — mit manchen Anderen glücklicherweise — der festen Ueberzeugung, daß meine „Verk. Welt" viel besser ist, als Sie dieselbe schildern, und muß Ihnen sagen, daß ich bei Lesung Ihrer Kritik wie der Sekretair des Fürsten in „Emilia Galotti" staunend ausrief: „So schnell ein Todesurtheil!"

Wie gesagt: ich möchte mich dagegen öffentlich vertheidigen, aber es geht halt nicht. Warten wir, alte Freunde und Leidensgefährten, daher ruhig ab, wem von uns der Erfolg Recht giebt.

Freundlichst grüßend Ihr Sie hochachtender

Hamburg, 19. October 1855. Ad. Glaßbrenner

Werther Freund!

Sie haben neulich etwas Irrthümliches über mich berichtet. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie eine Sylbe für den „Kladderadatsch" geschrieben! Allerdings bin ich oft darin, aber willenlos: mit Pointen, Einfällen aus meinen Schriften. Ich verfolge auch eine ganz andere Richtung; mein bischen Humor ist christlicher, protestantischer, um es kurz auszudrücken. Dieser kladderadatschige Nihilismus, diese Blasirtheit, die für Nichts wahres Interesse, keine Ideale hat und Alles für ihren jüdischen Witz benutzt, ist mir zuwider, am zuwidersten in seiner verderblichen Wirkung auf das Volk, dem sie alles Herz aussaugt, ihm alle Begeisterung und Tugend lächerlich macht. Das habe ich oft, so klar es eben in meinen Verhältnissen möglich war, ausgesprochen, am klarsten noch neulich in meinem Artikel über die hiesige Schillerfeier (!), den hundert deutsche Zeitungen abgedruckt haben. Ich concentrire all meine Kraft auf „Berlin", auch, ehrlich gestanden, um mir vielleicht für mein Alter einen materiellen Halt zu schaffen. Kann man mir's verdenken? Diese Herren vom „Kladderadatsch" verdienen jährlich mit leichter Mühe ihre 3—4000 Thaler. Kalisch über 8000 Thaler! Was haben wir, Wehl?

Können Sie dort also für mich anregen, so thun Sie's. Und suchen Sie ein für alle Mal lieber die Fehler der jetzigen Schwelger auf, die nie ein Werk schaffen konnten, als die unsren, die wir doch etwas geleistet, um unsere Ideale gelitten und wirklichen Beruf haben, wenn wir auch keine Größen geworden sind. Ich sage das nicht von mir selbst und allein. Prof. Rosenkranz z. B., den ich nie kennen gelernt, mit dem ich auch nie schriftlich in Verbindung war, hat's in seinem „Tagebuch" (Brockhaus) ausgesprochen.

Ich bin ins Schwatzen gerathen, trotzdem ich, wie Sie denken können, jetzt bis über die Ohren in Arbeit sitze.

Tausend, tausend schöne Grüße! Ihr treuer

Ad. Glaßbrenner.

Berlin, 27. Dezbr. 59.

Verehrter Freund!

Es drängt mich, Ihnen sofort meinen wärmsten und aufrichtigsten Dank für das Portrait auszusprechen, das Sie von mir

in der „Gartenlaube“ entworfen haben. Unter solchem Künstler muß das häßlichste Gesicht hübsch und interessant werden und — trotzdem ähnlich. So finden es denn auch die Meinigen; ich selbst halte es, nachdem ich mich im Spiegel der Wahrheit betrachtet habe, für viel zu sehr geschmeichelt, tröste mich aber damit, daß man über sein eigen Bild kein rechtes Urtheil hat.

Adele ist ganz entzückt über Ihren Wehl, und drückt Ihnen in freudigster Dankbarkeit die Hand. „Das kann Der schreiben“, sagte sie, „man muß stolz auf sich werden.“

Nun ich alt geworden bin, blühen meine Rosen. Ein Glück, daß es in meinen Herzen noch immer Frühling ist, sonst würden sie bald verwelken.

Treu bis in den Tod

Ihr

Berlin, 20. Februar 1865. Ad. Glaßbrenner.

Der Frühling und die Rosen sind ihm treugeblieben, trotz seines Altwerdens, mit dem es übrigens so ernst nicht gemeint war. Sein blondes Haar, seine leuchtenden blauen Augen, seine frischrothen Wangen verbunden mit seiner mittelgroßen, wohlgerundeten, viel beweglichen Gestalt gaben ihm ein stets jugendliches Aussehen bis zu seinem Tode, der ihn mitten in einer Whistpartie überraschte.

Mit Freunden am Spieltisch sitzend, heiter plaudernd, sank er plötzlich und unerwartet zusammen, um sich nie wieder aufzurichten. Schnell, wie er Alles that, vollzog sich auch sein Ende, ohne langen Kampf, ohne schwere Qual.

Ich werde seiner und der in Ernst und Scherz mit ihm verlebten Stunden immer eingedenk bleiben. Er war ein guter und fröhlicher Kamerad, wie man ihrer jetzt wenige findet.

Am 30 September 76.

Der Schauspieler Willführ, der die Kriege von 1866 und 1870 mitgemacht, lobte sehr den Kronprinzen von Sachsen, unter dessen Oberbefehl er einige Zeit in Frankreich gestanden hat. Eines Tages schlug ein unter diesem stehender General vor: eine Abtheilung Soldaten abzuschicken, um die Franzosen in ihrer Stellung zu necken. „Zum Spaße wollen wir auch nicht einen

einzigen Mann auf's Spiel setzen," sagte der Kronprinz. „Warten wir, bis wir Alle zusammen und im Ernste dem Feinde die Stirne bieten."

Am 1. Oktober 76.

Meine Frau fragte dieser Tage sehr richtig, warum hat man von den französischen Milliarden nicht eine hochherzige Spende auch an die Schillerstiftung gelangen lassen. Die deutsche Dichtung hat 1870 doch wacker mitgekämpft.

Am 7. Oktober 1876.

Am 3. Oktober ist zu Wiesbaden auch Adolf Stahr verschieden, ein Mann von großem Wissen und feinem Geiste. Ich habe eine Zeit lang viel mit ihm verkehrt. Er war eine sehr liebebedürftige, immer Anlehnung und Zustimmung suchende Natur. Nervöse Gereiztheit und stete Kränklichkeit machten den Umgang mit ihm zeitweise sehr schwierig und unerquicklich. Er konnte leicht außer sich gerathen und alle Rücksicht vergessen. Aber in ruhiger Stimmung war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe, voll zarter Sinnigkeit, Anregung und vielseitiger Kenntnisse. Er ließ sich von seiner ersten Frau scheiden und heirathete Fanny Lewald, die er während eines Aufenthaltes in Italien, der aus Gesundheitsrücksichten nöthig wurde, kennen gelernt hatte. Man nannte diese scherzhaft in Berlin seine Gouvernante und in der That hat sie sehr bestimmenden Einfluß auf ihn ausgeübt, weil sie von jeher sehr selbstbewußt und entschieden in ihrem Wesen und Charakter war. Als ich ihr einmal sagte, daß ich etwas, was ich gethan, sehr schmerzlich bereute, hörte ich sie zu meiner Verwunderung sagen: „Reue, lieber Wehl, kenne ich nicht. Ich habe noch nie etwas in meinem Leben bereut!"

Sie haben sehr glücklich gelebt und gegen Stahr's Kinder aus erster Ehe hat sich Fanny Lewald musterhaft benommen.

Am 20. Februar 1877.

Am 17. Februar in der Frühe ist Mosenthal in Wien einem Herzkrampf erlegen. Es hat mich tief ergriffen, daß er seine jung gestorbene Gattin so innig und treu geliebt, daß er in seinem Testamente anordnete, ihr Kleid, in dem sie starb und das Kissen, auf dem sie ihren letzten Athem that, ihm unter den Kopf in seinem Sarge zu legen. Ferner wünschte er, daß man seine Leiche neben

die ihre oder wenn dies nicht zu machen gehe, die ihre ausgrabe und neben der seinen bestatte. Ich lernte ihn persönlich kennen, als er nach Berlin kam, seine Braut, eine Tochter des Regierungsraths, Dr. Weil, heimzuholen. Ich hatte sie und ihre Familie bei Charlotte Birch-Pfeiffer viel getroffen und war mit ihrem Vater, der damals die „Konstitutionelle Zeitung" redigirte, bald in nähere Beziehung getreten. Er kam aus Württemberg und hatte das Verfassungsleben unter dem Bürgerkönigthum in Paris studiert, das man in jenen Tagen in Preußen einzuführen sich von liberaler Seite her alle Mühe gab. Dr. Weil und sein Haus bildeten aus diesem Grunde zu Anfang der fünfziger Jahre in den politischen Kreisen Berlin's einen Mittelpunkt, in welchem der bewegliche und geistvolle Mann, sowie seine Tochter die hauptsächlich anziehenden Elemente abgaben. Charlotte Weil war ein reizendes, höchst anmuthiges Wesen, nicht grade blendend schön, aber wohl gewachsen und von einnehmenden Gesichtszügen; dabei voll Bildung, Geist und feinem Geschmack. Sie konnte einem Manne wohl begehrenswerth erscheinen und Mosenthal hat sie jedenfalls innig geliebt. Es war eine Lust das Paar zusammen zu sehen. Er paßte zu ihr auf's Beste. Er war mittelgroß, wie sie, schlank, mit röthlich blondem Haar und Bart, von zarter weißer Gesichtsfarbe, rosig überhaucht.

Wir schlossen uns freundlich an einander an, weil uns unser poetisches, namentlich aber unser dramatisches Streben verband und in diesem sind wir bis an sein Ende in brieflicher Beziehung geblieben. Ich füge hier einige seiner Schreiben nur deswegen bei, um zu zeigen eine wie wohlthuende und ermunternde Wirkung eine einigermaßen liebevolle Besprechung ihrer Arbeiten auf Dramatiker auszuüben vermag. Ich habe in meinen Beurtheilungen Mosenthal'scher Stücke nie deren Fehler und Schwächen verschwiegen, mich immer aber zugleich bemüht: ihr Gutes und Verdienstliches anzuerkennen und den Verfasser der „Deborah", des „Sonnwendhof" und des „Schulz von Altenbüren" zu weiterem Schaffen aufzufordern und anzuspornen. Er schreibt:

Verehrter Freund!

Als ich Ihre freundlichen Worte über „Cäcilia"*) in Kühnes „Europa" las, da hätte ich Ihnen gern mit nicht minder freundlicher

*) „Cäcilie von Albano", dramatisches Gedicht in fünf Akten.

Erwiederung gedankt, wenn wir Schreiber von Profession nicht alles faule Brief-Schreiber wären; besonders schwer gehts mir, wenn ich pro domo mea plaidiren muß, und mir so wenig Gelegenheit geboten wird, meine dankbare Dienstfertigkeit zu bethätigen. Sie aber, lieber Wehl, haben mich in diese Lage versetzt, durch das warme, mir so herzlich wohlthuende Interesse, das Sie an meiner „Cäcilia" nehmen, und für das meine liebe Correspondentin*) in Berlin kaum Worte genug finden kann. Ich sehe deshalb diese meine treuste Anwaltin aus Berlin ruhig scheiden und halte „Cäcilie" nicht für verwaist, wenn Sie, lieber Freund, sie nun adoptiren und durch das Labyrinth freundlich steuern wollen, zu dessen Irrgängen mir in der Ferne jeder leitende Faden fehlt. Ich habe mit H. v. Küstner correspondirt und kann mir sein Verfahren nicht enträthseln. Vor Allem bin ich ganz Ihrer Ansicht, daß „Cäcilie" jetzt heraus muß, au pis aller mit keinem Anderen als Hendrichs. Ich habe Letzterem geschrieben, ihn ersucht, wenigstens für die ersten Vorstellungen die ihm zuertheilte Rolle zu studiren, sie dann Lietke abzutreten; ich weiß jedoch nicht, ob die Erfüllung dieses Wunsches überhaupt möglich ist. Ich weiß aber, daß eine Direktion, wenn sie will, ein Stück ruiniren kann und daß sich dagegen wenig thun läßt. Wäre ich am Platze, so stände mir ein Urtheil und Eingreifen frei, so habe ich nichts als den Glauben, den stoisch-fatalistischen, daß es kommt, wie es muß, und daneben den ideal-christlichen an Ihre Freundschaft und geistige Bruderliebe. Ich will, wenn Sie je ein Kind über unsere Grenze schicken, es dafür gleichfreundlich empfangen und was ich ihm bieten kann, und was es bedarf, gern beitragen. Wir wollen das seltene Beispiel zweier Autoren geben, die sich und ihre Kinder nicht gegenseitig auffressen und die auf dem breitgetretenen Pfad des Parnasses nicht übereinander her, sondern Arm in Arm neben einander zu wandeln vermögen.

Mit herzlicher Ergebenheit Ihr

Wien, den 3. April 1850. Rosenthal.

Verehrter Freund!

Gestern sandte mir Freund Pabst Ihre Kritik meines Stückes in der „Constitutionellen Ztg."**) Sie hat mir so innig wohlgethan,

*) Seine Braut.

**) Wenn ich mich recht entsinne über das Trauerspiel: „Pietro".

daß ich trotz einer peniblen Migraine, die durch die Aufregungen der letzten Tage berechtigt erscheint, Ihnen im Geist die Hand drücken muß. Wir Wiener Poeten sind nicht verwöhnt. Unsere Journalisten sind mit Passion negativ. Der heimische Dichter steht ihnen „hart an dem Teufel" und man muß zufrieden sein, wenn man mit einem blauen Auge heimkommt. Ein Herzenslaut dringt eben so wenig hier durch wie auf der Folterbank des Dresdener Journals. Um so inniger erfreute mich Ihre sinnige innige Besprechung und ich danke Ihnen herzlich dafür.

Wir haben den „Schulz von Altenbüren" vorgestern zum Benefize der Concordia gehabt und der Erfolg war wohl der stürmischste, den ich noch erlebt. Ich mußte 8 mal persönlich erscheinen. Die Darstellung war aber auch mustergiltig und der 75jährige Löwe leistete Bewunderungswerthes.

Wie geht es Ihnen, lieber Feodor? Wenn ich unserer ersten Begegnung in Berlin gedenke! Ils sont passés ces jours des fêtes. Ich stehe allein und freudenarm im Leben.*) Meine einzige Erholung ist die Arbeit, meine einzige Erquickung das Gefühl meines besten Strebens!

Vielleicht seh' ich Sie bald einmal hier. Concurriren Sie doch um das Preislustspiel. Ihr alt ergebener

Rosenthal

Wien, 23. November 1867.

Lieber alter Freund!

Herzlichen Dank für Ihre Zeilen. Ihre warme, schöne Kritik hatte mir Maurice**) schon gesandt. Es thut wohl, von ernsten Männern ein ernstes, inniges Urtheil zu lesen; bei uns herrscht Frivolität und Camaraderie. Wenn man sein Bestes gegeben — und das braucht ja nicht ein absolut Gutes zu sein — und ein empfängliches Publikum den wärmsten Beifall spendet, so geht man hier am nächsten Tage herum wie durch eine Straße, in der die Dächer gedeckt werden, scheu, daß jeden Augenblick ein Dachziegel auf Einen herunterfällt. Besonders hetzen sie gegen die Einheimischen: „La patrie" von Sardou und „Seraphine" fanden

*) Er hatte sein junges Weib nach kurzem Eheglück durch unerwarteten Tod bereits wieder verloren.

**) Direktor des Hamburger Thaliatheaters.

dagegen lauter Panegyriker. Glücklicherweise läßt sich das Wiener Publekum nicht irre machen und sechs ausverkaufte Häuser haben bereits für meine „Isabella“*) plaidirt. Ich habe auf diese Arbeit allen Ernst, alle Kraft verwendet: wer's besser kann, der belehre mich!

Ihrer lieben Frau meine besten Empfehlungen und Ihnen, lieber Freund, herzlichen Händedruck von

Ihrem

Wien, den 29. October 1869. Rosenthal.

Am 29. April 1877.

An unserer Zeit erschreckt mich manchmal etwas, das ich den Barbarismus der Bildung heißen möchte. Es hat sich neuerdings durch das sogenannte Volksverständlichmachen der Wissenschaften viel oberflächliche Kenntniß und mit dieser oberflächlichen Kenntniß zugleich im jungen Geschlechte ein Geist erzeugt, der, um Lieblingsworte unserer Tage anzuwenden, durchaus findig und schneidig, mit allen ihm vorkommenden Dingen leicht umzugehen und fertig zu werden versteht. Man ist überall rasch mit einem einigermaßen passenden Ausdrucke bei der Hand und dieser ergiebt sich so bequem und bezeichnend für die in Rede stehende Sache, daß es kaum noch nöthig ist, über dieselben sich eigene Gedanken zu machen. Man arbeitet mit den Gedanken Anderer, und das erleichtert und beschleunigt die Arbeit ungemein, veranlaßt aber auch, daß der so Arbeitende alle Achtung vor der geistigen Arbeit verliert und sie im äußersten Grade geringschätzig behandelt. Es hat zu jeder Zeit literarische Leute gegeben, die am Genie ihr kritisches Müthchen gekühlt haben. Allein sie waren einzeln. Jetzt ist ihr Ton beinahe ein allgemeiner und dadurch eine Rohheit und Rücksichtslosigkeit in die Presse gekommen, die auf die Länge verödend und verwüstend wirken müssen.

Am 10. März 77.

Nichts kann belustigender sein, als die Selbstvergötterung der Franzosen, der sogar ihre erleuchtetsten und hervorragendsten Geister in nawster Weise Ausdruck zu geben sich angelegen sein lassen. In dem Roman der Staël „Corinna“ wird die französische, die

*) „Isabella Orsini“. Trauerspiel in fünf Akten. Dies Stück war die erste dramatische Neuigkeit meiner Hoftheaterleitung in Stuttgart.

glänzendste aller Tapferkeiten genannt und Lamartine behauptet irgendwo in der „Geschichte der Girondisten“: „Wenn Gott der Menschheit eine Idee offenbaren will, so pflanzt er sie in die Brust eines Franzosen.“ Eine französische Schauspielerin, Blanche Baretta, schrieb stolz in ein Shakspeare Album: „Wäre ich nicht ein Kind Molière's, so möchte ich wohl eine Tochter Shakespeare's sein.“

Man könnte mit solchen Aussprüchen ein ganzes Buch anfüllen und den Deutschen daran zeigen, wie ein Volk von sich denken muß, wenn es vor anderen Völkern gelten will. Das Selbstbewußtsein der Franzosen hat sie groß gemacht, ganz ebenso wie es einst die Römer zu Herren der Welt gemacht. Die Hundegesinnung der Deutschen vor dem Auslande bringt sie um jede nationale Selbstschätzung und darum auch um Ansehen und Einfluß im Lauf der Geschichte.

Am 23. März 77.

Hat Immermann nicht Recht, wenn er sagt: „Zweierlei ist an dem Verfalle des deutschen Theaters schuld, erstens, daß es sich außer Contakt mit der Literatur und dem Ideenkreise des Kernes der Nation gesetzt hat; zweitens, daß die Darstellung selbst allen Begriff der Schule und der Kunst verloren und die Idee von der Nothwendigkeit eines bis in das Kleinste harmonischen Ganzen kaum noch in der abgeschwächtesten Erinnerung kennt.“

Am 2. April 1877.

Wie bedeutsam und schön ist, wenn Herder sagt: „Nehmet die äußere Hülle weg und es ist kein Tod in der Schöpfung.“

Wir beachten so kostbare Aeußerungen nicht genug.

Am 15. April 1877.

Von der berühmten französischen Schauspielerin Clairon hat mich folgende Mittheilung interessirt, die ich dieser Tage las.

Als sie die Bretter verlassen und angehenden Darstellerinnen dramatischen Unterricht ertheilte, pflegte sie bei der ersten Prüfung ihre Schülerinnen mit einem Faden zu umwickeln. Diejenige, welche einen lebhaften Monolog herzusagen im Stande war, ohne diesen Faden zu zerreißen, vermochte ihr nur wenig Hoffnung auf Erfolg zu geben; dagegen umarmte sie begeistert jede, die von innerer Bewegung ergriffen, der Umwickelung vergaß und im Sturm und Drang der Erregung oder der Leidenschaft jenen Faden unbedacht zerriß.

Dies Experiment hat etwas für sich.

Am 22. Juli 1877.

Am 6. Juli verſchied auf ſeiner Villa Leoniz am Starnberger See Friedrich Wilhelm Hackländer. Er war eine leichtlebige Natur, weder beſonders geiſtreich noch anregend, aber immer friſch und munter. Es ließ ſich angenehm und gut mit ihm verkehren. In meiner erſten Stuttgarter Zeit traf ich öfter in Hallberger's, ſeiner eigenen und meiner Häuslichkeit mit ihm zuſammen. Früher von König Wilhelm von Württemberg, deſſen Gunſt er beſaß, zum Umgang und Reiſebegleiter des Württembergiſchen Kronprinzen beſtimmt, entließ ihn dieſer ganz unerwartet bei ſeiner Thronbeſteigung in voller Ungnade aus allen ſeinen Aemtern. Er war zuletzt königlicher Bau- und Gartendirektor in Stuttgart geweſen. Mag es ihm für dieſe Stellung immerhin an gründlichen Sachkenntniſſen gemangelt haben, ſo bleibt nichts deſto weniger anzuerkennen, daß er ſehr Bedeutendes darin geſchaffen und gewirkt. Der ſchöne Schloßplatz, der großartige, ſogenannte Königsbau, die Villa in Berg ſind, wie ich höre, durch ihn hervorgerufen und aufgeführt worden. Er hätte wohl Anſpruch auf Dank gehabt, wenn er auch vielleicht nicht überall ſtreng gewiſſenhaft verfahren haben ſollte. Unter König Wilhelm nahm man die Dinge in Sachen der Kunſt ziemlich leicht und forſchte der Verwendung der aufgebrachten Mittel nicht immer ſorgſam nach. Hackländer mag ſein Schäfchen geſchoren haben, ſicherlich jedoch nicht ungebührlicher als viele Andere an ſeiner Stelle gethan haben würden. Unter allen Umſtänden war ein Vorwurf dieſer Art kaum wohl genügend, darüber ſeine unleugbaren Verdienſte zu vergeſſen.

Uebrigens habe ich ihn über königlichen Undank nie klagen hören. Er hatte, wie mir ſcheint, gar keine Anlage zur Verbitterung. Er blieb immer heiter und vergnügt und es war eine Luſt, in ſeine hellen, blauen Augen zu blicken.

Das Theater liebte er ſehr und er war als Abonnent faſt jeden Abend darin, auf der Seite der Sperrſitze, auf der ſich die königliche Loge befindet, und von der aus der König, wenn er die Vorſtellung beſuchte, ſeiner nicht anſichtig werden konnte. Dem hohen Herrn den Anblick in Ungnade ſtehender Perſonen möglichſt zu entziehen, war ein rückſichtsvoll geübter Gebrauch im Hoftheater geworden. Mir hatte man überdies unterbreitet, kein Stück von Hackländer zu geben und Hackländer ſelbſt hat auch nie gegen mich einen Wunſch nach

dieser Richtung hin geäußert, wie er denn überhaupt über König Karl, seinen Hof und über Alles, was damit zusammenhing, vollständiges Stillschweigen zu beobachten pflegte. Auch über das Hoftheater sprach er zu mir nur ganz im Allgemeinen und meist in freundlichster Weise meine Unternehmungen rühmend.

Jemand, ich weiß nicht mehr wer, sagte mir eines schönen Tages, es wäre Hackländer's Lieblingswunsch gewesen, in Stuttgart Intendant des Hoftheaters zu werden.

Als solcher wäre er ohne Zweifel so gut wie mancher Andere am Platz gewesen. Feinen Sinn und Geschmack besaß er in hohem Grade und daneben große Rührigkeit. Er hätte sicher die Bühne gehoben, aber entschieden nicht gespart. Er war gewohnt, aus einem vollen Beutel zu schöpfen. Und heute steht das Stuttgarter Hoftheater unter einem nothwendigen Sparsystem. Es soll womöglich einbringen, was ehedem verschwendet worden oder wenigstens nie mehr eine Verschwendung begehen können.

Wie mir übrigens Moritz Blancharts mittheilte, soll Hackländer unter den angenehmsten Vorstellungen eingeschlummert sein: er durchlebte in seinen Ueberphantasien seine gute Zeit und sah sich von lauter alten Freunden umgeben.

Am 5. September 1877.

Am 3. September ist Adolph Thiers gestorben. Mir ist dieser kleine Mann nie groß erschienen und daß er in dem jetzigen Frankreich so wichtig werden konnte, ist mir nur ein Beweis, wie arm dasselbe gegenwärtig an hervorragenden Köpfen ist. Thiers war ein politischer Macher, ein Mensch, der die Gelegenheit wahr zu nehmen und im Sinne des Augenblicks auszubeuten wußte. Er war der Opportunitäts-Staatsmann nach dem Buche. Er erhielt sich nur dadurch immer am Ruder, daß er sich selbst widersprach und gegen seine eigenen Grundsätze handelte. Unter dem Bürgerkönigthum trat er für den Napoleonismus ein, unter dem zweiten Kaiserreich für die Republik, unter der Republik — für was? Einer Weile für den Frieden. Der Friede mit Deutschland ist sein bestes Werk.

Am 6. Sept. 77.

Ludmilla Assing war jüngst in Paris. Als sie dort mit deutschen Freunden in einem öffentlichen Speisesaal sich deutsch unterhielt, begannen Franzosen sogleich ganz laut auf Bismarck

und die Deutſchen zu ſchimpfen. Ludmilla's Begleitung ſchlug vor, um ſie nicht Unannehmlichkeiten auszuſetzen, italieniſch oder engliſch zu ſprechen. Sie weigerte ſich deſſen aber entſchieden, indem ſie äußerte: Keine Macht der Erde werde ſie jemals veranlaſſen können, ihre Volksabſtammung zu verleugnen, auf die ſie ſtolz ſei.

Dieſer tapfere Zug ſoll ihr unvergeſſen ſein.

Am 17. Sept. 77.

„Man mag die Jugend noch ſo lange feſthalten und genießen," hörte ich neulich eine Dame ſeufzen, „man iſt die längſte Zeit doch alt!"

Am 30. Sept. 77.

Metz und Straßburg ſind die beiden Fäuſte, die Deutſchland vor die Bruſt Frankreichs gelegt hat. Frankreich war uns immer ein unruhiger und gefährlicher Nachbar, beſonders ſeit es dieſe beiden Fäuſte in ſeine Gewalt gebracht und eiſern umklammert hielt. Jetzt, da wir ſie frei und wieder haben, müſſen wir ſie unter allen Umſtänden behaupten, nicht ſo ſehr, um Frankreich zu unterdrücken, als um daſſelbe ruhig und uns vom Leibe zu halten.

Am 18. Nov. 77.

Lindau's „Gegenwart" plaudert in einem Aufſatze über Hackländer auch von deſſen „Roman meines Lebens" und theilt bei dieſer Gelegenheit mit, daß die Auslaſſungen darin meiſt nur ſehr harmlos ſeien, und wenn ſie hier und da ja einmal die Geißel ſchwängen, dies nur über ein paar perſönliche Feinde, wie der Hofkammer-Präſidenten von Gunzert und Feodor Wehl, der Leiter des königlichen Hoftheaters in Stuttgart, geſchähe.

Dieſen Geißelhieben ſehe ich mit großer Gelaſſenheit entgegen und kann ſchon heute, noch ehe ich ſie kenne, behaupten, daß ſie ungerecht ſind. Hackländer hätte die Stuttgarter Verhältniſſe wohl kennen und mein Wirken zu würdigen wiſſen ſollen. Wenn er das nicht im Stande geweſen, ſo erhellt daraus, daß er befangen und irregeleitet war. Er mag wohl immer noch gehofft haben, ſeine Stücke im Stuttgarter Hoftheater gegeben zu ſehen. Mir aber war die Weiſung auf mehrfache Anfragen geworden, von denſelben Abſtand zu nehmen. Das hätte er wiſſen oder von mir erfahren können. Stand ich doch im Beginn meiner Stuttgarter Stellung in vielfach freundſchaftlicher Berührung mit ihm; gab er dieſelbe ſpäter ziemlich auf, ſo ſuchte ich den Grund einerſeits in

meiner durch Kränklichkeit bedingten Zurückgezogenheit und in der Verstimmung, die er endlich doch zu Tage zu legen begann, als die Blätter nach dem Sturze Napoleon's und der Plünderung der französischen Staatsarchive sich über sein daraus ersichtliches Bewerben um die französische Ehrenlegion hämisch aufzuhalten Anlaß ergriffen.

Immer aber noch begrüßte mich Hackländer und sprach mich freundlich an, wann und wo ich ihn traf. Seine Geißelhiebe sind also jedenfalls hinterrücks geführt, sollen mir indeß das liebenswerthe Bild nicht verdunkeln, das ich von ihm in der Seele trage.

Am 29. November 1877.

Man klagt jetzt allgemein, daß die heutigen Schauspieler nicht mehr die Kunst der schönen Rede verständen und das ist leider allzu wahr. Aber woher kommt das? Meiner Ansicht nach daher, weil es nur noch Zuschauer, aber beinahe keine Zuhörer im Theater mehr giebt. Alles Reden auf der Bühne ist den Leuten zu viel, jede Auseinandersetzung, jedes Gespräch, seien sie auch noch so bedeutungsvoll und geistreich, zu lang. Man nimmt nur noch Antheil an der Handlung, den Vorgängen, der Situation, nicht mehr am Vortrag. Der Darsteller, der das instinktmäßig fühlt, hastet nun über den Letzteren hinweg und hält alle Mühe und Sorgfalt, welche sonst darauf verwendet wurden, für verschwendet und weggeworfen. Leider wird er darin von der gegenwärtigen Theaterkritik, wenn man von einer solchen überhaupt noch sprechen kann, bestärkt. Die Zeit der eigentlichen Theater-Rezensionen ist lange dahin und mit unserer sogenannten Belletristik ins Grab gestiegen. Man hat in unseren Preßorganen augenblicklich keinen Raum mehr, künstlerische Leistungen zu beurtheilen und zu erörtern. Dramaturgische Aufsätze, wie noch Zimmermann, Ludwig Tieck, Rotscher, Karl Töpfer und einige Andere sie drucken lassen konnten, finden gegenwärtig in keiner Zeitung mehr einen Platz. Ein kurzer, flüchtiger Bericht, der meist noch nach der Vorstellung in rasender Eile in der Druckerei niedergeschrieben wird, bringt am andern Morgen den Lesern eine Meldung des Erfolgs und eine ganz flüchtige und oberflächliche Angabe des Spiels. Von eingehender Betrachtung der Auffassung und Durchführung einer Rolle verräth sich keine Spur. Von der Art, wie gesprochen wurde, verlautet kein Wort. Das muß auf

die Länge natürlich Mime wie Publikum gleichgiltig gegen jeden Werth der Rede machen und realistisch verrohen.

Am 2. Dezember 1877.

Es mag sehr sonderbar klingen, wenn ich die Schuld vom Niedergange unseres Drama's auf die bessere Bezahlung dieser Literaturgattung schiebe und doch bin ich überzeugt, daß ich mit dieser Behauptung nicht ganz im Unrecht bin. Früher war diese Schriftstellerei nur ein armseliges Stück Brot und es erwählten dieselbe einzig solche, die wirkliche Begabung und ernsten Trieb dafür besaßen. Auch damals ward viel darin gestümpert, aber es war eine Stümperei nach hohen Richtungen und idealen Zielen Seit das Schreiben von Theaterstücken jedoch ein einträgliches Handwerk geworden, seitdem haben sich die literarischen Macher darauf geworfen, welche die Technik des Drama's wesentlich ausgebildet haben und szenisch sehr wirksam zu schaffen verstehen, aber, weil sie Geld erwerben wollen, ihre gesteigerte Fertigkeit fast lediglich anwenden: dem niederen Geschmacke und der Laune der großen und geringdenkenden Menge zu fröhnen.

Am 7. Dezember 1877.

In Frankreich spielt sich ein eigenthümliches Schauspiel ab. Die Volksvertretung schmollt mit dem Präsidenten Mac Mahon und der Präsident Mac Mahon mit der Volksvertretung. Es ist ein äußerst gespanntes Verhältniß, das aber zu keiner Krise kommt. Der Volksvertretung fehlt der Muth den Präsidenten zu stürzen, dem Präsidenten der Muth die Volksvertretung auseinander zu sprengen. Mac Mahon ist ohne Zweifel ein beschränkter Kopf, der sich noch mehr wie Napoleon III. vom Klerus und seiner Frau bestimmen läßt. Beide wagen nicht zu einem Gewaltstreich zu drängen. Aber auch der Gegenpart neigt nicht dazu. Es mangelt ihm ein Haupt. So kühn Gambetta auch auftritt, er fühlt doch, daß er keine Regierung schaffen kann.

Am 8. Dezember 1877.

England mit seiner Politik ist die Kreuzspinne am Giebelfenster Europa's. Sie hat ein kleines Nest, aber ein weites Netz, das sie über alle Länder spinnt.

Am 11. Juni 1878.

Die Berliner „National-Zeitung" bringt zum Pfingstfest einen beherzigenswerthen Leitaufsatz „Bis in die Tiefe" betitelt, in dem

ſie ſich bemüht, ein Bild unſerer Tage zu geben. Sie ſchildert: die Genußſucht, die Jagd nach Erwerb, die oberflächliche Intelligenz, den Hohn gegen alles Edle, gegen alles Ideale, den Hang zum Realismus und Materialismus. Sie ſagt unter Anderem: „Der plötzliche, unvermittelte Zuwachs an Bildung erhöht wohl die geiſtige Kraft und Fähigkeit des Einzelnen, erweckt aber auch zugleich in ihm eine quälende Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande. Vor einem Jahrhundert war die Genieſucht eine Krankheit der Poeten, jetzt leiden alle an der Großmannsſucht. Jeder ſtrebt über ſeine Verhältniſſe hinaus, Niemand will ſich beſcheiden und beſchränken.“ Später meint ſie: „Nicht das Volk, die Bildung hat ſich zuerſt von den idealiſtiſchen Anſchauungen abgewandt. Iſt es immer die künſtleriſche Vollendung ſeines Werkes — oder iſt es oft nur der Erlös, den er dafür erhält — an dem ſich der Künſtler erfreut? Alles verlachen, bewitzeln, verſpotten, was ernſthaft auftritt, was über den augenblicklichen phyſiſchen Genuß hinaus nach einer dauernden ſeeliſchen Befriedigung trachtet, iſt längſt bei uns Sache des guten Tons.“ Sie erinnert dann an das Hätſcheln der Laſſallianer, die Rednerwuth, die Kneipenpolitiker, die Gründer und „wie auch die anſtändige Geſellſchaft ſich drängte zu deren Belſazarfeſten, während ſie doch wußte: mit welchen Mitteln ſie ihre Reichthümer erworben.“ Schopenhauer und Hartmann ſind unſere Propheten und wir wundern uns, wir wollen uns beklagen, daß die Maſſe jetzt unſere innerſten Gedanken in ihrer Form ausprägt? Proſper war es, der Caliban ſtreichelte. Jetzt hat ſich Caliban aufgerichtet und iſt rieſenſtark geworden.“ Wird Ariel ihn bändigen können? fragt ſie zum Schluß. Uns dünkt, der gute Geiſt ſollte es wenigſtens verſuchen und in dieſen Verſuchen nicht müde werden.

Am 29. November 1878.

Am 27. November ſtarb in Berlin Emil Brachvogel, der ſich durch einen dramatiſchen Wurf einen großen literariſchen Ruf erwarb, den er leider durch alle folgenden Würfe nicht zu vermehren, ſondern nur zu vermindern im Stande geweſen iſt. Das Trauerſpiel „Narciß“, das am 7. März 1856 im Berliner Hoftheater zuerſt gegeben ward, machte ihn mit einem Schlage berühmt. Er hatte lange mit demſelben von Thür zu Thür wandern müſſen,

ohne irgendwo Theilnahme und Glauben dafür erwecken zu können. Endlich war Ludwig Dessoir von der Titelrolle innerst erfaßt und der Schildheber des Stücks geworden. Wenn man dasselbe heut zu Tage unbefangen beurtheilt, so wird man zunächst zugeben müssen, daß es ein Werk von zündender Macht und in seiner Erfindung und Durchführung jedenfalls von unbestrittener Wirkung ist. Brachvogel hat, von Diderot's Dialog, den Goethe so liebevoll übersetzt hat, ausgehend, sich eine Handlung von fesselndem Reize ausgedacht und dieselbe mit entschiedenem Geschicke ausgearbeitet. Zwar läßt sich das ganze Stück nicht durchweg fein und geschmackvoll nennen, sondern es muß im Gegentheil in vieler Hinsicht plump und roh geheißen werden, aber es trägt in sich etwas von dem wirklichen Hauche der großen Revolutionsbewegung von 1789, dem nicht zu widerstehen ist und welcher, wenn immerhin zuweilen auch ekelhaft und widerwärtig zum Ausdruck gebracht, doch die Seele ergreifen kann. In Narciß Rameau, den Diderot folgendermaßen schildert: „Er ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durcheinandergehen; denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham." In diesem Narciß Rameau das damalige Frankreich verkörpert hinzustellen, ist zunächst ein genialer Gedanke und ein nicht weniger genialer Gedanke ist, aus seiner ihm davongelaufenen Frau die Pompadour zu machen. Von diesen beiden genialen Gedanken ist der erstere gewagt und der letztere ungeschichtlich, allein was thut das? Sie sind nichts destoweniger dramatisch. Ihre Kühnheit und Verwegenheit setzen von vornherein ebenso sehr in Erstaunen, als sie später durch ihre Verwendung erschüttern. Indem Narciß Rameau sich zuletzt mit dem herabgekommenen, zerlumpten, in Schmach und Elend versunkenen Frankreich vergleicht und über die in königlichen Purpur gekleidete Leiche der sitten- und gewissenlosen Buhlerin, selbst am gebrochenen Herzen sterbend, den Fluch seines entarteten Jahrhunderts schleudert, erlangt die Tragödie eine Größe, die nie ohne Eindruck bleiben wird und bleiben kann. Daß diese Größe mit kleinen, oft geradezu erbärmlichen Mitteln sich aufbaut, in banal-sentimentalen Stimmungen sich breit macht und in der Sehnsucht eines halb verrückten Narren

nach einer großen geschichtlichen That sich gipfelt, ist allerdings für ihren höheren künstlerischen wie moralischen Werth in äußerstem Grade bedenklich. Diese Schauspielerin Quinault, dieser Ritter Lambert und der große Staatsmann Choiseul sind Gestalten von der allergewöhnlichsten Bühnengepflogenheit.

Aber eben deswegen den Schauspielern und der großen Masse der Zuhörer einleuchtend und in ihrer Empfindelei und in ihren übertriebenen Redensarten imposant. Dem „Narciß" werden seine Vorzüge wie seine Schwächen von den Brettern herab gleich vortheilhaft. Das ist das große Geheimniß seines Erfolges. Grabbe, Georg Büchner, Otto Ludwig und Hebbel haben ungewöhnlich Hervorragenderes geschaffen, als dieser „Narciß" ist. Aber das Ungewöhnliche ihrer Dramen stößt allzu sehr ab und ist viel zu befremdlich, um der alltäglichen Menge gefallen zu können. Sie läßt sie immer wieder fallen, so oft sie ihr geboten werden, während „Narciß" sich dauernd auf dem deutschen Schauplatze erhält.

Brachvogel, durch das Einschlagen seines Stückes ermuthigt und gehoben, schuf in rascher Folge noch weitere Schauspiele: „Adalbert vom Babanberge", „Mon de Caus", „Der Usurpator", „Das Fräulein von Montpensier", „Die Harfenschule", „Der Trödler" und andere mehr. Kein einziges hat sich eingebürgert; sie kamen und gingen. „Narciß" blieb sein einziger dramatischer Treffer, nicht durch seine Kunst, sondern durch seinen Stoff. So strebsam, vom heiligsten Eifer beseelt, das Höchste wollend der Dichter auch war, so eifrig er an sich selber arbeitete und die Technik des Dramas studirte, er ist doch stets nur ein glänzend begabter Dilettant geblieben. Er lernte, aber all sein Lernen nutzte ihm nicht. Der Naturalist brach immer bei ihm durch. Sein Schaffen glückte ihm nur da, wo er sich natürlich geben ließ; wo er die Regel in Anspruch nahm, ward er stümperhaft gezwungen und hohl. Er hat es nie bis zum Künstler gebracht. Dazu war seine ganze Fähigkeit von Hause aus weder angelegt, noch durch Jugendbildung ausgerüstet.

Er hat früh seinen Vater verloren und an der Seite einer geistig verdüsterten Mutter eine ziemlich elende und trübe Kindheit verlebt. Sehr jung noch, mußte er daran denken, sich seinen Lebensunterhalt durch eigene Thätigkeit zu verschaffen. Seine Biographen lassen ihn bald bei einem Bildhauer, bald bei einem Graveur in der Lehre

ſein. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuſcht, war er in einer Buchdruckerei in Schleſien beſchäftigt, als ich ſeinen erſten Brief mit einigen Gedichten von ihm zugeſandt erhielt. Die Gedichte ſowohl wie der Brief waren von ſehr aufgeregter und verzweifelter Stimmung. Was ich ihm geantwortet, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls kam ich ſehr bald wieder außer Beziehung mit ihm und habe nur noch im Gedächtniß, daß er ſchon damals mir ſeine Neigung, für das Theater zu wirken, kund that. Wirklich hat er auch einmal den Verſuch gemacht, als Schauſpieler aufzutreten, aber mit ſo wenig Glück, daß er dieſer Laufbahn ſehr bald ganz entſagte, und ſich nur um ſo emſiger der Literatur zugewendet hat. Als ich ihn einlud, an der „Schaubühne“ mitzuarbeiten, befand er ſich auf der Höhe ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, die er meiner Unternehmung zuzuwenden, ſogleich mit wahrhaft liebenswürdiger Begeiſterung bereit war. Er ſchrieb eine Reihe von Aufſätzen, die als durchaus verdienſtlich gelten müſſen. Allein, da er von Hauſe aus wenig gründlichen Unterricht genoſſen, und Alles, was er wußte, ſich mühſam auf eigene Hand erworben hatte, ſo liebte er es, ſehr lehrhaft aufzutreten und einen etwas übertriebenen Werth auf die künſtleriſche Theorie zu legen, bei welcher theoretiſchen Darlegung ihm doch oft ein zwar geſunder, jedoch ziemlich hausbackener Naturalismus in den Nacken ſchlug. Dazu kam, daß er heftig und leidenſchaftlich in der Empfindung, ebenſo raſch zu unbeſchränkter Zuneigung wie zu blinder Feindſchaft geneigt und aufgeſtachelt war. Für Tingelſtedt, der ihn mit vornehmer Kälte behandelt hatte, war er zu maßloſem Haß entflammt, welcher Haß ihn mir eine Zeit lang entfremdete, dem er im Uebrigen eine ſchöne und geradezu rührende Freundſchaft entgegenbrachte. Bei mehrfachen Beſuchen in Berlin und Görlitz hatte ich Gelegenheit, mich daran zu erfreuen und zu erwärmen.

Sein häusliches Leben, ſein Verhalten zu Frau und Tochter erſchienen liebenswürdig und muſterhaft. Er hatte etwas gut Bürgerliches in Charakter und Weſen und neben den Angewohnheiten eines mittelmäßigen Schauſpielers, neben lebhaften Geſten und prunkhafter Rede, das beſte und hingebenſte Herz, das ſich denken läßt. Bedauerlich für ihn ſelbſt wie für ſein ſchriftſtelleriſches Schaffen war dabei: ſeine große Erregbarkeit und die Neigung immer das Aeußerſte anzunehmen. Dadurch ward er leicht und

rasch in einen sehr gereizten Zustand versetzt und zur Empfindlichkeit gebracht. Er fühlte seine ästhetische Unzulänglichkeit im eigenen Innern und es that ihm darum jede Hindeutung darauf bitterlich weh. Um sich gegen den Tadel der Kritik zu wahren und in seinen dramatischen Leistungen würdig empor zu ringen, warf er sich mit einem eisernen Nachdruck auf Studien, die ein schöner Beweis seines Ernstes waren, ihm im Schaffen jedoch nur wenig Vortheil bringen konnten, weil sie immer lückenhaft und äußerlich angeflogen blieben.

Einige Briefauszüge mögen hiervon, wie von seinen durchaus ehrenwerthen Gesinnungen und seinem Feuereifer für die gute Sache Belege liefern.

Sie lauten:

Berlin, den 11. Februar 1860.

Mein hochverehrter Herr!

Angesichts Ihrer gedruckten Zuschrift vom 8. d. M. und des Prospekts der „Schaubühne" will ich keinen Augenblick säumen, Ihnen meinen vollsten Beifall über die vortreffliche Absicht und das edle Ziel Ihres Unternehmens auszudrücken. Beides zu erreichen, ist allerdings Jedoch Weh der Mann. Eine Repräsentation des deutschen Poetenthums, vor Allem des dramatischen, thut Noth und jeder Ehrenmann unter uns ist verpflichtet, die seit der Schillerfeier gehobenere Stimmung zu benutzen, um alle Knospen deutschen Talents für die Zukunft zur Reife zu bringen. Hierzu gebe ich mit Freuden meine Kräfte, ja, hatte mir sogar ein Unternehmen (in anderer Art) auf eigene Hand vorgenommen, das sich dem Ihren vielleicht sehr gut anschließen läßt, so bald die Scenirung meines „Usurpators" mich nicht mehr mit eisernen Klauen festhält. Davon also später. Was ich Ihnen für Ihre „Schaubühne" anbieten kann, sind strenge, wahrheitsgetreue Beurtheilungen der Novitäten des Berliner Hoftheaters, dramatische Charaktere und deren Erklärung, dramaturgische Artikel über Stoffe, Ausrüstung, Inscenirung u. s. w. Allgemein wichtige Kunstfragen, technische Fragen des Theaters, über Verwaltung und dergleichen. Sämmtliche Artikel werde ich mit meinem Namen zeichnen, also durch meine persönliche Ehre verbürgen. Im Uebrigen bin ich bereit, etwaige Wünsche Ihrerseits, so weit als möglich, zu erfüllen, um das Unternehmen nach Kräften zu fördern. Da ich aber kein reicher Mann bin und von der Feder leben muß, kann ich Sie leider

von der Honorirung nicht entbinden, doch will ich für die erste Zeit Ihres Unternehmens so mäßig als möglich sein und sehe Ihren Propositionen entgegen. So sehr ich nun aber Ihr Unternehmen mit Liebe anblicke, verehrtester Herr, bin ich doch zu offen, Ihnen die Schattenseiten zu verheimlichen, welche mir an demselben zu haften scheinen. Wollen Sie nämlich Ihrem Blatte Bühnennovitäten als Beilage geben, gerathen Sie leicht in Gefahr, daß die kleinen Bühnen, besonders Süddeutschlands, mit größerer Umgehung von Dichtern und Agenten als jemals, ihr Räuberhandwerk treiben. Das Blatt kann dadurch auch leicht in Konflikt mit den Agenten kommen und der fernere Verlag dieser Dramen wird ebenfalls benachtheiligt. Endlich, verehrter Herr, haben Sie sich mit dem Anerbieten, diese betreffenden Novitäten bühnengerecht zu machen oder machen zu lassen, unleugbar eine Dornenkrone auf's Haupt gesetzt. Sie, so gut wie ich, wissen gewiß, welch' eitles, oft borniert arrogantes Völkchen die dramat. Dichter sind, welch' kleiner Neid, wie Mißtrauen und falscher Stolz, ja, ein verblendender Eigensinn oft in ihnen wogen. Wenn ich vielleicht nicht der Schlimmste unter ihnen bin, kommt es daher, daß ich in herber Praxis mir lange schon die Hörner abgestoßen. Aber können Sie denn glauben, daß irgend ein Musenjünger so vernünftig sein wird, sich von erfahrener Hand Striche, Aenderungen u. s. w. in sein Götterwerk machen zu lassen? Ich kann so ziemlich das Gegentheil versichern. Es verkehrt manch' junges, sehr hübsches Talent in meinem Hause, ich gebe das Beste hin, was ich in mir an Erfahrung und Urtheil auftreiben kann, man hört andächtig zu, ist überzeugt, — thatsächlich zu folgen, fällt keinem ein. Eine hübsche Tirade zu Gunsten der Gesammtwirkung verlieren müssen, ist ihnen Todesnoth, jeder will eben die Wahrheit an seinem eigenen Leibe schmerzhaft empfinden! Autoren von Ruf, oder die ihn zu haben meinen, werden sich selbst für klug genug halten. Ich meinerseits bin indessen gern bereit, Ihren Rath in dramatischen Dingen anzunehmen, darf aber dreist behaupten, daß ich in dieser Hinsicht wenig Genossen haben werde. Glauben Sie nicht, daß ich darum von den andern Dramatikern gering denke, nein, das Gegentheil. Ich bin überzeugt, daß wir leicht eine Aera haben würden, wenn Jeder sich und seine Kraft nur recht erkennen möchte. Hierzu fehlt uns Allen aber eine, Wissenschaftlichkeit! — Jede Kunst hat ihre

Lehre, ihre spezielle, in sich abgeschlossene Wissenschaft, die dramatische Kunst — hat keine. Alles ist da nur stückweise, gleich Perlen, die auf keine Schnur gereiht sind, die Richtschnur fehlt. Die aber kann in Ihrer Weise eben Ihre „Deutsche Schaubühne" geben und dazu will ich helfen, so lange ich noch den Kiel zwischen den Fingern halten kann. Das Veröffentlichen eines Dramas vor der Aufführung endlich halte ich nie für gut; an dieser Veröffentlichung wird nur unbekannten Talenten etwas liegen, welche dadurch gekannt sein wollen. Hierzu allerdings ist das das beste Mittel, vorausgesetzt, der Autor läßt sich Striche gefallen. — Ach, ich möchte gern noch viel mehr sagen, aber mündlich geht das besser, weil man gleich des Andern Einwand dabei hat; auch könnten Sie denken, ich wolle einen kleinen Radamantus spielen. Rechnen Sie mein Geschwätz der Wärme für die Sache zu, welcher kein Pocken-herz heißer schlagen kann, als meines. Geben Sie selbst an, wie weit Sie diese Liebe benutzen wollen. Nehmen Sie sich auch vor Ausbeutung von gewisser Seite in Acht; ich warne Sie vor Dingelstedt. Wollen Sie mehr wissen, ich stehe mit Beweisen zu Gebote. Ihre Antwort erwartend bin ich Ihr treuergebener

A. Brachvogel, Ritterstr. 59.

Berlin, d. 27. Febr. 1860.

Werthgeschätzter Herr!

Daß ich Ihnen nicht eher schrieb, lag an der Aufführung meines „Usurpators", welche mich in die gewöhnliche nervöse Affektion und den Geschäftstaumel der Bühne warf. Sie kennen das so gut wie ich. Nunmehr aber sende ich Ihnen anbei meinen ersten Beitrag: „Was mangelt der dramatischen Kunst!" Was ich mir als Aufgabe in Ihrem Blatte gestellt habe, wird Ihnen mein erster Beitrag wohl schon einigermaßen sagen. Meine Sache hierbei soll es sein, alle Fragen zugleich mit Wärme und frei von gelehrtem Bombast zu behandeln, um sie auch anziehend und eindringlich zu machen, denn das Abstrakte allein hilft in unserer Kunst nichts. Daß ich auch, wo es sich thun läßt und von selbst giebt, Künstlernotizen, Biographien, theatralische Erlebnisse u. s. w. bringen werde, versteht sich von selbst.

In Hochachtung Ihr ergebener
A. Brachvogel.

Berlin, den 18. Mai 1860.

Mein geehrter Freund!

Eben im Begriff an Sie zu schreiben, empfange ich Ihr liebes Schreiben vom 16 h. Anbei sende ich Ihnen einen neuen dramaturgischen Aufsatz. Lesen Sie ihn mit recht viel Erwägung durch, ich glaube, er ist wichtig. Mit dieser Arbeit beginne ich in die dogmatische Sauwirthschaft unserer Kunst ein wenig Bresche zu schießen und sie sollen uns endlich schon achten lernen, lieber Wehl, oder es müßte mit dem Teufel zugehen. Ich bitte Sie also, überwachen Sie die Correktur dieses Aufsatzes recht; wo Ihnen zu viel Unterstreichungen (großgedruckte Worte) vorkommen, lassen Sie das weniger Wichtige weg, damit es nicht prätendirt und bringen Sie den Aufsatz in ein Heft, damit er nicht auseinandergerissen erscheint. Sollten auf diesen Aufsatz dramaturgische Anfechtungen kommen, müssen sie erwidert werden. Wo Sie sonst meines Rathes bedürfen können, bin ich natürlich bereit. Lassen Sie sich nicht von gewissen Leuten verstimmen! Mein Gott, weil das Hundevolk selbst nichts zu Wege bringt, meint es, kein Anderer dürfe bestehn. Das ist ja die alte Leier. Wir werden und müssen Einfluß bekommen, denn einmal ist in der gesammten Presse nichts Gescheutes der Art da, andererseits werden sich Ihnen die Besten zuwenden, wenn sie die Würde der Unternehmung dazu zwingt. Das zu ermöglichen, ist unsere Sache, alles Weitere ist dann bloße Lumperei.

Ein Autoren-Cartell!*) Hui, ein großer, schöner Gedanke! Gelingt Ihnen das, Freund, dann haben Sie einen deutschen Eichenkranz und eine Bürgerkrone dazu verdient! Wenn ich mir aber unsre „Couleur" ansehe, o mein Jesus! — Mehrere Male versuchte ich, ob nicht eine kleine Vereinigung möglich wär! Gott bewahre! Beim Schillerfest hat sich das Nähere recht schlagend gezeigt. Könnten diese Leute jemals hinter das Geheimniß der Bescheidenheit kommen, dann wäre unsrer Zeit wirklich gedient.

*) Es lag mir im Sinn, dem Bühnen-Cartell ein Cartell dramatischer Schriftsteller zur Seite zu stellen. Es sind dies die ersten Anregungen, die später zum Shakspeare-Verein in Dresden — nicht zu verwechseln mit der Shakspeare-Gesellschaft in Weimar — und der jetzt bestehenden deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Komponisten geführt haben. Diese Anfänge sind in unserer rasch lebenden, wenig Gedächtniß zeigenden Zeit bereits vergessen und mir nie gedankt worden.

Hätten ſie einen Begriff davon, daß Einer vom Andern, ſelbſt dem Geringſten, noch immer etwas zu lernen habe? — Ja dann! Hört man Zwei von ihnen mit einander reden, ſo ſchwirrt die Luft voll dümmſter Fanfaronaden. Einer hört gar nicht auf den Andern, ſondern wartet blos, ob er nicht bald zum Reden kommt, um auch ja zu zeigen, welches furchtbare Lumen er iſt. Wahre Gluth, Drangabe an die Sache, Herz? — Terra incognita, Utopien! — Vielleicht aber zwingen Sie's, indem Sie die Leute durch den Vortheil an einander binden, dabei findet ſich am eheſten der Korpsgeiſt. — Ich freue mich recht herzlich, Sie im Sommer zu ſehen. Sobald Sie den Termin Ihres Kommens beſtimmen können, benachrichtigen Sie mich ja, damit ich nicht etwa ausgeflogen bin. Es wäre nämlich möglich, daß ich die Hundstagsferien meiner kleinen Tochter benütze, dem ſtaubigen Berlin zu entrinnen.

Mit freundlichſtem Lebewohl Ihr

A. Brachvogel.

Berlin, den 17. März 1861.

Mein lieber Doktor!

Die große Schweigſamkeit, welche in Hamburg betreffs meiner Perſon eingetreten iſt, nöthigt mich doch, einmal anzufragen, ob ich denn vergeſſen, ganz und gar vergeſſen bin, oder was ich wohl von der „Schaubühne" halten ſoll? Wir ſind jetzt im März und noch habe ich das Februarheft nicht erhalten, noch iſt mein dramaturgiſcher Aufſatz, den ich bereits vorigen November eingeſendet, nicht abgedruckt worden. Daß ich mich von Anfang an am Wärmſten unter Allen vielleicht für die „Schaubühne" intereſſirt und treulich an ihrem Emporkommen geholfen habe, obwohl mich pekuniärer Vortheil gewiß hierbei nicht leiten konnte, wiſſen Sie wohl, lieber Freund, am beſten. Die Art, wie aber nun über dies, mein Intereſſe von Seiten der Redaktion hinweg gegangen wird, ja, die ganze Faſſung des Unternehmens ſelbſt, das ſogar politiſche Liebäugeleien treibt, hat mich, trotz beſtem Widerſtreben, ſehr abkühlen müſſen. Selbverſtändlich trenne ich die „Schaubühne", lieber Wehl, von Ihrer Perſon. Unſere perſönliche Berührung mit Ihnen, wie Ihrer liebenswerthen Frau wird für mich ſtets dieſelbe Stärke einer freundlichen und lieben Erinnerung behalten und dies bitte ich immer feſthalten zu wollen.

Betreffs der Angelegenheit der „Schaubühne" habe ich aber an Sie die Bitte auszusprechen, mir den unbenutzten dramaturgischen Aufsatz zurückzusenden, da ich ihn in anderer Weise verwerthen will. Ich scheide von der „Schaubühne" mit lebhaftem Bedauern, ja mit Trauer kann ich sagen, denn mir ist soviel wenigstens klar, daß das Blatt weder meine wie Ihre Hoffnungen erfüllen, noch so wohlthätig und in's Misère der Zeit heilbringend eingreifen wird, als es konnte und müßte. Vielleicht täuscht Sie eine ziemlich große Auflage, aber das beweist nur, daß die „Schaubühne" ein bloßes oberflächliches Unterhaltungsblatt geworden, wie wir deren bereits genug haben. Man fühlt endlich dem Blatte an, daß sich zwei entgegengesetzte, fast möchte ich sagen feindliche Kräfte, in ihm berühren, Verleger und Sie, Spekulation und Kunst, Nichtigkeit und redlicher Wille, buntes Allerlei und Streben nach Form und Ziel. Seien Sie mir nicht böse, daß ich offen bin; ich denke, das kann mir bei Ihnen nur Ehre bringen, kann Ihnen nur den Beweis geben, daß Sie mir persönlich, als Mensch wie Schriftsteller, lieb und werth sind. Mein Scheiden von der „Schaubühne" soll gewiß keines von Ihnen sein, und es wird mir viel Freude machen, recht oft mit Ihnen plaudern zu können. Vielleicht treffen wir literarisch wieder einmal zusammen, wo Sie freier und ich weniger getäuscht bin. Gott erhalte Sie und Ihre liebe Frau und gewähre uns einst wieder Ihren Anblick. Meine Frau empfiehlt sich gleichfalls. Ihr treuergebener A. Brachvogel.

Berlin, den 6. Oktober 1863.

Mein verehrter, werthgeschätzter Freund!

So eben ist der Historienmaler und Schriftsteller Herr Blanckarts bei mir gewesen, hat mir Ihre lieben Grüße gebracht und mit dem alten deutschen Styl zu reden: „mein Herze merklich vor Euch und unsre alte Freundschaft beweget." — So setze ich mich denn auch sogleich hin, um mit Ihnen pro primo auf's Reine zu kommen über die Frage: was uns so schnöde von einander gerissen hat, damit wir ganz geschwind dahinter kommen: was wohl das Geeignetste sei, uns wieder wie vordem, aber recht dauernd, zu verbinden. Sie haben zu Blanckarts geäußert, daß ich mich von Ihnen gewendet und zu Perels*) hielte. Dies, theuerster Freund,

*) Verleger der „Schaubühne"

iſt ein gröblicher Irrthum, aus dem ich Sie, um meiner eigenen Ehre bei Ihnen zu genügen, mit dem Freimuth reißen muß, der unter treuen, ſtrebenden Männern, zumal in unſrer elenden Zeit, das oberſte Geſetz ſein muß.

Was uns trennte, war grade Perels ſchmutziger Mißbrauch der „Schaubühne“ einerſeits, andererſeits, daß Sie — ſchwach genug waren, ſich von einem Klown wie Dingelſtedt, den ich ſtets bis in die letzte Herzensfaſer hinein verachtete, mißbrauchen zu laſſen. Wenn ich Sie recht kenne, theurer Wehl, haben Sie den einen edlen aber höchſt gefahrvollen Fehler, zu arglos liebenswürdig zu ſein und ſich vom rhetoriſchen Bombaſt literariſcher Kanaillen betrügen zu laſſen. Nehmen Sie alle meine Briefe durch, welche ich an Sie vor meinem Scheiden von der „Schaubühne“ ſchrieb, wie eindringlich ich bat, warnte, und — vielleicht Ihnen zu ſchroffe Bedingungen ſtellte, aber vergleichen Sie dieſelben mit meinem heutigen Schreiben und Sie werden finden, daß meine redliche An- und Abſicht ſich damals wie heute gleichgeblieben. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen erſt zu verſichern brauche, daß ich mit einem Perels in gar keiner Beziehung ſtehe. Seit er von Ihrer „Schaubühne“ abging, habe ich nicht eine Zeile mit ihm gewechſelt, ihn in den zwei Beſuchen, welche er bei mir erzwang, ſehr kühl behandelt, und keinen ſeiner Briefe und Empfehlungen aus Wien beachtet. Wenn das Verbindung heißt, ſo weiß ich nicht mehr, was Entbindung iſt. Was mich mit ſelbſtbewußter Ueberlegung und wahrhaftem Schmerz von Ihnen und der „Schaubühne“ ſcheiden ließ, auf die ich Hoffnung geſetzt habe, wie nur ein heißes, dem Idealen geneigtes Herz ſie hegen kann, will ich Ihnen mit rückſichtsloſer Offenheit ſagen, die Ihnen ein Beweis meiner perſönlichen, wahrhaften Zuneigung ſein ſoll. Perels hat die „Schaubühne“ in das niedrigſte und zugleich kurzſichtigſte Buchhändlerintereſſe aus der reinen, objektiven Sphäre, in welcher ſie begonnen, herabgezerrt und zu einer theatraliſchen Reklamen-Anſtalt, zu einem Renommée-Verſicherungs-Inſtitut des ſeichten Komödiantenthums gemacht und Sie, armer Freund, ſahen es nicht, oder glaubten die Gefahr ſolcher Manipulationen zu rechter Zeit beſeitigen zu können.

Ihre eigenthümliche Anſchauung von Dingelſtedt, dieſer literariſche Phryne, der in Weimar verachtet und gehaßt iſt, und ſeinen Bankerott beim Herzog nur noch mühſam mit der Schillerſtiftung

und dem hohlen Blechgerassel des Rosenkrieg-Dramen-Cyklus aufzuhalten sucht, hatte Sie in eine Allianz mit ihm verstrickt, in der Sie — ebenso wie Gutzkow jetzt, unterzugehen, Ihrer künstlerischen Freiheit sich zu entäußern drohten.*) Diese Allianz war für meinen Rücktritt entscheidend. Gott sei Dank, daß Sie zeitig genug sich salvirten, auf neutraleren Boden gingen, denn, glauben Sie mir, es giebt für ein edel Gemüth keinen Kompromiß mit der ausgesprochenen Erbärmlichkeit, ob sie sich auch in die Affenjacke der Impromtus und der Hofgelegenheitsdichterei hülle. So, theurer Wehl, liegen die Sachen und könnten Sie in meine Seele sehen, die in diesem Augenblick die Freudenfeier der Wiedereroberung Ihrer Person für mich feiert, ein Erinnerungsfest der kurzen frohen Stunden unseres Zusammenseins, so würden Sie erkennen, daß ich Sie sehr lieb und hoch halte, daß meine herbe Wahrheit aus der Sehnsucht fließt, in Ihnen einen Genossen im künstlerischen Ringkampf zu finden, der wahrlich in unsern Tagen ein Kampf auf Tod und Leben ist. Was nun meine künftige, erneute Wirksamkeit für die „Schaubühne" betrifft, so stelle ich Ihnen folgende einfache Bedingungen, ohne welche ich, bei meiner angreifenden Thätigkeit, billiger Weise nicht bestehen kann. Ich kann unter 1 Sgr. pro Zeile unmöglich schreiben; Sie wissen selbst, daß meine dramaturgischen Artikel ohne ziemliche Vorarbeiten nicht denkbar sind. Ferner möchte ich wohl die seit meinem Rücktritt erschienenen Hefte der „Schaubühne" haben, um über das bisher Gebrachte eine Uebersicht zu gewinnen. Endlich meine letzte Bedingung, vielleicht die schwerste, ist nur — ein frommer Wunsch. Glauben Sie stets an meinen eisernen, unverbrüchlichen Willen, das Höchste in der Kunst zu wollen und an meine Energie, es, soweit diese triste Zeit es zuläßt, so gut als sonst ein Lebender zu können. Aus diesem Drange fließen meine Rathschläge und glauben Sie mir, sie sind nicht schlecht. Gönnen Sie mir den Einfluß auf Sie, welcher nur der Sache zu Gute kommen soll, nachdem Sie Leuten Einfluß gegönnt, die Ihnen nur geschadet haben, um sich selber zu nützen. Falls Sie, bester Wehl, mit diesen meinen Bedingungen und Bitten

*) Dingelstedt hatte mich, wie er mir schrieb, auf Wunsch des Großherzogs nach Weimar eingeladen und aufgefordert, mit der „Schaubühne" dorthin überzusiedeln. Um vollständig unabhängig zu bleiben, gab ich schließlich dieser Aufforderung kein Gehör, so verführerisch sie Dingelstedt auch zu machen wußte.

einverstanden sind, so will ich meine Thätigkeit mit folgenden dramatischen Artikeln, unter denen Sie die Wahl haben, eröffnen: 1. Wozu soll der Zwischenvorhang? 2. In welchem Kostüm ist „Emilia Galotti", in welchem sind Schiller's „Räuber" zu geben. 3. Was heißt Mise en scene. 4. Ueber Charaktere und ihre Verwendung. — — Vor allen Dingen grüßen Sie mir Ihre liebenswürdige Frau, deren wir, ich und Gattin, uns mit wahrer Freude erinnern. Es giebt so wenig liebe Menschen in der Welt, daß die wenigen, die man selbst nur stundenweise besessen, uns immer gegenwärtig bleiben; zu denen gehören Sie aber und Ihre vortreffliche Frau. Also Gruß und Handschlag. Ihr alter

A. Prachvogel (Ritterstr. 45.)

Am 30. Nov. 78.

Ein Freund, der uns auf der Durchreise besuchte, erging sich in mancherlei Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Nizza. Unter anderen Erscheinungen der dortigen vornehmen Welt zu seiner Zeit erwähnte er auch einer Gräfin Colloredo, die, aus Polen gebürtig und ursprünglich Potocka heißend, durch Schönheit und Geist an vielen Höfen Europas eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Gealtert und in ihren äußeren Reizen bereits sehr verkürzt, zog sie noch immer durch ihre lebhafte Unterhaltungsgabe und ihre guten Einfälle ihre Bekannten an.

Vor einigen Jahren nach Deutschland gekommen und die berühmten Pferderennen in Baden-Baden besuchend, trat ein Herr in bürgerlicher Kleidung an ihren Wagen, reichte ihr die Hand und sprach sie vertraulich an. Sie beachtete ihn wenig, weil die wettlaufenden Thiere ihre besondere Theilnahme in Anspruch nahmen. Als er jedoch daran sich nicht weiter kehrte und fortfuhr gegen sie hinzusprechen, fragte sie ihn endlich ein wenig wegwerfend: „Wer sind Sie, mein Herr?" Und als der so Gefragte hierauf die Antwort schuldig blieb und immer weiter plauderte, frug sie noch einmal und mit nicht zu verkennender Geringschätzung: „Aber wer sind Sie, mein Herr?" „Prinz von Wales, der in Rom so glücklich war, Sie kennen zu lernen", sagte darauf kurz sich empfehlend der Herr.

Der alten Dame fuhr der Schreck, den englischen Thronfolger aus Unkenntniß so respektwidrig behandelt zu haben, so niederschmetternd

in die Glieder, daß sie ohnmächtig zurücksiel, nach Hause gefahren wurde und am anderen Tage eine Leiche war.

Ist dieser Tod nicht wie eine Illustration der unterthänigen Briefunterschrift: „In Ehrfurcht ersterbend?"

Am 18. Dez. 78.

Gestern habe ich die Nachricht von Gutzkow's am 16. erfolgten Tode erhalten. Sie hat mich tief und innerst erschüttert, weil ich aufrichtigen und wärmsten Antheil an ihm nahm und lange Zeit in engster Beziehung zu ihm stand.

Ich lernte Gutzkow kennen, als ich noch sehr jung war und eben angefangen hatte, literarisch thätig zu sein. Zur Einstudierung seines Trauerspiels „Richard Savage" nach Berlin gekommen, — es wird Anfang der vierziger Jahre gewesen sein — stellte mich ihm ein Oheim von mir, ein Reiter-Offizier und Stallmeister des Prinzen Karl von Preußen, ein großer Theaterliebhaber, eines Abends in den Gängen des Berliner Schauspielhauses vor.

Gutzkow, der in jeder Stadt, in der er lebte oder die er auf seinen Ausflügen und Reisen besuchte, die Zeitungen und schönwissenschaftlichen Blätter emsig einzusehen pflegte, hatte ohne Zweifel in einigen Wochenschriften ein paar kleine Gedichte und Aufsätze von mir zu Gesicht bekommen. Jedenfalls war ihm mein Name nicht ganz unbekannt.

„Feodor Wehl!" sagte er. „Ach, ich erinnere mich. Der junge Romantiker in Gubitz' „Gesellschafter" und im „Berliner Figaro". Es ist erfreulich, das Handwerk in so ansprechender Erscheinung begrüßen zu können."

Diese Anrede Gutzkow's verletzte mich und mußte mich verletzen, weil sie eine Stelle meines Wesens berührte, die in der That eine Schwäche war. Ich spielte damals den Schriftsteller nach Pariser Muster. Jules Janin und Alphonse Karr waren zu jener Zeit meine Vorbilder. Ich wollte in der guten und vornehmen Gesellschaft gelten, im Salon eine Rolle spielen. Daher legte ich nicht nur auf angenehmen und gefälligen Styl, sondern auch auf weltmännisches und möglichst geschmackvolles Aeußere besonderen Werth. Ich galt deswegen als Aristokrat und mußte mir gefallen lassen mich von solchen, die mich nicht näher kannten, als eine Art von literarischen Gecken behandelt zu sehen. Ernst Dronke, der sich in seinen „Armensünderstimmen" bemühte, Communismus und

Sozialismus in der deutschen Literatur in jener Periode zu Worte zu bringen, hat in einem seiner Bücher dieser Anschauung Ausdruck gebend, mich bald darnach als den Vertreter der „Literatur des Müssiggangs" hingestellt, eine Hinstellung, die nicht ganz ohne Begründung war und mich deswegen mit Beschämung und Schmerz erfüllte. Ich hatte schon damals ein durchaus ernstes Streben und die beste Absicht. Allein ich meinte der Sache der Literatur in den höheren Kreisen vorzugsweise nutzen zu müssen um sie zu Ansehn und Einfluß zu bringen. Dabei war ich jung und natürlich nicht frei von Eitelkeit. Edelmännisches Wesen und feiner Umgangston erschienen mir als wichtig anzuschlagende Eigenschaften und daß diese Gutzkow sogleich in seinen ersten Worten Anlaß zu einer, wie mich bedünken wollte, spitzigen Bemerkung gaben, berührte mich unangenehm. Doch nahm ich sie demüthig und bescheiden hin, denn uns jungen Schriftstellern jener Tage kam ein Literator von dem Rufe und der Bedeutung Gutzkow's, wie ein ehrfurchtgebietendes Oberhaupt vor, dem man sich unbedingt unterwerfen mußte.

Um diese Unterwerfung zu verstehen, hat man vor allen Dingen nöthig, sich die Zustände Deutschlands vor achtzehnhundert und achtundvierzig zu vergegenwärtigen. Die Politik war für uns Deutsche damals ein noch ziemlich unentdeckter Gegenstand. Varnhagen und Gentz erschienen als zwei ziemlich unverstandene Großmeister dieses Ordens und Heine und Börne als deren Jünger, die man zwar anstaunte, aber nur wenig begriff. Ludolf Wienbarg hatte in seinen „Aesthetischen Feldzügen" allerdings ihre Richtung eingeschlagen und neuerdings die Freiheit zum Ideal der Dichtung gemacht, eine Anschauung, der das ganze Junge Deutschland sich anschloß. Dieser Anschluß war indeß in der großen Masse der Leiewelt noch keineswegs zum Durchbruch gekommen. Das rein literarische Interesse wog noch vor und zwar in so Alles bezwingender Weise, daß in Berlin die belletristischen Blätter die vorwiegend gelesenen waren. In den Kaffeehäusern von Stehely, Spargnapani, Kranzler und Anderen fanden der „Telegraph" von Gutzkow, „Die Zeitung für die elegante Welt" von Laube, die „Europa" von Lewald einen so emsigen Leserkreis, daß sie, in mehreren Exemplaren aufliegend, doch Vormerkungen nöthig machten, um erlangt werden zu können. Stundenlang warteten die Geheimräthe, die Ministerialbeamten, die Kunstfreunde, die Journalisten,

der Studenten, bis die Reihe sie traf und das gewünschte Blatt ihnen zu Händen kam. Eine Buchbesprechung von Gutzkow, eine Reiseskizze von Laube, eine Schauspielbeurtheilung von Lewald wurden gierig verschlungen und nachher eifrig besprochen. Die Literatur war damals in Deutschland die Beschäftigung aller Welt und Deutschland dadurch in der That ein hauptsächlich literarisch gebildetes Land, Berlin der Sitz der Intelligenz. Wenn ein Mann wie Gutzkow, Laube oder Kühne darin erschien, so konnte es dem zufolge nicht ausbleiben, daß er die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und der Löwe des Tages wurde. Man feierte ihn und huldigte ihm von allen Seiten. Selbstverständlich ließ sich ein angehender Schriftsteller auch viel von ihm gefallen.

Gutzkow's Aeußerung verwundete mich also, aber sie hielt mich keineswegs ab, ihm am andern Tage meine Aufwartung zu machen.

Ich traf bei ihm einen Schauspieler Wolmany, der dem Rigaer Theater angehörig, auf der Berliner Hofbühne ein Gastspiel zum Zweck einer Anstellung gegeben hatte. Er war „ein guter Mann, aber schlechter Musikant" und darum in seinen Bemühungen ohne allen Erfolg geblieben. Mir durch seinen Besuch bekannt und wegen artigen Benehmens immerhin sympathisch, war ich doch kunsteinsichtig genug, ihn als Schauspieler nicht hoch zu stellen. Wie verwundert war ich nun zu sehen, daß Gutzkow ihn mit großer Auszeichnung behandelte und mich ganz unbeachtet ließ. Ich machte durchaus keinen Anspruch auf liebenswürdiges Entgegenkommen, aber diese rücksichtslose Aufnahme war doch so empfindlich und entmuthigend für mich, daß ich, nachdem ich eine Weile zugehört, wie Wolmany begeistert über Gutzkow's Drama gesprochen und Gutzkow ihm dieses warm ans Herz gelegt, mich kurz gefaßt erhob und Abschied nahm.

Ich glaubte für immer mit Gutzkow abgeschlossen zu haben, aber es kam anders. Einige Monate nach dem erzählten Vorgange erhielt der bereits erwähnte Oheim vom Prinzen Karl Befehl, einen Wagen aus England in Hamburg in Empfang zu nehmen und nach Berlin zu bringen. Es gab damals noch keine Eisenbahn zwischen diesen beiden Städten. Die Fahrt mußte also mit sogenannter Extrapost gemacht werden und da es meinem Oheim langweilig vorkommen mochte, allein zu reisen, lud er mich ein, ihn zu begleiten.

In vierunddreißig Stunden waren wir dort, für damals eine geſchwinde Unternehmung. In Streit's Hotel abgeſtiegen, erfolgte die Auslieferung des Wagens ohne Schwierigkeit und mein Oheim, ſich und mir überlaſſen, ſann auf Unterhaltung. Er wußte, daß Gutzkow in Hamburg lebte und da ihm meine weitere Begegnung mit dieſem in Berlin unbekannt geblieben war, hatte er kein Arg, mich zu einem Beſuche bei ihm aufzufordern. Ich ging nicht gern, aber da ich meine Niederlage nicht bekennen wollte, widerſprach ich nicht und folgte.

Gutzkow wohnte auf der Esplanade, von der Dammthorſtraße aus betreten, links, in einem der ſtattlichen Häuſer, die damals nach dem ſogenannten Stadtgraben ſahen, jetzt die Gartenanlagen am Eiſenbahngebäude vor ſich haben, in einem oberen Stockwerke, ſehr beſcheiden, aber durchaus anſtändig und anheimelnd eingerichtet.

Er begrüßte uns freundlich, fragte nach unſeren Abſichten in Hamburg, nach meinen Arbeiten und manchem Andern. Eine halbe Stunde war bald verplaudert und nachdem wir uns verabredet am Abend im Stadttheater zuſammenzutreffen, ſchieden wir.

Nach dem Theater lud mein Oheim Gutzkow ein, uns in's Hotel zu begleiten und hier wurden bei Auſtern und Champagner ein paar angeregte Stunden verbracht, die mich in eine Beziehung zu dem berühmten Autor ſetzten, welche bis an ſein Ende gedauert hat.

Ehrlich und offen, wie ich es immer geweſen bin, geſtand ich ihm ohne Umſtände, die mißlichen Eindrücke, die ſeine erſte Bekanntſchaft bei mir hinterlaſſen. Er lachte und entſchuldigte ſich.

„Wenn meine erſte Begrüßung Sie beleidigt hat", ſagte er, „ſo bedaure ich das und bekenne zugleich, daß, wenn ſie ein wenig ſatyriſch klang, dies daher kam, weil ich, der ich in meinem allzeit arbeitſamen Leben wenig Gelegenheit fand, mich geſellſchaftlich auszubilden, eine Art von Neid über Ihr gefälliges Auftreten empfand. So ein junger Menſch, dachte ich, hat von Natur, was du vielleicht durch alle Uebung nicht erreichſt. Das mag meinem Ton etwas Bitteres gegeben haben; beabſichtigt oder ſchlimm gemeint war er jedenfalls nicht. Was aber mein Verhalten gegen Wolmany betrifft, ſo müſſen Sie das auf Rechnung des beginnenden Dramatikers ſchreiben. Der Dramatiker wünſcht ſeine Stücke aufgeführt zu ſehen und erblickt in jedem Schauſpieler den Vermittler dazu. Jener Liebhaber von Riga verſprach, „Richard Savage"

an seinem Theater herauszubringen und wo möglich auch in Prag, wo er auf Anstellung zu spielen, ebenfalls eingeladen war und mehr Würdigung seiner Begabung als in Berlin erhoffen zu dürfen meinte. Was Wunder, daß diese Aussichten den Neuling im dramatischen Felde in Aufregung versetzten und die Rücksicht vergessen ließen, die er einem angehenden Fachgenossen zu erzeigen gehalten gewesen wäre."

Diese unumwundene Erklärung versöhnte mich und machte mich zum aufrichtigen Freunde Gutzkow's auf Lebenszeit. Ich blieb von da ab in brieflichem Verkehr mit ihm, der zeitweise ein sehr lebhafter und inniger wurde, besonders als ich in der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, nachdem er selbst als Dramaturg nach Dresden übergesiedelt war, in dauernder Weise nach Hamburg kam.

Gutzkow hatte von letzterem Orte aus, einige Jahre vorher Frau von Bacheracht, die unter dem Namen Therese schrieb, mir angelegentlichst empfohlen. Dieselbe war eine der liebenswürdigsten, schönsten und reizendsten Frauen, die ich jemals kennen gelernt habe. Eine Tochter des russischen Minister-Residenten in Hamburg, des Geheimrathes von Struve, eines Mannes von Bildung, Geist und feinster Lebensart, der in seinem Hause die beste Gesellschaft und die bedeutendsten Menschen sah, die dauernd oder vorübergehend in Hamburg sich aufhielten, hatte sie eine ausgezeichnete Erziehung genossen, und war durch den Umgang in diesem auserlesenen Kreise zu einer überall sieghaften Erscheinung geworden. Man darf sagen, sie war die Anmuth selbst.

Sie hatte den russischen Konsul, späteren Gesandten in Brüssel, Herrn von Bacheracht geheirathet und nach dem Verluste ihres einzigen Kindes zum Troste begonnen: sich literarisch zu beschäftigen. Dabei sich Rath und Auskunft erbittend, war sie mit Gutzkow bekannt geworden.

Als sie auf einem Ausfluge nach Wien und dem Süden von Europa Berlin berührte, überbrachte sie mir jene Zeilen von Gutzkow, worin er mich aufforderte, ihr Kavalierdienste zu leisten.

Ich habe es in hingebenster Art gethan. Ich führte sie bei der Gräfin Ahlefeldt, bei Varnhagen von Ense, bei Tieck, M. von Sternberg, bei Mundt's, Charlotte Birch-Pfeiffer und vielen anderen hervorragenden Persönlichkeiten ein, begleitete sie in die Museen, die Theater und kurz: ich that, was ihr erwünscht war

und Veranlassung gab, Berlin nach allen Richtungen hin kennen zu lernen.

Es war denn freilich auch eine Lust, ihr gefällig zu sein. Sie erschien immer angeregt, guter Laune und für alles Gute und Schöne empfänglich, dabei wohlwollend, gütig, von wahrhaft bezauberndem Wesen.

Sie war von mittlerer Größe, schlank und daher doch von einer anmuthigen Fülle. Nichts an ihr ließ etwas Eckiges oder Unebenes wahrnehmen. Ihr edles, ovales Gesicht hatte eine weiche, theerosenartige Farbe, helle, strahlende Augen, üppig wallendes, lichtbraunes Haar, einen feingeschnittenen Mund, eine liebliche Stirn, Hals, Büste, Hände, Füße konnte man für den Meißel bestimmt erklären.

Dazu kam ein sympathischer Ton der Stimme und eine Kunst der Rede, die wahrhaft hinreißend zu nennen waren. Wer sie sah und kennen lernte, war von ihr entzückt.

Auch mit ihr blieb ich von da ab in Beziehung, die eine geradezu freundschaftliche wurde, als ich später in Hamburg meinen dauernden Aufenthalt nahm.

Ehe das geschah, hatte ich eine geraume Zeit in Dresden und im nächsten Umgange mit Gutzkow zugebracht. Ich hatte dort auch seine erste Gattin, Amalie, kennen gelernt, eine Frau, vor der ich bald die höchste Achtung empfand.

Sie war eine hübsche, stattliche Frau von sehr ruhigem und ernsten Wesen, die Gutzkow vortrefflich zu behandeln und zu nehmen wußte. Leicht von Allem, was ihm in den Weg trat, erregt und heftig in seinen Empfindungen, durch beständige geistige Arbeit seelisch überreizt, sprang er rasch von einer Stimmung in die andere über. Eben noch lebhaft und unbefangen im munteren Gespräche tiefsinnige Gedanken um sich streuend, genügte der Umstand, daß die im Nebenzimmer spielenden Knaben, die für den Theaterbesuch geholten Sitzplatzkarten verkramt und man dieselben beim Weggehenwollen nicht finden konnte, ihn in eine äußerst verdrießliche Gemüthsverfassung zu versetzen. Er vermochte darüber in Hitze zu gerathen. Sie aber lächelte ihn gelassen an und sagte seinen Arm nehmend: „Komm nur, Karl. Man kennt uns ja im Theater und weiß an der Kasse, welche Plätze wir erhalten. Die Kinder werden die Billete inzwischen entdecken und uns dahin nachbringen."

Damit war die Sache glücklich beigelegt und Gutzkow auf dem Wege an ihrer Seite bald wieder in wechselvollem Gespräche.

Solcher kleinen Auftritte habe ich manche erlebt und immer den weiblichen Takt und die entschlossene Art bewundert, mit der die Frau sie zu beschränken oder ganz aus der Welt zu schaffen verstand.

Sie hat ohne Zweifel nicht immer gute Stunden neben Gutzkow gehabt. Gutzkow hat in seinem traulichen Schreiben an seine nächsten Freunde nach ihrem Tode dies selber deutlich genug zu verstehen gegeben. Daher kam wohl auch, daß über ihrem Naturell ein Hauch wie von Trauer lag. Mich rührte ihre Erscheinung, die etwas Schlichtes, Einfaches, Schmuckloses hatte, aber zugleich den Eindruck von Gediegenheit und echt fraulicher Würde machte.

Sie und Therese von Bacheracht bildeten geradezu Gegensätze. Amalie Gutzkow war die echt deutsche, verläßliche, bürgerliche Hausfrau; Therese von Bacheracht, die glänzende Weltdame. Gutzkow befand sich, von seinen Gefühlen her- und hingeworfen, zwischen ihnen. Er hat in seinen Schauspielen und Romanen solche Männer zu oft geschildert, um durch diese öftere Schilderung nicht zu verrathen, daß er selber ihnen zugehörig war. Seine Gattin und jene Weltdame mochten über eine solche Zugehörigkeit in keinem Zweifel sein. Ich glaubte wenigstens dergleichen aus dem Benehmen und Verhalten von Frau Amalie herauszulesen. Das der Frau von Bacheracht ließ mich nicht im Ungewissen.

Sie wußte, daß ich von Dresden kam und viel in Gutzkow's Hauslichkeit verkehrt hatte. Sie wünschte Näheres darüber zu erfahren. „Es ist ein leeres Gewäsch," sagte ich ihr, „wenn man Gutzkow gemüthlos erklärt. Ich habe ihn in seiner Familie gesehen, im Umgange mit seiner Frau und seinen Kindern, am traulichen Mittagstische. Ich hörte das Gebet seiner Knaben vor dem Essen, seine belehrenden Gespräche mit diesen, erfreute mich an seiner Theilnahme für Freunde und Genossen, an seinem biederen hausväterlichen Humore. Mir ist immer wohl bei ihm zu Muth gewesen."

Sie vernahm das Alles mit leuchtenden Augen. „Und seine Frau? Macht sie ihn glücklich?" forschte sie weiter.

„So weit Gutzkow in der Ehe glücklich gemacht werden kann, gewiß!" lautete meine Antwort. „Seine Gattin ist liebevoll, gescheut,

von wahrhaft einnehmenden Wesen ein vortreffliches Weib, ein Schatz für jeden rechtschaffenen Mann."

Sie sah mich einen Augenblick scharf und prüfend an, gab mir dann ihre schöne Hand und sprach: „Ich erkenne, daß Sie Gutzkow's Freund sind, seien Sie auch der meine, lieber Wehl!"

Ich habe dies Worte nie vergessen und sie stets in Ehren gehalten. Ich bin ihr denn auch ein aufrichtiger, treuer Freund bis an ihren frühen und unerwarteten Tod geblieben, immer bereit, ihren Freuden und Leiden ein theilnehmendes Ohr zu schenken und ihr offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen. Gelegenheit dazu ergab sich genug.

Wie Vieles habe ich mit ihr durchlebt! So oft sie einen Brief von Gutzkow erhielt, ward ich zu ihr beschieden, um zu erfahren, was er thue, treibe, wünsche; so oft mir einer von ihm zukam, mußte ich daraus vorlesen oder mittheilen. Alles, was ihn betraf, erweckte ihre höchste Theilnahme. Ich mußte ihr erzählen, was in den Blättern über ihn, über seine Bücher, seine Stücke geschrieben wurde. Jedes Lob machte ihr Freude, jeder Tadel entsetzte sie. Sie hatte gern alle Welt mit der Bewunderung für ihn erfüllt, die sie für ihn hegte. Sie erblickte in ihm den ersten Schriftsteller Deutschlands und ging völlig in seinen Werken auf. Jedes Wort darin war ihr von Bedeutung und werthvoll. Sie las sie mit Augen der Liebe. Es war mir immer ein Genuß, sie dieselben vortragen zu hören. Sie trug sie mit Geist und Verständniß und mit wohlklingender, zum Herzen sprechender Stimme vor. Las ich sie ihr vor, so lauschte sie achtsam und hingebend. Keine Sylbe entfiel ihr. Sie ging ganz darin auf. Dabei war ihr Urtheil stets fein und innig beobachtend und ihr Ausspruch desselben, wenn auch immer anerkennend, doch keineswegs unselbständig. War mancher kleine und doch bedeutsame Zug ward von ihr den Arbeiten Gutzkow's einverleibt.

Wie sehr sie sich jede Forderung derselben angelegen ließ, mögen von vielen Blättchen, mit denen sie mich bedachte, die nachstehenden zwei beweisen. Einmal meldet sie:

G. schreibt mir zwar, daß er die zwei letzten Akte des „Wullenweber" umarbeitet, aber die drei ersten können wir doch lesen. Möchten Sie um 7 Uhr kommen?

Herzlichen guten Morgen

Ein ander Mal:

Lieber Wehl, wenn Sie zurück von Ihrer Reise sind, so wünsche ich Ihnen hiermit ein herzliches Neujahr, recht viel Gutes und Freudiges, das man in dieser traurigen Welt brauchen kann. Sie werden erfahren haben, daß der „Wullenweber" am Sonnabend gegeben wurde. Die Darstellung konnte man im Ganzen gut nennen, allein die zwei Damen Huber und Bost störten mich gewaltig. Da ich leider heute nicht in's Theater gehen kann, so thäten Sie mir einen großen Gefallen, nach ihm einen Augenblick bei mir vorzusprechen, um mir zu sagen, wie die Vorstellung ausgefallen.

Einen schönen guten Morgen.

Alles, was er Neues schuf, fand zunächst den Weg zu ihr und da er ziemlich undeutlich zu schreiben pflegte, hat sie das Meiste davon sich nicht nehmen lassen zu kopieren. Sie schrieb fein schön, klar und leserlich. Es gab Wochen, in denen sie die Feder für ihn fast nicht aus den Händen ließ. Sie konnte stundenlang an ihrem Schreibtische sitzen und ich habe es erlebt, daß sie ruhig schrieb, bis sie, einer Einladung oder sonstigen gesellschaftlichen Verpflichtung folgend, sich, von ihrem Kammermädchen gedrängt, ankleiden lassen mußte. Oft noch, spät nach Hause kommend, abgespannt und ermüdet, ging sie, kaum in ihr Hauskleid geschlüpft, sogleich wieder ans Werk. Viele Theaterbücher hat sie nach seinen späteren Umänderungen eingerichtet. So traf ich hier am Stuttgarter Hoftheater ein Soufflierbuch des „Uriel Acosta", in dem ich auf den ersten Blick ihre gefälligen, klaren Federzüge erkannte.

Da standen sie wie Hieroglyphen des Glücks, leicht gezogen, anmuthig geschwungen, reizend wie die Hand, die sie auf das Papier geworfen. Regisseur, Szenerie-Inspektor, Darsteller hatten sie gesehen und gelesen und dabei nichts gedacht und empfunden. Mich berührten sie wie ein Gruß aus einer andern Welt und ich mußte mich niederbeugen und sie küssen. Wie Schiller's Luise in „Kabale und Liebe" fühlte ich mich gedrungen zu seufzen: „Die Buchstaben liegen wie kalte Leichname da und leben nur Augen der Liebe." Meinen Augen lebten sie und in ihnen eine ganze Welt von Gedanken, Empfindungen und Träumen im sanften Rosenschimmer der Erinnerung.

Mit einem Schlage that sich die ganze Vergangenheit vor mir auf.

Thereſe hatte ſich endlich in die Umſtände gefunden, ſie war es zufrieden, Gutzkow als Gatten einer Andern zu denken und ſeine Freundin zu ſein. Da auf einmal raffte ein jäher und unerwarteter Tod Amalie Gutzkow in den furchtbaren Märztagen von 1848 in Berlin dahin.

Gutzkow war auf's Tiefſte erſchüttert, von angeſtrengter Arbeit erſchöpft, von dem Sturm der Zeit überwältigt, ſank er in ſich zuſammen und mußte Troſt und Erholung in dem Badeorte Warmbrunn und auf Reiſen ſuchen.

Spät und wenig aufgerichtet, kehrte er ſchließlich nach Dresden zurück.

Thereſe hatte ſchwer mit ihm gelitten, aber zugleich wohl auch ſich allerlei Hoffnungen hingegeben. Sie wollte zu ihm, ihn aufrichten, zerſtreuen, pflegen. In ihrem Umgang, meinte ſie, ihm Geneſung verheißen zu können. Sie ſprach mir von ihren Plänen. Ich rieth ihr von der Ausführung ab. Ein paar Zeilen, die ich von Gutzkow erhalten, erſchienen mir in Hinſicht auf ſie nur kühl. Sie achtete meines Rathes aber nicht und ging mit ihrer Freundin, Fanny Lewald, bald darnach nach Dresden. Hier entſchied ſich binnen kurzem Alles.

Gutzkow, durch ihren Beſuch in Verlegenheit gebracht, bei tauſend Gelegenheit erkennend, daß die gehätſchelte, von Glück verwöhnte, vornehme und für eine neue Lebensart nicht mehr geeignete Frau nicht an die Seite eines, ſein tägliches Brot muhſam verdienenden deutſchen Schriftſtellers gehöre, zog ſich erſt beſtürzt und ängſtlich, endlich aber, gedrängt ſich zu erklären, verſtimmt und mißmuthig ganz vor ihr zurück. So kam es zum Bruch.

Ich war ungefähr zur ſelben Zeit, da ſie nach Dresden ging, nach Berlin zurückgekehrt. Weder von Gutzkow noch von Thereſe erhielt ich Nachricht. Aber auch ohne Benachrichtigung wußte ich Alles und war daher keineswegs erſtaunt, als ich durch Freunde erfuhr: Thereſe ſei von Dresden zurückgekehrt, von Herrn von Bacheracht geſchieden und im Begriffe einen wetläufigen Verwandten, Baron von Lützow, Oberſt in königlich Niederländiſchen Dienſten in Batavia, zu heirathen.

Ich hatte Herrn von Lützow öfter im Hauſe des Herrn von Bacheracht getroffen und dort mit ihm zuſammen geſpeiſt. Er gab eine ſtattliche, männliche Erſcheinung ab und wußte des Intereſſanten

viel zu erzählen. Er kannte die Menschen, das Leben, die Welt von allen Seiten. Therese hatte mir selbst früher einmal vertraut, daß eine romantische Jugendliebe Beide innig verbunden; aber weil Baron von Lützow damals ohne Vermögen und Stellung gewesen, hätte eine Verbindung nicht stattfinden können. So sei er in fremde Dienste und in einen fernen Erdtheil gegangen, jetzt jedoch vermögend und als Gouverneur von Batavia auf längeren Besuch in die Heimath zurückgekommen.

Als ich mich nach etwa einem Jahre wieder in Hamburg befand, sah ich eines schönen Tages zum Dammthor herein eine dicht verschleierte Dame mir entgegenfahren. Als sie meiner ansichtig wurde, bemerkte ich eine lebhafte Bewegung und endlich ein anmuthiges Grüßen mit der Hand. Ich erkannte sogleich, daß es Therese war, denn nur sie besaß diese reizende Art, sich im Sitzen zu verbeugen, den Kopf zu neigen und den Arm auszustrecken.

Ich blieb wie gefesselt stehen und blickte dem dahinrollenden Wagen nach. Niemand hatte mir gesagt, daß Therese in Hamburg sei. Nun war sie an mir vorübergeflogen, geheimnißvoll, unkenntlich gemacht, räthselhaft verhüllt.

Ich zerbrach mir den Kopf, was das zu bedeuten haben könne. Einige Stunden darauf erhielt ich folgende Zeilen:

„Ich wußte nicht, lieber Wehl, daß Sie wieder in Hamburg wären. Kommen Sie nach dem Hotel, dessen Namen auf diesem Blatte steht und nach dem Zimmer von Fanny (Lewald). Es verlangt mich sehr, Sie zu sprechen. Herzlichst T."

Ich ging natürlich sogleich und fand Therese bei ihrer Freundin und mit dieser zusammen. Es war ein gedrücktes, peinliches Wiedersehen. Therese begrüßte mich freundlich und liebenswürdig wie sonst, theilte mir mit, daß sie Hamburg auf immer verlassen habe und nur auf kurze Zeit noch darin weile, um einige Angelegenheiten zu ordnen. Diese Mittheilungen kamen hastig und überstürzt; dann schwieg sie beklommen, während Fanny Lewald das Wort ergriff. Ich betrachtete währenddessen ihre Freundin und bemerkte, daß sie erhitzt und verweint aussah. Gutzkow's Name wurde mit keiner Silbe genannt.

Das Alles bekümmerte und erschreckte mich. Ich fühlte instinktmäßig, daß etwas Besonderes vorging, und weil mir die Ungewißheit unerträglich und für unsere treue Freundschaft einigermaßen

beleidigend vorkam, platzte ich endlich mit der Frage heraus: „Was haben Sie vor, gnädige Frau? Was bewegt Sie?“

Thereſe ſprang auf; ein Thränenſtrom entrollte ihren Augen, und mit einem Blick auf Fanny Lewald, die ſich gleichfalls erhoben und ſie an ſich gedrückt hatte, ſtöhnte ſie ſchmerzlich: „Das kann ich Ihnen nicht ſagen, das müſſen Sie errathen.“

Dieſer Ausſpruch verletzte mich. Ich verbeugte mich ſtumm und ſchritt der Thüre zu. Mir nacheilend erreichte ſie mich an der Schwelle, ergriff meine Hand und ſagte: „Bleiben Sie mein Freund, und n[illegible] Sie können, auch meiner. Sie, der Sie mich, der Sie Gutzkow kennen, werden Alles, wie es gekommen iſt, begreifen und verſtehen. Leben Sie wohl!“

Ich ging mit einem Wehgefühl, das ich nicht beſchreiben kann, raſch von dannen. Wenige Stunden darnach empfing ich nachſtehenden Brief:

„Guter Wehl! Sie liefen ſo ſchnell fort, daß ich nicht einmal fragen konnte, weswegen Sie ſo und nicht herzlicher gingen. Nun ſind Sie fort und ich werde es ſo bald ſein, daß ich Sie nicht ſelbſt um Vergebung bitten kann, wenn ich Ihnen mit dem „das kann ich Ihnen nicht ſagen, das müſſen Sie errathen“ wehe that. Denn — meine Abreiſe iſt näher, als die aufhorchenden Freunde denken, und eben deswegen gab ich die wunderliche Antwort. . . Aber nicht wahr, Sie ſind der nun bald Unerreichbaren nicht böſe, weil man den Sterbenden nicht zürnt und ich wirklich für lange Zeit ſterbe. Möge der Himmel Ihnen Freude geben, guter Wehl, und nur die — Sie ein Mal wiederziehen. T.

In Fannys Zimmer, am 21. Auguſt 1849.“

Von ihrer Hand adreſſirt ging nur vier Tage ſpäter von Schwerin her die goldgeränderte Druckſchrift zu:

„Ihre heute auf Großen-Brütz bei Schwerin vollzogene eheliche Verbindung beehren ſich bei ihrer Abreiſe nach Batavia ihren Freunden anzuzeigen

Heinrich Baron von Lützow, Obriſt in königl. niederländiſchen Dienſten,
Thereſe Baronin von Lützow, geborene von Struve.

Großen Brütz, 24. Auguſt 1849.

Aus Surabaya ſchrieb ſie mir 1851 und 1852 gute, zufriedene Briefe. In einem derſelben heißt es unter Anderem: „Die Ritter

vom Geiste" hat mir der Herzog Bernhard von Sachsen zum Lesen geschickt. Ich habe sie gleich angefangen und sie haben mir zu denken gegeben. Es ist viel Schönes, viel Gutes darin. Ohne großes Talent läßt sich Dergleichen nicht schreiben. Die Auffassung unserer Zeit muß Gutzkow Freunde erwerben. Was Sie mir über seine häuslichen Angelegenheiten schreiben, freut mich mehr, als ich sagen kann. Niemand kann ihm mehr Glück als ich wünschen und wo das Glück nicht zureicht, da soll wenigstens Frieden sein. Frieden und Glück sind die Höhepunkte unserer Existenz und daß ich die habe, sie im Anblick eines treuen, edlen Mannes und blühender Kinder genieße, das ist ein Segen, den ich nach den vergangenen Schmerzen nie hoch genug anschlagen kann."

Mit diesem Gefühl des Friedens und Glückes ist sie am 16. September 1852 auf dem Schiffe, das sie mit den Ihren nach Europa zurückführen sollte, unerwartet und plötzlich verschieden. Heimkehrend, ist sie heimgegangen. Ein freundliches Geschick ersparte ihr, Zeuge des Trauerspiels zu werden, das im Leben Gutzkow's sich noch ereignen sollte. Ihm ward Frieden und Glück nur auf Augenblicke gegönnt. Sein Weg war vorwiegend ein Dornenpfad. Ich habe viel mit ihm und um ihn gelitten. Schildern läßt sich dies nur dürftig.

Nach dem Tode seiner ersten Frau und der Entzweiung mit Thereſe war zwischen uns keine eigentliche Entfremdung, aber doch ein Moment der Erkühlung eingetreten. Er selber hatte mich zum Vertrauten Thereſens gemacht und diese von ihm veranlaßte Vertrautenstellung beläſtigte ihn nun. Düster sehend und mißtrauisch, wie er war, mochte er sich seltsame Vorstellungen von den Mittheilungen, die mir Thereſe über ihre Dresdener Erlebnisse gethan, in seiner Seele ausbrüten. Was er mir über diese ganze Begebenheit schrieb und was ich hier glaube unbeanstandet zur besseren Erkenntniß der Vorgänge niederlegen zu sollen, ist sehr eigenthümlich, oft hart und schroff, aber in seiner Lage wohl entschuld- und erklärbar. In einem Briefe vom 29. Januar 1849 läßt er sich aus wie folgt:

Sie erwähnen das Verhältniß zu Thereſen. Schrieb ich Ihnen nicht schon früher, daß das das Ende eines großen, vielbändigen Romans ist. Ich fühlte eine Art von sittlicher Nothwendigkeit, nach dem Tode meiner Frau Thereſen nicht mehr zu gehören, als schon

seit drei Jahren früher. Sie hatte zuviel, zuviel gethan, mir das schmerzliche Gefühl, zwischen zwei mich liebenden Wesen zu stehen, zur Hölle zu machen.

Mir lag das Glück der Verbindung mit Thereſen nur in der Verſchwiegenheit, ſie wollte ſie öffentlich. Darin lag der tiefe Conflict zwiſchen uns Beiden ſchon ſeit Jahren. Was ich mir, meiner Frau, meinen Kindern ſchuldig war, wurde immer von ihr als Null geachtet. Das Geheimniß hätte mich feſſeln können, die Publizität erkaltete mich. Als meine arme Frau ſo jammervoll ſtarb, entſtand in Thereſen erſt der Gedanke des nun endlich ſichern Alleinbeſitzens, bald aber die Furcht, eine jüngere Erſcheinung würde mich feſſeln, ich würde mich zum zweiten Male verheirathen. Sie war hier, um über unſere Zukunft beſtimmte Erklärungen zu verlangen, ſie ſprach von einer Trennung von Bachenacht, von einer Hochzeit mit mir — Alles das überſtürzte ſich, war mir unheimlich, und ich lehnte alle dieſe Auswege ab.

So haben wir uns getrennt. Glauben Sie mir, lieber Freund, mein Herz iſt oft voll Verzweiflung, immer voll Wehmuth. Die Thränen, die ich oft im Stillen weine, verſteht wohl nie ein Herz, wenige werden daran glauben, daß ich eine düſtere, ſchwermuthvolle Innerlichkeit habe. Wie ſtets ich einſam! Und doch kann ich mir in Nichts, was mich ſoweit führte, Unrecht geben. Wonach ich rang ſtrebte, war die Wahrheit! Daß ich mit Thereſen brach, war eine Wahrheit.

Mit den warmſten Wünſchen für Ihr Wohl und wie immer treu und aufrichtig Ihr Gutzkow.

Ich habe ihm darauf einfach meine letzte Begegnung mit Thereſe mitgetheilt und ihr Benehmen als rechtſchaffner Freund vertheidigt. Sie befand ſich in ſchwierigen Verhältniſſen und der Einer theilnehmender Umgebung verſchlimmerte ſie, indem er ſie mit einem Schlage zu heben ſuchte. Beide Parteien waren in gereiztem und verletzbarem Zuſtande. Jede Berührung mußte ſie ſchmerzen. Der gute Genius der Menſchen, die Zeit, wenn man ſie ihnen gelaſſen, würde ſie zwar freilich kaum wohl vereinigt, aber ſicherlich beruhigt und verſöhnt haben auseinander gehen laſſen. In vieler Beziehung ergänzten ſie ſich: wie Gutzkow in ſeiner Stimmung finſter, ſcheu, ablehnend war, war Thereſe erheiternd, entgegenkommend und anziehend; wo er ſchneidend und verwundend, war ſie vermittelnd

und mildernd, wie er geistig hochbedeutend und einsamer Denker war, war sie liebenswürdig und gesellig. Aber doch schied sie etwas von einander. Wie nenne ich es? Ihre Lebensgewohnheiten, ihre Vergangenheit. Er kam aus dem Volke, sie aus der Aristokratie. Sie hatte ihr Schicksal weich gebettet, ihn das seinige äußerst hart. Er bedurfte nicht blos hingebender, schönthuender Liebe, er bedurfte unermüdlicher Pflege, ausdauernder Aufopferung, eines selbstlosen Aufgehens in sein Naturell und Temperament. Konnte Therese ihm das Alles bieten? Ich glaube nicht. Dazu reichten auf die Länge ihre Eigenschaften und Fähigkeiten nicht aus. Sie wäre entschieden bald erlahmt und an seiner Seite zusammengebrochen.

Das ahnte er und das fühlte sie, und aus dieser Ahnung und diesem Gefühl heraus entspann sich das Fatum ihres Seelenbundes, der auseinander splitterte und zerfiel, als ihn geschäftige Hände enger zu schließen und in den Augen der Welt zu besiegeln beflissen waren. Getreu ihrem beiderseitigen innersten Wesen vollzog sich dieser Zerfall und diese Auseinandersplitterung bei ihr sanft und wehmüthig, man darf sagen, im harmonischen Sylbenmaß einer Elegie, bei ihm schrill und mißtönend mit dramatischer Schürzung. Sie litt dabei vielleicht mehr, aber ihr Leid verwand sich; er ward augenblicklich wahrscheinlich nicht so tief davon betroffen, allein es blieb ein Widerhaken in seinem Herzen, der bohrend darin riß und wühlte, und mit vielem Anderen, das über ihn kam, ihn seelisch verwüstete.

Wie wunderbar es in seinem Herzen über Therese später aussah, belegt ein Brief, den er mir nach ihrem Tode schrieb und worin es heißt:

Lieber Freund!

Ich kann und mag über Thereesens Tod nichts schreiben. Daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilt, scheint gewiß zu sein. Jener Dr. Bürger kann doch unmöglich eine Fiktion sein. Brockhaus hat mit ihm literarische Verbindung.

Für mich lebte sie seit drei Jahren nicht mehr. Sie war exzentrisch in Liebe und Haß. Ich glaube, daß sie mich seit diesen drei Jahren gehaßt hat, trotzdem, daß sie, wie ich höre, nach Dresden ziehen wollte. Was ich über ihr Leben und ihren Tod empfinde, wird einmal gesagt werden, wenn meine Lebensparze mir den Faden nicht zu früh abschneidet. Einiges, was Sie zu einem Nekrolog brauchen dürften, finden Sie in Th. Hell's „Penelope" auf 1847.

Jede Leihbibliothek in Hamburg wird diesen Almanach haben. Man schreibe auf ihr Grab: Denen, die sie liebte, war sie die Liebe!

Gehe es Ihnen wohl! Herzlichst Ihr Gutzkow.

Gutzkow war so glücklich, eine zweite Frau, eine Verwandte seiner ersten, zu finden. Sie war jung, voll Anmuth und Reiz, eine frische, lebensmuthige Erscheinung, die mit einem unbefangenen, fast kindlichem Sinne ein traulich umsichtiges und entschlossenes Wesen verband. Sie hat sich bald in ihre schwierige Aufgabe gefunden, und Gutzkow's Lebensabend so glücklich wie möglich gestaltet. Aber um ihr zu dieser Möglichkeit Gelegenheit und Mittel zu schaffen, mußte er angestrengt und sauer arbeiten. Eine Erleichterung in dieser Arbeit zu erhalten, hatte er eine Stelle als General-Sekretär bei der Schillerstiftung angenommen, mit der er 1861 nach dem zum Vorort derselben bestimmten Weimar übersiedelte.

Hier war Franz Dingelstedt als Intendant des dortigen Hoftheaters und als Günstling des regierenden Großherzogs ein nach vielen Richtungen hin maßgebender Mann. Dingelstedt, ein geistreicher und witziger Kopf, der, je nachdem es ihm passen konnte, den Demagogen oder den Hofmann spielte, hatte sich auch im Schillerstiftungsvorstande eine einflußreiche und gebietende Stellung zu verschaffen gewußt, derart, daß er die Mehrzahl von dessen Mitgliedern so zu sagen nach seiner Pfeife tanzen ließ. Auch Gutzkow sollte das thun. Es ärgerte Dingelstedt, der sich gern als Machthaber fühlte und aufführte, den berühmteren Kollegen in Abhängigkeit gebracht zu sehen. Wenn Gutzkow in den Vorstandssitzungen ihm widersprach und Einwendungen gegen seine Vorschläge erhob, wußte der zungengewandte und jederzeit schlagfertige Dingelstedt dem widerhaarigen, empfindlichen und leichtgereizten, im Solde der Stiftung stehenden Generalsekretär seine untergeordnete Stellung mit vornehmer Gönnermiene merkbar zu machen.

Gutzkow empörte eine solche Demüthigung. Unwillkürlich verglich er sich mit Dingelstedt. Dieser ehemalige Kasseler Schullehrer hatte als Demagoge und Umsturzpoet begonnen, dann eine reiche Sängerin geheirathet und endlich durch vornehme Schützer das Amt eines Hoftheater-Intendanten erlangt. Er ließ sich gern Baron nennen, spielte den Kavalier und war mit Orden und Würden bedeckt. Und wofür? Für einen Band bei Cotta erschienener Gedichte, einige artige Novellen und Reiseskizzen und ein Trauerspiel. Und was hatte

Gutzkow dagegen geleistet? Er hatte auf allen Feldern der Literatur gewirkt und eine Reihe von Werken geschaffen, in denen der Geist seines Jahrhunderts seine weitgreifenden Kreise zog. Er war das Haupt und der Führer des Jungen Deutschlands gewesen, der Winkelried der Presse, der mit dem Herzblute seiner Ueberzeugung die Gasse der modernen Freiheit getränkt hatte. Ihm war nie die Gunst der Großen und Mächtigen geworden, keine hohe Stellung, kein einträglicher Gehalt, kaum irgend eine bescheidene Auszeichnung. Er mußte tagelöhnern und frohnen um das tägliche Brot, und dies armselige tägliche Brot noch durch kritische Anfechtungen und Klopffechtereien, durch Klikenfeindschaft und niedrige Schmähsucht sich begeifern und vergiften lassen. Dazu kam die geistige Ausmergelung durch Ueberanstrengung und ein von Hause aus zur Schwermuth neigendes Gemüth, belastet von Sorgen, Mißtrauen und eigenen Verschuldungen — kein Wunder, daß er unter solchen Umständen, im Tiefsten verletzt und verödet, 1864 dem Verfolgungswahn anheim fiel, von Stadt zu Stadt umher irrend, in Friedberg sich den Tod zu geben versuchte.

Ich habe in jenen Tagen Entsetzliches erduldet. Der literarische Verein in Dresden hatte sein Mitglied, den Rechtsanwalt Edmund Judeich, einen vertrauten Freund aus Gutzkow's Umgang in Dresden, nach Friedberg abgeschickt. Er war auch mir ein werther Freund und berichtete mir umständlich über des Kranken Zustand. Die Schilderung war nahezu herzbrechend. Gutzkow selbst fürchtete in geistige Umnachtung zu versinken. „Ich fange ja schon an, so stark zu essen, wie Lenau!" rief er einmal, durch seine Eßlust erschreckt.

In jedem Winkel sah er Spione, Verfolger und Angreifer. In seinem Bett fand man sorgfältig eine Gabel versteckt und aus Handtüchern gedrehte Stricke. „Es ist nur für den Nothfall, wenn man mir gar keine Ruhe giebt", sagte er mit listigem Lächeln, als man diese Dinge entfernte.

Es hat lange gedauert bis er genas. Erst 1866 kehrte er zu seiner Familie zurück, ein Adler mit gebrochenen Schwingen. Er hat noch gedichtet, noch Dramen, Romane und andere Werke verfaßt, aber sie trugen nicht mehr den vollen, unverwischten Stempel seines Geistes. Alles, was er bot, war angekränkelt, unklar in den Zügen, mehr oder weniger aus den Fugen gebracht. Seine Schrift:

„Dionysius Longinus oder: Ueber den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur“ ist der Wehegeschrei eines rasenden Aias der Literatur, eines Dichters, der, in tiefster Seele verwundet, seinen Schmerz in alle vier Winde austoben läßt. Dieser Schmerz kennt keine Rücksicht, keine Schonung. Er ist wie das Geheul eines sich verblutenden Kämpfers, der am ganzen Leibe geschunden, zerstochen, zerfleischt, sterbend seine Verwünschungen über die Häupter seiner höhnenden Feinde hinweg schleudert. Es liegt eine elementare Wuth in diesem Buche, eine Wuth, die den ruhigen Leser mit Grausen und Schrecken erfüllen muß, weil sie etwas vom Berserker hat. Sie deckt Schäden in unserer Schriftwelt auf, die übertrieben und aufgebauscht hingestellt, dennoch manches Wahre und Zutreffende enthalten und uns einen Abgrund erkennen lassen, vor dem wir zurückbeben müssen. Hebbel und seine Verehrer, welche die geschworenen Gegner von Gutzkow sind und ihn mit Ruthen gezüchtigt haben, werden mit Skorpionen gegeißelt. Gutzkow schildert ihre Verlogenheit, ihre Unsittlichkeit, ihren ästhetischen Schwulst und schont dabei weder den Cotta'schen Verlag noch Schiller, Goethe oder Shakespeare. Alles muß bei ihm über die Klinge springen, darunter auch die Juden und die ganze österreichische Presse.

„Dionysius Longinus“ ist ein in der That furchtbares Buch und wenn es in unseren Zeitungen und Tagesblättern beinahe todtgeschwiegen worden ist, geschah es, weil man von ihm geradezu verblüfft war und jedermann fühlte, daß nur ein zum Tode Getroffener es abgefaßt haben konnte.

Und so war es in der That; als ich Gutzkow zum letzten Male in Stuttgart kurz vor seinem Hinscheiden sah, machte seine Erscheinung einen tief ergreifenden Eindruck auf mich.

Von einer Ferienreise zurückgekehrt, hörte ich: Gutzkow sei in unserer Wohnung gewesen und habe nach uns gefragt. Ich schickte sogleich ins Hôtel und vernahm: er befinde sich nicht mehr dort.

Wir bedauerten es schmerzlich.

Am Nachmittage auf einem Spaziergange mit meiner Gattin nach den Schloßanlagen sah ich in der Parkstraße in der Ferne jemand auf uns zukommen, in dem ich auf den ersten Blick Gutzkow erkannte. Wir warteten, bis er uns nahe trat und da ich wußte, wie kurzsichtig er war, rief ich ihn mit seinem Namen an.

Er stand und spähte nach seinem Rufer aus.

„Wohl und seine Mathilde!“ sagte er, als er uns erkannt hatte mit freundlichem Tone. „Es ist mir lieb, daß ich Sie noch treffe; ich will in diesen Tagen, morgen oder übermorgen wieder fort.“

Ich erzählte, daß ich nach ihm geforscht.

„Ich wohne mit meiner jüngsten Tochter bei meinem Sohne Emil. Im Hôtel hielt ich's nicht aus. Die Wirthshausbetten sind Marterbänke für mich. Ich kann keine Ruhe, keinen Schlaf darin finden. Ach, wo finde ich die überhaupt!“

Ich schaute ihn betroffen an. Sein blondes Haar war dünn und ergraut, sein Auge noch zusammengezogener und stumpfer als sonst, seine Nase, sein Kinn spitzer denn je. Eine aschgraue Farbe ließ sein Gesicht wie Pergament erscheinen. Seine Stimme klang tonlos und müde.

Er bemerkte, daß ich seine Erscheinung musterte.

„Wie ich da vor Ihnen stehe, lieber Freund“, fuhr er fort, „bin ich eine menschliche Ruine, in der ein gequälter Geist umgeht, dem Hamlet sein: „Schaudervoll, höchst schaudervoll!“ zurufen würde. Ich bin ein aufgeriebener, zermalmter Mann, der wie ehedem Heine seine Schmerzen in eine Weltausstellung schicken könnte. Ich lerne täglich neue kennen und auch sie sind von einer Künstlichkeit der Mechanik, die jede fühlende Seele in Verwunderung setzen muß. Sie spielen und fibriren in Theilen des Körpers, die man für ganz unempfindlich hielt und an welche man sonst gar nicht gedacht hat.“

Eine nähere Schilderung seiner Leiden war geradezu grausenvoll. Er trug einen breiten ledernen Gurt um den Leib, eine Art Mieder, das durch seinen Druck und Zwang den Eingeweiden des Unterleibs eine wohlthätige Gewalt anthun mußte. Ohne diese, wie er meinte, wären sie nicht im Zaume zu halten und auch so ließen sie ihn in keiner Lage ausharren und Stätigkeit gewinnen. Immer in Bewegung und Rumor, beraubten sie ihn jeder Gelassenheit und Sammlung.

„Und dabei arbeiten müssen!“ stöhnte er. „Es ist noch so viel zu thun und ich möchte die Meinen möglichst versorgt wissen. Man hat in Deutschland auch für mich gebettelt“, fügte er bitter hinzu. „Aber Gutzkow ist kein Freiligrath, kein Dichter, dessen Verse man auswendig lernt, sondern nur ein Prosaist, den die neuesten Mundt's in ihrer Kunst der deutschen Prosa nicht einmal gelten

lassen wollen. Kein Wunder, daß der Ertrag der Bettelei nur kärglich ausgefallen ist."

Diese Aeußerungen schnitten mir ins Herz. Sie waren ganz Gutzkow'sch und aus dem Grunde unserer literarischen Zustände geschöpft, übertrieben und verbittert, aber bis zu einem gewissen Grade doch wahr. Ein bedeutender, Ton und Richtung angebender Schriftsteller, ein Schriftsteller, der in seinen zahlreichen Werken die literarischen Stempel seines Jahrhunderts gleichsam in allen Spielarten ausgegeben hat, hat er dennoch nie eine volle Anerkennung und ebensowenig den verdienten Lohn davongetragen. Sein ausdauernder, eiserner Fleiß schaffte ihm den nothwendigen Lebensunterhalt, nicht mehr; keine fürstlichen Ruhegehalte, keine großmüthigen Gönnergeschenke verscheuchten die Sorge aus seiner Häuslichkeit. Und was seinen Ruhm betrifft, so hat er eigentlich niemals jene Süßigkeit gekostet, niemals seinen berauschenden Zauberduft geathmet, sondern stets mehr seine Dornen gefühlt. Man hat immer daran gemäkelt, gerissen und gezaust. Gutzkow's Muse war so zu sagen, mit dem bösen Blick behaftet. Sie erkannte rasch und scharf alle Mängel und Fehler anderer Musen. Das zog ihr Feindschaft und Erbitterung zu. Unter der Gegnerschaft von Gustav Freytag und Julian Schmidt hat Gutzkow unsagbar gelitten. Von Emil Kuh und Adolf Stern Hebbel gefeiert und Otto Ludwig gepriesen und sich selbst verketzert und verleumdet zu finden, hat ihn im Tiefsten erbittert.

Die Bühne war ihm überdies durch das schließliche Unberücksichtlassen der Mehrzahl seiner Stücke gründlich verleidet worden. Er besuchte kein Theater mehr.

„Geht mir mit Eurem Brettergerüst!" rief er mir zu. „Ihr habt Euren Laube, Euren Freytag, Euren Benedix, habt jetzt Eure Lindau's, L'Arronge's und Moser's, was gilt Euch da das Drama Gutzkow's? Ich habe Bahn gemacht. Ich fand den Weg verriegelt und verrammelt, mit Plunder und Unrath verbarrikadirt, der Weg in einen Augiasstall. Jetzt ist er glatt und eben und die Stätte rein und sauber. Das ist zum größesten Theil mein Werk. Es hat Mühe und Schweiß gekostet. Nun, da es gethan, zuckt man die Achsel über den dramatischen Herkules. Nun ist er ein Schwächling, ein Stümper. Die Spatzen pfeifen es auf den Dächern und die Direktoren und Intendanten — Feodor von Wehl an der Spitze — sind überzeugt davon."

Dieſer Vorwurf ſchmerzte mich; er war leider nicht unbegründet und das Von ſo abſichtlich vor meinen Namen geſtellt, erinnerte mich an ſeine Bemerkung bei unſerer erſten Begegnung in Berlin. Es klagte meine Vornehmheit an.

Eine ſolche war aber in der That niemals meine Schuld geweſen und am Wenigſten Gutzkow gegenüber. Ich habe mich ihm immer demüthig untergeordnet und bewundernd zu ihm emporgeſehen, allerdings ſtets mit dem Vollbewußtſein einer eigenen Geſinnung, mit Liebe, aber ohne Liebedienerei.

Ich habe nie, um ihm zu ſchmeicheln, Andere verkleinert, nie, wenn er, durch erbärmliche Zuflüſterungen aufgeſtachelt, gegen Mitgenoſſen wetterte, dieſem Wettern ein Echo in den mir zu Gebot ſtehenden Blättern gegeben; ich habe auch nie ſeinem ſpäteren Groll gegen Thereſe das Wort geredet, ſondern ehrlich und offen ihm bekannt, daß ich immer der Anſicht geblieben: er habe ihr vielfach Unrecht gethan, und ſie, gewiſſermaßen in Nothwehr gegen ſich ſelbſt, falſch beurtheilt. Aber trotz alledem war ich ihm unwandelbar ergeben geblieben und treu aus mannhafter Verehrung mit unabhängigem Geiſte.

Aber an der Bühne, die ich leite, hätte ich allerdings ihm mehr Vorſchub leiſten ſollen. Ich hatte „Uriel Acoſta“, den „Königslieutenant“ und „Das Urbild des Tartüffe“ ſpielen laſſen. Ich hatte „Zopf und Schwert“ und „Herz und Welt“ wieder hervorgeſucht. Ich hätte mehr thun ſollen, ich fühlte es. Ludmilla Aſſing, von einem Beſuche Gutzkow's aus Neſſelſtadt zu mir kommend, hatte mir von „Ottfried“, als einem Lieblingsſchauſpiel von ihm geſprochen. Ich erinnerte mich deſſen und fragte, ob ihm ein Gefallen geſchehen würde, wenn ich es aufgriffe und einige Aenderungen darin in Vorſchlag brächte.

Wir waren während alledem langſam weiter gegangen. Jetzt ſtand Gutzkow lächelnd ſtill und murmelte: „Ottfried!“ Auch ein Stück meiner Leiden. Sie wiſſen, wer Sidonie und wer der Ottfried iſt. Sie verſtehen dieſe Leute. Aber das heutige Publikum, die heutige Kritik? Ich fürchte ein Mißlingen, Lieber!“

Ich beſchwichtigte ſeine Beſorgniſſe.

„Es enthält, ſo weit ich das Schauſpiel im Gedächtniß habe,“ entgegnete ich, „einen vorzüglichen ſtimmungsvollen erſten Akt, eine anziehende und feſſelnde Entwickelung in den folgenden und nur

die eigentliche Katastrophe will mir zu breit, zu zerfahren und zu wenig dramatisch wirksam scheinen. Hier wäre nach meinem Dafürhalten nachzuarbeiten, zu kürzen, zu schürzen."

Wir machten ab, daß ich das Stück noch einmal lesen und Gutzkow meine Gedanken auf frischer That mittheilen sollte.

Es geschah. Ich entwickelte dem Verfasser am andern Tage meinen Plan zur Umänderung und er billigte ihn vollkommen. Er bat um eine schriftliche Aufsetzung und Nachsendung desselben. Auch dies wurde ausgeführt, allein einige Zeit darnach langte ein Brief von Frankfurt a. M. von ihm an, worin er über seinen körperlichen Zustand jämmerlich klagte und mir auftrug: die vorgeschlagenen Änderungen selbst vorzunehmen.

Ich war kaum fertig damit, als mir die Kunde von seinem Hinscheiden kam.

Ich meines Theils kann nicht umhin zu erklären, daß in ihm ein großer Geist zu Grabe gegangen. Er war für uns Deutsche eine Art Diderot und Voltaire in einer Person, aber ohne ihre Frivolität. Er besaß etwas von ihrer Verstandesschärfe, ihrem Witze, ihrem Wissensschatze, etwas von ihrer Spürkraft für den Sinn und das Wesen seines Jahrhunderts, etwas von ihrem zermalmenden Style und ihrem heiligen Eifer für die ewigen Rechte der Menschheit, der leidenden Menschheit vor Allem.

Seine literarische Erscheinung wird wachsen mit der Zeit. Nach langen, langen Jahren werden aus der Literatur unserer Tage zwei Charakterköpfe emporragen, ein lachender und ein ernst und trübe blickender: der Kopf Heinrich Heine's und der von Karl Gutzkow: Poesie und Prosa von 1830 bis 1860.

Am 18. Januar 1879.

Über das traurige Ende Gutzkow's schrieb mir seine Wittwe:

Sachsenhausen, 16. Januar 1879.

Hochverehrter Freund!

Der Schicksalsschlag hat mich so hart getroffen, daß ich mich noch kaum von der Erschütterung erholen kann. Ein solch tückischer Zufall, ein glimmender Funke mußte seinen Tod herbei führen! Und grade in einem Augenblick, wo wir uns alle, Er selbst am lebhaftesten der schönsten Hoffnungen auf sein Besserbefinden hin-

geben durften. Seit lange war er nicht so heiter wie von dieser Unglücksnacht — mit Scherzen ging er zu Bett und neckte mich, daß ich vor ihm müde geworden sei, sodaß ich ihm noch liebkosend über die Stirne fuhr und sagte: so habe ich Dich gerne, so lieb und freundlich hat Dein Gesicht lange nicht dreingeblickt, jetzt bist Du wieder ganz mein Alterchen!

Es sollten meine letzten Worte zu ihm sein, denn als er später noch einmal an meine Thüre kam, wollte er nur wissen, ob ich ihm auch das warme Plümeau hingelegt.

Lassen Sie mich abbrechen, es zerreißt mir das Herz, wenn ich an unser Erwachen denke — Sein Antlitz sah wohl noch friedlich heiter aus, aber es war schon der Todeskuß, der die edele Stirne berührt — die treuen guten Augen blieben für immer geschlossen.

Daß Sie ihm ein treues Andenken bewahren, glaube ich überzeugt sein zu dürfen — erhalten Sie auch eine wohlwollende Gesinnung uns armen Hinterbliebenen!

In aufrichtiger Ergebenheit grüßt Sie hochachtungsvoll

Bertha Gutzkow.

Die Urtheile, die über Gutzkow's Grabe laut geworden sind und die ich zu Augen bekommen habe, erscheinen mir alle mehr oder minder unbedeutend. Einen gewichtigen Ausspruch fand ich nirgend. Unsere Zeit hat noch kein rechtes Maaß für ihn und am wenigsten haben es Diejenigen in der neueren Literatur und Presse, die so zu sagen: auf ihm fußen und die Wege wandeln, die er entdeckt und gangbar gemacht hat. Er, der so kurzsichtig und zugleich so weitblickend war, ist der eigentliche Pfadfinder für die ganze moderne Schriftwelt gewesen. Mehr als alle anderen Schriftsteller unserer Epoche gab er ihr Richtung und Ziel; wer ihm geistig folgte, trat immer dicht an das verschleierte Bild von Sais, das die Wahrheit des Jahrhunderts zwar nicht aufdeckt, aber immer ahnen läßt. Er war der literarische Seher eines Menschengeschlechts, ein halb blinder Teiresias, der klar in die Zukunft sah. Wie oft bin ich über seine prophetischen Voraussagungen erstaunt, erstaunt über das Zutreffende seiner Vorherverkündigungen, die immer den Kern großer Menschen und Sachen trafen, und wenn auch oft durch Leidenschaft und Verstimmung getrübt, doch mit wunderbarer Zuversichtlichkeit die Stelle ausfindig machten, an der ein innerer Zusammenhang

des Einzelnen mit der Gesammtheit stattfand und sich sein Schicksal mit dem allgemeinen Weltschicksal verknüpfen mußte.

Seine Werke sind reich an solchen Orakeln, die sich zum Theil erfüllt und zum Theil noch erfüllen werden. Seine großen Romane „Die Ritter vom Geist" und „Der Zauberer von Rom", seine „Oeffentlichen Charaktere", „Die Briefe eines Narren an eine Närrin", seine „Philosophie der That und des Ereignisses", sein „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte", sein „Mahn Guru" und sein „Blasedow und seine Söhne" sind immer Schöpfungen, die auch heute noch, so vornehm man zuweilen die Nase darüber rümpfen mag, unüberholt und unveraltet, mit gewaltigem Schlage an das Gewissen der Gegenwart klopfen.

Unsere jüngeren Geister sollten sie nicht gar so sehr vernachlässigen, sondern aus ihnen lernen, einen Schriftsteller wieder etwas zu lieben und zu verehren, der ihrer Liebe und Verehrung durchaus würdig ist. Man hat so oft an Gutzkow's Herz und Gemüth gezweifelt und doch sprechen sie auf allen Seiten seiner Schriften, nur nicht immer hätschelnd und liebkosend, sondern oft in einer strengen Zucht der Idee und des Stils. Er bestand sich stets im Dienst einer Sache und meinte dieser auf Kosten seiner Gefühle Vorschub leisten zu müssen. Nicht auf Nährung kam es ihm an, sondern auf Erfolg. Seine literarischen Arbeiten sollten wirken. Die Empfindsamkeit behielt er für sich, für einsame Stunden, seine Familie, seine nächsten Freunde. Da konnte er unbefangen plaudern, scherzen, lachen; aber auch weinen. Seine Seele hatte einen stillen Winkel, in den er nicht jeden hinein blicken ließ. Wer jedoch dazu kam, den überraschte eine tiefe, eine weiche Innerlichkeit, in der Liebe und Freundschaft und alle guten Genien traulich zu Hause waren. Er konnte opfermuthig, hingebend und zart sein, wie es nur ein echter Poet zu sein vermag.

Ich wäre im Stande hundertfältige Beweise dafür zu stellen. Ein paar mögen genügen. Gutzkow's erste briefliche Anknüpfung mit mir, welche noch aus Frankfurt a. M. vom 26. Oktober 1843 stammt, war ein Liebesdienst, den er einem Künstler erwies. Da dieses Schreiben noch außerdem manches Bedeutsame enthält, so mag dasselbe hier seine Stelle finden. Es zeigt genugsam, daß Gutzkow durchaus kein kalter Selbstsüchtler, sondern ein Mensch war, der jedem redlichen Streben gerne die Wege ebnete und nach Kräften Beistand leistete.

Mein verehrter, lieber Freund, Sie werden erstaunen, wie Sie heute zu einem Briefe von mir kommen. Ich will Ihnen daher erzählen, was es damit auf sich hat.

Mein vieljähriger Freund, Rieſtahl, ein vortrefflicher Virtuos, hat ſich endlich entſchloſſen, einmal vor die Schranken der Berliner muſikaliſchen Kritik zu treten. Nicht um das Urtheil zu beſtechen, ſondern um die Schreibenden in ſein Conzert einladen zu können, bittet er mich, ihm an Berliner kritiſche Notalitäten Empfehlungen zu geben. Sie wiſſen, daß ich mit den Rellſtab's, Rouſſeau's, Gubitzen's keine Verbindung habe und da ich mit Vergnügen ſehe, wie thätig Sie ſeit längerer Zeit geworden ſind, ſo ſchicke ich meinen Freund an Sie und bitte, wenden Sie ihm Ihre Protektion zu.

Vorm Jahre hat mich eine Notiz meines Hamburger Stellvertreters über Sie ſehr verdroſſen und ich fürchtete, Sie würden die Verhältniſſe nicht kennen und mich für das Schirges'ſche Mißwollen verantwortlich machen. Immer wollte ich ſchreiben, aber eine Laſt der mannigfachſten Verpflichtungen liegt ſo ſchwer auf mir, daß die Bedürfniſſe des Herzens in den Hintergrund treten. Wie lebhaft gedenke ich unſerer Hamburger Wanderungen, Ihrer tugendhaften Enthaltſamkeit unter geſchminkten Verführungen, der freundlichen, heitern Laune Ihres Onkels, des Champagnerſpenders, den ich Sie bitte, herzlich zu grüßen.

Ich leſe alle Ihre Berichte in den „Jahreszeiten" ſowohl, wie in der „Eleganten" und Ihre „Weſpen" halte ich mir ſelbſt. Es iſt mir Bedürfniß, hier in der Ferne dem Gange der Berliner Dinge und Menſchen zu folgen, die Unnatur und Affektation, die dort als Modeſache ſich jetzt auf der Bühne ſo breit macht, aus den Berichten Derer kennen zu lernen, die keine gemietheten Schmeichler ſind, ſondern über dieſem Unweſen ſtehen, und ſo ſind mir Ihre Berichte, beſonders aber die „Weſpen", ein wahres Labſal. Eine kleine empfehlende Notiz in Nr. 164 des „Telegraphen" wird Ihnen nicht entgangen ſein.

Sehr wahrſcheinlich, daß ich im Frühjahr auf einige Zeit nach Berlin komme und mir jene gemachte Bühnenwelt ſelbſt mit anſehe. Freude kann es dem ſtrebenden Sohn der Gegenwart nicht gewähren, das Alte doch im Grunde nur darum wiederbelebt zu ſehen, weil man das Neue haßt, oder wie Tieck ſagen würde, verachtet.

Nochmals! Seien Sie meinem Riefstahl ein klippenkundiger Pilot und bleiben Sie gut

Ihrem herzlich grüßenden Freunde

K. Gutzkow.

Frankfurt a. M., den 26. October 1843.

Als meine Frau auf unserer Hochzeitsreise in Dresden ihn um eine Zeile für ihr Album bat, schrieb er ihr stehenden Fußes folgenden Vers hinein:

„Wunderbare Kunst des Weibes,
Das gepaart mit einem Dichter —!
Steigt der Freund in seinen Himmel,
Wo der Aether licht und lichter,
Wird sie ihm die Erde sichern
Und sein menschliches Behagen;
Hemmt den Flug die Erdenmühe,
Wird sie ihn zum Himmel tragen."

Am 12. April 79.

Von der diesjährigen General-Versammlung des deutschen Bühnen-Vereins in Frankfurt a. M. bin ich wiederum sehr unbefriedigt heimgekehrt. Die Intendanten und Direktoren tagen darin wie Polizeibüttel der Kunst; ihre Berathungen und Beschlüsse gelten fast einzig nur Strafbestimmungen für durchgehende Chormitglieder und widerwillige Sänger und Sängerinnen. Ueber eigentliche Kunstfragen wird wenig verhandelt. Baron Perfall und ich versuchten dergleichen anzuregen, fanden aber gar keinen Anklang. Herr von Hülsen, der Vorsitzende, ist alt und stumpf geworden und kann keine Theilnahme mehr für Erörterungen gewinnen, die nicht auch sofort greifbare Ergebnisse bieten. Alle weitläufigeren Verhandlungen ermüden ihn und machen ihn ungeduldig. Die anderen Bühnenvorstände aber fügen sich willig und ohne viel Ueberwindung. Nur sehr wenige sehen in der Kunst die Kunst.

Am 14. April 79.

Am 10. April starb in Wien Karl Beck, mit dem ich ehedem in Berlin im angeregtesten Verkehr gestanden habe. Er war ein sieben Monat Kind, zart und schmächtig von Körper, blauäugig, mit blondem Haar und Bärtchen, eine echte Dichtererscheinung. Er hielt sich meist einsam und für sich, immer wortkarg und still. Man sagte von ihm: er achte jedes Wort für verschleudert, das

nicht für einen Vers benutzt werde. Seine Verse, so begeistert und schwungvoll hingeworfen sie erschienen, waren ihm eine schwere Arbeit; er schuf sie so zu sagen atomweise, jede Sylbe wägend und messend. Und wie er sie schuf, messend, wägend, atomweise, so berechnete er auch ihren Ertrag. Er verkaufte sie gleichsam nach Elle und Gewicht. Hierin erwies er sich als Kaufmann, der er eine zeitlang im Geschäft seines Vaters in Pesth gewesen war. Sonst aber hatte er etwas durchaus Adliges und Feines. Er sah sich wie Tasso „gern geputzt" und konnte „unedlen Stoff an seinem Leibe nicht dulden."

Umgang zu haben war ihm kein besonderes Bedürfniß. Er saß und ging gern allein, seinen Gedanken überlassen, die langsam entstanden, aber sich gigantisch auszugestalten pflegten. Er rauchte unausgesetzt und stark; im Uebrigen bedurfte er nicht viel zum Leben. Was er aß, war gering und noch geringer, was er trank. Er wußte sich mit Wenigem einzurichten.

Wenn ich zu ihm kam und ihn bei der Arbeit fand, wies er schweigend auf einen Stuhl oder das Sofa und fuhr dann ruhig im Nachdenken und Schreiben fort. Oft verließ ich ihn nach halbstündlichem Warten leise und geräuschlos, ohne daß er es merkte.

Traf ich ihn abgespannt und müde von der Arbeit, so begleitete er mich bei gutem Wetter unter die Linden und in den Thiergarten und dann konnte es geschehen, daß wir eine Stunde lang kein Wort zu einander sprachen. Sein Gang war unregelmäßig, bald langsam, bald rasch, zuweilen mit hüpfendem Schritt und dann wieder wie von Fesseln behindert.

Man behauptete in Berlin: er ginge auf seinen Versfüßen d. h. je nach den Rhythmen, die er gerade im Sinne hatte.

Er wurde nicht leicht warm im Gespräch, aber, wenn er es wurde, konnte sein Gespräch gradezu hinreißend werden. Noch heute habe ich lebhaft die Schilderung im Gedächtniß, die er mir in einer traulichen Unterredung von einer Mondnacht machte, die er auf dem Landsitze eines ungarischen Magnaten zubrachte, dessen reizende Tochter seinem Herzen nicht gleichgültig war. Er hatte dieser und der Mutter aus seinen Gedichten vorgelesen und nachher mit den Damen zu Abend gespeist. Eine heiße, schwüle Sommernacht und sein in Wallung versetztes Blut ließen ihn auf seinem Schlafzimmer nicht Ruhe finden und so trat er noch spät nach

Mitternacht in den Hausgarten hinaus und unter das Fenster der Stillgeliebten, das der Hitze wegen hinter niedergelassenen Vorhängen geöffnet geblieben war. Dem Strahl des Mondes folgend, glitt sein Blick in das dämmerige Gemach hinein und gewahrte darin bald die holde Gestalt wie sie züchtig im flatternden Nachtgewande nach einem hüpfenden Floh suchte.

Diesen Auftritt ihn beschreiben hören, war von entzückendem Reize. Nur ein Dichter konnte denselben so gegenständlich und zugleich mit so viel poetischer Anmuth vor die Sinne des Hörers zaubern.

Karl Beck hat übrigens in Berlin wohl seine beste Zeit gehabt. Er fand dort in den literarisch gebildeten Kreisen Anerkennung und Verehrung, einen unternehmenden Verleger und anständigen Verdienst; sicherlich würde er haben glücklich sein können, hätte er sich nicht immerdar in sein geliebtes Oesterreich zurückgesehnt, in welchem das Metternich'sche System ihn nicht dulden wollte. Nach dem Sturze desselben, kehrte er 1849 freudig dorthin zurück, um vereinsamt und vergessen nach langen Jahren der Trübsal und des Schmerzes daselbst zu sterben. Er hatte in Wien geheirathet, aber seine Frau, nach kaum verlebten Flitterwochen, wieder verloren. Von Natur ungesellig, zog er sich nun vollends von allen Menschen zurück und versank mehr und mehr in Traurigkeit und Melancholie. Sein Ende soll ein durchaus kummervolles und trübseliges gewesen sein.

Unsere Beziehungen waren leider zuletzt ganz erloschen. Briefschreiber ist er nie gewesen.

Am 30. Mai 79.

Am 27. Mai hat in Beyaux-Chillon am blühenden Gestade des Genfer Sees Hermann Uhde seine Augen für immer geschlossen. Dieser leider in seinen besten Jahren dahingegangene Schriftsteller hat keine irgendwie epochemachenden Werke hinterlassen wie denn überhaupt eine eigentliche dichterische Schöpferkraft nicht seine Sache gewesen ist. Seine besondere Begabung und Neigung bestand in einer überaus liebreichen und verständnißvollen Betrachtung und Pflege künstlerischer Leistungsfähigkeit und kunstgeschichtlicher Thatsachen. Er verfaßte ein sehr dickleibiges und gediegenes Werk „Das Stadttheater zu Hamburg von 1827—1877" gab „Die Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirektors

Friedrich Ludwig Schmidt", „Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler" und Karl Toepfer's gesammelte dramatische Werke heraus.

Sein Sammelfleiß war außerordentlich und die Sorgfalt, mit der er das Leben und die Arbeit berühmter Künstler durchforschte und auch in dem scheinbar Unwichtigsten verfolgte und für die Kunstgeschichte auszubeuten, sich angelegen sein ließ, geradezu rührend und Achtung gebietend. Das Theater war seine Leidenschaft. Wenn ich recht unterrichtet bin, so hatte er auch versucht, Schauspieler oder Sänger zu werden und in Folge dieses Versuchs eigenmächtig und vorschnell die akademische Laufbahn verlassen, zu der er von Hause aus bestimmt war.

Der Sohn eines Schullehrers und Organisten zu Braunschweig, erblickte er am 26. Dezember 1845 das Licht der Welt, erhielt eine sorgsame Erziehung und Ausbildung, nicht nur in den Wissenschaften, sondern auch in der Musik und studierte in Berlin und Kiel. Sein Vater wollte einen gediegenen Philologen aus ihm machen. Hermann Uhde vermochte jedoch für diesen Beruf keine besondere Neigung zu fassen, sondern wendete sich schon früh dem Schriftthum und der Bühne zu. Nachdem er 1866 kaum zwanzigjährig die Hochschule verlassen, folgt in seinem Dasein eine etwas dunkle Stelle, in welche ohne Zweifel sein schauspielerischer Versuch gefallen ist, über den er selber gern mit Schweigen hinweg zu gehen pflegte. 1867 aber befindet er sich bereits schriftstellerisch thätig an der in Hannover erscheinenden „Zeitung für Norddeutschland" und bald darnach an der „Neuen Hannoverschen Zeitung", an der er den unterhaltenden Theil selbständig zu leiten die Verpflichtung übernahm. Als 1870 der große Krieg mit Frankreich begann, den mit den Waffen in der Hand mitzumachen, ihm der bedenkliche Zustand seiner Gesundheit verbot, ruhte er indeß nicht, als bis es ihm gelang, wenigstens als Kriegskorrespondent der „Hamburger Nachrichten" in's Feld geschickt zu werden. In dieser Eigenschaft erwies er sich so tüchtig, umsichtig und verdienstlich, daß der Eigenthümer dieser bedeutenden Zeitung nach Robert Heller's inzwischen erfolgten Tode ihn an dessen Stelle zum Leiter des Feuilleton's berief.

Die Regsamkeit und geistige Frische, die er darin entwickelte, werden immer anerkennenswerth und in hohem Grade zu achten

bleiben. Ich lernte ihn, bei einem Besuche in Hamburg, persönlich gerade in dem Augenblick kennen, als er im Begriffe stand, sich mit einer angesehenen reichen Patriziertochter Hamburgs zu vermählen. Er kam eines schönen Tages unerwartet und unangemeldet in das Haus meiner Schwiegereltern vor dem Dammthor, in dem ich mit meiner Frau vorübergehend Aufenthalt genommen. Ich trat eben aus der Thür, um meinen vormittäglichen Spaziergang zu machen, als ich einen schlanken, hochgewachsenen jungen Mann mir entgegen kommen sah, der rasch den Hut ziehend, mir lebhaft zurief: „Sie sind ohne Zweifel Marr's Feodor, von dem mir dessen Frau so viel erzählt und gesprochen hat. Ich erkenne Sie nach der mir gewordenen Schilderung und bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich Sie auf Ihrem Ausgange begleite. Ich bin Hermann Uhde und Ihnen nicht ganz unbekannt, wie ich hoffe."

Frau Marr hatte mir mehrfach über ihn geschrieben und ich einige seiner Aufsätze gelesen. Mit Vergnügen nahm ich seine Begleitung an und wir hatten kaum hundert Schritte in der schattigen Dammthor-Allee gethan, als wir uns auch bereits in ein höchst lebhaftes und anziehendes Gespräch verwickelt sahen.

Hermann Uhde, eine angenehme und gefällige Erscheinung mit edlen Gesichtszügen und dunklen geistsprühenden Augen, war eine lebhaft erregte, schwunghafte Seele. Er hatte in seinem Wesen noch etwas vom flotten, burschikosen Studenten, aber dabei zugleich eine Hingabe und Wärme für die Kunst und namentlich für das Theater, die von geradezu hinreißender und zündender Wirkung waren. Wir waren nach zehn Minuten der Unterhaltung, als hätten wir seit Jahren im innigsten und vertrautesten Verkehre gestanden. Er schüttete sein ganzes Herz vor mir aus mit allen seinen Plänen und Wünschen. Er war bis dahin ziemlich auf sich selbst angewiesen gewesen, in freudloser Junggesellenwirthschaft, arm, vom Verdienst seiner Feder lebend. Jetzt sollte er in den Schooß einer begüterten, einflußreichen Familie, in geregelte, glückliche Verhältnisse und in den Bund mit einem weiblichen Wesen treten, das ihm mit seiner Liebe nicht nur eine selten geistige Uebereinstimmung, sondern auch die Aussicht auf eine sorgenfreie, ausschließlich der Literatur und Kunst gewidmete Zukunft eröffnete.

Ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, der sich in einem Zustande so völliger Zufriedenheit und Dankbarkeit mit seinem

Geschicke befand wie Hermann Uhde damals. Wenn je irgend jemand, wie es im Volksmunde heißt, den Himmel voller Geigen sah, so war das zu jener Zeit bei ihm der Fall. Er jauchzte und jubelte im wahren Sinne des Wortes. Was wollte er nicht Alles schaffen und unternehmen, anbahnen und fördern, zu Stande bringen und durchführen! Es war ergötzlich, ihn seine Luftschlösser bauen zu hören, die alle nur den einen Zweck hatten: der deutschen Literatur und Kunst zum Schauplatz und Tempel der reinsten Bethätigung zu dienen.

Seit dieser ersten Begegnung bin ich mit Hermann Uhde bis an sein leider so frühzeitiges Ende in geistiger Berührung geblieben. Die nachfolgende Auswahl von Briefen an mich mag das belegen und zugleich einen Einblick in seinen Charakter und sein bewegliches, immer rastlos strebsames und nach zusagender Beschäftigung suchendes Naturell erschließen. Er hatte sein Auge überall, und nirgends kam ein Kunstereigniß oder eine Kunsterscheinung in Sicht, dem oder der er nicht auch sofort seine Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Es war, als wenn er ahnte, daß sein Lebensweg nur kurz sein würde und daß er sich daran halten müßte, um etwas zu beschicken. Er arbeitete unausgesetzt und zuweilen in beängstigender Hast. Er mußte immer etwas zu sammeln, zusammenzustellen, zu ordnen haben. Er war ein durchaus expeditiver Kopf und wer gemeint hatte, er werde nach seiner Verheirathung und bemittelt geworden, die Hände in den Schooß legen und ausschließlich an die Erstarkung seiner Gesundheit und sein leibliches Heil denken, der hatte sich gründlich in ihm geirrt. Kaum verheirathet und glücklich auf sich selbst gestellt, war sein Erstes, sich nach einem neuen Wohnort umzusehen, der ihm einen womöglich erweiterten Wirkungskreis bot. Er dachte an Stuttgart, Leipzig und Weimar. Ueber Stuttgart schrieb er an mich und sein Schreiben ist zu bezeichnend für ihn, als daß ich mich entschließen könnte, es nicht wenigstens auszugsweise hier einzufügen. Es heißt darin unter Anderem:

Hamburg, 8. April.

Ich denke an drei Orte: an Stuttgart, Leipzig und Weimar. Zuerst nach Ihnen werfe ich meine Angelhaken aus. Wir haben — nehmen Sie dies nicht als Arroganz von mir, obwohl sie es vielleicht ist — so viel Berührungspunkte, daß ich Ihnen von Herzen gern zurufe:

„Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund —!" wofern Sie mir — nicht die ganze Hand, denn die brauche ich gar nicht! — nur einen kleinen Finger, nur einen halben kleinen Finger reichen könnten und wollten. —

Ist es denkbar, daß ich mich — wenn wir nach Stuttgart zögen — in irgend ein festes Verhältniß zum Theater setzte? Als was Sie wollen: als Sekretär, eine Art von Dramaturg — mit so viel, mit so wenig Gehalt Sie wollen. Daher die Betonung des Reichthums meiner Frau. Wenn ich ca. 1200 Thaler dazu verdiene, so können wir brillantest leben — wie leicht mache ich mir mit der Feder 600, 800 zusammen — können Sie mich nicht als irgend was gebrauchen? — Ich nehme mit einer Choristengage fürlieb! Das Geld spielt gar keine Rolle.

Ich weiß nicht, wie weit Sie souverän mit Engagementsabschlüssen sind. Ich dachte früher, Sie wären Intendant; nun haben Sie noch einen „Cavalier wie andere Cavaliere." Auskommen würden wir, glaube ich, brillant. Ich könnte der begeisterte Rhapsode des Theaters sein, Stücke in der Presse vorbereitend einführen, aufgeführte wohlwollend besprechen (in und außerhalb Stuttgarts) — kurz, könnte gewiß Gutes wirken und — hätte ehrlichen Willen, Riesenlust und auch gewiß Begabung dazu. Sie haben ja Dramaturgisches von mir gelesen. Meine Belesenheit und Kenntniß von tausend Dingen ist groß. Das Fehlende ließe sich lernen, irgend welche peinigende Sorge ist nicht denkbar. Und welch herrlicher Umgang zwischen uns. Doch dies ist Egoismus; Sie würden ja doch der Gebende, ich der Empfangende sein. Und — ich käme für eine Choristengage!

Ich würde arbeiten, was, und wie viel Sie mir auftrügen. Ermüdung kenne ich nur da, wo das Herz nicht bei der Sache ist; aber das hätten Sie nicht zu fürchten. Ueberlegen Sie sich's — ich kann ja die Verhältnisse dort absolut nicht beurtheilen. Ich dachte zuerst an Sie: ist es ein schöner Wahn, dann bleibt unsere Herzlichkeit natürlich unverändert die alte. Meinen Doctor würde ich auch noch vorher machen: es ist doch ganz gut.

Nach diesen inhaltschweren Zeilen nur kurz noch der Hinweis, daß ich Frechling Ihnen (vergl. letzte Nr. — erste Quartalsnummer — der J. J. Weber'schen Illustrirten Zeitung) einen Gedanken gestohlen habe aus Ihrem Briefe; aber er gefiel mir so gut!

Ihr „Literaturleben" kannte ich längst! — Habe es selbst antiquarisch erstanden; bin ein Bischen Sammler, habe namentlich einige famose Ifflandiana; Ifflands Stammbuch ist in meinem Besitz! — Beneiden Sie mich nur darum!

Mit dem Theater hier bleibt's ewig nur halber Kram; das Stadttheater ist ganz veraltet: Maschinerien klapprig, Dekorationen schlecht, Zuschauerraum schmutzig ꝛc. —

Ueber Laube — Wort für Wort meine Idee! — Und wofür ich Sie küssen könnte: Ihre Wärme für Fritz Schiller! Jeden 10. Novbr. so lange ich die Feder führe, habe ich irgendwo irgend etwas über ihn drucken lassen: am 10. November 1870 sogar am Kriegsschauplatze Schiller als Heros des einigen Vaterlandes gepriesen. Wer Schiller nicht liebt, hat kein Herz, kein Gefühl in der Brust; Lessing ebenso!

Antworten Sie bitte bald, falle ich bei Ihnen ab (ach, ich fürchte es fast, es wäre zu schön! so wohl will mir das Glück nicht!) so gehe ich nach Weimar, es ist doch andere Luft dort!

Wie immer herzlich Ihr getreuer

Uhde.

Dieses Schreiben giebt Uhde ganz und gar wie er gewesen ist, im Sturm und Drange seiner Empfindung, voll Enthusiasmus für das Theater und einen Beruf, der mit diesem zusammenhing, lüstern nach Arbeit, Kampf und nutzbringenden Studium, bereit der Sache und mir zu dienen, weil er sie bei mir in reinen Händen wußte.

Ein Zusammenwirken mit ihm wäre sicher ersprießlich gewesen! Aber in Stuttgart war es unmöglich. Mir fehlten auch die bescheidensten Mittel für seine Anstellung und hätte ich diese gehabt, selbst dann wäre seine Berufung hierher nicht am Platze gewesen. Was würde die schwäbische Presse zu einer solchen gesagt haben? Sie hielt mir schon bei jeder Gelegenheit Moritz Blanckarts vor, jenen bescheidenen Historien- und Pferdemaler, der aus eigenem Antriebe und lediglich in Rücksicht seiner Gesundheit von Düsseldorf nach Stuttgart übersiedelte und zuweilen ein paar kurze und nüchterne Worte über das Hoftheater und meine Absichten und Bestrebungen in die Zeitungen bringt. Welchen Lärm würde der mir feindliche Theil dieser schwäbischen Presse erhoben haben, wenn ich mir hätte einfallen lassen, mir in Hermann Uhde einen literarischen

und dramaturgiſchen Parteigänger anzuſtellen? Schon der Gedanke an eine ſolche Anſtellung mußte mir Schreck einflößen.

Ich theilte Uhde ſogleich meine Bedenken mit, und er ging, dieſe würdigend, dann nach Weimar, wo er mehrere Jahre blieb, bis ihn ſein immer beſtimmter auftretendes und mehr und mehr Beſorgniß erregendes Bruſtleiden nach der ſüdlichen Schweiz, vornehmlich nach Veytaux-Chillon trieb, wo er im fünf und dreißigſten Lebensjahre mitten in literariſchen Arbeiten, Entwürfen und Plänen langſam dahin geſiecht iſt.

Möge das ehrende Andenken ihm werden, das er verdient und ſeine eigenen hier mitgetheilten Briefe ein wenig dazu beitragen, es wach zu erhalten.

Sie lauten:

Hamburg, den 24. Januar 1872.
(160 Geburtstag Friedr. d. Gr.)

Hochverehrteſter Herr Hofrath!

Welche große, innige Freude haben Sie mir durch das was und dadurch wie Sie es mir geantwortet haben, bereitet. Wäre ich dem Zuge meines Herzens gefolgt, ſo hätte ich Ihnen ſofort ein Schreiben von dithyrambiſchem Schwunge geſendet. Allein, was hätten Sie wollen mit dem jugendlich ſchwärmeriſchen Enthuſiasmus anfangen? Ich überlegte mir, daß Sie mehr zu thun haben, als dergleichen entgegen zu nehmen, und beſchloß, zu warten, bis ich Ihnen das praktiſche Reſultat unſerer erſten Korreſpondenz zugleich mit vorlegen konnte. Dies erfolgt nun mit meinem Artikel über „Sara Sampſon". Die Wahrheit zu geſtehen, iſt Ihr Brief mit das Intereſſanteſte daran, und ich habe Ihnen viel, viel zu danken. Wie ich den Aufſatz, der wegen des ſo ſehr beliebten „Raummangels" erſt heute in unſerem Feuilleton beginnt, überleſe, finde ich ſchon jetzt Manches drin, was ich lieber anders hätte. Wenn ich Sie alſo bitte, mir, wenn es Ihnen bei all' Ihren Sorgen irgend möglich iſt, Ihre Meinung über die Skizze zu ſchreiben, ſo dürfen Sie wirklich ſo aufrichtig, ſo ſcharf ſein, als der Gegenſtand erfordert. Ich möchte Sie direkt um Tadel bitten, denn nur der belehrt. Wie ſoll ein 26jähriger Menſch vorwärts kommen, wenn keine Kritik ihm ſeine Fehler zeigt! Wie geſagt, das Alles nur, ſoweit es Ihre Zeit erlaubt, ſoweit Ihr Intereſſe durch die Arbeit bezw. deren Gegenſtand angeregt und betheiligt iſt. In letzter

Instanz habe ich ja n[illegible]sammelt; aber ob ich mit den aus den Zusammenstellungen entfließenden Schlüssen immer Recht habe, das sieht ein fremdes Auge am allerersten. Um Sie, in gewissem Sinne zur Milde zu bewegen, erinnere ich daran, daß der Aufsatz mitten unter literarischer Holzhackerei entstand. Dazu rechne ich Kritiken über italienische Kling-klangopern, miserable Tenoristen, schlechte Primadonnen, Empfehlungen und Anpreisungen von Benefizen — ungerechnet die Bücherscharteken, die einlaufen.

Ein höchst ernster Punkt in Ihrem Briefe war für mich die Notiz, daß in Stuttgart die Presse für Sie gar nichts thue. Das ist nun freilich kläglich. Ich bin nichts weniger als ein Schwärmer für die heutigen deutschen Theaterzustände, aber wie man Ihr Institut ignoriren kann — das begreife ein Anderer. Abgesehen davon, daß man Experimente, wie Sie z. B. mit „Sara Sampson" machen, ganz besonders zu introduciren, kritisch zu fördern die Pflicht hat. Doppelt unbegreiflich also die Theilnahmlosigkeit gegenüber Ihrer Leitung, welche (nehmen Sie dies ja für keine schmeichelhafte Wendung, welche mir diplomatisirende Artigkeit ablockt!) doch unsere Aufmerksamkeit hier im Norden auf sich zieht. Man kann sich diese Kälte nur erklären, indem man sie auf die leider unter den deutschen Journalisten grassirende Ignoranz zurückführt. Nicht, als ob ich z. B. meinem Wissen hier indirekt durch dieses Wort eine Lobrede halten wollte — alles Wissen ist Stückwerk —, aber ein bischen bekümmert haben muß man sich doch um die Sache. Wäre nicht auf einem Umwege, über Hamburg, etwa zu erreichen, was direkt nicht zu machen ist? Jede Korrespondenz aus Stuttgart aus guter Feder, ist von mir so gut als aufgenommen, wenn freilich unsere eigenthümlichen Verhältnisse mir positiv verbieten, irgend welches Honorar dafür in Aussicht zu stellen. Hier sind die Grenzen meiner Macht — aber sollte sich denn Niemand finden, der für eine gute Sache um Ihrer selbst Willen wirkte?

Ich schreibe über dies Alles sehr offen, denn das ist merkwürdig, ich habe ein großes Vertrauen zu Ihnen und kann auch wohl deshalb offener sein, weil ich sozusagen zu dem verflossenen journalistischen Kollegen spreche. Sie recurriren außerdem auf den guten Heller, und gewiß übertragen Sie gern und leicht ein Häkchen Ihres Wohlwollens für den Seligen auf den, welcher nach ihm den Thron einnimmt. Ein gutes Theil meiner — darf ich's

sagen? — Herzlichkeit, die mich in Gedanken an Sie anwandelt, liegt übrigens in der ganzen Art und Weise Ihres Wirkens begründet. Laube z. B., so sehr ich ihn bis zu einem gewissen Grade schätze, würde mir die gleiche Wärme nicht einflößen. Sie fühlen, was ich sagen will, besser, als ich's ausdrücken könnte.

NB. Sie kennen unzweifelhaft Laubes „Norddeutsches Theater." Ich habe eine lange Kritik des Buchs gegeben, die ich Ihnen doch schicken will, vielleicht finden Sie einen Moment Zeit dafür.

Mit nochmaligem Dank Ihr treu ergebener

Hermann Uhde.

Hamburg, 7. März 72.

Hochverehrtester Herr Hofrath!

Für welchen Schlingel müssen Sie mich halten, daß ich auf solchen Brief, wie Sie mir geschrieben, nicht in äußerster Eile geantwortet habe! Aber ein flüchtiges Billet mag ich Ihnen nicht schicken, und zu einem rechtschaffenen Briefe ist nicht immer Zeit — Was habe ich gearbeitet! Seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen, und Frau Elisabeth (Marr), die Herrliche, Vortreffliche, wird Ihnen gewiß bestätigen, daß ich fleißig bin.

Zur Sache! Immerwährend habe ich mich mit Ihnen beschäftigt und denke oft an Sie; wie ein Hamster habe ich für Sie gesammelt, was Sie behalten können nach der Lectüre; — ganze Nummern konnte ich nicht schicken, hätte ich Ihnen nicht eventuell die Weitläufigkeit einer Rücksendung machen wollen: — eine Nummer der Zeitung wird von der Expedition für etwas so Kostbares gehalten, daß sie sehr geizig damit ist; ich führe dies als Entschuldigung an, daß ich so unanständig sein muß, Ihnen von der Besprechung des Laubeschen Norddeutschen Theaters einen gemeinen Abklatsch zu schicken, allein ein Scheim giebt mehr wie er hat.

Was haben Sie zu dem Erfolg der „Sara Sampson" in Dresden gesagt? Wie stehen wir da? Statt daß nun Maurice das Stück giebt — läßt er — lachen Sie nicht — Hübner zum Benefiz (schreckliche Bettelei) den Hamlet spielen. Da hört doch am Ende Alles auf — diese braven Mimen mittelmäßigster Gattung sich an Shakespeare versündigen zu sehen. „Sara S." oder „Em. Galotti" hat Sinn — das sind Conversationsstücke und die gehen zur Noth auf dem Th. Th. aber Hamlet? — Wer lacht da! —

Morgen schicke ich Ihnen per Band meine Artikel über „Emilie Galotti" — ich hoffe auf gütige Kritik und glaube, die von Ihnen mit Recht gerügten Fehler des Essays über „Sara S." vermieden zu haben, überhaupt sehr kurz gewesen zu sein; alles neue Daten. — Selbst Danzel hat sie nicht. Und nun die Bitte: ist es Ihnen nicht möglich, eine kurze Notiz hierüber (weil es doch lauter unbekannte Daten sind!) in Gottschall's „Blätter für literarische Unterhandlungen" zu schmuggeln? NB. Wenn es Ihnen nicht paßt, so alterirt das natürlich meine Gefühle für Sie um kein Bischen!

Ich wäre auf diese Idee nicht gekommen, sähe ich Sie nicht unter den Mitarbeitern der „Bl. f. C. U." — Dort haben Sie (NB. sehr liebenswürdig! Sie müssen ein sehr sanfter und nachsichtiger Mann sein!) Wolzogen's Bearbeitung des „Wallenstein" besprochen. Ob Ihnen die anliegend von mir übersendete Bearbeitung aus dem Jahre 1802 ganz nach den Ideen, die Wolzogen gelenkt haben, angefertigt, bekannt ist, geht aus der Kritik nicht hervor; ich sende Ihnen also die Broschüre mit, ersuche aber, sie mir gelegentlich wieder zuzustellen. —

Gestern Abend habe ich Frl. Marianne Winter, die nächstens zu Ihnen geht, kennen gelernt: ein charmantes Geschöpf, gar keine Komödiantin, wohlerzogen. Cosa rara bei den p. t. Bühnenmitgliedern, die ich mir auch krampfhaftigst vom Halse halte. Unter R. Heller waren diese Bettelvisiten zu einer Kalamität angewachsen — etwas grassiren sie noch, aber meine Sprödigkeit scheucht viele zurück, schon ehe sie meiner Schwelle (wo ihnen kein Salve winkt) nahen! —

Ich schreibe Ihnen Alles durcheinander, wie es mir beifällt; für was für einen konfusen Menschen werden Sie mich halten! — Aber ich hoffe einmal Gelegenheit zu finden, Sie vom Gegentheil zu überzeugen: viel nachdenken, über das was ich Ihnen schreiben will, kann ich nicht erst; ich zähle auf Ihre Nachsicht. Sie sind mir, durch Briefe und Tradition, wie ein herzlicher Freund!

Was ich zu kämpfen, manchmal auch zu leiden habe, dadurch daß ich mit einer gewißen studentischen, übermüthigen Jugendlichkeit hier mit gleichen Füßen in die Arena gesprungen bin — spornklirrend, säbelrasselnd, wenn Sie wollen — ist arg. Mein lieber, trefflicher Kollege, Dr. Schäffer, total das Gegentheil von mir; die übrige

Presse, ohnehin voll Galle auf die hervorragende Position der „Hamb. Nachrichten"; mein geliebter Chef, Dr. Hartmeyer, ein Anhänger der Theorie, daß „Clavigo" usw. veraltet sei, daß es nur für wenig Leser Interesse habe, wenn man die „alten Schinken" auf der Stadtbibliothek durchstöbere, daß uns „Emilie Galotti" und dessen Aufnahme hier vor 100 Jahren gar nichts anginge ꝛc., daß Alles zu eingehend sei, was ich da geschrieben, was mich Alles natürlich dann und wann zum Diplomatisiren und zum Umschiffen der Hemmnisse zwingt — aber meine Grundsätze und Anschauungen nicht erschüttern kann. Und ein Brief wie Ihr letzter herrlicher stützt mich in meinen redlichen, ernsten Entschlüssen. — Die Kritik über „Clavigo" (ich empfehle sie Ihrer Lectüre) hatte das allerhöchste Mißfallen des geliebten Chefs (dies natürlich ganz unter uns), der der beste, liebenswürdigste und herzlichste Mensch unter Gottes Sonne ist, der sich aber jeglicher Entschiedenheit abgeneigt zeigt. Vielleicht hat er recht und meine Weise führt vielleicht zur Einseitigkeit; unter allen Umständen habe ich ihn lieb, er schätzt mich wie ich glaube, doch und so werden wir gut mit einander fertig. Darin freilich hat er recht: wollte ich über's Stadt- und Thalia-Theater schreiben, wie man müßte — die Herren könnten ihre Bude nur zuschließen.

Etwas Jammervolleres wie jetzt dies Th.-Th. ist nicht zu denken. Heruntergekommene Größen, sogar das Ensemble lahm, matt; das geistige Princip in der Leitung Null, Frivolitäten, Demimondekomödie, fast nur Pariser Machwerke, geile und zotige Stücke — gräßlich!! Keine Regie, Alles mangelhaft, der Schatten von ehedem. —

Und das Stadttheater?? — Ehe es nicht auf Stadtkosten übernommen ist — kein Heil!! Ueberall brennen die alten Buden ab, nur der schändliche (obwohl inwendig nicht üble) Kasten hier nicht. Die Maschinerie klapprig, die Dekorationen schäbig, der Zuschauerraum schmierig, die Parquetloge unbequem, der Fußboden mit gespaltenen Dielen, das Orchester zu klein — und die Kunst? „geht nach Brot!" Schmachvoll. Herrmann ist gewiß ein guter Buchführer, die „Kunst" ist ihm Wurst. Was ist ihm Hekuba!! Das darf man natürlich nicht drucken lassen, denn vor allen Dingen muß à tout prix das Thalia erst einmal bankerottlos durch den Winter; das bildet dann ein Fundament, auf dem sichs weiter

bauen lassen muß. — Ja, Sie hier! Feodor Wehl Schröder's Nachfolger und Hermann Uhde der Feuilletonist des leitenden Blattes! Wir Beide rissen ästhetisch Bäume aus der Erde; die kleine Musterbühne in der Westentasche, kurze Anleitung für Institute, die es werden wollen, aber ach — „sie bleiben Traum," diese schönen Träume!! Was würde ich Ihnen die Menschen in die Bude peitschen — mit der Gewalt müßte das Theater besucht sein, es wäre herrlich! Aber unter dem Druck dieses Kontraktes mit Herrn Sloman ist es freilich nicht zu machen. —

Eines habe ich doch schon durchgesetzt, was noch vor halbjähriger Frist unmöglich gewesen wäre: in den Philharmonischen Konzerten spielen sie jetzt, die noch vor Kurzem perhorrescirten Wagner, Berlioz, Liszt und Genossen. Für diese Menschen hörte bis dahin die Musik bei Bach und Händel so ziemlich auf, allenfalls noch einen „gewissen" Beethoven ließ man gelten, mais voilà tout.

Doch ich bedenke nicht Ihre Zeit, ich werde zur geschwätzigen Elster. Verzeihen Sie es mir; Gott, wenn man sich doch einmal gründlich aussprechen könnte; nun hoffentlich ist aufgeschoben nicht aufgehoben! —

Nun nochmals Pardon für die auspiciende Unart meines langen Schweigens (8 Tage war ich auch krank!) und lassen Sie mich nennen Ihren herzlich ergebenen

Uhde.

Weimar, 1. Mai 1873.

Verehrtester Herr!

„Lang lang, ist's her", daß ich von Ihnen nichts direkt vernommen, obwohl ich viel an Sie gedacht, viel von Ihnen gesprochen habe und auch etliche Male entschlossen war, mit Vergnügen die Feder zu ergreifen, um mit Ihnen zu plaudern. — Ich würde mit Ihnen alle Fühlung verloren haben, hätte nicht bisweilen der L. Korrespondent der „Hamburger Nachrichten" aus Stuttgart über Sie berichtet — „aus guter Quelle!" — So erfuhr ich denn, daß Sie leben, gesund sind und thun, was wir alle müssen, wenn wir nicht auch unter die Sozialdemokraten gehen und striken wollen: Sie arbeiten! Das kann man bekanntlich nicht von Jedem sagen!

Sie thun es hoffentlich unter körperlicher Gesundheit, sowie unter günstigen Verhältnissen im Schooße Ihrer lieben Familie!

Viele Grüße auf alle Fälle an Gemahlin und Sohn; meine bessere Hälfte schließt sich diesen Grüßen wärmstens an.

Denn — me voilà marié! — Am 28. August v. J. geschah der Schritt in der St. Petrikirche zu Hamburg, 14 Tage später zogen wir als Herr und Fr. Dr. — Doctor — ! hier ein, blieben bis Mitte December und gingen dann bis vor 14 Tagen wieder wochenlang nach Hamburg, wo wir aßen und tranken und es uns wohl sein ließen!

Nun wieder hier, ist es mein Herr Verleger Duncker-Humblot, der durch einen Wink mit dem Zaunpfahl den lang gehegten Wunsch zur That werden läßt — ich greife mit Vergnügen zur Feder!

Nämlich die neue Ausgabe von Toepfer's Werken. „Dies Kind, sein Engel ist so rein! Laßt's Eurer Huld empfohlen sein!" Im Ihrer 3fachen Eigenschaft, als Autor, Bühnenleiter und Kritiker, lege ich Ihnen, bester Herr und Freund, die Edition ernsthaft an's Herz. Sie erinnern sich vielleicht unseres Gesprächs darüber, welches wir, mit würdevoll abgemessenem Schritte umwandelnd einst des Grasflecks Rund, in Hamburg führten; ich war (und bin) der Ansicht, daß eines oder das andere dieser Stücke entschieden zwischen durch noch zu geben ist, namentlich „Incognito", „Laßt mich lesen", „Der reiche Mann", „Schein und Sein" und das Pagenstückchen. — Sie sehen sie sich vielleicht darauf hin an und ergreifen auch mit Vergnügen die Feder, um zur Verbreitung und Aufnahme der neuen Edition beizutragen, denn wieviel Ihr Name bei der Sache nützen muß, liegt auf der Hand. — Handelt es sich um Gegendienste, so wissen Sie ohnehin, daß ich für meine Freunde zu jeder Schandthat fähig bin —

So viel als Opfer dem Moloch, Verleger genannt, — nun wieder zu Persönlichkeiten. — Da interessirt uns zuerst der Stand der Stadt-Theateraffaire in Hamburg. Sie wissen vielleicht, wie mächtig ich dafür agitirt habe, und, Gottlob, ja nicht ohne Erfolg. Wenn die Bürgerschaft Ja und Amen spricht, so steht die Sache auf den Füßen. Das ist allerdings noch problematisch, aber man muß hoffen und ich glaube selbst an einen Erfolg. Die Frage ist nur, was dann? — Rudolf Gottschall in Leipzig sprach ich neulich, er fragte mich natürlich sofort über die Sache aus und sein Refrain war: Da kann ich mich ja auch einmal melden! — Er ist mit Senator Hayn verwandt, was immerhin eine, wenn auch kleine

Chance iſt. — Aber was meinen Sie zu dem Adreſſaten dieſes Briefes? Mir wenigſtens würde Feodor Wehl reichlich ſo gut gefallen wie jeder andere mais — lui même —?!

Qu 'en dites vous? —

Meinen Doctor habe ich mit der Abhandlung: „Ueber die Stellung der Muſik in der Wiſſenſchaft der Aeſthetik" in Kiel fertig gebracht, auch das Examen — paſſabel rigorosum! — ging noch leidlicher, als ich gedacht; ich mußte meinen alten Ariſtoteles und andere Schinken und Schwarten wieder hervorſuchen und dieſe ehrwürdigen, längſt vermoderten Herren mußten ſich mir nichts dir nichts aus den Bücherſchränken heraus- und auf's Neue in meinem Schädel bemühen — und nun gefällt mir die Arbeit doch recht gut und thut wohl!

Auch die Kriegsdenkmünze habe ich inzwiſchen bekommen — natürlich am Nicht-Combattantenbande.

Ein Aufſatz, der Sie ſicher ſehr intereſſirt: „Aus dem Komödiantenleben des vorigen Jahrhunderts" wird von mir enthalten ſein im nächſten Raumer'ſchen hiſtoriſchen Taſchenbuche (W. Riehl). Es ſind dies die Memoiren jener Karoline Schulze, welche durch ihre Ränkereien mit der Henſel indirekte Urſache war, daß 1767 das Nationaltheater in Hamburg gegründet wurde — „gegründet" iſt das rechte Wort! — Das kleine Ding, ſo wie es gedruckt wird, den Worten nach ganz mein Geſchöpf, iſt mir, vielleicht über Gebühr, an's Herz gewachſen, aber leſen Sie es doch, es iſt ein zu merkwürdiger Einblick in die alte Zeit!

Der größte und entſcheidendſte Schlag aber geſchieht im October mit der Edition von „Louiſe Seidler, die Malerin, ihr Leben und ihre Erinnerungen." Der Verleger iſt Wilhelm Herz (Beſſer'ſche Buchhandlung) — alſo first rate! — Die Zeit von 1786–1830 etwa iſt darin äußerſt lebensvoll, noch von der Seidler ſelbſt erzählt: Erinnerungen an Goethe und Thorwaldſen die Hülle und Fülle!

In Hamburg haben wir, meine Frau und ich, denn nun auch Richard Wagner kennen gelernt. Aber Liszt, ſowie Coſima ſind doch liebenswürdiger! Die Jachmann war auch mit da und agitirte für Bayreuther 300 Thalerſcheine, auf die aber die Hamburger nur ſehr theilweiſe anbiſſen. Auch bei meiner Schwiegermama agitirte die Jachmann ziemlich dreiſte, aber ſie fiel ab. Die Schweſter,

welche Sie kennen, wie sie sagte, ist liebenswürdiger als die Jachmann selbst, so schien es mir.

Felicitas von Vestvali gaukelt ihren Hamlet ꝛc. jetzt auf Carl Schulze's Vorstadtbühne — auch eine schöne Gegend.

Und somit hab' ich ausgeleert der Worte Köcher, bis auf die Bitte, mir — auch wenn ich nicht mehr das Feuilleton redigire — ab und zu doch einmal ein Lebenszeichen in Gestalt einer Korrespondenz privatim zu schicken, womit ich bleibe herzlichst der Ihre.

Uhde.

Weimar, 21. Mai 73.

Verehrtester Herr Hofrath,
Herzlicher Gönner und Freund!

Zuerst tausend Dank für die Zusage in Sachen Toepfer, die mich begreiflicher Weise froh und gespannt macht! — Dann aber eine ganze Reihe „thatsächlicher Berichtigungen", nämlich über Ihre Anschauung der Stadttheaterfrage in Hamburg.

Als ich im Dezember vorigen Jahres hinkam, stand die Sache so, daß das ganze Projekt der Aktionäre total eingeschlafen war. Drei nahe Verwandte von mir, deren einer sogar Sekretär des Comité's war, sagten: die Sache sei gescheitert, man sei verstimmt über die Haltung der Presse, des Publikums, wolle sich injuriösen Artikeln Seitens der „Tribüne", des „Fremdenblatt" ꝛc. ꝛc. nicht aussetzen u. s. w. Vergebens versuchte ich durch neuerliche Agitation das total erloschene Feuer wieder anzublasen und ein 4facher Millionär, den ich sprach, freute sich sogar unverholen des Scheiterns der Sache, denn dadurch seien ihm 5000 Thlr., die er gezeichnet, nun wieder zurückgegeben.

Da kommt Dr. Hartmeyer und sagt zu mir: ob ich geneigt wäre, einen Lobartikel über Herrmann loszulassen. Der Alte — dessen Verdienste ich absolut sehr gering anschlage — ginge fort, de mortuis nil nisi bene ꝛc. Ich sagte deshalb zu, weil ich diesen besiellten Artikel ganz anders zu drehen beabsichtigte — in der That lieferte ich den Aufsatz, welcher dann auf mein Betreiben in den Sprechsaal kam, zunächst ohne jegliche Erwähnung, ja, ohne Namensnennung Herrmann's, denn mir war nur an der Sache, dem Theater, gelegen. Das aber wollte Dr. H. nicht — natürlich unter uns — er hatte Herrmann einen freundlichen Nachruf zugedacht, und —

wie ich geneigt war, um den Preis des Durchsetzens meiner übrigen Ansichten etwas zu räuchern, so war H. geneigt, um deßwillen eben meine andern Pläne zu begünstigen. Sie wissen, wie difficil die Faktoren sind, mit denen man dort rechnen muß.

Ich flickte also in meinen Artikel noch die Bemerkung ein: Herrmann sei es gelungen, einzelne gute Kräfte zu engagiren u. s. w. Das ist wahr und meine Ueberzeugung. Ich bewies es aus den glänzenden Offerten, die das Gros der Hamburger Mitglieder erhalten hat, die theils nach Hannover, theils nach Amsterdam ꝛc. gerufen wurden. Nie und nirgend habe ich gesagt, die künstlerischen Prinzipien Herrmann's (der Alte hat gar kein Genie!) seien zu billigen ꝛc. — obwohl mich Herrmann selbst hernach 4 mal flehentlich bat, für ihn aufzutreten.

Mein Artikel hatte die gute Folge, daß die öffentliche Meinung sich der Sache wieder bemächtigte; das Comité ging in sich, that Buße und — heute vor 8 Tagen ist in der Bürgerschaft die Gewährung von Gas und Wasser, sowie von [illegible] Thalern Pensionszuschuß an das Theater beschlossen; ich kann dreist sagen, daß mein Artikel der Schneeball war, der die Lawine in's Rollen brachte. Sie kennen die Wirkung der „Hamb. Nachr."

Aber Sie wissen auch, wie die Hamburger sind. Daß sich Jemand uninteressirt für etwas begeistere, begreifen diese Zahlenmenschen nicht. Kaum war also mein Artikel losgelassen (in welchem übrigens Niemand die paar Zeilen über Herrmann beachtet hat, sondern dessen Schwerpunkt ganz wo anders lag) so rief man: „Aha, der will sich zum Direktor schreiben — wie weiland Löwen." Sofort hieß es nun, ich und mein „Freund Stockhausen" (mittlerweile sind wir uns absolut fremd!!) wir wollten Schauspiel und Oper leiten — ein Duumvirat! Ich mußte mir nichtswürdige Witze von der „Tribüne" und Genossen gefallen lassen — diesen Dank hatte ich! Seien Sie froh, bester Freund, daß man Ihren Namen dabei nicht genannt hat. Der von Stockhausen verscholl — aber diese Leute haben ihr Pulver völlig nutzlos verpufft, denn selbst jetzt ist die Frage nach dem künftigen Leiter sehr viel verfrüht!!! Erst soll das Haus umgebaut, dann soll beschlossen werden, ob man überhaupt in diesem Winter spielen kann oder ob nur gebaut werden kann — dann sollen Architektenkonkurrenzen ausgeschrieben werden — also „noch brennt's zu früh und macht der Nachbarn

stutzig!“ — Jedes Interesse wird geschwächt, wird jetzt schon öffentlich ein Name genannt.

Daß ich aber privatim und gerade privatim kann ich sehr viel thun! — dringendst schon auf Sie hingewiesen, darauf mein Ehrenwort; an wen hätte ich denn denken sollen, als an Sie? Gerade heraus: ich habe sogar an eine Zusammenspannung unserer Interessen gedacht, denn so weit ich davon entfernt bin, die verantwortliche Leitung zu übernehmen — (die Zeitungsnotiz, der Sie gelesen, ist einfach blödsinnig; „bewerben“ kann man sich bekanntlich nicht um eine Sache, die bis vor 8 Tagen noch gar nicht auf den Füßen stand!) so sehr wäre ich zur Uebernahme des Sekretariats, richtiger, der Dramaturgenstelle, bereit gegen fixen Gehalt. Meine Chancen als Direktor zu risiken, danach bin ich gar nicht situirt. Aber als rechte Hand — das fühle ich — könnte ich einem ehrlichen Menschen sehr nützlich sein, namentlich auch mit meiner Kenntniß in der Musik.

Eben sehe ich, liebster Herr, daß ich in des Herzens Drang einen unendlichen Brief gorgelt habe — nun, Sie verzeihen's und lesen hoffentlich meine guten Gesinnungen und meine aufrichtige Ergebenheit für Sie heraus.

Da ich nun doch 20 Pfennige verausgaben muß (welche dépense!), um diesen Brief an seine Adresse kommen zu lassen, so lege ich die Korrekturen zu „Kummerfeld“ bei, verzeihen Sie das malpropre Aeußere der Bogen, aber der Reindruck ist noch nicht vollendet und scheint auch noch auf sich warten lassen zu wollen, und Sie sind ja auch lange genug „vom Handwerk“ gewesen, um solche „Korrekturbogen“ zu würdigen!

Leben Sie wohl und lassen Sie bald von sich hören, daß ich nicht wieder zu einem schmerzlichen „Bist untreu, Wilhelm?“ gezwungen bin. Und — vergessen Sie den von mir neu eingekleideten Toepfer versprochenermaßen nicht! — Meine Frau läßt vielmals grüßen, dito ich — Gemahlin und Söhnchen nicht zu vergessen!

Von Herzen Ihr

Ulbr.

NB. Aber bitte ohne den Ritter ꝛc. auf der Adresse; ich bin beinahe darüber umgefallen!

Weimar, 31. December 73.

Hochverehrteſter und werther Freund!

Wie alle Ihre lieben Briefe, ſo hat mir auch der letzte vom 3. d. M. aufrichtige Freude gemacht; er enthielt ja auch gottlob nur gute Nachrichten. Von uns kann ich Ihnen heute nur gleiche vermelden: mir geht es ganz wohl wieder, die Frau iſt munter und das Kind gedeiht zum dicken fetten Menſchen — Chriſten darf ich jetzt ſchon ſagen, denn am 2. Weihnachtstage iſt er auf den Namen Hermann getauft.

Neugierig bin ich doch, ob denn keine einzige Bühne einmal ein älteres Stück von Toepfer wieder zu bringen wagen mag — namentlich „Schein und Sein" halte ich doch für lebensfähig, ebenſo den netten Schwank „Laßt mich leſen." — Die neueſten Berliner Erzeugniſſe „Lucinde vom Theater", „Comteſſe Helene" und wie die braven, von dem würdigen Thaliatheater in Abwechslung mit Goethes Fauſt (!) gegebenen Machwerke heißen, müſſen denn doch, den Berichten zufolge, recht heiter ſein. Wie lange dies Weſen dauern kann, bin ich nur begierig zu ſehen —! Und dann ſchimpft der biedere Deutſche noch mit dem Bruſtton der Ueberzeugung auf die „verderbten Franzoſen!" Denen iſt doch die Frivolität wenigſtens natürlich und ſie ſtellen ſie noch graziös dar, aber im Deutſchen iſt es ja gar ein Graus zu ſehen. Doch — genug davon. Mit dem Stadt-Theater iſt es ein Jammer — ein wahrer Jammer; da ſieht man wieder: was iſt Tradition, was gutes Beiſpiel und was eine rühmliche Vergangenheit? — Hatte doch der alte Herr Schmidt noch bis anno 40 — das ſind nun 34 Jahre und nicht länger! — wirklich gewiſſenhaft Komödie ſpielen laſſen, wie aus ſeinen Büchern (die ich jetzt unter der Mache habe) hervorgeht. — Aber — Alles umſonſt. — Dieſe Publikation (die Memoiren des alten Schmidt) wird Sie, glaube ich, auch ſehr intereſſiren. Für meine „Erinnerungen und Leben der Malerin Louiſe Seidler" (Berlin, W. Hertz) hat mir die Kaiſerin (der das Buch gewidmet iſt weil die Seidler ihre Zeichnenlehrerin war) eine pompöſe Tuchnadel überſandt. — Doch nun adieu — unter Wiederholung allſeitiger herzlichſter Wünſche von uns an Sie Alle bleibe ich Ihr

aufrichtig ergebener
Uhde.

Montreux, Schweiz 18 Mai 1874.
Pension Bon Port.

Hochverehrteſter Herr Hofrath! Wertheſter Freund und Gönner!

Sie glauben es nicht und Sie ahnen es nicht, wie außerordentlich mich Ihre freundlichen Zeilen überraſcht und erfreut haben. Ich fürchtete mich ſchon ausgelöſcht aus Ihrem freundlichen Gedächtniß und zauderte, den Verſuch zu wagen, mich wieder in Erinnerung zu bringen: ich würde ihn aber ganz ſicher unternommen haben — nun belehren mich Ihre lieben Zeilen, daß meine Vorausſetzung, erfreulicher Weiſe, falſch war; — tauſend Dank dafür!

Ich will denn auch nicht lange mit einer Rückantwort zaudern! Anregend wie immer war Ihr Brief; hier eine doppelte Wohlthat, denn er traf mich bereits in der Schweiz, wo wir jetzt ſeit etwa 6 Wochen hauſen. Weimar ſehen wir für's Erſte nicht wieder, denn nach dem Votum der Aerzte, unter denen Traube aus Berlin, den ich als Conſiliarius zugezogen, ſoll ich dieſen Sommer und nächſten Winter in der Schweiz reſp. Italien (vielleicht, ſonſt wieder Montreux) zubringen. Wir haben daher unſere Möbel in eine kleine Wohnung auseinander gepackt, eine Einhüterin dabei geſetzt, die von uns inne gehabte Wohnung vermiethet und Krähwinkel, genannt Jim-Athen, den Rücken gewendet — for ever. Denn entweder, ich ſterbe, dann hört die Sache von ſelbſt auf, oder ich bleibe leben und werde wieder völlig geſund: dann will ich mich nicht lebendig begraben, wie man es in Weimar ſo ziemlich iſt. Es iſt ein zu kleinſtädtiſches Neſt; der Großherzog iſt die Centralſonne: „Aller Augen warten auf dich, oh Herr und du giebſt ihnen Speiſe zu ſeiner Zeit!“ Ach, Jedermann, der nicht auf großherzogliche Speiſe zu warten braucht, ſondern als freier Mann thun und laſſen kann, was er will: welcher Gegenſtand kleinlichen Neides iſt der! — Passons là dessus; bei vielem Schatten war ja auch manches Licht, und es wäre undankbar in höchſtem Maße von uns, das zu verkennen. Hat doch auch der Allerhöchſte noch in den letzten Tagen meiner Weimariſchen Exiſtenz mich durch Sein Falkenorden-Ritterkreuz erfreut — ja wirklich erfreut, denn ich gehöre zu den großen Kindern, die für ſolche Spielſachen empfänglich ſind — und ſchäme mich nicht einmal dies einzugeſtehen! Welche Ruchloſigkeit, nicht wahr? —

Aber wozu sind die kindlichen Vergnügen da, wenn man sich nicht daran ergötzen soll? —

Unser Sproß ist, während wir gen Süden zogen, mit der treuen Großmutter, welche ihn wirklich sorglichst pflegt, nach Hamburg gegangen. Unwillkommene Trennung! Doch sie war nothwendig; bei dem Nomadenleben, welches wir, wenigstens für die nächste Zeit, zu führen gezwungen sind, wäre das arme Wurm doch oft zu kurz gekommen, und da entschlossen wir uns zu dem schweren Schritt. Führt Sie, wie ich voraussetze, Ihr Weg in diesem Sommer nach Hamburg, und Sie haben Muße und Lust, die Alster-Terrasse Nr. 1 aufzusuchen, so würden Sie meiner Schwiegermutter, die sich Ihrer stets mit dem lebhaftesten Vergnügen erinnert hat, eine große Freude machen, und sicher würden Sie den kleinen Uhde besehen können, falls er nicht grade promeniren getragen würde oder schliefe. In diesem Falle würde der große Uhde sehr neidisch auf den kleinen sein, denn ich zehre öfters noch an der angenehmen Erinnerung unserer lebhaften Unterredungen gelegentlich unserer peripatetischen Umschreibungen der Bürgerweide. Damals sagten Sie mir gleich: „In Weimar halten Sie es nicht aus!" — Bene beatus es!

Auch von Dresden sprachen wir damals — ich habe viel an Sie gedacht, als ich las, der Advokat Siegel habe die „Constitut. Ztg." eingehen lassen! Schade: — wieder ein anständiges Blatt weniger — während der Schund blüht. Doch wo ist es nicht so, daß die Honettität immer gegen die Lumperei zurückstände! —

Was nun meinen Toepfer anlangt, muß ich bekennen, die deutschen Bühnen haben die Ausgabe einfach ignorirt und wenn ich dies nun auch, nach allem Vorangegangenen, und wie ich das Gros der Theater ansehe (das Komischste unter der Sonne ist, in der Nähe besehen, die Weimarische Musterbühne, was jedoch nicht hindert, daß die Presse großes Geschrei davon macht!), gar nicht anders erwartet habe, so hat doch auch der Verleger vielleicht Manches unterlassen, wozu ich ihm gerathen habe, so z. B. sagte ich ihm er möge dem Wochenlappen, den die deutsche Bühnengenossenschaft druckt, und Ledeburs Autorenblatte Prospekte beilegen und zwar zu Anfang der Saison. Ersteres Blatt hat diese Maßregel nicht gebracht. Auch rieth ich ihm, sich mit Haase in Verbindung zu setzen; ich schilderte Sie und Ihr Wohlwollen für die Sache — aber anscheinend Alles umsonst. Nun — habeat sibi. „Ich kann's

nicht helfen", sagt der Hamburger; wirklich nicht — bitte Sie aber herzlichst, da Sie ohnehin entschlossen sind, ein Exemplar Toepfer für die Theaterbibliothek zu erwerben, sagen Sie, mir persönlich zu Gefallen, einige Worte, wenn es Ihnen möglich und nicht gegen Ihr Innerstes ist, darüber in den „Bl. f. lit. Unt." Wie werthvoll mir Ihr Urtheil ist, wissen Sie — und nicht nur das gedruckte, zum Beweise dessen erlaube ich mir, Ihnen heute ein Exemplar meiner Seidler, und zwar nicht mit dem egoistischen Hintergedanken einer Besprechung zu senden! Nehmen Sie es, ich bitte herzlich, gütig auf und ersehen Sie daraus, wie sehr gern ich alle meine Arbeiten in Ihrer treuen Hand, in der eines wahren Freundes und treuen Berathers, allezeit weiß!

Was nun die Auswahl aus Toepfer betrifft, so werden Sie, wie ich fest überzeugt bin, dort gewiß noch manches des Neustudirens werthe Stück finden. Haben Sie einen gewandten Bonvivant und eine geistvolle erste Konversationsschauspielerin, so wird an erster Stelle „Schein und Sein", wenngleich nicht ohne Kürzungen, die der Regisseur machen darf, der Herausgeber aber nicht machen durfte, zu empfehlen sein. Ferner berücksichtigen Sie vielleicht das vielfach komische „Laßt mich leben!" Sehr niedlich ist als Nachspielchen „Ein Stündchen Incognito"; sind einigermaßen Sympathien für den alten Fritz da, so wäre (neben dem noch nicht vergessenen „Königsbefehl") das Pagenstückchen gewiß aufzuführen. „Tagesbefehl" wird weniger machen; „Empfehlungsbrief" ist total unbrauchbar. Hat, wie dies in Braunschweig z. B. sehr auffallend der Fall ist, Ihr Publikum Vorliebe für historische Sachen, so könnte man als packendes Sonntagsstück, das mit großem Pomp und Spektakel zu insceniren ist, einmal den „Böttcher, Goldmacher" versuchen. Wäre ich Dresdener Intendant, das Stück müßte mir jährlich einmal heran — am Sonntag wie gesagt — Dies so ein paar Gedanken, die mir gerade beifallen und die ich so hinkritzle. „Prüfet Alles und behaltet das Beste", um abermals biblisch zu zitiren; glauben Sie aber nicht, daß ich während der Krankheit fromm geworden bin.

Wirklich neu und verdienstlich finde ich den Gedanken, eine Saison nur mit Deutschen Stücken auszufüllen. Da habe ich ein paar alte Steigentesch's im Auge, die Sie gewiß auch nicht übersehen: „Mißverständnisse" und „Zeichen der Ehe", deren dritter

Akt freilich schwach ist, aber am Ende ganz getrichen werden kann, und Iffland bringen Sie am Ende da auch wieder etwas zu Ehren. Bei solcher Sachlage, wo doch Etwas geschieht, bedauere ich nur immer, wie abgelegen Stuttgart, und wie wenig lokale Federn (trotz Hallberger's und der andern Entreprisen) sich finden, die dann doch dem theuren Vaterlande auch gelegentlich kund thäten, was geschieht! Aber das scheint in Stuttgart nicht nur sein Hälchen, sondern seinen Haken zu haben; — wenn man dagegen sieht, wie Weimar in der Presse aufragt — und hier nun noch dazu auf Kosten der Wahrheit! — so bedauert man es doppelt, daß über Stuttgart so oft geschwiegen wird!

Von Hamburg weiß ich nichts, als daß ich bisweilen die Aufforderung, einen weiteren Bruchtheil auf die gezeichneten Actien zu zahlen, in den Inseraten der „Hamb. Nachr." lese. Im Uebrigen ist meine Kunde auf die Namen Pollini und Hock beschränkt. Ich wundere mich dort auch über garnichts! Durch meine Schwiegermutter, die einen Platz im ersten Range abonnirt hat, erfuhr ich nur, der Rang sei nahezu ausabonnirt. Wenn man die Zahlen der Eintrittspreise und das ganze Verhältniß überhaupt mit Dem vergleicht, wie es zur Zeit des alten Schmidt war, dann stehen Einem freilich die Haare zu Berge. Die Memoiren des alten Knaben („Friedr. Ludw. S. eine Selbstbiographie") habe ich noch glücklich in Weimar, eben vor Thorschluß vollendet; vor Kurzem hat mir denn auch Hartmeyer geschrieben, daß er das sehr umfangreiche Manuscript im Juli, August ff. drucken will. Ich habe die Arbeit mit ganz speciellem Hinblick auf Hamburg, das dortige Publikum und das lokale Interesse daselbst — sogar das augenblickliche lokale Interesse — redigirt; ich fürchte, viel mehr wird nicht daraus zu machen, namentlich in weiteren Kreisen, etwa durch ein Buch, schwerlich Interesse für das Ding zu erwecken sein. Deutsche Bühnen und deutsche Mimen würden es a priori ignoriren, für den gemeinen norddeutschen Leser aber ist der Stoff nicht durchweg ausgiebig, die Form nicht immer pikant genug. Es ist immer der brave, lederne Schmidt, tugendhaft, aber oft langweilig, der durchguckt und den ich nicht ganz habe loswerden können. Indessen, man muß sehen. Sie sind doch sicher auch in Stuttgart ein Abonnent der „Nachrichten"; der Juli oder Anfang August, wo der Druck beginnen soll, sähe Sie am Ende wohl gar noch in

Hamburg. Dort würden Sie dann die Lecture um so weniger verſäumen. Thun Sie es ja nicht, ſondern leſen Sie die Feuilletons; glaube ich Ihnen doch nach beſtem Gewiſſen rathen zu dürfen. Vieles darin iſt doch ſehr intereſſant, und dann möchte ich gerade in dieſem Falle Ihr Urtheil um ſo minder entbehren, als Sie mit friſchen Augen ſehen, meine Zweifel: „ob Buchausgabe oder nicht?“ ſiegreich und competent löſen, mir überhaupt in jeder Weiſe rathen können und gewiß gern werden. Ich ſtehe einigermaßen zweifelhaft in dieſer Frage da; laſſen Sie mich daher an Ihre bewährte Einſicht nicht vergebens appelliren; Ihre Mühe dabei iſt ja nicht groß!

Daß Ihnen wieder einmal eine Kritik gedroht, war mir überraſchend; die asini ſollen doch zufrieden ſein, wenn ſie einmal einen Menſchen haben — oder wollte Monſieur Roberte vielleicht Ihr Nachfolger werden?? — Ich freue mich, daß Sie dem Wirkungskreiſe erhalten geblieben ſind; träte ſich, früher oder ſpäter, unſere Rückreiſe nach Deutſchland ſo, daß wir Sie in Stuttgart wiſſen, ſo machen wir Halt und ſagen guten Tag.

Neulich entdeckte ich auf ſeltſame Art, daß Charlotte Birch-Pfeiffer viel von Ihnen muß gehalten haben. Ich erhielt, im Intereſſe eines Handſchriftenſammlers, einen Brief von ihr geſchenkt, den ich aber gleich weiter gab; ich ſammle nicht. Der Brief war aus dem Anfang der vierziger Jahre (dächte ich) und anſcheinend an Putlitz gerichtet geweſen; genau war es nicht zu ermitteln. Es war von Ihnen und in der herzlichſten Weiſe, darin die Rede. Auch ſonſt [illegible]ch Sie mir nahe geweſen. Das von mir früher immer nur nach[illegible]gene, nie ſyſtematiſch geleſene „Abg. Literaturleben“ habe ich d[illegible]ſtudiert, und wurde ſehr ärgerlich auf Sie, weil Sie mir einmal n[illegible]wenig Wärme von dieſem Werke geſchrieben haben. „Es ſei unreif; es ſei ein Jugendwerk.“ — Beſter Freund, da thun Sie dem Buche unrecht. Ich halte es für ſehr gut, und die betreffende Epoche, in gleicher Zuſammenhängigkeit (muß ich ſchlecht, aber treffend ſagen) und Ueberſichtlichkeit, iſt nicht wieder geſchildert zu finden. Ich kenne nur Ein Seitenſtück zu Ihrem Buche: Schillers (E. W. glaube ich, oder C. G.) „Braunſchweigs ſchöne Literatur (1750–1880).“ — Auch vortrefflich! Alſo ehren Sie mir künftig, ich bitte ſehr, Ihr opus mehr, und damit Sie ſehen, daß ich wirklich nicht etwa blind bewundere, weil ich Sie von Perſon verehre, oder damit Sie nicht etwa gar an Weihrauch

wolken denken, die ich scharwenzelnd streuen möchte, so will ich auch gleich offen sagen, daß 2 oder 3 kleine faktische Berichtigungen zu dem Buche zu machen wären, von denen die hauptsächlichste mir, als höchst auffallend, im Gedächtnis geblieben ist. Sie lassen nämlich Schrödern (ein Paar Mal) in Hamburg geboren sein. Unbegreiflich bei Ihrer sonstigen Genauigkeit! Er ist kein Hamburger — und damit fallen auch die Betrachtungen weg, die Sie an diesen vermeintlichen Umstand knüpfen — sondern in Schwerin geboren. Meyer erzählt die näheren Umstände, namentlich auch die seiner Erzeugung, wie der Vater von Berlin aus seine Frau, die er lange nicht gesehen, besuchte, und sich so, bei dieser Gelegenheit, das Verdienst erwarb, Fr. L. Schröder zu erzeugen u. s. w. Es ist mir völlig räthselhaft, wie Sie den beregten Irrthum stehen lassen konnten, auf den natürlich nur in den Augen Eines etwas ankommt, der peinvoll genau, wie ich, und zugleich in alle Details eingeweiht ist. Im Uebrigen kann ich mir sehr wohl denken, daß Jemand z. B. einen sehr geistvollen Essay über einen Dichter pp. schreiben, und doch seine Lebensdata und Zahlen nicht conversationslexikalisch genau mittheilen könnte. Den Franzosen begegnet dies öfters, und doch war mir die Lectüre manches Aufsatzes aus der Revue des deux mondes oft ersprießlicher, als das Durchkauen bändereicher, mit Details überladener Deutscher Biographieen.

Nun schelten Sie mich dreist, daß ich so von Ihrem „Hbg. Literaturleben" gesprochen; aber ich mußte Front machen gegen Ihren generellen Tadel und wollte doch zeigen, daß ich dabei völlig unbefangen bin.

Ist Ihre Geduld noch nicht gerissen? Ich fürchte beinahe — darum in Hast adieu. Nur noch die wichtige Adressenfrage. Bis 30. Mai sind wir hier; dann, im Juni: Gersau am Vierwaldstädter See, Pension Müller. Dann? Unbestimmt. Immer treffen mich Briefe durch Mutter Rübke. Doch schreiben Sie, so hoffe ich, noch eher, als bis wir Gersau verlassen! Tausend herzlichste Grüße Ihnen und den lieben Ihrigen von meiner Frau und Ihrem Ihnen wärmstens ergebenen

H. Uhde.

Luzern, Villa national, 29. August 7[9]

Hochverehrtester Herr und Freund!

Herzlichen Dank für Ihre lieben, lieben Zeilen. — Sie haben Recht; was übt nicht alles seinen Einfluß aus auf das mechanische Schreiben! Daß aber meinerseits nicht minder die Anhänglichkeit die alte bleibt, dürfen Sie mir schon glauben. Viel denken wir an Sie und sprechen von Ihnen, namentlich wenn die Zeitungen Ihren Namen nennen und über Ihre Verhältnisse in Stuttgart Berichte bringen, denen ich den Unsinn entweder gleich ansehe, oder die ein paar Tage später dementirt werden. Da regt sich denn wohl der Wunsch, aus authentischer Quelle Genaues über den lieben Freund zu erfahren — aber es ist schon Etwas, wenn man weiß, daß er wohl, daß es ihm gut geht; vielleicht kommt doch ein mal ein freier Augenblick zu breiterer Mittheilung. Diese adressiren Sie dann, bitte, nach Montreux, Pension Bon Port, wohin wir in vier Wochen wieder in die Winterquartiere gehen, ich kann, gottlob, sagen, mit neu belebten Hoffnungen und schon in fast völliger Wiederherstellung. Wohin ich i. J. mich wende, hängt wohl meistens von klimatischen Bedingungen ab; Stuttgart könnte mich schon locken, denn Leipzig wird mir als rauh verschrieen und auch Dresden soll zu wünschen übrig lassen, wenn man nicht in Hosterwitz oder Blasewitz oder einem dieser witze wohnt, was ja aber denn doch wieder nicht Dresden wäre. Aber Sie haben auch darin recht, „kommt Zeit, kommt Rath."

Gottschall hat den Toepfer wirklich sehr anerkennend und schön besprochen; es ist die erste eingehende, wirklich liebevolle Rezension, die ich gelesen habe, die politischen Blätter haben alle nur mein Vorwort ausgenützt. Und das nennen sie „Rezensiren!"

Aber fast sollte ich böse sein, daß Sie die Zusendung meiner Seidler so auffassen können, als hätte ich von Ihnen eine Rezension herauskitzeln wollen! Doch nein, das thun Sie ja nicht; nur Ihre Liebenswürdigkeit offerirt mir eine solche! Erwartet habe ich sie wahrlich nicht, brauche aber wohl nicht zu sagen, daß sie, wenn erscheinend, mich immer nur mit Freude und Stolz erfüllen kann, daß auch Sie sich der Sache angenommen haben und noch dazu trotz mancher Last auf Ihren Schultern. Was nun meinen Fr. L. Schmidt betrifft, so erscheint er eben jetzt und ich höre erfreulicher Weise, daß er den alten Hamburgern sehr vielen Spaß macht.

Freilich ist denn auch viel Partikularismus bei diesem Interesse und ich hörte gern ein unbestochenes gerades Urtheil, wie Sie es mir geben können, denn Dr. Hartmeyer, dem ich Ihren Wunsch mittheilte, hat mir sofort zugesagt, Ihnen nach vollendetem Erscheinen im Feuilleton ein Exemplar zuzustellen; ich erwarte, daß er nichts dafür berechnet. Ob das Werk in den Buchhandel kommt — wer weiß es? Dramaturgie ist kein gangbarer Artikel und die Herren Verleger sind gute Rechner. Jedenfalls habe ich für die armen Schmidt's (die Schwiegertochter des alten Autobiographen — sie lebt wirklich in Dürftigkeit) ein Erkleckliches herausgeschunden, und das ist mein ganzer Stolz. Bald wird auch Herr Herzfeld in Mannheim den Nachlaß seines Großvaters bringen, und Frau Marr muß doch endlich einmal mit den Memoiren ihres Mannes fertig werden!

Ich habe in letzterer Zeit außerordentlich viel Dramaturgie gelesen, indem ich eine wirklich hübsche Sammlung solcher Schriften in Wien als Gelegenheitskauf erwerben konnte und es that. Auch von Ihnen ist ein Bändchen „Didaskalien" dabei, das mir aber als kundigem Thebaner in-sofern nichts Neues bringt, als ich die Aufsätze schon aus der „Schaubühne" kenne, wo sie zuerst erschienen sind — nicht wahr, ich habe Recht? So gesammelt macht sich freilich Alles konsequenter, mehr organisch! Besonders froh bin ich über die Erwerbung einzelner Seltenheiten, und meine Bibliothek ist in Sachen Dramaturgie jetzt fast schon so reich, wie Devrients „Quellenverzeichniß" in seiner Geschichte der Schauspielkunst.

Sehr erfreut haben Sie meine gute Schwiegermama durch Ihren Besuch und Ihre Bemerkung über unsern Sohn hat meine Frau ganz stolz gemacht. (Doch damit ist nicht gar gesagt, daß ich mich nicht auch außerordentlich darüber gefreut und ergötzt hätte.) Und nun tausend Lebewohl. Herzlichste Grüße von Haus zu Haus und behalten Sie lieb Ihren treu ergebenen

Uhde.

Am 31. Mai 1879.

Prof. Wilhelm Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte", der jetzt bereits in sechster Auflage erschienen ist, wurde von zwölf oder dreizehn Verlegern abgelehnt, ehe sich einer entschloß, ihn zu drucken. Der Verfasser hat mir das selbst erzählt.

Am 1. Juli 1879.

Wenn die Kaiserin Eugenie in den Tagen ihres Glücks gesündigt hat, so muß sie jetzt in der Zeit ihres Unglücks entsetzlich dafür büßen. Sie verlor rasch nach einander Thron, Gemahl und Sohn. Der Tod des Letzteren ist wohl der härteste Schlag, der sie treffen konnte. Mit ihm verlor sie ohne Zweifel den letzten Anker vom Schiff ihres Lebens.

Die Hinschlachtung des Prinzen durch die Zulukaffern erregt übrigens den Unwillen von ganz Europa über das englische Heerwesen. Die deutschen Zeitungen führen das rühmliche Verhalten eines preußischen Generals in einem ähnlichen Falle an. „General von Schmidt rekognoszirte bei Spicheren mit seinem Adjutanten. Sie wurden dabei von Franzosen überrascht und des Letzteren Pferd beim Zurückprengen ihm unter dem Leibe erschossen. Als General von Schmidt dies inne ward, wandte er im Infanteriefeuer sein Pferd, ritt zu dem Liegenden zurück und ließ ihn hinter sich aufsitzen." So handelte ein Soldat, der von echt militärischem Geiste beseelt, es gegen seine Ehre hielt, einen Kameraden in Stich zu lassen. Für das hasenfüßige Benehmen des englischen Kapitäns giebt es keine Entschuldigung.

Am 9. August 1879.

Der bekannte Münchener, Herr von Dönniges, Vater der noch bekannteren Geliebten Lassalle's, um deren willen er im Zweikampf sein Leben ließ, hatte sich in seinen jungen Jahren um ein Fräulein Leßmann, eine Verwandte Daniel Leßmann's, jenes unglücklichen Schriftstellers, der sich aus räthselhafter Ursache erhing, beworben und einen Korb erhalten. Nach langer Zeit traf er zufällig mit der Dame in Gesellschaft wieder zusammen, erkundigte sich nach ihrem Schicksal und sagte, als er erfuhr, daß sie unverheirathet geblieben, halblaut und spöttisch: „Noch immer Mädchen!" Fräulein Leßmann, die diese Aeußerung vernahm, entgegnete schnell gefaßt und ruhig: „Wer kann besser wissen, daß das zu bleiben von jeher mein Wunsch gewesen, als Sie, Herr von Dönniges."

Am 24. November 79.

Frau Leonore Wahlmann, die nun über vierzehn Jahre in Stuttgart am Hof-Theater angestellt und wahrhaftig doch eine bedeutende Künstlerin ist, erzählte mir, daß sie, vor einiger Zeit

in Gesellschaft einem hohen Stuttgarter Postbeamten vorgestellt, von diesem gefragt wurde: ob sie zum bloßen Besuch in Stuttgart sei oder gastiren wollte. Ist das nicht bezeichnend?

Am 27. November 79.

Was ich schon längst behauptet, behauptet Karl Frenzel bei der Besprechung eines Trauerspiels in der Berliner „National-Zeitung" nun auch, nämlich, daß dem deutschen Theaterpublikum die Empfindung für das Tragische vollständig abhanden gekommen sei. „Es sind nicht Einzelheiten," schreibt er, „welche ein modernes Publikum abstoßen oder befremdlich berühren, es ist die romantische Tragödie an sich, die kein Echo im großen Publikum mehr findet."

Am 24. December 79.

Das Bedeutsamste, was über Gutzkow nach seinem Tode gesagt worden ist, ist nach meiner Ansicht die kurze Darstellung, die der Schriftsteller von sich selbst giebt und welche Karl Goedeke, an den sie für dessen Literaturgeschichte auf seinen Wunsch eingesendet ward, in Nr. 51 der „Gegenwart" vom 20. December 79 veröffentlicht. Sie beweist, daß Gutzkow sich sehr richtig zu beurtheilen verstanden hat und richtiger, als die meisten seiner Beurtheiler es vermocht haben.

Am 10. Januar 1880.

Auerbach erzählte mir heute, daß er der Familie Cotta vor Ablauf des Verlags-Privilegiums bezüglich der Schiller'schen Werke eine Volksausgabe und von jedem verkauftem Exemplare derselben eine Abgabe von 10 Pfennigen für die Schillerstiftung in Vorschlag gebracht habe, aber höhnisch damit abgewiesen worden sei.

Wohl zu merken!

Am 24. Januar 1880.

Auerbach kam gestern nach dem Theater mit mir nach Hause, aß ein bescheidenes Butterbrot und trank ein Glas Wein dazu. Er hatte eine neue Verlagsvereinbarung mit der Cotta'schen Buchhandlung abgeschlossen und war in Folge dessen gut aufgelegt und sehr gesprächig. Er erzählte uns Manches aus seiner Jugend, unter Anderem, daß er als Student in Heidelberg ein „Leben Friedrich des Großen" für einen Verleger in Stuttgart geschrieben, ein „Schandwerk", wie er sagte, daß ihm aber 300 Gulden eintrug

Fünfzig davon beschloß er auf einen Ferienausflug zu verwenden. Er ging nach Neckar-Gmünd, dessen schöne Lage man ihm gerühmt hatte. Dort traf er eine Schauspieler-Gesellschaft, mit der er herumzog, bis der gesammte Verdienst verthan war.

Am 14. Februar 1880.

Am 11. Februar Abends verschied in Breslau Karl von Holtei, mit dem mich eine lange und innige Freundschaft verband. Er war eigentlich der erste hervorragende Schriftsteller, der sich mir freundlich näherte. Ich hatte eben meine ersten Gedichte und anderes unreifes Zeug drucken lassen, als er mich im Berliner Schauspielhause eines schönen Abends gütig ansprach und als „Schlesinger" landsmannschaftlich begrüßte.

Von da ab blieben wir in Beziehung und Verkehr, also wohl vierzig Jahre hindurch.

Wer Holtei nicht persönlich gekannt hat, kann sich keine Vorstellung von seiner Liebenswürdigkeit machen. Er hatte etwas Bezauberndes in seinem Wesen, das aus munterer Laune und Weinerlichkeit wunderbar gemischt war. Immer aber behielt der Humor die Oberhand. Auch in den traurigsten Umständen schlug ihn der Schelm in den Nacken. Er konnte mit seiner eigenen Verzweiflung Scherz und im höchsten Schmerz noch Possen treiben. Er war wie eine Shakespeare'sche Narrengestalt in das moderne Dasein versetzt. Ich habe viel Sonderbares mit ihm erlebt und bedaure sehr, daß ich darüber keine Aufzeichnungen gemacht habe. In Berlin, Hamburg und Magdeburg sah ich ihn fast täglich. In letzterer Stadt verweilte er lange Wochen, um mich in der Festungshaft, die mir wegen einer satyrischen Schrift zuerkannt worden, zu trösten. Jeden Nachmittag kam er mit einer großen Kuchenschachtel zum Kaffee, den ich selber braute und den er mit den köstlichsten Einfällen und Anekdoten würzte. Oft kam Gustav zu Putlitz mit ihm, der damals als Assessor beim dortigen Stadtgericht beschäftigt war. Auch die jüngeren Offiziere der dortigen Garnison sprachen ab und an zu. Es gab immer eine muntere Unterhaltung und die tollste bot Holtei.

Niemand wußte, wie er, durch drollige Einfälle und lustige Schwänke eine Unterhaltung anziehend und lebhaft zu machen. Er hatte sich viel in der Welt umgesehen und eine große Menge

Menſchen kennen gelernt. Selten aber wird ein Sterblicher den Blick für das Komiſche in Welt und Menſchen ſo ſehr ſein Eigen nennen können, wie das Holtei zu thun im Stande war. Sein Geſpräch ſprudelte von den Ergebniſſen dieſer Eigenſchaft völlig über. Man durfte ihn den unerſchöpflichen Anekdotenerzähler nennen, der ſeine Hörer nicht aus dem Lachen kommen ließ. Und doch war er im Grunde durch und durch eine ſentimentale Natur, die nach ſeinem eigenen Ausſpruche alle Schleſier zu ſein pflegen. „Wehmuth iſt unſer Kopfkiſſen und Thränen unſere Bettdecke", liebte er zu ſagen.

An manchen trüben und traurigen Regentagen erſchien er allein, dann wechſelte das Bild und dann ſaß er melancholiſch in der Sofaecke und erzählte aus ſeinem vergangenen Leben furchtbare und ſchreckliche Dinge. Alles, was ſeine „Vierzig Jahre" ſpäter nur andeuteten oder errathen ließen, ſprach er offen und unverſchleiert aus. Ich habe mit Grauſen zugehört und konnte manche Nacht davor nicht ſchlafen. Er wußte von den edelſten Männern und von den liebenswürdigſten Frauen Dinge zu berichten, welche die Seele mit Schauder erfüllten. Wenn er ſah, daß ich davon verſtummmt und elend wurde, ſchlug er eine helle Lache auf und ſang aus dem „Bauer als Millionär" von Raimund:

„Brüderlein ſein, Brüderlein ſein,
Mußt mir ja nicht böſe ſein!"

„Es iſt nur, Ihnen Erfahrung zu geben, junger Freund", ſagte er. „Unſer ganzes Leben geht zwiſchen lauter Abgründen hin und jeder Menſch, der uns nahe tritt, trägt einen ſolchen für uns in ſeinem Herzen. Meine Geſchichten ſind Warnungstafeln mit der Inſchrift: Hier iſt Jemand hinabgeſtürzt."

Wer ihn ſo ſprechen und berichten hörte, mußte verſucht ſein, ihn für einen Verächter und Feind der Menſchen zu halten. Und doch war er nichts weniger, als das. Nur wenn er einſam und ihnen fern war, grollte er ihnen und verläſterte ſie aus ſeinen allerdings ziemlich unſeligen Erfahrungen heraus, die er mit und unter ihnen gemacht hatte. Sobald er ſich wieder zwiſchen ihnen und ſich ihrem Einfluſſe ausgeſetzt fand, war ſein Widerwille und Zorn auch ſofort dahin und Holtei wieder der alte anthunliche, entgegenkommende Holtei, Holtei, der alle Welt durch ſeine Freundlichkeit, Güte und Liebenswürdigkeit bezaubernde und einnehmende Holtei.

Gesellschaft und Umgang übten gleichsam eine berauschende Wirkung auf ihn aus. Er war allein ganz anders, als unter Leuten. Leute versetzten ihn so zu sagen außer sich, machten ihn auf Alles, was er erlebt und erlitten, vergessen; seine Eindrucksfähigkeit und Empfänglichkeit waren stärker als sein individuelles Bewußtsein.

Es ist außerordentlich schwer über Holtei ein bestimmtes und erschöpfendes Urtheil abzugeben. Auch ein aufmerksames Lesen seiner „Vierzig Jahre" erleichtert diese Aufgabe nicht.

Sie schildern sein abenteuerliches und bewegtes Leben mit viel Offenheit und Wahrheit; sie bieten aufrichtige Geständnisse über ihn selbst und seine Zeitgenossen, aber sie sind weit davon entfernt, Bekenntnisse eines Jean Jacques Rousseau zu sein. Dazu mangelte es Holtei an moralischer Tapferkeit und psychologischer Stärke. Er wagte nicht sich und noch weniger Andere bloß zu stellen. Er wollte anziehend und fesselnd unterhalten und dabei gegen alle Welt sich möglichst dankbar zeigen.

Wäre es ihm darauf angekommen: über sich selbst und Alles, was er mit Andern erlebt hatte, hüllenlos und ohne Rückhalt zu berichten, so müßten, nach dem, was er dann und wann mir mündlich mitgetheilt hat, seine Denkwürdigkeiten Anderes enthalten, als sie enthalten. Sie wären alsdann ein hochbedeutendes und epochemachendes Werk geworden, allerdings zugleich ein Werk, das erschütternd und zermalmend gewirkt und den Abscheu aller sogenannten edlen Gemüther herausgefordert hätte.

Ich bekenne gern: ich bedaure nicht, daß Holtei es ungeschrieben ließ. Was hilft es uns, die Menschen hassen lernen, wenn man doch mit ihnen leben muß?

Soll ich selbst nun aber mein Urtheil über Holtei zusammenfassen, nach Allem, was ich von ihm kenne und weiß, so möchte ich von ihm behaupten: er war ein Mensch mit verderbtem Geiste, aber einem goldenen Herzen. Sein Herz ist jedenfalls kein Abgrund für mein Leben geworden. Es war mir zugethan und ergeben bis zum Tode, wie seine vielen Briefe an mich beweisen können, in denen er mir in Rath und That immer treu zur Seite gestanden hat.

Nie ist unsere lange Freundschaft auch nur auf einen Augenblick ernstlich gestört gewesen oder zweifelnd in Frage gekommen. Sie ist unwandelbar geblieben, was sie war. Ob er als Dramenleser ganz

Deutschland durchfuhr, oder ob er in Graz oder Breslau stille im Winkel saß, mir blieb er stets der alte, liebe, gute Holtei, den ich mittelgroß, schlank gewachsen noch immer vor mir sehe mit seinen offenen, treuherzigen blauen Augen und dem lang und voll niederhängenden lichtbraunem Haar. Seine klangvolle, schöne Stimme zu hören, war ein Genuß. Es lag etwas wie ein Glockenläuten der Seele darin: ihr Ton ging bis in's Innerste. Und lachen konnte er, wie Niemand sonst: so herzlich und ansteckend, daß es unmöglich war: nicht mit einzustimmen. Es gab eine Zeit in Hamburg, in der die Schauspieler des Thalia-Theaters erklärten: sie vermöchten nicht gut zu spielen, wenn sie nicht Holtei und Wehl um die Wette lachen hören könnten.

In Berlin habe ich manche Auftritte mit ihm erlebt, die mir unvergeßlich geblieben sind.

Eines Abends kam ich zu ihm in die Dorotheenstraße, wo er damals wohnte, um ihn in die italienische Oper im Königstädtischen Theater abzuholen.

Ich fand ihn trübsinnig und verstimmt. Ein armer Schauspieler war bei ihm gewesen und hatte ihm sein Elend erzählt. Holtei hatte ihm gegeben, was er an Geld eben entbehren konnte. Durch die Erzählung zu düsteren Gedanken veranlaßt, vermochte ich ihn nur mit Mühe zu bewegen, mich zu begleiten.

Kaum aber in den Sperrsitzraum des Theaters eingetreten, sehe ich Holtei hastig wieder aus demselben hinaus in die Gänge stürzen. Ich eile ihm verwundert nach und finde ihn draußen einen jungen Menschen schütteln, dem er donnernd zuruft: „Du verfluchter Halunke! Mir lockst Du mit Deinen Hungerliedern das letzte Geld aus der Tasche und hier finde ich Dich Kuchen im Theater fressen. Gieb heraus, was Du noch hast und dann scheer' Dich zum Teufel und seiner Großmutter, die Deine Verwandschaft sind!"

Der Gepackte, ganz blau im Gesicht, gab ihm zitternd eine Hand voll Silbergeld hin und verschwand.

Holtei ging mit mir ihm nach auf die Straße und spuckte verächtlich hinter ihm her. Dann erzählte er mir: dieser Strolch sei derselbe Kunstjünger, der heut bei ihm gewesen und ihm das Herz mit seinem Jammer so schwer gemacht habe, bis er sein letztes Geld mit ihm getheilt. Hier in's Theater getreten, habe er den

Burschen breit und munter im Parterre stehen und ein großes Stück Torte verzehren sehen. Der Schelm hätte auch ihn gewahrt und sich davon schleichen wollen; er aber sei ihm zuvorgekommen und habe ihn noch vor dem Entwischen gepackt.

Beim Nachhausegehen theilte Holtei das wieder erlangte Geld an arme Bettler aus, die er auf der Straße fand.

Ein anderes Mal, als ich Holtei besuchte, fand ich ihn in Thränen aufgelöst. Auf meine Frage, was es denn gäbe, erzählte er mir Folgendes: Es wäre Vormittag ein Student bei ihm gewesen, der ihn um zehn Thaler gebeten. Wenn Sie mir diese Kleinigkeit verweigern, erschieße ich mich, habe er gesagt und zwar in einer so unverschämten und zudringlichen Weise, daß er ihn für betrunken gehalten und ihm deswegen die Thür gewiesen.

Wenige Minuten darnach habe er sich unten auf der Treppe wirklich erschossen.

Holtei war außer sich. „Nie in meinem Leben wieder versage ich einem Bittenden meine Hülfe!" stöhnte er ein Mal über das andere Mal. „Der Tod dieses Unglücklichen wird mir ewig auf der Seele brennen!"

Bei Theodor Mundt traf Holtei eines Abends mit der Gräfin Hahn-Hahn zusammen. Mundt's Gattin beschwor ihn in deren Anwesenheit sein Schimpfen und Fluchen zu lassen, mit dem er gotteslästerlich um sich zu werfen pflegte.

Holtei saß den ganzen Abend stumm wie ein Fisch. Endlich redete ihn die Gräfin an und fragte: warum er so schweigsam sei. „Erlauben Sie, Frau Gräfin", sagte Holtei, erhob sich ernst und würdevoll, ging zur Thür, machte sie auf und rief eine Fülle von Scheit und Schimpfworten hinaus, schloß sodann die Thür wieder zu, kam auf seinen Platz und fuhr in seinem gefälligsten Tone fort: „Fluchen ist die Thürklinke zu meiner Unterhaltung. „Das ist unser Herrenrecht zu Arras!" Nun, Gnädigste, stehe ich zu Dienst."

Die Gräfin Hahn-Hahn war ganz erschrocken und rückte verlegen von ihm fort. Aber Holtei, der sich „Holteisch" Luft gemacht hatte, begann nun so komisch von seiner übelen Angewohnheit und Mundt's Verlegenheit und Angst ihn in Gegenwart der Gräfin derselben verfallen zu sehen, zu erzählen, daß die aristokratische Dame dadurch versöhnt und heiter gestimmt, nicht

lange dem sonderbaren Kauze abhold blieb, sondern bald zu seinen wärmsten Verehrerinnen zählte.

Er hat in seinen „Vierzig Jahren" bekannt, daß er sich vor „dieser gräflichen Schriftstellerin" anfangs „gefürchtet", sie nachher aber als „einen edlen, rein weiblichen Charakter liebgewonnen habe."

Ueber sich selbst hat er sehr richtig gesagt: „Vielleicht gefalle ich den Leuten, die mich kennen lernen, gerade deshalb, weil ich mir niemals Mühe gebe, gefallen zu wollen, weil ich, meiner Natürlichkeit mich überlassend, nie daran denke, anders scheinen zu wollen wie ich bin, auch dann nicht, wenn durch Zurückhaltung oder Verstellung Vortheile zu gewinnen wären."

Er war eben ein ganz eigenthümliches Naturell und man wird seines Gleichen so bald nicht wieder haben.

Von den vielen Briefen, die mir von ihm geworden sind, lasse ich alle die flüchtigen Zeilen bei Seite, die er auf seinen Reisen oder in einer und derselben Stadt mit mir lebend an mich geschrieben hat. Ich füge nur die hier an, die er aus Graz und Breslau, also aus seinen letzten Jahren mir sendete und die so ganz seinen Charakter und sein Wesen zu Tage legen.

Dieselben lauten nachstehend:

Graz, den 25. Jan. 1857.

Ihr Beitrag*), mein guter Wehl, war mir zwar sehr willkommen, aber noch mehr hat mich Ihr freundliches Gedenken erwärmt, und daß Ihre lange nicht gesehene Handschrift gerade gestern meiner sechszigsten Geburtstagsfeier in den heitern Abend guckte.

Ich gebe viel auf solche omina. Da ist man denn wirklich so alt geworden! Was man doch Alles erleben kann! Nun aber hätte ich des Guten fast genug, und wenn ich nach Ablauf der nächsten Monate, meinen Versprechungen gegen Kober in Prag und Trewendt in Breslau genügend, die beiden Romane abgeliefert habe, zu denen ich verpflichtet bin, so hätt' ich weiter nichts einzuwenden, wenn es hieße: Bis hierher und nicht weiter! Aber, wie Gott will!

Ich habe vorgestern und gestern vielerlei Geburtstags-Genüsse zu erdulden gehabt, die, weil sie, aus Nähe und Ferne wohl gemeint an mich drangen, dem alten Herzen zwar unendlich wohl thaten,

*) Für ein Buch zum Besten einer Friedhofs-Anlage in Graz.

aber den alten müden Mann doch sehr „kaput“ machten (wie man in Hamburg sagt). Dazu die „Friedhofs“-Plackerei, die jetzt gegen Ablauf des Termins alle Beschreibung übersteigt, und ein seit acht Tagen vorwaltendes rheumatisches Fieber, schwache Augen, kalte, neblichte, kurze Tage ... Das ist just nicht zu wenig auf einmal.

Mit Ihrem Briefe zusammen kam auch einer von Putlitz. Da stand Magdeburg deutlich vor meinem innern Auge. Das ist nun zehn volle Jahre her.

Daß Sie mir von Puck's sprechen, lohne Ihnen Gott. Es giebt mir den Muth, Ihnen die innigsten Versicherungen meiner unwandelbaren Anhänglichkeit für diese edle Familie in den Mund zu legen.

Wie gern schriebe ich ein paar Zeilen. Aber du mein Gott, wer halb blind vom Schriftstellern leben muß, wo bleibt der mit der Korrespondenz der Dankbaren und Freundschaft? Es erscheint in den nächsten Monaten in Berlin (artistische Anstalt) ein Bändchen: „Bilder aus dem häuslichen Leben.“ Das hab' ich Denen gewidmet, die ich meine Gläubiger nenne! Möchten auch Puck's sich dazu zählen! Daß ich sie dazu zähle, weiß der Himmel!

Gott mit Ihnen, lieber Wehl! Bewahren Sie mir ein wohlwollendes Gedächtniß und seyn Sie glücklich.

Seit acht Tagen ist Louise Neumann als Gräfin Schonfeld hier. Unverändert das alte, treue Lorle. Sie wird sich sehr freuen, wenn ich ihr morgen sage, daß Sie meiner gedacht haben.

Ihr

alter Holtei.

Mein geliebter Freund!

Ich bin erkenntlich für Ihre wohlwollende Gesinnung und Ihr mich ehrendes Andenken. Vorräthig habe ich nichts und sitze so tief in der Arbeit, die mir mein, um ein volles Jahr verspäteter, neuer Roman macht, daß ich vor Beendigung des dritten (gestern erst begonnenen) Bandes, keine neue Verpflichtung eingehen darf, ohne zu windbeuteln. Aufrichtig gesagt, bin ich auch von der zersplitternden Thätigkeit für kleinere Erzählungen ganz abgekommen, so zwar, daß ich sogar den Verkehr mit meiner alten guten „Bohemia“ abbrechen mußte. Die zwei oder drei Bücher, die ich etwa noch auszuführen gedenke (wofern Gott mich nicht früher vom Erdenleben erlöset), nehmen das ganze Aufgebot meiner geringen Kräfte

in Anſpruch und ich darf mich nicht viel zerſtreuen. Auch will ich nicht ableugnen, daß mir die bandwurmartige Erſcheinung abgeriſſener Kapitel in Zeitungen peinlich iſt. Dazu gehört eine gewiſſe draſtiſche Gedrungenheit, die mir, dem alten breiten Schwätzer, mangelt. Ich glaube nicht, daß meine Plauderei in einem Blatte, wie die „Reform" günſtig wirken würde. Ich brauche ruhige Leſer.

Mit Emil Devrient, der eine Woche hier zubrachte, habe ich viel von Ihnen geredet. Auch Luiſe Schönfeld, gedenkt Ihrer mit wahrer Herzlichkeit. Sie fühlt ſich glücklich als Mutter und ſtillt ihr kleines Mädel ſelbſt.

Roſenthal hat ihr nach der (ſehr ſchwierigen) Entbindung untenſtehende Verſe geſendet, die ich reizend finde.

Grüßen Sie Alle, die meiner gütig erwähnen, vor Allen die theuern edlen Buek's, und behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Graz, 9. Mai 1859. Carl Holtei.

Zwei Jahre ſind's, daß zu der Muſen Gram
Von unſrer Bühne ſchied Luiſe,
Und keine zweite kam wie dieſe.
Ich weiß, warum ſie ihren Abſchied nahm.
Sie hat das Fach der Mütterrollen
Durchaus nicht übernehmen wollen.
Jedoch der Himmel ſprach: O nein,
Wie ſollt' ich nicht der ſinnigſten der Frauen
Das ſinnigſte der Fächer anvertrauen?
Sie wird darin nicht minder glücklich ſein.

Liebſter Wehl!

Ich zweifle gar ſehr, daß Baron Cotta den Abdruck des von mir für die Bühne eingerichteten Fauſt-Manuſcriptes geſtatten würde. Die von Ihnen vorgeſchlagene „Angabe der Scenerie" iſt nicht möglich, weil das Hauptverdienſt der Bearbeitung (wofern ſie überhaupt ein ſolches beſitzt) in einzelnen Uebertragungen und Zurichtungen beſteht, die verbotenus mitgetheilt werden müßten. Uebrigens wäre die Veröffentlichung des Manuſcriptes jetzt doch nur moutarde après dîner. Oder ſind Sie noch ſo kindlich-naiv zu wähnen, daß nur eine einzige Direktion ſich die Mühe geben würde, meine concentrirte, dramatiſch und theatraliſch geordnete Einrichtung nur zu vergleichen mit dem Monstrum, welches jetzt geſpielt wird?

Wozu denn? Es ist seit dreißig Jahren gegangen — weshalb sich derangiren?

Ich bin so theatermüde, daß ich meinem Schöpfer danke, wenn nichts davon zu mir dringt.

Kränklichkeit und fleißige Beschäftigung fesseln mich an mein Zimmer. Kaum erfahr' ich, was in der Welt geschieht.

Die Raupe hat sich satt gefressen; die Puppe träumt jetzt von besserer Zukunft. Bald wird Psyche als Abbild hervorkriechen — und wenn's auch nur ein geringer Kohlweißling ist, er flattert hoch hinüber, einem höheren Dasein entgegen.

Auf Wiedersehen! Ihr alter

Graz, 18. Juni 1860. Holtei.

Breslau, 5. April 1871.

Lieber Freund!

Als wir vor beinahe dreißig Jahren beisammen saßen in meinem Dorotheenstraßen-Stübchen, hätten wir Beide nicht gedacht, daß ich dereinst an Sie als den Intendanten des Stuttgarter Hoftheaters schreiben und überhaupt noch leben würde zu dieser Zeit. Letzteres thu' ich nun allerdings, wenn auch nur so so, und weil ich es nicht ändern kann, werden Sie mit meiner schlechten Handschrift belästiget.

Nehmen Sie den Gruß des müden Urgroßvaters freundlich auf, um der Erinnerungen willen an Berlin und Hamburg.

Ich soll Ihnen ein Breslauer Kind an's Herz legen — (in so fern Theaterdirektoren berechtiget sind noch Herzen zu haben!) — welches aus günstigen Verhältnissen von Paris vertrieben in ihrer — oder muß es heißen: seiner — weil vom „Kinde" die Rede ist? Deutsch zu schreiben ist eine Viecharbeit — Vaterstadt ankam und einstweilen hier gastirte, während Mobilgarden in den Räumen hausten, welche Fräulein Schroeder dort inne gehabt. Die junge Dame hat sich hier tüchtig bewährt und auch neben der Artôt ihre Rolle mit Ehren zu behaupten gewußt. So hör' ich allgemein von Kunstverständigen. Ich selbst vermag kein Urtheil zu fällen, da meine Kränklichkeit mir höchst selten gestattet, in's Theater zu gehen.

Ich bin sehr alt geworden. Nicht allein an Jahren; auch an Lebenskraft, Lust, Muth. Bringe denn auch fast nichts mehr zu Stande, wobei ich mich rechtschaffen langweile, was doch das Gute

hat, daß ich Andere weniger langweile wie früher, wo ich noch Bücher zu schreiben versuchte.

Sie schaffen fleißig und haben gewiß viel zu thun, wie's eine solche Stellung mit sich bringt. Das ist recht schön, wenn Einer das Talent besitzt, sich nicht zu ärgern, sondern Alles möglichst leicht zu nehmen. Mir ist zu Muthe, als besäßen Sie dieses Talent und deshalb hab' ich mich gefreut, als ich vernahm, daß Sie die Berufung gen Stuttgart erhielten. Möchten Sie sich fortdauernd wohl und zufrieden fühlen, trotz allen Komödiantenstreichen.

In dieser Welt werden wir uns nicht mehr sehen. Ich nehme Abschied von Ihnen, bis in eine andere.

Ihr alter
der Beiliegende.

(Es lag Holtei's Bildkarte bei.)

Breslau, 24. April 1871.

Ihr Schreiben, guter Freund, hat mich tief bewegt — und beschämt. Meine alte Pflegemutter, wenn wir ein Scharmützel gehabt, sagte vor Schlafengehen immer: „man muß seinen Groll nicht mit ins Bette nehmen." Hab' ich nun auch niemals Groll gehegt wider Sie, so bin ich doch seit einigen Jahren ein bischen verstimmt gewesen, wenn ich Ihrer gedachte. Und da ich nun auf dem Sprunge stehe, zum letzten Schlafe zu gehen, um mich in's wahre Bett legen zu lassen, so gilt mir der liebevolle Brief, den Sie mir gönnten, wie eine höchst erwünschte Aufforderung Ihnen ein Bekenntniß abzulegen. Ja, ich will es ehrlich eingestehen: es hatte mir wehe gethan, in Ihrem Aufsatze über mich, meine fleißigen Bestrebungen im Gebiete der Romanschreiberei so gänzlich mit Stillschweigen übergangen und auch nicht einen meiner dahinschlagenden Versuche erwähnt und anerkannt zu finden. Mögen Sie mich eitel schelten — ich kann's nicht leugnen. Das war vor zwei Jahren. Seitdem bin ich von allen Ansprüchen (hätte ich jemals deren ungerechtfertigte gemacht) gänzlich befreit. Ich habe gelernt, mich fast ignorirt zu sehen, von Vielen, die Vieles loben ... und ich bin ein ruhig Entsagender geworden.

Nun versichert mich Ihre liebevolle Zuschrift, daß Sie's nicht übel gemeint und die letzte Spur von Kränkung ist verschwunden.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen deß zum Zeichen ein Büchlein schicke, welches wenigstens den Werth für den Sammler behaupten darf, daß es nie in den Buchhandel kam und sonst nirgends zu haben ist. Für Sie wird es, dessen bin ich gewiß, auch noch einigen Werth gewinnen, weil sein Inhalt an manche mit Ihnen verlebte Stunde erinnert, und weil es im Ganzen dem altermüden Urgroßvater gilt, den Sie noch als umhergetriebenen Zigeuner kannten. Es ward gedruckt für Diejenigen, welche mein dramatisches Autorenjubelfest (schöner Jubel das!) 1862 feiern halfen.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin, küssen Sie Käthchen und Achim für mich, und behalten Sie sich bis an sein Ende den langsam abwelkenden Cadaver, der sich von Herzen nennt

Ihren

Holtei.

Breslau, 5. Juni 1871.

Wie kommt es, theurer Freund, daß wir so oft zögern, gerade diejenigen Briefe zu erwidern, die uns die werthesten sind? — Doch nur deshalb, weil wir gern die Stimmung abwarten möchten, die unsern Gefühlen entspricht. Seitdem ich Ihre Zuschrift vom 15. Mai empfangen, bin ich mit meinen Gedanken und meiner Theilnahme stets bei Ihnen gewesen und fast täglich hab' ich mir gesagt: Morgen! Jedesmal jedoch, wenn es dazu kommen sollte, dacht' ich: nein, heute nicht: 's ist nur nicht um's Herz danach, einem Trauernden heit're Worte zuzurufen und ihn von seinem gerechten Schmerze abzulenken!

Genauer betrachtet . . . wer vermöchte das auch? Und endlich: Wer will sich seinen Schmerz nehmen lassen? Entspringt er nicht aus Liebe? An der Liebe für sein Kind hält ein Vater treulich fest, auch über's Grab hinaus. Folglich schreib' ich nun endlich doch oder kritzle ich vielmehr diese Zeilen, sei's auch nur um Ihnen Dank zu sagen für Ihren herzlichen Brief.

Von mir weiß ich nicht viel Gutes zu berichten. Daß ich fortwährend leidend bin und auch nicht eine Minute lang das Behagen körperlichen Wohlseins mehr empfinde, darüber darf ich keine Klage führen, denn über die 73 hinaus hat man keinen Anspruch auf Gesundheit, und ich, der ich nichts unterlassen habe, diese zu zerstören, weder im bösen noch im guten Sinne, am

allerwenigſten. Ich würde, was auch über mich verhängt iſt, geduldig tragen, ſtürbe nicht mit der körperlichen zugleich die geiſtige Kraft zuſehends ab; ich habe alſo nichts entgegen zu ſtellen. Ich freue mich auch an nichts mehr, was die eigene armſelige Perſönlichkeit betrifft. Höchſtens an dem, was den Meinigen, oder was meinen Freunden Günſtiges geſchieht; das erwärmt und belebt mich noch . . . auf Momente. Da lauſcht man denn ſtill ergeben auf den Schlag der letzten Stunde, wünſcht ſie bisweilen recht ſehnſüchtig herbei — wenn man freilich ſchon zugleich jenen menſchlich-eingeborenen Schauer ſpürt vor dem Tode. Bei mir miſcht ſich auch etwas Neugierde dazwiſchen: wie das Ding vor ſich gehen ſoll?

Sie drehen ſich nun wohl in einem Strudel verworrener Geſchäfte herum, bei denen es Ihnen an Verdrießlichkeiten gewiß nicht fehlt. Wie ich Sie zu kennen glaube, halten Sie ſich den Aerger vom Leibe und nehmen die Sachen nicht allzuſchwer. Darauf kommt beim Theater Alles an. Und dieſe Eigenſchaft war es hauptſächlich, die mir ſo gänzlich fehlte. Deshalb gedenk' ich mit Grauſen jener Zeit, wo ich, an ſolche Galeere geſchmiedet, rudern mußte. Es träumt mir noch manchmal davon, wo ich dann in Angſtſchweiß gebadet erwache. Jetzt geſchieht das ſelten, weil ich eben ſelten ſchlafe. Die Schlafloſigkeit iſt meine ſchwerſte Prüfung!

Gott mit Ihnen! Behalten Sie mich lieb, wie ich Sie, bis ans Ende!

Ihr

Holtei.

Breslau, 25. November 1871.

Theurer Freund!

Mit mir geht's ſchwach. Schwach an Leib, Seele, Geiſt. Die 74 macht ſich geltend.

Wahrſcheinlich leſen Sie bald einmal: „Da iſt endlich auch der alte H. drauf gegangen!"

Wär's nur ſchon überſtanden! Aber der Teufel traue, wie man ſich noch wird abquälen müſſen!?

Na, wie Gott will!

Denken Sie meiner und leben Sie glücklich.

Ihr

Holtei.

Breslau, 3. Juli 1871.

Lieber Freund!

Eine kurze Anfrage, die Sie noch kürzer mit Ja oder Nein beantworten können:

Stehn Sie in irgend einer näheren Beziehung zu der Verwaltung des Cottaischen Buchverlags? Ist das nicht der Fall, dann sind Sie vor ferneren Belästigungen sicher. Kennen Sie jedoch den resp. die Herren persönlich, welche das Geschäft leiten, dann würden Sie sich meinen Dank erwerben, wenn Sie gelegentlich nachforschen möchten, ob man dort geneigt wäre, eine Sammlung zu drucken, welche unter dem Titel: „Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten" das Licht der Welt erschnt.

Besagte Sammlung ist entstanden, als ich mich entschlossen hatte, — id est: entschließen mußte! — meine nicht unbedeutende Collection werthvoller Handschriften zu verkaufen, unter der Bedingung: aus derselben vorher auszuziehen, was mir, aus verschiedensten Gründen, mittheilungswerth erschien. Ich habe ein Jahr und länger damit hingebracht. Dennoch würden die von mir zu stellenden Honorarbedingungen sehr gering sein; denn ich würde für den ganzen Kram in Bausch und Bogen 200 Thaler verlangen. Es ist mir hauptsächlich um anständiges Erscheinen bei einer großen Firma zu thun. Zwei starke Bände in großem, resp. deren vier in kleinerem Formate scheinen mir dadurch nicht zu hoch bezahlt. Was mich auf die Cottaische Firma führt, ist die Erinnerung an jene ausführlichen und wiederholten Besprechungen, welche die A. Allgemeine Zeitung den von mir edirten Briefen an Ludw. Tieck damals vergönnt hatte.

Was ich in letztere nicht aufnehmen konnte: z. B. sämmtliche Briefe Tieck's an Wackenroder, viele Briefe A. W. Schlegel's an Friedr. Tieck, und außerdem andere, dem Verhältniß zu T. gänzlich fern liegende Sachen, haben hier Platz gefunden. Es ist ein wunderliches Durcheinander, das nicht bloß Literarhistoriker interessiren, das auch simple Leser amüsiren dürfte. Ein Katalog liegt zur Absendung und Einsicht bereit. Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihre amtlichen Geschäfte durch meine Zudringlichkeit vermehre. Für's Erste genügt ein Ja oder Nein. Ihr alter Holtei.*)

*) Cotta lehnte ab. Die zwei Bände: „Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten" erschienen bei Karl Rümpler in Hannover 1872.

„Die Kränze, die du siehst, sind lauter Trauerzeichen
Erblichner Freuden, die den Freuden nach-erbleichen.
Für jede Lust, die starb, zum Denkmal einen Kranz
Hab ich geflochten, und umkränzt bin ich nun ganz.
Hier hängt der Freundschaft Laub und hier der Liebe Flitter,
Und hier das Vaterglück, gemäht vom dunklen Schnitter.
Hier welkt die Jugend, hier der Ruhm und hier daneben
Ist eine Stelle noch für diesen Rest vom Leben.
Wer nach mir übrig bleibt, wenn ich geschieden bin,
Häng' einen letzten Kranz aus dunklen Blumen hin.
Und wenn ein Gast besucht die leere Siedelei,
Ihr welken Kränze sagt: So geht die Welt vorbei!"

Laß' ich das eine Wort Ruhm, als auf mich nicht anwendbar weg, und vertausch' ich's mit irgend einem, auf meine geringe Bedeutung passenden Ausdruck, dann bilden obige Verse unseres großen Friedrich Rückert den zweckmäßigsten Eingang zu nachstehender Bitte, womit ich Abschied zu nehmen denke von Allen, die mich seit langen Jahren durch schriftliche Grüße beglückten, und denen ich bisher immer noch, wenn schon sehr unregelmäßig, mit alljährlich matter werdender Hand, schriftlich zu danken liebte. Auch dieser letzten Lebensfreude muß ich nun entsagen. Denn ich darf nicht fernerhin empfangen wollen, nachdem ich unfähig geworden zu geben. Wie viel ich dadurch verliere, ahnen wahrscheinlich diejenigen kaum, deren nachsichtige Huld mir unerschütterlich treu geblieben war. Weder Zeit, noch Raum, noch meine Versäumnisse konnten ihre Geduld erschöpfen.

Von nun an darf ich aber nichts mehr in Anspruch nehmen, als gütige Verzeihung. Der düstere November-Monat ist so recht geeignet, diese letzte Bitte auszusprechen. Wird sie mir gewährt, dann will ich entsagend des „dunklen Schnitters" harren, der jeden Zweifel friedlich löset, der jeden Groll versöhnt.

Wer mich ein Bischen lieb gehabt, gönne mir dann auch ein Blümchen zu jenem „letzten Kranz für die leere Siedelei!"

Breslau, im November 1874. Holtei.

Breslau, 29. April 1875.

Beiliegendes Blatt, hinter welchem ich meine geistige und körperliche Niederlage zu verstecken suche, mag Ihnen, theurer Freund, andeuten, wie es mit mir steht. Ich schleppe ein elendes Dasein hin, führe ein Leben, welches Ableben heißen muß, finde jedoch,

daß es damit gar langsam geht und sehne mich nach dem Tode, wobei ich mich allerdings nicht frei fühle, von einiger Angst, vor dem eigentlichen Sterben, was bei meiner zähen Natur wahrscheinlich schwere Kämpfe herbeiführen wird. Unterdessen suche ich mich durch möglichst geduldiges Ertragen vielfacher Qualen und Schmerzen an's Unvermeidliche zu gewöhnen.

Haben Sie herzlichsten Dank für Ihren liebevollen Brief und die meiner schon vergessenen Arbeit gewidmete Theilnahme! —*)

Ja wohl, auch ich sehne mich in leichteren, schmerzfreien Stunden voll Wehmuth nach der Vergangenheit. Nicht nach der meinigen, an welcher niemals viel gewesen ist, vielmehr nach derjenigen des jetzt immer tiefer sinkenden Theatertreibens.

Wo sind sie hin, „die alten Zeiten und die alte Schweiz?" Deshalb auch ertrag' ich's mit Gleichmuth, daß mein körperlicher Zustand (taub werd' ich nebenbei) mir den Besuch der Schauspielhäuser untersagt. Man entbehrt nicht viel dadurch; wenigstens hier nicht, wie ich mir erzählen lasse.

Mög' es bei Ihnen besser sein!

Den Tod unserer guten, aufrichtig verehrten Freundin hatte Buck mir gemeldet. Ich bin jetzt schon völlig abgehärtet gegen solche Nachrichten: vergeht doch fast keine Woche ohne schwarzgeränderte Blätter. Ich sage dann nur: Wohl ihnen, sie haben's überstanden!

Sie, lieber Wehl, sind so viel jünger denn ich: Sie werden von Todesanzeigen ferner Freunde gewiß noch ergriffen.

Gönnen Sie mir ein herzliches Angedenken, wenn die meinige an Sie gelangt.

Ihr alter

Holtei.

Am 5. März 1880.

Nichts sobald erscheint mir ergreifender und rührender als die Weise wie Goethe und Schiller gegenseitig über einander urtheilen. Schiller schreibt: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie, als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und zu allem diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art

*) Ich hatte sein Schauspiel „Shakespeare in der Heimath" auf dem Stuttgarter Hoftheater spielen lassen.

geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt." Und Goethe: „Schiller ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen sein würde. Nichts genirt ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein echter Mensch, und so sollte man auch sein." Und ein ander Mal: „Alle acht Tage war er ein Anderer und Vollendeterer; jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urtheil." Noch volle zehn Jahre nach Schiller's Tode war Goethe's Verehrung und Liebe zu dem hingeschwundenen Freunde so groß und mächtig, daß er in seinem „Epilog zu Schiller's Glocke" dessen Natur und Wesen so frisch begeistert und lebendig schilderte, als geschähe es unter dem unmittelbaren Eindrucke derselben. Entzückt hat mich von dem großen Olympier in Weimar, was Dorothea Schlegel in ihrem Tagebuche von ihm mittheilt. Als man eines schönen Tages in seinem Beisein über Schiller sprach, rief er mit der vollen Gewalt seiner Stimme und indem er in ganzer Stattlichkeit sich erhob: „Ich weiß wohl, es giebt jetzt einige Leute, die behaupten: Schiller wäre kein Dichter. So lange ich aber lebe, soll in meiner Gegenwart sich gewiß Niemand unterstehen, es zu sagen."

Für diese Aeußerung küsse ich noch heute Goethe die Hand.

Register.

Ahlefeldt, Gräfin, 262
Ayrenhoff, C. H. v., 116
Albert von Sachsen 233
Amalie von Sachsen 9.
Andersen 51
Anekdoten 44, 69, 137, 157
Assing 55, 56, 123, 161, 164, 166, 205, 231, 241.
Auerbach, B., 88, 89, 219, 312.
Auersperg, siehe Anastasius Grün.
Augusta, Kaiserin, 171
Aumale, Herzog v., 209.

Bacheracht, Therese v., 75, 262, 264—280.
Baison 140
Barbarismus der Bildung 238.
Bayer, Marie, 150.
Bazaine 210.
Beck, Karl, 283.
Benedix 44, 89, 211, 277.
Berg, Franziska, 150
Beta 50
Beust, Graf v., 9, 45.
Birch-Pfeiffer 70—120, 235, 307.
Blanckarts 254, 290
Blum, Rob., 158.
Bodenstedt 224.
Bonaparte, Prinz, 311
Bornier 216
Brachvogel, Emil 245—257.
Bulyowsky, Lilla v., 136, 136.
Bühnenverein 283
Bürde, E., 31, 139.

Carion 25, Ludojatzki.
Cassagnac, P. de, 212.
Clairon, Schauspielerin, 239.
Claretie, Jul., 171
Colorado, Gräfin, 257.
Corinna 238
Cosima Wagner, 298
Cotta 157, 320, 325
Cretinger, Mad., 100, 101.

Dawison, B., 139, 145, 146, 153, 182
Deetz 131.
Dessoir 246.
Deutsche Volk 25, 30, 35, 169
Deutsches Hochstift 64
Deutsches Theater 236, 244, 312.
Deutschland 214, 244—245.
Deutschland u. Frankreich 123, 124, 171.
Deutschinger 131
Devrient, Ed., 6, 149.
Devrient, Emil, 150, 166, 167 180—186 320.
Diderot 171.
Dingelstedt, Franz, 97—99, 102, 224, 225, 255, 256, 273.
Dinorah, Oper, 165.
Dönniges 311.
Döring, Theod., 92.
Dresdner Sängerfest 32, 33.
Dronke, E., 258
Duboc siehe Waldmüller.

Egloffstein, J. v., 174.
Ehrhardt, Frl., 120
Endrulat 162, 165.
England 244
Ernst, siehe Herzog von Coburg.
Eugenie, Kaiserin, 311.

Faber, Magdeburg, 215.
Favre, Jul., 41.
Fischer, J. G., 64.
Frankreich 26, 27, 28, 37, 38, 40—44, 244.
Franzosen 209, 238.
Französisches Kaiserreich 68.
Franz Joseph 50.
Freiligrath 217—224, 276.
Frenzel, K., 312.
Frieb-Blumauer 112.
Friedenswort 45.
Friedrich der Einzige 10.
Friedrich Wilhelm IV. 11.
Fröbel, J., 158.
Fröhlich, Schwestern, 137.
Fuhr, Lina, 105.

Gambetta 209, 244.
Garibaldi 56.
Gentz 259.
Georgi 16.
Gerstäcker 172, 174.
Glaßbrenner 225—233.
Gödeke 312.
Gottschall, Rud., 18, 57, 173, 175, 177.
Grillparzer, 137, 139, 157.
Grimm, Brüder, 214.
Große Kurfürst 10.
Groth, Klaus, 163.
Grün, Anastasius, 225, 226.
Grunert 1[illegible]1.
Gutzkow 103, 14[illegible], 198, 258—282, 312.

Hackländer 63, 123, 173, 174, 240, 241, 242.
Hagn, Charlotte v., 81, 103, 109, 125.
Hahn-Hahn, Ida, 317.
Haitzinger 77, 102.
Hallberger 128.
Hartmann, Ed. v., 245.
Hartmann, M., 63, 157—169.
Hartmeyer, 295, 299, 310.
Hatzfeld, Gräfin, 166.
Hebbel 17, 275.
Heine 124, 158.
Hell, Th., 9.
Heller, R., 106, 144, 145, 146, 162, 163, 236, 286, 294.
Helmrich, Mad., 161.
Hemsen, Hofrath, 123, 135, 213, 217, 219.
Hendrichs 107, 126.
Herder 169.
Herrmann 295, 299.
Herrmannsschlacht 3, 5.
Herwegh 177.
Herzog v. Coburg 104.
Heydrich, Moritz, 7, 21, 64, 87, 91.
Heyse, P., 160.
Hick, Georg, 3.
Hiller, Ferd., 162.
Hillern, W. v., 74.
Hock, 306.
Hoefer, E., 207.
Hoffmann v. Fallersleben 177, 213.
Holtei 313—326.
Hoppe, Frau, 108.
Hübner 293.
Hugo, V., 52.
Hülsen, B. v., 71, 100, 101, 106.
Humboldt, Alexander v., 15.

Jachmann 298.
Janin, Jul., 258.
Jauner 144.
Immermann 239.
Johann, König v. Sachsen, 30, 45, 213.
Judeich, E., 271.
Jugend und Alter 242.
Junges Deutschland 72, 259.

Kalisch 232.
Karl Albert v. Sardinien 10.
Karr, A., 258.
Keil, E., 50, 53.
Kierschner, Frau, 120.
Kleist, H. v., 176.
Kneschke, E., 141.
Kaberstein, Bertha, 24.
Kolisch 154.
König, H., 31, 139, 152, 163.

Königgrätz 49.
Kronberg, Frl., 144.
Kruse, Heinr., 56.
Kühne, G., 16, 56.
Küstner, Th. v., 71, 97, 107, 111

[illegible] 55.
Lamartine 239.
L'Arronge 277.
Lassalle 166, 311.
Laube, H., 91, 93, 114, 137, 138, 144, 145, 277.
Lenau 152.
Lessing, Maler, 24.
Leßmann, Daniel, 311.
Lewald, August, 124.
Lewald, Fanny, 267, 268, 284.
Lind, Jenny, 84.
Lindau, P., 277.
Liszt 298.
Lübke, W., 310.
Ludwig, Otto, 16–22, 64, 65.
Ludwig II. v. Bayern, 123.
Ludwig Philipp, 187.
Lugow, Beron v., 267, 269.

Mac Mahon 209, 244.
Mazzini 56.
Makkabäer 18.
Maltitz 124.
Mantrussel 96.
Marr, Heinr., 126, 127, 129, 236, 310.
Maurice 132, 144, 237, 293.
Max, König v. Bayern, 274.
Meister und Stumper 224.
Meißner, A., 52.
Mendelssohn, Barth. J., 86.
Menzel, Wolfgang, 157.
Metternich 35, 226.
Metz und Straßburg 242.
Meyerbeer 84, 124.
Molière 239.
Mörike, E., 63, 139, 217.
Moritz, Heinr., 49.
Moritz von Sachsen 156.
Mosen, Jul., 3, 50, 56–63.
Mosenthal 235–236, 320.
Moser, v., 277.
Mühlbach, L., siehe Mundt.
Mundt, Clara, 189, 191, 197–208.
Mundt, Th., 57, 92, 157, 191, 192, 193, 195, 225, 317, [illegible].

Napoleon III. 13, 36, 39, 69, 187, 202, 211.
Narciß 245, 246.
National-Theater 73.
Neumann, Luise 77, 109, 319.

Oelsner 198.
Olivier, E., 26, 28.
Oesterreich und Preußen 10, 11, 34, 35, 36, 212.
Oven, Charlotte v., siehe Hagn.

Pabst 236.
Paoli, Betti, 114.
Perfall, v., 135, 283.
Periano, Admiral, 55.
Pfau, Ludwig 153, 156.
Pichler, Karoline, 138.
Pollini 306.
Preußen 125, 156.
Proudhon 156.
Prutz, Rob., 174, 176–180.
Putlitz 198, 307, 313.

Rahel (Varnhagen) 56, 193.
Ranke 170.
Rauch 201.
Raupach 101.
Redern, Graf, 113.
Reitlich 145.
Richter, Dr. Karl, 43.
Rietstahl 281, 282.
Riehl 298.
Rietschel 201.
Ring 203.
Rogge, Dr., 157.
Roquette, O., 244.
Rousseau 315.
Rückert 326.
Ruge, A., 174.

Sachse 118.
Sand, O., 191.
Sardou 237.
Schadow 16..
Schauspieler 243.
Scherr, J., 216.
Schiller und Göthe 327.
Schillerstiftung 50, 234, 312.
Schirges 282.
Schlegel 325.
Schleiden, Matthias, 51, 52.
Schmidt, Elise, 203.
Schmidt, Julian, 277.
Schmidt, Frd. Ludw., 302, 306, 309.
Schneider, H., 77, 103.
Schönfeld, Gräfin, siehe Luise [illegible].
Schopenhauer 245.
Schreyvogel 138.
Schröder, Frl., 321.
Schröder, Friedr. Ludw., 308.
Schropp 198.
Schulze, Caroline, 298.
Schumann, Clara, 166.
Seeger, Ludwig, 166.
Seidler, Luise, 285, 298.
Semmig, Professor, 30.
Semper, Baumeister, 123.
Serre, Major, 51.
[illegible] 114.
Stadt-Theater Hamburg 295, 297, 299, 302.
Stahr A., 57, 234, 277.
Sternberg, A. v., 262.
Stich, Clara, 87, 166.
Strieder 91.
Strieglitz, Charlotte, 191, 192, 193.
Stockhausen 309.
Strauß, David, 215.
Sukkow, Emma v., 152.

Thalia-Theater Hamburg 295, 297, 302.
Thiers 26, 154, 170, 188, 216, 241.
Thomas, Frau, 100, 107.
Tieck 9, 31, 195, 325.
Tod 239.
Tonier 103, 295, 297, 304, 305.
Tragödie 25, 26.

Uhde 290—293.
Uhland 225, 64.
Ulrich, Fräul., 50.
Ungelmann, Frl. 81.

Varnhagen von Ense 161, 164, 193, 205, 207, 262. 2[illegible]
Vestvali, Felicitas v., 299.
Victor, Emanuel, 55.
Viereck, Frl., 81, 100.

Wagner, Richard, 31, 198.
Wahlmann, Eleonore, 130, 135, 311.
Waldmüller, R., 52.
Wales, Prinz von, 257.
Walesrode 162, 165.
Wallner 91.
Wauer, Minna, 50.
Weil 235.
Weiß 113.
Wengel 132, 135.
Werner 154.
Werther, R., 114. 115.
Werther in Frankreich 1[illegible]5.
Wienbarg 259.
Wilhelm, König von Württemberg, 240.
Winter, Frl., 294.
Winterlin, Aug., 137.
Wolff, Amalie, 70, 75.
Wolff, P. A., 70.
Wollheim 143.
Wolzogen 294.
Woltmann 260, 261.

Zschille, Kanzleirath, 8, 30.

Druck von Otto Wigand's Erben in Grimm.

Zeit und Menschen.

II.

Zeit und Menschen.

Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863—1884

von

Feodor Wehl.

Zweiter Band.

Altona.
Verlag von A. C. Reher.
1885

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA REGIA

Am 27. März 1880.

Am 25. März ist Ludmilla Assing in Florenz verschieden. In ihr verliere ich mehr als eine Freundin, einen guten Kameraden.

Sie hatte wenig von Dem, was ein Weib reizend macht; sie war klein von Gestalt und mager, hatte einen großen Mund und kleine, wenn auch sehr lebhafte Augen, eine gewöhnliche Stirn und ein spitzes Kinn. Die Anmuthsgöttinnen hatten jedenfalls nicht bei ihr zu Pathen gestanden. Sie war ohne irgend wie häßlich zu sein, doch ohne jede körperliche Schönheit; aber geistig sehr hervorragend: immer angeregt und belebt, voll trefflicher Gedanken und schlagender Einfälle. Sich mit ihr mündlich oder schriftlich zu unterhalten, ist stets ein wahrhafter und lohnender Genuß gewesen.

Sie sprach mit angenehmer Stimme, sehr rasch und lebendig; ihre Handschrift durfte geradezu schön genannt werden und was sie schrieb, bedeutend.

Von äußerer geistiger Unscheinbarkeit, zog sie alle Welt durch ihre Frische und Regsamkeit wunderbar an.

Durch ihren Oheim, Varnhagen von Ense, bei dem sie in Berlin gewohnt hat, genoß sie den Umgang und die Freundschaft vieler ausgezeichneter Menschen. Eine scharfe Beobachtungsgabe und ein richtiges Urtheil, unterstützt von einem starken Gedächtnisse befähigten sie besonders zu einer genauen und oft überraschenden Auffassung von Personen und Umständen. Allerdings konnte sie dabei zuweilen sehr leidenschaftlich und heftig werden, allein sie war im Grunde ihres Wesens zu gewissenhaft und wohlwollend, um irgend wie und wo ungerecht zu verfahren. Der Freiheit zugethan und eine ausgesprochene Freundin des Volks, vermochte sie doch zugleich mit hochgestellten und vornehmen Leuten zu verkehren und Gesinnungen zu ertragen, die nicht die ihrigen waren, wenn man nur diese ebenfalls gelten ließ. Ein Hehl machte sie nie aus ihnen; aber sie drang sie auch niemanden auf. Streiten that sie gern, doch der

Streit mit ihr war immer voll Feinheit und Maaß. Sie verletzte nicht leicht einen Andersdenkenden mit ihrer Gegnerschaft.

Ich lernte sie, als ich noch sehr jung war, bei Theodor Mundt in Berlin kennen und befand mich bald mit ihr auf vertrautem Fuße. Wir hatten über Zeit und Menschen so ziemlich dieselben Ansichten, dieselben Sympathien und Antipathien, dieselben Erwartungen und Träume von der Zukunft. Dazu kam ihre warme Empfänglichkeit für Poesie.

Unser erstes Zusammentreffen steht noch frisch in meinem Gedächtniß. Ich hatte an einem schönen Frühjahrstage 1842 Mundt und seine Frau zu einem Spaziergange abgeholt und bei ihnen Ottilie und Ludmilla Assing, die Töchter von Rosa Maria, gefunden.

Die unter diesem Frauennamen bekannte Dichterin, war die Schwester Varnhagen von Ense's, welche längere Zeit als Erzieherin thätig, in Hamburg den jüdischen Arzt J. D. Assur heirathete, der sich, zum Christenthum übertretend, Assing nannte. Gutzkow hat im sechsten Bande seiner „Gesammelten Schriften" über beide geschrieben und sie ihrem Wesen nach geschildert. Sie waren ganz eigenartige Menschen. Assing, eine einsame, philosophische Natur, durfte ein Original genannt werden. Das Studierzimmer war seine Welt und wenn er im eigenen Hause in Gesellschaft erschien, sah es aus, als ob er durch irgend einen Zufall in diese hineingerathen wäre. Er verhielt sich meist schweigsam und ohne Theilnahme für das, was von Andern verhandelt wurde. Ergriff ihn jedoch etwas, so blieb sein Geist meist daran hängen und während seine Umgebung zehn Mal den Gegenstand ihrer Unterhaltung wechselte, konnte er unabläßig, in tiefes Nachdenken versunken, vor sich hinmurmelnd, wiederholen: „Der Arzt sieht nur das Grauenhafte", oder: „Und es hat doch einen Homer gegeben."

Dabei war er nicht ohne gesellige Begabung und einen glücklichen Humor. So las er z. B. komische Gedichte ganz vorzüglich und in höchst wirksamer Weise vor; von Laune und Witz vermochte er zuweilen völlig überzufließen. Goethe's Schriften liebte er über Alles und die Literatur der alten Griechen und Römer stand ihm besonders hoch.

Von Rosa Maria sagt Gutzkow: „Versöhnend, vermittelnd waltete sie zwischen entgegengesetzten Persönlichkeiten; peinliche Stimmungen wußte sie auf eine gewandte Art in Behaglichkeit

aufzulöſen. Verſtand und Gemüth waren bei ihr in einer ſo ſchönen Harmonie, daß niemals der eine Theil den andern fortriß. Nur in ihren Erinnerungen war ſie unbedingte Schwärmerin."

Roſa Maria ſowohl als Aſſing dichteten und die älteren Muſenalmanache von Schwab und Chamiſſo enthalten manches ſinnige Gedicht von ihnen. Sie gehörten beide der romantiſchen Schule an und Uhland, Chamiſſo, Schwab, Kerner, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Tieck waren ihre Vorbilder und Meiſter. Ludmilla konnte mit rührendem Entzücken von einer Reiſe erzählen, die ſie als Kind mit ihrer Mutter nach Schwaben gemacht und von den Eindrücken, die ſie von den dortigen Poeten empfangen.

Ludmilla und Ottilie waren gleichſam im Banne der Muſen erzeugt und herangewachſen. Sie hatten feinen Sinn und zartes Verſtändniß für Alles, was dichteriſch veranlagt war. Ich erfuhr das ſogleich bei unſerer erſten Begegnung.

Von unſerem Spaziergange zurückgekehrt, luden Mundt's uns ein, bei ihnen zum Thee zu bleiben und da die Letzteren ſchon lange gewünſcht hatten, etwas von meinen poetiſchen Verſuchen kennen zu lernen, ſchlug man vor, daß ich einige derſelben holen und vorleſen möge.

Ich war natürlich gern bereit, dieſem Vorſchlage zu genügen, ging eilig davon und kam noch eiliger wieder, eine Handvoll Gedichte in der Bruſttaſche mit mir tragend.

Nach dem Thee begann ich ſie vorzuleſen. Mundt's beide beſaßen wenig Sinn für Verſe. Mundt brachte ſchwer einen Reim zu ſtande und ſah alles Heil unſerer Literatur nur in der „Kunſt der deutſchen Proſa", welches anmuthige und verdienſtliche Buch er damals eben geſchrieben hatte und in neuer Auflage vorbereitete. Er hörte mit halbem Ohr und ſeine Gattin, die für allen lyriſchen Ausdruck ohne jede tiefere Empfindung war, nahm nur an dem ſtofflichen Inhalt Antheil, indem ſie ſich immer in ihrem ſchaffenden Geiſte befliſſen zeigte: daraus ſogleich eine Novelle zu geſtalten.

Ganz anders die beiden Schweſtern Aſſing. Sie lauſchten mit angehaltenem Athem und mit gerötheten Wangen meinen Jugendliedern, deren romantiſche Faſſung ihnen von den dichteriſchen Erzeugniſſen ihrer Eltern her vertraut und ſympathiſch waren.

Von dieſem Augenblicke an, war zwiſchen uns eine Art Bund geſchloſſen, der mit Ottilie weniger feſt und innig wurde, weil ſie

sich mit ihrem Oheim Varnhagen auf die Länge nicht vertragen konnte und nach Hamburg zurückkehrte; mit Ludmilla aber, die in Berlin verblieb, bis an ihren Tod gedauert hat.

Es ist ein aufrichtiger und echter Freundschaftsbund gewesen, wie er zwischen Mann und Weib wohl selten vorkommen mag; das Geschlecht sprach zwischen uns so gut wie gar nicht mit. Wir hatten kein Geheimnis vor einander und theilten uns gegenseitig offen und ehrlich unsere Erlebnisse, unsere Gefühle und Gedanken mit. Besonders seit Ludmilla mich bei Varnhagen eingeführt und dieser einiges Interesse für mich an den Tag zu legen begonnen hatte, war unser Verhältniß ein geistig sehr nahes geworden.

Varnhagen von Ense war in jener Zeit gleichsam der Meister vom Stuhl in der Literatur. Er besaß ein ungemeines Ansehn und übte eine weitgreifende Macht aus.

Sein Lebensgang ist ein sehr eigenthümlicher gewesen. In Düsseldorf geboren, einer unbegüterten Familie entstammend, war er entschlossen, Arzneikunde zu studieren. In Berlin, Halle und Tübingen lag er dieser Wissenschaft ob, als er 1809 durch den Krieg Oesterreichs mit Frankreich zu den Waffen gelockt, als Freiwilliger in das österreichische Heer eintrat und nach der Schlacht bei Aspern zum Offiziere befördert wurde. Bei Wagram verwundet und zur Ausheilung nach Wien gebracht, kam er dort durch seine Kenntnisse, seine Bildung und früh gepflegte literarische Begabung bald in sehr einflußreiche Beziehungen. Diese Beziehungen wurden erweitert und bestärkt durch Rahel Levin, jene geistvolle berliner Jüdin, welche in der Gesellschaft und Literatur zu Anfang unseres Jahrhunderts eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Anmuthig und anziehend in ihrer äußeren Erscheinung, war sie durch wahrhaft glänzende Vorzüge des Geistes vor Vielen ausgezeichnet. Sie hatte Ideen und Einfälle von geradezu überraschender und epochemachender Bedeutung. Theodor Mundt hat sie mit Recht „eine Thyrsusschwingerin der Zeitgedanken“ genannt und von ihr gemeint, daß sie „wie eine Prophetin Vergangenheit und Zukunft in ahnender Seele wälzte und daraus in das Werden und Entwickeln der Dinge tiefe, lakonische Weissagungen hersagte.“

Dadurch wurde sie in Berlin ein Gegenstand der Aufmerksamkeit und Bewunderung. Die Künstler, die Schriftsteller und Gelehrten, die Leute von Welt und Ruf sammelten sich um sie und lauschten

ihren Orakelsprüchen. Selbst der geniale Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, der später bei Saalfeld fiel, ergötzte sich an ihrem Umgange, freilich in Gemeinschaft mit einem weiblichen Wesen, das außer dem Genuß ihrer körperlichen Reize ihm nichts als ihre leichtsinnige Gutmüthigkeit zu bieten hatte.

In den Anfang dieses Jahrhunderts spielten in die große und hohe Gesellschaft Deutschlands noch die Lebensgewohnheiten und moralischen Anschauungen der französischen Ludwige herüber. Die Maitressenwirthschaft war eine wohl gelittene und keineswegs in all zu schroffem sittlichen Verrufe stehende Sache. Rahel Levin nahm keinen Anstand mit Personen dieser Art intimen Verkehr zu haben. Die Begriffe von Ehe, weiblicher Tugend und bürgerlicher Ehre waren sehr locker und lose, und dieser Umstand erleichterte vornehmlich eine äußerst gemischte Geselligkeit.

In dieser gemischten Geselligkeit kam damals auch zuerst das moderne Judenthum zur allgemeinen Geltung durch seinen einschneidenden Witz, seinen zündenden Geist und die ungemeine Schlagfertigkeit seiner Unterhaltung. Besonders schöne Frauen zeichneten sich dadurch aus, wie z. B. Henriette Herz, Friederike Robert und vor allen Andern Rahel Levin.

Zu dieser hatte Varnhagen eine tiefe Neigung gefaßt, die sie, die vierzehn Jahre älter war als er, erst zaghaft, später aber mit Wärme erwiederte. Sie rief damals, als er verwundet in Wien lag, alle Freunde dort zu seinem Beistande auf und er war in Folge dessen bald aufgesucht, gehegt, gepflegt und mit einer Menge hervorragender Leute in Beziehung gebracht. Als er zu seinem Regimente zurückkehrte, waren die Augen seines Obersten, des Prinzen von Bentheim, auf ihn gelenkt und er bald darnach dessen Adjutant. Als solcher ist er später, als Prinz Bentheim General geworden, mit diesem nach Paris und an den Hof Napoleon's in besonderer Mission gesendet worden. Seine Berichte und Denkschriften fanden Beachtung und zogen die Blicke des Ministers von Stein in Preußen auf sich. Nachdem er noch als Hauptmann die Kriegszüge des russischen General von Tettenborn mitgemacht hatte, trat er 1814 in den preußischen Staatsdienst und begleitete den Staatskanzler von Hardenberg zu dem Kongresse nach Wien.

Bevor das jedoch geschah, vermählte er sich mit Rahel Levin, die inzwischen zum Christenthum übergetreten war. Sie folgte ihm

natürlich nach der österreichischen Hauptstadt, wo für Beide ein bewegtes und reiches Leben begann. Varnhagen selbst entwickelte eine große Thätigkeit und lieferte zu den Berathungen der hier versammelten Staatsmänner Unterlagen und Vorschläge, welche vielfach nicht ohne Beachtung blieben, wenn sie auch freilich; zu seinem großen Aerger den mächtigen Einfluß Talleyrand's nicht genügend zu beschränken und keineswegs zu verhindern vermochten, daß Preußen bei den Verhandlungen wesentlich zu kurz kam. Sicher jedoch ist, daß Varnhagen auf dem Wiener Kongresse sich als bedeutende politische Fähigkeit hervorthat und die Aufmerksamkeit der damaligen Staatslenker auf sich zog. Vornämlich Fürst Metternich, zu jener Zeit der Dalai-Lama der europäischen Staatskunst, zeichnete ihn aus und liebte es vorkommenden Falles seine Ansicht und Meinung zu hören. Metternich's rechte Hand war in jener Epoche Friedrich Gentz und dieser, ein Freund von Varnhagen, versäumte selbstverständlich nicht, denselben mit dem Fürsten in Beziehung zu bringen.

Diese Beziehung ist eine langdauernde und über die Lebenszeit des Gentz (derselbe starb am 9. Juni 1832) hinausreichende geblieben. Ich erinnere mich aus Varnhagen's eigenem Munde vernommen zu haben, daß Metternich in verschiedenen Angelegenheiten ihn um Rath angegangen hat; eine davon ist mir besonders gegenwärtig.

Als im Jahre 1835 der Lärm wegen des sogenannten Jungen Deutschlands aufkam, schrieb der Fürst von Metternich über die neue Erscheinung an Varnhagen von Ense und ersuchte ihn um einige Auskunft; er selbst wisse nicht recht, was er aus der Sache machen solle. Varnhagen entsprach diesem Vertrauen mit freimüthiger Wahrhaftigkeit und versicherte dem Fürsten, vor allem sei an nichts Politisches dabei zu denken, an keine auch nur entfernte Aehnlichkeit mit dem jungen Italien; die Sache sei rein literarisch, und sogar auf diesem Gebiete ohne eigentlichen Zusammenhang. Was aber das Moralische betreffe, so habe man freilich über manche Schilderung den Kopf zu schütteln; indeß erinnere er sich seiner Jugendjahre, wo die berüchtigte „Lucinde" von Friedrich Schlegel erschienen sei, die ebenfalls großen Lärm gemacht, doch keine Verfolgung erlitten habe; gegen diese „Lucinde", sei die jetzt getadelte „Wally" von Gutzkow aber nur ein unschuldiges Kind, und wenn er bedenke, daß er den Verfasser der „Lucinde" später als k. k. österreichischen

Legationsrath in Frankfurt beim Bundestage und mit dem päpstlichen Christus-Orden geschmückt gesehen habe, so dürfe er mit gutem Fug hoffen, daß die Mitglieder des Jungen Deutschlands, bei ihren entschiedenen Talenten, auch ihrerseits in der Folge zu ehrenvoller Anerkennung und Auszeichnung gelangen würden.

Der Fürst war damals mit dieser Auskunft sehr zufrieden und hielt alles zurück, was zur Verfolgung der Bedrängten schon von anderer Seite war eingeleitet worden.

Daß der Bundestag zu Frankfurt a. M. deren Schriften später dennoch verbot und Gutzkow wegen seiner „Wally" in's Gefängniß stecken ließ, ist das Werk anderer Mächte gewesen, denen Metternich Widerstand zu leisten in seiner Neigung zur Hemmung und Niederdrückung jeder freiheitlichen Regung natürlich nicht der Mann war. Auch konnte die Ungnade, in welche Varnhagen von Ense nach kurzer Wirksamkeit im preußischen Staatsdienste verfiel, selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Gesinnung von Metternich bleiben.

Der Fürst hatte in dem Freunde von Gentz ein ebenso gefügiges Werkzeug der Regierung vermuthet, wie er es in diesem gefunden. Gentz war in seine politische Laufbahn mit einem „Schreiben an den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen bei dessen Thronbesteigung" eingetreten und hatte darin dem Wunsche nach einer Verfassung einen ziemlich beherzten Ausdruck gegeben. Nach und nach im Dienste Oesterreichs und unter dem Regimente Metternich's war er zum eifrigen Vertheidiger des konservativen Prinzips, fast des Absolutismus geworden. Varnhagen, von jeher freisinnig, aber mit bedeutsamen konservativen Anklängen, bildete sich im Umgange mit süddeutschen Gesinnungsgenossen, namentlich Uhland's und Rotteck's, mehr und mehr zum Verfassungsmanne aus. Als daher in Baden die Bewegung dafür in Gang kam, leistete ihr Varnhagen geflissentlich Vorschub und mußte glauben: es liege im Sinne seiner Regierung, wenn er das thue. In Preußen war ja ebenfalls eine Verfassung verheißen worden und Friedrich August von Stägemann, damals der leitende Vorstand der eben begründeten „Staatszeitung" in Berlin, schrieb ihm unter Anderem einmal: „Sorgen Sie nur auch, daß aus der Badischen Ständeversammlung etwas Rechtes werde, ein Vorbild für die anderen."

Allein diese Verfassungsideen und Bestrebungen fanden in Preußens Regierungskreisen selbst manchen Widerstand und als bald

darnach Karl Ludwig Sand im mißleiteten Freiheitseifer August von Kotzebue in Mannheim erdolchte, weil man meinte, in diesem einen Söldling Rußland's entdeckt zu haben, der allen Liberalismus in Deutschland an die Knute dieses Staates verrathe, und außerdem sich geheime Verbindungen vermuthen ließen, die auf Hochverrath und Mord gegen die Inhaber der Fürstenthrone gerichtet zu sein schienen, schlug der Sinn der herrschenden Gewalt in Preußen vollständig um und eine allgemeine Reaktion griff Platz, die den ängstlichen König Friedrich Wilhelm III. in Schrecken versetzend, es nicht nur für bedenklich, sondern geradezu für gefährlich erklärte: das Volk durch eine Verfassung in Regierungssachen ein Wort mitsprechen zu lassen.

Unter so veränderten Verhältnissen konnte es selbstverständlich nicht fehlen, daß Varnhagen's Verhalten in Karlsruhe mißliebig und mit scheelen Blicken betrachtet wurde. Man rief ihn in Eile von seiner Stellung ab und trug ihm den Botschafterposten in Washington an, weil man ihn dort im Schooße der jungen amerikanischen Freistaaten am Unschädlichsten untergebracht vermeinte. Varnhagen, der Absicht und Ursache dieser Botschaftsertheilung wohl erkannte, lehnte indessen dieselbe kurz entschlossen ab und zog es vor, sich auf Wartegeld setzen zu lassen. Sollte er einmal in die Verbannung gehen, so schien ihm eine solche in Berlin, das inzwischen der Sammel- und Tummelplatz der erleuchtetsten Geister geworden, am Leichtesten zu ertragen.

Er befand sich damals auf der Höhe seines Lebens und seines politischen Wirkens. Man kann sich daher wohl vorstellen, daß es ihm schwer wurde, seiner diplomatischen Laufbahn zu entsagen. Sie war mit viel Arbeit und großen Anstrengungen erworben worden. Er hatte sein Blut für sein Vaterland vergossen, mit Minister Stein und Hardenberg, so wie mit Wilhelm v. Humboldt zusammen politisch gearbeitet; manche Denkschrift, manches diplomatisch wichtige Aktenstück war aus seiner Feder geflossen; besonders, wie ich schon erwähnt, auf dem Wiener Kongresse hatte er für manche Fassung und Wendung der Verhandlungen das rechte Wort gefunden. Er galt fast allgemein für einen bedeutenden staatsmännischen Kopf und er selbst durfte sich nach seinen seitherigen Erfolgen dafür halten. Seine Außerdienstsetzung konnte daher nicht verfehlen: ihn sehr unmuthig und verdrossen zu machen. Natürlich meinte er, daß sie nicht dauernd sein würde und überdies bot sich ihm zunächst in Berlin

auf literarischem Gebiete ein glücklicher Ersatz. Er und Rahel schwärmten für Goethe, der damals noch keineswegs das Ansehn und den Ruhm besaß, die sein Name heute durch die ganze Welt genießt. Sie Beide fingen begeistert an ihn zu preisen und die erste Goethe-Gemeinde zu bilden. Aus dieser Goethe-Gemeinde entwickelte sich später — seltsam genug, mehr als aus dem Schiller-Kultus — das Junge Deutschland, welches Rahel und Varnhagen, seiner freiheitlichen Richtung wegen, besonders unter ihre Fittiche nahmen. Heinrich Heine wurde ihr hauptsächlicher Schützling.

Ludmilla Assing hat aus Varnhagen's Nachlasse Heine's Briefe an ihren Oheim, ihre Tante und von Andern aus deren Kreise an diese 1865 im Verlage von F. A. Brockhaus („Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim") veröffentlicht, die ein höchst bezeichnendes und ergötzliches Licht auf jene ganze Zeit und Bewegung werfen. Heine zeigt sich in diesen Briefen in seiner vollen Liebenswürdigkeit und Frische. Bei jeder Gelegenheit nimmt er Varnhagen's vermittelnde und schützende Feder in Anspruch und droht artig und übermüthig, wenn dieser ihm ja etwa den Dienst verweigere, „gegen Goethe rebelliren zu wollen". Diese Rebellion zu verhindern, hat jener, wie Heine selber eingesteht, aufgefordert und unaufgefordert viel für Heine's Bücher gethan und Heine, dadurch selbstbewußt und stolz gemacht, erklärt am Ende von einem seiner Schreiben ganz unumwunden: „Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine."

Zu dieser unumwundenen Erklärung ermuthigte ihn damals lediglich Rahel's Lob und Varnhagen's tapfere Unterstützung. Varnhagen und Rahel, mit ihrem gesunden Instinkte für Freiheit und ihrem „expeditiven" Drange: derselben, Raum und Geltung zu verschaffen, warfen sich gleichsam mit offener Brust dem Jungen Deutschland entgegen und sahen in Heine den Thronfolger Goethe's, dem sie um seiner großen poetischen Begabung wegen alle Jugendthorheiten und tollen Streiche vergaben, die er unter ihren Augen beging.

„Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende," schrieb Heine 1846, als seine unheilbare Krankheit bereits begann seinen Körper in die „Krümpe" zu nehmen, „und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig."

Daß er es wurde, dazu haben Rahel und Varnhagen wesentlich beigetragen und der Letztere fand in dieser und anderer literarischen Thätigkeit für die unfreiwillige diplomatische Muße, die ihm auferlegt worden war, eine Art von Beschwichtigung und Schadloshaltung. Der Tod Rahel's, der am 7. März 1833 erfolgte, riß ihn freilich unliebsam daraus empor. Er entzog ihm die immer hellauflodernde Seele, welche ihn mit der modernen Literatur verband und lenkte ihn wieder mehr auf seine staatsmännischen Beziehungen zurück. Allmälig richtete sich seine Erwartung auch auf einen neuen Thronwechsel. Von Friedrich Wilhelm IV. glaubte man sich großer Dinge versehen zu können. Varnhagen gab sich ebenfalls sehr ausschweifenden Voraussetzungen in dieser Hinsicht hin.

Kaum hatte 1840 dieser Monarch die Zügel der Regierung übernommen, so tauchten auch sofort die Gerüchte einer zu erlassenden Verfassung auf. Das war so zu sagen: Wasser auf Varnhagen's Mühle. Alle seine alten Gedanken, Pläne und Wünsche erwachten mit einem Male und regten ihn in seinen politischen Grundsätzen auf. Er besprach sich mit seinen alten Freunden und Gesinnungsgenossen, schrieb für die „Allgemeine Zeitung" und wirkte auf die öffentliche Meinung, wie er es ehedem in Karlsruhe auch gethan. Seine Wohnung wurde zum Taubenschlage der politischen Geister. Sie flatterten aus und ein: Alexander von Humboldt, Minister von Bülow, Bettina von Arnim mit ihren abenteuerlichen sozialistischen Problemen, die Generale von Willisen, von Rühle und von Pfuel und viele, viele Andere; man sah ihn bereits leibhaftig im Ministerium sitzen.

Es ließ sich etwas der Art in Wirklichkeit auch erwarten. Humboldt hatte Varnhagen noch kurz vor der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm des Vierten gemeldet, daß er dem Kronprinzen aus seinen Schriften vorgelesen und derselbe über die freimüthigen Stellen darin seine besondere Genugthuung ausgesprochen. Als er vernahm, daß Varnhagen einen interessanten Brief von Metternich erhalten, worin dieser Varnhagen's Darstellung des wiener Kongresses gerühmt und dazu einige wenige Berichtigungen geliefert, ließ er sich diesen Brief durch Humboldt zum Lesen ausbitten und nach genommener Einsicht dafür danken.

Nach dem Tode Heinrich von Bülow's (am 6 Februar 1846), der ein liberaler Staatsmann und ein Freund Varnhagen's gewesen,

war der König eigentlich mit keinem seiner Minister zufrieden, wie Humboldt oft erzählte und da dieser selbst ein in hohem Grade frei gesinnter Mensch, das Ohr des Monarchen in ziemlich unbeschränkter Weise besaß, so ließ sich wohl erwarten, es werde Varnhagen dem Throne näher treten.

Einmal schien es in der That, als ob man sich bei Hofe seiner erinnere. Es war 1857 während der Neuenburger Lossagungsverhandlungen. Man las damals, wahrscheinlich um den aufgeregten Monarchen von der unliebsamen Angelegenheit abzulenken, einige seiner Schriften vor und eines schönen Tages kam ein Abgesandter des Königs zu ihm. Alle Welt spitzte die Ohren und wähnte: es handle sich um eine Berufung. Aber die Sendung galt nur einem Gedichte Varnhagen's, für welches Friedrich Wilhelm IV. dem Verfasser einen veränderten Schluß in Vorschlag bringen ließ.

Dies blieb die einzige Berührung, die man von höchster Stelle aus zu ihm fand, und daß diese ihn verdrießen mußte, liegt auf der Hand. Varnhagen von Ense stand mit der Mehrzahl der damaligen Regenten in Beziehung. So oft er auf seinen Ausflügen einen Badeort oder eine Residenz berührte, ward er zu ihnen gerufen oder von ihnen aufgesucht. Man liebte es, seine Ansichten und Meinungen über den Lauf der Dinge zu erfahren. Nur in Berlin, wo man es so bequem gehabt hätte, vermied man es ängstlich, ohne alle Ursache, denn Varnhagen war von Wien und seinen früheren diplomatischen Stellungen her mit der großen Welt bekannt und sehr geschickt und bewandert in dem Verkehre mit ihr. Er zeigte sich dabei in hohem Grade höflich und zuvorkommend, ohne kriechend oder unterthänig zu erscheinen.

Sein Freimuth und seine politische Entschiedenheit, die sich in manchen schwierigen Verhältnissen bereits erprobt hatten, trugen Nichts an sich, was an einem Hofe nicht hätte gelitten werden können. Er, der von König Friedrich Wilhelm dem Vierten in sein Tagebuch schrieb: „Kunst und Phantasie auf dem Throne, fanatische Gaukelei umher und heuchlerischer Mißbrauch bis zur Spielerei! Und dabei der Mensch wahrhaft geistreich, wahrhaft liebenswürdig, vom besten Willen beseelt" — er würde vielleicht im Stande gewesen sein, den romantischen Herrscher auf die richtigen Wege zu leiten, ihn der großen Aufgabe der Zeit entgegenzuführen. Varnhagen besaß starke Willenskraft und Ueberredungsgabe und dabei sehr einnehmende Formen.

Vornehm und gewinnend durfte man sein ganzes Wesen nennen. Seine Gestalt war ziemlich hoch und schlank, sehr biegsam, doch voll feinen Anstandes und bescheidener Würde. Sein volles blondes Haar war früh ergraut; sein rundlich geformter Kopf offenbarte eine hohe Stirn, kluge, lebhafte blaue Augen, hinter einer goldenen Brille verschanzt und einen edel geschnittenen, lächelnden Mund, den ein leiser Zug von Ironie gefällig umspielte.

So fand ich ihn, als Ludmilla mich ihm vorstellte. Es war Anfang der vierziger Jahre. Seine Nichte hatte ihm von mir erzählt und ihm einiges von mir zu lesen gegeben. Es trug die Farbe der Zeit und war durchtränkt von jenem wagehalsigen und kecken Geiste des Liberalismus, der damals, von Heine und Börne erweckt, sich besonders gern in prickelnden Einfällen und witzigen Wendungen ausgab. Ich hatte mit Gedichten im Geschmack der romantischen Schule angefangen. Aber nachdem ich mit den Mitgliedern des Jungen Deutschlands in nähere Beziehung getreten, hatte ich begonnen mich in die Bewegung der Zeit zu mischen und an den politischen Vorgängen Antheil zu nehmen. Noch ziemlich unreif in der Sache, versehlte ich doch nicht in der Gewohnheit der Jugend das große Wort zu ergreifen und meine Meinung auf dem offenen Markte auszusprechen.

Varnhagen mißfiel das nicht eben und er brachte mir infolge dessen eine freundliche Theilnahme entgegen.

Ich erinnere mich noch heute ganz deutlich meines ersten Besuchs bei ihm.

Ich fand den berühmten Mann mit einem untergelegten Beine auf einem Stuhle sitzen und mit einer feinen Scheere aus buntem Papier allerlei artige Sachen, wie Bäume, Blumen, Vögel oder phantastische Arabesken schneiden, eine Kunst, die er mit seiner Schwester Rosa Maria gemeinsam inne hatte und von der ich noch heute einige allerliebste Proben besitze.

Er reichte mir freundlich die Hand, indem er sagte: „Ich denke, wir sind einander nicht mehr fremd. Meine Nichte Ludmilla hat mir so viel von Ihnen und Ihnen ohne Zweifel so viel von mir erzählt, daß wir uns wohl einigermaßen wie alte Bekannte ansehen können. Lassen wir also alle Förmlichkeiten und behandeln wir uns gegenseitig als solche."

Dieser Empfang entzückte mich. Varnhagen galt uns jungen Schriftstellern damals als was ihn Heinrich Heine in einem Briefe aus Paris feierlich bezeichnet hatte, nämlich als „Statthalter Goethe's auf Erden." Wir staunten seinen Styl, seine staatsmännische Bedeutung, seine gesellschaftliche Stellung an. Er war in Berlin eine überaus angesehene Person und seine Wohnung in der Mauerstraße, gerade gegenüber der Einmündung der Französischen Straße, ein Wallfahrtsort aller Berühmtheiten, aller Menschen von Geist und hervorragendem Ansehn. Es kam Niemand von Namen und Ruf nach der preußischen Hauptstadt, der nicht Varnhagen besucht hätte. Varnhagen, der im Verein mit Rahel soviel gethan hatte, um Goethe Anerkennung und Verehrung zu schaffen, hatte nun selbst etwas von dessen Ruhm erlangt. Er bildete einen Mittelpunkt für alle Intelligenz der Hauptstadt und in diesem Mittelpunkte so zu sagen den Seher und das Orakel der Zeit. Alle Welt wollte von ihm die Räthsel der Gegenwart und den Gang der Zukunft gedeutet haben. Es war, als ob der Webstuhl der Geschichte in seiner Stube schnurrte. Nicht nur die Minister, die Diplomaten, die Politiker kamen, ihn um Auskunft und Rath zu fragen, auch die Künstler, um nach seinem Urtheil zu forschen, die Schriftsteller, sein Lob und seine Zustimmung zu erwerben. Das Junge Deutschland, dem Rahel soviel Antheil und Zugeneigtheit bewiesen hatte, übertrug seinen Dank auf ihren überlebenden Gatten. Heine behielt ihn bis an sein Ende tief in's Herz geschlossen, Wienbarg nannte ihn mit Ehrfurcht, Mundt und Laube saßen demuthsvoll zu seinen Füßen und Kühne ließ es an keiner Huldigung fehlen, zu der sich Gelegenheit bot. Gutzkow war der einzige, der ihm nicht näher trat. Er gehörte in Hamburg zum freundschaftlichen Umgange von Rosa Maria und ihrem Gatten und leugnete keineswegs Varnhagen's weitgreifenden Einfluß und große Kunst. Aber er vermochte keine Bewunderung zu empfinden. Nicht einmal seine Schreibart ließ er ungetadelt, die doch sonst überall als Muster aufgestellt wurde. „Varnhagen", meinte er in seinem Buche: „Götter, Helden, Don-Quixote" (1838 erschienen), „schreibt einen hochwohlgeborenen Periodenstyl mit sechs Pferden lang".

Uns jüngeren Schriftstellern erschien dies damals wie eine Art Gotteslästerung und wir entsetzten uns darüber. Varnhagen selbst indeß nahm diese Aeußerung, wie manche andere ähnliche ohne

Empfindlichkeit hin. Er wußte, daß Ludmilla und ich in naher Beziehung zu Gutzkow ſtanden und hieß ſie gut. Gutzkow gehörte doch immer zum Jungen Deutſchland, alſo zu derjenigen literariſchen Richtung, welche Rahel beſonders begünſtigt hatte und durch die die Idee der Freiheit und der politiſchen Bewegung neuerdings in die Literatur gebracht worden war, ein Umſtand, den Varnhagen hoch anſchlagen und als ganz in ſeinem Sinne erachten mußte.

Varnhagen hatte, wie faſt alle deutſchen Schriftſteller, mit lyriſchen Gedichten und mit dem Ehrgeiz begonnen, ſeinen Namen in einem Muſenalmanache gedruckt zu ſehen. Aber eine große und gewaltige Zeit entrückte ihn bald dieſen friedſamen Anfängen und riß ihn auf Bahnen, in denen Kriegsberichte und diplomatiſche Aktenſtücke ſeine tägliche Beſchäftigung wurden. So zu ſagen im Handumdrehen war er ein Staatsmann geworden, und zwar ein Staatsmann, dem der Inſtinkt und die Neigung zum Liberalismus gleichſam im Drange der Umſtände eingeimpft worden war. Rahel lebte und webte in dieſem Liberalismus und der ganze Aufſtand und Krieg gegen Napoleon entzündete ſich in und von ſeinem Geiſte aus. Es kann darum auch als kein Wunder erſcheinen, daß Varnhagen von ihm erfüllt und in Baden gleichſam als ſein Schildträger aufgetreten war.

Daß er in Ungnade dort abberufen und in Berlin in den Winkel geſtellt worden, vermochte natürlich ſeinen Eifer nicht abzudämpfen, ſondern nur anzuſpornen: er glühte förmlich davon, was ich ſogleich bei unſerer erſten Begegnung gewahren konnte.

„Sie haben wohl gethan", hub er an, „ſich dem Jungen Deutſchlands anzuſchließen. Es iſt das Heerlager des Fortſchritts: Deutſchland Zukunft ſteht unter ſeiner Fahne und dieſe Fahne ruht in dem Zelte Preußens. Preußen iſt zu wichtigen Dingen auserſehen und wird ſie eines ſchönen Tages ruhmreich vollbringen."

Ich wagte ſchüchtern einzuwerfen, daß das noch Weile haben dürfte.

„Was thut das?" rief er lebhaft aus. „Wenn man die unerſchütterliche Ueberzeugung hat, daß eine geſchichtliche Herrlichkeit ſich unbedingt endlich doch vollziehen muß, was macht es dann aus, wenn man Jahrzehnte darauf warten muß oder ſie garnicht mehr erlebt! Die zuverſichtliche Gewißheit, daß ſie kommt, hebt über den Schmerz des Harrens und ſelbſt des für uns vergeblichen Harrens

hinaus. Man genießt im Voraus die volle Freudigkeit der unausbleiblichen Begebenheit. Und das ist bei mir der Fall. Ich bin nicht im Stande zu sagen: wann Preußen sich erhebt und seine Großthaten verrichtet; aber daß es sie verrichtet und wie es sie verrichtet, das wäre ich jeden Augenblick in der Lage deutlich kund zu thun. Ich könnte wie Goethe's Oranien behaupten: „Ich stehe immer wie über einem Schachspiele" und habe die Züge des Weltgeistes beobachtet. Aus dieser Beobachtung zog ich meine Kenntniß der nothwendigen Zeitläufe. Die Schleier der Zukunft sind mir gelichtet und ich erblicke Preußen in seiner ganzen künftigen Größe."

Heut ist so etwas leicht auf das Papier gebracht und gar Mancher, der es liest, wird meinen, es sei nicht schwer, geschehene Dinge zu prophezeien. Aber ich kann versichern: sie wurden prophezeit, als noch Niemand eine Ahnung davon hatte, daß sie sobald geschehen würden. Auch Varnhagen wohl selber nicht. Die Erwartung aber, daß sie geschehen müßten, gab seinem Wesen eine eigene Weihe, die sich in seinen Schriften wie in seiner Person bedeutsam wahrnehmen ließ.

Man hat einen Theil seiner Werke und namentlich seine „Tagebücher" für feindlich und gehässig für Preußen und ihn auch selbst zuletzt für das Haupt einer preußischen Fronde angesehen. Allerdings sprach und schrieb er bittere Dinge am Schluße seines Lebens, aber alle diese bitteren Dinge galten nur Menschen und Zuständen, welche nach seiner innersten Ueberzeugung Preußen abhielten, seine geschichtliche Sendung in Vollzug zu setzen. Sicher ist manches in seinen Auslassungen zum Theil ungerecht, zum Theil unrichtig. Allein das kann durchaus nicht in Erstaunen setzen, wenn man die Stellung in's Auge faßt, die er einnahm. Seine Wohnung war wie ein Zelt im Kriegslager der Zeit. Alle freisinnigen Elemente, die unzufrieden mit der Regierung und dem politischen Zustande Preußens waren, suchten ihn auf, um ihre Befürchtungen und Klagen in sein Ohr zu schütten; aber auch ein Theil der am Ruder befindlichen Staatsbeamteten und Diplomaten stand noch aus früheren Tagen her im Verkehr mit ihm und hatte seiner Ansichten und Meinungen vor ihm kein Hehl. Varnhagen erhielt in Folge dessen Gelegenheit, allen Parteien in die Karten zu sehen und ihr Spiel zu beobachten. Anfangs blieb er ruhig und besonnen und gab jeder Partei ihr Recht. Aber nach und nach ward er erregt und mehr und mehr

leidenschaftlich. Die politische Unthätigkeit und Zurückhaltung, zu denen er dauernd verurtheilt war, machten ihn zuletzt gereizt und wild. Er konnte am Ende geradezu tobsüchtig werden. Ich war zugegen, als er mit Mundt und später mit Laube und Kühne wegen der Gothaer in Zerwürfniß gerieth. Alle drei hielten zu jener Mehrheit der deutschen Nationalversammlung, welche nach dem Scheitern der in Frankfurt beschlossenen Verfassung den von Preußen angebotenen Entwurf vom 28. Mai zu unterstützen und sich an den Wahlen zum nächsten Reichstag zu betheiligen beschlossen hatten. Ihm genügte jedoch der Entwurf in keiner Weise. Er verlangte offene Auflehnung dagegen und schalt Alle, die eine solche nicht ins Werk setzen mochten, verblendete Thoren und Abtrünnige von der Sache der wahren Volksfreiheit.

In dieser Zeit verlegte er sich aufs Schimpfen und Zetern. Er sah überall Halunken, Niederträchtige und eine blutige Revolution im Anzuge. Seine Vorstellung war fieberhaft erhitzt. Aber auch in dieser Erhitzung brach überall noch seine Liebe zu Preußen durch. Mir zeigte er dieselbe bei unserer ersten Unterredung in wahrhaft rührender Weise, wie ich schon berichtet habe. Doch blieb er dabei nicht stehen. Scheere und Papierausschnitte endlich von sich schleudernd, richtete er sich so lang er war in die Höhe, um mir zuzurufen: „Sie sind jung, lieber Freund, und ein unabhängiger Mensch. Sie suchen kein Amt, keine Staatsanstellung, keine Beförderung bei Hofe. Sie haben sich mit Ihrer Feder in den Dienst der Volkswohlfahrt und nationalen Sache gestellt. Sie schwärmen für ein einiges großes Deutschland. Vergessen Sie nie, daß das Alles nur durch und mit Preußen zu erreichen ist. Die Wiege Deutschlands steht in Berlin; das preußische Volk ist die Amme, die es mit ihrer Milch nährt und groß zieht. Preußens Ruhm sind seine Ammenlieder."

Die Begeisterung und Wärme, womit Varnhagen diese Worte sprach, ergriffen mich so sehr, daß ich sprachlos wurde und in meiner gerührten Stimmung nichts anderes zu thun vermochte, als ihm mit stummer Erregung die Hand zu drücken. Am Liebsten hätte ich sie ihm geküßt.

Er bemerkte meine Erregung und um die seinige zu bemeistern, ging er an's Fenster, um einen Augenblick auf die Straße zu sehen. Dann trat er wieder zu mir und begann von Rahel zu sprechen.

„Ich bedaure", sagte er, „daß Rahel nicht mehr da ist. Sie würde ohne Zweifel Theilnahme für Sie empfinden und Ihnen manche Anregung geben. Sie beſaß einen großen Geiſt und ein noch größeres Herz. Ich vermiße ſie überall, obſchon ich dankbar fühle, wie ſehr ſich Ludmilla angelegen ſein läßt: ſie mir zu erſetzen. Sie theilt meine Anſchauungen und Grundſätze, meine Hoffnungen und Wünſche. Sie lebt ſich in mich ein, wie ich mich in Rahel eingelebt hatte. Wir ſind vollſtändig Eins. Rechnen Sie deswegen bei mir auch auf dieſelben Geſinnungen gegen Sie, auf die Sie bei Ludmilla rechnen."

So verlief unſere erſte Begegnung, der noch manche andere, nicht weniger intereſſante und lebhafte folgte. Ich beſuchte zuweilen Varnhagen, um mir in literariſchen Dingen Rath und Beiſtand zu holen oder um ihm die Handſchrift irgend eines hervorragenden Menſchen zu bringen. Er war ein leidenſchaftlicher Sammler. Er las keine Zeitung, ohne ſich Ausſchnitte zu machen, kein Buch, ohne ſich Stellen daraus abzuſchreiben; er hörte keine Anekdote, ohne ſie aufzuzeichnen; jedes beſchriebene Blättchen hatte Werth für ihn.

Alles, was ihm zugetragen wurde, ward ſorglich in eigenen Schubladen und bereit gehaltenen Käſtchen aufbewahrt. Von allem, was ſein war, führte er ein genaues Verzeichniß, und da er nichts verſchmähte, was ihm zu Händen kam, ſo tauchte faſt niemals ein Name auf, ohne daß er etwas von deſſen Träger in Verwahrſam hatte und über ihn mitzutheilen wußte.

Er beſaß eine eigene Kunſt, die Menſchen auszuforſchen, oder von ihnen geheim gehaltene Schriftſtücke in ſeinen Beſitz zu bringen. So lebt noch friſch in meinem Gedächtniß die Art, mit der er Fanny Elßler Aufzeichnungen von Gentz entlockte.

Friedrich von Gentz hatte in ſeinen letzten Lebensjahren zu der ſchönen und anmuthigen Künſtlerin in Wien in innigſter Beziehung geſtanden. Ihr Liebreiz, ihre kindliche Hingabe, ihr Tanz entzückten ihn und ließen ihn Tauſende verſchwenden, um ſie mit dem ausgeſuchteſten Luxus der damaligen Zeit zu umgeben. Der ſchwelgeriſche Verehrer von Goethe und Heine, der Thränen vergießen konnte, wenn er „Iphigenie" oder „Taſſo" las und über die „Reiſebilder" und deren ſinnberauſchende Lyrik in laut aufjauchzende Bewunderung ausbrach, genoß in vertrauteſtem Umgange mit dieſer unwiderſtehlichen Bühnenerſcheinung ſeine glücklichſten Lebenstage.

Von dem, was er in diesen in Briefchen und Tagebuchblättern schriftlich niedergelegt, besaß sie einen guten Theil. Varnhagen, der davon Kenntniß hatte, wünschte sehr, diese Dokumente zu erlangen. Er kannte Fanny Elßler persönlich. Gentz hatte sie, als sie zuerst nach Berlin kam, um hier auf dem Hoftheater zu tanzen und durch ihren Tanz und ihre hinreißende Mimik alle Köpfe zu verrücken, an Rahel empfohlen und Rahel mit offenen Armen sie empfangen.

Nun waren allerdings inzwischen viele Jahre vergangen und Gentz und Rahel gestorben, Varnhagen alt geworden und Fanny Elßler vom Schauplatze ihrer Triumphe abgetreten. Sie lebte damals mit ihrer Tochter und einer Anverwandten in Hamburg, wo ich die Freude hatte, Verkehr mit ihr zu pflegen und manche Parthie Grabüge mit ihr zu spielen.

Als Varnhagen durch Ludmilla Assing davon erhielt, spann er sogleich seine Pläne. Er ließ durch seine Nichte bei mir anfragen, ob Fanny Elßler nicht einmal wieder nach Berlin kommen und ihn mit ihrer Gegenwart erfreuen möchte. Natürlich trug ich bei nächster Gelegenheit Varnhagen's Wunsch Fanny Elßler vor und fand sie demselben geneigt. Ein Bruder von ihr war als Chordirektor an der Berliner Hofoper angestellt, und ihre ältere Schwester Therese morganatisch mit Prinz Adalbert von Preußen daselbst vermählt. Auf einem Ausfluge nach Wien wollte sie ihre Geschwister in Berlin besuchen und bei diesem Besuche sich auch gern von mir bei Varnhagen wieder einführen lassen.

Wie gesagt, so gethan. Ich ging einige Tage früher nach Berlin als Fanny Elßler, holte sie zur bestimmten Stunde bei ihrem Bruder, wo sie Wohnung genommen, ab und führte sie zu Varnhagen. Die Wiederbegegnung war lebhaft und herzlich. Ein Umstand dabei ist mir unvergeßlich geblieben. Bei Varnhagen befand sich noch die Haushälterin Dore, die mit Rahel in's Haus gekommen war. Diese, die Fanny Elßler ebenfalls von früher her kannte, ließ es sich nicht nehmen, uns mit Chocolade zum Frühstück zu bewirthen. Sie reichte sie uns selbst herum, und nachdem Fanny Elßler sie gekostet, fragte sie dieselbe, wie sie ihr munde.

„Oh, ganz vortrefflich!" lautete die Antwort, worauf Dore freudestrahlend ausrief: „Kein Wunder, gnädige Frau! Es ist die Chocolade, die Sie vor siebenundzwanzig Jahren der Frau

Geheimrath von Varnhagen ſelber aus Wien zum Geſchenk mitgebracht haben."

Ein lautes Gelächter war die verlegene Antwort auf dieſe Enthüllung.

„Dore! Dore!" ſagte Varnhagen, ihr mit dem Finger drohend, „wer wird ſchönen Frauen von ſo alten Zeiten ſprechen!"

Fanny Elßler aber, liebenswürdig wie immer, ging mit ihrem holdſeligſten Lächeln, ſchnell gefaßt, auf die erſchrockene Dore zu und, ſie umarmend und küſſend, ſprach ſie: „Ich danke Ihnen, liebe Dore, für die treue Aufbewahrung meiner geringfügigen Gabe. Ich trinke ſie heute mit Rührung und in dankbarer Erinnerung an die alten Zeiten, die meine ſchönſten waren und meine glücklichſten, weil ſie die Freundſchaft und Güte einer Frau von Varnhagen verklärte."

Feinſinniger und zarter, als es ſo geſchah, ließ ſich entſchieden über eine Verlegenheit nicht weghelfen. Aber freilich konnte ſich auch nicht leicht eine andere Frau wie Fanny Elßler an längſt vergangene Zeiten gemahnen laſſen. Sie ſtrahlte noch damals, obſchon bereits mehr als vierzigjährig, in faſt unberührter Jugendlichkeit und Schöne.

Selbſtverſtändlich bot dieſer Vorgang Anlaß von Rahel, von Gentz und den Beziehungen zu reden, in denen beide zu einander geſtanden. Nicht lange währte es, ſo hatte Varnhagen klug das Geſpräch auf den ſchriftlichen Nachlaß ſeines alten Freundes gelenkt und Fanny Elßler mit einer wahrhaft ſiegenden Beredſamkeit zu dem Verſprechen bewegt: ihm eine Ausleſe deſſen zu geben, was ſie von Aufzeichnungen ihres ehemaligen Gönners ihr Eigen nannte.

Varnhagen hat einen reichen Schatz von allerlei ſolchen Aufſammlungen hinterlaſſen, die Ludmilla Aſſing als ihr Bergwerk zu bezeichnen pflegte, und aus denen ſie gar manches an das Licht der Oeffentlichkeit geſchafft hat. Nach ihrem Tode iſt das noch Unbenutzte an die Staatsbibliothek in Berlin gekommen. Und dort iſt in der That auch ſein Platz, denn dort iſt es in lebendiger Rückſicht auf Preußen entweder entſtanden oder aufgeſtapelt worden. In Preußen ging Varnhagen vollſtändig auf. Das belegte mir nicht nur meine erſte Unterhaltung mit ihm, ſondern auch alle ferneren Geſpräche, die ich im Laufe der Zeit mit ihm hatte. Ich kam freilich nicht gerade oft unmittelbar zu ihm ſelbſt. Er ſah viel Beſuch bei ſich und meiſt Perſonen, die ſo zu ſagen politiſch etwas auf dem

Herzen hatten. Ich war das bald inne geworden und zog es deswegen vor, vorzugsweise bei Ludmilla vorzusprechen. War ich doch gewiß, daß er, wenn er wieder allein war, nicht leicht versäumte, zu dieser, die ein paar Zimmer entfernter wohnte, herüberzuschreiten.

Er pflegte sich dann gewöhnlich nach der Stimmung in der Stadt, nach literarischen Vorkommnissen, nach den Dingen in den Theatern, nach Nachrichten von Gutzkow, Laube, und anderen Schriftstellern zu erkundigen, von denen er wußte, daß ich mit ihnen in Beziehung stand. Auch das Geringste hatte Interesse für ihn. Rührend an ihm war mir immer seine Theilnahme für die Jugend. Er setzte alle seine Hoffnungen für die Zukunft auf sie und wurde darin selbst dann nicht irre, wenn deren Gebahren und Verhalten ihn zuweilen befremden und zum Kopfschütteln veranlaßen mußte.

„Die Jugend eines jeden Menschengeschlechts", hörte ich ihn einmal bei einer solchen Gelegenheit sagen, „hat ihre eigene Art, sich dem Genius ihrer Zeit zu stellen. Diese Art mag den Alten der voraufgehenden Generation oft unverständlich, ja manchmal geradezu sinnlos erscheinen, am Ende zeigt sich doch, daß sie selbst im Irrthum und in der Thorheit noch „in ihrem dunklen Drange des rechten Weges sich wohl bewußt war." Wie bunt und kraus es die jungen Leute von jetzt zuweilen auch treiben mögen, ich lebe der festen Zuversicht, daß sie unter sich diejenigen Organe und Werkzeuge führen, die berufen sind, die aus den Fugen gerathene Welt wieder einzurenken. Es bekümmert mich dabei garnicht, daß ich sie dann und wann in ihrem Thun und Lassen nicht begreife, ja sogar in einzelnen Augenblicken davor erschrecke, denn ich erinnere mich, daß es hervorragenden älteren Geistern in meinen Jünglingsjahren mit uns ganz ähnlich gegangen ist. Die Jugend ist der naturgemäße Gegensatz und Widerpart des Alters. Jene lebt in die Zukunft und dieses in die Vergangenheit; in der Gegenwart stehen sie sich Rücken gegen Rücken und nur die großen geschichtlichen Ereignisse und Wendungen sind es, die es veranlaßen, daß sie sich plötzlich kehren und sich Auge in Auge sehen.

„Es ist dann immer ein großer nationaler Gedanke, der sie verbündet und einig macht. Wir haben das 1813 herrlich erlebt und dieses Erlebniß wird sich im geeigneten Augenblicke wiederholen, dessen bin ich gewiß."

Bei einer andern Gelegenheit, als er auf's Neue die Jugend pries und in ihr den idealistischen Sturm und Drang des Fortschritts rühmte, hörte ich ihn sagen: „Je mehr ich mich umsehe in der Welt, je mehr glaube ich, daß der eigentliche Schwerpunkt im Leben mehr im Streben nach dem Ziel, als im Ziele selbst liegt. Im Streben liegt Alles! Der Erfolg steht bei den Göttern. Nur wer im Streben erschlafft, der ist verloren, dem hilft nichts mehr. Davor also nur, davor vor Allem, wollen wir uns in Acht nehmen".

Er hat's nachdrücklich und vollauf gethan; er blieb ein Strebender all' sein Leben lang, und noch als Greis war sein ganzer Grimm und Groll nur der Ausdruck seines ungestümen Vorwärtsdringens in freiere und menschenwürdigere Staatszustände. Rahel's „expeditive Natur" war ihm von ihr vererbt worden. Er hatte lange Geduld gehabt und in ruhiger Stimmung predigte er sich dieselbe unausgesetzt. Aber zuweilen riß sie mitten im Gespräch oder im Schreiben ihm morsch entzwei, und dann brauste er wild empor und verlor darüber fast die Besinnung. In solchen Augenblicken konnte er geradezu tobsüchtig werden, wie ich es mehrfach erlebt. Dann war er nicht mehr Diplomat, dann war er Revolutionär.

Allein dergleichen Anfälle kamen selten, und um ihnen möglichst auszuweichen, versenkte er sich gern in seine Jugendzeit, in die Jahre, in denen Dichtung, Liebe und vaterländische Begeisterung sein Herz erfüllten.

Er besaß aus jener Periode ein eisernes Gedächtniß für die geringfügigsten Vorgänge, die er gehabt oder für Aeußerungen, die er vernommen. Gern und immer liebevoll sprach er von Chamisso. Einmal erzählte er, daß, als der Herzog von Bordeaux geboren wurde, Chamisso damals geäußert: „Wenn ich Frankreich kaufen sollte, so würde ich es doch lieber vom Herzog von Reichstadt als vom Herzog von Bordeaux kaufen!" — Die Folge hat ihm Recht gegeben! —

Als in Preußen der Befreiungskrieg gegen Frankreich ausbrach, sah Chamisso, der ehemalige preußische Lieutenant, mit Schmerz auf die Rüstungen und die Kampflust seiner Freunde. Ritterlich und tapfer wie er war, trieb ihn doch eine heilige Empfindung gegen sein früheres Vaterland nicht die Waffen zu ergreifen.

„Diese Zeit hat kein Schwert für mich" lauteten die Worte, die er ihnen bei ihrem Abschiede zurief.

Varnhagen hat sie immer in Ehren gehalten und wenn er sie erwähnte, leuchteten seine Augen. Chamisso blieb eine seiner liebsten Erinnerungen. Auch für Uhland hat er immer warm empfunden und er glühte, so oft er seiner und der Tage gedachte, die er mit ihm verlebt. In den Namen dieser beiden Männer lag seine Jugend, die Jugend, in der er mit ihnen gemeinsam nach dem Lorbeer des Dichters strebte, den er ihnen später neidlos allein überließ, um sich ganz der Prosa zuzuwenden, in welcher er so bedeutend ward. Aber Sinn und Verständniß für Poesie ist ihm immer und bis in sein Alter geblieben. Ueber Goethe's Dichtungen wußte er zu sprechen, wie Keiner sonst. Und Heine erkannte er früher, als alle Welt. Doch litt darunter seine Verehrung für die vorgenannten Romantiker in keiner Weise. Es war eine Lust seine Mittheilungen über sie zu vernehmen, die er bis ins Innerste kannte und von denen er auch die kleinsten Züge in liebevollster Erinnerung aufbewahrte. Mit welchem hinreißenden Humore wußte er das wortkarge Wesen Uhland's und doch zugleich dessen Gemüthstiefe zu schildern! Die Eigenart des Schwaben verstand er in allerlei Anekdoten trefflich ins Licht zu stellen. Mir fällt folgende bei: In einer Gesellschaft ward über Trinkwasser gesprochen. Man stritt darüber, wo es in Deutschland am Besten sei. Uhland, der zugegen war, schwieg wie immer. Endlich gefragt, wie das Wasser seiner Heimath beschaffen, nahm er eine nachdenkliche Miene an und antwortete endlich zögernd: „In meiner Jugend hab' ich's wohl trunke, aber nun schon so lange nit mehr, daß i nit sage kann, wie es sich trinke läßt."

Derlei kleine Geschichten trug er mit einer rührenden Liebenswürdigkeit und einer so lebhaften Geistesfrische vor, daß sie alle Hörer entzückten. Seine Erinnerungen waren wie ein Jugendbrunnen, aus dem er beständig wie ein Jüngling hervorging. An dem Tage, an dem er siebenzig Jahr alt geworden, sagte er lächelnd: „Ich kann mich noch gar nicht vertraut damit machen, als Greis zu gelten. Man wird da so hinein geschoben, man weiß nicht wie. Ich bin bisher immer gewohnt gewesen, ein junger Mensch zu sein und nun soll ich plötzlich ein alter Kerl sein!"

Aber er war es nicht und ward es nicht. Er blieb bis an

ſein Ende ſo voll Empfänglichkeit, Gedankenkraft und Lebensluſt, daß Ludmilla nach einem großen Nachmittagskaffee mir mittheilen konnte: „Denken Sie ſich, nach Ihrem Fortgehen geſtern redeten wir von einem jungen Manne, dem es immer ſehr gut gegangen war. „Ich möchte doch nicht mit ihm tauſchen!“ rief der Onkel. „Nicht einmal ſeine Jugend möchteſt Du haben?“ fragte ich verwundert. „Nein, auch die nicht“, ſagte er. „Wenn man es ſo weit gebracht hat, möchte man nicht wieder von vorn anfangen müſſen!“ — Und das ſagte er ſo froh. Es machte einen ſeltſamen Eindruck auf mich. Man denkt ſich das Alter immer wie eine Winterlandſchaft, und nun ſieht man wie der Onkel in dieſer Winterlandſchaft ſo über alles Erwarten zufrieden und jugendlich umherläuft. — In einem Briefe, den ich neulich von ſtraßburger Verwandten bekam, wurde der Onkel immer mein „ehrwürdiger Onkel“ genannt. Ich zeigte ihm das. „Ach was, das Wort „ehrwürdig“ hat der Teufel erfunden“, ſagte er lachend. — Das ſind nur einzelne Züge; ich ſchreibe ſie Ihnen aber, weil ſie zuſammengeſetzt, ein Bild geben.“

Dieſes Bild ſteht noch genau vor meiner Seele und namentlich in dem vertraulichen Umgange, der mir gewährt ward.

Dieſer vertrauliche Umgang war das Element, in dem ſich der Geiſt und das Weſen Varnhagen's recht eigentlich erſchloſſen. Obſchon er vollkommen den Mann der feinen Geſellſchaft abgab und in allen ihren Umgangsformen bewandert war, ſuchte er ſie doch eigentlich nicht. Er hatte nie ein ſogenanntes Haus gemacht und nie Sinn für die Genüſſe der Küche gezeigt. Von einem Feinſchmecker beſaß er keine Spur. Auch zur Zeit, da Rahel noch lebte, waren ſeine Mahlzeiten und ſeine Weine ſo wenig für verwöhnte Zungen eingerichtet, daß oft und noch vor meinen Ohren darüber geſpöttelt wurde. Nach Rahel's Tode lud er keinerlei Geſellſchaft mehr zu ſich ein und erſt als ſeine Nichte Ludmilla Aſſing zu ihm übergeſiedelt war, fing er allmälig wieder an, geſellig zu werden. Aber ein Kaffee mit Kuchen und einem ſpäteren Glaſe ſüßen Weins war Alles, zu dem man ſich dabei aufſchwang.

Ich habe manchen davon mit erlebt. Ich traf dort, in bunter Reihe genannt, Fanny Lewald und Adolf Stahr, A. v Sternberg, Hermann Grimm, Fräulein Solmar, Max Ring, Julius Rodenberg, Bettina von Arnim, Fräulein von Cratzen, Profeſſor Neander und ſeine Schweſter, Gräfin Matilde von Kalkreuth, Frau von

Treskow und deren Tochter Ada, Dr. Behse, Fürst Pückler, die schöne Frau von Uttenhoven, General von Pfuel, den französischen Schriftsteller Crépet, die stattliche Bildhauerin Elisabeth Ney, die Wittwe von Henrik Steffens und deren Tochter Klärchen, Jegor von Sievers, Frau von Rimptsch, Gottfried Keller, Fanny Tarnow, Emil Palleske und viele, viele Andere.

Die Unterhaltung war stets, wie man sich denken kann, eine ungemein angeregte und zündende. Was in einer solchen an bedeutenden Aussprüchen und Bemerkungen, an launigen Einfällen und Schlagwörtern geboten wurde, ist man kaum im Stande sich vorzustellen. Nur in Berlin war eine solche Unterhaltung möglich, so voll Geist, Witz und überraschende Abwechslung.

Varnhagen erschien gewöhnlich, wenn die Eingeladenen alle versammelt und die Gespräche im besten Flusse waren. Er setzte sich bald zu diesem, bald zu jenem, warf hier und da eine Äußerung ein, um endlich, wenn ein Gegenstand ihn besonders in Anspruch nahm, in einer längeren Rede alle Anwesenden zu fesseln.

Sehr wirksam erwies er sich in scharfen Aussprüchen oder in munteren Scherzen. So gedenke ich mit Vergnügen der Bemerkung die er hinwarf und später in einen Brief an Humboldt einflocht, als man ihm meldete Herr von Manteuffel sei 1856 zu den Friedensverhandlungen nach Paris gereist. „Es geschieht das," meinte er, „um aus seiner märkischen Streusandbüchse den Sand drauf zu streuen."

Mit Bettina von Arnim neckte er sich unausgesetzt sehr artig. Als sie ihn einmal quälte, er solle an den Psychographen glauben, rief er lustig: „Sie sind so geschwind, so rasch, Frau von Arnim, das kann ich nicht; ich bin langsamer. Während Sie jetzt beim Psychographen sind, bin ich erst eben beim Tischrücken angelangt!" — Natürlich mußte Bettina lachen.

Am Glücklichsten war dabei Ludmilla. Sie liebte ihren Oheim abgöttisch und es war die höchste Genugthuung für sie: ihn bewundert und verehrt zu sehen. Sie lauschte seinen Worten wie Evangelien und weidete sich an dem Eindrucke, den sie hervorzubringen pflegten.

Sie selbst klärte sich im Umgang mit ihrem Oheim immer freier und reiner ab. 1857 ließ sie sich folgendermaßen aus:

„Sagen Sie nichts vom Aufhören der Jugend; wie kann die aufhören? Jeder neue Tag, jeder neue Sonnenstrahl giebt sie

einem ja ſchön und friſch auf's neue wieder. Mir iſt es, als wäre ich nie jünger geweſen, als eben jetzt, und zugleich ſehe ich, da ich mich durch den Onkel, durch die Mutter, durch die Großmama eigentlich ſchon in die älteſte Vergangenheit eingelebt habe, ein ganzes reiches Jahrhundert an mir auf und niedergleiten; ſo bin ich ſechszehn Jahre und hundert Jahre zu gleicher Zeit, was meinem Leben einen ganz eigenthümlichen, phantaſtiſchen Reiz verleiht. So ſehr wie ich wünſche, daß die allgemeinen Zuſtände ſich in allem verändern möchten, ſo ſehr wünſche ich für mich, daß alles unverändert ſo gut und ſchön bleibe, wie es jetzt iſt."

Wie ihre Handſchrift ſich nach der Varnhagen's bildete und ſich ihr ähnlich machte, ſo auch ihr Geiſt und ihre Geſinnung. Sie ging ganz in ihn auf und verlor unendlich durch ſein Hinſcheiden. Über ſeinen Tod meldete ſie mir unter dem 18. Oktober 1858 Folgendes:

„Mich freut es, daß Sie den geliebten Onkel noch einmal in in dem vollen Glanze ſeines Weſens geſehen haben; er war nie heiterer und lebensfriſcher, als gerade in der letzten Zeit. Wie begeiſtert betrachtete er noch mit mir den Kometen, wie freute er ſich noch zwei Tage vor ſeinem Tode an ſchönen Arpträts, die wir bei Eduard Magnus beſahen! Den 9. ging er mörgens noch zwei Stunden mit mir vergnügt in den Straßen ſpazieren und den Abend brachten wir bei Bettinen zu, wo er fortwährend ſo lebhaft und anziehend erzählte, daß wir ihm alle mit eifrigſter Freude zuhörten. Zu Hauſe plauderten wir dann noch allein und der Onkel hatte eine gute Nacht. Am 10. war er auch vollkommen munter, und wir blieben nur zu Hauſe, weil das Wetter nicht ſehr gut war. Zufällig kam kein Beſuch, wir verlebten den ganzen Tag in gewohnter traulicher Gemeinſamkeit, unter abwechſelnden frohen Scherzen und auch ernſten Geſprächen. Um 8 Uhr tranken wir Abends den Thee, wobei er wie immer auf dem Sopha lag; dann plauderten wir noch lange, lange, und begannen zuletzt etwas Schach zu ſpielen, unter beſtändigen heitern Reden. Da, es mochte etwas nach zehn Uhr ſein, bekam er plötzlich einen Huſtenanfall mit heftigen Beklemmungen. Ach, es war ein Bruſtkrampf! Ohne helfen zu können, nur tröſtend und ihm zuſprechend, ſtand ich ihm zur Seite in der Angſt und Noth! Er verlangte einen Arzt, der unverzüglich herbeigeholt wurde und einen Aderlaß anordnete. Das Blut floß zuerſt, aber dann nicht mehr. „Nun iſt alles vorbei!"

ſagte der Arzt. Ich begriff nicht, was er meinte. „Er lebt nicht mehr," fügte er hinzu. Ein Lungenſchlag hatte ihn betroffen. Es war höchſtens halb elf Uhr; in kaum einer halben Stunde war all dies Schreckliche vorgefallen. Mir war es wie ein Traum und ich konnte es um ſo weniger glauben, da kein Kampf die geliebten Züge entſtellt hatte. Einen raſchen Tod hat er ſich immer gewünſcht, aber daß er uns ſo bald entriſſen werden mußte, das dachte ich nicht! Ich hatte gehofft, er könne ein Alter wie Humboldt erreichen! — Ich ſage Ihnen nichts von meinen Empfindungen; Sie wiſſen, daß er mein ganzes Glück war. Bei der Friſche ſeines Geiſtes und der ſchönen Wärme ſeines Herzens fühlte ich niemals, daß er alt war. Welche beſeligende Gemeinſamkeit!

Seinem Wunſche gemäß wurde er, obgleich katholiſch, auf dem proteſtantiſchen Dreifaltigkeitskirchhofe, wo Rahel — und auch unſere Gräfin Ahlefeldt ruht, beſtattet; ebenfalls ſeiner Verfügung gemäß war das Begräbniß einfach und folgte kein Geiſtlicher dem Zuge. Nicht wie einige Zeitungen irrthümlich vermuthen laſſen, hat ein Geiſtlicher verweigert zu kommen, ſondern es wurde gar keiner verlangt. Aber eine zahlreiche Schaar trauernder Freunde, unter denen der tiefbewegte, beinahe neunzigjährige Humboldt, hatte ſich eingefunden, ihm die letzte Ehre zu erweiſen. Es waren Menſchen aus den verſchiedenſten Ständen und Lebenskreiſen, und auch hierin prägte ſich rührend das Weſen des geliebten Onkels ab — wie unendlich viele Freunde er hatte, kommt jetzt recht wehmüthig wohlthuend zu Tage."

Nach dieſem großen Verluſte ſchloß ſie ſich nun um ſo inniger an mich an. Sie nannte uns ſelbſt „alte Kameraden und literariſche Geſchwiſter". Und obſchon dieſes literariſche Geſchwiſterverhältniß und dieſe Kameradſchaft nicht ohne harte Kämpfe blieben oder gerade, weil dieſe nicht ausblieben, haben ſie ſich innig und treu und für die ganze Dauer des Lebens gefeſtigt.

Manche Schwankung und Trübung hat beſonders im Anfang ſtattgefunden, wo wir uns vor eigenen und vor Mißdeutungen Anderer nicht immer zu ſchützen vermochten. In einem ihrer Briefe aus dem Jahre 1852 treffe ich auf folgende Auslaſſung:

„Ich finde, wir ſind ziemlich ſchnell mit einander bekannt und befreundet worden; ich war ganz unbefangen Ihnen gegenüber, ganz vertrauensvoll, ganz ſicher, daß Sie die Art meiner Zuneigung

richtig verständen, ganz erfreut über unsere gegenseitig anregende Freundschaft. Da ich immer mehr nach den paar Menschen gefragt, denen ich zugethan bin, als nach der Masse der Gewöhnlichen, so habe ich bei manchen einfältigen Neckereien und falschen Auslegungen der Leute, wenn ich guter Laune war, gelacht, daß sie in ihrer geringen Denkungsart und Beschränktheit nicht verstehen, daß ein Mann und ein Mädchen blos einfach herzlich und uneigennützig befreundet sein können; zuweilen, oft auch, habe ich gelitten unter solchem Mißverstand, aber ich hielt unsere Freundschaft immer für viel zu schön und gut, um sie durch dergleichen Gerede stören zu lassen, und ich hörte gar nicht darauf. Als Sie selbst mir aber im Herbst 1847 nach vielen mir damals unbegreiflichen vorhergegangenen Unliebenswürdigkeiten schrieben: „Man soll niemals das Stückchen Liebe zurückweisen, was einem zugetragen wird. Das darf nur ich thun, mit dem Sie und einige andere Damen einen so lächerlichen Kultus treiben, daß Sie jede Albernheit geistreich und jeden Fehler liebenswürdig finden. Ich kann mich dagegen nur mit Grobheit vertheidigen. Verzeihen Sie also die conversationellen Püffe, die Ihnen oft meine Unterhaltung gegeben; ich mußte sie ertheilen, um die Andern nicht glauben zu machen, ich hielte mich des Enthusiasmus werth, den Sie mir bezeugen. Also nichts für ungut." Als Sie mir dies schreiben konnten, da mußte ich zu meinem schmerzlichen Schrecken die Entdeckung machen, daß auch Sie meine Zuneigung durchaus verkannten, daß Sie sich in Bezug auf mich durch das Gerede der Gewöhnlichen hatten beirren lassen, wie ich es doch in Bezug auf Sie nie gethan. Damit haben Sie mir alle heitere Unbefangenheit genommen, alle freundschaftliche Hingebung halb erfrieren gemacht. Die Freude, einen Freund zu besitzen, dem ich, ohne Furcht verkannt zu werden, alle Regungen meines Innern erschließen konnte, hatte ein Ende. Seitdem mußte ich es für nothwendig ansehen, alles mich persönlich Betreffende aus unserem Umgang zum großen Theil zu entfernen, aber ich nahm mir vor, Ihnen nach wie vor so viel zu helfen, als in meiner Macht stände, und ich glaube, ich habe es auch gethan, wenig zwar, aber doch am Ende nach besten Kräften. Wie Recht ich hatte, diesen Entschluß zu fassen, sah ich daran, daß Sie diese Veränderung meines Betragens kaum zu bemerken schienen, ja, mir sogar mitunter sagten, daß Ihnen in meinen Briefen Berichte, Notizen und

dergleichen lieber seien, als persönliche Erlebnisse. Von da an aber ist etwas Fremdes, Gespanntes, Unklares in unsre Freundschaft gekommen, sie ist aus dem Gleichgewicht gerathen; es gab wohl hin und wieder etwas bessere Zwischenzeiten, aber im Ganzen bin ich fremder gegen Sie, Sie aber gegen mich oft bitter, gereizt, unfreundlich, und wenn Andere gegenwärtig waren, häufig geradezu kränkend geworden. Dadurch tritt man sich nicht näher, und dadurch wird man sich nicht lieber. Sie haben oft so sehr etwas darin gesucht, unliebenswürdig gegen mich zu sein, daß ich mir sagen mußte: was ist das für eine wenig süße Freundschaft, die, anstatt wie sonst zu erfreuen und anzuregen, nur immer wehe zu thun sucht und die so anders sein könnte! Daß ich Sie das nicht habe weiter entgelten lassen, nicht wenn wir allein waren, nicht vor den Andern, ist weiter kein Verdienst, weil es einmal nicht in meiner Natur liegt, mich zu rächen. Nachdem die Dinge auf diesem Wege weitergegangen, schien mir endlich, ich weiß nicht wie es kam, in den letzten acht Tagen in Hamburg etwas von dem ehemaligen unbefangenen freundschaftlichen Einvernehmen wieder aufzuleben, und ich freute mich dessen herzlichst; aber Sie haben seitdem durch Ihre Briefe es schon wieder auf jede Art auf's Neue zu zerstören gesucht. Ach, das gelingt nur allzu leicht! Wollen Sie das wirklich und durchaus, so bitte ich Sie: zum Wenigsten zerstören Sie unsere Freundschaft schnell und nicht langsam; es ist das besser für uns beide zu ertragen."

Als ich darauf herzlich schrieb und sie beschwor mein Benehmen und meine Worte nicht schlimmer zu deuten, als es damit gemeint sei, sie dabei meiner aufrichtigen und besten Freundschaft versichernd, antwortete sie sofort:

„So wollen wir denn unsre Freundschaft mit erneutem Eifer fortsetzen, als wenn sie von Vorn wieder anfinge. Mir soll es lieb sein, wenn sie unser ganzes Leben aushält, und länger. Aber dann müssen Sie auch, anstatt mich immer für gar nichts zu quälen, mich zu stützen suchen. Sie wissen es nicht, und die wenigsten Männer wissen es, wie auch die stärksten Frauen — und zu denen gehöre ich nicht einmal — gar so sehr der Stütze bedürfen. Übrigens, das muß ich Ihnen noch sagen, damit nicht ein neues Mißverständniß entsteht: nicht wenn Ihnen weh zu Muthe war, haben Sie mir weh gethan; gehört es doch zur Freundschaft das gemeinschaftlich

zu ertragen, ſondern im Gegentheil recht im Übermuth und wenn Andre dabei waren. Auch ſcheint es mir, daß Sie nicht noch beſorgter um Ihren Ruf zu ſein brauchen, als ich um den meinigen. Was Fräulein von M. betrifft, ſo hat dieſe gar keine Schuld, denn es iſt nicht „eine Wahrheit, daß man zwei weibliche Weſen, auch die beſten, nicht in's Vertrauen ziehen darf, ohne Mißverſtändniſſe hervorzurufen," ſondern die Sache liegt daran, daß es immer bedenklich, mit einer beinahe ganz Fremden, wie dies Ihnen Fräulein von M. iſt, in ſolcher Weiſe, wie Sie es gethan, über ſeine Freunde zu ſprechen. Ich thue das niemals und ſage Ihnen lieber zehnmal wenn wir allein ſind, alles in's Geſicht, was ich an Ihnen auszuſetzen habe, anſtatt es gegen Entfernteſtehende zu äußern. Zuletzt noch wollte ich, ich dürfte Ihnen verbieten, immer von meinem Geiſte und nun gar von meinen Talenten zu reden. Die Talente ſind das Allerunweſentlichſte an den Menſchen, auf die es am wenigſten ankommt; und wenn Sie Katzenaugen hätten, wie ich, die im Dunkeln gut ſehen können, ſo würden Sie neben dem vielleicht etwas hellen, aber jedenfalls zu ſehr geprieſenen Geiſte noch manche andre Eigenſchaften entdecken, die nicht ſchlechter ſind. Die Männer, auch die klügſten, ſind alle etwas ſchwerfällig von Begriffen und von langſamer Beobachtungsgabe, und ſo mag es denn kommen, daß auch Sie, wie ich neuerdings bemerkt habe, mich noch lange nicht ganz kennen."

Hierin lag gewiß manches Wahre, und daß ich es erkannt, ſtärkte unſre Freundſchaft derart, daß ähnliche Mißſtände nicht mehr eintraten oder, wenn ſie ja einmal wieder zum Vorſchein kamen, zwiſchen uns nur noch in ſcherzendem Tone behandelt wurden, ſo z. B. als ſie mir ſchrieb:

„Wie ich geſtern Abend nach Hauſe kam, fand ich Ihren ziemlich verſpäteten Brief vom 23. der mir Vergnügen machte, quoique oder parceque, wie Sie es nehmen wollen. Am Liebſten hätte ich Ihnen gleich mündlich geantwortet und auseinandergeſetzt, was ich nun als Oſterfeiertagsunterhaltung mit der Feder thun muß. Wie ſeltſam ſind Sie! Sie hätten ſich „Ihrer Haut wehren müſſen!" Gegen mich! Als wenn das je gegen mich nöthig wäre! Bin ich doch ſo gut, ſo außerordentlich gut, was ich Ihnen ſagen muß, da Sie es ſonſt leider nicht merken. Freilich bin ich wie jede Frau eine Katze — was ich mir ſehr zur Ehre anrechne — und habe

die ſo nothwendigen Krallen von der Natur erhalten; aber wer geſchickt iſt, nimmt eine Katze ſo auf den Arm, daß ſie einem gar nichts thut und die Krallen einzieht. Diesmal aber hatte ich Ihnen noch gar keine Krallen gezeigt und zeigen wollen, diesmal war ich die Güte und Sanftmuth ſelbſt. Zweitens: wie können Sie mich ſo mißverſtehen in Beziehung auf die Todten und die Lebenden! Bin ich es denn nicht geweſen, die Ihnen hundertmal geſagt hat, Sie ſeien gegen viele Ihrer Bekannten zu freundlich, zu nachſichtig, zu liebevoll, zu aufopfernd? Wie kann ich da wohl meinen, daß Sie die Lebenden auf Koſten der Todten vernachläſſigen? Wo Sie alſo glauben, daß ich Sie an unrechter Stelle table, hat Sie ein Bischen Mißtrauen dazu gebracht, ſich einzubilden, daß ich Sie table, wo es mir nicht einfiel. Ich ſchrieb das nur, um meine eigenen Urtheile über Kopiſch und Giſeke, die Sie angegriffen hatten, zu motiviren, und dann machte ich die Sache perſönlich und bat mir für mich alle die Zuneigung und Freundlichkeit und Freundſchaft, die Sie für mich haben könnten, bei Lebzeiten aus. Iſt das denn etwas ſo Schlimmes, iſt das eine ſo böſe Zumuthung? Ich fürchtete, Sie verwahrten mir ſonſt den größten Theil davon bis nach meinem Tode, und das ſchien mir noch etwas zu lange hin zu ſein. Ärgert Sie das auch? Muß darüber auch durchaus „etwas Zank“ ſein? —

Dazwiſchen wurden wir nicht müde gegenſeitig uns anzuſpornen, zu bilden, zu ermuthigen. Als ich ihr einmal geklagt, daß ich mit meinem Daſein und Schaffen unzufrieden, weil mir eine recht gediegene klaſſiſche Bildung nicht zu Theil geworden und das Geſellſchaftsleben in Berlin mich in der Jugend übermäßig zerſtreut, ſchrieb Sie mir:

„Die Empfindungen, die Sie zuweilen haben, begreife ich vollſtändig und viele davon habe ich ſelbſt hier gehabt, beſonders früher, wo ſich mir der Onkel noch nicht ſo herzlich angeſchloſſen hatte, und ich mich oft ſehr vereinſamt fühlte. Ich habe im Stillen ganze Tage verweint und mich oft gefragt, was ich mit einer ſolchen Jugend anfangen ſolle. Es iſt eine traurige Wahrheit, daß jedes Menſchenleben faſt, welches man näher betrachtet, auch bei ſcheinbar günſtigen Verhältniſſen doch wenigſtens zur Hälfte in Leid, Entſagung und Herzenseinſamkeit vorüberrauſcht. Jeder faſt iſt ganze Zeiten allein für ſich, voll Verlangen nach Glück und Zuneigung,

und was einen befriedigen könnte, ist vielleicht ganz nah, aber man erreicht es nicht, oder weiß vielleicht nicht einmal von seinem Dasein. Aber dies alles, eben dies allgemeine Menschenschicksal können Sie doch Berlin nicht zur Last legen. Berlin hat gerade das Gute, daß seine geistige Strömung in alle Schichten der Gesellschaft dringt, daß es einen klug, wenn auch nicht immer glücklich macht. Sie klagen darüber, was vieles an Ihrer Ausbildung und Leitung versäumt worden sei. Lesen Sie doch einmal in des Onkels Denkwürdigkeiten nach, wie viel auch an ihm in der Art versäumt worden ist, wie spät er das Griechische lernte, so vieles nachholte in später Zeit und so schön nachholte. Das können Sie auch jetzt noch, lieber Freund, jetzt, da Sie noch jung sind und es nur auf Willen, Muth, Entschlossenheit, Fleiß, Ausdauer ankommt, und auch manche Zeit wird sich neben den Jahreszeitengeschäften finden, wenn Sie es nur wollen. Noch dazu ist das Lernen so schön, daß ich glaube, daß man fast in jedem Zweige desselben, wenn man sich nur mit Eifer darauf legt, seinen Genuß, seine Erhebung, seine Anregung und Freude finden kann. Sie haben so manches Gute, das sich nicht lernen läßt, schaffen Sie sich noch jetzt das andere dazu, streben Sie es zu erreichen!"

In diesem Streben mich zu ermuthigen und zu fördern, ist sie nicht müde geworden, und um zu beweisen, daß sie nicht Alles an mir gut und liebenswerth finde, ist sie gar oft mit dem von mir Geleisteten streng ins Gericht gegangen. So schrieb sie mir unter Anderem über mein kleines viel gegebenes Lustspielchen „Ein Bräutigam, der seine Braut verheirathet":

„Als ich den ersten Bogen Ihres Lustspiels zur Durchsicht erhielt, erschien es mir etwas hübscher als die andern, der Dialog frisch und lebendig und nicht so aus lauter herkömmlichen Theaterphrasen zusammengesetzt, wie sie sich Michaelson*) zuweilen bei Ihnen bestellt; aber nachher kam die andre Hälfte nach, um mein eben erwachtes Vergnügen zu zerstören. Die Idee ist hübsch, das Stückchen hätte sehr artig werden müssen, wenn Sie sich nur ein klein wenig Mühe damit gegeben hätten, aber Sie haben sich gar keine Mühe gegeben! Sie sind ganz einfach zu bequem gewesen, sich den Zusammenhang und Verlauf der Geschichte natürlich und

*) Theaterregisseur.

graziös auszudenken; Sie dachten wahrscheinlich gar nicht nach, Sie waren mit dem Ersten, Besten, was Ihnen in den Sinn kam, schon zufrieden, und daher die mancherlei Unmöglichkeiten und Übertreibungen, die zur Karikatur werden ohne die komische Wirkung irgend zu verstärken. Vor allen Dingen hätten sich Emil und Pauline mehr als bloß auf dem Dampfschiff gesehn haben müssen, wo ja, da noch obendrein gesagt wird, er habe sich scheinbar wenig um sie bekümmert, beinahe nur der gegenseitige Anblick übrig bleibt. Ein Mann mag vielleicht solch eine tolle Laune haben, aber welche Frau verliebte sich wohl so geschwind in den Ersten, Besten, der ihr in den Weg gelaufen kommt? Jedenfalls könnte nur eine wahnsinnige Theaterprinzessin oder fahrende Abenteurerin solch thörichter Liebe in sich Raum verstatten. „Mein Gemüth, meine ganze Seele flog Ihnen entgegen," sagt Pauline. Ja, als wenn das nur so flöge! — Dann ist sie gering genug, sich von ihrem Kammermädchen bedauern zu lassen und diese zur Vertraute ihrer Thorheit zu machen. Danach darf man sich freilich denn nicht mehr allzusehr wundern, daß sie sich auf die ihr von einem ihr ganz fremden, zudringlichen, studentisch wilden jungen Menschen zugeflüsterte Aufforderung hin sogleich zu einem Rendezvous mit Emil hergiebt, und so leichtsinnig in eine Entführung willigt, als gälte es nur ein Engagement zu einem Walzer. Hätte sie Emil schon früher gekannt, Zeit gehabt, Zutrauen zu ihm zu fassen, sich für ihn zu interessiren, so wäre sie weit eher entschuldigt und das Ganze weit natürlicher. Emil brauchte nur durch irgend einen Zufall ihren Familiennamen nicht zu kennen. Zum Schluß brauchen Sie das Paar noch einmal auf der Bühne, und Emil sagt, er sei wieder umgekehrt, als er erfuhr, daß Pauline die Georg verlobte Braut sei. Das ist aber doch eine zu schlimme Beleidigung gegen Paulinen! Wer sich wirklich einmal liebt, durchaus heirathen will, entflohen ist und damit alle Brücken hinter sich abgebrochen hat, der kehrt auch wahrlich nicht wieder um, damit ein Freund eine ganz dumme Convenienzmariage nicht versäume. Dieser ungeheure Edelmuth Emils ist eine tiefe Kränkung für Paulinen, die sie freilich für ihr Betragen reichlich verdient hat. Aber stellen Sie sich doch einmal solch eine klägliche Rückreise vor! — Übrigens kommen mir solche Dörfer, in denen man sich so willkürlich trauen lassen kann, etwas böhmisch vor! — Was Emil Paulinen von seinem Vermögen und seiner Stellung sagt, hätte,

wie ich finde, Georg sprechen müssen, denn es nimmt sich doch gar zu komisch aus, wenn einer das alles in seine Liebeserklärung einmischt. — Dann sagt einmal Georg: „Ich hörte unten von einem Bräutigam sprechen, der eben angekommen sei.“ Diese Phrase ist doch gar zu unwahrscheinlich! Sie thun ja, als wenn das ein Titel wäre, mit dem man einen anredet, oder eine Toilette, an der man zehn Schritte weit erkannt wird! — Nun bin ich mit meinem Tadel fertig. Sie sehen, daß alles ganz leicht nach meinem Sinn hätte geändert werden können, und das ist es eben, was mir dabei so leid thut.“

Ich führe diese Auslassung nur an, um darzuthun, daß wir uns keineswegs mit Sammethandschuhen anfaßten, wo es galt über unsere Arbeiten ein Urtheil abzugeben. Es war immer grad und unumwunden. Ludmilla besonders besaß den richtigen feinen Takt und Geschmack dazu. Ich verdanke Ihrer Einsicht manchen guten Rath, und was mich betrifft, so befleißigte ich mich, ihr solchen bei ihrem literarischen Schaffen nach Kräften ebenfalls zu ertheilen. Mit der Zeit verlernten wir auch alle Empfindlichkeit und lebten uns nach und nach so in einander ein, daß uns nichts in unserem gegenseitigen freundschaftlichem Verhältnisse irre oder schwankend machen konnte.

So kam es, daß sie nach meiner Verheirathung nachstehende Zeilen an mich gelangen ließ:

„Darauf dürfen Sie sich fest verlassen, daß ich, wenn Sie derselbe bleiben, und das werden Sie, Ihnen immer treu zugethan sein werde. Mögen sich Ihr Umgang, Ihre Beziehungen verändern, wie dies das Leben mit sich bringt, ich bleibe immer Ihre Kameradin im Guten, und mögen wir uns nun einmal kürzer oder länger nicht sehen, das soll uns niemals entfremden und niemals unsere Intimität vermindern.“

Und in der That ist das auch nie geschehen. Die nachfolgenden Briefstellen mögen dies in aller Kürze beweisen. 1865 lautet eine:

Lieber, guter Wehl, ich denke an unsere ganze Vergangenheit, an unsere gemeinschaftlichen Bestrebungen in Berlin und Eimsbüttel! Wie die Zeit unheimlich schnell vorüberrauscht! Aber im Innern bleibt man unverändert, die Jugend bleibt im Herzen wie eine verborgene Blume und der Strom der Empfindungen wallt unaufhaltsam weiter, ohne sich abzukühlen. Jetzt weiß ich es gewiß:

wer einmal wahrhaft jung war, wird nicht alt. Aber ernster wird man und traurig, wenn man so mit jedem Schritte vorwärts neue und andere Schmerzen kennen lernt."

In einer andern desselben Jahres heißt es:

„Ja wohl ist unsere Freundschaft wohlthuend und beglückend und unzerstörbar für alle Zeiten. Ich habe immer gefunden, daß wir viele Aehnlichkeit mit einander haben, weniger vielleicht in den Charakteren, als in der Art zu fühlen; unsere Gefühle sehen sich ähnlich wie Geschwister, und darum kann unsere Seelenverwandtschaft nie aufhören. Auch — ich darf es sagen — in der Treue sind wir uns ähnlich, und da diese leider so selten ist, sind wir allein übrig geblieben zwischen all jenen scheinbaren Freundschaften und Beziehungen, die sich in jener vergangenen Zeit um uns herbewegten. Wie Sie sich des Abends bei Mundt's erinnern, so gedenke auch ich noch seiner; wie Sie die langen Locken vor sich sehen, so sehe ich deutlich Ihren grauen Paletot und erinnere mich Ihrer Verse, die mir so gut gefielen, und die ich noch heute schön finde. Es mag eine rechte Herzenscaprice gewesen sein, daß die Worte „ihr Kranz, der raschelt wild!" es mir ganz besonders angethan hatten, und es half gar nichts dagegen, daß Clara (Mundt) wunderbar philisterhaft mir nachher auseinanderzusetzen suchte, es schicke sich gar nicht für mich, daß solch ein Gedicht mir gefiele! — Wie harmlos waren wir damals zwischen den vielen Intriguen die uns umgaben!"

Eine dritte von 1876 besagt:

„Wir sind im wahren Sinne des Wortes Zeitgenossen, ja in der Vergangenheit Minutengenossen, so empfanden wir die Pulsschläge der Zeit gemeinschaftlich."

Dies Alles muß man kennen, um Ludmilla selbst und ihr Verhältniß zu mir zu verstehen. Sie war kein weibliches Wesen der gewöhnlichen Art. Sie besaß einen lebhaften Geist und feinen Sinn zugleich mit großer Charakterstärke und entschiedener Tapferkeit der Gesinnung, wie bereits im Eingang meiner Auslassung angedeutet worden und wie sich für jeden Einsichtigen aus dem seither Mitgetheilten nothwendig ergeben muß. Sie zeigte sich in jeglicher Lebenslage zugleich beherzt und klug. Sie verstand sich vortrefflich in die Menschen und Verhältnisse zu schicken und ihre

Angelegenheiten in Ordnung zu halten. Sie war vor allen Dingen eine gute Wirthschafterin und äußerst haushälterisch.

Bei mir fand fast überall das Gegentheil statt. Meine Seele hatte einen etwas langsamen und schweren Flug. Sie entwickelte sich umständlich und ohne jeden Schimmer. Ein eifriges Studium der französischen Schreibweise verlieh ihr allerdings im Ausdruck und Styl ihrer Auslassungen ein wenig Reiz und Schmelz, allein, wie es bei Nachahmungen ziemlich immer zu geschehen pflegt, überbot ich mich darin und that des Guten zu viel. Namentlich liebte ich, mich in originellen Einfällen und Redensarten zu ergehen. Börne und Heine wurden meine Vorbilder; ich balanzierte literarisch auf dem Phrasenseil und glaubte alle Wirkung in der sogenannten Pointe suchen zu müssen. Dabei war ich gutmüthig, vertrauensvoll, ohne jede Menschenkenntniß und in Geldsachen fahrlässig und sorglos. Alle Augenblicke gerieth ich in Verlegenheit mit meinen Bekanntschaften und Unternehmungen, mit meinen Einnahmen und Ausgaben.

Da war es denn immer Ludmilla, die sich in's Mittel schlug. Ich ließ sie um Alles wissen, was ich that und sie ließ sich keine Mühe und Sorge verdrießen, mir darin beizustehen. Ihr guter Rath und ihre Unterstützung kamen mir überall zu passe. Sie ordnete meine Geschäfte, regelte meine Thätigkeit und fand immer eine Auskunft aus meinen Verlegenheiten. Wir hatten eigentlich kein Geheimniß vor einander. Wir theilten uns rückhaltlos mit, was wir empfanden und dachten. Jedem von uns war es bekannt, wie es um dem Andern beschaffen; wir wußten um unsere gegenseitigen Sympathien und Antipathien. Bei Ludmilla, die ein artiges Porträttalent besaß, ging das so weit, daß sie mir die Bildnisse derjenigen weiblichen Wesen malte, für die ich eine besondere Theilnahme blicken ließ, während ich als Erwiederung in scherzhaften Versen zuweilen die Männer besang, denen ihre Geneigtheit zuflog.

Aus diesem Allen entspann sich zwischen uns ein Verkehr von entschiedenster Offenheit, die sich am deutlichsten zu Tage gelegt in den Mittheilungen zeigt, die sie, nachdem ich aus Berlin verwiesen worden, an mich nach Hamburg schrieb.

Durch ihren Oheim in einen Mittelpunkt der Berlinischen Gesellschaft und in den Kreis bedeutender Menschen gebracht, erlebte und erfuhr sie Vieles, was auch heute noch von einigem Interesse sein dürfte und ich deswegen glaube hier auszugsweise niederlegen

zu ſollen. Manches davon wirft auf Zeit und Menſchen Lichtblicke von nicht zu unterſchätzendem charakteriſtiſchem Werthe, wie ich mir einbilde.

Den 29. Oktober 1850.

„Am 17. wurde hier auf dem Sophienkirchhof die Leiche von Heinrich Stieglitz neben dem Grabe ſeiner Frau in die Erde geſenkt. Es war das ſchönſte Herbſtwetter. Auf Charlottens Grab ſteht ein großer Lebensbaum. Von Mundt, der dort war, ließ ich mir alles genau beſchreiben. Ungefähr ſechzig Freunde von Stieglitz hatten ſich eingefunden, darunter Rauch, Dieſterweg, Johannes Schulze. Derſelbe Prediger Jonas, der auf Charlottens Grabe die Rede hielt, hielt ſie auch jetzt. Und mit paſtörlicher Hartnäckigkeit ſprach er dieſelben Worte, die er damals ſagte, und die Mundt ſpäter zu einer Entgegnung veranlaßten, nämlich daß es ein Frevel von Charlotte geweſen, ſo willkürlich der Hand des Schickſals vorzugreifen. Von Stieglitz bemerkte er unter Anderem, was ihn eigentlich ſo unglücklich gemacht, ſei, daß er ein Dichter geweſen und darüber die chriſtliche Lehre vergeſſen habe: im Kleinen groß zu ſein. Dieſer Paſtor iſt jedenfalls im Großen und im Kleinen klein; wenn es auch von höherem Geſichtspunkte aus eine Wahrheit iſt, daß es ein Unglück iſt, Dichter zu ſein, wie auch ein Glück, ſo iſt dieſe Betrachtung von ſeinem niederen paſtörlichen Standpunkte aus doch nichts als fromme Beſchränktheit und Albernheit. Uebrigens ſcheint mir, war es vielmehr Stieglitzens Unglück, daß er kein rechter Dichter war."

Den 2. December 1850.

Fanny Lewald hat Heine oft geſehn: ſein Zuſtand ſei troſtlos, aber ſein Geiſt ungebrochen und friſch wie immer. Einmal ſprach er davon, wie er gern fortdauern möchte nach dem Tode, das aber vertrauensvoll Gott überlaſſe, wie alles andre; „nur", fügte er lächelnd hinzu, „meine Geldangelegenheiten beſorge ich lieber ſelbſt!" — Iſt das nicht echt heiniſch? Zur Pflegerin hat er eine Mulattin.

Wie ich neulich mit Sternberg*) ſprach, ſuchte ich ihm Gottſchall dadurch zu empfehlen, daß ich ihm ſagte, das wäre einer der jungen Schriftſteller, die noch keine Zeile gegen ihn geſchrieben. „Oh, das

*) Alexander v. Sternberg, Verfaſſer zahlreicher Romane: „Die Zerriſſenen", „Moliere", „Galathee", „Pſyche" u. ſ. w. u. ſ. w.

ſind ja gerade die Allerſchlimmſten," rief Sternberg, „denn die thun es noch!

„Sternberg iſt übrigens, ſeit er wieder in der Stadt wohnt*), auch wieder ein getreuer Beſucher von Frl. Solmar, ohne mehr durch die Omnibusſtunde früh hinweggeſcheucht zu werden. Er iſt immer voll ſchmeichelhafter Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit gegen mich. Neulich hat er bei ſich einen kleinen Thee gegeben, zu dem er auch ſeine Frau einlud. Zuvor hatte er aber zu Fräulein von Crayen geſagt: „Ich bitte Sie, kommen Sie recht früh zu mir, damit ich nicht mit meiner Frau allein zu ſein nöthig habe!" Natürlich trägt Fräulein von Crayen, der Wiedererzählen um jeden Preis nothwendiger als das Athmen iſt, dieſes Wort in der ganzen Stadt umher.**)

*) Er hatte eine Zeitlang in Charlottenburg Aufenthalt genommen.

**) Alexander von Ungern-Sternberg war einer der ſonderbarſten Menſchen, die ich kennen gelernt habe. Groß und ſtattlich gewachſen, von angenehmen Geſichtszügen und gefälligem Weſen, legte er großes Gewicht auf alles Aeußere. Er ließ gern ſeine ſchön geformte Hand ſehen, die, weiß in der Haut zu erhalten, er zuweilen, wie man erzählte, in heißen Leim ſteckte. Sicher iſt, daß er ſtundenlang an ſeinen Nägeln ſchneiden, feilen und glätten konnte. „Die Hand iſt immer das Erſte, wonach ich bei einem Menſchen zu ſehen pflege", ſagte er mir einmal. „Eine nicht ſoignirte Hand ſtößt mich ab" Man meinte auch, daß er, nur um ſeine Hand zeigen zu können, Zeichnen gelernt habe. In dieſer Kunſt war er ſehr geſchickt und beſonders im Karikiren. In Geſellſchaften ſaß er ſtets mit dem Griffel in den Fingern, um auf kleinen Blättern allerlei Phantaſie- und Zerrgebilde während der Unterhaltung zu entwerfen. Er ſelbſt ſprach nicht viel, doch zeigte ſein Geſpräch immer Geiſt und viel gute, treffende, meiſt äußerſt beißende Einfälle. Er beobachtete ſcharf und urtheilte ziemlich ſchonungslos, meiſt indeß nur im vertrauten Kreiſe und ſpäter erſt in ſeinen „Erinnerungsblättern" auch öffentlich, nachdem die ſcharfe kritiſche Abfertigung ſeiner „Braunen Märchen", in denen, wie Gottſchall bezeichnend ſagt: „die nackten Alräunchen der Phantaſie eine barocke Orgie feiern" ihn gereizt und erbittert hatte. Er iſt jedenfalls eine aus ſeltſamen Gegenſätzen gemiſchte Erſcheinung geweſen. Ariſtokrat vom Kopf bis zu den Füßen, konnte er zuweilen demokratiſche, ja ſogar geradezu revolutionäre Anwandlungen haben. Arm wie er war und auf den Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten angewieſen, ſchalt er auf Staat, Kirche, Geſellſchaft, ſo lange er arbeiten mußte, um Geld zu verdienen. Hatte er es verdient und Ziuth in ſeiner Kaſſe, gleich ward er wieder vornehm und hochmüthig. Ich habe dieſe Wandlungen mehrfach mit durchgemacht, denn eine Zeitlang verkehrte er gern mit mir und liebte es, meine jugendlichen Plaudereien zu hören, indeß er ſich meiſt in Schweigen hüllte. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Spazierganges an einem trüben Herbſttage im Berliner

Den 24. Oktober 1861.

„Abends lieſt mir der Onkel jetzt mitunter aus ſeinen Tageblättern vor; wir ſind einige Abende dabei bis 1 Uhr zuſammengeblieben. Geſtern citirte er im Geſpräch einen Ausſpruch von Diderot, der mich ſo frappirte, daß Sie ihn auch hören müſſen.

Diderot rief nämlich, als einmal vom Glück die Rede war, aus: „Qui est-ce qui est heureux? quelque miserable!“ — Der Onkel ſtellte damit ein Wort der Tochter des Prinzen von Ligne zuſammen, welche bei Gelegenheit eines Streites, ob die Männer oder die Frauen bevorzugter ſeien, nachdem Jemand ihr bemerkt, es gäbe doch Beziehungen, in welchen die Frauen günſtiger geſtellt ſeien, ausrief: „Ah, vous voulez parler de ce triste amour!“ — Welch ein ſchmerzlicher Witz in dieſen beiden Ausſprüchen!

An einem der letzten ſchönen Herbſttage gerieth ich mit dem Onkel auf einem Spaziergange auf den Kirchhof vor dem Oranienburgerthore, ich glaube, der Friedrich-Wilhelmſtädtiſche und Dorotheenſtädtiſche heißt er. Mein Gott, ein wahrer Père Lachaise! Eine ganze Reihe Berliner Berühmtheiten liegen hier neben einander, mehr gewiß, als noch am Leben ſind. Da iſt das Grab von Fichte mit einer eiſernen Säule, auf der ſein Portrait und ein ſchöner Spruch von Daniel; gegenüber das Monument von Hegel, welches von Granit nur einfach ſeinen Namen als Inſchrift enthält. Dann Eduard Gans, Amalie von Helvig mit ihrer Tochter, Schadow, Schinkel, Franz Horn, Hufeland, Oſann, Hitzig, Langbein, Krüger, die beiden Eunicke's, Bieſter, Bernhardy u. ſ. w. Mehrere ſchwarze Kreuze mit der Aufſchrift: „Wir ſehn uns wieder, geliebte Mutter!“ hatten mir etwas Rührendes. Auch einem Scharfrichter hatte ſeine Familie ein Denkmal mit preiſender Inſchrift geſetzt; doch war die Seite, die ſeinen Namen und Stand enthielt, ſehr künſtlich den

---

Thiergarten mit ihm, auf dem er lange Zeit ſtill neben mir herging, endlich, plötzlich ſtehenbleibend, mit der Hand nach der Stirne fuhr und in ſchwerem Tone ſagte: „Wehl, wenn es plötzlich hier einmal ſtockt, was dann?“

Dieſer unerwartete Ausruf erſchreckte mich und ich mußte traurig ſeiner eingedenk werden, als ich ihn etwa zwölf Jahre darnach in Dresden auf der Brühl'ſchen Terraſſe gebrochen, ſchlaff und verglaſeten, ſtieren Blicks an mir vorüberſchlürfen ſah, ohne, daß er mich erkannte.

Er hatte ziemlich ſpät noch ein Fräulein von Waldow geheirathet und lebte eine Zeitlang mit dieſer und ihrer verwittweten Mutter ein höchſt abenteuerliches Eheleben, von dem in den Briefen Ludmilla's öfter die Rede iſt.

Augen des Beſchauers abgewandt. Ueberall ſchöne Blumen, Bäume, Sonnenblicke. Der Onkel ſprach mit einer Heiterkeit vom Sterben, die mir immer etwas Beängſtigendes hat. Sie wiſſen, ich kann wie Bellini nicht vom Sterben reden hören! — Genug davon!

Frau von Goethe*) iſt hier auf einige Tage zum Beſuch und geht von hier nach Wien. Ich war mit dem Onkel bei ihr und war auch einen Abend bei Frl. Solmar mit ihr zuſammen. Man hatte ſie mir ſo oft als häßlich geſchildert, daß ich ſie nun viel beſſer ausſehend fand, als ich erwartet hatte. In der ſchwarzen Kleidung — ſie trauert um ihre Mutter — mit den weißen Haaren und den bedeutenden Augen nimmt ſie ſich ganz intereſſant aus; nur der untere Theil des Geſichts iſt häßlich, weil ſie ſich vor langer Zeit durch einen Sturz mit dem Pferde die Lippe zerſchlagen. Sie hat ein ſehr angenehmes Weſen, ein liebenswürdiges Gemiſch von Ruhe und Lebhaftigkeit, von Weichheit und Feſtigkeit. Sie war im „Prinzen von Homburg“ geweſen, meinte aber, nachdem ſie Madame Hoppé als Natalie geſehen, wenn man in Berlin ſo froſtig liebe, könne man gar nicht hier bleiben. Auch klagte ſie über den Mangel an Beifall, welchen das Stück gehabt und fragte, ob denn die Berliner ohne Hände geboren ſeien?“

Den 8. Januar 1852.

„Der Artikel von Auerbach im „Deutſchen Muſeum“ iſt mit ziemlicher Eitelkeit geſchrieben und giebt dabei ein ganz falſches Bild von Lenau; jeder Zug iſt unrichtig. Sie können es mir glauben. Lenau war in ſeinen böſen wie in ſeinen guten Seiten weit intereſſanter, als ihn Auerbach beſchreibt, der zumeiſt dabei an ſich gedacht zu haben ſcheint. Der Verkehr zwiſchen beiden ſcheint auch gar nicht ſo intim geweſen zu ſein, wie das Auerbach ſich und Anderen einbilden mochte, die Vertraulichkeit nur eine äußerliche, zu der Auerbach durch ſeinen Ton und ſein Weſen leicht fortreißt. Wenn Auerbach an Lenau's Werken manches tadeln wollte und ihm Letzterer darauf erwiederte: „Laß nur gut ſein, Du magſt Recht haben, es bleibt aber doch ſo: reden wir lieber nicht weiter davon!“ oder ähnliche Worte, ſo iſt das ſehr ſtolz abweiſend und eben nicht ſchmeichelhaft für Auerbach, und er hätte klüger gethan es zu ver-

*) Ottilie von Goethe, die Wittwe von Goethe's Sohn, welche die letzten Jahre des großen Dichters mit ihrer Liebe und Verehrung verſchönte.

ſchweigen, als ſich etwas darauf einzubilden. Daß er glaubte, ſein holder Anblick könne eher als der eines Anderen auf den Wahnſinnigen Eindruck machen und zu ſeiner Heilung beitragen, iſt doch auch ſehr ſelbſtgefällig. Daß er mittheilt, daß Lenau ihm vertraute, er fühle ſich nicht behaglich bei Reinbeck's, iſt eine große Indiscretion, die der armen Madame Reinbeck, die für Lenau das tiefſte Intereſſe hatte, ſehr wehe thun muß. Daß Auerbach aber ſo ſehr imponirte, daß Lenau ſich vom Kellner keine kleine Münze herausgeben ließ, hat mich lachen gemacht."

Den 28 Febr. 1852.

„Daß Gottſchall's „Roſe vom Kaukaſus" gefallen hat, freut mich ſehr. Ich habe das Stück nun auch geleſen und zähle es zum Schönſten, was Gottſchall geſchrieben hat. In jeder Szene, in jedem Wort iſt die bezaubernde Macht des genialen Dichters. Nur der Schluß leuchtet mir nicht ganz ein: daß Saremo noch zuletzt zu ihrem feindlichen Geliebten zurückkehrt und nicht endlich ihre Liebe zu ihm auslöſcht, nach allem Vorhergegangenen, glaube ich nicht recht. Wie kann dieſe Heldin zuletzt noch dem ſchlechten Dicherikoff ihr Beſtes, ihre Seele ſchenken? Aber vielleicht hält Gottſchall das [illegible] einer Frau nicht für das Beſte. Die Gräfin Ahlefeldt hat übrigens die „Roſe" auch ſehr ſchön gefunden, und bittet, es ihm gelegentlich zu ſagen. — Einen Abend war ich mit dem Onkel bei Frau von Bock.*) Sie trug eine ganze Reihe von Liedern vor, wobei ſie Herr von Bock accompagnirte. Wie ſie nur anfängt zu ſingen, iſt es mir, wie wenn man eine Fackel anzündet; dieſe Gluth, dieſe Leidenſchaft, dieſe Feuerſeele macht einen ergreifenden Eindruck. Dieſer Geſang iſt immer wie eine Flamme, die bald leiſe erzittert, bald wild auflodert. Ihre Declamation iſt wunderbar. Der Onkel ſagte, ſie erinnere ihn an ihre Mutter, die Sophie Schröder; ſie ſänge, wie dieſe ſprach. Sie begann mit dem von Schubert componirten „Erlkönig", von dem ich jeden Ton noch höre; dann kam von Heine: „Das Meer erglänzte weit hinaus", „Die Lotosblume", und „Aus meinen großen Schmerzen", Goethe's „Raſtloſe Liebe" und noch vieles Andere. Der Abend verging ſehr ſchön und das liebenswürdige geniale Weſen der Schröder-Devrient intereſſirte mich fortwährend."

*) Schröder-Devrient.

Den 13. März 1852.

„Ich hatte geſtern ein Billet zu „Romeo und Julia" genommen. Es hat mich ſehr bewegt und angeregt das geliebte Stück auf der Bühne zu ſehen, aber die Darſteller haben mich ſehr wenig befriedigt. Erſtens, ſie waren alle Deutſche, Deutſche vom liebenswürdigen Hendrichs an, der ſeinen Romeo zu einem herzgewinnenden, ſanften, von ahnungsvoller Wehmuth angehauchten deutſchen Liebhaber machte, bis zu Herrn Crüſemann herab, der den witzigen, ritterlichen Mercutio zu einem gemeinen Gaſſenbuben herabwürdigte. Wenn ich doch in einem einzigen ſüdliches Feuer gefunden hätte! Die Gewalt der Leidenſchaft, ſie fehlte Romeo wie Julien. Der Beſte war Hendrichs, bis auf den Grundfehler, daß er Romeo ſtatt eines heißblütigen, überſchwänglichen Italieners zu einem träumeriſchen Deutſchen machte. Dadurch kamen die heftigen Uebergänge von Hoffnung und Verzweiflung in ihm ganz unverſtändlich zum Vorſchein und es erſchien wie ein unbegreiflicher Paroxismus, als er bei der Nachricht von ſeiner Verbannung plötzlich ſich das Leben nehmen will. Aber ſeine Zärtlichkeit war ſo liebenswürdig, ſein Ton ſo weich, empfindungsvoll und ſchmelzend, ſo aus der Seele kommend, jede Stellung und Bewegung ſo graziös, edel und plaſtiſch und ſchön, daß es eine Freude war. Nur zwei geradezu ſchlechte Szenen hatte er: erſtens als ihm die Amme Botſchaft von Julien brachte, hörte er ganz phlegmatiſch ohne alle Spannung zu, als wenn es ihn gar nichts anginge, — und dann als ihm im fünften Akt Balthaſar Juliens Tod berichtet, rief er ganz ſinnlos laut, ſchrie komödiantenhaft die Worte: „Iſt es denn ſo? Ich biet' euch Trotz, ihr Sterne!" — Aber das Publikum iſt ſo ſchlecht, es applaudirt gewiß am Sicherſten, wenn der Schauſpieler einen Fehler macht und überſieht die guten Momente, wenn ſie nicht kraß aufgetragen ſind. — Nun kommt Fräulein Fuhr! Schöne Perſönlichkeit, ſchwache Kunſt! Ihre Stimme iſt angenehm, und in den erſten Szenen hatte ſie einen Ton der Innigkeit, der mir ſehr wohl gefiel, aber dieſer Ton, ſcheint mir, kommt nicht rein heraus, er iſt wie eingewickelt in einen gezierten Diskanton, der nur auf den Brettern zu finden iſt. Ich fürchte, man hat ihr zu viel anerzogen und in ihr ſelbſt iſt nicht viel Innerlichkeit. So gab ſie denn auch die Rolle gar nicht aus einem Guß, ſie ſchien nicht aus einer beſtimmten Auffaſſung hervorgegangen: Einheit des ſchönen Geſichts,

aber nicht Einheit des Charakters. Julia wird durch ihre Liebe zu einer Heldin; im Anfang mädchenhaft, beinahe kindlich, entwickelt sie sich vor unsern Augen, gereift durch die Gewalt der Leidenschaft. Bei Fräulein Fuhr war keine Entwickelung, sie blieb dieselbe, von Anfang bis zu Ende und die Leidenschaft ersetzte sie durch einen gemachten theatralischen Affekt. In solchem sprach sie denn auch ihre Furcht vor dem Schlaftrunk aus, wonach sie aber applaudirt und gerufen wurde. Die Schlußworte dieser Szene: „Ich komme, Romeo! Dies trink' ich Dir" sagte sie mit demselben Grausen, welches sie im Vorhergehenden angewandt, während ich mir diese Worte ganz mit den vorigen contrastirend denke, mit aller Gluth und begeisterten Ueberschwänglichkeit der leidenschaftlichsten Liebe ausgerufen. Am Besten gefiel sie mir in zwei stummen Bewegungen: erstens, als sie sich einmal vom Balkon zu Romeo hinabneigte und dann, als ihr Vater sie zwingen will, Paris zu heirathen, wo sie sich zuerst stumm vor ihm niederwirft. Ich fürchte, sie hat keinen Geist für so bedeutende Rollen. Das Haus war ziemlich leer, aber man rief sie nach dem vierten Akt und nach dem fünften Akt mit Hendrichs, der es mehr als sie verdiente. Daß man fast nie mehr echte Wahrheit auf der Bühne sieht! — Herr Rott war Capulet und sagte ganz gleichgültig: „All' meine Hoffnungen verschlang die Erde; mir blieb nur dieses hoffnungsvolle Kind!" Und das ist ein denkender Schauspieler! Es ist, als ob die Meisten mitunter ganz vergäßen, was sie darzustellen haben und nun zerstreut neben ihrer Rolle hergingen, wie ein Reiter, der vom Pferde geglitten ist und nun nebenher läuft, bis er den Augenblick geeignet findet, sich wieder aufzusetzen."

Den 20. November 1852.

„Als Sie mir zuletzt schrieben, schienen Sie noch nicht die traurige Kunde von dem Tode Theresens erhalten zu haben. Ich kann Ihnen meinen Schreck nicht beschreiben, als die Blätter die Unglücksnachricht brachten! Die arme, schöne Therese! Ich kann es mir eigentlich gar nicht vorstellen, daß sie nicht mehr da ist. Dieses reizende Lächeln, das sie so freundlich über Gerechte und Ungerechte leuchten ließ, sah es nicht aus, als müßte es ewig leben? Wie graziös, wie weich und liebenswürdig, wie geschmackvoll und gutmüthig war sie, die schöne, arme, liebe Frau! Auch das kleine Mädchen thut mir leid, das nun so allein — denn ohne Mutter

iſt immer allein — aufwachſen und in der Welt umherlaufen muß. Wie anmuthig, wie liebenswürdig Thereſe war zeigt eigentlich auch ſchon ihre Stellung in der Literatur, denn wenn man genau zuſieht, ſo hat ſie ihre unbedeutenden Bücher doch eigentlich nur in die Literatur hineingelächelt, mit dieſem ſüßen Lächeln, dem niemand und natürlich auch die Kritik nicht, widerſtehen konnte."

Den 4. Dezember 1852

„Mir iſt es lieb, daß wir doch über Thereſen einer Meinung ſind und faſt möchte ich hinzufügen: freuen wir uns, daß wir mit andern unſerer Freunde hier nicht harmoniren, denn ſonſt wären wir wie ſie, die uns nur zeigen, wie man nie werden muß. Daß Fanny Lewald Thereſen beinahe für ein Buch anſieht, das ſie geſchrieben, gefiel mir ſo gut, daß ich nicht umhin konnte, es dem Onkel vorzuleſen, der es auch ſehr treffend fand. Daß aber auch Gutzkow's Brief bei dieſem Tode nicht wohlthuend war, überraſcht mich. Wollen Sie recht liebenswürdig ſein, ſo ſchicken Sie mir dieſen Brief zum Leſen, der mich im höchſten Grade intereſſiren würde.

Mit Mühe und Arbeit habe ich denn nun auch endlich den „Onkel Tom" geleſen, da er ſo unabweislich ſeine Hütte in der Literatur aufgeſchlagen hat. Ich verkenne nicht, daß die Verfaſſerin ihr Werk in der Leidenſchaft eines edlen, von Menſchlichkeit erfüllten Herzens geſchrieben und daß ihr deshalb einige, wahrſcheinlich mit eignen Augen geſehene Szenen aus dem Sclavenleben, beſonders die ergreifende Flucht Eliza's mit ihrem Kinde über den Strom, ſehr wohl gelungen ſind, aber dies einmal abgerechnet, iſt der Roman als ſolcher ſehr ſchwach, breit und faſt ganz ungenießbar durch den dunkeln und bornirten Pietismus, mit dem er förmlich zuſammengekleiſtert iſt. Miſtreß Beecher-Stowe iſt eine Paſtorentochter, Paſtorenfrau, die ganze Familie predigt, daran liegt das Uebel. Eine Frömmigkeit, die ſo weit geht, daß die Sclaven ihren Herren, die kleinen Kinder ſogar ihren Eltern aufpaſſen, ob ſie auch Sonntags in die Kirche gehen' und gute Chriſten ſind, iſt wahrlich ſchwer zu ertragen. Daß das Buch in Bezug auf die Sclavenfrage eine gute Wirkung haben mag, bezweifle ich nicht, aber damit iſt es eben nur als Medizin und noch nicht als Roman gelobt; und wie man denn ſehr viel Gifte zu Arzeneien anwendet, hat auch die Verfaſſerin ſolches in ihre Medizin gethan, und dieſes

Gift ist ihre vorurtheilsvolle Frömmigkeit, ihre beschränkte Kirchlichkeit, ein Gift, ohne welches ihr Rezept besser geworden wäre. Komisch ist es übrigens, wie der arme Onkel Tom, der im Sterben sagt: „Gott hat mich nun gekauft!“ nach seinem Tode in den verschiedensten Ausgaben zu allen Preisen zu Kauf angeboten wird und so den Markt noch immer nicht verläßt. Die außerordentliche und unverhältnißmäßige Berühmtheit des Buches kann ich mir nur dadurch erklären, daß jeder unserer Leser, in dem Bewußtsein keine Sclaven zu haben, sich schmeichelt ein vortrefflicher Mensch zu sein.

Der Onkel ist acht Tage lang unwohl gewesen. Gestern war er zuerst wieder aus und wir den Abend bei Fräulein Solmar, wo unter anderen Fanny Lewald, Stahr, Sternberg, Sivers und der Franzose Rio waren. Ein paarmal kam ich gegen meinen Willen etwas mit Stahr aneinander. So lobte er zum Beispiel die Illustrationen*) von Hauenschild, den er auch gern für sich pachten, als einzig seinen Mann gelten lassen möchte. Ich stimmte in das Lob ein und erwähnte auch die Verzierung zur „Göttin“. Oh, meinte Stahr darauf etwas höhnisch, mit den lose flatternden Blüthen, die er darauf angebracht, habe sein Hauenschild, wie er ihn kenne, seine Kritik über die Göttin ausgesprochen, und Stahr schien das eine ganz allerliebste Malice finden zu wollen. Ich habe soviel Schönes und Gutes von Hauenschild gehört, erwiderte ich ihm darauf, daß ich es danach für ganz unmöglich halte, daß er bei der Illustration, die er für das Gedicht seines besten Freundes machte, eine maliciöse Nebenabsicht gehabt haben könnte. Uebrigens hat sich ja Hauenschild sehr günstig über die „Göttin“ ausgesprochen, ich habe selbst die Briefe gelesen, in denen er das gethan, und sollte er nun die Kritik, die er in diesen Briefen nicht auszusprechen den Muth gehabt, in die goldnen Blüthen versteckt haben, das glaube ich nicht! — Als Stahr mich so genau orientiert sah, wurde er etwas verdutzt und erwiderte: wenigstens glaube er nicht, daß Hauenschild die „Göttin“ für so vollendet halte, als dies Gottschall selbst thue? — Gottschall, fragte ich, soll „die Göttin“ für „vollendet“ halten? Das thut er gewiß nicht. Das macht ihn grade so anziehend, daß er ein immer Strebender, Fortschreiten-

*) Titelblattbildchen, die Hauenschild (Max Waldau) allerliebst entwarf.
**) Göttin der Vernunft.

der ist, und, nie mit dem Geleisteten zufrieden, einen immer höheren Schwung nimmt. Gottschall hält seine „Göttin“ gewiß nicht für vollendet. — So, sagte Stahr, ich kann das freilich nicht wissen, denn ich habe Gottschall nur einmal gesehen. — Warum behauptete er denn aber erst, was er nicht wußte? Haben diese Reden wohl Hand und Fuß? Ich hätte vielleicht die Sache still hingehen lassen, wenn nicht Herr von Sivers zugehört hätte, und da wollte ich doch nicht, daß man unserem Gottschall zu nahe träte, was mir ohnehin immer wie ein Stich in's Herz ist.“

Den 11. Dezember 1852.

„Hier erfolgt mit vielem Dank der Gutzkowbrief zurück, der mich sehr interessirt hat, und den ich doch eigentlich für diese Verhältnisse und Umstände ganz hübsch finde. Er ist einfach, natürlich und, wie es scheint, ganz wahr und mir darum viel lieber als alle Fanny Lewald'schen Reden und aller Stahr'scher Gefühlsüberschwang. Nur darin täuscht sich Gutzkow gar sehr, wenn er voraussetzt, Therese habe ihn gehaßt: ich glaube im Gegentheil, daß sie ihn immer noch liebte, was er freilich wohl nicht um sie verdient hat, wenn ich auch nicht Stahr's Ausspruch: er habe zehnmal um sie den Strick verdient, richtig finden kann. Wie die Entfernterstehenden sich über dergleichen Dinge ein so hartes, schonungsloses Urtheil herausnehmen können, ist mir nicht möglich zu begreifen.“

Den 18. Dezember 1852.

„Nun noch einmal der Brief von Gutzkow. Die Stelle: „Für mich lebte sie seit drei Jahren nicht mehr“, klingt freilich hart, aber seit der Zeit liebte er sie eben nicht mehr und jedes Nichtmehrlieben, lieber Freund, ist das nicht immer eine Art Tod, wenn man sich früher liebte? Vielleicht zeigen grade diese harten Worte, daß er sie früher ernsthaft liebte. Da giebt es denn nachher keine Accomodation, und wenn die Leute auch versuchen so eine arme Liebesleiche nachher in kühle Freundschaft einzubalsamiren, es geht niemals recht. In dem was Sie von der Eitelkeit Gutzkow's sagen, haben Sie vollkommen recht, und dieser Scharfblick verdient bei einem Manne bewundernde Anerkennung. Aber freilich, so etwas sieht Einer nur am Andern, und doch ist diese Sorte Eitelkeit ein allgemeiner Charakterzug fast aller Männer, die mich auch darum nicht überraschte, weil ich nie daran gezweifelt, daß Gutzkow

davon sein volles, geschütteltes und gerütteltes Maaß von der Natur zugetheilt erhalten."

Den 23. Dezember 185[illegible]

„Das Leben ist wie ein Flasche, die geschüttelt wird; bald sind die heitern, bald die traurigen Stimmungen oben, je nachdem aber wie es einmal ist, kann man es nicht ändern. Der Verstand kommt dann wohl gelaufen und sagt der Empfindung: fasse Dich, morgen bist Du wieder gestählt und froh! aber die Empfindung kehrt sich nicht daran und weint weiter. Auch der Geist kommt und zeigt wie viele reiche Quellen das Leben besitzt, aber die Empfindung fragt auch danach nichts, bis sie von selbst oder durch irgend ein glückliches Geschick wieder zufrieden lächelt. — Aber was schreibe ich Ihnen da. Ich wollte Ihnen einen heitern Weihnachtsbrief schreiben. Anlaß ist genug da. Die überraschende Erscheinung von Gottschall's war eine glänzende Freude, die nur gar zu kurz gedauert hat. Ich saß am Sonntag Abend ruhig in meinem Zimmer, als ich plötzlich ein wohlbekanntes, allerliebstes Lachen an der Thüre hörte, an dem ich die Doktorin Gottschall erkannte. Und nun Gottschall mit dem frischen Humore und dem interessanten genialen Übermuth und Scherz! Wir gingen dann zusammen zur Gräfin Ahlefeldt, wo Palleske's, der General Palm und Sagert's waren. Der Abend war allerliebst, und die Doktorin Gottschall bedauerte, daß Sie nicht dabei waren. Palleske las sehr schön ein paar Szenen aus „Heinrich dem Vierten" und „König Johann" vor, und er selbst, sowie sein Lesen gefielen Gottschall sehr gut. Während des Lesens hatte sich Gottschall neben seine Frau gesetzt. Etwas im Hintergrunde, war er fast ganz beschattet, während seine Augen aus der Dämmerung hervorblitzten; auf seine Frau dagegen fiel das hellste Lampenlicht, so daß ihre frischen, hellen Farben sich allerliebst von der pikanten Finsterniß seines Kopfes abhoben; so stellten die theuren Freunde zusammen ein hübsches Bild dar, das anzusehen ein wahres Vergnügen war. — Am andern Tage besuchte ich die Doktorin Gottschall Morgens und am Nachmittag wurde in der Eile ein Kaffee improvisirt, zu dem ich Fräulein Solmar, Ring und Sternberg einlud, wo Palleske noch hinzukam. Das war nun alles gut, aber mein Kummer dagegen groß, daß der Onkel, den Gottschall unglücklicherweise beinahe

immer unwohl findet, wohl erschien, aber sich angegriffen fühlte, und früher als die Andern sich zurückziehn und hinlegen mußte, was er um so mehr bedauerte, da er sich so sehr für Gottschall interessirt. Unser Freund gefällt überall, und Sternberg, mit dem er sich viel unterhielt, hat mir nachher noch besonders gedankt, daß ich ihm diese angenehme und liebenswürdige Bekanntschaft verschafft. Gottschall's waren den Abend noch mit dem Onkel Eichborn bei Frau von Heß, und so gingen sie mir schnell davon, viel zu schnell!"

Den 15. Januar 1853.

„Lange hat mir nichts solche Freude gemacht, als die Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts von Gervinus, und ich bitte Sie sehr, sie zu lesen. Es ist vortrefflich wie Gervinus so ruhig, klar und besonnen, so einfach und unwiderleglich die Strömung der Geschichte nachweist und zeigt wie die Zukunft der Demokratie angehört. Man wird getröstet und beruhigt wenn man diese Schrift liest. Mit ihr hat Gervinus den Standpunkt der Gothaer überwunden; übrigens handelt es sich in ihr bis jetzt nur um jene ersten Grundpfeiler der Gesinnung, auf die sich Alle stützen, denen nicht die Reaktion gänzlich die Augen geblendet hat.

Um vom Guten zum Schlimmen überzugehen, da las ich neulich in der Preußischen Zeitung abgedruckt, was Mundt in seiner neuen Literaturgeschichte über den Onkel sagt. Wie finden Sie das? Ein kleines Meisterstück der Bosheit und der Unredlichkeit, denn Mundt weiß sehr wohl, daß alles anders ist, als er es hier sagt. Man sieht, er wollte dem Onkel schaden und zwar am Liebsten nicht bei einer Partei, sondern bei allen, zu diesem Zwecke konnte man die Wahrheit nicht geschickter verdrehen, als er es hier versucht hat. Und wie schlägt er sich selbst, wenn man dieses Urtheil von ihm über den Onkel mit seinem in der vorigen Ausgabe der Literaturgeschichte befindlichen und mit seiner begeisterten Zueignung des ersten Bandes der „Dioskuren" vergleicht! Dabei ist das Ganze so gemacht, daß vielleicht unbewanderte und harmlose Leser nur Lob in dem Artikel sehn. Mundt weiß gewiß, daß der Onkel ihn geradezu vernichten könnte, wenn er nur einfach Stellen aus Mundt's ehemaligen Briefen an ihn abdrucken ließe, aber er weiß auch, daß der Onkel dazu zu großmüthig ist und schweigen wird. Daß ein ehemals so edler und liebenswürdiger

Mann so herabkommen kann! — Ich möchte gern das Grab dieser Freundschaft nur mit Zypressenzweigen bedecken, aber es giebt keine, die so groß wären, daß nicht immer neue Nesseln und Disteln sich an der Seite wuchernd hervordrängen könnten. Vorbei!" —

Den 13. Februar 1853.

„Daß Sie sich Moritz Hartmann's gegen Kühne angenommen, ist sehr gut und brav von Ihnen. Daß Ersterer sich mit unter den am 9. in Paris Verhafteten befindet, hat mich sehr erschreckt und beunruhigt. Der schneidende Kontrast der ausführlichen Berichte über die Bälle und Hoffeste in Paris, neben den kurzen Angaben über diese Verhaftungen hat etwas Widerliches und Abscheuliches. Wenn auch keine von den vielen Frauen, die dem liebenswürdigen und tapfern Dichter zugethan sein mögen, die Macht hat, ihm die Kerkerthüren aufzuschließen, so sollte man meinen die Musen und Grazien müßten das für ihren Freund thun können; aber vielleicht sind auch diese den Polizeikreaturen Louis Napoleons gegenüber nur schwache Frauen!

Therese Milanollo hat mich nach langer Zeit einmal wieder in's Theater gelockt. Bei dieser Gelegenheit sah ich auch zum Erstenmale den „Tartüffe" von Molière spielen. Ich war dabei über zwei Dinge verwundert, einmal über die schwerfällige Darstellung und zweitens über die Gleichgültigkeit, mit der das Publikum dem Stücke zusah. Diese haarscharfen Pointen, diese schneidenden Wahrheiten, die wie gezückte Dolche zwischen den Versen hervorblitzen, gingen oft ganz lau vorüber. Das Haus müßte ja beben vor Beifall, wenn Tartüffe entlarvt wird. Oder war das Publikum nur still, weil es sich beschämt fühlte, weil es zum großen Theil der jetzt sehr verbreiteten Familie der Tartüffe selbst angehört? Ich glaube fast. Döring gab den Tartüffe mit vieler Mäßigung und hatte einige hübsche Momente, aber ich hatte mir die glänzende Rolle doch weit charakteristischer und pikanter vorgestellt. Madame Hoppé paßte recht gut für die überlegende, nur zu einem wohlthätigen Zwecke kokette Elmire. Ein junger Anfänger, der den Damis spielte, zeigte wenigstens eine natürliche Entrüstung, die mir gefiel. Alle waren aber ohne französische Verve, deutsch schwerfällig und die andern Nebenrollen so schauderhaft besetzt, wie es an der hiesigen Bühne nicht vorkommen dürfte, und kaum für

Kritz oder Treuenbrietzen angemessen gefunden werden kann. Valer, ein Stock, Marianne, die eckige Madame Hiltl, die hübsche Dorine die alte, derbe Madame Lavallade und so weiter.

Habe ich ihnen geschrieben, daß ich die neuen „Dorfgeschichten" von Auerbach gelesen? Die erste — dem Inhalt nach konnte sie mich gewiß nicht bestechen, denn ich gestehe, daß mich eine hübsche Liebesgeschichte weit mehr interessirt, als so ein alter Bauer, der Wolle und Schafe verkauft und endlich sein Haus anzündet — aber trotzdem muß ich sagen, diese erste Geschichte „Diethelm von Buchenberg" ist vortrefflich; so treu und wahr aus dem Leben, so fein und psychologisch scharf entwickelt, daß es mir immer war, als stiege dieser Bauer plötzlich aus dem Buche heraus und schritte auf mich zu. Und so spannend ist die Geschichte, daß ich sie gar nicht aus der Hand legen mochte. Das ist wahr, auf diesem Gebiete ist Auerbach ein Meister. Auch ist er in diesem „Diethelm" fern von aller Süßlichkeit und gesuchten Naivetät geblieben. Sehr schön hat er durchgeführt, wie das Gute mit dem Bösen in dem alten Bauern gemischt ist und miteinander kämpft. Auch alle andern Personen, die darin vorkommen, sind von vollendeter Lebenswahrheit. Die zweite in dem Band enthaltene Geschichte „Brosi und Moni" ist weit schwächer. Da hat, unter uns gesagt, Auerbach in dem etwas eitlen Bauern Brosi unbewußt etwas seine eigene Eitelkeit geschildert". —

Den 28. März 1853.

„Es ist diesen Winter hier ein junger Maler, Leist mit Namen, gestorben, der eine Frau und viele Kinder in dürftigen Verhältnissen hinterläßt. Viele Künstler vereinigten sich, ein schönes Album zu malen, dessen Ertrag zum Besten der Hinterbliebenen verwandt werden sollte. Man wußte die Gräfin Brandenburg für die Sache zu interessiren, die, wie es heißt, versprach, der König werde das Album kaufen. Da dies jedoch nicht geschah, veranstaltete man eine Lotterie mit Loosen zu einem Thaler das Stück, deren Vertheilung die Gräfin Brandenburg in wahrhaft außerordentlichem Maßstabe übernahm, was für ihre Bekannten oft um so bedenklicher war, da niemand wagte, der hochgestellten Frau die Annahme der Loose zu verweigern. Unter Anderen schickte sie an Herrn von Olfers fünfzig Loose und an Frau von Olfers ebensoviele. Der Schreck von Frau von Olfers war natürlich nicht gering. Was

mit den hundert Loosen anfangen? An ihre Bekannten konnte sie sie um so weniger vertheilen, da diese zum großen Theil auch die Bekannten der Gräfin Brandenburg und von Letzterer bereits im Uebermaß versorgt worden waren. Da die hundert Thaler doch einmal ausgegeben werden mußten, so wollte wenigstens Frau von Olfers ein Vergnügen davon haben. Sie dramatisirte deshalb mit ihrer Tochter Marie ein Märchen, welches sie mit ihren Töchtern, ihrem kleinen Sohn und noch einer Anzahl junger Damen bei ihr aufführten und wer von ihren Bekannten die Vorstellung sehen wollte, mußte als Entree ein solches Thalerloos nehmen. Berechnet man die Bewirthung und die Proben, so scheint die Ökonomie der Frau von Olfers nicht eben gut dabei gefahren zu sein. Natürlich sprach Alles von dieser Theatervorstellung. Da gab es Unzufriedene die behaupteten, Frau von Olfers habe die guten Rollen für sich und ihre Töchter allein behalten und den Anderen die schlechteren gegeben. Der kleine Sohn dagegen hatte feierlich erklärt, er würde garnicht mitspielen, wenn man seinen Kameraden nicht auch Rollen einlege, und er bestand hierauf so fest, bis man ihm nachgab. Die Gräfin St.-M., Tochter der Frau von H., eine schlanke, hochgewachsene Dame von dreistem, zuweilen jungenhaftem Wesen, war die einzige, der man eine Männerrolle zugetheilt; sie hatte einen jungen Bauernburschen zu spielen, und als sie in der letzten Probe in ihrem Kostüm erschien, wurde dieses, ich weiß nicht, ob mit Unrecht oder mit Recht, von den andern anwesenden Damen so anstößig gefunden, daß es ein wahres Entsetzen erregte und Frau von Olfers vor Schreck die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Unterdessen war die Mutter auf dieses Kostüm ihrer Tochter ganz besonders eitel und hatte schon zuvor mehreren bekannten Herren mit verheißendem Lächeln angekündigt: „Morgen werden Sie etwas Reizendes sehen, Clara in Männertracht!“ und die Herren belustigten sich denn in der That mehr, als es angenehm war, darüber. Gespielt wurde nicht besonders; eine junge Dame hatte die Lorelei vorzustellen und sollte mit den Worten auftreten: „Ich bin die Lorelei!“ Unglücklicherweise versprach sie sich und sagte: „Ich bin nicht die Lorelei!“ und, was noch schlimmer war, spielte ihre ganze Rolle so, daß man ihren ersten Worten vollkommen Glauben schenken mußte. Sehr dagegen wurde Gisela Arnim, die jüngste Bettinentochter, als eine „Salamandra“ gerühmt. Diese aber hatte mit echt

arnimschem Leichtsinne erst im letzten Augenblicke an ihre Toilette gedacht. „Aber Mutter, was soll ich denn eigentlich morgen anziehen?“ fragte sie endlich Bettinen. Bettine sann einen Augenblick nach, warf dann einen prüfenden Blick auf ihre feuerfarbenen Gardinen, nahm sie herunter und rief: „Das wird passen!“ Dazu wurden Fransen von einem Fußteppich abgetrennt, die Messingrosetten der Gardinen als Verzierungen benutzt und das Gewand, geschickt drapirt, war fertig. Amüsant war es, den Fürsten Pückler, den ich seitdem beim Onkel wiedergesehen habe, über diese Komödie reden zu hören. Als artiger Gast wollte er nicht geradezu tadeln und sagte deshalb mit feinem Lächeln: „Nein, es war gar nicht schlecht, es war ganz charmant, es war allerliebst! Die Damen sprachen alle ganz andere Verse, als sie einstudirt hatten, es war reizend!“ —

Ich schreibe Ihnen nur deshalb alle diese kleinen Geschichten, weil sie die Gesellschaft schildern. Haben Sie genug davon, oder wollen Sie noch mehr?“

Den 30. April 1853.

„Der Tod Tieck's ist mir doch nahe gegangen, wenn man ihn auch schon so lange erwartet hat. Es ist mir lieb, daß ich noch vor einigen Wochen mit dem Onkel bei ihm gewesen bin, wo er, wenn auch zu Bette liegend, noch ziemlich wohl war; die schönen Augen hatten noch ihren Glanz, das freundliche Lächeln war wohlthuend und alles was er sagte, zeigte seinen durchaus nicht vom Alter geschwächten Geist; nur seine Hände hatten mir eine unheimliche Todtenfarbe; es war als wenn an diesen der Tod ihn schon gefaßt gehabt hätte und nur noch zögerte, ihn zu entführen. —

Gottschall ist denn richtig zu meiner Freude hier eingetroffen und kam grade noch zur rechten Zeit, um zu einem Kaffee angeworben zu werden, bei dem Frau von Rimptsch, Frau von Treskow und Tochter, Arminella Joy und deren Mutter, Fräulein Selmar, Gräfin Kalkreuth, die Doctorin Aschersion, Behse und Ring waren. Mit der hübschen Nichte der Frau von Rimptsch, einem Fräulein Witte aus Halle, Tochter des einstigen Wunderkindes Witte, einer jungen Fanatikerin, die mit Leo und Tholuck verkehrt, hatte Gottschall einen höchst amüsanten heftigen Streit erst über Richard Wagner und dann über den persönlichen Gott,

der von beiden Seiten so heftig geführt wurde, daß die junge Dame endlich aufsprang und von Gottschall fortlief. Nachdem der Kaffee zu Ende, fuhren wir noch mit Gottschall zu Fräulein Solmar, wo nur noch Sternberg hinzukam und der Abend recht hübsch verlief. Ehe Sternberg da war, sprach Fräulein Solmar von seinen Romanen und tadelte daran, daß, obgleich er die gute Gesellschaft doch so genau kenne, es überall langweilig würde, wie er einen Salon beschriebe. Der Onkel versetzte hierauf rasch, doch ganz ruhig: „Aber das ist ja ganz richtig!" was sich außerordentlich komisch und pikant machte. Mit Gottschall gab es dann auch manchen hübschen Scherz; es ist so angenehm mit ihm zu sein."

Den 14. Juli 1853

„Wir sind hier neulich durch die Ankunft Uhlands überrascht worden. Der Onkel hatte ihn in sechsunddreißig Jahren nicht gesehen, erkannte ihn aber doch gleich wieder, als er zufällig im Flur ihm selbst die Thüre aufmachte. Sie wissen, Uhland ist eigentlich häßlich und nicht sehr leicht zum Gespräch anzuregen, aber ich finde, schon der Gedanke an alles das, was in ihm lebt, macht, daß man ganz mit dem zufrieden ist, was er zeigt; ich habe mich sehr gefreut, ihn wiederzusehen. Auch ist seine ächte, heitere Schwabengemüthlichkeit sehr angenehm ebenso wie seine brave politische Gesinnung, in der er sehr von Kerner absticht. Uhland ist hier, um die Meusebach'sche Bibliothek zu benutzen zu seiner altdeutschen Volksliedersammlung und wird wohl deshalb noch etwas verweilen. Seine Frau ist eine ganz nette Schwabenfrau, die mit Uhland sehr glücklich zu sein scheint. Wir hatten sie einmal zum Kaffee hier mit Fräulein Solmar, der Gräfin Kalkreuth, Frau von Rimpisch, Fräulein von Schlichtkrull, Doctor Frank, Max Ring und Sternberg.

Jüngst war ich auch einmal wieder im Theater, um die erste Aufführung der „Lady Tartüffe" zu sehen. Das Stück ist interessant, aber nicht befriedigend. Die Idee, daß die ganze Tartüfferie der Heldin an einer wirklichen Liebe, die sie ergreift, scheitert, daß die, die immer heuchelte, plötzlich wahr und aufrichtig wird, ja, wahr und aufrichtig bis zum Wahnsinn, diese Idee finde ich ganz hübsch und richtig, aber die Ausführung ist oft outrirt und theilweise in einer Art unfein, wie man es von einer Frau nicht erwarten

sollte. Wie Lady Tartüffe Hector von Neuneville ihre Liebe ins Gesicht wirft, obgleich er diese Liebe nicht im Geringsten erwidert, gut, ich will diesen Wahnsinn der Leidenschaft noch für möglich halten, obgleich ich dabei, gewiß sehr gegen den Willen der Verfasserin, mich vor Lady Tartüffe entsetze und diesen Hector wegen seiner fast beleidigenden Kälte, wegen seiner hölzernen Gleichgültigkeit, die die arme Frau ganz entwürdigt dastehen läßt, grimmig hasse; wenn aber diese Szene sich später wiederholt und ihm die Lady wieder ihre Liebe entgegenschleudert, so wird das geradezu unnatürlich und verletzend. Ferner begreife ich nicht, wie Madame de Girardin neben so vielen anderen Feinheiten im Dialoge Lady Tartüffe zum alten Marschall kann sagen lassen: Heirathen Sie! So plump kann eine Lady Tartüffe nicht sein; umgekehrt müßte sie sagen: Heirathen Sie nicht, zwar Alle lieben Sie, u. s. w. Das Feine und Grobe ist in diesem Stücke seltsam gemischt. Vortrefflich ist dagegen der Schluß, wo sie sagt: die Gräfin Clairmont hat an ihrer Tochter erfahren, wie leicht der Ruf einer Frau ungerechterweise verläumdet wird; so geht es mir jetzt. Schade, daß diese Tochter etwas albern gezeichnet ist. Es ist schlimm, wenn sich in so einem Stück die Tugend und Unschuld immer ein wenig dumm und uninteressant ausnimmt. Die Geschichte mit dem Hund ist auch etwas lächerlich, doch wurde gerade diese vorzugsweise applaudirt, während es am Schlusse ganz still war. Trotz der vielerlei Fehler ist das Stück übrigens doch mit Geist geschrieben und die Schlechtigkeit der Gesellschaft gut geschildert. Madame Hoppé spielte die Lady Tartüffe mit Verständniß; daß sie aber zuletzt in der Aufregung der höchsten Leidenschaft, indem sie ausruft: „Er hat mich gerettet," immerfort ihre rosa Hutbänder zuband und sich den Schleier arrangirte, daran allein konnte man merken, daß sie keine Rachel ist. Ich möchte die Frau sehen, die in solchem Augenblicke an ihre Toilette denkt! Fräulein Arens, die ich zum Erstenmale sah, gefiel mir als Jeanne recht wohl; Dessoir als des Tourbières hatte lauter falsch gesuchte Manieren." —

Den 14. Oktober 1853.

„Frau von Suckow, die in Paris die Sand und die Gräfin d'Agoult kennen gelernt, hat dem Onkel ihren „Lenau in Schwaben"

geſchickt. Wie das Buch für Fremde ſein mag, weiß ich nicht, mich hat es lebhaft intereſſirt, da jener ganze ſchwäbiſche Dichterkreis darin vorkommt, den ich als Kind geſehen und mit ſo viel Liebe und Verehrung betrachtet habe. Frau von Suckow hat einen ſehr kleinen und ſchwachen Geiſt, der ſich unter anderem darin äußert, daß ſie gerne mit Gewalt nachweiſen möchte, daß Niembſch Anfälle von religiöſer Gläubigkeit gehabt habe, weil ſie es bedenklich findet, einen Ungläubigen ſo zu verehren; dann hat ſie einen durchaus incorrecten Styl, eine durchaus dilettantenhafte Darſtellungsweiſe, aber dabei beſitzt ſie eine ſo liebenswürdige Güte und Empfänglichkeit für alles Schöne und einen ſo richtigen Takt des Herzens, daß man ihr zugethan ſein muß. Dieſen letzteren beweiſt ſie auch darin, daß ſie nie verurtheilen, ſondern nur immer Antheil nehmen mag; ſie fühlt ganz richtig, wie ſelten ein Menſch das Thun und Weſen eines Anderen ganz zu überſehen und zu beurtheilen vermag. Eine Maſſe Material iſt in dem Buche zuſammengehäuft, an Notizen, kleineren Geſchichten, Bemerkungen und Ausſprüchen, Unbedeutendes zwiſchen Bedeutendem, aber alles hübſche Kräuter.

Einen ſchönen Ausflug machte ich mit der Gräfin Athefeldt und Sagert*) nach Tegel, wo ich zum Erſtenmale das Humboldt'ſche Schlößchen ſah, das in ſeiner künſtleriſchen Einfachheit mitten in der herbſtſtrahlenden Waldeinſamkeit einen eigenen Zauber ausübte. In Humboldt's Studierzimmer weder Spiegel noch Vorhänge, die er nicht leiden konnte, aber überall die herrlichſten Statuen, die in ihrer göttlichen Schönheit und Erhabenheit nur große und edle Gedanken erwecken können, alle kleinen ausſperren und entfernen. Möbel und Wände ſind von ſo kluger Einfachheit und Beſcheidenheit, daß man ſie gar nicht ſieht und das Auge ſich deſto beſſer ſatt trinkt an den zauberiſchen Kunſtſchätzen. Auch die Spaziergänge im Park mit der Ausſicht auf den See waren ſchön, alles menſchenleer und der vereinzelte Laut eines Vogels die einzige Stimme, die wir vernahmen. Bei der Rückfahrt in der Dämmerung konnte man ſich in den ernſten Fichtenwaldungen allen möglichen Träumereien überlaſſen, bis die mit ihren ſchwarzen Schornſteinen und Glühöfen wie ein Teufelsſchloß plötzlich aufblitzende Borſig'ſche Fabrik wieder die Nähe der Stadt ankündigte."

*) Verdienſtlicher Kupferſtecher.

Den 31. Dezember 1853.

„Zu den häufig Beſuchenden gehört jetzt beſonders auch Behſe, der eifrigſt zum Onkel und zu mir kommt, und mir ſeit der letzten Zeit die lebhafteſte Freundlichkeit erweiſt. Er will auch durchaus von mir gezeichnet werden und nachdem ich es ihm neulich verſprochen, ſagte er mir mit ſeiner ganzen gutmüthigen, ſächſiſchen Naivetät, die ihm ſo eigenthümlich ſteht: „Wiſſen Sie wohl, daß mir Sternberg geſagt hat, ich würde mich gezeichnet gar nicht ſo übel ausnehmen!“ — Neulich hat er bei der Gräfin Kalkreuth zuerſt meine Handſchrift geſehen und ſein Staunen darüber war ſo luſtig und amüſant, daß ich wollte, Sie hätten es mit anſehen können. Ich glaube beinahe, er hält mich ſeitdem für einen großen Charakter! Als er einen Morgen bei mir war, ſprachen wir von der Poeſie, die er auf eine wahrhaft komiſche Weiſe haßt. Den andern Tag kommt er wieder — grade als Rodenberg, Frau von Treskow und ihre Tochter bei mir waren — ſtürzt herein und ruft mit ſeiner ganzen Lebhaftigkeit: „Vor allem geben Sie mir Feder und Tinte! So ſchnell wie möglich! Ich vergeſſe ſonſt alles wieder!“ — Ich frage lachend, was ihm ſei? — „Oh“, ruft er „ſo ſehr haben Sie mich ſchon umgewandelt, daß ich ſogar meinen Abſcheu vor der Poeſie aufgegeben habe! Ich habe Verſe für Sie gemacht, was wollen Sie mehr!“ — Ich ſagte, ihm Rodenberg vorſtellend, daß er ſeine Abneigung gerade einem jungen Dichter in's Geſicht ſage. „Ja, ich kann's nicht helfen,“ erwiderte er, zu Rodenberg gewandt, „ich haſſe die Poeſie, haſſen Sie mich dafür wieder!“ — Dann fuhr er gegen mich fort: „Mitten im Schnee, auf der Straße haben Sie mich ſo begeiſtert: in der Kronenſtraße hatte ich den erſten Vers!“ — „Mein Gott, bei der Kälte!“ rief Frau von Treskow, „da muß ſich ja Apoll einen beſondern Pelz angezogen haben!“ — Ich gab nun Behſe mein Schreibzeug und da ſchrieb er mir denn in ein kleines engliſches Notizbüchelchen, das er mir verſprochen hatte und nun mitbrachte, einige Knittelverſe. Der Onkel ſagte ihm ſcherzend, er habe es mit den Versfüßen nicht eben genau genommen. „Ach was, Füße, von den Füßen weiß ich gar nichts,“ rief Behſe lachend und wiederholte nur immer: „Oh, ich komme mir vor wie ein Tanzbär!“ — Die Szene war ſehr komiſch, vielleicht muß man aber Behſe kennen, um ſich daran zu amüſiren. Noch manches Scherzhafte konnte ich

Ihnen erzählen, es sieht aber alles so aus seinem gesellschaftlichen Zusammenhange gerissen viel pretenziöser und nichtiger zugleich aus, als es wirklich ist. Neulich besuchte Kohl den Onkel; er fand Bettinen bei ihm. „Nenne Sie mich nicht, nenne Sie mich nicht!“ flüsterte Bettine dem Onkel zu, sprach aber dann gleich so viel von Arnim und Clemens Brentano, daß Kohl sie auf der Stelle errathen mußte.“

Den 9. Januar 1854.

„Was Eduard Vehse betrifft, so glaube ich, daß ich ihn Ihnen noch nicht hinlänglich geschildert habe. Prosaisch ist er allerdings, aber dabei besitzt er eine Gutmütigkeit, Bravheit und Ehrlichkeit, eine ganz kindliche Naivetät, trotz seiner 51 Jahre, die ihn wahrhaft liebenswürdig machen. Da er nicht immer das Gewicht der Worte richtig zu schätzen weiß und auch wohl Ernst und Scherz verwechselt, dabei sogar keine Ahnung davon hat, daß man ein Geheimniß haben könne, so bringt er trotz der gewissenhaftesten Wahrhaftigkeit oft die amüsantesten kleinen Verwicklungen und Situationen in unserem Kreise zuwege. Gut muß ihm aber Jeder sein, der ihn kennt. Allerdings ist Vehse gewiß nicht der Mann, um über unsere Dichter zu schreiben, dagegen aber für seine „Geschichte der Höfe“ ganz geeignet. Er kommt mir auch viel besser als Förster vor; darin aber haben Sie Recht, daß er weder Geist in der Verarbeitung aufwendet, noch irgend Grazie des Styls besitzt. Dennoch finde ich sein Verdienst sehr groß und ich begreife Heine's Entzücken vollkommen, das er so pikant bezeichnete in dem Ausdrucke: „Diese Menagerie von Königen!“ Darin liegt es! Alle diese Ungeheuer und Taugenichtse von Herrschern mit ihren Unthaten in so populärer, kurzer, gedrängter und kräftiger Darstellung vorzuführen, daß das hellste Licht auf sie fällt und die ganze Gesellschaft davon lesen will, das ist allerdings ein großes Verdienst und das ist es, was mir an seinen Büchern Freude macht. Vehse ist so harmlos, daß er vielleicht zuweilen noch kräftigere Keulenschläge führt, als er beabsichtigte, aber gleichviel, die Wirkung bleibt dieselbe. Ein Theil jenes so sehr ergötzlichen Briefes von Heine ist jetzt Vehse's neuerschienenen Weimarischen Hofgeschichten vorgedruckt. Vehse spricht ganz sächsisch, aber ist der Gesinnung nach ganz preußisch.“

Den 16. März 1854.

„Gestern war Bettina hier: sie sah mich mit gelblich schimmernden Augen ganz zärtlich an und sagte mir: „Oh, ich hab' Sie sehr lieb." — Sie setzte sich in einen Lehnsessel und zog mich plötzlich auf ihren Schooß. Dann küßte sie mich und rief, auf den Onkel zeigend: „Der da ist neidisch auf uns!" — Darauf versicherte sie mir wieder, daß sie mich sehr lieb habe und setzte hinzu: „Oh, ich hab' Sie alle lieb, aber Sie am Meiste, und den da (wieder auf den Onkel zeigend) am Wenigste!" — Ich sagte darauf: Hätten Sie mir weniger gesagt, es wäre mehr gewesen! — „Wie so?" fragte sie etwas stutzig, wie sie es immer wird, wenn sie sieht, daß man sich von ihrem Katzenwesen und ihren Schelmereien nicht blenden läßt. Weil es wahrscheinlicher geklungen hätte, antwortete ich. Sie lachte nun mit uns. Ist das nicht die ganze Bettina? — Gestern war ich mit Ring und Rodenberg bei der Gräfin Kalkreuth, wo wir den Abend recht munter zubrachten und sich auch Anton v. Etzel einfand. Die Gräfin Clothilde schmückte wieder die Conversation mit dem ganzen Feuerwerk ihrer zuweilen etwas dreisten Scherze, und Ring war wie immer reich an pikanten Einfällen und Geschichten. Clothilde, die sich, da sie keinen Mann bekommen, faute de mieux, ihr ganzes Leben lang ohne Aufhören selbst darüber moquirt, daß sie keinen hat, sagte einmal: „Oh, ich würde gewiß in der Ehe sehr gut gewesen sein; das können Sie schon daran sehen, daß ich jeden alten Stuhl, jedes alte Sopha lieber habe, je älter sie werden, so würde mir also auch mein Mann immer lieber geworden sein, nur — ich kann nichts, auch das kleinste Stückchen Baumwolle nicht kaufen, ohne es erst einmal wieder umzutauschen — so würde ich also auch erst meinen Mann einmal müssen umgetauscht haben!" — Dies nur als Beispiel einer jener Scherze, von denen sie hunderte macht. Man kann nicht zehn Minuten mit ihr zusammen sein, ohne daß von Liebe oder wenigstens von heirathen gesprochen würde, und das vielleicht gerade, weil sie nicht liebt. — Auch die Lind habe ich nun in einem ihrer „Zweithalerkonzerte gehört, in denen sich ein Luxus der Toilette entfaltete, der zeigt, wie viel Geld die Leute noch übrig haben. Die Lind sang sehr lieblich, sehr artig, sehr schmelzend, aber gegen die Schröder-Devrient verhält sie sich doch wie ein kleines Flämmchen gegen eine große, lodernde Fackel; ihr ganzes Genre ist lange nicht so

großartig, viel kleiner, sie spricht nicht so zum innersten Herzen. Sehr hübsch ist, wenn sie in ihren schwedischen Liedern, eine lebendige Aeoleharfe, die Stimme geisterhaft vibriren läßt. — Vieuxtemps habe ich gleichfalls spielen hören, einen wahren Riesen auf der Violine, ernst, gewaltig, schwindelerregende Schwierigkeiten mit Leichtigkeit überwindend. Sein Ton ist von größter Schönheit, mitunter wie wenn eine Menschenstimme in sein Instrument hinein gezaubert wäre. Er spielte ein russisches Lied, die Nachtigall, in dem man wirklich die Nachtigall mit ihrem stürmisch leidenschaftlichsten Schluchzen zu hören glaubte."

Den 30. März 1854.

„Der Onkel ist rüstig und frisch in seiner gewohnten Art. Ich hätte immer Lust Ihnen einige seiner pikanten Aussprüche über die politischen Dinge zu erzählen, aber da läßt sich immer so vieles nicht schreiben und das Beste muß man für sich behalten. Hier nur eines: als neulich von jenen Personen die Rede war, die vorgeben, sie wären schon aus Christlichkeit gegen die Türken, sagte er: „Viele dieser Leute möchte ich immer fragen: „Was? Sie sind Christen? Das habe ich bisher nie gemerkt! Ich habe Sie immer für Türken gehalten!" —

Freitag vor acht Tagen ist in der Friedrich-Wilhelmstadt Ring's Lustspiel: „Dichter und Wäscherin" mit vielem Erfolg über die Bühne gegangen. Es ist eine artige Skizze, eine muntre Bluette in Versen mit französischer Grazie und Geschicklichkeit gemacht. Die Schauspieler spielten wenn auch nicht fein, doch rasch und frisch; Görner war als Schneider sehr komisch, besonders als er, wie er sieht, daß seine Geliebte ihn nicht haben will, von dieser die ehemaligen Gaben seiner Neigung, ein selbstgemachtes Nadelkissen, einen Fingerhut, ein Pfefferkuchenherz und andere solche Schätze, zurückverlangt. Dazu gab man den „alten Fritz" von Boas, der mir viel Vergnügen machte. Das Stück ist kein gutes Stück, aber es ist amüsant und das ist immer hübsch. Ich hätte dem armen Boas gewünscht, diesen Succeß zu erleben.*) Dieser alte Fritz,

*) Eduard Boas war gestorben, ehe sein Stück eine Aufführung erlebte. Uebrigens hat dasselbe eine eigene und sonderbare Geschichte, die wohl verdient gekannt zu sein. Boas hatte dieses Lustspiel mir zur ersten Veröffentlichung in der Wochenschrift „Jahreszeiten" angeboten. Da ich es für diese jedoch nicht brauchen konnte, es im Uebrigen aber für artig und wirksam hielt, so rieth ich, was

der wie ein buntgemalter Bilderbogen aussieht, diese lächerlichen, schleichenden Jesuiten, die so schlecht ankommen, die Decoration von Sanssouci mit der berühmten Mühle, dies und vieles Andere sind Ergötzlichkeiten, die bei dem Publikum lebhaften Anklang finden.

Das neue Büchlein von der Sand: „Laura“ ist wieder reizend, poetisch, von größter Schönheit. Diese wunderbare Frau streut immer neue frische und dichterische Blüthen in die Literatur hinein; klein, dem äußeren Umfange nach, erfreut der Zauber dieses Werks doch mächtig das Gemüth, und wenn man schon längst mit dem Lesen fertig ist, ist es, als belebe sein Duft noch immer den Geist und die Seele. Auch ein anderes Buch hat einen großen Eindruck auf mich gemacht; ich habe seine drei Bände — der vierte ist noch nicht erschienen — mit grenzenlosem Antheil, oft mit Herzklopfen gelesen, mit Spannung,

einigen kleinen Aenderungen, mit denen ich es versehen, dasselbe schleunig drucken und an die Bühnen versenden zu lassen. Es geschah und ich unterließ nicht durch die Presse und wo ich sonst Gelegenheit erhielt, darauf aufmerksam zu machen und es zur Vorstellung zu empfehlen. Keine Bühne war zu bewegen, es aufzuführen. Einige Jahre nach Boas Tode, als das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater in Noth wegen neuer Stücke war, durchstöberte Louis Julius, der ehedem viel genannte Charakterdarsteller, damals Regisseur an dieser Bühne, die in der Theaterbibliothek verstaubten, in Vergessenheit gerathenen Dramen und gerieth bei dieser Gelegenheit auch an das Lustspiel „Der alte Fritz und die Jesuiten“. Da er in der Maske des großen Friedrich stets besonderes Glück gemacht hatte, griff er so zu sagen mit allen zehn Fingern nach diesem Werk, las es mit steigender Theilnahme, fand es darstellbar, ließ es ausschreiben, vertheilen und spielen. Von da ab wurde es für viele Jahre und auf einer großen Anzahl deutscher Bühnen Zugstück. Das sind Dramenschicksale!

Uebrigens war selbstverständlich das Werk in seiner Verlorenheit nicht besser geworden, als es von Anfang an gewesen. Es erschien nach wie vor in der Anlage breit, im Aufbau lose und im Austrag allzu tendenziös geschwätzig. Aber mit allen diesen Schwächen versöhnte ein liebenswürdiger Humor und ein wahrhaft drolliger Geist. Der Lieutenant Wiedehorn und die schelmische Lucinde sind überaus glückliche und durchschlagende Bühnengestalten, die mit dem ganzen Stück auch heut wohl noch ihre Wirkung zu erzielen im Stande wären. Hätte z. B. das Deutsche Theater in Berlin zur Zeit von Friedrich des Großen hundertsten Todestage „Der alte Fritz und die Jesuiten“ wieder einmal hervorgesucht, so würde es ohne Zweifel in dem Augenblicke, in dem die Jesuitenfrage wieder auf die Tagesordnung kommen zu sollen schien, Erfolg und Kasse damit erzielt haben. Aber deutsche Bühnenvorstände graben bekanntlich mit Vorliebe nur fremde Dramatiker aus; die eigenen sind ihnen und wohl auch dem deutschen Publikum ziemlich gleichgiltig. Die Zeiten mögen das bessern!

mit wärmster Sympathie. Dieſes Buch iſt „Der grüne Heinrich“ von Gottfried Keller; es iſt weniger ein Roman, als eine Lebensgeſchichte, eine Lebensgeſchichte, geſchrieben mit der ſchonungsloſeſten Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt und die denn auch jenes mächtige Intereſſe erregt, welches man immer empfindet, wenn man einem innerlich bewegten, fluthenden, wallenden Menſchenleben gegenüberſteht. Es hat etwas Rührendes und Ergreifendes zugleich für mich, wie dieſer ſtille, verſchloſſene Mann, der nur wenigen Freunden ſich mittheilte, hier plötzlich der ganzen Welt ſein innerſtes Denken und Fühlen, ſein ganzes Weſen und Sein darbringt. Erlebt iſt gewiß jede Zeile; mir war es immer beim Leſen, als hörte ich die Herzſchläge des grünen Heinrich. An einer ganz beſondern Art der Anſchauung der Natur vermuthete ich, daß Keller malen müſſe, und richtig wurde mir dies ſeitdem beſtätigt, indem ich erfuhr, daß er früher Landſchaftsmaler war. Ich bin ſehr geſpannt über Ihr Urtheil über den „grünen Heinrich“! Wenn Sie ihn doch bald leſen könnten! —“

Am Oſterſonntage, den 16. April 1854.

„Bettina kommt dieſe Zeit über beinahe täglich zum Onkel. Geſtern ſprach ſie wieder viel vom Pſychographen, an den ſie wohl im Grunde ſelbſt nicht glaubt, mit dem ſie aber gern Andre hinter's Licht führt. Sie ſprach von ihm wie von einem Menſchen: dies thue er, jenes wolle er und hierin ſei er eigenſinnig. „Was frißt er denn?“ fragte der Onkel plötzlich. Da mußte Bettina denn doch lachen. „Ich will es Ihnen ſagen, was er frißt“, fuhr er fort, „der Pſychograph frißt Gehirn und Vernunft!“ — Iſt das nicht ſcharf und treffend? — Von Herrmann Grimm und Profeſſor Werder erzählte Bettina, daß ſie in einer freundlichen Feindſchaft ſeien. „So,“ ſagte der Onkel, „aber „Demetrius“ und „Columbus“*) ſtehen auf Du und Du!“ —

General Pfuel iſt noch immer hier. Neulich haben wir auf ſein Anſtiften, der ſich für alles Techniſche intereſſirt, die Nähmaſchine beſehen. Die näht ſo ſchön, daß es eine Freude iſt, ſchöner als die geſchickteſte Näherin es kann und dabei zauberiſch geſchwind. Dieſe Nähmaſchine iſt eine Perſon der Zukunft, die eine wichtige Rolle ſpielen und ſogar

*) Dramen dieſer Schriftſteller

nicht ohne den größten Einfluß bleiben wird auf das Thema genannt Frauenemanzipation. Da hat man nun den armen Frauen so viel vorgelogen, es wäre nichts so weiblich als spinnen, stricken, nähen, in diesen Dingen hätten sie ihren Beruf zu suchen. Das Spinnen ist schon lange, das Stricken seit Kurzem abgekommen, weil es wohlfeiler ist, sich die Sachen zu kaufen. Nun wird auch das Nähen bald überflüssig werden, denn, ich bin überzeugt, sind die Maschinen erst allgemein eingeführt und vervollkommt, so näht kein vernünftiger Mensch sich mehr seine Kleider selbst. Dann aber werden den betrogenen Frauen doch wohl die Augen aufgehen müssen, wenn sie finden, daß alles das, was man ihnen als Inbegriff der holdesten Weiblichkeit dargestellt hat, Maschinen viel besser machen können, als sie. Dann müssen sie sich doch auf etwas anderes verlegen, als eine todte Fingerfertigkeit und müssen einsehen, daß die Weiblichkeit in ganz andern Dingen besteht. Oh, diese Nähmaschine ist eine große Person!

Im Kunstverein ist jetzt ein Bild von einem Maler Scholtz aus Dresden ausgestellt: die Flucht Louis Philippe's. Da sitzt der alte Bürgerkönig mit verzweifelter Miene am Meeresstrande und wartet auf das Schiff, das ihn vom französischen Boden fortbringen soll. Seine Kleider sind bestaubt, neben ihm liegt der berühmte Regenschirm und sein Hut mit der dreifarbigen Kokarde, vor ihm ein Blatt, auf dem man die Worte liest: Sire! Tout est perdu! 24 février 1848. Hinter ihm steht seine Frau in dunkle Gewänder gehüllt, ein Bild des Jammers, und legt ihre Hand auf seine Schulter. Zu den Füßen der beiden sitzt ein kleiner Bauerjunge, der einen Wasserkrug und einen Korb mit schlechten Eßvorräthen bei sich hat und mit gleichgültiger Neugierde den Kummer der fremden Leute betrachtet; ein Hund neben ihm wendet seine Aufmerksamkeit und sein Interesse nach einer ganz andern Seite. Das Bild ist sehr ausdrucksvoll gemacht."

Den 20. Juli 1854.

„Neulich wollte ich Fräulein Gisela von Arnim meinen Gegenbesuch machen, fand sie aber nicht. Anstatt ihrer kam mir Bettine freundlich entgegen, steckte ihren Kopf grüßend durch die Thürspalte und nickte mir zu. Sie nahm mich sehr zuthunlich zu sich auf ihren Balkon und unterhielt mich so gut, daß ich anderthalb Stunden,

die ich bei ihr war, für eine halbe gehalten hatte. Ich traf sie mit einem Briefe in der Hand, in dem ihr eine amerikanische Dame empfohlen wurde. — „Die muß ich nun besuche" — sagte sie — „wenn ich's nur nicht vergeß! Ich vergesse alles gleich!" — Ich erwiderte, ich hätte geglaubt, sie habe ein sehr gutes Gedächtniß. „Kerlche" — rief sie —, „wie sollte ich wohl ein gutes Gedächtniß habe? Nein, behalte kann ich nichts, aber freilich erfinde desto mehr!" — Die Bäume vor ihrem Hause waren alle von den Raupen kahl gefressen. „Das ist alles die Schuld des Herrn Lenné, — behauptete sie — „der hätt' besser dafür sorge müsse, daß die Raupe nicht auf die Bäume könne!" — Darauf erzählte sie mir ein komisches Zusammentreffen, das sie einst mit Lenné gehabt. Sie spazierte im Thiergarten und beging den Unbedacht, sich Blumen abzupflücken; als sie noch dabei war, kam Lenné auf sie zu, den sie von Ansehen sehr wohl kannte. Er machte ihr über ihr Beginnen lebhafte Vorwürfe. „Nehme Sie sich in Acht!" — rief sie ihm heftig zu — „Wenn der Herr Lenné sähe, daß Sie mir das verbiete wolle, er würde Sie schön ausschelte!" — Darauf kam die Rede auf das Gedicht eines jungen Mannes, das die Ihrigen schlecht fänden, ihr aber gefallen habe. Sie stand auf, um es mir zu holen. Nach einer Weile kam sie wieder, sagte, sie habe es nicht finden konnen, anstatt dessen aber einiges Andere mitgebracht, das mich interessiren würde. Es waren dies drei Briefe, die sie erhalten und mir vorlas. Der erste war von einem Schulmeister aus einem kleinen Orte in Böhmen. Dieser Mann, der seine glühende Schwärmerei für Bettinen's Briefwechsel mit Goethe an den Tag legt, beginnt seinen Brief mit den Worten: „Gnädige Frau, ich bin Schulmeister." Einen solchen Anfang konnte nur ein Deutscher wählen! Dann erzählt er ihr, daß er 28 Jahre sei, beschreibt seine Verhältnisse, seine Eltern, sein beschränktes Leben und wie er einmal bei einem Ausfluge nach dem alten böhmischen Schlosse Karlstein dort in der Kapelle auf dem Altar Bettinen's Buch nebst einem Fernrohr gefunden habe. Ein fremder Reisender hatte es dort vergessen, der nicht mehr aufzufinden war. So lernte der Schulmeister dieses Buch kennen, das er wie eine Himmelsgabe ansah, das ihn täglich entzückte und seine ganze Familie mit ihm. Nach langer, langer Zeit, als er das theuere Besitzthum schon glaubte für sein Eigenthum halten zu dürfen und darin lesend im

Graſe unter einem Baume lag, ſah er einen Reiſenden den Berg herunterkommen und den Einband ſeines Buches, der roth und prächtig war, ſcharf fixiren. Es war jener Reiſende, dem das Buch gehörte und der es wiedererkannte. Der arme Schulmeiſter war natürlich bereit, es ihm zurückzugeben, konnte aber ſeine erſtaunliche Betrübniß nicht verbergen. Der Reiſende ließ ſich nun freundlich mit ihm in ein Geſpräch ein und ſchenkte ihm endlich das geliebte Buch unter der Bedingung, daß er Bettinen ſeinen Dank ausſpreche, was er denn in dem Briefe that. Der Mann hatte in ſeiner Einfachheit und ſeinem Enthuſiasmus etwas Rührendes. — Der zweite Brief war von einem Grafen, der in himmliſcher Gegend an der Etſch wohnt, und beginnt: „Gnädige Frau und theure Freundin meiner Bruſt!“ Der Graf iſt 21 Jahre, war ein ſchönes Kind, wurde aber früh lahm, was ſein ganzes Leben verdüſterte. Er war einmal ſo melancholiſch, daß er eine Piſtole ergriff und ſich vor den Kopf ſchießen wollte. Sein treuer Jagdhund, der ihm zugeſehen, ſprang auf ihn zu, als er eben abdrücken wollte, wodurch ihm die Kugel über den Kopf ging. Dadurch in andere Stimmung verſetzt, ſprang er auf und nahm halb gedankenlos neue ihm zugeſandte Bücher in die Hand. Das erſte, was ihm in die Augen fiel, war Bettina, für die auch er ſchwärmt und von der er wünſcht, ſie möchte ihm einmal wie eine gute Fee plötzlich erſcheinen. — Der dritte Brief endlich iſt von einem verliebten Studenten, der Bettinen vor Jahren kennen gelernt, als ſie mit Savigny und noch einigen Herren einen Ausflug durch die ſächſiſche Schweiz gemacht; er iſt der Einzige von den Dreien, der Bettinen mit Augen geſehen. Als ihr Buch erſchien, ſchrieb er ihr aus Bonn, um ſie zu fragen, ob ſie ſich noch jenes vor Jahren geweſenen Begegniſſes erinnere. — Ich fragte ſie, ob dies der Fall ſei? „Oh ja“ — ſagte ſie — „ich habe mit ihm kokettirt.“ — Der verliebte Student beginnt: „Ach Bettine!“ Dann beſchreibt er Bettinen höchſt reizend und anmuthig in einem blauen, aufgeſchürzten Kleidchen, mit einem Strohhut, der ihr im Nacken hing und den ſie nicht aufſetzen konnte, weil ſie ihn ganz mit Feldblumen angefüllt hatte. So ſchwebte ſie vor ihm her ſchnell und übermüthig wie eine Elfe zwiſchen Gründen, durch Berg und Thal, und er beobachtete ſie meiſt aus der Ferne. Abends hörte er ſie im Wirthshaus mit den Mägden ſcherzen, ob ſie einen blonden oder einen braunen Schatz hätten und welcher ihnen am

Besten gefiele? Als die eine meinte, ein brauner, sagte sie: „Nein, mir gefällt ein blonder am Besten, denn blond war Phöbus Appollo!“ — In diesem Augenblicke trat der Student hervor und nahm im hellen Mondschein seine rothe Mütze ab, um seine blonden Haare zu zeigen. Es scheint, sie warf ihm ein Andenken aus dem Fenster zu. Später verkleidete er sich als Träger und trug sie den Münchberg hinauf. Oben angelangt, schenkte sie ihm einen Apfel, mit dem sie lange gespielt hatte, und sagte: „Da, den schenke ich Dir, da Du mich getragen hast!“ — An alle diese kleinen Dinge erinnert der verliebte Student Bettinen und schreibt dabei so frisch, poetisch und zärtlich, daß mir dieser Brief noch mehr wie alle anderen Vergnügen machte. — Darauf ging Bettine mir drei Portraits von sich zu zeigen, ein vierzehnjähriges mit großen dunklen Augen, ein 21jähriges, ein wahres Schönheitsideal, das sie selbst gezeichnet hat und das gewiß immer der Schönheitsgöttin ähnlicher sah, als ihr, und ein etwas älteres, das ich allein für das ihrige erkannt haben würde. Sie sprach noch manches Interessante, auch über ihr Verhältniß zu den Grimm's, das nicht besonders und brachte mich fast ganz nach Hause, indem sie zuletzt fragte: „Habe ich Sie nicht gut unterhalte?“

Am Sonntag war ich mit dem Onkel zum Abend zu Bettinen eingeladen. Es war eben jene erwähnte Amerikanerin da, eine liebenswürdige Madame Richard Ray mit einer netten 17jährigen Tochter. Außerdem der Violinspieler Joachim, der Rodenberg kennt, Gustchen Grimm und Gisela. Bettina ist am Theetisch und vor ihren Kindern lange nicht so lebhaft und eigenthümlich, als wenn man mit ihr allein ist. Fräulein Gisela spielte, da die Damen fast nur Französisch und Englisch konnten, und sie beide Sprachen nicht sprechen kann, eine etwas traurige Rolle. Es klang gar komisch, als sie wie die kleine Grimm eintrat, zu Bettinen sagte: „Mutter, kannst Du nicht die Gustel auf Französisch vorstellen?“ — Gegen mich war Gisela sehr zuthunlich und sagte mir wieder so rasende Schmeicheleien, daß ich mich nur dagegen retten konnte, indem ich behauptete, wenn sie mich lobe, mache sie immer ihr malizioseſtes Gesicht. „Bin ich wohl maliziös?“ fragte Gisela die junge Amerikanerin. — „Nein, gewiß nicht“, meinte jene. Ich aber sagte, es sei sehr klug von Fräulein Gisela, daß sie ihre allerneueste Bekannte danach gefragt habe, worüber wir denn alle

lachten. Gisela erzählte mir später leise echt backfischmäßig von den jungen Herren, die von ihr eingenommen seien. Obgleich Ende der zwanzig, ist es immer, als wenn sie noch nicht ganz die Kinderschuhe vertreten hätte. Aber obschon zuweilen kindisch, oberflächlich und ohne den Geist ihrer Mutter, ist dies sonderbare Mädchen doch von großer Liebenswürdigkeit und ich glaube auch gutmüthig."

Den 13. August 1854.

„Wieder ein Abend bei Bettinen, den ich zu schildern habe, war besonders schön, nur daß wieder gar nichts von ihr selbst zu berichten ist, wie sie ja denn immer an ihrem eigenen Theetisch, vor ihren Kindern verschwindet. Außerdem war sie unwohl, was man an ihr nicht gewohnt ist und sie stets ungern eingesteht. Es waren diesmal viele Leute da: Fräulein von Strantz mit einem Bruder, der aus Ostindien kam und in einigen Tagen nach Westindien wollte, ein alter freundlicher Maler Keller, der Maler Ratti, ein hübsches Fräulein v. Malzen, Hermann Grimm mit seiner Schwester, Joachim und ein Herr Bariel, der Joachim accompagnirte. Grimm, den ich sehr lange nicht gesehen hatte, war diesmal wirklich ganz artig; ich habe mancherlei mit ihm gesprochen. Fräulein Gisela hatte sich auf ihre Art recht geputzt; sie sprang in einem weißen Kleide umher, das nur leider unmodern und unvortheilhaft gemacht war. Ich kann um so mehr mit Recht sagen, sie sprang, denn sie sprang einmal wirklich auf einen Stuhl hinauf. Der junge Joachim hat ein nicht auffallendes, aber so eigenes Gesicht, daß ich vergeblich sinne, wie ich es Ihnen beschreiben soll. Wenn man mit ihm spricht, kommen allerlei feine Züge darin zum Vorschein, die überraschend sind. Er ist jedenfalls ein ungewöhnlicher Virtuose, der studiert, Spinoza liest, für alles Sinn hat, mit einem Worte, ein ganzer Mensch ist. Nach dem Thee spielte er; es war eine lange, großartige Beethoven'sche Sonate, die er mit Feuer, Kraft, Eigenthümlichkeit, Zartheit und Feinheit vortrug. Nun müssen Sie sich dazu Bettinen's Zimmer denken! Es war der mittlere Saal, der den Balkon hat, der nach dem Thiergarten hinaus geht. Die dunkelrothen Wände sind mit antiken Gipsbüsten dekorirt, die schön angeleuchtet, sich bei der prächtigen Musik zu beleben und freudig nach einander umzusehen schienen. In der Mitte des Saales steht das große Modell zum Goethedenkmal. Da nun Joachim und

Pariel grade hinter diesem spielten und auch die Lampen da hinten hatten, so war das übrige Zimmer ziemlich in Dämmerung gehüllt, in der das Monument wie ein großer, ich möchte sagen, weißer Schatten hervorragte, hinter dem die hinreißenden Beethoven'schen Töne, ohne daß man die Spieler sah, siegreich und mächtig und gewaltig hervordrangen. Sie glauben nicht wie bezaubernd und phantastisch das war!

Gräfin Clothilde Kalkreuth und Behse, die sich so gern mochten, sind jetzt immer etwas auseinander und beurtheilen sich gegenseitig ungerecht. Sie klagte, daß er so lang nicht bei ihr war; ich entschuldigte ihn, daß er schon den ganzen Sommer zu allen seinen Bekannten weniger gekommen sei, weil er viel arbeite. „Ich mag aber solche Leute nicht", sagte sie, „die es mit ihren Freunden wie mit ihren Pelzsachen machen: sie im Sommer zum Kürschner geben und sie erst zum Winter wieder abholen!" —

Den 2. September 1854.

„Endlich ist auch wieder ein Buch erschienen, für das man sich warm und antheilvoll interessiren kann, ein langerwartetes; ich meine nämlich Goethe's Briefe an jene Charlotte Kestner, die das Urbild zu Werther's Lotte war. Das Buch hat den Titel: „Goethe und Werther", ist von einem Sohne Lottens herausgegeben und mit Lottens Bildniß, einem Schattenriß von Goethe und mehreren Facsimiles, worunter sich auch jenes Billet des jungen Jerusalem, in dem er Albert um die Pistolen bittet, geschmückt. Wie schön und wunderbar ist es, daß Goethe noch so über seinen Tod hinaus die Literatur immer auf's Neue bereichert und sich uns dadurch immer mehr in seinem Wesen vervollständigt. Sie können sich denken wie anziehend der Einblick in diese Jugendliebe Goethe's ist. Diese Briefe haben etwas Hinreißendes, weil sich eben das ganze feurige, entzündliche, phantastische, zärtliche Goetheherz darin abspiegelt. Auch das ist wohlthuend, wie all dies Leid und diese Schmerzen nun so nach vielen Jahren der Welt zur Freude gereichen. Es ist in der That der ganze Stoff zum „Werther", aber der „Werther" ist tausendmal schöner als die Wahrheit; man kann genau beobachten wie hier der Dichter die Wahrheit zur Dichtung umschuf. Uebrigens ein merkwürdiges Verhältniß, wie er Albert zum Vertrauten seiner Liebe macht! Wenn Sie das Buch auch erst gelesen haben,

müssen wir noch über vieles darin reden. Ich habe es in einem Athem, an einem Tage gelesen und dann wieder den „Werther", den unsterblichen! — Was aber Goethe's Liebesleidenschaften anbetrifft, so giebt er darin der Zahl nach Jupiter nichts nach; man denke: Gretchen, Annchen, Friederike, Lotte, Maximiliane Brentano, Lili, Frau von Stein und zuletzt noch Fräulein von Lewetzow! Daneben will auch noch Bettine ihren Platz haben."

Den 7. September 1854.

„Bettine ist leidend und reist nächster Tage nach Gastein, von da nach Meran und dann zu ihrer Tochter nach Bonn, so daß sie wohl erst im Januar wiederkehrt. Unterdessen ist sie mehrmals Abends bei uns erschienen, als wir gerade beim Thee saßen. Wie das amüsant ist, sie so in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit und wunderbaren Regsamkeit des Geistes zu sehen, das glauben Sie nicht und es ist schwer zu beschreiben, weil ihre Seltsamkeit sich noch mehr im ganzen Wesen, als in den einzelnen Ausdrücken abprägt. Sie klagt über ihr Befinden, ihr Gesicht ist geschwollen und sie äußerte die Furcht, es könne am Ende so bleiben: „ich werde doch nicht plötzlich so hinterrücks eine dicke Madame werden!" — Dann kramt sie eine Masse Papiere, gedruckte und ungedruckte aus einer großen Mappe, die sie mitgebracht und reicht sie dem Onkel hin mit den Worten: „Da hast Du Dem Sach!" Während der Onkel die Sachen durchsieht, stützt sie die beiden Ellbogen in die Mappe, daß sie halb darin sitzt. Unter den Papieren ist eine „Zeitung für Einsiedler", welche vor Jahren von Achim Arnim herausgegeben wurde. Sie schlägt ein darin befindliches Gedicht auf, welches B. unterzeichnet ist und sagt: „Lese Sie!" — Der Onkel liest es vor und wir finden es hübsch: der Onkel schließt aus dem B. es sei von Clemens Brentano. Nein, es ist von Bettine, die erzählt, es sei ihr erstes Gedicht, welches sie nur gezwungen gemacht, da ihr Bruder Clemens sie in's Ofenloch gesperrt hatte und gedroht, er ließe sie nicht eher heraus, bis sie ein Gedicht gemacht. Es ist dieses, das im Ofenloch entstanden! — Dann erzählt sie lustig, was sie heut alles für Wege gemacht; sie wollte Fräulein von Strantz in der Linienstraße besuchen. Da sie die Straße nicht finden konnte, bat sie einen Milchmann, ihr den Weg

zu zeigen; dieser thut es und bittet dafür um ein Trinkgeld; sie giebt ihm Schirm und Taschentuch zu halten, um zu sehen, ob sie Geld bei sich habe, giebt ihm darauf etwas, dankt ihm, nimmt ihren Schirm und stürzt so eilig fort, daß er sie gleich aus dem Gesicht verlieren mußte. Erst auf der Treppe bei Fräulein von Strantz fällt ihr ein, daß sie ihm ihr Taschentuch in der Hand gelassen und sie tritt dort mit den Worten in's Zimmer: „Ich bitt' Sie, leihe Sie mir ein Taschentuch, ich hab' meines eben einem Milchmann gegebe!" Sie versichert, der Mann sei ganz ehrlich gewesen, sie hätte ihm in der Eile ja gar nicht Zeit gelassen, das Tuch zurückzugeben. Man mußte sie das alles erzählen hören, um es außerordentlich komisch zu finden. „Ja", rief sie, „das alles hat die Frau von Arnim heute gethan!" — Dann sprach sie sehr ernsthaft und vernünftig über die Herausgabe von Arnim's Schriften, dann mit Anerkennung von den Schlegel's, die Goethe nicht genug geschätzt habe. Als der Onkel Goethe dagegen in Schutz nahm, rief sie: „Sie wolle auch gar nichts auf den Goethe komme lasse! Das thut ja nichts! Es muß doch jeder sein Sündche gethan habe in der Welt!" — Dann erzählte sie von Joachim, von Hermann Grimm, und so fort. Dazwischen sieht sie einen zutraulich mit den genialen Augen an und giebt mir auch wohl mitten im Gespräch einen Kuß. Da haben Sie so ungefähr einen Besuch Bettinen's! —

Bei Clothilde Kalkreuth war ich heute Abend, wo es wieder manchen Scherz gab. Clothilde sagte, das neue Museum sähe ein wenig aus wie Tausend und eine Nacht. „Nein," meinte Sternberg, „es sieht noch mehr aus, wie tausend und ein Thaler!" — Dann war die Rede davon, ob man die Anzüge seiner Bekannten bemerke, oder nicht. Ich sagte, an einigen sehe ich immer, was sie tragen, an anderen nie; bei Therese sah ich immer, welchen Anzug sie hatte. „Ja", versetzte Sternberg, „die hatte so eine Art von Kleiderpoesie." —

Ich lese jetzt den Goethe'schen Briefwechsel mit Zelter mit nicht gerade übermäßigem Vergnügen. Die Briefe Goethe's enthalten wohl manches Schöne und Interessante, aber sie sind oft kurz und die Zelter'schen Briefe sind größtentheils sehr unbedeutend und derb noch dazu. — Die „Grenzboten" haben sich in letzter Zeit viel mit Goethe beschäftigt; neulich sprachen sie über die „Wahlverwandt-

ſchaften" ſehr weiſe und doch nicht treffend. Ich mag es nicht, wenn einer zu Goethe auf ſein Poſtament hinaufklettert und ihn ſo Zoll für Zoll glaubt meſſen zu können. Die neuen Briefe von Goethe haben die „Grenzboten" auch ſchon beſprochen und wörtlich die Meinung angenommen, die der Herausgeber, Lotten's Sohn, in der Vorrede äußert, daß nämlich die wirklichen Perſonen noch mehr unſere Achtung verdienten, als die Perſonen im Roman. Welche philiſterhafte Thorheit! Als wenn mehr Achtung nöthig wäre, als Werther und Lotte anſprechen dürfen!"

Den 21. Juli 1855.

Geſtern beſuchte uns die ruſſiſche Fürſtin Wittgenſtein aus Weimar, die Freundin Liszt's*), eine elegante, lebhafte Weltdame mit großen brennenden Augen und pikantem Ausſehen, die Franzöſiſch und Deutſch durcheinander redet, Cigarren raucht, was ſie jedoch ſelbſt eine mauvaise habitude nennt, und durch Munterkeit und Artigkeit gefällt. Wie es ſcheint ſchon in den Vierzigen, iſt ſie doch noch zu jedem Anſpruch fähig und bereit; ſie ſpricht gern und mit Eifer von Liszt. — Bei Fräulein Solmar trafen wir geſtern Sternberg, Wehſe, Bidert und die auf einen Tag anweſende Frau von Hohenhauſen und ihre Tochter. Sternberg erzählte mir, er ſei viel in Charlottenburg geweſen bei ſeiner Frau — „nicht als guter Ehemann" — ſetzte er wie entſchuldigend hinzu, „ſondern nur um die Luft zu genießen." — Zufällig kam auf eine Schilderung von Bethanien in Sternberg's „Royaliſten" die Rede. „Ja, die kenne ich nicht," ſagte ich zu ihm, „dies Buch habe ich ja aus Freundſchaft für Sie nie geleſen!" — Die Tochter der Frau von Hohenhauſen, Oberregierungsräthin Rüdiger, ſah mich mit namenloſen Erſtaunen über meine Kühnheit an, das ſich noch ſteigerte, als ich ſcherzend hinzu fügte, man ſage, die Oberin von Bethanien, Fräulein von Ranzau, habe Sternbergs Schilderung von ihr ſo wenig aushalten können, daß ſie daran geſtorben ſei. Madame Rüdiger ſchien zu glauben, Sternberg müſſe nun gleich einen Dolch gegen mich ziehen. Aber was geſchah! Er lächelte nur freundlich und ſagte zu Wehſe, der mit einer Art Schreck ausgerufen hatte: „Oh,

*) Liszt und die Fürſtin wollten ſich heirathen; aber die letztere hat eine Scheidung von ihrem Manne nicht möglich machen können.

die Royaliſten!", er verachte das Buch ſelbſt noch mehr als Behſe und fügte dann zu Madame Rüdiger gewandt hinzu: „Es iſt ein miſerables Buch, das mir ganz zuwider iſt und das ich bedaure, geſchrieben zu haben." —

Den 2. Auguſt 1850.

„Die Fürſtin Wittgenſtein, die ich, als ich Ihnen neulich ſchrieb, erſt einmal geſehen, habe ich ſeitdem erſt recht kennen gelernt. Sie iſt eine der bedeutendſten und geiſtvollſten Frauen, die mir je vorgekommen, und ich ſehe es für einen glücklichen Zufall an, daß ſie uns begegnet iſt. Von jeder etwas eleganten und lebhaften Frau ſagt man gleich, daß ſie geiſtreich ſei, ſogar von Thereſe: das alſo kann nicht viel gelten, dieſe aber iſt es wirklich in der vollen Bedeutung des Wortes, dabei des ſchönſten Enthuſiasmus fähig, klug, lebhaft, liebenswürdig, voll Intereſſe und tiefſtem Verſtändniß für die Kunſt; ſie ſcheint jenen innerſten Kern erfaßt zu haben, der gewiſſermaßen durch alle Künſte geht und ſie zu einer verbindet. Wie froh war ich, als ich alle dieſe Eigenſchaften an ihr entdeckte, die man ſo ſelten findet. Ihr Verhältniß zu Liszt ſcheint mir weit eher eine ſchöne Stärke als eine Schwäche ihres Weſens zu ſein: durch die vielen Jahre hindurch ein beſtändiges Aufgeben alles deſſen, was doch in der Welt noch gilt. Auch begreife ich wie für dieſe Frau die Genialität Liszt's etwas Faſcinirendes haben konnte. Die Tochter der Fürſtin, die ſie immer begleitet, iſt mit dem franzöſiſchen Geſandten in Karlsruhe, Talleyrand, verlobt; ſie iſt achtzehn Jahre, keine blendende, aber eine ſehr reizende Schönheit: ein weißes Täubchen mit ſanften und doch zugleich lebhaften Augen; ſie ſcheint an allem Antheil zu nehmen, was die Mutter intereſſirt, und iſt ſehr natürlich, munter und anmuthig. So machen dieſe beiden Erſcheinungen nebeneinander den angenehmſten Eindruck. Einen Nachmittag nahm mich die Fürſtin in die Kloſterkirche mit, wo ihr Herr Haupt ſehr ſchön auf der Orgel vorſpielte. Wir und Kaulbach, den ich hier zum erſten Male perſönlich ſah, waren ganz allein in der Kirche und Herr Haupt trug mit Feuer, Kraft und Ausdruck Kompoſitionen von Bach und Thile vor. Das herrliche, gewaltige Inſtrument hat etwas Ueberwältigendes und ich wünſchte nur, daß man es von der Kirche emanzipiren könnte. Zuletzt ſpielte noch ein Schüler von Liszt, Winterberger, eine große brillante

Phantaſie von Liszt, da war es ordentlich, als wenn die mächtige Orgel vor Vergnügen brüllte, einmal anſtatt frommer Choräle die weltliche Genialität Liszt's zu verkünden. — Die junge Prinzeſſin ſchenkte Kaulbach, wie ſie ihn ſah, ihr Bouquet, was ſich ſehr artig macht. — Kaulbach ſieht ganz wie die Bilder aus, die man von ihm hat; ſein Weſen ſcheint angenehm. Was ich der Fürſtin über ſeine Shakespearekartons ſagte, gefiel ihr ſo gut, daß ſie es ihm gleich wiedererzählte. — Als ich ihr bei uns Fräulein Rey vorſtellte und dabei bemerkte, daß ſie Bildhauerin ſei, ſagte ſie zu ihr gewandt, in ihrem unrichtigen Deutſch: „So jung und hübſch und mit die harten Steine arbeiten?“ — Leider wird die Fürſtin in wenigen Tagen nach Weimar zurückkehren, wenn wir eine ſolche Frau hier hätten, welch ein Gewinn! — Sie kommt oft zu uns, auch wir waren ſehr angenehm bei ihr; einen Abend war ſie bei Fräulein Solmar; natürlich hatte man auch Sternberg eingeladen, der ſah aber nur ungeſehen durch die Fenſter des Lamprecht'ſchen Gartenhauſes, in dem wir ſaßen, betrachtete ſich die Damen genau und ging dann ſtill wieder fort, da er fand, daß mehr Leute da waren, als er es liebt. Sein Sie übrigens unbeſorgt, daß ich Sternberg nicht zu viel thue; wenn ich auch ſeine „Royaliſten“ ungeleſen verwerfe, ſo räume ich doch anderes von ihm, und dann iſt er viel zu geiſtreich, um nicht unſere gemeinſchaftliche Dornenſprache der Sprache der Schmeichelei vorzuziehen. Er weiß wohl, warum er ſich beinahe immer neben mich ſetzt; ich habe ſchon manchen befriedigenden Balſam in ſein Künſtlerherz gegoſſen und Wenige haben in der Geſellſchaft die Anderen ſo auf ſeine Talente aufmerkſam gemacht und ſie ſo ins Licht geſtellt, wie ich.“

Den 2. December 1855.

„Am Freitag Abend erſchien, als wir ſchon beim Thee waren, Franz Liszt. Ich hatte ihn bisher nur in Konzerten geſehen und beobachtete ihn nun ſo gut es der Dämmerſchein von des Onkels Studierlampe verſtattete. Ich brauche Ihnen nicht das berühmte Geſicht zu beſchreiben, welches Jeder kennt. Auffallend war mir aber gleich, wie ſehr ihn ſeine Feinde und oft auch ſeine Anhänger karikiren. So iſt nichts Chargirtes, nichts Barockes in ſeinem Weſen, wohl aber hat er die feinen und wohlthuenden Formen der großen Welt, eine graziöſe Gewandtheit in der Unterhaltung und

eine anmuthige und geſchmackvolle Beſcheidenheit, wenn er von ſeiner Kunſt ſpricht. Der Onkel fand, daß der Oeſterreicher an ihm unverkennbar ſei. Von ſeinen Beziehungen zu Bettina, die ſeit ihrem komiſchen Betragen bei ihrem letzten Beſuche in Weimar abgebrochen ſind, ſprach er ſehr amüſant. Bettina verlangte damals dringend von ihm, er ſolle wieder anfangen Konzerte zu geben und zwar ſo lange, bis er, ich weiß nicht mehr wie viele tauſend Thaler zuſammen habe, die er ihr zur Ausführung ihres Goethedenkmals ſchenken ſollte. Als er ihr dies abſchlug, wurde ſie wüthend, ſchalt und rief: „Du biſt ein Philiſter, ein Jeſuit, ein ſchlechter Kerl geworden!“ — Liszt erwiderte ihr: „Liebe Bettina, ſage mir dergleichen Dinge allenfalls, wenn wir allein ſind, aber nicht, wenn andere Perſonen dabei ſind.“ — „Nein!“ rief Bettina, „grade vor den Leuten will ich Dich ſchlecht machen!“ — Nachher verdächtigte ſie Liszt bei Andern und trieb es ſo arg, daß er ſie gar nicht mehr ſehen konnte. „Und in der That,“ fügte Liszt lächelnd hinzu, „ich brouillire mich ſo ungern mit geiſtreichen Frauen — wahrhaftig, ich laſſe mich lieber ſchlagen, als daß ich mich mit geiſtreichen Frauen brouillire, aber mit Bettinen ging es nicht mehr.“ — Uebrigens habe er gar keinen Haß gegen ſie. Bei Humboldt war Liszt geweſen, den er „toujours verdoyant“ gefunden habe.“

Den 20. Dezember 1855.

„Seit meinem letzten Briefe iſt Liszt, der nun fort iſt, noch einmal bei uns geweſen; ſein Beſuch war noch länger und noch intereſſanter als der erſte. Ich hörte ihm mit einer Verwunderung zu, die immer nahe daran war in Bewunderung überzugehen. Dieſe Liebenswürdigkeit, dieſe Freimüthigkeit, dieſe Sicherheit, Natürlichkeit und dieſer Weltſchliff im Verein, feinſinnige Beſcheidenheit und dabei doch ein ann[illegible]ges Geſchick ſich in's hellſte Licht zu ſtellen, das alles iſt ſo amuſant, ſo ſeltſam und ſo neu. Vielleicht giebt es keinen Menſchen, dem auch äußerlich ſichtbarer als ihm das Genie auf die Stirn geprägt wäre. Er iſt nicht ſchön, vielleicht nicht einmal hübſch zu nennen, und doch — ich glaube, man braucht ihn nur in der Ferne vorübergehen zu ſehen, um zu wiſſen, daß dieſer Mann einer jener Auserwählten iſt, die in ihrer Art einzig und unerreichbar ſind. Aber auch ohne ſein Talent iſt Liszt ausgezeichnet und außerordentlich; wenn er auch nie den Flügel ſpielte,

er hätte doch Flügel! Und mit derſelben kühnen Gewandtheit, mit der ſeine Finger ſonſt über die Taſten glitten, behandelte er ohne auszugleiten die bedenklichen Gegenſtände, die ſein Geſpräch berührte, und kam dabei nie aus der ſchönen Form heraus. Es läßt ſich der ganze Eindruck nicht wiedergeben und doch werde ich Ihnen erzählen, ſo viel ich kann. Daß meine Bezeichnungen Liszt's nicht übertrieben ſind, das müſſen Sie mir jedoch auf mein Wort glauben, denn Liebenswürdigkeit und Glanz des Genie's, wer kann die beſchreiben! — Erſt ſprach er von Muſik und von Rellſtab, mit dem er ſehr gut bekannt ſei; es ſchade ja nichts, wenn er fände, daß Liszt zu viel „Septimenwirthſchaft" treibe. In einer Geſellſchaft hatte er den Profeſſor Ranke getroffen. „Iſt es denn wahr", hatte dieſer gefragt, „daß Sie die klaſſiſche Muſik bekämpfen wollen?" — „Lieber Profeſſor", erwiderte Liszt, „halten Sie mich denn für einen dummen Jungen?" Der Onkel lachte und ſagte, nun wäre Ranke der dumme Junge geweſen. Liszt meinte lächelnd und etwas entſchuldigend, es wäre von Ranke ganz liebenswürdig gemeint geweſen. — Das Hauptgeſpräch bildete die Gräfin d'Agoult. Liszt wußte, daß der Onkel mit ihr in Briefwechſel ſteht; er ſprach von einen ehemaligen Beziehungen zu ihr mit großer Offenheit — wie dies auch die Gräfin ihrerſeits in ihren Briefen gethan. Die merkwürdigen Details ſind leider zu weitläufig zum Schreiben. Er ſagte, er würde nie dem Verhältniß ein Ende gemacht haben, ſchon deßhalb nicht, weil er es für eine Ehrenſache angeſehen habe, dies nicht zu thun. „Mais j'ai le malheur de lui déplaire horriblement; elle m'a mis à la porte. — Vous voyez que je ne suis pas fier! — Demandez-la; elle vous dira elle-même: j'ai mis Liszt à la porte!" — Sie mache ſich aus ihren Töchtern nichts, obgleich ſie ſich immer den Anſchein gebe: „elle a les allures d'un caractère." Er habe allein für ſeine Töchter ſorgen müſſen, er habe es gern gethan, aber er habe es auch gemußt, obgleich doch eigentlich die Töchter die Sorge der Mutter wären — „les garçons, c'est autre chose." — Als ſie ihn fortgeſchickt, habe er ihr geſagt, er würde noch drei Wochen lang zu ihr kommen, unterdeſſen möge ſie es ſich wohl überlegen, thäte ſie dabei, ſo würde er nach dieſem Zeitraume nie wieder ihre Schwelle betreten. — Jetzt komme er von dieſen Dingen leichter reden, die ihn damals ſehr ſchmerzlich berührt hätten. Er rühmte ihren Geiſt, ihre Liebenswürdigkeit und

er bliebe ihr auch immer très-reconnaissant; wenn sie sich noch so heftig über ihn ausließe, er würde immer gut von ihr reden; es wäre doch nicht nöthig „d'éclater à tout moment: des relations comme les nôtres, on peut les traiter avec une certaine hauteur, et j'ai cette hauteur-là: je les ai traités toujours, je pense, galamment." — Von ihrer Schriftstellerei sagte er: „je connais son literarisches Streben". Er habe sie zuerst zum Schreiben angeregt und ihre ersten Sachen durchgesehen und korrigirt. Wenn sie nun nach ihrer Pélida noch eine Pélida und eine Délida schreiben wolle, er habe nichts dagegen. — Er sprach Deutsch und Französisch abwechselnd, doch wenn ihm die Dinge recht wichtig waren, schien er das Französische zu wählen."

Den 17. Februar 1856.

„General Pfuel ist wieder hier eingetroffen, munter und unerschöpflich an alten und neuen Geschichten, die er erzählt. Wie er von den Weltzuständen sprach, bemerkte er, daß die meisten Menschen nur durch Rückschritte zur Erkenntniß kämen und deshalb müsse man all die Rückschritte in der Geschichte für eine Unterrichtsstunde in der Erkenntniß ansehen.

Bettina war lange von uns geblieben. Vorgestern erschien sie zum Erstenmale und erzählte davon, wie Beethoven Lust gehabt habe, sie zu heirathen, was sie damals zu dumm gewesen ist, zu merken. „Ich, den Beethoven heirathen," rief sie, „denken Sie, ich, die ich an den schönen Arnim gewöhnt war, indessen — ich würde es nie bereut haben!" — Der Onkel glaubt, es wäre Beethoven nie eingefallen, Bettinen zu heirathen, und die Composition von „Herz, mein Herz, was soll das geben", von der sie behauptet, er habe sie für sie gemacht, habe er componirt, ehe er Bettinen kannte. Sie sehen, Bettine hat noch ihre alte Art, wenn sie auch durch ihre Krankheit sehr abgeschwächt ist. — Sternberg hat mir einige Worte aus Dresden geschrieben, die er „Visitenkarten über Land" betitelt; er bittet mich ihm zu schreiben, wozu ich aber noch nicht gekommen bin. Täglich macht er, wie er sagt, der Madonna von Holbein und der sixtinischen Madonna seine Aufwartung. Zu Mittag ißt er allein, zur Theestunde, die bei ihm um vier Uhr Nachmittags ist, kommt „seine Dame"*) herunter zu ihm mit ihrem weißen Spitz,

*) Seine Gattin.

Muff, auf dem Arme. Abends iſt er immer in Geſellſchaft; kommt er vor elf Uhr nach Hauſe, ſo geht er noch ein wenig zu „ſeiner Dame“ hinauf, iſt es aber ſchon ſpäter, ſo bleibt er unten. „Nach elf wird es wohl zu gefährlich!“ rief Gräfin Clothilde (Kalkreuth) mit ihrem vor nichts zurückſchreckenden Humore. — Mich freut es, daß es ihm in Dresden ſo gut geht und ſeiner armen beſchränkten Frau iſt es auch zu gönnen, daß ſie ihren lieben Sternberg bei ſich hat.“

Den 1. März 1856.

„Heine's Tod hat einen großen Eindruck auf uns gemacht. Bisher war er doch immer noch da, nun iſt er aber auch ſo weit weg, zu den Sternen gehörig, wie Goethe und die Andern! Vor einem Jahre hat er doch einmal geäußert, er wolle nur noch ein Jahr leben und dann ſterben! Nun iſt das wahr geworden; er hat es ſelbſt ſich prophezeit, vielleicht erhielt ihn nur noch ſein Wille ſo lange. Unbegreiflich finde ich, daß ſein Tod ſo gleichgültig aufgenommen wird, daß nicht ganz Deutſchland über den Verluſt eines ſeiner größten und leuchtendſten Dichter trauert. Alexander Dumas hat an ſeinem Grabe geweint, Theophile Gautier einen anerkennenden Artikel über ihn geſchrieben, aber die Deutſchen? Szarvady's herzloſer Bericht in der „Kölniſchen“ war wahrhaft verletzend. — Der Onkel war der erſte, der über die erſten Gedichte von Heine etwas ſchrieb, im „Geſellſchafter“ und ihn zuerſt anerkannte!“ —

Den 27. Juli 1856.

„Hermann Grimm, dem es, wie auch ſeinem Freunde Joachim, in Venedig ſo ſchlecht gefallen, findet die Schweiz nicht ſchön. „Finden Sie ſie wirklich ſchön?“ fragte er mich neulich. „Ich weiß nicht; die Sonne geht hinter den Bergen zwei Stunden früher unter und im Grunde iſt die ganze Schweiz doch nichts anderes als eine grandioſe Kellerwohnung!“ — Die Kellerwohnung gab ich nur in ſofern zu, als Gottfried Keller dort wohnt. — Bettina kommt wieder beinahe täglich und ſagt, ſie freue ſich, daß der Onkel unwohl ſei, weil ſie da ſicher wäre, ihn immer zu Hauſe zu treffen. Neulich war von Altwerden die Rede; da hatte es etwas wahrhaft Märchenhaftes, wie ſie daſaß in ihren ſchneeweißen Haaren und munter lachend ausrief: „Das weiß ich gewiß, ich werde jung ſterben! Ich ſterbe jung, ich weiß es!“ — Iſt Bettina, das Kind,

nur als alte Frau verkleidet, möchte man da fragen und wird sie vielleicht plötzlich solche Vermummung abwerfen und als junger Genius einhertanzen?“

Diese Briefauszüge, in denen das geistige und gesellige Wesen Berlin's sich wiederspiegelt, wie es in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts bestanden hat und wie es jetzt bereits bis auf wenige überlebende Reste, als eine in Staub und Asche gesunkene Welt bezeichnet werden muß, lassen zugleich die Natur und den Charakter Ludmilla Assing's deutlich genug erkennen. Ihre Beobachtungen sind treffend und wahr; ihre Darstellung lebhaft und gegenständlich; ihr Stil anziehend und reizvoll. Es liegt in ihren Briefen etwas von der Art der Frauenbriefe Frankreichs in der Zeit vor der großen Revolution. Es athmet darin ein Athemzug von dem Geiste der Frau von Sevigné. Die Briefstellerin hatte sich an Varnhagen von Ense gebildet. Von Hause aus in literarischen Beziehungen aufgewachsen und erzogen, gab ihr der beständige Verkehr in dieser einen besonders schriftstellerischen Schliff. Auch war sie nicht ohne Nutzen die aufmerksame und fleißige Abschreiberin von Varnhagen's letzten Werken geworden. Sie lernte ihm ein wenig seine durchsichtige, feingegliederte Prosa ab und von dem unausgesetzten Umgange mit ihm, nahm sie von seinen politischen Anschauungen und Gesinnungen viel in sich auf. Es konnte darum nicht fehlen, daß sie sich nach seinem Tode angeregt und versucht fühlte, in seiner Weise fortzufahren und durch Veröffentlichung seines literarischen Nachlasses der Welt eine möglichst freiheitliche Bewegung zu geben. Bald nach seinem Hinscheiden begann sie sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, seine Tagebücher und seinen Briefwechsel im Druck herauszugeben. Ich konnte mir aus eigenen Erlebnissen bei Varnhagen, aus gelegentlichen Mittheilungen und Gesprächen eine ungefähre Vorstellung von deren Inhalt machen und rieth deswegen von einem so baldigen Erscheinenlassen derselben ab. Ich schlug ihr vor, mit einer neuen Gesammtausgabe der Varnhagen'schen Schriften und Denkwürdigkeiten, sowie mit der Vermehrung von Rahel's Briefen anzufangen, von denen sie mir manche zur Einsicht geliehen und den Briefwechsel mit Alexander von Humboldt, der bald nach Varnhagen gestorben war und die Tagebücher in Anstand zu lassen. Auch wünschte ich die letzteren sehr gekürzt. Ich hielt vierzehn starke Bände für zu viel und im Inhalt Manches für zu

unbedeutend und Anderes für zu hart. Ich meinte, es sollte eine Sichtung stattfinden, wie Varnhagen selbst sie anfänglich mit den Aufzeichnungen und Aussprüchen Rahel's vorgenommen hatte. Aber Ludmilla bestand auf ihren Kopf und glaubte es dem Andenken und Ansehen des Hingeschiedenen für angemessen, Alles bis auf die geringste Zeile veröffentlichen zu müssen. Sie schalt mich lau und furchtsam, tadelte meine vertrauende und versöhnliche Stimmung und daß ich nicht das Aeußerste zu thun für nöthig hielt.

Daß sie es thun zu müssen meinte, hat sie um Heimath, lange Jahre um Ruhe und endlich sogar, wie ich glaube, vorzeitig um's Leben gebracht. Die Herausgabe von Varnhagen's Tagebüchern veranlaßte Anklage und Verfolgung, denen sie sich durch die Flucht nach Italien entzog, wo sie sich später in Florenz häuslich und dauernd niederließ. In dieser Zeit schrieb sie mir aus:

Florenz, den 17. Oktober 1862.

„Hätten wir uns wohl ehemals vorstellen können, daß eine so lange Pause in unserem Briefwechsel eintreten würde? Ich erwartete ein Lebenszeichen von Ihnen, nachdem wir uns zuletzt in Hamburg gesehen hatten. Sie beabsichtigten mich noch in Berlin aufzusuchen und kamen dann nicht, ich hoffte später die „Tagebücher", die Ihnen hoffentlich alle richtig zugegangen sind, und die Ereignisse, die sich an sie knüpften, würden Ihnen der Anlaß sein, mir einmal wieder zu schreiben. Nichts! — So ist denn über ein Jahr vergangen und ich habe ganz Italien durchstreift, Florenz, Rom, Neapel und die zauberische Märcheninsel Sizilien gesehen, und hätte jetzt allerdings noch weit mehr zu erzählen, als damals, wo Sie und Mathilde mir ein so gütiges und dankbares Auditorium in Eimsbüttel waren, und Otto*) jede Meile, die ich zurückgelegt, auf der Karte nachsah! — Während zu Hause die „Kreuzzeitung" gegen mich wüthete, verhallte ihr Geschrei an den Meereswellen und Orangenwäldern, die mich von ihr trennten; ich kreuzte damals die Wege des Odysseus, sah das tyrrenische, das jonische, das afrikanische Meer, sah die alten Tempel von Girgenti und Segesta, dachte an Homer, an Iphigenien, an Garibaldi und seine Heldenschaaren. — Als ich auf der Rückreise begriffen war, traf mich die

*) Ein Bruder Ludmilla's.

Nachricht von der gegen mich erhobenen Anklage, die ich freilich längst erwartet hatte als eine Möglichkeit. Ich hatte eigentlich die größte Luſt, perſönlich in Berlin zu erſcheinen, aber da die Veröffentlichung des fünften und ſechſten Bandes bevorſtand, an die ſich leicht ein zweiter Prozeß knüpfen könnte, und ich doch nicht, ohne der Sache damit zu nützen, auf Jahre hinaus nicht nur der Freiheit, ſondern zugleich auch der weiteren Wirkſamkeit beraubt ſein wollte, ſo folgte ich dem einſtimmigen Rathe meiner Freunde, in contumaciam über mich urtheilen zu laſſen. Die beiden neuen Bände waren die Antwort darauf, die der preußiſchen Majeſtät zeigen, daß man mich nicht einſchüchtern kann und ich in der mir gewordenen Aufgabe fortfahre. So gern hätte ich Otto beſucht, aber — damit muß ich nun ſchon warten, bis eine neue Revolution oder wenigſtens eine gezwungene Amneſtie in Preußen die alten Verurtheilungen fortfegt! Daher kehrte ich denn, nachdem ich zwei Monate in Zürich und in Collonge am Genfer See zugebracht, wieder hierher zurück, wo ich den Winter oder auch vielleicht noch längere Zeit zu bleiben denke. Florenz iſt mir ſehr lieb und angenehm; wenn Sie hierherkommen, ſo will ich Ihnen die ſchönen Ufer des Arno, die reichen Kunſtſchätze, die Paläſte, die Gärten mit ihren Lorbeern und Zypreſſen zeigen! Von den großen Weltfahrten werde ich mich einſtweilen etwas ausruhen."

Auf meine Antwort erwiederte ſie unter Anderem:

Florenz, den 22. November 1862.

„Sie fragen, ob ich meine Sachen und Papiere hier habe? Ach, wenn Sie wüßten, wie ſchwierig das iſt! Ein Theil meiner Sachen noch nicht ausgepackt, ſind vor kurzem glücklich angelangt, und ich hoffe bald, nach vieler Unruhe hier leidlich behaglich eingerichtet zu ſein. Aber wie vieles muß man im Stich laſſen: meine Vögel, meine Möbel und ſo vieles Andere. Aber es giebt auch große Entſchädigungen und Florenz iſt mir lieb und heimiſch, wie wenn ich hierher gehörte. Nur Geſundheit und Gedeihen derjenigen, die mir lieb ſind, und ich bin zufrieden. Ich wollte, Sie machten einmal einen Ausflug hierher und wir könnten wieder in Ruhe plaudern. Ich komme wohl einmal nach Dresden, denn mir ſcheint es, daß die preußiſche Majeſtät das Ihrige thut, um die Ereigniſſe zu beeilen, die eine gezwungene Amneſtie herbeiführen könnten.

Ueber Italien könnte ich wohl mehr als andere Fremde ſagen, da ich mehr als die anderen Deutſchen, ja, vorzugsweiſe mit Italienern verkehre und mit ihnen befreundet bin. Im Grunde ſind die italieniſchen Verhältniſſe allzu wenig bei uns gekannt. Aber das iſt ein zu großes Thema für heute! — Garibaldi, deſſen Zuſtand die größten Beſorgniſſe einflößte, iſt glücklicherweiſe auf gutem Wege. Ich habe eine Menge Perſonen geſprochen, die ihn beſucht, Freunde und Geſinnungsgenoſſen von ihm. Ich habe ihn leider noch nie geſehen, würde mich aber auch niemals entſchließen können, ihn ohne beſonderen Anlaß zu beläſtigen. Das jämmerliche Miniſterium wird ſogar vor dieſen ſchwachen Kammern eine klägliche Rolle ſpielen. Der Sieg von Aspromonte laſtet auf ihm wie ein ewiger Flecken, der materielle Sieg iſt eine moraliſche Niederlage, von der es ſich nie erholen kann. Garibaldi's Anſehn iſt dadurch nur geſtiegen: ſtürbe er, man würde ihn unter die Heiligen, unter die Märtyrer der Freiheit rechnen; wiederhergeſtellt, darf er verſichert ſein, daß ganz Italien ſeinem Rufe folgt.

Mit Wehmuth und Bedauern las ich in dieſen Tagen Uhland's Tod in den Zeitungen. Einer unſerer edelſten Dichter, einer unſerer treueſten Patrioten. Jugendlich tapfer ausharrend bis zuletzt in der Nationalverſammlung 1848! Und erinnern Sie ſich, wie er die Orden zurückwies! — Der Freund meines Onkels und meiner beiden Eltern! Mir hat er, wie ich ein kleines Mädchen war, einen Kuß gegeben, den ich meinem Vater nach Hamburg mitbringen ſollte. Ueber dieſen Kuß war ich ſehr gerührt und ſtolz, und mein Vater machte ein ſehr hübſches Gedicht darauf! Ach, welch eine große Schattenwelt der Dahingeſchiedenen haben wir ſchon, wir, die jüngeren!"

Wir blieben von da ab wieder in unabläſſigem ſchriftlichem Verkehre. 1864 ſahen wir uns in Hamburg und 1865 in Dresden, in welche beiden Orte ſie heimlich gekommen war. Später folgte ihre Begnadigung und nach dieſer faſt alljährlich ihr Beſuch in Stuttgart.

In Florenz war ſie inzwiſchen ganz heimiſch geworden. Sie hatte ſich ein eigenes Haus bauen laſſen und ſah viel Leute bei ſich. Um einen Begriff von ihrem geſelligen Leben zu erwecken, mag hier ſtehen, was ſie ſelbſt mir einmal darüber ſchrieb. „Die Geſelligkeit bietet hier die reichſte Auswahl", meldet ſie, „und auch

meine Montag-Abende nehmen immer größere Dimensionen an: die hier Angesiedelten, die Italiener und die durchziehenden Fremden mischen sich untereinander, so daß ich mich schon gewöhnt habe, alle Viertelstunde eine andere Sprache zu sprechen. Jüngst befand sich Ricciotti, der jüngste Sohn Garibaldi's, unter meinen Gästen. Er kam aus London, wo er als Ingenieur angestellt ist, war in Caprera, und kehrt nun nach London zurück. Erst neunzehn Jahre alt, erscheint er etwas älter, hat einen guten angenehmen Ausdruck und ein feines, bescheidenes Wesen voll Verstand und Freisinn. Der Sohn des edlen Garibaldi erregt eine allgemeine Sympathie, und alles drängt sich um ihn. Bei mir waren es vor allem die Deutschen, die ihn mit liebevoller Theilnahme umringten, und erwähnenswerth ist es wahrlich, daß in meinem Salon ein preußischer Offizier ihm die Hand drückte! Ich hatte außerdem auch viele italienische Patrioten bei mir, Cuneo, einen der ältesten Freunde und Biographen Garibaldi's; De Gubernatis, Professor des Sanskrit und Schriftsteller, der aus Freisinn seine Professur niederlegte; er studierte in Berlin unter Bopp und Weber, und seine Frau, eine liebenswürdige und verständige Russin, ist eine Cousine von Bakunin; dann Tassara, der talentvolle Bildhauer, und einer der Tausend von Marsala; Dall' Ongaro, der Dichter u. s. w. Dazu Fremde aller Nationen, Blumen und Lichter so viel wie möglich, und zwischen meinen Familienbildern und der Berliner Freundesgalerie, die geschmückten Photographien von Mazzini und Garibaldi."

„Ich habe neulich gezählt, daß nicht weniger als 14 Nationen in den letzten Monaten bei mir aus und eingingen," bemerkt sie mir ein anderes Mal.

Sie hatte rasch die italienische Sprache erlernt und sprach und schrieb dieselbe bald mit Leichtigkeit. Es drängte sie, in politischen Dingen eine Verständigung zwischen Italien und Deutschland nach Kräften und so weit es sich thun ließ, anzubahnen. Sie arbeitete für deutsche wie für italienische Zeitungen und übersetzte aus einer Sprache in die andere. Ihr Buch „Piero Cironi, ein Beitrag zur Geschichte der Revolution in Italien" (Leipzig 1867) erschien zuerst italienisch. „Ich habe eine Biographie Piero Cironi's verfaßt," theilte sie mir im November 1865 mit, „auf Wunsch seiner Familie und zwar in italienischer Sprache. Die Sache hatte große Schwierigkeiten für mich, aber auch vieles, was mich anzog; ich habe die

italieniſche Geſchichte der letzten fünfzig Jahre mit Eifer und Ausdauer durchforſcht und alle Schriften Cironi's genau geleſen. In einer fremden Sprache zu ſchreiben und zu denken, hat dabei auch eine Art Reiz; es iſt wie eine Eroberung. Ich ließ, als ich fertig war, mein Manuſkript zu meiner Beruhigung von einem alten Profeſſor nachſehen und hatte die Befriedigung, daß er faſt nichts zu korrigiren fand. In Sorrent beſorgte ich die Korrekturen und begann zugleich die deutſche Ueberſetzung zu machen, denn das Vaterland will ich nie und in nichts vergeſſen. Auch glaube ich, daß mein Buch, während es hier die brennenden Fragen berührt und hundert allgemein bekannte Perſönlichkeiten darin vorkommen, für Deutſchland dafür manche Aufſchlüſſe, vieles Neue und nicht Unintereſſante enthält."

Ihr Vaterland blieb ihr doch immer vor Augen und im Herzen. Aus San Terenzo, wo ſie vier Monate zur Erholung weilte, ließ ſie ſich folgendermaßen vernehmen: „Wie ich am 28. Auguſt dem herrlichen Vollmond gegenüber, der ſich magiſch in den Meereswellen ſpiegelte, ganz einſam und allein Goethe's Geburtstag feierte, während vermuthlich in ganz San Terenzo nicht eine Seele von der Exiſtenz Goethe's wußte, das hatte etwas von einem geheimen Gottesdienſte. Das ſchöne Italieniſch höre ich immer mit Freuden, aber daß hier niemand ordentlich unſere Literatur kennt, unſere großen Dichter und Schriftſteller, unſere Philoſophen, das iſt für mich eine große Entbehrung. Unſere Literatur, unſere Poeſie und Wiſſenſchaft, das ſind unſere Roſengärten und Orangenwälder, unſere Lorbeer- und Myrthengebüſche, unſere Pinien und Zypreſſen! — Für dieſe geiſtige Heimath fehlen nur Genoſſen, ich freue mich allein an ihren Düften und Blüthen und das Neueſte, was ſie hervorbringen, kommt mir nur unvollſtändig zu."

In einem andern Schreiben heißt es:

„Alles Literariſche, das Sie mir mittheilen, iſt mir ſehr intereſſant. Unſere deutſche Literatur iſt mir wie eine ideale Heimathsſtadt, nach der ich oft Verlangen trage. In der letzten Zeit ſind mir zwiſchen manchen Widrigkeiten Goethe's „Wanderjahre" ein wahrer Troſt geweſen. Welche Schätze ſind darin, welche Weisheit, welch ein Herz! Je älter man wird, je mehr begreift man ſie!"

Auf eine kurze Schilderung unſerer neueren Literaturerzeugniſſe antwortete ſie mir Nachſtehendes:

„Welche Verwilderung in unseren schönen Gärten von ehemals! Wenn ich Romane angezeigt sehe mit so grausenhaften Titeln wie „Joppe und Crinoline", so freue ich mich fast, soweit von Deutschland entfernt zu sein. Da war freilich unsere Zeit voll Romantik, Demokratie und idealem Streben eine andere. Wie warm haben wir sie empfunden, wie in ihr mitgelebt! Ich schlug dieser Tage — um eine Stelle nachzusehen, wegen eines italienischen Artikels über die Frauen, den ich auf Mantegazza's Anregung, doch halb widerwillig, begonnen — die Fouqué'sche „Undine" wieder auf, und war bezaubert von dieser lieben, anmuthigen, echt dichterischen Schöpfung, so sehr als damals, da ich sie zum erstenmale las."

Später läßt sie sich einmal aus, wie folgt:

„Ich habe einige Tage zugebracht ohne mich beschäftigen zu können, und wie es mir etwas besser ging, wissen Sie, was ich mir als leichte Unterhaltungslektüre wählte? — Laube's „Junges Europa." Ich wollte sehen, welchen Eindruck dergleichen jetzt macht, nachdem der Lauf der Jahre darüber hingegangen. Beim Lesen mußte ich immer an Sie denken, weil wir jene Zeit gemeinschaftlich durchlebt und durchfühlt. Das waren ja doch die Meister, die uns damals so gewaltig imponirt, und diese Strebenden bewunderten wir als Fertige, die wir uns zum Muster nahmen! Uebrigens muß ich sagen, daß ich das Büchlein mit Anregung und wahrem Vergnügen las; es ist mit flüchtiger Anmuth und Nachlässigkeit, aber mit unleugbarem Talent geschrieben; die Freiheitsanflüge, das Ahnen einer neuen Zeit in Politik und Gesellschaft sind seine Kraft, und getränkt mit der Romantik der Vergangenheit ist es auch noch; alle diese jungen Zerrissenen und am Weltschmerz Leidenden haben noch etwas vom Duft der mondbeglänzten Zaubernacht um sich her. Außerordentlich ähnlich sind sich die sechs oder sieben jungen Helden, und alle gleichen sie mehr oder weniger Laube selbst. Lächeln mußte ich, daß Viele dergleichen damals unmoralisch finden wollten; mögen die Gedanken, die Theorieen mitunter kühn sein, die Handlungen sind dagegen meist sehr bescheiden und es scheint zuweilen, als wenn der Verfasser aus einer Art seltsamen Eifersucht all den jungen Leuten bei den schönen Heldinnen kein recht vollständiges Liebesglück gegönnt hätte; das Meiste wenigstens dreht sich um ein Lächeln, um einen sanften Händedruck, um einen Kuß im Mondesglanz, der wie ein großer Triumph gefeiert wird. Hübsche

Bemerkungen über die Frauen ſind eingeſtreut und republikaniſche Gefühle, die damals in der Luft lagen, jetzt aber Laube nicht zu äußern wagen würde. — Man ſollte eigentlich jedes Buch, das nicht unbedeutend iſt, nach dreißig Jahren auf's neue rezenſiren. Sie ſehen, ich mache hiermit den Anfang, und Ihnen theile ich meine Eindrücke mit par droit d'amitié. Sind Sie mit Laube noch in Verbindung? Hören Sie von Gutzkow etwas, von Sternberg? Sie ſollten wirklich Ihre Erinnerungen ſchreiben; bald ſind wir allein aus jener Zeit übrig und wir ſollten ſuchen ſie feſtzuhalten wie der Onkel die ſeinige."

Aus Antignano giebt ſie mir 1868 folgende Nachricht:

„Nun bin ich ſeit acht Tagen in dem freundlichen Antignano, in reizender Einſamkeit, in einer kleinen ſtillen Villa, mit einem ſchattigen Gärtchen voll Oleanderblüthen und Buchsbaumhecken. Aus meinen Fenſtern habe ich den vollen Anblick des Meeres und ſeine erfriſchende Kühle. Ich leſe, träume, denke, arbeite, gehe ſpazieren und bade Morgens in den ſchäumenden Wellen. Ich gönne mir während dieſes Landaufenthalts mehr Zeit zum Leſen als in Florenz, und habe, denken Sie ſich, hier zum erſtenmale Gutzkow's „Wally" geleſen, die ich mir von Brockhaus ſchicken ließ, weil ich ſie für einen italieniſchen Artikel brauchte. Sie iſt doch ein merkwürdiges und bedeutendes Buch, weit beſſer als ich erwartet hatte, und macht trotz ihrer Mängel einem 24jährigen Autor alle Ehre. Durch das unmäßige Geſchrei Menzel's iſt die arme „Wally" ein ſolches Schreckgeſpenſt geworden, daß niemand mehr den Muth hatte, auch das an ihr zu loben, was Lob verdiente, und man that ihr vielfach Unrecht, ſogar Gutzkow ſelbſt in ſeiner nachträglichen Vorrede. Haben Sie etwas von Gutzkow in letzter Zeit gehört, wie es ihm geht, ob er ganz hergeſtellt iſt, und wo er lebt? Und haben Sie „Hohenſchwangau" geleſen?"

Nach dem Tode Gutzkow's heißt es in einem Schreiben über dieſen:

„Der arme Gutzkow! Auch mir hat ſein Tod ſehr leid gethan! Ich erkenne ſeine Begabung, und ich ſtelle ihn weit über die Mode ſchriftſteller Auerbach, Heyſe, Freytag u. ſ. w., aber ich finde, daß er verbittert *geboren* worden iſt, und darin unterſcheidet er ſich von vielen Andern, die erſt im Laufe ihres Schriftſtellerthums mit den Jahren verbittert *worden* ſind."

Für die Befreiung der Elbherzogthümer vom dänischen Joche hat Ludmilla Assing lebhaft Partei ergriffen und viele Aufsätze in diesem Sinne in italienische Zeitungen gebracht. Ende 1864 ließ sie sich vernehmen:

„Was sagen Sie zu der preußischen Politik? Was wird aus den Herzogthümern? Was halten Sie für möglich? Daß es Ihnen scheint, als finge die Zeit wieder an, die Flügel zu heben, ist erfreulich. Erinnern Sie sich noch jenes frohen Frühlingsrausches von 1848, wo wir uns alle Tage schrieben? Dergleichen muß doch einmal wiederkommen, und wer weiß, ob es uns nicht wieder jung macht. Welch ein Ungeheuer von Herzlosigkeit muß man sein, um die Freiheit nicht zu lieben! —"

Nach dem Kriege von 1866 lautete es in einem Schreiben aus Zürich: „Ich theile Ihre preußischen Sympathien; ich liebe Preußen, das preußische Volk. Daß Berlin die Hauptstadt Deutschlands werden müsse, habe ich schon seit lange in den Sternen gelesen. Eine freisinnige preußische Regierung hätte alles, was sie jetzt hat und noch weit mehr gewinnen können, ohne einen Blutstropfen zu vergießen."

Während des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 äußert sie sich nachstehend:

„Die Franzosen scheinen in einen Zustand des Wahnsinns hineingerathen zu sein. Es ist doch auch nur der Frieden allein, der ihnen helfen könnte, der Frieden, den sie durchaus nicht wollen! Garibaldi ist auch schon reichlich bestraft für seine kopflose Unternehmung, da er von den Franzosen selbst so schlecht behandelt wird. Mir hat es außerordentlich leid gethan, daß er sich den Deutschen gegenübergestellt, und die besten seiner italienischen Freunde haben ihm abgerathen. Wenn er für die Republik kämpfen wollte, brauchte er auch gar nicht erst nach Frankreich zu reisen, er konnte im vorigen Sommer die italienische republikanische Bewegung unterstützen; da blieb er aber ruhig auf Caprera. Er ist ein Held und brav und edel, aber er hat niemals viel Kopf gehabt."

Nach diesem Kriege schrieb sie mir am 12. März 1871: „Frieden! welche Wonne! Wie froh war ich schon beim Waffenstillstand in dem Gedanken, nun können unsere Soldaten einmal ruhen und schlafen, und auch die feindlichen! Ich hätte die Wagen mit Lebensmitteln sehen mögen, die in Paris einfuhren. Und nun die Freude

des errungenen Sieges! Die Festigkeit und doch auch Mäßigung der Forderungen, die edle Bescheidenheit unserer Truppen, alles ist schön, wohlthuend, befriedigend. Ich hoffe auch, daß der militairische Glanz Deutschlands innere Entwickelung nicht hindern wird; im Gefühl der Stärke und des edelsten berechtigsten Selbstbewußtseins wird es sich nicht zum zweitenmale Karlsbader Beschlüsse aufzwingen lassen."

Man sieht wie ihre Seele doch immer ihr Vaterland suchte und mit tausend Fäden der Erinnerung und des Geistes mit ihm verknüpft blieb. Als sie zum ersten Male wieder Berlin besuchen durfte, lautet ein Brief vom 17 Oktober 1873:

„Wie lange wollte ich Ihnen schreiben, aber seit ich Ihren letzten Brief vom 28. Juni erhielt, ist so viel in meinem Leben vorgegangen, daß ich zu dem sonstigen gewohnten Briefwechsel nicht gelangen konnte. Nachdem ich so viele Jahre in ruhige Resignation und Thätigkeit mich eingewohnt hatte und für mich persönlich nichts mehr verlangte, hat mein Dasein plötzlich durch eine gegenseitige außerordentliche Neigung und Freundschaft eine neue Gestalt angenommen. Ich habe mich mit Herrn Cino Grimelli verlobt und werde ihn wahrscheinlich noch im Laufe des Novembers in Florenz heirathen. Ich bin so glücklich, als man es nur irgend sein kann. Mein Verlobter ist Bersaglierieoffizier und zugleich Dichter; mir zu Liebe will er den Abschied nehmen, so daß ich äußerlich nichts in meinen Florentiner Verhältnissen zu verändern brauche. Er seinerseits will, um nicht unbeschäftigt zu sein, in Florenz eine Civilanstellung annehmen. Wegen verschiedener Angelegenheiten habe ich vor unserer Verbindung noch diese Reise machen müssen, werde mich aber beeilen so viel ich kann, um Anfang November wieder zu Hause zu sein, damit die Hochzeit sich nicht verzögere. Ich hoffe Sie werden Grimelli später einmal kennen lernen; er ist sehr intelligent, versteht alles und mich immer, hat einen aufrichtigen chevalereskeu Charakter und eine poetische, enthusiastische Seele. Daß er jünger ist als ich, beunruhigt mich nicht mehr, da es ausgeglichen wird, durch die tiefe Sympathie, die uns verbindet."

Am 13. Dezember desselben Jahres fand ihre Verheirathung statt.

Sie hatte meinen Rath darüber nicht gefordert und so konnte ich nichts thun, als ihr alles Gute für ihre Ehe zu wünschen. Freunde, die Ludmilla Assing und Cino Grimelli in Florenz kennen gelernt

hatten, schüttelten freilich bedenklich den Kopf und weissagten keine eben glückliche Zukunft. Sie meinten: der junge Mann sei ein etwas phantastischer Abenteurer, der nicht recht wisse, was er wolle und die ältere und namentlich für einen Italiener durchaus reizlose Ludmilla nur gewählt habe, weil er durch sie und ihr Vermögen ein gemächliches Dolce far niente meinte träumen zu können. Die arbeitsame, sparsam lebende Assing werde bald genug, verkündeten sie, mit ihm uneins werden und in Zerwürfniß kommen.

Und so geschah es in der That. Schon zwei Jahre später, unter dem 17. Dezember 1875 theilte sie mir mit:

„In diesen Tagen habe ich den letzten Band der „Ausgewählten Schriften“*) in der Korrektur beendigt. So ist denn auch dies Werk abgeschlossen. Ein lebendiges Denkmal für meinen Onkel, das mir Freude macht. Auch eine andere Angelegenheit hat im vorigen Monat ihren Abschluß gefunden, nämlich meine gerichtliche Trennung von Grimelli, auf die ich angetragen hatte. Der Ausspruch des Gerichts ist so günstig und befriedigend als irgend möglich für mich ausgefallen, Grimelli alle Schuld gegeben, er in alle Kosten verurtheilt worden und alle seine Forderungen abgewiesen. Es ist dies ein moralischer Sieg in jeder Beziehung, den ich nicht besser wünschen konnte, und ich bin nun wenigstens unabhängig wie zuvor. Es sollte mein Schicksal sein, allein zu bleiben, wenn ich auch gewiß zum Zusammenleben geeignet gewesen wäre. Jeder muß sich in die gegebenen Bedingungen finden; ich thue dies und suche aus jedem neuen Tage so viel zu gestalten und ihn so fruchtbar zu machen, als in meinen Kräften steht. Und so lange man noch an Anderen warmen Antheil nimmt, ist das eigene Leben nie zu Ende.“

Es ward in deutschen Zeitungen viel über diese Trennung gefabelt und namentlich als einige Jahre nach derselben Grimelli durch Selbstmord endete. Unter dem 20. November 1878 ließ sie sich von Florenz aus darüber folgendermaßen vernehmen:

„Grimelli's Tod werden Sie in den Zeitungen gelesen haben. Mir hat er sehr leid gethan. Ich hatte es wahrlich gut im Sinne mit ihm und meine Schuld war es wahrlich nicht, daß er mir ein würdiges Zusammenleben mit ihm unmöglich machte. Daß die

*) Varnhagen's

deutsche Presse sich nicht geschämt hat, die gemeine Verläumdung gegen mich zu verbreiten, ich hätte Grimelli eine Pension, die ich ihm früher zugestanden, in der letzten Zeit entzogen, werden Sie wohl auch gesehen haben. Die böswillige Erfindung ist freilich widerlegt worden, aber etwas bleibt doch meist von dergleichen zurück. Einstweilen herrscht eine Klike der Gemeinen; es wird aber auch das vorübergehen."

Im Herbst 1879 kam sie wieder zum Besuch zu uns nach Stuttgart: sie war angeregt und lebhaft wie sonst und wir haben manchen Mittag und Abend vor und nach dem Theater, das sie gern und aufmerkend zu besuchen pflegte, in meiner bescheidenen, aber ihr immer freundschaftlich geöffneten Häuslichkeit zugebracht. Manches gute und bedeutende Wort ist von ihrer Seite gefallen; manche Ansicht von ihr theilte ich; über diese und jene habe ich eifrig mit ihr gestritten. Namentlich in politischen Dingen waren wir zuweilen sehr abweichender Meinung. Ich merkte ihr vielfach den Verkehr mit Leuten sehr weit ausgreifender demokratischer Gesinnung und die vorwiegende Neigung zum Republikanismus an, während ich nach wie vor einem verfassungsmäßigen Königthume treu geblieben war. Diese Gegensätze prallten dann und wann ein wenig hart aufeinander. Einmal meinte sie: sie begreife, daß ich als königlich Angestellter zu viel Gewissenhaftigkeit und Rechtsgefühl besäße, um mich ihren politischen Anschauungen anschließen zu können, aber im innersten Herzen würde ich wohl genöthigt sein: denselben beizustimmen.

Diesen Irrthum mußte ich ihr indeß benehmen.

Ich habe nie irgend einen Vortheil bei dem Königthum gesucht, noch gehabt, sagte ich ihr darauf, sondern mir ist im Gegentheil in Preußen von diesem ehedem nur Bedrückung und Verfolgung zu Theil geworden. Allein das hat nie meine Ueberzeugung zu ändern vermocht. Durch Familienüberlieferung, geschichtliches Studium, Erfahrung und Gang meiner Bildung bin ich Anhänger des Königthums und werde es bleiben, wie ich Holtei auf der Festung Magdeburg gelobt habe. Holtei befürchtete, ich würde, erbittert durch meine Haft, mich der revolutionären Richtung anschließen, die bereits, 1848 vorbereitend, im Gange war. „Es würde mich alten Kerl in der Seele schmerzen", rief er, „Sie auf Seiten der Königsfeinde zu finden. Die Königlichen, die königlicher, als

der König ſind, haben Ihnen allerdings ziemlich übel mitgeſpielt, wie ich einräumen muß; ich hoffe jedoch, Sie werden Beſonnenheit und ſchleſiſche Königstreue genug bewahren, um niemals ſich mit denen zu verbinden, die auf den Sturz der Monarchie und der Hohenzollern hinzuarbeiten ſich vorgenommen haben."

Ich beruhigte damals Holtei und war auch vollkommen im Stande, es zu thun, denn meine politiſche Anſicht war ſchon in jener Zeit eine durchaus feſt begründete und wenn auch eine etwas vorwitzig liberale und herausfordernde, doch nie eine der Republik ſich zuneigende. Und wie es war, ſo iſt es geblieben, ſchloß ich.

Ludmilla bot ihre ganze Beredſamkeit auf: mich zu bekehren; aber ſie ſcheiterte damit an meinen Grundſätzen, trotz ihrer Berufung auf Garibaldi, Mazzini und ihre andern italieniſchen Freunde und Vorbilder.

Daß ſie überhaupt ſich in Italien dauernd eingelebt und dort faſt nur Italiener zu ihrem nächſten Umgange gemacht, verdachte ich ihr ſehr und es bildete dieſer Umſtand den Inhalt meiner häufigen Beſorgniſſe und Erörterungen.

„Sie gehören nach Deutſchland", ſagte ich ihr; „bei uns fänden Sie Gelegenheit, genug zu wirken und tiefere Erkenntniß für die richtige Art dieſes Wirkens. So weit entfernt von uns und in beſtändigem Verkehre mit fremden Geiſtern, verlernen Sie nach und nach unſere politiſchen wie unſere ſozialen Lebensbedürfniſſe und Gewohnheiten und indem Sie hier Ihr Vaterland verlieren, gewinnen Sie drüben doch kein anderes. Denken Sie an Ihr Alter, an Ihren Tod. Das Ende Auguſt von Platen's iſt mir immer ſchrecklich erſchienen. Das Sterben, das kein Laut der Mutterſprache umtönt, kommt mir entſetzlich vor."

Auf ſolche Vorſtellungen ſchwieg ſie verdutzt einige Augenblicke, aber bald war dies Verdutztſein überwunden und ſie in der Lage, uns mit großer Befliſſenheit auseinanderzuſetzen, daß ſie in Florenz wohl aufgehoben ſei und ſich dort vollſtändig heimiſch fühle. „Ich beſitze dort", fuhr ſie fort, „mein eigenes, nach meinen Angaben gebautes Haus, einen ſchönen großen Garten, meine Bücher, meine Bilder, den umfangreichen literariſchen Nachlaß meines Oheims, aus dem ich noch Manches an die Oeffentlichkeit werde fördern können. Eben jetzt bin ich daran, meinen guten Eltern durch ein Buch ein ehrendes Andenken zu widmen. Dieſe unausgeſetzte

Beschäftigung mit deutschen Menschen und Zuständen knüpft meine Seele an Deutschland und hält mich auch in der Entfernung mit ihm vertraut. Es stört diese Vertrautheit durchaus nicht, daß Italiener meine nächsten Freunde und ihre Sprache meine Umgangssprache, neuerdings sogar zum Theil schon meine Schriftsprache geworden."

Unter solchen und ähnlichen Auseinandersetzungen kam die Stunde der Trennung. Ludmilla hatte am letzten Tage ihres Aufenthaltes in Stuttgart zu Mittag bei uns gespeist und war dann mit uns zusammen in unsere Loge im Theater gegangen. Wir waren alle ein wenig bedrückt und schweigsam. Als wir nach beendeter Vorstellung auf den nächtlich daliegenden Schloßplatz traten, lehnte sie ab, noch zum Abendbrot mit uns nach Hause zu gehen. Sie spüre kein Bedürfniß, noch etwas zu genießen, meinte sie, und finde es, da sie am andern Morgen früh abreisen möchte, am Besten, im Dunkel der Nacht Abschied zu nehmen.

Noch ehe wir recht inne wurden, was sie im Sinne trug, hatte sie meine Frau umarmt und geküßt, mir und meinem Sohne warm die Hand gedrückt und den Weg zu dem nur etwa fünfzig Schritt entlegenen Hotel Marquardt, in dem sie abgestiegen, eingeschlagen.

Erstaunt und fast erschrocken ihr nachblickend, hörten wir sie noch zwei Mal ein halb von Thränen ersticktes Lebewohl! durch die umgebende Stille uns zurufen.

So gingen wir auseinander, um uns nie wieder zu sehen. In Nacht und Tod schied auch diese freundliche Erscheinung meines Lebens wie so viele anderen.

Von ihrer Unwandelbarkeit und Treue, wie ihrem ganzen Wesen, giebt der letzte Brief, den ich von ihr erhielt und der an diesen Abschied unmittelbar anknüpft, einen erschöpfenden Beleg. Sie schreibt:

„Florenz, den 22. Oktober 1879.

Mein theurer Freund!

Wie jedesmal, so ist mir auch diesmal der Abschied von Ihnen sehr nahe gegangen. Es paßte zu unserer Stimmung, daß wir uns in der dunkeln, aber doch nicht lichtlosen Nacht auf dem Theaterplatz verließen. Wir haben uns nun schon so oft Lebewohl gesagt, daß wenn man es zusammenrechnen könnte, gewiß mehr als ein

Monat herauskäme. Möge auch diesmal ein heiteres, glückliches Wiedersehen folgen; es ist ein Versehen des Schicksals, daß wir nicht an einem Orte leben.

Ich wollte Ihnen noch vor meiner Rückkehr schreiben, aber im Sturm und Drang der Reise konnte ich niemals zur Ruhe kommen. In München lief ich den ganzen Tagen umher, um alle Kunstsachen und Merkwürdigkeiten zu sehen. Ich habe dort große und neue Eindrücke empfangen und Cornelius mehr als jemals zuvor in seinem hohen Werthe schätzen gelernt, dessen trojanische Fresken mit Priamos, Hecuba und Cassandra ganz herrlich sind. Die Ausstellung hat mir weniger zugesagt, als ich vorausgesetzt hatte; der heutige Kunstgeschmack ist nicht der meine; besonders finde ich die Vorwürfe der Bilder sehr schlecht gewählt; so wie in der Musik Wagner die Melodie abschaffen möchte, so möchten die heutigen Maler in ihrer Kunst die Idee, den Gedanken abschaffen. In riesengroßen Rahmen stellen sie einen ganz unbedeutenden Vorgang dar und schmücken ihn grell aus, um das Auge zu bestechen. Zu meinem Bedauern muß ich sagen, daß Deutschland und Italien mir am wenigsten gefallen. In den Portraits leisten Alle sehr viel; von diesen ist aber am Besten ein Portrait Victor Hügo's von Leon Bonnat, ein wahres Meisterwerk. Im Ganzen schien mir die Ausstellung den augenscheinlichen Beweis zu liefern, daß unsere jetzige Kunst sich in einem augenblicklichen Verfalle befindet. In den älteren Sammlungen fand ich dagegen reiche Entschädigung. Im Opernhause hörte ich „Fidelio" mit Frau Vogl in der Titelrolle, die mit Seele und dramatischem Ausdrucke sang und spielte, und „Die Zauberflöte"; im Schauspielhaus Lindau's „Maria und Magdalena" und „Viel Lärmen um Nichts." Ein Fräulein Marie Mayer hat viel Talent und ist interessant zu sehen, spricht aber leider sehr undeutlich, und so hat sie mich um das Verständniß einer Hauptszene in „Maria und Magdalena" gebracht, obgleich ich ihr sehr nahe saß; ich wollte mir das Stück nachher kaufen, aber in München konnte ich es nirgends bekommen, und ich wollte es doch so gern genau kennen, um auch gegen Lindau gerecht zu sein. Neben mir saßen zwei Offiziere; einer sagte zum anderen: „Um Fräulein Marie Mayer zu verstehen, muß man in München wohnen; sonst ist es nicht möglich." In „Viel Lärmen um Nichts" saß ich in der ersten Reihe und da entging mir nichts und ich genoß ganz die reizenden Szenen zwischen

Beatrix und Benedikt. Frl. Mayer war pikant, höchst originell und fein, und auch Rüthling — gewiß ein Abkomme der Berliner Dynastie — scheint mir ein sehr guter Künstler, und das Zusammenspiel war tadellos. Aber Eines fiel mir auf: sie waren beide in der Art zu spielen nicht viel andere als im Konversationsstück, als in „Maria und Magdalena", man fühlte nicht genug, daß man Shakespeare vor sich habe. Ich hörte vor vielen Jahren einmal eine Vorstellung desselben Lustspiels in Berlin, wo Dawison den Benedikt gab; ich erinnere mich nicht, wer die Beatrix spielte, aber das weiß ich, daß alles eine ideale und zugleich charakteristische Färbung hatte, wodurch alle Exzentrizitäten gemildert wurden. Viele der komischen Szenen und einige andere roh verletzende des Lustspiels erschienen mir für unsere heutige Zeit veraltet. Dies sind meine Eindrücke. Große Dramen konnte ich leider in München nicht sehen, da man für die Oktoberfeste lieber andere Stücke wählte.

Auch in München hatte ich die angenehmsten Beziehungen. Mein alter Freund Emil Stöhr empfing mich am Bahnhofe, sorgte für mich, rieth mir, begleitete und führte mich; auch lernte ich seine liebenswürdige Frau kennen und sein dreijähriges Söhnchen, dessen Pathin ich bin, und das Emil Ludmill heißt. Mir that es leid, daß die Zeit zu kurz war, mich bei dem allerliebsten lebhaften Geschöpfe dauernd einzuschmeicheln. Mit großer Freude verkehrte ich mit dem achtzigjährigen Ernst Förster, der mit seinen weißen Haaren sich ein jugendlich warmes Herz für die Kunst und alles Schöne bewahrt hat. Mit Carriere hatte ich interessante Gespräche. Löher war leider verreist und Hermann Lingg, den ich bei Stöhr sehen sollte, zu meinem Bedauern unwohl. Dagegen lernte ich den vortrefflichen Doctor Kolb kennen und den Maler von Hagn mit seiner Frau. In der Pension von Herrn Wilhelm Bürger, Akademiestraße 7, waren auch ein paar sehr nette junge Leute. Die Pension ist in jeder Beziehung zu empfehlen und durch den vorbeigehenden Tramway ist man in wenigen Minuten im Centrum der Stadt. Ich blieb elf Tage und habe in der kurzen Zeit unendlich viel gesehen. Den 12. reiste ich ab und fuhr durch schöne grüne Thäler über den Brenner; nach 22 Stunden kam ich am 13. Morgens in Florenz an, voll Zufriedenheit und Freude über die so schön gelungene Reise, zufrieden auch in meine hiesige Häuslichkeit wieder einzutreten. Meine Leute, die mich wegen eines vernachlässigten

Telegramme erſt am Abend erwartet hatten, empfingen mich mit lauten Freudenrufen, die kleine Buma*) begrüßte mich mit lebhafter Zärtlichkeit, mein Arbeitszimmer mit dem Schreibtiſch, mit den Büchern und Bildern ſahen mich vertraut an und der Garten war noch ganz ſommerlich, der Himmel tiefblau, alles ſtrahlend in goldenem Sonnenſchein. Ich fand alles in beſter Ordnung; die Zeitungen lawinenartig aufgethürmt, Briefe, viele Viſitenkarten von Fremden, eine Maſſe Sachen zu beantworten, zu beſorgen. Ich eilte einen Augenblick zu Campanella, der nur wenige Schritte von mir wohnt, fand ihn in gutem Wohlſein und das Wiederſehen war ſchön. Endlich aber fühlte ich die Ermüdung der Reiſe, ging um 7 Uhr Nachmittags zu Bette und ſchlief 10 Stunden. Nun drängt ſich zuerſt das Häusliche vor, die Einrichtung zum Winter, die Beſuche aller Arten von Arbeitern vom Schornſteinfeger bis zum Tapezierer. Dazu die Reihe von Fremden, von denen täglich ſich einer oder zwei neue vorſtellen. Unter ihnen war Doktor Hermann Scherer, deſſen gewiß auch Sie ſich noch erinnern aus der Berliner Zeit. Wir hatten uns ſeitdem nicht wieder geſehen; er ſagte mir, er ſei zu mir gekommen, um mir zu zeigen, daß er mich immer in freundlichem Andenken behalten habe. Seine ſchwarzen Haare, die er damals lang trug, waren ganz weiß geworden und kurz abgeſchnitten, aber ſeine dunkeln Augen hatten noch dieſelbe Lebhaftigkeit. Ich machte mit ihm und ſeiner artigen Tochter und deren Geſellſchafterin eine hübſche Fahrt den Viale bei Colli entlang, zu der er mich eingeladen hatte. Wir hatten vielſeitige Geſpräche und als wir Abſchied nahmen — denn ſie waren nur auf der Durchreiſe nach Rom, um ſpäter wiederzukommen — fanden wir, daß wir uns jetzt nicht minder gut zuſammen unterhalten hatten, als damals in der Jugendzeit. — Auch Julie Lienhardt**) iſt wieder hier, ganz angeregt und belebt von der Freude, ſich in Italien zu befinden, wie ein Schmetterling im Sonnenſchein. Ich gönne ihr recht, daß ſie das ſo in vollen Zügen genießt.

Nun muß ich noch an alle die anderen Freunde ſchreiben, die mich auf der Reiſe ſo liebevoll aufgenommen haben, dann erſt hoffe ich Zeit und Ruhe zu finden, um an meine unterbrochenen Arbeiten

*) Ihr Hund.
**) Eine liebenswürdige Stuttgarterin.

zu geben. Herr Wehl (Bonz'sche Buchhandlung) hat mir nach München in sehr schmeichelhaften Ausdrücken über mein Manuskript*) geschrieben, behält sich aber die definitive Entscheidung bis auf die Zeit vor, wo ich ihm dasselbe ganz fertig vorlege. Schwab**) glaubt, daß er wirklich Absichten darauf habe. Wir werden sehen, einstweilen thue ich keinen neuen Schritt.

Viel wäre noch zu sagen, aber nichts reicht aus, nach der schönen Verwöhnung des Zusammenseins; ich halte alles in meinem Herzen fest. Ihr ganzes Wirken und Sein, Mathildens liebevolle, einsichtige Fürsorge für Alle, Achim's frisches Wesen und sein glänzendes Examen. Nun ist auch noch die freundliche Nichte in den Kreis getreten. Und die liebe, interessante Künstlerschaar, die immer strebende, die immer anregende, lauter Gute, und die dabei immer amüsant sind. Wann werde ich einmal wieder mit Herrn Herzfeld und dem schönen Fräulein Saldern über die Stücke diskutiren, wann werde ich ersteren in seinen großen tragischen Rollen sehen? (Diesmal war Melpomene uns nicht günstig.) Wann wird wieder Fräulein Brandt's Lieblichkeit und Gemüth mich rühren? Ich grüße sie Alle und auch Herrn Blanckarts, den „Freund Wehl's!"***)

Leben Sie wohl, mein theurer Freund, ich bin zufrieden und dankbar, erfrischt und reicher geworden in meinem Innern, und auch das kältere Klima des deutschen Vaterlandes hat mir für einige Zeit wohlgethan; nun erfreue ich mich an dem schönen, italienischen Herbste. Grüßen Sie Hemsen, wenn er zurück ist. Lassen Sie bald ein freundschaftliches Wort hören. Ich reiche Ihnen die Hand in treuer Anhänglichkeit. Heute ist schon der 24. Herrn von Gunzert viele freundliche Grüße! Wie gern käme ich in die Loge! Immer Ihre ergebene

Ludmilla."

Der beginnende Winter, der stets meine dramaturgische Thätigkeit sehr in Anspruch zu nehmen pflegt, verhinderte eine rasche Antwort. Sie mag' wohl erst Ende des Jahres erfolgt sein. Daß darauf von ihrer Seite gleichfalls eine lange Briefpause eintrat, nahm mich nicht weiter Wunder. Dergleichen ereignete sich

*) Das Leben ihrer Eltern betreffend.

**) Christoph, der Sohn Gustav's.

***) So hatte er sich ihr in einer Gesellschaft vorgestellt.

in unſerem ſchriftlichen Verkehre oft, weil wir beide eben zu arbeiten und während der Arbeit gegen einander Nachſicht zu üben gewohnt waren. Ich wußte ja, daß ſie das Werk über ihre Eltern zu vollenden im Begriffe ſtand.

Plötzlich und unerwartet, ſtieß ich in den Zeitungen gegen Ende März 1880 auf die Nachricht: Ludmilla Aſſing ſei wahnſinnig geworden und tobſüchtig in's Irrenhaus gebracht worden.

Es war uns unfaßbar. Wir hatten ſie bei ihrer letzten Anweſenheit in Stuttgart angeregt, klar und lebhaft wie immer gefunden. Verändert erſchien ſie uns gar nicht, nur einmal etwas leidenſchaftlich bewegt, als ſie von den Verläumdungen ſprach, welche die Zeitungen verbreitet hatten und nach denen ihr Geiz ihren Gatten in den Tod getrieben haben ſollte. Hierbei wurde ſie heftig und brach in einen Strom von Thränen aus — etwas, was wir an ihr nicht kannten.

Aber das war menſchlich doch ſehr natürlich und ihr Abſchied und ihr letzter Brief in jeder Hinſicht vernünftig. Wir gaben uns dem zufolge der Hoffnung hin, daß ihr Leiden ein vorübergehendes ſein und ihre zähe Natur es beſiegen werde. Da erhielten wir wenige Tage darnach die hier folgende Todesanzeige:

†

Il prof. Paolo Mantegazza, l'avv. Fedderico Campanella, il dott. Francesco Battaglia, in nome di molte amiche ed amici hanno il dolore di parteciparvi la morte della

Signora Ludmilla Assing

avvenuta oggi 25 Marzo, alle ore 5 antimeridiane.

Firenze, 25 Marzo 1880.

Dieſer ſchloß ſich der nachſtehende Brief an:

„Florenz, den 25. März 1880.

Sehr verehrter Herr Geheimer Hofrath!

Ich habe Ihnen die ſchmerzliche Mittheilung von der kurzen Krankheit und dem raſch erfolgten Tode unſeres Fräulein Ludmilla zu machen. Sie ſtarb an heftigem Fieber mit Anfällen von Irrſinn. Ihr Tod war ſanft und ohne wiederkehrendes Bewußtſein. Ruhe ihrem Geiſt und Herzen! Ich ſchreibe im Sterbehaus. Signor Campanella, ihr Freund, leitet Alles und habe ich an die deutſchen

Zeitungen ſchon Notizen über den raſch erfolgten Tod und den Verluſt, den die deutſche Kolonie in Florenz ꝛc. gemacht, leicht darin erwähnt. Ich überlaſſe es natürlich den Journalen und ihren Freunden einen eingehenden Artikel zu ſchreiben. Bitte, theilen Sie alles dieſes gütigſt auch Herrn Hofrath Hemſen mit. Verzeihen Sie die ſichtliche Eile und Flüchtigkeit des Briefes, aber ich habe das deutſche Element hier zu vertreten und deshalb eine Menge Briefe auch für Florenz zu ſchreiben.

Grüßen Sie herzlichſt Ihre liebe Frau und Sohn.

Ich verbleibe hochachtungsvollſt

Ihre Julie Lienhardt."

Von Deutſchen aus dem Umgange Ludmilla's in Florenz wurde uns ſpäter erzählt: Die arme Freundin ſei Anfang des Jahres 1880 ſehr erregt geworden, habe über Kopfweh, endlich über Gehirndruck geklagt. Der Arzt Francesco Battaglia, der ſie behandelte, verſchrieb ihr Medizin, die ſie aber zuletzt nicht mehr nehmen wollte, weil ſie Vergiftung fürchtete. Nach und nach begann ihr Zuſtand in Verfolgungswahnſinn auszuarten.

Von dieſem Augenblicke an entfernten ihre italieniſchen Freunde alle ihre Dienerſchaft und ließen keine deutſche Seele mehr zu ihr. In Tobſucht verfallend, ſoll ſie in der Zwangsjacke geſtorben ſein.

Von einer glaubhaften Seite wurde uns verſichert: ſie ſei ganz in den Händen ihrer italieniſchen Freunde geweſen, worunter einige von ſehr zweifelhaftem Charakter gelten müſſten. Von dieſen ſei ſie zuletzt auch zu ſehr gefährlichen Parteizwecken derart ausgebeutet worden, daß ſie bei nächſter Gelegenheit als politiſch kompromittirt dageſtanden haben würde.

Ihr Beſitzthum und Vermögen fiel nach ihrem Vermächtniß ihren italieniſchen Freunden anheim. Ihre eigene Schweſter und ſonſtigen noch lebenden Anverwandten gingen leer aus.

Die Erſtere ſchrieb mir:

„Florenz, den 8. December 1881.

Geehrter Herr!

Geſtatten Sie mir mich in einer Angelegenheit an Sie zu wenden, über die Sie ſicher ſchon theilweiſe unterrichtet ſind und über welche mancherlei Gerüchte zu Ihnen gedrungen ſein müſſen. Es betrifft nämlich den Nachlaß meiner Schweſter Ludmilla, und

Sie mögen gehört haben, daß ſie in beiſpielloſer Verblendung die beiden Brüder Battaglia zu Teſtamentsvollſtreckern ernannt hat, werden aber ſchwerlich wiſſen, daß dieſe Leute, der Eine Arzt, der Andere Advokat, ſich durch Richterſpruch zu Curatoren beſtellen ließen, als der Wahnſinn, der ſie gewiß ſchon lange Zeit zuvor befallen hatte, ſich in den letzten Tagen zur Tobſucht ſteigerte, und als ſolche vor wie nach ihrem Tode unbeſchränkt über Alles, was Ludmilla beſaß, verfügen konnten, wie ſie wollten. Sicher iſt, daß Ludmilla's Vermögen gleichſam im Handumdrehen verſchwunden iſt. Nur 70000 Lire mit Einſchluß des Hauſes und Gartens ſind vorhanden, während alle Freunde, die in die Verhältniſſe irgend eingeweiht waren, behaupten, daß es mindeſtens zwiſchen 300 und 400000 Lire betragen haben müſſe. Mich hat ſie gänzlich enterbt, obgleich ſie ſehr gut wußte, daß ich nicht reich bin, und ich bin vor einigen Monaten abermals herüber gekommen, um einen Verſuch zu machen, meine Rechte und beſonders auch die der vieljährigen treuen Diener zu vindiciren, welche man unter den nichtsnutzigſten Vorwänden um die ihnen durch das Teſtament ausgeſetzten Penſionen bringen will. Es erſcheint unglaublich, daß ein ſo bedeutendes Vermögen ſpurlos wie eine weggeworfene Stecknadel verſchwinden ſollte, zumal, da man doch nicht annehmen kann, daß Ludmilla Werthpapiere im Hauſe aufbewahrte, wo ſie bei ihren oft langen Abweſenheiten allen möglichen Gefahren durch Diebe oder Feuer ausgeſetzt geweſen wären. Wir machen hier alle möglichen Nachforſchungen, die aber bis jetzt zu geringen Reſultaten geführt haben, und da ich ja weiß, daß Sie viele Jahre mit Ludmilla befreundet waren und ſie das höchſte Vertrauen zu Ihnen hatte, halte ich es nicht für unwahrſcheinlich, daß ſie gelegentlich mit Ihnen über ihre Angelegenheiten geſprochen und Sie uns vielleicht Auskunft geben können: wo und wie ihr Vermögen angelegt war, ob ſich — wie man glaubt — noch ein Theil davon in Berlin befunden und wer dort die darauf bezüglichen Geſchäfte verſah. Jede Andeutung darüber könnte für uns von höchſter Wichtigkeit ſein. — Manchmal ſteigt in mir auch der Verdacht auf, daß man ſich Ludmilla's Wahnſinn bei dem unbegrenzten Einfluſſe, den einige Perſonen hier über ſie hatten, zu Nutze machte, um ſie ſchon vor ihrem Tode finanziell zu ruiniren. Hätten wir in dieſer Richtung nur einen Fingerzeig, gleichſam einen Handhabe, ſo könnte

man mit allem Nachdruck gegen sie auftreten, und ließe sich beweisen, daß sie eine Wahnsinnige ausgebeutet haben, so wäre ihnen sicher beizukommen. Ich weiß, daß Ludmilla auf ihrer letzten Reise sich in Stuttgart aufhielt und weiß auch — obgleich man es hier ableugnen will, daß damals der Wahnsinn schon stark in ihr vorspukte, daß sie verstört und verwirrt von der Reise zurückkehrte, und folglich bitte ich Sie angelegentlich mir mitzutheilen, welchen Eindruck sie auf Sie machte, ob sie Ihnen zurechnungsfähig erschien und Sie sie für fähig gehalten haben würden, ihre finanziellen Angelegenheiten noch selbst mit Einsicht zu besorgen?

Es sind recht widerwärtige und trostlose Verhältnisse, in die ich einzudringen habe, und es geht mir dabei wie den Schatzgräbern, die statt der erhofften Schätze oft ganz andere, wenig angenehme Dinge finden. Nichts wie Unglück und Schlechtigkeit! Glücklich für mich wenigstens, daß ich durch die Enterbung keineswegs überrascht war, vielmehr nichts Besseres erwartete, und die Sache mit vollkommenem Gleichmuth nehme, so weit es mich selbst betrifft. Schwerer sind freilich die andern schauerlichen Entdeckungen zu ertragen.

Es wird Sie wohl interessiren, daß man Ludmilla vor Kurzem — natürlich aus der Erbschaftsmasse — ein Denkmal auf dem neuen englischen Kirchhofe vor der Porta Romana errichtet hat, ein stattliches Monument von weißem Marmor, mit einer überaus schön gearbeiteten und bis auf eine etwas zu große Fülle der unteren Theile des Gesichts, sehr ähnlichen Büste von Cesare Sighinolfi. Eine lange Inschrift ist darauf, welche in wörtlicher Uebersetzung lauten würde: Rosa Ludmilla Assing, die ausgezeichnete Verfasserin verdienstvoller literarischer und politischer Werke, umschloß mit gleicher Zuneigung Deutschland, ihr Geburtsland, und Italien, ihr zweites Vaterland. Mit einem Sinn, der auf freiheitliche Zwecke gerichtet war, strebte sie für die Widergeburt der Enterbten und weihte ihr Vermögen der Erziehung des Volkes. — Um ihr Andenken zu verewigen, errichtet von ihren Freunden und Verehrern 1881. — An dem schwülstigen, gespreizten Stile erkannte ich gleich Campanellas Hand.

Entschuldigen Sie die Belästigung und empfangen Sie im Voraus meinen Dank für freundliche Auskunft, wie diese auch ausfallen möge. Bitte mich Ihrer Frau bestens zu empfehlen.

Hochachtungsvoll

Ihre ergebene Ottilie Assing."

Ich war nicht in der Lage Ottilie Assing zu dienen. Ich konnte, wie aus dem hier Mitgetheilten erhellt, keine Spuren geistiger Gestörtheit an Ludmilla bekunden und ebensowenig über die Anlage ihres Geldes irgend eine Auskunft ertheilen. Davon hatten wir nie gesprochen. Ich wußte nur, daß sie in guten und geordneten Verhältnissen lebte, nach wie vor sparsam war und nichts verthat, und daß sie einmal gesprächsweise gegen meine Gattin geäußert: sie befinde sich in Umständen, die ihr erlaubten, auf ihren jährlichen Haushalt die Summe von 12000 Mark zu verwenden.

Mit Ottilie vertrug sie sich wenig, wie mir bekannt war. Erstere hatte sich mit Varnhagen gar nicht stellen können und ihn bald wieder verlassen, um nach Hamburg zurückzukehren und später nach Amerika zu gehen, dort sich als Lehrerin in einer weiblichen Erziehungs- und Bildungs-Anstalt eine Stellung zu machen. Nach längeren Jahren kehrte sie nach Europa zurück, um Ludmilla wiederzusehen und eine Zeitlang bei ihr in Florenz zu leben. Vorher besuchten sie uns beide in Stuttgart, waren aber dort schon nicht mehr in bestem Einvernehmen. In Florenz entzweiten sie sich vollends und so konnte es nicht fehlen, daß als Ottilie nach Amerika zurückging, die Trennung eine überaus frostige war. Sie schrieben sich von da an selten und nur die nöthigsten Dinge.

Die Enterbung, die Ottilie von Seiten Ludmilla's erfuhr, mag dadurch einigermaßen erklärlich erscheinen. Gesetzlich rückgängig hat sie sie, so viel ich erfahren, nicht zu machen vermocht. Enttäuscht und durch eine unheilbare Krankheit in Verzweiflung gebracht, verließ sie endlich Florenz, um nach Paris zu gehen und dort, einsam, fremd und verlassen von aller Welt, sich gewaltsam den Tod zu geben.

Man fand an einem trüben Herbsttage 1882 ihre Leiche im Bois de Boulogne. Ein unheilbares Krebsleiden soll sie veranlaßt haben: Gift zu nehmen.

Seltsam ist, daß sie schon in ihren jungen Jahren den Vorsatz gefaßt hatte: eigenmächtig aus dem Leben zu scheiden und nur durch einen glücklichen Zufall verhindert wurde, denselben auszuführen. Als sie nämlich, nach dem Tode der Eltern, mit Ludmilla zu Varnhagen von Ense, nach Berlin übergesiedelt war, hatte sie, ich habe nie erfahren durch was, bei irgend einer Gelegenheit dessen Zorn so sehr erregt, daß er sich veranlaßt sah, ihr einen Backenstreich zu geben. Dadurch außer sich gebracht, lief sie erregt aus dem Hause und in den ziemlich nah gelegenen Thiergarten hinein, wo sie der ihr nachgeeilte Diener des Oheims, Ganzmann mit Namen, grade in dem Augenblicke aufstöberte, in dem sie im Begriffe stand, sich mit einem scharfen Taschenmesser, das sie immer bei sich trug, das Herz zu durchbohren.

Durch Ganzmann und die ihm nachfolgende Schwester beruhigt, kehrte sie damals auf der Stelle nach Hamburg zurück, wo sie in die Familie des Schauspieler Baison als Erzieherin von dessen Töchtern eintrat. Als derselbe später die Leitung des Hamburger Stadttheaters übernahm, steckte sie ihr kleines, von den Eltern ererbtes Vermögen in dessen Unternehmung und verlor es, als Baison 1849 starb und die durch das Revolutionsjahr sehr in Bedrängniß gekommene Kunst-Anstalt in mißlichen Geldverhältnissen hinterließ. Sie ging darauf nach Amerika, wo sie, wie schon berichtet, in New-York in ein weibliches Erziehungsinstitut als Lehrerin eintrat und sich darin so tüchtig erwies, daß sie zuletzt zu dessen Vorsteherin emporstieg.

Auch sie ist mehrfach literarisch thätig gewesen und hat unter Anderem ein Lebensbild Baison's geschrieben, das nicht ohne Beachtung blieb. Sie war ebenfalls eine Person von feiner Geistesbildung und sehr mannigfacher Begabung. Sie besaß neben gutem Urtheil viel Herzensgüte und wie Ludmilla ein hingebendes Freundschaftsgefühl. Für Gutzkow war sie aufs Höchste eingenommen und für Baison eine Schwärmerin. Weil sie indeß außerordentlich lebhaft und heftig, meist sehr leidenschaftlich erregt erschien, war es schwerer mit ihr umzugehen, als mit Ludmilla, welche mehr an sich zu halten verstand und dadurch geschickter war, sich in Menschen und Umstände zu finden.

Ludmilla Assing, die als Herausgeberin von Varnhagen's und des Fürsten Pückler Muskau Nachlaß, als Uebersetzerin von Mazzini's

Schriften, als Biographin der Gräfin von Ahlefeldt und der Sophie von La Roche, sowie als Verfasserin mancher andern Werke, durch Freisinnigkeit und Muth des Charakters sich einen ehrenvollen Namen gemacht hat, verdient wohl eine bescheidene Stelle im Gedächtniß der Nachwelt einzunehmen. Sie ist immerhin eine für unsere Zeit bemerkenswerthe und bezeichnende Erscheinung. Für mich ging sie in ihren politischen Ansichten zu weit in das revolutionäre Gebiet hinein und fußte auf Grundsätzen, die mir nicht immer haltbar bedünken wollten, aber, daß sie dabei völlig selbstlos und uneigennützig war, in allem ihrem Thun und Wirken nur die Freiheit der Völker und das Heil der Menschheit im Auge hatte, diese Überzeugung habe ich immer gehegt und hege ich auch heute noch so sehr und unumstößlich, daß ich es für meine Pflicht und Schuldigkeit erachten muß in meinen Aufzeichnungen für sie einzutreten. In der dürftigen kleinen Person lebte ein starker und großer Geist, neben der zarten weiblichen Empfindung die gefestete Seele des Mannes. Es befinden sich in ihren zahlreichen Briefen an mich eine Menge Stellen, die bezeichnend für sie sind und tiefe Einblicke in ihr Inneres gewähren. In einem heißt es:

„Sie gedenken treu der alten Zeiten, das ist schön; ich auch. Es ist seltsam, daß einen dabei immer ein Gefühl der Wehmuth überkommt, dieses seltsamen Gastes, der sich nicht nur in die Leiden, sondern auch in die Freuden unvermerkt einmischt. Und doch sind wir reich, daß wir diese Erinnerungen haben, daß sie so mit unserem innersten Leben verwebt sind, daß sie uns auf jedem Schritte begleiten. Der Bund der Geister, der lebenden und der dahingeschiedenen, er ist doch der beste Trost, den wir haben! —"

In einem andern sagt sie:

„Sie können es mir glauben, so gewiß, wie Sie an mein Dasein glauben, daß ich keinem Menschen, selbst denen nicht, die mir am Meisten zuwider sind, etwas zu leide thun möchte, ich kenne nicht, was Rancune ist, was Rache; ich habe solche Empfindungen nie begriffen, nie verstehen können."

Alles, was sie sagte, schrieb und that, that, schrieb und sagte sie im Tienste und Drange ihrer Ueberzeugung, nie um Vergeltung zu üben oder um Vortheil daraus zu ziehen. Sie war lauter und rein und entflammt von einem heiligen Pathos der Humanität.

Diese Anerkennung soll kein Leumund ihr jemals schädigen.

Am 29. März 1880.

In meinen alten Papieren suchend, die sich auf Ludmilla Assing und Varnhagen von Ense beziehen, traf ich auch auf ein Schreiben des Letzteren, das er mir zugehen ließ, als ich ihm mein Buch „Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert" (Leipzig, F. A. Brockhaus 1856) zugeeignet hatte. Es ist so bezeichnend für seine höfliche Zuvorkommenheit und liebenswürdige Anerkennung auch des bescheidensten Verdienstes, zugleich so voll von Hingebung und Dankbarkeit für Hamburg, daß es hier nachträglich noch eine Stelle finden möge. Es lautet:

„Für Ihre schöne Gabe, verehrtester Herr und Freund, bin ich Ihnen zwiefachen Dank schuldig, zuerst als Leser des werthen und angenehmen Buches, dann als Empfänger der mir so ehrenvollen als willkommenen Widmung. Ist letztere hauptsächlich und vor allem ein Erguß Ihres freundlichen Wohlwollens für mich, und als solcher mir unschätzbar, so darf ich sie doch andererseits mit gutem Gewissen hinnehmen, indem meine innige und treue Zuneigung für die Stadt, welcher Sie dies neue Ehrendenkmal aufgerichtet, einer solchen Auszeichnung wenigstens nicht unwürdig ist. In der That haben Sie durch Ihre lebhaften und bezeichnungsvollen Schilderungen meine tiefe Anhänglichkeit und Liebe für das theure Hamburg, mit dem mir so viele persönliche Erinnerungen sich verknüpfen, erfreulichst angeregt und mich in vollem Maß empfinden lassen, wie heimisch und lieb mir die Bilder sind, welche Sie uns vorführen. Die großen Gestalten, die Sie bedeutend vor unseren Augen vorüberschreiten lassen, gehören jedoch nicht ausschließlich Hamburg an, sondern der deutschen literarischen Welt überhaupt, und so dürfen Sie nicht nur auf des Hamburgischen Lesers verpflichteten Dank, sondern auch im Allgemeinen auf den willigen jedes deutschen Lesers rechnen! Möge dieser anerkennende Dank ihnen reichlich zu Theil werden, mit welchem herzlichen Wunsch ich den Ausdruck meines persönlichen Dankes wiederholt Ihnen darbringe! —

Ich kenne hinreichend die Schwierigkeiten eines solchen Gemäldes, wie Sie aufgestellt, um nicht vollkommen das von Ihnen Geleistete zu würdigen. Ihre Gestalten treten rein und klar hervor, in ursprünglicher Eigenheit und ohne trügerische Beimischung. Ihr gerechtes Maß und billiges Urtheil werden auch diejenigen anerkennen, die einen weniger freien Standpunkt haben, als Sie. —

Leben Sie wohl, und fahren Sie fort dies gute Gebiet anzubauen! Mit den eifrigsten Wünschen für Ihre Erfolge und Ihr allseitiges Wohlergehen verharre ich in größter Hochachtung und dankbarer Ergebenheit Ihr

Berlin, den 9. Januar 1856. Varnhagen von Ense."

Am 10. April 1880.

Ich muß in diesen Aufzeichnungen noch einmal auf Gutzkow und im Anschluß an diesen auch auf Therese zurückkommen. Ueber Beide sind mir in der Presse und in vertraulichen Briefen aus Freundeskreisen so sonderbare Aussprüche und Urtheile vor Augen gelangt, daß ich mich immer aufs Neue wieder gedrungen fühle, für ihr Andenken in erklärender und verständigender Weise einzutreten. Man thut Beiden entschieden vielfach Unrecht und wer kann und soll diesem Unrecht steuern, als Diejenigen, die ihnen im Leben nahe standen und sich Gelegenheit gegeben sahen, etwas tiefer in ihr Denken, Empfinden und ganzes Dasein einzublicken.

Bei Gutzkow ist die beständig wiederkehrende Ansicht, daß er ein unliebenswürdiger, herzloser und kalter Vernunftmensch gewesen, der, wie Ludmilla Assing meint: verbittert geboren worden. Nun liegt allerdings in der letzteren Behauptung ein Körnchen Wahrheit. Aber auch nur ein Körnchen! Wer sich die Mühe geben will Gutzkow's Buch: „Aus der Knabenzeit" zu lesen, der wird ohne Zweifel eine andere Vorstellung von dem Charakter des Verfassers gewinnen. Lediglich ein Mann von Gemüth hat es zu schreiben vermocht. Es schlägt weiche, rührende Töne an und schildert eine Kindheit der unteren Volksschichte mit einer ergreifenden und tiefbewegenden Innigkeit und Zartheit. Was darin pulsirt ist das innerste Herzklopfen einer Knabenseele, die sich aus ärmlichen, beengenden Verhältnissen in lichtere und glücklichere Regionen selbstthätig emporringt.

Der Vater Gutzkow's war ein prinzlicher Bereiter in Berlin, seine Mutter eine beschränkte, kleinbürgerliche, aber liebevolle Frau. Was ihren Sprößling betrifft, so umgab zunächst denselben alles das, was zum Troß eines fürstlichen Hofhaltes gehört: Dienerschaft, Wagenremisen, Pferdeställe, Geschirr- und Sattelkammern, ärmelige Wohnung, kleine, kümmerliche Lebensumstände. In diese enge, winklige, wenig heitere Welt sind die frühesten Jahre des Knaben

eingepferchi. Gutzkow stellt sie wie ein Idylle dar und verleiht ihnen den ganzen Zauber der Poesie. Der Leser erlebt darin des Kindes früheste Eindrücke in wunderbarer Feinheit der Ausführung und frischester Gegenständlichkeit wiedergegeben. Ein einzelner riesengroßer Nußbaum in einer Hofecke erschien demselben wie ein Mysterium der Natur und es war schon glücklich, ein Blatt davon zu erwischen, um es in seinem bloßgelegten zarten Geäder in den brandenburgischen Kinderfreund zu stecken. Seltsam ergreifend ist, wie zwei feindliche Mütter, von denen die eine seine eigene Mutter, die andere die Frau eines Dienstkameraden seines Vaters ist, durch den Tod eines Töchterchen von wenigen Jahren, zur endlichen Versöhnung und zwar dadurch gelangen, daß seine Mutter der untröstlichen Feindin gestattet, die kleine Leiche in der gemeinschaftlichen Küche aufzubahren, da die knappe Wohnung dem trauernden Elternpaar keinen Raum dazu bieten wollte. Die Familiengeschichten, in die sich Geschichten aus dem damaligen Kriege mischen, die erste Schulzeit und die früheste Bekanntschaft mit Goethe's „Faust", die Freundschaft mit einem höher gestellten Spielgenossen und der Schmerz des Abschieds von diesem, mit dem das Buch schließt — dies Alles muß man gelesen haben, um Gutzkow zu verstehen und lieb zu gewinnen.

Wie oft und eingehend hat man Heine's Jugend in Betracht genommen und deren Erinnerungen herangezogen, um sein Wesen und Dichten in liebevollster Art zu erläutern und zu erklären. Seine elterliche Häuslichkeit, seine Knabenträume, seine erste Liebe sind das emsige Augenmerk seiner Biographen und Ausleger gewesen, um ihn und sein Schaffen gewinnend erscheinen zu lassen. Gutzkow hat sich einer gleichen Aufmerksamkeit nicht zu erfreuen gehabt. Seine Schrift: „Aus der Knabenzeit" ist weniger beachtet worden, als sie verdient und als nöthig ist, um seine Natur zu verstehen. Dieselbe ist von Hause aus entschieden sanft, zartfühlend, fast empfindsam. Aber er hat von jung auf kämpfen und ringen, sich in sich selbst straff und gewaltsam zusammenfassen müssen, um sich aus der Niedrigkeit zur Höhe edler Bildung und geistiger Bedeutung aufzuschwingen. Die Seinen konnten wenig für ihn thun. Ein Bruder von ihm brachte es bis zum Gensdarm in Neu-Ruppin, seine Schwester heirathete einen Wundarzt. Er allein von seiner Familie erhob sich durch eigene Kraft und Begabung zum berühmten

Schriftsteller. Das konnte nicht ohne äußerste Anstrengung, nicht ohne Mühe und Noth geschehen, und daß dabei seine Psyche Brüche und Einbuße erlitt, wird leicht zu ermessen sein.

Gutzkow hat immer den Vorsatz gehegt, sein Leben, über die Knabenzeit hinweg, weiter auszuführen. Allein, wie er mir selbst mehrmals gestand, schreckte er davor zurück, weil eine solche Ehrenausführung für ihn nicht ohne eine Fülle von Bitterkeit und Demüthigung zu vollziehen gewesen wäre. Er hatte in seiner blühendsten Jünglingszeit Tag und Nacht hinter Büchern sitzen und seinen kärglichen Lebensunterhalt sich sauer dadurch gewinnen müssen, daß er, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, daneben, selbst noch lernend, jüngere Schüler im Lernen zu unterstützen unternahm. Durch alles dies wurde seiner Jugend so zu sagen der Duft und Schmelz abgestreift und nur durch poetische Beschäftigung vermochte er sich künstlich eine Art von kümmerlichem Ersatz dafür zu schaffen. Früh schon hatte er angefangen, sich literarisch zu beschäftigen in seinen Mußestunden. Gedichte und phantastische Dramen waren seine ersten schriftstellerischen Erzeugnisse. Aber, um sich Geld zu verdienen, mußte er nur zu bald daran denken, seine Thätigkeit für Zeitschriften zu verwerthen. Eben zwanzig Jahr alt geworden und noch im Studium begriffen, riß die französische Julirevolution von 1830 ihn aus seinen Träumen und auf den Tummelplatz der Zeitgeschichte, indem er ein „Forum der Journalliteratur" zu schreiben begann, in welchem sich sofort eine scharfe freiheitliche Richtung und eine überraschende Kenntniß der geistigen Weltzustände erkennen ließ.

Wolfgang Menzel, der damals im Literaturblatt zum Cottaischen „Morgenblatte" für Deutschland eine bestimmende und weitgreifende kritische Macht ausübte, ward dadurch auf Gutzkow aufmerksam und rief ihn zu seiner Unterstützung nach Stuttgart, wo er bald sich so sehr Ansehn und Geltung erwarb, daß er gegen Menzel's Urtheil mehr und mehr sein eigenes laut werden zu lassen sich herausnehmen konnte. Dieser Umstand entzweite ihn mit seinem damaligen Herrn und Meister und hatte zur Folge, daß er sich von diesem lossagte und Menzel, empört von dieser Lossagung und erzürnt durch Gutzkow's Hinneigung und die seiner Gesinnungsgenossen zum französischen Liberalismus jener Epoche, sich gegen diese ganze Richtung erhob und ihr unter der Bezeichnung „Junges Deutschland"

offen den Krieg erklärte. Als Gutzkow seinen Roman „Wally“ hatte erscheinen lassen, ward seine Anklage so heftig und verhetzend, daß die deutschen Regierungen durch den Bundestag glaubten einschreiten zu müssen. Gutzkow und Laube wurden eingesperrt, Heine entwich nach Frankreich. Alle Werke dieser Schriftsteller, die erschienen waren und die etwa noch erscheinen sollten, wurden damals verboten.

Das war ein harter Schlag und Gutzkow empfand ihn besonders tief. Er sah „den dornigen Pfad eines der Freiheit und der Schönheit gewidmeten Daseins“ durch denselben gewaltsam durchbrochen und obschon er sich feierlich gelobte, auch fernerhin „Hand und Zunge, Feder und Wort der Aufgabe seines Jahrhunderts zu opfern“, setzte sich doch in seinem Innern gleich im Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn eine gewiß sehr begreifliche und verzeihliche Verbitterung an, deren er nie wieder ganz ledig geworden ist. Und wie sollte er das auch? Er war durch unablässiges Studieren und Arbeiten körperlich herabgestimmt, schon damals halb erblindet und dadurch ziemlich mißtrauisch geworden. Er konnte wenig den Gesichtsausdruck der Menschen beobachten, mit denen er umging und das nahm ihm viel von der Sicherheit und Unbefangenheit des Verkehrs, weil er aus ihren Mienen sich ihr Benehmen und ihre Worte nicht zu deuten vermochte. Er mußte das aus seinen Vorstellungen thun und diese Vorstellungen waren durch frühzeitige Erfahrungen gedrückt. So entstand in ihm ein düsteres, leicht empfindliches Wesen, das seine natürliche Freundlichkeit und Güte überschattete, aber nie ganz verdeckte. Wer ihm näher trat und sich einigermaßen auf ihn verstand, der konnte sie leicht gewahren. Thereſe schrieb mir einmal sehr richtig: „Gutzkow ist viel besser als er sich meist zeigt, besser als er selbst glaubt. Wer ihn zu nehmen und mit ihm auszuhalten weiß, hat den Vortheil.“

Leider haben den Letzteren Wenige zu erlangen gesucht. Die Meisten stieß sein scharfes, schroffes, an sich haltendes Wesen, seine schneidende klanglose Stimme, sein glanzloses Auge mit dem spitz einbohrenden Blicke zurück. Alles an ihm, selbst sein blonder Zwickelbart, hatte etwas Verletzendes, fast Verletzendes. Das genügte bei Vielen beim ersten Eindrucke der umlaufenden Legende von seiner Gemüth- und Herzlosigkeit Recht zu geben, und ihn,

der das inſtinktartig ahnte, machte dieſe Ahnung nur um ſo verſchloſſener und ſcheuer. Bei einer erſten Bekanntſchaft war ſein Verhalten mehr abwehrend als einladend. So vereinſamte er nach und nach in einem bewegten und beziehungsreichen Leben. Dieſe Vereinſamung verſchärfte ſich durch eine, im Verhältniß zu Mitſtrebenden, ziemlich geringe Anerkennung ſeiner Schriften und eine nörgelnde Gegnerſchaft, ſowie allerlei abgeſchmackte Verdächtigungen. Nur um davon einige ſelbſtredende Belege zu liefern, führe ich noch die folgenden Stellen aus Gutzkow's Briefen an: Unter dem 6. Juli 1855 ſchreibt er mir in Bezug auf ſein Lebensbild „Die Diakoniſſin“:

„Es iſt ſo elend von einigen Berichterſtattern es ſo darzuſtellen, als wenn ſolche Stoffe zu wählen eine Folge meines Vermögens, meines Nurkönnens wäre, während es die Folge meines Willens iſt! Als wenn es mir nicht ein Leichtes wäre, dieſe Gattung von Poeſie zu pflegen, welcher dieſe Herrſchaften allein huldigen. Ich ſehe mit Schmerz, daß auch meine Freunde unter dem Drucke dieſer Auffaſſung ſtehen und dem Buche nirgends einen Standpunkt erobert haben, nirgends auch bei verwandter und gleicher polemiſcher Richtung nicht. Daß das Ganze eine Skizze iſt, gebe ich ja zu, aber der Partei des Dr. Wichern gegenüber ließe ſich ſchon mein Gedankengang vertheidigen, der kein anderer iſt, als die innere Miſſion, als eine Arrogation der pietiſtiſchen Partei darzuſtellen, eine Aneignung von Aufgaben, deren wahre Löſung nur der nationalen und freieren demokratiſchen Zukunft gebührt und gelingt. St. René Taillandier fragt mich: ob ich denn für die Diakoniſſinnen wäre? Was denn das Reſultat meiner Buches wäre? Ob ich denn Katholik ſein wolle und warum ich es nicht ſagte? Der Mann kennt nichts von unſerer idealen Demokratie, von der (vertieften) Aufgabe des Deutſch-Katholizismus, von Sallet's Chriſtenthum, von jener im Volksſinn wurzelnden Schwärmerei eines geläuterten Poſitivismus. In meinen „Rittern“ habe ich dieſer Begeiſterung das Wort geredet: erinnern Sie ſich der Louiſe Eiſold? Für alles Das keinen Ausdruck zu wiſſen, ſelbſt in der Berliner „Nationalzeitung“ nicht, ſchmerzt mich tief.“

Am 7. Dezember 1858 heißt es in einem Schreiben:

„Lieber Wehl, ich kann Ihnen wohl ſagen, daß mir die nachfolgende Stelle aus dem Briefe eines mir innigſt zugethanen und in

aller Anzweifelung und Angeiferung meines Wirkens treuen Freundes großen Kummer verurſachte. „Ob Sternberg dieſe Rohheiten in die „Grenzboten“ geſchrieben? Manches erinnert doch ſehr an Julian Schmidt. Das Alles iſt ſo ſchmutzig und gemein, daß Sie nur dadurch gewinnen können, der Gebildete muß ſich ja von dem Zeug abwenden als zu widerlich. Haben Sie die „Jahreszeiten“ vielleicht in die Hand genommen? Ich weiß nicht mehr, wer es mir ſagte, daß Herr Wehl darin einen Ausfall gegen die „Kotterie“ gemacht, die Ihr Buch prieſe.“

In dem obigen Briefausſchnitt iſt auch angedeutet, was hier die Sage berichtet. Der erſte Entwurf zu der „Grenzboten“-Gemeinheit ſoll von Sternberg und an die „Kölniſche Zeitung“ gerichtet geweſen ſein. Von da kam ſie, als zu ſtark, zurück, ging nach Leipzig, wurde dort von Herrn Freytag überpfeffert und zur Erwiederung gab Freytag eine Anzeige nach Köln, natürlich nur durch Vermittler, die man nennt, die ich aber nicht wiederholen will. Die Agitation in Köln, Augsburg und Wien dauert fort, die Seele derſelben iſt Freytag, denn Sie müſſen wiſſen, Brockhaus druckt bereits von meinem Roman die 2. Auflage. 3000 Exemplare genügten in 8 Wochen nicht. Zu Neujahr erſcheint die 2., d. h. nach dem Maaßſtab von „Soll und Haben“ die 4. Auflage.

Daß Sternberg die erſte Anregung gab, iſt nicht unmöglich. Ich brachte eine kleine Anzeige ſeiner „Dresdener Gemäldegallerie“ in dem Ton, in dem ich nur als freiſinniger Schriftſteller über den Autor der „beiden Schützen“ u. ſ. w. ſchreiben kann. Dabei war ſoviel Anerkennung von ſeinem Geiſt in meiner Anzeige, daß er mir hätte danken und dazu lachen ſollen, daß ich einiges ſpottend behandelte. Statt deſſen, ſagt man, ſoll er auf irgend eine Art der „Grenzboten“-Gemeinheit, dem Auszug aus dem erſten Bande voll Lügen, nicht fremd ſein. Seiner Bosheit und Herzloſigkeit kann man alles zutrauen, jetzt vollends, wo ſeine Eitelkeit in den Kreiſen, in denen er lebt, in einer ſteten Erregung iſt. Daß Sie in dieſen Ihre Correſpondentinnen haben, weiß ich. Wie durfte ich nun nicht annehmen, daß es einer dieſer Blauſtrumpfaufwieglerinnen gegen mich, die ſich zu den andern geſellt, gelungen ſein könnte, Sie zu Äußerungen über die Anerkennung, die andererſeits mein Unternehmen gefunden, ſo kränkender Art zu beſtimmen! Aber ich nahm es nicht an. Ich wollte mich erſt überzeugen und deshalb meine Anfrage.

Da Sie mich versichern, daß die Bemerkung sich nicht bei Ihnen findet, da Sie mir schreiben, daß sie eine Unmöglichkeit wäre, so fällt mir eine Last vom Herzen, denn soviel Kraft ich habe, mein trauriges Loos, nichts ohne Anfeindung und Verfolgung unternehmen zu können, zu ertragen, so wirft mich ein an mir zweifelnder Freund nieder! Ich bin ein Mensch voll Dankbarkeit und von einer Anhänglichkeit, die jede Probe besteht, selbst wenn ich, wie es bei uns der Fall ist, nicht die mathematische Möglichkeit habe, unsre Freundschaft zu nähren, unsre Verbindung rege zu erhalten. Sähe ich Sie aber morgen wieder, so würde ich derselbe sein, der ich Ihnen zu allen Zeiten war."

Am 10. März 1860 endlich gelangt nachstehender Brief an mich:

„Verehrter Freund, soeben schreibt mir Lenz, daß sich ein Herr von Schlechta auch an Sie gewandt hätte, einen Schandartikel gegen mich aufzunehmen, betreffend ein von mir vor sieben Jahren gelesenes Manuscript, aus dem ich für meinen Roman „Der Zauberer von Rom" gestohlen haben soll. Lassen Sie sich von Lenz einen Brief zeigen, den ich diesem vor einigen Tagen über diese freche Insinuation schrieb. Ich weiß nicht, ob Ihnen jemals die Kunde von der Abenteuerin Frau von Gravenreuth, geb. Gräfin Hirschberg wurde! Sie war im Jahre 1849 Directrice eines Sommertheaters in Moabit. Wie ich seit Jahren zahllose an mich eingesandte Manuscripte lesen muß, — für meine „Unterhaltungen" ex officio — so las ich auch ein Convolut von 3000 Seiten Skandalgeschichten, in denen der merkwürdige Lebenslauf einer Frau geschildert ist, die von einer Gräfin zur Bandenführerin, jetzt Wiener Schriftstellerin und Aspirantin auf die Schillerstiftung (!) herabgekommen ist. In ihrem Gilblas-Leben findet sich die Schilderung einer orthopädischen Anstalt und unter hundert anderen Fatalitäten auch die, daß sie als geschiedene Frau mit dem Improvisator Volkert reisend, somnambul wird und dafür in die Münchener Voigtei gesteckt wird. Diese beiden Momente, zwei unter hundert, die die Motivhebel meines Romans sind, soll ich entlehnt haben! Der Somnambulismus, dies abgenutzte Romanmotiv, das ich schon in meinem Hackert selbst benutzte! Die übrigen Bagatellen, die in dem Artikel stehen, sind Lügen .... Ich habe in meinem Leben schon 3—400 Namen erfinden müssen, kommt da zufällig auch eine Seefelden (nicht Seefeldt) vor, so ist das zufällig. Die betreffende Person

lichkeit ist bei mir eine Nonne. Das orthopädische Institut ist nur aber seit Jahren, seit 1835, wo meine Schwägerin zwei Jahre auf dem Streckbette lag, eine Lieblingsidee, und die soll ich gestohlen haben aus einer Biographie, in der ich ein Mädchen erwähnt finde, das verwachsen ist und auf dem Streckbette liegt! Dies Weib schrieb mir: „Finden Sie sich mit mir ab oder es giebt einen Skandal.“ Auf diese Weise will sie die Biographie im Preise steigern und einem Buchhändler theurer verkaufen. Julie Burow, Mügge, ich glaube auch die Mühlbach haben sie gelesen — ich konnte annehmen, sie sei längst gedruckt oder von der Frau in einzelnen Parthien in den Wiener Feuilletons angebracht — und dem gegenüber soll ich sie geplündert haben! Ich hoffe, daß, wenn dieser Herr v. Sch., ich glaube ihr Adoptivsohn, die Notiz in Hamburger oder andere Blätter einrücken läßt mir jeder, der ein Journal redigiert, beistehen muß. Ich arbeite mein Riesenwerk mit der höchsten Anstrengung meiner Kraft, und eine solche Anklage! Lesen Sie darüber nichts in den Zeitungen, so ist freilich nur gerathen, daß die Gemeinheit in sich selbst verhalle und erwähnen Sie dann nichts davon.“

Unter solchen Einwirkungen und Erfahrungen hatte Gutzkow zu leben und zu schaffen. Man glaube nicht, daß sie vereinzelt waren und selten kamen. Sie wiederholten sich im Gegentheil fast täglich. Wer, wie ich, eine Zeitlang sich in Gutzkow's unmittelbarer Nähe und im vertrauten Umgange mit ihm befand, konnte das leicht gewahren. Er erhielt Anerkennung, Beifall und selbst Bewunderung von vielen Seiten, aber zu dem Allen auch viel Feindschaft und Gegenpart. Besonders schmerzlich war ihm, daß er nicht einmal im eigenen Lager, also im Schooße des Jungen Deutschlands selbst einen literarischen Rückhalt fand. Nur Wienbarg blieb ihm in treuer Anhänglichkeit zugethan. Mundt grif ihn nicht geradezu an, aber man braucht nur die zweite, neubearbeitete Auflage von dessen „Geschichte der Literatur der Gegenwart“ (1853) zu lesen, um sich zu überzeugen, wie bedingt und auf Schrauben gestellt sein Urtheil über den mitstrebenden Genossen zu Tage tritt. Es ist ein kärgliches, bitterlüßes Lob darin, ein Lob, das immer wie Tadel klingt und wenn es mit Sammetpfotchen schmeichelt, doch zugleich mit scharfen Krallen die Haut blutig zerkratzt. Laube hat nie besondere Sympathie für Gutzkow empfunden. Sie besaßen von Hause aus Naturen, die sich einander abstießen. In seinem

Buche: „Götter, Helden, Don-Quixote“ schreibt Gutzkow: „Obschon selbst an der Lösung der mannigfachen Probleme, welche unserer heutigen Literatur gestellt sind, mit Herz und Empfindung betheiligt, verliere ich doch den Maaßstab des fremden und verwandten Strebens nicht und werde immer einräumen, daß ich die Flüssigkeit des Wienbarg'schen Styl's und die weise Behutsamkeit der Mundt'schen Denkungsart nicht erreiche. Allein mit H. Laube verhält es sich anders“. Und nun zergliedert er dessen Schriften in ziemlich eingehender Weise, erörtert das Irrthümliche seiner politischen Ansichten, tadelt die Schwäche seiner Männer und die Stärke seiner Frauen. Endlich wirft er ihm sein Heinisiren vor und betont schon hier (1838) seine Abneigung gegen Heine, den er „in früherer akademischer Zeit auch deshalb nicht mochte, weil er Jude war“.

Das schnitt zwischen Laube und Gutzkow das Tischtuch entzwei. Laube hat immer eine rührende Freundschaft für Heine behalten und mußte mit dieser im Herzen mehr und mehr von Gutzkow sich scheiden. Heine und Laube haben unmittelbar Gutzkow nicht befeindet, aber desto mehr thaten es deren Anhänger und Freunde. Ueber Robert Heller, den liebenswürdigen Schildknappen Laube's, ließ Gutzkow sich einmal also gegen mich aus: „Käm' ich nach Hamburg, so würde ich Robert Heller nicht wieder besuchen. Ich habe diese kalte und innerlich feindselige Art, mit der er mich zu behandeln pflegt, satt. Ich bin ihm vertrauensvoll und in der That nicht aus Interesse hingebend entgegen getreten und doch hat er nur Wärme für meine Gegner. Ueber die „Diakonissin“ gab er vier Zeilen. Ich bin in einer Stimmung, mit allen diesen falschen Beziehungen zu brechen und meine Ueberzeugungen wieder mit alter Stärke auszusprechen“. Dazu kamen später Gustav Freytag und Julian Schmidt mit ihrem ansehnlichen kritischen Gewicht in den „Grenzboten“. Nachdem diese Zeitschrift Eigenthum Freytag's geworden und Letzterer Julian Schmidt zum Leiter derselben bestellt, entspann sich in ihr ein beständiges litterarisches Anrempeln Gutzkow's. Gutzkow wurde mit allen seinen Schriften angerannt, um ihn womöglich über den Haufen zu werfen.

Julian Schmidt war ein anderer Wolfgang Menzel, ein Kritiker, der mit großer Entschiedenheit in seiner Literaturgeschichte seine Meinung aussprach und nachdem er die Romantik niedergemetzelt und dem Idealismus ein etwas kärgliches Dasein zu fristen erlaubt hatte, sich zum

Schutz- und Schirmherrn des Realismus machte. Gustav Freytag erklärte er für das mustergültige Haupt dieser Richtung und Gutzkow so ziemlich für einen Stümper in allen Fächern. Es wird sich nicht leugnen lassen, daß er in einigen Punkten das Richtige traf; aber im Allgemeinen das darf man heut wohl ungescheut aussprechen, that er Gutzkow ein schreiendes Unrecht. Und er that es warum? Mir scheint: nur weil er eines Sündenbocks für seinen kritischen Uebermuth und für Freytag's hellen Ruhm einer dunklen Folie bedurfte. Damit Freytag glänzen konnte, mußte Gutzkow verschwärzt werden. Und diese Verschwärzung wurde gradezu systematisch betrieben. Daß sie eine schwierige Sache gewesen, wird sich dabei nicht eben behaupten lassen. Freytag und Gutzkow sind so ziemlich Gegensätze im Leben wie in der Literatu Der Erstere hat sich behaglich und glücklich entwickeln und eine humoristische Ader drollig und lebensfrisch in seinen Werken entfalten können. Er ist immer ein Mann von geschlossener Haltung gewesen, der auch politisch einen schnurgeraden, nie durch Abenteuerlichkeit oder Extravaganzen gestörten Weg einzuschlagen und zu verfolgen verstand. Gutzkow hat, wie von mir gezeigt worden, in seiner Existenz nur Anstrengung Mühe und Sorge und in seinem literarischen Wirken lediglich die quälerischen und verhängnißvollen Elemente seiner Zeit getroffen. Hier ist Alles düster, verzweiflungsvoll und tragisch, dort sonnenklar, munter und lachend. Freytag errang sich Ruf und Beifall durch Lustspiele und komische Romane; Gutzkow durch Tragödien und erschütternde Zeitgemälde. Letzterer durch viele, Ersterer durch wenig Werke. „Die Journalisten" und „Soll und Haben" reichten hin Freytag berühmt zu machen. Gutzkow wurde es durch eine lange Reihe von Arbeiten. Dieser erschöpfte sich, Jener sammelte sich. Und in diesen Zustand der Beiden fiel für Freytag Julian Schmidt's Lob und für Gutzkow dessen Tadel.

Es wird leicht sein: sich von der Wirkung eine Vorstellung zu machen. Der Glückliche ward gehoben, der Unglückliche niedergedrückt. Ich habe Gutzkow nicht weinen sehen, nicht fluchen hören über die Angriffe, mit denen Schmidt sein Literaturwerk in den „Grenzboten" vorbereitete, wohl aber hatte ich Gelegenheit inne zu werden, wie sie ihn marterten, verstimmten und ihm wehthaten mitten im angestrengtesten Schaffen. Ich vergesse nie, wie ich ihn eines Tages über dem Lesen eines so feindlichen Aufsatzes traf.

Er saß zusammengesunken, das Blatt dicht vor die schwachen Augen gedrückt, mit farblosem Gesicht, den blonden Schnurrbart mit den Zähnen kauend und dann und wann den dünnen Kinnbart durch die Finger der linken Hand hindurch gleiten lassend.

Er sah aus wie das Bild des Jammers.

„Was haben Sie?“ frug ich erschreckt. Er antwortete nicht und las weiter. Endlich erhob er sich und reichte mir das Heft entgegen, indem er sagte: „Sokrates starb an Schierling. Meine Gegner wollen beweisen, daß auch Wermuth tödten kann!“

Damit ging er, ohne Klage, ohne Widerspruch, ohne Zornesausbruch an — — — die Arbeit. Er schrieb damals an den „Rittern vom Geiste“, im Sommer von früh sechs Uhr bis Abends zum Dunkelwerden. Eine Stunde vor Tisch zum Baden in der Elbe, wozu ich ihn abholen kam und eine kurze Mittagsrast bildeten die einzige Pause des ganzen Tages. Nach neun Uhr erschien ich wieder, um ihn zu einem Spaziergange in den großen Garten zu begleiten, wo wir dann seine Gattin und Auerbach aufsuchten, die vor der Konditorei darin zu sitzen pflegten. Ich fand ihn oft wie gebrochen und geistig so abgestumpft, daß er kaum zu gehen und nur mühsam an der Unterhaltung Theil zu nehmen vermochte.

Wenn man ihm Vorwürfe wegen seines Fleißes machte und ihm Schonung anrieth, führte er gern Goethe's Verse aus dessen „Tasso“ an:

„Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt,“

wobei aber jedesmal bei den folgenden Worten:

„Das köstliche Gewebe entwickelt er“

ein bitteres Lächeln um seine dünnen Lippen spielte und er einschaltend bemerkte: „das köstliche Gewebe werden meine Feinde freilich als Selbstüberschätzung tadeln, denn ich gelte ihnen für keinen Seiden- sondern mehr als ein Holz- oder Todtenwurm.“

Unausgesetzt bekrittelt und verlästert, gewöhnte er sich daran, in allem seinem Treiben und Thun nur an Abgunst und Widerstand zu denken, was am Ende natürlich zum Verfolgungswahnsinn ausarten mußte.

Emil Kuh und Adolf Stern, die aus Julian Schmidt's Schule hervorgingen, halfen leider wesentlich dazu mit, weil sie in

ihrer Begeisterung für Friedrich Hebbel und Otto Ludwig glaubten Gutzkow nicht tief genug stellen zu sollen.

Viele Andere und Geringere schlossen sich ihnen an und so entstand zuletzt eine wahre Phalanx von feindseligen Kritikern, durch die er von Anfang bis zu Ende literarische Spießruthen laufen mußte. Kein Wunder also, daß er im Geiste wund und verbittert wurde. Sein Geist empfand sehr lebhaft jeden gegnerischen Streich und es wurde ihm keiner erspart. Ich habe bereits früher berichtet, daß es seine Gewohnheit war, kein Blättchen, das ihm vor Augen kam, unbeachtet zu lassen. Er durchflog alle Zeitungen, von der größten bis zur kleinsten. Nichts Gedrucktes entging ihm; Alles spürte er auf; so natürlich auch, was gegen ihn gerichtet war. Was er aber selber nicht entdeckte, das entdeckten seine Vertrauten, die es ihm zutrugen und das Uebel durch ihren theilnehmenden Eifer vermehrten. Wie oft habe ich ihn außer sich gesehen über dergleichen Zuträgereien. Zuweilen hatte ich selber Äußerungen vernommen, die von Seiten Auerbach's, Julius Rabst's oder Anderer gefallen und die, ohne Arg und völlig harmlos, ihm als gehässigste Angriffe hinterbracht worden waren. Freytag's Gegnerschaft ist ihm entschieden wohl stärker und rühriger vorgestellt worden, als sie bestand und selbst die von Julian Schmidt feindseliger als sie war. Meinte doch Gutzkow einmal sogar zum Zweikampfe fordern zu müssen. Nur mit Mühe gelang es den besonneren seiner Freunde diesen Schritt zu verhindern.

Verstärkt ward übrigens Gutzkow's Verstimmung, wenigstens in früherer Zeit, durch den Umstand, daß er vermied, im häuslichen Kreise sich darüber auszusprechen. „Warum die Seele der Meinigen beunruhigen durch das Gift, welches die Vipernzungen gegen mich ausgespritzt?" sagte er einst zu mir. „Es ist genug, daß ich davon leide. Warum auch sie noch betrüben?"

So verschloß er seinen Grimm und Zorn in sich, und das mußte ihn nothwendig innerlich zermalmen und zerstören. Das war seine eigene Schuld, wird man vielleicht rufen. Vielen Andern ist es nicht besser ergangen wie ihm und doch haben sie sich gesund und unverdüstert bewahrt. Nun freilich wohl; allein diese Alle haben ohne Zweifel eine glücklichere Jugend, mehr Licht und weniger aufreibende Anstrengung gehabt. Man vergesse nicht, wie ärmlich seine Kinderzeit verlief, wie wenig Gunst und Forderung ihm zu

Theil ward und wie ſauer und ganz auf ſich ſelbſt angewieſen er ſich ſeine Stellung in Literatur und Welt erkämpfen mußte. „Ich habe immer im Schatten meines Geſchicks geſtanden," meinte er von ſich ſelbſt, „und während Andere im hellen Sonnenſchein ſpazieren gingen, ſah ich ihnen aus meiner fröſtelnden Exiſtenz mit ſtiller Trauer in der Seele nach."

Dieſe ſtille Trauer aus fröſtelnder Exiſtenz liegt über ſeinem Leben wie über allen ſeinen Werken. Es weht in ihnen ein erkältender Luftzug, der etwas Erſtarrendes hat und welcher zum Theil auch in ſein eigenes Herz gedrungen war, in dem nie eine fröhliche Sorgloſigkeit, ein lachender Uebermuth oder eine jubelnde Zuverſicht auf das Glück ſich geltend zu machen Gelegenheit hatten. Die Liebe, die Freundſchaft, die Poeſie haben darin allerdings auch Raum gefunden, aber der Raum war dunkel und durch die Noth des Daſeins verſtellt. Es iſt nicht zum Erſtaunen, wenn unter ſolchen Umſtänden in ſeinem Innern früh eine verfinſterte Stimmung Platz griff und dieſe nach und nach, namentlich beim Herabſinken ſeiner phyſiſchen Kräfte, ſich in eine geiſtige Gereiztheit von erſchreckendem Grade ausſpann. Wenige ſeiner Gegner haben durchgemacht, was er durchgemacht hat. Gutzkow hat nie mit Weltſchmerz und Zerriſſenheit geprahlt und doch hat er ſich darin aufgerieben und verblutet. Ihm ſtand kein Witz zu Gebote, damit zu ſpielen und kein Humor, um gaukelnde Phantaſiegebilde daraus zu geſtalten. Kalt und nackt, wie ſie waren, mußte er ſie verarbeiten zu Romanen, Schauſpielen, zu Schilderungen von Welt und Menſchen, zu Gedichten und Kritiken. Gutzkow war es, der da ſagte: „Die Kritik iſt ſelbſt Literatur geworden. Seit den Encyclopädiſten in Frankreich, ſeit den Eſſayiſten in England, ſeit Leſſing in Deutſchland iſt die Kritik nicht mehr die Dienerin der Literatur, ſondern ihre Herrſcherin."

Wie treffend dieſer Ausſpruch und wie ſchlagend belegt ihn Gutzkow ſelbſt. In ihm iſt Alles Kritik, Kritik des Lebens, der Perſonen, der Geſchichte. Das giebt ſeinen Schriften das Ernſte, Trübe und macht ſie ſo einſchneidend und wuchtig. In ihnen zeigt ſich der ganze geiſtige Inhalt ſeiner Periode abgeſetzt und gewiſſermaßen kriſtalliſiert; ſie bieten eine Encyclopädie von Allem, was ſeine Zeit bewegte und erfüllte. Wer Letztere künftig wird kennen und ſich mit ihr vertraut machen

wollen, der wird sie, neben Heine's Werken, am Besten und Zutreffendsten aus denen von Gutzkow studieren können. Ich weiß wohl, die Letzteren sind zuweilen eben so düster wie die Ersteren lachend und Beide haben etwas Pathologisches, Angekränkeltes, im Ausdruck Leidendes, aber doch sind sie uns gerade in diesem Zustande das echte und wahre Spiegelbild der dreißiger und vierziger Jahre unseres Jahrhunderts. Diese Jahre umfassen das volle „Freudvoll und Leidvoll" einer Epoche, in der sich der deutsche Genius wieder einmal auf sich selbst besann und aus träger nationaler Verpuppung heraus seine bunt erschimmernden Flügel an's Licht entfaltete. Es war in diesem Entfalten ebenso viel Lust wie Schmerz und diese lassen sich kaum irgendwo so lebhaft nachempfinden, als in Gutzkow's und Heine's literarischen Schöpfungen. Darum sind sie beide so wichtig. Wichtig, weil sie wiederhallen vom Jubelruf wie von dem Wehgeschrei der modernen deutschen Volksseele. Man kann das Deutschland von heute nicht begreifen, wenn man das von 1830 bis 1850 nicht verstehen gelernt hat. Da liegen seine Wurzeln, oft bloßgelegt und zerhackt von den Wuthhieben thörichter Machthaber oder verblendeter Staatskünstler, oft umhüllt und umwuchert von den Moosgebilden überspannter Phantasien. In Gutzkow's und Heine's dichterischen Erzeugnissen läßt sich dies Deutschland von ehemals gewahren und ebenso in ihren Briefen und mündlichen Aussprüchen. Darum scheint mir werth, auch die geringsten davon nicht verloren gehen zu lassen. Es athmet fast in allen ein geschichtlicher Zug oder ein Etwas, das sich zum Kriterium der Zeit ausgestalten läßt. So z. B. wenn Gutzkow unter dem 16. August 1850 mir schrieb:

„Wenn die preußische Regierung nicht das Privilegium der königlichen Bühne in Berlin für klassische und tragische Stücke aufhebt und die methodische Possen- und Blödsinn-Fabrik der Nebentheater Berlins dadurch sistirt, macht sie sich zur Mitschuldigen am tiefsten Verfall der Bühne, sowohl in literarischer wie schauspielerischer Hinsicht."

In demselben Jahre erschien in der „Deutschen Schaubühne" ein kleiner Aufsatz „Ueber das Berliner dramaturgische Preis-Komité", ich erinnere mich nicht mehr, von wem verfaßt, in dem sich folgende Stelle befand:

Wir gehen von der Ansicht aus, daß ein wenig gekanntes, gedrucktes Drama, oder ein Drama, das nur über diese und jene Bühne, vielleicht sogar ohne sonderlichen Erfolg gegangen ist, ein Drama, dessen Verfasser gar keinen Namen hat, den Preis erhalten kann, sobald nur der innere Werth des Stückes es verlangt. Gutzkow sprach ironisch von einem Alfred Timpe, dem der Preis zufallen werde. — Nun, wenn dieser Alfred Timpe ein Drama geschrieben hat, welches von einem Boeckh, Gervinus, Grillparzer, Hotho u. s. f. des Preises würdig befunden wird, dann wird Alfred Timpe's Namen bald ebenso bekannt sein, wie der Karl Gutzkow's und Gustav Freytag's, und es ist, bei der literarischen Ueberfüllung der Neuzeit, der Urtheilslosigkeit des Publikums, den Intriguen der Koterieen, gewiß ein Verdienst, einen verborgenen Genius an's Licht gezogen zu haben. Es lebe also Alfred Timpe, und die Kritiker, die sein Werk bisher übersehen, mögen dann ihre Brillen besser putzen.

Darauf ließ sich Gutzkow folgendermaßen aus:

„Eben bekomme ich Ihr 7. Heft. Hat der Mann, der darin über das Berliner Preisgericht schreibt und mich hinstellt, als gönnt' ich Alfred Timpen nicht seinen Ruhm, wohl meine drei ausführlichen Artikel über diesen Gegenstand gelesen? Die Hand auf's Herz! Sie selbst nicht. Das sollte in einem solchen Blatte nicht vorkommen. Das Preisinstitut ist eine durchaus verfehlte durch und durch niederträchtige Handlung gegen die Dramatiker, die Noth und Sorgen genug mit dem deutschen Theater, wie es ist, haben und jetzt noch von solchem Professorenurtheil chikaniert werden sollen. Können jetzt noch Laube, Mosenthal, Hebbel u. s. w. unbefangen und wahrhaft freudig an die Ausführung ihrer dramatischen Pläne gehen?"

Man erkennt, wie auch hier Gutzkow schwarz sieht und gleich aufs's Höchste erregt ist. Ich theilte ihm ruhig meine Ansicht, die nicht ganz mit der seinigen übereinstimmte, mit und besänftigte ihn, so gut ich konnte, weil ich wohl fühlte, daß es ihn schmerzen mußte, sich hier wie bei vielen anderen Gelegenheiten übergangen zu sehen. Gutzkow hatte die dramatische Bewegung im neuen Deutschland mit mächtig wirkenden Stücken geweckt und wie wenig ward ihm Dank dafür geboten! Ihm ist nie ein Preis zu Theil geworden, aber viel harte Beurtheilung und verletzender Hohn.

Als er zur hundertjährigen Erinnerung von Goethe's Geburtstag am 28. August 1849 das Gelegenheits-Luſtſpiel „Der Königsleutnant" in Frankfurt a. M. für das dortige Stadttheater geſchrieben, während „Tag für Tag unter den Fenſtern ſeiner Wohnung die Kanonen gegen den badiſchen Aufſtand vorüberzogen", wie viele Angriffe und harten Tadel mußte er ſich gefallen laſſen und doch lebt dasſelbe heute noch auf den deutſchen Brettern gleich wie Shakeſpeare's „Sommernachtstraum".

Zu meiner Abhandlung über Leſſing in meinem Buche „Hamburgs Literaturleben im 18. Jahrhundert" bemerkt er: „Nach meiner Ueberzeugung iſt Leſſing in der Aufſtellung von Natur und Wahrheit und in der Verwerfung der Franzoſen zu weit gegangen. Ein neuer Leſſing müßte jetzt gegen den alten ſchreiben, müßte das hervorheben, was an Shakespeare zu tadeln iſt, denn nicht der Ungebundenheit, ſondern der Gebundenheit bedürfen wir.

Freilich hat es Leſſing nicht ſo übel gemeint, wie man ihn auszulegen pflegt. Wer weiß, ob er jetzt von Racine und Corneille nicht beſſer ſpräche als vor hundert Jahren?

Ueber Wittenberg hätte ich gern etwas; aber ich glaube, W. muß man als ein merkwürdiges Gewächs betrachten. Er iſt beſſer als ſein Ruf. Seine Urtheile und Verſe z. B. in Ihrer Auslaſſung über die Ackermann ſind fein und geſchmackvoll. Mancher Autor ſteht dem Zeitgeiſte und auch ſeinen beſten Vertretern verquer gegenüber und es iſt doch etwas an ihm. Wir haben manche ſolche Erſcheinungen, die auf eine originelle Unart und auf unrechte Art Recht haben."

Man liebt es neuerer Zeit, aus den Werken hervorragender Schriftſteller ſogenannte „Lichtſtrahlen", das will ſagen, bedeutſame Gedanken und Denkſprüche zuſammenzuſtellen. Die Schriften Gutzkow's bieten dafür ein ergiebiges Feld, dennoch iſt es, meinem Wiſſen nach, noch niemanden eingefallen, ein ſolches Buch aus ſeinen Büchern zuſammenzuſtellen. Auch in dieſer Beziehung erſcheint er ſtiefmütterlich behandelt von der modernen Literatur, und doch hat die moderne Literatur keinen echteren Sohn gehabt als ihn.

Dieſer Widerſpruch iſt ſchwer zu erklären.

Und nun Thereſe! Sie wird gleichfalls in der modernen Literatur meiſt unter ihren Werth geſtellt. Sie iſt allerdings keine

epochemachende Erſcheinung, keine Droſte-Hülshoff, keine George Sand, keine Currer-Bell, keine Friederike Bremer, aber doch immer eine gefällige und geſchmackvolle Schriftſtellerin.

Unerwähnt mag an dieſer Stelle überdies nicht bleiben, daß es Thereſe von Bacheracht war, der wir die Veröffentlichung der „Briefe an eine Freundin" von Wilhelm von Humboldt verdanken. Thereſe hatte die letzten Lebenstage der armen Charlotte Diede durch ihre Liebenswürdigkeit und Mildthätigkeit erhellt und war bei deren Tode von derſelben zur Erbin dieſes Briefſchatzes eingeſetzt worden. Den außerordentlichen Werth und die große Bedeutung dieſes literariſchen Vermächtniſſes erkennend, ließ ſie Alexander von Humboldt Einſicht davon nehmen und es dann bei F. A. Brockhaus in Leipzig verlegen.

Thereſe von Bacheracht war eben eine feinfühlige, lebhaft und warm auffaſſende Frauenſeele, eine Frauenſeele, die entſchieden über das Maaß weiblicher Gewöhnlichkeit hinausragte und Welt und Menſchen mit ſeinem Sinn und wenn zuweilen auch mit leidenſchaftlicher Erregtheit, beſonders in eigenem Intereſſe, doch ſtets anmuthsvoll geiſtig in ſich aufnahm und widerſpiegelte.

Um dies einigermaßen zu beſtätigen, füge ich hier nachträglich noch einige von ihren Briefen an mich bei, die ſie ſowohl im Sturm und Drange ihrer Gefühle wie in der Behaglichkeit beruhigter Umſtände gleichmäßig weiblich und liebenswürdig erſcheinen laſſen, denn gerade die Irrungen, in die ſie über Gutzkow's Empfindungen verfiel und die Wahrheit, mit der ſie dieſelben ausſpricht, beweiſen, wie ehrlich ſie war und wie rein ihr Bewußtſein geblieben. Sie konnte im Jubel ihres Herzens über eine hinweggeſtorbene Nebenbuhlerin einigermaßen ungerecht und übermüthig urtheilen, aber in der leidvollen Tiefe der erfahrenen Ablehnung zeigt ſie ſich wunderbar und bis zum Erſtaunen harmoniſch und verſöhnlich allen Zwieſpalt ausklingen laſſend.

Die erſten der hier folgenden Briefe ſind unmittelbar nach dem Tode von Gutzkow's erſter Frau und in dem vermeinten Sicherheitsgefühle geſchrieben, ſein Herz ungetheilt zu beſitzen; die ſpäteren zeigen ſie in dem Schmerze der Enttäuſchung und Entſagung. Die letzten beiden entſtammen dem glücklichen Zuſtande ihrer Ehe jenſeits des Ozeans.

„Berlin, den 5. Mai 1848.

Lieber Wehl. Gutzkow dankt Ihnen für Ihre Theilnahme. Er iſt erſchüttert und gerührt von dieſem unerwarteten Tode, aber nicht unglücklich. Sie wiſſen, daß er keinen engeren geiſtigen Zuſammenhang mit ſeiner Frau hatte; auch empfand er zu ſehr die hemmende eheliche Feſſel, die damit verbundenen Sorgen, als daß er nicht jetzt einen tiefen, freien Athemzug thun und ſich nach einem neuen Leben umſehen ſollte. Augenblicklich iſt er, der Kinder wegen, in Dresden, wird aber in dieſen Tagen nach Wien reiſen, um der Aufführung des „Acoſta“ im Burgtheater beizuwohnen. Dieſe Reiſe wird ihm wohl thun und ſpäter in Dresden zurück, wollen Fanny Lewald und ich ihm helfen die häusliche Lücke durch unſere Gegenwart auszufüllen. Überhaupt wird ſich mein Leben wohl jetzt noch mehr als ſonſt im Hin- und Herreiſen zerſplittern. Möge es nur dazu dienen, dem lieben Freunde Freude und Anlehnung zu geben. Daß mir ſelbſt durch dieſen Tod ein Druck genommen iſt, werden Sie begreifen. Ich litt viel in dem Kampfe, den das Herkömmliche mit dem innerlich Berechtigten unternommen hatte, ich dachte oft, daß es zu viel, viel zu viel ſei und nun plötzlich dieſe Ruhe, dieſer ſichere, feſte Blick in die geſicherte Zukunft!

Wie Sie wiſſen, wohne ich bei Fanny. Sie grüßt Sie aufs Beſte und giebt mir Ausſicht im Juli zu mir nach Hamburg zu kommen, von wo aus wir dann nach Dresden wollen. Daß ſie Theil an den hieſigen Verhältniſſen nimmt, können Sie glauben. Leider hat der deutſche Michel noch ſo wenig ausregiert, daß man ihm täglich begegnet, ſich über ihn ärgert und ſehnſüchtig nach Frankreich blickt, wo ſich Alles flüſſiger und beſſer als bei uns geſtaltet.“

Bald darauf hieß es in einem Schreiben von Hamburg:

„Ich danke Ihnen ſehr, mir trotz Ihrer Leiden geſtern geſchrieben zu haben, lieber Wehl. Möchten Sie nur bald geneſen! Krank und allein ſein, iſt traurig; ich fühle Ihnen das nach und hätte Ihnen gerne meine Theilnahme anders als in Worten bewieſen. Ich habe indeß wieder erfreuliche Nachrichten von Gutzkow. Seine Schwiegereltern, die noch bei ihm ſind, haben ihm eine Wirthſchafterin, ein Fräulein Wachter, gemiethet. Dies mag eine Maßregel für die Behaglichkeit der Kinder, aber nicht für die ſeine ſein. Solche Verhältniſſe, die meiſt philiſtröſ werden, paſſen nicht für

Gutzkow. Ich tröste mich über die Dornen der Gegenwart, indem ich hoffe, daß die Zukunft ſich beſſer geſtalten wird. Das Beſte iſt, daß Gutzkow friſch und froh iſt. Sie kennen ſeine wechſelnden Stimmungen, ſeine Abhängigkeit vom Augenblicke. Aus dieſer iſt der gedruckte Brief entſtanden, den er vierzehn Tage darauf lieber nicht geſchrieben haben mochte, da er in mancher Hinſicht der innern Wahrheit entbehrt. Gutzkow und ſeine Frau waren zu ſchroff, jedes für ſich, als daß Einigung hätte entſtehen können; die Gewohnheit band ſie, nicht die Liebe. Das hatte aber der liebe Freund im erſten Augenblicke des Todes vergeſſen. Die Rührung über die Verſtorbene verklärte ihm ihr Bild, dazu wollte er beweiſen, daß ſie wenigſtens ihr Leben an ſeiner Seite genoſſen habe und durch mein Dazwiſchentreten in nichts geſtört war. Warum er das auszudrücken ſtrebte? Weil Gutzkow mehr als man denken ſollte an dem Urtheil der Welt hängt, obſchon dieſes doch höchſt oberflächlich und wenig bedeutſam iſt. Ich habe mich immer an mein Bewußtſein gehalten und dies Bewußtſein läßt mich vorwurfslos das Gute genießen, was mir die Wendung von Gutzkow's Schickſal brachte. Auch er empfindet die Ruhe und Sicherheit der Gegenwart, ohne deswegen unempfindlich gegen gewiſſe Unbequemlichkeiten zu ſein, die die Änderung in langjährigen Gewohnheiten nach ſich zieht.

Wiſſen Sie, daß ich Fanny in acht Tagen erwarte? Sie wird einige Monate bei mir bleiben und dann mit mir nach Dresden gehen. Herzlichſten Wunſch zur Beſſerung."

Dann endlich lautete nach erfolgter Kataſtrophe ein Abſchiedsbrief:

„Lieber Wehl, vielleicht weiß Niemand beſſer als Sie, in welchem ſchmerzlichen Kampfe ſich mein Leben abſpinnt. Dieſer iſt ſeit Mittwoch wieder ſo über mich hereingebrochen, daß ich ſeit zweimal vierundzwanzig Stunden nicht geſchlafen habe und von fürchterlichem Kopfweh gepeinigt, geſtern den halben Tag im Bett zubrachte. Das Unglück macht feige; es iſt mir wirklich nicht möglich, Sie in dieſem Zuſtande zu ſehen, Sie, der Sie zwiſchen den Zeilen leſen. Ich fühle, ich müßte weinen in Ihrer Gegenwart und ich will und darf das nicht. So nehmen Sie dieſen ſchriftlichen Abſchiedsgruß. Wie traurig iſt es doch, daß das ewige Wort der Erde: Scheiden! iſt. Wir ſtehen Alle wie verlorene Poſten aus und könnten zuſammen ſo glücklich ſein. Auch Dingelſtedt ſchreibt

mir das, der sich fortsehnt von Stuttgart und nirgends Ruhe haben wird."

Von Java her ließ sie mir mehrfach Mittheilungen zukommen. Hier ihre beiden letzten Nachrichten:

„Surabaya, den 17. Dez. 1851.

Sie haben mich, guter Wehl, recht lange auf einen Brief von sich warten lassen, allein Sie haben doch endlich geschrieben und das ist mir eine Freude gewesen. Sie können sich kaum vorstellen, wie einsam der Europäer es in dieser volkreichen Stadt hat. Die braune Bevölkerung ist uns Null, was das geistige Leben anbetrifft und die sogenannte Gesellschaft ist so gemischt, so mit Lastern und Zuckergeruch durchzogen, daß sie wenig bietet. Da können Sie sich vorstellen, wie sehnsüchtig die Mail erwartet wird und wie wir aus ihr die Herzenserquickungen nehmen, die ein jeder Mensch zum Leben und zum Glück von Außen her nöthig hat ... Fanny wird Ihnen geschrieben haben, daß wir drei Monate in der höheren Gebirgsregion und in einem so wunderbar kühlen Klima waren, daß alle Uebelstände der Tropen wegfielen. Schade, daß diese Zeit der Erholung nicht länger dauerte. Wir haben am Strande täglich 25°—26° Wärme im schattigsten Zimmer auszuhalten. Im Gebirge stieg der Thermometer nie höher als 19°. Diese kühlere Atmosphäre trug eben so wohl zu unserer Gesundheit als zu unserer Heiterkeit bei. Wir konnten im Freien sein, weite Gänge und noch weitere Ritte machen. Wir konnten die Riesenvegetation der Höhe, die Bambusarten, die Farrenbäume, die mächtigen Wurzelstämme anstaunen, die ihre Zweige immer wieder in die Erde senken und einen wahrhaft gothischen Bau um sich aufführen. Wir hatten uns aber auch vor Tigern, vor Leoparden, wilden Schweinen, Schlangen und Skorpionen zu hüten, denn unter den Tropen muß jeder Genuß mit Gefahr erkauft, jede Freude mit Aufwand von Kraft errungen werden ... Ich habe, wie Sie sich denken können, ein ausführliches Tagebuch über meine hiesigen Erlebnisse geführt, das ich später einmal bearbeiten will. Ich war gerade in der glücklichen Lage, Vieles zu sehen, was Andern verschlossen bleibt, denn Indien ist das Land der Geheimnisse. Nur ein längerer Aufenthalt, nur ein besonderer Zusammenfluß von Umständen macht dies Land zugänglich und begreifbar ... Ich höre, daß Fr. Gerstäcker

auf Batavia ist. Er geht von Java zurück nach Holland, wird aber diese Insel nicht bereisen. Ich bedauere, daß er nicht nach Surabaya kommt. Seine Mittheilungen über Californien und über die Südseeinseln habe ich in der Allg. Ztg. mit Interesse gelesen. Wir sind nun in das letzte Jahr unseres hiesigen Aufenthalts getreten. Wie sehr ich mich auf das Vaterland freue, können Sie sich vorstellen. Ich schreibe Ihnen noch vor unserer Abreise und nach unserer Ankunft wollen wir einen Ort bestimmen, an welchem wir uns treffen. Im Norden werden wir schwerlich den ersten Winter bleiben. Der Uebergang von den Tropen in die Eisgefilde wäre zu schroff. Also auf Wiedersehen im Süden, lieber Wehl. Lützow grüßt Sie herzlichst. Er theilt meine Freundschaft für Sie. Möge das Geschick Ihnen hold sein!

Thereſe."

„Surabaya, den 13. Juni 1852.

Lieber Wehl, schon mit voriger Mail wollte ich Ihnen schreiben, allein, ich reichte mit meiner Zeit nicht aus und mußte die Freude, mit Ihnen zu reden, bis zu dieser Post lassen. Unter den Tropen ist Einem die Stundenzahl wirklich zugemessen. Von sechs bis eilf Uhr kann man schreiben und lesen, dann wird es aber so entsetzlich heiß, daß bei dem Gesundesten eine nicht zu überwindende Betäubung eintritt. Der zu gefallen legt man sich auf's Bett und bleibt dort bis vier Uhr regungslos ausgestreckt. Nachher muß Toilette gemacht werden: man bekommt oder macht Besuche. Abends kann man der Moskiten wegen nicht lesen oder schreiben, man leidet auch an den Augen, man ist abgespannt und so kommt es, daß der Tag, der in Europa mindestens fünfzehn Stunden hat, hier nur höchstens fünf Stunden abwirft!! . . Wir sind ganz fest entschlossen, im Dezember Java zu verlassen. Da das Sprichwort auch bei mir gilt: chassez le naturel, il revient au galop, so bringe ich ein dickes Manuscript über Indien mit. Ich bin in der Lage gewesen, den Charakter des Landes drei Jahre zu studieren. Die Militairabtheilung, welche Lützow zu commandiren hat, schließt siebenhundert Quadratmeilen und zwei und eine halbe Million Einwohner ein. Sie können sich vorstellen, daß ich Alles, was diese Strecke Landes bietet, gesehen und wiedergesehen habe. Theilweise habe ich die

Reisen zu Wagen, theilweise zu Pferde und im Tragsessel gemacht. Ich habe die Höfe von Madura besucht, ich habe in den Sultanspalästen gewohnt, ich habe Malayisch erlernt und die Gewohnheiten der Bewohner studiert. Ich will diese reiche Ausbeute in Druck geben. Das Werk, das ich geschrieben, bietet jedenfalls eine eigenthümliche Anschauung und Einzelheiten, welche mit zu unserer Stellung gehören. Es ist für gewöhnliche Reisende sehr schwer, Java zu sehen. Der Javaner ist schweigsam und zurückhaltend. Er giebt sich nur durch nähere Bekanntschaft, nur allmählich. Wir haben das Glück gehabt, uns überall kupferfarbene Freunde zu machen. In wenig Tagen erwarten wir einen javanischen Regenten, welcher mit seiner Frau bei uns wohnen wird. Besuche der Art sind freilich unbequem, denn ein solcher Tonan besar, „großer Herr" kommt nicht ohne fünfzig Diener; aber lehrreich ist es, die javanischen Fürsten zu beobachten und in der Häuslichkeit zu sehen. Der Mohamedismus ist weit entfernt, rein zu sein. Er ist mit buddhistischem Glauben untermischt. Und sind die Javanen interessant, so sind es die Chinesen nicht minder. Chinesen sind im Ueberfluß auf Java. Das Todtenopfer, das sie ihrem hiesigen obersten Beamteten gebracht haben, seine Grabstätte, die Verbrennung seiner Wohnung, die ihm als Asche in der Luft nachfliegen sollte, um ihm im anderen Leben nützlich zu sein, die gehören auch mit zu meinen wunderlichen Erinnerungen. — Ich bin sehr wohl und Lützow und die Kleine sind es auch. Die Kleine ist ungemein entwickelt, sie unterhält mich den ganzen Tag, indem sie halb Malayisch, halb Französisch plappert. Hier, wo die Mädchen im neunten Jahre heirathen, stehen Kinder von zwei Jahren denen von vier in Europa gleich. Sie sind immer in der frischen Luft, immer im leichtesten Anzuge. Nichts hindert sie, sich zu recken und zu strecken und so ist denn auch die kleine Therese schon ein ganz vernünftiges Wesen. Doch . . . wie habe ich geplaudert. Wie egoistisch! Aber Sie wissen doch, daß ich auch an Andere und oft an Sie denke!"

Schade, daß ihr jenseits des Ozeans geschriebenes Werk nicht erschienen ist. Es wäre vielleicht ihr reifstes geworden und hätte ihr literarisches Andenken länger erhalten, als es ihre Romane und europäischen Reiseschilderungen zu thun vermocht haben.

Mir freilich lebt sie mit allen Genien meiner Jugend in stets unverwischter Erinnerung.

Am 30. April 1880.

Die kürzlich stattgefundene Reichstagverhandlung über das Theaterwesen hat auf's Neue dargethan, wie diese Herren Abgeordneten des deutschen Volks zuweilen in's Blaue hineinreden und sich um nähere Kenntniß der zu behandelnden Sachen wenig bekümmern. Kein Einziger von ihnen hat Etwas vorgebracht, aus dem sich wahrnehmen ließe, daß er sich umgesehen, unterrichtet und nachgedacht. Alles Gesagte erschien oberflächlich und aus dem Stegreif hingehaspelt. Nirgends offenbarten sich Herz und Sinn für den Gegenstand. Fast sah es aus, als schämte man sich einigermaßen, ihn ernst nehmen zu sollen, obschon er wohl verdiente so genommen zu werden und unsere größesten Geister, wie Lessing, Schiller, Goethe ihn in der That auch so genommen haben. Joseph der Zweite that es gleichfalls und nicht weniger der preußische Staatskanzler von Hardenberg, als er dem neu ernannten General-Intendanten Graf Brühl in Berlin die ruhmreichen Worte schrieb: „Schaffen Sie uns ein gutes Theater und sagen Sie uns nachher, was es kostet." Das Theater ist unbezweifelt die „moralische Anstalt", durch welche dem Volke eine weltliche Kanzel geschaffen wird, von der herab es die Gottheit verehren und alle edelsten Tugenden und Güter der Menschheit erkennen und würdigen lernen kann.

Aber was hilft alles Predigen? Es ist ein Predigen in der Wüste, das wohl Steine erweichen, aber Politiker nicht zu rühren und zur Einsicht zu bringen vermag. Hat doch selbst des alten Laube's Jammer über das untergehende Wiener Stadttheater keine Seele bewegt und ergriffen. Sehr richtig sagte er unter Anderem:

„Jedermann sei durch die ausführlichen Zeitungen überfüllt mit Inhalt thatsächlicher und geistiger Art. Das Bedürfniß anderer literarischer Unterhaltung verschwinde. Nur etwa das Verlangen nach komischer Unterhaltung bleibe übrig. So fülle nur noch das ausschweifend Lustige, das Possenhafte die Theater und ernsthafte Stücke werden spärlich besucht. Es sei zu befürchten, daß auch in Wien, wie in England, dem Lande der unendlichen Zeitungen, die völlige Verödung der Schauspielhäuser eintrete. — Auch die unbillige Kritik sei dem Theaterbesuch höchst abträglich. Es fehle nicht an ästhetischen Kritikern, welche sich der ästhetischen Verantwortlichkeit bewußt seien und demgemäß so vorsichtig wie schonungsvoll

berichten. Aber es gehöre doch dazu eine überlegene Bildung und Wenige widerſtehen der Verſuchung, recht pikant in wenigen Worten zu ſchreiben, und was wäre denn pikanter, als eine Hinrichtung! Wenn keine Umkehr in dieſen Mißſtänden eintrete, ſo werde der gute Geſchmack dem Senſationsbedürfniß vollends ganz zum Opfer fallen."

Dies Senſationsbedürfniß hat freilich Laube ſelber durch eifriges Hegen und Pflegen der Pariſer Sittendramen groß gezogen. Er beſonders hat ſeiner Zeit in Wien das Burgtheater zur Verſuchsſtation der franzöſiſchen Stücke für Deutſchland gemacht, die ſich von da aus über alle anderen Bühnen unſeres Vaterlandes verbreitet und Geſchmack und Sinn des Publikums gründlich verdorben haben. Nun vermögen Klagen und Flennen nicht Wandel zu ſchaffen. Es bedürfte dazu eines neuen Herkules. Und wo dieſen vernehmen? Als man ihn in Leſſing hatte, gab es keine deutſche Nation. Und jetzt, da man endlich die deutſche Nation nothdürftig zu Stande gebracht hat, giebt es keinen Leſſing.

Am 1. Mai 1880.

Im Leſen des Neuen Teſtaments fällt mir nicht lebhaft der Unterſchied auf, der zwiſchen Jeſus und den Apoſteln beſteht. Jeſus iſt lediglich Reformator, d. h. ein Lehrer und Prediger, der den finſteren Judenglauben hell und licht zu machen ſich beſtrebt. Die Juden haben von jeher ihren Gott für ſich behalten wollen und ihn darum gewiſſermaßen unter Schloß und Riegel ihres Bekenntniſſes gelegt. Jeſus riß alle Thüren und Fenſter deſſelben auf und führte den Judengott aus dem düſteren Tempel in's Freie und namentlich in's offne Herz der Menſchen. Er erweiterte die Judenreligion zur Weltreligion und das entſetzte und empörte die Juden, die ihren Gott nicht preisgegeben und dem Univerſum überlaſſen ſehen wollten. Er ſollte ausſchließlich nur ihr Gott, der Gott der Juden und darum in der alten hergebrachten Verfaſſung bleiben. Aber das wurde bei den Jüngern mehr und mehr unmöglich. Das Judenthum ſtieß ſie aus und verfolgte ſie: ſie mußten in die Fremde und unter die Heiden. Der Verkehr mit anderen Völkern entfremdete ſie mehr und mehr den Juden, und daß ſie, um Schutz vor deren Anfeindung zu finden, zum Theil ſich genöthigt ſahen, römiſche Bürger zu werden, vollzog endlich

ihren völligen Bruch mit ihnen. Auf sich angewiesen und ohne Halt unter den Nationen, suchten sie denselben nun im Bunde mit ihren Gesinnungsgenossen und durch die Begründung einer eigenen Kirche. So entstand das Christenthum, das Jesus gelehrt, aber die Apostel gemacht. In den Lehren des Heilandes ergeht sich der Glaube in allgemeinen Gleichnissen, Sittensprüchen und Lebensregeln; seine Jünger gaben ihm sofort ganz bestimmte Satzungen und Vorschriften, die Legende und den Mythus. Kaum vom Judenthum erlöst, wird das Christenthum gleich wieder nach dem Muster des Ersteren eingeschnürt. Das hat ihm früh das Starre und Verhärtete verliehen, gegen das sich der Geist der kommmenden Jahrhunderte aufzulehnen nicht müde wurde. Im Christenthum hat der Protestantismus lange vor Luther bestanden und durch diesen nur die geschichtliche Taufe erhalten.

Am 6. Mai 1880.

Möchte wahr werden, was Ernst Renan in seinen „Aposteln" sagt: „Die Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts geht aus einem Gefühle hervor, welches der Gegensatz des Dogmatismus ist; sie wird nicht zu Sekten oder einzelnen Kirchen, sondern zu einer Milderung aller Kirchen führen."

Am 11. Mai 1880.

Ich kann nicht läugnen, daß der Reichstag auf mich angefangen hat den Eindruck eines politischen Circus zu machen, in welchem die Clowns die Hauptrolle spielen. Die Spaß- und Faxenmacher haben den meisten Zulauf und Beifall. Das Lachen ist souverän darin und beherrscht die Stimmung und die Stimmen. Es thut mir leid, daß auch Bismarck sich beflissen zeigt, den Lacherfolg auszubeuten. Aber das gegebene Beispiel verführt und veranlaßt ihn zu dem Versuche: die Lacher ebenso sehr auf seine Seite zu bringen, wie die Gegner sie auf die ihrige bringen. Er bedarf der Macht und des Einflusses auf den Geist der Abgeordneten und trachtet beides durch dieselben Mittel zu gewinnen, die seine Feinde anwenden, sie ihm zu entziehen.

Es mag das geschickt und politisch sein, aber glücklich ist es jedenfalls nicht, denn es mindert entschieden die öffentliche Meinung herab und nimmt dem Ton der Verhandlungen meist alle Würdigkeit und jedes große patriotische Pathos.

Am 26. Mai 1880.

Anmuth ist Form, Liebenswürdigkeit ist Inhalt. Anmuth und Liebenswürdigkeit sind wie Blüthe und Duft. Manche Blüthe ist ohne Duft, manche Form ohne Inhalt, nie aber ist Inhalt ohne Form, Duft ohne Blüthe. Liebenswürdigkeit ist nie ohne Anmuth, Anmuth jedoch sehr oft ohne Liebenswürdigkeit.

Am 2. Oktober 1880.

Ein Vorurtheil ist leicht, ein Urtheil schwer gewonnen.

Am 11. November 1880.

Dem Franzosen hört die Welt mit Frankreich auf, dem Deutschen beginnt sie, wo sein Vaterland endigt.

Am 21. November 1880.

Man sollte sein Glück suchen wie Jean Paul Friedrich Richter, der da meinte: es liege darin, sich in eine Erdfurche so heimisch einzunisten, daß, wenn man aus seinem Lerchennest herausſieht, man nur Ähren erblickt, deren jede ein Regen- und Sonnenschirm ist.

Man muß in sich zu gewinnen suchen, was man in Anderen verliert, schrieb mir einmal Emma von Suckow.

Am 1. Dezember 1880.

Gelegenheit macht nicht nur Diebe, sondern auch große Männer, denn es giebt Menschen, die unbekannt mit ihrem eigenen Genie, erst durch irgend einen geschichtlichen Zufall in die Stellung geschleudert werden, die ihr eigentliches Schicksal ist.

Am 12. Dezember 1880.

Echte Kunst geht, wie die Natur, stets in den Fußspuren Gottes.

Am 15. Februar 1881.

Mir bangt vor Gambetta nicht. Er mag vielleicht in seinem Wesen und Charakter ebenso abenteuerlich sein wie Ludwig Napoleon, aber ihm fehlt dessen militärische Legende. Rumor mag er wohl machen, aber keine Geschichte. Er wird abgenutzt sein, ehe er anfängt.

Am 2. März 1881.

Unſere Dichtung iſt der Berg Horeb, auf dem der Herr aus dem brennenden Buſche zu uns redet.

Am 2. Juni 1881.

Geſtern Abend kam Rücken, der jetzt hier zu Beſuch iſt, auf ſeine Jugend zu ſprechen. Unter Anderem berichtete er von ſeinem Aufenthalte in Berlin, wo er ſich mühſam und kümmerlich von Muſikunterricht ernähren mußte. Hundert Thaler etwa verdiente er im Jahr und damit mußte er ſich einrichten. Einmal hatte man ihm ein paar Stiefeln geſtohlen; ein ſchwerer Verluſt für ihn damals, denn er beſaß deren nur zwei Paar und grade das beſſere Paar war das entwendete. Der Dieb wurde ſpäter entdeckt und Rücken mußte vor Gericht beſchwören, daß die Stiefeln fünf Thaler gekoſtet. Er leiſtete den Schwur mit Zittern und Zagen, faſt weinend. Die Stiefeln aber hat er nie wiedergeſehen.

Von dem Grafen Reiperg, dem Gemahl der Prinzeſſin Marie von Württemberg, theilte Rücken mit, daß dieſer, der ein leidenſchaftlicher Jäger war, als er einſt bei einer Gemſenjagd im Gebirge, auf einen Bock ſchießend, in einen Abgrund ſtürzte, aus dem man ihn mit zerſchmetterten Kinnbacken und auch ſonſt übel zugerichtet herauszog, nach wieder erlangter Beſinnung zuerſt fragte: „Habe ich den Bock getroffen?“

Am 28. Juni 1881.

Am 23. iſt in Frankfurt a. M. Matthias Jakob Schleiden, der berühmte Verfaſſer des Werkes „Die Pflanze und ihr Leben“ geſtorben. Sein Ende darf ein glückliches genannt werden. Seine Wittwe ſchrieb mir darüber:

„Sein Tod war der ſchönſte, ſanfteſte, den man ſich nur denken kann. Ohne Ahnung, daß ſein Zuſtand gefährlich geworden, ohne von uns Abſchied zu nehmen, in einem ruhigen Mittagsſchlafe ging er in das Jenſeits. Kein Stöhnen, kein ſchwerer Athemzug, kein Zucken im Geſicht deutete den Tod an. Nur der Athem wurde immer leiſer und hörte dann ganz auf.“

So ſchloß ſich ein innerlich tief und viel bewegtes Leben ab, über das ich manche nähere Kunde erhielt, lange bevor ich Gelegenheit fand, demſelben perſönlich näher zu treten.

Schleiden war 1804 in Hamburg geboren und von Jugend auf von unruhig ſchwankendem und in ſich ſtürmiſchem Temperamente. Er wechſelte raſch mit Stimmungen, Neigungen und Plänen, was ſich zunächſt ſchon in der Wahl eines Lebensberufes zeigte. Nachdem beſtimmt war, daß er ſich dem Gelehrtenſtande widmen und die Univerſität beſuchen ſolle, vermochte er doch ſich für keine Fakultät mit allem Nachdrucke zu entſcheiden. Er durchkoſtete ſie eigentlich alle; er begann mit Theologie und Philoſophie, ging dann zur Juriſterei über, um dieſe wieder mit der Arzneikunde zu vertauſchen und endlich die Naturwiſſenſchaft zu erfaſſen. Doktor von vier Fakultäten war er zumeiſt eigentlich Schöngeiſt. Kunſt und Poeſie erfüllten ſeine Seele und ſprachen aus jedem ſeiner Werke. Sie ſind alle mehr oder minder in einer Sprache und Form geſchrieben, die ihren Styl einem innern und durchgreifenden Schönheitsgefühl verdanken. 1858 ließ er bei Wilhelm Engelmann in Leipzig auch einen Band „Gedichte von Ernſt“ erſcheinen, denen er beſcheiden als Spruch auf den Titel den Uhland'ſchen Vers ſetzte: „Gieb ein flüchtig Blatt den Winden.“ Mir ſelbſt ſchrieb er als Widmung ein:

„Harun Alraſchid, wollt' er Gutes bauen,
Verhüllte ſich in ein Incognito
Der weiſe Mann! Er mocht' der Welt nicht trauen,
Und war im Stillen ſeiner Größe froh
„Des Mannes ganze Weisheit imitiren,
Gelingt mir nicht, doch ſei die Vorſicht mein.
Ein zweiter Harun will ich mich maskiren,
Geb' ich der Thorheit Raum: Poet zu ſein“

Dieſe Thorheit erſcheint ziemlich ausgedehnt und ergiebig, denn ſie umfaßt nahezu vierhundert Seiten mit lauter kleinen, anſpruchsloſen, wechſelnder Empfindung entfloſſenen Liedern, die er, wie ein poetiſches Vorwort „Rechtfertigung“ meldet, alle beim Wandern und Spazierengehen in freier Natur geſungen.

„Nie iſt mir ein Lied gerathen
In der Stube engem Raum“

eröffnet dieſes Vorwort, das damit ſchließt, zu verkünden, daß ſein Verfaſſer:

„Nicht um Dichterruhm und Ehre,
Höchſtens um der Liebſten Kuß“

der Muſe gepflegt habe.

Lieben und Wandern, Wandern und Lieben, darin wechſelt ſein Leben. Er verliebt ſich im Wandern und verwandert ſich ſein Lieben. Er hat mir ſelbſt einmal geſtanden, daß er leidenſchaftliche Aufregungen durch tagelange Streifzüge zu Fuß am Beſten zu verwinden vermocht habe. So kam es, daß er öfter von Hauſe wegging, Tag und Nacht ruhelos durch Berg und Thal, Feld und Wald umherſchweifte und, die Seinen in Angſt und Sorgen verſetzend, zum Tode ermattet und in Schweiß gebadet, heimkehrte, um ſich ſofort in angeſtrengte Arbeit zu ſtürzen.

Schleiden beſaß ein leicht entzündbares Herz. Davon war ich unterrichtet, lange bevor ich ihn ſelber kennen lernte.

Nach ſeiner Univerſitätszeit war er Hauslehrer bei dem Sohne eines Hamburger Kaufmanns, der, ein geborener Engländer, eine ſchöne Hamburgerin geheirathet hatte. Dieſem Ehegatten war ich in ſeinen älteren Tagen nahe befreundet und aus den vertraulichen Mittheilungen der Frau war mir nicht ſchwer zu entnehmen, daß Schleiden auch für ſie einſt geſchwärmt. Sie zeigte noch im hohen Alter ſo viele Spuren ihrer ehemaligen Reize und einen ſo überaus originellen Geiſt, daß man wohl begreifen mochte, wie ſie in jüngeren Jahren auf empfängliche Männerherzen nicht ohne Eindruck bleiben konnte. Auch auf das von Schleiden muß ſie mächtig gewirkt haben, denn ich irre wohl nicht, wenn ich einen Selbſtmordverſuch, den er kurz nach dem Weggange aus dem Hauſe jenes Kaufmanns an ſich vollzog, mit dieſem in Verbindung bringe.

Als Schleiden nach faſt einem Menſchenleben jene Frau in Dresden in meinem Hauſe wiedertraf, bekannte er mir, daß ſie einſt von großem Einfluß auf ſein Schickſal geweſen. „Nur mein harter Schädel hat mich vor dem Untergange in ihre verführeriſchen Augen gerettet," ſagte er mir damals.

Um dieſen Ausſpruch ſich deuten zu können, muß man wiſſen, daß eine thalergroße Narbe auf ſeiner hohen, edelgeformten Stirne von einer Kugel herrührte, die er ſich vor den Kopf geſchoſſen und welche an ſeiner feſten Gehirnwand abgeprallt war.

Erſt nach dieſem mörderiſchen Anfalle auf ſich ſelbſt ſetzte es ſeine Familie bei ihm durch, daß er Hamburg verließ und ſich der ſchon früher zugewandten Wiſſenſchaft der Botanik auf's Neue nachdrücklichſt anheimgab. Bereits 1839 erhielt er für dieſe eine Berufung an die Univerſität in Jena. Hier erwarb er ſich einen

bedeutenden Namen durch seine Vorlesungen über die Pflanzenwelt, aus denen später sein schon erwähntes berühmtestes Werk „Die Pflanze und ihr Leben" hervorgegangen ist, nachdem er vorher in „Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik" auf wahrhaft geniale Weise und auf dem sogenannten induktorischen Wege, d. h. auf dem Wege vom Besonderen zum Allgemeinen, seine Ansichten über Pflanzenphysiologie aufgestellt und dadurch vielfache Streitschriften hervorgerufen hatte.

In dieser Zeit heirathete er auch und wie man mir versichert hat: eine zwar herzensgute, ihm jedoch an Bildung und Stand nicht ganz angemessene Frau. Nach ihrem Tode vermählte er sich ein zweites Mal mit einer Tochter des Professor Marezoll in Leipzig, die ihn überlebt hat. Beide Frauen haben ihm nur Töchter geboren. In Jena blieb er bis 1862, dann siedelte er nach Dresden über, um ganz nur noch seiner Wissenschaft als Schriftsteller zu leben. Aber bereits im nächsten Jahre folgte er einem schmeichelhaften Rufe an die Hochschule von Dorpat. Die Großfürstin Helene von Rußland, eine Dame von viel Geist und wissenschaftlichen Kenntnissen, hatte nämlich sein Werk „Die Pflanze und ihr Leben" gelesen und war davon so hingerissen worden, daß sie nicht eher ruhte, als bis sie die russische Regierung zu seiner Heranziehung veranlaßt hatte. Er ward zum Staatsrath ernannt und durch einen Orden ausgezeichnet, blieb in seiner dortigen Wirksamkeit aber doch nur kurze Zeit und kehrte dann nach Dresden zurück, wo mir die Freude zu Theil ward, ihn persönlich kennen zu lernen.

Unsere erste Berührung war indessen eine keineswegs durchaus angenehme. Schleiden hatte öffentliche Vorlesungen gehalten, worin er über den Materialismus in der Wissenschaft sprach und sehr geharnischt der Gelehrsamkeit zu Leibe ging, die in der Natur keinen Gott wahrnehmen zu können meinte.

Schleiden, der ein vorzüglicher Redner war, verstand es, seine Vorträge in hohem Grade interessant zu machen und in der Wirkung geradezu dramatisch zu steigern. Er gipfelte seine Darlegungen so vorzüglich, daß man denselben mit athemloser Spannung lauschte und in der letzten erwarten durfte, den Beweis von dem Vorhandensein eines Gottes wie ein Markstück in die Hand gedrückt zu bekommen.

Ich gab seinen Auslassungen in der „Constitutionellen Zeitung" alle Ehre, bezweifelte aber im voraus die Erfüllung seiner Zusage, die er natürlich denn auch nicht zu Stande zu bringen vermochte. So anziehend und fesselnd alles dasjenige genannt werden mußte, was er gegen den Materialismus in der Naturwissenschaft aufzustellen sich angelegen sein ließ, so schwach und ohnmächtig erschien, was er zur anschaulichen Gewißheit eines Gottes anzuführen vermögend war.

Ich sprach das zwar in ehrerbietiger Form, aber durchaus offen und unumwunden aus. Unsere beiderseitigen Freunde in Dresden befürchteten, daß Schleiden meine Besprechung übel empfinden und ein Abbruch der eben im Anknüpfen begriffenen Bekanntschaft zwischen uns von seiner Seite die Folge davon sein würde. Aber siehe da! Es kam völlig anders. Schleiden, weit entfernt, durch meinen Schlußaufsatz verletzt zu sein, that auf jeden Vorrang, den ihm Alter und Bedeutung verliehen, Verzicht und machte mir in liebenswürdigster Zuvorkommenheit den ersten Besuch. Er räumte lächelnd dabei seinen „wissenschaftlichen Humbug" ein und bedankte sich in wahrhaft herzlicher Art für den warmen Antheil und das freundliche Lob, das ich im Uebrigen seinen Vorträgen zugewendet hatte.

Schleiden war damals, als ich ihn kennen lernte, schon ein betagter Mann, aber durchaus ohne Spuren des Alters. Gut und schlank gewachsen, trat er leicht und hochaufgerichtet, in vornehmer Haltung auf. Sein noch immer volles Haupthaar und ein wohlgepflegter Schnurrbart gaben ihm ein jugendliches Ansehen, das durch große blaue Augen und eine feingeschnittene, edelgeformte Nase vortheilhaft unterstützt wurde.

Er bewegte sich ungezwungen und mit wahrhaft weltmännischem Anstande. Seine Stimme klang voll und sympathisch und hatte jenen umschleierten Ton, den man bei Leuten von psychischer Verinnerlichung so häufig zu finden pflegt. Sein Wesen erschien nicht gleichmäßig, sondern wechselnd; manchmal einsilbig und still, manchmal redselig und von sprudelnder Ausgiebigkeit; stets aber anziehend und gewinnend.

Ich wurde gleich bei unserer ersten Begegnung von ihm gefesselt, und wir sind von da ab immerdar und unausgesetzt gute Freunde bis an seinen Tod geblieben. Und daß wir das blieben, war für

mich nicht schwer, denn Schleiden ist, in voller Wahrheit gesagt, ein herrlicher und durch seine Feinsinnigkeit und sein liebenswürdiges Naturell geradezu bestrickender Mensch gewesen. Wer ihn kannte, mußte ihn gern haben. Ich und meine Frau, sowie unser näherer Umgang in jener Zeit haben ihm viele angeregte und schöne Stunden in unserer Häuslichkeit zu verdanken gehabt. Schleiden konnte über die geringsten Dinge die werthvollsten und überraschendsten Aussprüche machen. Er war ein wahrhafter Künstler in der geselligen Unterhaltung, ein Künstler, welcher die Wissenschaft beim Thee oder bei einem einfachen Abendessen sich gleichsam als freundlichen Hausgenius anmuthig erheben ließ. Jedes seiner Gespräche bildete und belehrte, indem es zugleich ergötzte und anregte. Als besonderer Vorzug an ihm erschien seine treffliche Begabung zum Vorlesen. Reuter las er vorzüglich; auch seine eigenen Gedichte trug er im vertrauten Freundeskreise mit tiefer Empfindung und schönem Wohllaut vor.

Diese Gedichte, auf die ich hier zurückkommen will, sind keine poetischen Schöpfungen, die ihm die Unsterblichkeit einzutragen im Stande sind, aber immerhin so voll Gemüth und Sinnigkeit, daß sie die Nichtachtung keineswegs verdienen, die man ihnen hat zu Theil werden lassen. Manches von ihnen dürfte jeder Gedichtssammlung, wenn auch nicht geradezu ein Schmuck, doch sicher wohlanständig und passend sein. So z. B.:

Sonntagsstille.

Sommersonntag, stiller Tag!
Fried' in allen Gauen;
Nichts ist, was sich regen mag;
Feiernd ruhn die Auen.

Auch nicht ein geschäftig Rad
Knarrt auf allen Wegen,
Weder Hirt noch Heerde naht
Sich des Feldes Segen.

Leiser summt die Bien' am Saum
Reichgeschmückter Matten
Und im Walde schweigt der Baum,
Vöglein ruht im Schatten.

Einsam nur ein Wanderer geht
Durch des Segens Fülle;
Worte leihet sein Gebet
Dieser Sabbathstille.

oder:

Die Dorflinden.

Im Dorfe ſtehn zwei Linden,
Beſtrahlt vom Abendroth,
Die rauſchend uns verkünden
Das Leben und den Tod.

Vor einer tanzt im Maien,
Gereihet Paar an Paar,
Zu luſtigen Schalmeien
Der Jugend muntre Schaar.

Der andern düſtrer Schatten
Den Kirchhof überdacht,
Wo man die Lebensmatten
Zur ew'gen Ruh' gebracht.

Es glühn die beiden Linden
Im letzten Abendroth,
Die rauſchend uns verkünden
Das Leben und den Tod.

endlich ein drittes:

Nimm vorlieb.

Mein Kind, du kannſt nicht prahlen
Mit des Geliebten Ruhm,
Nicht Ehr' noch Reichthum hab' ich,
Noch mächt'ges Fürſtenthum.

Nennt man gelehrte Namen,
Wird meiner zwar genannt;
Doch bin in deutſchen Gauen
Ich Wen'gen nur bekannt.

Nun gar als Dichter kennt mich
Niemand als du allein.
Du mußt zugleich die Muſe
Und meine Nachwelt ſein.

Solcher Gedichtchen ließen ſich noch viele anführen, alle ſchlicht und einfach, jedoch anmuthig und immer reizvoll, denn Schleiden war eben eine echte Poetenſeele mit allem Zauber, den eine ſolche bergen mag. Sie kam bei ihm überall zum Vorſchein, vor Allem auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten, aus denen ſie gleichſam wie eine Goldader hervorſchimmert und ſie mit ſeltenem Glanze

erfüllt. Die trockene Gelehrsamkeit hat deswegen nicht versäumt die Achseln über ihn zu zucken und ihn zu verspotten. Als 1853 seine „Studien" erschienen, mit den geistvollen Aufsätzen „Die Fremdenpolizei in der Natur", und „Die Beseelung der Pflanzen" hieß man sie „Katheder-weisheit für Frauen", obschon sie viel des Bedeutenden enthielten und Front gegen den wissenschaftlichen Dilettantismus machten. Aber er suchte allerdings etwas darin, allgemein faßlich und mit einer Art Vorliebe für die Begriffsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu schreiben. Das weibliche Geschlecht hatte, wie schon gesagt worden, große Anziehungskraft für ihn und er pflegte gerne seines Umgangs auch im Leben. Der Verkehr mit demselben regte ihn an, ja, begeisterte ihn. Ich werde nie einen Ausflug des Literarischen Vereins in Dresden vergessen, auf dem er durch den Wunsch eines reizenden Mädchens veranlaßt wurde, über einen Fußschemel einen Vortrag zu halten. Man sprach über Stegreifreden und da Schleiden gerade in dem Augenblicke, als er äußerte: ein kluger Mensch müsse über das Unbedeutendste in der Welt etwas Geistvolles zum Besten zu geben wissen, einen Fußschemel in der Hand hielt, um denselben einer Dame unter die Füße zu schieben, rief jenes junge Mädchen: „Nun denn, so lassen Sie uns über den Fußschemel etwas Derartiges vernehmen." Und Schleiden, ohne sich zu besinnen, hub sofort eine Abhandlung über diesen hölzernen Gegenstand an, die als ein Meisterstück der Improvisation bezeichnet zu werden verdiente. Vom Baume beginnend, aus welchem das Fußbänkchen gemacht war, dann auf das Handwerk übergehend, das es verfertigt, endigte der Vortrag in einer liebenswürdigen Huldigung der Frauenwelt.

Die ganze, man darf in Wahrheit sagen vom Zaun gebrochene Auslassung war so erfüllt von Kenntnissen, guten Einfällen und sprudelnder Laune, daß sie den lebhaftesten Beifall und die staunende Bewunderung der gesammten Gesellschaft hervorrief.

Von dem gewinnenden Reize Schleiden'scher Vorträge giebt einen ungefähren Begriff derjenige, den er am 23. Januar 1867 in Dresden hielt und welcher unter dem Titel: „Die Umwandlung der Weltordnung am Ende des Mittelalters" von der Königlichen Hofbuchhandlung von Hermann Burdach noch in demselben Jahre in Dresden gedruckt herausgegeben wurde.

Sie ist voll Anregung und Geist und fesselnd in jeder Zeile.

Er fühlte sich damals wohl in Dresden und verkehrte, nach seinem eigenen Bekenntnisse, auch vorzugsweise gern in unserer Häuslichkeit.

Als wir von Dresden wegzogen, schrieb er mir die nachstehenden sinnigen Verse als Abschiedsgruß:

„Nicht die Mauer, nicht die Klause
Bannen uns, wenn frei der Geist;
Nicht der Raum in unserm Hause
Ist es, was man Heimath heißt.

„Der Gedanke trägt auf Banden
Und in wunderbarem Flug;
Heimisch wird uns in den Landen,
Wo ein Freundesherz uns schlug."

Heimisch ist Schleiden auch immer bei uns geblieben, wie wir bei ihm, was von vielen seiner an uns gerichteten Briefe einer beweisen mag, den ich hier folgen lasse, weil er seinen Charakter und sein Wesen besonders zum Ausdrucke bringt. Er lautet:

„Dresden, den 16. Februar 1871.

Lieber Wohl!

Es ist wieder eine lange Zeit vergangen, seit wir nichts direkt von einander gehört haben. Ich habe Sie und die Ihrigen indeß nicht vergessen und Ihr Wohlergehn so gut es ging durch indirekte Nachrichten verfolgt. Da ich auch von Ihnen nicht ganz vergessen sein möchte, so benutze ich Ihren bevorstehenden Geburtstag, um mich wieder in Ihrem Gedächtnisse aufzufrischen, indem ich Ihnen den herzlichsten und aufrichtigsten Glückwunsch zu diesem Tage darbringe. — Das Leben hat uns Allen in dem letzten Jahre viele Auf- und Anregung gebracht. Es ist viel Großes geschehen und ich wollte, ich könnte noch ganz mit jugendlichem Enthusiasmus daran Theil nehmen. Aber je älter ich werde, um so mehr verliert sich bei mir das Interesse an den politischen Begebenheiten, in denen ich zunächst doch keinen wesentlichen Fortschritt zum Bessern erkennen kann. Der geistige Blick wird gleichsam stumpf für die vermittelnden Detailvorgänge und haftet nur noch an den großen Wendepunkten der Geschichte der Menschheit und da bin ich denn sehr geneigt, von der Blüthe Griechenlands gleich in die Zukunft Nord-

amerikas hinüber zu springen und Alles, was dazwischen liegt, als vergebliche Versuche des altersschwachen Europa, sich noch einmal zu reinmenschlichem Leben aufzuraffen, anzuziehen. Aber lassen wir diese grämlichen Betrachtungen und bleiben wir bei dem, was uns doch nun einmal das Nächste ist, bei uns selbst stehen.

Im vorigen Jahre führte mich die körperliche Nothwendigkeit wieder in die Schweiz nach meinem lieben Ragaz. Trotz des abscheulichen Wetters, welches mich dort verfolgte, habe ich doch Stärkung und Erfrischung gewonnen. Eine sehr liebe Bekanntschaft, die ich dort mit der Familie des Dr. von Breuning (sein Vater war der vertraute Freund Beethoven's) anknüpfte, war nebst der Nothwendigkeit, für meine gegenwärtigen Arbeiten die Wiener Bibliothek zu benutzen, die Veranlassung, daß ich im Januar drei Wochen in Wien zubrachte. Mein Aufenthalt dort (mein erster) war mir sehr genußreich, besonders auch hinsichtlich der theatralischen Genüsse. Für niedere Komik und Volksstücke sind Karlstheater und Theater an der Wien ganz ausgezeichnet, das Burgtheater bewahrt noch immer seinen alten Ruhm und ich sah dort eine ganz klassische Aufführung des „Nathan", wobei mir noch als wunderliches Zeichen der Zeit auffiel, daß der junge Kronprinz und die alte Erzherzogin Sophie beide der Vorstellung beiwohnten. Die Krone von Allem gewinnt aber das neue Opernhaus, ein prachtvolles Gebäude, besonders im Innern von ebenso großartigen als harmonischen Verhältnissen. Das Orchester wird schwerlich gegenwärtig von einem anderen in Deutschland erreicht. Das Personal ist auserlesen und die Dekorationen und Maschinerien übertreffen Alles, was ich bis jetzt in der Art gesehen habe. Ich wohnte dort der Aufführung des „Tannhäuser" und des „Fliegenden Holländer" bei.

Seit 14 Tagen bin ich nun wieder zurück und bereite mich vor, im März Dresden auf ein Jahr zu verlassen. Wir wollen einmal ein milderes Klima genießen und haben uns dazu Frankfurt ausersehen. So kommen auch wir uns näher und ich hoffe, daß der nächste Sommer uns auf die eine oder andere Weise einmal wieder zusammen führen wird. Gegen Ende März werden wir wohl schon in Frankfurt eingerichtet sein.

Auch von Ihnen und den Ihrigen hoffe ich dann einmal wieder

etwas Näheres zu hören. Wie es Ihrer lieben Frau, wie den Kindern geht, davon erzählen Sie mir wohl einmal brieflich etwas.

Noch einmal wiederhole ich meine warmen Glückwünsche und bitte Sie, mich Ihrer Frau freundlichst zu empfehlen.

Mit unveränderter Freundschaft

Ihr

M. S. Schleiden."

Die Nachricht von seinem Hinscheiden berührte uns auf das Allerschmerzlichste. Uns ist er wahrhaft lieb gewesen und wir werden seine einnehmende Erscheinung niemals zu vergessen im Stande sein.

Am 11. November 1881.

Die Zeit zeigt wieder einmal ein recht verdrießliches Gesicht. In Frankreich drängt man Gambetta mehr und mehr das Ruder des Staats in die Hand und in Deutschland thut man alles Mögliche es mehr und mehr der von Bismarck zu entwinden. Und zwischen Bismarck und Gambetta welcher Unterschied! Gambetta ist lediglich Politiker, aber kein Staatsmann. Er folgt blindlings der Eingebung des Augenblicks und die abenteuerlichste scheint ihm die lockendste. Von Moltke's berühmtem Grundsatze: „Erst wägen und dann wagen" hat er keine Spur in sich. Ihn reizt nur das Wagniß, das er jedoch nie ausführt, weil er nicht fähig ist, es in seinen Folgen zu erwägen. Er sieht immer vor ihm und liebäugelt mit ihm, hat aber nicht den Muth, es beim Schopfe zu fassen. Um es zu unternehmen, müßte es sich ihm sozusagen an den Hals werfen. Die Gelegenheit ist sein Genie. Ganz anders Bismarck. Dieser ist ganz Staatsmann und Politiker gleichsam nur zum Zeitvertreib. Die Politik ist das Feuilleton seiner Staatskunst, der Unterhaltungstheil derselben. Sie kommt bei ihm nur zur Geltung, wenn seine Staatskunst rastet. Sie ist nicht sein Hauptaugenmerk und Handwerk und darum die Seite, an der seine Gegner ihn mit Vorliebe anzugreifen pflegen. Sie wissen nur zu gut, daß er da zuweilen sich Blößen giebt und Mißgriffe macht. In der Staatskunst dagegen ist er Meister und unantastbar. Er weiß immer, worauf es darin ankommt; er berechnet die Menschen, die Umstände und Zufälligkeiten und baut darauf mit großer

Klugheit seine Pläne. Seine Pläne haben Hand und Fuß und er wagt sie, weil er sie nach allen Richtungen hin erwogen. Sie haben deswegen auch noch niemals fehlgeschlagen.

Der Kaiser und das Ausland erkennen das. Unser Volk thut das nur theilweise. Es hat mit den alten Griechen die Bildung und den schreienden Undank gegen seine großen Männer gemeinsam. Schnöder Undank ist das Fatum, an dem große Völker zu Grunde gehen.

Am 13. Dezember 1881.

Am letztvergangenen Sonntage hatten sich zu der traulichen Kaffeestunde, die ein Sammelpunkt unserer näheren Freunde und vieler Mitglieder unseres Hoftheaters geworden, auch der liebenswürdige Paul Heyse und der Afrikareisende, Hofrath Dr. Alexander Ziegler, die beide aus Ursache gestörter Gesundheit hier verweilen, bei uns eingefunden. Die Unterhaltung, die sehr angeregt und lebhaft war, bot mancherlei Interessantes, sowohl in Bezug auf Politik wie Kunst und Literatur. Ziegler, den wir von Dresden her kennen und welcher jetzt in seinem Geburtsort Ruhla in Thüringen lebt, wo er eine eigene, ganz nach seinen Wünschen erbaute, in Lage wie Styl reizende Villa bewohnt, erwies sich, seiner Gewohnheit gemäß, besonders gesprächig. Er erzählte viel Abenteuerliches von seinen Reisen und Begegnungen, darunter auch die sonderbare Art, wie er den englischen Afrikareisenden Bayard Taylor kennen lernte. Als dieser sich in Afrika befand, schrieb er zuweilen Briefe an die Frau eines Freundes von Ziegler und Ziegler, der ein begreifliches Interesse für dieselben hatte, durfte sie lesen.

Auf einer Reise nach Rom speiste er später in Florenz; an der Wirthstafel eines Gasthauses und hörte dort einen Amerikaner über Afrika und zwar in einer Weise sprechen, die ihn den Schreiber jener Briefe unzweifelhaft erkennen machen mußte. „Mein Herr," sagte er nach Tische zu dem ihm gänzlich Fremden, „gestatten Sie, daß sich Alexander Ziegler Bayard Taylor vorstelle." Taylor forschte erstaunt: „Woran haben Sie mich erkannt?" — „An dem Inhalt Ihres Gespräches", antwortete Ziegler. „Er war ganz der der Briefe, die Sie an Frau T . . . . . geschrieben."

Beide Afrikaforscher wurden von da ab gute Freunde. Taylor wünschte Studien auf einer deutschen Sternwarte zu machen und

Ziegler empfahl ihn zu diesem Zwecke an Professor Hansen in Gotha, dessen Tochter Marie Taylor später geheirathet hat. Leider ist jener hochbedeutende Mann vorzeitig am 19. Dezember 1878 als amerikanischer Gesandter in Berlin gestorben.

Seine Wittwe hat ihm in Gemeinschaft mit Horace Scudder in einem aus Briefen zusammengesetzten Lebensbilde ein literarisches Denkmal gesetzt, das er in jeder Beziehung verdient. Bayard Taylor hat nicht nur werthvolle Reisewerke herausgegeben, sondern sich auch durch treffliche Übertragungen deutscher Dichtungen in die englische Sprache (Hebel's „Idyllen" und Goethe's „Faust" z. B.) einen Namen gemacht. Ein norwegisches Idyll, „Lars" betitelt, verdient wegen seiner Einfachheit und seines edlen Inhalts liebevolle Beachtung.*)

Am 14. Dezember 1881.

Von Heyse freut mich, daß er zu Bismarck hält. Auch über Gambetta denkt er wie ich. Er stimmte mir bei, als ich über diesen bemerkte: er baut zu lange am Fußgestell seiner Größe: ehe Ersteres fertig wird, dürfte Letztere schon in die Brüche gegangen sein.

Am 27. Dezember 1881.

Vorgestern brachte die Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" einen „Weihnachtsgruß aus Süddeutschland" von Moriz Carriere, der mir verständig und zweckmäßig vorkommen will. Derselbe ermahnt zur Eintracht, zur Achtung vor Bismarck und zur Unterstützung seiner Pläne. Daß diese hauptsächlich darauf ausgehen, das Reich finanziell selbständig zu machen und dadurch in seinem Bestande zu sichern, bedünkt mich eine richtige Auffassung derjenigen Idee, die in Bismarck's Staatskunst die leitende ist. Man sollte sie nicht übersehen und noch weniger unterschätzen. Leider aber läßt sich die Parteiverhetzung das Eine wie das Andere sehr angelegen sein.

Am 10. Februar 1882.

Am 8. Februar ist Berthold Auerbach in Cannes aus dem Leben geschieden. Er war im vorigen Herbste nach Cannstatt gekommen, um in der unmittelbaren Nähe seiner Geburts- und Jugendstätte seine Lebensgeschichte niederzuschreiben. Um diesen

*) Dasselbe ist, von Margarethe Jacobi sehr gut ins Deutsche übersetzt 1887 im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart im Druck erschienen.

und jenen Umstand näher zu erfahren, schweifte er bei Verwandten, Freunden und Bekannten in der Gegend umher, erkältete sich dabei, erkrankte in Folge dessen an einer Lungenentzündung und ging dann m's südliche Frankreich, um Heilung zu suchen. Statt dieser fand er den Tod.

Wir haben ihn nach seiner Krankheit nicht wieder gesehen; kurz vor ihr war er noch mehrfach bei uns und uns stets sehr willkommen.

Ich kannte Auerbach seit dem Beginne seines Ruhmes. Als er nach dem Erscheinen seiner ersten Dorfgeschichten durch Deutschland reiste, um den Beifall und die Bewunderung der Leserwelt einzuernten, kam er auch nach Berlin, wo ihn damals der Brief eines literarischen Freundes an mich verwiesen hatte. Ich wurde in Berlin sein Fremdenführer und täglicher Begleiter. Das wob uns für immer zusammen.

Auerbach war von kleiner Statur, dabei untersetzt und stämmig, mit starkem Kopf und lebhaften, ausdrucksvollen Augen. Im Umgange zeigte er sich angeregt, rührig und geistvoll. Erfüllt von spinozistischem Denken, besaß er zugleich ein durchaus naives Naturell.

Von Berlin ging er damals nach Breslau und heirathete dort seine erste Frau, mit der ich ihn nachher in Dresden wieder traf. Ich habe kaum jemals einen andern Sterblichen glücklicher gesehen, als damals Auerbach es war. Ich fuhr und ging auch dort mit ihm in Begleitung seiner Gattin Besuche machen. Ich erinnere mich noch deutlich daß, wenn die Diener oder Mägde seine Anmeldung empfingen und ein wenig erstaunt auf den damals noch stark schwäbisch sprechenden Auerbach und seine junge und zarte Frau blickten, er meist ärgerlich zu rufen pflegte: „Ja, gucket nur, desch ischt der Auerbach und sei' schön's Weible. Mer derfe uns scho sehe lasse."

Leider wurde ihm diese erste Gattin frühzeitig durch den Tod entrissen. Mit einer zweiten habe ich ihn nie zusammen gesehen, auch nie über dieselbe ihn sich äußern hören. Jedes Mal, wenn wir uns wiedersahen, war er von irgend einer Unternehmung oder den obwaltenden Zeitumständen so in Anspruch genommen, daß sich zur Aussprache über häusliche Dinge gar keine Gelegenheit ergab. So befand er sich zum Beispiel auch 1870 während des deutschen Krieges mit Frankreich in Stuttgart und was ihm damals alles an Eingebungen und Absichten durch den Kopf ging, davon kann man sich gar keine Vorstellung machen. Aus jeder Tasche holte

er Ansprachen, Aufrufe und Vorschläge hervor. Gar manchen Abend saßen in Cannstatt auf der Terrasse im Hotel Hermann, Freiligrath, Höfer, Christian Schwab, Hemsen und ich bis tief in die Nacht zusammen, um seinen Auslassungen zu lauschen, die oft wie begeisterte Gedichte und wunderbare Mären aus vergangenen Tagen klangen. Man konnte zuweilen ganz berauscht und wirblich davon werden. Lange bevor König Ludwig der Zweite von Bayern König Wilhelm von Preußen die deutsche Kaiserkrone angetragen, hatte sie Auerbach demselben bereits aufs Haupt gesetzt. Auerbach war, zum damaligen Leidwesen vieler seiner engeren Landsleute so zu sagen mit Sack und Pack in das preußische Lager übergegangen. Man sagte ihm nach: es sei dies geschehen, weil Königin Auguste ihn an ihren Hof gezogen und der König ihn mit einem Orden bedacht habe. Aber so kindlich eitel auch unser berühmter Schriftsteller gewesen sein mag, in dieser Hinsicht war es doch nicht die Eitelkeit, die bestimmend auf ihn eingewirkt hat, sondern politische Ueberzeugung, welche aus sorgsamen geschichtlichen Studien hervorgegangen war. Sein erstes, größeres literarisches Werk, wie ich in diesem Tagebuche bereits nach Auerbach's eigener Angabe früher bemerkte, ist eine Geschichte Friedrich's des Großen gewesen. Er war durch Christian Friedrich Daniel Schubart's Begeisterung für diesen Heldenkönig auf denselben hingelenkt worden und nachdem er nur erst die Bedeutung desselben erkannt, war auch seine Vorliebe für dessen Staat entschieden. Schon damals, da er zum ersten Male und zunächst blos besuchsweise nach Berlin kam, entsinne ich mich diese Vorliebe von ihm bekundet gehört zu haben. Er fühlte sich von Anfang an wohl daselbst und meinte: es müßte sich von hier aus schriftstellerisch segensreich wirken lassen. Die schmeichelhafte Aufnahme, die er überall fand, das liebevolle Verständniß, das man seinen Dichtungen entgegenbrachte, die geistige Angeweckthert des Volks, die freisinnige Sprache in den geselligen Kreisen, die alles staatlichen Zwanges spottete — dies und manches Andere übten auf ihn einen mächtigen Reiz aus. „Hier in Berlin", so vernahm ich ihn damals sagen, „empfindet der Mensch von Begabung sogleich, was er eigentlich werth ist. Die öffentliche Meinung hat hier eine eigene Tragkraft. Man fühlt sich von ihr gehoben und wie auf Fittiche gesetzt, die sich unter uns zum Fluge breiten. Der Sonne zu! Das ist mit Recht der preußische Wahrspruch."

Man sieht also: nicht Gunst und Auszeichnungen bewogen Auerbach sich unter das Banner Preußens zu stellen. Wie Geibel und viele andere geniale Männer die Erkenntniß von Preußens historischer Mission an dieses gefesselt hat, so wurde auch Auerbach an Preußen gefesselt. Die deutsche Idee war es, die es ihm anthat und ihn nach Preußen bannte. In diesem Banne hat er gelebt und 1870 sich in Eingebungen von wahrhaft berauschender Art ergangen. Er riß damit selbst den zähen Pommer Höfer und den trotzigen Westphalen Freiligrath hin, die, beide geborene Preußen, doch keineswegs preußisch gesonnen, sich ein deutsches Reich damals eigentlich nur mit der Zertrümmerung ihres Heimathsstaates vorzustellen vermochten. Auerbach, der Schwabe, stimmte sie mit seiner Begeisterung in ihrer Ansicht um.

Es thut mir aufrichtig leid, daß ich versäumt habe, von den Gesprächen jener Männer etwas Näheres aufzuzeichnen. Allein im Sturm und Drange der bewegten Tage von 1870 hatte man nur Sinn und Auge für die Ereignisse auf den Schlachtfeldern und die Siegesberichte, die sich Tag für Tag folgten. Vertrauliche Unterhaltungen, auch wenn sie noch so anziehend und wichtig waren, traten dagegen selbstverständlich in den Hintergrund, und so ist es gekommen, daß mir nur der Hauptinhalt im Geiste gegenwärtig geblieben ist, um den sich alle jene Reden und Widerreden zu drehen nicht umhinkonnten.

Als Beleg von Auerbach's künstlerischem Geiste mag übrigens gelten, daß er auch im lebhaftesten politischen Streite mit einer Art Vorliebe auf Goethe'sche Aussprüche und Meinungen sich berief und uns Andern wiederholt dabei die Versicherung gab, daß den großen Olympier in Weimar neu und immer neu zu studieren, nicht nur ein angenehmes, sondern auch stets nutzbringendes Geschäft sei. Goethe war sein Abgott und Ideal und er wünschte, wie er mehrfach sagte, nichts inniger, als unter dem Klange seiner Worte sterben zu können; von einem durchaus naiven Naturell, das Auerbach besaß, und einem volksthümlichen Dorfgeschichtenerzähler darf dieser Wunsch geradezu Wunder nehmen und er erklärt sich nur durch ein sicheres Schönheitsgefühl und einen unberirrten Geschmackssinn, wie man sie bei seinen Stammesgenossen selten ungetrübt zu finden pflegt. Man darf wohl überhaupt von ihm sagen, daß der Schwabe stärker in ihm war, als der Jude, wenngleich er immer noch

Manches von einem solchen an sich hatte. Er verstand sich vortrefflich auf das Geschäft in literarischen Dingen, that sich gern auf vornehmen Umgang etwas zu gute, erzählte aller Welt von seinem Empfang bei erlauchten und fürstlichen Personen und liebte fast komisch, sich mit seinen Orden zu schmücken. Freiligrath, der sonst viel von ihm hielt, konnte nicht umhin, die letztere Schwäche harmlos an ihm zu bespötteln. So erzählte er sehr lustig von einer Kindtaufe, zu der Auerbach geladen war, und zu der er mit dicken Leibrocktaschen kam, in denen er alle seine Ordenskästchen trug, sehr verstimmt darüber, daß einige andere Taufzeugen, von denen er wußte, daß sie Ritter von hohen Orden waren, unterlassen hatten, dieselben anzulegen.

Für die ihm aufgezwungene Entsagung wurde ihm zum Glück nach der Taufe eine genügende Entschädigung zu Theil. Beim Taufschmause nämlich klopfte ein kleines Töchterchen des Hauses an seine dicken Taschen, indem es begehrlich frug: ob Pathe Auerbach ihm und den Geschwistern etwas mitgebracht. Diese Gelegenheit ließ sich unser Dichter nicht entgehen, seine glitzernden Herrlichkeiten wenigstens vor leuchtenden Kinderaugen auszukramen.

Die Art aber, wie er das that und den Kleinen seine Auszeichnungen dabei erklärte, meinte Freiligrath, sei so artig und dem kindlichen Geiste so entsprechend gewesen, daß es hätte scheinen können, als ob er ihnen reizende Märchen vortrüge.

Dieser Vortrag, der die ganze Fülle und Schönheit von Auerbach's Gemüth zu Tage legte, schloß Freiligrath seine Mittheilung versöhnte mit seiner Schwäche und machte sie fast liebenswerth.

Man mag ihn tadeln, so viel man will, man muß ihm doch gut sein, pflegte er bei solchen Anlässen immer zu äußern. Und diese Äußerung von Freiligrath über Auerbach will etwas bedeuten. Sie waren beide sehr verschieden. Freiligrath straff, gesetzt, ruhig; Auerbach beweglich, lebhaft, sprudelnd; Freiligrath wenig auf Äußerlichkeiten gebend, Vornehmen gern ausweichend, Orden verschmähend; Auerbach das Alles suchend. Man hätte glauben sollen, sie wären einander abstoßend gewesen und das gerade Gegentheil fand statt: sie waren einander sympathisch und wirksam Einer auf den Andern: Auerbach mehr auf Freiligrath, wie mir bedünken will, als Freiligrath auf Auerbach. Auerbach's stürmische Art zu reden und sich mitzutheilen, riß den an sich haltenden und etwas starren Freiligrath fast immer hin. Aber freilich war diese Art von Rede und

Mittheilung bei Auerbach auch fast unwiderstehlich. Die Gedanken, Einfälle und schlagenden Bemerkungen jagten sich bei ihm; besonders glücklich war er im Einflechten von kleinen Anekdoten und Geschichten, die stets beziehungsreich waren und den Nagel auf den Kopf zu treffen pflegten.

Gern ließ er sich über seine Arbeiten aus, und weil er immer voll von ihnen war, hat man ihn ruhmredig gescholten, was indeß keineswegs so unbedingt der Fall gewesen. Es lag in ihm der ganz harmlose Trieb: damit Erfolg zu haben und zu überzeugen. Es kam ihm Alles, auch das kleinste seiner Werke, aus dem Herzen. Ich bin das zu erkennen öfter in der Lage gewesen.

Seine zuletzt von ihm verfaßten einakti[illegible]n Stückchen: „Riegel vor!", „Eine seltene Frau" und „Das [illegible]de Wort" las er, frisch vollendet, zuerst in unserem häuslich[illegible]e mit entzückender Lebhaftigkeit vor. Ich, meine Frau, ei[illegible] Nichte und die Gesellschafterin meiner Frau waren se[illegible] Publikum. Die Letztere, eine blühende, muntere Blondin[illegible] einem Strickzeug in der Hand. Auerbach, der gern m[illegible]zte, sah sie eine Weile musternd an und rief dann launi[illegible] Sie: der Goethe konnte die Brillengläser nit ausstehe[illegible]as Nadelgeknittle. Der wackere Kinkel hat mir aus der Seel[illegible]aus sproche', als er sang:

„Die List Penelopes war nicht geschickt:
Frisch vor dem ganzen Freierhaufen
Hätte sie taglang am Strumpf gestrickt,
Sie wären gar gerne davongelaufen."

Vor dem Strickstrumpf liefet i auch, wenn i Freier wär und ohne es zu sein erst recht."

Wir lachten herzlich und das Stricken unterblieb natürlich. Auerbach aber gab seine Dramoletchen mit seltener Meisterschaft des Vortrags zum Besten. Uns gefielen sie ungemein wegen ihrer Einfachheit und frischen Natürlichkeit. Im Stuttgarter Hoftheater dargestellt, fanden sie jedoch nur wenig Anklang und die ganze übrige deutsche Bühne ließ sie unbeachtet.

Auerbach, der im Drama gern etwas Packendes geschrieben hätte, trug sich im Geiste mit großen Plänen. Die Vorspielchen sollten ein Fühler sein. Wenn sie einigermaßen eingeschlagen wären, würde er weitergeschafft und noch mehrere den Abend füllende Schauspiele geschrieben haben. Aber die kühle Aufnahme und die

Erfolglosigkeit dieser letzten Versuche, die jedenfalls Bühnengeschick und seinen Geist bewiesen, schüchterten ihn ein und hielten ihn von ferneren Arbeiten ab.

Begünstigung und Pflege darf eben in Deutschland sogar ein hervorragendes Talent und selbst dann nicht erwarten, wenn es auf anderen Literaturgebieten bereits Ausgezeichnetes geleistet hat. In Frankreich wird ein Romanschriftsteller von Ruf, sobald er ein Werk für die Bühne liefert, damit entschiedenes Aufsehen und allgemeine Theilnahme erwecken. Der literarische Name, den er sich auf dem einen Felde der Literatur erworben, begleitet ihn bei dem Betreten eines anderen. In Deutschland ist das keineswegs der Fall. Der Ruhm in der Lyrik oder in der Novellistik überträgt sich bei uns durchaus nicht auf die Bretter. Hier ist auch der Meister in einer andern Form nur der Neuling. Wir haben das an Platen, an Uhland, an Geibel, an Spielhagen und manchem Anderen gesehen. Auerbach hatte ebenfalls darunter zu leiden und sogar ziemlich schwer, wie ich versichern darf, denn ein Erfolg auf der Bühne lag ihm sehr am Herzen. Er hatte 1850 ein Trauerspiel „Andreas Hofer" und 1859 ein Schauspiel „Ein Wahrspruch" verfaßt und damit so wenig Anklang gefunden, daß man kaum irgendwo eine Aufführung versucht und sogar in den Literaturgeschichten diese dramatischen Streifzüge vielfach mit Stillschweigen übergangen hat.

Verwundete schon diese Geringschätzung seiner theatralischen Versuche seinen Ehrgeiz, so vermehrte sich sein Leid noch beträchtlich dadurch, daß Charlotte Birch-Pfeiffer und ihr Anhang in dem unliebsamen Streite zwischen ihm und jener wegen ihrer Dramatisirung seiner Novelle „Die Frau Professorin" („Dorf und Stadt") deutlich genug zu erkennen gegeben hatten, daß sie meinten, wie er nur aus Aerger und Neid darüber, nicht selbst die Fähigkeit einer solchen Bearbeitung in sich zu tragen, so zu sagen aus dem Häuschen gekommen sei.

Diese Scharte wünschte er brennend auszumerzen und wie ernst es ihm mit dieser Absicht war, beweiset wohl hinlänglich, daß er nach der Darstellung jener vorher angeführten Einakter mir schrieb: „Ich will trachten, daß ich mit Vollerem und Umfassenderem komme" und daß er bereits früher auf mein Erstaunen: ihn nach langer Pause und übler Behandlung von Seiten der

Kritik wieder auf den Brettern zu finden, mit folgendem Scherze antwortete: „Ja, ſehet Sie, lieber Freund, mir ganget's mit dem Dramenſchreibe wie jenem Säufer, den man vom Trunke hat heile wöll'n und deswege ebbes Galligs in's Gläſel that. Hm, hm, meinte er, als er es leerte, der Wein hat a Geſchmäckle, aber ſeſſe wird er do."

Auerbach, der die ſchwäbiſche Mundart, wie Holtei die ſchleſiſche, nie ganz verwand, liebte ſie im näheren Umgang mit beſonderer Vorliebe anzuwenden. Der Umgang mit ihm gewann dadurch an Traulichkeit. Sein Weſen hatte im Ganzen etwas Anheimelndes für Andere und für ſich die beneidenswerthe Fähigkeit, bei Andern bald und leicht zu Hauſe zu ſein. Auerbach war einer von jenen glücklichen Menſchen, von denen man ſich nach Jahre langer Trennung beim erſten Wiederbegegnen begrüßt ſieht, als hätte man ſie geſtern Abend verlaſſen. Er kam, wie er gegangen, angeregt, friſch und lebhaft und begann ſein Geſpräch wie mitten aus einer Unterhaltung heraus. Einmal erſchien er ganz unerwartet während einer Vorſtellung in der Intendantenloge und rief mir eintretend ohne alles Weitere die Bemerkung entgegen: „Höret Sie, Wehl, Ihre Gäng' im Komödiehaus leide an einer Gedärmverſchlingung. Wenn man drin iſt, find' man nimmermehr 'naus!" Ein anderes Mal trat er zu meiner Frau und mir in's Zimmer mit den unmittelbaren Worten: „I hab' all' den Weg her überlegt: ob das Herz mehr den Kopf oder der Kopf das Herz korrigiert. Hat nit der Goethe irgend a Stell', die was drüber ſagt?"

Er war eben immer von etwas völlig erfüllt, in ſich denkend und ſchaffend, entweder vom Augenblicke gepackt und in dieſen aufgehend oder über ihn hinaus ſich ins Unendliche verlierend. Bezeichnend für ihn iſt, daß er in einem ſeiner letzten Briefe an einen Freund ſchreiben konnte: „Alſo denke mich immer als friſchauf ſtrebend."

Und das iſt er in der That auch geweſen und geblieben und das gab ſeiner Natur die unverwüſtliche Friſche und die nie ſich erſchöpfende Regſamkeit, die man immer aufs Neue an ihm zu bewundern hatte. In dieſem Ausſpruche liegt ſo ſehr der Ausdruck ſeines ganzen Daſeins gegeben, daß man ihn als Inſchrift auf ſeinen Grabſtein hätte ſetzen können.

Am 1. März 1882.

Es dürfte gerade in dieser Zeit für uns nicht uninteressant sein, uns an Aussprüche erinnert zu sehen, die geistvolle französische Autoren über ihr eigenes Volk vor nicht zu langer Zeit gethan haben. Einer der Tüchtigsten der neueren Franzosen, Henri Alexis von Tocqueville, berühmt durch sein Werk: „La démocratie en Amérique", das 1835 von der französischen Akademie gekrönt und mit außerordentlichem Beifalle aufgenommen wurde, giebt folgende Schilderung von den Franzosen:

„Betrachte ich" — sagt Tocqueville — „diese Nation, so finde ich in ihrer Geschichte nichts, was so erstaunlich wäre, wie sie selber. Sah man je ein Volk auf Erden, so reich an Kontrasten, so leicht von einem Extreme zum andern getrieben, so oft durch augenblickliche Eindrücke, so selten durch feste Grundsätze geleitet, so daß es bei allen seinen Handlungen stets sich schlimmer oder besser bewährte, als man es vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit, dann wieder hoch über demselben stehend; ein Volk, das in seinen Grundsätzen so unveränderlich blieb, daß man es noch aus Schilderungen wieder erkennen kann, die man vor zwei oder drei Jahrtausenden von ihm gemacht hat, und zugleich so beweglich in seinen täglichen Gesinnungen und Gedanken, daß es manchmal sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiele wird und oft Das, was es eben vollbracht hat, mit eben so großem Erstaunen wie das Ausland betrachtet; ein Volk, das an seinem Herde und seinen Gewohnheiten mehr als alle anderen hängt, so lange man es sich selbst überläßt, und das, sobald man es seiner Heimath und diesen Gewohnheiten unfreiwillig entrissen hat, bis ans Ende der Welt vorzudringen und Alles zu wagen vermag; seinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkürlichen und sogar tyrannischen Herrschaft eines Fürsten lieber sich fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung seiner angesehensten Bürger; heute ein geschworner Feind alles Gehorsams, morgen entflammt von einer Art von Leidenschaft zu dienen, die auch von den für die Knechtschaft begabtesten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, so lange Niemand widerstrebt, unregierbar, sobald das Beispiel des Widerstandes irgendwo gegeben ist; seine Herren auf solche Weise immer täuschend, die es entweder zu sehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man es aufgeben

müßte, es zu knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht seine Fesseln noch sprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet;*) dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolge, dem Glanz und Geräusch mehr, als dem wahren Ruhme leidenschaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Ausdauer, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstande begabt, eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendste und gefährlichste Nation von Europa, bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden."

Adolf, Marquis von Cüstine, der Verfasser der Werke „Die Welt wie sie ist" und „Spanien unter Ferdinand VII." schreibt bereits 1829 in einem Briefe: „Was gegenwärtig abscheulich bei uns ist, das ist der Despotismus der Journale, d. h. der Lüge und des gemeinsten Parteigeistes. Man sieht hier nichts als die Kehrseite der Karten. Alles ist Vorwand, dient der Absicht und Gelegenheit. Nichts ist mehr offen, wahr, einfach und ehrlich. Die Dinge haben hier nichts mehr als Etiketten, als Namen; Frankreich besitzt keine Ideen mehr, blos noch Hintergedanken, und in diesem großen Systeme des Verfalls und der Charlatanerie erstickt jedes ursprüngliche Talent im Wust und Gewirre der Phrase und Aufschneiderei."

1843 ruft er in einem Schreiben aus: „Alle Urtheile sind bei uns verdorben. Der Verfall des Geschmacks beginnt mit der Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit."

Cüstine behandelt Victor Hügo schon hier als poetischen Poltron und Charlatan, denn auch auf ihn besonders beziehen sich die vorstehenden Worte.

In demselben Jahre klagt er:

„Wenn ich beobachte, was um mich her jetzt Glück macht, so bin ich genöthigt mir zu sagen: ich kann nichts mehr thun, als schweigen, denn ich gehöre weder zu meinem Jahrhundert, noch zu meinem Vaterlande."

Ein anderes Mal meint er:

„Ich werde Frankreich immer lieben, aber bald werde ich nicht mehr wissen, warum."

*) Vielfach, doch nicht immer, wie die Neuzeit bewiesen hat.

Cüſtine ſieht zum großen Theil das Unglück und den Verderb Frankreichs in ſeiner neueren Literatur.

1846 ſchreibt er: „Der ſchlechte Geſchmack in der Literatur ſcheint mir der gefährlichſte Hebel des Verfalls, denn die Tugend kann ſich immer wieder heben, aber der Styl, wenn er verdirbt, verdirbt auf Jahrhunderte und bei abgelebten Völkern ſogar für immer."

Alle dieſe hier angeführten Stellen befinden ſich in dem Buche: Lettres du Marquis A. de Custine à Varnhagen d'Ense et Rahel Varnhagen d'Ense (Bruxelles, C. Muquardt, 1870). Es iſt aus dem Nachlaſſe Varnhagen's von deſſen Nichte Ludmilla Aſſing herausgegeben und enthält über Menſchen, Verhältniſſe und Zuſtände in der Zeit von 1846 bis 1857 viele bedeutſame und überaus ſchätzenswerthe Mittheilungen und Bemerkungen.

Das Tagebuch des franzöſiſchen Dichters Alfred de Vigny, das Louis Ratisbonne 1867 herausgegeben hat, bietet folgende Sätze:

„Der Franzoſe iſt der geborene Vaudevilliſt und vermag daher wenig zu begreifen, was darüber hinausliegt.

Für ein Publikum ſolcher Menſchen zu ſchreiben, iſt beinahe ein erbarmungswürdiges Geſchäft."

„Der Franzoſe liebt weder die Lektüre, noch die Muſik, noch die Poeſie. Seine Leidenſchaft iſt die Geſellſchaft, der Salon, der Geiſt und die Proſa der Unterhaltung."

1830 ſagte er von ſeinen Landsleuten:

„Die Franzoſen beſitzen eine gewiſſe Einbildungskraft in der Handlung, aber durchaus nicht im einſamen Nachdenken."

1833 macht er folgende Bemerkung:

„Die Franzoſen gleichen jenen Menſchen, die ich im Handgemenge in einem Wagen ſah, der mit reißender Schnelle dahin fuhr. Die Parteien bekämpfen ſich unausgeſetzt, indeß eine unbezwingliche Nothwendigkeit ſie einer allgemeinen Demokratie entgegenführt."

1834 behauptet er ſehr richtig:

„Die große Maſſe des Publikums in Frankreich ſucht in den Künſten nur das Amüſement und nicht das Schöne. Daher ſtammt der Erfolg der Mittelmäßigkeit."

Eine Blumenleſe ſolcher Ausſprüche von Franzoſen dürfte leicht zu erweitern und zu einem Buche auszudehnen ſein, das den

Deutſchen über die Franzoſen von heute beſſer die Augen zu öffnen im Stande wäre, als es ohne Zweifel ein ſolches mit Bemerkungen von Deutſchen zu thun vermag. Deutſchen glaubt man ſie einfach nicht, weil man meint: der Haß gegen die Franzoſen habe ſie diktirt. Von Franzoſen gethan, wird man ſie ohne Zweifel gelten laſſen.

Am 12. März 1882.

Wie bekannt, haben ſich unſere hervorragendſten Geiſter, darunter Leſſing, Goethe und Schiller, mit der Idee eines deutſchen National-Theaters getragen. Der Erſtere in ſo fern am Nachdrücklichſten, als ſeine berühmte „Hamburger Dramaturgie" gleichſam unter der Fahne derſelben geſchrieben worden iſt. Als er dieſelbe am 22. April 1767 eröffnete und bis zum 19. April 1768 fortſetzte, ließ er ſich beſonders angelegen ſein: den Geſchmack ſeiner Leſer zu bilden, ihren Sinn zu läutern und ſie mit Hingabe für das Schaffen deutſcher Dramatiker zu erfüllen. Schon in der Ankündigung macht er eine Bemerkung, die für ſeine Abſichten ſehr bezeichnend und charakteriſtiſch iſt. Indem er berichtet, daß Johann Elias Schlegel, in Deutſchland eigentlich der erſte dramatiſche Schriftſteller des 18. Jahrhunderts, Vorſchläge zur Hebung des däniſchen Theaters zu thun berufen worden ſei („ein deutſcher Dichter des däniſchen Theaters"), bemerkt er ſogleich ſcharf genug: es hätte Deutſchland noch lange zum Vorwurf zu gereichen, daß Jenem keine Gelegenheit geboten worden, ſie zur Hebung des unſrigen zu thun, indem er dabei bemerkt, daß Schlegel's erſter und vornehmſter Vorſchlag geweſen: „daß man den Schauſpielern ſelbſt die Sorge nicht überlaſſen müſſe, für ihren Verluſt und Gewinnſt zu arbeiten." Er fügt hinzu: „Die Principalſchaft unter ihnen hat eine freie Kunſt zu einem Handwerke herabgeſetzt, welches der Meiſter mehrentheils deſto nachläſſiger und eigennütziger treiben läßt, je gewiſſere Kunden, je mehrere Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus verſprechen."

Leſſing begrüßt darum mit Freuden, daß eine Geſellſchaft von Freunden der Bühne in Hamburg Hand an das Werk gelegt und den Verſuch unternommen hat: „nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu laſſen, der vor Allem bezweckt, die Bühne jener Principalſchaft zu entwinden. Denn aus dieſer erſten Veränderung können, auch bei einer nur mäßigen Begünſtigung des

Publikums, leicht und geschwind alle anderen Verbesserungen erwachsen, deren unser Theater bedarf."

Wird auch Niemand behaupten können, daß diese Auslassung bestimmt und genau erkennen lasse, was ihr Verfasser im Schilde führe, so giebt sie doch entschieden der Vermuthung Raum, daß derselbe von vornherein bei Uebernahme seiner dramaturgischen Thätigkeit einen Hintergedanken gehabt hat, der andeutungsweise schon zum Vorschein kam, als er anfing die französische Alexandriner-Tragödie in Perrücke, Brokatrock und Hofdegen zu bekämpfen und dagegen Shakespeares Stücke zu empfehlen. Zum vollen Ausdrucke aber gelangte er, als die Unternehmung an der Theilnahmlosigkeit des Publikums scheiterte und er jenen Hintergedanken als vorläufig beseitigt ansehen mußte. Im Schmerze über diese Beseitigung deckte er die Karten auf, die er so lange verschwiegen in der Hand gehalten und welche nichts Anderes bezwecken sollten: als den „süßen Traum: ein Nationaltheater in Hamburg zu gründen", zu verwirklichen.

Als diese Verwirklichung aufgegeben werden mußte, fing er an wie Ajax zu klagen und in seine Klagen den ganzen Zorn und die volle Erbitterung zu mischen, die sein großes Herz während seiner dramaturgischen Thätigkeit eingesogen hatte. Indem er am deutschen Theater verzweifelte, verzweifelte er zugleich an der deutschen Nation. „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!" schrieb er und setzte verdrossen hinzu: „Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen."

Und in der That, darin liegt der Hauptgrund, daß wir seither unter uns kein Nationaltheater entstehen sahen. Der Charakter des deutschen Volkes ist: keinen eigenen Charakter haben, sondern im Charakter aller anderen Völker aufgehen zu wollen. Auch jetzt, da wir durch politische Verfassung eine Nation geworden, vermögen wir uns noch keineswegs zu entschließen: einen eigenen Charakter in uns aufzuweisen oder auch nur nachdrücklich zu entwickeln. Wir jagen noch immer in Kunst, Industrie, Mode und Gesellschaftston dem Auslande, namentlich Frankreich, nach. Für alles Eigene zeigen wir nach wie vor nur geringen Sinn. Ein

Nationaltheater aber ist vor allen Dingen auf das Eigene gestellt, auf eigenes Fühlen, Denken, Leben, eigene Sitte und Anschauungsweise, was Lessing ganz knapp und kurz nach Vollendung seiner „Hamburger Dramaturgie in dem Satze ausgedrückt hat: „Jedes gesittete Volk hatte seine Bühne" Goethe muß ohne Zweifel ähnlich gedacht haben, wie das viele seiner Aeußerungen über seine eigenen Stücke: „Götz", „Egmont", „Faust", „Iphigenie", „Tasso" und über Schiller's große Dramen beweisen. Aber „auf dem deutschen Theater geht alles an", d. h. es ist zu buntscheckig, zu selbstlos, meinte er ironisch und er schloß seine Leitung mit dem Bedauern: „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden . . . . allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor."

Am Wirksamsten trat Schiller für ein deutsches Nationaltheater in die Schranken. Er fußte ganz auf Lessing und war lehrend und dichtend bemuht, dessen großen Ideen Vorschub zu leisten. Alles, was ein deutsches Nationaltheater bedarf, ist in seiner Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt" und in der anderen: „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater" wie in seinen unsterblichen Dramen geboten. In dem zuerst angeführten Aufsatze sagt er unter Anderem sehr treffend: „Unmoglich kann ich hier den großen Einfluß übergehen, den eine gute stehende Bühne auf den Geist der Nation haben würde. Nationalgeist eines Volkes nenne ich die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung seiner Meinungen und Neigungen bei Gegenständen, worüber eine andere Nation anders meint und empfindet. Nur der Schaubühne ist es möglich, diese Uebereinstimmung in einem hohen Grade zu bewirken, weil sie das ganze Gebiet des menschlichen Wissens durchwandert, alle Situationen des Lebens erschöpft und in alle Winkel des Herzens hinunterleuchtet, weil sie alle Klassen und Stände in sich vereinigt und den gebahntesten Weg zum Verstande und Herzen hat. Wenn in allen unseren Stücken ein Hauptzug herrschte, wenn unsere Dichter unter sich einig werden und einen festen Bund zu diesem Endzwecke errichten wollten — wenn strenge Auswahl ihre Arbeiten leitete, ihre Pinsel nur Volksgegenständen sich weihten — mit einem Wort, wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Was kettete Griechenland so fest aneinander? Was zog das Volk so unwiderstehlich nach seiner Bühne?

— Nichts anderes, als der vaterländiſche Inhalt der Stücke, der griechiſche Geiſt, das große überwältigende Intereſſe des Standes, der beſſeren Menſchheit, das in denſelben athmete."

Wir ſehen Schiller hier ganz auf dem Wege Leſſing's und auf dem Standpunkte, der darin gipfelt, dem deutſchen Volke ſeine Bühne zu wünſchen. Nur folgt Schiller's Wunſch der umgekehrten Richtung von Leſſing's Wunſch. Leſſing wünſcht eine deutſche Nation, um ein deutſches Nationaltheater zu erlangen, Schiller ein deutſches Nationaltheater, um eine deutſche Nation zu erhalten. Er meinte, das deutſche Volk durch ein Nationaltheater zu einer Nation erziehen zu können. Und ſein Theater, das will hier ſagen, ſeine Stücke haben in der That die Aufgabe dieſer Erziehung auf eigene Hand kühn und großgemuthet übernommen. Durch ſie ward der vaterländiſche Geiſt beſonders gepflegt und ſo weit erſtarkt, daß er nachher in dem Befreiungskriege gegen die napoleoniſche Gewaltherrſchaft in erſter Reihe mitzukämpfen im Stande war. Auch 1870 noch zog er mit zu Felde, ſchlug die großen Schlachten und half weſentlich mit dazu, Deutſchland einig zu machen. Schiller's Muſe ſteht als leuchtendes Beiſpiel für ein deutſches Nationaltheater vor uns. Sie beweiſet in der That, wie ein deutſches Nationaltheater das deutſche Volk zur Nation zu erziehen im Stande iſt. Aber leider beherzigt man das Beiſpiel wenig. Die große gedankenloſe Menge zeigt keinen Sinn dafür und den Leitern unſerer Bühnen mangelt es entweder an Verſtändniß oder an der nöthigen Unterſtützung dazu. Die Hofbühnen dienen meiſt den Launen ihrer fürſtlichen Unterhalter und die Stadttheater einer einſichtsloſen und vorwiegend ausbeutungsſüchtigen Spekulation, in der ſie eine von jeder patriotiſchen Geſinnung entblößte Preſſe blind und widerſtandslos unterſtützt. Die wenigen vereinzelten Stimmen, die ſich hier und dort dagegen erklären, vermögen natürlich nichts auszurichten und werden von dem literariſchen Geſindel, das ohne Ueberlegung, ohne Grundſätze und ohne jede andere Abſicht als die, ſich das tägliche Brot zu ſchaffen, ins leere Blaue hineinſchreibt, mit Hohn und Spott übergoſſen und als lächerliche Don Quixote hingeſtellt.

Unter ſolchen Umſtänden muß ſelbſtverſtändlich ein deutſches Nationaltheater noch immer der „ſüße Traum" unſeres unvergeßlichen Leſſing und die deutſche Nation als ſolche gewiſſermaßen ein

Naturkind bleiben, das heute durch mächtige Thaten überrascht, aber morgen durch kindische Unselbstständigkeit und Verliebtheit in fremde Thorheiten und Laster in staunende Verwunderung versetzt, eben weil es zur Nation noch nicht die durchgreifende Erziehung erhalten hat.

Erhalten könnte sie dieselbe hauptsächlich und vorzugsweise ohne Frage von einem Nationaltheater, das nach allem hier Gesagten lediglich nur dasjenige sein würde, das sich zunächst und vor allen Dingen so veranlagt zeigte, daß es dem Geiste, der Natur und dem Wesen des eigenen Volkes zum künstlerischen Ausdrucke diente. Von ausländischen Erzeugnissen dürfte es einzig nur diejenigen aufweisen, die dem deutschen Genius nicht widersprächen, sondern demselben bis zu einem gewissen Grade zur Ergänzung oder zum Muster vorgeführt zu werden das entsprechende Zeug in sich trügen.

Ein solches Theater herzustellen, könnte, unserem Bedünken nach, keine allzuschwierige Unternehmung sein. Unsere dramatische Literatur ist reich an Schöpfungen, die ein Repertoir zu bilden im Stande wären. Die Mehrzahl derselben sind Gemeingut der Nation und noch obendrein unentgeltlich aufzuführen. Anständig ausgestattet und gut einstudiert, werden sie ihre Wirkung nicht verfehlen. Zieht man die jetzt lebenden Dichter heran: Ernst von Wildenbruch, Adolf Wilbrandt, Paul Heyse, Graf Schack, Rudolf von Gottschall, Heinrich Kruse, Heinrich Bulthaupt, Ernst Wichert, Ludwig Anzengruber, Ludwig Ganghofer, Gustav von Moser, Franz von Schönthan, L'Arronge, Paul Lindau, Eduard von Bauernfeld und viele Andere, so möchte es an neuen Werken nicht fehlen. An Schauspielkräften dürfte kein Mangel sein.

Man sieht also, an den künstlerischen Mitteln würde keine Noth sein. Und sollten sich die anderen, die Geldmittel, nicht auch finden lassen? Hier und da gewiß, da es ja noch theaterlustige und theaterliebende Leute genug in Deutschland giebt. Und die Presse? Sollte der bessere Theil derselben nicht der Idee doch einmal zu gewinnen sein, wenn Männer mit echt deutscher Gesinnung sie in die Hand nehmen wollten?

Aber die große Frage ist allerdings, wo sind diese?

Am 6. April 1882.

Friedrich Kücken iſt am 3. d. M. in Schwerin aus dem Daſein geſchieden. Der „Mecklenburger Anzeiger“ meldet über ſeinen Tod Folgendes: „Kücken, welcher ſich trotz ſeiner einundſiebenzig Jahre einer beneidenswerthen Rüſtigkeit und Friſche erfreute, hatte nach einem Beſuche bei ſeinem langjährigen Freunde, dem General a. D. von Bilgner, gegen 9 Uhr den in der Nähe haltenden Pferdebahnwagen beſtiegen. Als der Wagen an der Ecke bei der Blücherſtraße angekommen war, fiel dem Kondukteur auf, daß der Paſſagier, welcher regelmäßig an dieſer Stelle, unweit ſeines Hauſes auszuſteigen pflegte, die Cigarre zwiſchen den Fingern haltend, ruhig ſitzen blieb. Der Kondukteur wollte darauf aufmerkſam machen, daß ſie an der Stelle zum Ausſteigen angelangt ſeien, als er bemerkte, daß er eine Leiche vor ſich habe: Kücken war während der Fahrt am Schlagfluſſe tödtlich getroffen und ſtill und friedlich in's Jenſeits hinübergeſchlummert.“

Wie Kücken im Leben, ſo iſt er auch im Tode vom Glück begünſtigt geweſen. Ein ſo ſchmerzloſer und raſcher Tod, der gleichſam das Sterben und alle ſeine unerquicklichen Umſtändlichkeiten überſpringt, wird wenig Sterblichen zu Theil.

Kücken hat ſeine Erdenexiſtenz im vollem Maße genoſſen. Aus ärmlichen und gedrückten Verhältniſſen rang er ſich in friſcher Jugend durch ſeine muſikaliſche Begabung bald in gute und angenehme Umſtände empor. Er ſchuf ſeine Lieder leicht und aus natürlicher Anlage heraus. Immer munter und aufgelegt, kamen die Melodien ihm gleichſam im Fluge; bei ihrer Ausarbeitung war er allerdings voll Eifer und Fleiß, aber ohne dabei Anſtrengung oder Mühe zu empfinden. Ich habe oft in Hamburg bei ihm geſeſſen, wenn er komponirte. Die Cigarre im Munde, ein Glas Wein zur Seite, lehnte er am Klavier, hörte, was man ihm erzählte, trällerte dazwiſchen oder ſchlug ein paar Töne an und ehe man es ahnte, war ein Lied in ſeinen Hauptzügen auf das Papier gebracht. Er ſpielte gern Whiſt und obſchon er wohl beachtete, wie die Karten fielen, verſäumte er doch nicht, ſeinen muſikaliſchen Einfällen nachzugehen. Er konnte trotz gutem Spiel wohl einmal eine Partie, nie aber die Noten verlieren, die ihm im Kopfe ſummten und welche er zuweilen hieroglyphenartig auf dem Papiere verzeichnete, auf dem er die geſpielten Rubber nach Gewinn und Verluſt verzeichnete.

Als wir eine Zeit lang zusammen in Dresden lebten, verbrachten wir in Gemeinschaft, wie ich mich erinnere, einen schönen Tag in Tharand. Die sogenannten „heiligen Hallen," einen Thalgrund mit himmelhohen Bäumen durchwandernd, summte ich in Gedanken ein schlesisches Volkslied:

„Stand eine Staud
Marienkraut,
War wie ein Stern gewoben.
Der Mehlthau hat sie überthaut:
Sie ist verweht, zerstoben."

Abends nach Hause gekommen, setzte er sich an's Klavier und versuchte eine Weise, die mir bekannt vorkam. „Was ist das?" fragte ich erstaunt. „Ein neues Lied," antwortete er, „das als ein Nachklang der Volksmelodie entstanden ist, die Sie heut Nachmittag im Walde vor sich hingemurmelt haben. Wenn ich ihn werde durchgearbeitet haben, schreiben Sie mir einen Text dazu. Ein englisches Gedicht, das mir eine schöne und liebenswürdige Frau übersetzt hat, giebt Ihnen die stoffliche Unterlage dafür."

So entstand sein Lied: „Die Thräne."

Weil ihm seine musikalischen Schöpfungen so leicht wurden, war ihm eine gewisse Flüchtigkeit und eine Art wuslichen Wesens zur Lebensgewohnheit geworden, wie sich dies auch in seiner hingewischten und kritzlichen Handschrift ausspricht. Er ging und kam über Alles leicht hinweg. Auch über seine Berufsthätigkeit. Die Studien, denen er von 1843 bis 1846 in Paris unter Halévy's Leitung in der Instrumentation und Dirigentenkunst obgelegen, sind in Bezug auf die Letztere wohl nicht grade als nutzbringende zu betrachten. Es mangelten ihm dafür Ausdauer und Sitzfleisch. Tiefes Denken und Ergründen waren seine Sache nicht. Was sich ihm nicht rasch und gefällig ergab, ließ er bald wieder fahren.

In Stuttgart nun kam er auf einen heißen Boden und einem Kapellmeister zur Unterstützung, der, allerdings bereits etwas altmodig und zopfig geworden, im Dirigieren indessen jedenfalls ein Meister war. Peter Lindpaintner hat seine Kapelle berühmt gemacht, die Virtuosen wie den Geiger Molique in sich schloß. Kücken mit seinem naturalistischen und leichtlebigen Wesen mußte gegen dessen strenge Gediegenheit sehr bald in Abstich kommen und dieselbe als lästige Pendanterie erkennen, gegen die er sich auflehnen zu müssen meinte.

Das gab Unerquicklichkeiten vollauf und veranlaßte ihn zu Auslassungen wie die nachstehende, die ein ungefähres Bild seiner Stellung und seines Charakters geben:

„Mein lieber Freund Wehl!

Noch immer habe ich die Hoffnung gehabt, Sie eines guten Morgens hier ankommen zu sehen; gestern sagte mir nun aber Frau von Suckow, daß Sie Ihre Reise hierher aufgegeben. Das thut mir recht leid, denn hier ist großer Mangel an Leuten, die man bei sich sehen mag, und Sie würden in unseren kleinen Kreis recht gepaßt haben. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß auch meine Frau Ihr Nichtkommen recht bedauert und wir Sie auf das allerfreundlichste willkommen geheißen hätten. Freilich, lieber Freund, Stuttgart ist gewaltig kleinstädtisch; auch fehlt die norddeutsche Geselligkeit und von einem eigentlichen gemüthlichen Leben findet man hier nicht die Spur. Uns gefällt es hier noch immer nicht, die ganze Wirthschaft ist pauver. Ich darf das zwar in meiner Stellung nicht laut werden lassen, denn der Neid würde sicherlich früher als mir wünschenswerth Nutzen davon zu ziehen wissen, doch kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, daß wir Beide nicht gesonnen sind, unsere Lebenszeit in Stuttgart zu verbringen. Daß Württemberg ein Königreich geworden ist, hat das kleine Ländchen in's Unglück gebracht. Man hat den Sachen hier einen glänzenden Anstrich gegeben, aber allerwärts guckt die Misère durch. Das Theater hat sich freilich der besonderen Gunst des Königs Wilhelm zu erfreuen und erhält nach Verhältniß eine bedeutende Unterstützung, doch unter uns gesagt, lieber Freund: es existiren hier zu viele Intendanten und dem liebenswürdigen Baron von Gall sind überall die Hände gebunden. Leider erscheint er deshalb auch gar oft unzuverlässig. Unter so bewandten Umständen, lieber Wehl, werde ich auch den ersten passenden Vorwand nicht unbenutzt lassen, hier zu quittiren — bis der Kronprinz zur Regierung kommt. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, lieber Freund, daß ich Ihnen hier etwas mitgetheilt habe, was jetzt noch Niemand wissen darf; später kommt vielleicht die Zeit, wo ich in dieser Angelegenheit Ihrer bedarf, um vielleicht falschen Auslegungen — trotz meiner lebenslänglichen Anstellung — durch Ihre Feder der Wahrheit gemäß entgegen zu treten. Mit meinem Herrn

Kollegen Lindpaintner ſtehe ich dem Anſchein nach gut, weil er ſieht, ſeine Macht iſt zu Ende. Und nun hat er gar durch ſeine letzte Oper „Die Corſen" den fürchterlichſten aller Durchfälle erlitten. Man nennt die Oper hier „Julia, die Wahnſinnige von Stuttgart, oder Die komiſchen Alten" (Lewald und Lindpaintner) traurige Oper in 3 Akten. Etwas Miſerableres von Text und Muſik iſt wirklich noch nirgends dageweſen.

Frau v. Suckow ſchickt einliegend ein Briefchen und brauche ich Ihnen von der lieben Frau nichts zu erzählen. Die meinige grüßt allerſchönſtens und würde es, wie ſchon geſagt, beſonders gern geſehen haben, wenn Sie nach Stuttgart gekommen wären. Nun müſſen wir wohl im nächſten Sommer wieder mal nach Hamburg kommen, oder Sie beſuchen uns in Warnemünde oder Helgoland. Robert Heller und Glasbrenner bitte ich zu grüßen, auch ſonſtige Freunde; ein Gleiches von Ihrem

treuen

Stuttgart, den 15. Dezember 1853. F. Rücken."

Auf die Länge vermochte er ſich nicht zu behaupten, auch ſchon deswegen nicht, weil er nicht der Mann war, der aufregend zu kämpfen und zu ringen gewohnt war. Durch ſeine Heirath und ſeine Lieder wohlhabend geworden, zog er es vor, zurückzutreten und wieder nach Schwerin überzuſiedeln, um dort ein angenehmes und behagliches Leben zu führen.

Muſik, Geſelligkeit, Kartenſpiel und Jagd erfüllten ſeine Tage, die er vollauf auszunutzen im Stande war, weil er körperliche Gebrechlichkeit niemals und auch im hohen Alter nicht kennen gelernt hat.

Ich habe nie gehört, daß er krank geweſen: er erfreute ſich einer eiſernen Geſundheit. Er beſaß die echte Jägernatur, die jedem Wind und Wetter Trotz zu bieten vermochte. Nichts focht ihn an; er kam, wie geſagt, über Alles leicht hinweg. Zuletzt, wie man ſieht: auch über ſeinen Tod.

Am 2. Mai 1882.

Man ſchreibt mir aus Breslau:

„Die hieſige ultramontane Volkszeitung hat eine Entdeckung gemacht, die Sie und manchen Shakeſpeare-Kenner und Verehrer überraſchen wird. Sie weiſt nämlich nach, daß „Hamlet's" eigentlichſte und wahrſte Tendenz in einem Proteſt gegen die Reformation

beſteht. Der alte König repräſentirt die Herrlichkeit des aus Dänemark vertriebenen Katholizismus; Hamlet (der Wittenberger!) iſt der Apoſtat und empfängt dafür die ihm gebührende Strafe! Incredibile dictu! —"

Am 27. Mai 1882.

Vorgeſtern hat man draußen in Cannſtatt Edmund Höfer in der Nähe von Freiligrath beſtattet. Er hat ſchwer an der Waſſerſucht gelitten und ein qualvolles Ende gehabt, wie man mir berichtet hat. Zuletzt bin ich außer Verkehr mit ihm geweſen. Seit meiner Lungenkrankheit und meinem Aufenthalt in Davos wollte ſich's nicht mehr recht mit uns ſchicken. Er zog mit den Seinen nach Cannſtadt und ich mußte viel zu Haus ſitzen. So kamen wir mehr und mehr auseinander. Aber ſein Andenken wird mir ſtets lieb und theuer bleiben.

Höfer war ein muſterhafter Gatte und Vater, ein wackerer, höchſt eigen gearteter Menſch, der ſozuſagen nach der Schnur lebte, die er ſich ſelber gezogen. Alles bei ihm ging nach dem Glockenſchlage: ſeine Muſe wie ſeine Muße, ich bin verſucht zu behaupten: ſogar der Schlag ſeines Herzens.

Er ſtand ſehr früh des Morgens auf: ich glaube um vier oder fünf Uhr; hierauf machte er ſich im Winter ſelber Feuer im Ofen an und bereitete ſich ſeinen Kaffee; während deſſen wuſch er ſich und kleidete ſich an; nach dem Kaffee begann er zu arbeiten und hörte auf, wenn Andere damit anfingen, um neun oder zehn Uhr. Nachdem er ſo lange geſchrieben, machte er Halt, um zu leſen und zu ſtudieren, was er zu weiterem Schaffen etwa nöthig hatte. Kurz vor Tiſche ging er eine Stunde in's Muſeum: die Zeitungen einzuſehen. Der Nachmittag und Abend gehörte ſeiner Familie und der Geſelligkeit. Er ſah gerne Beſuch und unterhielt ſich lebhaft. Meine Frau und ich verkehrten viel in ſeiner behaglichen Häuslichkeit, die ſeine liebenswürdige Gattin, eine geborene von Rodbertus, ihm zu gewähren und zu erhalten verſtand. Es war mir immer wohl darin: es herrſchte gediegener Geiſt und natürliches Weſen in ihr. Höfer ſelbſt hatte nichts Prunkhaftes, ſondern erſchien ſchlicht und einfach; er war ein etwas harter und knorriger, aber durchaus ehrenwerther Charakter, der ſich knapp und kurz ausſprach, mit ſeiner Meinung nicht hinter dem Berge hielt und in ſeinem Urtheile oft hart und ſtreng, aber nie voreilig

verfuhr. Er prüfte und unterſuchte genau, ehe er entſchied; wenn er aber einmal entſchied, geſchah es beſtimmt und zuverſichtlich. Ungerecht konnte er zuweilen werden, niemals jedoch gehäſſig. Vor dem Letzteren bewahrte ihn ſein wahrhaft edler Mannesſinn; zu Erſterem mochte ſein körperlicher Zuſtand die Veranlaſſung geben. Höfer ſteckte, wie es im Volksmunde heißt, in keiner geſunden Haut, wenigſtens von jener Periode ab, von der meine Bekanntſchaft mit ihm datirt. Er zeigte ſich mittlerer Größe, ſchmächtig, doch gedrungen gebaut. Seine Geſichtsfarbe war bleich, faſt bleiern, ſein Weißes im Auge matt und gelblich unterlaufen; ſeine Lippen beinahe blutlos. Der belegte Ton ſeiner Stimme hatte etwas Trockenes, ſein Blick eine ſtechende Schärfe. Man konnte aus ſeiner ganzen Erſcheinung, die einen zwar ſtrengen, aber doch wohlthuenden Eindruck machte, bald gewahr werden, daß ſie einen Krankheitsſtoff in ſich barg, den vielleicht nur ſeine regelmäßige Lebensart und der eiſerne Bann ſeiner Gewohnheiten ſo lange niederhielt. Höfer ſchenkte ihm geringe oder gar keine Beachtung. In ſeinem Umgange aber offenbarte er ſich dann und wann in einer gewiſſen raſch entſtehenden Gereiztheit und nervöſen Verſtimmung, die den Verkehr mit ihm hier und da erſchwerte, nie indeſſen unliebſam oder unerquicklich machte. Dazu war er im Grunde zu rückſichtsvoll und wohlwollend, zu ſehr ein Menſch höchſter Bildung und guter Sitte, auch viel zu viel feinſinniges Dichtergemüth.

Als Erzähler überragt er die Mehrzahl ſeiner zeitgenöſſiſchen Kollegen. Er verſtand deutſches Leben, Weſen und Gemüth wie wenig Andere zu ſchildern und zu wahrhaft anziehenden und tiefergreifenden Geſchichten auszugeſtalten. Mit Recht nennt Gottſchall ihn in ſeiner „Deutſchen National-Literatur“ „ein Talent von großer Lebenswahrheit und Naturfriſche, der wirklich zu erzählen verſteht, mitten in die Dinge hineinführt und nicht blos durch die Behandlungsweiſe, ſondern weſentlich durch intereſſante Stoffe erwärmt.“ Edmund Höfer iſt meiner Anſicht nach lange nicht genug und nach ſeinem Verdienſte gewürdigt. Er iſt vollauf berechtigt unter unſeren Novelliſten in die erſte Reihe geſtellt zu werden. Er dachte zu ernſt vom Berufe eines deutſchen Schriftſtellers, um nur für müßige Unterhaltung zu ſchreiben. Alles, was er ſchuf, war in Voraus überlegt, bis in die unſcheinbarſten Wendungen hinein erwogen und darauf berechnet: die Leſer geiſtig zu heben und

ſittlich zu fördern. Er erwies ſich in ſeinen moraliſchen Anſichten und Grundſätzen nie zimperlich oder ängſtlich eingeengt, aber zugleich auch jeder Leichtfertigkeit der Geſinnung entſchieden abgeneigt. Was ſich ſeine Theilnahme erringen wollte, mochte es nun Vorwurf zu einer Erzählung oder eine menſchliche Erſcheinung ſein, mußte ſich ehrbar, tüchtig, von gediegenem Weſen erweiſen. Alles Unlautere, Regelloſe, Verſchwommene widerſtand ihm. Von durchaus bürgerlicher Geſittung, in allem Thun und Laſſen der nicht zu verkennende biedere Pommer, war er dabei zugleich voll poetiſchen Empfindens in ſeinen Erzählungen und im Leben voll einer rührenden Zartheit des Gemüths. Wer in den Nachmittagsſtunden ihn am geſelligen Kaffeetiſche ſeiner liebenswürdigen Gattin belauſchen und mit anhören durfte, wie er neue Werke ernſt beſprach oder in harmloſen Scherzen ſich mit Frau von Suckow (Emma Niendorf) neckte, der mußte ohne Weiteres ihn liebgewinnen. Es lag in Allem, was er ſprach und trieb, nichts Geiſthaſchendes und Witzgetränktes, aber eine Fülle von geſundem Verſtande und einem wahrhaft erquickenden Humore.

Daß er jahrelang mit Hackländer gemeinſam die „Hausblätter“ herausgeben konnte, ſtellt ſeinem Charakter ein beſonders gutes Zeugniß aus. Hackländer war der entſchiedene Gegenſatz zu Höfer: leichtlebig, Hofmann, ſorglos, die Dinge an ſich kommen laſſend, im Schaffen und Handeln oft fahrläſſig, immer vornehm. Er hat ohne Zweifel dem pünktlichen und gewiſſenhaften Höfer den Löwenantheil an der Leitung der Zeitſchrift, die Auswahl der eingeſendeten Arbeiten, die Anordnung der Aufnahme und den Briefwechſel überlaſſen. Höfer zeigte ſich darin muſterhaft. Seine Antworten an die Schriftſteller waren knapp gefaßt, doch ſtets höflich und wohlwollend, ſeine Zuſammenſtellungen des ſchriftſtelleriſchen Stoffs ſorgſam und das möglichſt Beſte bietend, ſeine ſonſtigen Anordnungen und Abmachungen äußerſt genau und pünktlich.

Er hätte verdient, mit ſolchen Eigenſchaften mehr Glück zu haben, als er ſchließlich mit der Unternehmung hatte. Als ſie aufflog, gewann Hackländer im Verlag von Hallberger die Führerſchaft von „Ueber Land und Meer“, der weitverbreiteten illuſtrirten Zeitſchrift, während Höfer ſich mit einem kleinen Literaturblättchen im Kröner'ſchen Vertriebe begnügen mußte. Aber auch in dieſem erwies er ſich voll Eifer und ſtrengſter Rechtlichkeit im Urtheil. Ich

habe davon in diesen Blättern einen Beleg in seinem Ausspruche über die Romane von L. Mühlbach gegeben.

Der Name eines solchen Schriftstellers sollte bei uns ein dauerndes Gedächtniß finden.

Am 8. Juni 1882.

Graf Beust ist ziemlich sang- und klanglos in den Ruhestand getreten. Daß er sich als kluger Diplomat bewährt habe, läßt sich, Alles in Allem genommen, kaum behaupten. Seine ganze Politik war die Politik der Winkelzüge, der Hintertreppen und der Klopffechtereien. Es ist charakteristisch für ihn, daß man bei Gelegenheit der Veröffentlichung des Gramont-Beust'schen Briefwechsels sehr unverholen meinte: „Der Eine sagt die Unwahrheit und der Andere nicht die Wahrheit, der Erstere mehr, der Zweite weniger, als wahr ist." Unläugbar mangelten ihm großer Sinn und Gradheit, die in hohem Maaße Bismarck nachzurühmen sind. Als dessen Gegner hat er denn auch nur eine ziemlich klägliche Rolle gespielt. Die kleinen Kunstgriffe, die er gegen diesen eisernen Staatsmann in Anwendung brachte, sind alle elend zu Schanden geworden und haben kaum etwas mehr als Achselzucken erregt. Beust haßte Preußen und Bismarck und daß er diesem Hasse gütlich zu thun, nicht unterlassen konnte zu einer Zeit, wo er leicht hätte erkennen müssen, demselben nachzugehen, sei eine Versündigung am Genius der Zeit, wie an dem der deutschen Geschichte, bekundet zur Genüge die Ausgehöhltheit und Zerfahrenheit seines Wesens. Er konnte die Schule Metternich's nicht verwinden, in der er sich ausgebildet hatte. Er war Meister des Worts und der Feder wie selten Einer. Er konnte das Blaue vom Himmel reden und in seinen Kabinetsschreiben die unglaublichsten Dinge wahrscheinlich machen. Aber es gebrach Allem, was er that und trieb, eine mächtige und weitgreifende Idee. Er übersah nur das Nächste, nicht das Ferne, nur die Gegenwart, nicht die Zukunft. Seine Politik blieb im Banne des Augenblicks, es war eine Politik kurzer Hand. Allein hierin darf man allerdings ihre Vorzüge nicht übersehen. Sie zeigte sich immer geschäftig, eifrig und zuthulig, stets zur Stelle und nie um Mittel verlegen. Sie verstand es überdies vortrefflich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie wußte sich in jede Niederlage mit beneidenswerthem Anstande zu finden und so oft sie auch die

Schlacht verlor, das Schlachtfeld behauptete ſie faſt alle Mal. An keinem neueren Staatsmann hat ſich überdies der Börne'ſche Spruch „Miniſter fallen wie Butterbrote, gewöhnlich auf die gute Seite" ſo ſehr bewährt, als an Beuſt. Er ſtieg mit jedem Falle, freilich jedoch nicht im politiſchen Erfolge, ſondern nur in ſeinem Range und Vortheile, und das geſchah, weil er von Perſon, man darf ſagen, von jeher geradezu ſieghaft geweſen iſt.

Freiherr von Beuſt iſt ziemlich hoch und ſchlank gewachſen, ſehr ſchmiegſam und beweglich, wenn auch von läſſiger Haltung. Sein dünnes, lockiges, lichtbraunes Haar umrahmt eine hohe Stirn, die, ziemlich gewölbt, über kleinen, blauen, ſehr lebhaften Augen thront. Seine Naſe erſcheint nur gewöhnlich, aber doch fein geſchnitten und ſein Mund von ſinnlichem Ausdrucke und mit etwas launiſchen Zügen, die indeß ſeinem Geſichte ein keineswegs unangenehmes Charaktergepräge verleihen. Ein leichter, gekräuſelter Backenbart giebt dem Ganzen ein etwas engliſches Anſehn.

Im Anzug iſt Herr von Beuſt wenig ausgeſucht und gewählt, wie er auf Aeußeres überhaupt geringes Gewicht legt.

Sein Benehmen iſt dagegen äußerſt höflich und weltmänniſch. Er zeigt ſich artig und entgegenkommend gegen Jedermann, ſpricht wie ein Buch, doch ohne irgend welche Anmaßung, ſondern durchaus anſpruchslos, dabei mit viel Einſicht und klugem Verſtändniß, ohne indeß etwas Bedeutendes oder Ueberraſchendes zum Beſten zu geben.

So wenigſtens habe ich ihn bei den mehrmaligen Begegnungen, die ich mit ihm gehabt, gefunden.

Ich lernte ihn auf folgende Weiſe am 21. April 1862 kennen.

Kanzleirath Zſchille in Dresden hatte mir mitgetheilt, daß er mit Miniſter von Beuſt über meine Theaterkritiken geſprochen und derſelbe bei einigem Lobe geäußert, daß ſie für ſeinen Geſchmack nur in einem zu ſchulmeiſterlichen Tone gehalten ſeien. Ich ließ fallen, daß es mich intereſſiren würde, dem Herrn Miniſter aufzuwarten, um ihm meine leitenden Grundſätze bei den Theaterkritiken auseinander zu ſetzen, und Zſchille, der das bereitwillig aufgriff, beſchied mich bald darauf in das Haus des Herrn von Beuſt, um mich demſelben vorzuſtellen. Ein etwas unſauber ausſehender Aufwärter ohne Livree empfing uns und führte uns in ein ziemlich verwohnt ausſehendes Empfangszimmer; nicht lange darauf kam Herr von Beuſt

und nöthigte mich in ein anderes ähnliches Gemach, wo er mich auf dem Sopha Platz nehmen ließ, während er sich einen Armstuhl herbeizog. Der Staatsminister machte auf mich den Eindruck eines Kammerherrn oder Hofmarschalls. Von irgend einer hohen Bedeutung zeigte sich mir nichts. Unser Gespräch war unbedeutend. Ich entwickelte die Tendenz meiner Kritiken und sagte, daß ich nur darum über das Theater schriebe, weil ich der Meinung sei, man könne damit auf das Volk wirken und eine bessere Geschmacksrichtung anbahnen. Alles, was unsere Zeit an Geist und Genie besitze, warf ich hin, das wende sich der realistischen Richtung, dem Maschinenwesen, den praktischen Erfindungen zu und so komme es, daß der Idealismus verloren gehe und die Menge nach dieser Seite hin ohne Hebung und Führung bliebe. Das Theater, auch das Dresdner, zeige das, so gut wie die Presse, die immer mehr einem gemeinen Tone verfallen. Diesem suchte ich entgegen zu steuern, in dem ich Pietät für die Klassiker und Verwerfung der lüderlichen Uebersetzungen aus dem Französischen predigte, die uns Sitte und Häuslichkeit verdürben. Herr von Beust stimmte dem bei und beklagte das Aussterben einer gewissen Aristokratie des Geistes und der Aesthetik, wobei er an Tiedge, Elise von der Recke, Tieck, Baudissin u. s. w. erinnerte. Irgend etwas Geistvolles, den weisen Staatsmann Verrathendes gab sich dabei nicht kund, vielleicht weil er meinte, mit mir nur im Tone des Feuilletons bleiben zu müssen? Aber auch in diesem Tone hätte doch eine Saite anklingen können, die auf Tiefe hätte vermuthen lassen können. Nichts davon!

Man sieht, der Eindruck, den ich von dem Diplomaten bei unserer ersten Begegnung erhielt, war nicht eben bedeutend und groß. Er ist es auch bei einigen späteren nicht geworden.

Beust wußte sich mit der Presse auf guten Fuß zu stellen, selbst mit der oppositionellen. Zu dieser gehörte, freilich in sehr zahmen Sinne, auch die „Constitutionelle Zeitung" in Dresden, die Advokat Siegel daselbst in jener Periode begründet und geleitet hat.

Siegel war der Beust der Dresdener Presse: beweglich, überall dabei, der liberalen Richtung zugethan, aber wenig nachdrucksvoll und stichhaltig in seinen Bemühungen. Er dilettirte, wie in der Dichtung und in der Musik, so auch in der Politik. Er nahm Alles leicht und obenhin. Ein solcher Mann war Beust ganz

recht und deſſen Zeitung ebenfalls. Er ließ ſich deren milde Gegnerſchaft wohl gefallen und verſchmähte nicht, hier und da durch eine vertrauliche Mittheilung den Herausgeber und Leiter derſelben über ſeine Abſichten und Pläne ins Klare zu ſetzen. Zu ſeinen großen Wintergeſellſchaften verſäumte er nie, Siegel und mich mit andern Vertretern der Preſſe einzuladen.

Ich habe in dieſen Geſellſchaften immer ſeine Liebenswürdigkeit und die gefällige Art bewundert, mit denen er jeden ſeiner Gäſte bei ſich zu empfangen und einzuführen wußte. Keiner trat in ſeine Gemächer und Säle, ohne ſeinen Handſchlag und irgend eine angenehme und aufmunternde Aeußerung erhalten zu haben.

Mir ward das Alles gleichfalls zu Theil und beſonders, ſeitdem ich angefangen, für die „Conſtitutionelle Zeitung" auch politiſche Leitaufſätze zu ſchreiben.

Es war Anfang der ſechsziger Jahre, nachdem in Preußen Bismarck an die Spitze der Regierung getreten und mit unnachſichtlicher Strenge gegen die preußiſchen Parlamentarier und die redſeligen Verfaſſungshelden vorgegangen war. Niemand in Deutſchland hatte eine Ahnung, wohin das führen werde und was der Miniſter im Sinne hatte. Die liberale Preſſe ſpie Feuer und Flammen gegen ihn.

Ich, damals noch ein Neuling auf dem Gebiete der Politik und ein begeiſterter Anhänger der national-liberalen Partei, die ich in Dresden mit hatte begründen helfen, zögerte natürlich nicht einen Augenblick auch meinerſeits Bismarck mit geharniſchten Aufſätzen zu Leibe zu gehen.

Beuſt ſchien meine Entrüſtung nicht unangenehm. Er befand ſich damals auf dem Gipfel ſeines diplomatiſchen Anſehens. Er hatte ſich mit beſonderem Eifer der Schleswig-Holſteiniſchen Frage bemächtigt und ward von dem durch Oeſterreich wieder erweckten Deutſchen Bunde als deſſen Vertreter zu der am 25. April 1864 zu eröffnenden Konferenz von fünf Großmächten nebſt Dänemark und Schweden nach London entſendet. Man hegte die größeſten Erwartungen von ſeiner Thätigkeit dabei und er ſelber wohl auch. Er glaubte einen entſcheidenden Schlag dort ausführen und Bismarck bedeutend in Schatten ſtellen zu können.

Er war in ſeinen politiſchen Ausſprüchen gegen Uneingeweihte ſehr vorſichtig und ſelbſt gegen den alten Kanzleirath Zſchille, ſeinen

Vertrauensmann in seinem Kabinet, in dieser Beziehung nicht ohne einen gewissen Rückhalt. Doch ließ er gegen diesen Manches verlauten, was er vor Anderen geheim hielt und da Zschille mich besonders in's Herz geschlossen und viel bei uns verkehrte, so vernahm ich dann und wann von seinen Aeußerungen. So auch, daß ihm meine Angriffe Bismarck's nicht unlieb waren.

„Der junge Mann schreibt nicht ungeschickt", hatte er gemeint, „und sein Urtheil über Bismarck trifft so ziemlich den Nagel auf den Kopf! In Bezug auf die Elb-Herzogthümer hat der Letztere sich von einer Verlegenheit in die andere gestürzt und seiner Staatskunst ein Armuthszeugniß ausgestellt. Er suchte Oesterreich hinter's Licht zu führen, tappt nun aber allein im Finstern, da man in Wien klug genug war, im rechten Augenblicke seine Hand loszulassen. Die Schule Metternich's wird dem märkischen Granden noch zu schaffen machen."

Metternich und Oesterreich waren zwei Dinge, welche Beust gerne als Trümpfe auszuspielen liebte. Nicht als ob er daran nichts auszusetzen gefunden. Er hatte zuweilen sogar den Dalai-Lama der europäischen Staatskunst, zur Zeit, da derselbe Wind und Wetter in der Politik zu machen pflegte, getadelt und zu meistern gesucht; unter Umständen, wie z. B. bei dem Dreikönigsbündniß, konnte er sogar aus zwingender Nothwendigkeit einmal ohne Rücksicht auf Oesterreich handeln; immer aber blieben Metternich und Oesterreich seinem Herzen besonders theuer, schon deswegen weil ihm Preußen zuwider war und weil er hoffen durfte, am Kaiserstaat an der Donau bei passenden Gelegenheiten einen Partner zu finden.

Oesterreich und Sachsen waren das Eine wie das Andere von Preußen beraubt. Das Erstere hatte Schlesien, das Zweite die größere Hälfte seiner Landestheile an Preußen eingebüßt. Kanzleirath Zschille, der mit seiner schönen Handschrift die Abtretungsurkunde abgeschrieben, ließ noch im hohen Alter Thränen in seinen Augen blinken, als er mir davon erzählte. Sachsen wie Oesterreich bildeten die geschworenen, durch ihre Geschichte bedingten Gegner Preußens, und nicht nur weil Preußen auf Kosten ihrer eigenen Länder und Grenzen zu groß und zu mächtig geworden, sondern noch mehr wegen der politischen Ansprüche, die es nach

und nach zu erheben begonnen hatte und welche in Bismarck ihren verwegensten Vertreter finden ſollten.

Noch hatte er ſich damals als ſolcher nicht völlig entpuppt. Aber Oeſterreich wie Sachſen ſchienen inſtinktartig etwas davon zu ahnen und in Folge deſſen keine lebhafte Neigung zu empfinden, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen. Als daher Bismarck durch ſeine Circulardepeſche an die deutſchen Regierungen vom 24. März 1866 die Nothwendigkeit einer Bundesreform betonte und darin von denſelben Gewährleiſtung für Preußens und Deutſchlands Sicherheit verlangen zu müſſen meinte, wurden ſie vollends ſtutzig. „Schon durch die geographiſche Lage", ſchrieb der preußiſche Hauptminiſter, „wird das Intereſſe Preußens und Deutſchlands identiſch; dies gilt zu unſern wie zu Deutſchlands Gunſten. Wenn wir Deutſchlands nicht ſicher ſind, iſt unſere Stellung gefährdeter, als die der anderen europäiſchen Staaten. Das Schickſal Preußens aber wird das Schickſal Deutſchlands nach ſich ziehen und wir zweifeln nicht, daß, wenn Preußens Kraft gebrochen wäre, Deutſchland an der Politik der europäiſchen Nationen nur noch paſſiv betheiligt bleiben würde. Dies zu verhüten, ſollten alle deutſchen Regierungen als eine heilige Pflicht anſehen und dazu mit Preußen zuſammenwirken. Wenn der Deutſche Bund in ſeiner jetzigen Geſtalt und mit ſeinen jetzigen politiſchen und militäriſchen Einrichtungen den großen europäiſchen Kriſen, die aus mehr als einer Urſache auftauchen könnten, entgegen gehen ſoll, ſo iſt nur zu ſehr zu befürchten, daß er ſeiner Aufgabe erliegen und Deutſchland vor dem Schickſal Polens nicht ſchützen werde."

Die Depeſche ſchloß mit der Frage an die deutſchen Regierungen: „ob und in welchem Maaße Preußen auf ihren guten Willen als Einzelſtaaten rechnen dürfe."

Dieſer Vorgang wurde entſcheidend. Oeſterreich fing allmälig an „Morgenluft zu wittern", und als Bismarck am 9. April im Bundestag ſogar den Antrag auf Einberufung eines deutſchen Parlamentes nach allgemeinem Stimmrecht und direkten Wahlen ſtellte, da fielen auch den Mittelſtaaten die Schuppen von den Augen und ſie ſteckten in Konferenzen zu Augsburg und Bamberg ängſtlich die Köpfe zuſammen, um endlich am 19. Mai am Bundestage den Vorſchlag auf gleichzeitige Abrüſtung ſämmtlicher Bundesglieder einzubringen.

Diese Anregung blieb indessen ohne Erfolg, weil Oesterreich nur mit dem Vorbehalte ihr beistimmen wollte, „daß künftig keine Kombination zur Verhandlung komme, welche einem der eingeladenen Staaten eine territoriale Vergrößerung oder einen Machtzuwachs verschaffe."

Oesterreich wollte damit allen Staatsreformen Preußens in Deutschland und einer möglichen Besitzergreifung Schleswig-Holsteins den Lebensnerv abschneiden. Dänemark hatte, wie man weiß, bei dem Friedensabschlusse in Wien am 30. Oktober 1864 seine Rechte auf die Herzogthümer an den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen abgetreten und in dieser Abtretung Deutschland ein Danaergeschenk gemacht, von dem es sich wohl eine Zerklüftung desselben meinte versprechen zu können.

Sie blieb denn in der That auch nicht aus, wie man sieht.

In Schleswig-Holstein standen sich Oesterreich und Preußen, von denen die Letzteren Schleswig, die Ersteren Holstein besetzt hielten, kampfgerüstet gegenüber und als nun Oesterreich durch jenen Konferenz-Vorbehalt deutlich genug zu erkennen gab, daß es Preußen in die Karten zu blicken begonnen hatte, blieb Bismarck keine andere Wahl, als Farbe zu bekennen und nach Oesterreichs Anheimgebung der schleswig-holsteinischen Frage zur Entscheidung an den Bund kriegerisch gegen Oesterreich vorzugehen.

Wir National-Liberalen in der „Constitutionellen Zeitung" mißbilligten diesen Vorgang höchlich und sprachen uns auf das Entschiedenste gegen einen Krieg von Deutschen gegen Deutsche aus. Als jedoch, nach dem Antrage Oesterreichs am Bunde auf Mobilmachung des gesammten Bundesheers mit Ausnahme des preußischen Contingents, dieser Krieg unvermeidlich geworden, riethen wir Beust dringend an, sich nicht mit Oesterreich einzulassen.

Wir hielten einen Waffengang Sachsens mit Oesterreich gegen Preußen für gefährlich und wiesen beflissen nach, wie großen Schaden dadurch Sachsen unter allen Umständen werde zu ertragen haben. Allein wir sprachen vergebens. Beust verließ sich auf Oesterreich und hielt die Gelegenheit für günstig, seinem Grolle gegen Preußen und Bismarck Raum zu geben. Es war umsonst, daß man von Berlin aus am 15. Juni Sachsen zugleich mit Hannover, Kurhessen und Nassau nochmals den Frieden anbot, indem man ihnen unter der Bedingung sofortiger Abrüstung und

Ausschreibung der Wahlen für das in Aussicht genommene Parlament ihren Besitzstand und ihre Hoheitsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge gewährleistete.

Die genannten Staaten schworen zu Oesterreich.

Es war gegen Ende Mai, als ich Beust zum letzten Male sah. Nach einem heißen Tage hatte ich mich gegen Abend in den zoologischen Garten begeben, um dort nach einem Spaziergange im sogenannten großen Garten mit einigen guten Bekannten ein einfaches Abendbrot im Freien einzunehmen. Während dies geschah, sah ich Beust Arm in Arm mit dem österreichischen Gesandten in lebhaftem Flüstergespräch an mir vorübergehen. Ich blickte ihm mit aufrichtiger Bekümmerniß und banger Sorge nach.

Als ich etwa eine halbe Stunde später dem Ausgange in der inzwischen eingebrochenen Dämmerung zuschritt, um zur Stadt zurückzukehren, bemerkte ich plötzlich und unerwartet Beust an mir vorübereilen. Ein paar Schritte vor mir hielt er an. „Sie und Siegel's Zeitung gehen mit Preußen!" rief er mir zu. „Ich wünschte, Eure Excellenz und Sachsen thäten es auch!" erwiderte ich. — „Sie halten zur Gewalt und wir zum Recht, so laufen unsere Wege auseinander", fuhr er ereifert fort, „wenn sie schon dasselbe Ziel verfolgen. Der Ausgang wird zeigen, wer es erreicht!"

Ehe ich noch Zeit zu einer Antwort gewonnen, war er im Dunkel des vor uns liegenden Baumganges verschwunden.

Ich habe oft an diese Begegnung denken müssen. Was ist seitdem geschehen? Eine ganze Weltgeschichte, an der Beust alle seine Kraft vergebens abgenutzt hat: sich mit ihr zu stellen. Bismarck's eiserne Idee und seine sieghaften Erfolge haben ihn aus allen Positionen und jetzt in den Ruhestand gedrängt.

Sicher wird er in seiner Muße Denkwürdigkeiten schreiben, Denkwürdigkeiten, die ohne Zweifel viel Anziehendes und Fesselndes bieten, aber niemals das Richtige und Wahre beibringen werden, das zur innersten Erkenntniß seines Handelns und seiner Zeit gehört. Beust war der große Staatsmann, wie er nicht sein soll, wenn er auch sonst als ein hervorragender und liebenswürdiger Mensch erscheinen mag.

Als bezeichnend für seinen Charakter sei hier noch angeführt, daß er im Dezember des für Deutschland und Beust so ereignißreichen und wichtigen Jahres 1866 und schon mit Oesterreichs Politik

beſchäftigt, einen längeren eigenhändigen Brief an Hofrath Julius Pabſt, den Sekretär des Dresdener Hoftheaters, ſchreiben konnte, um dieſem eine kleine Schauſpielerin auf das Angelegentlichſte zu empfehlen, wie mir Pabſt ſelbſt erzählt hat.

Beuſt liebte auch in der Kunſt das leichte und etwas ſchlüpfrige Element. Er war ein häufiger Beſucher des ſogenannten zweiten Theaters in Dresden, welches Reesmüller leitete.

Am 9. Juni 1882.

Garibaldi geſtorben! Mit ihm erloſch ein anziehendes und großartiges Leben. Er war unter den Feldherren unſerer Zeit, was Victor Hugo unter den Dichtern: ein Romantiker von ſeltenem Aufſchwunge und begeiſterter Thatkraft, aber zuletzt auch Großſprecher und wirrer Kopf. Beide verloren ſich am Ende in Phantaſterei und Phraſen, nachdem ſie bis zur Höhe ihrer Laufbahn durch kühnen Geiſt und epochemachende Unternehmungen die Welt in lebhafte Bewegung und ſtaunende Verwunderung geſetzt hatten. Selbſt das Genie überlebt ſich. Nach den Flammenergüſſen ſpeit der Veſuv auch Steine aus.

Am 29. September 1882.

Die diesjährige Haupt-Verſammlung des deutſchen Bühnen-Vereins hat am 26. und 27. September drüben in München ſtattgefunden und in mir die Entſchließung befeſtigt, nie wieder einer ſolchen beizuwohnen. Sind dieſelben in der jetzt beſtehenden Weiſe doch durchaus zwecklos. Sie bieten ein nahezu troſtloſes Bild der deutſchen Theaterleitung im Allgemeinen. Der Vorſitzende, Herr von Hülſen, iſt ein alter, wohlwollender, ehrlicher, mit ſeiner Meinung nicht hinter dem Berge haltender Herr, der indeß leicht ermüdet und abgeſpannt wird und eines Aufſchwungs nicht mehr fähig iſt. Auf ſeine Alltags-Erfahrung geſtützt, hat er keinerlei Glauben an höhere Eingebung und Ziele. Seine Leitung von Verhandlungen drückt herab, ſtatt zu erheben. So kommt es, daß die aufſtrebenden, echt künſtleriſche Zwecke verfolgenden Köpfe, deren überhaupt wenige in dem Vereine vorhanden ſind, durch nichts aufgemuntert und angeeifert werden, ſondern von den zahlreicheren nüchternen, den ſogenannten praktiſchen Geſchäftsleuten über den Haufen geſprochen werden. Männer, denen ich gewiſſe Verdienſte keineswegs abſtreiten will und die in der That ihre Theater mit

viel Ausdauer und Spekulation zu führen verſtehen, ohne indeß dabei irgend wie nach werthvolleren künſtleriſchen Grundſätzen zu verfahren, werden dadurch zu einer Bedeutung und Geltung gebracht, die doch am Ende weit über ihre Stellung und ihren Geiſt gehen und dadurch in den Stand geſetzt, alle edleren Beſtrebungen mehr oder weniger lahm zu legen. Die Verſammlungen, denen ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, waren alle unfruchtbar und müſſig. Die heurige kam faſt einer Auflöſung und Abdankung in Bezug auf künſtleriſchen Einfluß gleich. Man verwarf Alles, was auf Belebung der eigentlichen Kunſtintereſſen hinausging. Die Praktiker ſchlugen rückſichtslos zu Boden, was ſich vom Gebiete einer mehr idealiſtiſchen Anſchauungsweiſe her in ihre Kreiſe zu wagen den Muth gehabt hatte. Man kam in einer Sitzung auf das Ueberhandnehmen des Realismus zu ſprechen und Hülſen, den dies Kapitel langweilte, ſchnitt es voreilig ab, indem er eine Erörterung deſſelben für austragslos erklärte. Ich hatte beantragt, dem Verein die Frage zu ſtellen: ob er nur Kartellverein in ſeiner jetzigen Geſtalt verbleiben oder den Willen zu erkennen geben wolle, ſeine Wirkſamkeit fernerhin auch auf künſtleriſche Zwecke auszudehnen.

Wäre dieſe Frage wirklich aufgeworfen worden, ſo hätte man ſich, Schande halber, wohl für letztere Wendung erklärt und dadurch den beſſeren Elementen ein wenig Muth und Oberwaſſer verſchafft. Hülſen aber ſchreckte vor der Entſchiedenheit dieſer Frage zurück und verquickte ſie mit allerlei Klauſeln, Zwiſchenſätzen und leerem Formenqualm in ſo vernichtender Weiſe, daß endlich als Reſultat nichts herauskam, als daß man beſchloß, eine ohnmächtige Kommiſſion für höhere Kunſtzwecke in ihrer Ohnmacht zu belaſſen. Nicht einmal über eine neue zeitmäße Text- und Darſtellungseinrichtung „Don Juan's" und des klaſſiſchen ſo wie des Shakeſpeare-Repertoirs ward eine Erörterung ermöglicht.

Am 3. November 1882.

Die „Allgemeine Zeitung" brachte vorgeſtern einen Aufſatz: „Der Monarchismus in Frankreich", der mehr verſprach, als er hielt. Es wurde darin angedeutet, daß man in dieſem Lande ſchon wieder anfange: der Republik müde zu werden und ſich nach der feſten Hand eines Regenten zu ſehnen. Aber ſtatt zu forſchen und zu unterſuchen, wo am Ende der künftige Beherrſcher Frankreichs zu ſuchen ſein

konnte, wurde nur flüchtig bemerkt, daß das Bourbonenthum und der Napoleonismus als wenig volksthümlich in diesem Augenblicke gelten müßten. Die Orleanisten wurden nur leise und gleichsam blos im Vorübergehen gestreift. Sollte dieser Umstand vielleicht grade dafür sprechen, daß jene Prätendentenfamilie gegenwärtig die meiste Aussicht für den französischen Thron besitze und daß man um deswegen Scheu trage dies an die große Glocke der Oeffentlichkeit zu hängen? Fast sieht es so aus, denn, wenn man die Verhältnisse Frankreichs und das Benehmen der einzelnen Abkommen Ludwig Philipp's in's Auge faßt, so wird man kaum wohl sich der Ansicht verschließen können, daß sie in heutiger Zeit aus ihren Reihen am Ehesten Denjenigen zu stellen im Stande sein dürften, der vermögend wäre, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Sie prätendiren mit dem wenigsten Lärm und ohne Aufsehn, fast nur dadurch, daß sie sich in die Verhältnisse fügen und sich Frankreich möglichst nützlich machen. Die Bourbonen beten, die Napoleoniden fluchen, die Orleanisten handeln und zwar in den meisten Fällen loyal.

Am 6. Januar 1883.

Gambetta's Tod, der in der Nacht vom 31. Dezember 1882 auf den 1. Januar 1883 erfolgt ist, giebt den deutschen Zeitungen Anlaß zu langen politischen Auseinandersetzungen, aus denen vielfach wieder zu erkennen ist, für wie wichtig sie diesen Mann und zugleich für wie gefährlich sie denselben in Bezug auf den Frieden Europas erachtet haben.

Ein Theil von ihnen athmet auf, wie von einem Alpdruck befreit, indem er der zuversichtlichen Meinung Raum giebt: es sei mit Gambetta der Hauptträger der Revanche-Idee begraben worden. Ein anderer dagegen glaubt, sie werde jetzt erst recht zum Ausbruch kommen, da Gambetta die Republik mit ins Grab nehme, wie Mirabeau dereinst die Monarchie, und die Monarchie, welche der Republik folge, den Rachekrieg gegen Deutschland besonders beflissen auf ihre Fahnen schreiben werde.

Ich für meinen Theil kann keiner dieser Ansichten beistimmen. Gambetta war durchaus nicht der Träger der Revanche-Idee, sondern im Gegentheil die Revanche-Idee war der Träger Gambetta's. Er hatte sich ihrer klug bemächtigt und ritt sie wie ein Schulpferd.

Die Dreſſur, die er ihr gab, war ſein einziges Verdienſt. Er ſuchte ſie zu zügeln, ſo viel und ſo gut es gehen wollte. Er ließ ſie rennen, traben, Schritt gehen, tanzen und ſteigen, je nachdem es ihm zweckdienlich und für ſeinen Erfolg bei dem franzöſiſchen Volke angemeſſen erſchien. Manchmal biß ſie allerdings ſchäumend in den Zaum, entwand ſich ſeiner Führung und ging durch. Er wurde jedoch immer wieder ihrer Herr.

Nach ſeinem Tode wird ſie andere Reiter finden. Ob gleich geſchickte, muß dahingeſtellt bleiben.

Daß ein neues Königthum unmittelbar nach ſeiner Einſetzung ſich von ihr gegen Deutſchland zu einem neuen Eroberungszuge drängen laſſen werde, vermuthe ich keineswegs. Der Napoleonismus vielleicht könnte dazu die Neigung verſpüren, weil er den Trieb empfinden dürfte, die Scharte auszumerzen, die Napoleon III. dem Anſehen und der Macht Frankreichs verurſacht hat. Der Napoleonismus iſt von jeher auf das Abenteuer und das Wagniß geſtellt geweſen. Aber beſitzt er derzeit in ſeinem Schooße ein militairiſches Genie? Ich entdecke keines, ja nicht einmal ein eigentliches, der Herrſchaft fähiges Haupt. Indeß freilich grade ein Strohkopf wäre möglicherweiſe im Stande, ſich dem Chauvinismus in die Arme zu werfen und, von dieſem getrieben, den Krieg vom Zaune zu brechen. Allein auch der Chauvinismus nutzt ſich ab und beſonders ſeit er angefangen, ſich in allerlei kleinen Feindſchaftsbeweiſen gegen Deutſchland Genüge zu thun. Dieſe Verfehmungen deutſcher Arbeiter und Handlungsbefliſſener, deutſcher Dienſtmägde und Erzieherinnen, dieſe Militairbeſteuerungen Fremder, worunter eigentlich nur Deutſche gemeint ſind, dieſe blinde Feindſchaft gegen Wagner's Muſik und dieſe politiſchen Demonſtrationen vor der Bildſäule des trauernden Elſaß — alle dieſe kindiſchen Großthaten des Chauvinismus erſchöpfen ihn und machen ihn ſelbſt in den Augen der beſonnenen Franzoſen ſo lächerlich, daß es am Ende ſchwer halten wird, ihm in ernſter Lage Glauben und Anhang zu verſchaffen. Selbſt der Napoleonismus, wenn er wieder zur Regierung gelangen ſollte, wird ihm kaum unbedingt nachgeben können. Das Bourbonenthum ſieht vollends vornehm über ihn weg und was die Orleaniſten betrifft, ſo werden dieſe ohne Zweifel mit ihm ein wenig liebäugeln, aber ſich ſchließlich wohl hüten, ihm den Willen zu thun.

Die Orleanisten haben geschulte Soldaten in ihren Reihen, Soldaten, die immerhin lüstern sein dürften, sich auf blutigen Schlachtfeldern Ruhm und Lorbeer zu erwerben. Allein diese Soldaten sind nicht mehr jung, haben die Wucht deutscher Waffen gefühlt und sind zu sehr Ludwig Philipp's Söhne und Enkel, um, eben wieder auf den Thron gekommen, ihr Heil auf die Spitze des Degens zu setzen. Sie werden drohen und rüsten, inzwischen sich im Innern befestigen und dann, mitten in friedlicher Arbeit, behaupten, zum Losbrechen die nöthige Veranlassung nicht zu finden.

Die Zeit wird lehren, wie weit ich mit solchen Annahmen im Recht oder Unrecht gewesen.*)

Am 13. Januar 1883.

Ich setze einige Hoffnung darauf, daß jetzt die hervorragendsten Literaturwerke unserer Klassiker in billigen Volksausgaben erscheinen und dadurch anfangen erst recht in's Volk zu gelangen. Mit dem allgemeinen Bekanntwerden dieser geistigen Schätze dürfte sich wohl eine langsame Wendung und Anbahnung zum besseren Geschmacke vollziehen und der Geist der Masse einen höheren Aufschwung nehmen, als er bis jetzt bemerkbar war.

Am 14. Januar 1883.

Ich sprach einmal mit Varnhagen über die „Penthesilea" von Kleist. Da berichtete er mir: die erste Ausgabe dieses Stückes würde wohl kaum noch irgendwo aufzutreiben sein. Cotta habe von der ganzen Auflage höchstens hundert Exemplare abgesetzt und aus Aerger über den Dichter und die Gleichgültigkeit des Publikums den Rest selbst vernichtet.

Auch ein Bücher-Schicksal!

* * *

Mathilde von Kalkreuth nannte Hans von Bülow einen Spielsohn Liszt's.

* * *

*) Wie Recht ich hatte, beweiset das vom Grafen von Paris 1887 erlassene Manifest, welches unter Anderem verheißt: Die Monarchie werde Frankreichs europäische Stellung friedlich erhöhen, es bei den Nachbarn geachtet und aufgesucht machen. Sie werde durch ihre Dauer und durch ihre Einrichtungen Vertrauen erwecken und genug Ansehen haben, um die allgemeine gleichzeitige Erleichterung der Europa zum Vortheil anderer Weltheile ruinirenden Militärlasten anzubahnen.

Als in Gegenwart des General von Pfuel Varnhagen von Ense erwähnte, daß er Katholik sei, schaltete Ersterer ein: aber ein mit Papier durchschossener.

Am 10. Februar 1883.

Wer sich mit dem Journalismus abgiebt, muß sich dazu entschließen, seinen Geist täglich zu Pulver zu zerreiben.

* * *

Neulich erzählte mir jemand: Bei einer Anwesenheit Franz Liszt's in Jena ward ihm eine Frau vorgestellt, die er nicht kannte und über welche er sich nachher bei dem Vorstellenden nähere Auskunft erbat. Als er hörte, daß sie zwar nicht von bedeutendem Geiste, aber eine treffliche Mutter und Hausfrau sei, sagte er bedenklich: „Chose très incommode!"

* * *

Es ist seltsam, daß Dasjenige, was poetische Menschen noch poetischer, prosaische nur noch prosaischer macht, z. B. die Liebe.

Am 11. April 1883.

In der vergangenen Nacht um 1 Uhr ist sanft und still Moritz Blanckarts verschieden. Als seine alte Magd, die er nach dem Ableben seiner Mutter in Düsseldorf von dort nach Stuttgart zur Beschickung seiner Junggesellenwirthschaft kommen ließ, ihn einige Stunden vorher vom Schlaf erweckte und fragte: ob er nicht etwas genießen wolle, sagte er: „Laß mich nur! Heut schlaf ich mich entweder gesund oder todt!"

Schlummernd ist er denn in der That auch gestorben.

Ich hatte ihm vor drei Tagen noch einen Krankenbesuch gemacht, bei dem ich ihn leidend, wie schon öfter, aber keineswegs irgendwie in bedenklichem Zustande fand. Er war ganz angekleidet und saß, als ich zu ihm kam, vor seiner Staffelei. Er klagte über Wasser in den Beinen, was ihm schon mehrfach zu schaffen gemacht, über Abgespanntheit und Mangel an Eßlust; war im Uebrigen aber wie immer: klar, ruhig und verständig in Allem, was er sagte.

Wir sprachen über mancherlei und natürlich besonders über Malerei, Litteratur und Theater.

Er kam fast regelmäßig Sonntag Nachmittag zu uns, um mit Andern seinen Kaffee und ein Stück Kuchen bei uns zu nehmen. Da er zwei Sonntage nach einander nicht erschienen, schloß ich, daß er unwohl sei und ging deswegen zu ihm.

Ich habe ihn lange Jahre, seit 1860, dem Beginn der „Deutschen Schaubühne" gekannt, für die er sich zuerst mit mir in Beziehung setzte. In Dresden besuchte er uns und als wir nach Stuttgart zogen, siedelte er von Düsseldorf her zu uns über.

Er besaß durchaus keine einnehmende Persönlichkeit. Von Jugend auf kränkelnd und skrophulös, hatte ein Ausschlag in einer Verhärtung geendigt, die ihm Siegfried's Hornhaut verschaffte. Seine Haut fühlte sich hart und trocken an, dabei war sie gelb und ohne jede Blutröthe. Sein Haar erschien spärlich, sein Auge stechend, dann und wann schielend, seine Stimme besaß einen blechernen, knarrenden Klang.

Zum Verlieben war er also nicht und ich habe auch nie gehört, daß er jemals Anspruch darauf erhoben hätte. Zur Freundschaft aber war er wie geschaffen: anhänglich, treu, ehrlich, dankbar und wohlwollend. Er war kein Schmeichler und Liebediener, sondern ein Mann, der immer seine wahre Meinung sagte und diese auch über sich, sein Handeln und Wirken vertrug.

Von Hause aus Schlachten- und Pferdemaler, hat er sich zugleich als Dichter in der Lyrik und im Drama versucht. Er schrieb ein paar Trauerspiele: „Johann von Schwaben", „Adolf von Nassau", „Für's Vaterland", ein Bändchen „Kaiserlieder" und ein Buch „Gedichte", das sogar eine zweite Auflage erlebte (Stuttgart, E. Greiner'sche Verlagsbuchhandlung. 1879). Eine Sammlung von Nachrufen, die er „Düsseldorfer Künstlern gewidmet" (Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert. 1879) darf nicht unerwähnt bleiben, weil er darin meist sehr unbefangene und richtige Urtheile abgegeben hat. Neidlos in der Anerkennung wahren Verdienstes, bestätigt er den Ausspruch, daß, um gerecht zu sein, man wohlwollend sein müsse. Ueber die Maler Karl Ferdinand Sohn, Emanuel Leutze, Theodor Mintrop, Adolf Tidemand, über den Kupferstecher Josef von Keller z. B. hat er manches Stichhaltige und Treffende mitgetheilt, das für die Kunstgeschichte nicht ohne Wichtigkeit wird erklärt werden können.

Wirklich hervorragende Begabung vermag man ihm übrigens auf keinem Kunstgebiete einzuräumen. Was er malte und schrieb hatte etwas Hölzernes und Steifes, seinem Wesen nach aber zugleich etwas Gesundes und Tüchtiges. Sein Styl und sein Colorit waren gleich hart, sein Ausdruck wie seine Farbe glanzlos, doch stets von ehrenwerther Absicht beseelt, grunddeutsch und patriotisch. Nicht sein Talent, sondern nur seine Ausdauer und sein Fleiß sind zu rühmen. Diese aber auch durchaus. Niemand ließ sich sein Schaffen mehr angelegen sein, als er. Es war ein Schaffen in Mühe und Schweiß. Zehn Mal konnte er kommen, um mir ein Gedicht mit Veränderungen vorzulesen, die er sich im emsigen Feilen abgerungen. Jede Wendung, jedes Wort, jede Silbe hatte er in Bezug auf Sinn und Wohlklang bedacht, erwogen und geprüft. Wie glücklich war er, wenn man ihm sagen konnte: man fände eine Verbesserung in seiner letzten Umgestaltung. Und eben so ging es mit seinen Bildern. Mit rührender Dankbarkeit sprach er von den Forderungen, die ihm durch die Rathschläge von Meister Reher und Kunstschuldirektor Lietzenmeyer zu Theil geworden. Vor seiner Staffelei stehend, hat er mir mehrfach an seinen Gemälden mit beredtem Munde die Vortheile gezeigt, die sie durch deren Winke erhalten hatten.

Wie gerne würde er etwas Bedeutendes geleistet haben! Und wie schmerzlich hat er oft geseufzt, daß er, wie er wohl fühlte, nur Handwerksmäßiges schuf, um sich das tägliche Brot zu erwerben. Die Kunst wurde ihm zum Gewerbe, das ihn ernährte, aber nie auf unedle oder gar gemeine Weise. Um alle Schätze der Welt würde er keine Niedrigkeit mit dem Pinsel oder der Feder begangen haben. Was er that und trieb diente nur guten Zwecken. Nur diese forderte und unterstützte er und darum hat es mich stets ermuthigt: ihn auf meiner Seite und zum Beistande für mich bereit zu finden. Ich wußte, was er sagte und schrieb, war seine Überzeugung, aus wohlwollender Gesinnung heraus zu Tage gelegt: kurz, trocken, ohne Schönrednerei und Schwung, aber aufrichtig und ehrlich.

Auslassungen dieser Art konnten nicht angethan sein, mir Ansehn und Ruf zu verschaffen. Doch haben einige Leute hier nicht versäumt, ihn als meinen Panegyrikus auszuschreien. Davon du lieber Himmel, hatte Blanckarts keine Ader in sich. Er war

allerdings mein Freund, aber diese Freundschaft knüpfte und erhielt sich vorzugsweise nur in der reinen Liebe zur Kunst, die sein ganzes Wesen erfüllte.

Eben deswegen aber auch halte ich es für Pflicht, ihm ein ehrendes Andenken zu bewahren. Er war im eigentlichen und höheren Sinne kein Künstler, hätte jedoch verdient einer zu sein. Er hatte nicht die Hand, wohl aber viele Eigenschaften eines solchen.

Am 15. April 1883.

Ihm dies zu bezeugen, gab ich ihm heut die letzte Ehre dadurch, daß ich, obschon selbst in diesem Augenblicke leidend, mich in die Straße stellte, die sein Leichenzug hinabging, und den Hut vor seinem Sarge abnahm, so lange er mir im Gesichtskreis blieb.

„Kurz ist der Abschied für die lange Freundschaft."

Am 15. August 1883.

Die Tagesschriftstellerei von heute hat nach meiner Ansicht manche sehr bedenkliche Seite. Ganz abgesehen von dem Mangel fast jeder vaterländischen Gesinnung und einer oft nahezu niederträchtigen Anbetung alles Ausländischen, ist in dieselbe auch so viel flüchtiges Wesen und Leichtfertigkeit gekommen, daß man zuweilen davor erschrecken muß. Man arbeitet in derselben so rasch und obenhin, daß man sich nicht einmal immer die Mühe giebt, sich über ganz naheliegende Dinge genau und vollständig zu unterrichten. Ueber die offenkundigsten Angelegenheiten werden schlechtweg Irrthümer niedergeschrieben und niemandem fällt es ein, sie zu berichtigen. Unsere Tagesblätter sind so groß und umfangreich geworden, daß die Sorge alle ihre langen Spalten zu füllen, jede andere in Bezug auf Genauigkeit und Wahrheit der darin gemachten Angaben überwiegt. Der Größenwahn, der unsere Zeit beherrscht und charakterisirt, spricht sich schon in dem Riesenformat unserer Zeitungen aus. Jedes Provinzblättchen eifert dem Umfange der „Times" nach. Da man aber für die dazu nöthigen Arbeitskräfte das Geld auszugeben entweder nicht in der Lage ist oder aus Sparsamkeitsrücksicht Abstand nimmt, so kann es natürlich nicht fehlen, daß die Sache oberflächlich und lässig betrieben wird. Man schreibt und druckt ins Blaue hinein. Viele literarische Organe der Oeffentlichkeit fristen ihr Dasein nur vom Nachdruck und zwar vom Nach-

druck ohne alle Auswahl und Prüfung. Nur gefüllt muß der Raum sein, den die Anzeigen nicht in Anspruch nehmen. Womit er gefüllt wird, ist ziemlich gleichgültig, das den Parteistandpunkt Betreffende allein ausgeschlossen. Dies wird gewahrt, doch ist diese Wahrung so verhetzender Art, daß sie ebenfalls nur dazu dient, Styl und Ton der Presse zu verschlechtern und herabzuziehen. Keine Partei zeigt Achtung vor der andern, sondern jede schiebt der andern die elendesten und erbärmlichsten Beweggründe für ihre Handlungen und Maßnahmen unter. Die Literatur- und Kunstkritik ist aber vollends in den übelsten Händen. Nur wenig Redaktionen lassen sich angelegen sein: dafür anständige und entsprechende Vertreter zu finden. Meist werden ganz unbewanderte junge Leute damit betraut, die weder die gebotene Bildung noch Erfahrung dafür besitzen und ihre völlige Urtheilslosigkeit durch Schneidigkeit und schnöde Witzeleien zu verdecken suchen. Sie sind es hauptsächlich, die, naseweis und vorlaut über Alles wegsprechend, die Leserwelt von aller Achtung und Liebe für Literatur und Kunst entwöhnen. Geradezu verödend wirken sie in Bezug auf Theater. Studien in diesem Fache zu machen, halten sie für durchaus unnöthig. Die dramaturgischen Schriften von Lessing, Zimmermann, Tieck, Immermann, Börne, Rötscher u. s. w. u. s. w. zu lesen, fällt ihnen nicht ein. Jeder rezensirt nach seinem eigenen Katechismus, den er sich nach Gutdünken und Laune zurecht stutzt und in welchem die augenblicklichen Einfälle wie ästhetische Gesetze und Glaubensartikel behandelt werden. Weil nun die Wenigsten ihre Sache innehaben und verstehen, hängen sie sich desto beflissener an die Personen, die einzelnen Schauspieler. Keine Presse der Welt treibt einen solchen Komödianten-Kultus wie die deutsche. Weil der Komödiant immer von sich selbst spricht, sich mit seinem Ich überall hervordrängt und meint, daß die Welt nichts Wichtigeres kennen könne, als seine Leistungen, seine Anstellung und Gastspiele, so werden diese Theaterberichtler, die mit ihnen im genauesten Verkehre stehen, nicht müde, darüber Meldung und Mittheilung zu geben. Die Hälfte aller kleinen Kunstnotizen sind Nachrichten über Theatervorgänge, über Rollenvertheilung, über Gastreisen von Sängern und Sängerinnen, über deren Gehalte und Einnahmen. Wie gedankenlos diese kleinen Angaben aufgenommen werden, beweiset sogleich die Gleichmäßigkeit, in welcher die Blätter sie bringen. Sie

werden meistens auf den Theaterkanzleien und in Theateragenturen aufgesetzt und selbst unsere ersten und hervorragendsten Zeitungen nehmen nicht Anstand, ihnen ununtersucht einen Platz in ihren Spalten einzuräumen und sich damit zu Pflegerinnen der unverschämtesten Reklame zu machen. Die mittelmäßigsten Darsteller kommen dadurch zu Ruf und Ansehen, während die bildenden Künstler und die ersten Dichter so ziemlich unbeachtet bleiben, weil sie mit ihrem Schaffen nur selten und ganz beiläufig und kärglich erwähnt werden. Höchst mißlich sind auch die Besprechungen, welche die Berichterstatter noch Nachts nach der Vorstellung in aller Hast in den Druckereien schreiben, damit sie im nächsten Morgenblatt den Lesern vor Augen kommen. Sie können natürlich nur mehr oder weniger gehudelt und oberflächlich sein und den Gegenstand nicht mit derjenigen Gründlichkeit behandeln, die ihm ehedem in wohlüberlegten und geregelten Abhandlungen zu Theil geworden ist.

Die Mehrzahl der Pariser Zeitungen haben oder hatten wenigstens einen bestimmten Tag in der Woche, an dem unter dem politischen Theil die Theatervorstellungen der vorhergehenden sieben Abende in Betracht gezogen wurden. Diese Inbetrachtziehung ruhte meist in den Händen namhafter Schriftsteller und war eingehend den Stücken und nur in sehr geringem Maße dem schauspielerischen Verdienste daran gewidmet.

Wir ahmen so gern die Franzosen nach, warum nicht auch hierin, worin sie in Wahrheit uns als nachahmungswerth zu gelten hätten? Aber es scheint: wir äffen mit Vorliebe nur Thorheiten nach und wollen original blos in unsern eigenen bleiben.

Die deutsche Presse giebt den schlagenden Beleg dazu.

Ich will übrigens keineswegs verkennen, daß sie von mannigfachem und viel umfassendem Inhalte ist; nur bedünkt mich, daß dieser Inhalt doch in ihr nicht tief und erschöpfend genug vorgetragen werden kann, um wirkliche und wahrhaft durchgreifende Bildung zu erzeugen, sondern vorwiegend nur einer wissenschaftlichen Oberflächlichkeit dient, welche der Verbreitung ernsterer und gediegener Kenntnisse Abbruch thut. Die Leser unserer Zeitungen hören die Glocken läuten, ohne je dahin zu kommen, wo sie hängen. Sie erhalten von Allem eine ungefähre Vorstellung, aber keineswegs eine genaue und gründliche Bekanntschaft.

Dieſer Umſtand entwöhnt ſie von eingehenderem Forſchen und Leſen. Daß in Deutſchland ſo wenig Bücher gekauft und mit Ausdauer und Sorgfalt vorgenommen werden, ſcheint mir eine Schuld unſerer Tagesblätter. Die Sonntagsnummern von vielen derſelben enthalten Leſeſtoff für eine ganze Woche. Sie bieten neben den politiſchen Nachrichten: wiſſenſchaftliche Abhandlungen, Romane, Gedichte, Reiſeſchilderungen, Naturbetrachtungen, Literaturbeſprechungen, Kunſtkritiken und was nicht noch!

Dieſe Literaturmaſſe, die wie eine Schneelawine über das große Publikum fällt, ſcheint eine Vorausſagung Leibnitzen's wahr machen zu wollen, die, wenn ich mich recht erinnere, dahin geht, daß er meint: die Literatur werde ſich durch ihr eigenes Übermaaß zu Grunde richten.

Was indeß mich betrifft, ſo muß ich fürchten, die Literatur werde durch ihr Uebermaaß nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch den Geiſt des Volkes zu Grunde richten, denn ihr Uebermaaß erſtickt in dieſem nothwendig nach und nach jeden Drang und jedes Bedürfniß nach einer höheren und gediegeneren Bildung. Die geiſtige Verflachung wird allgemein und der beſſere Geſchmack ſich mehr und mehr verringern. Daß unter ſolchen Verhältniſſen der Gehalt der Nation verkümmern und ſinken muß, liegt auf der Hand.

Vielleicht aber ſehe ich zu ſchwarz und Niemand kann mehr wünſchen, daß es der Fall ſein möge, als ich.

Am 20. September 1883.

Im Zeitraum weniger Wochen raffte der unerbittliche Tod hinweg den liebenswürdigen Romanſchriftſteller Levin Schücking, den ruſſiſchen Dichter Turgenjeff, den vlämiſchen Auerbach: Henrik Conſcience und den Herzog von Chambord.

Der Letztere, der ein König ohne Thron, ein Herrſcher ohne Reich geblieben, konnte ſterbend wie der Herzog von Reichsſtadt ſeufzen: „Meine Geburt und mein Tod ſind meine ganze Geſchichte.“ Was dazwiſchen liegt, war ein Warten auf eine Einladung des franzöſiſchen Volkes, den Thron Frankreichs in Beſitz zu nehmen. Der Prinz lebte in dem ſchönen Wahne der Legitimität, daß es für ihn genüge geboren zu ſein, um König von Frankreich zu werden. Jeden Morgen meinte er mit dem Rufe: „Majeſtät“ geweckt zu werden. Noch auf ſeinem Sterbebette horchte er darnach aus und

seine letzten Bestimmungen betrafen den Roy, den vorrevolutionären Roy, nicht den nachrevolutionären Roi. Es ist bezeichnend für sein Schicksal, daß die Abordnung der Legitimisten, die bei seiner Volljährigkeit, welche nach dem bourbonischen Hausrecht mit dem 13. Jahre eintritt, in Folge der Spaltung zwischen ihm und seinem Großvater, dem alten Herzog von Angoulême, nicht zu ihm gelangen konnte und er also Ritterschwert und goldene Sporen, die sie ihm überbringen sollten, nie erhalten hat. Weder Schwert noch Sporen haben denn auch in seinem Leben eine Rolle gespielt. Er blieb unthätig und wurde frühzeitig dick; wozu die Bourbonen immer Anlage gehabt haben. Ueberdies hinkte er etwas. Er soll nicht ohne Liebenswürdigkeit in seinem persönlichen Benehmen, aber ohne alle Unternehmungslust und jeden Wagemuth gewesen sein. Etwas auf's Spiel zu setzen, war jedenfalls seine Sache nicht. Das Lilienbanner sollte Alles thun und die von dessen Zauber ergriffene Nation mit der demüthigen Bitte vor ihm knien: doch um Gottes Willen wieder seine Huldigung entgegen nehmen zu wollen. Er verließ sich lediglich auf sein Erbrecht und bemerkte nicht, daß dieses ihn und sein Haus längst verlassen hatte und es eines Genie's bedurft hätte, es wieder zurück zu erobern. Ueber seine hinfällig gewordenen Ansprüche ging die Zeit gelassen zur Tagesordnung über. Er ist schon als Thronbewerber abgesetzt gewesen.

Was nun Conscience betrifft, so ist dies ein fremdländischer Novellist, der mir immer sehr sympathisch gewesen ist und von dem schon Theodor Mundt in seiner „Literaturgeschichte der Gegenwart", die 1853 in zweiter Auflage erschien, mit Recht gesagt hat: „Seine Darstellungen behaupten ihre eigenthümliche Wirkung durch den Gegensatz, der darin zwischen dem einfachen, ursprünglichen und naturkräftigen Volksthum und einem verbildeten, corrosiven, in eigener geistiger und sittlicher Auflösung begriffenen Franzosenthum aufgestellt wird." Bei Conscience ist Alles einfach und schlicht, in kleinen, dem Leben abgelauschten, aber darum nicht weniger poetischen und tiefergreifenden Zügen ausgeführt. Menschen von Empfindung werden kaum wohl eine Erzählung von ihm lesen können, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden. Es liegt Gemüth und Seele in Allem, was er geschrieben hat. Läßt man seine größeren geschichtlichen Romane, wie „Im Wunderjahre 1366" und „Der Löwe von Flandern" ganz bei Seite und faßt nur seine kleineren

Volks- und Dorfgeschichten in's Auge, so hat man da literarische Schöpfungen vom bestrickendsten Reize vor sich. „Der Rekrut“, „Der Geizhals“, „Der arme Edelmann“ und „Die hölzerne Klara“ z. B. sind von seltener Frische und bezaubern durch ebenso feine als wahre Schilderung eigenartiger und doch ganz natürlicher Seelenzustände. Die zuletzt angeführte Novelle malt die Mutterliebe unter ganz besonderen Umständen, indem sie uns eine vornehme Frau zeigt, die eine natürliche Tochter im Waisenhause wiederfindet und aus Angst vor einem eifersüchtigen Gatten lange nicht anerkennen darf. Senorita Catalina war mit Lancelot van Bisthoven in jener furchtbaren Zeit verlobt worden, in der die Spanier die Niederländer katholisch zu machen und um ihre gesetzlichen Freiheiten zu bringen suchten. Krieg, Mord und Todtschlag herrschten im Lande. Umgeben von Zwiespalt, Haß und Feindschaft aller Art, schlossen Catalina und Lancelot sich um so inniger an einander. Wenige Tage vor ihrer Hochzeit besiegelten sie ihren Bund mit dem Akt der Liebe. Sie durften sich so gut wie vermählt erachten. Die Familien hatten ihre Zustimmung gegeben, die Ehepakten waren aufgesetzt und unterzeichnet. Aber da kam der entsetzliche 4. November 1576, an dem mit unerhörter Grausamkeit die Spanier aus dem Kastell heraus in Antwerpen einbrachen, fünfhundert Häuser in Brand setzten und gegen 7000 Menschen tödteten. Lancelot kam dabei um, indem er spanische Gastfreunde vergebens gegen seine Landsleute zu schützen suchte. Diese spanischen Gastfreunde waren ein Graf d'Almata und seine Gattin. Der Bruder des Ersteren bewarb sich später um Catalina, die er schon lange geliebt, und obschon sie auf's Aeußerste widerstrebt, ward sie endlich doch von ihrem Vater gezwungen, seine Gemahlin zu werden. Als solche hat sie im Laufe der Zeit ihn lieben und verehren gelernt. Allein der Gedanke an ihre Tochter, der sie im Stillen das Leben gegeben und welche sie einer Dienerin anvertraut hatte, martert sie. Sie kommt aus Spanien in die Niederlande mit ihrem nichts ahnenden Gatten zurück, um sie zu suchen und entdeckt sie endlich in einem Waisenhause, in dem sie neckend wegen ihres vornehmen Wesens die hölzerne Klara genannt wird. Die Art, wie der Verfasser die ausbrechende und immer wieder sich verbergen müssende Mutterliebe zeichnet und wie er den Grafen d'Almata die Wahrheit entdecken und den Fehltritt

seiner Frau in der Anerkennung ihrer Tochter auf die schonendste Weise vor den Augen der Welt gut machen läßt, das Alles ist in dieser Erzählung ebenso taktvoll als psychologisch wahrhaft anziehend und sinnig behandelt. Conscience bekundet in diesen Theilen seiner Geschichte eine Ader von dem dichterischen Naturelle Heinrich von Kleist's.

Wie in der „Hölzernen Clara" die Mutterliebe, so wird in „Der arme Edelmann" die Vaterliebe verherrlicht und zwar in gradezu herzbewegender Darstellung.

Meiner Ueberzeugung nach ist es sehr zu bedauern, daß Conscience, bald nachdem er bei uns bekannt geworden, wieder in Vergessenheit gesunken ist. Soll einmal fremde Litteratur bei uns Eingang und Verbreitung finden, so verdienen die Erzählungen dieses vlämischen Schriftstellers vor vielen andern bei uns liebevoll beachtet zu werden. Sie haben etwas von deutschem Geist und Sinn.

Von Turgenjeff darf man sagen, daß er eine äußerst befliſſene Einbürgerung bei uns fand, auf die er vermöge seines Genies ohne Zweifel auch ein gewisses Anrecht besitzt. Er ist entschieden ein großer Dichter, reich an Geist, an Erfindung und Gestaltungskraft, aber in Allem der echte Russe. Alle seine Geschichten beginnen ohne Einleitung, aus der vollen Mitte heraus und fast immer mit einer Ueberraschung. Sein Styl hat viel Gefälliges und selbst Majestätisches, aber dabei zugleich etwas Sprunghaftes und Wildes. Es ist ein Löwenstyl, der nicht ohne Grausamkeit ist und welcher zuweilen seinen Inhalt mit dem Schweife peitscht oder mit den Krallen seiner Tatze blutig schlägt. Er hat auch im Humor und im Gefühlserguß etwas Raubthiermäßiges. Sie brechen beide dann und wann in eine Art Heulen aus. Sie haben Naturlaute, die entzücken und zugleich entsetzen.

Ich habe manches von Turgenjeff gelesen und immer mit Interesse, doch stets mit der Empfindung des Fremden. Seine Werke zeigen glänzende französische Politur auf rohem slavischem Wesen. Er hat Frankreich auch immer mehr geliebt als Deutschland. Obgleich Deutschland sich weit mehr als Frankreich seinen Ruhm und die Uebersetzung seiner Schriften angelegen sein ließ, trug er seine Liebe und Sympathie doch unausgesetzt nach Paris und für uns Deutsche einen tiefen Groll oder eine verkappte Feindschaft im Herzen.

Vielleicht würde ich das Letztere, wenn es gälte, es durch Beispiele zu belegen, nicht beweisen können; aber instinktmäßig glaube ich es stets aus seinen Büchern herausgelesen zu haben.

Levin Schücking endlich ist der Verfasser einer langen Reihe von Romanen und Erzählungen die immer anziehen und fesseln, wenn sie auch nicht durchweg spannen und befriedigen. Seinen Geschmack und Takt lassen sie nirgends vermissen und wenn ihnen alles Dämonische und Gewaltige fehlt, so wird dieser Mangel ersetzt durch geistvolle Auffassungen des Lebens und der Gesellschaft und eine nicht selten geradezu künstlerische Ausgestaltung. Seine engere Heimath Westphalen ist der Schauplatz seiner meisten Erzählungen. Was Wilibald Alexis für die Mark, ward er für die rothe Erde, nur mehr im modernen Sinne. Er gehört mit Edmund Höfer zu den hervorragensten Romanschriftstellern unserer Zeit.

Am 3. Oktober 1883.

Das „D. Montagsbl." schreibt: „Wie eine alternde Schöne, welche in der „Gesellschaft" unbestrittenen Einfluß besessen, sich nur schwer dazu entschließen mag, das Szepter der gesellschaftlichen Herrschaft in andere und jüngere Hände übergehen zu sehen, wie eine Kokette um so empfindlicher für die wirklichen oder vermeintlichen Stichelreden ihrer Rivalinnen wird, je mehr sie sich selbst insgeheim eingestehen muß, daß ihre Reize und damit auch ihre Triumphe zu erblassen beginnen, so auch mag man sich in Frankreich um keinen Preis dazu verstehen, andere Nationen für ebenbürtig und gleichberechtigt zu halten und danach zu behandeln. Es genügt, daß der greise, ritterliche Herrscher des deutschen Reiches dem Könige von Spanien einige Höflichkeiten erweist, um die gesammte französische Politik schier aus dem Häuschen zu bringen. Als Symptom ist dieser Vorgang um deswillen so bezeichnend, weil er uns und der Welt zeigt, wie wenig es den Franzosen in den letzten Friedensjahren gelungen ist, ihr inneres Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Gäbe es in Frankreich wirkliche Staatsmänner, so hätte man in Paris längst verstanden, daß eine ehrliche und großherzige Politik dem deutschen Reiche gegenüber mit der Devise: „Soyons amis, Cinna!" zugleich auch die vortheilhafteste Staatskunst für die Republik darstellen würde. Leider aber sind alle am Ruder befindlichen, wie auch zur Zeit alle nach dem Ruder strebenden

Politiker dort nur kleine Geister mit beschränktestem Horizont. Sie leben von der Hand in den Mund und von einem Tage zum andern, ohne einer Handlung mit langem Athemzuge fähig zu sein, und wenn sie ihren Kompromiß mit dem Heute abgeschlossen haben, sind sie froh, wenn sie sich für das Morgen eine Aussicht auf eine ebenso klägliche Verständigung zu retten vermochten."

Diese Darstellung scheint mir sehr richtig und einer Aufbewahrung werth. Das französische Volk ist gegenwärtig wirklich ohne allen Halt in sich, kindisch gereizt und aufgebracht, weil es erkennen muß, daß es nicht mehr die Macht und den Einfluß von ehedem in Besitz hat. Der letzte Krieg mit Deutschland und die volle Niederlage, die es darin erlitten, haben es aus allen Himmeln seiner Eitelkeit gerissen. Aber statt sich nun zu bescheiden und in aller Stille wie vormals Preußen nach der unseligen Schlacht bei Jena und den napoleonischen Siegen sich in sich selbst zusammen zu fassen und an ernster, innerer, nationaler Aufrichtung zu arbeiten, verpufft es einen Theil seiner Kraft in lächerlicher Empfindlichkeit und gradezu knabenhaften Demonstrationen, um seinem Aerger und Hasse gegen seinen Ueberwinder Luft zu machen.

Die Vorfälle bei dem Besuche des Königs von Spanien in Paris sind ein schlagender Beleg dafür. Man behauptet nun freilich, daß sie von Straßenbuben hervorgerufen worden seien. Aber als eine johlende Masse durch die Pariser Straßen zog und Napoleon den Dritten mit dem Rufe „Nach Berlin" zum Kriege mit Deutschland drängte, hat man nachher ebenfalls vielfach gemeint, jene johlende Masse hätte aus lauter „Gamins" bestanden.

Darnach also würde neuerdings die französische Geschichte von Straßenjungen gemacht. Und fast sieht es in der That so aus. Es fehlt dem heutigen Frankreich entschieden an einem Manne, der mit eben so viel Anstand und Würde als Nachdruck und Willenskraft die Nation zu zügeln und an sich zu fesseln versteht. Die Nation ist moralisch unterwühlt und sittlich zerfressen, ohne jeden Idealismus und jedes Pathos. Unter diesen Umständen bedürfte sie besonders eines solchen Mannes, um sich an dessen Ingenium aufrichten und erheben zu können. Aus vielen Dingen erkennt man auch, daß sie dies zu thun einige Sehnsucht und vielen guten Willen zeigt. Sie jubelt jedem politischen Emporkömmlinge zu, in der Hoffnung: in ihm den Heiland und Herrn zu finden,

deſſen ſie ſo nöthig hat. Bisher ſind aber nur Charlatane erſchienen, nichts weiter.

Es iſt tief beſchämend für Deutſchland, daß dieſem Allem zum Trotz und zum Trotz aller Anfeindungen und Beleidigungen, die es von Seiten Frankreichs erfährt, in ihm noch immer etwas von der hündiſchen Demuth lebt, welche es vielfach vor dem Fremden und namentlich allem Franzöſiſchen zu empfinden von jeher gewohnt geweſen iſt. In der Mode, im Theater, in der Literatur, in der Kunſt und Induſtrie liegen wir noch immer auf den Knieen vor Frankreich. Hauptſächlich die Preſſe iſt darin von einer wahrhaft erſchreckenden Lakaienhaftigkeit. Von vaterländiſchem Ehrgefühl und nationalem Selbſtbewußtſein laſſen ſich vorerſt nur geringe Spuren wahrnehmen. Noch immer werden in unſeren Zeitungen der Pariſer Salon d. h. die Ausſtellungen der bildenden Künſte, die Romane und ſonſtigen poetiſchen Erzeugniſſe, namentlich aber die Theater mit einer Wichtigkeit behandelt, die in gar keinem Verhältniße zu der Beachtung ſtehen, welche die franzöſiſchen Blätter dieſen Dingen bei uns angedeihen laſſen. Sie haben einfach keinen Sinn dafür und wenn ſie ja einmal dergleichen erwähnen, geſchieht es meiſt mit Achſelzucken und jenem Hochmuthe, der immer noch die Frage aus dem vorigen Jahrhundert auf der Zunge hat: kann ein Deutſcher denn überhaupt wohl Geiſt beſitzen? Den Franzoſen ſind wir noch ſtets Barbaren, und daß wir ihm das ſind, daran tragen unſere Preßorgane die meiſte Schuld. Schon 1784 ſchrieb der aus Frankreich ausgewanderte Rivarol: „Es ſind die Deutſchen ſelber, die Europa lehren, ihre Mutterſprache gering zu achten.“ Er hätte für Mutterſprache ſagen können: alles Deutſche, denn ihnen gilt alles Fremde mehr. Ein Deutſcher, der drei Jahre in Amerika war, ſpielt bei der Rückkehr in ſeine Heimath den Amerikaner. Hört ein Deutſcher daheim auf der Straße Ruſſiſch, Italieniſch oder Engliſch ſprechen, gleich hält er die Redenden für beſonders vornehm. Alles Ausländiſche imponirt ihm. Und daß dies und vieles andere ähnlich Thörichte geſchieht, iſt unbezweifelt eine Folge der Geringſchätzung, die unſere Tagesblätter gegen alles Deutſche und die Hochſchätzung, die ſie allem Fremden angedeihen laſſen. Das Franzöſiſche iſt ihnen noch ſtets das Wichtigſte. In demſelben Augenblicke, in dem Frankreich chauviniſtiſch nur an Revanche denkt, die Deutſchen ausweiſt, beſchimpft und mißhandelt, Wagner'ſche Muſik nicht hören

will, in demſelben Augenblicke haben wir nichts eifriger zu thun, als uns über die Bedeutung Zola's zu ſtreiten, Ohne zu rühmen und das neueſte Stück von Sardou oder Alexander Dumas Sohn zu beklatſchen und als Meiſterwerk auszupoſaunen.

Die Mehrzahl unſerer Theaterberichterſtatter verfährt geradezu niederträchtig. Ehe ſie in die Verherrlichung eines franzöſiſchen, däniſchen, norwegiſchen oder kurz eines ausländiſchen Dramas eingeht, beginnt ſie regelmäßig damit, daß ſie über den Mangel an dramatiſchen Dichtern und dramatiſchen Werken bei uns ein jämmerliches Klagelied anſtimmt. Dieſer Mehrzahl von Berichterſtattern ſind Begabungen wie Ernſt von Wildenbruch, Heinrich Kruſe, Wilbrandt, Paul Heyſe, Ernſt Wichert, Martin Greif, Hermann Lingg, Bulthaupt, Richard Voß, Fitger, Graf Schack, Rudolf von Gottſchall, L'Arronge, Anzengruber, Ganghofer, Paul Lindau, Oskar Blumenthal, Bauernfeld, Franz von Schönthan, um nur die hervorragenderen von denen zu nennen, die gegenwärtig noch ſchaffend ſind, kurzweg deswegen nicht vorhanden, weil ſie ſie für das Lob der Ausländer nicht brauchen können. Um das Lob der Ausländer als gerechtfertigt erſcheinen zu laſſen, müſſen ſie die Inländer als unbedeutend und gering hinſtellen. Und dieſe Hinſtellung, die ſich tagtäglich wiederholt, veranlaßt natürlich die Theaterleiter und das Publikum, dieſer Anſicht ſich nach und nach anzuſchließen. Sie gewöhnen ſich, die deutſchen Dramatiker über die Achſel anzuſehen und ihnen jeden Antheil und jede Pflege zu entziehen. Was Wunder, daß dieſe unluſtig werden und verkommen, wie wir an gar Manchen das Beiſpiel haben. Und was Wunder überdies, daß das Ausland und namentlich Frankreich unſere Literatur und Kunſt ebenfalls als bloße Stümperei betrachtet? Wenn ſie uns immer im Munde führen, uns auszeichnen und preiſen, ſo müſſen ſie am Ende doch ſelbſt in Literatur und Kunſt nur armſelig und erbärmlich beſchaffen ſein, ſagen die Franzoſen und halten es der Mühe nicht werth, ſich darum zu kümmern. Unſere Liebloſigkeit gegen die eigene künſtleriſche Schöpfung und unſere Kriecherei vor der ihren erhält und nährt ihren Hochmuth. Alle Kunſt bedarf der Gunſt. Und wo iſt Gunſt für die Kunſt in Deutſchland? In der Volksmaſſe erſtickt der Sinn für die Kunſt im Materialismus, d. h. im Drang nach Erwerb und Wohlleben. Das goldene Kalb der Juden und die große Diana der Epheſer ſind die Götter, zu

denen die Menge betet. Für die Kunst hat sie weder Geld noch Zeit. Der geistige Genuß in der Stille der Häuslichkeit und im Schooße der Familie hat aufgehört. Bücher werden wenig gekauft, nur Zeitungen gehalten, die man im Fluge liest und welche, weil sie von Allem etwas bringen, die Bücher ersetzen. Da nun aber in diesen Zeitungen mehrentheils nur abfällig und nörgelnd über deutsche Literatur und Kunst geurtheilt, dagegen ausländische Kunst und Literatur vorwiegend und mit anstaunender Bewunderung besprochen werden, so ertödten eben diese Zeitungen den letzten Rest von Theilnahme in unserem Publikum für deutsche Literatur und Kunst und führen sie denen der Fremde zu. Die Halbbildung treibt es am Aergsten. Die Leute, die Französisch, Englisch, Italienisch sprechen, lesen mit Vorliebe nur in diesen Sprachen und schämen sich nicht, dies auffällig zu bekennen. Wer in Deutschland Russisch, Polnisch, Türkisch oder Rumänisch versteht, benutzt diese Kenntniß sofort, um daraus zu übersetzen. Da er es billig thut und es ihm gewöhnlich leicht wird, die Druckerlaubniß zu erlangen, so findet er auch bald einen Verleger. Dadurch wird der Büchermarkt mit fremden Werken überschwemmt und dem heimischen Schaffen der Boden entzogen. Unsere Vornehmen und Reichen aber, was thun sie für deutsche Kunst und Literatur? Mäcene wie Graf Schack sind selten. Man frage nach ihren Kunstschätzen und Bibliotheken! Ein paar Gypsfiguren, ein Albumtisch und einige Familienbilder — das ist Alles, was man bei ihnen findet. Und unsere Fürsten und Könige! Auch auf den Thronen sieht es in der hier in Rede stehenden Beziehung nicht viel besser aus. Im hohen Hause der Wittelsbacher in München war ein schöner Zug zu Literatur und Kunst von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden. Es ward dort eine Zeitlang Großes geleistet. Baukunst, Malerei und Skulptur blühten mächtig auf, dann wurden Literatur und Wissenschaft hoffähig und endlich die Wagner'sche Musik in Pflege genommen. Allein ein unseliger Unstern, der über diesem Allen gewaltet, hat zwar nicht verhindert, daß München eine Kunststadt geworden, wohl aber, daß ein frisches und fröhliches Gedeihen der Kunst darin sich vollzogen hat. Die sonstigen deutschen Fürstenhöfe zeichnen sich wenig durch sinnige Kunstpflege aus. Stuttgart ist ein todter Punkt dafür. Dresden kaum mehr: Darmstadt, Karlsruhe, Weimar haben zuweilen künstlerische Anwandlungen, aber auch nicht mehr. In

Berlin nöthigt die Machtſtellung zur Beachtung nationaler Literatur und Kunſt; ich ſage: nöthigt; aus eigenſtem, innerſtem Antriebe haben die Hohenzollern noch wenig dafür gethan. Ihr berühmteſter Herrſcher, Friedrich der Große, der Philoſoph von Sansſouci, und ſelbſt ein Schöngeiſt, huldigte dem franzöſiſchen Genius und Voltaire. In Hinſicht der deutſchen Literatur rechnete er es ſich als Verdienſt an: ſich nicht um ſie gekümmert und ihr die volle Freiheit der Entwickelung gelaſſen zu haben. Schiller läßt in Bezug darauf „die deutſche Muſe" ſingen:

Kein Auguſtiſch Alter blühte,
Keines Mediceers Güte
Lächelte der deutſchen Kunſt;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürſtengunſt.

Von dem größten deutſchen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging ſie ſchutzlos, ungeehrt:
Ruhmend darf's der Deutſche ſagen,
Höher darf das Herz ihm ſchlagen:
Selbſt erſchuf er ſich den Werth.

Und an dieſem ſo mühſam, einzig durch eigene Ausdauer und Kraft errungenen Werthe müſſen wir in thörichter Verblendung und Fremdliebhaberei unausgeſetzt die Deutſchen ihr Müthchen kühlen ſehen. Wir müſſen ſehen, daß ſie dieſen Werth nichtachten und dem Ausländiſchen zu Liebe ungebührlich herabſetzen, daß ſie den heimiſchen Dichtern und Künſtlern beinahe alle Aufmunterung, allen Muth und alle Luſt zum Schaffen nehmen und dagegen fremden Genien und Muſen die überſchwänglichſte Verehrung zuführen. Dieſe fremden Genien und Muſen aber, ſo blendend, einſchmeichelnd und verführeriſch ſie auch ſein mögen, was können ſie ſchließlich Anderes thun, als unſer Volk in ſeiner Weſenheit zu verwirren, zu entarten und zu Grunde zu richten? Frankreich, das wir durch unſere moraliſche Kraft beſiegten, unterwirft uns durch ſeine Entſittlichung.

Dieſe Wahrnehmung empört mich bis zum lauten Aufſchreien.

Am 31. Januar 1884.

Das neue Jahr hat sich ziemlich sonderbar und erschreckend eingeführt. Wir leiden weder unter Krieg noch Pestilenz, doch herrscht fast überall Angst und beklemmende Sorge. Mehr und mehr offenbart sich ein Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden. Die Raubmorde mitten im Schooße der großen Städte und auf dem flachen Lande nehmen in grausenerregender Weise zu. Köln, Straßburg, Stuttgart, Wien und manche Landschaft Deutschlands haben schauderhafte Beispiele geliefert, so daß es fast den Anschein gewinnt, als wäre eine große Mörderbande über unser Vaterland verbreitet, und als könnte es nicht lange mehr dauern, bis eine allgemeine soziale Umwälzung ausbricht.

In Paris, Spanien und der übrigen Welt sieht es ebenfalls bunt genug aus. Der französischen Republik fehlt dauernd ein Staatsmann. Fast scheint es, als wäre Thiers das letzte Stückchen von einem solchen gewesen, das Frankreich besaß. Noch schlimmer aber ist, daß der französischen Republik nicht nur ein Staatsmann sondern auch die Republikaner fehlen. Jeder Emporkömmling darin zeigt sogleich Lust und Trieb sich zum Usurpator zu machen. Der Staatsstreich liegt dort immer in der Luft. Wie in Frankreich in der Republik der Monarchismus, so spukt unter dem Monarchismus in Spanien die Republik. Emilio Castelar kann für ihren Statthalter gelten. Dieser Spanier ist ohne Zweifel ein begabter und geistreicher, aber, meiner Ansicht nach, zugleich auch ein ziemlich hirnverbrannter Mensch. Weil er das Königthum haßt und Deutschland darin noch stark ist, verabscheut er dasselbe und donnert es mit seinen Reden nieder. Seine Reden sind schön und begeistert, allein zugleich so phantastisch und überspannt, daß sie wie ein glänzendes Feuerwerk spurlos verpuffen. Von den romanischen Nationen sind es gegenwärtig nur noch die Italiener, die etwas wie Staatsmänner in sich erzeugen und ausbilden.

Am 25. März 1884.

Es herrscht gegenwärtig eine ziemlich freudlose und unerquickliche Zeitstimmung. Es geht ein Zug von Herzensroheit, von Auflehnung gegen jede Autorität, von Rücksichtslosigkeit und Skandalsucht durch die Welt, unter dem alle besseren Regungen der Menschheit hinsiechen und absterben: Literatur und Kunst bezeugen

das einigermaßen. Der Idealismus, die großen Ideen, ein erhabenes Pathos und ein hinreißender Schwung treten darin kaum noch zu Tage. Die Schönheit, die Winkelmann noch der höchste Endzweck und Mittelpunkt der Kunst war, ist heut zu Tage vom Realismus verdrängt und durch die naturalistische Wahrheit ersetzt worden. Es giebt keine Regel mehr, keine Form. Man will nur den Ausdruck der Natur und welcher Natur! Je häßlicher, je widerwärtiger, desto besser! Wir leiden entschieden unter einem schlechten Geschmacke. Ich las neulich in den Aufzeichnungen des Franzosen Joseph Joubert: „Um verdorbenen Völkern zu gefallen, muß man ihnen Leidenschaften schildern, die eben so ungeordnet sind, wie ihr eigenes Leben; die Seelen solcher Völker schmachten nach Excessen."

Sind wir bereits auf diesem Standpunkte? Ich hoffe, noch nicht ganz, aber wir neigen dazu und hauptsächlich durch unsere Vorliebe und Nachahmungssucht alles Fremden. Der deutsche Genius wird nicht nur beleidigt dadurch, sondern auch verdorben, denn indem wir die Excesse anderer Nationen bereitwillig adoptiren, impfen wir der unseren ihre geistige und sittliche Verkommenheit, ihre geistigen und sittlichen Laster und Sünden nach und nach in entwürdigender Weise ein.

Ich habe seit lange dagegen gekämpft, aber fast immer nur Achselzucken und Widerspruch gedankenloser Köpfe gefunden. Doch weiß ich sicher, daß meine Ansicht eines Tages Anklang finden und zum Durchbruch gelangen wird. Möge es dann nicht zu spät sein!

Für mich gilt in der Kunst immer noch Schiller's Vers an Goethe:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen
Und liegt Natur, so muß die Kunst entweichen."

Am 8. April 1884.

Am Morgen des 6. April starb in Lübeck Emanuel Geibel, der nach meiner Ansicht ein wahrhaft bedeutender und liebenswürdiger Dichter war, ein Dichter, bei dem Alles in holder Uebereinstimmung erschien, edler Inhalt, echt deutsche Gesinnung und schöne Form.

Mir ist er von jeher lieb und werth gewesen und ich habe mit am Lebhaftesten jene ungerechte Anschauung bekämpft, die in Geibel nur den Backfischpoeten erkennen wollte. Weil er nicht witzelte,

keine Zweideutigkeiten schrieb und es vermied mit seinem Musenroß in die politische Arena gesprengt zu kommen, um es im Schulritt einer Partei zu zeigen, ward ihm jene spöttische Bemerkung gegeben, die er nachher, als die Idee von Kaiser und Reich in Deutschland ins Leben trat, so glänzend zu Schanden gemacht hat. Geibel selbst hat durch seine „Heroldsrufe" seine Stellung in der Literatur bestimmt. Der Vers von Max von Schenkendorf, den er denselben als Leitwort vorsetzte, ist bezeichnend dafür:

„Ihr Sterne seid mir Zeugen,
Die ruhig niederschaun,
Wenn alle Brüder schweigen
Und falschen Götzen traun,
Ich will mein Wort nicht brechen
Und Buben werden gleich,
Will predigen und sprechen
Vom Kaiser und vom Reich."

Durch volle dreißig Jahr hindurch, von 1840 bis 1870, sehen wir, wie er träumend und wachend, den Glauben an Kaiser und Reich in der Seele hegt und bewegt, ihn befestigt und zur unumstößlichen Überzeugung ausbildet. In seinem „Thürmerlied" (1840) warnt er die Deutschen vor ihren Feinden im Osten und Westen und indem er sie auffordert ihre „Schwerter für die Schlacht zu wetzen", heischt er zugleich von ihnen:

„Reiniget euch in Gebeten,
Auf daß ihr vor den Herrn Allmt treten,
Wenn er um euer Werk euch frägt;
Keusch im Lieben, fest im Glauben
Laßt euch den treuen Muth nicht rauben,
Seid einig, da die Stunde schlägt!
Das Kreuz sei eure Zier,
Eu'r Helmbusch und Panier
In den Schlachten.
Wer in dem Feld
Zu Gott sich hält,
Der hat allein sich wohlgestellt."

Dies Gedicht ist in seinen Rhythmen breit und umständlich, im Inhalt allgemein und unbestimmt, aber doch läßt es daraus schon alles Das wahrnehmen, was Deutschland Noth thut: keusche Liebe, fester Glaube, treuer Muth und — Einigkeit! Im „Gesicht im Walde" (1841) sieht er nächtlicher Weile drei Riesen ein zwei-

ſchneidiges Schwert ſchmieden, deſſen Griff als Kreuz geſtaltet iſt und hört dazu ſingen den erſten Rieſen:

„Es rühret im Birnbaum auf dem Walſerfeld
Sich ſchon der Saft und ſeinem Volk zum Heile
Erſcheinen wird der langerſehnte Held.

„Drum rüſtig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsſchwert muß fertig ſein
Und unſer Werk hat Eile, Eile, Eile!“ —

den zweiten:

„Es hat zu Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuſer heißt,
Und einen Adler ſah ich in den Lüften.

„Wie Sturmesrauſchen klingt es, wenn er kreiſt,
In ſeinen Fängen trägt er Blitzeskeile;
Die Rabenbrut entflieht, wo er ſich weiſt.

„Drum rüſtig mit dem Hammer, mit der Feile!
Zur rechten Stunde ſei das Werk gethan;
Das Kreuzesſchwert hat Eile, Eile, Eile!“ —

den dritten:

„Die Zeit iſt ſchwanger, aus den dürren Schollen
Wird eisern aufgehn eine Kriegerſaat;
Sein rothes Banner wird der Kampf entrollen.

„Drum ſchreiten hohe Geiſter früh und ſpat
Durch's deutſche Land und pochen an die Thüren
Und mahnen laut: der Tag des Schickſals naht!

„Viel eitles Blendwerk wird der Feind erküren,
Mit Lächeln locken, dräu'n mit Blitzgeſchoß:
Oh, laſſe keiner dann ſein Herz verführen!

„Denn Füße nur von Thon hat der Koloß
Und ſtürzen wird er über kurze Weile,
Im Fall begrabend ſeiner Knechte Troß.

„Drum rüſtig mit dem Hammer, mit der Feile!
Ihr Bälge blaſt, ihr Funken ſprüht empor!
Das Schwert des Sieg's hat Eile, Eile, Eile!“

Man ſieht: hier taucht mit der Erwähnung des Kyffhäuſer auch bereits die deutſche Kaiſeridee und mit ihr zugleich die Hoffnung ihrer Erfolge auf. Wie richtig charakteriſirt er die Feinde, gegen die ſie aufzutreten und ſich zu behaupten haben wird!

In demſelben Jahre klagt er in „Was uns fehlt“ über die Nüchternheit und Erbärmlichkeit der Welt, indem er ſeufzt:

„Die groß geſchaut und groß gebaut, ſie ſchlummern in den Särgen,
Auf ihren Gräbern kriechen wir als ein Geſchlecht von Zwergen,
Nichts blieb uns, als die ſchlimme Kunſt, zu zweifeln und zu richten,
Und wenn ſich ein Gigant erhebt, ſo iſt er's im Vernichten.“

Was aus dieſer Verſunkenheit retten könne, meint er zum Schluß, das ſei allein „der Geiſt der Liebe“,

„Denn wo die Liebe wohnt, da hat ein ew'ger Lenz begonnen,
Da grünen alle Wälder auf, da rauſchen alle Bronnen,
Ihr offenbart ſich, was dem Blick der klugen Welt verborgen,
In trüber Dämm'rung ſieht ſie ſchon den roſenrothen Morgen,
Das Brauſen wird ihr zur Muſik, zum Reigen das Gewimmel,
Helljauchzend ſteigt ihr Lied empor auf Flügeln in den Himmel;
Sie iſt ein Kind und doch ein Held mit unbeſiegten Waffen,
Und weil ſie noch an Wunder glaubt, ſo kann ſie Wunder ſchaffen.“

Dieſe Strophen kennzeichnen die Dichtung Geibel's. Sie athmet den „Geiſt der Liebe“ und weil ſie Wunder glaubt, ſo ſchafft ſie ſie. Sie hat das Ihre redlich gethan, die Heldenthaten von 1870 und 1871 in's Leben zu rufen.

Als er 1842 „An das Vaterland“ ſingend, dieſem bekennt, daß er innig mit ihm verwachſen, alle ſeine Wonnen und Schmerzen theilt, ſchließt er:

„Nie den Spalt in deinem Schaft,
Der durch Mark und Rinden
Unvernarbt noch immer klafft,
Lernt' ich zu verwinden.

„Doch der Hoffnung auch entſagt
Meine Seele nimmer,
Daß dereinſt ein Morgen tagt,
Der ihn ſchließt für immer.“

1843 in „Ein Lied am Rhein“ bringt er ſein erſtes volles Glas rheiniſchen Rebenſaftes dem deutſchen Volke, ſo weit über dieſem der blaue Himmel lacht, dar, denn:

„Was kümmert's mich, auf Stein und Holz
Wie deiner Wappen Farben ſtreiten!
Ich meine dich, das jüngſt noch ſtolz
In Hamburg's Brand zuſammenſchmolz,
Korinthiſch Erz für alle Zeiten!“

Das zweite weiht er dem deutschen Geiste:

„Der gleich dem wilden Sohn der Trauben,
Wenn er im Lenze braust und gährt,
Zu süßerm Feuer nur sich klärt,
Dir Geist voll Liebe, Kraft und Glauben."

Das dritte leert er auf Deutschlands und sein eigenes Hoffen:

„Dem Wort ein fröhlich Auferstehn,
Dem freien Kampfe der Gedanken!
Laßt kühn des Geistes Stürme gehn!
Was Spreu ist, mag wie Spreu verwehn,
Was Felsen ist, wird doch nicht wanken."

Der Schlußvers lautet:

„Vorwärts heißt unser Losungswort,
Und durch die Reihen rauscht's im Volke;
Ein Schneegestöber bräut von Nord
Und dort im Westen murrt die Wolke.
Vorwärts darum am eignen Herd.
Daß Jena's Schmach sich nicht erneue,
Vorwärts! Und wenn's der Tag begehrt,
Dann blitz', in jeder Faust ein Schwert,
Und Gott mit uns und deutsche Treue!"

Was Geibel ersehnt, erwünscht, legt dies Lied klar an den Tag: ein einiges Deutschland, einen männlichen, zu geschichtlichen Großthaten erzogenen und gestählten Volksgeist und darum freie Presse, Verfassung, Parlament, damit, wenn eines Tages Rußland droht und Frankreich anrückt — diese Staaten hat er immer und von Anfang an für feindlich erkannt, Italien aber hält er der Sympathie für Deutschland fähig („Italien 1841") — Deutschland kein zweites Jena erlebe, sondern sieghaft werde. An Gottes Beistand und der deutschen Treue zweifelt er unter solchen Umständen keinen Augenblick.

In den Sonetten, die er von 1843 bis 1844 gedichtet, erklärt er, daß es gegen seine Dichternatur sei, sich in das Treiben der Parteien zu mischen und daß er, seinem Sterne folgend und allein gehend, in allen Gefahren der Zeit bei seinem Gesange wie Kaiser Max auf der steilen Hochalp von einem Engel sich geleitet fühle.

Dieser Engel wehrt ihm sich „im Lenz durch Grün und Rosen wallend", harmlosem Genusse hinzugeben oder „im Zauberwald der Sage" einem weißen Edelwilde nachzujagen. Er raunt ihm unausgesetzt leise zu: daß er in rauhen Tagen, unter dem Schalle der

Waffen lebe und die Zeit wie die Sphinx von Theben den Dichtern ihr Räthsel zu rathen gebe

„Und löst er's nicht, ihn in den Abgrund stürzen wird."

Er seines Theils forscht dem Räthsel sorgsam nach und bei diesem Nachforschen erkennt er, daß, so sehr er auch die Freiheit im Sinne trage, er doch „grimmer als Despoten" den Pöbel hasse, der sich die Herrschaft anmaße. Er kann daher auch dem Volke nicht schmeicheln, das nur den Umsturz und nicht die Aufrichtung des heiligen Vaterlandes will, wie Schill, wie Theodor Körner sie ersehnten und anzubahnen suchten. Ihm gilt es

„Den großen Tag des Schicksals zu erwarten"

an dem:

„Ein Mann der Noth, ein Nibelungenenkel"

den toll gewordnen Renner des Jahrhunderts

„Mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel."

Er empfindet in vorahnender Seele bereits, daß nur von einem Kriege Heil zu erwarten sei.

„Krieg! Krieg! Gebt einen Krieg uns für den Hader,
Der uns das Mark versenget im Gebein —
Deutschland ist todtkrank — schlagt ihm eine Ader!"

1845 ist dem Dichter ein Jahr, in welchem er drei sonderbare Gesichte hat. Das erste „Mene Tekel" zeigt ihm die Welt, die um das goldene Kalb tanzt und in ihrer gedankenlosen, überschäumenden Lust das Elend und die Verzweiflung des hungernden Volkes nicht sieht. Er singt:

„Sie haben Augen und sehen's nicht,
Sie prassen fort und lachen,
Sie hören's nicht, wie zum Gericht
Schon Balk' und Säule krachen;
Lauter jauchzt der Geige Ton —
Ihr Männer und Weiber von Babylon
Mene Tekel Upharsin!"

Es ist die soziale Bewegung, die er verkündet. In dem andern: „Eine Septembernacht" erblickt er im Lübecker Rathskeller Marx Meier und Jürgen Wullenweber, die zwei verwegenen Häupter der alten Hansa, beim Glase Wein und vernimmt, wie der Erste spricht:

„Dreihundert Jahre sind's, da sprang vom Schlag
Des Beils mein Blut in Strömen vom Schaffotte;
Doch war ein Geist des Unheils seit dem Tag
Mit meiner Heimath Heer und Flotte. —

Was Menſchen bauten, wird des Windes Spiel,
Nur Gottes Rathſchluß bleibt beſtändig;
Die Hanſa ſank, das alte Reich zerfiel,
Doch Deutſchland ſteigt empor lebendig.

„Es geht ein heil'ger Sturm von Stadt zu Stadt,
Sie ſpüren's all' erwacht aus ſchwerem Traume:
Deutſchland iſt eins und jeder iſt ein Blatt
Am rieſengroßen Wunderbaume
Schon grollt man jedem fremden Uebermuth,
Schon zürnt der Süden, iſt der Norden frohmig,
Hinweg denn mit dem knechtiſchen Tribut,
Dem Schoß an jenen Inſelkönig!

„Friſch auf mein Volk, du großes Vaterland,
Treueinig, wie ich's nimmer durfte ſchauen,
Vollführe du, was mir im Herzen ſtand,
Zu Maſten laß des Forſtes Tannen hauen!
Dein ſei der Sund, der dich nach Weſten weiſt,
Der Weg des Meeres dein, ein glorreich Leben:
Mit Kugeln gieb den Zoll! Es ſoll mein Geiſt
Am Steuer deines Heerſchiffs ſtehen."

Hier finden wir den Kampf um Schleswig-Holſtein und die Wiedererſtehung der deutſchen Flotte angedeutet, dazwiſchen aber immer auf's Neue die Einigkeit der deutſchen Stämme als Grundgedanke ſeines Hoffens und Wünſchens niedergelegt.

Im dritten endlich glaubt er in einer Sturmnacht Deutſchland, das „treueinige" Deutſchland, als Dornröschen dem Erwachen nahe.

„Deutſchland, die ſchön geſchmückte Braut,
Schon ſchläft ſie leiſ' und leiſer —
Wann weckſt du ſie mit Trommetenlaut,
Wann führſt du ſie heim, mein Kaiſer!"

1846, da er in ſeinem Hage einen kronenloſen, vom jähen Wetterſchlage zerſpaltenen Eichbaum neue Sproſſen treiben ſah, jubelt er:

„Da kam auf mich hernieder
Ein friſcher Hoffnungstraum:
Getroſt! So grünt auch wieder
Dereinſt des Reiches Baum"

Kaiſer und Reich, da ſtehen ſie bereits 1846 fix und fertig vor ihm! Und unter der Gewalt ihres mächtigen Eindrucks tritt er begeiſtert für die Sache der deutſchen Herzogthümer ein. Sein „Proteſtlied" mit der ſteten Wiederholung:

„Wir wollen keine Dänen ſein,
Wir wollen Deutſche bleiben."

ſowie ſein „Kriegslied" mit der wiederkehrenden Reimzeile: „Das Eiſen bricht die Noth" ſind Gedichte von unwiderſtehlicher Kraft und Schönheit. Sie athmen urkräftigen Schwung und wahrhaft volksthümlichen Geiſt. Eben ſo herrlich ſind die derſelben Bewegung gewidmeten „Sonette", in denen er auch an das verloren gegangene Elſaß erinnert und den Münſter von Straßburg, dem Verſuche des Dänen: ein Glied vom deutſchen Leibe zu ſchlagen, mit Spannung folgend, ſagen läßt:

„Gelingt's ihm: weh, ſo will im Staub ich trauern,
Die Gluthen meiner Roſe ſollen bleichen,
Mit Seufzern will ich ſprengen Thurm und Mauern.

„Doch glückt's ihm nicht, ſo ſoll's mir ſein ein Zeichen:
Auch meine Knechtſchaft wird nicht ewig dauern,
Einſt werd' ich ausgelöſt mit Schwertesſtreichen."

War dieſer Sänger nicht auch ein Seher? Aber ſein Seheramt iſt für ſeine Muſe mit vielfachen Niederlagen und Schmerzen verknüpft. Als 1850 die Sache Schleswig-Holſteins verloren ſchien, da ſtöhnt ſeine „Klage":

„Ach, da's um Treu und Muth bei uns geſchehn,
Da neigt ihr Haupt und ſtarb die deutſchen Ehre —
Fragt nach bei Schleswig zwiſchen Meer und Meere!
Dort liegt ſie eingeſcharrt; die Winde gehn
Mit Pfeifen drüber hin. Wann wird ſie auferſtehn!"

Mißmuthig und verſtimmt reitet er aus der lauten Welt in den ſtillen Wald und läßt dort ſein Rößlein graſen, während er ſelber, in weiches Moos gebettet, allerlei „Böſe Träume" hat. Unter Anderem heißt es darin:

„Ich ſah wie ein Karfunkel
Verſchmäht am Kreuzweg lag;
Vom Staube war er dunkel,
Zerſpellt von Stoß und Schlag.
Die Krone der Welt zu ſchmücken
Geſchaffen däucht' er mir;
Nun haſchte nach den Stücken
Der fremden Raben Gier."

Trotz Allem jedoch beſchließt er in „Fahnentreu“:

„Kannſt du nimmer ſiegen,
Zeugen darfſt du frei
Durch ein ſtolz Erliegen
Für dein Feldgeſchrei.

„Bis ſie dich durchbohren,
Trutze drum und ſicht;
Gieb dich ſelbſt verloren,
Nur dein Banner nicht.

„Andre werden's ſchwingen,
Wenn man dich begräbt
Und das Heil erringen,
Das dir vorgeſchwebt.“

1851 in „Ein Gedenkblatt“ erinnert er ſich ſchmerzlich, daß man „am Samſtag Morgen vor Palmarum, da man Neun und Vierzig ſchrieb“, am Main im König von Preußen einen deutſchen Kaiſer gewählt und die Wahl abgelehnt worden. Er endet mit dem Seufzer

„Oh wann bringt ein Tag
Dem Vaterlande die Geſinnung wieder!“

Sieht er doch in dem Gedicht „An F. C. (Fürſt Carolath) den Einfluß Oeſterreichs neuerdings im vollen Gange und durch die „Konferenz in London“ 1852 „das Land am blauen Sunde verrathen und verkauft.“ Es ſind freudloſe, ſchwere Jahre, die er nun durchlebt und in denen ihn nichts tröſtet und aufrecht erhält, als die Erwartung, daß die Dinge doch endlich zum Beſten ſich wenden müſſen. In „Ungeduld“ 1857 lautet der Schluß:

„Wir können's kaum erwarten:
Wann wird die Eiche grün?
Wann wird im deutſchen Garten
Die Kaiſerkrone blühn!“

Und 1858 hebt „Wann, o wann?“ mit dem Aufſchrei an:

„Wann doch, wann erſcheint der Meiſter,
Der, ob Deutſchland, dich erbaut,
Wie die Sehnſucht edler Geiſter
Ahnungsvoll dich längſt geſchaut!“

1859 ruft er den Deutſchen „Seid eins!“ zu:

„Seid eins im Glück, ſeid eins im Leiden,
In Wort und That, in Spruch und Schlag,
Was auch der Erbfeind euch zu ſcheiden,
Verheißen oder dräuen mag!

Wer dieſer Erbfeind ſei, offenbart der „Geſang der Prätorianer“, in welchem auf ſatyriſche Weiſe der Napoleonismus gefeiert wird:

„Heil dem Gewalt'gen, Heil dem Kaiſer,
Dem Herrn im blut'gen Kriegsgezelt!
Er giebt uns Sold und Lorbeerreiſer,
Wir geben ihm dafür die Welt.“

Doch verzagt Geibel davor nicht; muthig ſpricht er zu ſeinen Landsleuten in „Einſt geſchieht's“:

„Einſt geſchieht's, da wird die Schmach
Seines Volk's der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern ſprach,
Wird im Donner wieder ſprechen.

„Schlage, ſchlage denn empor
Läuterungsglut des Weltenbrandes!
Strig' als Phönix draus hervor,
Kaiſeraar des deutſchen Landes!“

So ſicher und genau ſagte unſer Poet das Kommende voraus. Allein bei aller Genauigkeit und Sicherheit ſeiner Vorausſagung ward er zugleich nicht müde, ſeine Deutſchen aufzufordern: wach und auf der Hut, vor allen Dingen einig zu ſein. Die letztere Aufforderung hat er von den ſterbenden Lippen Schiller's geküßt und um ſie eindringend und wirkſam zu machen, erinnert er an die Schlacht von Chäronea, in der die Griechen ihre Freiheit und Unabhängigkeit verloren. Von Hellas redend, mahnt er:

„Was half dir da der Muſen
Verhängnißvolle Gunſt,
Im götterreichen Buſen
Das heitre Licht der Kunſt?

„Der Tiefſinn deiner Weiſen,
Der Sänger Lorbeerzier,
An jenem Tag von Eiſen
Was frommt' es alles dir?

„Ach, krank im Kern des Lebens
Von eiferſücht'ger Gluth,
Verſtrömteſt du vergebens
Dein letztes Heldenblut.

„Weil du gelöſt mit Pochen
Des Pfeilbunds ſtark Geflecht,
Sank, Schaft für Schaft zerbrochen,
Dahin dein ganz Geſchlecht.

„Mit ehrnem Schluß die Zügel
Ergriff Barbarenhand —
Oh ſchau in dieſen Spiegel,
Schau her, mein Vaterland!“

Deutſchland in allen ſeinen Stämmen einig und treu verbunden zu ſehen für die Tage der von außen drohenden Gefahren, iſt ſeine beſtändige Sorge bei Tag und Nacht. Bald zweifelt er daran, bald hofft er darauf. Mehr und mehr jedoch beginnt er Vertrauen in die Zukunft zu gewinnen. In „Tempora mutantur“ beſpricht er mit einer wahrhaft Beranger'ſchen Anmuth und Liebenswürdigkeit die Veränderungen der Welt, welche durch die Anwendung der Dampfkraft und des elektriſchen Drahtes hervorgerufen worden ſind. Dieſe realiſtiſchen Veränderungen haben auch den Geiſt verändert.

„Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr“ ſo lautet die Schlußzeile einer jeden der ſieben Strophen. In der vorletzten heißt es:

„Wohl trugen wir das Vaterland im Herzen,
Doch liebten wir wie Knaben, ſtumm und zart;
Zum Freund nur ſprach der Freund von ſeinen Schmerzen
Und von dem Kaiſer mit dem Flammenbart.
Das Wort vom Reich, ob niemals ganz verklungen,
Doch ſcheu nur ward's geflüſtert dort und hier —
Heut rauſcht es fort im Volk von tauſend Zungen,
Verwandelt ward die Zeit und wir mit ihr.“

Mit dieſer Verwandlung iſt er natürlich ſehr zufrieden und ſie verſöhnt ihn einigermaßen mit der anderen, die mit dem Schwellen und Brauſen, der Lebensſtröme auch „die Gier nach Gewinn und Genuß“ in der modernen Menſchheit wachſen machte. Tritt doch immer bewußter, immer ſtärker in ihm die Zuverſicht auf, daß „in der Zeiten Hintergrunde“ noch Ereigniſſe von großer geſchichtlicher Bedeutung ſchlummern und daß dabei der Deutſche noch einmal das Schwert in die Wagſchale zu legen haben werde. Sein Gedicht „Geſchichte und Gegenwart“ (1861) drückt das in erhebenſter Weiſe aus. Es athmet das volle Pathos hölderliniſcher Poeſie und gipfelt in dem Verſe:

„Und ob ſich rings Gewitter thürmen
In Weſt und Oſt um unſern Pfad,
Uns ſchwant, daß auch in dieſen Stürmen
Ein gottgeſandter Frühling naht;

Und aus der Kräfte dunklem Gähren
Umwittert uns verheißungsvoll
Der Hauch, der, was erstarb, verzehren
Und was da lebt, verjüngen soll."

In demselben Jahre beschäftigt ihn „Deutschlands Beruf", den er schon damals in der Erhaltung des Friedens in allen Wirren der Zeit erkennt:

„Macht Europa's Herz gesunden
Und das Heil ist euch gefunden."

Worin er jedoch die Gesundheit von „Europa's Herz" d. h. von Deutschland und das Heil der gesammten Welt meint erblicken zu müssen, das besagen auf das Klarste die Schluß-Strophen dieses herrlichen Gedichtes, die nachstehend lauten:

„Sein gefürstet Banner trage
Jeder Stamm, wie er's erkor,
Aber über alle rage
Stolz entfaltet eins empor,
Hoch, im Schmuck der Eichenreiser
Wall' es vor dem deutschen Kaiser.

„Wenn die heil'ge Krone wieder
Eine hohe Scheitel schmückt,
Aus dem Haupt durch alle Glieder
Stark ein ein'ger Wille zückt,
Wird im Völkerrath vor allen
Deutscher Spruch auf's Neu erschallen.

„Dann nicht mehr zum Weltgesetze
Wird die Laun' am Seinestrom,
Dann vergeblich seine Netze
Wirft der Fischer aus in Rom,
Länger nicht mit seinen Horden
Schreckt uns der Koloß im Norden.

„Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Hieb
Zügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen."

1862 weiht er dem heimgegangenen Ludwig Uhland neidlos eine rührende und pietätvolle Todtenklage, in der er von dem Sänger rühmt, daß er:

„Ein Spiegel vaterländ'ſcher Sitte,
Ein Herold deutſcher Ehren war."

deſſen „Mund nie ein Spruch entfloſſen, der ſeines Volks nicht würdig geweſen."

Mit derſelben Wärme preiſt er die „Reformation", indem er inbrünſtig betet:

„Aus dem dunkeln Schriftbuchſtaben,
Aus der Lehr' erſtarrter Haft,
Drin der heilge Geiſt begraben,
Laß ihn auferſtehn in Kraft!

„Laß ihn über's Rund der Erde
Wieder fluthen froh und frei,
Daß der Glauben Leben werde
Und die That Bekenntniß ſei"

An ſeinen Freund Ludwig Rellſtab richtet er 1863 eine Ode, in der er ſeiner Bekümmerniß Ausdruck giebt über „den Zwieſpalt im Vaterlande," „über den Parteien-Starrſinn im Staate," über „die kühnſtrebende Prieſtermacht jenſeits der Berge," indem er faſt verzweifelnd ſeufzt:

„Das Schöne ſelbſt dient üppigem Spiel, es kehrt
Von ſtrenger Hoheit Zauber die Welt ſich ab,
Und hält des Schwächlings flache Stirne,
Weil ſie bequem ſich erreicht, in Lorbeer."

„Iſt dies der Einbruch ſinkender Todesnacht?
Iſt's Morgenzwielicht, drin die Geſpenſter ſich
Der Finſterniß noch einmal rühren,
Mächtiger rühren, bevor der Hahn kräht?"

Aufzuathmen beginnt er 1864: „Beim Ausbruch des Krieges" mit Dänemark und begeiſtert feiert „Das Lied von Düppel", „Die märkiſchen Jungen", die ſieghaft ihr Blut verſpritzten, „um den Feind zu ſchlagen und Schleswig frei zu machen." Aber zum lauten Jauchzen ſieht er noch keinen Anlaß und zum „Muſikfeſt" hört man ihn traurig ſtöhnen:

„Durch der Weiſen Jubelton,
Durch den Prunk der Reden
Hör' ich fern ein Dröhnen ſchon
Ehr'ner Schickſalsfäden.

„Ach, und will im Wein ich dann
Was mich quält, erſticken,
Schaut mich draus die Zukunft an
Mit Medusenblicken."

1865: „In den Tagen des Konfliktes" ruft er entsetzt:

„Erhitzt bekämpfen sich die Reihen
Zur rechten und zur linken Hand,
Und über'm Hader der Parteien
Denkt keiner mehr an's Vaterland."

In „Zur Antwort" vertheidigt er mannhaft seine eingenommene Stellung, die ihm wehrt, sich in den Streit der politischen Meinungen zu mischen. Dies kurze aber wuchtige Lied lautet also:

„Wenn von außen der Feind uns droht,
Wohl mit klingenden Saiten
Im gewappneten Aufgebot
Ziemt's dem Dichter zu schreiten.

„Eisern wie ein geschwungnes Schwert
Soll sein Hymnus ertönen,
Bis ihm gnädig ein Gott beschert,
Siegersternen zu krönen.

„Aber wo mit Gewalt und List
Haupt feindselig und Glieder
Sich befehden im innern Zwist,
Da verstummen die Lieder.

„Eh' sie diente, der Volkspartei'n
Zwietracht weiter zu tragen,
Lieber wollt' ich am nächsten Stein
Diese Harfe zerschlagen."

Seine wahrhaft keusche, wohllautende und reingestimmte Harfe diente eben unentwegt und immer nur dem einen großen Gedanken von der Machtstellung Deutschlands und seinem läuternden Einflusse auf die Welt.

Im Dezember dieses Jahres singt er sein erzgepanzertes Lied: „Eiserne Zeit", das in seiner stets wiederkehrenden Schlußzeile: „Eisern, eisern' ist die Zeit" einen wahrhaft erschütternden Eindruck macht. Entsetzt darüber, daß er den österreichischen „Doppelaar mit dem Aar der Zollern" im Streite findet, offenbart er schön beredt das Verhältniß, in welchem er Oesterreich und Preußen sich zu einander denkt und wie es nun ja auch wirklich besteht. Emanuel Geibel auch hier als den heiligen Seher seines Volkes und seiner Zeit erkennen lassend, heißt es in diesem Gedicht:

„Dort ein Kaiſerthum im Oſt,
Hier ein Reich vom Fels zum Meere,
Eins des andern Schirm und Troſt,
Beide gleich an Macht und Ehre —"

Damals freilich mußte er noch jammern:

„Schöner Traum, wie liegſt du weit!
Eiſern, eiſern iſt die Zeit"

Aber ſtill im Innern ahnte er doch bereits, daß eben nur eine eiſerne Zeit das Heil unſeres Vaterlandes und des Jahrhunderts aus ihrem Schooße gebären könne und ſo ruft er zum Schluſſe denn getroſt:

„Brich herein denn Schickſalstag!
Ende dieſe Noth im Wetter!
Unter Sturm und Donnerſchlag
Send' uns einen Hort und Retter!
Deutſchlands Purpur liegt bereit.
Eiſern, eiſern iſt die Zeit!"

In „Das Lied vom Reiche" aber heißt es:

„Verzage nicht,
Die Zähne beiß zuſammen!
Es fügt ſich doch
Wofür ſo hoch
Die beſten Herzen flammen

„Es wird die Noth
Ihr laut Gebot
Im Schlachtendonner ſprechen;
Und kommt's nicht jetzt,
So kommt's zuletzt
Mit Siegen oder Brechen.

„Das iſt die einz'ge Sühne,
Das iſt des Liedes Schluß,
Das iſt der Lenz, der grüne,
Der endlich kommen muß:
Voll Macht und Ruhm
Das Kaiſerthum,
Dem freien Volk zum Frommen.
Drum wie's auch toſt,
Herz, ſei getroſt!
Das Reich wird dennoch kommen"

Der Krieg und die politiſche Auseinanderſetzung Preußens mit Oeſterreich 1866 bringen Geibel neue Hoffnung und Erwartung in's Herz. „Am Jahresſchluſſe" tönt es von ſeinen Lippen:

„Hast du endlich allverständlich,
Schicksal, deinen Spruch gethan,
Und wie Frühlingsbrausen endlich
Weht's das deutsche Leben an?
Ja, der Bannfluch ist gebrochen,
Der beklemmend auf uns lag,
Und befreit, mit Herzenspochen,
Grüßen wir den jungen Tag.

„Wo an Böhmens wald'gen Borden
Siebenmal die Schlacht getobt,
Hat der schwarze Aar vom Norden
Seiner Schwingen Kraft erprobt;
In den Staub von ihm getrümmert,
Sank die Fessel, die so lang
Jeden Hoffnungstraum verkümmert,
Der aus deutscher Seele sprang."

Auf den ersten Blick läßt sich aus diesen Worten gewahren, wie klar und richtig unser großer Dichter die Lage der Verhältnisse erfaßt und in ihren Folgen berechnet hat. Er sieht den Anfang dessen, was seit lange die Sehnsucht und der Wunsch seines echt vaterländischen Herzens war. Aber, voll tiefer staatsmännischer Erkenntniß, wie er ist, läßt er sich durch die errungenen Siege nicht übermüthig und verblendet machen, sondern ruft weise dem ruhmgekrönten Preußen zu:

„Wallt denn, eurer Lorbeerzweige
Würdig, unserm Volk voran!
Jeder eitle Hader schweige,
Jeder Hohn sei abgethan.
Zeigt, wie schön dem Heldenmuthe
Weisheit sich und Güte paart,
Und am stammverwandten Blute
Ehrt des Geistes Eigenart."

Mit ergreifender und rührender Wärme predigt er das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen und unter dem Schirm und Schutze dieses Bündnisses sieht er im Geiste das, was in der That unter ihm gekommen ist: die Einigung Deutschlands und sein Kaiserthum. In aufjauchzender Seligkeit fordert er für das heilige Opferfeuer auf dem Heerde des Vaterlandes:

„Werft der Eifersucht Gedanken,
Werft den alten Groll hinein!
Brausend auch die letzten Schranken
Spült hinunter dann der Main.

„Oh wann kommſt du, Tag der Freude,
Den mein ahnend Herz mir zeigt,
Da des jungen Reichs Gebäude
Himmelan vollendet ſteigt,
Da ein Geiſt der Eintracht drinnen
Wie am Pfingſtfeſt niederzückt
Und des Kaiſers Hand die Zinnen
Mit dem Kranz der Freiheit ſchmückt!“

Bei der Eröffnung des erſten norddeutſchen Parlaments warnt er vor einem all' zu ängſtlichen und gewiſſenhaften Ausbau der Verfaſſung, indem er vorausſehend, daß ſie doch nur eine vorläufige und erſt fertige ſein werde, wenn ſie ganz Deutſchland in ſich ſchließe, „Den Bauleuten“ zuraunt:

„Baut die Mauern ſtark und fügt
Feſt die Balkenſtützen,
Wenn's zur Zeit auch nur genügt
Uns im Braus zu ſchützen.

„Sind wir unter ſichrem Dach
Glücklich erſt geborgen,
Läßt für wohnliches Gemach
Sich ſchon weiter ſorgen.

„Aber jetzt verſäumt die Friſt
Nicht mit Glanzentwürfen
Und vor dem, was lieblich iſt,
Schafft, was wir bedürfen.

„Schon aus naher Wolken Schooß
Grollt der Zorn der Winde;
Eilt, daß er nicht obdachlos
Abermals uns finde.“

Man ſpürt, daß Geibel hier ſchon ſo zu ſagen, der Krieg mit Frankreich in den Gliedern liegt. Aber er wird nicht ängſtlich und verzagt; im Gegentheil, mit der ſteigenden Gefahr wächſt ſeine Zuverſicht und in ſeinem „Frühlingsliede“ (1867) finden ſich folgende Verſe:

„An der tauſendjäh'gen Eiche
Drängt ſich neuer Knoſpen Schwall,
Ein prophetiſch Lied vom Reich:
Schmettert drein die Nachtigall.

„Sieh, und dichter ſteht, getroſter
Bricht hervor das lichte Grün;
Nur 'gen Süd ein ſtarr bemooſter
Aſt noch zaudert mit zu blühn."

Ihn dieſem Zaudern zu entreißen und alles Mißtrauen der deutſchen Sonderſtaaten zu erſticken, läßt er ſein „Was wir wollen" ertönen:

„Wir wollen endlich feſt
Ausdaun die deutſchen Hallen,
Nicht wie ſie Oſt und Weſt,
Nein, wie ſie uns gefallen.
Reicht uns die Hand am Main,
Ihr Bayern und ihr Schwaben!
Wir wollen einig ſein
Und wollen Frieden haben.

„Wir haſſen insgeſammt
Um eitlen Ruhm zu fechten,
Doch hoch zur Nothwehr flammt
Das Schwert in unſrer Rechten.
Dem Störenfried allein
Sei's in die Bruſt gegraben!
Wir wollen einig ſein
Und wollen Frieden haben!"

So und ähnlich ſchallt es von ſeiner Leyer das ganze Jahr 1867 in „Vorwärts!", in „Hanſeatiſches Feſtlied" (beim Aufziehen der Bundesflagge) und anderen. In „Deutſches Leben" lautet ein ſehr bezeichnender Vers:

„Noch wettert durch der Schlacht Gewitter
Das Schwert, ein Blitz in deutſcher Hand,
Noch wiſſen tödlich unſre Söhne
Zu ſterben für das Vaterland.
Und die in ſchwindelnden Gedanken
Die Herrn der Welt ſich ſchon geglaubt,
Mit bangem Neide ſehn die Franken
Den Kranz des Siegs auf unſrem Haupt!"

Und daß dieſer Sieg uns bleiben werde, daran iſt bei Geibel kein Zweifel. Er blickt mit Stolz auf den kraftvollen Bauern, auf den tapferen Adelsſproß, den werkthätigen Bürgerſtand, den forſchenden Gelehrten und den ſinnigen Dichter, die alle neben ihrer Berufsthätigkeit der ernſten Pflicht der Waffen Genüge thun, weil ſie alle die höchſten Güter der Menſchheit in ihrem Heimathlande ſchützen und ſich bewahren wollen, denn:

„Noch steht in unſres Lebens Mitte
Wie eine feſte Burg das Haus
Und ſtrömt den Segen edler Sitte
Vom Herd auf die Geſchlechter aus;
Noch birgt ſich in der Jungfrau Sinne
Der Unſchuld und der Ehren Hort,
Noch ſcheucht der Cherub reiner Minne
Vom Jüngling den Verſucher fort

„Noch macht mit brünſtigen Gebeten
Die Mutter über ihrem Kind,
Noch treibt's den Mann vor Gott zu treten,
Wenn er ein ernſtes Werk beginnt;
Und bricht durch ſtarrer Satzung Schranke
Der ungedämpfte Geiſt ſich Bahn,
Nur treuer wipfelt ſein Gedanke
In freier Andacht himmelan."

„Aus den Salzburger Tagen" bezeichnet den Feind und unſeres Dichters Forderung immer beſtimmter und deutlicher. Es beginnt:

„Deutſches Volk, was ſäumſt du länger?
Schau, wie deinem alten Dränger
Schon vor deiner Eintracht grauſt,
Wie er mit beklemmten Sinnen
Dieſe Zinnen
Steigen ſieht, die du erbauſt."

Aber eben um ſo nöthiger iſt, in dieſem Baue fortzufahren:

„Baue weiter unverdroſſen!
Ha'a zum Poſſen
Bau es aus das deutſche Reich!

„Stämme wälz' und Quaderſtücke
An den Main und wirf die Brücke
Über den entſühnten Strom,
Und, den dort die Fluten waſchen,
Aus den Aſchen
Richt' empor den Kaiſerdom!"

„Immer daſſelbe Lied!" wie der Manrico in Verdi's „Troubadour" ſingt, wenn die Zigeunerin im Gefängniß ihre Heimathsweiſen anſtimmt. Ja, immer daſſelbe Lied, denn es erfüllt, wie ich ſchon ſagte, ſein Herz und ſeine Seele und iſt der Inbegriff aller ſeiner patriotiſchen Wünſche. Und um dieſe Wünſche verwirklicht zu ſehen, wie flehend, wie ſchmeichelnd, wie überredend weiß er immer daſſelbe Lied zu geſtalten und auszuführen! In „Ein Ruf über den Main", in dem es heißt:

„Kein Fremdling soll euch hindern,
Kein Machtspruch fern und nah,
Nach allen ihren Kindern
Verlangt Germania" —

lockt er girrend wie eine zärtliche Nachtigall:

„Ihr raschen Allemannen
Glück auf! Mit Jubelton
Aus eures Schwarzwald's Tannen
Antwortend grüßt ihr schon
Ihr habt die heil'ge Lohe
Der Freiheit stets genährt,
Neu schürt getreu die hohe
Auf größerm Opferherd.

„Was säumt ihr ernsten Schwaben,
Vorkämpfer einst im Reich?
Wohl ist an Geist und Gaben
Kein Stamm dem euren gleich;
Oh, laßt den Schatz nicht rosten,
Ihr sollt auch über'm Main,
Wo Lichtgedanken sproßten,
Die Bannerträger sein.

„Ihr löwenherz'gen Bayern,
Ihr Franken, klug und kühn,
Wie lange wollt ihr feiern,
Wo Deutschlands Ehren blühn?
Den Arm, erprobt im Schlagen,
Den Blick voll Weltverstand
Wollt ihr sie träg versagen
Dem großen Vaterland?"

Am Schluß des Jahres muß er freilich mit Schrecken inne werden, daß alle seine poetischen Herolds- und Weckrufe ziemlich unbeachtet bleiben und noch nirgends ein begeistertes Echo finden wollen. Aber in „Harr' aus" tröstet er sich selbst geduldig, indem er sein Gedicht mit den Versen schließt:

„Dem Gott gehorchend, der die Leyer
Dir weihte, harr' in Treuen aus!
Es folgen Wochen goldner Feier
Der Zeit des Bau's.

„Daß dann ein später Kranz dir werde,
Vergiß des Tages flücht'ge Gunst
Und opfre standhaft fort am Herde
Der reinen Kunst."

Und von dieser reinen, immer hoffnungsvollen Kunst beseelt, bricht schon im Frühling 1868 in „Deutsche Wanderschaft“ seine alte Zuversicht sprossend, blühend und leuchtend beim Schauen deutscher Fluren, deutschen Waldes, deutscher Berge und vor Allem des deutschen Rheines unverwüstlich und nie erlahmend auf's Neue wieder empor:

„Wie lang wird es währen, Altvater, so presst
Man wieder deine Beeren zum Kaiserkrönungsfest,
Da kommt auf deinen Wagen im Purpurgewand
Der Hort des Reichs gezogen, das Banner in der Hand.“

Und am 13. September als König Wilhelm in seine Vaterstadt Lübeck kam, endigt sein freudiges Willkomm-Gedicht mit den Zeilen:

„Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie über's Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.“

Dieses Gedicht, in dem Geibel natürlich nicht umhin konnte, den schönen Zukunftstraum von Deutschlands Größe unter einem neuerstandenen Kaiserthume Ausdruck zu ertheilen, wurde die Veranlassung, daß der Dichter, der 1852 von König Maximilian dem Zweiten nach München berufen worden war, seine dortige Professur und seine Stelle als Kapitular des Maximilansordens niederlegte und auf die bayerische Staatsmitgliedschaft und seinen Jahrgehalt verzichtete. Die bayerische Presse hatte ihn nämlich heftig wegen dieses Gedichtes angegriffen, und der nach dem Tode Maximilians des Zweiten zur Regierung gelangte König Ludwig der Zweite, der zwei Jahre darnach König Wilhelm von Preußen selbst die Kaiserkrone anbot, diese Angriffe jedenfalls durch keine Gegenäußerung entkräftet. Ein für seine deutsche Gesinnung still Duldender und Entsagender kehrte Geibel 1869 in seine Vaterstadt Lübeck zurück und hier gilt sein erster Gesang („Am Hünengrabe bei Waldusen“) der Erinnerung seiner Jugend und allem Dem, was er im Laufe der Jahre verloren, dem theuren Bruder, der geliebten Gattin, manchem treuen Genossen und Freunde. Allein auch in der tiefsten Trauer über sein eigenes trübes Geschick richtet er sich durch den Gedanken an sein emporsteigendes Deutschland auf, indem er singt:

„Der Rasen deckt mein bestes Glück
Und [illegible] blickt mich an;
Doch preis' ich dankbar mein Geschick,
Das mir bis heut den Faden spann:
Ich sah's noch wie mein Vaterland
Zu jungen Ehren auferstand."

Nachdem er 1869 an den Papst Benedikt XIII. gemahnt hat, der vom deutschen Kaiser entsetzt, die Welt verfluchte, ohne indeß mit diesem Fluche etwas zu erreichen:

„Dumpf erschallt der Chor der Mönche: Tag des Zornes brich heran! —
Doch die Sonne wallt wie gestern ruhig lächelnd ihre Bahn" —

jubelt er im „Drei Vögel" begeistert und entzückt empor, weil ein schwarzer Rabe aus Welschland ihm verkündet, daß das pfäffische Netz zerreißen wird, in das man den deutschen Sinn einfangen wollte und ein grauer Habicht vom Seinestrande ihm meldet:

„Ich sah einen dunklen Leuen,
Der sich in Banden wand:
Weh mir, es wankt der Boden
Und ich bin alt und siech!
Was wähl' ich mich zu retten,
Freiheit oder Krieg?" —

eine weiße Taube aber endlich vom Main aufsteigend, ihm die Botschaft bringt:

„Ein schwarzes Wetter sah ich
Vergehn im Sonnenschein.
Ein Regenbogen wölbte
Sich glorreich über'm Strom,
Und wachsend aus den Trümmern
Stieg auf der Kaiserdom."

1870 endlich reißt ihn die französische Kriegserklärung, die er immer vorausgesehen und prophezeit hat, gewaltig und mächtig empor. Sein „Kriegslied" ist eine deutsche Marseillaise, ein flammenlohender Aufbruchgesang gegen den Erzfeind, der mit der nationalen Entrüstung eines Heinrich von Kleist, das deutsche Volk zu den Waffen ruft:

„Empor mein Volk! Das Schwert zur Hand!
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn um's Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!"

Dann heißt es:

„Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen,
Ein Weltgericht ist dieser Krieg
Und stark der Geist der Lügen.
Doch der einst unsrer Väter Burg,
Getrost, er führt auch uns hindurch!
Vorwärts!“

Und schließt also:

„Flieg' Adler, flieg! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Lobes Pforten klaffen
Und fallen wir: flieg', Adler, flieg'!
Aus unserm Blute wächst der Sieg
Vorwärts!“

In „Ein Psalm wider Babel“ donnert er sein furchtbares Mene, Tekel, Urpharsin mit apokalyptischen Feuerzeichen dem französischen Kaiserthum an die Wand, indem er singt:

„Den ihr, bekränzt die Schläfen,
Gebraut, den Greueltrank,
Bis auf die letzten Hefen
Sollt ihr ihn leeren zum Dank

„Lobsingt nur eurem Götzen
In frechem Gaukelspiel!
Der Herr wird kommen und setzen
Dem wüsten Rausch ein Ziel;

„Finster wird sein die Erde
Und der Himmel voll Glut,
Bis an die Zäume der Pferde
Steigen wird das Blut.

„Die Ströme werden weichen
Aus ihren Ufern zur Frist,
Weil mit Schutt und Leichen
Ihr Bett verdämmet ist.

„Es wird zertreten der Rächer
Die Stätten, da ihr sitzt,
Daß durch die krachenden Dächer
Hochauf die Lohe spritzt.

„Und Heulen wird sein auf den Gassen
Und Hunger Haus bei Haus,
Indeß die Wölfe prassen
Und die Geyer am Schmaus.

„Das aber mag nicht enden,
Bis ihr dem Lügengeist
Abschwört und von den Händen
Das Kleid der Hoffahrt reißt;

„Bis ihr in Reu vernichtet
Aus eurem Herzeleid
Zum Herrn, der euch gerichtet,
Um Gnad' und Sühnung schreit."

Der Geist dieses Gedichtes ist so großartig, so biblisch und urgewaltig im Ausdruck, daß dadurch die zahme Versform gleichsam in allen Nähten gesprengt und im ungezügelten Ausbruch wie ein Wetter des Allmächtigen dahintobt. Aber das dabei im Innersten von Hause aus milde Gemüth des Dichters kann nicht schließen, ohne die Möglichkeit einer Aussöhnung durchschimmern zu lassen. Ist die Schuld eingeräumt und bereuet:

„Sanftleuchtend auf der Wolke
Mag dann der Bogen stehn
Und am zerschlagenen Volke
Barmherzigkeit geschehn."

„Dann mag verwandelt werden
Das Schwert zum Palmenzweig,
Und Friede wird sein auf Erden
Und kommen wird das Reich."

Aber vorher gilt es noch „Deutsche Siege" zu feiern! Im August erschallt's von seiner Harfe:

„Habt ihr in hohen Lüften
Den Donnerton gehört
Vom Forbach aus den Klüften,
Von Weißenburg und Wörth?
Wie Gottes Engel jagen
Die Boten her vom Krieg:
Drei Schlachten sind geschlagen
Und jede Schlacht war Sieg"

Ohne kleinliches Eingedenksein des bitteren Unrechts, das man ihm in München angethan, preiset er die „tapfern" Bayern, und als wenn er eine Ahnung von dem kommenden Kaiserangebot gehabt hätte, sagt er von ihnen:

„Mit Preußens Aar zusammen,
Wie trugtet ihr dem Tod,
Hoch über euch in Flammen
Der Reichen Morgenroth."

Die Heſſen, die Schwaben, die Thüringer, Alle, die mitgefochten, beglückwünſcht er, denn

„Was ſich ſo verbrüdert,
Das läßt ſich nimmer los.“

Allein auch vom Feinde fordert er, ſoll man nicht loslaſſen, als bis er, wie es in der That gekommen, „bis Paris gehetzt iſt.“ „An der Moſel“ gilt den blutigen Siegen bei Mars la Tour und Gravelotte und die weinenden Wittwen, Waiſen, Bräute und Mütter tröſtend, ſchwört er den „treuen Todten“:

„Nimmer ſoll, das ihr vergoſſen,
Euer Blut umſonſt gefloſſen,
Nimmer ſoll's vergeſſen ſein!

„Eures heil'gen Willens Erben
Schwören wir auf Sieg und Sterben
Treu zu ſtehn in Macht und Schlacht;
Keiner ſoll der Raſt gedenken,
Noch das Schwert zur Scheide ſenken,
Bis das große Werk vollbracht;

„Bis den Erbfeinds Trutz vernichtet,
Bis das Bollwerk aufgerichtet,
Das die Zukunft ſchirmt der Welt,
Und mit rauſchendem Gefieder
Ueber eurem Gräbern wieder
Deutſchlands Aar die Grenzwacht hält.“

„Am dritten September“ hallt ſein Dank für den Triumph bei Sedan wie ein heiliges Hoſianna zum Himmel empor:

„Nun läßt die Glocken
Von Thurm zu Thurm
Durch's Land frohlocken
Im Jubelſturm!
Des Flammenſtoßes
Gluth lacht an!
Der Herr hat Großes
An uns gethan!
Ehre ſei Gott in der Höhe!“

Und als endlich zu Verſailles der deutſche Kaiſer gekrönt und das deutſche Reich auf's Neue begründet iſt, da denkt er auch nicht einen Augenblick an ſich, an ſeine düſteren Kummertage, an ſein Sorgen und Sinnen, an ſeine Verachtungen und Zweifel und daß er trotz allem doch an ſeinen Zielen unentwegt feſtgehalten, ſondern

nur „An Deutschland“, dem er im Januar 1871, vollbeglückt und von mannhaftem Stolze erhoben, freudig und doch ernst zujauchzt:

„Durch Orgelton und Schall der Glocken
Vernimmst du deines Volks Frohlocken?
Den Heilruf deiner Fürstenschaar?
Sie bringen dir der Eintracht Zeichen,
Die heil'ge Krone sonder Gleichen,
Der Herrschaft güldnen Apfel dar.

„Auf Recht und Freiheit, Kraft und Treue
Erhob'n sie dir den Stuhl aufs neue
Drum Barbarossa's Adler kreist,
Daß du vom Fels zum Meere wallend,
Des Geistes Banner hoch entfaltend,
Die Hüterin des Friedens seist.“

Es hätte ihm nahe gelegen und niemand hätte es ihm verdacht, wenn er an Kaiser Wilhelm ein Huldigungsgedicht gerichtet und sich darin berühmt haben würde, wie er von Anfang an und Zeit seines Lebens diesen Ausgang seiner Epoche geahnt, vorausgesagt und trotz aller Widersprüche daran festgehalten. Nichts von alledem! Nur seinem geliebten, theuren Deutschland gilt sein Gesang und auch in dem Schlußliede seiner „Heroldsrufe“ „Zur Friedensfeier“ hat er einzig Segenswünsche für dieses und seine Zukunft. Dasselbe endet:

[illegible]ch ein zu allen Thoren
Du starker deutscher Geist,
Der aus dem Licht geboren
Den Pfad in's Licht uns weist,
Und gründ' in unsrer Mitte
Wehrhaft und fromm zugleich
In Freiheit, Zucht und Sitte
Dein tausendjährig Reich!
Preis dem Herrn, dem starken Retter,
Der nach wunderbarem Rath
Aus dem Staub uns hob im Wetter
Und uns heut im Säulseln naht!“

Dies sind Geibels „Heroldsrufe“, die bis 1872 in der Cotta'schen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart mühsam die vierte Auflage erlebten, während seine ersten Gedichte bei Alexander Duncker in Berlin bereits 1856, also in zehn Jahren mit Einschluß der Revolutionszeit, die vierzigste Auflage erreicht hatten.

Die rasche und große Verbreitung dieser Gedichte war es, die Emanuel Geibel die Spottbenennung: „Backfischdichter" zuzog. Das sogenannte Junge Deutschland und seine Anhänger ärgerlich und erbost über diesen massenhaften Absatz und aus seinen Liedern mehr Abneigung als Sympathie für ihre politischen Bestrebungen herausleisend (siehe: „Mein Weg", „Die Aufgeregten", „Gegen den Strom" u. s. w. u. s. w.) hatten sie ausgeheckt und in Umlauf gebracht. Ich war damals aus dieser Richtung her beinahe der Einzige, der für ihn eintrat und harte Kämpfe für sein Ansehen bestand. Ich hob hervor, daß diese Gedichte hauptsächlich Jugendgedichte wären, daß sie zum Theil fern der Heimath, in Hellas und anderen südlichen Himmelsstrichen gedichtet worden und daß in seinem mehrfachen Aufgreifen und Behandeln der Kyffhäuser- und Barbarossa-Legende („Friedrich Rothbart", „Barbarossa's Erwachen") der Beweis geliefert sei, daß er an Deutschlands politischer Entwicklung und Zukunft Antheil nehme freilich Antheil nach seine Art und Weise. Geibel's Muse schlug ihre Augen unter dem Zauberdufte der blauen Blume, d. h. unter dem Banne der Romantik auf. Tieck, Eichendorff, Achim von Arnim, Clemens Brentano und Uhland, sind nicht ohne Einfluß auf sie gewesen. Alle diese Poeten waren von derselben Muttermilch gesäugt und auch Geibel trank sie. Daher seine romantische Idee von Kaiser und Reich, die ihn von Anfang an beherrscht und welche in seinen „Heroldsrufen" gleichsam zur Symphonie der Dichtung wird. Und zu welcher Symphonie!

Es ist eine Symphonie, die nur wenige Leitmotive, aber in diesen wenigen Leitmotiven welche Fülle von großen Gedanken, erhabenen Empfindungen und wahrhaft ergreifenden, ja erschütternden Vorstellungen aufzuweisen hat!

Befände sich diese echt patriotische Symphonie in einer fremden Literatur, in der italienischen, französischen, englischen Literatur z. B., unsere deutschen Ausleger und Kritiker würden sie ohne Zweifel aufgespürt und zum Gegenstande höchst geistvoller und tief gehender Erörterungen gemacht haben. Aber da sie sich in unserer eigenen Literatur befindet, so hat man keinen Sinn dafür gezeigt. Man hat sie in den Abhandlungen, die über Geibel nach seinem Hinscheiden in den Zeitungen erschienen, kaum erwähnt. Und doch ist sie das hervorragendste Moment jener Dichtung und dasjenige Moment, das uns den Dichter in voller Mannhaftigkeit und erst

in seiner vollen Größe zeigt. Wenn ihm sein Recht geschehen sollte, so mußte Emanuel Geibel entschieden auf dem Niederwalddenkmale der Germania seine Stelle finden, denn von dieser Germania des wieder erstandenen Kaiserthums und Reiches war er nicht nur der hingebendste und opfermuthigste Herold, sondern auch der eifrigste und begeistertste Rufer im Streit. In beiden Eigenschaften gereicht es ihm zum besonderen Ruhme, daß er sich nirgend und auch in der höchsten Leidenschaft nie eine Gemeinheit oder Rohheit zu Schulden kommen läßt. Selbst in der Entrüstung, im Haß oder sogar im Zorn bleibt sein Vers edel und rein. Die göttliche Schönheit ist das oberste Gesetz seiner Poesie, das er nie und bei keiner Gelegenheit verläugnet. Was er aus Dankbarkeit gegen sein gütiges Geschick sich selbst gelobte:

„Muthig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Klar zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und, was immer verwirrend, die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maaß fromm zu bewahren im Lied" —

das hat er durchaus und vollständig erfüllt. Dadurch ist er aber auch einer unserer besten Dichter geworden und wenn ihm bisher noch nicht ganz die Anerkennung geworden, die er verdient, so muß das nur jenem unseligen Zuge zum Ausländischen zur Last gelegt werden, der in unserer Tagespresse unausgesetzt ans Licht tritt und die Gesinnung unseres Volkes in verhängnißvoller Weise verlottert.

Er verlottert darum und dadurch die Gesinnung unseres Volkes, weil er beflissen unserer heimischen Literatur nicht nur wie in Frankreich und England z. B. dasjenige zuführt, was der eigenen Nation von der fremden etwa zusagend und entsprechend, sondern im Gegentheil recht eigentlich entgegen und zuwider ist. Das Undeutschste wird mit besonderer Vorliebe gepflegt, und in dieser Pflege sucht unsere Tagespresse und, von ihr angesteckt und getrieben, selbst die eigentliche Literatur eine ihrer Hauptaufgaben, weil sie beide meinen, sich infolgedessen als Organe des allgemeinen Weltgeistes zu erweisen. Daß sie durch diese Weltgeistorganerweisung den Geist des eigenen Volkes ersticken, wollen sie weder begreifen noch einsehen und so kommt es denn, daß selbst ein Dichter wie Emanuel Geibel bei uns nicht in der Bedeutung erkannt wird, die er in Wahrheit und in der That besitzt.

Am 12. April 1884.

Den vorstehenden Ausspruch bestätigen vollauf die meisten Auslassungen unserer Tagesblätter und Zeitungen. Nur wenige von ihnen treffen bei der Beurtheilung seines dichterischen Schaffens so zu sagen den Nagel auf den Kopf. Am meisten geschah das noch von dem Hof- und Domprediger Dr. Kögel in Berlin, der in einer Abendpredigt im Dom, freilich in seiner pastorenhaften Ausdrucksweise von ihm sagte: „Ein deutscher, ein christlicher Dichter ist er gewesen, der mit dem Wohllaut seiner Harfe unser Volk für alles Schöne, Reine und Wahre zu begeistern gewußt, der ein Kaiser-Herold, wie Max von Schenkendorf, der Wiedererrichtung des deutschen Reiches singend und sagend vorangeschritten ist. Stets hat sein hoher Sinn dahin gestanden, mit dem Schwerte des Geistes, mit dem Zeichen des Kreuzes, den Materialismus dahin zu strecken, wohin er gehört, in den Staub." Die Beilage der „Allg. Ztg." brachte ein warm empfundenes Gedicht von Paul Heyse und einen Aufsatz von Ernst Ziel. Der Letztere ist jedenfalls mit wohlthuender Hingabe geschrieben und der Stimmung des Augenblicke entsprechend. Er schließt: „Nun ist er todt! Wie seltsam das klingt! Helden sterben nicht. Barbarossa im Kyffhäuser schlummert nur. Geibel ist nur eingeschlummert über seinen Werken, die ja nicht sterben werden. Er lebt mit uns fort, er schlummert nur. Das ist ein freundliches Bild."

Allerdings! Aber ich hätte ein ergreifenderes, ein zündenderes Bild gewünscht, ein Bild, das den Deutschen gewaltig an's Herz gegriffen und in erschütternder Darstellung gesagt hätte, was sie in ihm für einen Quell kräftig sprudelnder Vaterlandsliebe zu finden im Stande wären, wenn sie das Suchen in deutschen Dichterherzen nicht verlernt haben wollten.

Ich und die Meinen haben ihm in unserer stillen Häuslichkeit eine andächtige Todtenfeier gehalten. Mein Sohn und ich lasen abwechselnd aus seinen Gedichten, von denen uns die Mehrzahl tief und oft bis zu Thränen bewegten. Mit Liebe gedachte ich dabei der mannigfachen Beziehungen, in denen ich zu ihm gestanden.

Gesehen habe ich ihn nur einmal in Berlin, wo er mir auf der Straße im Vorübergehen gezeigt wurde. Ich gehörte damals noch nicht zur Gilde der Schriftsteller und hatte also weder Grund noch Gelegenheit zu seiner Bekanntschaft. Seine Erscheinung ist

mir jedoch selbst von dieser flüchtigen Bewegung her unvergeßlich geblieben. Schlank und biegsam schritt er dahin, auf ziemlich breiten und festen Schultern, einen edel geformten, von hellbraunen Locken umwallten Kopf tragend, der im Zuschnitt von Stirne, Nase, Mund und Kinn echt deutsches Gepräge und zwei seelenvolle blaue Augen sehen ließ. Ein blonder Kinn- und Knebelbart gaben ihm fast etwas Militärisches.

Gesprochen habe ich ihn leider nie; aus München traf ich ihn verreist, so oft ich dort einsprach und ihn später bei vorübergehendem Aufenthalte in Hamburg in Lübeck aufzusuchen, wiederriethen mir dortige Freunde wegen des bedenklichen Zustandes, in dem er sich bereits befand. Er hat lange und schwer gelitten und zuletzt so sehr daß er jedem Umgange und selbst einem brieflichen Verkehre entsagen mußte. Doch erhielt ich mehrfach Mittheilungen von ihm durch die Hand seiner Nichte, die ihn nach der Verheirathung seiner einzigen Tochter sorgsamst pflegte. Alles was er mir melden ließ, athmete Liebenswürdigkeit und Wohlwollen und für jede ihm erwiesene Aufmerksamkeit und Beachtung eine wahrhaft rührende Dankbarkeit, wie sie nur echtem Verdienst und großen Seelen eigen zu sein pflegt.

Von Hamburg aus hatte ich zu Anfang des Jahres 1869 an ihn geschrieben und ihm meine wärmste Zustimmung und Theilnahme für seine patriotischen Gedichte bekannt. Er antwortete mir sofort, und da diese Antwort in ihrer wahrhaft ergreifenden Bescheidenheit und Schlichtheit bezeichnend für den großen Dichter ist, möge sie hier mitgetheilt werden. Sie lautet:

„Lübeck, den 18. Januar 1869.

Hochgeehrter Herr!

Krank und dabei mehr in Anspruch genommen, als gut ist, vermag ich Ihnen heute nur mit wenigen Worten zu sagen, wie sehr Ihre herzlichen Zeilen mich erfreut haben. Wenn auch der Dichter, der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, zunächst im eigenen Ringen und Schaffen seine Befriedigung sucht, so vermag er doch nichtsdestoweniger auf die Länge des entgegenkommenden Verständnisses und der ermuthigenden Anerkennung nicht zu entbehren: je berufener aber der Mund, der diese Anerkennung ausspricht, um so kräftiger und erquicklicher für ihn die Anregung. Darum

aufrichtigsten Dank für Ihren Brief, und die Bitte, mir die freundliche Theilnahme an meinen literarischen Bestrebungen auch fernerhin zu erhalten.

Wäre ich nicht fortwährend leidend, so würde ich in nächster Zeit nach Hamburg kommen, um meine dortigen Freunde aufzusuchen; nun muß ich leider den lange gewünschten Ausflug bis zum Frühjahr verschieben, von dem ich eine Erleichterung meines Zustandes hoffe. Ich freue mich herzlich darauf, Sie dann persönlich begrüßen und so manches, was uns beiden von Wichtigkeit ist, Aug in Auge mit Ihnen durchsprechen zu können. Bis dahin bleibe ich mit hochachtungsvollem Gruße

freundschaftlichst der Ihre

Emanuel Geibel."

Am 10. April 1884.

Man stritt neulich über den Werth der Birch-Pfeiffer'schen Dramen und kam überein, ihnen das Zugeständniß der Mittelmäßigkeit zu machen. Aber diese Mittelmäßigkeit hat etwas Riesenhaftes, sagte ich.

* * *

Sternberg, gefragt, ob er der Trauung des Prinzen Friedrich Karl von Preußen mit der Prinzessin von Dessau beigewohnt, antwortete in seiner komischen Art: „Wie sollte ich einer solchen Unthat zusehen!"

* * *

Varnhagen rief einmal lebhaft: „Wenn man nichts ist, wird man etwas; wenn man etwas ist, wird man nichts!"

Am 11. April 1884.

Als ein frommer Amerikaner, Jay mit Namen, Bettina von Arnim ermahnte, eingedenk ihrer grauwerdenden Haare an ihr Alter zu denken und fleißig „to read the bible", rief sie ganz heftig: „Was Beibel! Ich bin gar kein Christ, ich bin e Griech!"

Ueber Rudolf von Gottschall schrieb mir 1851 Ludmilla Assing: „Der wird noch durch manchen Irrgarten laufen, aber aus allen schöne Blüthen mit nach Hause bringen!"

Gottfried Keller war während seines Aufenthaltes in Berlin oft bei Varnhagen und mit diesem und Ludmilla Assing manchmal

ſehr geſprächig, in Geſellſchaft jedoch ſehr ſchweigſam. Gräfin Kalkreuth meinte daher eines ſchönen Tages von ihm: „Seit ich den kenne, ſage ich nicht mehr: verſchwiegen wie das Grab, ſondern verſchwiegen wie der Keller.“

Am 12. April 1884.

Am 9. April ſchied in Hamburg Karl Auguſt Görner unerwartet raſch aus dem Leben. Der Tod ereilte ihn im Thaliatheater, in das er ſich begeben hatte, um die Aufführung ſeines letzten Stückes „Amerikaniſch“ zu leiten. Noch im vorjährigen Sommer, da wir in Hamburg zu Beſuch waren, las er uns mit der an ihm gewohnten Lebendigkeit und Friſche dieſes Luſtſpiel vor, um meine Anſicht darüber zu vernehmen und zu hören: ob ich mich zu einer Aufführung deſſelben am Hoftheater würde verſtehen können. Obſchon ich es ein wenig gewaltſamer und gezwungener gemacht und gewöhnlicher und trockener in der Redeweiſe fand, als ſeine früheren Arbeiten, glaubte ich doch ihm eine Zuſage geben zu ſollen, einmal, weil die Komödie immerhin manchen geſunden, wirkſamen Auftritt enthielt und dann, weil ich wußte, daß er Geld ſtets gebrauchen konnte und ſein Alter und ſein literariſches Anſehen eine Rückſichtnahme mir wohl zu verdienen ſchienen.

Ich kannte ihn ſeit langen Jahren. In Beziehung trat ich mit ihm zuerſt dadurch, daß er am 6. November 1843 im Großherzoglichen Hoftheater zu Neu-Strelitz mein erſtes Luſtſpiel „Alter ſchützt vor Thorheit nicht“ vor allen andern Bühnen zur Darſtellung brachte und darin ſelbſt den alten Pachter Swieten ſpielte. 1827 war er dorthin als Schauſpieler gekommen, bald darnach aber Oberregiſſeur und endlich Direktor geworden. Er hatte als ſolcher die Gattin Adolf Glaßbrenner's, Frau Adele Peroni-Glaßbrenner, eine ihrer Zeit ſehr anmuthig und reizend wirkende Darſtellerin, angeſtellt und dieſe und Adolf Glaßbrenner verſäumten nicht in gütiger Freundſchaft für mich ihn für meinen erſten dramatiſchen Luſtſpielverſuch zu intereſſiren. Frau Adele, damals noch als muntere Liebhaberin thätig, und an demſelben Abend die Mirandola ſpielend, unternahm in der Rolle der Pächterin Klära, meinem Stückchen zu Liebe, einen vorläufigen Abſtecher in das Fach der komiſchen Alten. Die freundliche Berichterſtattung über den günſtigen Erfolg dieſes Abſtechers und meiner dramatiſchen Kleinigkeit, wurde die Anknüpfung

zu einer Freundschaft, die beinahe zwei Menschenalter und bis zu Görner's Tode unerschüttert fortgedauert hat.

Seine persönliche Bekanntschaft machte ich einige Zeit darnach in Berlin, und später in Hamburg genoß ich gern seines näheren Umgangs.

Er war nicht eben das, was man einen Mann von Geist zu nennen pflegt, aber in Theaterdingen ungemein erfahren und in seinen Aeußerungen darüber von scharfer Einsicht und oft sehr einschneidendem Witze. Das Theatervölkchen durchschaute er bis in seine innersten Falten und das ganze Bühnengetriebe bis auf den untersten Grund. War er doch Schauspieler, dramatischer Schriftsteller und Direktor in einer Person.

Seine Hoftheaterleitung in Mecklenburg-Strelitz ist in keiner Weise hervorragend gewesen, hat indeß Alles geboten, was eine kleine, weitabseits gelegene Residenzbühne zu bieten im Stande war. Er verstand für Oper und Schauspiel recht tüchtige und wackere Kräfte zu gewinnen und ein höchst anständiges Zusammenwirken derselben zuwege zu bringen. Dabei wies sein Repertoir auf, was es damals eben aufweisen konnte, viele kleine Stücke und vorzugsweise die Dramen von Raupach, Halm und Blum. Doch wagte er sich zuweilen auch an eine Schöpfung der neueren Richtung, d. h. also an eine Dichtung von Gutzkow, Laube, Freytag oder Prutz. Er gehörte jedenfalls nicht zu den vertrockneten und nur am Alten hängenden Direktoren, sondern bot jungen, aufstrebenden Dichtern gern die Hand, ein Umstand, den man ihm wohl in Anrechnung bringen darf. Freilich hatte er selber schon früh angefangen Lustspiele zu verfassen und kannte also aus eigener Erfahrung die Schwierigkeiten, die sich einem neu auftauchenden dramatischen Schriftsteller entgegenzustellen pflegen. Durchgreifend thätig wurde er indeß auf diesem Felde erst später und zwar erst als 1848 das Strelitzer Hoftheater aufgelöst und er als Direktor mit einem bescheidenen Ruhegehalte sich selbst wieder mehr überlassen wurde. Seitdem hat er unablässig geschaffen und mehr als 150 Stücke dem deutschen Theater dargeboten.

Seine Lustspiele sind weder fein noch eben geistvoll, aber eine große Zahl von ihnen darf als lustig erfunden und wirksam durchgeführt erklärt werden. Zu seinen besten Leistungen gehören: „Das Salz der Ehe", „Schwarzer Peter", „Englisch", „Tantchen Unver-

zagt", „Eine freudige Ueberraſchung", „Ein geadelter Kaufmann" und „Nur ein Band". Er iſt nicht eben wähleriſch im Stoff und nicht durchweg geſchmackvoll in der Ausarbeitung geweſen. Im Gegentheil, es geht meiſt ein derber, ſich dem Gewöhnlichen zuneigender Zug durch alle ſeine Arbeiten, die man ſämmtlich mehr oder weniger aus dem Groben gehauen und wie „Eine kleine Erzählung ohne Namen" oder „Sperling und Sperber", oder „Der Sündenbock" nicht frei von ſittlicher Schlüpfrigkeit erklären kann. Er wollte um jeden Preis Erfolg und es kam ihn dabei nicht beſonders darauf an, durch welche Mittel derſelbe erzielt wurde. In dieſer Hinſicht ähnelt er Karl Töpfer, indeß er bedeutend hinter Roderich Benedix zurückſteht, der wohl einmal platt, aber nie eigentlich gemein werden konnte.

Wie Görner ſchrieb, ſo ſpielte er. Seine Darſtellungskunſt neigte der realiſtiſchen Richtung zu und zeichnete ſich durch Einfachheit und Naturwahrheit aus. Große tragiſche Aufgaben wie Wallenſtein, Franz Moor, Mephiſtopheles und Alba waren ſeine Sache nicht eigentlich, dagegen glückten ihm Siegel im „Vetter", Oberſt Berg in den „Journaliſten" und ähnliche bürgerliche oder ſoldatiſche Rollen vortrefflich.

Ich habe ihn in ſeinen jungen und alten Tagen viel und wechſelnd auf den Brettern beſchäftigt geſehen. Schärfe des Ausdrucks und rhetoriſches Pathos ſtanden ihm nicht zu Gebot, wohl aber eine Fülle von kleinen, dem Leben abgelauſchten Zügen, die er oft ſehr effektvoll zu verwerthen wußte. Nicht durch mächtige Geſtaltungskraft und zündende Erfindungsgabe, ſondern durch geſunde Grundlage und geſchickte Ausnutzung erworbener Menſchenkenntniß gewann er die Theilnahme ſeiner Zuſchauer.

Im Leben habe ich ihn unausgeſetzt angeregt, immer unternehmungsluſtig und arbeitſam gefunden, was eine außerordentliche Spannkraft ſeines Weſens bewies, umſomehr, als er ſich eigentlich nie in geregelten Verhältniſſen, ſondern immer in Geldverlegenheit und im Wirrwarr mit Frauen befand. Er war in erſter Ehe mit einer Sängerin Tomaſelli verheirathet, in zweiter mit der Schauſpielerin Ida von Buch. Wenn er häusliches Glück kaum wohl oder erſt ſpät genoß, mag er ſelbſt wohl die meiſte Schuld daran getragen haben. Er verſtand nicht immer ſich ſelbſt zu beherrſchen und ſeine Ausgaben mit ſeinen Einnahmen in Einklang zu bringen.

Dazu ließ er ſich niemals Zeit. Er war einer von jenen Menſchen, die ihr ganzes Leben im geſchäftlichen Taumel verbringen und nie zur Einkehr in ſich ſelber kommen. Er ſchrieb, er wirkte als Darſteller, als Direktor oder Regiſſeur, und daneben wollte er ſein Daſein genießen. Das Alles zuſammen gab ſeiner Exiſtenz etwas Athemloſes, Gehetztes und Tumultuariſches, was ihn indeß nicht hinderte, daß er im perſönlichen Verkehr liebenswürdig und einnehmend erſchien. Ich wenigſtens habe manche gute Stunde mit ihm verbracht und bin nie im Geſpräch mit ihm geweſen, ohne Nutzen daraus zu ziehen. Das Theater gab natürlich den Hauptſtoff unſerer Unterhaltung ab und hierin beſaß er eine Fülle von Beobachtungen und Erinnerungen, die von ihm nicht aufgezeichnet zu finden, ſtets zu bedauern bleiben wird. Am 29. Januar 1806 in Berlin geboren, wo ſein Vater Beamteter im Finanzminiſterium war, hat er dieſen im Umgang mit Iffland, Unzelmann und Ludwig Devrient geſehen und noch deutliche Eindrücke von dieſen Künſtlern bewahrt. Der letztere genale Meiſter hat ihm auch die erſten theatraliſchen Anleitungen gegeben und es war in hohem Grade anziehend, ihn davon erzählen zu hören.

Am 15. April 1884.

Was ich den Deutſchen glaube unausgeſetzt vorhalten zu müſſen: den Mangel an Volksbewußtſein und Vaterlandsliebe, den geißelt, wie man nicht vergeſſen ſollte, ſchon Herder in ſeinem Buche: „Briefe zur Beförderung der Humanität", wo es in der „Vierten Sammlung" unter Anderem heißt: „Aus Wahn von der ausländiſchen Klugheit fließt die deutſche Niederträchtigkeit; oder iſt ſie ſchon in uns, ſo wird ſie gräulich vermehrt und verhärtet". Dann ferner: „Die Ausländer halten's für den ärgſten Spott, uns etwas nachzuthun, das hernach an ihnen unſer hieße. Viel weniger werden ſie es mit Prahlerei thun und uns dabei herausſtreichen. Nehmen ſie etwas von uns an, ſo thun ſie es verſtohlen, ſchämen ſich der Annehmung und Nachahmung und leugnen, daß es unſer ſei, mit Zorn und Gift. Und der Deutſchen Ehre ſoll die Affenkunſt der Nachahmung ſein und bleiben?"

Faſt ſcheint es ſo, denn noch immer iſt die „Affenkunſt der Nachahmung" und die „Prahlerei" damit bei uns nach wie vor zu Hauſe. Das Empfindlichſte und Verwerflichſte dabei iſt, daß

man mit dieſer Ausländerei geradezu prunkt und ſich darauf etwas zu Gute thut, daß man meint, damit ſich gewiſſermaßen über alles Deutſche vornehm hinweg zu erheben.

Dieſe Ueberhebung des Ausländiſchen, nur, weil es ausländiſch iſt, empört mich bis in die innerſte Seele hinein. Ich bin der Letzte, einen kindiſchen Nationalſtolz zu predigen und auf andere Völker geringſchätzig herabzublicken. Ich laſſe ihnen gern alle Verdienſte, die ſie haben, aber ich will auch die unſern von uns ſelbſt erkannt und ſo gewürdigt wiſſen, daß wir uns nicht immer wie Schulknaben den andern gegenüber zu fühlen brauchen. Mit der Einimpfung eines ſolchen Schulbubengefühls andern Nationen gegenüber, nimmt man den Deutſchen alles Selbſtbewußtſein und jeden berechtigten Ehrgeiz. Die Franzoſen, die Engländer und andere Völker beſitzen ihre Vorzüge; gut! Aber es ſind nationale Vorzüge und was ſie dieſen Nationen nützen, ſchaden ſie der unſern vielleicht, weil ſie uns in unſerer Eigenart antaſten und beeinträchtigen. Unſere Eigenart jedoch ſoll uns vor allen Dingen gewahrt bleiben, damit wir unter andern National-Charakteren auch als ein National-Charakter in ebenſo entſchiedener Ausprägung daſtehen. Nur mit einem ſolchen vermögen wir uns Anſehn und Geltung zu verſchaffen und zu bewahren. Darum eifere ich und ſuche dieſen Eifer zu vertreten. Mit nur zu großer Berechtigung läßt Herder in ſeinem oben erwähnten Werke von Realis de Vienna ſagen: „Er zeigte, daß die Nachahmung, zumal der Franzoſen, den Deutſchen ſchädlich und verderblich ſei; durch ſie verſaure und verroſte der Verſtand, man verſuche nichts und verzage an eigenen Kräften. Mit Nachahmung ſeien die Welſch-Franzöſiſchen Laſter zu uns gekommen. Wir hätten das Nachahmen nicht nöthig; ja man müßte den Deutſchen auch in nützlichen Dingen die Aefferei nicht zulaſſen, weil keine Grenze beſtimmt werden könne, was? wie viel? wie weit? nachzuäffen ſei. Der Deutſche ſei beim Nachahmen ungeſchickt."

Paßt das nicht noch heute?

Am 16. April 1884.

Die Dramatiker der alten Schule wollten die Zuſchauer beſſern, erheben und läutern; die unſerer Zeit haben kein anderes Beſtreben, als ſie aufreizend und kitzelnd zu unterhalten.

Am 18. April 1884.

Ich las neulich in einem Geſchichtswerke, daß in Zuſtänden, in denen man politiſchen Umwälzungen zuſteuere, alle Welt Theater zu ſpielen pflege. Alle Welt ſpielt heut zu Tage Theater — die Fürſtenhöfe ſogut wie die Handwerker-Innungen. Sollte darin eine Bedeutung liegen?

Am 27. April 1884.

Am 21. April iſt zu Meran Anton Aſcher geſtorben, der ſeiner Zeit ein außerordentlich witziger und mit großer Redegewandtheit ausgeſtatteter Schauſpieler war. Ich kenne ihn noch von Berlin her, als er eben anfing, ſich dort am Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theater einen Namen zu machen. Er beſaß von Hauſe aus wenig Zeug zum Schauſpieler: er war weder hübſch noch vortheilhaft gewachſen; Figur und Geſicht trugen den jüdiſchen Typus; dabei hatte er eine bleiern klingende Stimme mit näſelndem Tone. Er wurde auch lange genug, wie er mir ſelber erzählt hat, in Liebhaberrollen ausgelacht. Endlich aber ſiegten ſein Fleiß, mit dem er ſich bühnengewandt zu machen wußte, ſein Witz und ſeine Suada. Er ſprach ſo zu ſagen: das Blaue vom Himmel herunter. Nichts konnte ihn in Verlegenheit ſetzen oder aus dem Texte, d. h. ſeinem Texte bringen. Er lernte ſeine Rollen bis auf's Und, liebte es aber, bei jedem ſich darbietenden Anlaſſe aus dem Stegreife zu ſpielen. Jedes verſäumte Stichwort, jede eintretende Pauſe wurde von ihm dazu benutzt. Dieſe und manche andere glückliche Eigenſchaft kamen aber natürlich erſt zum Vorſchein, als er von den ernſten Liebhabern zu den Luſtſpiel- und Poſſenfiguren übertrat, die einen geſchloſſenen Vortrag nicht ganz unbedingt zum Geſetze machten. Sein Talent war ein Schwadronirtalent, in dem ſich ſein Witz ausgab. Aber nicht nur in Worten ausgab, ſondern auch in Mienen, Blick und Bewegung. Er mimte und geſtikulirte witzig. Das machte ihn anziehend und wirkſam.

Auf einer Reiſe kam er einmal durch eine kleine Stadt, in der eine wandernde Geſellſchaft Vorſtellungen gab. Abends ging er natürlich in's Theater und im erſten Zwiſchenakt auf die Bühne, wo er den Direktor in Verzweiflung fand, weil ihm ein Mitglied heimlich entwichen und dadurch eine einaktige Poſſe am Schluße unmöglich geworden war. „Da kann ich aushelfen," ſagte Aſcher. „Kündigen Sie den Durchgebrannten als unpäßlich und zum Erſatz

für die Poſſe „Romeo auf dem Bureau“ an.“ — „Dies Stückchen ſteht bei uns nicht,“ meinte kleinlaut der Direktor, „ja, ich bin in dieſem Augenblicke nicht einmal im Beſitze von Buch und Rollen.“ — „Das thut nichts,“ entgegnete Aſcher. „Ich hole das Alles ſogleich aus dem Gaſthauſe und Sie beſetzen die Rollen, ſo gut Sie eben können. Es gilt zunächſt nur die Einleitungsauftritte, bei denen ich nicht auf der Bühne bin, nach dem Souffleur zu ſprechen; ſobald ich in Szene getreten, haben die Mitſpielenden nur ihre Reden zu beginnen, das Uebrige ſage ich: „Laſſen Sie den Szenerie-Inſpektor nur für das Auftreten der verſchiedenen Perſonen ſorgen; die Sorge für den Text und ſein Verſtändniß übernehme ich.“

Geſagt, gethan. Das Schwänkchen wurde gegeben und errang einen vollen Lacherfolg. Aſcher, der darin den Valentin Willert, einen angehenden Schauſpieler und unermüdlichen Schwätzer mit ſieghafteſter Zungenfertigkeit darzuſtellen hatte, ſprach und ſpielte es ganz allein. Sowie einer der Mitdarſteller nur den Mund aufthat, fiel er ihm mit den ſtehenden Redensarten: „Ich weiß ſchon, was Sie ſagen wollen“, oder: „Das kenne ich beſſer“, in's Wort, indem er dann unter irgend einem beliebigen und wahrſcheinlichen Vorwande das übernahm, was jener vorzutragen hatte.

Er beſaß eben eine unverwüſtliche Geiſtesgegenwart und eine kaum glaubliche Sprachgewandtheit. Was auch auf der Bühne geſchehen mochte, er verſtand mit Laune und Witz darüber hinweg zu kommen. Er wäre der rechte Schauſpieler der Stegreifkomödie geweſen. Er bedurfte nur des Stoffs, den Dialog würde er geliefert haben und zwar ſtets mit guten Einfällen und Gedanken verſehen, denn man hat ihn nicht mit Unrecht den ſchauſpieleriſchen Kladderadatſch genannt.

Ehe er durch Leitung des Karltheaters in Wien (1866—1872) zum reichen Manne wurde, war er unvermögend und von Gläubigern verfolgt. In Berlin ließ er ſich wochenlang in ſeiner Wohnung nicht ſehen, lediglich um deren Nachſtellungen zu entgehen. In dieſer Noth ward ihm von ſeinem Direktor eine Vorſtellung mit Antheil an der Einnahme bewilligt. Dieſe Vorſtellung ſetzte er aus folgenden Stücken zuſammen: „Reich an Liebe, oder: Wer leiht mir fünf Gulden?“, „Unbezahlte Wechſel“ und „Nach Sonnenuntergang, oder: Wie bezahlt man ſeine Schulden?“

Berlin verſtand dieſen Theaterzettel und kam in Maſſen.

Als er einmal in einer Poſſe ſeine Mitſpieler durch allerlei Einſchiebſel verdutzt und ſtumm gemacht, rief er im Abgehen verſchmitzt lächelnd dem Publikum zu: „Da ſehen Sie einmal, wie ich die eingeaſchert habe!“

Anton Aſcher war, wie aus allem Dieſen hervorgeht, kein Schauſpieler der gewöhnlichen Art, aber auch kein Schauſpieler, der für die Kunſt von Nutzen oder Vortheil war. Sein Spiel erwies ſich gewiſſermaßen auflöſend und zerſetzend für die Schauſpielkunſt, weil der ihm innewohnende Witz ihr alle Nähte und Knopflöcher zerplatzte. Sie verlor Form und Geſtalt und wurde in ihrem Inhalt ganz nur Spiel des Witzes. Der Witz war ſein Element, das zeigte ſieghaft das Feſtmahl, das man 1871 Bauernfeld in Wien zu Ehren ſeines ſiebenzigſten Geburtstages gab. Auersperg, Dingelſtedt, Laube und viele Andere ſprachen, aber niemand that es mit ſo viel Glück und durchſchlagender Wirkung wie Aſcher. Alle bemühten ſich durch Humor und heitere Gedanken im liberalen Sinne zu zünden. Dingelſtedt ließ dabei ſogar ſein kosmopolitiſches Nachtwächternaturell wieder zum Vorſchein kommen, das er ſeit lange an den Nagel gehangen; Auersperg griff auf den politiſchen Ton ſeiner Wiener Spaziergänge zurück und Laube auf ſein Peitſchengeknall aus der Zeit des Jungen Deutſchland. Aber was half das Alles? Aſcher allein ſchoß ſo zu ſagen den Vogel ab. Die Andern wollten bedeutend und gewichtig erſcheinen; Aſcher nur eben wie er war, als Ausbund von Witz und Laune. Das verſchaffte ihm den Löwenantheil am Erfolge aller Trinkſprüche.

Als Aſcher reich geworden, zog er ſich von der Bühne zurück und widmete ſich der Erziehung ſeiner Kinder. Ein Sohn ſtudierte in Hohenheim bei Stuttgart Forſt- und Landwirthſchaft und das veranlaßte den Vater einen längeren Aufenthalt bei uns zu nehmen. Bei dieſer Gelegenheit ſah und ſprach ich ihn noch mehrfach und fand ihn geiſtig angeregt und friſch wie in ſeinen jungen Tagen. Auch damals noch ſprudelte ſein Mund eine Fülle von Gloſſen und Scherzen aus, die wohl verdient hätten aufgezeichnet zu werden. Ueberhaupt iſt und bleibt es zu bedauern, daß ſich niemand gefunden, der eine Sammlung von Aſcher-Anekdoten zuſammengeſtellt hat. Sie würde ein luſtiges und für

die Kenntniß ſeiner Zeit nicht ganz unwichtiges Buch ergeben können.

Am 23. Juni 1884.

Noch immer ſind die Schauſpieler, wie Goethe in ſeinem „Wilhelm Meiſter“ ſie ſchildert: „Wie völlig dieſe Menſchen mit ſich ſelbſt unbekannt ſind, wie ſie ihr Geſchäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Grenzen ſind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erſte, ſondern auch der einzige ſein, jeder möchte gerne alle übrigen ausſchließen, und ſieht nicht, daß er kaum mit ihnen zuſammen etwas leiſtet; jeder dünkt ſich wunderoriginal zu ſein, und iſt unfähig, ſich in etwas zu finden, was außer dem Schlendrian iſt; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken ſie gegen einander! und nur die kleinlichſte Eigenliebe, der beſchränkteſte Eigennutz macht, daß ſie ſich mit einander verbinden. Vom wechſelſeitigen Betragen iſt gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und ſchändliche Reden unterhalten; wer nicht lüderlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anſpruch auf die unbedingteſte Achtung, jeder iſt empfindlich gegen den mindeſten Tadel. Das hat er ſelbſt alles ſchon beſſer gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und immer ohne Zutrauen, ſcheint es, als wenn ſie ſich vor nichts ſo ſehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geſchmack, und nichts ſo ſehr zu erhalten ſuchten, als das Majeſtätsrecht ihrer perſönlichen Willkür.“

Allerdings lacht Jarno Wilhelm Meiſter über dieſe „Litanei“ aus und meint, daß ſo nicht das Theater, ſondern die Welt beſchrieben ſei.

Und in der That iſt die Welt wie die Schauſpieler, nur daß die Schauſpieler es ohne Schauſpielerei, offener, unverdeckter, geſteigerter ſind, weil ſie gewohnt ſind, ſtark und ſichtlich aufzutragen. Dadurch iſt der Verkehr mit ihnen aber auf die Dauer auch von verödender Wirkung auf die Seele und das Gemüth. Die Gräfin Ahlefeldt erzählte mir, daß Immermann gegen ſie eine ähnliche Aeußerung gethan und ich finde ſie nur zu ſehr beſtätigt. Die Theatermenſchen ſind jedenfalls ein kurioſes Volk, von denen jeder Einzelne einzig ſich und ſeine Sache im Auge hat. Jeder hält ſich für den wichtigſten Theil des Ganzen und das Ganze

überhaupt blos soweit von Bedeutung, als es sich auf ihn bezieht. Diese Leute zu einer künstlerischen Wirkung einheitlich unter einen Hut zu bringen, bedarf es oft verzweifelter Mittel, entweder eiserner Strenge oder schmeichelnder Ueberredung. Ich habe mehr die letztere angewendet, weil ich fand, daß eiserne Strenge sie wohl zur Erfüllung ihrer Pflicht, aber doch verstimmt und unwillig, zwang; während schmeichelnde Ueberredung sie bewog, ihr wohlgelaunt und gleichsam mit beschwingtem Geiste zu genügen. Im Grunde sind sie alle wie kranke und verhätschelte Kinder und man thut gut, sie auch als solche zu behandeln. Was sie heut mit Leidenschaft und Ungestüm verlangen oder worüber sie heut aus der Haut fahren wollen, das ist ihnen morgen ganz gleichgültig oder völlig genehm. Sie taumeln von einem Gegensatz zum andern, weil sie immer erregt und gleichsam ein Spielball erhitzter Vorstellungen und Gelüste sind. Sie glühen im hellen Strohfeuer, von dem meistens nichts als Asche bleibt. Echte und wahre Begeisterung besitzen wenige. Die meisten bersten vor Eitelkeit und Ehrsucht, neuerdings auch vor Gier nach Geld. Bogumil Dawison war der Erste, der seine Einnahmen als Reklame in die Zeitungen bringen ließ und das Geschäft zum Gradmesser des Ruhmes machte. Der Geldsack mit dem Lorbeerkranz und noch lieber mit Orden beſpickt, — das dürfte gegenwärtig das bezeichnendste Siegelwappen der Schauspieler sein, denn Geld und Orden sind so ziemlich die einzigen Zielpunkte, die sie im Auge haben. Sie wollen gut leben und prunken, im Uebrigen ist ihre Kunst ihnen — Hekuba; Hekuba, um die sie jauchzen und weinen, für die sie aber sonst wenig empfinden. Von der Begeisterung und Hingabe der früheren Meister ihrer Kunst ist ihnen wenig geblieben. Sie sind kluge Geschäftsleute geworden, die in Theater machen.

Das Macherthum ist obenauf und Mache das Schlagwort unserer Zeit. Man ist gemacht oder man wird gemacht und dieses Jobberthum in der Kunst das allen Idealismus mehr und mehr aus den Kreisen der Schauspielerzunft verdrängt, macht mich, zusammengenommen mit dem, was Goethe sehr richtig darüber sagt und meine eigene Erfahrung mich gelehrt hat, dem ganzen Stande zuweilen so abgeneigt, daß ich mit einer Art verlangender Sehnsucht mit Personen anderer Kunstzweige Verkehr und Umgang anstrebe und suche. Besonders angenehm und ersprießlich sind mir Gespräche

mit Künſtlern, die ungefähr gleichen Alters mit mir ſind und die Anſchauungen jüngſt vergangener Tage theilen, ſo z. B. mit dem Bildhauer Adolf Donndorf und den Malern von Bohn und von Ruſtige. Mit Vergnügen erinnere ich mich auch der Begegnungen, die ich in den Stuttgarter Schloßanlagen mit dem greiſen Düſſeldorfer Landſchafter Heinrich Funk gehabt habe. Das war ein liebenswürdiger alter Herr und Künſtler, der, in der Düſſeldorfer Akademie gebildet, zuletzt eine Lehrerſtelle an der Stuttgarter Kunſtſchule bekleidete. Er ſtammte aus Herford in Weſtfalen und trug ganz das Gepräge dieſes kernigen und kräftigen Volksſtammes an ſich. Selbſt im hohen Alter hielt er ſich noch ſtraff aufgerichtet und nahm es im rüſtigen Dahinſchreiten und Wandern mit viel jüngeren Leuten auf. Feſt und ſtark gebaut, überraſchte die weiche Stimme und die gefällige Art ſeiner Bewegung, noch mehr aber die wahrhaft feine und edle Geſinnung, die ſich in ſeinen Geſprächen zu Tage zu legen pflegte. Er gehörte jener älteren Kunſtrichtung an, die in alle ihre Gemälde etwas von einem ſentimentalen Zuge anzubringen liebte. Funk malte gerne ſtille, einſame Weiher oder Waldplätze, enge Thalgründe mit melancholiſchen Bäumen und Wäſſerchen oder eine abgelegene Hütte in öder Haidegegend. Alles, was er ſchuf, war ſorgſam gewählt und ſchlicht und natürlich, beſonders ſcharf und gewiſſenhaft in der Zeichnung ausgeführt. Er war kein Liebhaber von ausſpinniſirten Lichteffekten oder Koloritkunſtſtücken. Sonne und Mond trieben keinerlei Hokuspokus bei ihm und keine Farbe ſtand auf dem Kopfe und ſtrampelte mit den Beinen zum Himmel. Alles war geſetzt und ruhig ausgetragen in ſeinen Bildern. Sie erſchienen künſtleriſch ehrbar und doch nicht philiſterhaft. Jener empfindſame Zug, den die düſſeldorfer Richtung ihren Jüngern eingeimpft, behütete ſie davor. Sie ſprachen ſinnig an und nahmen freundlich für ſich ein. Wie aber ſeine Leiſtungen, ſo war der Mann: man fühlte ſich von ihm angezogen und verkehrte gern mit ihm. Er zeigte ſich immer wohlwollend und bedacht, im Urtheil anerkennend für alle Strebenden und nie ſich ſelbſt beſpiegelnd oder in den Vordergrund drängend. Nie ſprach er von ſich ſelbſt, ſelten von ſeiner Kunſt. Für die Bühne hatte er ein offenes Auge, für die Literatur einen friſchen Geiſt; aus dem täglichen Leben ſchöpfte er nur das Gute, Beglückende, aus der ihn umgebenden Natur aber eine Fülle von Genuß. Sein Umgang iſt

mir, so oft er mir ward, eine Erquickung gewesen, zu der ich mich gern aus dem Drängen und Treiben meiner aufgeregten Theaterleute flüchtete. Ich habe ihn schwer vermißt, als er starb. Er besaß das echte Künstlergemüth: „still und bewegt."

Am 24. Juni 1884.

Nachdem Franz Grillparzer durch Laube's Aufgreifen seiner Stücke im Wiener Burgtheater unverdienter Vergessenheit entrissen worden war, hatte sich für ihn ein Kultus gebildet, der ihn nahezu zum Heiligen machte. Nach der Ausgabe seiner „Sämmtlichen Werke" (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung, 10 Bände) durch Heinrich Laube und Joseph Weilen, erreichte derselbe seinen Höhepunkt. Allein, da man veranlaßt durch diese Ausgabe, nun anfing, seinem Leben und Wirken wie bei Goethe, Schiller, Heinrich von Kleist, bis in die geheimsten Triebfäden nachzuspüren, stieß man bei ihm auf Charakterzüge, Umstände und Vorgänge, welche eine Herabminderung der Verehrung zur Folge hatten. Jetzt ist es bereits so weit, daß man Noth hat, sein Andenken noch unbefleckt und rein zu erhalten. Oberstlieutenant von Treskow, ein Stadt-Original Berlin's aus meiner Jugendzeit, hatte wohl Recht, wenn er sagte: „Es trägt Jeder seinen Hundsfott in der Hosentasche."

Am 8. Juli 1884.

Ein Freund, der aus Nizza auf einen kurzen Besuch nach Stuttgart gekommen ist, brachte mir ein paar Nummern von den Pariser Blättern: „L'Anti-Prussien" und L'Anti-Berlin" mit. Diese literarischen Hitzblasen eines hirnverbrannten National-Hasses kommen mir geradezu läppisch und eines großen Volkes durchaus unwürdig vor. Man wüthet darum gegen das Trinken von deutschem Bier, gegen deutsche Wirthshauskellner und macht es französischen Industriellen zum Verbrechen, daß sie Flaschen für ihre Geschäfte von deutschen Fabriken beziehen.

Sind das nicht bloße Erbärmlichkeiten und Kindereien? Da lasse ich mir unsere Kriegslieder von 1813 und 1870 gefallen. In den Versen von Arndt, Follen, Schenkendorf, Theodor Körner und Anderen liegt der heiße Athem einer mächtigen Leidenschaft und eines gewaltigen Volkszornes. Der Rachegesang Kleist's: „Germania an ihre Kinder" ist geradezu beseelt von der Wuth der Berserker.

Er predigt Brand und Todtſchlag und will von keinem Erbarmen und Mitleid mehr wiſſen. Es iſt eine Kolben-Lyrik von zerſchmetternder Wuchtigkeit, vor der man ſich entſetzen kann, die jedoch eine Größe der Geſinnung beſitzt, gegen die die Nörgeleien der heutigen Franzoſen doppelt abgeſchmackt und knabenhaft erſcheinen müſſen.

Am 17. Juli 1884.

Ich muß immer wieder darauf zurückkommen, daß es mir geradezu unfaßbar iſt: die deutſche Preſſe im Allgemeinen den Beleidigungen gegenüber, die man in Paris deutſchen Namen, deutſcher Ehre und deutſchem Weſen unausgeſetzt anzuthun nicht müde wird, ſo unberührt und gleichgültig zu ſehen. Und nicht nur gleichgültig und unberührt, nein, in demſelben Augenblicke, in dem man in der Seineſtadt die deutſche Fahne von dem Giebel eines Gaſthauſes herabſtürzt, in Fetzen reißt und mit Füßen tritt, in demſelben Augenblicke, in dem man dort zur Bildſäule der Elſaß einen Feſtzug unternimmt und Deutſchland den Untergang ſchwört, in demſelben Augenblicke jauchzt man hier in Stuttgart im Berger Sommertheater franzöſiſchen, leichtfertigen Sittenkomödien begeiſterten Beifall zu und greift mich in der Preſſe an, weil ich dieſe Stücke ſpielen zu laſſen mich nicht anſchicken will.

Noch immer fehlt es dem guten Deutſchen und namentlich in der Zeitungswelt an nationalem Ehrgefühl. Es iſt dies ohne Zweifel eine Folge der langen nationalen Zerſplitterung. Der Württemberger, der Bayer, der Heſſe u. ſ. w. u. ſ. w. fühlt ſich noch immer nicht getroffen, wenn man den Deutſchen beſchimpft.

Ich könnte bitterlich weinen, daß es nicht geſchieht.

Am 23. Juli 1884.

Es iſt eine etwas ſonderbare Wahrnehmung, die man in Deutſchland in der Beobachtung des Theaters machen kann und welche darin beſteht, daß man diejenigen, die ihm lange mit treuer Hingabe und wärmſtem Eifer im höheren und nationalen Sinne gedient, am Ende mit Mißmuth und Verdruß, wenn nicht gar mit Ekel ſich davon abwenden ſieht. Wir beſitzen ein eigenes deutſches Theater eigentlich erſt ſeit Leſſing, der durch ſeine „Hamburger Dramaturgie“ und ſeine Stücke den Grund dazu gelegt und ihm die Wege geebnet hat. Er that es mit einer wunderbaren Ausdauer

und Schöpferkraft viele Jahre hindurch, um schließlich ihm verstimmt und widerwillig den Rücken zu kehren. Nachdem er sich selber bitter verspottet hatte: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen", schrieb er später: „Daß ich etwas wieder für das Theater machen sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und zwar mit weniger Mühe hundert andere Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammen gerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich für Nichts und wieder für Nichts sechs Wochen auf die Folter spannen? Jeder Künstler setzt seine Preise, jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich, warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth sind, so sagt mir lieber gar nichts mehr davon, denn sie sind dann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen, und wenn sie auch in diesem Stück auf immer einzig und allein von meiner Feder abhängen sollte. Für meine Ehre aber ist es mir genug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also Geld für die Fische — oder belästigt euch noch lange mit Operetten."

Als er vergeblich in Wien gewesen, meldete er seinem Bruder: „So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen, daß auch diese Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutsche Theater mir fatal ist, daß ich mich nie mit ihm, sei es auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben."

Mit diesem tiefen Mißmuthe schied Lessing von dem deutschen Theater, das er begründet und welches ihm allen Fleiß und alle Mühe mit dem schnödesten Undanke lohnte. Seine letzte dramatische Schöpfung, seinen unsterblichen „Nathan", gab er bekanntlich als Lesebuch heraus, das zuerst an Abnehmer vergeben ward, die sich im Voraus unterzeichnen mußten.

Goethe ging es nicht besser. Er äußerte: „Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu

bilden. Ja, ich hatte den Wahn, als könne ich ſelber dazu beitragen, und als könne ich zu einem ſolchen Bau einige Grundſteine legen. Ich ſchrieb meine „Iphigenie“ und meinen „Taſſo“ und dachte in kindiſcher Hoffnung, ſo würde es gehen. Allein es regte ſich nicht und rührte ſich nicht und blieb alles wie zuvor. Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, ſo würde ich ein ganzes Dutzend Stücke wie die „Iphigenie“ und den „Taſſo“ geſchrieben haben. An Stoff war kein Mangel. Allein es fehlten die Schauſpieler, um dergleichen mit Geiſt und Leben darzuſtellen und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen.“

Wir gewahren in dieſer Auslaſſung ganz denſelben Unmuth wie bei Leſſing. Auch Goethe büßte alle Luſt an der dramatiſchen Schöpfung und dem Theater ſo ſehr ein, daß er, wie man weiß, in den letzten Jahren ſeines Lebens nicht mehr zum Beſuch einer Vorſtellung zu bewegen war.

Was nun Schiller betrifft, ſo meint deſſen Lebensſchilderer Emil Palleske: „Es gehörte der heroiſche Muth Schiller's dazu, um bei einem ſo miſerablen Repertoire, bei ſo armſeligen Verhältniſſen nicht an dem bretternen Gerüſte zu verzweifeln.“ Auf einen Brief Goethe's aus Leipzig antwortet Schiller: „Die Beſchreibung, die Sie von dem dortigen Theater geben, zeigt eine Stadt an und ein Publikum, das wenigſtens auch keinen Anſpruch auf Kunſt und Kunſtrichterei macht und blos amüſirt und gerührt ſein will. Es iſt aber traurig, daß die dramatiſche Kunſt in ſo ſchlechten Umſtänden ſich befindet.“

Ein Jahr darauf (1801) zeigt er ſeinem edlen Freunde an: „Ich will mit dem Schauſpielervolk nichts mehr zu ſchaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit iſt nichts auszurichten, es giebt nur ein einziges Verhältniß zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe.“

Was ihn der Bühne zugethan erhielt, war ſein dramatiſcher Trieb und der große Erfolg ſeiner Stücke. Das deutſche Theater ſelbſt that wenig genug, ihn bei der Stange zu halten. Schon Dalberg hatte er geſagt: „Ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat, als meine Stücke durch das Theater.“ Und er ſelbſt, was gewann er? Wenig Lohn und manchen Verdruß. Wenn er älter geworden

wäre und noch die Gegnerschaft erlebt hätte, welche sich bald darnach gegen seine Dramen erhob und zuletzt in der wahnsinnigen Erklärung gipfelte: daß Schiller durch „sein hohles Pathos und seine tragische Ueberspanntheit" unser Schauspiel zu Grunde gerichtet, so ist wohl anzunehmen, daß er Lessing's und Goethe's Beispiel gefolgt und der Bretterwelt abwendig geworden wäre.

Karl Immermann strengte sich vergeblich an ein Musstertheater in Düsseldorf zu schaffen und zu erhalten. In einem Briefe an Eduard Devrient vom 16. November 1837 schüttet er sein Herz folgendermaßen aus: „Der eigentliche Sitz des Uebels sind die Leitungen. Die Schauspieler sind wohl noch herum zu kriegen, wenn Jemand vom Fach ihnen etwas sagt, und dieser ihnen mit dem Beispiele der Anstrengung und Selbstverleugnung vorangeht; das Publikum hungert eigentlich nach einem guten Theater, aber die respektiven Direktionen und Intendanzen sind nirgends einen Schuß Pulver werth. . . . . Keine Kunstvereine und Kunstausstellungen, keine Musikfeste, nicht Eisenbahnen und sonstige Gemeinnützigkeiten vermögen das tiefsinnige Gedankenschauspiel einer großen poetischen Bühne und ihre wohlthätig-adstringirenden Wirkungen zu ersetzen. Wie nahe liegt nun das Bessere, wie leicht wäre es zu ergreifen, wenn man sich zu einem edlen Entschlusse zu erheben vermöchte. Aber man denkt und fühlt leider gemein, und deshalb ist man mit sehenden Augen blind."

Mit dieser Verurtheilung der deutschen Theaterzustände auf den Lippen, starb Immermann im besten Mannesalter, ohne irgendwo in den maßgebenden Kreisen für seine Ideen und Bestrebungen eine Beachtung gefunden zu haben.

Karl Gutzkow hat am Dresdener Hoftheater nicht mit größerem Glücke dramaturgisch gewirthschaftet. Als er sah, daß das „Schauen eine Krankheit des Publikums" und „die Bühne die erobernde Provinz der Industrie" geworden, rief er in der Nummer 28 seiner „Unterhaltungen am häuslichen Herde" traurig aus: „Die Hand zurück vom Thespiskarren! Es ist ihm, wie er jetzt dahin rollt, kaum noch zu helfen."

Ich könnte der Beispiele noch mehr anführen; aber die gegebenen genügen wohl, um zu der Frage zu veranlassen: was ist der Grund aller dieser Zorn- und Mißmuths-Ausbrüche und des Ungedeihens der deutschen Bretter?

Meiner Anſicht nach liegt er zunächſt darin, daß der Staat deren Wichtigkeit nicht anerkennt und bis jetzt beinahe noch nirgends zu der Einſicht gekommen iſt, welches Mittel er in ihnen beſitzt, auf das Volk zu wirken. Unſere großen Geiſter haben es ihm oft genug geſagt und am Eindringlichſten und Ueberzeugendſten Schiller in ſeinen kleinen Abhandlungen: „Ueber das gegenwärtige deutſche Theater“ und „Die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet“. Aber es hat nichts gefruchtet. Die Staatsmänner und Reichstage haben es noch immer unter ihrer Würde finden wollen, ſich ernſthaft und nachdrücklich mit dem Theater zu beſchäftigen. Das Theater blieb ihnen die bloße Vergnügungsanſtalt, die unter die Schaubuden, Kunſtſtückmacher und Tingeltangelplätze eingereihet iſt. Daß es weſentlich zur Bildung und Erziehung des Volkes beizutragen im Stande und berufen iſt, hat man nicht einräumen wollen.

Aus dieſem Umſtande ſchreibt ſich ſeine Ausſichtsloſigkeit und Selbſtüberlaſſenheit, ſeine Verwilderung und ſein Zigeunerthum her. Es fehlen ihm künſtleriſche Regelung und nationaler Rückhalt. Es iſt der Spielball fürſtlicher Laune und ſpekulativer Ausbeutungsſucht. Jeder Abenteurer oder Wüſtling kann ſein Müthchen daran kühlen. Wer es jedoch mit äſthetiſchen, nationalen und überhaupt höheren Grundſätzen behandelt, wird nahezu lächerlich. Das ſchädigt ſein Anſehen und würdigt es herab.

Das Theater ſollte Staatsanſtalt ſein, wie Kirchen, Hochſchulen und Kunſtmuſeen. Es ſollte angehalten werden: wahrhaft vaterländiſchen Geiſt und nationalen Sinn mit der Pflege der edelſten und beſten Eigenſchaften der menſchlichen Natur zu verbinden.

Dazu müßte aber eben von Seiten des Staates etwas geſchehen. In Preußen nahm man im Jahre 1849 unter der Regierung Friedrich Wilhelm IV. einen Anlauf dazu, als man im Zuſammenhange der Beſtrebungen für eine Neueinrichtung des geſammten Kunſtweſens auch die Uebertragung der Theaterangelegenheiten auf das Kultusminiſterium in Anregung brachte. Der damalige Vorſtand dieſes Miniſteriums, von Ladenberg, griff dieſe Anregung ſehr lebhaft auf und fand in Franz Kugler, ſeinem vortragenden Rathe, eine begeiſterte und zugleich vielerfahrene Kraft dafür. Allein Ladenberg trat leider bald zurück und ſein Nachfolger, Miniſter von Raumer, konnte für die Fortführung der Sache unglücklicher

Weiſe keinerlei Theilnahme gewinnen. Sie kam erſt wieder zur Sprache bei den Verhandlungen über Konzeſſionsweſen im Norddeutſchen Bunde und im deutſchen Reichstage bei Gelegenheit der Regelung des neuen geſetzlichen Zuſtandes im geeinigten Deutſchland. Erſprießliches gefördert und ausgeführt ward ſo viel wie nichts. Die Abgeordneten hielten ziemlich unbedeutende, von wenig Klarheit und Einſicht Zeugniß ablegende Reden, während die Bundeskommiſſarien ſich völlig in Schweigen hüllten. Als einziges Ergebniß der ganzen Bewegung erſcheint das Buch: „Das deutſche Theater und ſeine Zukunft. Von einem Staatsbeamten“, das in zweiter Auflage 1880 herausgegeben wurde und welches zum Mindeſten einräumt, daß „die eigentlichen Kunſt- und Kulturintereſſen des Theaters in den Inſtitutionen des Staats und der Regierungen bisher keine berufene Vertretung hatten und daß ſie in Zukunft wegen ihrer hervorragenden Bedeutung für die geſammte Volksſitte und Volksbildung mehr als früher von dieſem Standpunkte vom Staate betrachtet werden müſſen.“

Aber auch dieſe Schrift eines „Staatsbeamten“ iſt ebenſo erfolg- und wirkungslos geblieben, wie die „Reformſchriften“ unſerer dramatiſchen Heißſporne und Phantaſten. Noch immer hat der „Racker“ von Staat in Bezug auf Theater weder anregend noch ermunternd eintreten und gewiſſe allgemeine Aufgaben für die Pflege der dramatiſchen Kunſt übernehmen und erkennen wollen, daß das einzig Richtige iſt, das Theater mit ſeiner mächtigen Wirkung auf das geiſtige und ſittliche Leben des Volkes nicht der blos gewerblichen Ausbeutung anheim gegeben ſein zu laſſen.

Noch iſt Alles beim Alten und unſer Theater nach wie vor im Argen. Nicht nur von Seiten des Staates, ſondern auch von Seiten des Publikums und der Preſſe. Die Schauſpieler ſelbſt ſind vollends ſeine Verderber. Sie gieren einzig nach großen Gehalten, Orden und guten Rollen. Ihre Kunſt iſt ihnen „Hekuba“. Ließe man ihnen die Zügel ſchießen, ſo würde unſere ganze deutſche Schaubühne nur ein Abklatſch der franzöſiſchen ſein. Für ſie iſt Leſſing's „Dramaturgie“ ganz vergeblich geſchrieben worden und ihnen ſind mit geringen Ausnahmen unſere klaſſiſchen und nationalen Dramen blos Lückenbüßer. Die Pariſer Senſations- und Sittenſtücke ſind ihr beſonderer Geſchmack. Da finden ſie, was ſie ſuchen: „brillante Affekte“, „Emotionen“, „Konflikte,“ „grandioſe Abgänge

und Aktſchlüſſe" und die Darſtellerinnen noch obenein: „pikante Toiletten." Sie reiſen auch vorzugsweiſe gern nach Paris, um da zu „ſtudieren." „Cyprienne" verurſachte eine wahre Wallfahrt deutſcher Schauſpieler nach der Seineſtadt. Dort lernen ſie „leichten Dialog", „elegantes Spiel", und „noble Tournüre." Deutſche Verſe und markvolle Proſa zu ſprechen, ſich menſchlich edel und vornehm zu benehmen, den Kothurn zu beſchreiten und die Toga zu plaſtiſcher und würdiger Drapirung zu verwenden, haben ſie dagegen ſo ziemlich verlernt. Sie wiſſen: dieſe Dinge gelten an Fürſtenhöfen wie in der großen Maſſe für „Langweilerei", während die franzöſiſche Komödie bei ihnen wie auch in der Preſſe die günſtigſte Aufnahme findet. Alle Theile zuſammen haben von jeher das Ihrige gethan, die deutſche dramatiſche Schöpfung zu bedrängen und zu verwirren. Immer dem Fremden zugeneigt, haben ſie bald dem engliſchen, bald dem franzöſiſchen, bald dem italieniſchen und bald dem ſpaniſchen, bald dem däniſchen, norwegiſchen oder ruſſiſchen Drama auf unſern Brettern gehuldigt. Die Dramatik aller Völker machte ſich darauf breit und zwar ſo ſehr, daß Goethe ein Hoffräulein in ſeinem „Triumpf der Empfindſamkeit" mit Fug und Grund ſagen laſſen konnte: „Auf dem deutſchen Theater geht Alles an." Und wie ſehr das noch heute der Fall, bekundet ſchlagend genug das Wiener Hofburgtheater, das ſich ſo gern die erſte und vornehmſte deutſche Bühne nennen läßt. Kaiſer Joſeph der Zweite, der ſo viel Gutes begann, aber ſo wenig davon durchſetzte, hatte 1777 durch einen Erlaß die deutſchen Geiſter aufgefordert: „Der Nationalbühne Ruhm befördern zu helfen durch brauchbare Originalſtücke." Leſſing, den man ihm für dieſe Förderung beſtens empfohlen, lag ihm dabei im Sinn. Allein die vorhin mitgetheilte Briefſtelle Leſſing's bezeugt hinreichend, daß etwas Stichhaltiges in der Sache nicht geſchah und dieſelbe als bloßes Phantaſiegebilde in der Luft hängen geblieben iſt. Niemals iſt das Wiener Hofburgtheater zum Nationaltheater geworden, ja, es hat ſogar kaum jemals ernſtlich Anlauf genommen, ein ſolches zu werden. Es ging im Gegentheil von Anfang an mit beſonderer Vorliebe dem dramatiſchen Auslande nach und iſt zuletzt dahin gelangt, ſeinen hauptſächlichen Stolz darein zu ſetzen, ſich eine internationale Kunſtſtätte heißen zu können, d. h. eine Kunſtſtätte, auf der alle dramatiſchen Literaturen der Welt zu Hauſe ſind. Schon vor Jahren ſchrieb die Kölniſche

Zeitung in einem Aufsatze: „Zur deutschen Theaterfrage“ unter Anderem:

„Ist nicht das Hofburgtheater in den letzten Dezennien seiner Aufgabe, ein echt deutsches National-Institut zu sein, mehr und mehr untreu geworden? Aufführungen von deutschen Dramen, wenn sie nicht aus der älteren Literatur oder von anerkannten österreichischen Dichtern der heutigen Zeit herrühren, gehören dort zu den größten Seltenheiten. Dafür blüht das neue französische Lustspiel mit seinen schlüpferigen Vorgängen aus der Pariser demi monde in erschreckender Weise. Man erzählt sich, daß in Wien eine wahre Uebersetzungsfabrik für solche Dinge existirt, und daß man selbst Kontrakte mit den dramatischen Faiseurs an der Seine abschließt, um die Arbeiten an der Donau in die erste Hand zu bekommen und das Vaterland damit zu überschwemmen.“

Lessing hat in seinen dramaturgischen Anfängen zwar gemeint: „Die französischen Stücke, welche auf unserem Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor und fremde Sitten, in welchen wir weder die allgemein menschliche Natur noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrängt.“

Er hat sich jedoch sehr geirrt und diesen Irrthum später schmerzlich genug empfunden. In Nichts ist der Deutsche hartnäckiger, als in seiner Liebe und Verehrung alles Ausländischen. Mit dieser hartnäckig andauernden Verehrung und Liebe alles Ausländischen hat er das eigene Drama in seiner naturgemäßen Entwickelung gehemmt und gehindert. Der deutsche Genius kam darin immer nur zeit- und ruckweise, nur in einzelnen vulkanischen Ausbrüchen zum Vorschein, im „Götz von Berlichingen“, in den Jugendtragödien Schiller's, im „Wallenstein“ und „Tell“, in Kleist's „Käthchen von Heilbronn“, „Hermannschlacht“, „Prinz von Homburg“ u. s. w. u. s. w. Stets wurden bis auf die neueste Zeit diese vulkanischen Ausbrüche von dem Gelüst und der Sucht nach Fremdem überwuchert und bei Seite gestoßen, um die deutsche Bühne als dramatische Versuchsstation aller fremden Nationen zu erhalten. Als solche hat sie noch heute den traurigen Ruhm dazustehen und die eigene Dramatik fraglich und unmöglich zu machen. Fürstenhöfe, Publikum und Presse wetteifern, sie darin zu unterstützen. Soll das unsere dramatischen Schriftsteller, unsere Dramaturgen und alle Diejenigen, die im Theater mehr als eine Vergnügungs-

anſtalt, nämlich den geiſtigen und ſittlichen Ausdruck des deutſchen Volkes erkennen wollen, nicht mit Aerger, Zorn und Widerwillen erfüllen? Alle Klagen der im Eingang angeführten Männer klingen verſchieden und gehen in ihrer Urſache ſcheinbar auseinander, treffen im Grunde aber doch in einem und demſelben Punkte zuſammen, nämlich im Schmerze über den Mangel an Nationalgefühl im deutſchen Volke und über die mißachtete Stellung, welche das deutſche Theater im Staatsleben wie in der Geſinnung der deutſchen Fürſten, des deutſchen Publikums, der deutſchen Preſſe und ſeiner eigenen Mitglieder einzunehmen verurtheilt iſt.

Am 27. Juli 1884.

Die Kriege von 1866 und 1870 und 1871 haben mit ihren Waffenthaten eine große Veränderung in Deutſchland hervorgerufen und den Staat Friedrich's des Großen, den Staat der Intelligenz par excellence, thatſächlich und ſo zu ſagen offiziell an die Spitze von Deutſchland geſtellt. Deutſchland und die ganze Welt ſehen jetzt mit andern Augen auf Preußen, als ehedem. Preußen iſt jetzt wirklich Das geworden, was man in ihm ſchon ſeit lange erahnt und erhofft hat: der Kern- und Schwerpunkt eines geeinigten Vaterlandes. Das Vaterland hat darum aber auch gewiſſe Rechte darauf, denn nicht nur der Adel verpflichtet, ſondern auch der Erfolg.

Von dieſem Geſichtspunkte ausgehend, haben die Berliner National-Zeitung und die Kölniſche Zeitung ehedem Aufſätze gebracht, welche darauf hinwieſen, daß es nun an Preußen ſei: für deutſche Kunſt und Literatur etwas Nachdrückliches zu thun, da deutſche Literatur und Kunſt ſeit lange Propaganda für Preußen gemacht und es gleichſam zur Erreichung ſeiner geſchichtlichen Aufgabe und ſtaatlichen Größe ausgerüſtet und angeleitet haben. Malerei und Muſik wetteiferten, ſeinen Helden Volksthümlichkeit zu verſchaffen, und was vollends die Literatur betrifft, ſo muß Jeder, der nur einigermaßen in derſelben bewandert iſt, eingeſtehen, daß uneigennütziger und zugleich enthuſiaſtiſcher nie etwas einem Volke und ſeinem Herrſchergeſchlecht gedient und Vorſchub geleiſtet hat, wie eben ſie. Mit welcher Begeiſterung hat die Poeſie Friedrich den Einzigen beſungen und was iſt die Dichtung für Preußen im großen Befreiungskriege und im letzten Kriege gegen Frankreich geweſen! In Wahrheit, die Lieder jener Zeit ſind Preußen gewiſſer-

maßen jene göttliche Erscheinung geworden, von der das zweite Buch der Maccabäer erzählt, daß sie zu Roß in weißem Kleide und goldenem Harnisch dem Heere der Juden vorausgezogen. Die Kriegslyrik von 1813 und 1870 ist das Wunder des neunzehnten Jahrhunderts oder hat zum Mindesten ein solches mitbewirkt. Jedenfalls haben sich im Ganzen und Großen die deutsche Literatur und Kunst für Preußen ausgesprochen, ohne daß bisher Preußen für die deutsche Literatur und Kunst etwas Besonderes gethan.

Man mag zu seiner Entschuldigung anführen, daß es seither zu viel mit sich selbst und seiner politischen Entwickelung zu thun hatte, daß es so zu sagen im geographischen Wachsthum begriffen war und darum nicht Gelegenheit und Muße fand, sich viel um Kunst und Literatur zu kümmern.

Aber das ist heut nun doch anders. Heut steht Preußen ziemlich ausgewachsen und in blühender Kraft mit der Kaiserkrone auf dem Haupte an der Spitze eines großen deutschen Reichs. In dieser Eigenschaft hat es die Verpflichtung, auch deutsche Kunst und Literatur zu beachten und in deren Gepräge etwas von seinem Stempel zu drücken. Gegenwärtig kann kein König von Preußen, der zugleich deutscher Kaiser ist, wie Friedrich der Große einen Lessing unbeachtet lassen, dessen unsterbliches Meisterwerk: „Minna von Barnhelm" „den Geist seiner tapfern Armee auf die glänzendste Weise abspiegelte." Friedrich Wilhelm IV., in dessen romantischer Seele dunkel und verschleiert ein Bild von Preußens Zukunft geruht haben mag, ahnte so etwas wohl und war unter den Hohenzollern deshalb der Erste, welcher Sinn und Theilnahme in höherem Grade für Literatur und Kunst zu Tage legte.

Ein genialer Geist, unternehmungslustig und phantasievoll, war er ganz dazu angelegt, dem Jahrhundert eine neue Epoche zu geben. Aber leider wollte er mit einem Schlage nachholen, was seine Vorfahren versäumt. Ein Jahrzehnt sollte die Schuld von mehr als einem Jahrhundert auslöschen: dieser Hast und Ueberladung erlag er. Er brach unter der Wucht seiner selbst gewählten und gestellten Aufgabe zusammen, die nun systematischer und nachdrücklicher auszuführen seinen Nachfolgern überlassen bleibt. Sehr zu bedauern dabei dürfte sein, daß sie wenig auf sein Vorgehen werden bauen können, weil dasselbe vielfach zu eigenwillig, sprunghaft und unvermittelt erscheint. Auch er machte, wie der alte Fritz

so richtig von Joseph II. behauptet hatte, den zweiten Schritt immer zuerst: er fing Alles in der Mitte an. So ist Vieles von dem, was er begonnen und ins Werk gerichtet, so glorreich und glänzend es sich ausnahm, rasch wieder in sich zusammengesunken und der Entwickelung unfähig geblieben. Ueberall heißt es in Bezug auf Literatur und Kunst zunächst in Preußen so gut wie von vorne anfangen. Eine erste Grundbedingung ist wahrhaftes Interesse und beeiferte verständnißvolle Pflege derselben. Sie dürfen nicht ferner Stiefkinder des Staates bleiben, sondern sollen seine Günstlinge und Schutzbefohlenen werden. Das Reich soll ihnen nicht mehr der fremde Tisch sein, unter den sie ihre Füße setzen, sondern der heimische Herd, an dem sie berechtigt sind, ihre unbestrittene Stelle zu finden. Nicht draußen vor dem Thore sollen sie stehen, sondern wie Goethe's Sänger „im Saal voll Pracht und Herrlichkeit", um vor König und Kanzler den Musen zu dienen und zum Lohn den „Trunk des besten Weins in reinem Golde" freudenzt zu erhalten, damit es endlich heißen kann:

„Oh Trank voll süßer Labe!
Oh dreimal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist Reine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

Literatur und Kunst wollen im neuen deutschen Reiche nicht vergessen sein. Sie halfen es wiedererwecken und begründen, sie aßen in Tagen der Noth mit Thränen das Brot, das Preußen aß und goßen ihm Trost ins einsame Herz. Jetzt, da Preußen alles Ungemach und alle Widerwärtigkeiten überwunden, im Vollgenuß seiner Erfolge und Ehren steht, jetzt mag es eingedenk sein der Liebe, die ihm Kunst und Literatur gewidmet und ihnen den „Trank der süßen Labe" reichen, den sie wohl beanspruchen dürfen und der sie anfeuern wird: das Beste und Höchste zu leisten, dessen deutsche Literatur und Kunst nur immer fähig sind.

Am 4. August 1884.

In der Frühe des 1. August telegraphirte mir Cornelie Haas, die Pflegetochter Heinrich Laube's aus Wien: „Dr. Laube starb heute morgens um 6 Uhr."

Mit ihm ist der Letzte aus der Gruppe des sogenannten Jungen Deutschland hingeschieden, dem ich einst literarisch und per-

sönlich nahegestanden. Mit Laube verband mich zunächst die engere schlesische Landsmannschaft, seine Wochenschrift, die „Zeitung für die elegante Welt", deren emsiger Mitarbeiter ich mehrere Jahre hindurch gewesen bin und endlich die beiderseitige Vorliebe für das Theater.

Ueber Laube's schriftstellerische Bedeutung habe ich mich in einer Schrift: Das Junge Deutschland" besonders ausgesprochen, die ich zu veröffentlichen gedenke, wenn ich Muße gefunden habe, sie noch einmal sorgsam zu überarbeiten.*) Hier in meinem Tagebuche will ich ausschließlich die rein menschlichen Beziehungen darlegen, die mich lange Zeit mit ihm verknüpft haben. Sie wurden eröffnet durch ein paar Zeilen, die Laube im Sommer 1843 an mich richtete und worin er mich aufforderte an seiner Wochenschrift mitzuarbeiten.

Diese Aufforderung erschien mir ebenso schmeichelhaft wie überraschend. Ich hatte in jenen Tagen eben angefangen kleine Gedichte in Eichendorff'scher Art und Skizzen in Heine's Schreibweise in Berliner Blättern zu veröffentlichen, die gerade laut und vorlaut, aber vielleicht durch eine gewisse Frische der Empfindung und poetischen Ausdruck anzusprechen im Stande waren. Wie Laube später als Theaterdirektor immer auf der Suche nach schauspielerischen Begabungen und glücklich war, sie entdeckt zu haben, so spürte er als Leiter einer Wochenschrift begierig nach jungen Schriftsteller-Befähigungen und setzte einen großen Stolz darein, dergleichen in irgend einem verborgenen Winkel aufgefunden zu haben. Er hatte stets eine ganze Musterkarte von Anfängern um sich. Ich wurde vor vielen Anderen ausersehen und von ihm begünstigt.

Die Ursachen dieser Begünstigung habe ich später mir sehr gut erklären können. Sie bestanden vor allen Dingen in einer gewissen geistigen und sinnlichen Aehnlichkeit zwischen Laube und mir: ich dachte und schrieb ungefähr in derselben Art und Weise, wie er bei seinem Auftreten gedacht und geschrieben hatte. Ich liebte verwegene Aussprüche zu thun und sonderbare Behauptungen aufzustellen. Das Abenteuerliche war meine Liebhaberei. Auf das Richtige und Stichhaltige kam es mir nicht immer an. Ich wollte

*) Ist 1846 geschrieben, in welchem Jahre das Buch: „Das Junge Deutschland" im Verlage von J. J. Richter in Hamburg erschienen ist.

anregen, ſtacheln und zündende Wirkung machen. Es lag das Alles etwas in der Zeit, aber in Laube's Neigung noch beſonders. Das verbündete uns. Dazu kam, daß ich damals viel in den vornehmeren Kreiſen Berlin's verkehrte und in der Geſellſchaft eine Art von Figur abgab. So etwas konnte der „Zeitung für die elegante Welt" von einigem Nutzen ſein. Was Gutzkow bei unſerer erſten Bekanntſchaft an mir etwas mißliebig aufgriff, das ſagte Laube entſchieden zu. Er war ſtets und überall ein wenig Geſchäftsmann und ſo erkannte er ohne Zweifel auf den erſten Blick in mir eine kleine Kraft, die ſeinem Blatte nutzen und einige Abnehmer mehr verſchaffen konnte.

Er zog mich freundlich an ſich und ich gewann ihn bald ſehr lieb, wenn ich auch freilich ſchon eingeſtehen muß, daß er nicht gerade einen bedeutenden Eindruck auf mich machte.

Laube war mittlerer Größe, unterſetzt und ſtämmig, ſtruppig von Bart und Haar, von Geſicht breit und keineswegs hübſch. Eine ſchnarrende, blecherne Stimme berührte nicht eben ſympathiſch. Aber helle, blaue, feſtblickende Augen verſöhnten wohlthuend mit ſeiner Erſcheinung, die auf den erſten Blick nicht anzog, aber auf die Dauer doch feſſelte, weil ſie ehrlich und offen jedermann entgegentrat.

Von Natur war er kurz angebunden und barſch. Er hatte die Gewohnheit ſehr kategoriſch zu ſprechen und ſelbſt die unſicherſten Behauptungen mit dem Tone der unerſchütterlichſten Zuverſicht vorzutragen. Alle ſeine Aeußerungen ertönten von ſeinen Lippen wie Orakelſprüche und Kommandoworte. Niemand hat zu einem Dalai-Lama mehr Zeug gehabt als er.

Wie ſpäter ſeinen Schauſpielern, ſo hat er früher auch ſeinen Kollegen und namentlich uns jüngeren darunter durch dieſes beſtimmte Auftreten einen gewiſſen Reſpekt eingeflößt, einen Reſpekt, den ich allerdings nicht vollſtändig und uneingeſchränkt mit zu empfinden vermochte. So jung und unerfahren ich immer war, es lag nicht in meinem Charakter, mich durch tollkühne Aufſtellungen niederſchmettern zu laſſen.

Das mußte ſelbſtverſtändlich zu Reibungen führen, die uns indeß nie, ſo heftig ſie zuweilen auch entbrannten, zu dauernder Entzweiung brachten. Unſere Hauptzwiſte entſtanden aus unſeren Anſchauungen und Grundſätzen bezüglich des deutſchen Theaters.

Als ich Laube kennen lernte, war er Neuling im Drama so gut, wie ich selber. Er hatte sein erstes bekanntes Stück: „Monaldeschi" von Stapel gelassen. Es ist mir von allen seinen Bühnenwerken das liebste geblieben, weil es darunter das wenigst breit und umständlich gemachte ist und einen liebenswürdigen Zug romantischer Lebensauffassung zeigt. Laube hat mit merkbarer Vorliebe Abenteurer und Weibergünstlinge zu Helden seiner Schauspiele gemacht. Drei davon, der eben genannte „Monaldeschi", „Struensee" und „Essex" sind Liebhaber von Königinnen, aber auch alle seine anderen männlichen Hauptgestalten fußen fast sämmtlich auf der Begünstigung und Zuneigung des weiblichen Geschlechts, darunter besonders auch sein Schiller in den „Karlsschülern". Er liebt kecke, waghalsige und verwegene Charaktere, Charaktere, die dem Ruhm, der Herrschaft oder der Liebe nachjagen und bei dieser Jagd wenig nach der Möglichkeit und den Umständen fragen. Das Glücksrittesthum ist recht eigentlich Laube's Lieblingsgegenstand und im „Monaldeschi" zweifellos am Frischesten und Farbenreichsten zum Ausdrucke gebracht. Dieses Drama entfaltet in seiner Ausführung am Meisten poetisches Wesen und jugendlichen Glanz. Wenn es sich, diesen anmuthenden Eigenschaften zum Trotze, im Repertoir unserer Bühne nicht so eingebürgert hat, wie andere Tragödien desselben Verfassers, so liegt die Schuld an der unruhigen Ausgestaltung, die von der Prosa unvermittelt in den Vers überspringt und in einem und demselben Akte öfteren Wechsel des Schauplatzes nöthig macht. Laube war damals in der dramatischen Technik noch ziemlich unbewandert, schwankend und zerfahren im Aufbau, hohl im tragischen Pathos. Letzteres ist er eigentlich auch immer geblieben. Selbst seine reifsten dramatischen Arbeiten werden durch aufgebauschte und breitspurige Redensarten beeinträchtigt. Aber in der Mache sind sie einheitlicher und geschlossener, freilich auch trockener und in schwerfälligem Apparate langsamer sich entwickelnd geworden. Er hatte in Paris und an den dortigen Romantikern seine Studien gemacht und diese Studien auf seine deutschen Dramen in seiner Weise übertragen. Alles Französische imponirte ihm und er war gern geneigt, es für vollkommen zu erklären. Der französische Esprit und die französische Mache waren beständig sein drittes Wort. Auch ich wußte diese Dinge zu schätzen und blieb eine Zeitlang in ihrem Banne, doch nie so sehr, daß ich auf die Länge

darüber vergessen hätte: die Grundlage unserer deutschen Schaubühne in anderen Prinzipien und namentlich in der Betonung des nationalen Standpunktes zu suchen.

Hierin gingen wir von Anfang an und obenein ziemlich scharf auseinander. Er knüpfte dramatisch bei Victor Hugo und Alexander Dumas an; ich bei Lessing, Goethe, Schiller und Kleist. Das waren ganz getrennte Lager. Er versuchte mehrfach mich zum Ueberläufer zu stempeln.

„Wenn irgend Einer das Zeug hat eine feine Salonkomödie zu schreiben", sagte er mir oft, „so sind Sie es, Wehl. Sie kennen die Gesellschaft, den guten Ton, eine elegante Konversation. Wählen Sie einen pikanten Stoff, erfinden Sie frappante Situationen, eignen Sie sich der französischen Manier an und der Erfolg ist gesichert. Nur zu, ich will Ihnen nach Kräften Rather und Helfer sein."

Es klang verlockend genug, aber ich blieb verstockt und schrieb nach wie vor große Trauerspiele mit Anlehnung an deutsche Meister, die Abweisung oder Mißfallen erlitten. Als ich jedoch endlich der tragischen Muse entsagte und dem Lustspiele zusprach, pflegte ich jene Gattung kleinbürgerlicher Komödien, die seit alter Zeit auf unsern Brettern heimisch sind und früher von Steigentesch, Contessa, Holbein, Schall und Anderen, neuerdings von Benedix, Putlitz, Görner u. s. w. u. s. w. angebaut worden sind. Einige davon fristen noch heut ihr Dasein auf den öffentlichen Brettern und auf den sogenannten Liebhabertheatern. Laube hat sich später, als er selber Bühnenleiter geworden, nie entschließen können, eins derselben zu geben. Nur einmal, im Jahre 1851 nahm er einen Anlauf „Eine glühende Kohle" herauszubringen, eine einaktige Komödie, zu der mir Georg Horn den Stoff geliefert und welche öfter in vornehmen Kreisen, sogar vor Kaiser Wilhelm und seiner hohen Gemahlin im Berliner Palais am 22. März 1873 mit Beifall gespielt worden ist. Laube indeß stieß im Wiener Burgtheater damit auf Widerstand. Unter dem 18. Juni des vorher genannten Jahres schrieb er mir in Bezug darauf Folgendes:

„Vor Kurzem erst habe ich einen ablehnenden Bescheid erhalten weil die „Stiftsdame" für hier in solcher Form unerwünscht sei. Eine Umänderung dieser Figur — nicht vortheilhaft für das Ganze — wurde dann zunächst von mir vorgeschlagen. Da kam die

„Allgemeine Zeitung" mit einem Bericht über die Aufführung in München*) — und von da an war ich machtlos, und habe es aufgeben müssen. — Es ist wunderlich genug, daß ich nicht dazu kommen kann, ein Stück von Ihnen in Szene zu setzen. Daß es an meinem guten Willen nicht fehlt, werden sie mir wohl ohne Versicherung glauben, und ich hoffe: es gelingt mir nächstens.

Unter herzlichen Grüßen

Ihr ergebener Laube."

Sehr unglücklich war ich über das Unterbleiben der Aufführung übrigens nicht, einfach schon deswegen nicht, weil der „gemregte Dramaturg" Laube in der eigentlichen Hauptsache des Stückchens eine Veränderung vorgenommen, die geradezu tödtlich für dasselbe werden mußte. Jene beruht auf einer geschichtlichen Anekdote nachstehenden Inhalts: Karl IV. von Lothringen war zu einer Bürgermeisterstochter in Brüssel so sehr in Liebe erglüht, daß er die seiner Neigung abholde Mutter des Mädchens ersuchte, ihn mit seiner Angebeteten nur so lange sprechen zu lassen, als er eine glühende Kohle in der offenen Handfläche zu halten im Stande sei. Dieser Vorschlag dünkte der Mutter so wenig gefährlich, daß sie die Erlaubniß dazu in der That ertheilte. Der junge Fürst nahm wirklich die glühende Kohle und machte der Geliebten seine Erklärung mit solchem Eifer und solcher Hingabe, daß er ihren Brand nicht spürte und man endlich, als die Mutter dazwischen trat, die Kohle in der Hand des liebeglühenden Fürsten erloschen und kalt geworden fand.

Nun ist in dem in Liebe strebenden Lustspielchen eine übermüthige Weltdame, die einem Bewerber um ihr Herz die Bedingung stellt, als Probe seiner Liebe, ihr mit einer glühenden Kohle in der Hand die vorberichtete Anekdote herzuerzählen. Der Bewerber besitzt wirklich den Heldenmuth die glühende Kohle zu nehmen und unter komischen Kapriolen in den Händen hin und her zu werfen, bis die Verehrte, gerührt von der Tapferkeit seiner Liebe, sie selbst ihm entreißt und in den Kamin, aus dem sie genommen ist, zurückschleudert.

Was that nun Laube? Er meldete mir wörtlich: „Ich hatte das Stückchen für uns eingerichtet und ließ z. B. den Helden Handschuh anziehen für die Kohle."

*) Darin hatte man vom katholischen Standpunkte aus eine komische Ehrenbeleidigung gefunden.

Durch dies Handschuh-Anziehen mußte natürlich die ganze Zuspitzung der komischen Katastrophe zu Grunde gerichtet werden. Und eines solchen Verstoßes gegen die beabsichtigte Wirkung konnte der Meister der Mache und des szenischen Erfolges sich zu Schulden kommen lassen in einer Zeit, da er schon auf der Höhe seiner Thätigkeit und seines Rufes stand! Man sieht, damit war es nicht all zu weit her und wenn ich ganz ehrlich sein will, muß ich offen erklären, daß seine dramaturgische Kenntniß und Kunst mir niemals einen geradezu bedeutenden und hervorragenden Eindruck gegeben haben.

Laube kam in seiner Wiener Stellung mancherlei außerordentlich günstig zu statten. Zunächst die Ueberlieferung und das feste Dienst-Gefüge des Burgtheaters an sich. Diese Bühne stand und lief so zu sagen durch sich selbst. Es galt nur sie zu verjüngen und von manchem auf ihr lastenden Drucke zu befreien. Und dazu war allerdings Laube der Mann. Er besaß Entschiedenheit und eine Art von Zuversichtlichkeit, der schwer zu widerstehen war. Er redete vor Allem sehr apodiktisch und kategorisch und seine Ansichten und Meinungen erhielten in seiner knappen, knarrenden Sprechweise etwas Korporalmäßiges und Befehlshaberisches, das fast aller Welt und namentlich seinen Schauspielern und den Journalisten imponirte. Dazu kam, daß er im eigentlichen Deutschthum keineswegs seinen Schwerpunkt suchte und darum durch seine Vorliebe für alles Französische dem österreichischen Staatswesen mit seinem Nationengemisch keinen Anstoß gab, sondern im Gegentheil eher genehmer wurde. Man sah es im Publikum wie in den Hof- und Regierungskreisen gern, daß er die Pariser Stücke heranzog und mit Vorliebe gab. Daneben war er klug genug, daß deutsche Dramen nicht außer Acht zu lassen und namentlich durch neues Aufgreifen und Pflegen der Grillparzerschen Dramen sich einen Stein ins Brett zu setzen. Auch sonst versäumte er nicht, Arbeiten von Bauernfeld, Halm, Mosenthal, Nissel, Benedix, Gutzkow, Freytag, Hebbel, Otto Ludwig und sich selber auf's Repertoir zu bringen.

Er war außerordentlich thätig und umsichtig, wie sich aus seinem Buche „Das Burgtheater" ersehen läßt. Aber läugnen läßt sich nicht, daß er in der Neigung für das französische Schauspiel sehr weit ging und das Burgtheater fast zu dessen Versuchsstation

für Deutschland machte. Er reiste, so oft er konnte, nach Paris, schloß Verträge mit den dortigen Dramatikern ab und legte solcher Gestalt im Voraus Beschlag auf deren Werke, die er mit ganz besonderer Wichtigkeit behandelte. Wichtig war ihm Alles, was sich auf Theater bezog, aber die Pariser Theater galt das Wichtigste. Er verlernte darüber beinahe den Sinn und das Verständniß für deutsche Empfindung und deutsche Kritik so weit, daß er mir gegenüber einmal in allem Ernste behauptete: „Der zerbrochene Krug" von Kleist sei auf dem Burgtheater eine Unmöglichkeit, weil sein plumper Inhalt, sein derber Ton und Humor, wie seine breitspurige Prozeßverhandlung dessen Publikum abtöten und langweilen müsse.

Er berief sich dabei auf Goethe, der diese Komödie auch nicht gemocht, auf die Unlust der Schauspieler, dergleichen im kurzen Redestrom hin- und hergewortene Verse zu lernen und auf den auf seiner Bühne heimisch gewordenen feinen Lustspielton der Franzosen.

Das verdroß mich und ich klagte ihn in Folge dessen offen des Verrathes an der deutschen Volksmusse an, was ich auch schon in der „Deutschen Schaubühne" gethan. Erhitzt und ziemlich verstimmt gingen wir damals auseinander.

Ich suchte ihn durch die Zueignung meines ersten Lustspielbandes wieder zu versöhnen, goß aber dadurch nur Oel in's Feuer, denn er hat mir mit keiner Zeile darauf geantwortet. Allerdings hieß es am Schlusse dieser Widmung: „Dieselbe that meinem Herzen besonders wohl, denn sie erlaubt, daß ich mit dem Beweise meiner unveränderten Liebe und Achtung gegen Sie zugleich auch mir selbst eine kleine, wenn Sie wollen etwas boshafte Genugthuung verschaffe. Es giebt nämlich jetzt fast keine Bühne in Deutschland, die nicht das eine oder das andere meiner Stücke aufgeführt hätte. Das Hofburgtheater unter Ihrer Leitung ist das einzige, das mich durchaus mißachtet hat in allen meinen dramatischen Bestrebungen. Dahingegen habe auch ich, meinen Anschauungen der Dinge und Verhältnisse zufolge, mich genöthigt gesehen, Sie oft in's Gesicht hinein angreifen zu müssen wegen Ihrer allzu bemerkbar werdenden Vorliebe zu den Pariser Dramen."

Daß ich diesen Punkt auch hier auf's Neue aufgriff, verletzte ihn natürlich noch mehr und mußte ihn vielleicht noch mehr verletzen, weil er dem Ausdrucke meiner sonst ganz aufrichtigen Verehrung

einen etwas ironischen Anstrich gab. Man konnte Laube sonst keine Empfindlichkeit nachsagen. Allein meine Beschränktheit in Bezug auf das Deutschthum im Theater war ihm von jeher ein Dorn im Auge. Sein Freund Heller hatte mich schon in Hamburg darüber zur Rede gestellt.

„Was werfen Sie unserem Freunde Laube immer das Pariser Schauspiel vor?" rief er mir ärgerlich zu. „Haben wir denn ein eigenes? Man hat einmal in Deutschland versucht eines zu schaffen, aber es ist gleich wieder in die Brüche gegangen. Was wir jetzt davon besitzen, ist stümperhaftes Zeug und nicht werth der französischen Komödie die Schuhriemen zu lösen. Geben Sie der Wahrheit die Ehre und schämen Sie sich nicht Laube's Unverdrossenheit, den deutschen Zuschauer mit Pariser Schöpfungen zu ergötzen, das gebührende Lob zu zollen."

Alle diese Anfechtungen hatten mich indessen nicht bekehren können und ich war unverrückt auf meinem Standpunkte geblieben, ja, ich war auf demselben durch die inzwischen eingetretenen Zeitereignisse und die Gesinnung meiner gereifteren Jahre nur noch mehr befestigt worden. Ich war ehedem Laube's getreuer Anhänger und Verfechter gewesen, eine Zeitlang sogar mit ihm in die Schule der Franzosen gegangen. Daß ich nun gegen diese und ihn mich emporte, sah er für eine literarische Kurzsichtigkeit an. „Kommen Sie nach Wien, da wird sich Ihr geistiger Horizont erweitern", hatte er mir noch zuletzt erregt zugerufen.

Wien war nachgerade seine Schwärmerei, die Stadt seines Herzens geworden. Weil das Theater dort in Ansehn stand und blühte, flogen seine Blicke schon früh ihm zu. Bereits 1845 schrieb er mir:

„Sie sind sehr im Irrthum, wenn Sie glauben, die Cameraderie herrsche überall so wie in Berlin. Nicht einmal in Dresden, Stuttgart ꝛc. ist dies der Fall, und die Wiener Burg ist trotz ihrer schrecklichen Censur von weit überlegner Haltung. Ja unsere Kräfte sind mit den dortigen auch nicht einmal annäherungsweise zu vergleichen — dort hat man doppelt, was wir nicht einfach haben. Und wir wollen die deutsche Hauptstadt haben!"

In Berlin ging ihm Alles zu langsam, zu schwerfällig, zu wenig nach pariser Art. Als ihm sein Lustspiel „Rokoko" nicht rasch genug vor die Lampen kam, rief er mir aufgebracht brieflich zu:

„Rokoko“ liegt, weil keine Schauspieler da sind — dies seh' ich (keineswegs blos meinetwegen) nur noch sehr kurze Zeit mit an, dies Canincatlerietreiben, und wenn Herr v. Küstner nicht bald engagirt (Held, Charakteristiker, Heldin), so müssen alle Kanonen gegen ihn aufgefahren werden. Sehen Sie ihn und wollen ihm dies in feineren Worten sagen, so verbinden Sie mich und nützen ihm und uns: denn Berlin ist unwürdig herunter.“

Unter dem 28. April 1846 schlug er mir vor:

„Machen sie Hendriche den Vorschlag: ich gewährte ihm ein Drittel der zwei Tantiemen, wenn er „Gottsched und Gellert“ nach Eintritt seiner Urlaubszeit in nächster Woche noch zweimal herausbrächte.“

Und war ungehalten darüber, daß ich ihm erklärte, solche Vorschläge hinter dem Rücken Küstners an dessen Mitglieder nicht machen zu können. Das sei Geschäftssache und im Theaterleben überall üblich, meinte er ärgerlich, ohne mich indeß zu bekehren. „Hab' ich Pech mit dem Berlin!“ war damals sein beständiger Jammer in seinen Briefen an mich. „Man thut dort nichts für meine Stücke“, grollte er. „Anna von Oesterreich hat ja das nöthige Berliner Glück gemacht, was ich der Birch von Herzen gönne, obwohl sie eigentlich Glück genug hat.“

So kam es, daß er immer verstimmter gegen Berlin wurde und diese Verstimmung auf die dortigen Darsteller übertrug. Zu derselben Zeit ließ er mir durch den Wiener Schauspieler Rettich ein paar Zeilen überbringen, in denen es hieß: „Er mag Sie mit seiner Frau bekannt machen, der bedeutendsten und innerlich liebenswürdigsten Schauspielerin, die ich mit Stolz meine Freundin nenne. Es wäre unausstehlich, wenn Sie schon aus Berlin wären und solch eine echte Künstlerin mit großem Verständnisse nicht kennen lernten, nachdem Sie so viel Kattunkleider beschrieben haben.“

Das Kattunkleid der Berliner Kunst im Gegensatz der echten Kunstgewandung in Wien, bekundet recht augenfällig Laube's Vorliebe für die österreichische Hauptstadt, die er immer hoffnungsreicher in's Auge zu fassen begann. Nach der unklugen Beseitigung Schreyvogel's waren in Deinhardstein und Holbein dem Hofburgtheater nicht grade Bühnenleiter von durchgreifender Bedeutung gewonnen worden. Laube hatte den Instinkt, daß man dort eines kräftigen und muthvollen, dem neuen Geiste der Zeit einigermaßen

Stand und Stich haltenden Direktors wohl bedürfen möchte. Er wußte, daß in Wien bei der Aristokratie und in der Gesellschaft der Schriftsteller von Ansehn und Ruf wohl gelitten war und auf Unterstützung rechnen konnte. Ueberdies war daselbst die Stellung an der Spitze der ersten Kunstanstalt unter allen Umständen leichter zu erreichen, als an andern deutschen Hoftheatern, weil unter dem Hofamt eines Intendanten der führende Direktor kein Kavalier oder Hofmann zu sein brauchte.

Dies Alles wohl erwägend und in Betracht ziehend, wandte er in weiser Voraussicht sich beiseit seinen Anknüpfungen und Beziehungen in Wien zu, besonders beiseit, nachdem er inne geworden war, daß er in Berlin sich nur wenig darauf Rechnung machen durfte: Intendant zu werden.

Küstner zu vertreiben und an seine Stelle zu kommen, dieser Gedanke hat Laube eine geraume Zeit hindurch wohl nicht fern gelegen, namentlich damals nicht, als er von der Leitung der „Zeitung für die elegante Welt" zurückgetreten. Damals schrieb er mir:

„Kann man denn nicht erfahren, was aus dem Hoppé wird? Ob er bleibt, oder nicht? Nun grade ward mir Lust, zum Einstudieren „Rokoko's" hinüber zu kommen. An „Struensee" ist ja doch wohl mit diesen Sch . . . kerlen nicht zu denken. Küstner wird aufathmen, daß die „Elegante" aufhört. Wird sich bitterlich täuschen. Ich beginne sogleich, und zwar nun stets selber und schwertscharf in der „Augsb. Allgem.", die ihm noch tiefer an's Leben gehen wird. Er muß herunter, wenn er sich nicht total ändern kann. Und Letzteres kann er schwerlich.

Ihr Laube."

Gleich darauf hieß es in einem andern Schreiben über Küstner: „Mit dem Krämer-Standpunkte nutzt kein Capituliren, hier hilft nur Sturz. Vielleicht wenn ein Regisseur wie Moritz, der wahrscheinlich Lust dazu hätte, hingebracht werden könnte, wäre auf solchem Umwege etwas zu bessern. Wirken Sie ihm zu November oder Dezember ein Gastspiel aus; hat er das, so klammert er sich in Devrient's Stelle, und das wäre ein großes Glück."

Laube war in Preußen geboren und hatte durch seine Bekanntschaft mit Fürst Pückler-Muskau und dessen Gemahlin, einer Tochter des preußischen Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg

nach der Verbüßung seiner ersten tollen Schriften, mit der Regierung seines engeren Vaterlandes Frieden gemacht.

In Folge der Aufnahme, die später einige seiner Stücke gefunden und der literarischen Stellung, die er einnahm, durfte er am Ende wohl meinen, an die Spitze des Berliner Hoftheaters gestellt zu werden. Die dramatische Woche hatte er studiert, die Regie von Marr in Leipzig gelernt und durch die allgemeine Einsicht in die Dinge, die er sich angeeignet, war die Erlangung der nöthigen Geschäftskenntniß bei ihm leicht zu erwarten.

Trotz aller dieser günstigen Eigenschaften aber fielen, nach Küstner's Ausscheiden, die Blicke von König Friedrich Wilhelm dem Vierten nicht auf Laube, der dadurch verdrossen und unwirsch gemacht, nun Preußen völlig den Rücken kehrte und mehr denn je sein Augenmerk nach Wien zu richten begann.

Er hatte in Karlsbad, das er alljährlich schon damals zu besuchen pflegte, manche österreichische Persönlichkeit kennen gelernt, die in Wien nicht ohne Einfluß war, mit Wiener Künstlern und Künstlerinnen war er seit lange vertraut, es galt also jetzt nun sich dort Eingang und Anhalt zu verschaffen. Die Gelegenheit bot ihm das Sturmjahr von 1848. Dieselbe beim Schopfe fassend, wußte er es möglich zu machen, daß man ihn in Böhmen zum Abgeordneten in die deutsche Nationalversammlung wählte, in der er sich an das Centrum und die erbkaiserliche Partei anschloß, durch welchen Anschluß er sich die Geneigtheit des Ritter von Schmerling gewann, der ihn dann später als Direktor des Wiener Hofburgtheaters in Vorschlag brachte.

So war ihm die Politik das Mittel geworden, sich in Wien seinen Wünschen näher zu bringen. Sein mannhaftes, kurz angebundenes Auftreten, seine barsche Art seine Ansichten und Grundsätze auszusprechen, seine straffe Zuversichtlichkeit und kategorische Entschiedenheit ließen sie ihn endlich rasch erreichen. 1850 trat er sein Amt an und man darf wohl sagen, daß er es durch siebenzehn Jahre hindurch höchst verdienstlich innegehabt. Nach meiner Ansicht war sein Nachfolger Dingelstedt mehr Poet und Künstler, aber nicht so arbeitsam und streng gewissenhaft, wie er. Dingelstedt sah sein Bühnenwirken nur wie einen Nothbehelf an, als einen Hebel sich in die große und vornehme Welt empor zu schwingen. Er

betrieb es kavaliermäßig; Laube als Lebensaufgabe und Zweck, ganz handwerksartig, mit dem vollen Aufgebot seiner Kraft.

Diese Kraft bethätigte sich etwas plebejisch, derb und aufschwunglos. Packende Wirkung war ihr Hauptgesetz und zwar Hauptgesetz mit allerdings einfachen und natürlichen, aber meist gewöhnlichen Mitteln. Stimmung und Reiz durch äußere Einrichtung des Schauplatzes, durch Ausstattung, Beleuchtung, Requisiten und Komparserie zu erzeugen, war seine Sache nicht. Hierin blieb er Barbar, wie wir es mehr oder minder in jenen Tagen Alle waren. Auf uns Allen lastete die Geschmacklosigkeit einer verkümmerten Zeit, einer Zeit, die sich in erbärmlichen Bauten und in stillosen und unschönen Zimmereinrichtungen wahrnehmbar genug aussprach. Karl Immermann, der unter dem Eindrucke der Düsseldorfer Akademie-Anfänge zuerst sich angelegen sein ließ, malerische Erfolge in Anspruch zu nehmen, hatte uns jüngeren Dramaturgen dafür so eben ein wenig die Augen geöffnet. Wir blinzelten allerdings mehr verdutzt, als ergriffen davon darnach hin. Laube indeß erhielt sich ganz unberührt davon. Dafür hatte sein Geist keinen Blick; sein Blick blieb einzig auf die Vorgänge der Handlung und das Wort gerichtet, aber auf das Letztere nur so weit, als es der Handlung diente und sie unterstützte. Ein schöner Vers und große Gedanken erschienen ihm ganz nebensächlich. So etwas konnte er unbarmherzig streichen. Es ist bekannt, daß er in Goethe's „Faust" die ersten Akte für überflüssig erklärte und die Ansicht aussprach: daß das Theaterstück „Faust" erst mit dem Auftreten des Gretchen in der Tragödie beginne. Das Selbstgespräch des sterbenden Talbot im dritten Aufzuge von Schiller's „Jungfrau von Orleans" wünschte er, als den Gang der Entwickelung hemmend und im Grunde als überflüssig, aus der Dichtung fort.

Solche Anschauungen offenbarte er schon als Rezensent und zwar mit einer so kecken Dreistigkeit, daß, wer nicht sattelfest war, unbezweifelt von ihm niedergeritten wurde. Darin ist er sich auch immer gleich geblieben, wie denn Laube überhaupt als Schriftsteller sowohl wie als Bühnenleiter wenig oder gar keine Wandlungen durchgemacht hat. Seine letzten Schriften sind ziemlich wie seine ersten: rasch und lebhaft hingeworfen, impulsiv, rücksichtslos in ihren Aufstellungen und Behauptungen, etwas schwatzig und breitspurig, überzeugt von ihrem oft sehr abenteuerlichen Inhalte und

voll von einer unverwüstlichen Frische und Jugendlichkeit. Als Bühnenleiter trägt er von allen diesen Eigenschaften die dauernden und unverwischten Spuren: er geht entschlossen und durchgreifend an's Werk, ohne Schonung, alles, was er thut für richtig und unanfechtbar haltend und durch kühne Aussprüche gleichsam zum Gesetze stempelnd.

Weil er sich selbst in seiner Sache für etwas hielt, hielten ihn auch die Andern dafür. Und er war in der That etwas darin oder richtiger gesagt: er war ganz darin, nämlich in seiner Sache. Laube ging im Theater auf; es war ihm nicht die Bretterstätte, welche die Welt bedeutet, sondern es war ihm gradezu seine Welt. Das gab ihm sein Gewicht und mußte es ihm geben.

Lebhaft gedenke ich hierbei seines Aufenthaltes bei uns in Dresden einige Zeit vor dem Ausbruche des Krieges von 1866 zwischen Oesterreich und Preußen. Es war dies jene Periode, in der die Widmung meiner Lustspiele und meine Angriffe wegen seiner Begünstigung französischer Dramen ihn mir abwendig gemacht hatten. Er hatte sich vorgenommen, wie er mir selber eingestand, mir aus dem Wege zu gehen. Unvermuthet trafen wir auf der Brühl'schen Terrasse zusammen. Ich saß mit einigen Bekannten vor dem dort gelegenen Café reale und schlürfte meine Tasse Mokka. Plötzlich vernehme ich an einem Tische hinter mir eine bekannte Stimme, die mich im Innersten berührt. Ich springe auf, wende mich um und — sehe in Laube's große, treuherzige, blaue Augen. Gleich darauf lagen wir uns einander in den Armen.

„Hol' es der Teufel," sagte Laube, „man kann alten Kameraden nicht böse sein!"

So war der Bund auf's Neue geschlossen. Wir sahen und sprachen uns während seines kurzen Aufenthaltes natürlich nun vielfach. Ich führte in jener Epoche die „Constitutionelle Zeitung" in Dresden und schrieb politische Leitaufsätze für sie. Es reizte mich in Folge dessen, die Stimmung in Wien und die Gedanken der österreichischen Politiker zu hören, deren sich mehrere in Karlsbad mit Laube zusammen zur Kur befunden hatten, woher er eben kam. Ich forschte und fragte ihn selbstverständlich aus, ohne indessen irgend etwas von Werth von ihm erpressen zu können, denn er hatte für dergleichen gar keinen Sinn, sondern sprang von jeder politischen Erörterung sprunghaft zum Theater über. Das Theater füllte ihn vollständig

aus. Die alten und neuen Stücke seines Repertoirs, die alten und neuen Mitglieder des Burgtheaters bildeten die unerschöpfliche Fundgrube seiner Unterhaltung. Dabei war ihm das nationale Moment noch immer und auch in diesen bewegten Tagen vollkommen fremd. Daß ich im letzten Augenblicke, trotz aller seither gescheiterten Versuche, noch einmal den Anlauf nahm, ihn auf dasselbe hinzuweisen, erregte alle Galle, die ihm Karlsbad noch im Leibe gelassen.

„Das sind Ihre alten Schrullen," meinte er ärgerlich, „über die wir in Wien längst hinaus sind. Wir kennen dort einmal keinen Schlagbaum und keine Mauth für die Kunst. Uns ist die Kunst international."

So gingen wir auseinander, wie wir zusammen gekommen waren: im Herzen befreundet, aber in der Gesinnung mit zerschnittenem Tuchtuche. Und so sind wir geblieben, bis an sein Ende. Wir nahmen Antheil aneinander nach wie vor. Wir ließen uns Grüße bestellen durch reisende Schriftsteller und Schauspieler; zuweilen schrieben wir uns auch noch, aber meist nur geschäftlich. Es war als wenn die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland auch zwischen uns eine Scheidewand gezogen. Berlin und Wien sind von jeher unsere Losungsworte gewesen und je schärfer sie sich politisch betonten, jemehr rückten wir auch persönlich auseinander. Zuletzt konnten wir den Ton von ehedem nicht wiederfinden, selbst nicht als sein Vortragsmeister Alexander Strakosch, von ihm an mich gewiesen, mich in Stuttgart besuchte und mir das großmüthige Anerbieten machte, mit Erlaubniß Laube's, zu einer mir passenden Zeit von Wien kommen zu wollen, um mir bei Einstudierung eines klassischen Stückes hülfreiche Hand zu leisten. Aber auch hier stießen wir auf einen Gegensatz.

Ich hatte Strakosch schon früher in Hamburg persönlich kennen gelernt, als er dort seine Braut, eine artige Schauspielerin, Fräulein Fürst, heimholen kam. Sein lebhafter Geist und seine eigenartigen Anschauungen über die Kunst der Darstellung und der Ausbildung schauspielerischer Begabungen waren mir immer anziehend und interessant gewesen. Aber ich fand etwas Fremdes, etwas Uebertriebenes darin. Es war Alles Leidenschaft, Alles Sturm und Drang, Alles Superlativ darin. Bezeichnend dafür ist mir, was er jetzt auf die Anzeige von Laube's Ableben nach Wien schrieb. Es lautet: „Krank zu Bette, erhalte ich die grauenhafte

Kunde von meines großen Freundes Tod. Brauche ich zu sagen, was ich leide? Mein Schmerz ist unsäglich. Ich verliere eine Welt und werde trauern, so lange ich athme."

Ist das nicht echte Theateremphase und aufgebauschtes Bretterpathos? So spricht kein deutsches Herz, kein deutscher Schmerz; so mag ein Ungar, ein Sarmat oder Czeche sprechen. So etwas lag denn auch in der Vortragslehre von Strakosch. Alle Schüler und Schülerinnen, die ich von ihm kennen lernte, waren von ihm angehalten worden, den Sprechton möglichst tief und dunkel zu halten, so daß dadurch dem Organ aller Duft und Schmelz verloren ging. Er hauptsächlich ist schuld, daß auf unsern Brettern der weiche sanfte Klang der deutschen Stimme beinahe ganz ausgestorben ist und alle unsere Amalien, Luisen, Käthchen, Julien, Clärchen und Marien, alle unsere Ferdinande, Max, Romeo's und Don Carlos in einem Tone sprechen, der nicht aus dem Herzen, sondern aus dem Keller zu kommen scheint. Unsere Schauspieler und Schauspielerinnen haben alle mehr oder minder den Sprechlaut der Romanen und Slaven angenommen und dadurch den heimathlichen Naturlaut beinahe ganz eingebüßt, eine Einbuße, die ich, meines Theils, sehr beklagenswerth finde, weil sie das Ohr des Zuschauers in unsern Theatern des vaterländischen Sprechtones entwöhnt und es unempfindlich für die Wortklänge fremder Zungen macht. Polen, Dänen, Norweger können bei uns leicht beliebte Schauspieler werden, weil uns ihre undeutsche Aussprache wenig stört.

Daß Laube das nicht gewahrte, nicht erkannte, daß durch die Vortragsschule von Strakosch ein fremder Tropfen in die deutsche Kunst, ein romanisches Organ, eine slavische Empfindungsweise, eine französische Effekthascherei gebracht wurde, beweiset, daß er selber, durch bloße Sucht nach Wirkung an eigentlicher deutscher Seele verloren hatte. Hätte er diesen Verlust nicht erlitten gehabt, so wäre es ihm unmöglich gewesen, seine jungen Schauspielertalente uneingeschränkt der Schule von Strakosch zu überlassen. Strakosch war Laube's Ein und Alles; ohne strakoschische Einpaukerei konnte er sich keine schauspielerische Leitung denken.

Als ich 1870 von Stuttgart aus bei ihm noch Albrecht Herzfeld's schauspielerischer Fähigkeit fragte, antwortete er mir: „Er hat nach Mannheim abgeschlossen. Ob Sie dabei viel verlieren, ist eine schwere Frage. Was er unter mir hier geleistet — und

früher war er nichts werth — das hat er lediglich dem unablässigen und trefflichen Einstudieren des Strakosch zu verdanken. Sobald das fehlt, wird er wie ein Eierkuchen zusammenfallen."

So eingenommen war er für Strakosch und so ganz ausschließlich baute er auf dessen Schulung seiner Darsteller. Laube wurde von Strakosch, wie mich bedünken will, durch dieselbe Art und Weise gebannt, durch die er selber zu bannen pflegte: durch Zuversichtlichkeit und festen Glauben in seine Fähigkeit. Künstlerisch Dauerndes haben sie damit Beide nicht zu Stande gebracht. Mit Laube ist auch die Bedeutung von Strakosch erloschen und weil Strakosch das fühlte, entstand bei ihm wohl jene schon erwähnte Emphase bei Laube's Tode. Er wußte wohl: er verlor mit diesem nicht nur einen Gönner, sondern auch eine Stellung. Er hat sie in der That nicht wiedergefunden und wird sie wahrscheinlich nicht wiederfinden, weil nur Laube im Stande war, sie in dieser Verfassung zu schaffen und auf die Länge zu halten.

Ich will durchaus nicht widersprechen, wenn man Strakosch gewisse Verdienste zuerkennt. Sicherlich war er im Stande in die Darstellungen französischer und sonstiger ausländischer Dramen eine Art von Uebereinstimmung, kurz das zu bringen, was man Styl und neuerdings Stimmung nennt. Aber alles Dies war seinem Innern nach undeutsch und für heimische Kunst und Künstler nicht durchweg nutzbar. Dies hätte Laube sich sagen und er in Folge dessen Strakosch erst selber für seine Zwecke sich bilden müssen.

Daß er eine solche Bildung versäumte oder nicht zu vollbringen vermochte, bekundet, wie schwach er in diesem Punkte war.

Laube hat sich auch viel auf seine Entdeckungen schauspielerischer Begabungen zu Gute gethan. Er entdeckte Schauspieler, wie er früher Schriftsteller entdeckt hatte. Das Entdecken war seine Liebhaberei. Allein, welcher Theaterleiter hätte diese Liebhaberei denn nicht besessen? Sie gehört zum Geschäft. Und Laube ward sie leicht gemacht. Er bezog seinen künstlerischen Nachwuchs fast ausschließlich aus Hamburg und er hat in seiner Geschichte des Burgtheaters nicht ohne Genugthuung erzählt, daß man ihn dort den „Rattenfänger von Hameln" genannt.

Er kam eine Zeit lang fast alljährlich nach seiner Badekur in Karlsbad nach Hamburg, um seinen Busenfreund Dr. Robert Heller zu besuchen.

Robert Heller ſchrieb über die Vorſtellungen der Hamburger Bühnen. Allein ſein Urtheil war, wie ich ſchon bei Dawiſon ausgeſprochen, weder tief noch unparteiiſch. Es war kein Urtheil eines Fachmanns, ſondern das eines gebildeten Schriftſtellers, der es in's Blaue hinein und meiſt nach vorgefaßter Meinung abgab. Alle Welt in Hamburg wußte das und auch wohl Laube. Aber Laube wußte noch etwas mehr, nämlich, daß eben, weil Heller kein eigenes Urtheil hatte, in den meiſten Fällen das Urtheil des Publikums aus ihm ſprach. Und das grade konnte er brauchen. Wen Heller lobte, der hatte gefallen, und auf dies Gefallen hin berief Laube getroſt nach Wien. Das war kein großes Kunſtſtück und dazu bedurfte es keiner beſonderen Spürkraft.

Die Letztere hat er in hervorragendem Grade auch kaum beſeſſen. Er hatte das Glück, an die Spitze des Wiener Burgtheaters zu kommen, an das ſich alle theatraliſchen Befähigungen von jeher gedrängt haben, und er hatte das fernere Glück, daß er jene Stellung grade zu einer Epoche erhielt, in der ſich eine Menge ſolcher Befähigungen auftthaten. Er hat ſie heranzuziehen und zu nutzen gewußt. Aber er hat auch manchen Fehlgriff gethan, dieſe und jene Kraft über- und manche andere unterſchätzt. Nicht jede hat er ſofort richtig zu erkennen und zu würdigen vermocht.

Ich denke in dieſer Beziehung unter Anderen an Friederike Bognar. Dieſelbe war 1858 als jugendliche Liebhaberin am Stadttheater in Hamburg angeſtellt und ſchlecht beſchäftigt. Sie ſpielte faſt nur untergeordnete Rollen, dieſe aber immer mit Sorgfalt und feinem Geſchick. Sie ſprach deutlich, klar und gut, Verſe mit ſchönem Schwunge und einer edlen Rhetorik. Dabei bewegte ſie ſich ebenſo einfach als natürlich, ebenſo ausdrucksvoll als anmuthig. Laube hatte ſie bei ſeiner Anweſenheit geſehen, aber nicht beachtet. Heller war ſie nicht aufgefallen, denn ſie lebte beſcheiden und zurückgezogen, und auch das Publikum, das ſie meiſt in kleinen und undankbaren Rollen vorgeführt ſah, zeichnete ſie jedenfalls nicht aus. Ich kannte ſie perſönlich damals gar nicht, wenigſtens erinnere ich mich ihrer perſönlichen Bekanntſchaft von damals nicht im Mindeſten. Mir iſt nur im Gedächtniß, daß ſie von der Bühne herab nur durch eine gewiſſe ſtrenge Geſchloſſenheit des Vortrags und der Haltung Eindruck gemacht hatte. Ich verſuchte Laube's Aufmerkſamkeit auf ſie hin zu lenken, aber er nahm, wie geſagt, wenig Notiz von ihr.

Da wollte ihr gutes Geſchick, daß auf der Probe zum „Hamlet“ die Darſtellerin der Ophelia erkrankte und Direktor Sachſe wegen der Aufführung dieſer Tragödie am nächſtfolgenden Abende in Verlegenheit kam. Wer übernimmt die Ophelia ſchallte die bange Frage durch's Haus? Ich! lautete die Antwort von den Lippen der Friederike Bognar. Und in der That übernahm ſie ſie, indem ſie ſie in der Nacht nachlernte und am andern Morgen mit einer Probe ſicher machte.

Ich hörte davon und veranlaßte Laube, der an dem Tage dieſer Vorſtellung abzureiſen gedacht hatte, zu bleiben und Friederike Bognar als Ophelia zu ſehen. Er ſah ſie und ward von der Leiſtung derart ergriffen, daß er noch an demſelben Abende mit der Darſtellerin in Unterhandlung trat.

Solcher Art iſt Laube manches Talent zugeführt worden. Er beſaß viele gute Freunde und hatte für ihre Empfehlungen ſtets ein offenes Ohr. Je abſonderlicher und gewagter eine ſolche Empfehlung war, je geneigter zeigte er ſich darauf einzugehen. Das Abenteuerliche war eben immer ein wenig nach ſeinem Geſchmacke. Er liebte es: die Leute zu veranlaſſen, die Köpfe zuſammen zu ſtecken und ſich zu verwundern. Gelang ihm ein Streich, ſo wußte er denſelben auszubeuten; mißlang er, ſo war Laube der Mann gelaſſen darüber hinweg zu kommen. Er ließ ſich nicht ſo leicht aus der Faſſung bringen. Die Tagespreſſe verſtand er wie ſelten Einer für ſich in die Schanze treten zu laſſen.

Dieſe und anderweitige Wahrnehmungen haben veranlaßt, daß ich Laube als Bühnenleiter und Dramaturg nicht ganz ſo hochſtellen konnte, als er von vielen Andern geſtellt worden iſt. Nichts deſtoweniger bleibt er als ſolcher aller Ehren werth. Er ging im Dienſt für die Bühne auf und verbrauchte ſich in ihr. Am 11. Nov. 1850 ſchloß er einen Brief an mich mit den Worten: „Wenn ich ſelten ſchreibe, ſo bedenken Sie, daß ich vom Aufſtehen früh bis Nachts halb zwei ununterbrochen arbeiten muß.“ Er arbeitete in der That hingebend und unermüdlich, was am Beſten ein anderes Schreiben deſſelben Jahres belegen mag, in dem es lautet:

„Ich lechze nach beſonderen großen Stücken. Dies Jahr iſt in der Produktion ein völliges Mißjahr, und ich habe deshalb, und weil ich erſt in Jahr und Tag ein Perſonal-Enſemble beiſammen haben kann, einen furchtbar ſchweren Stand, welchen die Winkel-

presse bereits so unredlich wie möglich geißelt. Die große Presse hält mich, das gute Publikum vertraut mir treu und dankbar, das große Publikum strömt herzu, ich kann also, trotz der furchtbaren Last und Arbeit — denn ich setze Alles selbst in Szene — zufrieden sein. Ob's aber der Körper aushält weiß ich noch nicht. Seit zwei Monaten hab' ich „Faust" (ganz neu) „Sickingen", „Königslieutenant", „Zerbrochner Krug", (!) „Verwunschene Prinz", (sämmtlich hier neu) — „Mirandolina", „Jugend Heinrichs V.", „Minna von Barnhelm" (neu in Szene gesetzt) gebracht. Morgen beginnt drei Tage lang die „Wallenstein"-Trilogie, zwei Tage darauf folgt ein den Abend füllendes neues Lustspiel und gleich nach dem Feste soll ein neues Trauerspiel folgen. Sobald aber Wagner da ist, kommt der ganz neue „Julius Cäsar." Ermessen Sie was das heißt! Freund, ich beneide Sie um Ihre ruhige Mußezeit — und ich habe nicht einmal pekuniären Vortheil von meinem Opfer. Beklagen Sie mich statt sich. Von Herzen Ihr

Laube."

Laube war eben eine außerordentliche und gewissenhafte Arbeitskraft, kein Höfling oder Kavalier, dem es auf Orden, Rang und Titel ankommt. Er lebte ganz seinem Amte und der Kunst und fand weder Zeit Anstandsbesuche zu empfangen noch zu erwiedern. Er war kein Mann des Fracks, kein Gala-Mensch, sondern eine Werktagsnatur von wenig Schliff, die selbst im Umgange mit dem andern Geschlechte etwas von derber Ungebundenheit und Zwanglosigkeit hatte. Ein Mitglied unseres Hoftheaters, Dr. August Bassermann, der mir noch jüngst Grüße von ihm überbrachte, erzählte mir bei dieser Gelegenheit: Laube habe ihm im Beisein der Schauspielerin Schratt sein Blasenleiden in einer Ausführlichkeit und Gegenständlichkeit geschildert, die ihn arg in Verlegenheit gesetzt.

Dieser Zug ist mir an ihm nicht neu gewesen. Laube lag der Jäger im Blute und wie er selber sagte: der Bauernstand, dem er entstammte. Ihm war am Wohlsten, wo er sich ungezwungen gehen lassen konnte: in freier Luft, im raschen Wandern, unter vertrauten Freunden, unter Künstlern, Schriftstellern und Schauspielern. Im Gespräch war er immer angeregt und munter, herausfordernd und waghalsig in seinen Aussprüchen und Urtheilen, schonungslos gegen alle Gegnerschaft, doch bei alledem wohlwollend

und herzlich. Auch vertrug er Widerſpruch und ſelbſt ein heftiges Wort, ohne gleich beleidigt zu werden.

Mit einem Manne dieſer Art war ein Zuſammenleben und gemeinſames Wirken immer angenehm, förderſam und lohnend. In ſeiner Freundſchaft blieb er ausdauernd. Seine Hingebung und Treue für Heine hatte etwas Rührendes. Wie alle Schleſier war er anſchmiegend und Anhalt ſuchend, trotz der Bärbeißigkeit ſeines Temperaments. Zuerſt neigte er Gutzkow zu und durchzog mit dieſem einen Theil von Italien. Später ſchloß er ſich an Heine, den er abgöttiſch verehrte. Unter ſeiner Leitung ward die „Zeitung für die elegante Welt" gleichſam zum Staatsanzeiger der Heine'ſchen Muſe. Sie berichtete mit Vorliebe von Allem, was ſie that und trieb und veröffentlichte ihre Erlaſſe. Jedes neue Werk des Meiſters ward darin mit Beifall und Jubel begrüßt. Wir jüngeren Schriftſteller ſchrieben und ſprachen ihm nie begeiſtert genug darüber. Er ſelber flammte völlig auf, wenn er ſie erwähnte, obſchon er freilich, ganz wie Mundt, eigentlich wenig Sinn und tieferes Verſtändniß für Poeſie beſaß. Ein Gedicht von irgend welcher Bedeutung zu ſchaffen, iſt ihm nie gelungen, es gebrach ihm dazu an rythmiſchem Gefühl und allem Zauber des Wohlklanges im Reim. Ihn ergriffen vorzugsweiſe nur Inhalt und Stoff. Holderlin, Platen, Rückert, Geibel machten wenig Eindruck auf ihn. An Heine entzückten ihn die glänzenden Einfälle, die Fülle an überraſchenden Gedanken und der Reichthum an ſchlagendem Witz. Dazu kam Heine's Vorliebe für Frankreich, in der er mit Laube übereinſtimmte. Laube iſt die Vorliebe für Frankreich, die ſich mit der letzten freiheitlichen Entwickelung von 1830 darin bei dem jungen Deutſchland anſetzte, nie los geworden. Er blieb in deren Bann bis an ſein Ende. Er ſchrieb bekanntlich auch lebenslang in lateiniſchen Buchſtaben. „Die franzöſiſchen Luſtſchlöſſer" 1840 und „Gräfin Chateaubriant" (1843), die Hauptwerke ſeiner Jugend, legen Zeugniß ab für ſein Intereſſe für Frankreich und noch in ſeinem Alter war es ihm eine Luſt, aus dem Franzöſiſchen zu überſetzen und die Pariſer Dramen auf die deutſche Bühne zu verpflanzen. Alles Franzöſiſche hatte große Geltung bei ihm. Er gebrauchte gern franzöſiſche Worte und wenn er anſpornen oder tröſten wollte, lag ihm nichts ſo nahe, als ein franzöſiſches Beiſpiel oder ein franzöſiſcher Vergleich. Mehr als einmal ſchrieb er mir in meinen

militärischen Unerquicklichkeiten: „Bleiben Sie getrosten Sinnes! Denken Sie an die fröhlichen Gentilhommes unter den Ludwigen, die plötzlich zur Armee mußten.“ Er gemahnte mich in diesem Zuge ein wenig an jenen alten prächtigen Connetable von Frankreich, der mit Ludwig dem Heiligen im gelobten Lande im dichten, gefährlichsten Gedränge kämpfend, seinen jüngeren Gefährten Muth einsprechend, zurief: „Tapfer, tapfer, meine Söhne! Dereinst erzählen wir daheim unseren Damen davon.“

Frankreich und die Franzosen wurden uns beständig von ihm vorgehalten. Beide mit Deutschland und den Deutschen zu verbünden, war ein schöner Traum seines Lebens, wie es der von Heine gewesen ist. Noch entsinne ich mich Laube's Enthusiasmus über Heine's Vorrede an seine Gegner vor dessen Wintermärchen „Deutschland“, in welcher diesem Traume ein Ausdruck gegeben wurde, der wunderbarer Weise auch heute noch sein Zutreffendes hat, wenn es z. B. darin heißt: „Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine Deutschen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum Besten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieses Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzosen abtreten, schon aus dem ganz einfachen Grunde, weil der Rhein mir gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn; an seinen Ufern stand meine Wiege, und ich sehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören soll, als den Landeskindern. Elsaß und Lothringen kann ich freilich dem deutschen Reiche nicht so leicht einverleiben, wie Ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen fest an Frankreich, wegen der Rechte, die sie durch die französische Staatsumwälzung gewannen, wegen jener Gleichheitsgesetze und freien Institutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe sehr angenehm sind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünschen übrig lassen. Indessen, die Elsasser und Lothringer werden sich wieder an Deutschland anschließen, wenn wir es vollbringen, was die Franzosen begonnen haben, wenn wir diese überflügeln in der That, wie wir es schon gethan in Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten

Forderungen deſſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen und wie wir es wollen, wir, die Jünger — ja, nicht blos Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich wird uns dann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutſch werden! Von dieſer Sendung und Univerſalherrſchaft Deutſchlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das iſt mein Patriotismus."

Es war damals auch der von Laube, der in ſeinem Novellen-Cyklus „Das junge Europa" die erſten demokratiſchen Anſchauungen und Regungen ſeines Lebens zu geſtalten geſucht hatte. Das ganze Werk war ein Hymnus auf die Revolution, die Revolution in Staat, Kirche, Geſellſchaft und Sitte. Seine Helden ſtürmen gegen Alles zugleich und ſuchen das Heil der Zeit in einer Löſung von dem Beſtehenden, Gebräuchlichen, Gewohnten. Es iſt eine Orgie der Freiheit, die darin gefeiert wird und von der ſich Laube's Geiſt nur langſam erholt hat. Damals, als jene Vorrede erſchien, war er ſchon ſtark in der Ernüchterung, aber immer noch empfänglich genug, ſich lebhaft in Heine's Vorſtellungen verſetzen und ſie einigermaßen theilen zu können.

Er wollte ebenfalls Deutſchland mit Frankreich in Uebereinſtimmung und Letzteres von Erſterem nur überholt wiſſen in einem Freiſinn und einer Humanität, die ihm unbedingt den ganzen Erdball zu Füßen legen mußten.

Man ſieht: das Junge Deutſchland kam hier auf Herder's Ideen zurück und predigte dieſelben in einer etwas dunklen und überſchwänglichen Sprache, welche Goethe klaſſiſch erfunden und Heine romantiſch ausgebaut hatte. Es iſt eine Sprache, in der etwas von Leibnitz und zugleich von Jakob Böhme iſt: Aufklärung und Myſtizismus umarmen und küſſen ſich darin. Sie iſt charakteriſtiſch für die Zeit, deren Organ ſie iſt. Heine muß für ihren Meiſter, Laube für deſſen Nachahmer gelten. Er hat ſelten oder nie ihren vollen Reiz, ihren ganzen Zauber erreicht. Dazu fehlte ihm der warme Herzſchlag der Poeſie. Aber er liebte und verſtand ſie.

Er war eben der Jünger einer Literatur, die in Deutschland die Periode von 1830 bis zu 1870 überbrückte. Diese Periode ist unbedingt das Vorwort zur Erhebung Deutschlands und seines neuen Reiches. Ohne das Junge Deutschland und seinen Nachwuchs wäre der deutsche Genius nicht in Bewegung und zu dem demokratischen Aufschwunge gelangt, den er gezeigt hat. Aufschwung und Bewegung kamen von Frankreich her durch diese Literatur zu uns und das ist es, was ihren Trägern ein Verdienst giebt, das man nicht unterschätzen darf, auch bei Laube nicht, so bunt und kraus es immer zuweilen bei ihm sich ausgeben mag.

Laube war innerlich und äußerlich ein sonderbares Gemisch: ein Mensch mit einem Kalmückengesicht, einem urdeutschen Wesen und voll französischen Geistes. Eins paßte nicht zum Andern, ja, widersprach sich und doch vereinigte sich Alles zusammen zu einer sympathischen Person. Heinrich Laube ist beinahe aller Welt und besonders auch mir ein Mann gewesen, der mir so zu sagen an's Herz gewachsen war. So verschieden wir in politischer Neigung, in künstlerischer Anschauung, in Charakter und Naturell uns auswiesen, so viel Stoffe zu Hader und Zank zwischen uns sich auftürmen mochten, immer doch blieb er mir eine Erscheinung von gewinnendem Eindrucke, von fesselnder Anziehungskraft. Gutzkow ward der Schriftsteller und Freund meiner gereiften Jahre: Laube ist derjenige meiner Jugend. Unter seiner Leitung habe ich mir die literarischen Sporen verdient. Er hat mich geschult und gebildet, so weit an mir zu bilden und zu schulen war. Seine Briefe sind guter Lehren voll. Aber er hat mich freilich schriftstellerisch auch verführt. Ich wollte ursprünglich Geschichte studieren und Historiker werden. Er verlockte mich zum Theater, für das sein Eifer mich anwarb und bei dem er mich nachher im Stiche lassen mußte, weil ich nicht nach seinem Geschmacke und Sinne schuf. Paris und Wien haben uns auch hier auseinander gebracht, doch nie meine Liebe ihm entzogen. Wenn ich ihn sah oder einen Brief von ihm empfing, fühlte ich mich heimathlich berührt und ihm innig zugethan. Ich habe mir ihm gegenüber ganz wie früher bei Gutzkow bittere Vorwürfe gemacht, daß ich in seinen letzten Tagen ihm nicht mehr Theilnahme gezeigt habe, als ich ihm zeigte. Er lebte am Ende ziemlich verlassen in Wien. Er schrieb noch mehrere Stücke, aber keine Bühne gab sie. Ich nahm sie ernstlich vor und suchte ihnen eine Aufführungsmöglichkeit ab-

zuringen. Allein bei jedem neuen Anlaufe, den ich mit ihnen nahm, verzagte ich auf's Neue. Es ging mir wie mit Gutzkow's späteren Dramen, die ebenfalls nicht lebensfähig zu machen waren. So lief die Zeit und ich zögerte ihm Bescheid zu geben. Als ich ihn endlich gab, war er wenigstens von andern Seiten her schon über die Vergeblichkeit seines Hoffens unterrichtet. Melancholische und trübe Tage mögen über ihn gekommen sein. Er hatte Iduna, seine treue Lebensgefährtin, vor sich hinsterben sehen. Ein Stiefsohn war lange vordem heimgegangen. Nun war ihm nur eine Pflegetochter geblieben, sein Alter und seine Einsamkeit zu erhellen. Denn einsam war es um ihn geworden. Die Dramatiker, die Journalisten, die Schauspieler, die sich sonst um ihn versammelten und sich an jedem Nachmittage um seinen Kaffeetisch drängten, hatten nach und nach aufgehört ihn zu besuchen. Ein Freund von mir, der ehedem längere Zeit in Wien geweilt und sein Gesellschaftszimmer immer reich besetzt gefunden, kam, Oesterreichs Hauptstadt wieder einmal berührend, zu der bekannten Plauderstunde zu ihm und fand ihn — allein und verlassen.

„Ja", sagte er über den Besucher erstaunt und dessen fragendem Blicke begegnend, „ja, keine Seele kommt mehr zu mir. Ich habe keine Rollen mehr zu vergeben, keine Stücke anzunehmen, keine Theaternachrichten auszutheilen. Für Nichts ist Nichts. Das ist der Grund- und Glaubenssatz der Welt, den jeder in Ruhestand Versetzte mehr oder weniger an sich zu erfahren hat."

Diese Erzählung schnitt mir in's Herz, wie nun sein Tod. Er ist der Letzte des eigentlichen Jungen Deutschlands, mit dem ich in engerer Verbindung stand. Es wird leer, auch um mich: von den Genossen meiner Jugend sind nur wenige vorhanden. Und dieses Buch ist fast wie ein Kirchhof. Mit Schiller's Attinghausen im „Tell" kann ich leise vor mich nieder seufzen: „Unter der Erde schon liegt meine Zeit."

Am 10. August 1884.

Herder in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" sagt unter vielem Bemerkenswerthen auch Folgendes:

„Deutschlands Vorzug besteht in diesen vier Stücken: daß es nach der langen Nacht der dicken Unwissenheit die ersten, die meisten, die höchsten Erfinder gehabt und in neunhundert Jahren mehr Verstand erwiesen, als die übrigen vier Meistervölker in viertausend

Jahren. Man kann mit Wahrheit sagen: Gott hat die Welt durch zwei Völker klug machen wollen: vor Christi Geburt durch die Griechen, nach Christi durch die Deutschen. Die griechische Weisheit kann man das alte Vernunftstestament, die deutsche das neue nennen."

Welche schöne und stolze Behauptung! Nur schade, daß die Deutschen selbst am Wenigsten daran glauben und am Meisten thun, sie zu Schanden zu machen. Statt im Vollbewußtsein ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung den Stempel ihres Geistes der Zeit auf die Stirne zu prägen, sind sie so weit gekommen, daß Goethe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren" seine Schauspielerin Aurelie hohnvoll rufen lassen kann: „Es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat."

Und in der That, das Bild ist sehr passend gewählt: die Deutschen nesteln wirklich beständig an den Schuhriemen der fremden Völker. Sie, die in Kunst, Literatur und Wissenschaft, in Industrie und Gewerbthätigkeit, in Adel der Gesinnung und Waffentüchtigkeit hoch aufgerichtet und gleichsam an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts stehen könnten, dem sie das Gepräge zu geben hätten, liegen niedergekauert vor dem Auslande mit dem beschämenden Bewußtsein: nicht werth zu sein, ihm die Schuhriemen zu lösen.

Sie betteln den Franzosen, die sie nach den Siegen von 1870 und 1871 unausgesetzt beschimpfen und mit Füßen treten, demüthig ihre Moden, ihre Theaterstücke, ihre Romane und damit ihre gesellschaftlichen Thorheiten und Laster ab. Noch immer ist Paris das Mekka unserer Künstler und Gewerbtreibenden, nach dem sie ihre Karawanen und sehnsüchtigen Blicke senden und nach dessen Richtung sie niederknieen, wenn sie ihr Gebet verrichten. Sie ahmen die Sitten und Gewohnheiten der Engländer nach und kaufen mit Vorliebe und um verdoppelten Preis ihre eigenen industriellen Erzeugnisse, die sie ihnen geliefert, mit deren Fabrikzeichen versehen von denselben zurück. Sie schwärmen für das Land der Italiener und Spanier und geizen darnach Norweger und Russen bei sich berühmt zu machen.

Für alle diese Erniedrigung und Liebedienerei mit dem Fremden halten sie sich schadlos durch Härte und Grausamkeit gegen alles Einheimische. Schon Herder in den vorangeführten „Briefen zur Beförderung der Humanität" läßt sich in dieser Hinsicht nachstehend

vernehmen: „Italiener, Franzosen und Engländer schätzen ihre Dichter, oft mit ungerechter Verachtung anderer Völker, parteiisch hoch; der einzige Deutsche hat sich verführen lassen, das Verdienst fremder Völker, insonderheit der Engländer und Franzosen, unmäßig zu übertreiben und darüber sich selbst zu vernachlässigen."

Dieses Sichverführtseinlassen dauert noch heute fort und namentlich unsere Literatur und Tagesschriftstellerei thun sich besonders darin hervor. Sie erkennen das Eigene wenig oder gar nicht an, sondern suchen etwas darin: es herabzusetzen und zu tadeln und das Ausländische dafür in den Himmel zu erheben.

Die Sucht der Deutschen für alles Ausländische wird vorzugsweise von der deutschen Presse genährt und gepflegt. Ich kann mir nicht helfen und muß es offen aussprechen, daß sie im Allgemeinen einen durchaus niederträchtigen Charakter zeigt, den ich als hündisch zu bezeichnen nur deßhalb Anstand nehme, weil der Hund einen Zug der Treue und Hingebung für seine Herrschaft und Heimstätte wahrnehmen läßt, von denen unsere Presse keine Spur besitzt. Sie ist von eigentlichem Nationalgefühl beinahe ganz entblößt und von dem Geiste unserer Klassiker fast vollständig entartet. Man ist bei näherer Betrachtung versucht zu behaupten, daß unsere edelsten und größten Genien für sie vergebens dagewesen sind, denn sie fußt und stützt sich nur in geringem Grade auf sie und ist bei jedem Hahnenschrei der Fremde nur zu bereit, sie auf die gewissenloseste und schändlichste Weise zu verrathen. Von Lessing, dem Gesetzgeber unserer neuzeitigen Literatur, weiß sie so viel wie nichts, aber die wahnsinnigen Grundsätze eines Zola weiß sie an den Fingern abzuzählen und als Regeln der modernen Aesthetik aufzustellen. Schiller's Idealismus bespöttelt sie und Goethe wird ihr bald nur noch als glücklicher Zutaster erscheinen, während sie Turgenjeff vergöttert, Ibsen zum Genie des Jahrhunderts erklärt und in Dümas Sohn den kühnen Entdecker aller gesellschaftlichen Schäden erkennt.

Durch ein so erbärmliches und nichtsnutziges Verfahren wird die deutsche Lesewelt in Irrthum und Wirrwar versetzt, antheilnahmlos und nichtachtend für den Ausdruck heimischer Gesittung und Seele gemacht und so zu sagen mit Haut und Haar der Gewalt des Auslands überliefert. Das Ausland ist zu Hause in Deutschland und das Heimische beinahe ein fremder Gast darin.

Wie weit sind wir abgeirrt von dem erhebenden und stolzen Nationalbewußtsein, das Herder in den vorher angeführten Worten auszusprechen und darzulegen sich berechtigt wähnen durfte. Die deutsche Weisheit das neue Vernunfttestament der Welt! Wahrhaftig, jene hat das Zeug dazu, nur sind die Deutschen noch nicht das Volk es zu predigen. Sie wissen noch nicht, was sie werth sind und welche große Aufgabe ihnen zugefallen ist. Nur einzelne erleuchtete Häupter unter ihnen ahnen sie, die große Masse tappt im Dunklen, unverständig und thöricht von der Presse darin festgehalten durch ihre Narrethen für alles Fremde. Die Weihrauch-Nebel und -Wolken, welche die deutsche Schriftwelt dem ausländischen Wesen emporsteigen läßt, verhindern die Strahlen der deutschen Weisheit frei und unverhindert ihre Kraft und Macht zu entfalten. Sie ist noch nie recht dauernd zur Geltung gekommen und immer in ihrer Wirkung durch fremde Einflüsse unterbrochen worden. Noch glaubt der Deutsche nicht an sie, weil er an sich selbst nicht glaubt. Er traut sich nichts Rechtes zu und lediglich nur deswegen, weil ihm von seiner eigenen Literatur und Presse immer das Fremde als das Vorzüglichere vorgehalten wird. Dadurch entsteht bei ihm jener Kleinmuth und jene Verzagtheit, die sich stets bei ihm wahrnehmen lassen, wo es sich darum handelt: seinem volksthümlichen Genius Ausdruck und Herrschaft zu verleihen. „Die alten Römer glaubten die Welt sei die ihre und darum ward sie's," meint Herder. Die neuen Deutschen vermögen sich eine solche Zuversicht noch keineswegs anzueignen und daher kommt es, daß sie trotz ihrer Weisheit und ihren erstaunenswerthen Waffenthaten sich nicht zu dem Muthe aufschwingen können, daß sie den Vorrang unter den Völkern auch wirklich ausüben, den sie in Wahrheit einnehmen. Sie sind vor ihrer eigenen Größe erschrocken und verdutzt, und weil sie durch ihr Schriftthum keinen Antrieb und Sporn erhalten, derselben staatlichen und geschichtlichen Nachdruck zu geben, verlieren sie sich immer aufs Neue wieder in das Gemenge der Nationen, statt an deren Spitze zu treten. Ja, sie lassen sich unter Umständen sogar von den slavischen Völkern übertölpeln und ins Bockshorn jagen, die, wie Herder mit vollem Rechte behauptet, „auf der Erde einen größeren Raum einnehmen, als in der Geschichte."

Gerade neuerdings hat sich das wieder in Oesterreich gezeigt,

wo die Czechen das große Wort zu führen und die Deutschen einzuschüchtern sich herausnehmen durften. Es konnte und kann das nur geschehen, weil die Deutschen, immer bereit, alles Fremde auf den Schild zu heben und durch ihre Literatur und Presse zu Ansehen und Ruf zu bringen, ihnen einen überaus voreiligen Vorschub geleistet. Dazu kommt, daß die slavischen Volksstämme, fast vorwiegend realistisch in Literatur und Kunst, gegenwärtig unter den Deutschen, die angefangen haben, sich ihres Idealismus zu schämen, durch die gleiche Richtung einen gewissen Vorschub erhalten, der sie stark und die Deutschen schwach macht. Die Deutschen sind in ihrer geschichtlichen Sendung entschieden auf den Idealismus angewiesen und der liebenswürdige Bildhauer Adolf Donndorf hatte vollkommen Recht, als er am Grabe des Malers Bernhard Neher in Stuttgart sagte: „Die Schönheit im Bunde mit der Wahrheit, sie bleibt der feste Pol, nach dem der deutsche Genius, erstarkt durch einen vertieften Realismus, immer wieder inkliniren muß."

Der vertiefte Realismus darf gewissermaßen nur eine Eigenschaft des Kunstwerks sein; wird der nackte Realismus aber das Kunstwerk selbst, so ist, nach meiner Ansicht, die Epoche des Verfalls und damit der Zeitpunkt gekommen, mit dem ein Volk aufhört, durch seine Weisheit ein Vernunftstestament aufzustellen. Nach Kant's philosophischer Theorie gilt die Vernunft als das Vermögen der Ideen d. h. als diejenige geistige Disciplin, die sich mit dem Uebersinnlichen, Unendlichen und Ewigen beschäftigt. Diese Beschäftigung begründet den Idealismus, wie ihn Schiller und unsere edelsten und größten Geister zu Tage legen und wie er im Charakter und Wesen eines Volkes Grundbedingung sein muß, wenn dieses Volk eine Zukunft haben und auf die Fortentwicklung und Ausgestaltung der Welt eine bestimmende Wirkung erlangen soll und will.

Aus dieser Ursache hauptsächlich muß ich es wieder und immer wieder für verderblich und verhängnißvoll ansehen, wenn man die Deutschen durch ausländische Einflüsse ihrem idealen Berufe entfremdet und abwendig macht. Die Deutschen haben sich deutsch zu fühlen und in diesem Gefühle mit berechtigtem Selbstbewußtsein auf der geschichtlichen Weltbühne die erhabene Rolle durchzuführen, die ihnen von der göttlichen Vorsehung zugewiesen ist. Pfui über eine

Literatur und Presse, die niederträchtig genug sind, sie in dieser Rolle zu beirren und lahm zu legen, indem sie jedes Selbstvertrauen in ihnen durch Vorliebe und Vergötterung des Fremden, so wie durch Herabsetzung und Geringschätzung aller deutschen Verdienste untergraben. Der Franzose ist der geschworene Anwalt alles Französischen, nicht minder der Italiener und Spanier. Alles, was ihr nationales Gepräge trägt, darf auf ihre Anerkennung ihren Schutz, ihre begeisterte Zustimmung rechnen. Von der englischen Literatur sagt Theodor Fontane in seinem Buche „Aus England": „Sämmtliche Wochenblätter behaupten, daß die Welt nie etwas Größeres gesehen hat, als das englische Volk, daß es braver, gottesfürchtiger, klüger, humaner, muthiger sei, als irgend ein anderes Volk der Welt." Lessing in einem Nachtrage zu seiner „Dramaturgie" meint: „Die französischen dramatischen Dichter sind jetzt die berechnendsten Schmeichler der Nation. Um die Eitelkeit derselben bringen sie ihre Versuche in Schutz. Gleichwohl sind wir Deutsche so gutherzige Narren, ihnen diese Stücke nachzuspielen und die hohen Lobeserhebungen der Franzosen auf deutschem Theater erschallen zu lassen." Und wie bitter schreibt Mozart 1785: „Wäre nur ein einziger Patriot mit am Brette — es sollte ein anderes Gesicht bekommen. Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende Nationaltheater zur Blüthe gedeihen und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche endlich einmal mit Ernst anfingen deutsch zu denken, deutsch zu handeln, deutsch zu reden und gar deutsch zu singen."

So beschämt, bitter und schmerzlich stöhnten schon damals unsere hervorleuchtendsten Genien und jetzt — hätten sie jetzt weniger Ursache es zu thun? — Trotz unserer Siege, unserer Weltstellung, unserer Bildung sind wir noch immerdar die unverdrossenen Anbeter des Auslandes und namentlich Frankreichs, haben wir noch immer weder Sinn noch Werthschätzung für uns selbst, hat unsere Presse noch kaum eine Spur von Lob für das Deutsche, sondern bloß für das Ausländische und noch im Mindesten nicht den guten Rath des derben, aber ehrlichen Johannes Scherr befolgt: sich etwas von einem ordentlichen, kräftigen und gesunden National-Egoismus zuzulegen, der allein dem Deutschen das Ansehn und die Geltung verschaffen können, die er verdient und mit Recht in Anspruch nehmen darf.

Am 12. August 1884.

Ueber zwei Dichter drängt es mich hier noch ein paar Worte niederzulegen. Ueber Franz Dingelstedt nämlich und Gottfried Kinkel, deren Hinscheiden in Tage fiel, an welchen Krankheit mich gehindert hat, mich über sie in diesen Blättern auszusprechen und die doch zu tief in meiner Zeit und meinem eigenen Leben wurzeln, um in ihnen mit Stillschweigen übergangen werden zu können.

Mit Gottfried Kinkel verbanden mich nur die Verehrung für seine Dichtungen, die Theilnahme an seinem bewegten und vielfach traurigen Schicksale und die Vermittelung gemeinsamer Freunde. Dingelstedt war ich persönlich nahe getreten und einmal mit Beziehungen so bestimmender Art, daß es schien, als sollte unser Geschick sich einigermaßen verknüpfen. In dieser Epoche ward mir hinreichend Gelegenheit ihn nach seiner guten wie nach seiner schlechten Seite hin kennen zu lernen, und danach ihn zu schildern, will ich in den nachstehenden Aufzeichnungen mir Mühe geben.

Franz von Dingelstedt starb am 15. Mai 1881 in Wien. Er war eine bedeutende und vornehme Erscheinung, voll Laune, Witz und Geist, aber zugleich voll verderblicher Widersprüche. Von maßlosem Ehrgeiz erfüllt, wußte er nicht recht, wie und wo er demselben Befriedigung verschaffen sollte. Heute kitzelte er ihn mit der Vorstellung, ein Demokrat und Umsturzmann zu sein und morgen mit dem Gedanken: als vollendeter Hofmann zu den Zierden der Thronstufen zu gehören. Als poetischer Freiheitsstürmer und kosmopolitischer Nachtwächter sich einen Namen machend, verläßt er unerwartet die literarische Laufbahn, um sich als Hoftheater-Intendant Ansehen und gesellschaftliche Stellung zu erobern. Mit beeiferter Drangabe Stücke einrichtend und mit besonderem Pompe aufführend, verspottet er doch zugleich wieder diese Thätigkeit, die er sich die Miene giebt, nur als eine Spielerei erscheinen zu lassen, welche er seinen Fähigkeiten für unangemessen erachten müsse. Zuweilen konnte es den Anschein gewinnen, als wäre es eigentlich seine Bestimmung Staatsmann zu sein und er hätte diesen Beruf nur aus einer Art Gefälligkeit an Bismarck abgetreten, der ihn nicht ganz zu seiner Zufriedenheit ausfüllte. Als er nach Wien ging, dort das Hofburgtheater zu übernehmen, that er es wenigstens ganz mit der mißvergnügten Miene, die einst Graf Beust gezeigt hatte. Er verließ Deutschland, wie es schien, weil es seinen Wünschen nicht entsprach

und er in Oesterreich dieselben verwirklicht zu sehen hoffen dürfte. Dort war er indeß kaum warm geworden, so fing er an auch dieses große Reich mit seinem Spott zu überschütten, ganz wie ehedem das kleine Thüringerländchen, als er in Weimar das Hoftheater führte. Er war eben ein mit aller Welt unzufriedener und mit sich selbst zerfallener Geist, ein Geist, der mit einer wahrhaft bestrickenden Gabe der Liebenswürdigkeit ein gutes Theil Unverträglichkeit verband. Während er mit der Ersteren dem Anschein nach Alles versöhnte und verbrüderte, ließ er sich im Stillen mit der Letzteren angelegen sein, Alles auseinander zu bringen und zu trennen. Eine zwiespältigere Natur als die seine, hat es wohl kaum je gegeben und wer von ihm behaupten mag, daß er die Natur von Ariel und Kaliban in der seinigen vereinigt habe, wird nicht geradezu Lügen zu strafen sein. Jedenfalls werden diejenigen, die ihn näher kannten, einzuräumen haben, daß sie bald auf den einen, bald auf den anderen in ihm stießen und wenn man ihn bald abgöttisch verehrt, bald teufelmäßig gehaßt fand, so geschah es entschieden, weil er dem Einen als bezaubernder Geisterfürst, dem Andern als abschreckendes Ungethüm sich vorgestellt hatte. Man war nie sicher, was man in ihm antreffen würde, schon deswegen nicht, weil er sehr von Stimmungen abhing und eine angeborene Neigung zum Ueberraschen in sich trug. Es schmeichelte ihm zu hören, daß man nicht klug aus ihm wurde. „Wenn ich nicht dafür sorge, daß die Leute sich den Kopf über mich zerbrechen, so wissen sie in Weimar nicht, daß sie einen haben", sagte er mir daselbst eines schönen Tages. Menschen, die auf seine Freundschaft schwuren, konnte er manchmal ganz ohne Grund nahezu feindlich behandeln und offenbare Feinde mit einer freundschaftlichen Zuvorkommenheit, die ihres Gleichen nicht hatte.

Alles Dieses zusammengenommen, konnte natürlich sein Leben nicht zu einem friedlichen und ruhigen machen, und er hatte darum wohl recht an Paul Lindau unter dem 28. Mai 1876 zu schreiben:

„Wenn Ihr mich (möglichst spät) begrabt,
Laßt dies auf meinem Steine lesen:
Er hat Zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen."

Daß er, als bescheidener Lehrer zu Kassel beginnend, bis zum Hoftheater-Intendanten in München und Burgtheater-Direktor in

Wien und vielfach einflußreichen Manne ſich aufſchwang, iſt gewiß ein Beweis von Glück, obenein, wenn man bedenkt, daß er außer einigen gefälligen Gedichten und Erzählungen eigentlich nichts Bedeutendes hervorgebracht hat. Aber daß er, von bodenloſer Ruhmſucht verzehrt, dieſes Glück doch noch zu gering für ſich und ſeine Befähigungen anſah, hat ihn im Verein mit manchen Vorwürfen, die er im Innern ſich ſelbſt wohl zu machen genöthigt war, niemals auch nur einen Augenblick glücklich ſein laſſen. Er war unzufrieden mit ſich, voll Mißgunſt auf Andere, bei allem gewinnenden Weſen und aller ſchönen Begabung doch in der That nur ein unglücklicher Menſch, der in der „Zueignung" ſeiner Gedichte von ſich ſang: er habe ſich ſelbſt am wenigſten gefallen und

„Das aber fühl ich tief im Weſen,
An Leib und Seel, in Blut und Mark:
Ich bin durch eignes Leid geneſen,
Durch fremde Schwäche ward ich ſtark."

Seine Stärke wie ſeine Geneſung wollten indeß nicht viel beſagen: er krankte und blieb ſchwach ſein ganzes Leben hindurch, ſchwach in ſeiner zerfahrenen Eitelkeit und ſeinem ewig begehrlichen Ehrgeize, krank in ſeiner Unbefriedigtheit mit ſich und der ganzen Welt. Nichts, was er that und trieb, erfüllte ihn. Er beſaß ein ſchönes Dichtertalent, aber weil Heine, Geibel, Lenau, Freiligrath und Andere ſeiner Zeitgenoſſen mehr Ruhm mit ihren poetiſchen Werken gewannen, als er, liebte er ſein Dichten nur als Tändelei müßiger Stunden zu erklären und gelegentlich ſeinen Spott daran zu üben. Das Drama verſuchte er; allein er ſah von dieſem Verſuche gleich wieder ab, weil es ihm widerwärtig war, als Intendant eines Hoftheaters vor ſeinen Schauſpielern von der Kritik ſich ablanzeln zu laſſen; das Theater ſelbſt aber, dem er ſo viel Aufmerkſamkeit und Zeit widmete, galt ihm doch im Grunde auch nicht mehr, als dem Hamlet'ſchen Schauſpieler „Hekuba". Er ſpielte damit eine Rolle, nichts weiter. Am Herzen lag es ihm eigentlich nicht und darum ging er nie tiefer in daſſelbe auf, ſondern blieb am Aeußern hängen, an geſchickter Einrichtung und Szenerie, an prächtigen Bildern und opernhaftem Aufputz. Seine dramaturgiſchen Schriften ſind, wie Alles was er geſchrieben, anregend, voll Geiſt und Geſchmack, jedoch nie ernſt und gründlich durchdrungen von dem gediegenen Eifer eines Leſſing oder dem heiligen Pathos eines Schiller.

Diesen Eindruck empfing ich wenigstens, als ich in nähere Berührung mit ihm kam. Die erste war eine rein schriftstellerische, als er in der Mitte der dreißiger Jahre in Kassel eine Zeitschrift herausgab, zu der ich selbst oder irgend ein literarischer Freund mich mit meinen ersten poetischen Jugendversuchen in Beziehung zu setzen unternahm. In engeren Verkehr mit ihm gelangte ich jedoch erst zur Zeit seiner Hoftheater-Leitungen in München und Weimar.

Während der Letzteren fiel er auf den Gedanken, mich und die „Deutsche Schaubühne" nach Weimar in seine unmittelbare Nähe zu ziehen. Er träumte sich, wie mir seine mündlichen Auslassungen bewiesen, ein sehr reizendes und wirksames Verhältniß zwischen uns zurecht. Ich sollte ihn am Theater dramaturgisch hauptsächlich durch dahin abzielende Aufsätze in der „Schaubühne" unterstützen, Einrichtungen und Bearbeitungen von Dramen liefern und er selbst wollte mir für die Monatschrift Beiträge steuern, in denen die Haupt- und Kardinalfragen der deutschen Bühne behandelt werden sollten. „Wir sind kleine Lichter", sagte er mir. „Aber die Heroenzeit unserer Literatur ist nun einmal vorüber und es dürfte sich immerhin ganz artig machen, wenn wir in unserer Theaterwirksamkeit ein wenig Goethe und Schiller spielten. Sie könnten mir rathen und helfen und ich Sie fördern, so weit es die Umstände und mein Einfluß erlauben."

Bei dieser Gelegenheit unterließ er nicht, mir zu vertrauen, daß er nicht Willens sei, sich in diesem Poet Corner (Dichterwinkel) von Deutschland begraben zu lassen, sondern sich in Berlin oder Wien eine Intendantenstelle zu erobern wissen werde. „Dann empfehle ich Sie meinem hohen Herrn und Sie werden mein Nachfolger", folgerte er. „Die Stellung ist klein, aber für Sie ist sie ein Anfang, während sie für mich ein Rückschritt ist, den ich indessen machen mußte, um mich auf dem Boden zu erhalten, den ich mir für meine Laufbahn ausersehen habe. Diese Laufbahn wird und muß mich noch höher bringen, das ahne ich, mehr, das weiß ich. „Die Welt ist noch auf einen Abend mein", schloß er aus „Don Carlos."

Es war bestrickend, ihn so reden zu hören; er konnte in dergleichen vertraulichen Augenblicken wahrhaft hinreißend sein. Er sprudelte von geistreichen Einfällen und witzigen Bemerkungen; Alles, was er

sagte, erschien sein, glänzend und immer treffend. Dabei zeigte er sich in jedem Augenblicke anders. Noch eben Goethe's Größe auf den Lippen, war er im Stande, zehn Minuten später über Weimar's Verhimmelung in Bezug auf diesen dichterischen Großmeister die schnödesten Glossen zum Besten zu geben, eben noch sich über die Fürsten, die Höflinge und die vornehmen Kreise im Tone des kosmopolitischen Nachtwächters in den schneidendsten Epigrammen Luft machend, vermochte er im Handumdrehen einem Mitgliede dieser Gesellschaft mit der Haltung und Würde eines geborenen Peers gegenüberzutreten.

Er hatte Begabung und Wesen für Alles; er verstand den Gelehrten und den Dichter ebenso gut zu spielen, wie das lose Weltkind, das auf deren Natur und Träume mit mitleidigem Achselzucken niederblickt; den alle Schranken niederreißenden Demokraten und Revolutionär ebenso gut wie den eingefleischten Aristokraten. Den Letzteren spielte er meisterhaft. Ich sehe ihn noch am Geburtstage der Großherzogin von Weimar in deren Gefolge die Säle durchschreiten; hoch gewachsen und schlank, in stattlicher Hofuniform, den Degen an der Seite, den Federhut unter dem Arm, Hals und Brust mit Orden bedeckt, trat er so vornehm und selbstbewußt daher, als wäre er von jeher in Palästen zu Hause gewesen. Und er entstammte doch einer sehr kleinbürgerlichen und in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebenden Familie. Allein der Adel und das Hofgetreibe waren von jeher sein ganzer Ehrgeiz und das brennende Verlangen seines Herzens gewesen. Doktor Feodor Löwe, der bekannte Dichter und Hofschauspieler in Stuttgart, erzählte mir, daß er im Winter 1841 Nachts mit Dingelstedt nach Hause gehend, diesen unablässig politisch höchst herausfordernde Verse laut habe hersagen hören. Gefragt, von wem dieselben seien und was sie zu bedeuten hätten, antwortete Dingelstedt lachend, Löwe werde das binnen kurzer Zeit erfahren. Sie waren, wie sich nachher zeigte, den „Liedern eines kosmopolitischen Nachtwächters" entnommen, die zur Zeit ihres Erscheinens für durchaus revolutionär galten und den Verfasser damals veranlaßten, über Stuttgart nach Paris zu gehen. Während ihres eifrigen Gespräches auf ihrem nächtlichen Nachhausegange waren Dingelstedt und Löwe indeß bis an das königliche Schloß gelangt, dessen Fenster hell erleuchtet waren und aus sich heraus lustige Tanzmusik vernehmen ließen.

Da blieb Dingelstedt plötzlich stehen und sagte, Löwe am Arm zurückhaltend und zum Schloß hinaufdeutend, lebhaft: „Eigentlich gehöre ich doch dort hinauf!"

Diese Anekdote ist in hohem Grade bezeichnend für Dingelstedt's Charakter. Mitten im Drucken seiner erzdemokratischen Strophen überraschen und überfallen ihn seine aristokratischen Gelüste: zwischen solchen aristokratischen Gelüsten und seiner ursprünglichen demokratischen Gesinnung hat er sein Leben lang hin und her geschwankt. Als Demokrat war er aristokratisch und als Aristokrat demokratisch. Aus Widersprüchen zusammen gesetzt, reizte es ihn, im Kreise der Volksfreunde den Vornehmen, den Hofmann zu spielen und unter den Hofleuten und dem hohen Adel den Plebejer herauszukehren.

So hatte ich Gelegenheit ihn vielfach zu gewahren und diese Wahrnehmung machte mich vorsichtig gegen ihn. Ich fühlte instinktmäßig heraus, daß mit ihm in Gemeinschaft sich nicht wohl würde wirken lassen und man gegen ihn immer auf der Hut würde sein müssen. Seine Liebenswürdigkeit wie seine üble Laune und sein Widerstand waren gleich verderblich. Die Erstere war so beredt und überwältigend, daß es schwer war, sich von ihr nicht übertölpeln zu lassen und die Letzteren konnten, wie ich nur erzählen hörte und auch vorzustellen vermochte, geradezu zur Verzweiflung treiben.

Am Meisten stießen auch aber eine gewisse Herzlosigkeit ab, von der ich Zeuge wurde und seine gleichgültige und leichtfertige Art, mit der er zuweilen die Dinge der Kunst zu betrachten im Stande war.

Ich erinnere mich, daß ich eines Abends in seiner Loge einer Aufführung des „Egmont" beiwohnte und darin den Darsteller Otto Devrient den Alba mit einem verrenkten Bein spielen sah. Als ich gegen Dingelstedt mein Erstaunen darüber äußerte, daß so etwas auf seiner Bühne vorkommen dürfe, entgegnete er lachend: „Der große Mime ist wieder einmal aus dem Häuschen. Aber heute achte ich nicht darauf, mein Durchlauchtigster hat den Erzherzog Stephan von Oesterreich zum Besuch in seiner Loge und da habe ich aufzuwarten."

Der jungen Schauspielerin Christine Daun, die in einer langwierigen Krankheit während ihres Aufenthaltes in Weimar sehr an Stimme und äußerem Liebreiz eingebüßt hatte, hörte ich ihn hinter einer von ihm geflissentlich nur angelehnten Thür im Nebenzimmer auf ihre Bitte: sie noch in ihrer Stellung zu belassen, mit einer Härte und Rücksichtslosigkeit den Laufpaß geben, die mich im Innersten empörten.

Diese und andere Beobachtungen, die ich während meiner Anwesenheit in Weimar zu machen Gelegenheit erhielt, entfremdeten mich ihm einigermaßen und veranlaßten mich, seine Vorschläge abzulehnen. Wir blieben uns seitdem in einer etwas kühlen und an sich haltenden Freundschaft zugethan, die sich zuletzt fast nur in Grüßen und geschäftlichen Anfragen und Antworten ausgab.

Von seinen vielen Briefen füge ich die nachstehenden, als vielleicht nicht ganz unwichtig für seinen Charakter und die Art seines Wesens und Wirkens hier bei.

„Ich danke Ihnen, lieber Wehl, von ganzem Herzen für Ihren vom 6. d. datirten, erst heute hier angekommenen Brief, der bis zur Stunde das einzige Lebenszeichen meines in Hamburg geborenen Schmerzenskindleins*) ist. Viele persönliche Freunde und nahe Bekannte, die ich dort besitze, haben mich ohne Nachricht über das Stück gelassen; um so liebenswürdiger finde ich's von Ihnen, daß Sie, ohne irgend welche Verpflichtung dazu, aus reinem Mitgefühl, mir geschrieben. Was Sie schreiben und was Robert der Heller, den ich zu grüßen bitte, druckt, läßt mich als erfahrenen Mann alle Mängel der Darstellung ermessen, und da ich die Mängel der Dichtung als gesunder und im Wachsthum begriffener Mensch ebenfogut kenne, mache ich mir über „Erfolge" gar keine Täuschungen. Stücke wie das meine, haben nur in Berlin und Wien ein großes Publikum, ein ausreichendes Personal; nun ist das meine überall (auf 31 Bühnen) gegeben worden, aber gerade in Berlin und Wien nicht, weil Herr von Hülsen und Herr Laube zu gute Kollegen sind, um mich exponiren zu wollen . . . Doch, lassen wir das; Sie wissen, auch ohne meine Lamentation zu hören, wie es einem dramatischen Dichter in deutschen Landen ergeht, und ich kann und will alles Dichten ganz gut und ganz gern im Trachten, den Poeten im Intendanten aufgehen lassen. Da hab' ich Erfolge genug und thue an Anderen, was Andere für mich — nicht thun.

Die bekannten Calamitäten der letzten Zeit haben freilich auch auf das Theater gewirkt; indessen wir erholen uns jetzt allmählich. Nur will München, das lange genug gewinnt hat, lachen, viel lachen, um jeden Preis lachen. Haben Sie nichts Lustiges für uns? Keine Fastnachtspossе? Herzlichst dankend und grüßend

M., 10./12. 52. Ihr treu ergebener F. Dingelstedt."

*) „Das Haus der Barneveldt", Trauerspiel in 5 Akten.

„Verzeihen Sie, mein lieber Wehl, wenn ich in der amtlichen Einlage eine undankbare Arbeit, Ihre Abstimmung in einer dramaturgischen Streitfrage, Ihnen zumuthe.*) Die Sache, deren thatsächlichen Bestand Sie vielleicht schon aus der „Allg. Ztg." kennen, droht eine cause célèbre zu werden und vor die bürgerlichen Gerichte zu kommen. Ich wünsche deswegen begreiflicher Weise im Streitpunkte klar zu sehen und sammle Urtheile von sachverständigen Männern, dramatischen und dramaturgischen Schriftstellern, technischen Direktoren und Regisseuren, während meine Gegnerin, Frl. Denker, an ihre Kunstgenossinnen appellirt und, wie ich höre, auch den alten Töpfer angerufen hat, um Urtheile zu ihren Gunsten zusammenzubringen. Ich muß mich rühren, handelt es sich gleich in höchster Instanz nur um eine Kleinigkeit: mir gilt es um Rettung des Grundsatzes in erster Linie, in zweiter um Aufrechterhaltung meiner amtlichen und wissenschaftlichen Autorität. Daß ich unter Gleichstrebenden Stützen für mich suche, kann mir dabei gewiß nicht verargt werden: setzt doch die Denker, ganz in ihrer intriguenlustigen Weise, Himmel und Erde in Bewegung und trommelt ganz Israel für sich zusammen.

Ihrer baldgefälligen Antwort entgegensehend, grüßt Sie freundschaftlichst Ihr

Fr. Dingelstedt."

München, 1[illegible] Januar 55.

„Ich danke Ihnen, verehrter Wehl, für Ihr Gutachten in Sachen der Frau Foster. Dasselbe stimmt nicht nur mit meiner eigenen Ansicht überein, sondern auch mit derjenigen von 15, schreibe fünfzehn sach- und fachkundigen Größen, darunter Laube, Gutzkow, Eduard Devrient, das Regie-Collegium der Wiener Burg, die Oberregisseure von Berlin, Hannover, Stuttgart u. s. w. u. s. w. Auch die strengen Theoretiker, Rötscher und Prutz an der Spitze, entscheiden für mich, so daß ich meine Sache in allen Instanzen, dem Rechte gemäß, durchzusetzen zuversichtlich hoffen darf. Meine Gegnerin stützt sich, wie ich höre und Ihnen auch schon gemeldet zu haben glaube, auf ein paar Kolleginnen, die, aus Angst vor der Rolle, sie von sich, also auch von ihr abwälzen möchten und auf

*) Es handelte sich um die Rolle der Frau Foster in dem Schauspiele „Die Gebrüder Foster" von Töpfer, welche Frl. Denker abgesehnt hatte, zu spielen.

den Ausspruch Töpfer's, der denn allerdings als Uebersetzer ein nicht ungewichtiges, aber doch auch nicht unumstößliches Urtheil abzugeben haben wird. Deswegen ist es mir von Belang, dies Urtheil im Voraus kennen zu lernen. Sind Sie im Stande, in dessen Besitz zu gelangen und mich zu setzen, — natürlich nur auf unbefangenem und würdigem Wege, — so erweisen Sie mir einen Dienst. Ich kann doch kaum glauben, daß der alte Herr, aus bloßer Empfindlichkeit gegen uns Bühnenlenker, die wir seine Stücke nicht nach seinem Wunsch geben (oder — honoriren!), sich in Widerspruch mit allen Autoritäten öffentlich setzen will, einer Darstellerin zu Gefallen, die doch zuletzt nichts für ihn thut und thun kann. Kommt zumal die Sache dort vor Gericht und unter eidliches Erkenntniß, wie zu erwarten steht, so mag und wird er sich besinnen, ehe er kategorische Orakel von sich giebt, die von vorn herein schon entkräftet sind.'

Gutzkow's „Venz" ist ein — Winter; kalt und unklar. Er steckt noch immer zu tief im Epischen, in Episoden drin. Geht er auf diesem Wege, sich verlierend und verirrend, weiter, so ist er für die Bühne verloren, zum tiefen Schmerz seiner Getreuen, worunter wir zwei uns sicher rechnen dürfen. Treulichst Ihr

München, den 5. Febr. 1855.

Fr. Dingelstedt."

„Heute schreibe ich Ihnen, lieber Freund, auf höchsten Befehl. Mein Gnädigster Herr wünscht zu wissen, ob Sie geneigt und im Stande sind, sich und die Redaktion Ihrer „Deutschen Schaubühne" von einem baldmöglichen, durch Sie selbst zu bestimmenden Zeitpunkte nach Weimar zu versetzen? Da Serenissimus voraussetzt, daß die Unterhandlungen über diesen Antrag bei gegenseitiger persönlicher Unbekanntschaft (zwischen Ihm und Ihnen nämlich) weitläufig werden dürften, würde es Sr. Kgl. Hoheit angenehm sein, wenn Sie Ihren uns zugedachten Besuch bald ablegten. Ich schlug vor, Sie zum 8. April (Geburtsfest J. Kgl. H. der Frau Großherzogin) einzuladen, womit Serenissimus Sich einverstanden erklärte. Kommen Sie Samstag den 6. hier an. Sie sehen ein paar Hoffeste, einige Theater-Abende, etwas mehr Menschen als gewöhnlich. Zu einer stillen Stunde unter uns findet sich aber doch Zeit, natürlich auch zu einer Audienz bei Serenissimo, wenn

auch erst am 9. Excellenz von Maltitz[1]) wird sich freuen Sie zu sehen. Behandeln Sie die Sache mit gewohnter Discretion. Geben Sie mir eine ostensible Antwort und eine vertrauliche dazu. Beide nach Berlin, Hotel Meinhardt, wo ich am 17. d. eintreffen und bis zum 28. bleiben werde. Intendanten-Conferenz und Aufführung des „Wintermärchen" im — Victoriatheater's geben Veranlassung zu einem Besuche, der auch sonst wichtig werden kann. Accreditiren Sie mich bei Ihren Freunden für ein paar gute Artikel und geben Sie mir Winke, Empfehlungen, Rathschläge. Treulichst Ihr

Weimar, den 12. März 1861. Fr. Dingelstedt."

„Ich konnte auf Ihren Brief, mein verehrter Freund, nicht eher als heute antworten, weil Serenissimus, seit vierzehn Tagen auf der Auerhahnjagd abwesend, erst gestern für mich zu haben war. Im Uebrigen haben Sie sich selbst so auch die Antwort gegeben: 1200 Thaler, neben Wohnungs- und Uebersiedelungs-Entschädigung, sind zu viel, nicht für Sie, am Ende auch nicht für die „Schaubühne", aber für die hiesigen Verhältnisse, aus denen wir denn doch einmal nicht hinaus können. Wir gingen von 800 Thalern für Sie aus; darauf wäre zu unterhandeln, vielleicht auch durch Uebereinkunft mit Vogt noch ein Zulagchen von 200 dazu zu bringen, jedes Falls ein artiger Titel herauszuschlagen gewesen, während ich auf Ihre Forderung mit einem — wenn es Gott schwer schmerzlichen Verzicht erwidern muß. Ich höre so notirt hier, daß der Ihr Gewinn persönlich ein großes Loos gewesen sein würde, von der Zeitung nicht zu reden. Nun, es hat nicht sein sollen, Sie haben nicht gewollt, wahrscheinlich auf gutem Grund und Recht. Gehen wir also zur Tagesordnung über.

Den 16. und 18. Mai haben wir Hebbel's Nibelungen vollständig und im Zusammenhange, mit seiner Frau als Gast . . . Das ist alles eitel „verlor'ne Liebesmüh", wie es Ihr Besuch auch gewesen. Grollen Sie mir deshalb nicht; ich hab's gut

[1]) Apollonius, Freiherr von Maltitz, lange Jahre russischer Geschäftsträger am Hofe zu Weimar, trat auch mehrfach sich glücklich als Dichter auf. „Noch ein Blatt in Lethe" (Weimar, Verlag von B. F. K. Kühn, 1857), „Vor dem Verstummen" (Ebendaselbst 1858). Früher erschienen in Berlin (1836) „Bekenntnisse eines Rappen mit Anmerkungen seines Kutschers."

gemeint, und mehrlich nicht mit mir allein, sondern zuerst auch mit Ihnen.

Mit herzlichem Gruß von Haus zu Haus Ihr
Weimar, 6. Mai 1861. Fr. Dingelstedt."

„Es wäre mir doch angenehm, wenn Sie, lieber Wehl, zu den nächstbevorstehenden Vorstellungen nicht erst Ostern hierher kämen: persönlich, um allerlei Mißverständnisse Ihres letzten Schreibens aufzuklären, sachlich, weil ich mit so manchen interessanten Fremdlingen, der sich angemeldet haben, die eigentliche Jubelfeier, sowie zwei daran anzuknüpfende Unternehmungen, die Gründung einer deutschen Shakespeare-Gesellschaft und die Bildung eines Vereins deutscher Bühnendichter und Theaterer, wenigstens so weit „anbahnen" möchte, daß zum Säcularfest selbst eine constituirende Versammlung angericht werden könnte. Gut Ding will bei uns zu Land Weile haben. Sehen Sie also zu, was Sie thun können.

Anbei ein Fingerzeig, wie ich die Historien-Galerie betrachtet und beleuchtet sehen möchte. Frei nach Ulrici.

Wenn Sie können, finden Sie mich an den vier Vorstellungstagen von 4 bis 6 Uhr Nachmittags zu Haus. Morgens sind Proben. Ganz der Ihrige

Weimar, 1. Dezember 1860. Fr. Dingelstedt."

Diese wenigen Briefmittheilungen will ich übrigens nicht abschließen, ohne noch zwei weitere hinzuzufügen, die erkennen lassen, daß Dingelstedt zu seiner Bühnenleitung auch ernst und gewissenhaft sein und ein gesundes und offenes Urtheil klar und unumwunden auszusprechen und dabei doch einen gewinnend verbindlichen Ton zu behaupten im Stande war.

Ich hatte bei Einsendung neuer dramatischer Arbeiten der Bemerkung hinzugefügt, wie ich hoffte, daß mein Zurücktreten von der Redaktion der „Jahreszeiten" auf seine Entscheidung keinen Einfluß haben werde. Darauf antwortete er Folgendes:

„Sie thun mir Unrecht, werther Herr und Freund, wenn Sie der Veränderung Ihrer persönlichen Verhältnisse auch eine Veränderung meiner Gesinnungen für Sie zuschreiben. Ich kann Ihnen mit vollster Aufrichtigkeit die Versicherung geben, daß, so wie meine Theilnahme für Ihre dramatischen Arbeiten keineswegs durch irgend welche Rücksicht auf Ihre frühere Stellung an der Spitze einer

Zeitschrift bestimmt worden ist, so auch Ihr Rücktritt von der letzteren durchaus nicht auf mein Urtheil über Ihre beiden zuletzt eingesandten Stücke eingewirkt hat. Wenn dieselben von mir nicht angenommen und gegeben worden sind, so müssen Sie den Grund dafür lediglich in den Stücken selbst suchen. Ich habe Anstand genommen, Ihnen dies unumwunden zu sagen, indeß Sie fordern Bescheid, und ich gebe ihn mit vollster Offenheit.

„Ein Bubenstreich*)" ist gut gemacht, spielt aber in einer Sphäre, wo ein Sie nicht zu Hause sind. Othello als Dorfgeschichte bildet ohnehin einen gewagten Vorwurf, die Behandlung desselben, wirksam an sich, trifft den Ton, der hier angeschlagen werden mußte, nicht: so sprechen die Bauern nicht. Nur eine Figur ist wahr, aber zugleich widerlich: der Trunkenbold Heimer. wie kommt mein feiner anmuthiger Wohl zu so „grausichen" Dingen?

„Graf Thürin**)" variirt ein altes Thema. Die Verkleidungs-Komödie ist meines Erachtens überhaupt abgenutzt; hier aber, wo „Der verwunschene Prinz" hinter dem ganzen Stücke stehen würde, hätte dies keinen Boden, nur ein Schattenleben.

Sehen Sie, das hatte und habe ich an Bedenken gegen Ihre neuesten Arbeiten. Entkräftigen Sie es, und ich bin bereit, mich belehren zu lassen. Aber mit Vorwürfen, wie sie Ihr letzter Brief enthält, kränken Sie mich nicht mehr; ich verdiene sie nicht. Meine Bühnenleitung hat, wenn irgend einen Vorzug, so in erster Reihe den, daß sie den gerechten Ansprüchen der gegenwärtigen Literatur an's Theater nächste und höchste Rechnung trägt. Sie mag in der Anerkennung nach außen abhängig sein von dem Urtheil tüchtiger und einflußreicher Männer wie Sie; in ihren inneren und eigenen Motiven ist sie es nicht. Ich gebe Stücke von literarischen Gegnern und weise solche von Verbündeten und Freunden ab, immer durch meine Ueberzeugung geleitet, die allerdings irren kann, nicht durch persönliche Empfindung, die dadurch unbeirrt bleibt. Soviel zur Verständigung; herzliche Grüße dazu von

München, 6. Febr. 1854. Ihrem ergebensten

Fr. Dingelstedt.

Ein anderes Schreiben aus einem späteren Jahre zeigt wie gern er auch anerkannte und mit wie kluger Schelmerei er durch

*) Gesammelte dram. Werke von F. W. Fünfter Band.
**) Ebendaselbst, zweiter Band.

eine Rücksichtnahme auf die Verehrung für Goethe und Schiller im Weimarer Theaterpublikum eine Ablehnung zu begründen verstand. Sehr bezeichnend erscheint seine Auslassung über seine Gedichte. Der Brief lautet:

„Weimar, den 30. Nov. 1858.

Verzeihen Sie, verehrter Freund, wenn ich, unlängst erst zurückgekehrt und deswegen nicht früher in Besitz Ihrer Sendung vom 3. Juli d. J. gelangt, so spät für dieselbe danke. Ich nehme Ihren „Romeo auf dem Burrau" für hiesige Hofbühne mit Vergnügen an und werde ihn vorher auf dem Schloßtheater meines gnädigsten Herrn darstellen lassen. Die übrigen Stücke behalte ich mir vor, gelegentlich einzureichen. „Timon von Athen" lassen Sie mir für meine Shakespeare-Ausgabe, von der Sie wohl reden gehört haben, und erlauben Sie, daß ich Ihnen noch ein oder das andere Werk übertrage. Den Plan des Ganzen schicke ich Ihnen, sobald er reif ist; Ihre Stelle darin soll eine anständige und auch in äußerer Beziehung vortheilhafte sein.

Den Kleist-Prolog habe ich keineswegs übersehen, aber ebenso wenig benützt: Dem Romantiker darf auf unserer „klassischen" Bühne nicht gleiche Ehre widerfahren wie ihren Heroen, sonst schreit Alt- und Neu-Weimar Jeter über mein Haupt —! —

Als Gegengabe lege ich meine Gedichte in 2. Auflage bei, Minatur-Portrait des Verfassers, das Sie in Brillanten einer glänzenden Kritik einfassen müssen.

Ernstlich: Thun Sie mir den Gefallen, recht bald, jedes Falles noch vor den Weihnachts-Anfällen, nicht nur in den „Jahreszeiten", sondern auch in einem oder dem anderen politischen Blatt einmal auf eine lyrische Sammlung hinzuweisen, die niemals ein Mode-Artikel à la Redwitz werden wird, will oder kann, die aber ihre kleine Gemeinde, freie und starke Seelen, doch wohl findet, wenn sie rechtzeitig und richtig ausgestellt wird.

Treuester Gruß

Ihres Fr. Dingelstedt."

Gottfried Kinkel schied am 13. Nov. 1882 von dieser Erde. Die Nachrufe, die ich in den Zeitungen über ihn gefunden, erschienen mir alle mehr oder minder seicht und leer

Selbst Karl von Thaler in der Wiener „Neuen Freien Presse“ brachte nichts besonders Bedeutsames über ihn zu Tage. Unsere Zeit hat nach gerade verlernt über Dichter zu schreiben, sonst müßte sie vornehmlich über Kinkel des Anziehenden und Fesselnden viel zu erzählen wissen. Sein Leben ist wie ein Roman und reich an Wechsel, halb von der Lyrik einer idyllischen Liebe und halb vom Drama der Revolution erfüllt. Sein Ausgang ist jedenfalls ziemlich tragisch.

Der Sohn eines protestantischen Geistlichen, wurde er von Hause aus für die theologische Laufbahn bestimmt, der er sich denn auch mit Eifer und musterhafter Treue hingab, bis eine lebhaft erwachte Neigung zu Kunst und Literatur begann ihn dem Stande und Studium der Kirche abwendig zu machen. Die Liebe zu einer katholischen Frau gab den Ausschlag. Er hatte früh Johanna Mockel kennen gelernt. Von den „Zehn Sonetten an Johanna“ lautet das erste:

Still war mein Knabenleben, eng und klein;
Drum gruben sich auf meines Herzens Grund
Nur wenig Bilder, aber farbenbunt
Mit unzerstörbar tiefen Zügen ein.

Eins blieb mir, du! O, weißt du, dort am Rhein —
Ein Kind fast warst du noch, froh, hell, gesund,
Und blicktest heiter in das Wellenrund,
Als wären all die schönen Wunder dein.

Ich kam des Weges auch mit leisem Schritt;
Da standst du dunkel vor dem Abendlicht,
Das mächtig wiederglänzte von der Flut.

Ich sah dich, glorverklärt das Angesicht
Von meiner Schwester Arme traut umwebt —
Ich schwieg; und nahm dies Bild in's Leben mit.

Das Leben hatte sie weit auseinander gerissen. Johanna Mockel war die Gattin des Buch- und Kunsthändlers Mathieux in Köln geworden und nach einer unglücklichen Ehe mit diesem in Scheidung getreten. Als geschiedene Frau lernte er sie neuerdings kennen.

Nach allen Beschreibungen und Bildnissen, die von ihr vorhanden sind, kann man sie entschieden nicht schön finden. In den „Memoiren einer Idealistin“ wird sie folgendermaßen geschildert: „Johanna Kinkel hatte nichts in ihrem Äußern von dem, was

man gewöhnlich bei Frauen schön oder anmuthig nennt; ihre Züge waren stark, fast männlich, ihr Teint auffallend dunkel, ihre Gestalt massiv, aber über dem Allen thronten ein paar wunderbare dunkle Augen, die von einer Welt von Geist und Empfindung zeugten, und in den reichen Modulationen ihrer tiefen, vollen Stimme tönte eine Fülle des Gefühls, so daß man unmöglich beim ersten Eindruck sagen konnte: „wie häßlich ist diese Frau!“ sondern sagen mußte: „welch' eine bedeutende Frau! und welches Glück wird es sein, sie näher kennen zu lernen!“

Alle, die sie näher kannten, liebten sie denn auch in der That und schätzten sich glücklich in ihrem Umgange.

Sie besaß viel musikalische Begabung, Geist und entzückende Laune. Damit eroberte sie Kinkel's Herz. Allein es kam zwischen ihnen zu keiner Erklärung und konnte zu einer solchen zwischen ihnen nicht kommen, da sie Katholikin war und einen neuen Bund nicht eingehen durfte. So lebten beide in Hangen und Bangen lange Zeit hin, bis ein eigenthümliches Ereigniß den Ausschlag gab. Auf einer Kahnfahrt im Rhein wurden sie von einem Unwetter überrascht und in den tobenden Strom geschleudert. In „Eine Lebensstunde“ singt Kinkel über dies Ereigniß unter anderen auch folgende Strophen:

Verloren! — Von gewalt'gem Stoße
Birst schon der Kahn im Flutenbraus
Und in der Wellen grimm Getose
Unrettbar schleudert er uns aus.
Da schwieg das Leben; seine Laute,
So lockend hold, verstummten ganz!
Doch deine Liebe schlug, o Traute,
Zum Himmel auf in lichtem Glanz.

Denn alle, alle Erdenschranken
Sie borsten mit dem Kahn entzwei;
Nun durft ich innig Dich umranken,
Dich an mich pressen kühn und frei.
Du hast, oh Starke, nicht gejammert
In solcher sel'gen Todesnoth;
An den Geliebten festgeklammert,
Sankst, wie ein Kind, du in den Tod.

Doch mich durchfloß in deinem Arme
Des vollsten Lebens heiß Gefühl;
Denn deine Brust, die wilde, warme,
Schlug mir im kalten Flutgewühl.

Nun rasch gewandt, ein starker Schwimmer,
Taucht' ich aus Wellengischt hervor,
Und zum krystall'nen Sternenschimmer,
Hub' dich mein nerv'ger Arm empor.

Du warst gerettet, mir gerettet,
Für eine frische Lebensbahn;
An meine Brust lagst du gebettet
Und weinend blicktest du mich an.
Und wie vom Stromgott losgebunden
Mich deiner Locken Schwall umfloß,
Empfand ich willig mich umwunden
Von deiner Liebe fesselloß.

Da fiel des Lebens höchste Stunde
Vom Himmel uns mit Allgewalt;
Frei gab dein Mund sich meinem Munde,
Von Wonneschauern heiß durchwallt!
Da löste sich aus Todesschmerzen
Das allererste heil'ge Du:
Du hauchtest es aus vollem Herzen
Mir Über-Überseel'gem zu!

Damit war ihr Bund geschlossen. Am 22. Mai 1843 wurden Johanna Mockel und Gottfried Kinkel ein Paar, beide von ihren Kirchen verpönt und in Bann gethan. Er aber sang am Hochzeitstage seinem Weibe zu:

Und sieh, nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht!
Nach all' dem Kampf ist doch erglommen
Der Stern der stillen Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel' und Leib,
Und laß dir's heimlich sein im Hause,
Darin du nun gebeutst als Weib.

Ein Jüngling nicht, im Jubelrausche,
Jauchzt dir die wilden Schwüre zu;
Nicht wie die Braut im Wonnetausche
Trittst über meine Schwelle du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
Auf deinen Wangen liegt der Gram,
Weil ja in tausend Truggestalten
Der Haß dich mir zu rauben kam.

Doch ungeschwächt durch alle Plage
Ging mit uns diese heil'ge Gluth;

In unsres Herzens vollem Schlage
Pulst noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und stolz! Mit festem Sinne
Erwiesen wir's der feigen Welt,
Daß einer todesstarken Minne
Kein Hemmniß in den Weg sich stellt.

Verzeih's Gott denen, die uns hassen,
Dir beut' die Hand ein armer Mann;
Du magst mit einem Blick umfassen
Das Gut, das ich dir bieten kann. —
Ja, lebte noch das Recht auf Erden,
Ging alles ehrlich, wie es soll,
Dir müßte ja zu eigen werden
Ein Haus an Schätzen übervoll!

Doch blieb aus meiner Eltern Habe
Ein traulich Lager für uns zwei,
Und daß uns Brot und Becher labe,
Stellst du den eig'nen Tisch herbei.
Der Frühling sendet seine Düfte
Vom Garten her in reichem Schwall
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: Komm, o komm! die Nachtigall.

Und staunst du morgen, froh erwachend,
Bricht mächt'ger Sonnenglanz herein,
Durch's hohe Fenster grüßt Dich lachend
Das wunderbare Land am Rhein.
Wir schreiten mit verjüngter Stärke
An unser Schaffen ohne Rast,
Und nach vollbrachtem Tagewerke
Bin ich am eig'nen Herd dein Gast.

Es dürfte kaum jemals eine Dichterhäuslichkeit einfacher und zugleich reizvoller geschildert worden sein. Jedenfalls waren Kinkel und seine Johanna darin glücklich und vollends, als ihnen 1844 ein Sohn geboren wurde. Darüber versäumten sie nicht werkthätig zu sein und für den täglichen Unterhalt zu schaffen. Johanna gab Musikunterricht und Kinkel schriftstellerte und lehrte in einem selbst gestifteten Handwerkerbildungsvereine im Sinne des demokratischen Sozialismus und der Volksfreiheit. 1848 in die revolutionäre Bewegung gezogen, schloß er sich im folgenden Jahre dem pfälzisch-badischen Aufstande an und wurde in diesem im Juni von den

preußischen Truppen gefangen und in Rastatt von einem niedergesetzten Kriegsgericht zum Tode verurtheilt.

Unter dem Eindrucke dieses Todesurtheils hat er zwei Lieder gedichtet, die zu den ergreifendsten gehören, die unsere Literatur besitzt. Das Erste „Vor den achtzehn Gewehrmäulern" schließt mit der herrlichen Strophe:

Hier steh ich, nun zielt! Nun brichst du, o Herz,
Wenn achtzehn Mündungen knallen!
Die Seele, sie braust in den heiligen Chor
Der Freien, die vor mir gefallen.
Wir kennen nicht Rast, wir durchstreifen die Welt,
In Sonnenschein und Gewittern,
Bis die letzte Zwingburg Lumpend zerbirst
Und die letzten Ketten zersplittern.

Das andere „Mein Vermächtniß" lautet:

Das Beste, was das Leben giebt,
Das hab ich nun genossen:
Mich hat ein edel Weib geliebt
Und gab mir holde Sprossen.
Im Freundeskreigen stand ich stark
Beim Becher und in Fehde
Mein Leib war fest, gesund mein Mark
Und golden floß die Rede.

Mir gab Natur ein fühlend Herz
Für Seligkeit und Wunden;
Des Gottes Lust, des Narren Schmerz —
Ich hab' ihn mit empfunden!
Es lag der Zeiten großes Buch
Vor meinem Geiste offen,
Der Freiheit Glück, der Knechtschaft Fluch,
Der Völker Grimm und Hoffen.

Den Feinden mild, den Freunden gut,
Die Hand noch rein vom Frevel,
Kein Blatt voll Haß, kein Blatt voll Blut
In meines Schicksals Buche:
So werf' ich in den Opferbrand
Ein reich bedrängtes Leben —
Ob Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für dich es hinzugeben!

Der milden, schwielenharten Hand
Ein sanftes Loos zu werben,
Du armer Stand, du treuer Stand,
Für dich geh' ich zu sterben.

Euch Armen treu bis in den Tod,
Für euch zur That entschlossen,
Fall' ich um's nächste Morgenroth
Vom kalten Blei durchschossen.

So haltet mich in treuem Sinn,
Oh, Meister und Gesellen!
Gedenke mein, du Näherin,
In deiner trüben Zelle,
Du Winzer, der am Fels der Ahr
Umsonst in Gluthen leidet,
Du arme Lagewerkerschaar,
Die fremde Garben schneidet!

Ich werde nicht vergessen sein,
Du Jugend wirst mich kennen
Und wirst an meines Geistes Schein
Zum Freiheitsdurst entbrennen,
Manch' Frauenauge weint um mich,
Den Sänger süßer Lieder;
Als Gruß der Erde neigen sich
Viel Blumen zu mir nieder.

Den letzten Gruß dir über'm Rhein
Du edles Volk der Franken!
Die Völker sollen einig sein
In Herzen und Gedanken.
Stehn soll, so weit auf diesem Rund
Sich Aug' in Auge spiegelt,
Der ew'ge Bund, der Bruderbund,
Den euch mein Blut besiegelt.

Das schöne Gedicht ist besonders bezeichnend für Kinkel, wie für die damalige Geistesrichtung in Deutschland. Es athmet ein rührendes Pathos und bei dem vollen Mannesbewußtsein eine geradezu erschütternde Weichheit der Empfindung. Abgesehen von einigen Wort- und Reim-Wiederholungen (treu, Buch — Fluch, sein — Schein, Rhein), die etwa zu rügen sein möchten, die aber die Umstände entschuldigen, ist es der leuchtende Beweis seiner dichterischen Befähigung. Es ist durchpulst von Schwung und Harmonie. In seiner politischen Gesinnung jedoch ist es unklar und verschwommen. Daß es mit einem Gruße an Frankreich schließt, läßt uns deutlich genug erkennen, wie Kinkel noch ganz und gar in jenem revolutionären Drange befangen ist, der sich neuerdings jenseits des Rheins mächtig entwickelt hatte und welcher

auf deutsche Verhältnisse vorerst nur sehr geringe Anwendung finden konnte. Kinkel besaß leider keine Spur von dem gesunden geschichtlichen Instinkte, den z. B. Emanuel Geibel in seinem „Heroldsrufen" zu Tage legt. Er wirkte für die Arbeiter, für den vierten Stand, er wollte die soziale Revolution, den Völkerbund, die Republik. Und dies Alles mit dem zersplitterten Reich, einem fassungslosen Liberalismus und einem aus allen Nähten geplatzten Volksgefühl, mit einem Worte: den Staat ohne die Nation. Wenn er erschossen worden wäre, er wäre gestorben, ohne recht zu wissen, für was. Sein als Dichtung vortreffliches „Vermächtniß" beweist das.

Zum Glück ward er im letzten Augenblicke begnadigt. Wer und was seine Begnadigung veranlaßt hat, ist niemals recht kund geworden. Genug jedoch, sein Leben ward geschont, um zuerst in's Zuchthaus, dann in die Festung Spandau eingepfercht zu werden. Von hier befreite ihn auf äußerst verwegene Weise der Student Karl Schurz, der ihn heimlich durch Mecklenburg nach England brachte. In London gesellte sich seine Gattin wieder zu ihm und durch seine Anstellung als Professor der deutschen Sprache und Literatur am Hyde-Park-College und ihr Unterrichtgeben in Gesang und Klavier gelang es ihnen, sich auch in der Fremde ein trauliches Heimwesen zu verschaffen. Leider wurde Johanna demselben schon am 15 November 1858 durch einen tödtlichen Sturz aus dem Fenster ihrer Wohnung entrissen.

Man hat hier und da behauptet: dieser Fenstersturz sei ein freiwilliger gewesen und erfolgt, weil sie sich von Kinkel vernachlässigt gefunden habe. Die schon angeführten „Memoiren einer Idealistin", eine Nabbefreundeten des Kinkel'schen Hauses, widerspricht dem auf das Entschiedenste. Sie berichten: „Ich erfuhr erst in Kinkel's Hause selbst, daß der Tod ein gewaltsamer, durch den Sturz aus den Fenster ihres Schlafzimmers in den Hof veranlaßter, gewesen sei und nur, da sie im Augenblick des Sturzes allein im Zimmer gewesen war, der bittere Zweifel aufsteigen mußte, ob dieses jähe Abreißen des Lebensfadens nicht ein freiwilliges gewesen sei. Dem tief gebeugten Gatten mußte dieser Zweifel, trotzdem sein Herz eine andere Gewißheit hatte, die Last des Schmerzes noch schwerer machen. Dagegen sagte Johanna (die älteste Tochter, ein wahrhaft edeles Geschöpf, in der kindlichen Hülle eines vierzehnjährigen

Mädchens ſchon eine große, heldenmüthige, mit jedem edelſten Reiz geſchmückte Seele tragend) mit ruhiger Gewißheit: „Nein, die Mutter hat uns nicht freiwillig verlaſſen.“ Dieſe Gewißheit ward auch mir, als ich vor der Leiche der ſo tief geliebten Freundin ſtand und auf die feſten, wie in Erz gegoſſenen Züge, über denen in feierlichem Schweigen das Geheimniß des Todes lag, niederblickte. War doch ihr letztes Bekenntniß an mich das des reinſten Glückes geweſen. Ihr Leben hatte nach ſo ſchweren Kämpfen ja grade einen Höhepunkt erreicht. Ihre Stellung war jetzt ſo, daß die einſtigen materiellen Sorgen ſie nicht mehr drückten. Die Arbeit konnte ſo weit vermindert werden, daß ſie nicht mehr Laſt, ſondern Freude war. Es blieb Zeit zu eignem freudigen Schaffen. Die Kinder wuchſen, geſund an Geiſt und Körper, zu immer ſchönerer Freude der Eltern heran. Kinkel ſtand in voller Kraft und erfolgreichem Wirken nach vielen Seiten hin.“

Nach der Verfaſſerin dieſer „Memoiren“ ergab die ärztliche Unterſuchung ein zu doppelter Größe erweitertes Herz und in Folge deſſen die begründete Annahme, daß Johanna Kinkel von Athemnoth befallen, an das Fenſter geeilt, daſſelbe, das nur zwei Fuß über dem Eſtrich des Zimmers befindlich, geöffnet, und, im Hinausbiegen das Gleichgewicht verlierend, ſechsundvierzig Fuß hinabgeſtürzt ſei.

Die Geſchworenen der Todtenſchau erkannten denn auch einſtimmig auf: zufälligen Tod.

Auf ihr Begräbniß hat Freiligrath eines ſeiner ſchönſten Gedichte gemacht. Rühmend heißt es darin:

Wir ſenken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenoſſen;
Du liegſt auf dieſem fremden Rain
Wie ſtill vor'm Feind erſchoſſen;
Ein Schlachtfeld auch iſt das Exil —
Auf dem biſt du gefallen,
Im ſelben Aug' das Eine Ziel,
Das Eine mit uns Allen!

Nie iſt eine deutſche Frau herrlicher geehrt worden.

Kinkel ſelbſt verwand dieſen Schickſalsſchlag nur ſchwer, blieb aber doch immer, männlichen Muthes voll, für die Seinen und die Sache der Freiheit wirkend. 1866 folgte er einem Rufe als Profeſſor der Kunſtgeſchichte an das Polytechnikum in Zürich, wo er geſtorben.

Welches anziehende und ereignißvolle Leben iſt in ihm erloſchen!

Und welcher Dichter! Seine „Bilder aus Welt und Vorzeit“ enthalten Balladen von gewinnendſter Art. „Scipio“, „Cäſar“, „Dietrich von Bern“, „Das Erbe von Nürburg“, „Das Roſenpaar“ ſind voll Kraft und Mark neben zarter Anmuth und gefälligem Fluß der Verſe. Wie ſchön ſind auch in „Des Dichters Leben und Betrachtung“: „Abendſtille“, „Ein geiſtlich Abendlied“, „Liebe und Muſe“, „Als Brief“ und vor allen: „Sonntagsſtille.“ Hierin iſt einen Theils volle, geſunde Leidenſchaft und andern Theils tiefe, das Gemüth innerſt berührende, wahrhaft fromme und gottergebene Stimmung.

In Frankreich und England würde alles Dieſes Anlaß zu den intereſſanteſten Nachrufen gegeben und auch in Deutſchland würde es daran nicht gefehlt haben, wenn Kinkel ein engliſcher oder franzöſiſcher Dichter geweſen wäre. Da er jedoch das Mißgeſchick hatte, ein deutſcher zu ſein, mußte ſein Heimgang mit dürftiger und knapper Abfertigung ſich zufrieden geben. Wir ſind ſo reich an Poeten, daß ſie im Preiſe bei uns ſehr geſunken und faſt keinen Werth mehr für uns haben, beſonders ſeit wir ein politiſches Volk geworden.

Am 14. Oktober 1884.

Bei dem Ausſcheiden aus meiner Theaterſtellung in Stuttgart mag es mir wohl vergönnt ſein, einen kurzen Rückblick, nicht auf dieſe ſelbſt, denn darüber ſoll eine eingehende eigene Schrift*) Rechenſchaft ablegen, ſondern auf die Beziehungen und Erfahrungen zu werfen, die ſich mir während dieſer in perſönlicher Hinſicht ergeben haben.

Es iſt mir oft vorgeworfen worden, daß ich mir von vornherein nicht angelegen ſein ließ, mich mit den Schwaben zu ſtellen, ja, daß ich ſogar eine entſchiedene Abneigung gegen ſie zu Tage zu legen mich bemüßigt hätte. Wenn ich nun mein Benehmen und Verhalten während jener fünfzehn langen Jahre nachdenkend und prüfend überſchaue, ſo glaube ich mich von dieſen Vorwürfen durchaus freiſprechen zu dürfen. Ich kam nach Stuttgart mit dem beſten Willen und den redlichſten Abſichten, etwas Ordentliches und Verdienſtliches zu leiſten und zugleich mit jener Vorliebe für das ſüddeutſche Weſen, wie ſie faſt alle Norddeutſchen zu empfinden

*) Erſchien inzwiſchen unter dem Titel: „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheaterleitung“ im J. J. Richter'ſchen Verlag in Hamburg 1886.

pflegen. Was nun besonders Schwaben betrifft; so verband mich mit diesem zunächst meine Hinneigung zur romantischen Dichtung und die lebhaften Erinnerungen an Gespräche mit Varnhagen von Ense, in denen er oft seine besondere Theilnahme für diesen Volksstamm aussprach. Wie anziehend wußte er seine Studienzeit in Tübingen zu schildern, die edle und freie Gesinnung Uhland's zu preisen, den festen und gediegenen Charakter seiner Landsleute in's Licht zu stellen. Wie schwelgte seine Nichte Ludmilla Assing im Andenken an die in Stuttgarts literarischen Kreisen verlebten Jugend-Tage.

Wer mich kennt und zu den hier erwähnten Eindrücken meine Neigung rechnet, aller Welt offen und wohlmeinend entgegen zu treten, der wird mir glauben, wenn ich sage: ich kam mit aufgeschlossenem, empfänglichem Herzen nach Stuttgart und von dem aufrichtigen Wunsche beseelt: mir daselbst Freunde zu erwerben.

Die berühmten Schriftsteller von auswärts, die sich dort angesiedelt oder Stellung erhalten, also vor Allen: Freiligrath, Höfer, Otto Müller, Hackländer, Wilhelm Rabe, Heinrich v. Rustige, der Maler und Schriftsteller, nahmen mich denn auch, wie meine im vorliegenden Buche wiedergegebenen Tagebuch-Aufzeichnungen zum Theil belegen, freundlich und zuvorkommend auf, so daß sich mit der Mehrzahl derselben ein inniger und vielfach nutzbringender Verkehr entspann. Unvergeßlich werden mir die glücklichen Stunden bleiben, die ich in Gemeinschaft mit meiner Frau mit den meisten der Genannten im Hause von Eduard Hallberger und seiner schönen und liebenswürdigen Gattin zu verbringen die Freude hatte. Die Geselligkeit in diesem Hause war durch den regen, vielumfassenden Geist des Mannes, den artigen und anmuthigen Sinn der Frau höchst anregend und belebend. Die Letztere konnte es sogar wagen, vor Dichtern von Beruf und Namen an ihrem häuslichen Mittagstische ihre Gäste in Versen zu begrüßen. Alles, was sie that und trieb, erschien gefällig und voll Reiz, stets maßvoll und immer den Umständen und den Augenblicken entsprechend, in denen es sich vollzog. Sie und Eduard Hallberger waren es hauptsächlich, die in mir und meiner Lebensgefährtin den Glauben erweckten: wir würden in Stuttgart einen Umgang finden, wie wir ihn früher in Dresden gefunden. Aber wir sollten bald gewahr werden, daß wir die Rechnung ohne den Wirth d. h. ohne die eigentlichen Schwaben

gemacht. Hallberger's mit Einschluß von Karl Hallberger, dem Bruder Eduard's und jetzt nach dem Tode von diesem und der Schwägerin, das Haupt der Geschäfts, waren Schwaben, die gereist, die Welt gesehen und in Folge dessen weiteren Blick gewonnen und dafür manches von der Natur der Schwaben in sich abgeschliffen hatten. Sie waren die echten, vollwichtigen Schwaben nicht ganz mehr. Wie aber sind nun diese echten, vollwichtigen Schwaben? wird man fragen. Hierauf mag die Schilderung Antwort geben, welche Friedrich Vischer, also selbst ein Vollblutschwabe, von ihnen entwirft. In seinem Romane „Auch Einer" giebt er ein knappgefaßtes, einsilbiges, aber doch wohl zupassendes Bild von ihnen, das folgendermaßen sich ausprägt:

„Schwerblütig, unvermögend sich aus sich heraus zu leben. Meinen ihre Eigenheiten seien bessere, eigenere Eigenheiten, als die Eigenheiten anderer Stämme. Meinen, sie haben die Gemüthlichkeit gepachtet. Kein Zusammenleben, keine Geselligkeit — kein Gespräch. Kein warmes Wort, kein lebendiger Ideenstreit über neue Bücher, Theaterstücke, Kunstwerke, aufregende politische Ereignisse oder Fragen. Gewisse, edle Scham, das Innere geschwind herauszugeben. Selbstgefühl, das sich gegen Modelebtag sperrt. — Zornig. Form gilt für affektirt. Formlosigkeit prinzipiell gemacht. Nicht blasirt."

Und so habe ich die Schwaben in der That gefunden: voll kernhaften Wesens, geistig begabt, frisch und von gesunder Innerlichkeit, aber wenig zugänglich und ausgiebig, eingewickelt und eingepuppt in ihre Sondernatur.

Ich suchte ihre hervorragendsten Leute auf. Sie empfingen mich der Reihe nach an sich haltend und kühl, wenig entgegenkommend. Doch ließ ich mich dadurch nicht abschrecken. Ich trug ihnen meine Hoffnungen und Wünsche vor, indem ich dabei nach einem Punkte suchte, von dem ich vermuthen konnte, daß er sie zu erwärmen im Stande war. Es gelang mir auch meist, so daß sich endlich eine Unterhaltung zwischen uns entspann, die uns einander näher zu bringen schien. Ich ging in der Meinung, mir ein Menschenninneres eröffnet zu haben. Aber siehe da: diese Meinung war durchaus irrthümlich, denn als ich das nächste Mal wiederkam, fand ich den Betreffenden verknöpft und unnahbar wie bei dem ersten Besuche. Wieder begann ich geistig an ihm herumzutasten

und wieder wohl ſtieß ich auf einen Gegenſtand, der zündete. Nun endlich, dachte ich, haſt du gewonnenes Spiel. Aber aufs Neue rieth ich falſch. Bei der dritten Begegnung war der Mann abermals der verſchloſſene, mit über der Bruſt verſchränkten Armen mir entgegentretende Menſch.

Eine Reihe ſolcher Erlebniſſe, die ich hier ſchildern will, machte mich endlich in meinen Bemühungen nach ſchwäbiſchen Bekanntſchaften derart erlahmen, daß ich mich zufrieden gab, ſie nur durch eine gelegentliche Begegnung in den Straßen, in den Parkanlagen oder im Wirthshaus fortzuſetzen.

Friedrich v. Viſcher, der Verfaſſer des auf dem Gebiete der ſchönwiſſenſchaftlichen Literatur ſo bedeutſamen Werkes „Das Erhabene und Komiſche“, der geiſtvolle und durchaus originelle Äſthetiker, ſteht darin obenan. Als ich durch einen gemeinſchaftlichen Freund denſelben um eine Unterredung bitten ließ, wurde ich von ihm mit dieſem in die Redwitz'ſche Weinſtube in der Schloßſtraße beſtellt.

Pünktlich zur beſtimmten Zeit erſchienen und ihm vorgeſtellt, fand ich in dem gelehrten Herrn einen ſtrammen, unterſetzten Mann, der mich kurz angebunden und ohne Umſtände begrüßte, mir ſeine Sorte Wein empfahl und dann ſogleich mit dem Freunde über Stuttgarter Verhältniſſe zu ſprechen begann.

Ich betrachtete ihn während deſſen mit beſonderer Aufmerkſamkeit und fand an ihm zunächſt einen vollen Charakterkopf. Derbe, breite Formen, ſcharfe, ausdrucksvolle Züge. Sein Sprechen war lebhaft und beſtimmt.

Nach einiger Zeit wandte er ſich wieder zu mir: „Sie werden Stuttgart kennen lernen müſſen,“ meinte er. „Es iſt kein „Klein-Paris“, aber ein Plätzle für ſich.“

Eine Weile ſchlich das Geſpräch ziemlich einſilbig und träge hin, bis ich ihn auf Goethe und Shakeſpeare brachte. Da ſchmolz endlich das Eis und er begann in Ausſprüchen überzuſprudeln, die vieles Eigenartige und Seltſame aber ſtets einen Innhalt hatten, der zu denken gab.

„Herr Profeſſor,“ rief ich zum Schluß, „vergönnen Sie mir großmuthig, Sie jedesmal aufzuſuchen, wenn Sie eine Vorſtellung von Shakeſpeare oder unſeren Klaſſikern beſucht haben, um Ihre

Eindrücke und Wahrnehmungen zu erfahren, von denen ich mir Nutzen und Vortheil verspreche."

„Ach was, Theater!" entgegnete er barsch. „In Euer Theater thu' ich keinen Schritt, „da zieht's" und ich krieg' von jeder Vorstellung á Mordskatarrh."

Diese entschiedene und mit einer Art von Wucht gemachte Aeußerung fiel mir wie ein Kolbenschlag auf's Herz. Da hatte ich einen Mann von Geist, einen erleuchteten Kopf, einen von tiefer Erkenntniß in künstlerischen Dingen erfüllten Aesthetiker vor mir, von dem ich mir in meiner dramaturgischen Thätigkeit vielfache Aufklärung und Läuterung glaubte versprechen zu dürfen und von dem ich nun hören mußte, daß er das Theater nicht besuche, weil ihn Zug darin belästigte.

Ich ging bedrückt von dannen, hoffte aber, seine Abneigung die ich für eine Schrulle halten zu müssen meinte, noch besiegen zu können; allein ich irrte mich gründlich. Vischer war durch nichts zu bewegen, von seiner Weigerung Abstand zu nehmen. Ich habe ihn denn auch nie im Zuschauerraum unserer Schaubühne erblickt und ihn nur öfter noch an seinen verschiedenen Stammtischen in Bier- und Weinstuben aufgesucht, ohne daß indeß an diesen die Unterhaltung je eine wahrhaft anregende oder geistig erhebende hätte werden können. Vischer hatte sich nach und nach eine eigene, höchst ungezwungene Umgangsart angewöhnt, eine Umgangsart, wie sie nur in Wirthshäusern möglich ist. Er nahm seinen Bierhumpen oder sein Glas Wein in die Hand und trat bald hier, bald dort an einen Tisch, um sich mit irgend einer Anekdote oder einem derben Spaße in das Gespräch zu mischen. Er war immer voll davon und höchst ergötzlich im Vortrag derselben. Hatte er seine Hörer eine Zeitlang damit ergötzt, so schritt er weiter und rückte mit anderen Einfällen und Geschichten an, bis er der Sache müde war und verschwand.

Daß auf das innere Wesen und die Natur eines Professors der Aesthetik ein dauernder „Commers" dieser Art nicht günstig wirken konnte, liegt auf der Hand und meiner Ansicht zufolge haben Schriften und Vortrag dieses ausgezeichneten Gelehrten in späterer Zeit wesentlich darunter gelitten. Es kam in sein Reden und Schreiben, wie in seinen Gesellschaftston dadurch ein unsichtloses, nicht selten geradezu kurioses Verhalten. Das Schrullige nahm

bei ihm so überhand, daß es zuletzt bei ihm zur eigentlichen Natur wurde. Man könnte ein lustiges Buch damit füllen. Wie komisch war nicht, daß er, wie man mir erzählte, in dem Briefe an einen Freund 1870 ganz ernsthaft schrieb: er würde am Liebsten selbst mit zu Felde ziehen, wenn ihn nicht ein verfluchtes Hühneraug quälte.*)

Politisch war er von freier und tapferer Gesinnung, der echte, dreinfahrende Schartenmayer, wie er sich selbst und seine nähern Freunde ihn gern zu nennen pflegten. Er empfand kernhaft deutsch und kannte in dieser Beziehung kein Federlesen. Seine Anschauungen kamen frisch von der Leber weg und hatten nichts von engherziger Beschränktheit. Er stand treu zum deutschen Reich.

Gern hätte ich den näheren Umgang eines solchen Mannes, der bei manchem Schatten viel Licht bot, genossen, aber, da mein Gesundheitszustand mich später aus der Kneipe verbannte und ich sonst seiner nicht habhaft zu werden wußte, blieb mir schließlich nichts übrig, als ihm zu entsagen und nur noch durch seinen Neffen, Hofrath Wilhelm Hemsen, mit ihm eine Art geistiger Berührung zu pflegen.

Mit Karl Gerok, dem Hofprediger, wurde ich ziemlich bald, freilich durch ein sehr schmerzliches Ereigniß in meiner Familie bekannt. Der Tod raubte uns unser neunjähriges Töchterchen, ein Kind, das von seiner Geburt an immer kränklich, aber uns darum natürlich um so theurer geworden war. Blond und blauäugig trug es in seinem lieblichen Gesichtchen einen tiefen Zug des Schmerzes, der Jeden rührte, der es sah. Es hielt sich meist für sich, saß mit seinem Püppchen oder sonstigem kleinen Spielzeug im Schooß in seinem Stühlchen, das noch heute in meinem Arbeitszimmer steht, und sang unverständliche Liedchen vor sich hin. Es war, als ob es sich mit unsichtbaren Engeln unterhielt. Eben fing Käthchen an, sich kräftiger zu entwickeln, als ein wiederholter Typhus sie uns entriß.

An ihrem Grabe hielt Gerok die Leichenrede. Was er sprach, vernahm ich nicht deutlich, denn das Leid schüttelte mich wie im Fieber. Plötzlich aber trafen mein Ohr aus seinem Munde die Worte Uhland's: „Auf den Tod eines Kindes“:

*) Seitdem ist dieser Brief in dem Buche von Oberst Günthert über Friedrich Vischer veröffentlicht worden.

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
Ein flücht'ger Gast im Erdenland;
Woher? Wohin? Wir wissen nur:
Aus Gottes Hand in Gottes Hand.

Sie berührten mich wie Alphornklänge aus dem Jenseits, wie ein Ton aus der himmlischen Heimath, die uns einst Alle umschließt. Ich hatte sie natürlich oft gelesen, aber sie begreiflicher Weise noch nie so empfunden, als hier am Sarge unseres Kindes. Sie verliehen mir einen wunderbaren Trost, den mir gespendet zu haben, ich Gerok nie vergessen werde.

Er ist ein Dichter von feinsinniger Frömmigkeit, voll Zartheit des Gefühls und harmonischer Form, dem ich warme Sympathie entgegenbrachte. Aufrichtigen Herzens ging ich, nachdem ich Ruhe gewonnen, ihm zu danken. Er erwies sich antheilnahmvoll und gütig. Er rühmte den Beruf, den ich erwählt, denn es sei etwas Schönes, äußerte er, von der Bühne herab auf das Volk erhebend und läuternd wirken zu lassen. Leider schloß er, verbiete sein Stand ihm: das Theater zu besuchen. Theater und Kirche seien eben durch Überlieferung getrennt. Sie trennte den Hofprälaten selbstverständlich auch vom Hoftheater-Vorstand. Es hat in Folge dessen nie wieder eine andere Berührung zwischen uns Platz gegriffen, als daß ich Gerok zuweilen in der Schloßkirche predigen hörte und daß er meinen Sohn konfirmierte. Im Übrigen begegneten wir uns nur dann und wann in den Parkanlagen, wo ich mich immer an seiner feinen, schlanken Gestalt und seinem edlen Dichterkopfe erfreute, wenn er mit freundlich dankendem Gruße mit dem fliegenden hellen Seidenhaare unter dem schwarzen Hute an mir vorüber ging.

Eduard Mörike, der liebenswürdige Poet, war schon kränkelnd als ich nach Stuttgart kam und die gute Stunde in seinem Zustande, die Hemsen wählen wollte, mich ihm zuzuführen, hat leider nie erscheinen wollen. Er war eben auch ein sonderbarer Heiliger und von Frau und Schwägerin gehütet, nicht leicht begrüßbar. Man mußte gleichsam erst eine Quarantaine der Verehrung aushalten, ehe man zu ihm gelassen wurde. Nun hat es mir an Verehrung für ihn allerdings nie gefehlt, denn viele seiner Gedichte stelle ich mit manchem andern Kritiker wegen ihrer volksthümlichen Ausdrucksweise und der gewissermaßen thaufrischen Gefühlsinnigkeit ihres Inhaltes neben solche von Goethe; aber es war mir in

meiner dramaturgischen Thätigkeit nicht immer diejenige Muße verstattet, die sich dem günstigen Augenblicke eines Leidenden jeder Zeit zur Verfügung stellen kann.

Auch darf man nicht vergessen, daß kurze Zeit nach unserer Übersiedelung nach Stuttgart der große Krieg mit Frankreich ausbrach und dieser vorerst alle Lust und Stimmung zu neuen Bekanntschaften jäh unterbrach. Das vorerwähnte Hinscheiden unseres Töchterchens that das Übrige, mich von Unbekannten fern zu halten und so kam es, daß der Wunsch Mörike näher zu treten, erst wieder rege wurde, als dessen Umstände es nicht mehr recht gestatten wollten.

Auf diese Weise ward ich um die Freude gebracht, einen Ruhm Schwaben's kennen zu lernen, den in Norddeutschland zu entsprechender Würdigung zu bringen: ich in meinen Dresdener Vorlesungen und in kritischen Besprechungen nie müde geworden war.

Glücklicher erging es mir mit Johann Georg v. Fischer, jenem anderen schwäbischen Lyriker, dem wir manches ansprechende und schöne Lied verdanken und welcher, meinem Dafürhalten nach, noch keineswegs die Anerkennung in so vollem Maße erhalten hat, als er sie verdient. Hat ihn Gottschall in seiner deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts z. B. doch auch nur als Dramatiker erwähnt und versäumt, seinen Gedichten „Gedichte" (1854), „Neue Gedichte" (1865), „Aus frischer Luft" (1872), „Neue Lieder" (1876) eine eingehende Kritik zu widmen, die sie durchaus nicht zu scheuen haben, weil sie voll zarter Empfindung und schöner Gedanken, auch der Form nach nicht selten den Stempel harmonischer Vollendung an sich tragen.

Es war mir eine angenehme Genugthuung ihm melden zu können, daß eine bedeutende Künstlerin Norddeutschlands es sich zur besonderen Aufgabe gemacht: Gedichte von ihm öffentlich mit tiefem Gefühl und entzückendem Wohllaut vorzutragen.

Der hochgewachsene schlanke Mann mit dem freien, klaren Blicke und jenem anziehenden Gesichtsausdrucke, der deutlich erkennen macht, daß er der Spiegel eines bewegten Seelenlebens ist, welches sich aus sich selbst und unter dem Drucke ungünstiger äußerer Verhältnisse langsam und schwer entwickeln mußte, nahm mich und diese Mittheilung freundlich auf, erwiederte höflich meinen Besuch und sprach mir seine Theilnahme aus, ohne daß diese indessen eine nähere Beziehung zu Stande brachte.

Johann Georg Fischer hat bekanntlich mehrere Trauerspiele geschrieben: „Friedrich der Zweite von Hohenstaufen", „Florian Geyer" und „Kaiser Maximilian von Mexiko" z. B. Die letzteren beiden verschlossen sich durch ihre Helden von vornherein dem Stuttgarter Hoftheater. Das erstgenannte Drama war unter meinem Vorgänger, Herrn v. Gall, gegeben worden, ohne sich indeß auf die Dauer lebensfähig zu erweisen. Ich vernahm von dem Dichter, daß er es gern wieder aufgegriffen gesehen hätte; so oft ich es aber auch darauf hin ansah, immer ward mir von dem Versuche abgerathen und ich selber vor dem Erfolge bange.

Dieser Umstand ist es vielleicht gewesen, der mir den Dichter entfremdete.

David Strauß, der zuletzt wieder in seine Geburtsstadt Ludwigsburg zurückgekehrt war, hätte ich gern einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen. Allein eine aufrichtige Freundschaft mit Agnes Schebest, seiner geschiedenen Gattin, die damals gesanglichen und dramatischen Unterricht in Stuttgart ertheilte und gerade Anton Schott, den jungen württembergischen Artillerie-Lieutenant, an dessen künstlerischer Ausbildung ich den wärmsten Antheil nahm, der Bühne zuführte, verhinderte das so lange, bis es leider zu spät wurde, um den Vorsatz auszuführen.

Mit Friedrich Notter, dem Übersetzer des Cervantes und Dante berührte ich mich verschiedene Male, jedoch nur flüchtig, weil derselbe, damals bereits fast ganz erblindet und sehr hinfällig geworden, für neue Erscheinungen eine blos geringe Theilnahme zu zeigen im Stande war. Von seinen biographischen Werken schätze ich besonders sein Buch über Uhland, das bei aller Weitschweifigkeit viel Treffliches in seiner Darstellung enthält.

Zu Karl Mayer, dem Sohne jenes so eigenartigen Dichters, welcher in der schwäbischen Poetenschule neben Uhland, Schwab und Kerner die kleinen Naturbildchen dichtete, welche manches Sinnige bieten, führte mich ein Brief von Ludmilla Assing. Mayer mit der Herausgabe und Redaktion des „Beobachters" beschäftigt, empfing mich wie jemand, der in der Arbeit gestört, nur halbe Aufmerksamkeit für den Besucher hat. Er durchflog die Zeilen Ludmilla's und wünschte mir Glück für meine Theaterstellung, indem er kurz angebunden hinzufügte: „Berührungspunkte freilich haben wir gar nit. In's Theater geh ich nit und in meinem Blatt wird

für gewöhnlich auch nit darüber geschrieben. Es hat halt jeder sein Sach' und sein Schuldigkeit drin."

Damit gab er mir die Hand so deutungsvoll, daß ich mir vorkam wie aus der Thür geschoben und daher nie wieder wagte, an dieselbe anzuklopfen. Nur von dem wackeren Ludwig Walesrode, seinem Mitarbeiter, hörte ich später dann und wann von seiner stets ziemlich herausfordernden Tagesschriftstellerei, welche ausschließlich der schwäbischen Volkspartei und darin jener Freisinnigkeit diente, welche republikanisch angehaucht, nicht ungern auch den Frondeur gegen Kaiser und Reich zu spielen, sich angelegen sein ließ.

Die hier kurz berichteten Bekanntschaftserfahrungen waren, wie man sich vorstellen kann, nicht eben geeignet, mich in der literarischen Welt Stuttgarts einigermaßen Fuß fassen zu lassen und mir eine rasche Einbürgerung in derselben zu verschaffen. Allein ich verzagte nicht und hoffte sie langsam auf andere Weise zu erreichen.

Du wirst die Zuneigung der Schwaben durch ihre Dichter gewinnen, dachte ich mir. Und wie gedacht, so gethan. Mit Eifer griff ich die Stücke Schiller's auf, die ich sämmtlich, zum großen Theil neu einstudiert, auf's Repertoir brachte mit Ausschluß des „Demetrius", den ich unaufgeführt lassen mußte, weil mir gesagt wurde, man sähe am Hofe nicht gern Stücke aus der russischen Geschichte dargestellt. Von Uhland brachte ich den früher schon gegebenen „Ernst von Schwaben" und neu „Ludwig der Bayer". Sogar das kleine Dramolet: „Normännischer Brauch", zu dem Max Seifriz eine reizende Musik gesetzt, ließ ich geben. Um den schwäbischen Dichtern überhaupt gerecht zu werden und dem Volke seine poetischen Schätze in ganzer Herrlichkeit zu zeigen, faßte ich den Plan, bei irgend einem passenden Anlaß unter dem Titel: „Vom schwäbischen Parnaß" in Deklamation und Gesang solche Gedichte in lebenden Bildern oder handelnden Personen vorführen zu lassen, die in sich ein dramatisches Moment aufwiesen. Aber auch hier zu meinem Bedauern, mußte ich gewahren, daß ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Das große Publikum schenkte meinen Bestrebungen nur geringe Theilnahme. Fast jede alte Posse fand mehr Zuspruch und lieferte größeren Geldertrag als die Werke echt schwäbischer Poesie. Der Hof besuchte fast ausschließlich nur die Oper und ließ mich oft

genug hören, daß ein klassisches Repertoir nicht selten eine Langweilerei sei. Die Zeitungen aber verlangten unausgesetzt die modernen Pariser Stücke, gegen deren Überschwang auf den deutschen Brettern ich von jeher in der Presse nachdrücklich gerifert, weil sie, nach meiner Ansicht, dem Geschmack und Sinn unserer Zuschauer über Ehe, Gesellschaftsleben und Sitte Anschauungen und Begriffe einimpfen, die mit den unseren nicht übereinstimmmen und überdies die nationale dramatische Schöpfung auf die Länge wesentlich schädigen müssen.

Unter solchen Umständen hatte ich zu wirken und in diesem Wirken manche bittere und schwere Stunde zu durchleben. Anhalt und Unterstützung fand ich nirgends. Auf meiner Theaterkanzlei saß ich einsam und verlassen wie auf einem verwunschenen Eilande. Das Leben und Treiben der Stadt rauschte daran vorüber, ohne irgend welches Interesse dafür zu zeigen. Dann und wann erschien allerdings der Hauptmann Georg Jäger, der eine „Schwäbische Lieder-Chronik" herausgab und mir von Eduard Paulus, C. Roller, Karl und Richard Weitbrecht, sowie von anderem dichterischen Nachwuchs in Schwaben berichtete; zuweilen kamen auch Oberst von Günthert, Professor August Wintterlin oder Professor von Rustige, um mir von ihren dramatischen Plänen zu erzählen.

Mit allen diesen wurden dann natürlich auch die Kunst- und Literatur-Verhältnisse in Schwaben erörtert. Daß sie sehr tröstlich klangen, läßt sich nicht eben sagen. Man erinnerte an den Maler Eberhard Wächter, dem seine Heimath nach seinem eigenen Ausspruche als „Vandalenland" galt, an seinen Genossen Gottlieb Schick, für den wenig gethan wurde und der so jung, im besten Aufstreben starb, an den Bildhauer Dannecker, der daheim nur geringe Aufmunterung fand und den Kunstmord heimisch in Schwaben erklärte, an Waiblinger, der in Rom in Armuth und Sorge verkam.

Von jeher ist Schwaben reich an Begabungen aller Art gewesen, kam man überein, aber selten hat es sie zu fördern sich angelegen sein lassen und sie zu nutzen verstanden. Einen Beleg dafür stellte in jüngster Zeit der Bildhauer Hofer, der, achtzigjährig, noch immer tapfer mit dem Meißel schaffte und zuletzt einen Raub der Proserpina in Marmor ausgeführt hat, der kühn und drastisch in der Handlung, in der Haltung der Gestalten nicht weniger künstlerisch verwegen erscheint. Für einen Greis in diesem Alter bewundernswürdig.

Welche Beachtung aber findet er? hieß es.

Daß dieſe Geſpräche nicht anzuſpornen und aufzurichten vermochten, kann man ſich wohl denken. Ich mußte mir im Stillen geſtehen, daß Stuttgart's Boden mehr geiſtige Stärke und Selbſtſtändigkeit erforderte, als ich in mir trug. Etwas Theilnahme, Stütze und wohlwollende Weiſung hätten mich, glaube ich verſichern zu dürfen, Tüchtiges leiſten machen. Aber ich blieb im Kern der Sache d. h. in allem Künſtleriſchen allein auf mich ſelbſt verwieſen und unter einem Drucke, unter dem alle Kunſt in Stuttgart leiden zu ſollen ſcheint. In allen künſtleriſchen und literariſchen Kreiſen hörte ich darüber ſeufzen. Nirgends ſtieß ich auf heiteres, freies Vollbringen, auf gehobenen, beflügelten Sinn.

In Berlin, Dresden, Leipzig, Hamburg und wo ich ſonſt kürzere oder längere Zeit geweſen, überall hatte ich freudigen Anſchluß und in meinem Berufe thätigen Beiſtand gefunden. Wäre mir in einer dieſer Städte die Leitung eines Theaters anvertraut worden, ſo würde ich, wie meine Überzeugung iſt, eine Art Mittelpunkt geworden und in einen lebendigen Wechſeltauſch mit den Freunden der dramatiſchen Kunſt und den geiſtvollen Leuten des Platzes getreten ſein. Warum das in Stuttgart nicht möglich war, frage ich mich noch heute. Die Schwaben werden ohne Zweifel ſagen: weil du eben der Mann nicht für deine Stellung warſt. Aber das war dann freilich noch niemand vor mir, denn allen meinen Vorgängern erging es wie mir. Ich habe die Theaterakten und die Blätter aus ihrer Zeit ſorgſam geleſen, und darin gefunden, daß man ſie angegriffen, befeindet und brach gelegt wie mich. Daß es bei mir beſonders geſchehen, weil ich die Schwaben mißachtet und nie getrachtet mich mit ihnen in gutes Einvernehmen zu ſetzen, muß ich indeß nach dem hier Berichteten und dem, was ich über Schwaben und namentlich über manche ſeiner Dichter geſchrieben, entſchieden läugnen. Man leſe, was ich hier und dort über Schiller, Uhland, Hölderlin und Andere veröffentlicht, man leſe auch die verſchiedenen Prologe, die ich zu feſtlichen Gelegenheiten für das Hoftheater verfaßt*) und jeder gerecht Denkende und Unbefangene, wird, wie ich wohl annehmen darf, mir in dieſem Läugnen beizuſtimmen ſich veranlaßt finden.

*) Siehe: „Fünfzehn Jahre Stuttgarter Hoftheaterleitung"

Regiſter.

Ackermann, Charlotte, 117.
Aegidi (nicht Argidi, wie im Text verdruckt zu leſen) 205.
Agoult, Gräfin d', 78.
Ahlefeldt, Gräfin v., 46, 54, 100.
Alexis, Willibald, 186.
Anmuth und Liebenswürdigkeit 127.
Anzengruber, Ludwig, 155, 189.
Arens, Frl., Schauſpielerin, 58.
Arnim, Achim v., 3, 68, 219.
Arnim, Bettine v., 2, 10, 23, 24, 50, 51, 56, 57, 60, 61—65, 67, 72 (Liszt), 74 (Beethoven), 87, 228.
Arnim, Giſella v., 50, 51, 61, 64, 65.
Aſcher, Anton, 229—232.
Aſcherſon, Doktorin, 51.
Aſſing, Ludmilla, 1—102, 298, 305.
Aſſing, Dr. J. D., 2.
Aſſing, Roſa Maria, 2, 12, 13.
Aſſing, Ottilie, 3, 95—98.
Auerbach, Berthold, 39, 49 (Dorfgeſchichten) 113, 140—147.
Auersperg, Graf v. (Anaſtaſius Grün), 231.
Auguſta, Königin von Preußen, 142.

Bauernfeld, Eduard v., 155, 189, 231 (Geburtstagsfeier), 252.
Batſon, Jean, Baptiſt, 99.
Bariel 65.
Baſſermann, Aug., 265.
Battaglia, Francesco, 95.
Becher-Stowe 43.
Benedix, Roderich, 252.
Bentheim, Prinz v., 5.
Bernhardo, Aug. Ferdinand, 58.
Beuſt, Miniſter, Graf von, 163—171, 276.
Bieſter, Johann Erich, 38.
Bilgner, General v., 156.
Birch-Pfeiffer, Charlotte, 146, 223, 255.
Bismarck, Fürſt, 126, 163, 166, 167 (Schleswig-Holſtein), 168, 169.
Blanckarts, Moritz, 93, 176—.79.
Blum, Karl, 225.
Blumenthal, Oskar, 189.
Boas, Eduard, 58, 59 („Der alte Fritz und die Jeſuiten").
Bock, Frau v. (Schroeder-Devrient), 40, 57.
Boeckh, Auguſt, 116.
Bognar, Friederike, 263, 264.
Böhme, Jakob, 268.
Bohn, Hermann v., 234.
Bonnat, Leon, 90 (Victor Hugo's Bildniß.)
Bordeaux, Herzog v., 21.
Börne, Ludwig, 164, 180.
Brandenburg, Gräfin v., 49, 50.
Brandt, Philipp rine, 33.
Brentano, Clemens, 3, 56, 67, 219.
Breuning, Dr. v., 137.
Bühnen-Verein 171, 172 (Hauptverſammlung).
Bülow, Graf v., Miniſter, 10.
Bülow, Hans v., 175.
Bulthaupt, Heinrich, 155, 189.
Bürger (Penſion) 91.

Carolath, Fürſt v., 201.
Carrière, Moritz, 91, 140 (Weihnachtsgruß).
Caſtelar, Emilio, 192.
Chambord, Herzog v., 182–183.
Chamiſſo, Adalbert v., 3, 21–22.
Cironi, Piero, 80, 81.
Conſcience, Henrik, 182, 183–185.
Corneille 117.
Cornelius, Maler, 90 (Fresken in München).
Crayen, Frl. von, 23, 37.
Crépet, Eugène, 24.
Crüſemann, Schauſpieler, 41.
Cuſtine, Adolf Marquis von, 149 (Charakteriſtik der Franzoſen).

Dannecker, Johann Heinrich von, Bildhauer, 307.
Daun, Chriſtine, 281.
Dawiſon, Bogumil, 91. (Rolle des Benedikt in „Viel Lärm um Nichts".)
Denker, Frl., 283.
Deſſoir, Ludwig, Schauſpieler, 53.
Devrient, Ludwig, 227.
Devrient, Eduard, 283.
Dichtung, Unſere, 128.
Diebe, Charlotte, 118.
Diderot 38.
Dingelſtedt, Franz von, 120, 121, 231, 257, 278–288.
Donndorf, Prof. Adolf, 234, 274.
Döring, Theodor, 48.
Dore (bei Varnhagen) 18, 19.
Dramatiker, Alte und neue, 228.
Dumas, Alexander, Vater, 75, 250.
Dumas, Sohn, 272.

Eichendorff, Joſeph von, 219.
Elßler, Fanny, 17–19.
Eybl, Anton von, 57.
Eunicke, Friedrich und Thereſe, (Mitglieder der Berl. Oper) 38.

Fichte, Johann Gottlieb, Philoſoph, 38.
Fiſcher, Johann Georg von, 304, 305.
Fitger, Arthur, 189.
Fontane, Theodor, 275. (Engliſche Preſſe über Engländer.)
Förſter, Ernſt, 91.
Fouqué, Baron Friedrich von, 82 („Undine".)
Frank, Dr., 52.
Frankreich (Deutſches Montagsblatt) 186.
Franzoſen, 1870 u. 1871, 84.
Freiligrath, Ferdinand, 142, 143, 144 (über Auerbach), 296 (über Johanna Kinkel), 298.
Freytag, Guſtav, 107, 110, 111, 113, 116, 252.
Friede, 1871, 84, 85.
Friedrich der Große 191, (Deutſche Literatur), 245.
Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen 7, 8.
Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen 10, 11, 245.
Funk, Heinrich, 234, 235.
Fuhr, Lina, 41.

Gambetta 127, 138 (Im Verhältniß zu Bismarck), 173, 174 (Tod. Napoleoniden, Orleaniſten.)
Ganghofer, Ludwig 155, 189.
Gans, Eduard, 38.
Garibaldi 77, 79, 84 (Gegen Deutſchland), 88, 171 (Tod.)
Garibaldi, Ricciotti, 80.
Gautier, Theophil, 75.
Geibel, Emanuel, 143, 193–223, 266.
Gelegenheit 127.
Gentz, Friedrich von, 6, 7, 17, 18.
Gerok, Karl, 302, 303.
Gerſtäcker, Friedrich, 121, 122.
Gervinus, Georg Gottfried, 47, (Geſchichte des 19. Jahrh.), 116.
Girardin, Madame de, 53.
Glaßbrenner, Adolf und Adele, 224.
Goethe 9, 13, 17, 81, 143 (Auerbach's Vorliebe für Goethe) 147, 151, 237, 238, (Theater) 239, 250, 272.

Goethe 66 (Über „Werthers Leiden).
Goethe 68 (Briefwechsel mit Zelter).
Goethe 81 (Über Meisters Wanderjahre).
Goethe, Frau v., 39.
Görner, Karl August, 58, 224–227.
Gottschall, Rudolf v., 40, 44, 45, 46, 51, 52, 155, 161, 189, 223.
Gravenreuth, Frau v., 108, 109.
Greif, Martin, 189.
Grenzboten 68, 69, 107, 110.
Grillparzer, Franz, 116, 235, 252.
Grimm, Bruder, 64.
Grimm, Hermann, 23, 60, 65, 68, 75 (Schweiz).
Grimelli, Cleo, 85, 86.
Großherzogin von Weimar 280.
Großherzog von Weimar 284.
Gubernatis, Prof. de, 80.
Günthert, Julius v., Oberst, 307.
Gutzkow, Karl, 2, 6, 7, 13, 14, 20, 45, 83 („Wally"; Über seinen Tod), 99, 102–117, 118, 119, 120, 239 (Theater), 252, 266, 269, 283, 284 („Uriel", später „Komödie der Besserungen").

Haan, v., Maler, 91.
Hackländer, Friedr. Wilh. v., 162, 298.
Halevy 157.
Hallberger, Eduard u. Frau, 298, 299.
Hallberger, Karl, 299.
Haim, Friedr. (Freih. v. Münch-Bellinghausen), 225, 252.
Hamlet-Erklärung der Breslauer Volkszeitung 159, 160.
Hardenberg, Fürst, 8, 124 (Berliner Hoftheater).
Hartmann, Moriz, 48.
Hauenschild, Georg v., (Max Waldau), 44.
Haupt, Orgelspieler, 70.
Hebbel, Friedrich, 113, 116, 252, 285 („Nibelungen").
Hegel, Georg Wilh. Friedr., Philosoph, 38.
Heine, Heinrich, 9, 12, 13, 17, 36, 56, 76 (Tod), 105, 110 (Stellung zu Gutzkow), 115, 266, 267 (Deutschland und Frankreich im Verhältniß zu Elsaß-Lothringen).
Helene, Großfürstin von Rußland, 131.
Heller, Robert, 110, 262, 282.
Helvig, Amalie v., 38.
Hewsen, Wilhelm, 142.
Hendrichs, Hermann, 41, 255.
Herder 227 (Ueber Ausländerei der Deutschen), 270 (Wie Deutsche von sich selber denken und sprechen), 273 (Vernunfttestament der Deutschen).
Herz, Henriette, 5.
Herzfeld, Dr. Albrecht, 93, 261.
Heyse, Paul, 139, 140, 155, 189, 221 (Ueber Geibel).
Hetzereien, Französische, 235–236.
Hittl, Frau, 49.
Hitzig, Eduard, 38.
Hofer, Bildhauer, 307.
Höfer, Edmund, 142, 143, 160–163, 186, 198.
Holderlin, Friedrich, 266, 308.
Holtei, Karl v., 87, 88 (Königstreue), 147.
Hoppe, Clara, 39, 48, 53.
Horn, Franz, 38.
Horn, Georg, 250.
Hotho, Heinrich Gustav, Prof., 116.
Hugo, Victor, 171, 250.
Hülsen, Botho v., 171, 172.
Hufeland, Christoph Wilhelm, 38.
Humboldt, Wilhelm v., 8, 118 („Briefe an eine Freundin").
Humboldt, Alexander v., 10, 11, 72, 118.

Ibsen, Henrik, 272.
Iffland, Aug. Wilhelm, 227.
Immermann, Karl, 180, 239 (Theater).
Jäger, Georg, Hauptmann, 307.
Joachim, Geiger, 64, 65, 68, 75.
Joseph der Zweite 124 (Ueber Theater).
Joubert, Joseph, 193.
Journalismus 176.
Joy, Arminella, 51.

Kalkreuth, Gräfin Mathilde, 23, 51, 52, 55, 57, 66, 68, 75.
Kaulbach, Wilhelm, 71.
Keller, Gottfried, 24, 60 („Grüne Heinrich"), 75, 223, 224.
Keller, Joseph von, Kupferstecher, 177.
Kerner, Justinus, 3.
Kinkel, Gottfried, 145, 276, 288—297.
Kleist, Heinrich von, 250—288 (Kleist-Prolog).
Kögel, Dr., Domprediger, 221.
Kohl, Joh. Georg, der Reisende, 56.
Kolb, Dr., 91.
Kotzebue, August von, 8.
Kreuzzeitung 77.
Krieg von 1866, 84.
Kritik der Neuzeit 114.
Kronprinz Rudolf von Oesterreich 137 (Im Theater).
Krüger, Franz, Maler, 38.
Kruse, Heinrich, 155, 189.
Kücken, Friedrich, 128, 156—159.
Kühne, Gustav, 13, 16.
Kuh, Emil, 112.
Kunst, Echte, 127.
Küstner, Karl Theodor von, 255, 256.

„Lady. Tartüffe," 52.
Langbein, Aug. Friedr. Ernst, 38.
Lazoche, Sophie von, 100.
L'Arronge, Adolf, 155, 189.
Laube, Heinrich, 13, 16, 20, 82 („Junges Europa"), 105, 109, 110 (Verhältniß zu Gutzkow), 116, 124, 125, 225, 231, 246—[illegible]0, 283.
Lavallade, Hulda von, 49.
Lehfeld, Otto, 281.
Leibnitz, Gottfried Wilh., Freih. v., 182.
Lenné, Peter Joseph, Landschaftsgärtner und Garteninspektor, 62.
Lenau, Nikolaus von, 39—40.
Leo, Heinrich, Prof., 51.
Lessing, 117 (Ueber das französische Theater sonst und jetzt), 151, 153, 154, 180, 236, 237, 250, 275 (Französische Stücke über Franzosen).
Leist, Maler, 49.
Leutze, Emanuel, 177.
Lewald, August, 159.
Lewald, Fanny, 23, 36, 43, 44.
Lienhard, Julie, 92, 95.
Liezenmeyer, Maler, 178.
Ligny, Tochter des Fürsten von, 38.
Lind, Jenny, 57.
Lindau, Paul, 90 („Marie und Magdalena"), 155, 189, 277.
Lindpaintner, Peter von, 157, 159.
Lingg, Hermann, 91, 189.
Liszt, Franz, 69, 70, 71, 72, 176.
Löher, Franz von, 91.
Löwe, Feodor Dr., 280, 281.
Ludwig der Zweite, König von Bayern, 142.
Ludwig Ferd., Prinz von Preußen, 5.
Ludwig, Otto, 113, 252.

Maler, Moderne, 90.
Malzen, Frl. von, 65.
Manteuffel, Minister v., 24.
Mayer, Marie, 90, 91.
Mayer, Karl, 305, 306.
Maltitz, Freiherr Apollonius v., 285.
Maximilian II., König v. Bayern, 213.
Mazzini 80, 88.
Menschen, Poetische u. prosaische, 176.
Menzel, Wolfgang, 83 („Wally"), 104.
Metternich, Fürst v., 6, 9, 10, 167.
Michaelson, Theateragent, 31.
Milanollo, Therese, 48.
Mintrop, Theodor, 177.
Mockel, Johanna (Kinkel), 289, 290, 291, 292, 293, 294.
Mörike, Eduard, 303, 304.
Molique, Geiger, 157.
Monarchismus in Frankreich 172—173.
Mosenthal, Salomon Hermann 116, 252.
Moser, Gustav v., 155.
Mozart 275 (Ueber deutsche Oper).
Müller, Otto, 296.
Mundt, Theodor, 3, 4, 13, 16, 34, 47, 109, 110 (Verhalten zu Gutzkow), 183.
Mundt, Clara (Mühlbach), 34, 163.

Napoleon I., 5, 14.
Nähmaschine 61.
Nationaltheater, Deutsches, 151.
Neander, Joh. Aug. Wilh., Prof., 23.
Neher, Bernhard v., 178, 274.
Neiperg, Graf, 128.
Ney, Elisabeth, 24, 71.
Nimptsch, Frau v., 24, 51, 52.
Nißel, Franz, 252.
Notter, Friedrich v., 305.

Olfers, Herr und Frau v., 49, 80.
Ongaro, Dall', 80.
„Onkel Tom's Hütte" 43—44.
Ossann, Friedrich Gotthilf, 38.

Pabst, Julius, 113, 171.
Paalzow, Emil, 24, 46.
Palm, General, 46.
Paulus, Eduard, 307.
„Pantheslea" von H. v. Kleist 175.
Pfuel, General v., 10, 24, 60, 74.
Platen, August v., 88, 268.
Preisgericht Dramaturgisches in Berlin, 115, 116.
Preußen als Führer von Deutschland in seinem Verhalten zu Literatur u. Kunst 244—246.
Privilegien des Berl. Hoftheaters 115.
Prutz, Robert, 225, 283.
Pückler, Fürst Hermann, 24, 51, 256.

Raabe, Wilhelm, 298.
Racine 117.
Ranke, Prof., 73.
Ratti, Maler, 65.
Ratisbonne, Louis, 150.
Raupach, Ernst, 225.
Ray, Madame, 64.
Reichstag, Deutscher (Ueber Theater), 224—226.
Reinbeck, Frau, 40.
Rellstab, Ludwig, 73.
Renan, Ernst, 126 (Religiöse Bewegung unseres Zeitalters).
Rettich, Julie, 255.
Richter, Jean Paul Friedr., 127 (Ueber Glück).
Ring, Max, 23, 51, 52, 57, 58 („Dichter und Wäscherin").
Rinaldi 188.
Robert, Friederike, 5.
Rodenberg, Julius, 23, 55, 57, 64.
Romane, Moderne, 82.
„Romeo und Julie", 41—42.
Roller, C., 307.
Rötscher, Heinr. Theod. (Prof., 180, 283.
Rott, Moritz, 42.
Rotteck, Karl, v., 7.
Rückert, Friedrich, 266.
Rüdiger, Frau Oberregierungsrath, 69.
Ruhle, General von, 10.
Rustige, Heinr. v., Prof., 234, 298, 307.

Saagert, Hermann, 46, 54.
Saldern, Marie, 93.
Sallet, Friedrich v., 106.
Sand, George, 69 („Laura").
Sand, Karl Ludwig, 8.
Scudder, Horace, 140.
Schadow, Joh. Gottfr., Bildhauer, 38.
Schack, Graf v., 155, 189, 190.
Schauspieler, 232—235.
Schenkendorf, Max v., 194, 221.
Schick, Gottlieb, 307.
Schiller 151, 153, 154, 191, 238 (Theater), 250, 272 (Idealismus), 306, 308.
Schinkel, Karl Friedr., 38.
Schlegel, Friedr. v., 6.
Schlegel, Johann Elias 151.
Schlegel, A. W. u. Friedr. v., 68 (Verhältniß zu Goethe).
Schlechta, Herr v., 106.
Schleiden, Matthias Jakob, 128—138.
Schlichtkrull, Frl. v., 52.
Schleswig-Holstein 84.
Schmerling, Ritter v., 257.
Schmidt, Julian, 110, 112.
Scholz, Julius, Maler, 61 (Bildniß von Ludwig Philipp).

Schönthan, Franz v., 155, 189.
Schücking, Levin, 186.
Schratt, Kathi, Schauspielerin, 265.
Schubert, Christ. Friedr. Daniel, 142.
Schurz, Karl, 293.
Schwab, Gustav, 3.
Schwab, Christian, 93, 142.
Schwaben, Die, 290.
Shakespeare 117, [illegible].
Siegel, Advokat, 165, 166.
Sievers, Jegor v., 24, 44.
Sohn, Karl Ferdinand, 177.
Solmar, Frl., 23, 39, 51, 52, 69, 71.
Sophie, Erzherzogin von Oesterreich, 137 (Im Theater).
Stahr, Adolf, 23, 44, 45.
Staegemann, Friedrich August v., 7, 9.
Steffens, Witwe Henrik u. Tochter desselben, 24.
Stein, Minister v., 8.
Stern, Adolf, 112.
Sternberg, Alexander, Graf v., 23, 36, 37, 44, 52, 55, 68 (Museum), 69 (Royalisten), 71, 74, 75, 107, 223.
Stieglitz, Heinrich u. Charlotte, 36.
Stöhr, Emil, 91.
Strakosch, Alexander, 260–262.
Strantz, Frl. v., 65, 67, 68.
Strauß, David, 305.
Suckow, Frau v. (Emma Niendorf), 53 („Lenau in Schwaben") 127, 159, 162 (Höfer).
Szarvady 75 (Heines Tod).

Tageschriftstellerei (Zeitungen) 179.
Taillandier, St. Rene, 106.
Talleyrand 6.
Talleyrand, Französ. Gesandter in Karlsruhe, 70.
Tarnow, Fanny, 24.
„Tartüffe" von Molière 48.
Tassara, Bildhauer, 80.
Taylor, Bayard 139.
Taylor, Marie, geb. Hansen, 140.
Tegel, Schloß, 54.
Testament, Neues, 125, 126. (Christus und das Judenthum).
Tettenborn, General von, 5.
Therese (Frau von Bacheracht) 42, 43. 45, 105, 117–123.
Theaterspielen 223.
Tholuck, Friedr. Aug. Gottfreu, Theologe, 51.
Tidemand, Adolf, 177.
Tieck, Ludwig, 3, 51 (Tod), 180, 219.
Tocqueville, Henri Alexis von, 148. (Charakteristik der Franzosen).
Töpfer, Karl, 283, 284.
Turgenjeff, 182, 185, 186, 272.
Treskow, Frau und Ada von, 24, 51, 55.
Treskow, Oberstlieutenannt von, 235.

Uhland, Ludwig, 3, 7, 22, 52 (Berlin), 79 (Tod), 204, 219, 298, 303, 304, 306, 308.
Ungelmann, Karl Wilh. Ferdinand, Schauspieler, 227.
Urtheil, Vorurtheil, 127.
Uttenhoven, Frau von, 24.

Varnhagen von Ense, 1, 2, 4–26, 58, 76, 77 („Tagebücher"), 101, 102.
Varnhagen von Ense, Rahel, 4, 5, 9, 10, 13, 14.
Vehse, Eduard, 24, 51, 55, 56, 66, 69.
Verhalten der Deutschen gegen französische Beleidigungen 236.
Vigny, Alfred von, 150 (Charakteristik der Franzosen).
Vischer, Friedrich von, 300–302.
Vogl, Frau, Sängerin, 90 (Fidelio).
Volksausgaben unserer Klassiker 175.
Voß, Richard, 189.

Wächter, Eberhard, 307.
Wagner, Richard, 51.
Wahrnehmung über die deutschen Theaterleiter 236–244.
Waiblinger, Wilhelm, 307.
Weilbrecht, Karl und Richard, 307.

Werder, Prof., 67
Wichern, Dr., 106.
Wichert, Ernst, 155, 189.
Wienbarg, Ludolf, 13, 109
Wildbrandt, Adolf, 155, 189
Wildenbruch, Ernst v., 155, 189
Williſſen, General v., 10
Wilhelm I., König von Württemberg, 158
Wilhelm I., König von Preußen, 142, 213, 218 (Kaiſer), 250.
Winterberger, Schüler Liszts, 70
Wiſttterlin, Aug., 307.
Witte, Frl., 51
Wittenberg, 117.
Wittgenſtein, Fürſtin v., 69, 70 (Tochter)

Zeller, Maler, 65.
Zeit, Erſchreckende, 192, 193 (Idealismus und Realismus)
Ziegler, Alexander, 139
Ziel, Ernſt, 221 (Geibel's Tod).
Zimmermann, Friedrich, Gottlieb, Dramaturg, 180
Zſchille, Kanzleirath, 164, 176